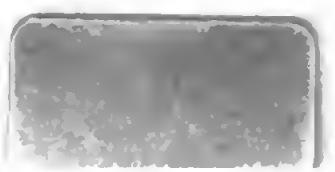
721

Per. 3977 d. 163
1SC9(1-2)



Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
VOM JAHRE
1809.

SECHSTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.

MIT EINER KUPFERTAFEL.

JANUAR, FEBRUAR, MÄRZ.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1809.

(Programm nebſt dazu gehörigem Kupfer wird nächſtens nachgeliefert werden.)

Digitized by Google

P R O G R A M M

ZUR

J E N A I S C H E N

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

J A H R G A N G 1 8 0 9.

I.

Altes Gemälde.

Das in vorſtehendem Kupferſtich verkleinert abgebildete Gemälde von ſeltener Vortrefflichkeit wurde durch ein günſtiges Ungefähr vor nicht langer Zeit einem unſerer Freunde zugewendet. — Von welches groſsen Künſtlers Hand ſolches herrühre, mögen wir auszumachen nicht unternehmen, theils weil es ſchwer iſt, die einmal anders Geſinnten in dergleichen Fällen von ihrer Meinung abzubringen, theils weil in der That ein Irrthum leicht kann begangen werden. Uberdieſs hat der wahre Werth eines Kunſtwerks mit dem Namen, den es führt, eigentlich nichts zu ſchaffen; und ſo ſoll auch unſer Bericht von dem hier in Frage kommenden Gemälde ſich ohne Nebenabſicht bloſs mit den weſentlichen Verdienſten deſſelben beſchäftigen.

Alt iſt das Werk unſtreitig, und im Ganzen ziemlich wohl erhalten; wahrſcheinlich aber iſt der Ton der Farben überhaupt etwas dunkler geworden, als er anfänglich ſeyn mochte. Geſchmack und Behandlung erinnern, das kann niemand leugnen, zunächſt an Correggio. Aus dieſer Urſache werden wir uns im Verfolg oft auf denſelben vergleichend berufen müſſen: allein es geſchieht keineswegs mit dem Vorhaben, ihm unſer Bild beſtimmt zuzueignen, ſondern allein darum, weil zur Prüfung deſſelben keines anderen Malers Werke einen ſo ſchicklichen und zu gleicher Zeit hohen Maſsſtab darbieten.

Betrachtet man nun erſtlich die Erfindung und Compoſition überhaupt: ſo erſcheint hier zwar nicht der hohe Grad ſentimentaler Innigkeit, wie etwa in Correggio's bekannter Vermählung der heil. Catharine, oder in der Madonna *la Zingara*, oder der Madonna mit dem Kinde, dem ein Engel Früchte bringt; auch iſt in den eben genannten Bildern die Anordnung eleganter: indeſſen fehlt es dem unſeren ebenfalls nicht an Zartgefühl und dem freundlichen Beyſammenſeyn, welches Correggio in ſeinen Bildern ſo gerne darzuſtellen unternahm, und welches ſelten einem anderen ſo gut als ihm gelungen iſt.

Die Formen ſind ſo, wie ſie dieſem groſsen Meiſter gewöhnlich waren: weniger ausſchweifend und rundlich als im St. Georg zu Dresden, oder in der Kuppel zu Parma u. ſ. w., gleicht der Geſchmack der Zeichnung in unſerem Bilde am beſten der Zeichnung im Gemälde vom heil. Sebaſtian. Nicht ohne Wahrſcheinlichkeit würde man ſogar muthmaſsen können, das junge Mädchen ſey mit dem jungen Mädchen in jenem Gemälde, welches eine Kirche in der Hand hält, nach einerley Modell, nur um ein oder ein paar Jahre ſpäter gemalt. Ähnlichkeit mit den Zügen des Pfeilſchnitzers läſst ſich ebenfalls nicht verkennen, und Köpfe, welche mit dem Kopf des Knaben übereinſtimmen, ſind ohne Mühe häufig in Correggio's Werken nachzuweiſen.

Es dürfte faſt ſcheinen, als ob wir hiemit dem berühmten Haupt der lombardiſchen Schule einförmige Manier in ſeinen Bildungen vorwerfen wollten: indeſſen iſt der Sinn unſerer Bemerkungen durchaus nicht tadelnd. Das Manierirte entſpringt nicht daraus, daſs ein ſehr ſchönes oder intereſſantes Geſicht in verſchiedenen Bildern öfter erſcheint, denn auch im Leben ſieht man dieſelbe ſchöne Geſtalt gern oft; ſondern, wenn derſelbe Ausdruck, Geſtalt, Motive u. ſ. w. ſchicklich und unſchicklich bis zum Überdruſs wiederholt ſind, und der Beſchauer gleichſam ſchon zum Voraus weiſs, was er zu ſehen bekommt. Die gröſsten Meiſter, Rafael ſelbſt nicht ausgenommen, haben gewiſſe Favoritgeſichter, welche ſelten in einem ihrer Bilder fehlen, und Kunſt und Gemüth hat ſich gewöhnlich in denſelben am beſten ausgedrückt.

Correggio brachte im Ausdruck, beſonders bey jugendlichen Figuren, Weibern und Kindern, die ihm eigenthümlichen frohen Minen, ein heiteres Lächeln mit geöffnetem Munde und ſtark vertieften Seiten deſſelben an; ſeine Nachahmer ſind darüber faſt allemal ins carricaturmäſsige Manierirte verfallen, und zuweilen hat er auch ſelbſt, zumal in ſeinen ſpäteren Arbeiten, ein wenig die Grenzlinie übertreten. Wir können daher ſagen, daſs in dem Bilde, von welchem hier die Rede iſt, das Verdienſt des Ausdrucks vorzüglicher und naiver ſey, als es ſonſt in den meiſten Arbeiten des Correggio zu ſeyn pflegt. In dem Mädchen beſonders bemerkt man einen ſo hohen Grad von jugendlicher, ſorgenfreyer Unſchuld, von reinem, menſchlichem Daſeyn ohne Anſpruch, ohne Ziererey, daſs keine Nachahmung ihn erreichen, keine Worte beſchreiben können. Der Knabe, ſo vortrefflich er auch an ſich iſt, gleicht ſchon etwas mehr jener allgemeinen, vorhin angedeuteten, dem Correggio gewöhnlichen Weiſe, doch dergeſtalt ge-

Digitized by Google

mafsigt, dafs, im Fall das Bild wirklich für eine Arbeit dieſes Meiſters gelten ſollte, man eben daher auch zu ſchlieſsen berechtigt wäre, es gehöre nicht zu den ſpäteren Arbeiten deſſelben, und ſey wahrſcheinlich verfertigt worden, ehe noch im Fortſchritt ſeiner Kunſt einiges Übertriebene ſich eingefunden hatte. Bey fernerer Betrachtung des Werks wird der Beſchauer von dem höchſtbelebten Kopf der Alten angezogen. Man glaubt ihre Stimme, ja das Geſchrey zu vernehmen, womit ſie das unbefangen blickende Mädchen auf einen aufser dem Bilde gedachten Gegenſtand aufmerkſam machen will, und, wie der Künſtler eben hier als vollendeter Meiſter gewaltet, verdient unſere höchſte Bewunderung; er hat dieſer Alten groſse Formen, edle Züge mitgetheilt, aber nebenher den Adel der Form durch eine groſse Warze an der Seite, und durch den erwähnten gemeinen Ausdruck des Geſchreys wieder danieder gehalten, dem Beſchauer gleichſam zum Scherz überantwortet.

In Betreff des Colorits ſind wir ſehr geneigt zu glauben, unſer Bild habe durch Einwirkung von Zeit und Zufällen einige Veränderung erfahren. Zwar iſt die Farbe immer noch gut, indem ſie harmoniſch und in den Übergängen bewundernswürdig in einander flieſsend iſt; aber eine ſo blühende Carnation, wie allenfalls von einem Werke erwartet werden dürfte, das, in Gemäſsheit ſeiner übrigen Eigenſchaften, die Vergleichung mit den Arbeiten des Correggio nicht ſcheut, findet ſich gegenwärtig nicht mehr, ausgenommen an des Mädchens Ohre, einem der ſchönſten, welche von moderner Kunſt gebildet worden, und wo vielleicht ſtärkerer Farbenauftrag weniger Veränderung des urſprünglichen Tons erlaubte, als an anderen Theilen. Denn dafs Veränderung wirklich Statt gehabt haben müſſe, läſst ſich augenſcheinlich an der Stirne des mehr erwähnten Mädchens nachweiſen, welche im Verhältniſs zu den übrigen Theilen des Geſichts nicht mehr licht genug iſt. Die Schattenpartieen mögen durchgängig etwas tiefer geworden ſeyn; doch iſt nichts ſchwarz, ſondern alle Gegenſtände noch immer vollkommen deutlich, der Ton überhaupt vortrefflich und das Werk, von dieſer Seite betrachtet, muſterhaft. Wir können dieſes um ſo mehr behaupten, da auch die Anlage von Licht und Schatten im groſsen Geſchmack gedacht iſt, ſo daſs breite ruhige Maſſen entſtehen, welche das Ganze in höchſter Deutlichkeit und gefällig fürs Auge erſcheinen laſſen.

Die Falten ſind ebenfalls nach dem Princip der Maſſen gedacht, gelegt und gemalt, mit groſsen Brüchen, ſo wie ſie in Correggio's Bildern gewöhnlich vorkommen. Der weiſse Hemdeermel des Mädchens hat zwar einige ſchmalere und tiefere Falten; allein es iſt ſehr wahrſcheinlich, daſs verſchiedene anfänglich leichte Schatten an dieſer Stelle, theils durch die Zeit, theils durch Reſtauration etwas auffallender geworden ſind.

Über die Vertheilung der Farben zur harmoniſchen Wirkung des Ganzen geſtatten uns der geringe Umfang des Bildes und ſeine wenigen Figuren keine weitläuftigen Anmerkungen; nur ſo viel iſt zu melden, daſs auch dieſer Theil des Werks zweckgemäſs iſt, und ſich darin wie in allen übrigen bereits abgehandelten Eigenſchaften gute alte Zeit, Geſchmack und Meiſterſchaft ankündigen. Der oben gedachte weiſse Hemdeermel des Mädchens iſt die zuerſt auffallende Farbenmaſſe; demſelben zunächſt zeigt ſich der Rock dieſer Figur von gedämpftem Orangegelb. Der Alten ſcheint ein ins Grüne fallendes Gewand gegeben zu ſeyn, welches ſich kaum noch vom dunkeln Grunde unterſcheidet; das Kopftuch derſelben iſt ſehr niedergehaltenes Weiſs. Der Knabe hat ein Kleid von noch mehr geſchwächter Farbe, das vielleicht ungebleichte Leinewand bedeuten ſoll. Durch dieſe Anlage der Farbenmaſſen entſteht eine ſchöne Stufenfolge und milde Abweichung derſelben aus der hellen Mitte nach dem dunkeln Grunde hin, in der Art wie Correggio, wenn er wirklich Verfertiger des Werks wäre, ſie ungefähr würde gemacht haben.

An einem Gemälde von ſolchen ausgezeichneten Verdienſten, wie das, von welchem hier geredet wird, kann man ganz natürlich auch eine meiſtermäſsige Behandlung erwarten. Sie äuſsert ſich indeſſen nicht in mächtigen auffallenden Strichen, ſondern verhirgt ſich gleichſam, und will geſucht ſeyn. Es iſt die Eigenſchaft hoher Kunſtwerke, daſs ſie durch kein Werkzeug oder mechaniſches Wirken hervorgebracht, ſondern als Naturproducte erſcheinen, und ſo iſt es mit dem unſeren allerdings beſchaffen. Die Geſichter des Mädchens und des Knaben ſind wie durch göttlichen Willen ins Daſeyn gerufen, ohne Zuthun des Pinſels. An dem mehr zurücktretenden und im Schatten ſtehenden Kopf der Alten hingegen laſſen ſich ſehr freye breite Pinſelſtriche bemerken, wunderbarliche Meiſterſchaft, Bewegung und Wiſſen in dem Geflechte der Muskeln und Falten am unteren Theile des Geſichts. Ganz auſserordentlich leicht, frey, weich und wahrhaft ſind auch die blonden Haare des Mädchens gemalt.

Man erlaube uns hier die Einſchaltung einiger Betrachtungen über Kunſtrichter und Kenner, und über die Schwierigkeit, in Gemälden den Meiſter derſelben auszumitteln. Nichts iſt vermeſſener, als in einer Gemälde-Sammlung jedem Stück beſtimmt ſeinen Meiſter anweiſen zu wollen; denn unter den unzähligen Malern der verſchiedenen Schulen, wie ſollte eines jeden eigenthümlicher Sinn, Geſchmack, Behandlungsweiſe u. ſ. w. allemal genau zu erkennen ſeyn, beſonders der Geringeren und Nachahmenden? Aber ſowie ganz auffallende Abtheilungen im Geſchmack der verſchiedenen Jahrhunderte, der verſchiedenen Schulen ſich bemerken laſſen: ſo haben auch unſtreitig die vorzüglichſten Meiſter einer jeden Zeit und Schule, jeder eine beſondere, ihm eigenthümliche Art, die ſich aus ſeiner Individualität, ſeiner Anſchauungsweiſe der Natur entwickelt hat, alſo kein Abgeleitetes oder überlieferte Manier iſt. Dieſer Männer Original-Geſchmack,

Digitized by Google

oder beſſer geſagt ihr Styl, läſst ſich von geübten Beobachtern in den meiſten Fallen ohne groſse Schwierigkeit wieder erkennen, und ſo können diejenigen Werke, in denen er ſich deutlich offenbaret, mit hinlänglicher Wahrſcheinlichkeit jenen Meiſtern zugeſchrieben werden. Dergleichen anerkannte Werke nun dienen als Maſsſtab zur Würdigung eines jeden anderen Gemäldes, oder vielmehr, ſie helfen jedes vorkommende Gemälde in das Fach einweiſen, wohin es gehört. Waltet z. B. in der Erfindung und im Ausdruck ein Geiſt, welcher an Rubens erinnert; zeigen die Zeichnung, das Colorit, die Beleuchtung, der Pinſel Eigenſchaften, wie ſie bey dieſem Meiſter gewöhnlich ſind: ſo glaubt man das Werk ihm ſelbſt zuſchreiben zu dürfen. Wenn im Gegentheil eine bloſs oberflächliche Nachahmung von Rubens Geſchmack ohne ſeinen Geiſt wahrgenommen wird: dann heiſst es gewöhnlich von einem ſolchen Werk, es ſey von ſeinen Schülern verfertigt, und ſo giebt es Werke aus der Schule des Rafael, der Carracci, des Tizians u. ſ. w., d. i. Gemälde, welche zwar an den Geſchmack dieſer groſsen Meiſter erinnern, aber nicht ſo viel Verdienſt haben, als erfoderlich iſt, um ihrer ſelbſt würdig geachtet zu werden. Wer in beſonderer Erforſchung des Kunſtcharakters der verſchiedenen Maler noch weiter geht, erwirbt ſich alsdann die Eigenſchaften eines Kenners; und obwohl der Kenner und der Kunſtrichter in einer Perſon vereint ſeyn können, ja ſollten: ſo iſt es darum doch nicht minder gut, ſie der Sache nach, als verſchieden in ihren Obliegenheiten, zu unterſcheiden. Uns dünkt, der Kunſtrichter müſſe in jedem vorkommenden Falle unfehlbar beurtheilen können, ob ein Kunſtwerk ſchlecht, ob es mittelmäſsig, gut oder vortreflich ſey, damit iſt zum Behuf der Kunſt theils genug an ihn verlangt, theils genug von ihm geleiſtet; der Kenner aber fällt kein Urtheil, oder ſollte zum wenigſten keins fällen, er kann bloſs eine Meinung haben, und dieſe Meinung mit Gründen, mit Beyſpielen u. ſ. w. unterſtützen; er wird freylich oft irren, allein er iſt für den Irrthum nicht verantwortlich, wenn nur die Gründe gut waren, die er zu Gunſten ſeiner Meinung vorgebracht. Den Fall angenommen, es erſchienen ihm alle die guten Eigenſchaften Rafaels oder Tizians oder Correggio's, oder irgend eines anderen groſsen Meiſters in einem nicht bekannten Gemälde: was wäre denn Übels daran, wenn er auch irrigerweiſe gemeint hätte, das Werk rührte wirklich von dem Meiſter her, deſſen Eigenſchaften es an ſich zu tragen ſchien? Namen der Künſtler, auf Kunſtwerke angewandt, ſind ja ohnehin nichts als bloſse Worte, mit denen man gewiſſe Begriffe von Kunſtwerth und Charakter verbindet. So z. B. denken wir uns bey dem Namen Rafaels das allerlöblichſte der neueren Malerey in Erfindung, Zeichnung, Geſchmack u. ſ. w.; an den Namen Tizian knüpfen wir den Begriff des vortrefflichſten Colorits und eines groſsartigen ſinnlichen Auffaſſens der Naturgegenſtände. Zeigt ſich nun ein Gemälde durch ſeine Eigenſchaften jener groſsen Meiſter oder nach Beſchaffenheit auch irgend eines anderen wirklich werth: ſo mag es immerhin für ihre Arbeit gelten, ohne daſs weder die Kunſt noch das Weſentliche der Kenntniſs derſelben den geringſten Nachtheil erfährt, wenn etwa in der Folge durch hiſtoriſche Nachweiſungen die Sache anders befunden wird. Oder litt die Poeſie wohl Schaden, darum, weil die homeriſchen Geſänge ſonſt für das Werk eines Dichters gehalten, neuerlich aber mit überwiegender Wahrſcheinlichkeit dargethan worden, daſs ſie von mehreren Verfaſſern herrühren? ſind ſie etwa deſswegen weniger vortrefflich?

Was wir hier nur flüchtig berührt, würde weiter ausgedehnt und vielleicht mit gröſserer Klarheit dargeſtellt werden können; allein der gegenwärtige Zweck erfodert ſolches nicht, und wir finden uns ſonach wieder zu unſerem Gemälde zurück, von welchem wir nach der oben vorgenommenen Auseinanderſetzung ſeiner Eigenſchaften nun glauben frey erklären zu dürfen: — Es iſt werth eine Arbeit des Correggio zu ſeyn — ja man mag füglich behaupten, einige der am vollkommenſten gelungenen und erhaltenen Theile, z. B. die Naſe, die Augen nebſt dem oberen Theil der Wange an der Hauptfigur, ſeyen von ſo unübertrefflicher Art, daſs in Correggio's anerkannten Werken nirgend etwas Herrlicheres nachgewieſen werden kann. Hier hat die Kunſt, nach unſeren Begriffen von ihr, ihre Grenze gefunden, kein Bemühen, kein unerreichtes Streben, keine anmaſsliche Meiſterſchaft iſt ſichtbar, ſondern alles Fluſs und Guſs, Geiſt und lebendiger Hauch.

II.

Landſchaften in Sepia,

gezeichnet von Hn. Friederich.

Ein Künſtler, der mit Ernſt und Treue ſich zur Natur hält, der in ſeinen Werken das eigene Innere entfaltet, nach der Bedeutung ſtrebt, mit einem Wort, der Eigenthümlichkeit und Gehalt der Erfindungen mit charakteriſtiſcher Darſtellung der einzelnen Theile verbindet, dem kann es nie am Beyfall des Publicums fehlen, weil er Neues vor die Augen bringt, und zugleich die ſtille Ahndung des Rechten erregt. Aber auch die, welche höhere Anfoderungen zu machen pflegen, müſſen ihn loben, weil ſchon das Beſtreben, einen eigenen Weg einzuſchlagen, nicht gewöhnlichen Muth und Talent erfodert, und weil ſchon durch die bloſse, charakteriſtiſch treue Nachahmung der Natur eine würdige Stufe in der Kunſt erreicht worden; ſollten auch übrigens die alten bewährten Regeln nicht eben ſtrenge beobachtet ſeyn.

Hiemit möchten wir den Standpunct beſtimmen, von welchem wir vier groſse und drey kleine uns bekannt gewordene, mit Sepia gezeichnete Landſchaften des in Dresden lebenden Malers, Hn. Friederich, anſehen und angeſehen wünſchen, und von welchen wir unſeren Leſern Bericht ertheilen wollen.

Auf der erſten von den vier groſsen Zeichnun-

Digitized by Google

gen ſieht man über hohe, vom Strahl der aufgehenden Sonne beglanzte Hügel und Wipfel dunkler Waldgründe, nach dem Ufer des Meeres, das von gelindem Winde leicht bewegt, kaum merkliche Wellen treibt; in der Entfernung erhebt ſich die ſteile Kuſte einer Inſel. Auf einem der nächſten Hügel iſt unter hohen Bäumen, die ſich zuſammenbiegen, und gleichſam einen natürlichen Bogen oder Tempel bilden, das Kreuz errichtet; mehr in der Ferne ſteht noch ein anderes Kreuz, und den Vordergrund, gefiel es dem Künſtler, mit einer weiblichen Figur zu ſtaffiren, die als Statue auf einem Fuſsgeſtelle ſteht, und vermuthlich das Symbol des Glaubens oder der Hoffnung ſeyn ſoll. Die Ausführung zeugt von groſsem Fleiſs und geübter Beobachtungsgabe; beſſer haben wir noch nie das Friſche, die duftige Kühlung des Morgens in den baumreichen Gründen zwiſchen den Hügeln, mit einer einzigen Farbe ausgedrückt geſehen. Beſſer und wahrhafter ebenfalls nie das leichte Kräuſeln des kaum bewegten Meeres. Mit nicht weniger Geſchicklichkeit iſt auch die etwas dunſtige Luft behandelt.

In der zweyten groſsen Zeichnung hat der Künſtler ſeiner Familie ein Denkmal ſtiften wollen, und ſich dazu myſtiſch religiöſer Beziehungen bedient. Dieſe Zeichnung gehört deſswegen zu den allegoriſchen Darſtellungen im landſchaftlichen Fach. Der Hauptgegenſtand iſt eine verfallende öde Kirche, gothiſchen Styls, ohne Dach; ein Regenbogen ſteht über ihr, umher liegt der Todtenacker mit verſchiedenen Grabmälern von verſtorbenen Mitgliedern aus der Familie des Künſtlers, und eben wird unter Begleitung noch eine Leiche eingeſenkt. Ein heiterer Strahl von oben fällt auf das offene Grab, aus welchem ein Schmetterling emporſteigt, und fünf andere ſchwingen ſich von der Höhe herab ihm entgegen. Die Arbeit an dieſem Werk iſt in Hinſicht auf Fleiſs, charakteriſtiſches Auffaſſen und Darſtellen der Naturgegenſtände nicht weniger gelungen als an dem vorigen. Meiſterhafter und natürlicher gezeichnete Birken, als die ſind, welche neben der Kirche um ein anſehnliches Grabmal ſtehen, dürfte man ſchwerlich irgendwo finden; eben ſo gut gerathen ſind auch die hängenden, ſanft ſich ergieſsenden Regenwolken.

Die dritte von den groſsen Zeichnungen ſtellt ein ſtürmiſches Meer dar. Der Vordergrund iſt nur ein ſchmaler Uferſtreif, auf welchem drey alte faſt entlaubte Eichen und Buchen ſtehen, unter dieſen Bäumen ſind groſse rauhe Steine und der übrige Raum üppig begraſt, doch iſt der ganze Vordergrund, die drey Bäume ausgenommen, nicht ganz vollendet. Die Luft treibt mit ſchweren zerriſſenen Wolken, durch welche hie und dort einzelne Sonnenſtrahlen brechen. Sturmvögel, ſchwarz und weiſs, ſchweben über den Wellen, ſie ſcheinen theils vom Wind gewaltig fortgeriſſen, theils mit Schwierigkeit ſich demſelben entgegen zu bewegen. Die Wahrheit, welche in allen ausgeführten Theilen dieſer Zeichnung herrſcht, die kräftige Wirkung pikanter Gegenſatze muſs jeden Kunſtfreund befriedigen und erfreuen; wer aber mit den eigenen Schwierigkeiten der Arbeit in Sepia bekannt iſt, wird noch überdieſs die Meiſterſchaft und Freyheit bewundern, mit welcher Hr. Friederich den Schaum überſchlagender Wellen, ohne aufzuſetzen, durch bloſses Ausſparen darzuſtellen gewuſst hat *).

Die vierte groſse Zeichnung ſteht, wenn wir ſie von Seiten der fleiſsigen Arbeit ſowohl, als des glücklich dargeſtellten Charakters der einzelnen Theile betrachten, keiner der anderen nach. Sie thut die gröſste Wirkung, und iſt überdieſs noch in Hinſicht auf den poetiſchen Gehalt der Erfindung die vorzüglichſte. Hinter die oberſte Spitze oder den Gipfel eines Berges mit Raſen und einzelnen Tannen bewachſen, iſt bereits die Sonne geſunken, und ſendet noch gleichſam aus der Tiefe die Pracht ihrer letzten Strahlen durch die dunkel bewölkte Luft, beglänzt noch das Crucifix, welches auf dem gedachten Berggipfel, umſchlungen von Epheu, zwiſchen ragenden Felszacken errichtet ſteht. Der Effect, den das Ganze thut, iſt ungemein auffallend, ja groſs, indem die ganze dunkle Maſſe des Berggipfels gegen die reine Abendhelle auf der Grundlinie des Bildes gewaltig abſticht. Die Wolken, wie ſie zuweilen auf Gebirgshöhen ſoſittenartig hinter einander verſchoben ſich zeigen, ſind ſehr gut beobachtet; einige von den Tannen können für unverbeſſerlich gelten, und eben ſolches kann man auch von der wahrhaften Darſtellung der ſchroffen Steinzacken rühmen.

Von den drey kleineren Zeichnungen ſtellt die erſte ein Fenſter aus der Wohnung des Künſtlers zu Dresden dar. Durch die unteren offenſtehenden Flügel erblickt man den Maſt eines auf der Elbe liegenden groſsen Schiffs und die anmuthige Ausſicht über den Fluſs. Durch die oberen geſchloſſenen Flügel des Fenſters iſt bloſs Luft zu ſehen. Der einfache, glücklich gewählte Gegenſtand, die Gewandtheit in der Ausführung und beſonders die bis zur Täuſchung getriebene Wahrheit, womit unſer Künſtler den Unterſchied zwiſchen der Ausſicht in die freye Luft und der kaum merklichen trüberen Durchſichtigkeit des Glaſes darzuſtellen gewuſst hat, verſchafften dieſer Zeichnung den ungetheilten Beyfall aller, denen ſie zu Geſichte gekommen iſt.

Auf der zweyten von den kleineren Zeichnungen iſt ein Bauernhaus zu Loſchwitz bey Dresden abgebildet, mit reicher Vegetation umgeben, alles, wie Hr. Friederich pflegt, ſehr reinlich und deutlich; nur ſcheint er hier den Standpunct etwas zu nahe und niedrig genommen zu haben, ſo daſs die perſpectiviſchen Linien am Gebäude ſich zu ſehr ſtürzen.

Die dritte Zeichnung, ohngefähr von gleicher Gröſse mit den vorigen beiden, ſtellt ein Hünengrab dar. Auſser dem intereſſanten Gegenſtand eines Denkmals aus kraftvoller Vorzeit, iſt dieſe Zeichnung

*) Dieſe Zeichnung befindet ſich gegenwärtig in den Zimmern Ihro der Frau Herzogin von Sachſen Weimar und Eiſenach Durchlaucht.

Digitized by Google

auch noch wegen der vortrefflich gelungenen, treibenden, schweren Luft sehr lobenswerth.

Möge Hr. Friederich auf dem Wege, den er mit so glücklichem Erfolg eingeschlagen, ohne Aufhalt ferner fortschreiten! Er hat seit den wenigen Jahren, da wir in diesen Blättern seiner Preiszeichnungen mit Lob zu gedenken hatten, sowohl an technischer Fertigkeit viel gewonnen, als auch seine poetisch-malerische Erfindungsgabe zu mehrerer Eigenthümlichkeit und höherem Schwung ausgebildet. Selbst der Natur scheint unser Künstler sich während dieser Zeit näher befreundet zu haben, denn die Nachahmung derselben in einzelnen Gegenständen ist jetzt um sehr viel wahrhafter, charakteristischer, von grösserer Fülle und Kraft, als damals.

III.

Rafaels Gemälde in Spanien.

Spanien, welches durch die gegenwärtigen Ereignisse daselbst lebhaftere Theilnahme erregt, hat nicht nur selbst ehedem eine blühende Malerschule gehabt, und verschiedene grosse Meister hervorgebracht, sondern auch im 16 und 17 Jahrhundert durch seinen baaren Reichthum eine Menge der herrlichsten Kunstwerke vornehmlich aus Italien an sich gezogen, worunter sich viele Arbeiten der gröfsten Meister befinden. Da nun die Hoffnungen und Besorgnisse aller Kunstfreunde vornehmlich auf das Schicksal dieser köstlichen Denkmale einer schönen vergangenen Zeit gerichtet sind: so dürfen wir hoffen Dank zu verdienen, wenn wir hier ausführlichere Nachrichten über die in gedachtem Reiche sich befindenden Werke *Rafaels* mittheilen. Uns selbst wurden sie als handschriftliche Reisebemerkungen von einer Person gereicht, welche vor wenigen Jahren durch ganz Spanien gereiset war, und den Werken der Kunst mit Sachkenntnifs und prüfenden Blicken ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

1) Zu St. Ildefons, im Zimmer der Infantin Maria. „Eine sitzende Madonne, auf einer niedrigen Stufe; das Kind vor ihr. Johannes umarmt es. Die heil. Elisabeth, mit einer Spindel in der Hand, steht hinter der Jungfrau. Ein Hirtenknabe läuft hinzu, und bringt Tauben in einem Körbchen. Joseph steht zwischen dem Hirtenknaben und der Jungfrau einen Schritt zurück. Eine andere männliche Figur ist im Begriff mit einem Stier und einem Esel in den Stall hineinzugehen. Die Jungfrau ist roth und blau gekleidet, Elisabeth dunkelblau, Joseph grün, des Hirtenknaben Gewand ist von einer Farbe, die zwischen Grün und Blau spielt, und der hereinkommende Mann hat ein gelbes Gewand mit Roth schattirt. Nachdem ich das Bild heruntergenommen und es ganz genau betrachtet hatte, schien es mir unzweifelhaft aus Rafaels früherer Zeit, wo er seine Contoure noch etwas hart, sein Fleisch trocken malte; denn ich begreife nicht, wer solche Physiognomieen, wie auf diesem Bildchen, solche einfache Gewänder und solch eine Composition ihm nachmachen sollte. Das Bild schien mir ein wahres Kleinod."

2) „Ebendaselbst ist noch ein mit Röthelstein gezeichneter weiblicher Kopf in Lebensgröfse, etwas gesenkt, ganz vortrefflich und beynahe mit nichts aufs Papier geworfen."

3) Im *Escurial - Capitulo prioral.* „Maria sitzend mit dem Kinde, das sie mit unaussprechlicher Innigkeit auf dem linken Arme trägt; sein rechter Fufs ruht auf der Mutter Schoofs, der linke steht leicht auf dem Tische daneben, auf dem eine Rose liegt. Johannes steht der Jungfrau zur rechten Seite, man sieht seinen Körper nur bis unter die Schulter, weil ihn Maria verdeckt. Er hält die Arme in die Höhe, Christus neigt sich zu ihm, und sie beide halten zusammen ein Lamm. Die Knaben blicken sich lieblich mit unbefangener Fröhlichkeit an; doch ist das Gesicht des Christkindes bedeutungsvoller, der Blick seines Auges glänzender und tiefer. Maria sieht mit sanftgeneigtem Haupt auf Johannes, ihr jugendliches Gesicht ist fast ernst; doch umschwebt es bey einer göttlichen Milde ein stiller Zug der Trauer, eine Ahndung der Zukunft. Joseph, der wenig zurück der Maria zur Seite steht, blickt nachdenkend auf sie und die Kinder. Maria ist blau gekleidet, ein grünlicht Oberkleid legt sich um ihren Schoofs. Sie hat die schönsten Hände, die ich je an einer Rafaelschen Madonne sah."

4) In der Sacristey. „Ein kleines Bild, eine schöne schlanke Madonne, welche leicht mit dem linken Knie hingekniet, hebt den rechten Arm und Hand, mit dem andern herunterhangenden Arm berührt sie das Kind, das auf einer Rasenbank sitzt, mit der linken Hand aufgestemmt deutet es mit der rechten auf Johannes und wendet das Köpfchen nach der Mutter. Johannes kniet hinter dem Sitz, und hat die Augen auf das Christkind gerichtet. Diefs Bildchen hat etwas unendlich Anmuthiges durch seine rührende Natürlichkeit: es geschieht eigentlich nichts, es ist ein Moment aus einem häuslichen Leben; aber Rafaels Genie hat ihm den gröfsten Reiz durch die Anmuth und Naivetät der Kindergestalten zu geben verstanden."

5) *Iglesia Vieja.* Die sogenannte *Madonna del pez*, oder vom Fische. „Maria sitzt auf einem erhabenen Sessel, und hält das Kind an ihrer linken Seite, das mit dem rechten Fufse aufsteht; sie unterstützt es mit ihrer rechten Hand unter der Brust. Der heilige Hieronymus steht der Jungfrau zur Linken, und hält ein grofses Buch, aus welchem er, wie es scheint, vorgelesen hat. Der Engel Raphael bringt auf der anderen Seite den jungen Tobias, er umfafst ihn mit seinem rechten Arme, und hält in der Linken des Knaben linke Hand bittend in die Höhe. In der Rechten hält Tobias einen Fisch. Des Engels Stellung ist ehrerbietig etwas nach vorn übergebogen. Tobias ist so eben niedergekniet, der Engel redet, man sieht sein beseeltes unaussprechlich schönes Gesicht im Profil. Maria wendet ihm mit einer Hoheit, für die ich keinen Namen kenne, und doch z gleich

Digitized by Google

mit der ſchönſten Anmuth, das Geſicht zu. Das Kind reicht in einer frohlich kindiſchen Bewegung das rechte Ärmchen nach dem bittenden Tobias und ergötzt ſich an dem Anblick des glänzenden Fiſches; die Linke hat es in des heil. Hieronymus aufgeſchlagenes Buch gelegt, gleichſam um ihn abzuhalten weiter zu leſen. Maria iſt mit einem blaſs ſchillernden grünlichten Unterkleide bekleidet, der Mantel, der ſich um ihren Schoofs und ihre Füſse in vortrefflichen Falten legt, iſt etwas dunkler, ein weiſser Schleyer flieſst ihr vom Haupt auf die Schulter. Der heil. Hieronymus iſt roth gekleidet, der Löwe liegt neben ihm; der Engel hat ein grünes Gewand mit einem lilagrauen Schleyer; das von Tobias iſt gelb und ſeine Haarlocken blond; hinter dem Seſſel der Madonne iſt ein dunkler grüner Vorhang gezogen. — Dieſs wäre etwa die Zuſammenſtellung der Figuren auf dieſem unnachahmlichen Bilde. Weiter läſst ſich aber auch nichts davon ſagen. Man muſs es geſehen, man muſs den Zauber empfunden haben, der gleichſam davon ausſtrömt, die Harmonie der Farben, die Gröſse und Grazie aller Geſtalten vor Augen gehabt haben, um zu begreifen, wie man die lebendigſte Erinnerung an dieſes Bild auf ewig in der Seele trägt, und ſein innerſtes Leben, ſeine tiefſte und innigſte Empfindung auf das ganze Daſeyn dadurch bereichert fühlt."

6) Sacriſtey, die ſogenannte Perle. „Maria iſt mit einem ſchön rothen Unterkleide und blauen Mantel bekleidet. Ein feiner weiſser Schleyer, unter dem man das Gewand der Schulter durchſchimmern ſieht, wallt vom Kopf und bedeckt das hellbraune Haar; ſie ſitzt und ihr rechter Fuſs iſt ſo zurückgenommen, daſs der Theil des Beines unter dem Knie gegen die Wiege ſtöſst, die vor ihr ſteht, ihr linker Fuſs iſt über die Wiege geſetzt, der rechte Arm und Hand hingegen um den Leib des Chriſtkindes gelegt, das mit ſeinem rechten Füſschen auf Mariens Schooſse ſitzt, mit dem linken aber noch in der Wiege ſteht, die Hände nach Johannes ſtreckt, welcher eben auf der Jungfrau rechter Seite hinzutritt und Früchte bringt. Kopf und Blick des Chriſtkindes ſind nach der Mutter gerichtet, unendlich fröhlich, ja beynahe mit dem Ausdruck des Muthwillens. Maria hat den rechten Arm um den Nacken und auf die Schulter der heil. Eliſabeth gelegt, welche links neben ihr kniet. Joſeph ſteht im Hintergrunde zieml ich entfernt an einen Baumſtamm gelehnt. Von allen Madonnen Rafaels iſt dieſe, glaube ich, die blühendſte und reizendſte, es iſt in der That ein zauberiſches Geſicht; Hände und Füſse ſind eben ſo ſchön, und obgleich dieſs Bild ſehr verſchmutzt iſt und ſo ſchlecht hängt, daſs es nur eine Stunde des Tages giebt wo man es leidlich ſieht: ſo läſst ſich doch ahnden, daſs es eins der vollkommenſten und glänzendſten an Colorit und Farbe der Gewänder dieſes groſsen Meiſters ſeyn mag."

7) Zimmer des Prinzen von Aſturien. „Maria ſitzt mit dem Kinde, das mit ſeinen Armen die Mutter umſchlingt, welche es ſelbſt wieder mit den ihrigen umfaſst, den Kopf wendet es gegen Johannes, der hinter ihm mit dem Kreuze ſteht. In den umſchlingenden Armen der Mutter iſt Ähnlichkeit mit der *Madonna della Sedia*, und ſo weit ich dieſelbe aus Copieen und Kupferſtichen kenne, auch in den Zügen des Geſichts, obgleich jene vielleicht ſchöner und beſonders blühender ſeyn mag, als dieſe, deren Geſicht uns Rafael im Profil gemalt hat. Wie faſt alle Madonnen Rafaels einen Grundzug von Ähnlichkeit durch ihre hohe einfache Schönheit haben: ſo hat er doch wieder einer jeden einen verſchiedenen Ausdruck zu geben verſtanden. Dieſe Madonne rührt und zieht ganz beſonders durch ihre unendliche Einfachheit an. Die beynahe bleiche Geſichtsfarbe trägt auch noch dazu bey, den Zügen etwas höchſt Intereſſantes zu geben. — Dieſes Gemälde iſt ein Knieſtück, und die Figuren haben natürliche Gröſse."

8) Sacriſtey. „Mariens Beſuch bey der heil. Eliſabeth, lebensgroſse Figuren. Maria tritt herein, roth gekleidet mit blauem Mantel, der ihre Schultern umhüllt, und auf der linken mit einem leichten Knoten geſchürzt iſt. Der Kopf iſt auf die linke Seite geſenkt, ſie hat groſse, niedergeſchlagene, wunderſchöne Augen mit langen Wimpern und hellbraunes Haar. Das Geſicht iſt unnachahmlich, groſs in den Formen, blühend, vollendet im Colorit und von einer Grazie, einem hohen und ſittſamen Reiz im Ausdruck, in der liebenswürdigen Verſchämtheit über ihren Zuſtand, für den in der That die Sprache zu arm iſt. — Seelig der Glückliche, dem ewig dieſe Bilder der Schönheit, dieſe Ideale erhöhter Menſchheit, vor der Seele ſchwebten! Mariens Bewegung iſt beynahe noch ſchreitend, ihre linke Hand liegt auf ihrem Leib, die rechte reicht ſie der heil. Eliſabeth. Dieſe, ganz mit der Phyſiognomie, die ihr Rafael faſt beſtändig auf ſeinen Bildern giebt, und mit einem grünen Unterkleid und braunrothen Mantel bekleidet, ein Tuch um den Kopf gewickelt, umfaſst Marien mit der Linken, und mit der Rechten hält ſie der Jungfrau rechte Hand. Sie hat einen ſchönen, mütterlich frohen, gutmüthigen Ausdruck im Geſicht, und ihre mit dem Oberleib etwas vorgebeugte Stellung iſt ſehr natürlich. Der ganze Wurf von Mariens Geſtalt iſt auſserordentlich ſchön, beſonders zart und jugendlich ſind ihre niedlichen Füſse. Das einzige, das mir nicht ganz gefallt, iſt die linke Hand, die ſie auf ihren Leib gelegt hat: dieſe Hand hat nicht die ſchöne langlichte Form der Rafaeliſchen Hände, beſonders kurz ſind mir die Finger vorgekommen. Mariens Kopfputz iſt ſorgſamer, als man ihn gewöhnlich ſieht. Die Haare ſind mit einem leichten Band durchflochten. In der Ferne ſieht man Chriſti Taufe durch Johannes, der Himmel iſt aufgethan, Engel ſteigen hernieder."

9) Neuer Palaſt in Madrid. „Das ſogenannte *Spaſimo di Sicilia*. Ein groſses Bild, auf dem alle Figuren natürliche Gröſse haben. Chriſtus iſt unter der Laſt des Kreuzes in die Knie geſunken, die Rechte hält er in die Höhe und um das Kreuz geſchla-

Digitized by Google

gen, mit der Linken ſtemmt er ſich auf die Erde, den Kopf links nach der Mutter gewendet. Sein Geſicht drückt tiefes Seelenleiden, aber noch mehr innige Trauer über den Schmerz der Mutter aus, welche um zwey Schritte hinter ihm auf die Kniee geſunken dem Sohn beide Arme zuſtreckt. Sie iſt ſo wie Chriſtus grau gekleidet, ein weifses Tuch umſchliefst den Hals unter dem Kinn und verhüllt die Haare, ihr Geſicht drückt den ganzen Schmerz ihrer mütterlichen Seele, all ihre namenloſe Angſt um den einzigen Geliebten unausſprechlich aus. Johannes, roth gekleidet, unterſtützt mit ſeinen Armen die Leidende. Sein ſchönes Geſicht, das man beynahe im Profil ſiehet, auf welches vom Haupt die ſchönſten braunen Haare herunterwallen, und ſein inniger Blick ſchauet nach dem Erlöſer. Nur ganz wenig hinter der Maria kniet ihr zur Seite und am meiſten im Vordergrunde auf dieſer Seite des Bildes eine weibliche Geſtalt; ſie hat ihre linke Hand ſorgſam um die Mutter Gottes gelegt, ſie zu halten; die rechte liegt auf dem Rücken derſelben. Hinter dieſer Figur ſteht ein Jüngling grün gekleidet mit hellbraunem Haar und ſchaut nach Chriſtus. Hinter Johannes ſteht ein jugendliches Weib, die ihre gefalteten Hände gegen die rechte Wange hält und nach Chriſtus ſchaut. Die heftige, leidenſchaftliche Bewegung ihrer Seele, ihr Antheil, ihre Liebe, ihr Leiden um den göttlichen Dulder ſind mit Flammenzügen auf ihrem Geſicht ſo wie in der ganzen Haltung ihres Körpers ausgedrückt. Dieſe fünf Perſonen bilden zuſammen die eine linke Hauptgruppe des Bildes. Zu Chriſtus iſt ein Soldat getreten, um das Kreuz zu halten, indem er ſolches mit der Rechten am äuſserſten Ende, mit der Linken unter Chriſti Schulter faſst. Die Anſtrengung ſeiner musculoſen, entblöſsten Arme, welche nicht minder vortrefflich colorirt als gezeichnet ſind, macht die Schwere des Kreuzes ſo zu ſagen fühlbar; das Geſicht dieſes Soldaten iſt ſeinen Cameraden zugewendet, beſonders dem einen, von dem ich ſogleich reden werde, es iſt hart und finſter, aber nicht wild, von ſtarkem, doch keineswegs grauſamen Ausdruck. Ihm zunächſt um ein Weniges zurück ſteht ein anderer Soldat, der den Kopf neigt, um nach Chriſtus niederzuſehen, in der Rechten einen langen Speer trägt, und mit der Linken unter des erſten Soldaten rechtem Arme durchfaſst, um das ſchwere Kreuz, das dieſer unterſtützt, auf des Dulders Schulter aufzudrücken. Vor dieſem und unmittelbar vor des erſten Soldaten rechter Hand ſteht, faſt mit dem Rücken *en face* gegen den Beſchauer gewendet, der dritte Soldat. Noch eben am Rande des Bildes ſieht man ſeine rechte Hand, die er erhoben um ſeinen Kopf hebt, indem er dieſen umwendet, um zu ſehen, warum der Zug ins Stocken gekommen iſt; in der Linken, die er etwas zurück und mit der angeſtrengten Bewegung eines Menſchen hält, der unvermuthet ſelbſt ſeine ſchnellen Schritte unterbricht, trägt er, ſo wie in der Rechten, Stricke. Seine Füſse ſtehen weit aus einander, der linke feſt auf dem Boden, der rechte ſchon zum Weiterſchreiten gehoben und nur noch auf dem vorderen Theile ruhend. Wie keck, wie auſserordentlich dreiſt und kraftvoll dieſer Menſch da ſteht, wie analog das Gewand der Figur iſt, wage ich nicht mit Worten auszudrücken. Aus dieſen dreyen beſteht die zweyte rechte Hauptgruppe auf dieſer groſsen Compoſition. Zwiſchen dem erſten Soldaten und dem jugendlichen Weibe, von der ich geſprochen habe, als die erſte Gruppe beſchrieben wurde, ſteht, aber etwas zurück, noch ein Soldat, er hält ſeinen Schild vor die Bruſt. Hinter der Gruppe derer, die den Erlöſer begleiten, zeigt ſich ein Mann auf einem weifsen Pferde, er deutet mit der Rechten, in der er einen kurzen Stab hält, und ſcheint Befehl zu geben. Hinter ihm ſieht man noch zwey Köpfe. Hinter der Soldatengruppe hält ebenfalls ein Reuter auf braunem Pferde; der Kopf dieſes Pferdes iſt eben zum Wegreiten gewandt. Fernerhin öffnet ſich die Landſchaft weit, und man ſieht die Schächer nach der Schädelſtätte hinführen. Es iſt Morgen.

Was ſoll ich übrigens von der Zeichnung, dem Colorit, der Harmonie der Farben, ſowohl in den Gewändern als in dem ganzen Ton des Bildes, ſagen? Alles iſt vollkommen. Mit Ehrfurcht und der innigſten Rührung neigt ſich der menſchliche Geiſt, dem es gegeben iſt, den höchſten Genuſs in der Kunſt zu finden, vor dem genialiſchen Weſen, das all dieſe Geſtalten lebendig in ſich trug, und dem ein Gott das Vermögen lieh, ſie darzuſtellen. In dieſem Bilde ſcheiden ſich alle Figuren mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit vor den Augen deſſen, der ſie anſchaut. Überall iſt die reichſte Fülle und überall Klarheit und Ordnung.“

10) Ebendaſelbſt. „Maria ſitzt ganz wie die *Madonna della Sedia* gewandt und hält das Kind auf ihrem Schoofse mit den Armen umfaſst; das Kind liegt an der Mutter unausſprechlich ſüſs, ſein Köpfchen liegt ſo kindlich auf der Bruſt, und das rechte Händchen hat es unter ihrem Buſenſchleier verſteckt. Sein rechter Fuſs ſteht mit der Ferſe beynahe auf der groſsen Zehe des anderen. Maria hat ihr linkes Knie höher geſetzt, und es dient dem Kinde zu einigem Gegenhalt. Die Figuren ſind noch etwas kleiner als Lebensgröſse, ſehr ſchmutzig und vernachläſſigt *).“

11) Ebendaſelbſt. „Eine heilige Familie. Maria ſitzt niedrig, ſie iſt mit einem ſchönen rothen Gewande bekleidet, um ihren Schoofs ſchlägt ſich ein blauer Mantel, die Hände hat ſie gegen einander gelegt, und hält ſolche betend vor ihrer Bruſt. Vortreff-

*) *Mengs* ſpricht in ſeinem Schreiben an Dr. *Anton Ponz* von dieſem Gemälde, und hält ſolches wenigſtens zum gröſsten Theil von Rafael ſelbſt übermalt, doch mehr auf Art eines leichten Entwurfs als eines mit Fleifs geendigten Werks. Der Kopf der Madonne ſoll vorzüglich ſchön und voll Leben ſeyn. Es wird ferner bemerkt, daſs dieſes Bild nicht wie die *Madonna della Sedia* rund, ſondern viereckig ſey, und, wie ſchon aus der obigen Beſchreibung hervorgegangen, blofs die Mutter mit dem Kinde ohne den heil. Joh. darſtelle, auch beträchtlich kleiner.

Digitized by Google

liche Hände und Finger, die vollendetſte längliche Form, die man zu ſehen vermag. Ihr heiliges, ſchönes, jugendliches Geſicht hat einen wehmüthigen Zug, die lichten, braunen Haare umgiebt ein feiner weiſser Schleyer, Hals und Nacken ſind frey. Das Chriſtkind ſitzt mit etwas aus einander gebreiteten Schenkeln auf der Mutter linkem Knie, und lehnt die rechte Seite ſeines Körpers gegen den höher ſtehenden rechten Schenkel Mariens; ſein linkes Händchen liegt auf demſelben, und den rechten Arm hält es ſegnend in die Höhe gegen Johannes, der vor ihm auf das rechte Knie geſunken iſt, die Hand auf der Bruſt und in der Linken ſein Kreuz hält. Des Chriſtkindes blond gelocktes Köpfchen iſt ernſt, und der Ausdruck der Züge beider Knaben etwas über ihr Alter. Die heilige Eliſabeth ſitzt neben Marien grün gekleidet, ſie berührt mit ihrer Rechten das Chriſtkind am Ellenbogen. Ein wenig hart in den Contouren iſt dieſes Werk, und die Farben ſind weniger verſchmolzen als auf anderen Bildern von Rafael; doch ſind alle Geſichter in ihren Zügen, vornehmlich das der Jungfrau, ſchön, und ſo, wie ſie der groſse Meiſter in ſeiner ſpäteren Zeit zu malen pflegte. Die betende Stellung der Mutter, der ernſte begeiſterte Ausdruck der Kinder geben dieſem Bilde im Ganzen einen heiligen erhabenen Charakter.“ *).

*) Auch von dieſem Gemälde geſchieht in Mengs gedachtem Schreiben an Ponz Erwähnung. Ihm ſchien es vielleicht nach Rafaels Zeichnung von einem der beſten Schüler deſſelben verfertigt zu ſeyn.

Weimar, den 1 Januar
1809.

W. K. F.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JANUAR, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Goethe's Werke.* Erſter Band. 1806. 8.

Dieſer erſte Band der neueſten Ausgabe von *Goethe's* Werken enthält Lieder, vermiſchte Gedichte, Balladen und Romanzen, Elegieen, Epiſteln und Epigramme. Alle dieſe Poeſieen bilden bey noch ſo groſser Verſchiedenheit der einzelnen ein Ganzes, als eine Reihe Dichtungen, welche das innerliche Leben des Meiſters und die Geheimniſſe ſeiner Kunſt in einem Umfange und ſo vielfacher Beziehung offenbaren, wie keines der groſsen Werke.

In dem Gedichte, welches in dem erſten Bande der früheren Ausgabe *Zueignung* überſchrieben iſt, und in dem achten der neueſten mit einem anderen unter dem gemeinſchaftlichen Namen *der Geheimniſſe* verbunden worden, ſpricht die Muſe zum Dichter alſo:

Empfange hier, was ich dir lang beſtimmt.
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieſs Geſchenk mit ſtiller Seele nimmt,
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleyer aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden ſchwüle
Am Mittag wird: ſo wirf ihn in die Luft.
Sogleich umſäufelt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumenwürzgeruch und Duft.
Es ſchweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt ſich die Gruft,
Beſänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Unter den Unzähligen, an welchen dieſe Verheiſsung erfüllt iſt, werden gewiſs ſehr Viele es weder vermeſſen noch bedenklich finden, jenen Zauberſchleyer zu entfalten, und der ihm inwohnenden wunderthätigen Kraft nachzuforſchen. Und wenn es unter dieſen Vielen einige giebt, welche entweder unbekannt ſind mit den bisher erſchienenen Kunſturtheilen über des Dichters Werke, oder, bekannt damit, ihre Begriffe gern unter möglichſt verſchiedene Geſichtspuncte gebracht ſehen, um den aufzufinden, von wo aus ſie ihnen im helleſten Lichte erſcheinen: ſo ſind es ſolche, denen man nachſtehende Bemerkungen widmet, weniger um zu belehren, als um beſſere Gedanken zu veranlaſſen.

Wer vom Anfange ſeiner männlichen Jugend an eine Reihe von Jahren unter der freundlichen Einſprache des Dichters verlebt hat, und namentlich mit dieſer Sammlung ſo vertraut iſt, daſs ein Überblick der Inhaltsanzeige genügt, beſtimmte Erinnerungen an die darin aufgeſtellten Gebilde in ihm zu erwecken, wird uns beyſtimmen, wenn wir ſagen, man könne dieſe durch nichts treffender bezeichnen, als durch des Dichters eigene Worte aus der *Metamorphoſe der Pflanzen* S. 34 :

Alle Geſtalten ſind ähnlich und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel.

Etwas zur Auflöſung dieſes Räthſels Hinführendes findet ſich in einem Aufſatze der *Propyläen* (II, 1, S. 32): „Der Künſtler, heiſst es dort, der immer anſchaut, empfindet, denkt, wird die Gegenſtände in „ihrer höchſten Würde, in ihrer lebhafteſten Wirkung, in ihren reinſten Verhältniſſen erblicken; „bey der Nachahmung wird ihm eine ſelbſtgedachte, eine überlieferte, ſelbſtdurchdachte Methode „die Arbeit erleichtern, und wenn gleich bey Ausübung dieſer Methode ſeine Individualität mit ins „Spiel kommt, ſo wird er doch durch dieſelbe, ſo „wie durch die reinſte Anwendung ſeiner höchſten „Sinnes- und Geiſtes-Kräfte immer wieder in's Allgemeine gehoben, und kann ſo bis an die Grenzen „möglicher Production geführt werden. Das Reſultat einer achten Methode nennt man Styl im Gegenſatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchſten Punct, den die Gattung zu erreichen fähig iſt, deſswegen nähern ſich alle groſsen „Künſtler einander in ihren beſten Werken. Die „Manier hingegen individualiſirt, wenn man ſo ſagen „darf, noch das Individuum. Der Menſch, der ſeinen Trieben und Neigungen unaufhaltſam nachhängt, entfernt ſich immer mehr von der Einheit „des Ganzen, ja ſogar von denen, die ihm allenfalls noch ähnlich ſeyn könnten; er macht keine „Anſprüche an die Menſchheit, und ſo trennt er ſich „von den Menſchen."

Obgleich das hier Geſagte zunächſt der Malerey gelten ſoll: ſo hindert doch nichts, es auf die Kunſt überhaupt anzuwenden, und nachſtehenden Bemerkungen zum Grunde zu legen.

Der Menſch unterſcheidet in ſich zwey entgegengeſetzte Zuſtände, den der allgemeinen Betrachtung, und den eines beſtimmten Gefühls. In jenem ſind wir mehr auſser uns thätig, in dieſem mehr in uns; in jenem haben wir eine klärere Anſchauung des Gegenſtandes, der uns beſchäftigt, in dieſem des eigenen Selbſt. Aber nach dem in der ganzen Natur waltenden Geſetze der Stetigkeit giebt es zwi-

fchen jeden zwey entgegengefetzen Zuftänden ein verbindendes Mittelglied, das keines von beiden ift, aber beides zugleich. Alfo mufs es auch einen Zuftand geben, worin wir weder allein empfinden noch allein denken, fondern beides zugleich thun, in welchem die Betrachtung und das Gefühl fich berühren, in welchem wir gleichmäfsig nach innen und aufsen bewegt werden.

Gleichwie es nun Künfte giebt, durch die Einbildungskraft in den Zuftand der Betrachtung, und andere, in den Zuftand eines beftimmten Gefühls zu verfetzen: fo mufs es auch eine Kunft geben, jenen geheimnifsvollen Mittelbeftand hervorzubringen; diefs ift die Poefie, welche daher vor den übrigen Künften den Vorrang zu behaupten fcheint, weil fie, unmittelbarer als andere das Gefammte unferes Wefens umfaffend, die Sehnfucht nach dem Höchften und Beften, deffen die menfchliche Natur theilhaftig werden kann, am vollkommenften zu befriedigen im Stande ift.

Indem wir hievon die Anwendung auf die Werke unferes Dichters machen wollen, fallt uns bey'm Umfchlagen der Blätter folgende Stelle in die Augen aus dem Gedichte, welches überfchrieben ift: *der Befuch*, S. 173:

Da betrachtet' ich den fchönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte;
Auf den Lippen war die ftille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Haufe.
Und die Unfchuld eines guten Herzens
Regte fich im Bufen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig,
Aufgelöft vom füfsen Götterbalfam.
Freudig fafs ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, fie zu wecken,
Mit geheimen Banden feft und fefter.
O du Liebe, dacht ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falfchen Zuges,
Kann er dir nichts fchaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung ftörte!

Deine holden Augen find gefchloffen,
Die mich offen fchon allein bezaubern;
Es bewegen deine füfsen Lippen
Weder fich zur Rede noch zum Kuffe,
Aufgelöft find diefe Zauberbande
Deiner Arme, die mich fonft umfchlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süfser Schmeicheleyen, unbeweglich.
War's ein Irrthum, wie ich von dir denke,
War es Selbftbetrug, wie ich dich liebe:
Müfst' ich's jetzt entdecken, da fich Amor
Ohne Binde neben mich geftellet.

Hiemit vergleiche man folgende Poefie von *Klopftock* verwandten Inhalts (Oden I, S. 126):

Sie fchläft! O liefs ihr, Schlummer, geflügeltes
Balfamifch Leben über ihr fanftes Herz.
Aus Edens ungetrübter Quelle
Schöpfe den lichten kryftallenen Tropfen.

Und lafs ihn, wo der Wange die Röth' entfloh,
Dort duftig binthaun! Und du o beffere,
Der Tugend und der Liebe Ruhe,
Grazie deines Olymps, bedecke

Mit deinem Fittig Cidli. Wie fchlummert fie,
Wie ftille! Schweig leifere Saite felbft.

Es welket dir dein Lorbeerfprölsling,
Wenn aus dem Schlummer du Cidli lifpelft.

Bey gleicher Innigkeit des Gefühls in beiden Poefieen wird der Lefer in der letzten die Klarheit der Anfchauung vermiffen, wodurch in der erften der Gedanke die Empfindung völlig durchdringt: fo dafs fich aus der Vergleichung derfelben vielleicht begreifen läfst, was gemeint wird, wenn man fagt, eine Poefie erreiche die Grenze möglicher Darftellung. Klärer noch wird diefs vielleicht durch die Wirkung, welche der Dithyrambe (S. 209) thut, da in derfelben die aufserordentliche Heftigkeit der Bewegung nur hervorgebracht wird durch die Mannichfaltigkeit und den fchnellen Wechfel der auf einander folgenden Geftalten, ohne dafs die Beftimmtheit diefes im Geringften darunter litte.

Dasjenige in den Dichterwerken, wodurch die höchfte Klarheit der Anfchauung hervorgebracht wird, hat man das Plaftifche darin genannt, ein nicht unbequemer Ausdruck, wenn man fich nur hütet, an eigentliche Zeichnung hiebey zu denken. Denn da die Werke der Poefie aus auf einander folgenden Theilen beftehen: fo widerftrebt ihr nichts mehr, als eine räumliche Behandlung ihrer Gegenftände. Diefes wefentlichen Bedürfniffes feiner Kunft eingedenk, theilt unfer Dichter feinen Werken eine, bis in das Innerfte derfelben dringende Bewegung und Lebendigkeit mit, fo, dafs man von ihnen fagen kann, wie vom Homer, nichts darin ruhe, fondern komme oder gehe, und fey in ftäter Fortfchreitung. Am klärften wird diefs an folchen Gedichten, die fich ausdrücklich als Gemälde ankündigen, wie dasjenige, welches überfchrieben ift: *Amor ein Landfchaftsmaler*, S. 200.

Vielleicht haben mehrere Lefer, wie der Verfaffer diefes Aufftzes, die fonderbare Bemerkung gemacht, dafs, wenn man ein Gedicht von *Goethe* im Gedächtnifs behalten, und aus der Mitte etwas verloren hat, man fich oft die Lücke viel gröfser vorftellt, als fie ift, und fie nicht felten durch einzelne Zeilen oder unfcheinbare Partikeln ausgefüllt findet, wo man ganze Strophen zu miffen glaubte. Diefs rührt her von der Gewandtheit unferes Dichters in den Übergängen, wodurch der Fortfchritt, ohne je übereilt zu feyn, immer rafch bleibt. Bedenkt man nun, dafs eine folche unaufhörliche Bewegung, wodurch die Gedanken einander leife anziehen und drängen, mufikalifch wirkt, und bringt diefs in Verbindung mit dem oben Gefagten, von der Beftimmtheit der Geftaltung in den Werken des Dichters: fo werden Lefer, die fich gerne Rechenfchaft von ihrer Empfindung geben, in diefer nie ruhenden, und doch nie überfpannten Regfamkeit feiner Bildungen eine neue, vielleicht noch nicht genugfam erkannte Urfache ihres unfäglichen Reizes entdecken.

In der oben gedachten Zueignung klagt der Dichter feiner Muse:

Dich nenn' ich nicht, zwar hör ich dich von vielen
Gar oft genannt und jeder heifst dich fein,

Digitized by Google

Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich dich kenne, bin ich fast allein.
Ich muss mein Glück nur mit mir selbst geniessen,
Dein holdes Licht verdecken und verschliessen.

Woher doch, möchte man fragen, rührt die Seltenheit dessen, was das Natürlichste zu seyn scheint, die Empfänglichkeit für das Wahre und Schöne? Ohne Zweifel von dem Missverhältnisse, worin bey den meisten die Masse ihrer Vorstellungen steht zur Anzahl erkannter Beziehungen unter ihnen. Von Jugend auf vernehmen wir in der Kunst, der Wissenschaft und dem Leben Vortreffliches, Mittelmässiges und Schlechtes unter einander, wovon ohne unablässige Wachsamkeit und Selbstbearbeitung die Eindrücke einander stören und verfälschen, nicht zu gedenken, wie verstimmend und abstumpfend die Leidenschaften und eine oft unsanfte Berührung des Schicksals wirken. So erhält ein Tag von dem anderen seine Irrthümer und Missverständnisse, um sie vermehrt dem folgenden zu überliefern, und die letzte Frucht eines langen in den Augen der Welt nicht immer verächtlichen Lebens ist oft eine Einfaltigkeit, die weit unter der Einfalt des Kindes steht. Der Bessere selbst, wenn er von einem Gegenstande sich genugsam angezogen findet, um ihn rein und vollständig auffassen zu wollen, sieht sich nur allzu oft daran gehindert durch eine Menge fremdartiger Vorstellungen, die sich störend aufdrängen und seinen Blick umnebeln. Wenn es nun Einen gabe, bey welchem mit der Mannichfaltigkeit und Fülle der empfangenen Eindrücke die Elasticität der Seele zunähme, jeden derselben nach seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen, und mit einem energischen Gegendruck zu erwiedern: so schiene der gewiss uns allen sehr beneidenswürdig. Ein solcher ist der in der oben angeführten Stelle aus den Propyläen geschilderte Künstler, der unter dem beständigen Wechsel mannichfaltiger Erscheinungen, denkend, empfindend, anschauend, durch jede frühere seinen Sinn schärft für die spätere, und eben dadurch dahin gelangt, die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung auf das Gemüth, in ihren reinsten Verhältnissen zu erblicken. Um sich zu überzeugen, ob diese Schilderung auf unseren Dichter passe, vergleiche man das Gedicht, welches überschrieben ist: *Frühlingsorakel* S. 106 mit *Mahomeds Gesange* S. 115. So verschieden beide Poesieen sind, durch die liebliche Kindlichkeit des einen und die erhabene Prächtigkeit des anderen: so kommen sie doch in ihrer Wirkung auf das Gemüth in sofern überein, als sie die Erscheinungen, welche sie vor die Seele führen, rein und vollständig übersehen und klar durchschauen lassen. Gäbe es, wovon die Alten fabeln, einen Fluss der Vergessenheit, wen würde nicht gelüsten, daraus zu schöpfen, unter der Bedingung, was selbstische Bestrebungen jeglicher Art ihm Unlauteres angehängt haben, dadurch zu tilgen, den reinen Ertrag aber dessen, was er als ein der ganzen Menschheit angehöriges Gemeingut in sich achten kann, zu bewahren. Wie dieser die Gegenstände auffassen würde, so sieht der Dichter sie in der Stunde der Begeisterung, und daher mag das Gefühl der Erfrischung und Verjüngung des innerlichen Lebens rühren, wodurch seine Darstellungen uns erquicken.

Fragte Jemand, wodurch denn der Eindruck von der Wahrheit der Darstellung hervorgebracht werde: so wäre zu erwiedern, dass die Antwort hierauf, die sich vollständig überhaupt nicht geben, sondern nur andeuten lässt, aus einer tief eindringenden Untersuchung über das Wesen der Kunst zu schöpfen sey, und folglich hier nicht erwartet werden könne. So viel jedoch lässt sich mit Wenigem klar machen, dass die Beschaffenheit des wörtlichen Ausdrucks ein nicht Geringes dazu beytrage.

In den von Kindheit an vernommenen Worten der Muttersprache bewahren wir seine Menge einzelner chaotisch zerstreuter Begriffe. Vermittelst dieser Worte ehemalige Empfindungen und Gedanken zur Erweckung noch nicht gehabter zu ordnen, darin besteht die Kunst des wörtlichen Ausdrucks. Sobald nämlich nach der ersten Bewegung, worein jeder neue Gedanken versetzt, die Seele sich beruhigt hat, sucht der Dichter ihn in seine Elemente aufzulösen. Während dessen regt ihm die Phantasie schöne Erinnerungen aus der Vergangenheit auf, und lässt sie vorüberschweben in Tönen, von welchen er die heraushorcht, die harmonisch eingreifen in die itzige Bewegung seines Herzens. Je reicher nun der Schatz seiner Erinnerungen ist, und je lebendiger die Anschauung des darzustellenden Gegenstandes: desto ungezwungener werden sich die Worte an einander reihen in einer Ordnung, woraus jeder Schein der Willkührlichkeit und Künstelei so sehr verschwindet, dass sie einander unterstützend, tragend und hebend sich von selber aus unserer Brust abzulösen, und nach einem Naturgesetze in einander zu fügen scheinen. Man höre S. 176:

Sind es Kämpfe, die ich sehe?
Sind es Spiele? Sind es Wunder?
Fünf der allerliebsten Knaben
Gegen fünf Geschwister streitend
Regelmässig, tactbeständig,
Einer Zaubrin zu Gebote.

Blanke Spiesse führen jene,
Diese flechten schnelle Fäden,
Dass man glaubt, in ihren Schlingen
Werde sich das Eisen fangen.
Bald gefangen sind die Spiesse;
Doch im leichten Kriegestanze
Stiehlt sich einer nach dem andern
Aus der zarten Schleifenreihe,
Die sogleich den Freyen haschet,
Wenn sie den Gebundnen löset.

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
Wechselflucht und Wiederkehren
Wird ein künstlich Netz geflochten
Himmelsflocken gleich an Weisse,
Die vom Lichten in das Dichte
Musterhafte Streifen ziehen,
Wie es Farben kaum vermöchten.

Digitized by Google

Alle grofsen Künstler, heifst es in der oft gedachten Stelle aus den Propyläen, nähern sich einander in ihren besten Werken; und in der That ist, was wir bis jetzo den Poesieen unseres Dichters nachgerühmt haben, ihnen keinesweges eigenthümlich, sondern mit allen ächten gemein, und zwar desto mehr, je vortrefflicher diese sind. Doch ist nicht zu leugnen, dafs jeder grofse Meister etwas Unterscheidendes habe, das die von ihm ausgehenden Werke als die seinigen kenntlich macht. Denn da jeder einer künstlerischen Darstellung fähige Gegenstand seiner Natur nach etwas Unendliches ist: so läfst er sich in ganz verschiedenen Beziehungen, die ihm alle gleich wesentlich sind, auffassen. Wenn daher so grofse Dichter, wie Äschylus, Sophokles, Shakespear einen und denselben Gegenstand behandelten: so läfst sich wohl vermuthen, dafs ihre Darstellungen gleich schön, nicht aber in allem gleich und ähnlich wären, und es würde Mifsverständnifs seyn, das Charakteristische darin als etwas Fehlerhaftes anzusehen, und für die Wirkung einer Manier zu halten. In dieser Rücksicht also könnten wir getrost versuchen, das Eigenthümliche in dem Geiste unseres Dichters auszuforschen, wenn dieſs nur nicht in einer anderen desto schwerer würde, je mehr sich die Werke eines Meisters dem Höchsten in der *Kunst* nähern.

Der Unterschied, den man in der bildenden Kunst macht, zwischen strengem und gefälligem Styl, läfst sich auch auf die Poesie anwenden. Diese zeichnet sich vor den übrigen Künsten aus durch die Bestimmtheit dessen, was sie ausdrücken, und durch die unbegrenzte Fülle dessen, was sie andeuten kann. Je nachdem nun dieses aus jenem sich schwerer oder leichter erahnen läfst, bekommen Gedichte den Charakter des Strengen oder Gefälligen. Mit Ausnahme der Ode, die überschrieben ist *Harzreise im Winter* S. 123, und einiger gleichzeitiger, die sich durch Erhabenheit in den Gedanken, Kühnheit in den Bildern und eine gewisse Härte in den Übergängen hervorthun, belebt die Werke unseres Dichters eine Grazie, die sich zwar nicht anbietet, sondern gesucht seyn will, ohne doch je durch Stolz oder Sprödigkeit abzuschrecken.

Es ist eine oft gemachte Bemerkung, dafs seit dem Verfall der alten Kunst das Gebiet der Poesie sich sehr erweitert habe durch die Bereicherung, welche die sittliche Natur des Menschen im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einflusse so vieler und verschiedener Umstände erfahren, und dafs es deſswegen dem neueren Dichter erschwert sey, die edle Einfalt und ruhige Klarheit der Alten zu erreichen. Wer also unseren Dichter *einen Darsteller des griechischen Geistes* nennt, meint ohne Zweifel damit, dafs er den sehr zusammengesetzten Stoff, den das gegenwärtige Menschenleben darbietet, mit eben der Kraft beherrsche und bildend durchdringe, wie die Alten ihren an Empfindung und Gedanken weniger ergiebigen. Die Elegie, welche überschrieben ist *Euphrosyne*, S. 332, kann vielleicht vor anderen dienen, deutlich zu machen, worauf sich ein solches Urtheil gründen möge. Die einfachen, in jeder menschlichen Brust wohnenden Gefühle, welche sie darstellt, erhalten dadurch ihr Eigenthümliches, dafs sie von der Liebe zum Schönen ausgehen, und sich wieder in sie auflösen. Euphrosyne als Schwester der Antigone und Polyxena, wie sie sich nennt, erscheint als ein hohes überirdisches, durch die Kunst völlig verklärtes Wesen, und dieſs giebt der Zärtlichkeit, womit sie in dem Dichter den Lehrer, den Freund, den Vater umfafst, der Erinnerung, welche sie den Spielen ihrer Jugend weiht, der Sehnsucht, womit sie nach der Erde zurückverlangt, und ihr Andenken darauf gefruitet zu sehen wünscht, eine Innigkeit, die uns ahnen läfst, die letzte und schönste Frucht reiner Kunstliebe sey die Vereinigung zweyer Herzen, welche sie durch die süfse Gewohnheit gemeinsamen Strebens und Wirkens befreundet. Und während durch dieses rührende Spiel der zärtlichsten Empfindsamkeit der innere Sinn vielfach und bedeutend aufgeregt wird, fehlt es dem äufseren nicht an einer Fülle der klarsten Anschauungen, welche harmonisch in dasselbe eingreifen.

Die dreyzehnte der römischen Elegieen, S. 300, fängt so an:

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, ist betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „Diesmal nur traue mir noch,
Redlich meyn' ichs mit dir, du hast dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.

Alles Schöne ist sich verwandt. Je reicher ein Dichter damit in seinem Inneren ausgestattet ist: desto empfänglicher mufs er seyn für die Reize des Geschlechts, welches vorzugsweise das schöne heifst. Daher ist Frauenliebe eine sehr poetische Leidenschaft, sofern sie sich auf Gegenstände richtet, die in eine künstlerische Begeisterung versetzen können. Bey unserem Dichter verleugnet sie diesen Charakter nie, und es ist fast unbegreiflich, wie man ihn in den römischen Elegieen einen Augenblick hat verkennen mögen.

Saget Steine mir an, o sprecht ihr hohen Paläste,
Strafsen, redet ein Wort! Genius regst du dich nicht?
Ja es ist alles beseelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma, nur mir schweiget noch alles so still.
O! wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick ich
Einst das holde Geschöpf, das mich versengend erquickt.

Diese Zeilen der ersten unter den römischen Elegieen vergleiche man mit folgenden Strophen aus dem Gedichte, welches überschrieben ist *Ganymed* S. 136:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl
Unendliche Schöne.

Dafs ich dich fassen möcht
In diesen Arm.

(*Der Beschlufs folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JANUAR, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Goethe's Werke* u. s. w.
(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In beiden Poesieen ist der Zug der Empfindungen derselbe. Auf die Betrachtung des Schönen folgt das Verlangen nach Vereinigung damit. Was den Dichter an Faustinen fesselte, war, dass der Adel ihrer römischen Abkunft, die Anmuth ihrer Gestalt und die edle Einfalt ihres Geistes den Empfindungen, welche zu Rom das Gedächtniss der Vergangenheit, der Anblick so vieler Wunderwerke der Kunst und die Freundlichkeit des südlichen Himmels ihm einflössten, einen gemeinsamen Berührungspunct gaben, dass seine Liebe zu ihr so viele hohe und würdige Gegenstände in ein ihm gleichartiges Wesen verwandelte, in welchem er dieselben an sein Herz drücken konnte.

Aber gleichwie dem Platon zufolge das Schöne sich in Stufen erhebt: so lässt die poetische Liebe Grade zu; und wie Lili, Doris, Silvia, Corona, Dora und wie die übrigen gefeyerten Namen heissen mögen, den Geist des Dichters von einzelnen Seiten, so scheint die, welche er unter dem Namen Lida verherrlicht, ihn in allen Puncten zu berühren. Ein Maler, dem es gelänge, diesen herrlichen Phantasiegebilden Form und Farbe zu geben, würde auch dem leiblichen Auge sichtbar machen, dass in jener reizenden Gruppe keine wäre, deren die Nachbarinnen sich zu schämen hätten, und vielleicht, dass alle den Preis der Liebenswürdigkeit der Lida zuerkennten. Sie ist es, die ihm die unvergleichliche *Ode* eingegeben hat, welche überschrieben ist: Der Becher, S. 178; wie auch die Nachtgedanken, S. 180; an Lida, S. 183.

Der Leser wird sich erinnern, in dem Buche, welches den Titel führt: *Winkelmann und sein Jahrhundert*, die Bemerkung gefunden zu haben, Winkelmann sey eine durchaus antike Natur gewesen, und diess habe sich auch darin gezeigt, dass er über sich und das Schöne, dem er sein Leben geweiht hatte, nie zur Klarheit gekommen. Allerdings, ein solcher Ausruf, wie wir von unserem Dichter vernehmen S. 203:

> Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
> Und so muss ich dich fassen,

ist in dem Munde eines Homer undenkbar, und da in jener schönen Zeit der Sitteneinfalt die Genialität, um das Höchste und Würdigste in der Kunst hervorzubringen, ohne vollständige Kenntniss des Gegenstandes, worauf sie gerichtet war, nur instinctmässig wirken durfte: so scheint diess die Idee hervorgebracht zu haben von begeisternden Musen, unter deren Einflusse der Dichter stünde. Hievon nimmt der platonische Sokrates Anlass, die Dichter zu verspotten als solche, die nur Werkzeuge in den Händen höherer Wesen wären, und kein Verdienst hätten bey dem, was Vortreffliches durch sie hervorgebracht würde. Zum Beweise dessen führt er den Tynnichos aus Chalkis an, der kein der Erwähnung werthes Gedicht gemacht habe, ausser einem Päan, den alle sängen als das schönste Lied, und hieran habe, wie er selber sage, die Kunst keinen Antheil, sondern es sey ein Fund der Musen. Mit eben dem Rechte liesse sich aus der Vielgewandtheit unseres Dichters, wodurch er in den verschiedensten Gattungen der Poesie das Höchste erreicht hat, schliessen, dass an seinen Werken die Kunst einen nicht geringen Antheil habe, und dass alle jene schönen lyrischen, romantischen, elegischen, epigrammatischen, dramatischen und epischen Gedichte zwar göttlich seyen, sofern sie ohne Eingebung von oben, und ohne himmlische Begeisterung nicht gedeihen konnten, zugleich aber menschlich, und im höchsten Sinne des Wortes sein eigen, sofern in einer dem Schönen so ungünstigen Zeit, wie die unsrige, von seiner Seite die höchste Besonnenheit, der treuste Fleiss, und die regeste Energie des Willens erfodert wurde, um für jene Eingebungen empfänglich zu seyn, und ihrer in so reichem Masse gewürdigt zu werden. Diess bezeugt unser Dichter selber in der oft gedachten *Zueignung*, wo er die Kämpfe schildert, die er von innen und aussen zu bestehen hatte, ehe er von der Muse die Weihe empfing.

Vielleicht ist es diese Verbindung künstlerischer Genialität mit philosophischer Klarheit des Selbstbewusstseyns, was unseren Dichter am meisten auszeichnet; und wer sich bemühet, die Spuren davon in seinen Werken aufzusuchen, wird immer grössere Unterschiede zwischen ihm und den Alten entdecken, und vielleicht finden, dass die edle Einfalt dieser sich zu der seinigen verhalte, wie die ursprüngliche, sich selbst nicht kennende Unschuld im goldenen Weltalter zu der wieder erlangten in Elysium.

Man hat seit einiger Zeit öfters die Untersuchung angeregt über das gegenseitige Verhältniss des religiösen Sinnes und dichterischen Geistes. Aus einer gemeinsamen Quelle, der Ahnung des Alls als eines nach Gesetzen innigst verknüpften Ganzen, ent-

Digitized by Google

ſpringend, nehmen ſie verſchiedene Richtungen, der eine nach den Erſcheinungen hin, um ihrer eine möglichſt groſse Anzahl im Zuſammenhange darzuſtellen, der andere nach dem hin, was ſich, als den Erſcheinungen zum Grunde liegend, durch die Stimme des Gewiſſens ankündigt. Unbekümmert um die Creatur, ſehnt ſich der Fromme nach der Vereinigung mit dem Schöpfer durch die Kraft des Glaubens; weniger bekümmert um den Schöpfer, ſucht der Dichter ſich von der Welt möglichſt viel anzueignen durch die Anſchauung. Die Übungen, wodurch dieſer den Kreis ſeiner Empfindungen unaufhörlich zu erweitern und ſeine Sinnlichkeit zu bereichern trachtet, meidet jener als ſtörend, weil er, um die Offenbarungen des göttlichen Geiſtes zu empfangen, und der Einwirkung ſeiner Gnade theilhaftig zu werden, der Ruhe und Stille bedarf. Der ſchnelle und häufige Wechſel von Freud und Leid, und das rege Gefühl dafür bey ſich und Anderen, bringt in das Dichterleben eine ungleichförmige, nicht ſelten ungeſtüme Bewegung, ſtatt daſs den Frommen ſein ſtetes Streben nach der Befreundung und Verähnlichung mit Gott der pythagoräiſchen *Metriopatheia* immer näher führt. Da der Dichter ſeinen Geiſt in beſtimmten Werken ausprägt, deren Werth ſich von Unzähligen, die nichts Ähnliches hervorzubringen vermögen, erkennen läſst: ſo findet er für jede Anſtrengung ſofort Lohn und Aufmunterung in dem Beyfall der Zeitgenoſſen und dem Vorgefühl des Ruhms bey der Nachwelt. Der Fromme dagegen offenbart die ihm eigenthümliche Sinnesart weniger in beſtimmten Mittheilungen, wie etwa in Sprüchen, Liedern, Gebeten, als vielmehr in dem Tone des ganzen Lebens, den nur wenige Gleichgeſinnte verſtehen und erwiedern können. Von Herzen demüthig, ſucht er keine andere Ehre als Gottes, und findet dieſe in Selbſtverleugnung jeglicher Art.

So verſchieden dem zufolge der religiöſe Sinn iſt von dem dichteriſchen Geiſte: ſo würde man doch irren, zu glauben, daſs ſie einander ausſchlöſſen. Was kann dem Frommen erbaulicher ſeyn, als ein vollendetes Werk der Kunſt, das als ein bis in die kleinſten ſeiner Theile wohl verbundenes Ganzes das würdigſte Sinnbild iſt des vom göttlichen Geiſte durchdrungenen Alls; und das geheimniſsvolle Helldunkel der Religion, wie könnte es ohne Reiz für den Dichter bleiben, da es der Einbildungskraft ein unermeſsliches Feld öffnet? Daſs auch unſer Dichter dieſen Reiz empfunden habe, und welche Offenbarungen über das innerliche Leben wir ihm verdanken würden, wenn er ihm öfter gefolgt wäre, beweiſen die Bruchſtücke *) welche überſchrieben ſind: *die Geheimniſſe* und die Geſpräche des Mönches mit Eugenien. Doch iſt die hierin ſich mittheilende Stimmung keinesweges die bey ihm herrſchende; noch viel weniger aber die entgegengeſetzte, welche ſich in der Ode ausſpricht, die überſchrieben iſt *Prometheus* S. 133. Daſs, wer keine anderen Herren über ſich erkennt, als *die allmächtige Zeit und das ewige Schickſal*, einer gewiſſen Erhabenheit des Charakters und eines ſehr edeln Trotzes in der Geſinnung fähig ſey, beweiſet die Ode unwiderſprechlich; kaum aber läſst ſich denken, daſs ein Dichter ſein *verirrtes Auge zur Sonne wenden könne*, ohne einen Laut zu vernehmen, der ihm weiſſagend zurieſe, es wäre drüber

Ein Ohr zu hören ſeine Klage,
Ein Herz, wie ſein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Denn es iſt keinem Zweifel unterworfen, daſs die Ohngötterey der Sittlichkeit weniger verderblich iſt als der Kunſt, der ſie unvermeidlich den Tod bringt.

Das ächte Glaubensbekenntniſs unſeres Dichters finden wir in der Ode, die überſchrieben iſt: *Das Göttliche*, S. 140, und vornehmlich in folgenden Strophen:

Edel ſey der Menſch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterſcheidet ihn
Von allen Weſen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Weſen,
Die wir ahnden!
Sein Beyſpiel lehr' uns
Jene glauben.
Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,
Thäten im Groſsen,
Was der Beſte im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Menſch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet ſchaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahndeten Weſen.

Vermuthlich iſt es nur der unendliche Reichthum ſeiner ſinnlichen Anſchauungen, was bis jetzo den Dichter gehindert hat, im Geleite dieſer Ahnungen ſo oft, als mancher wünſcht, in die verborgenen Tiefen der göttlichen Offenbarung hinabzuſteigen, und die Geheimniſſe derſelben durch die Kunſt darſtellend zu enthüllen. Doch ſind jene Ahnungen gewiſs immer hell genug in ihm geblieben, um ſeine Anſicht von der Natur und Menſchheit zu erheitern und alle ſeine Dichtungen wohlthätig zu beleben. Ihnen ohne Zweifel iſt es zu verdanken, daſs wir in dieſen nirgend ſo troſtloſe Klagen antreffen, wie oft bey den Alten, als beym Homer, wo Zeus ſagt:

Denn kein anderes Weſen iſt jammervoller auf Erden,
Als der Menſch, von Allem, was Leben haucht und ſich reget.

oder beym Sophokles, wo der Chor ausruft:

Nie aufleben beſiegt gewiſs
Jeden Wunſch: und dieweil du lebſt,
Iſt ſchnell wieder zu fliehn, von wannen
Du gekommen, gewiſs das zweyte.
(*Nach Solgers Überſetzung*).

*) Nach einer dem Vf. dieſes Aufſatzes ganz unerklärlichen Anordnung ſind ſie, wie ſchon oben bemerkt worden, mit der *Zueignung* unter einem gemeinſchaftlichen Namen verbunden. Als ungleichzeitig und aus ganz verſchiedener Anſchauung entſprungen, können beide Werke nie ein poetiſches Ganzes bilden.

Digitized by Google

Von ihnen auch wohl rühren so schöne beruhigende Züge her, wie die Schlufszeile der Euphrosyne:

— Und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

wie auch die Ermahnung seiner Muse:

Wie viel bist du von andern unterschieden,
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden.

ohne jene Ahnungen schwerlich ein so treues Gedächtnifs bey ihm gefunden hätte. Die herrliche Elegie, welche überschrieben ist: *Herrmann und Dorothea*, setzt den hohen Werth des sittlichen Charakters unseres Dichters in das helleste Licht, und läfst keinen Zweifel übrig, dafs die edeln Gesinnungen der Friedfertigkeit und Bruderliebe, die er seiner Muse bey der Einweihung gelobt hatte, nie aufgehört haben, ihn zu beseelen. — Aus welcher Quelle sie auch entsprungen seyn mögen, niemals wollen wir vergessen, dafs einer der reichbegabtesten Dichter, der empfunden hat, was ein menschliches Herz empfinden kann, und die mannichfaltigsten Verhältnisse des Lebens mit gröfster Klarheit durchschauet, keine Ursach fand, dasselbe zu hassen, und nichts darin entdeckte, was hätte seinen Eifer für die Vervollkommnung und Verschönerung desselben schwächen mögen. Eines so trostreichen Andenkens bedürfen wir mehr als jemals jetzo, wo so Mancher an so Manchem irre wird, und bey so vielen Beyspielen verrathener Freundschaft und gebrochener Treue mit *Schillers* Kassandra voll Wehmuth ausrufen möchte:

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

Wie sehr auf unseren Dichter die verhängnifsvollen Begebenheiten der Zeit gewirkt haben, sieht man aus der Wahl der Gegenstände für mehrere der späteren seiner Werke. Darum ist es als ein Glück für die Kunst anzusehen, dafs schon vor dem Eintritt derselben seine Bildung vollendet war. Unter so gewaltsamen Ereignissen, wie in den beiden letzten Jahrzehnden die Welt erschüttert haben, und ohne die ungestörte Ruhe von aufsen, deren der Dichter in den ersten 40 Jahren seines Lebens genofs, hätte schwerlich sein Geist sich so nach allen Richtungen hin entwickeln können, wie er gethan, und namentlich nicht Heiterkeit genug behalten, um neben der ernsten Muse sich auch dem Dienste der komischen zu weihen.

Was der Behauptung des Sokrates, es gehöre für einen und denselben, Tragödien und Komödien machen zu können, und der künstlerische Tragödiendichter sey auch der Komödiendichter, zum Grunde liege, ist unschwer aufzufinden in einer gemeinsamen Idee, worin das Schöne und Lächerliche sich berühren. Wenn gleichwohl so wenige Dichter in beiderley Darstellungen zugleich sich hervorgethan haben: so rührt diefs ohne Zweifel daher, dafs äufsere Umstände ihren Geist frühzeitig nach einer von beiden Richtungen überwiegend hinzogen. Wie innig aber bey unserem Dichter die Phantasie, welche schafft, und der Witz, dessen Freude das Zerstören ist, verbunden sind, zeigen am klärsten die *Epigramme aus Venedig*, deren Studium überhaupt nicht genug empfohlen werden kann.

Sie bestehen aus lauter einzelnen augenblicklichen Eingebungen einer mehrere Tage fortwährenden Begeisterung, unter deren Einflusse alle Fäden und Saiten in dem Gemüthe des Dichters aufgezogen und gleich rein gestimmt waren, um bey jeder noch so leisen Berührung von aufsen anzuklingen, woraus denn eine Melodie der Empfindungen entsteht, die sich den Accorden einer Luftharfe vergleichen läfst. Der wunderbar schnelle Wechsel tiefsinniger Weisheitssprüche mit so vielen rührenden, zärtlichen, lächerlichen Zügen, welche das Gröfste und Kleinste, das Nahe und Ferne, Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges, aus der Kunst, Natur und Geschichte in buntem Gewimmel vorüberführen, drängt das ganze Leben des Dichters in wenige Augenblicke zusammen, denen ähnlich, in welchen er die erste Idee zu grofsen Werken fafst.

Gleichwie in diesen Epigrammen bacchische Begeisterung herrscht: so in den Weissagungen des Bakis prophetische. Wolle Niemand zudringlich dem Dichter die Auflösung dieser Räthsel abnöthigen, oder, die er selber gefunden zu haben meint, voreilig mittheilen. Der Nachwelt werden sie um so mehr nützen, je dunkler sie bleiben, wenn zumal, was aber der Himmel verhüten wird, die Vermuthung einiger trübsinnigen Unglückspropheten einträfe. Manche nämlich von denen, welche behaupten, sich auf die Zeichen der Zeit zu verstehen, verkündigen einen nicht fernen Verfall alles dessen, was wir bis jetzo für die Stützen unserer Selbstständigkeit und für die Bedingung eines geselligen und sittlichen Lebens hielten. Hieraus müfste für die nächstfolgenden Geschlechter ein Zustand der Verwirrung aller Verhältnisse entstehn, woraus sie auf gewöhnlichem Wege weder Ausgang noch Rettung fänden. Nun aber pflegen die Menschen, wie Thucydides bemerkt, nicht sobald sich von lichten Hoffnungen verlassen zu sehen, als sie sich hinwenden zu den dunkeln, zu Weissagungen und Orakeln, so dafs auch dereinst vielleicht mancher, wenn er in der Bedrängnifs nicht wüfste, wo aus noch ein, zu diesen Sprüchen Zuflucht nähme, um in ihnen, wie in sibyllinischen Büchern, das Schicksal zu befragen. Je räthselhafter sie nun wären, desto mehr triebe das Verlangen, sie auszulegen, ihn an, des Dichters übrige Werke mit ganzer Kraft und treuem Fleifse zu durchforschen, wobey er am sichersten gewönne, was dann ihm am meisten Noth thäte:

Ruh und Luft und Harmonieen
Und ein kräftig rein Bestreben. Kfd.

1) Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Gemälde des menschlichen Herzens in Erzählungen.* Von *August Lafontaine.* Mit Kupfern. X Theil. 334 S. XI Theil. 358 S. XII Th. 218 S. (Auch unter dem besonderen Titel: *Aline von Riesenstein.* Von *Aug. Lafontaine.* 1, 2, 3 Theil.) 1808. 8. (5 Thlr. 8 Gr.)

2) Riga u. Leipzig, b. Hartmann: *Leontine.* Ein Roman, von *A. v. Kotzebue.* I Th. 328 S. II Th. 440 S. 1808. 8. (4 Thlr. 8 Gr.)

Wir dürfen voraussetzen, dafs die Romanleser mit

dieſen neuen Producten ihrer beiden Lieblingsautoren ſchon bekannt ſind, und können uns daher auf wenige Bemerkungen beſchränken. Im Allgemeinen müſſen wir, ſo ähnlich beide Romane in ſo fern einander ſind, als ſie in der Eigenſchaft wahrer Kunſterzeugniſſe nur einen ſehr untergeordneten Werth haben, dem erſteren doch bey weitem den Vorzug geben, in Hinſicht des Ganzen wie der Theile. Der Zweck deſſelben iſt, zu zeigen, wie das Böſe nur auf eine Weile das Gute unterdrücken kann, und in ſich ſelbſt alles Haltes ermangelnd, ſein eigener Zerſtörer wird. Zu gleicher Zeit wird der bedingte Werth der Cultur geſchildert, und wie künſtliche Bildung nur da geſunde Früchte treibt, wo ſie einen kräftigen und empfänglichen Boden nach ſeiner eigenthümlichen Beſchaffenheit bearbeitet. Dieſes wird in der Perſon des Magnus von Rieſenſtein, eines rohen aber unverderbten Naturſohnes, in manchem glücklichen Zuge anſchaulich gemacht; und ſo iſt auch die Darſtellung von dem unhaltbaren Glücke des Böſewichts und ſeines unvermeidlichen Untergangs von einer ſprechenden Wahrheit: nur muſs man es miſsbilligen, daſs die Geſchichte ſeiner ſcheuſslichen Teufeley mit ſolcher Ausführlichkeit und ohne alle Schonung behandelt iſt — ſie nimmt den ganzen zweyten Theil ein — und ſo kann man an dieſem Gemälde nur ein pſychologiſches Intereſſe nehmen; ein höheres war aber wohl des Vfs. Abſicht nicht, wenigſtens läſst ſich dieſes, wenn man den allgemeinen Titel: Gemälde des menſchlichen Herzens, nach ſeiner Strenge nimmt, zu ſeiner Vertheidigung vorausſetzen. — Das Gelungenſte, das Anziehendſte und nicht ohne den Reiz der Neuheit ſcheint uns der Charakter der Nally; und trefflich wird in ihr geſchildert, wie ein edles weibliches Gemüth unter dem Einfluſſe der Liebe allmählich aus dem Wuſte der Eitelkeit und des Eigennutzes, worunter es faſt ganz verſchüttet lag, ſich zu ſeiner urſprünglichen Reinheit emporarbeitet; gleich wahr und ergreifend iſt die Schilderung von Solen's Zweifelmuth, der nach langen und wiederholten Kämpfen endlich mit männlicher Entſchloſſenheit den Glauben an Nally's Liebe faſst. Nur wäre dieſem Gemälde weniger Farbenſchmuck zu wünſchen, und ein mehr concentrirtes Licht. Es ſind der Worte zu viel, ein und daſſelbe kommt zu oft wieder, nur unter anderen Bildern. Dieſes Überflieſsen der ungezügelten Rede iſt eine Eigenheit der *Lafontaine*ſchen Diction, und ein groſser Ubelſtand; denn die feinen Schattirungen flieſsen darüber in einander, und es entſteht ein verwirrendes buntes Gemiſch, das die Aufmerkſamkeit zerſtreut, und die Wirkung der glücklichſten Züge ſchwächt. —

Als den Zweck ſeines Romans, *Leontine*, giebt Hr. *v. Kotzebue* in der Vorrede an: „er wolle darin die Armſeligkeit des ſogenannten guten Rufes, die ſchrecklichen Folgen zu früh geknüpfter Ehen, die Gefahren der reinſten Tugend ſchildern;“ — und dieſes hat er denn nach ſeiner Manier redlich gethan. Es war ihm noch nicht genug, die höchſt wichtige und groſse Wahrheit; daſs es um den guten Ruf in der Welt ein armſeliges Ding zu ſeyn pflege, in Begebenheiten und Handlungen anſchaulich zu machen: dieſem erhabenen Thema iſt, wie billig, ein eigener zwölf Seiten langer Brief gewidmet, welchen wir nicht umhin können, denen angelegentlichſt zu empfehlen, die zur Bequemlichkeit des Publicums Sammlungen von Stammbuchſprüchen verfertigen. Hier werden ſie zu ihrem Behufe eine ungemein herrliche Ausbeute und zugleich das Verſtändniſs ſehr erleichtert finden, indem der Vf. nicht unterlaſſen hat, die Kernworte gehörig zu unterſtreichen, — eine Methode, die er durch das ganze Buch mit rühmlicher Sorgfalt für die zu beſſernden und aufzuklärenden Leſer beobachtet. Solcher meiſterhafter Sprüche, die ins innerſte Leben dringen, enthält das Werk noch gar viele; auf einige müſſen wir durchaus beſonders aufmerkſam machen. So heiſst es S. 65: „Die *Ehre*, (wir unterſtreichen wie der Vf.) dieſs *conventionelle Weſen*, kann leichter in uns den Eigennutz erſticken, als die *Liebe*, dieſs *Kind der Natur*. Beym *Lorbeerkranz* ſehen wir nicht darauf, ob die Blätter vergoldet ſind, aber der *Myrtenkranz* ſoll ſchimmern und ſchwer wiegen, wenn er auch Wunden ins Haupt drückt; und doch entführt uns jenen oft der erſte Wind, der aus einer anderen Gegend bläſt, indeſſen *dieſer* unſeren Sarg noch ſchmücken wird;“ — und S. 228: „Wer in ſeinem ſechs und zwanzigſten Jahre noch nicht geliebt hat, deſſen Bruſt haben die Wellen des Lebens ſchon zu oft genäſst, die Flamme zündet ſo leicht nicht mehr.“ Was die ſchrecklichen Folgen zu früh geknüpfter Ehen betrifft, ſo werden dieſe recht ſchrecklich geſchildert — und die Ehe, von der hier ein Beyſpiel aufgeſtellt wird, iſt denn auch recht früh geknüpft: die Vermählte iſt erſt 14 Jahr alt und ſo überaus naiv, daſs ſie an ihre Freundin Amalie ſchreibt: „Hätteſt du denn deine Niederkunft nicht noch um einen Monat aufſchieben können? Aber du wuſsteſt freylich nicht, daſs meine Hochzeit ſchon ſo bald ſeyn würde.“ Übrigens iſt dieſe Heldin des Romans ſo höchſt und ungemein edel geſchildert, daſs man ſich in das berühmte Muſterbuch: *Eliſa, oder das Weib, wie es ſeyn ſollte*, verſetzt glaubt. Es iſt ihr z. B. ein Leichtes, das während der Ehe mit ihrem Geſellſchaftsfräulein von dem Ehegemahle erzeugte Kind für ihr eigenes auszugeben, und ihren Gemahl liebt und achtet ſie nicht einmal. Schade nur, daſs Wallerſtein nicht den dummen Streich macht, und Luiſen heirathet; dann wäre das Gefährliche der übereilten Heirathen noch klärer ans Licht getreten; aber den ſchönen Schluſs hätten wir alsdann entbehren müſſen, wo alles wieder ſo ins Gleiche kommt, daſs man vor Freude und vor Rührung, auf die hier beſonders hingearbeitet iſt, weinen möchte. — Überhaupt hat uns das ganze Buch auſserordentlich gefallen, jedoch vornehmlich die Porträts von alten Frauen des gemeinſten Schlages; und wir haben in ihnen die Beſtätigung unſeres Glaubens gefunden, daſs Hr. *v. K.*, der faſt überall, wo es auf Copieen aus der wirklichen Welt ankommt, ein ſehr geſchickter Mimiker iſt, inſonderheit im Darſtellen ſolcher Individualitäten ſich als Meiſter zeigt. Ha. Ha.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 JANUAR, 1809.

THEOLOGIE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Einleitung in die Schriften des Neuen Teſtaments.* Erſter Theil, von Dr. *Johann Leonhard Hug*, Prof. der Theol. an der Univerſität zu Freyburg im Breisgau. 1808. 444 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der gröſsere Theil dieſer Schrift iſt nur für angehende Gelehrte, und beſteht in ſummariſchen Überſichten der Kenntniſſe, welche man zur Kritik des N. T. mitbringen muſs; ein Theil deſſelben, obwohl der kleinere, wird auch Gelehrte anziehen, denen alles das ſchon geläufig iſt, was die vorzüglichſten kritiſchen Bearbeiter des N. T. über die äuſsere und innere Geſchichte des neuteſtamentlichen Textes ausgemittelt haben. Dieſe Anzeige wird ſich daher auch nur bey dieſen Abſchnitten zu verweilen haben.

In neun Capiteln wird gehandelt: I) vom Alter und von der Achtheit der Schriften des N. T.; II) von den inneren Kennzeichen ihrer Glaubwürdigkeit; III) von dem Schreibmaterial der Verfaſſer, und der Herausgabe ihrer Bücher, vom Untergang der Autographen, der Sammlung der einzelnen Schriften und dem Kanon des N. T.; IV) von den inneren Schickſalen des Textes; V) von den äuſserwesentlichen Veränderungen, welche mit den Büchern des N. T. vorgenommen worden, (von dem Wechſel des Materials, des ägyptiſchen Papiers und der Thierhäute, bis im eilften Jahrhundert Baumwollen-Cotton-Papier in Gebrauch kam, von dem Wechſel der Schrift, der Uncialſchrift, bis ſich die Curſivſchrift im neunten Jahrhundert ganz ausgebildet hatte, und im zehnten allgemein ward; von den allmählichen Schritten zur Interpunction, von der Stichometrie des Diaconus Euthalius, der in der erſten Hälfte des fünften Jahrhunderts die Gewohnheit, Zeilenweis zu ſchreiben, einführte, ſo daſs man ſo viele Worte in eine Zeile ſetzte, als ununterbrochen geleſen werden muſste, um den Schriftſteller deutlich vorzutragen, bis zu der vollendeten Interpunction im zehnten Jahrhundert; von den Accenten, die ſchon im vierten Jahrhundert hie und da erſcheinen und von Euthalius in der erſten Hälfte des fünften Jahrhunderts allgemeiner gemacht wurden; von Auf- und Unterſchriften, von allerley Abtheilungen, gröſsern und kleinern bis zu der Einführung der Versabtheilung durch Stephanus). VI. Von den Handſchriften des N. T. nach drey Claſſen: 1) vor der Einführung der Stichometrie, 2) ſeit ihrem Gebrauch, und 3) nach ihrer Erlöſchung. VII) Geſchichte der Ausgaben des N. T. und ſeines kritiſchen Apparats. VIII. Von den Überſetzungen des N. T., die einen kritiſchen Gebrauch zulaſſen; IX) von den Grundſätzen der Kritik.

Mit der Mäſsigung des Vfs., als Theolog, hiſtoriſcher Forſcher und Kritiker, hat man alle Urſache zufrieden zu ſeyn. Der erſtere tritt nur ſelten hervor; hält aber, ſo oft er erſcheint, mit Anſtand auf Hauptpuncte ſeiner Wiſſenſchaft. Um im Allgemeinen die Glaubwürdigkeit des Inhalts des N. T. darzuthun, bleibt er bey dem Charakter ſtehen, der in demſelben von Jeſus ſo durchgeführt ſey, wie ihn keine Dichtungsfähigkeit gemeiner und bildungsloſer Juden hätte erfinden und durchführen können, und bey den reinen und erhabenen, im N. T. enthaltenen Anſichten über Religion und Sittenlehre, die weit über Jeſus und die früheren Zeitalter und den Geiſt der Nation gegangen ſey, aus welcher das Chriſtenthum als iſolirtes Phänomen hervorgetreten. Das Wunderbare in Jeſus Leben könne für keine Einwendung gegen die Glaubwürdigkeit des N. T. gelten. Jeſus ſelbſt ſey für ſein Zeitalter ein Wunder geweſen; ſeine Religion das gröſste Weltereigniſs, das über das Gewöhnliche weit hinausgehe. Das Volk, unter welchem Jeſus aufgetreten, habe von jedem Religionsreformator Wunder als Bedingung des Glaubens verlangt: wenn der Erfolg in ſeinem Vaterlande an dieſe Bedingung geknüpft geweſen, wie könnten wir die Bedingung von dem Erfolg trennen? u. ſ. w. Aus dieſer einzigen Probe ergiebt ſich, zu welcher Anſicht des Chriſtenthums ſich der Vf. hinneige: wird ihm aber nicht ein Gegner vorwerfen können, er lege *Wundern* und *Wunderbarem* im Fortgange ſeines Räſonnements ganz verſchiedene Begriffe unter?

Die Beweiſe, welche der Vf. für ſeine Materien aus der Geſchichte nehmen konnte, ſind im Ganzen gut erwogen. Daſs er ſich daneben hiſtoriſche Vermuthungen erlaubt, wird Niemand befremden, der mit den abgehandelten Gegenſtänden vertraut iſt, wenn ſie nur wahrſcheinlich combinirt ſind. Denn über wie Vieles, das in Anfrage kommt, giebt das chriſtliche Alterthum keinen Aufſchluſs! So eine hiſtoriſche Vermuthung erklärt den frühen Untergang der Autographen. Die Briefe der Apoſtel, auf das ſchwache, leicht verletzliche auguſteiſche Papier geſchrieben, hätten ſehr früh, ſchon unter Trajan, gewiſs unter Caracalla in den Autographen nicht mehr vorhan-

den seyn können; das Schreibmaterial für die historischen Werke sey zwar wahrscheinlich dauerhafter und geschickter gewesen, der Zeit zu widerstehen: die Autographa von ihnen hätten aber andere Umstände früh aus der Welt bringen müssen. Sie wären wohl Geschwindschreibern dictirt, dann, des anständigeren Äufseren wegen, Kalligraphen, und aus ihren Händen, der Correctheit wegen, Correctoren übergeben worden: hinter einer solchen rein geschriebenen, lesbaren Abschrift, wer hätte sich noch um das schwer zu lesende Exemplar des Tachygraphen bewerben mögen? Unbeachtet ging es unter u. s. w. Durch ähnliche Vermuthungen ist auch die Frage über die Sammlung des N. T. und den Ursprung des Kanons erklärt, und ist man auch einer anderen, als der hier beliebten, Combination zugethan, wer möchte deshalb mit dem Vf. rechten? Bey aller Billigkeit der Art kann es indessen doch nicht fehlen, dafs man nicht zuweilen eine strengere historische Prüfung wünschen möchte. So hatten, wie es scheint, Eusebius Vorstellungen von den Schriften des N. T., und seine Inconsistenz bey der Eintheilung derselben in *homologumena*, *antilegomena* und *notha* eine genauere Sichtung verdient. Eben so wenig ist es ganz genau, wenn neben den inneren Kennzeichen von der Aechtheit der Schriften des N. T. auch die Anführungen der Kirchenväter und der sogenannten Ketzerparteyen in Einem Capitel zusammengefasst sind. *Zeugnisse* dafür gieht es nicht. Die Christenpartey mit ihren heiligen Büchern wuchs, von den noch vorhandenen Schriftstellern des ersten Jahrhunderts unbeachtet, zu einer ansehnlichen und weit ausgebreiteten Partey heran: denn was wollen die paar zum Theil nicht einmal ächten, zum Theil mifsverstandenen Stellen über Christus und seine Anhänger in den Schriften jener Zeit bedeuten? Was sich von *Zeugnissen* zusammenbringen lafst, bewährt nur das Daseyn einzelner Schriften des N. T. in der Mitte des zweyten Jahrhunderts. Ihr Ursprung im ersten Jahrhundert und ihre Aechtheit kann daher entweder gar nicht bewiesen werden, oder es mufs aus ihnen selbst geschehen, durch die Zusammenstellung einzelner kleiner Umstände, die mit der damaligen Zeitgeschichte übereinstimmen, aus dem Zusammenhange eines jeden neutestamentlichen Schriftstellers mit dem Zeitalter, in das er gehören soll, aus seiner Sprache, seiner eigenthümlichen Manier nach Abkunft und Stand, seinem in Materie und Form charakteristischen Gepräge. Diese inneren Kennzeichen des Alters und der Aechtheit der Schriften des N. T. verdienen allein Beweise zu heifsen; was sich der Art aus Kirchenschriftstellern sammeln läfst, besteht aus blofsen Sagen und Traditionen, die für keine Beweise gelten können. Jene wirklichen Beweise sind auch von dem Vf. bündig dargestellt; von den vielen in den Schriften des N. T. wie verloren hingeworfenen Zügen des ersten Jahrhunderts freylich nur einzelne ausgewählt, aber solche, die zu dem Zweck des Vfs. völlig hinreichen. Unter den dazu ausgehobenen Beyspielen scheinen einige neu und dem Vf. eigenthümlich zu seyn, wie das über Lithostroton Joh. 19, 13, das er im Josephus (*de bello Jud.* c. 6 oder 7) wieder findet, und nicht für einen künstlich zusammengelegten Fufsboden von Marmor (für kein *pavimentum tessellatum*) ansieht, auf den die *sella curulis* gestellt wurde. Apostelg. 8, 26 soll das αὕτη ἐστὶν ἔρημος aus der Zerstörung seine Erläuterung bekommen, die nach Josephus (*de bello Jud. II.* c. 33) kurze Zeit vor der Belagerung Jerusalems über Gaza von den Juden verhängt worden. — In diesem Abschnitt ist zwar nicht mit Stillschweigen übergangen worden, dafs die Manier der Schriftsteller des N. T. eine andere sey, als die, welche im zweyten und den folgenden Jahrhunderten in christlichen und jüdischen Schriften gefunden werde; woraus sich ergiebt, dafs das N. T. nicht wohl später könne abgefasst seyn, als es durch die Überlieferung gesetzt wird: nur ist die Ausführung dieser sehr gegründeten Bemerkung etwas zu kurz gefafst; sie hätte wenigstens mit einigen Beyspielen belegt, und so bestimmt ausgeführt werden sollen, als die Annäherung des N. T. an die Manier des Philo dargestellt ist.

Die historischen Beweise für Alter und Ächtheit der Schriften des Neuen Testaments hat man bisher nur aus den rechtgläubigen Kirchenvätern zusammengestellt: der Vf. erkennt das Verdienstliche dieser Sammlungen, auf die *Lardner* grofsen Fleifs gewendet, und die *Lefs* u. a. auf ihre Weise gesichtet haben; wiederholt sie aber nicht, um sein Buch nicht mit Bekanntem zu überladen. Vielmehr sucht er die Spuren von dem Gebrauch des N. T. bey den verschiedenen sogenannten Ketzerparteyen des zweyten Jahrhunderts oder den Secten auf, welche ihre philosophischen und theurgischen Meinungen mit dem Christenthum zu verbinden, und ihre Behauptungen auf das Ansehen der biblischen Bücher zu gründen, und sie gegen Andersdenkende, besonders gegen die herrschende Kirche, aus ihnen zu beweisen gesucht haben. Es sind Celsus, Tatian, Theodot beym Clemens von Alexandrien, einige anonyme Irrlehrer beym Tertullian und Origenes, Marcion, Ptolomäus und Herakleon, Valentin und seine Schule, endlich die Ebioniten. Da der fromme Eifer der katholischen Kirche ihre Schriften vernichtet hat, und man sich bey diesen Untersuchungen gegenwärtig blofs an Anführungen halten kann, die gelegentlich bey den Widerlegungen der Kirchenväter vorkommen, oder bey der Darstellung der Beweise, welche die Ketzer für ihre Meinungen gebraucht haben sollen: so kann natürlich die Ausbeute nicht sehr reich seyn. Aber wer sollte auch ihre Armuth nicht mit Dank annehmen? Man würde sie noch dankbarer erkennen, hätte der Vf. nicht zu sichtbar sich bemüht, sie reicher zu machen, als sie der Natur der Sache nach seyn kann, und daher nicht mehr in die von ihnen handelnden Stellen gelegt, als bey einer unbefangenen Kritik aus ihnen hervorgeht. Aber wie fangt es z. B. der Vf. an, um darzuthun, dafs Tatian's Diatessaron *unsere* vier

Digitized by Google

Evangelien enthalten habe? Eusebius erzählt: „die Severianer (ein Nebenzweig der tatianischen Schule) bedienen sich des Gesetzes, der Propheten und der Evangelien." Kein Mensch, (sagt der Vf.) kann unter *Evangelien* etwas anderes denken, als *unsere* vier katholischen Evangelien. Da nun Eusebius fortfährt: „das Oberhaupt der Severianer, Tatian, hat durch die Zusammenstellung der Evangelien sein Diatessaron verfertiget:" so muss sein Diatessaron aus unseren vier Evangelien zusammengestellt gewesen seyn. Wie folgt dieses? Einmal zugegeben, dass die Evangelien der Severianer *unsere* vier Evangelien gewesen wären: sagt denn nun Eusebius, dass das Diatessaron bey den Severianern vorhanden sey, d. i. dass sie sich dessen bedienten? sagt er nicht vielmehr, „das Diatessaron sey nur noch *bey einigen* vorhanden?" und unterscheidet er es nicht durch diesen Zusatz von den Evangelien der Severianer? Eusebius gesteht ausdrücklich, er kenne das Diatessaron nicht genau; er habe es nie gesehen; er wisse daher nicht, wie darin die Zusammenstellung der Evangelien beschaffen gewesen: wie kann man nun behaupten: Eusebius brauche *Evangelien* in dieser Stelle immer in demselben Sinne? immer von *unseren* vier Evangelien? Es gab ja die verschiedensten Schriften unter dem Namen Evangelien: und da Eusebius das Diatessaron nie gesehen hatte, so konnte er gar nicht wissen, ob es nicht mitunter aus anderen Evangelienbüchern zusammengesetzt war. Will man mit dem Vf. erwiedern: „durch die Besitzer des Diatessaron mag es Eusebius gewusst haben," so darf man entgegen fragen: wo hätte er dieses geäussert? und hätten es die Besitzer des Diatessaron vorgegeben, woher wussten sie es? etwa durch eine genaue Vergleichung? wie lässt sich diese in jenen Zeiten erwarten? Doch auch diese angenommen, so wissen wir ja, was sie als Resultat gefunden haben: „es fehlten die Genealogieen und andere Sätze und Ausdrücke, welche Christus als einen Abkömmling Davids nach menschlicher Zeugung erklärten." Es kam also das Diatessaron nicht mit *unseren* Evangelien, wenigstens mit Matthäus und Lukas nicht überein; und da die Geschichte noch andere Evangelienbücher kennt, denen auch die Genealogie mangelte, (wie der Fall beym Evangelium der Hebräer war): warum sollte man nicht wahrscheinlich finden dürfen: das Diatessaron habe im Matthäus wenigstens sich diesen verlornen Evangelienbüchern genähert? Etwa deswegen nicht, weil Theodoret im 5 Jahrhundert behauptet: „Tatian habe die Genealogieen und andere dem Diatessaron mangelnde Stellen der katholischen Evangelien *abgerissen?*" Ist das mehr als Hypothese? und zwar Hypothese des Lehrers, der das Diatessaron nicht weiter in den Gemeinen dulden wollte? Warum soll nicht darauf geachtet werden, dass es die Alten auch das Evangelium der Hebräer nannten? Und wenn Clemens von Alexandrien vorgiebt, dass Tatian die Worte ἐπὶ γῆς μὴ θησαυρίζειν, ὅπου σὴς καὶ βρῶσις ἀφανίζει verdreht habe: lässt sich daraus mit Sicherheit folgern, dass er *unseren* Matthäus, in welchem sich diese Worte (6, 19) finden, gebraucht habe? Enthalten nicht auch die Denkwürdigkeiten der Apostel bey Justin dem Märtyrer, die bekanntlich mit dem Evangelium der Hebräer in grosser Verwandtschaft standen, dieselben Worte? — Auf ähnliche Weise ist auch des Vfs. Kritik bey Marcion's Evangelium nicht unbefangen zu Werk gegangen. Damit eine frühere Spur von *unserem* katholischen Lukas zum Vorschein komme, soll derselbe in Marcion's Handen, und des Letzteren Evangelium ein von ihm abgekürzter und veränderter Lukas gewesen seyn. Allerdings nennt Tertullian den Marcion einen *emendatorem* und *purgatorem*, und behauptet unter Schmähungen, der Text des marcionitischen Evangeliums sey erst von Marcion durch willkührliche Verstümmlungen geschaffen worden: aber bewährt sich auch diese Beschuldigung durch die Erfahrung? Noch haben wir eine Anzahl Fragmente von Marcion's Evangelium: stellen sich dieselben als *purgationes* und *emendationes* dar? Wie mochte der Vf. leugnen, dass Marcion von seinem Evangelium behauptet habe, es habe allein noch seine ursprüngliche Gestalt, und sey so aus den apostolischen Tagen auf ihn gekommen? Behauptete nicht Marcion, selbst nach Tertullian's Worten, der katholische Lukas sey *interpolatus a protectoribus Judaismi?* Darf man nicht mit eben dem Rechte aus diesen Worten folgern, Marcion habe schon ein kürzeres Evangelium vorgefunden, das mit unserem Lukas sehr verwandt war, und daher die bey einer Vergleichung entdeckten Erweiterungen des letzteren für Interpolationen gehalten, als der Vf. aus Tertullians *purgavit et emendavit Marcion* folgert: Marcion selbst möge seinen Evangelientext nicht für den in Handschriften seiner Zeit bereits vorhandenen, sondern für eine, erst durch ihn von Zusätzen gereinigte, für eine emendirte, kritische Ausgabe ausgegeben haben? Und welche Folgerung hätte grössere Wahrscheinlichkeit? Die erstere oder letztere? Lehrt nicht die ganze Geschichte der Evangelien, dass die Kirchenväter jede Abweichung von den katholischen für eine vorsätzliche Abänderung ausgegeben haben, weil es nur vier ächte Evangelien, nur die, welche die katholische Kirche besitze, gebe, ja sogar nur geben könne? Ist es nicht daher ihre Gewohnheit, sogleich von einem *purgare* und *emendare* zu sprechen, wenn sie auf Verschiedenheiten in den Evangelienbüchern anderer Parteyen stossen? Bey solchen Erscheinungen kann man auf ihr Urtheil allein nichts bauen; unbekümmert um dasselbe, muss man sich vielmehr an die Proben halten, welche sie aus den abweichenden Evangelien geben. Worauf die Fragmente aus Marcion's Evangelium führen, ist nicht schwer zu finden, wenn man nur sehen und finden will.

Am anziehendsten und reich an eigenthümlichen Ansichten und Beobachtungen ist der Abschnitt dieser Einleitung, welcher die kritische Geschichte des Textes der Schriften des N. T. enthält. Obgleich ein kritisches Blatt, das für das grosse Publi-

Digitized by Google

cum beſtimmt iſt, in eine Unterſuchung nicht eingehen kann, für und wider die ſich bloſs durch eine Induction von Lesearten ſtreiten läſst: ſo darf dieſe Anzeige doch nicht die Hauptideen des Vfs. übergehen, um die Aufmerkſamkeit der Kritik auf ſie zu lenken.

Der Vf. nimmt 3 Hauptepochen an, die einflufsreich auf die Beſchaffenheit des neuteſtamentlichen Textes gewirkt haben. Schon im *erſten Zeitraum*, bis nach der Mitte des dritten Jahrhunderts, hat der Text des N. T. gar ſonderbare Veränderungen erlitten, ob man gleich ſeine Bücher für Werke göttlichen Urſprungs anſah. Man erlaubte ſich einzelne Hebraismen wegzuſchaffen, unverſtändliche Ausdrücke durch verſtändlichere zu erklären, dunkle Stellen durch Zuſätze deutlicher zu machen, überflüſſige oder doch überflüſſig ſcheinende Wörter, beſonders gehäufte Synonyme herauszuwerfen, bey Abſchnitten, die öffentlich vorgeleſen wurden, die Anfangs- und Schluſs-Zeilen beyzufügen, welche man beym Herausreiſſen einer Stelle aus ihrem Zuſammenhang nöthig finden mochte, um ihr eine ſelbſtſtändige Geſtalt zu geben; in den Evangelien inſonderheit flocht man oft den Text der Parallelſtellen in einander, anderwärts wurden Bruchſtücke aus den ſogenannten apokryphiſchen Evangelienbüchern eingetragen u. ſ. w. Einen auf die beſchriebene Weiſe bereits corrumpirten Text des N. T. braucht ſchon Clemens von Alexandrien in ſeinen Schriften; und da ſeine eigenthümlichen Lesearten in den Evangelien ſich im *Cod. D.* (zu Cambridge) wiederfinden: ſo kann man annehmen, daſs dieſe Handſchrift den verwilderten Text dieſes Zeitraums ohngefähr enthalte. Bruchſtücke deſſelben Textes geben die Citationen des Origenes, und die Lesearten, welche Thomas vor Charkel aus einer Handſchrift im Kloſter des h. Antonius zu Alexandrien an den Rand der philoxeniſchen ſyriſchen Verſion getragen hat; vollſtändiger liefern ihn die alten lateiniſchen Überſetzungen nebſt den ſogenannten latinizirenden Handſchriften und die ſyriſche Peſchito; doch letztere mit einem merklichen Unterſchied. In der Peſchito iſt er etwas reiner oder weniger verdorben, ſey es nun, daſs ſie aus einem noch nicht ganz ſo verdorbenen und durch Zuſätze verunſtalteten Codex des N. T. gemacht worden, oder daſs der uns bekannt gewordene ſyriſche Text der Peſchito unter der Hand eines Reviſors geweſen iſt, der ihn den ſpäteren kritiſch gereinigten griechiſchen Handſchriften des N. T. conformer gemacht hat. Es theilt ſich daher der Text dieſes Zeitraums in zwey Äſte, einen ägyptiſchen oder alexandriniſchen, bey den Kirchenvätern Clemens von Alexandrien, Origenes und in der ägyptiſchen Handſchrift des Thomas von Charkel befindlich, der ſich weit in das Abendland verbreitet hat, und einen ſyriſchen, in der Peſchito, der meiſt nur auf Syrien eingeſchränkt geblieben iſt. Da man den corrumpirten Text der Septuaginta vor der Beſſerung, welche Origenes mit ihm vorgenommen hat, die *editio vulgata* genannt hat: ſo könnte man den auf oben beſchriebene Weiſe verdorbenen Text des N. T. gleichfalls die κοινὴ ἔκδοσις nennen. *Zweyter Zeitraum.* Um das Unkraut des verwilderten Ackers auszujäten, haben Heſychius in Ägypten, Lucian zu Antiochien, und Origenes zu Tyrus die beſſeren und älteren Handſchriften ihrer Gegenden verglichen, und das als richtigen Text angenommen, worin ihre Handſchriften übereinſtimmten. So entſtanden kurz nach einander drey verſchiedene gebeſſerte Ausgaben der κοινὴ ἔκδοσις in verſchiedenen Gegenden: die Heſychiſche kam in Ägypten und Alexandrien zu öffentlichem kirchlichem Anſehen; die Lucianiſche breitete ſich von Syrien her über Kleinaſien in Thracien und Byzanz aus; die Origeniſche herrſchte in Paläſtina. Die beiden erſten ſind aus der Geſchichte bekannt, die uns auch erzählt, wie ſie das Abendland als Denkmäler einer übel angewendeten Kritik verworfen habe, und bey ihrem hergebrachten Text der κοινὴ ἔκδοσις ſtandhaft geblieben ſey. Die dritte Ausgabe iſt ihrem Daſeyn nach nicht abzuleugnen; nur ihr Urheber wird nicht ausdrücklich von der Geſchichte genannt. Der Vf. legt ſie dem Origenes bey, und ſieht ſie für ſeine letzte Arbeit an, die er zu Tyrus, wo er ſeine Tage beſchloſs, verfertigt haben möge. Man dürfe ſie daher in den Schriften des Origenes nicht ſuchen, die vielmehr der κοινὴ ἔκδοσις, mit Zuziehung mehrerer Handſchriften, folgten. Eine Ausgabe davon habe vielleicht Pierius nach Origenes Tod erſt beſorgt, da Hieronymus die Handſchriften des Origenes und Pierius ſo mit einander verbinde, daſs man glauben möchte, ſie hätten einerley Text enthalten. Für den zweyten Verbreiter habe man wohl den groſsen Verehrer des Origenes, Pamphilus, den Stifter der Bibliothek zu Cäſarea, anzuſehen, welcher der Geſchichte zufolge mehrere Exemplare des N. T. theils ſelbſt abſchrieb, theils abſchreiben lieſs, um ſie unter Männer und Frauen, welche am Bibelleſen ein Vergnügen fänden, als Geſchenk auszutheilen. Nach geographiſchen Berührungen hätte man zu Tyrus Handſchriften der κοινὴ ἔκδοσις von beiden Ländern, von Ägypten und Syrien, zu erwarten gehabt, wodurch in einer dort verfertigten gebeſſerten Ausgabe des N. T. alexandriniſche und ſyriſche Lesearten in Verbindung hätten kommen müſſen. Und der Charakter des Textes dieſer dritten Recenſion halte wirklich die Mitte zwiſchen Lucian und Heſychius.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

FORTSETZUNGEN.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Magazin neuer Feſt- und Caſual-Predigten, Tauf- und Trau-Reden, Beichtermahnungen und anderer kleinerer Amtsvorträge.* Von *C. G. Ribbeck* und *G. A. L. Hanſtein.* 10ter Th. 1808. VIII u. 360 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) S. Recenſ. d. 6ten Theils. 1804. No. 302.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlſtab: *Predigten für denkende Verehrer Jeſus*, von *J. H. B. Dräſeke*, Prediger zu St. Georg bey Ratzeburg. 2te Sammlung. 1808. XIV und 430 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) S. Recenſ. der erſten Samml. 1804. No. 302.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JANUAR, 1809.

THEOLOGIE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Einleitung in die Schriften des Neuen Teſtaments.* Von D. *Johann Leonhard Hug* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Von Origenes freylich, der den Muth nicht hatte, das Verwerfliche aus der Septuaginta geradezu auszuſtreichen, ſondern lieber Aſterisken und Obeln zur Einſchaltung und Verwerfung gewählt habe, könne man heym N. T. noch weniger eine abſprechende Kritik ohne kritiſche Zeichen erwarten. Aber wahrſcheinlich habe auch Origenes verbeſſerte Ausgabe des N. T. ihre Aſterisken und Obeln gehabt: denn die zweyte ſyriſche Verſion, die ſich in Lesearten an dieſen dritten verbeſſerten Text halte, ſey mit ſolchen kritiſchen Zeichen verſehen, die doch wohl aus einem griechiſchen Manuſcript abſtammen müſsten. Es ſey daher wahrſcheinlich, dafs es zweyerley Abſchriften von Origenes Recenſion des N. T. gegeben habe: eine mit kritiſchen Zeichen von Pierius, woraus die zweyte ſyriſche Verſion verfertigt worden; eine ohne alle kritiſche Zeichen, die geradezu ausliefs, was Origenes verdammt, und aufnahm, was er gebilligt hatte, die Ausgabe von Pamphilus, weil Ausgaben mit kritiſchen Zeichen für gemeine Leſer, für die Pamphilus das N. T. abgeſchrieben habe, nicht geweſen wären. Da nun Andere in demſelben Fall waren, und zum Gebrauch Abſchriften ohne kritiſche Zeichen vorzogen: ſo verloren ſich die Abſchriften mit kritiſchen Zeichen aus dem gewöhnlichen Gebrauch in Bibliotheken, mit welchen ſie ihren Untergang fanden; die Abſchriften ohne kritiſche Zeichen blieben allein übrig. Wie nun die vorhandenen kritiſchen Autoritäten der Evangelien, der Apoſtelgeſchichte, der Briefe und Apokalypſe unter dieſe drey Recenſionen des neuteſtamentlichen Textes vertheilt werden, läſst ſich in der Kürze nicht ausziehen, und würde auch nur den wenigen Leſern dieſer Blätter, welche die Siglen der Handſchriften im Gedächtniſs haben, verſtändlich können dargeſtellt werden. *Dritter Zeitraum.* Kaum waren dieſe drey gebeſſerten Ausgaben in Umlauf gekommen, ſo fing ein neues Gemiſch zu neuen Verwirrungen an. Die Handſchriften des gebeſſerten Textes interpolirte man wieder aus der κοινὴ ἔκδοσις, und trug in ſie wieder ein, was die drey Kritiker herausgeworfen hatten; man verglich Handſchriften der drey verbeſſerten Ausgaben unter einander, und veränderte die eine aus der anderen; man ſchaltete die Vermuthungen und Deutungen der Kirchenväter Stellenweis ein u. ſ. w. So verglich Euthalius im Jahr 462 den alexandriniſchen Text (des Heſychius) mit dem eigenhändigen Exemplar des Pamphilus zu Cäſarea (dem Text des Origenes), und warf die entdeckten Abweichungen als bloſse Varianten an den Rand. Andere bedeckten gleichfalls den Rand ihrer Handſchriften mit Lesarten, ohne ſie als bloſse Varianten zu bezeichnen; ſie wurden im Fortgang der Zeit für Beſſerungen des Textes angeſehen, und als ſolche in den Text eingerückt. Man ſchrieb aus Handſchriften, die nur einen Theil des N. T. enthielten, vollſtändige Mſcpte vom ganzen N. T. zuſammen, und brachte dadurch Stücke von ganz verſchiedenen Recenſionen in Einem Codex in Verbindung. Von allen Seiten ein buntes Gemiſch.

Von dieſen vier Texten, der κοινὴ ἔκδοσις und ihren drey in verſchiedenen Ländern gemachten Recenſionen, hängt nun der mechaniſche Theil der Kritik des N. T. ab, zu der auch der Vf. im letzten Capitel ſeines Buchs eine kurze Anleitung giebt. Was in allen Handſchriften der κοινὴ ἔκδοσις gefunden wurde, das war die wahre Leſeart. Da uns nun die Zeit jene vollſtändigen Denkmäler der Kritik geraubt hat: ſo muſs man aus den Reſten derſelben und ihren in einzelnen Autoritäten noch vorhandenen drey Recenſionen den wahren Text zuſammenſuchen, und das, worin ſie übereinſtimmen, für den ächten und älteſten Text halten. Zu dieſem Zweck müſste vor allem jeder der vier Texte hergeſtellt werden, damit ſich Übereinſtimmung und Abweichung überſehen lieſse; bey den abweichenden Stellen hätte die Specialkritik ihr Amt anzufangen, und nach beſonderen Regeln zu beſtimmen, welche von den Leſearten, in welchen Verſchiedenheit der κοινὴ ἔκδοσις und den drey Recenſionen herrſcht, die gröſste kritiſche Wahrſcheinlichkeit für ſich habe u. ſ. w.

Man ſieht aus dieſer kurzen Darſtellung, dafs der Vf. in der Kritik des N. T. zwiſchen dem bisher üblichen Recenſionenſyſtem, und dem ſchwankendern, das entweder nur Autoritäten zählt, oder ſich bloſs an eine gewiſſe Gattung von Handſchriften hält, auf eine ihm eigene Weiſe einen Mittelweg wahlt. Darüber iſt längſt keine Frage mehr, dafs die Kritik des N. T. die Autoritäten nicht zählen, ſondern abwägen müſſe; dafs zur Abkürzung und Sicherung der kritiſchen Operationen beym N. T. die Schei-

dung der Handschriften, Kirchenväter und Übersetzungen in Familien das beste Mittel sey; dass der innere Zusammenhang der kritischen Autoritäten aus den Lesearten selbst sich ergeben müsse. Aber wo den Faden finden, auf den sich alles reihen läst? Man hat den Origenes an die Spitze gestellt. Welchen Widerspruch dieser Versuch in den neuesten Zeiten gefunden habe, ist bekannt. Der Vf. tritt auch auf die Seite dieser Gegner, indem er behauptet, Origenes citire in seinen Schriften die κοινὴ ἔκδοσις, folglich einen sehr corrumpirten und verwilderten Text; aber er macht doch auch wieder auf einem anderen Wege den Origenes zu einem der Hauptführer in der Kritik durch die Hypothese, dass seine letzte Arbeit eine kritische Recension des N. T. gewesen sey, von der also noch nichts in seinen Werken gefunden werden könne. Er hat ihr auch durch eine Reihe sich begegnender Umstände die Wahrscheinlichkeit gegeben, die sich ihr geben läst. Nur erregt dagegen starkes Bedenken, dass in diesem Fall Hieronymus, wenn er beym N. T. von Origenes redet, sich gar sonderbar ausdrückt; dass er immer nur von *Codicibus Origenis*, nie aber von einer ἔκδοσις spricht; und dass überhaupt das ganze christliche Alterthum, das von den kritischen Verdiensten des Origenes um die Septuaginta so voll ist, von diesen seinen ähnlichen Verdiensten um das N. T. tiefes Stillschweigen beobachtet. Zum Glück kommt nichts auf den Namen, sondern alles auf die Sache an. Eine dritte Classe von Handschriften bestätiget sich durch Erscheinungen, die sich ohne ihre Voraussetzung nicht erklären lassen: ist aus diesen die Sache dargethan, so fehlt zu ihrer Begründung nichts, als ein Zeugnis des Alterthums. Es wäre zu wünschen, und zur Widerlegung der Zweifler besser, wenn es die Zeit überlebt hätte; aber den unbefangenen Forscher wird der Mangel davon nicht kümmern, wenn nur aus der Beschaffenheit der Lesearten, wie der Fall ist, eine solche dritte Recension hervorgeht. Denn nach des Vfs. Vorstellung sind die Texte, die er annimmt, wahre Recensionen, d. i. durchweg verbesserte Ausgaben. Sollte sich auch bey einer Durchführung seines Systems durch das N. T. (die der Rec. noch nicht hat versuchen können) nicht alles bewahren: so wird doch dem Vf. das Verdienst bleiben, Fragen der neutestamentlichen Kritik, über die wir noch lange nicht im Reinen sind, frey von blosser Nachbeterey auf eine neue, ihm eigene Weise, ohne alle polemischen Ausfalle erörtert zu haben.

G. A.

ALTONA, b. Hammerich: *Uransichten des Christenthums nebst Untersuchungen über einige Bücher des neuen Testaments.* Von *D. H. H. Cludius*, Superintendenten in Hildesheim. 1808. 367 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

In einer vorausgeschickten Einleitung giebt der Vf. einen Überblick über die mannichfaltigen Formen und Erscheinungen des Christenthums in der Periode seiner Entstehung, und über die Ursachen dieser Mannichfaltigkeit. Wenn wir seine Absicht recht verstehen: so wollte er dadurch das Resultat gewinnen, dass das Christenthum durchaus nicht etwas Einzelnes, Bestimmtes, Fixirtes sey, sondern eine Gesammtheit von mehreren einzelnen Erscheinungen, aus welchen immer neue hervorgegangen und noch immer hervorgehen, und er bahnte sich somit den Weg zu der Aufgabe, die ersten dieser Erscheinungen, die für uns in der späteren Zeit constitutiv geworden, nämlich die verschiedenen im N. T. bemerkbaren Lehrbegriffe, in ihrer Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit darzustellen. Der sonderbare Titel: *Uransichten des Christenthums* soll weiter nichts bezeichnen, als eben diese verschiedenen Formen des Christenthums nach den Documenten des N. T., und die Arbeit des Vfs. ist eigentlich weiter nichts, als eine *Theologie des N. T.* oder *biblische Dogmatik*, nach der unerlaslich nothwendigen Auseinandersonderung der verschiedenen Vorstellungen der verschiedenen Verfasser. Allein leider hat der Vf. nicht mit der Unparteylichkeit und Kritik, auch nicht mit der Freyheit des Geistes und mit der Einsicht in das Wesen der Religion gearbeitet, welche zu einer solchen Darstellung nothwendig ist. Wir müssen den Versuch im Ganzen für verunglückt erklären, wollen aber dabey nicht leugnen, dass diese Schrift viel einzelne gute Bemerkungen und Ansichten enthält, von denen wir auch einige bemerkbar machen wollen.

Gleich der erste Abschnitt: *die Darstellung der Lehre Jesu*, ist ganz verfehlt. Wir finden hier nicht etwa die sämmtlichen Aussprüche Jesu, welche uns die Evangelien aufbewahrt haben, zusammengestellt und in ein System gebracht, sondern blos und allein die *Gotteslehre* Jesu aus den drey ersten Evangelien ausgehoben mit willkührlicher einseitiger Auswahl. Es sind die allgemeinsten abstractesten Sätze, wie sie eigentlich gar nie vorkommen. §. 1. „Gott ist Allvater und allvollkommen," ist aus Matth. 5, 48 gezogen, wo es heisst: „darum sollt ihr vollkommen seyn, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist", worin schwerlich so viel liegt, als der Vf. gefunden hat. §. 7. „Durch Böses thun und durch Unterlassung guter Thaten, wozu man Gelegenheit und Vermögen hat, bereitet der Mensch sich ewige Strafen," ist Extract und Quintessenz von Matth. 25, 14 ff., und eben daraus §. 8. „Alle gute Thaten sollen ewig belohnt werden." Allein in dieser abstracten Allgemeinheit sind diese Sätze gar nicht wahr. In der angeführten Stelle ist vom messianischen Gericht die Rede; diese Vorstellung wegzulassen, sind wir schlechterdings nicht berechtiget. In der Einleitung sagt der Vf. sehr richtig: „Nur von dem wird man sagen können, dass er am besten und am treusten ausgehoben habe, wer dem Schriftsteller weder etwas zusetzt, noch irgend etwas von einigem Belange übergeht u. s. w."; das letztere thut aber hier offenbar der Vf. Und was sollen denn nun diese Sätze? Soll dies die Lehre Jesu seyn? Das wäre ein sehr dürftiges Evangelium gewesen, eine Lehre ohne Leben, ohne Kraft und Wirkung. In keinem Gemüth — die Gemüther neuerer Religionsphilosophen

ausgenommen — bildet sich eine so klägliche Allgemeinheit, wie diese angebliche Gotteslehre Jesu ist. Jede Religion, zumal die eines Religionsstifters, ist individuell und eigenthümlich, mögen allgemeine Sätze und schon da gewesene Lehren darin vorkommen, so viel nur wollen, irgend eine Seite derselben hängt mit der Individualität des Inhabers zusammen. Die Religion Jesu mag unendlich viel geistiger gewesen seyn, als sie uns durch die Evangelien überliefert ist; von ganz anderer Gestalt, als die kantische Religionsphilosophie, war sie gewiss. Das aber wollte unser Vf. nicht. Er wollte sich ein Christenthum zurechtsetzen, wie es die Kritik jedes Religionsphilosophen aushalten könnte, d. h. ein Christenthum bestehend aus 10 abstracten Paragraphen, die man nur in philosophisches Deutsch zu übersetzen brauchte, um sie in jedes Compendium der Religionsphilosophie aufnehmen zu können. Darum wählte er auch nur die Gotteslehre Jesu aus, und da er denn so willkührlich verfuhr, so konnte er dann freylich sich über seinen Fund so freuen: „Hier sieht man kein auf Judenthum gepfropftes, oder von Moses nothwendig ausgehendes Christenthum, sondern eine ganz einfache, freye und vernünftige Religion, welche sowohl der Jude als der Heide, und dieser sowohl wie jener, annehmen konnte, — eine Lehre, die für alle Menschen, für die gröfsten Denker und für die einfältigsten Seelen pafst, und allen geistlichen und sittlichen Bedürfnissen des Menschen angemessen ist." (S. 22.) Alles Uhrige der christlichen Lehre, als vom Reiche Gottes, von Jesu Person u. s. w., hält der Vf. für Hülle und Einkleidung, zu welcher sich Jesus habe bequemen müssen, um Eingang bey seinen Zeitgenossen zu finden. Der Vf. mufs besser von Jesu eigener Überzeugung unterrichtet seyn, als wir es zu seyn uns rühmen können.

Das Evangelium Johannes scheint dem Vf. unbrauchbar, um daraus Jesu Gotteslehre zu ziehen. Während der Evangelist sich so viele Mühe gebe zu erweisen, dafs Jesus der Messias sey, und dafs man an ihn glauben müsse, um das ewige Leben zu erlangen, sage er fast gar nichts, was denn Jesus eigentlich von Gott gelehrt habe, das man glauben müsse, und was er als Gottes Willen vorgeschrieben, was er verlangt, gestiftet oder vorbereitet und eingerichtet habe. Wir begreifen nicht, wie dies der Vf. verstehen mag, da er nachher im 4 Abschnitte eine Menge Lehrsätze aus dem Evangelium Johannes auszieht, die ja nach demselben alle Jesu in den Mund gelegt werden, und von denen sich doch gewifs viele auf das hätten zurückführen lassen, was der Vf. Gotteslehre nennt. Hatte der Vf. vielleicht die gewifs richtige Ansicht vom Evang. Joh., dafs es zu *subjectiv* geschrieben sey, um als Quelle der Lehre Jesu selbst zu dienen? Uns erscheint das Evangelium Johannes ganz als das Product einer individuellen Betrachtungsart von Jesu Lehre und Geschichte (sey es nun eines Mannes oder einer Schule), während das Evang. Matthäi das objective Gepräge der Tradition trägt.

Was nun die Darstellungen des Christenthums, welche der Vf. nach den verschiedenen Schriftstellern und Lehrern selbst, als nach Matthäus, Johannes, Paulus, Jacobus, nach den Briefen der Hebräer, dem 1 Br. Petri und der Apokalypse, in den folgenden Abschnitten giebt: so dürfen wir allerdings seinen Fleifs und den Reichthum der zusammengestellten Data loben, finden uns aber nicht befriedigt durch die Art der Zusammenstellung, indem selten der lebendige Punct einer Lehre gehörig ins Licht gesetzt ist, und der Vf. wieder zu viel abstrahirt hat. — Die Darstellung der Lehre des Matthäus scheint uns noch am besten gelungen, das Messianische ist ziemlich gut herausgehoben. Den Lehrbegriff des Johannes eröffnet der Satz: „Äufsere Religionen, d. i. solche, welche lehren, welche also von aufsen nach innen auf den Menschen wirken sollen, hat es schon gegeben. Aber alle diese, wie sie auch seyn mögen, verfehlen des grofsen Zwecks, die Menschen zu erleuchten und zu heiligen. Wahre Gottesverehrung mufs von innen kommen u. s. w." nach Cap. 4, 24, womit der Vf. zu der *geistigen Veränderung* übergeht, welche Jesus in den Menschen hervorzubringen gesandt worden. Uns scheint diese Zusammenstellung zu künstlich und doch auch nicht ganz richtig. Ein ähnliches falsches systematisches Bestreben zeigt sich im Lehrbegriff des Apostel Paulus, der mit dem Satze eingeleitet wird: „Gottes Daseyn, und das Erkennbare von Gott zeigt sich an der Schöpfung der Welt dem verständigen Menschen, wenn er auf die Einrichtung der Natur achtet; und auch in dem Gewissen des Menschen verkündigt sich Gott," worauf denn Paulus übrige Lehre von Gott folgt. Aber diese Lehre ist so wenig eigenthümlich, dafs sie gewifs nicht die Grundlage seines Lehrbegriffs ausmachen darf.

Doch wir können uns nicht in eine ausführliche Kritik dieser Darstellungen einlassen, und gehen lieber zur Anzeige dessen über, was über die Kritik der neutestamentlichen Bücher vorkommt. Der Vf. ist der Meinung, dafs das Evang. Matth. mancherley Zusätze und Veränderungen erlitten, noch ehe es ins Judengriechische übertragen worden, die man aber nicht mehr entdecken und sondern könne; indessen sondert er die beiden ersten Capitel ab, wie es bekanntlich schon mehrere gethan haben. Auch die neuesten Zweifel über das Evangelium Johannes haben bey unserem Vf. Eingang gefunden. Er nimmt eine Überarbeitung desselben an, und spricht von einem „*zu einfachen Evangelium*" S. 72. Der Hauptgrund dieser Annahme, dafs die Anführung der Wunder und der Erweis der messianischen Würde Jesu aus denselben nicht in den Sinn des Evangelisten passe (S. 69), möchten wir schwerlich vertheidigen. Der Vf. unterscheidet auch falsch zwischen *Zeichen* und *Wundern* (σημεια und τερατα), da doch jene gewifs nichts weiter sind als diese. Mit mehr Grund kann man den Eingang vom Logos für den *Zusatz* einer fremden Hand ausgeben, wie dies auch geschehen ist. Ganz mifsbilligen müssen wir aber den Versuch des Vfs., den ursprünglichen Anfang des Evangeliums wieder herzustellen (S. 58): er ist nichts wei-

Digitized by Google

ter als willkührlich. Unter den Gründen für einen ausländiſchen Bearbeiter des Evangeliums, (dergleichen ſich allerdings finden), iſt der unrichtig, daſs das Evangelium Jeſus binnen Zeit von 24 Stunden die Reiſe von Judäa nach Galiläa machen laſſe: denn τῇ ἡμέρᾳ τῇ τρίτῃ Cap. 2, 1 iſt wahrſcheinlich von Jeſu Abreiſe an gezählt. Unverholen hat der Vf. die Differenzen zwiſchen dem Evangelium Johannis und den drey erſten aufgezeigt, welche für den Unbefangenen gewiſs ſehr bedeutende Winke ſind. Auch ſcheint er nicht jene lächerliche Vorliebe für das Johanneiſche Evangelium zu haben, mit welcher Viele es über alles Übrige im N. T. erheben. Einige Schwächen deſſelben hat er recht gut bemerkt. Vgl. S. 86. 88. Über die Verwandtſchaft des 1 Br. Joh. mit dem Evangelium urtheilt er zu günſtig (S. 52); indeſſen halt er es nicht für unbezweifelbar, daſs dieſer Brief von Johannes ſey.

Die Exegeſe des Vfs. hat uns in mehreren Stellen nicht genügt. Zwar hat er von neologiſchen Erklärungen ſelten Gebrauch gemacht, ihm ſind noch die Wunder im Matthäus wirklich das, was ſie ſind, die Erfüllungen der altteſtamentlichen Weiſſagungen ſucht er nicht zu bloſsen Parallelen zu machen u. dgl. m.; aber über Jeſu höhere Abkunft nach dem Johanneiſchen Evangelium urtheilt er ziemlich neologiſch S. 77 ff., wiewohl er ſich nicht ganz gleich zu bleiben ſcheint; die Deduction des Begriffes von λόγος hat uns nicht ganz gefallen, und den Verſöhnungstod Jeſu ſucht er mit Unrecht wegzuexegeſiren S. 33 und 53. In der Deutung der Apokalypſe iſt der Vf. auch zu engherzig: die Auferweckung der Todten iſt ihm nichts als Andeutung des Übertritts der Heiden zum Chriſtenthum, und der neue Himmel und die neue Erde ſoll nur von der Verwandlung der moraliſchen Welt zu verſtehen ſeyn (S. 334).

Im Ganzen iſt uns das Buch ein erfreulicher Beweis von der ſich immer mehr verbreitenden liberalen Behandlung der Bibel, und von der Ausübung „des Rechts, was (das) die erſten Chriſten hatten und übten, das Chriſtenthum frey, nach Anleitung einer oder der anderen apoſtoliſchen Urkunde (warum nicht auch ohne eine ſolche?) zu bilden.“ Unſere Zeit, die ſo viele Feſſeln gebrochen, ſollte doch endlich auch die entehrenden der Bibliolatrie von ſich werfen, zumal da ein *Leſſing* hier vorangegangen iſt. n.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Zerbſt*, b. Kramer: *Verſuch einer metriſchen Pſalmenuberſetzung*, von M. *Joh. Chriſtoph Vollbeding*, Diak. u. Rector in Werder u. ſ. w. 1806. 96 S. 8. (8 Gr.) Schon die Seitenzahl laſst ſchlieſsen, daſs hier nicht der ganze Pſalter überſetzt ſeyn könne; man findet auch nur Pſ. 1 bis 30, die in einer metriſchartigen Verdeutſchung geliefert werden. Vergebens ſieht man ſich in dieſen Bogen nach einer Belehrung über die Abſicht dieſer neuen Überſetzung um, und wir können daher auch nicht ſagen, ob es der Vf. bey dieſem Verſuch bewenden laſſen, oder ſeine Arbeit fortſetzen will. Wir können ihm zum Letzteren nicht wohl rathen, da dieſer Verſuch nichts enthält, was ihn dem Publicum auf irgend eine Weiſe wichtig machen könnte. Die Treue der Überſetzung, nach welcher Hr. *V.* geſtrebt zu haben ſcheint, iſt nicht überall gleich, und die Diction nicht immer edel genug.

Die Inhaltsanzeigen und Anmerkungen ſind kurz und unbedeutend. Bey Pſ. 1 S. 3 heiſst es: Der Vf. dieſes Pſalms iſt unbekannt; er kann von David, oder doch von einem Zeitgenoſſen deſſelben, er kann aber auch von einem ſpäteren Vf. geſungen ſeyn.“ Der 2te Pſ. wird als eine Warnung für Ungehorſame beym Regierungsantritt Salomo's ausgegeben; eine bekannte, unwahrſcheinliche Hypotheſe, die hier aber als ausgemachte Wahrheit vorausgeſetzt wird. Bey dem Ausdruck: *Erdenkonige* V. 2 ſteht S. 8 die Anmerkung: „Es waren ſehr kleine Könige. Sie thronten im Staube und zollten der iſraelitiſchen Krone Tribut.“ Ob es wohl für den gefeyerten König ſehr ruhmvoll geweſen ware, wenn ihm bloſs der Sieg über ſolche *Regulos* zugeſchrieben wurde? Pſ. 18, 5 (S. 50) ſteht ohne weiteren Beweis: „*Belial* war der König des Todtenreichs.“ Mehrere Pſalmen ſind ganz ohne Anmerkung; Neues fand Rec. nirgends. Druck und Papier ſind vorzüglich. R.

1) *Greifswalde*, b. Eckhardt: *De argumento et autore Epiſtolae ad Hebraeos.* Differtat. inaug. quam moderante Viro Magnifico D. *Theoph. Schlegel* — pro gradu Licentiati in S. Theol. rite obtinendo publico examini defert *Guſtavus Bratt*, Philoſ. Mag. Philol. ſacrae et LL. OO. Docens. 1806. 20 S. 4.

2) Ebendaſ.: *Programma* D. *Theoph. Schlegel*, S. Theol. Prof. prim. Eccleſ. per Pomer. Suec. et Rug. Superint. Gener. etc., *in quo difficilis vox ἀφαγμὸς in Ep. ad Philipp. II. 6 explicatur et explicatio per vocem chald. ערע rupinam et ornamentum ſignificantem illuſtratur.* 1806. 18 S. 4.

Das Band, wodurch dieſe Schriften mit einander verbunden ſind, beſteht nicht bloſs in dem äuſserlichen Umſtande, deſſen der Titel erwähnt, ſondern hauptſächlich in der Übereinſtimmung in hermeneutiſchen Grundſätzen und exegetiſcher Methode. Man wird in Hn. *B.* leicht den würdigen Schüler eines ehrwürdigen Veteran's der theologiſchen Literatur, der hier abermals einen Beweis ſeiner vielſeitigen Gelehrſamkeit abgelegt hat, erkennen. Mit philologiſcher Genauigkeit und kritiſchem Scharfſinne werden von Hn. *S.* die verſchiedenen Erklärungen von ἁρπαγμὸς durchgegangen und ſodann gezeigt, daſs es, wie das aramäiſche ערע, deſſen Bedeutungen ausführlich entwickelt werden, am beſten durch *ornamentum* zu überſetzen ſey. Deſshalb aber nimmt der Vf. dennoch kein aramäiſches Original an (wie z. B. *Bolten*). Er ſagt hierüber S. 15: „*Ego quidem non certiſſime affirmem, Paulum vocem ערע a me propoſitam in animo habuiſſe, quamvis neque impoſſibile ſit, neque a vero abhorreat, quoniam Paulus ſtilum graecum ad hebraicum linguam conformare conſuevit.*“ Der Vf. erinnert recht paſſend an die ἐξουσία 1 Kor. 10, 11, welche nur durch einen Aramäismus (שלטוניא oder שעבים, *vitta muliebris*) befriedigend erklärt werden kann. So mag man im N. T. immer Orientalismen, nicht bloſs in Gedanken und Bildern, ſondern auch in einzelnen Ausdrücken annehmen, ohne deſswegen zu der ſchwachen Hypotheſe von aram. Ur-Evangelien und Ur-Epiſteln ſeine Zuflucht zu nehmen.

Die Abh. No. 1, welche die eben angeführte veranlaſste, enthält zwar nichts Neues, zeugt aber von guten Kenntniſſen und einer zweckmäſsigen Methode. Hr. *B.* legt zuerſt den Inhalt des Briefs an die Hebräer kurz und deutlich dar. Er zeigt, daſs darin keine von dem Inhalte der übrigen neuteſtamentlichen Schriften abweichende Lehre vorkomme, und daſs die einzige Stelle K. 6, 4 ff., welche als Ausnahme betrachtet werden könnte, ſich recht gut mit anderen Ausſprüchen, beſonders Matth. 19, 24, vereinigen laſſe, indem τὸ ἀδύνατον u. ſ. w. entweder „*de impoſſibilitate morali*“ oder „*de ſumma difficultate emendationis eorum, qui a veritate Evangelii ſemel agnita defecerint*“ zu erklären ſey. Von S. 10 an wird vom Vf. des Briefs gehandelt. Nach hiſtoriſch-kritiſcher Darſtellung der verſchiedenen Hypotheſen wird die Vermuthung, daſs es der Apoſtel *Paulus* ſey, als die wahrſcheinlichſte angenommen und durch gute Gründe unterſtützt. Bey den äuſseren Gründen ſtimmt Hr. *B.* in das Reſultat des Origenes ein: οὐ μὴν νῦν γε ἀρχαῖοι ἄνδρες Παύλου αὐτὴν παραδεδώκασι — was auch die Meinung des Rec. iſt. Bey Darlegung der inneren Gründe hat der Vf. viel Richtiges geſagt; doch hatten wir der Stelle K. 2, 3 eine ausführlichere und die Schwierigkeiten mit mehr Evidenz entfernende Erklärung gewünſcht. Die Vermuthung *Berger's*, daſs unſer Brief eine *Homilie* ſey, hätte allerdings Berückſichtigung verdient. R.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JANUAR, 1809.

JURISPRUDENZ.

CASSEL, b. Aubel: *Bulletin des Loix du Royaume de Weſtphalie.* Tome I, contenant les decrets rendus depuis le 1er Decembre 1807, jusqu'au 1er May 1808. No. 1 à 37. 855. XIX und 37 (Regiſter) S. Tome II, contenant les decrets rendus depuis le 25 Avril 1808, jusqu'au 25 Aout 1808. No. 38 à 55. 707 S. XVII S. Chron. Uberſ. 20 S. alphabet. Regiſter. 8. (Der Jahrgang 20 Fr.)

Alle königlichen *Decrete*, welche zur allgemeinen Wiſſenſchaft gebracht werden ſollen, und alle *Geſetze* werden in dem Königreiche Weſtphalen durch das Geſetz-Bülletin bekannt gemacht. Dieſe Bekanntmachung geſchiehet in franzöſiſcher und deutſcher Sprache; doch leidet es keinen Zweifel, daſs der franzöſiſche Text als das Original anzuſehen, und in der Anwendung der Uberſetzung, ſobald dieſe als mangelhaft erſcheint, (welches bisweilen der Fall iſt) vorzuziehen ſey. Nach dem königl. Decrete vom 6 Febr. 1808 erhalten dieſes Geſetz-Bulletin von Amts wegen folgende Staatsdiener und Behörden zugeſchickt: die Miniſter, Staatsräthe, Präfecten, Unterpräfecten, Gerichtshöfe und Tribunäle, deren Präſidenten, die General- und königlichen Procuratoren und Friedensrichter. Wenn in der deutſchen Uberſetzung des genannten Decrets auch die Maire hinzugefügt ſind: ſo iſt dieſes ein Irrthum, denn dieſe erhalten daſſelbe für ihre Gemeinden nur gegen ein Abonnement von jährlich 12 Franken, welches einen Theil der Gemeine-Ausgaben ausmacht. Diejenigen öffentlichen Beamten, welche das Geſetz-Bulletin nicht von Amtswegen bekommen, können ſich darauf ebenfalls mit 12 Franken abonniren, und entrichten das Geld dafür an den Diſtricts-Einnehmer, Privatperſonen aber abonniren ſich bey den Poſtdirectoren. Dieſe von Frankreich entlehnte Einrichtung, die geſetzlichen Vorſchriften in einem fortlaufenden Werke zu publiciren, (welche jedoch in mehreren deutſchen Ländern nicht unbekannt war,) iſt gewiſs im höchſten Grade zweckmäſsig, und es wäre ſehr zu wünſchen, daſs ſie überall, wo ſie noch nicht exiſtirt, eingeführt würde.

Das Geſetzbuch Napoleons, welches bekanntlich durch die Conſtitution in dem Königreiche Weſtphalen geſetzliche Kraft erhalten hat, enthält im erſten Artikel eine Verordnung, nach welcher die Promulgation eines Geſetzes in dem Departement der kaiſerlichen Reſidenz einen Tag nach der Promulgation als bekannt angenommen wird, und in jedem anderen Departemente nach Verflieſsung eben dieſer Friſt, wenn ſolche mit eben ſo viel Tagen vermehrt ſeyn wird, als der Hauptort des Departements Entfernungen von 10 Myriameter, (oder ohngefahr 20 altfranzöſiſchen Meilen,) von der kaiſerlichen Reſidenz entfernt liegt. So wie dem *Code Napoléon* eine Tabelle beygefügt iſt, woraus dieſe Entfernungen ohne Weitläuftigkeit zu erſehen ſind: ſo enthält auch das königl. weſtphäliſche Decret vom 27 Jan. 1808 ebenfalls Beſtimmungen über den Zeitpunct, wo die Geſetze anfangen ſollen, verbindliche Kraft zu haben. Jedes Geſetz hat hienach verbindliche Kraft in dem Departemente der königlichen Reſidenz am Tage nach der Promulgation. Im Leine- und Harz-Departement am zweyten Tage nach demjenigen, wo es in Caſſel als bekannt angenommen wird. Im Ocker-, Saal- und Werra-Departement am dritten, im Weſer-Departement am vierten, und im Elbe-Departement am fünften Tage. Die im Geſetz-Bulletin eingerückten Decrete erhalten in jedem Departemente am Tage nach der Ankunft des Bulletins im Hauptorte des Departements ihre verbindliche Kraft; eine Friſt, die vielleicht in manchem Falle zu kurz ſeyn möchte.

Wenden wir nun unſeren Blick in das Innere dieſer Sammlung von Geſetzen eines Staats, der ſein Daſeyn dem Siege und der Eroberung verdankt, welche Schätze legislativer Weisheit, und welche das Herz erhebende Humanität erblicken wir in derſelben! Stets iſt es der *Vater*, der mit ſeinen *Kindern*, das Oberhaupt des Staates, welches mit den *Bürgern* deſſelben ſpricht. Nirgend erſcheint der Sieger, nirgend der *Herr*. Allenthalben erblickt man Sorgfalt, die durch den Krieg geſchlagenen Wunden zu heilen, und das aus ſo manchen disparaten Theilen zuſammengeſetzte Reich zu einem auch durch Uebereinſtimmung der Gemüther verbündeten Ganzen zu bilden. Es iſt im höchſten Grade intereſſant zu bemerken, wie ein Geſetz gleichſam aus dem anderen hervorzugehen ſcheint, und wie das Ganze zu Einem Zwecke hinwirkt, der dem Auge des aufmerkſamen Forſchers nicht entgeht. Dieſer überall hervorleuchtende Zweck iſt unſtreitig der, das KR. Weſtphalen in ſeinen Einrichtungen dem ſo eng verbündeten Frankreich ſo ähnlich als möglich zu machen. Aber auch dieſe allenthalben hervorherrſchende Tendenz hindert den weiſen Geſetzgeber nicht, die franzöſiſchen Einrichtungen einer ſtrengen Reviſion zu unterwerfen, und ſie erſt nach ſolcher, nachdem ſie, wo es

nöthig war, modificirt oder verbeſſert wurden, auf weſtphäliſchen Boden zu verpflanzen. Unſtreitig iſt es vorzüglich der Miniſter der Juſtiz und des Innern, der franzöſiſche Staatsrath *Simeon*, dem das Königreich dieſe weiſe Prüfung und Sichtung der franzöſiſchen Geſetze verdankt. Unter ſeinen Augen erhielt Frankreich eine neue Geſetzgebung, er ſelbſt lieferte dazu wichtige Beyträge, er hatte Gelegenheit, das Treffliche oder Mangelhafte der neuen Legislation zu bemerken, und es war denn auch Niemand fähiger als er, der erſte Mitarbeiter an der Bildung des neuen Staates zu werden.

Da der Raum dieſer Blätter eine Anzeige *aller* in vorliegenden Theilen des weſtphäliſchen Geſetz-Bülletins enthaltenen königl. Decrete nicht erlaubt: ſo müſſen wir uns darauf beſchränken, die merkwürdigſten derſelben zur Kenntniſs unſerer Leſer zu bringen. — Unſtreitig nimmt unter den geſetzlichen Vorſchriften Weſtphalens die Conſtitutions-Urkunde, womit das Bulletin beginnt, den erſten Rang ein. Da jedoch dieſes ewig merkwürdige Document ſchon den höchſten Grad der Publicität erreicht hat: ſo übergehen wir deſſen Inhalt mit Stillſchweigen. Nur *die* Bemerkung ſey uns erlaubt, daſs durch die Conſtitutions-Urkunde Weſtphalens beſiegte Völkerſchaften Rechte erhalten haben, welche bis jetzt ſolche Nationen, die ſich gegen die Bedrückung ihrer Herrſcher auflehnten, nach langem Kampfe und endlichem Siege, kaum zu verlangen wagten. Gewiſs iſt die National-Repräſentation Weſtphalens als muſterhaft anzuſehen; daſs ſie aber nicht blos auf dem Papiere ſtehe, hat die Erfahrung durch den erſten weſtphäliſchen Reichstag gezeigt.

Eine im höchſten Grade wichtige Rolle ſpielt im KR. Weſtphalen *der Staatsrath*. Er wurde durch das k. Decret vom 24 Dec. 1807 (*Geſ. Büll.* No. 5) organiſirt, und beſteht in der Regel unter dem Vorſitz des Königs, 1) aus den Prinzen vom Geblüte, 2) den Miniſtern, 3) den Staatsräthen, 4) den Auditoren, 5) dem General-Secretär. Dieſs Collegium bildet ſich in Generalverſammlungen, und theilt ſich in Sectionen, nämlich a) in die der Juſtiz und des Innern (dieſe pflegt ſich unter Umſtänden wieder in Unterabtheilungen zu trennen), b) der Finanzen, c) des Kriegs. Oft werden zwey oder mehrere Sectionen mit einander vereinigt. Die Liſte der Staatsräthe wird alle drey Monate feſtgeſetzt. Diejenigen, welche ſich nicht auf dieſer Liſte befinden, hören *dadurch* auf, Staatsräthe zu ſeyn. Es liefert dieſe Einrichtung ein Gegenbild zu dem 49, 50 und 51 Artikel der Conſtitution, der von einer groſsen legislativen Weisheit zeugt. Nach dieſen Artikeln iſt der Stand der Richter unabhängig. Nur das Appellationsgericht kann, auf die Denunciation des General-Procureurs, oder eines ſeiner Präſidenten, von dem Könige die Abſetzung eines Richters, welchen es in der Ausübung ſeiner Amtsverrichtungen einer Verletzung ſeiner Pflichten für ſchuldig hält, begehren. In dieſem einzigen Falle kann die Abſetzung eines Richters vom Könige ausgeſprochen werden. Der richterliche Stand muſste blos von den Geſetzen abhängen, *nur ſo* konnte er unbeſchränktes Vertrauen des Publicums erwerben. Dem Könige muſste es aber gänzlich frey ſtehen, allein, und ohne Gründe angeben zu dürfen, zu beurtheilen, wie lange er Jemandem dasjenige Vertrauen ſchenken wolle, welches ein Mitglied des Staatsraths nothwendig beſitzen muſs. Nur durch die Erfahrung läſst es ſich erforſchen, ob Jemand, der ſonſt ein im höchſten Grade brauchbarer Staatsbeamter ſeyn kann, ganz zu jenem hohen Poſten paſſe. Lehrt dieſe Erfahrung das Gegentheil: ſo iſt kein Grund vorhanden, ihn ferner darauf zu laſſen. Von dieſem Geſichtspuncte iſt unſtreitig dieſe Einrichtung zu betrachten, die leicht einer unrechten Auslegung unterworfen ſeyn könnte. Der Gehalt der Staatsräthe iſt 14000 Franken. — Die *Auditoren* des Staatsraths bilden eine Pflanzſchule für künftige Staatsbeamte. Sie haben kein Votum und dürfen nicht eher ſprechen, als bis ſie dazu aufgefodert werden. Sie fertigen Relationen über ihnen aufgetragene Gegenſtände. Ihr Gehalt beſteht nur aus 1000 Franken. Der *General-Secretär* iſt zu gleicher Zeit Archivar. Sein Gehalt beſteht in ⅓ der Beſoldung eines Staatsraths. — Es hat der Staatsrath keine Initiative, ſondern er berathſchlagt nur über diejenigen Gegenſtände, welche an ihn verwieſen werden. Hievon ſind nur ſolche ausgenommen, welche von den Parteyen ſelbſt vor ihn gebracht werden können, nämlich: 1) Jurisdictionsſtreitigkeiten zwiſchen der Verwaltung und den Gerichten; 2) Streitigkeiten über Arbeiten und Lieferungen u. ſ. w. für den königl. Dienſt; 3) Caſſationsgeſuche. Es hat nämlich der Staatsrath zugleich genau die Functionen des franzöſiſchen Caſſationsgerichts, vermöge welcher er die Caſſation eines in letzter Inſtanz erlaſſenen Urtheils erkennen kann, ſobald ſolches offenbar den Geſetzen zuwider iſt, oder wenn bey Verhandlung der Sache gegen die geſetzliche Form gefehlt wurde. Der Staatsrath hat jedoch nicht das Recht, nach einer ſolchen Caſſation das Urtheil zu reformiren, ſondern er iſt gehalten, die Sache an Richter, welche bey der Fällung des caſſirten Urtheils nicht mitwirkten, und wenn es von dem Appellationsgerichte gefällt war, an deſſen vereinte Sectionen, mit Ausſchluſs derjenigen, welche das Urtheil abgab, zu verweiſen. Eine vorzügliche Function des Staatsraths iſt die Discuſſion und Redaction der Geſetz-Entwürfe, welche den Reichsſtänden zur Annahme vorgelegt werden. Verſchiedene der erſten Mitglieder des Staatsraths befinden ſich in dieſem Augenblick (Nov. 1808) nicht mehr auf der Liſte, ſo wie ſie im 126 Stück des *weſtphäl. Moniteurs* bekannt gemacht iſt. Es wird nicht unintereſſant ſeyn, dieſe Liſte zu kennen, welche wir deſshalb herſetzen. *Section der Juſtiz und des Innern:* die Hnn. *v. Wolffradt*, Präſident, *v. Biederſee*, *v. Coninx*, *Leiſt*, *Joh. v. Müller*, Graf *v. Meerfeldt*. *Sect. der Finanzen:* die Hnn. *v. Martens*, Präſ., Graf *v. Bochholz*, *Malchus*, *Potau*, *v. Malsburg*, *Laſleche*. *Kriegs-Section:* die Hnn. *Morio*, Präſid.,

Digitized by Google

Graf *Hardenberg*. Nachher ſind noch der Präfect des Leine-Departements, Hr. *v. Hövel*, und der Hr. *v. Bar*, Präſident des Diſtricts-Tribunals zu Osnabrück, zu Staatsräthen ernannt, ſo daſs alſo dieſes Collegium jetzt 17 Staatsräthe enthält. Mit welchem Vertrauen gegen ſeine Regierung muſs es den Weſtphalen erfüllen, das erſte Collegium des Königreichs mit ſolchen Männern beſetzt zu ſehen! Viele von ihnen ſtanden bereits unter den vorigen Verfaſſungen an der Spitze der Geſchäfte, und genoſſen des uneingeſchränkten Zutrauens der Fürſten und Staatsbürger. Unter dieſe gehören der Präſident der Section der Juſtiz und des Innern, *v. Wolffradt*, welcher Anfangs Präſident der Juſtiz-Canzley zu Wolfenbüttel, nachher aber braunſchweigiſcher Juſtiz- und Finanz-Miniſter war; Hr. *v. Biederſee*, Präſident der Regierung zu Halberſtadt, und Hr. *v. Coninx*, Präſident der Regierung zu Paderborn. Hr. *v. Biederſee* vereiniget jetzt mit ſeinem Poſten als Staatsrath den eines erſten Präſidenten des Appellations-Hofes zu Caſſel, und Hr. *v. Coninx* iſt zugleich einer der geheimen Cabinets-Secretäre des Königs und Director der Verwaltung der königl. Capitalien und Oconomate (Verwaltung der geiſtlichen Güter). Die Namen *Joh. v. Müller*, *Martens* und *Leiſt* zeigen, welchen Werth der König v. W. auf wiſſenſchaftlichen Ruhm legt. So iſt alſo dieſes Collegium aus einer Vereinigung von Geſchäftsmännern und Gelehrten der erſten Gröſse gebildet, aus deren Kreiſe nichts Mittelmäſsiges hervorgehen kann.

Durch das k. Decret vom 11 Jan. 1808 (*G. B.* No. 11) wurde die Verwaltungsordnung des Königreichs organiſirt. Wir halten uns hiebey um ſo weniger auf, da ſie ganz die bekannte franzöſiſche iſt. Das Departement verwaltet ein Präfect, den Diſtrict ein Unter-Präfect, und die Communen ein Maire. Der Gehalt der Präfecten beſteht in 10000 bis 12000 Franken, der der Unter-Präfecten in 3000 bis 4000 Fr. Die Maire erhalten keinen eigentlichen Gehalt, ſondern nur eine Entſchädigung aus den Einkünften der Gemeinde, welche durch ein Reglement feſtgeſetzt werden ſoll.

Durch das königl. Decret vom 22 Jan. 1808 (*G. B.* No. 12) iſt die Aufnahme der Urkunden des bürgerlichen Zuſtandes (*actes de l'état civil*), welche in Frankreich die Maire zu beſorgen haben, den Geiſtlichen aufgetragen, oder vielmehr gelaſſen, da ſie, in einer höchſt unvollkommenen Form, dieſes Geſchäft bereits in ganz Deutſchland ausüben. Jetzt müſſen hierin im K. W. ganz die Vorſchriften des napoleoniſchen Geſetzbuches beobachtet werden. Zu jener Abweichung von der franzöſiſchen Einrichtung hat unſtreitig eine in Frankreich gemachte Erfahrung Veranlaſſung gegeben, deren auch *Locré* in ſeinem bekannten Werke über den *C. N.* Erwähnung thut. Nicht allenthalben, ſagt dieſer, wurden die Geiſtlichen zweckmäſsig durch die Maire erſetzt, und manche groſse Unordnung in den Civilregiſtern datirt von der Periode dieſer Veränderung. Daſs nicht ähnliche Unordnungen auch im K. W. eintreten mögen, hat man auf alle mögliche Art zu vermeiden geſucht. Eine Inſtruction des Juſtizminiſters, welche Formulare für jeden Fall enthält, und die mit dem G. B. verſandt iſt, macht die Verfahrungsweiſe ſo deutlich, daſs nur ein gewöhnlicher Grad von Menſchenverſtand dazu gehört, um keine Fehler zu machen. Eine groſse Anzahl beſonders gedruckter Privat-Anweiſungen ſucht denſelben Zweck zu erreichen. Wir werden nächſtens eine kurze Anzeige dieſer, gröſstentheils überflüſſigen Büchlein, liefern. — Noch bemerken wir, daſs die Urkunden des bürgerlichen Zuſtandes von den katholiſchen Geiſtlichen in lateiniſcher, von den übrigen in deutſcher Sprache aufgenommen werden. Die Regiſter der Juden beſorgt, nach einer ſpäteren königl. Verordnung, der Maire des Orts.

Durch das königl. Decret vom 23 Jan. 1808 (G. B. 12) ſind die Leibeigenſchaft, und die Überbleibſel davon, als das Geſinde-Zwang-Recht, die Verbindlichkeit zur Einwilligung des Gutsherren zur Verheirathung, der Sterbefall u. ſ. w., die perſönlichen Frohndienſte, d. h. ſolche, die einer Perſon bloſs deſshalb obliegen, weil ſie Vaſall iſt, oder einen gewiſſen Ort bewohnt, und die unbeſtimmten Dienſte, die jenen in Rückſicht des Beſitzes eines Grundſtücks obliegen, aber von der Willkühr deſſen, der ſie zu fodern hat, abhängig ſind, aufgehoben. *Beſtimmte* Dienſte, die von *Gütern* geleiſtet werden, ſind conſervirt. Solchergeſtalt hat man die Vorſchriften der Conſtitution mit den erworbenen Rechten der Gutsherren zu vereinigen gewuſst. — Gewiſs würde es eine Ungerechtigkeit geweſen ſeyn, dieſen Gerechtſame zu nehmen, die, wenn gleich nicht ſtets, doch oft aus Contracten herrührten. Ein ſpäteres königl. Decret hat noch beſtimmter den Unterſchied der feſten und ungewiſſen Dienſte auseinandergeſetzt.

Das königl. Decret vom 27 Jan. 1808 hebt eine andere Ungerechtigkeit auf, indem es den Juden *alle* Gerechtſame der übrigen Staatsbürger einräumt. Mögen die Juden Weſtphalen, (zu deren Bildung der berühmte *Jacobſohn* durch ſeine muſterhafte Erziehungs-Anſtalt zu Seeſen, welche auch von chriſtlichen Zöglingen beſucht wird, ſo Vieles beyträgt,) zeigen, daſs ſie dieſes groſsen Beweiſes des königl. Zutrauens nicht unwürdig ſind, damit nicht, wie in Frankreich hat geſchehen müſſen, neue Verordnungen ſie wieder eines Theils der erworbenen Vorrechte berauben, und ſie unter eine läſtige beſondere Aufſicht ſetzen!

Das königl. Decret v. 5 Febr. 1808 enthält merkwürdige Dispoſitionen, die Capitel und geiſtlichen Stiftungen betreffend. Ihre Statuten ſollen unterſucht, und nach der in der Conſtitution vorgeſchriebenen Form abgeändert werden. Bis dieſs geſchehen iſt, wird keine Präbende beſetzt, ſondern nach ihrer Erledigung werden die Revenüen derſelben zur Öconomats-Caſſe (welche zur Tilgung der Reichsſchulden beſtimmt iſt) gezogen. Auſser dieſen Vacanz-Revenüen muſs noch überdieſs von allen fortbeſte-

Digitized by Google

henden Präbenden der zehnte Theil der jährlichen Einkünfte zu obiger Caſſe eingeliefert werden. Doch erſtrecken ſich die Verfügungen des gegenwartigen Decrets nicht auf diejenigen geiſtlichen Diener, welche zur kirchlichen Verfaſſung weſentlich gehören, und mit der Austheilung der Sacramente und dem Religionsunterrichte beauftragt ſind. Auch ſind die katholiſchen Domſtifter, an deren Spitze ein Biſchof ſteht, davon ausgenommen, wenn die Zahl der Präbenden nicht über zehn beträgt.

Eins der merkwürdigſten königl. Decrete iſt unſtreitig das vom 27 Januar 1808. (G. B. No. 15), durch welches die franzöſiſche Verfaſſung der Gerichtshöfe auf weſtphaliſchen Boden, mit wenigen Modificationen, verpflanzt wurde. Die Jurisdiction des Appellationsgerichts zu Caſſel geht über das ganze Königreich. Es beſteht aus 3 Präſidenten, 26 Richtern, einem General-Procurator und zwey Subſtituten. Der erſte Präſident erhält 10,000 Fr., die beiden anderen und der Gen. Pr. 8000 Fr., die Richter 4000 bis 6000 Fr. Beſoldung. Die Appellationsſumme iſt 1000 Fr. Capital oder 100 Fr. jahrliche Revenüe. Jedes Departement hat ein Criminalgericht, welches aus einem Präſidenten, 2 Richtern und einem General-Procurator beſteht. Bis jetzt ſind die Geſchwornen noch nicht zur Anwendung gebracht. Doch (Nov. 1808) verfertigt man bereits die Liſten derſelben, und ſo wird dann nächſtens mit der bereits publicirten Criminal-Proceſs-Ordnung die Beurtheilung der Thatumſtände des Verbrechens durch Geſchworene Anwendung finden. Beſoldung der Präſidenten 5000 bis 6500 Fr., der Richter 2500 bis 4000 Fr., der Gen. Pr. 3000—5000 Fr. Jeder der 27 Diſtricte des Reichs hat ein Tribunal erſter Inſtanz, welches aus einem Präſidenten, 5 Richtern und einem königl. Procurator beſteht. Einer der Richter beſorgt, nach einer dreymonatlichen Abwechslung, die Inſtruction der peinlichen Sachen, welche dem Criminal-Gericht zur Entſcheidung zugeſandt werden. Die Diſtricts-Tribunale haben auch die Ausübung der correctionellen Juſtiz, vermöge welcher ſie bis zu zweyjahriger Gefängniſsſtrafe, und jede Geldſtrafe erkennen können. Was die Beſoldung der Mitglieder dieſer Tribunäle betrifft, ſo erhalten die Präſidenten von 3500—6000 Fr., die Richter von 1800—4000 Fr., die königl. Procuratoren von 2400—4500 Fr. Dieſe Beſoldung iſt gröſstentheils zu gering, daher denn auf dem Reichstage der allgemeine Wunſch der Nation, die Beſoldungen der Richter zu erhöhen, laut wurde. Der König nahm auch denſelben ſehr gnädig auf, und lieſs officiell zur Abhelfung dieſes groſsen Bedürfniſſes Hoffnung machen. Die Geſchäfte der königl. und General-Procuratoren, welche ſtets den Sitzungen der Gerichtshöfe beywohnen, ſind ganz dieſelben als die ihnen in Frankreich zuſtehenden. Sie ſind die Wächter der Geſetze, die Vertheidiger der Waiſen, Wittwen, Ehefrauen, Unmündigen, und überhaupt ſolcher Perſonen, die unter einer Curatel ſtehen. Bekleidet den Poſten eines königl. Procureurs ein Mann, der ſeiner gewachſen iſt: ſo kann er unglaublichen Nutzen ſtiften. Jeder Canton hat ein Friedensgericht, welches aus einem Friedensrichter und zwey Gehülfen beſteht. Der Friedensrichter erkennt über alle perſönliche und bewegliche Sachen betreffenden Klagen bis zu dem Belauf von 74 Fr. (20 Thlr.), ohne daſs appellirt werden kann, mit der Appellation aber bis zu 148 Fr. Real-Sachen, inſofern ſie nicht Streit über Beſitz betreffen, gehören ſogleich vor die Diſtricts-Tribunäle. (Dieſe haben dadurch eine groſse Anzahl Sachen enthalten, welche von den ehemaligen Regierungen, Juſtiz-Canzleyen und Hofgerichten nicht beurtheilt wurden, obgleich alle Sachen, die vor dieſe gelangten, mit Einſchluſs der Conſiſtorial-Jurisdiction, zur Competenz der Diſtrictsgerichte gehören.) Die Rechtsmittel der Supplication, Leuteration und *reſtitutio in integrum* ſind abgeſchafft. *Ein* Erkenntniſs endet die Sache, wenn ſie nicht appellabel iſt. Bis zur Einführung der auf dem Reichstage debattirten Proceſsordnung, welche die gröſste Ähnlichkeit mit der franzöſiſchen hat, und wodurch die Behandlung der Sachen durch mündlichen Vortrag (Plaidiren) in öffentlichen Audienzen am 1 März 1809 eingeführt wird, beobachten die Gerichtshöfe die alten Proceſs-Ordnungen. —

Das k. Decret vom 29 Jan. errichtet eine Legion königlicher Gendarmen von 144 Mann mit Einſchluſs der Officiere. Ein Inſtitut, deſſen wohlthätige Folgen für die Sicherheit im Innern ſchon ſehr merklich iſt. Eine Vermehrung dieſes Corps wäre gewiſs wünſchenswerth.

Das k. Decret vom 6 Febr. enthält Verfügungen die Jagd betreffend. Die unmenſchlichen, Deutſchland ſchändenden Strafen der Wilddieberey ſind, wie es von Weſtphalens humaner Regierung zu erwarten ſtand, abgeſchafft. Geld- und mäſsige Gefängniſs-Strafe hat die Karre und den Tod erſetzt. Wie manchem Unglücke wird dieſes weiſe Geſetz vorbeugen! In den Wäldern des Sollinges (an der Weſer) und des Harzes war ein Forſtbedienter, der einem Wilddieb im Walde begegnete, ſeines Lebens nicht ſicher. Dieſer, aus Furcht entdeckt zu ſeyn, und nun den gröſsten Theil ſeines Lebens in Ketten zubringen zu müſſen, ſchoſs, und mancher Forſtbediente büſste auf ſolche Weiſe ſein Leben ein. Um einer Strafe von 20, 30 bis 100 Franken, oder um einer Gefängniſsſtrafe von 4—6 Wochen, die erſt bey der dritten Betretung auf 3 Monate erhöht wird, zu entgehen, wird kein Wilddieb zum Mörder werden wollen. Möge doch dieſes weiſe Geſetz eine allgemeine Nachahmung finden!

(*Die Fortſetzung folgt.*)

Neue Auflagen.

Amſterdam, im Kunſt- und Induſtrie-Comptoir: *Viller's Brief an die Gräfin Fanny von Beauharnois, enthaltend eine Nachricht von den Begebenheiten, die zu Lubeck an dem Tage, Donnerſtags den 6 Nov. 1806 und folgenden vorgefallen ſind.* A. d. Franz. überſ. 3te Aufl. 1808. 102 S. 8. (12 Gr.) S. Recenſ. der erſten Aufl. 1808. No. 64.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JANUAR, 1809.

JURISPRUDENZ.

CASSEL, b. Aubel: *Bulletin des Loix du Royaume de Weſtphalie etc.* To. I et II.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Das k. Decret vom 11 Febr. organiſirt das Poſtweſen. — Das k. Decret vom 18 März (No. 24) beſtimmt die Art und Weiſe, wie die Wahl-Collegien der Departementer gehalten werden ſollen. Von dieſen Verſammlungen, welche im Frühlinge 1808 überall Statt hatten, werden die Reichsſtände ernannt, ſie präſentiren dem Könige die Candidaten zu den Stellen der Friedensrichter, der Departements-, Diſtricts- und Municipal-Räthe. Für jede zu machende Ernennung werden zwey Candidaten vorgeſchlagen. Die Regierung eines gröſseren Staats kann unmöglich im Stande ſeyn, eine ſo genaue Kenntniſs der Individuen zu haben, um zweckmäſsig die genannten Stellen beſetzen zu können. Es iſt daher unſtreitig eine ſehr weiſe Einrichtung, die Wahl dazu den vorzüglichſten Staatsbürgern, auf deren Intereſſe es beſonders ankommt, zu überlaſſen. Das königl. Decret vom 31 März (No. 28) giebt der jüdiſchen Nation des Königreichs Conſiſtorien. Das vom 12 März enthält den erſten Titel des militäriſchen Straf-Codex, und zwar den Artikel von der Deſertion. Die Strafen derſelben ſind, nach Beſchaffenheit der Umſtände des Verbrechens, der Tod, das Kugelſchleppen, öffentliche Arbeit, Geldſtrafe, welche in jedem Falle Statt findet. Die zum Kugelſchleppen Verurtheilten werden zu Arbeiten in den Feſtungen gebraucht. Sie müſſen eine zweypfündige, an einer 5 Fuſs langen eiſernen Kette befeſtigte Kugel ſchleppen. Da der weſtphäliſche Soldat auf eine äuſserſt menſchliche Art behandelt wird, wovon man bisher bey den deutſchen Armeen keinen Begriff hatte: ſo ſteht zu erwarten, daſs dieſe gegen die Deſertion feſtgeſetzten Strafen nur ſelten zur Anwendung kommen werden. „Des Königs Wille iſt, (ſagt der Kriegsminiſter in dem *Reglement für den inneren Dienſt, die Policey und die Mannszucht der Infanterie*,) daſs die Soldaten mit Sanftmuth und Menſchlichkeit behandelt werden; daſs ihnen nie einiges Unrecht angethan werde, daſs ſie in ihren Obern nur wohlthätige Führer erkennen, daſs die Strafen, welche einige von ihnen verdienen möchten, nach den Geſetzen ihnen zuerkannt werden, und daſs die Officiere ſie mit der Sorgfalt leiten, führen und beſchützen, welche ſie Männern ſchuldig ſind, von deren Tapferkeit ſie einen Theil ihres Ruhms zu erwarten haben.“ Die Nichtigkeit der faſt allgemeinen Behauptung, der gemeine deutſche Soldat könne nicht anders als durch Prügel gebildet und im Zaum gehalten werden, iſt dargethan. Eben der Heſſe, welcher ehedem zerprügelt wurde, weil ihm der Zopf vielleicht um ein paar Zoll zu lang oder zu kurz war, gehorcht jetzt ohne Schläge, denn er ſieht, daſs man in ihm den Menſchen achtet.

Das in dem zweyten Bande enthaltene erſte Decret iſt eine der merkwürdigſten und gewiſs folgenreichſten Vorſchriften, welche W. ſeiner neuen Legislation zu danken hat. Dieſes am 2 May 1808 gegebene Decret garantirt die Bezahlung derjenigen Schulden, (ſowohl der Capitalien ſelbſt, als der rückſtändigen und künftigen Intereſſen,) welche auf eine geſetzmäſsige Art von den bisherigen Landesherren und den Landſtänden auf den Credit des Landes contrahiret ſind. Der hohe Grad von Rechtlichkeit, welcher aus dieſem Decrete und den geſetzlichen Dispoſitionen, die als eine Folge deſſelben zu betrachten ſind, und deren wir weiter unten erwähnen werden, hervorleuchtet, muſste alle Einwohner Weſtphalens, vorzüglich aber die Staatsgläubiger, mit erneutem Zutrauen zu einer Regierung erfüllen, die den gewiſſermaſsen revolutionären Zuſtand, welcher den Übergang von einer alten Verfaſſung zu einer neuen gewöhnlich zu begleiten pflegt, nicht dazu benutzte, (ſo viele Beyſpiele zu einer ſo anlockenden Maſsregel auch rathen mochten,) um ſich mit einemmale von einer Laſt zu befreyen, die vergangene Zeiten, zerſtörte Verhältniſſe und fremde Adminiſtrationen über die jetzt vereinten Länder gebracht hatten. Auf ſolche Art gewinnt ein Staat Credit; denn welcher Staatsbürger wird nicht mit Vergnügen einen Theil ſeines disponiblen Vermögens einer Regierung anvertrauen, die mit ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit, ſogar auf die Bezahlung ſolcher Schulden und Erfüllung ſolcher Verbindlichkeiten bedacht iſt, die *ſie nicht* contrahirte, und welchen Einfluſs müſſen ſolche Maſsregeln nicht auf das Anſehen eines Staats im Auslande haben? — Alſo nicht nur ein groſser moraliſcher Sinn leuchtet aus dieſer Verordnung hervor, ſondern auch diejenige wahre Politik, wodurch die Staaten allein öffentlichen Credit erhalten. — Die Liquidation der weſtphäliſchen Staatsſchulden iſt einem General-Liquidator (dem Hn. Staatsrath *Malchus*) aufgetragen, welcher ſich damit, unter der Aufſicht des Finanzminiſters, beſchäftiget. Unter Staatsſchulden werden nach Maſs-

Digitized by Google

gabe des gegenwärtigen k. Decrets, alle folche Schulden verſtanden, die formals auf eine geſetz- und verfaſſungsmäſsige Art entweder von den Landesherrn, von den Ständen des Landes in Verbindung mit jenen, oder auch von den Ständen allein, contrahiret ſind. Die auf den Domainen hypothecirten Schulden ſind ebenfalls darunter begriffen, aber Local- oder Gemeinde-Schulden davon ausgeſchloſſen. Dieſe fallen den einzelnen Corporationen, welche ſie contrahirten, allein zur Laſt. Unter dem General-Liquidator arbeiten für jede ehemalige Provinz zwey beſondere Liquidatoren, wozu einer aus den vorigen Landſtänden genommen wird. Die Arbeit dieſer muſs bereits am 1 Junius 1808 beendigt ſeyn. Sie iſt von dem General-Liquidator in ein Haupt-Tableau zu bringen, und dem Könige durch den Finanzminiſter vorzulegen, damit über die Maſsregeln beſtimmt werden könne, wodurch die Tilgung der öffentlichen Schuld zu bewirken ſteht. Ein zweytes k. Decret, ebenfalls vom 2 May, (No. 75) ſchreibt die Verfügungen vor, wodurch die Communal-Schulden liquidirt, und von den Staatsſchulden abgeſondert werden ſollen, und iſt alſo gleichſam als eine Ergänzung des vorhergehenden Decrets anzuſehen.

Als nun im Junius 1808 zum erſtenmale die Reichsſtände Weſtphalens zu Caſſel verſammelt waren, um die ihnen durch die Conſtitution des Königreichs zugeſicherten Gerechtſame auszuüben, war die dem General-Liquidator übertragene Arbeit ſchon ſo weit vorgerückt, dafs man mit ziemlicher Sicherheit den Betrag ſämmtlicher, ſowohl allgemeiner als beſonderer Schulden der bisherigen Provinzen und der Gemeinheiten (nach Maſsgabe des letzten k. Decrets) überſehen konnte. Nach der officiellen Angabe, welche der Hr. Staatsrath *Malchus*, als Redner der Regierung, in der Sitzung der Reichsſtände am 14 Julius 1808 von dieſen Schulden machte, gab die bis jetzt vorgenommene Liquidation als Final-Reſultat eine Schuld von 112,667.750 Franken, mit Inbegriff der Departemental- und Communal-Schulden, und deſſen, was das Königreich an das franzöſiſche Gouvernement, wegen rückſtändiger Kriegs-Contributionen und Landesrevenüen, ſchuldig war, und welche letztere Schuld, nach einer im April 1808 gehaltenen Abrechnung mit dem General-Intendanten Daru, die Summe von 25,794.884 Franken betragt. Ob nun gleich die Liquidation zu jener Zeit noch nicht völlig beendiget war: ſo glaubte doch der Hr. Staatsrath *Malchus* mit Gewiſsheit annehmen zu können, dafs die angegebene Summe das Maximum der geſammten Schuld ausmache, welche ſich Indeſſen durch die Trennung der beſonderen Schulden, und durch verſchiedene andere Maſsregeln auf die Summe von 60 Mill. Fr. vermindern würde. Dieſe 60 Mill. wären alſo die eigentliche National-Schuld des Königsreichs. Es entſtand nun die wichtige Frage: *In welchen Verhältniſſen ſoll dieſe Summe von den Staatsbürgern verzinſet und allmählich bezahlt werden?* Die Meinungen ſchienen hierüber ziemlich getheilt, und bey der im Königreiche Weſtphalen herrſchenden vollkommenen Preſsfreyheit konnte es nicht fehlen, dafs auch in öffentlichen Druckſchriften hierüber Meinungen geäuſsert wurden, welche Anſichten darboten, die von denen verſchieden waren, die das Gouvernement durch ſeinen Redner hatte darſtellen laſſen. Die Vff. jener Schriften glaubten zum Theil, eine Härte darin zu finden, dafs die Einwohner einer Provinz, welche entweder urſprünglich keine, oder verhältnifsmäſsig wenige Schulden hatte, die aus Rückſichten oder Unbekanntſchaft mit ihrer ſtatiſtiſchen Beſchaffenheit von dem Feinde gelinder als eine andere behandelt war, die Schulden einer weit ſchwerer belaſteten Provinz mit übernehmen ſollte. Die Reichsverſammlung vereinte aber in ſich zu viel Patriotismus und Einſichten, als dafs ſie durch den in jenen Schriften ausgeſprochenen Egoismus hätte geleitet werden können. Wie ſollte auch bey gänzlich veränderter Territorial-Eintheilung die Beybehaltung der Territorial-Schulden-Verfaſſung möglich geweſen ſeyn? — „Würde man, ſagte der Redner des Staatsraths, „landſtändiſchen Ausſchüſſen die Verwaltung dieſer Steuern übertragen? — Die Conſtitution hat ſie aufgelöſt, und ihre Rechte und Befugniſſe vernichtet, mit deren Princip ſie nicht vereinbar ſind. Oder würde man ihnen andere Adminiſtratoren, andere Repräſentanten unterſtellen wollen? — Die Conſtitution fodert aber Einheit in der Verwaltung, und dafs dieſe allein vom Gouvernement ausgehe; ſie kennt nur eine allgemeine, die National-Repräſentation, welche aber auch nur das allgemeine Intereſſe, ohne Rückſicht auf ein beſonderes oder getheiltes, vertreten kann.“ — Dieſe und andere, nicht minder wichtige Betrachtungen bewirkten denn, dafs das Geſetz vom 14 Julius 1808 (No. 103. St. 255), über die öffentliche Schuld des Königreichs, mit einer groſsen Mehrheit der Stimmen, von den Reichsſtänden angenommen wurde. Der 1 Art. deſſelben lautet:

„Alle Schulden, welche auf den ehemaligen Staaten und Ländern, aus welchen das Königreich gebildet iſt, haften, ſollen, in ſo weit ihr Urſprung den Dispoſitionen des 2 und 3 Art. des Decrets vom 2 May entſpricht, als Geſammtſchuld des Königreichs anerkannt werden.“

Aufser dieſer wichtigen Beſtimmung, deren Folgen für den Credit des K. W. nicht berechnet werden können, enthält das gegenwärtige Geſetz noch folgende Beſtimmungen. Die Reichsſchulden ſind keiner Veränderung, weder in Hinſicht der Capitalien noch des Zinsfuſses unterworfen. Jährlich ſind 4 Millionen Franken zur Bezahlung der Intereſſen, (die im Nov. 1808 in Hinſicht der Rückſtände ihren Anfang nimmt,) und zur ſucceſſiven Wiederbezahlung der Capitalien beſtimmt. Dieſe Summe wird durch eine, nach Claſſen beſtimmte, Perſonal-Steuer aufgebracht. 500,000 Fr. werden während 10 Jahren aus der geiſtlichen Güter-Verwaltungs-Caſſe zugeſchoſſen. Die Amortiſations-Caſſe hat ihre be-

Digitized by Google

sondere Direction, und ist von den übrigen Staats-Cassen gänzlich abgesondert.

Eine Folge dieses Gesetzes war nun das königl. Decret vom 27 Oct. 1808 (Bullet. 61 im unvollendeten 3ten Bande), wodurch die Repartirung der oben erwähnten Personal-Steuer bestimmt wurde. Sie wird auf die Familien verlegt, und, da Zinsrückstände zu bezahlen sind, bereits vom Jahre 1808 entrichtet. Jeder Familien-Vater bezahlt für alle zu der Familie gehörigen Mitglieder, in sofern sie keine besondere Haushaltung ausmachen. Der höchste Steuer-Beytrag für eine Familie bestehet aus 50 Franken, und der geringste aus 60 Centimen. — Auf solche Art ist also das grose Problem gelost. Der Credit eines ganzen Reichs, das Wohl vieler tausend Familien ist durch eine Auflage gesichert, die jedem Staatsbürger, ihrer weisen Einrichtung nach, unmerklich seyn mus, und die in Hinsicht ihrer Einfachheit unendliche Vorzüge vor jeder anderen Art von Abgaben hat. — Es war der Gegenstand der eben angezeigten königl. Decrete zu wichtig, als dass man uns eine vielleicht zu grose Ausführlichkeit bey ihrer Anzeige nicht verzeihen sollte.

Durch das königl. Decret vom 10 May (No. 80) wird jedem Mitgliede der reichsständischen Versammlung eine Entschädigung von 18 Franken für jeden Tag der Hin- und Rück-Reise und des Aufenthaltes zu Cassel bewilligt.

Das königl. Decret vom 25 April (No. 82) bestimmt die Grundsätze der militärischen Conscription. Im Ganzen sind es dieselben, welche in Frankreich in Ausübung sind. Sie erstreckt sich auf alle Staatsbürger vom vollendeten 20sten bis zum zurückgelegten 25sten Jahre. In die Listen *dieses Jahrs* werden nicht mit aufgenommen: diejenigen, welche am 1ten April 1808 bereits verheirathet waren; die von 20—25 Jahren, welche Wittwer oder geschieden sind und Kinder haben; Officiere ausser Dienst; Staatsdiener; Religionslehrer, welche die Weihe erhielten. Das Loos entscheidet, wer marschiren mus. Der, den das Loos trifft, kann sich (unter *Bedingungen*) durch einen Stellvertreter ersetzen lassen. *Befreyt* sind von der Conscription, obgleich sie mit auf die Listen gesetzt werden: 1) die, welche nicht 4 Fus 9 Zoll gros sind; 2) die mit einem wesentlichen physischen Fehler Behafteten; 3) einzige Söhne 60jähriger Altern; 4) der älteste einer unmündigen elternlosen Familie; 5) die königl. Pagen; 6) der allein übrigbleibende Sohn einer Familie, die zwey Söhne unter den Fahnen verlor; 7) jeder Sohn einer Familie, welche drey Söhne unter den Fahnen verlor.

Das königl. Decret vom 2 Jun. (No. 86) proclamirt die Namen der Reichsstände. Man bemerkt darunter die Namen: *Henke*, *Häberlin* (welcher während der Versammlung starb), *Brabeck*, *Berlepsch*, *Niemeyer*, *Schieffen*. Zum Praesidenten der Stände wurde Graf *Schulenburg-Wolfsburg* ernannt. Das königl. Decret vom 2ten Jun. (No. 87) setzt die Besoldung der Friedensrichter, nach Massgabe der Bevölkerung ihrer Cantone, auf 1200, 1000 und 800 Frank. fest.

Das königl. Decret vom 13 Jun. (No. 94) verbietet die preussische Scheidemünze im Königreich Westphalen.

Das königl. Decret vom 17ten Jun. (No. 96) hebt das im Innern des Königreichs annoch üblich gewesene Recht der Nachsteuer und des Abzuges auf.

Das königl. Decret vom 25 Jun. (No. 97) bestimmt, dass nur vier Fünftel von dem Gehalte der Staatsdiener Schulden halber mit Arrest belegt werden können.

Das königl. Decret vom 29 Jun. (No. 99) bewilligt den ehemaligen, nicht wieder angestellten Officieren Unterstützung.

Das königl. Decret vom 13 Jul. (No. 102) ordnet eine Ausnahme von 12000 Conscribirten, nämlich 9000 für die active Armee, und 3000 für die Reserve, an.

Aufserst merkwürdig ist das von den Reichsständen am 5 Aug., nach vorhergegangener königl. Proposition, decretirte Gesetz, die Einführung einer Patentsteuer betreffend (No. 106), nicht sowohl wegen der Steuer selbst (denn, obgleich nicht unter diesem Namen, kannten wohl alle, oder doch wenigstens die meisten Provinzen, aus denen das K. W. zusammengesetzt ist, Auflagen auf Nahrung und Gewerbe, und etwas Weiteres ist die Patentsteuer nicht), sondern wegen der grosen Wirkung eines gelosten Patents, dass sein rechtmäsiger Inhaber das Gewerbe, worauf sich solches bezieht, frey im ganzen Umfange des K. ausüben kann, *er mag zünftig seyn oder nicht*. „In dem Gesetze selbst", sagt der Hr. Staatsrath *Malchus* in seiner Instruction über diesen Gegenstand, „ist die Beantwortung der Frage: ob zur Ausübung eines Gewerbes die Zunftmäsigkeit nothwendig sey, umgangen, und der Satz nur allgemein und negativ dahin ausgedrückt, dass ohne ein Patent niemand ein Gewerbe treiben könne, ohne zu bestimmen, ob ausser der Lösung des Patents auch sonst noch eine Qualification erforderlich sey. Geht man indes auf die sowohl in der Constitution enthaltenen Hauptgrundsätze als auch auf diejenigen zurück, auf welche das Gesetz über die Patentsteuer gegründet ist: so kann die Entscheidung dieser Frage keinen Augenblick zweifelhaft seyn." — Also aller Zunftzwang, alle Bannalität ist im K. W. abgeschafft! Jeder, der glaubt, eine Kunst, ein Gewerbe ausüben zu können, ist dazu berechtiget, sobald er sich mit dem Staate in Hinsicht derjenigen Abgabe abgefunden hat, die dieser, des Schutzes wegen, welchen er der freyen und ruhigen Ausübung des Gewerbes angedeihen läst, von dem Ausüber desselben fodert. Man kann nicht leugnen, dass diese neue Gesetzgebung eine grose Revolution in dem Vermögen und Wohlstande sehr vieler Staatsbürger verursachen wird. Wie manches Bürgers Vermogen besteht einzig in einer *Gerechtigkeit!* mit dem Verluste dieser verliert er alles. Freylich kann er ein Patent lösen und so sein Gewerbe fortsetzen; aber sein Nachbar kann dieses auch, und

Digitized by Google

er hat nichts vor dieſem voraus. Manches Gewerbe bedarf zu ſeiner Ausübung einer gewiſſen Localität. Eine Mühle, eine Lohgerberey, eine Stahlfabrik u. ſ. w. laſſen ſich nicht allenthalben anlegen. Es gehören Anlagen und koſtbare Vorrichtungen dazu. Die Betreiber ſolcher Gewerbe ſtehen ſich noch am beſten. Ein Patent verſchafft nicht dieſe koſtbaren Vorrichtungen und Localitäten, daher die alten Betreiber lange Jahre hindurch vor ihren neuen Nebenbuhlern groſse Vorzüge genieſsen werden. Aber der Inhaber einer Barbier-Gerechtigkeit z. B. verliert alles. Ein Patent und ein halbes Dutzend Scheermeſſer ſind in einem Tage angeſchafft, und ſo jeder bisherige Geſell dem laſtigen Zwange, einem Herrn dienen zu müſſen, enthoben. Was wird ihn hindern, ſich ſelbſt zu etabliren? Inhaber ſolcher Gerechtigkeiten ſind alſo am übelſten daran, ſie verlieren alles. Doch, dieſe Betrachtungen konnten den Geſetzgeber, der nur das Ganze vor Augen hat, nicht hindern, ein Geſetz zu geben, welches offenbar unendlich viel Gutes ſtiften wird. Freye Ausübung ſeiner Talente wird durch dieſes Geſetz dem Staatsbürger geſtattet. Kein äuſserer Zwang hindert ihn ferner hieran. Wie manche Familie, welche der Krieg ruinirte, wird von dieſer neuen Freyheit Gebrauch machen! Wie manche neue Idee wird dadurch zur Anwendung gebracht werden, da nicht Zunft-Pedanterey, ſondern freye Uberlegung den Ausüber einer Handthierung leiten wird! Nichts vervollkommnet eine Kunſt oder ein Handwerk mehr als Concurrenz. Wie ſehr wird dieſe vergröſsert! Alſo muſs man mit Recht vermuthen, dafs Künſte und Gewerbe durch das gegenwärtige Geſetz ſehr befördert werden müſſen. Freylich wird das Publicum Anfangs mit einer Menge ſchlechter Arbeiten überhäuft werden; aber es ſelbſt wird ſie von den guten zu unterſcheiden wiſſen; niemand wird ſein Geld für ſchlechte Waare hingeben wollen, und ſo werden die Pfuſcher bald wieder in ihr erſtes Nichts zurückſinken. Was die Steuer ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie im Ganzen äuſserſt mafsig. Sie iſt nach Claſſen eingerichtet, und in dieſen Claſſen iſt wieder Bevölkerung der Communen, worin das Gewerbe betrieben wird, der Mafsſtab der Steuer. So gehört z. B. ein Buchdrucker, der 10 oder mehrere Preſſen hat, zur erſten Claſſe, und bezahlt in einer Commune von 18000 — 30000 Seelen 120 Franken jährlich; von 9000 — 18000 S. 72 Fr.; von 4000 — 9000 S. 48 Fr.; von 2000 — 4000 S. 32 Fr.; unter 2000 S. 24 Fr. Die Patentſteuer ſoll eine Quote des Gewinnſtes, den der Patentirte erwirbt, dem Staate verſchaffen; wahrſcheinlich iſt es, dafs in einer groſsen Commune der Abnehmer mehrere ſind, als in einer kleinen, und dafs alſo auch in einer groſsen mehr gewonnen werde. Es läſst ſich alſo auch nicht leugnen, dafs es in der Billigkeit gegründet iſt, wenn *in der Regel* der Staat ſich von den Ausübern der Gewerbe in groſsen Communen mehr als in kleinen bezahlen läſst. Aber Rec. kann nicht verhehlen, dafs es ihm ſcheint, als ob dieſes gerechte Hauptprincip groſsen Modificationen unterworfen ſeyn müſste (die ſich vielleicht in dem Geſetze ohne groſse Weitläuftigkeit hätten anbringen laſſen), um der muthmafslichen Wahrheit näher zu kommen. Es giebt nämlich Fabriken, deren Fabricate faſt gar nicht in der Commune, worin ſich die Fabrik befindet, abgeſetzt werden (man braucht nur bey dem angeführten Beyſpiele einer Buchdruckerey ſtehen zu bleiben); warum ſoll nun der Ausüber eines ſolchen Gewerbes, wenn er, vielleicht zu ſeinem Vortheile, von der Reſidenz in ein benachbartes Dorf zieht, auf einmal von 120 Fr. auf 24 Fr. heruntergeſetzt werden? Nicht nur genieſst er hier derſelben Vortheile, ſondern er gewinnt noch an Miethe, Holz, Taglohn und den erſten Lebensbedürfniſſen. So wird die Erfahrung noch manche Modificationen des Tarifes anrathen, und eine Regierung, wie die weſtphäliſche, merkt aufmerkſam auf die Lehren dieſer gröſsten aller Meiſterinnen. — Nun nur noch einige Beyſpiele aus dem Tarife, um dem Leſer zu documentiren, dafs die Steuer ſelbſt, wie angeführt iſt, ſehr mäſsig ſey.

Brauer, Reſtaurateurs und Gaſtwirthe bezahlen, nach obigem Populations-Verhältniſs, reſp. 60, 48, 36, 24, 16 Franken, in der zweyten Claſſe. Eben ſo viel Detailhändler mit Tuch u. ſ. w., Schneider, Schuſter, welche 6 — 12 Geſellen halten, Fabricanten von Baumwollenzeug, welche über 5 Stühle halten, Maurer, welche 30 Geſellen halten, Papier-Fabricanten, welche 600 Rieſs Papier und drüber verfertigen.

Handwerker ohne Geſellen bezahlen in der letzten Claſſe reſp. 10, 8, 6, 5, 4 Franken. Eine gewiſs äuſserſt mafsige Abgabe! Leinweber ſind ganz frey.

Es würde zu weitläuftig ſeyn, noch mehr ins Detail dieſer auf ſo billige Principien begründeten Verordnung zu gehen; nur dieſs glaubt Rec. noch bemerken zu müſſen, dafs vom 1 Januar 1809 an, wo dieſe neue Steuer ihren Anfang nimmt, alle alten ähnlichen Auflagen aufhören.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Göttingen*, b. Röwer, und CASSEL, b. dem Verfaſſer: *Alphabetiſches Repertorium der in dem erſten Bande des Geſetzbulletins des Königreich Weſtphalens enthaltenen Grundgeſetze und königlichen Decrete*, von *Georg Wilhem Bohmer*. 1808. XII u. 55 S. 8. (7 Gr.) Auch mit dem franzöſiſchen Titel: *Repertoire alphabetique etc.* par *G. G. Bohmer*. Der Vf. behauptet in der Vorrede, die gegenwärtige franzöſiſch und deutſch abgefaſste Arbeit Anfangs nur zu ſeinem Privat-Gebrauche, um ſich das Studium der Geſetze Weſtphalens zu erleichtern, verfaſst zu haben, und um ſie auch Anderen nützlich zu machen, jetzt dem Drucke zu übergeben. Eine Vergleichung mit dem officiellen Regiſter, welches jedoch ſpäter als das gegenwärtige erſchienen, fällt ſelten zum Vortheil des letzteren aus. Es iſt alſo für die Beſitzer des officiellen Regiſters ganz entbehrlich. Die in der Vorrede erwähnten Berichtigungen des deutſchen Textes ſind unbedeutend, und hätten, da dieſer in der That an manchen Stellen äuſserſt mangelhaft, oft unrichtig iſt, ſehr vermehrt werden können. F. . . k.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JANUAR, 1809.

JURISPRUDENZ.

CASSEL, b. Aubel: *Bulletin des Loix du Royaume de Weſtphalie* etc. To. I. II.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Das von den Reichsſtänden am 11 Auguſt decretirte Geſetz (No. 107), wodurch die Dispenſationen vom Eheverbot zwiſchen Schwägern und Schwägerinnen autoriſirt werden, brachte zum erſtenmale den 33 Art. der Conſtitution in Ausübung, wodurch den Ständen die Befugniſs ertheilt wurde, über diejenigen Geſetzentwürfe zu berathſchlagen, wodurch Veranderungen im Civilgeſetzbuche vorgenommen werden ſollen. Bekanntlich verbietet der 162 Art. des *C. N.* die Ehe unter Schwägern und Schwägerinnen, ohne dem Staatsoberhaupte zu erlauben, von dieſem Geſetze dispenſiren zu können. Die Motive, welche die Vff. des franzöſiſchen Geſetzbuches zu dieſer Verordnung bewogen haben, liegen in den verſchiedenen Werken, wodurch die Entſtehungsgeſchichte deſſelben bekannt geworden iſt, der Welt vor Augen. Dieſe Motive paſsten auf deutſche Sitten nicht. Mit Recht glaubt der Weſtphale in der Schweſter ſeiner verſtorbenen Gattin eine zweyte treue Mutter ſeiner verwaiſten Kinder zu erblicken, und bewirbt ſich daher, wenn es die Umſtände geſtatten, gern um ihre Hand. Dieſe beſonders unter dem Landvolke übliche Sitte fand in dem neuen Geſetze ein groſses Hinderniſs. Vergeblich flehten Hunderte den Monarchen um eine Erlaubniſs an, die er nicht ertheilen konnte, ohne gegen das Civilgeſetzbuch des Königreichs zu handeln. Dieſs Geſetz, ein neuer Beweis der väterlichen Fürſorge des Königs, hebt dieſes Hinderniſs. In Fällen, wo die Ehe durch Scheidung getrennt wurde, bleibt jedoch die Dispoſition des *C. N.* bey voller Wirkung. Weſtphalens Geſetzgeber fürchtete, die Hoffnung, künftig ſich als Gatten betrachten zu dürfen, könnte unter ſo nah verbundenen Perſonen, als Schwäger und Schwägerinnen ſind, criminelle Wünſche erzeugen, daher dieſer weiſe Zuſatz.

Das von den Reichsſtänden ſanctionirte Geſetz vom 6ten Auguſt 1808 (No. 114) betrifft die Errichtung eigener Policey-Gerichte in jedem Canton des Königreichs. Der Geiſt und Zweck dieſes weiſen, faſt wörtlich aus der franzöſiſchen Legislation genommenen Geſetzes, welches eine Annahme in ganz Deutſchland verdiente, und deſſen wohlthätige Folgen in Weſtphalen ſchon überall ſichtbar werden, wird von dem Herrn Staatsrath *von Coninx* in der trefflichen Rede, womit er den Ständen den Geſetz-Entwurf im Namen des Gouvernements vorlegte, auf eine ſehr beſtimmte Art ausgeſprochen. „Die Policey, deren Zweck iſt, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, die Freyheit, das Eigenthum und die Sicherheit der Einzelnen zu ſchützen, zerfällt in die verwaltende und in die richtende. Die erſte beſchäftiget ſich mit der Sorge für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung. Ihr liegt es ob, durch beſtändige Wachſamkeit den Policey-Vergehungen vorzubeugen, und wenn ſie wirklich begangen ſind, die vorbereitende Unterſuchung anzuſtellen. Die letztere muſs durch Beſtrafungen den Vergehungen Einhalt thun, deren Ausführung die verwaltende Policey nicht hintertreiben konnte. Sie muſs in jedem Canton adminiſtrirt werden. Die Verwaltungs-Policey iſt den Mairen und Policey-Beamten ausſchlieſslich übertragen. Die Friedensrichter verſehen nach dem Geſetz-Entwurf die Geſchäfte des Policey-Gerichts." — Auf ſolche Art iſt alſo in Weſtphalen die auffehende und die richtende Policey getrennt. Der Policey-Commiſſär oder der Adjunct des Maire verwaltet das Geſchäft des öffentlichen Anklägers (*ministère public*), und zeigt das Vergehen bey dem Friedensrichter an, und dieſer entſcheidet in einer öffentlichen Sitzung über alle ſolchergeſtalt angezeigten Vergehen, worauf das Geſetz keine höhere Strafe als eine Geldbuſse von 20 Franken oder achttägiges Gefängniſs ſetzt. Iſt die geſetzliche Strafe höher: ſo gehört die Sache vor das Correctionsgericht, deſſen Functionen das Civil-Tribunal des Diſtricts ausübt. Es iſt in die Augen fallend, wie äuſserſt zweckmäſsig es war, den adminiſtrativen Behörden die Gewalt, ſtrafen zu können, gänzlich zu nehmen. Nur gar zu oft hat die Erfahrung gelehrt, wie geneigt dieſe ſind, arbiträr zu verfahren. Überdieſs fehlt dieſen die zu einem Richter weſentlich erfoderliche Unabhängigkeit. „Der Maire (ſagt Hr. *von Coninx*) ſteht unter den höheren Verwaltungs-Behörden, aber der Friedensrichter, als Richter, iſt Niemanden untergeben; er erkennet keine andere Herrſchaft über ſich, als die Herrſchaft des Geſetzes: er läſst ſich von keiner Rückſicht leiten." — Übrigens iſt auch in dem Geſetze dafür geſorgt, daſs die Friedensrichter, in ihrer Eigenſchaft als Policey-Richter, einer legalen Controlle unterworfen ſind. Denn ob ſie gleich über Vergehen, worauf eine Geldſtrafe ſteht, in letzter Inſtanz erkennen: ſo findet doch gegen ihre Ausſprüche in

folchen Sachen die Caſſation Statt. Ihre Erkenntniſſe ſind der Appellation unterworfen, wenn ſie Gefängnifsſtrafe verhängen.

Das Geſetz vom 16ten Auguſt 1808 (No. 117) enthält die *bürgerliche Proceſs-Ordnung*, welche von einem anderen Mitarbeiter dieſes Inſtituts beſonders ausführlich angezeigt werden wird.

Aus unſerer Anzeige gehet übrigens deutlich hervor, dafs die in dem G. B. enthaltenen künigl. Decrete ſich faſt über alle Zweige der Staatsverwaltung erſtrecken, und dafs dadurch die Organiſation Weſtphalens ſehr betrachtliche Fortſchritte gemacht hat. Hat dieſes Land erſt die unvermeidlichen Folgen des unglücklichſten aller Kriege überwunden; eröffnet ſich ihm durch die Freyheit der Meere endlich wieder ein belebender Handel; werden hiedurch die unermefslichen, aus dem Lande gegangenen Geldſummen erſetzt ſeyn; werden dann die im Werthe ſo tief geſunkenen Grundſtücke ſich wiederum jenem alten Preiſe genahert haben: zu welchem allgemeinen Glücke mufs dann dieſes Land durch die Bemühungen einer ſolchen Regierung empor gehoben werden können! —

F . . . . . k.

Braunschweig, b. Vieweg: *Taſchenbuch für Maire (s) und Municipalräthe.* Zur allgemein faſslichen Überſicht ihrer Pflichten und Obliegenheiten nach dem Geiſte der Staatsverfaſſung des Königreichs Weſtphalen, verfertigt von D. *Karl Venturini.* 1808. VIII, 162 u. 8 S. 8.

Dieſes Werkchen iſt durch das dringende Zeitbedürfnifs entſtanden, indem von den Departementsverſammlungen die Maires und Municipalräthe vorgeſchlagen wurden, und, obgleich der Juſtizminiſter eine eigene *Inſtruction pour les conseils de préfecture, de département, et de diſtrict, les Sous-prefets, les Maires et Adjoints, et les conseils municipaux* erlaſſen, um ſo erwünſchter erſchienen, als dieſe keineswegs dazu geeignet war, die mit dem Geiſte der weſtphäliſchen Staatsverfaſſung noch unbekannten Candidaten über die Rechte und Obliegenheiten ihres Amts hinreichend zu belehren, da ſie im Gegentheil ſolche Kenntniſſe ſchon vorausſezte. Vor allen Dingen war nämlich nöthig, den zu Maires und Municipalräthen Erwählten eine leichte allgemein faſsliche Überſicht ihrer Pflichten, Obliegenheiten und Rechte zu verſchaffen, da beſonders ein groſser Theil derſelben aus dem niederen Bürger- und Bauer-Stande ernannt iſt. Dieſe in einer ſyſtematiſchen Ordnung zu liefern, war Hauptzweck des Vfs.; die Form des Werks gehört ihm an; der Inhalt iſt, wie es die Natur der Sache mit ſich bringen mufste, ganz Compilation, oder Materialienſammlung aus groſseren Handbüchern, die doch auch nur Compilationen ſind. Als Hauptquellen dienten die oben genannte *Inſtruction*, und das *vollſtändige Handbuch für Maire und Adjuncten, für Policeycommiſſare, Municipalräthe, Contributionseinnehmer und Repartitoren, Forſt- und Feld-Wächter* u. ſ. w. Von *A. Keil* und *Ph. Chr. Reinhard.* Kölln, b. Keil. 1807. 2 Theile 8., nur ſind die in dem letzteren Buche enthaltenen Auszüge aus den auf die Policey und Staatsverwaltung im franzöſiſchen Reiche Bezug habenden Geſetzen, und aus den beſten Schriften über die Policey weggelaſſen worden, wobey jedoch Rec., ob er gleich dieſe Weglaſſung für den Plan und die Abſicht des Buchs ſehr zweckmäſsig findet, den Wunſch nicht unterdrücken konnte, ſie wenigſtens in einem Anhange literariſch nachgewieſen zu finden, damit auch für diejenigen geſorgt wäre, welche ein gründlicheres Studium ihrer Pflichten und Rechte nicht aus ihrer Acht laſſen wollen. Der Geiſt der weſtphäliſchen Staatsverfaſſung ſpricht ſich, wie der Vf. ſehr richtig bemerkt, in dem Grundſatze aus: „Verwalten mufs das Geſchäft *eines* Mannes; Richten und Urtheilen über die Bedürfniſſe des Staats mufs die Sache *mehrerer* ſeyn.“ Nach dieſem Grundſatze wird die Verwaltung im eigentlichen Sinne einer *einzigen* Magiſtratsperſon auf jeder Stufe der Verwaltung anvertraut. Nämlich auf der erſten dem Präfect, auf der zweyten dem Unterpräfect, auf der dritten dem Maire. Ganz eine andere Beſchaffenheit hat es aber mit den Urtheilen, welche beſonders in Steuerangelegenheiten über das wahre Bedürfnifs des Staats, wie auch über die Steuerfähigkeit der Unterthanen gefällt werden, und welche beſtimmen ſollen, nach welchem Mafsſtabe die Steuern unter die einzelnen Staatsbürger *gerecht* vertheilt werden können. Hier würden der gute Wille und die Kenntniſſe eines Einzigen nicht hinreichen; es bedarf vielmehr der vereinigten Einſichten und der Kenntniſſe Mehrerer. Es ſind daher in dieſem Falle, wo das Urtheil mehrerer entſcheidet, ebenfalls drey Abſtufungen: nämlich der Departementsrath, der über das Wohl und die Steuerfähigkeit des Departements, der Bezirksrath, welcher im untergeordneten Verhältniſſe über die Steuerfähigkeit des Bezirks urtheilt; endlich der Municipalrath, welcher daſſelbe für jede einzelne Gemeinde beſtimmt. Durch dieſe Einrichtung kann die Regierung aus der ſicherſten und reinſten Quelle erfahren, was allgemeiner Wunſch und allgemeines Bedürfnifs der Unterthanen ſey. Daher iſt die *verwaltende* Kraft einfach, die *rathgebende* vielfach. Der Maire, dem in beſtimmten Fällen Gehülfen (*adjoints*) an die Seite geſetzt ſind, iſt deſsbalb ein öffentlicher Staatsbeamter, der unter Aufſicht des Präfecten und Unterpräfecten, entweder die Municipalgewalt, oder ſolche Verrichtungen ausübt, welche ſich auf die allgemeine Staatsverwaltung beziehen. Dem Maire ſteht in jeder Municipalität dieſelbe Gewalt nach verjüngtem Mafsſtabe zu, welche der Präfect im Departemente ausübt. Daher ſind auch ſeine Adjoints keineswegs ſeine Collegen, ſondern nur ſeine Stellvertreter, die ihm mit Rathe unterſtützen, *wenn er ſie befragt*, ſeine Stelle im Fall einer Verhinderung erſetzen, und überhaupt diejenigen Geſchäfte statt ſeiner verrichten, welche er ihnen zu übertragen für gut findet. Doch

sind auch sie öffentliche Beamte, die eine von dem Willen des Maire völlig unabhängige Gewalt erhalten haben, die also der Maire keinesweges nach Gutdünken abdanken oder verabschieden kann; besonders da es auch einige Falle giebt, wo sie für sich selbst *von Amtswegen* handeln müssen. Die eigentlichen Amtsverrichtungen des Maire sind von doppelter Art. Theils haben dieselben Bezug auf die Verwaltung der Gemeinde; theils sind sie Zubehor der allgemeinen Departements-Verwaltung, welche der Maire kraft eines ihm gewordenen besonderen Auftrags versieht. Deshalb ist er der Director der administrativen Policey, d. h. derjenigen, welche die fortwährende Erhaltung der offentlichen Ordnung zum Zwecke hat, im Gegensatze der gerichtlichen, welche schon begangenen Verbrechen nachspürt, und die Verbrecher an die Behorde abliefert, wobey der Maire nur eine Nebenrolle spielt; ferner Steueraufseher und Vertheiler, endlich Vormund und Hauptrechnungsführer seiner Gemeinde. Nach dieser Ansicht zerfällt das vorliegende Werk in zwey Abschnitte. I Abschnitt. *Pflichten und Obliegenheiten des Maire*, und zwar 1 Cap. als *Policeyaufseher in der Gemeinde*. 2 Cap. *Als Steuervertheiler und Steuererhebungsaufseher*. 3 Cap. *Als Vormund der Gemeinde, als Rechnungsführer und als Verwalter der Gemeindegüter*. II Abschnitt. *Von den Rechten und Pflichten des Municipalraths*. Diese sind doppelt. Einmal soll der Municipalrath das Interesse oder den wesentlichen Vortheil, und die wesentlichen Bedürfnisse der Gemeindemitglieder der hoheren Behörde vorstellen; und dann soll er die Rechte derselben sichern, und die häuslichen Angelegenheiten der Gemeinde in Ordnung halten. Den Schluss machen Tabellen, welche nach den königl. Decreten vom 11 Januar und 16 April 1808 den Werth der hannöverischen, braunschweigischen, hessischen, hildesheimischen, und jeder anderen nach dem 20 Guldenfuss ausgeprägten Conventionsmünze, wie auch des preussischen groben Courant gegen die neue französische Münze bestimmen.

Hsp. Op.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Cassel: Instruction in Rucksicht der Aufnahme der Urkunden und Führung der Register des Civilstandes.* (Französisch und deutsch) 1808. 73 S.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Abdruck der von Cassel erlassenen und den Behörden mitgetheilten Instruction* u. s. w. 1808. 39 S. (3 Gr.)

So klein an Blatterzahl diese Schrift auch ist, so wichtig ist dieselbe als gewissermafsen officielles Erlauterungsmittel eines der bedeutendsten Institute der neuen französischen Gesetzgebung, und es wird daher eine etwas ausführlichere Anzeige um so weniger überflüssig seyn, als die Schrift selbst sich nur wenig verbreitet haben wird, und dennoch deren Inhalt vorzüglich in denjenigen deutschen Staaten, wo der *Code Napoleon* nur mit Modificationen eingeführt wird, zu mehreren für Deutschland fast unentbehrlichen Zusatzen oder Abänderungen Veranlassung geben könnte.

Seitdem der *C. N.* im K. Westphalen gesetzliche Kraft erhielt, war mit ihm auch die dem französischen Rechte eigenthümliche Einrichtung, den Civil- oder Personen-Stand der Staatsbürger durch besondere damit beauftragte Beamte nach einer bestimmten, von den kirchlichen Gebrauchen unabhangigen Form beurkunden zu lassen, in diesem Konigreiche aufgenommen. Durch ein kön. Decret vom 22 Jan. 1808 wurden hierauf die *Prediger* einer jeden Religion zu *Beamten des Civilstandes* ernannt, und ihnen mit Beziehung auf das erwahnte Gesetzbuch die Führung der Register des Civilstandes nur im Allgemeinen übertragen. Schwer, sehr schwer wurde es aber ihnen, die bisher nur zu kirchliche Functionen gewöhnt, und denen daher die Formen der mit der burgerlichen Verfassung in Verbindung stehenden Geschafte völlig fremd waren, gewurden seyn, dieser neuen Obliegenheit ein Genüge zu leisten, hatte nicht der so mit vollem Rechte allgemein verehrte Justizminister des Königreichs, Hr. *Simeon*, von dem auch die treffliche, bey der Discussion des Gesetzentwurfs über die *actes de l'état civil* im Tribunat gehaltene Rede herrührt, jede Schwierigkeit dadurch gehoben, dafs er eine erlauternde Instruction über die Geschäfte jener Beamten an die Präfecten erliefs. In dieser Instruction findet sich eine Menge naherer Bestimmungen, die das Gesetzbuch selbst nicht enthält, die aber die Anwendung der gesetzlichen Vorschriften ungemein erleichtern und zu deren Gleichförmigkeit beytragen. So wird statt der im 40 Art. zugelassenen Wahl eines oder mehrerer Registers der Führung eines einzigen für alle Arten von Urkunden der Vorzug gegeben, und die hiedurch entstehende Schwierigkeit des Nachschlagens durch die Vorschrift eines genauen *alphabetischen Verzeichnisses* gehoben. So wird ferner bestimmt, dafs der im 41 Art. erwähnte Schlufs der Register mittelst einer einfachen und kurzen *Formel*, die unmittelbar der letzten Urkunde folgen müsse, zu bewirken sey, und dafs hierauf die Niederlegung des einen Exemplars der Register bey dem Tribunal nur gegen *einen Empfangsschein* über die einzelnen dabey befindlichen Documente geschehen, das andere aber nicht in das Gemeindearchiv abgeliefert, sondern *von dem Prediger selbst aufbewahrt* werden solle. Den Artikeln 34, 37 und 42 werden sodann folgende Regeln beygefügt: dafs bey Abfassung der Urkunden nicht die Erwahnung des Vor- oder Nachmittags, oder eine blofse Beziehung auf die Zeit, wo die nachstvorstehende aufgenommen wurde, hinreiche, sondern jedesmal Tag und Stunde *genau angegeben* werden müsse, — dafs es den Beamten des Civilstandes gar nicht einmal erlaubt sey, *selbst gewählte Zeugen* zuzuziehen, — und dafs endlich die Unterzeichnung etwaniger Nebenbemerkungen nicht, wie wohl bey anderen Urkunden zu geschehen pflegt, durch einen *blofsen Handzug* bewirkt werden könne. — Für die Geburtsurkunden insonderheit ist zur Erlauterung des 55 Art. bestimmt, dafs, wenn die Anzeige der Geburt erst *nach der gesetzlichen Frist* erfolge, der Procurator die Nothwendigkeit eines gerichtlichen Verfahrens gegen die, welche sie verzogerten, zu prüfen habe, und der Beamte des Civilstandes sogar verbunden sey, denselben, wenn sich bedenkliche Umstande zeigen, sogleich hievon Nachricht zu geben; wie auch dafs in Ansehung der *uneheligebornen* oder solcher Kinder, welche nur kurze Zeit gelebt haben, die Geburtsanzeige ebenfalls geschehen müsse. Wegen der Heirathsurkunden ist vorerst den nächsterwähnten Beamten anempfohlen, sich dieselben bey Abschliefsung der hierzu erforderlichen Documente *noch vor den Aufgeboten* einhändigen zu lassen, sodann ihnen erlaubt, diese Aufgebote *in der Kirche* während des Gottesdienstes vorzunehmen, auch ihnen benerklich gemacht, dafs sie sich zum Anschlagen der Aufgebotsbescheinigungen *vergitterter und verschlossener Tafeln* bey den Thüren der Kirchen oder Gemeindehauser zu bedienen hätten, wodurch die Art. 63 und 64 eine nahere Bestimmung erhalten; auch findet sich über die Zulassigkeit etwaiger Einsprüche die sehr wichtige Erklarung, dafs wenn nur die gesetzliche Form beobachtet worden (Art. 66), dem Beamten des Civilstandes *eine Beurtheilung des Grundes oder Ungrundes* durchaus nicht zukomme. Hiernächst wird der 73 Art. durch die besondere Erwähnung, dafs die eidliche Einwilligung *auch mündlich* ertheilt werden könne, ergänzt, auch verfügt, dafs der Beamte des Civilstandes sich mit dem *eigenen Nachschlagen* in seinen Registern, statt der im 70 Art. vorgeschriebenen Production der Geburtsscheine der Eheleute, nicht begnügen solle, dafs jedoch der Mangel der Sterbeurkunden der Eltern durch das blofse *Zeugnifs der Grofseltern*, und der Mangel dieser durch die im 155 Art. zulassigen Notorietatsurkunden durch *eidliche Aussage* ersetzt werden könne; ferner dafs, wer als einwilligender Theil auftritt, *nicht zugleich Zeuge* (Art.

Digitized by Google

75) seyn könne, und endlich, dafs die Dispensationen, „weil die Ehe blofs die Natur eines bürgerlichen Vertrags habe, der in den Augen der Gesellschaft von dem Sacrament, welches davon nur die kirchliche Weihe ausmacht, unabhängig sey," nur bey der Civilbehörde, und zwar wegen des Aufgebots (Art. 169) bey dem *königlichen Procurator*, wegen des Alters oder der Verwandtschaft (Art. 145. 164) hingegen bey dem *Justizminister* auszuwirken seyen. — Die Instruction schliefst mit der menschenfreundlichen Ermahnung an die königlichen Procuratoren, bey der ihnen übertragenen Aufsicht auf die Neuheit der vorgeschriebenen Formen Rücksicht zu nehmen, und daher im Anfange nur im Falle grober Fehler oder wiederholter Nachlässigkeit auf die gesetzlichen Strafen anzutragen. Als Anhang sind noch eine Menge sehr zweckmäfsiger *Formulare* beygefügt, die jedoch nur als Muster, nicht als verbindliche Vorschrift, angesehen werden sollen.

Dieses ist der Inhalt jener kleinen Schrift, sofern sie dem *Code Napoléon* zur Erläuterung dient. Ein sehr bedeutendes Interesse wird ihr in dieser Hinsicht gewifs Niemand absprechen; aber nur darf man sie, wie es die Absicht des Buchhändlers, der den angezeigten Ab- oder vielmehr Nachdruck veranstaltet hat, gewesen zu seyn scheint, nicht über ihren eigenthümlichen Zweck ausdehnen, nicht den Beamten des Civilstandes als vollständige Belehrung in die Hände geben wollen; dieses war die Absicht des einsichtsvollen Vfs. gewifs nicht. Sie ist eine *an die Präfecten* gerichtete Instruction, mittelst welcher diese den Predigern die nöthige Aufklärung bey Anwendung der gesetzlichen Vorschriften, *deren vollständige Kenntnifs dinselbe schon voraussetzt*, geben sollten. Sie selbst fängt ja gleich mit der Bemerkung an, dafs sich die Prediger vor allen Dingen mit den Vorschriften *des Gesetzbuchs Napoleons* vertraut zu machen hätten, sie nennt selbst ihren Inhalt nur eine *Erläuterung* dieser, sie verweist in Rücksicht der Abfassung der Heiraths- und Sterb-Urkunden, wie auch wegen der Adoption und Ehescheidung *ganz und allein* auf jenes Gesetzbuch, und enthält auch sonst hin und wieder *blofs relative* Bestimmungen, die ohne Vergleichung mit den zum Grunde liegenden Stellen eine unvollständige oder unrichtige Anwendung veranlassen würden. Ein Beamter des Civilstandes, der also nicht selbst (wie doch bey den wenigsten der Fall seyn wird) den *Code Napoléon* zur Hand und genau studirt hat, darf sich ja nicht blofs an jene Instruction halten, und insofern müssen wir vor deren Gebrauch, welcher aber freylich auch ihrem Zwecke zuwider, mithin wahrer Mifsbrauch seyn würde, warnen. Weit praktischer würde für einen solchen die *Wittingsche* Schrift *von der Führung der Register des Civilstandes* oder die zu Cassel erschienene: *Vollständige Unterweisung der Beamten des Civilstandes*, welcher auch die einschlagenden Stellen des Gesetzbuchs Napoleons sämmtlich beygedruckt sind, seyn. — Ein Vorwurf, der jenen Abdruck übrigens noch trifft, ist, dafs derselbe sich auf die deutsche Übersetzung beschränkt, welche an verschiedenen Stellen, vorzüglich des Anhangs, auffallende Unrichtigkeiten enthält.

J. C. N. G.

1) *Göttingen*, b. Dieterich: *Vortrag an die Versammlung der Stände des Königreichs Westphalen zu Cassel* am 5 August 1808, in Betreff der Verhandlungen über den ersten *Entwurf eines Gesetzes wegen Einführung einer Patentsteuer*. Vom Präfecturrathe *Westfeld*, als Referenten der ständischen Finanzcommission. 30 S. kl. 8. (3 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Vortrag an die Versammlung der Stände* des Königreichs Westphalen zu Cassel am 21 August 1808, *in Betreff des Gesetzesentwurfs über die Finanzen* vom Jahre 1809. Vom Präfecturrathe *Westfeld*, als Referenten der ständischen Finanzcommission. 16 S. kl. 8. (1 Gr.)

No. 1 beschäftiget sich mit Entwickelung der Beweggründe und sonstiger Parthieen des mit 72 gegen 17 Stimmen auf dem Reichstage zu Cassel angenommenen, im Gesetzbulletin No. 50 abgedruckten Gesetzes über die Patentsteuer. Von den Steuern nämlich, die im Königreiche eingeführt werden sollen, sind bis jetzt erst die beiden directen, Grund- und Patent-Steuer, bekannt gemacht worden. Jene soll von dem Erwerbe, den der Grund und Boden gewährt, diese aber von dem, was die Thätigkeit der Staatsbürger, mittelst einer nützlichen Anwendung ihrer physischen und zum Theil auch geistigen Kräfte verschafft, entrichtet werden. Diese Patentsteuer kann nicht anders als eine sehr zweckmäfsige Steuer angesehen werden, da derjenige, der ein Gewerbe treibt, eben so gut des Schutzes des Staats bedarf, als der, welcher den Ertrag seines Grundes und Bodens geniefsen will, ihm daher eben so gut, wie dem anderen, obliegt, auch die Bedürfnisse des Staats zu seinem Theile zu befriedigen. Was aber in Westphalen diese Steuer noch mehr empfehlenswerth macht, ist die dabey zu Grunde gelegte Regel: 1) *dafs sie mehr nach äufseren Umständen angelegt werden solle, als nach dem Mafse des reinen Einkommens*, wodurch sie sich so vortheilhaft von allen früheren Einkommensteuern unterscheidet, welche das letztere zum Mafsstabe annahmen, da sich der reine Ertrag der Gewerbe überhaupt nicht so leicht und sicher ausfindig machen läfst, als es bey dem geschehen kann, den der Grund und Boden giebt; und 2) dafs sie jährlich von neuem auferlegt wird, wodurch die Regierung um so mehr in Stand gesetzt werden kann, die Unvollkommenheiten zu verbessern, welche sich vielleicht bey der vorigen Auflage befanden. Wenn nun aber die Patentsteuer so grofse Vorzüge vor allen früheren hat: so entsteht jedoch momentan durch sie ein Verlust, den jeder Staatsbürger um so williger ertragen mufs, als durch denselben das Beste des Ganzen bewirkt wird, und der nur für den Augenblick nachtheilige Folgen haben kann. Durch die Patentsteuer ist nämlich die schon im Art. 12 des *acte constitutionel du Roy. de Westphalie* angedeutete Aufhebung der Innungen, Zünfte und Gewerbe wirklich ins Werk gesetzt, und dadurch freylich alles herbeygeführt, was eine solche Aufhebung Unangenehmes hat. Denn einmal wird dadurch ein gespanntes Verhältnifs zwischen Meister und Gesellen entstehen, welche sich auf ihr Recht stützend, selbst ein Patent lösen zu können, denselben so lange willkührlich behandeln und durch erhöhte Foderungen chicaniren können, bis sie einsehen werden, dafs des Meisters erprobter Ruhm ihr neues Etablissement bald zu Schanden macht, und dann wird besonders bey den an Grundstücken klebenden Gerechtigkeiten der Capitalwerth derselben verringert, die darauf gelegten Hypotheken unsicher gemacht, und dadurch der öffentliche Credit gefährdet werden: allein endlich mufste doch die Zunftverfassung, die so lange dem Geiste unserer Zeit zuwider war, aufgehoben werden, und die westphälische Regierung hat den innigsten Dank der Nachwelt verdient, dafs sie diese Aufhebung so schonend vorgenommen hat. Die Freyheit, mit der sich nun ein Jeder demjenigen widmen kann, wozu er in sich Neigung, Talent und Kraft fühlt, wird den Geist der Nation wecken. Thätigkeit, Industrie und Muth zu Unternehmungen werden sich allgemeiner verbreiten, und ein Wetteifer sich unter den Fabricanten erzeugen, der die Production und Fabrication bald zu einer Vollkommenheit bringen wird, die ihr bisher ganzlich gefehlt hat. — Als ein rührender Zug des edelu Königs Hieronymus Napoleon verdient das bemerkt zu werden, was der Vf. S. 21 erzählt. Unter den Gewerbsleuten nämlich, die von der Patentsteuer frey bleiben sollten, waren die Weber nicht mit bemerkt. Da diese Classe sehr arm und doch dabey sehr nützlich ist: so suchte die Commission zu bewirken, dafs sie in zwey Classen getheilt, und die ärmere von ihnen frey seyn sollte. Kaum vernahm der König diesen Wunsch der Commission, als er auch gleich befchlofs, dafs die Weberey in Flachs und Hanf *ganz frey* seyn solle.

Der Vortrag des Vfs. ist edel und prunklos; aufser dem mannichfaltigen Vergnügen, welches die Lecture des Werkchens gewährt, verdient noch das bemerkt zu werden, dafs es als eine *authentische Interpretationsquelle* des 50 Gesetzbulletins anzusehen ist, und defshalb keinem Westphalen fehlen darf. Dasselbe gilt auch von

No. 2, welches die Beweggründe zur Abfassung des Budjet vom Jahre 1809 enthält. Rec. begnügt sich damit, die Ausgaben dieses Jahres auszuheben, welche in 4,500000 Franken zur Verzinsung und Abbezahlung der Reichsschuld, 322000 Fr. für den Staatsrath, 5000000 Fr. für die Civilliste, und 27,553000 Fr. für die 4 Ministerialcassen bestehen. Dagegen ist die Einnahme aus der Grundsteuer auf 10 Mill. 700000 Fr., die aus der Personensteuer auf 4 Mill., die aus der Patentsteuer auf 1 Mill., und die aus den indirecten Steuern auf 11 Mill. 400000 Fr. angeschlagen. Der Rest soll durch die Domanialgefälle u. s. w. gedeckt werden. Bemerkenswerth ist es, dafs dieser Finanzetat bey den aufserordentlichen Erschöpfungen dieser Länder dennoch in der Hauptsumme niedriger ist, als der, welcher unter den vorigen Regierungen dem Finanzwesen untergelegen hat.

Hsg. Op.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JANUAR, 1809.

MEDICIN.

MANHEIM, b. Schwan u. Götz: *De curandis hominum morbis epitome* praelectionibus academicis dicata auctore *Joanne Petro Frank*, Aug. Imperatoris et totius Russiae Autocratoris consil. status actuali, et medico, praesidii instruct. publ. generalis membro, academiae medico-chirurgicae Petropolit. Rectore et clinices Prof. p. o. etc. Liber V. *de profluviis.* pars. II. 1807. VI und 527 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Der berühmte Vf. fährt in diesem Werke fort, über die krankhaften Ausleerungen unter der Gestalt des Flüssigen sich zu verbreiten. Die Ausleerungen sind ihm zweyfach: einmal, wo sie unter der Form des Flüssigen, und sodann wo sie unter der Form des theils Flüssigen theils Starren geschehen. Zu den ersten rechnet er die verschiedenartigen Blutflüsse (*profluvia cruenta*); die letzte Gattung von Ausleerung nennt er gemischte Profluvien, und versteht darunter die Rumination, den Vomitus, die Cholera, Diarrhoea, Dysenteria. Im allgemeinen Cap. über die blutigen Profluvien geht er scharfsinnig sowohl die Qualität der Blutgefäse, als die Qualitäten des Blutes durch, und sucht die physiologische Verrichtung der Blutgefäse auf. So sagt er z. B., je grösser das Verhältnifs des rothen Blutes zum Serum sey, desto mehr werde der Cruor in seinen Canälen bey Gesunden in Schranken gehalten; aber, wie die Schranke durchbrochen sey, stürze er los, während der seröse Theil der Flüssigkeit, der schwächere, in seinem besonderen Systeme bewahrt, und mehr entfernt von einer Stelle, die den Cruor ausströme, im trägeren Laufe zugeführt werde, und langsamer entweiche. Den Blutgefäsen schreibt er Irritabilität und Sensibilität zu. Irritabel nennt er sie, weil sie unter dem Gesetze von Zusammenziehung und Ausdehnung stehen, wie er auch durch einen Versuch erweiset, indem am lebenden Hunde eine Arterie zerschnitten, wiewohl von einem nicht geringen Durchmesser, sich von freyen Stücken schlofs, sobald sie aufhörte Blut zu ergiefsen u. s. f. Zu den Blutgefäsen der gröfseren Arterien und Venen gehen feine Nervenzweige und umschlingen sie; an einem gelähmten Arme ist die Arterie schwächer, als an dem anderen beobachtet worden. Aus der physiologischen Verrichtung des Herzens und der Blutgefäse entwickelt der Vf. sehr schön die verschiedenen Differenzen der Verrichtungen des Herzens und der Blutgefäse. Die erste Grundlage und Ursache der Blutflüsse nimmt er als fehlerhafte Bewegung des Blutes, Geschwülste der Blutgefäse bey allen Anevrismen, Krampfadern, Entzündungen und Abscessen der Arterien und Venen, Polypen u. dgl. an; entwickelt die Möglichkeit der Ursachen aller dieser Krankheiten anatomisch-physiologisch aus der wechselseitigen Durchdringung der Art der schadlichen Einwirkung mit dem afficirten Organe oder System im lebenden Princip des Körpers. In der Diagnose der Blutflüsse giebt er nicht nur den allgemeinen Charakter an, und die wesentlichen Merkmale des Blutflusses überhaupt, sondern sein vorzügliches Streben geht dahin, jeden Blutfluss individuell und specifisch zu diagnosticiren. Dabey verfährt er so genau, dafs er jede Grenze der Krankheit noch durch ihren Sitz u. durch ihre eigenthümliche Art der Aufserung von jeder anderen verwandten zu unterscheiden sucht. Rec. glaubt kaum, dafs irgend ein anderer medicinischer Schriftsteller mit ähnlicher Fülle der Darstellung, mit derselben Macht der Beschreibung und Entwerfung eines vollendeten Bildes von Krankheit, u. mit gleicher unendlicher Reichhaltigkeit von empirisch medicinischen Kenntnissen begabt sey. Die Ursachen der allgemeinen Blutausflüsse geht der Vf. im Einzelnen durch, und da, wo er von der Heilung spricht, zerfällt ihm dieselbe in eben so viele eigene Betrachtungsweisen, als die Natur der Blutflüsse durch verschiedene Ursachen bestimmbar ist. Grundsätze, die ihn in der Cur leiten, sind folgende. Entweder liegt der Grund der Erscheinung des Übels im gesammten Körper, oder in individuellen Theilen, innerlich oder äufserlich. Ist das Übel ein äufseres: so bedarf man der Hülfe der Chirurgie; wenn das nicht möglich ist, bleibt die Krankheit unheilbar. Liegt das Übel im gesammten Körper: so mufs von jeder Art die eigene Natur der Krankheit berücksichtigt werden. Die Verschiedenheit der Blutflüsse bestimmt er dergestalt: Es giebt äufsere, innere, gemäfs den Ursachen; Blutflüsse aus primären Fehlern der Gefäse oder des ganzen Systems, aus örtlichen oder zusammengesetzten Fehlern, active oder hypersthenische, passive oder asthenische; Blutflüsse als Folgen anderer Krankheiten, d. h. secundäre Blutflüsse; kritische, symptomatische mit Fieber, ohne Fieber, habituelle, periodische, nach dem Sitze äufsere, innere, oder verborgene, aus den Arterien und Venen. Von allen diesen Blutflüssen betrachtet er nur solche, die ein Object medicinischer Behandlung sind. Die vornehmste Indication in hypersthenischen Blutflüssen setzt er darein, dafs die Action des Herzens und der Arterien auf die enthaltenen Flüssig-

keiten beschränkt und gehemmt, und zugleich der Andrang des Cruor geschwächt und zerstreuet werde. Aber er fügt noch diese Vorsichtsregel bey, dass öfters der hypersthenische Charakter beym Anfange der Krankheit, bisweilen nach kurzem Zeitraume in einen asthenischen Blutfluss übergehe, indem das Ausströmen des Bluts die Action der festen Theile äusserst schwäche, und sich ganz überlassen tödlich werde. Im hypersthenischen Blutflusse scheint ihm allerdings zweckmäfsig, einen natürlichen Blutfluss in einen künstlichen zu verwandeln. Er hält dafür, dass ein Aderlass an einer gesunden und entgegengesetzten Stelle den krankhaften Ausfluss einhalte; allein öfters fliesse das Blut an der eröffneten Vene weniger, als am kranken Theile, oder das Blut entweiche durch beide Offnungen, oder wenn man die secirte Vene schliesse, ströme das Blut wieder an der kranken Stelle aus. Wird der Aderlass zu spät, bey Entkraftung des Individuums, angewandt: so geht der übrige Lebensfunke zu Grund. Ofters ist auch der Blutfluss so plötzlich und so heftig, dass ein langes Untersuchen und Forschen der Ursachen und eine methodische Behandlung keinen Platz haben kann. Der Vf. bemerkt, dass man in Hemmung der Blutflüsse adstringirende Mittel gebe. Allein er unterscheidet genau die Beschaffenheit und Natur derjenigen Blutflüsse, wo diese Mittel anwendbar seyen oder nicht, obschon er gesteht, nicht zu wissen, wie eigentlich die Wirkung der Adstringentien hervorgebracht werde. Ihn dünkt, dass diese Mittel in hypersthenischen Blutflüssen noch mehr Trieb zum Ausflusse, wegen vermehrter Action der festen Theile, erregen. In asthenischen Blutflüssen ergreift der Vf. wohl die Adstringentien. Ihm thaten auch kleine wiederholte Dosen von Brechweinstein, wenige Grane von Ipecacuanha, wiewohl diese Mittel nicht zu den Adstringentien gehören, gute Dienste. Es kommt dem Vf. alles auf die verschiedene Natur und Erkenntnifs der Ursachen der Blutflüsse an. So giebt er z. B. im skorbutischen Blutflusse, in bösartigen Blattern *Tinct. Cinam.* mit Wein mit besserem Erfolge, als die sogenannten erkältenden und zusammenziehenden Mittel, und hält sie selbst für besser, als das excitirende Opium. Unter die adstringirenden Mittel rechnet er die Anwendung der Kälte für asthenische Blutflüsse, und macht zugleich die Bemerkung, es könne zwar scheinen, dass im hypersthenischen Blutflusse die Anwendung der Kälte auf die Offnung des Ausströmens, durch Entziehung der überflüssigen organischen Wärme und des krankhaften Reizes der Theile, Vortheile bringe, allein der unvorsichtige Gebrauch der Kälte in activen Blutflüssen, oder, wo der Ausfluss gewohnt wurde, mochte den Blutfluss plötzlich unterdrücken und dadurch gerade den entgegengesetzten und schlimmsten Erfolg hervorbringen. In asthenischen Blutflüssen braucht er die Digitalis mit Erfolg.

Jeder individuelle Fall von Blutflüssen wird nach diesen allgemeinen Grundsätzen von Blutflüssen überhaupt behandelt. Der Vf. reiht die Fälle besonderer Blutflüsse nach der anatomischen Lage der Theile an einander, vom Kopf, Hals, Brust zum Unterleibe gerechnet. In dieser Anreihung steht ihm oben an der Blutfluss aus der Nase. Er untersucht den Sitz der Krankheit 1) anatomisch, dadurch, dass er die Lage und Beschaffenheit der Theile der inneren Nase, die Blutgefäfse, welche in sie eindringen, die Nervenverzweigungen, welche dahin gehen, berücksichtiget; 2) physiologisch, durch die grofse Reizbarkeit der Nase von äufseren Einflüssen, durch den starken Andrang und Congestion des Bluts zu jenem an sich schon sehr blutreichen, sehr irritablen und sensiblen Theil des menschlichen Körpers. Darauf bestimmt er die Epistaxis als Erguss des Blutes aus den inneren Blutgefäfsen der Nase. Bey der Cur kommen alle therapeutischen Regeln und Grundgesetze vor, welche im allgemeinen Capitel von Blutflüssen gegeben worden sind, nur unter den individuell bestimmten Verhältnissen des Blutflusses aus der Nase. Auf ähnliche Weise verfährt er beym Blutflusse aus der Mundhöhle; diese zerfällt ihm in so viele einzelne Arten vom Blutflusse, als eigene Theile und Grenzen der Mundhöhle sind, aus denen Blut ausströmen kann. Die Ursachen geben wiederum den Charakter der Krankheit, und sind sonach mitbestimmendes Moment der Indication. Es ist allerdings wichtig, wenn der Blutfluss aus der Trachea zum Vorschein kommt, genau auszumitteln, ob er aus dem Lungengebilde selbst, oder aus den bronchiösen Theilen, oder aus der Trachea eigentlich komme, und hier seinen Sitz und Ursprung habe. Die Merkmale der Unterscheidung, wiewohl nicht zureichend, zwischen Pneumonorrhagie u. Tracheorrhagie, bestimmen die Diagnose der letzteren, wenn der Blutfluss ohne Husten, Druck und Beschwerde auf der Brust bey dem Gefühl von Wärme, Brennen, an einer und derselben Stelle der Trachea mit fixem Schmerz sich zeigt. Er empfiehlt, wenn ein starkes Subject in der Blüthe der Jahre von dem Lungenblutflusse befallen wird, wenn Unterdrückung einer anderen Blutausonderung, heftige Körperbewegung, unmäfsiger Gebrauch geistiger Mittel vorausgegangen ist, einen Aderlass, ohne reizende Substanzen als Arzneymittel dabey anzuwenden, vielmehr sich solcher zu enthalten. Diesen Krankheitszustand nennt er die hypersthenische Pneumonorrhagie. Wenn aber viel Blut aus den Lungen verloren, oder wenn die Hypersthenie schnellen Schrittes in Asthenie übergewandelt, oder wenn, vermöge vorausgegangener Ursachen der Constitution des Subjects, die Natur des Blutflusses adynamisch ist: so tritt der gerade entgegengesetzte Krankheitszustand ein, asthenische Pneumonorrhagie. Bey den dringendsten Zufällen des Blutverlustes wendet er eine Ligatur über den Knieen und am Oberarme, allmählich kalte Getränke, und bey höchster Gefahr, Eis auf den Thorax an. Ob die Hemmung des Blutflusses durch Ligaturen nicht mehr schade als nutze, ist noch die Frage. Rec. scheint sie in den meisten Fällen verwerflich: denn sie

Digitized by Google

führt die unangenehmſten Zufälle von Krampf, Congeſtion an anderen Orten, Ohnmachten, vollkommene Erſchöpfung der Lebenskräfte herbey. Indeſs iſt ſo viel richtig, daſs ſie momentan auf die Verminderung des Blutausſtrömens Einfluſs hat, und den Gefäſsen Zeit geſtattet, ſich zuſammen zu ziehen; allein, wenn eben durch die Ligatur eine völlige Lähmung der Kräfte und Schwäche der Lebensthätigkeit entſteht: ſo wird auch den Gefäſsen zugleich die Contractilität, oder überhaupt das Irritabelſeyn gebrechen, mithin doch das Blut aus höchſter Aſthenie ausflieſsen, und den Tod zuziehen. Doch das bey Seite. — Ferner ſagt der Vf.: die Adſtringentien würden von Einigen mit Erfolg gerühmt, von Anderen aber für unvortheilhaft erklärt; nämlich, was bey einer ſchon gröſseren Aſthenie zu ſehr reize, könne hier keine Anwendung haben, ſondern was dem Grad der Aſthenie angemeſſen ſey, Anfangs gelindere, und ſo aufſteigend allmählich ſtärkere Reizmittel, das ſey zweckmäſsig. Über dieſe Äuſserung des Vfs., S. 184, kann Rec. weiter nichts als ſein Bedauern äuſsern, daſs bisweilen derſelbe auch die üble Laune gehabt hat, *Brownisch* zu erklären; was er gröſstentheils thut, wo ihn ſein ſcharfer Blick verläſst, die Natur der Sache zu erforſchen, und durch Reflexion, und Abſtraction der Regeln, deren er ſich bewuſst geworden, einen Standpunct ſeiner Betrachtung und des Denkens zu haben. — Auf ähnliche Weiſe, wie die Darſtellung dieſer einzelnen Blutflüſſe geſchehen, betrachtet und behandelt er alle übrigen einzelnen Blutflüſſe mit der Theilnahme an der allgemeinen Blutprofluvienlehre. Damit iſt die Lehre von reinen Profluvien unter der Geſtalt des Flüſſigen beendet, u. er geht ſogleich zu den Profluvien unter der Geſtalt des theils Flüſſigen, theils Starren (*profluvia mixta*) über. Dieſe Profluvien kommen aus dem langen Canal, dem Schlunde, den dünnen und dicken Gedärmen. Das Aufſteigen der Speiſen, des Chymus, vom Magen in die Mundhöhle durch den Schlundcanal, ohne Beſchwerden und Unannehmlichkeit, der wiederkauenden Thierclaſſe natürlich, am Menſchen krankhaft, nennt er Ruminarion. Die Haupturſachen dieſer Krankheit ſind ſelbſt ſchon Krankheit, 1) fehlerhafte periſtaltiſche Bewegung der Eingeweide; 2) Scirrhoſitäten der Pankreasdrüſe, des Pylorus, oder eines anderen verwandten Theils; 3) Hypochondriaſis. Was die Cur betrifft, ſo hat man zu ſehen, ob die Rumination nicht von Gewohnheit, die Speiſen gierig und halbzermalmt zu verſchlingen, herrühre, wogegen die Vorſchriften leicht begreiflich ſind. Wenn aber, ſagt der Vf., eine andere Krankheit als Urſache zum Grunde zu liegen ſcheint: ſo muſs man ihr, wenn es thunlich iſt, nützliche Mittel, die in einer anderen Beziehung indicirt wären, entgegenſetzen. — Den Vomitus beſtimmt er nach den genaueſten empiriſchen Kennzeichen und Merkmalen, — das gewaltſame Aufgetriebenwerden des flüſſigen oder feſten Enthaltenen, (dichter, als Luft) aus dem Magen durch den Oeſophagus; ſey es, daſs es aus dem Darmcanal durch den Pylorus rückwärts aufgenommen werde, oder daſs es von nahen Gefäſsen komme, und durch fehlerhafte Secretion und Ergieſsung bewirkt werde. Er unterſcheidet den Vomitus in den acuten und chroniſchen, in den primären und ſymptomatiſchen, in den periodiſchen, habituellen, in den künſtlich erregten, und in den kritiſchen. Die Urſachen beſtimmen die Indication; der Vomitus, welcher von einer Hernia kömmt, bedarf einer anderen Behandlung, als welcher vom genoſſenen Gifte, und dieſer wieder einer anderen, als welcher von einem organiſchen Fehler u.ſ.f. herrührt. Die Eintheilung der Cholera in ächte (*ſpontanea, legitima*) und unächte oder uneigentliche (*ſpuria*) gefällt dem Vf. durchaus nicht; er hält die Eintheilung in Cholera mit Fieberzufällen und ohne Fieberzufälle für die angemeſſenſte. Iſt die Cholera mit Fieber begleitet, ſo iſt dieſes meiſtentheils ein geſetzmäſsiges, periodiſches Fieber, gewöhnlich ein Tertianfieber, wie das in ſumpfigen, moraſtigen Gegenden, unter warmem Himmelsſtrich öfters der Fall iſt. Ferner billigt er die Eintheilung der Cholera in *humida* und *ſicca* mit offenbarem Rechte nicht; denn letztere iſt ein Symptom der Hypochondriaſis, oder des Hyſterismus, meiſtens chroniſch, und keine acute Krankheit, wie die Cholera. Viele Ärzte haben den Urſprung der Cholera in der vermehrten Schärfe der Galle in heiſser Jahreszeit geſucht; aber der Vf. iſt der feſten Meinung, daſs dieſe Krankheit nicht aus der Galle, ſondern die Galle aus der Krankheit zum Vorſchein komme, mithin die Galle bloſs Folge und Wirkung ſey. Dieſes ſucht er durch mannichfaltige Induction und Analogie der verſchiedenartigſten Entſtehungsweiſen der Cholera zu beweiſen. So z. B. wurden ehemals in verſchiedenen Provinzen Deutſchlands liederliche Frauen getrillert (im hohlen Gemache ſchnell herumgedreht), kaum nach einigen Secunden erfolgte groſser Eckel, Neigung zum Erbrechen, und dann wurde wirklich eine Menge Galle erbrochen, und zugleich unterwärts abgeführt, die Cholera entſtand bey einem jungen Menſchen; der nach ſtarker Erhitzung einige Stunden auf feuchtem Kellerboden ſchlief, ſogleich beym Erwachen; — ſie entſtand durch zurückgetretene Gicht. Aus allem dieſem zuſammengenommen beſtätigt der Vf. ſeine obige Meinung. Bey der Behandlung von Cholera ſind ihm ſchleimige, geſchmeidige Mittel mit Opium die vorzüglichſten; hält aber die Krankheit den Tertiantypus oder eine Fieberperiode überhaupt ein: ſo empfiehlt er Chinarinde mit zureichender Gabe von Opium, damit der Magen das Mittel vertragen könne. — Die Diarrhöe theilt der Vf. ein nach den Urſachen, nach den vorzüglichſten Äuſserungen, und nach dem Charakter. Von den Urſachen nennt er ſie idiopathiſch oder ſymptomatiſch, je nachdem der Grund und die Urſache des Übels ſelbſt in den Eingeweiden des Unterleibes liegt; oder das Übel entſteht aus einer anderen Krankheit, oder von einem entfernten Reiz, durch Conſens u. ſ. w. Zu den vorzüglichſten Äuſserungen gehört die Zeit, in wel-

cher sie verläuft, und die Benennung von der Qualität des Stoffes, welcher ausgeschieden wird. Daher nimmt er an eine periodische Diarrhöe, eine chronische, habituelle, eine stercorale, eine biliose, eine wässerichte, schleimige Diarrhöe, eine kritische, wenn sie sich durch Wiederkehr der Gesundheitserscheinungen äufsert u. s. f. Nach dem Charakter sieht er die Diarrhöe für sthenisch oder asthenisch an. Bey der Cur der Diarrhöe bemerkt er, dafs dergleichen Profluvien weder auf der Stelle jederzeit zu stillen und einzuhalten dienlich sey, noch dafs man immer nach der Grundweise der Heilung fragen dürfe. Da die Ursachen der Diarrhöe zugleich die Natur und Beschaffenheit derselben mit bestimmen: so hat man vorzüglich darauf zu sehen, die Ursachen zu entfernen. So z. B. können Würmer, drastische Mittel, Gifte, Saburralien die Diarrhöe verursachen; jede andere Ursache fodert hier andere Behandlung. In der Diarrhöe von Saburralien, von Wurmstoff, von fehlerhafter Gallenausonderung giebt er einen Aufguss von *flor. Chamomill.*, oder *Hb. Theae*, oder auch *rad. Rhei;* mit letzterem versichert er die Ursache der Diarrhöe heben zu können. In der chronischen, habituellen Diarrhöe hält er *Ipecacuanha* in kleinen wiederholten Dosen, *Rheum* mit bitteren, aromatischen Mitteln, die Columbowurzel, die Arnica, die Simarubarinde, Cascarille, die *Nux juglans* in Abkochung für vortheilhaft; selten hat ihm die Chinarinde in der chronischen gedient, allezeit aber mit Erfolg in der periodischen, oder in der Diarrhöe mit intermittirendem Fieber. In der sthenischen Diarrhöe minderen Grades braucht er eine schwächere Diät, und Blutigel an diese oder jene Stelle gebracht, je nachdem unterdrückte Hämorrhoiden, Menstruation, Lochien, oder Andrang des Blutes in das gastrische Gefäfssystem vorhanden sind. Bey heftigerem Grade und inflammatorischen Symptomen braucht er Aderlafs, wie bey jeder Darmentzündung. Das letzte der Profluvien ist nun die Dysenterie. Der Vf. bestimmt den Begriff dieser Krankheit durch den Sitz, durch die Beschaffenheit der Zufalle und durch die Veranlassung, erzählt die ganze Reihe der Zufälle, giebt die Ursachen an, bestimmt die Form und den Charakter der Krankheit, und giebt danach seine Heilregeln und Mittel an. Dem Charakter nach ist ihm die Dysenterie sthenisch oder asthenisch. Wenn man in der sthenischen Dysenterie stiptische Mittel, starke Opiaten, oder irgend andere excitirende Arzneymittel reicht: so geht die Krankheit in Enteritis über. Er wendet daher einen oder den anderen Aderlafs an, giebt Tamarindenpulpe, Manna, *oleum ricini* und andere schleimige, geschmeidige Mittel. Wenn die Wuth der Zufälle erledigt ist: so behandelt er die Dysenterie wie einen einfachen Katarrh der Eingeweide, giebt einen Aufguss von *Sambuc.*, *Meliff.*, *Spirit. Minder.* — Die asthenische Dysenterie kann entweder in geringerem oder in höherem Grad asthenisch seyn. Erstere giebt das Bild einer Katarrhalaffection der Eingeweide mit gelinden Zufällen der Dysenterie. Hier verordnet er aromatische Aufgüsse, Dowers Pulver, *Tinct. antimonii* mit geringer Gabe von Opium. Letztere gilt ihm für ein asthenisches Fieber unter der Form der *nervosa versatilis* mit den Zufällen der Dysenterie. Hier dünkt ihm der Gebrauch der Volatilien mit Opium, welche incitirend wirken und die Hautsecretion befördern, am schicklichsten.

Hiemit ist der wesentlichste Inhalt des Werkes dargelegt. Dem Publicum ist aber auch darum zu thun, den Gewinn für die Wissenschaft klar zu erhalten, den dieses Werk gebracht hat. Rec. will diesen nunmehr bestimmen. Hn. *Frank's* medicinisches Talent liegt in dem Act des Erkennens, wodurch er das ruhende Product der Physiologie (anatomische Physiologie, oder die Verrichtungen des menschlichen Körpers, wie sie in die Sinnenwelt fallen, nicht aber als Gesetz) analysiret, als *solches* zum deutlichen Bewufstseyn erhebt, folglich einen *Reflexionssatz* bildet, den er als Princip vorausschickt, und worauf er seine Krankheitsansicht bauet, indem er nur bemerkt, in wie weit und auf welche Art die Krankheitserscheinung abweiche oder verändert sey von den in die Sinne fallenden Verrichtungen des menschlichen Körpers im gesunden Zustande; und da er nur die Mittel nach sinnlichem Erfolge kennt, d. h. was sie da und dort gewirkt haben, nichts aber von der *inneren* Nothwendigkeit der Mittel weifs: so leitet ihn bey jeder Indication die Analogie und Induction ähnlicher oder gleicher vorausgegangener Fälle der Krankheiten zur Anwendung dieser oder anderer Mittel theils aus eigenen, theils aus fremden Beobachtungen. Doch hie und da hat er den Schein besserer Anregung. Z. B. in hypersthenischen Blutflüssen hält er den Gebrauch der Adstringentien für schädlich, weil sie die Action der festen Theile befördern, wodurch er bezeichnen will, dafs durch solche Mittel die Form der organischen Cohäsion erhöhet werde, dafs solche Mittel demnach mit den Ursachen homogen, statt ihnen entgegengesetzt zu seyn, wirken, das Starre im Starren setzen, und damit sogleich die Tendenz erregen, Grund von Bewegung und Ankampf zu werden, da doch Gegensatz der Bewegung in der Ruhe als dem negativen Moment gefodert wird. Allgemeine Naturkenntnisse verräth der Vf. wenig; überhaupt scheint er ganz unbekannt zu seyn mit dem medicinisch-Naturwissenschaftlichen und den Grundkategorieen der Physik, an welchen doch die Medicin lebhaften Antheil hat. Rec. will nur etwas anführen. Der Vf. sagt S 114: „Jedermann sieht ein, dafs die Kälte *nichts* ist, als Abwesenheit der Wärme, und „wir gestehen, dafs die Kälte *nichts* sey." S. 117. Der Vf. denkt sich die Kälte als Entweichen des Warmestoffs aus den Körpern. Solche Begriffe gehören einer veralteten, seichten, chemischen Hypothese an.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

Druckfehler.

In der Recension von *Reils* und *Autenrieths Archiv für die Physiologie.* 1808. No. 285. S. 441 ist durch ein Versehen des Setzers das Urtheil: „*Aber auch hievon abgesehen, hat das ganze Geschwatz keinen Sinn,*" zu der Anzeige von *Reils* Abhandlung gekommen, da es doch einige Zeilen weiter hinauf zu der vorhergehenden gehört.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 JANUAR, 1809.

MEDICIN.

MANHEIM, b. Schwan u. Goetz: *De curandis hominum morbis epitome* praelectionibus academicis dicata auctore *Joanne Petro Frank*, etc. Lib. V. *de profluviis.* Pars II.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Auch legt der Vf. manchmal zu viel Gewicht auf ſein mediciniſches Ich. Er geſteht den Beobachtungen und Erfahrungen bedeutender Ärzte keinen Werth zu, weil Er noch nichts davon geſehen und beobachtet habe. Den Beweis davon ſiehe S. 442. Er behauptet, es gabe keine Cholera mit inflammatoriſchem Charakter, wiewohl er ſelbſt anführt, dafs unter heifsem Himmel in England, in Deutſchland, Ärzte verſichert hätten, ſolche mit Aderlafs glücklich behandelt zu haben. Allein er mochte gerne die Sache entfernt wiſſen, und giebt ihr daher eine zweydeutige Wendung in dieſen Ausdrücken: „Nicht die ganze Krankheit (mit Aderlafs behandelt) heilte der Aderlafs, indem es doch nicht allein angewendet wurde". Der Vf. meint alſo, obſchon man in der Cholera von dem Aderlafs glücklichen Erfolg gehabt habe, ſo ſey dieſs nicht geradezu dem Aderlafs, ſondern auch anderen Mitteln zuzuſchreiben, die man dabey zugleich angewendet habe. Das ſind ſeine Gründe, womit er ſein Dafürhalten unterſtützet, und die Erfahrungen anderer Männer widerlegt. Obſchon der Vf. kein Freund der Syſteme und Theorieen iſt: ſo hängt ihm doch bisweilen etwas vom Brownianismus an, was er deutlich S. 522 zu erkennen giebt, indem er ſagt: „unter jedem Himmelsſtrich können gar wohl Beyſpiele von Krankheiten, ſthenifch im Anfange, und ſich überlaſſen bald indirect aſthenifch, entſtehen aus unbekannten Urſachen, in welchen wir kein Bedenken tragen, der Heilmethode der jetzt beſtehenden Theorie Folge zu leiſten". Rec. ſieht wohl ein, dafs hier der Ort nicht ſey, Syſteme zu widerlegen; aber in Bezug auf directe und indirecte Aſthenie will er nur kurz berühren, dafs, wenn unter *Brown's* Anhängern denkende Köpfe geweſen wären, ſie den Ungrund dieſer Theorie gewifs hätten einſehen müſſen. Nämlich Hyperſthenie nennen ſie den Zuſtand des Organismus *über dem Normalverhältniſſe*, an der Scala der Erregung; nun müſſte man bey Aſthenie aus Hyperſthenie entſtanden, *von dem Stande über dem Normalverhältniſſe* durch das *Normalverhältnifs ſelbſt* hinabkommen zum Stande *unter dem Normalverhältniſſe*; woraus folgt, dafs allezeit der Durchgangspunct zwiſchen Hyperſthenie und Aſthenie (welche ſie die indirecte nennen) das *Normalverhältnifs*, mithin *der Zuſtand der Geſundheit*, an ihrem Barometer der Krankheiten ſeyn müſſte, worin ein Widerſpruch liegt, wenn wir auch die Schwachen der übrigen Lehren des geſammten Syſtemes hier nicht berückſichtigen. Es iſt alſo dem Verfaſſer zu verargen, ſein mediciniſches Gebäude durch ſolche Flecken verunſtaltet zu haben, wodurch nicht das Beſte für die Wiſſenſchaft geleiſtet werden kann. Übrigens darf man ſich an den Ausdrücken, ſthenifch, aſthenifch bey den Eintheilungen einer Krankheit nicht geſtört finden, denn ſie bedeuten ihm daſſelbe, was den alten Ärzten activ und paſſiv war; z. B. ſthenifche Blutflüſſe, aſthenifche; durch das Sthenifche will er gröſstentheils den entzündlichen Charakter einer Krankheit bezeichnet wiſſen. — Werfen wir noch einige Rückblicke auf den Vf.: ſo müſſen wir geſtehen, dafs er, im Ganzen, der mediciniſchen Empirie treu folgt, Scharfſinn bey jedem Krankheitsfalle, im Erkennen der Einheit im verworrenen Vielen, ausgezeichnet äufsert, dabey von der Macht der Phantaſie geregt wird, was ſich in ſeinem poetiſchen Ausdruck, in ſeiner maleriſchen Beſchreibung verräth, — dafs alſo Lebendigkeit im Auffaſſen, Kraft im Verfolgen, Deutlichkeit im Darſtellen ihn vorzüglich charakteriſiren.

MANHEIM, b. Schwan und Goetz: *Grundſätze über die Behandlung der Krankheiten des Menſchen* zu akademiſchen Vorleſungen beſtimmt, von *Johann Peter Frank*, etc. etc. Sechſter Band, oder des fünften Buches von den Ausflüſſen zweyter Theil (*profluvia*) aus dem Lateiniſchen überſetzt. 1807. 522 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Durch die zugleich von der Verlag handlung beſorgte Überſetzung dieſes Bandes iſt allerdings den Beſitzern der deutſchen Ausgabe einiger Dienſt erwieſen worden, wenn nur auf die Überſetzung ſelbſt mehr Sorgfalt verwendet wäre. Die Schriften eines *Frank* verdienen gewifs eine gröſsere Aufmerkſamkeit; wenigſtens ſollte Deutſchland auf dieſen einheimiſchen Gelehrten mehr Stolz haben, und bey der Übertragung ſo ausgezeichneter Werke in die Mutterſprache ſich nicht mit Trivialität genügen. Doch für dieſe Ausgabe ſcheinen dieſe Erinnerungen zu ſpät, da die meiſten vorhergehenden Bände eine eben ſo mittelmäfsige Überſetzung erhalten haben. nt.

Digitized by Google

Würzburg, b. Stahel: *Lehrbuch der Hebammenkunst*, als Leitfaden zum Unterrichte für Hebammen und zur Belehrung für Mütter entworfen von Dr. *Elias von Siebold*. 1808. XXVI u. 520 S. 8. (2 Thlr.)

Auch unser Vf. fühlte, wie mancher andere Hebammenlehrer, das Bedürfniss eines eigenen Leitfadens: dagegen kann niemand etwas haben, weil solche Bedürfnisse ja immer auf individuellen Ansichten und Überzeugungen beruhen. Rec. bekennt auch gern, dass er in mancher Hinsicht durch vorliegenden Leitfaden besser befriedigt worden, als durch die Arbeiten vieler Vorgänger; doch giebt es auch hier noch manches zu wünschen.

Zuvörderst muss bemerkt werden, dass ein Leitfaden für Hebammen auf keine Weise zugleich ein zweckmäfsiges Buch zur Belehrung für Mütter seyn könne; und wir dürfen geradezu behaupten, dass das vorliegende Buch für Mütter gar nicht passe. Das Wenige, was von Diätetik und von der ersten Behandlung mancher Kränklichkeiten und körperlichen Übel als Folge von Schwangerschaft und Wochenbette gesagt ist, müfste für Mütter aus irgend einem Stande ganz anders und auf eine eindringlichere, überzeugendere Art gesagt und motivirt werden; und einer schwangeren Frau alle die Gefahren vorzuführen, welche ihr bey und nach der Geburt drohen können, ist, wir möchten sagen, unverantwortlich; es kann sie dies aufs äufserste plagen und ängstigen, und die erworbene Halbwisserey kann auch der geburtshelfenden Person auf mancherley Art hinderlich und beschwerlich werden. Fürs andere findet Rec. die Ordnung dieses Leitfadens zu tadeln. Die Trennung in den theoretischen und praktischen Theil taugt nicht; das ewige Zurückweisen auf die Paragraphen des theoretischen Theils ist für die Schülerin und für die künftige Hebamme beym Nachlesen unbequem und ermüdend. Will sie sich über einen Gegenstand wieder belehren, sich das Vergessene ins Gedächtniss zurückrufen: so muss sie hin und her blättern, und es wird ihr schwer, eine vollständige Übersicht des Ganzen zu erlangen. Beym Unterrichte selbst veranlafst es unzweckmäfsige Wiederholung. Hin und wieder hat der Vf. auch Dinge gesagt, die völlig überflüfsig waren, z. B. S. 2 was ein Hebammenlehrer sey. Selbst den dritten §. würde Rec. weggelassen haben. Der zehnte ist gleichfalls vollkommen entbehrlich. Hebammen die Siebhaut (*membrana decidua*) und die umgeschlagene Haut des Eyes kennen zu lehren, hält Rec. auch für überflüssig. Dadurch werden dem Gedächtnisse nur Dinge aufgebürdet, die vielleicht wichtigeren Lehren im Wege sind. Noch überflüssiger ist die erste Hälfte des §. 149. Wozu in aller Welt möchte es einer Hebamme nützen, zu wissen, dass die Krümmung des Rückens einer Leibesfrucht bis zur zwölften Woche stärker ist, von da bis zur sechzehnten abnimmt, so dass der Rücken nachher oft ganz gerade ist. Wiederholungen hat der Vf. auch nicht vermieden; so werden im 112 und 166 §. mehrere Erscheinungen der Schwangerschaft wiederholt angegeben. Weit zweckmäfsiger würden diese beiden §§. überhaupt sich haben vereinigen lassen. §. 159 und 254 sind wieder mehrere Zeichen eines ausgetragenen Kindes doppelt angegeben. §. 583 und 642 wiederholt sich der Vf. auch unnöthiger Weise. Man vergleiche auch §. 313 A und 314 b. Dahingegen hat der Vf. hin und wieder Unterlassungssünden begangen. So sagt er z. B. nichts von der Verwechslung anderer Theile mit der Wasserblase, welches doch im Capitel von dem künstlichen Sprengen derselben sehr nöthig gewesen wäre. Bey der Zurückbeugung der Gebärmutter wird gar der Urinverhaltung nicht erwähnt, welche nach des Rec. Überzeugung eine der wichtigsten Ursachen ist, und worauf die Hebammen allerdings sollten sehr aufmerksam gemacht werden. Wir hätten dagegen gern dem Vf. die schulgerechte Eintheilung von vollkommener und unvollkommener Zurückbeugung geschenkt. Bey dem Gebärmutterrisse ist des plötzlichen Nachlassens der Wehen nicht gedacht. Zuweilen drückt sich der Vf. nicht deutlich genug aus. So z. B. wird wohl keine Hebamme verstehen, wenn der Vf. §. 296 Schieflage der Gebärmutter nennt: *wenn der Muttergrund und Muttermund nicht gerade in einer Linie mit der Führungslinie des Beckens stehen, sondern davon abweichen.* Mitunter kommen auch untaugliche Vorschriften vor, z. B. §. 513. d. das von *Wigand* empfohlene Herstreichen der Haut von den Schenkeln und vom After her, gegen das Mittelfleisch. Rec. ist überzeugt, dass dergleichen Handgriffe in den Händen der Hebammen bey aller anempfohlenen Sanftheit doch schädlich werden können, und dass sie überhaupt durchaus nicht bey jeder Geburt nöthig sind, daher aber auch nicht ohne Ausnahme empfohlen werden dürfen. Man meistert die Natur gar zu viel. S. 377 d. möchte Rec. einem 5 bis 6tägigen Kinde durchaus keine abgerahmte und vorher auch abgekochte Milch mit Wasser gemischt zur Nahrung anrathen. Ein Drittheil ganz frischer roher Kuhmilch, mit zwey Drittheilen Wasser gemischt, wird ungleich besser bekommen. Das bey beträchtlicher Enge der Scheide §. 584 empfohlene Dampfbad würde Rec. nie anrathen. Kleine Nachlässigkeiten würde Rec. nicht einmal erwähnen, wenn es nicht gerade bey Hebammen am meisten darauf ankäme, consequent zu bleiben. Der Vf. spricht im ersten Capitel nur von *Schaamhügel*, nachher schon S. 48 kommt auch die Benennung *Schaamberg* vor. §. 77 sagt er *Mutterröhren*, und schon §. 93 und auch an anderen Orten gebraucht er den abenteuerlichen Ausdruck *Muttertrompeten*. Eben so sagt er im ersten Cap. zweckmäfsig *Schaamlippen*, nachher fast immer *Schaamlefzen*. Im 1 Cap. heifst es *Geburtstheile*, nachher, z. b. §. 364, *Geschlechtstheile*. §. 135 heifst es das wahre *Kindswasser*, welches auch *Schaaf-* oder *Geburts-Wasser* genannt wird, und nun spricht der Vf. §. 338 u. fgg. immer nur von *Fruchtwasser*. Wir wünschen, dass bey einer etwanigen zweyten

Digitized by Google

Auflage auf unſere Bemerkungen Rückſicht genommen werden möge. B. J.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Handbuch für Hebammen*, zur Selbſtbelehrung und als Leitfaden beym Unterrichte, von Dr. *G. M. W. L. Rau*, Phyſicus und Geburtshelfer zu Schlitz. Mit einer Kupfertafel. 1807. 190 S. 8. (8 Gr.)

Obgleich dieſes Buch nicht zu den allerſchlechteſten gehört: ſo zeigt der Vf. ſich doch in vielen Stellen als ein unberufener Schriftſteller für die Claſſe von Leſern, welche ſeine Belehrung nutzen ſollen. Der Zuſatz auf dem Titel: *zur Selbſtbelehrung*, kann von dieſem Buche weniger gelten, als von vielen anderen; denn der Vf. iſt oft zu kurz, und hat auch gar nicht die Gabe der leichtfaſslichen Darſtellung. In der Vorrede ſagt er ſelbſt: ſeine Schrift ſey nicht hinreichend, irgend eine Perſon zur Hebamme zu bilden; es müſſe mündlicher Unterricht vorangegangen ſeyn. Manche ſehr wichtige Dinge ſind ganz übergangen, manche ſind ſehr unvollſtändig behandelt. Von Umſtülpung und Zurückbeugung der Gebärmutter iſt gar nichts geſagt, und doch iſt die Kenntnifs dieſer Übel — zumal des erſten — ſo aufserſt nothwendig. Vom Blutſturz iſt nur im §. 155 die Rede, und zwar hier nur von dem bey Kindbetterinnen. Der Gebärmutterriſs wird S. 141 mit wenigen Worten abgefertiget. Alle die im 31 Cap. aufgeführten Regelwidrigkeiten ſind viel zu kurz und unvollſtändig behandelt. Die Behandlung der Nachgeburt iſt ſehr mangelhaft angegeben. Überhaupt ſpricht der Vf. faſt nie von den veranlaſſenden Urſachen der abgehandelten Regelwidrigkeiten, gegen welche doch oft auch eine gute Hebamme etwas ausrichten kann. Hin und wieder giebt er auch ganz verkehrte Rathſchläge. Dahin gehört, was S. 97 von der Hülfleiſtung bey der Geſichtsgeburt mit dem Kinne gegen die Schaambeine hin, geſagt wird: „Man bringt hierauf (nämlich gleich nach dem Waſſerſprunge) den Zeigefinger und Mittelfinger einer Hand an die Oberkinnlade des Kindes, ſo dafs die Naſe zwiſchen dieſen beiden Fingern befindlich iſt. Man ſucht dann den unteren Theil des Geſichts mit den Fingern hinauf zu ſchieben. Wenn Wehen dabey zugegen ſind: ſo läſst man ſie verarbeiten, hält aber den Oberkiefer des Kindes dabey ſo zurück, dafs die Wehen den hinteren Theil des Kopfes herabtreiben müſſen u. ſ. w.“ Hiedurch und durch abwechſelndes Zurückſchieben des Hinterkopfes ſoll die Hebamme eine Scheitelgeburt bewirken! Rec. traute kaum ſeinen Augen, als er dieſen verkehrten Rath las, der nicht einmal einem Geburtshelfer, geſchweige denn einer Hebamme gegeben werden ſollte. Was wäre damit gewonnen, wenn der Rath auch ausführbar ſeyn ſollte? Rec. fand eine ſolche Geſichtsgeburt noch jedesmal eben ſo leicht, als dieſe mit dem Scheitel voran, wo doch nun das Geſicht gegen die Schaambeine hin zu liegen kommt. Nicht viel beſſer iſt der §. 90 bey der durch Krampf des Muttermundes zurückgehaltenen Nachgeburt gegebene Rath, das Einbringen der Hand u. ſ. w. Was den Vortrag des Vfs. überhaupt betrifft, ſo iſt derſelbe oft zu gedehnt, der Periodenbau für eine wenig oder gar nicht gebildete Leſerin — und das ſind ja leider die allermeiſten Hebammen — zu lang. Hin und wieder kommen ganz unnütze Bemerkungen vor. Z. B. §. 3. „Das weibliche Becken iſt zwar dem männlichen ſehr ähnlich, aber doch in vielen Stücken ſehr von ihm verſchieden.“ Ferner §. 6. „Die in demſelbigen (Kreuzbeine) befindlichen Löcher dienen um gewiſſe Gefäſse durchgehen zu laſſen.“ Was weifs eine Hebamme von Gefäſsen? und am Ende ſind dieſe Löcher auch weit mehr für den Durchgang der Nerven als der Gefäſse. Den Damm und den Schaamberg trennt der Vf. unnöthigerweiſe von den Geburtstheilen. Die Benennungen wählt er nicht immer zweckmäſsig. So z. B. §. 22. 24. 25. *Kanal* anſtatt des verſtändlicheren *Gang*; §. 25. *Muttertrompete* anſtatt *Mutterröhre*. Hin und wieder kommen Unrichtigkeiten vor, z. B. §. 51, wo es heifst: der Nabelſtrang gehe durch den Nabel in die Leber des Kindes; denn dieſs gilt ja nur von der Vene deſſelben. §. 53 iſt es falſch, dafs Blut von der Mutter in den Mutterkuchen und von da durch den Nabelſtrang zum Kinde komme. Wie der Mutterkuchen beytragen ſoll, die Erweiterung der Gebärmutter zu befördern, ſieht Rec. nicht ein. §. 58. „Die Hirnſchale eines erwachſenen Menſchen beſteht aus Einem Stücke“, iſt, genau genommen, auch falſch. Der Mechanism der Fufsgeburt iſt §. 105 ganz unrichtig angegeben, wo es heifst: die eine Schulter komme unter dem Schaambeinbogen, die andere am Kreuzbeine herab, und der Kopf werde mit den Armen zugleich in eben der Richtung, als wo er vorauskommt, geboren. Die künſtliche Herausförderung des Kopfes bey der Fufsgeburt §. 107 u. 108 iſt ſehr mangelhaft angegeben. Was ſoll das heifsen: „Hierauf (nachdem nämlich das unter den Schaambeinen liegende Geſicht bis an die Stirn unter den Schaambogen herabgebracht iſt) zieht man auf eben dieſe Weiſe mit zwey Fingern den Hinterkopf über dem Kreuzbeine herab“? Wie können zwey Finger den runden Hinterkopf herabziehen? §. 144 räth der Vf. unbedingt bey der Wendung eine Schlinge mit der einzuführenden Hand einzubringen, welches doch in den meiſten Fällen ganz unnütz iſt, und zumal bey einer ſolchen Schlinge, wie der Vf. angiebt, oft ſehr hinderlich werden könnte. Der S. 137 zum Sprengen der Waſſerblaſe empfohlene Gebrauch einer kleinen Scheere möchte, ungeachtet der gerathenen Vorſicht, einer Hebamme nicht zu überlaſſen ſeyn. Die Regeln für Schwangere und Kindbetterinnen ſind meiſt zweckmäſsig angegeben; nur das tägliche Wechſeln des Hemdes möchte Rec. bey einer neuen Kindbetterin nicht anrathen. Mit der Leibesöffnung iſt der Vf. zu ängſtlich; eine Neuentbundene kann immer 4 bis 5 Tage ohne Öffnung gelaſſen werden, vorausgeſetzt, dafs ſie ihr Kind ſäuge und weder Kopf- noch Bauch-Schmerz oder Fieber habe. Auch möchte Rec. eine Neuentbundene nicht ſo unbedingt auf bloſse

Digitized by Google

Waſſerſuppendiät ſetzen, als es der Vf. anräth. Fleiſchbrühe und nicht zu kräftige Bierſuppen werden kein Milchfieber veranlaſſen oder vermehren, wenn ſie mäſsig genoſſen werden, und das Kind gleich von den erſten Äuſserungen des Bedürfniſſes an geſäugt wird. Hierauf hätte der Vf. viel eindringlicher beſtehen ſollen; er ſagt nur beyläufig S. 163: „am unbedenklichſten iſt gewöhnlich das Milchfieber, wenn das Kind in den erſten 6 Stunden geſogen hat"; doch kommt er §. 164 noch einmal darauf zurück. Rec. ſah in einer ſehr ausgebreiteten Praxis nur äuſserſt ſelten Milchfieber, obgleich er ziemlich kräftige Diät halten liefs. Die reinſte Luft hält Rec. nicht für ſo zuträglich bey Kindern, als der Vf.; der Lebensproceſs geht bey den Neugeborenen in weniger reiner Luft beſſer von Statten. B. J.

Leipzig, b. Hinrichs: *Die Lehre vom Schlagfluſſe, ſeiner Natur, Erkenntniſs, Verhütung und Heilart*, nach neueren Anſichten bearbeitet, von D. *Karl Fr. Burdach*. 1806. 177 S. 8. (21 Gr.)

Schlagfluſs nennen wir denjenigen Zuſtand, wo die höheren und namentlich die phyſiſchen Thätigkeiten des Menſchen plötzlich aufhören, indeſs die niederen Functionen mehr oder weniger ungeſtört fortdauern. Der Schlagfluſs iſt ein lähmungsartiger Zuſtand derjenigen Gehirnmaſſe, welche das *Senſorium commune* conſtituirt. In räumlicher Hinſicht beſteht der Schlagfluſs in einer geſchwächten Expanſion des Gehirns. Hiebey laſſen ſich nun zwey Fälle denken: entweder das Gehirn ſinkt aus eigener Schwäche zuſammen, oder es wird durch eine andere ihm gegenwirkende Kraft in ſeiner Thätigkeit zu ſehr beſchränkt; jenes iſt der Collapſus, dieſs die Compreſſion. Die Erfahrung lehrt, dafs dieſe beiden Arten wirklich exiſtiren, dafs aber kein Schlagfluſs vorkommt, der nicht einer derſelben untergeordnet werden müſste. Collapſus entſteht, wenn entweder pſychiſche Schwächungsmittel einwirken, oder das Gehirn, der Träger der pſychiſchen Thätigkeit, von materiellen ſchwächenden Potenzen afficirt wird. (Sehr ſchön erklärt hiebey der Vf. ein Phänomen, das die Semiotik zwar aufgefaſst, die Pathologie aber faſt ganz unentwickelt gelaſſen hat, dafs bey dem gänzlichen Zurücktritt der einen Grundkraft des Menſchen die andere deſto lebhafter hervortritt, z. B. beym eingetretenen Brande, beym Sterben. Der Vf. erklärt den Collapſus nun theils dynamiſch, theils blofs mechaniſch; nur möchten die letzteren Geſetze bey dem lebenden menſchlichen Körper ſelten rein Statt finden. Ganz wahr zeigt er, dafs das Strotzen der Gefäſse bey apoplektiſch Geſtorbenen keineswegs immer für die Urſache, ſondern in den meiſten Fällen für eine Wirkung des (nicht immer ſthenifchen) Schlagfluſſes zu nehmen ſey.) Compreſſion. Der Vf. geht hier die meiſten Theorieen durch, und zeigt das Mangelhafte derſelben. (Auch von der Brownifchen urtheilt er, ſie ſey ziemlich flach, und auf die Arten, welche von örtlichen Urſachen entſpringen, ſey gar keine Rückſicht genommen. Doch entwickelt auch der Vf. dieſe Compreſſion nicht genau genug.) Die allgemeine Prädiſpoſition zum Schlagfluſſe iſt Schwäche des Gehirns (oft hoher Grad der Schwäche, die nahe an indirecte Schwäche grenzt) und Einwirkung der Potenzen, welche dieſelbe bewirkt haben. Bey den einzelnen prädisponirenden Urſachen hat der Vf. hauptſächlich die Beobachter benutzt, um ſeine Angaben zu belegen. Veranlaſſungen des (zum) Schlagfluſſes (Gelegenheitsurſachen?). Der Collapſus entſteht 1) durch Desorganiſation deſſelben, 2) durch ſthenifche, und 3) durch aſthenifche Potenzen. (Auch hier ſind die Beobachter ſtark benutzt, vielleicht wäre es aber gut geweſen, wenn der Vf. mit ſtrengerer Kritik dabey verfahren wäre, wenigſtens ſcheint die dynamiſche Theorie hie und da ins Gedränge zu kommen.) Die Compreſſion erfolgt in den meiſten Fällen des Collapſus als Wirkung deſſelben. Der Vf. unterſcheidet Compreſſion von Congeſtion oder Extravaſat des Blutes. Seröſe Ergieſsung, Eiter, Knochenſtücke und andere fremde Körper, als Urſachen. (Dieſer ganze ätiologiſche Abſchnitt ſcheint noch mancher Verbeſſerung und Vervollkommnung fähig zu ſeyn.) Erkenntniſs des Schlagfluſſes. Prognoſis. Verhütung. Heilung. Sie beſteht darin, den Collapſus oder die Compreſſion des Gehirns zu beſeitigen. Nun ſind in den meiſten Fällen beide Zuſtände mit einander verbunden; es mufs alſo unterſucht werden, welches der weſentliche, urſprüngliche (überwiegende) iſt, und welches der minder weſentliche, hinzugekommene (minder wichtige). Jenes iſt die Cauſalmethode, dieſs die ſymptomatiſche. Man beſeitige den Collapſus durch Anwendung ſolcher Reizmittel, welche die Reizung des Nervenſyſtems und vorzüglich des Seelenorgans erhöhen, jedoch ſo, dafs die organiſche Thätigkeit im Gehirne dadurch nicht zu haſtig erfolge. Man wende hiezu ſolche ſpecifiſche Nervenmittel an, welche, ſo intenſiv ihre Kraft auch iſt, doch keinen Orgasmus in den Blutgefäſsen hervorbringen. (Bey dieſer ganzen Abh. liegen aber blofs Hypotheſen zum Grunde. Welche Nervenmittel ſollten wohl ſo einſeitig wirken? Alle vom Vf. genannten ſind nicht von dieſer Art.) Man vermindere ferner das Übergewicht, welches die organiſche und materielle Natur über das Seelenorgan (?) erhalten hat, z. B. man entferne Knochenſplitter, Eiter, Blut u. ſ. w., man entleere die Gefäſse des Gehirns (hiebey die In- und Contra-Indication zur Aderläſſe, welche der Vf. für ein meiſtentheils gefährliches Mittel hält, und ihr das Binden der Extremitäten vorzieht. Es ſcheint in dieſem Puncte dem Vf. noch an Erfahrung zu mangeln.) Man reize entfernte Stellen durch Veſicatorien, Klyſtiere u. ſ. w. Die im Anhange beygefügte Krankheitsgeſchichte iſt inſtructiv in dem Gange und den Erſcheinungen der Krankheit, weniger in Rückſicht auf Behandlung. Die ganze Schrift iſt eine fleiſsig gearbeitete, ſchulgerechte Monographie, an welcher nur in einzelnen wenigen Stellen etwas auszuſetzen ſeyn dürfte, wie wir mit einigen Winken zu erkennen gegeben haben. Fj.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JANUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Neue Kritik der Vernunft* von *J. F. Fries*. 1807. Erſter Band. L und 347 S. Zweyter Band. 327 S. Dritter Band. 392 S. 8. (5 Rthlr.)

Der Geſichtspunct, woraus Rec. dieſes merkwürdige, an eigenthümlichen Anſichten reichhaltige, mit bewundernswürdigem Scharfſinn und Fleiſs ausgearbeitete Werk beurtheilen zu müſſen glaubt, iſt in den folgenden Bemerkungen der Einleitung angegeben: „Man wäre wohl lang von aller Speculation zurückgekommen, wenn *das Intereſſe der Wahrheit um der Wahrheit willen* ſich nicht immer gleich bliebe, und ſelbſt wider Willen ſtets auf das *alte Thema* zurückleitete. Denn es iſt das unvertilgbare Beſtreben des ſich ausbildenden Verſtandes: *die Einheit ſeines eigenen Weſens als Geſetz ſeiner ganzen Erkenntniſs gelten zu machen.* — Dieſes, *die Philoſophie erzeugende, Bedürfniſs* muſs aber von den *Verſuchen*, daſſelbe zu befriedigen, unterſchieden werden. Ein aufgeſtelltes Syſtem mit aller ſeiner Conſequenz iſt doch immer nur das letzte Reſultat der *Grundmeinungen ſeines Schöpfers über das Weſen des Philoſophirens;* und es iſt eine ſchwere Aufgabe, in dieſe Tiefe des Geiſtes die Fäden des Räſonnements zu verfolgen, wo ſich eigentlich die Keime einer neuen Darſtellung entwickeln. Meiſtentheils ſind *dieſe Keime* die mehr oder weniger richtigen, aus der vergangenen Zeit aufgenommenen *Vorurtheile* über *Zweck* und *Weſen* der Speculation. Was unmittelbar erſcheint, und leichter zu bemerken iſt, iſt dann nur der Verſuch, dieſen Geſetzen nachzukommen, und dieſe Bedürfniſſe zu befriedigen. In jenem Tieferen aber liegt eigentlich die *geheime Gewalt des Geiſtes der Zeit.* — Die wahren Fehler dieſes Geiſtes liegen in den *erſten Vorausſetzungen*, auf welche man gewöhnlich den Blick *gar nicht richtet*, die man entweder *bewuſstlos* mit annimmt, oder nach denen man ungehört verdammt wird, weil ſie dem Richter eine unbewuſste, und darum unverdächtige Regel der Wahrheit ſind."

Vor allen Dingen wird alſo hier die *Grundmeinung* des Vfs. über das *Weſen des Philoſophirens* mit deſſen eigenen Worten darzulegen, und zu unterſuchen ſeyn, welches richtige oder unrichtige *Vorurtheil* über das beſagte Weſen aus der vergangenen Zeit in derſelben enthalten ſey, und etwa die vom Vf. unbewuſst angenommene *erſte Vorausſetzung* ausmache, oder nicht.

Nach der Behauptung des Vfs. iſt „die allgemeine Anfoderung an die Philoſophie: Man ſoll die *Nebenordnung* des Endlichen *neben* dem Ewigen aufweiſen, Natur und Freyheit vereinigen, ſo daſs keine die andere vernichtet, beider Rechte zuſammen beſtehen. Dieſe Aufgabe iſt aller Speculation und allen Zeiten gemein. Der Unterſchied zeigt ſich erſt in den oberſten Maximen, die bey der natürlichen Ausbildung des Verſtandes unfehlbar Anfangs von *Vorurtheilen* geleitet werden. *Alle Schwierigkeit* wird nämlich hier immer durch das *Verhältniſs des Sinnes zur Vernunft* beſtimmt. Das *Endliche* gehört dem *Sinne*, — das *Ewige* — der *Vernunft* in ihrem *Gegenſatz* gegen den Sinn; und die *Wahrheit* fodert, die Rechte des Sinnes und der Vernunft beide gelten zu laſſen, und ſie mit einander poſitiv zu vereinigen. Dieſes iſt aber bey der unvorbereiteten [oder auch nicht genug vorbereiteten] gewöhnlichen Denkweiſe ſehr ſchwer [eigentlich *unmöglich*]. Jeder Einzelne fällt [ſo lange er nämlich dieſer Denkweiſe huldigt] unter die Vorurtheile des ſich allein für genug haltenden Sinnes, oder der ſelbſtgenugſamen [angeblichen] Vernunft, oder es kömmt endlich gar zur negativen Vereinigung im Skepticismus."

Indem Hr. *Fries* das Aufweiſen der *Nebenordnung* des Endlichen *neben* dem Ewigen nicht nur als ſeine, ihm mit *manchen* anderen Forſchern gemeinſchaftliche, Grundmeinung, ſondern auch als die *aller* Speculation und *allen* Zeiten *gemeinſchaftliche* Aufgabe annimmt, bedenkt er entweder nicht, daſs dieſe Aufgabe „nach der Anfoderung" *Platons* und *Leibnitzens* im Aufweiſen der *Unterordnung* des Endlichen *unter* das Unendliche, — „nach der Anfoderung" *Xenophanes, Brunos, Spinozas, Schellings*, — im Aufweiſen der *unbedingten Einheit von Beiden* beſtehe; — oder aber er nimmt, durch die geheime Gewalt des Zeitgeiſtes überwältigt, unbewuſst an, daſs das Nebenordnen, Unterordnen, und Indifferenziren *auf Eines* hinauslaufe. — Indem er in der Folge behauptet: „Alle Schwierigkeit werde [bey der Aufgabe der Philoſophie] immer durch das Verhältniſs *des Sinnes* zur Vernunft beſtimmt", bedenkt er entweder nicht, daſs nach der Behauptung anderer Forſcher bey dieſer Aufgabe Alles lediglich auf das Verhältniſs *der Vernunft* zum Sinne ankomme; oder aber er nimmt unbewuſst an: Vernunft und Sinn ſetzten ſich auf *gleiche Weiſe einander* voraus,

beſtünden nur *in- und durch-Einander*. Schon darum allein läſst ſich auch von dieſer *neuen Kritik* durchaus kein neuer Aufſchluſs über das *Verhältniſs* der Vernunft, oder des Ewigen, zum Sinne, oder dem Endlichen, erwarten.

Alles Verkennen dieſes Verhältniſſes geht aus von der bewuſstloſen Vorausſetzung: daſs der *Grund* und die *Bedingung daſſelbe* ſey, von der Verwirrung (Nichtunterſcheidung) des Grundes, der als ſolcher *über* der Bedingung ſteht, mit der nur *unter* ihm ſtehenden, und nur *durch* ihn beſtehenden, Bedingung. Indem das Endliche nur unter dem Ewigen und durch daſſelbe, als durch den Grund, beſteht: iſt das Endliche die *Bedingung* (*Conditio ſine qua non*) nicht des Ewigen *an ſich*, ſondern der *Erkenntniſs* deſſelben (der Offenbarung des Ewigen). Auch *als die Bedingung* dieſer Erkenntniſs beſteht das Endliche nur *durchs* Ewige; und kann daher (ohne nicht wiederum Grund und Bedingung zu vermengen) eben ſo wenig für den *Erkenntniſsgrund*, als für den *Grund des Seyns*, des Ewigen angenommen werden. Das Verhaltniſs der *Vernunft* zum Sinne, und das Verhaltniſs *des Sinnes* zur Vernunft iſt *keinesweges Eines und Ebendaſſelbe*. Das Zweyte beſteht nur *unter* dem Erſten und *durch* daſſelbe; und das Erſte kann freylich *nicht ohne* das Zweyte, aber das Zweyte kann *nur durch* das Erſte, *erkannt* werden. *Durch den Sinn* iſt weder die Vernunft noch auch der Sinn ſelber erkennbar. Das auf den Sinn beſchränkte, vernunftloſe, Thier kennt nur Wandelbares oder Sinnenfalliges; aber es kennt nicht einmal dieſes *als* das Wandelbare oder Sinnenfallige; weil das, *unter* welchem und *durch* welches allein das Wandelbare oder Sinnenfallige, *als ſolches*, beſteht, auf keine Weiſe ſich im bloſsen thieriſchen Bewuſstſeyn einfindet. Aber der Menſch *verkennt* Beides, ſo lange er wähnet, daſs die Unwandelbarkeit oder Vernünftigkeit, und die Wandelbarkeit oder Sinnlichkeit, ſich *auf gleiche Weiſe* einander vorausſetzen, oder gar *an ſich Eines und Daſſelbe* ſind. Nur erſt durch die deutliche, und ausdrückliche, *Unterordnung* des Sinnes *unter* die Vernunft gelangt die Vernunft im Bewuſstſeyn des Menſchen *zu ſich ſelbſt;* erkennt der Menſch die Vernunft *durch* die Vernunft, und *durch ſie* auch den Sinn, als ſolchen; und nur durch die *Vermiſchung*, und *Gleichſetzung*, von beiden wird ſowohl im ſpeculirenden, als in dem gemeinen Bewuſstſeyn, Beides verkannt und gemiſsdeutet. — Die *Wahrheit* fodert alſo allerdings, die Rechte des Sinnes und der Vernunft beide gelten, — aber ſie fodert keinesweges, beide — *gleich* gelten zu laſſen, und ſie räumt dem Sinne kein anderes Recht ein, als welches demſelben *unter* der Vernunft und *durch* dieſelbe zukommt. Hierin beſteht der eigentliche *Primat*, und die gerechte *Selbſtgenügſamkeit* der Vernunft, welche freylich mit der angemaſsenen jener eingebildeten und einbildenden Vernunft, oder der vernünfteInden Phantaſie, nicht zu verwechſeln iſt, die den Sinn in bloſse Vernunft auflöſet, und der Wahrheit nach um nichts vernünftiger iſt, als der Empirismus, welcher die Vernunft in lauter Sinn auflöſet.

Da Hr. *Fries* das Intereſſe der *Wahrheit um der Wahrheit willen* für dasjenige annimmt, was ſich beym Philoſophiren *immer gleich* bleibt, und auf das *eigentliche Thema* nach jeder Abirrung zurückleitet; da er jenes Intereſſe ſo treffend das die *Philoſophie erzeugende* Bedürfniſs nennt: wie kömmt es, daſs er gleichwohl unter der, durch *dieſes* Bedürfniſs *zu erzeugenden* Philoſophie nicht die *Erkenntniſs der Wahrheit*, *als der Wahrheit*, vielmehr als die Aufweiſung der Nebenordnung des Endlichen neben dem Ewigen verſteht? Wie kömmt es, daſs er das *Weſen* des Philoſophirens für irgend etwas Anderes anſehen und annehmen konnte: als für *das durch das Gefühl der Wahrheit angeregte Beſtreben, die undeutliche Idee der Wahrheit als der Wahrheit zur Deutlichkeit zu erheben*, zumal da ſich jenes Gefühl in ſeinem ganzen Werke mit ſo unverkennbarer Lauterkeit und Lebendigkeit, durch Glauben und Liebe der Wahrheit ausſpricht? — Die Schuld liegt wohl allein in der *geheimen Gewalt* des Geiſtes der Zeit, „in den *erſten Vorausſetzungen*, auf welche man gewöhnlich den Blick gar nicht richtet, die man unbewuſst mit annimmt.“

Die Verdeutlichung der undeutlichen Idee *der Wahrheit*, *als ſolcher*, folglich die *Erkenntniſs* der Wahrheit, iſt freylich nur *durch* die Vernunft, und *nicht ohne* den der Vernunft untergeordneten Sinn möglich. Aber unſere *richtige Bekanntſchaft* mit der Vernunft und dem Sinne, das *Bewuſstſeyn deſſen, was* die Vernunft und was der Sinn, *der Wahrheit nach*, ſey, iſt ohne die *vorläufige* deutliche Kenntniſs der Wahrheit, *als der Wahrheit*, unmöglich. Die *dieſer* Kenntniſs *vorhergehenden*, und *ohne* dieſelbe beſtehenden, von ihr entbloſsten *Kenntniſſe* von Vernunft und Sinn können nichts als bloſse mehr oder weniger *wahrſcheinliche Vorurtheile* ſeyn. Auch iſt es bisher unter den Philoſophen nicht weniger ſtreitig, *worin* die Vernunft und der Sinn *beſtehe*, als was die Wahrheit, *als die Wahrheit*, ſey. Die Antwort auf die letztere Frage (die Erforſchung der Wahrheit) muſs nothwendig miſslingen, wenn dieſelbe nur durch ſtreitige Anſichten, Hypotheſen, Theorieen, Thatſachen, Thathandlungen, Anſchauungen u. ſ. w. von *empiriſcher* und *reiner*, *theoretiſcher* und *praktiſcher*, *ſubjectiver* und *objectiver*, *abſoluter* und *relativer* Vernunft, — ferner von einem Sinne, der nichts als *Modification*, *Beſchränkung*, *Negation*, *der Vernunft*, — und von einer Vernunft, die nichts als Modification, Beſchränkung, Negation, *des Sinnes* iſt, u. d. m. geleitet wird. Darum haben wir denn auch in dem für die Geſchichte der Philoſophie ſo merkwürdigen Zeitraume zwiſchen der Erſcheinung der alten (kantiſchen) bis zur Erſcheinung der neuen vor uns liegenden *Kritik der Vernunft* ſo mancherley neue und erneuerte Aufſchlüſſe über die *logiſche* und *metaphyſiſche*, *empiriſche* und *tranſcendentale*, *formale* und *materiale*, *ideale* und *reale*, *ſubjective*

Digitized by Google

und *objective, relative* und *absolute* Wahrheit — aber durchaus keinen über die Wahrheit *ohne Beynamen*, die Wahrheit, *als solche*, erhalten. *Derjenige* Charakter, ohne welchen die angeführten Beynamen und angeblichen Modificationen der Wahrheit durchaus *ohne wahren Sinn* seyn müssen, ist gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Er ist durch alle die besagten Aufschlüsse nicht nur eben so undeutlich unbestimmt, ungewiss geblieben als vorher; sondern auch den durch diese Aufschlüsse voreilig *befriedigten* Forschern theils aus dem Auge gerückt, theils völlig unkenntlich geworden. Dagegen muss auch eben dieser Charakter der Wahrheit den bisher unbefriedigten, aber von fernerem Bestreben nicht abgeschreckten Forschern eben durch *das Unbefriedigende* der besagten Aufschlüsse um so gewisser auffallen; durch ihn muss sich die alte und einfache Hauptfrage: *Was ist die Wahrheit?* mit beyspielloser Klarheit wieder einfinden und aufdringen; und diese durch die neue und neuere Speculation theils unverständlich, theils unverständig gewordene Frage muss endlich von den *künftigen* Philosophen als die eigentliche nicht nur erste, sondern einzige *Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft* angenommen werden. Es muss ihnen unvermeidlich und unausbleiblich einleuchten, dass es der Philosophie weder um die Subjectivität und Objectivität, noch um die Formalität und Materialität, noch um die Idealität und Realität, noch um die Absolutheit und Relativität, — sondern einzig und allein um die *Wahrheit* des Wahren zu thun seyn könne und müsse; — und zwar nicht um den blossen *Glauben* an diese Wahrheit, der es beym klaren *Gefühl* und der *undeutlichen* Kenntniss bewenden lassen muss, sondern einzig und allein um die *deutliche* Kenntniss der Wahrheit, *als der Wahrheit*, welche allein die eigentliche *Erkenntniss* derselben, und das *Wissen κατ' ἐξοχην* ist. Dass *dieses* Wissen einer jeden Kritik der Vernunft, Wissenschaftslehre, Apodiktik u. s. w., welche der Verdeutlichung der undeutlichen Idee der Wahrheit, als solcher, *zuvoreilt*, oder *ausweicht*, unmöglich scheinen müsse, versteht sich von selbst. Das Nichtwissen sowohl als auch das eingebildete Wissen *der Speculation* wird endlich durch das *klare Bewusstseyn* der bisherigen *Undeutlichkeit* der Idee der Wahrheit, *als solcher*, und des noch unbefriedigten aber dringenden *Bedürfnisses* ihrer Verdeutlichung einleuchtend. Die unbewusst angenommene Voraussetzung des vollendeten Dogmatismus, der die besagte undeutliche Idee für die *absolute Anschauung der Absolutheit* annimmt, und in dieser eingebildeten Anschauung die Erkenntniss der Wahrheit *an sich* schon zu besitzen wähnt; — ferner die unbewusst angenommene Voraussetzung des *vollendeten Skepticismus*, der die besagte undeutliche Idee als *nothwendig undeutlich*, ihre Verdeutlichung *als unmöglich* annimmt, und *durch* diese Idee nichts als die *Unerforschlichkeit* der Wahrheit zu erkennen wähnt, — und endlich auch die unbewusst angenommene Voraussetzung *des Kriticismus*, der die besagte *undeutliche Idee* mit dem *factischen Gefühle* der Wahrheit verwechselt, sonach die *Undeutlichkeit* derselben, und das *Bedürfniss* ihrer Verdeutlichung *nicht* wahrnimmt, und die *Gegensätze* der angeblich empirischen, subjectiven, realen, formalen, theoretischen, relativen, und der angeblich reinen, objectiven, idealen, materialen, praktischen, absoluten Wahrheit durch *Vertheilung* derselben unter den alten *Gegensatz* des *Wissens* und des *Glaubens* ausgleichen zu können und zu wissen wähnt, — treten endlich *als das, was sie sind*, als bewusstlos angenommene erste Voraussetzungen, als Vorurtheile hervor, welche den Forschern nach der Wahrheit durch die geheime Gewalt des Zeitgeistes aufgedrungen waren, die aber endlich dem immer sich gleichbleibenden Interesse der Wahrheit um ihrer selbst willen, *zweckdienend* und *platzmachend* huldigen müssen.

Dasjenige, wodurch das Verdeutlichen der Idee von der Wahrheit ohne Beynamen, — ja sogar das unbefangene Wahrnehmen der Undeutlichkeit dieser Idee bisher verhindert worden ist, war keinesweges die blosse Undeutlichkeit derselben, — die ja zur Verdeutlichung vorausgesetzt wird, — sondern es war und ist *die Verworrenheit* (nicht blosse Unbestimmtheit und Mangelhaftigkeit, sondern falsche Bestimmtheit und Fehlerhaftigkeit) der bisherigen Vorstellung *der Einheit*, welche, nach dem einstimmigen Geständnisse aller Forscher, zum *Wesen der Wahrheit* gehört, aber durch ein herkömmliches und gemeinübliches *Nichtunterscheiden* (Verwirren, Vermengen, Verwechseln) der *Einheit* (Identität) mit dem *Zusammenhang* (Nexus), und der *Verschiedenheit* (Diversität) mit dem *Unterschiede* (Differenz) *durchaus verkannt und gemissdeutet* wird.

Das *Gemeinschaftliche* der oben erwähnten drey *Grundmeinungen* über das *Wesen* des Philosophirens, von denen die Eine dasselbe im *Indifferenziren*, die Andere im *Unterordnen*, und die Dritte im *Nebenordnen* bestehen lässt, kann nichts anderes seyn als „die Anfoderung:“ „den *Widerspruch*, der durch die *Vereinigung* der Einheit oder Unwandelbarkeit, und der Verschiedenheit oder Wandelbarkeit, sich aufdringt, durch die Aufweisung des *Verhältnisses* von Beiden aufzuheben.“ Die *verworrene* Vorstellung *dieses* Verhältnisses ist das πρωτον ψευδος, der *Widerspruch* seinem *Grund* und *Wesen* nach, die *Nichtwahrheit an sich selber;* die *Verdeutlichung* hingegen dieses Verhältnisses im Bewusstseyn ist die Entwickelung der *Idee der Wahrheit, als solcher,* die Erklärung des *Zusammenhangs* des Unendlichen und des Endlichen, die Erforschung der *Vernunft* und *des Sinnes*, die Auflösung des *alten Räthsels* vom Wesen der Erkenntniss und des Seyns, und die Antwort auf die alte Frage: *was ist die Wahrheit?* Aber die Vorstellung des besagten Verhältnisses muss nothwendig verworren, und die Verdeutlichung desselben unmöglich bleiben: so lange der *Unterschied* und *Zusammenhang* der Einheit oder Unwandelbarkeit, mit der Verschiedenheit oder Wandelbarkeit, durch das herkömmliche und gemeinübliche *Nichtunter-*

Digitized by Google

ſcheiden (Verwirren) des *Unterſchiedes* mit der *Verſchiedenheit* und des *Zuſammenhangs* mit der *Einheit*, dem Bewufstſeyn entzogen wird.

Durch dieſe Verwirrung ſetzt die Grundmeinung von der *unbedingten Einheit* des Unwandelbaren und des Wandelbaren, oder der Identität des Unendlichen und des Endlichen, unbewufst voraus: dafs die Verſchiedenheit nichts als der Unterſchied, und zwar der Unterſchied der Einheit (die Differenz von der Identität), der Zuſammenhang nichts als der Nichtunterſchied (die Indifferenz), — beides alſo an ſich nichts als die *Einheit ſelber*, dieſe ſonach die *abſolute Identität* der Indifferenz und der Differenz ſeyn müſſe.

Durch dieſelbe Verwirrung ſetzt die Grundmeinung *von der Unterordnung* des Wandelbaren unter das Unwandelbare, oder von der Abhängigkeit des Endlichen von dem Unendlichen, zwar die *Unabhängigkeit* des Unendlichen vom Endlichen —; aber zugleich auch (bewufstlos) den *Nichtunterſchied* der Verſchiedenheit mit dem Unterſchiede voraus. Dadurch geht ihr ſowohl der *eigenthümliche* Unterſchied der Einheit, oder des Unwandelbaren, als auch der *eigenthümliche* Unterſchied der Verſchiedenheit, oder des Wandelbaren, verloren; und es findet ſich dafür ein angeblich *gemeinſchaftlicher* Unterſchied ein, in welchem und durch welchen beides im Cirkel Einander ſich vorausſetzt, und das Unabhängige vom Abhängigen, *wie* dieſes von Jenem abhängig wird.

Die Wahrnehmung dieſer *gegenſeitigen Abhängigkeit* iſt es, was ſich zunächſt durch die Grundmeinung *von der Nebenordnung* des Wandelbaren *neben* dem Unwandelbaren, oder des Endlichen *neben* dem Ewigen, ausſpricht und geltend macht. Lediglich aus der Verwirrung des Unterſchiedes mit der Verſchiedenheit, und des Zuſammenhangs mit der Einheit, geht der angeblich *gemeinſchaftliche* Unterſchied und Zuſammenhang zwiſchen der Einheit, oder dem Unwandelbaren, und der Verſchiedenheit, oder dem Wandelbaren, hervor, wodurch *auf gleiche Weiſe* keines ohne das Andere iſt, Beides *mit derſelben* Nothwendigkeit iſt, Beides *gleiche* Anſprüche an die Wahrheit hat.

Augenſcheinlich genug offenbart ſich dieſe Verwirrung des Unterſchiedes mit der Verſchiedenheit und des Zuſammenhangs mit der Einheit an dem geſammten Inhalt *der neuen Kritik der Vernunft*, am auffallendſten aber, wie zu erwarten war, an den Lehrſtücken von der ſogenannten *analytiſchen* und *ſynthetiſchen Einheit*, und in der *Darſtellung der oberſten Gründe einer Theorie der Einheit und Verbindung in unſerer Erkenntniſs, im zweyten Bande*. Nirgends iſt der *Unterſchied* der Einheit, als ſolcher, weder mit der Verſchiedenheit, als ſolcher, noch mit dem Zuſammenhang, als ſolchem, — nirgends der *Unterſchied* der Verſchiedenheit, als ſolcher, weder mit der Einheit, als ſolcher, noch mit dem Unterſchiede, als ſolchem, — nirgends weder der, der Einheit, — noch der, der Verſchiedenheit eigenthümliche *Zuſammenhang* — auch nur mit einiger Beſtimmtheit angegeben. Die *Einheit* tritt bald unter ihrem eigenen Namen, und *getrennt* von der Verſchiedenheit, bald aber *gemiſcht* mit derſelben unter den Namen: *Zuſammenhang*, *Verbindung*, *Vereinigung*, *Allgemeinheit*, *Einzelheit*, *Totalität* u. ſ. w. auf. Die *Verſchiedenheit* tritt bald unter ihrem eigenen Namen und unter den Namen *Unterſchied* und *Mannichfaltigkeit*, *getrennt* von Einheit, bald aber *gemiſcht* mit derſelben unter den Namen: *Vielheit*, *Theilbarkeit*, *Nebeneinander*, *Ineinander*, *Durcheinander* u. ſ. w. auf. Alle dieſe Charaktere glaubt der Vf. als *Thatſachen* in der inneren *Erfahrung* zu finden und aufzuweiſen; und hält dieſelben eben darum keiner weiteren Entwickelung fähig und bedürftig. Aber die *gemeinſchaftliche Thatſache* aller dieſer Thatſachen iſt eben die *Verwirrung* der Einheit mit dem Zuſammenhang, und der Verſchiedenheit mit dem Unterſchiede. Die *Unterſcheidung*, welche dieſe Verwirrung aufhebt, iſt freylich eben darum *noch nicht Thatſache geworden*; aber ſie kann und muſs es wohl ſicher noch einmal *werden*; und dann gehört die ihr vorhergegangene *Nichtunterſcheidung* beym Philoſophiren unter die geſchehenen Dinge, die aber *nicht wieder kommen*.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Freyberg*, b. Craz u. Gerlach: *Ideen und Vorſchläge zu einer zweckmäſsigen Einrichtung des geſammten Hebammenweſens und der künſtlichen Geburtshülfe*, nebſt einem Kupfer zu einem verbeſſerten Kreifsſtuhle für Hebammen. Allen Regenten, Ortsobrigkeiten und allen Freunden der Menſchheit zur Beherzigung dargelegt von D. *Carl Gottfr. Heinſius*, praktiſchem Arzte zu Chemnitz. 1806. XX u. 99 S. 8. (12 Gr.) Der gutgemainte Zweck dieſer Schrift ſoll ſeyn: die mannichfaltigen Fehler und Unvollkommenheiten, welche ſich bey dem Hebammenweſen und der Ausübung der künſtlichen Geburtshülfe annoch vorfinden, aufzudecken, und Vorſchläge zu thun, wodurch die durch jene Mängel hervorgerufene Sterblichkeit der Wöchnerinnen und Kinder künftighin ſehr verringert werden kann. Die deſshalb vom Vf. hier mitgetheilten Vorſchläge betreffen hauptſächlich den Unterricht der Hebammen, welcher durch beſoldete, mit praktiſchen Kenntniſſen verſehene, in den verſchiedenen Städten einer Provinz angeſtellte Geburtshelfer denſelben ertheilt werden ſoll; ferner, ſtrengere Verwaltung der mediciniſchen Policey, damit den unbefugten und gewöhnlich höchſt unwiſſenden Geburtshelfern die Gelegenheit, Mutter und Kind ungeſtraft morden zu dürfen, benommen werde; ingleichen, eine gleichmäſsige, der Bevölkerung einer jeden Stadt und jedes Dorfes angemeſſene Anſtellung geſchickter Hebammen, eines oder mehrerer Geburtshelfer, da die Amt- und Land-Phyſici ſelten ſich mit der Ausübung der Entbindungskunſt zu befaſſen pflegen u. d. m. Der vom Vf. erfundene, durch eine Kupfertafel verſinnlichte Geburtsſtuhl ſcheint allerdings ſehr zweckmäſsig zu ſeyn, jedoch vor dem Kreifsſtühlen eines *Stark*, *Siebold*, *Niſſen* u. a. keine beſonderen Vorzüge zu beſitzen. A. H.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JANUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Neue Kritik der Vernunft* von *J. F. Fries* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So wie *diese* Unterscheidung endlich in das Bewufstseyn eintritt, wird durch sie einleuchtend: dafs die Einheit nur *als die Einheit*, folglich *durch sich selbst*, von der Verschiedenheit unterschieden werden müsse, und ihren *eigenthümlichen* Unterschied habe; dafs aber die Verschiedenheit nur *unter* der Einheit, und *durch* die Einheit als solche, erst die Verschiedenheit, *als solche*, sey, *sey was sie ist*, ihren ihr *eigenthümlichen* Unterschied habe; — dafs daher die Einheit, und nur sie, das *Bestimmende*, und die Verschiedenheit, und nur sie, das *Bestimmbare* sey, dieses nur *durch Jenes*, Jenes nur *durch sich selbst* bestehe, und dafs also keineswegs Beide *Einander*, oder *im Cirkel* sich voraussetzen; — dafs eben darum der, der *Einheit* eigenthümliche Unterschied keineswegs eine *Trennung*, sondern der Charakter der *Unmischbarkeit* der Einheit mit der Verschiedenheit, — der *nichttrennende*, der *bestimmende*, der *unterwerfende* Unterschied sey; und dafs nur *unter* diesem schlechthin *voranstehenden* Unterschied auch der eigenthümliche, in der *Untrennbarkeit* der Einheit mit der Verschiedenheit bestehende, *nichtmischende*, *bestimmende*, *unterwerfende* Zusammenhang der Einheit mit der Verschiedenheit sich ergebe; — dafs sonach das *Verschiedene* zwar nicht mit der Einheit, aber *unter* derselben, und *als* das Verschiedene, *trennbar* und *getrennt*, *aufser einander*, dafs dasselbe zwar nicht mit der Einheit, aber *unter* derselben, und *als* das Verschiedene, *mischbar* und *gemischt*, *in- und durcheinander* sey, und dafs also *das Einander*, *Neben-*, *Nach-* und *In- und Durch Einander*, nur der Verschiedenheit eigenthümlich, und keineswegs derselben mit der Einheit gemeinschaftlich sey; dafs folglich der nichttrennende Unterschied und der nichtmischende Zusammenhang *nur* der *Einheit*, *Unwandelbarkeit* und *Vernunft*, — der trennende Unterschied und mischende Zusammenhang aber *nur* der *Verschiedenheit*, *Wandelbarkeit* und *Sinnlichkeit*, zukommen könne und müsse; — dafs endlich durch das *Nichtunterscheiden* (Verwirren, Vereinerleyen, Indifferenziren) des der Einheit eigenthümlichen nichttrennenden Unterschiedes und nicht mischenden Zusammenhangs mit dem der Verschiedenheit eigenthümlichen trennenden Unterschiede und mischenden Zusammenhang, sowohl der *Charakter* der Unwandelbarkeit, oder der Vernunft, als auch der *Charakter* der Wandelbarkeit, oder der Sinnlichkeit, verworren vorgestellt, und verkannt werden müsse; welches Verkennen in jeder mit dieser Verworrenheit behafteten Ansicht des Erkenntnifsvermogens unvermeidlich dadurch sich ankündigen mufs, dafs man den *Zusammenhang* der Unwandelbarkeit, oder der Vernunft, mit der Wandelbarkeit oder Sinnlichkeit, *im In- und Durcheinander von Beiden* — den *Unterschied* derselben aber im *Nebeneinander* bestehen lafst.

Die *neue Kritik der Vernunft* hat keineswegs die Absicht, den Unterschied der *reinen* und der *empirischen* Erkenntnifs zu verleugnen. Sie geht vielmehr ausdrücklich darauf aus, denselben gegen die ihn verleugnenden Vorurtheile zu behaupten, namentlich gegen das Vorurtheil der selbstgenugsamen *Sinnlichkeit*, welches die reine Erkenntnifs sich in die empirische verlieren lafst, und gegen das Vorurtheil der selbstgenugsamen *Vernunft*, welches die empirische Erkenntnifs sich in die reine verlieren lafst. Aber die neue Kritik kennt für die beiden Erkenntnisse kein anderes Rettungsmittel, als dafs sie Beide *zugleich neben einander* und *in- und durcheinander* bestehen lafst, indem sie unter *der empirischen* — das *Sinnliche* in Coalition mit dem Vernünftigen, und unter der *reinen* — das *Vernünftige* in Coalition mit dem Sinnlichen versteht.

„Darin besteht der Vorschlag des Vfs. für die Philosophie: dafs wir *alle* unsere Erkenntnisse erst einer anthropologischen *Beobachtung* unterwerfen sollen, bevor wir über ihre *Wahrheit* und Tauglichkeit (?) zu urtheilen wagen. Sind wir auf diese Weise zu einer *Theorie der Vernunft* gelangt: so werden wir *dann* auch über *Gültigkeit*, und *Wahrheit*, mit Sicherheit sprechen können." Mit derselben *Sicherheit* allerdings, mit welcher man schon *vor* der Beobachtung als ausgemacht voraussetzt: dafs die zu beobachtende Erkenntnifs *Thätigkeit des Ichs*, und dafs bey diesem Beobachten darum keine Täuschung möglich sey, weil die beobachtende Thätigkeit zugleich die Beobachtete ist. Indem man nun dieses *Vorausgesetzte* auch *wahrzunehmen* strebt: kann man durch dieses strebende Wahrnehmen, speculirende Beobachten und beobachtende Speculiren, freylich auch nichts anderes finden, als was man gesucht, und im Suchen selbst *gemacht* hat.

Die *ausgemachteste* aller Thätigkeiten *des Ichs* ist unstreitig *die Täuschung überhaupt*, oder die *schein-*

bare Erkenntnifs; und die *ſtreitigſte* unter allen ſeinen Thätigkeiten iſt eben die *wirkliche Erkenntnifs*. Unter allen Täuſchungen aber, die aus der Ichheit (dieſer *einzigen* Quelle von Allen) hervorgehen, iſt keine blendender und verderblicher, als diejenige, die ſich durch das bekannte: *Ich denke*, ausſpricht; indem jeder Irrthum wirklich nur darin beſteht, dafs man *zu denken* glaubt, während man wirklich *nicht denkt*. Nichts iſt ungewiſſer, als die angebliche Thatſache: *Ich denke;* aber nichts gewiſſer, als die Thatſache: dafs das Ich durch ſeine angemaſste Selbſtſtändigkeit und Selbſtthätigkeit ſich, im Bewufstſeyn, dem Denken *voranſtellt*, anſtatt ſich dem Denken zu unterwerfen das Denken ſich unterwirft, und, indem es auf dieſe Weiſe in Alles, was es beurtheilt und beſchliefst, *ſich ſelber einmiſcht*, auch beym Erforſchen der Wahrheit von ſich ſelber ausgeht und zu ſich ſelber zurückkehrt. In dieſer ſeiner Verblendung, durch ſich ſelber, ſieht das Ich ſeinen alten *Naturfehler* für das *Weſen ſeiner Natur* an; und das ſogenannte *Selbſtdenken*, bey welchem die Selbſtheit Alles, das wirkliche Denken aber nichts zu thun hat, wird vermittelſt jener bewufstloſen Befangenheit des Denkens durch die Ichheit, auch von den ſcharfſinnigſten und wahrheitliebendſten Forſchern, nur in der *gemeinen* Bedeutung der Formel: *Ich denke*, angenommen, und geltend gemacht. Nur durch ein angebliches Denken, das ſich für bloſse *Thätigkeit des Ichs* hält, und *auch wirklich nichts anderes iſt*, vermochte ſowohl die alte als die neue *Kritik der Vernunft* auf eine eben ſo ſinnreiche als blendende Weiſe die Eigenthümlichkeit *des Denkens, als ſolchen*, zu verkennen, und zu mifsdeuten. Nur darum wurde dem *ſubjectiven* Dogmatismus ſein Sieg über den *objectiven* ſo leicht; und nur darum herrſcht er durch ſein Dogma von der *Subjectivität des Denkens* auch noch in derjenigen Schule, die ſich hoch über die Kantiſche emporgeſchwungen zu haben glaubt, im *abſoluten* Dogmatismus der Seher des Abſoluten, — deſſen *abſolutes Anſchauen* nur durch die *Subjectivität des Denkens* herbeygeführt iſt.

Heifst das *Ich denke* nicht etwa *Ich bin das Denken*, oder *Ich mache das Denken;* heifst es nur: „Ich *verhalte* mich in meinem Bewufstſeyn *beym* Denken *thätig:*“ ſo kann damit keineswegs behauptet ſeyn, das, was ich beym Denken thue, ſey darum ſchon ein wirkliches Denken, *weil Ich es thue*. Es geht mancherley in meinem Bewufstſeyn vor ſich, was ich thue, oder zu thun glaube, und was ich für kein Denken halten kann. Ich *bilde ein*, ich *empfinde*, ich *phantaſire*, ich *vernünftle* u. ſ. w. Nehme ich nun das, was ich das Denken, *als ſolches*, oder wie es ſeit der Kantiſchen Kritik heifst, die *Form des Denkens*, nenne, ſchon *vor* der Unterſuchung deſſelben für nichts als für eine Handlungsweiſe *des Ichs*, für eine *Form meiner Thätigkeit* an: ſo habe ich mich dadurch in die Unmöglichkeit geſetzt, das Denken, *als Denken*, oder die *Form des Denkens*, für dasjenige *Geſetz* anzuerkennen, welches *unabhängig* von der Thätigkeit des Ichs *über* derſelben ſteht, und ſtehen mufs, und welchem die Thätigkeit des Ichs *untergeordnet*, *unterworfen*, *ſubjicirt* werden mufs, wenn dieſelbe eine *im Denken beſtehende Thätigkeit*, — und wenn das Ich, in derſelben ein, nicht dem Scheine nach, ſondern wirklich, *denkendes* Ich ſeyn ſoll. Bey dieſer Unterſuchung, wenn ſie nicht *verkehrt* anfangen, und mit künſtlicher Täuſchung endigen ſoll, mufs das Ich, als ſolches, dem Denken, als ſolchem, durchaus *nachſtehen*. Die Wahrnehmung des Ichs und *ſeiner* Thätigkeit darf der Wahrnehmung des Denkens, als ſolchen, und der erſt *durch Unterwerfung unter* daſſelbe *denkend werdenden* Thätigkeit nicht zuvoreilen. Das Ich und ſein Thun darf dabey nicht eher in Betrachtung und zur Sprache kommen, bis die Unterſuchung des davon *unabhängigen* Denkens *vollendet* iſt, durch die ja erſt ausgemacht werden mufs, worin die *Form des Denkens*, folglich die *Einheit in ihrem Verhältniſſe zur Verſchiedenheit*, beſtehe: worauf ſich erſt erkennen laſst, inwiefern dieſe Form dem Ich angehört, und erſt von der Subjectivität und Objectivität des Denkens vernünftigerweiſe die Rede ſeyn kann. Das vorlaute, voreilige, ſich zur Unzeit einmiſchende *Ich* vereitelt ſich ſelber den Erfolg ſeines Beſtrebens, ſich als ein wirklich *Denkendes kennen* zu lernen, und ein *wirklich denkendes* zu *werden*.

Das *Subjectiviſiren* des Denkens, welches ſonſt nur dem *Skepticismus*, und dem das Denken für eine innerliche Wirkſamkeit des lebendigen menſchlichen Leibes erklärenden *Materialismus* eigenthümlich war, wurde durch die *Kantiſche* Anſicht der herkömmlichen, gemeinüblichen, *leeren* und *vieldeutigen Denkformeln* in der Eigenſchaft von *Handlungsweiſen des Ichs*, — im Kurzen eine allgemeinverbreitete tiefeingewurzelte Gewohnheit des ſpeculirenden Selbſtdenkens der Deutſchen. Durch das ausdrückliche *Subjiciren* des Denkens unter das Ich, welches ſich *dem* Denken ſubjiciren ſollte, wurde das *Heraustreten* aus dem *Cirkel* vollends unmöglich, in welchem *Vernunft* und *Sinn* einander auf *gleiche* Weiſe vorausſetzen, und worin das ſpeculirende Ich befangen, weder die Vernunft, noch die Sinnlichkeit, noch ſich ſelber, zu erkennen vermag; während daſſelbe bald Beides *unter* ſich zu haben, bald ſelber Beides *zu ſeyn* wähnt. So wurde die Subjectivität des Denkens das ausgemachteſte von Allem, was die neuere und neueſte Speculation aufzuweiſen hat. Durch das Leugnen, oder auch nur Bezweifeln derſelben wird aller Anſpruch auf den Rang eines philoſophiſchen Kopfes verwirkt, und die Zumuthung, dafs man bey der Unterſuchung der *Vernunft* von der Erforſchung des *Denkens* ausgehen, und bey dieſer Erforſchung vor allen Dingen vom Ich *abſtrahiren* müſſe, — gilt nicht etwa nur für ein Paradoxon, ſondern für eine offenbare Ungereimtheit.

In dem beſagten Subjectiviſiren des Denkens beſteht das ganze Geheimniſs der bisherigen Übermacht des Zeitgeiſtes über den Geiſt der deutſchen

Digitized by Google

modernen Philosophie, und nur überwältiget von dieser Übermacht hat Hr. *Fries* „das *sich selbst beobachtende Gemüth* als das eine und eigentliche *Fundament und Thema* seiner neuen Kritik der Vernunft angenommen. Mit der *Selbstbeobachtung* steht und fällt sein ganzes Lehrgebäude; und Rec. ist es daher der Achtung für die Wahrheit und für ihren würdigen Forscher schuldig, das Eigenthümliche dieser Selbstbeobachtung näher zu prüfen. „Wir suchen (heifst es in der besonderen *Einleitung zur Kritik der erkennenden Vernunft, erster Band*, S. 6) eine theoretische innere Naturlehre; können dabey also nur aus dem inneren Bewufstseyn unserer selbst schöpfen. Das Charakteristische dieser inneren Wahrnehmung ist, dafs sie sich in jedem einzelnen Falle durch ein: *ich* denke, *ich* erkenne, *ich* fühle, *ich* begehre, *ich* will, ausspricht: so dafs mir in innerer Wahrnehmung jedesmal eine *meiner* inneren *Thätigkeiten*, als *mir*, dem Ich, gehörig, vorkömmt. Wir unterscheiden an diesem Quell der inneren Erfahrung und der Selbsterkenntnifs ein *reines Selbstbewufstseyn*: dafs Ich *bin*, und dann *die einzelne Anschauung meiner Thätigkeit*, welcher jenes *gleichsam* nur die *Form* bestimmt. Dieses Ich des Selbstbewufstseyns ist nun der eine und bleibende *Gegenstand* der inneren Wahrnehmung, wodurch ich den Gegenstand derselben von *jedem Dinge* aufser mir unterscheide, und dem ich *Alles*, was in innerer Wahrnehmung vorkömmt, *als meine Thätigkeit* zuschreiben mufs.“ — Was wird hier durch den *anschauenden Sinn* wahrgenommen? und was durch *das nichtanschauende Denken*? — „Unmittelbar,“ behauptet der Vf., „nehme ich *nicht mich selbst*, sondern nur *einzelne meiner* Thätigkeiten wahr, zu denen das Ich nur *als Subject* der Thätigkeit gehört.“ — Das Ich, *als Subject* der Thätigkeit, wird also *nicht angeschaut*, sondern, wie sich der Vf. bald darauf ausdrückt, *hinzugedacht*. Sonach wird aber die angeschaute *Thätigkeit*, *in wie fern* sie angeschaut wird, noch nicht *als Thätigkeit des Subjects*, als *subjectives* Thun, als *meine Thätigkeit* wahrgenommen; und dieses Wahrnehmen kann sich nur dadurch einfinden, dafs das besagte *Anschauen* und *das* besagte *Denken* Eines in das Andere *übergeht*, — folglich *durch die Verwirrung* von Beiden, wie noch deutlicher aus dem Folgenden hervorgeht.

„Wir nehmen“ heifst es S. 8, „unmittelbar nur die einzelne Lebensäufserung, die Handlung des Gemüthes, nnd nicht dieses selbst, wahr. Das *Gemüth denken* wir erst durch den Begriff der *Causalität* zu seiner Handlung hinzu.“ Kurz vorher geschah dieses durch den Begriff des *Subjectes*, oder des *Substrates*. Auch hier also wird Subject und Causalitat mit einander verwirrt, das Substrat, *worin* das angeblich angeschaute Thun vor sich geht, und die Ursache, *wodurch* es vor sich geht, vermengt; und freylich ist diese Vermengung wirklich nur *subjectives Thun*, blofse Selbstthätigkeit *des Ichs* und die *Blofse* derselben? Es ist dieses *daffelbe Ich*, welches *Fichte* als ein *handelndes Handeln* anzuschauen behauptete, *Fries* aber ein Handeln ohne Handelnden, und blofse Täuschung nennt. Es ist ebendasselbe Verwirren, dasselbe In- und Durcheinander der *Subjectivität* und der *Causalität*, welches bey *Fichte* durch ein angebliches Anschauen, bey *Fries* durch ein angebliches Denken und Anschauen zu Stande kömmt; und der ganze Unterschied besteht nur darin, dafs *Fichte*, indem er die Identität des Handelnden und des Handelns nur anschauet, in diesem Anschauen von keinem *besonderen* Subjecte *neben* dem handelnden Handeln wissen will, *Fries* hingegen durch sein *Hinzudenken* der Causalität zum Subjecte, und Beider zu seinem Anschauen, dieses alles mischend trennt und trennend mischt. Nur dadurch wird ihm das Substrat aller Veränderungen im Bewufstseyn zur Ursache, und wird ihm das Ich zu demjenigen, dem er „*Alles*, was in innerer Wahrnehmung vorkömmt, *als seine* Thätigkeit zuschreiben“ zu müssen glaubt. Er glaubt die *Thätigkeiten anzuschauen*, zu denen er das Subject und die Causalität hinzudenkt. Er versteht aber gleichwohl unter *Thätigkeit* nur eine *Veränderung*, welche *Causalität* ist, eine wirksame Veränderung, und räumt dabey ein, und lehrt: dafs Causalität *nichts* Anschauliches, sondern nur ein *Denkbares* sey. Sollte ihm hier die Vermengung des *Denkens* mit dem *Anschauen* nicht selber anschaulich werden? Er lehrt S. 11: „Das in der inneren Anschauung gegebene *Veränderliche* ist unmittelbar als Wirkung bestimmt, ein Bestimmbares, zu dem das Bestimmende, das Ich, als Object des reinen Selbstbewufstseyns ist. Das Ich wird also *durch* die innere *Anschauung nur als* das Denkende *vermittelst* des Denkens als seiner Thätigkeit erkannt. Der Gegenstand der inneren Anschauung mufs unmittelbar eine ganz *reine Thätigkeit* seyn — [oben war behauptet: das der inneren Anschauung Gegebene wäre ein *Veränderliches*] — deren Daseyn *nur als Dependenz* von *einem Anderen*, nicht aber *als Inhärenz* in *einem Anderen* bestimmt ist.“ Augenscheinlicher könnte sich die Vermengung der Wahrnehmung des Veränderlichen, oder des Anschauens durch den Sinn, mit der Wahrnehmung des Unveränderlichen im Denken nicht offenbaren als in dieser Stelle. Thätigkeit, und zwar reine Thatigkeit, wird hier zum *Gegenstand der inneren Anschauung*; und doch dependirt diese Thätigkeit von *einem Anderen*, nämlich von dem *hinzugedachten Subject*, das *als Causalität* hinzugedacht ist. Aber dieles andere ist *auch kein Anderes*; denn das Denken ist eben auch die innere Thätigkeit, und wird, *als solche*, *angeschaut*; und darum wird denn das Ich *als die* Ursache des Denkens und des Anschauens — nicht angeschaut und angeschaut *zugleich*, nämlich es wird im Denken angeschaut, und im Anschauen gedacht!! — Warum aber auch noch *das Thun* dieser sonderbaren Thatigkeit nur als Dependenz, nicht als Inharenz, bestimmt ist, da dasselbe doch ein Subject haben soll, — ist durchaus nicht abzusehen. Um so weniger, da diese Thatigkeit bald darauf S. 12 „als Thätigkeit *in sich selbst*, als Thätigkeit ohne Beziehung auf ein Anderes, als Handeln ohne ein Behandeltes, ein Handeln, durch

Digitized by Google

welches nichts als die Handlung selbst zu Stande kömmt," beschrieben, und behauptet wird: das Denken, Vorstellen, Erkennen u. s. w. sey ja eben dasjenige Handeln, wodurch nichts anderes zu Stande komme, als die Handlung!!

Der Vf. beginnt seine *innere Naturbeschreibung* mit der Untersuchung der *Erkenntnifs*, „nach der gewöhnlichen Eintheilung *in Erkenntnisse, Lustgefühle* und *Begehrungen*", von denen die Erkenntnisse *allen anderen zum Grunde*" lägen. (?) Das Erkennen ist ihm „eine *zusammengesetzte Thatsache* der inneren Erfahrung, und keine Thätigkeit des Gemüths, welche als *vollständige* Erkenntnifs unmittelbar wahrgenommen würde. Erkenntnifs heifst nach verschiedenem Wortgebrauch bald die objective Vorstellung, die Vorstellung, durch die ein Gegenstand als solcher vorgestellt wird, bald auch das Bewufstseyn eines Gegenstandes, als solchen. Der *bestimmteste* Ausdruck ist: Erkenntnifs ist Bewufstseyn vom Daseyn eines Gegenstandes, oder von einem Gesetze, unter dem das Daseyn der Dinge steht." — „Alles Thun, *oder Leiden* des Gemüths, in welchem jene Beziehung auf Existenz und Gegenstand vorkömmt, ist *Bewufstseyn*, oder *Vorstellen*." Die *Unbestimmtheit* der Begriffe von *Daseyn*, *Gegenstand*, u. s. w., welche durch den angeblich *bestimmtesten* Ausdruck vorausgesetzt werden, ist dem Vf. keineswegs entgangen. Denn es heifst in der Folge (S. 36): „Doch dieses alles soll keine *Erklärung* der Worte *Erkenntnifs*, *Vorstellung* u. s. w. enthalten, sondern wir wollen dadurch nur Gelegenheit geben, sich in Rücksicht derselben zu *orientiren*. Hier folge eine allgemeine Bemerkung, welche sich auf das *Erklären* in der philosophischen Anthropologie überhaupt bezieht! Die Logik *macht* einen Unterschied zwischen der Erklärung und der blofsen Exposition eines Begriffes. Die Erklärung verbindet *einige allgemeine* Merkmale mit einander, und bezeichnet diese *Zusammensetzung* mit einem eigenen Worte; sie macht ihren Begriff selbst. Die Exposition aber lafst einen Begriff nicht erst entstehen, sondern setzt voraus, dafs man ihn schon habe, und stellt nur Thatsachen zusammen, aus welchen man sich in Rücksicht desselben *orientiren* kann, um ein Wort wenigstens in einer bestimmteren Bedeutung zu gebrauchen, als vielleicht gewöhnlich geschieht." Verbinden aber nicht auch die Expositionen des Verfassers immer nur einige *allgemeine* Merkmale mit einander, und bezeichnen diese Zusammensetzungen durch die Worte *Vorstellung*, *Erkenntnifs* u. s. w.? Und sind die *Thatsachen*, welche der Vf. zusammenstellt, etwas Anderes, als wieder nur *allgemeine Begriffe?* und können sie etwas Anderes seyn, wenn sie mehr als *einzelne Beyspiele* von *besonderen* Vorstellungen und *besonderen* Erkenntnissen *individueller* Gegenstände seyn sollen, welche *über Vorstellung und Erkenntnifs im Allgemeinen*, wovon doch nach der Uberschrift des Abschnittes die Rede seyn soll, keinen Aufschlufs geben können? Und wie könnte aus blofsen *Thatsachen und unmittelbaren* Wahrnehmungen auf irgend eine Weise hervorgehen, ob ein schon *vorhandener allgemeiner Begriff* weder zu *eng* noch zu *weit* für seinen Gegenstand, folglich ein *richtiger* Begriff sey?

In dem Abschnitte, welcher *das Verhältnifs der Erkenntnifs zum Gegenstand* überschrieben ist, bemerkt der Vf.: „dieses Verhältnifs sey *fast* bey jedem Versuch zur Speculation die Hauptschwierigkeit gewesen." — „Woher nun diese Schwierigkeit? Nur aus zwey Fehlern *in der Behandlung der inneren Erfahrung*. Es ist schon irrig, dafs man überhaupt nur den *Begriff* des Vorstellens und Erkennens einer weiteren Erklarung unterwerfen will; *da er ein Unmittelbares und Erstes in der inneren Erfahrung ist*. Uber dieses aber versuchte man eine solche Erklarung noch dazu ganz einseitig, ehe man nur die *ganze Geschichte* unseres Erkennens *vollständig beobachtet* hatte." Aber es ist auch irrig, den besagten *Begriff* für ein Unmittelbares und Erstes in der inneren Erfahrung anzunehmen, es geschehe dieses nun durch Glauben oder durch Schauen. Denn ist nicht die innere Erfahrung selber nur *eine Art* von Erkenntnifs? wird nicht selbst der *Begriff* von der *inneren* Erfahrung erst durch die *Vergleichung* derselben mit der *äufseren*, und der Begriff von der *Erfahrung* oder der *empirischen Erkenntnifs überhaupt* durch die *Vergleichung* derselben mit der *reinen nicht-empirischen Erkenntnifs* vermittelt? Oder wäre etwa die angebliche *Unmittelbarkeit* und *Ursprünglichkeit* der Begriffe von innerer Erfahrung und von Erkenntnifs dadurch entschieden, dafs man sie *als Thatsache* annähme? wie käme es, dafs es schwerlich einen unbestimmteren, vieldeutigeren, streitigeren Begriff giebt, als den von der inneren Erfahrung und von Erkenntnifs? Mufs endlich nicht die ganze *Geschichtserzählung vom Erkennen*, gesetzt auch, dafs sich dieser Gegenstand überhaupt historisch behandeln lafst, einseitig ausfallen, wenn der Geschichtforscher das Unglück hat, von einem *unrichtigen Begriffe* der Erkenntnifs auszugehen? auf den er um so unbedingt vertraut, weil er dafür hält, derselbe sey nicht von ihm gemacht, sondern unmittelbar durch sich selbst wahr und gewifs, und über allen Zweifel erhaben?

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

Fortsetzungen.

Lemgo, b. Meyer: *Das gelehrte Deutschland*, oder *Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller*. Angefangen von *Georg Christoph Hamberger*. Fortgesetzt von *Joh. Georg Meusel*. 13ter Band. 5te durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. Auch unter dem Titel:

Das gelehrte Deutschland im neunzehnten Jahrhundert, nebst Supplementen zur fünften Ausgabe desjenigen im achtzehnten. Von *Joh. Georg Meusel*. Ersten Band.

Und auch unter dem Titel:

Zehnter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Deutschlandes, welcher das neunzehnte Jahrhundert und die Supplemente des achtzehnten zur fünften Auflage des Hn. Hofr. u. Prof. *Meusel* enthält. 1808. XVI u. 528 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

S. Recenf. der 10 ersten Bde. 1804. No. 234.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JANUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Neue Kritik der Vernunft* von *J. F. Fries* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

„Wir erkennen, lehrt der Abschnitt *über Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit*, von unserem Geiste seine eigene *innere Thätigkeit;* und unsere Selbsterkenntniss beschränkt sich nur auf diese allein. Wir erkennen also *unmittelbar* nur *das Thun* unseres Gemüthes; alles *Leiden* desselben, so wie wir uns dessen bewusst werden, ist daher nur Bestimmtwerden zur Thätigkeit. Folglich liegt allen Vermögen des Gemüthes Selbstthätigkeit oder Spontaneität zum Grunde; seine Empfänglichkeit oder Receptivität hingegen besteht nur in einer Empfänglichkeit um zur Aufserung seiner Thätigkeit bestimmt zu werden; alles Passive im Gemüthe besteht darin, dass es durch *anderweite Einwirkung* genöthiget wird, seine Thätigkeit auf eine bestimmte Weise zu äufsern." Erkennen wir, wie oben behauptet wird, *unmittelbar nur* das *Thun* unseres Gemüthes: so müssen wir das *Leiden* nur *mittelbar*, und zwar vermittelst unseres Thuns erkennen. Das glaubte *Fichte*, der das Leiden als eine blofse Beschränkung des Thuns ansah, und, um diese Beschränkung mit dem Thun zu vereinigen, dieselbe für einen ursprünglichen Act des reinen Thuns, für die *sich selbst beschränkende Thätigkeit des Ichs* annahm. Dagegen versichert der Vf. gleich darauf, nachdem er behauptet hatte, dass wir das Thun unseres Gemüthes *unmittelbar* erkennen, dass wir uns des Leidens nur *als eines Bestimmtwerdens* zur Thätigkeit bewusst würden. Sonach gebe es *zweyerley* Thätigkeit des Gemüthes: die Eine, deren wir uns *unmittelbar* durch die Thätigkeit selbst bewusst würden, die *Selbstthätigkeit;* die andere aber, deren wir uns nur durch das Bestimmtwerden zur Thätigkeit bewusst würden, die *Nichtselbstthätigkeit*? Oder wären Beide wirklich nur *dieselbe* Thätigkeit? das sich selbst bestimmende, und also nicht bestimmtwerdende — und das bestimmtwerdende, und also nicht selbstbestimmende Thun nur *dasselbe* Thun? Die Thätigkeit, die durch „*anderweite Einwirkung* [und also doch wohl durch einen *Gegenstand aufser* dem Gemüth, von dem die selbstbeachtende Theorie des Vfs. nichts wissen will, bewirkt wird] — *genöthiget ist*," sich auf eine bestimmte Weise zu äufsern, und die Thätigkeit, die dieser Nöthigung *von Aufsen* nicht bedarf, *identisch*? — Allerdings! denn das Gemüth überhaupt ist dem Verfasser eine *Erregbarkeit*, „eine Selbstthätigkeit, welche sich *nicht selbst genug* ist, um sich zu äufsern, sondern immer erst unter der Bedingung einer anderweitigen Anregung ihrer Thätigkeit steht." Dabey unterscheidet denn der Vf., nach dem vieldeutigen Begriffe von *Form* und *Materie*, die Form der Erregbarkeit des Gemüthes von der Materie der Erregung; meint, diese Letztere sey eben das durch die Affection *von Aufsen* Bestimmte", jene aber „das, wodurch sich *ihr Wesen unmittelbar* zeigt." Wie kann sich aber dieses Wesen *unmittelbar zeigen*, wenn es zu seiner Äufserung nur von Aufsen bestimmt werden mufs? Und gehört das Bestimmtwerden durch Affection von Aufsen nicht eben zur *Form der Erregbarkeit?* und läfst sich die Thätigkeit des Gemüths als Form *ohne* Materie, zu der die Materie erst hinzukommen mufs; und läfst sich das *Anregende von Aufsen* als Materie *ohne* Form, zu dem die Form erst im Gemüth hinzukommen mufs, denken?

Auf diesem Wege allein war es dem Verfasser möglich, vom *Erkenntnifsvermögen* folgende Ansicht aufzustellen. „Die erregbare Selbstthätigkeit des Erkenntnifsvermögens wollen wir *Vernunft* nennen, die Empfänglichkeit desselben aber *Sinn. Sinnlichkeit* hingegen heifse die *Vernunft*, wiefern sie in der Materie ihrer Erregung unter dem *Gesetze des Sinnes* steht; *Verstand* aber in der unbestimmtesten Bedeutung, wiefern ihr *unabhängig* vom Sinne die Form ihrer Erregbarkeit zukömmt."

Das Verhältnifs *dieser* Kritik der Vernunft zur *Kantischen* beschreibt der Vf. in der Einleitung des ersten Bandes (XLIX) folgendermafsen: „In vielen Theilen ist die (kantische) Untersuchung bis zur Vollendung gediehen; in anderen müssen wir ihn verbessern, und in mehreren ihm die fehlende Vollendung geben. Was uns aber nöthiget, seine Arbeit einer gänzlichen Umarbeitung zu unterwerfen, ist zuletzt einzig seine Verkennung des *inneren Sinnes* und des *Wesens der Reflexion*, deren Folgen sich bis ins Einzelnste über das Ganze verbreiten." Wir wollen das Eigenthümliche der Ansichten des Vfs. von beiden ebengenannten Vermögen des Gemüthes mit seinen eigenen Worten dem Wesentlichen nach herausheben.

„Die inneren Anschauungen enthalten Wahrnehmung meiner *veränderlichen* willkührlich oder unwillkührlich bestimmten inneren Thätigkeiten in der Zeit. Ich stelle mich mir selbst darin vor nach mei-

nen einzelnen Vorstellungen, Lustgefühlen und Begehrungen. Die *innere Sinnlichkeit* ist also dasjenige, was wir gewöhnlich das *Bewusstseyn* oder das *empirische Bewusstseyn* nennen. Es kommt über das Verhältniss, dass ich eine Vorstellung, oder andere innere Thätigkeit *habe*, noch das andere hinzu, dass ich mir auch *bewusst werde*, sie wirklich zu haben." — „Das wichtige *Gesetz* des inneren Sinnes, wodurch auf einmal Licht in die ganze innere Naturlehre gebracht wird, ist: Über das bloße Vorhandenseyn einer Thätigkeit im Gemüth wird noch eine besondere Empfänglichkeit erfodert, damit wir uns derselben bewusst werden können." — „Durch den inneren Sinn gelangen wir erst zu dem Bewusstseyn, durch welches die dunkeln Vorstellungen klar werden." — Der Gegenstand des inneren Sinnes wäre also der *vor* der Anschauung durch diesen Sinn und ohne diese Anschauung *dunkle Zustand* des Gemüths, — der in Vorstellung oder anderer innerer Thätigkeit, Begierde, Lustgefühl, besteht, welches alles aber durch die Anschauung erst, *als das, was es ist*, zum Bewusstseyn gelangt. In so fern käme freylich das ganze Licht über das dunkle Wesen des Gemüths allein durch diesen wunderbaren Sinn, dessen Entdekung eine neue und zwar die merkwürdigste Epoche für die Philosophie herbeyführen müsste. Allein indem ja der besagte Sinn *nur das Veränderliche* im Gemüthe, nur die *Erscheinung* im Zustande desselben wahrnimmt, muss er die Wahrnehmung des *unveränderlichen Charakters*, unter welchem allein das der Wahrnehmung vorliegende Veränderliche, oder die individuelle Erscheinung im Gemüthe, entweder *als Vorstellung*, oder als *Lustgefühl*, oder als *Begehrung* wahrgenommen wird, *dem Verstande* überlassen, dem auch allein nur die Wahrnehmung einer Veränderung unter dem Charakter einer Thätigkeit zukommen kann; und so erhielte dieser Sinn sein Licht und sein Sehen erst durch den Verstand.

Die eigenthümliche Ansicht des Vfs. von der *Reflexion* geht mehr nur aus dem ganzen Werke, als aus einzelnen Aufserungen über dieselbe hervor; und wir müssen uns begnügen, dieselbe durch einige seiner auffallendsten Erörterungen zu charakterisiren. S. 191. „*Anschauung* ist eine *Erkenntniss* [?] *oder* (?) *Vorstellung*, welche wir *durch den* inneren Sinn *unmittelbar* in uns *wahrnehmen; Reflexion* hingegen dient dazu, auch solche Erkenntnisse und Vorstellungen vor die innere *Selbstbeobachtung* zu führen, welche wir unmittelbar in uns nicht wahrnehmen können." — S. 198. „Der Verstand als oberes Erkenntnissvermögen ist die Vernunft selbst in ihrer ursprünglichen Aufserung, welche ihr *als* erregbarer Erkenntnisskraft *unmittelbar* zukommt. So werden ihr die allgemeinen und nothwendigen Erkenntnisse der Philosophie und Mathematik zugeschrieben, welche ein unveränderliches Eigenthum jedes menschlichen Gemüthes sind. Dieser *beharrlichen Thätigkeiten* können wir uns aber erst mittelbar im logischen Gedankenlauf *durch Reflexion* bewusst werden. Das *Reflexionsvermögen* ist also nur ein Vermögen der inneren *Selbstbeobachtung* der Vernunft, und nicht ihre ursprüngliche Spontaneität selbst. — Der beobachtenden Reflexion gehört das *willkührliche* und das mittelbare logische Vorstellen in Begriff, Urtheil, Schluss und Wissenschaft. (S. 199.) Aber eben diese *Willkührlichkeit* der Reflexion wird gewöhnlich nicht von der Spontaneität der Vernunft unterschieden, und daher *alle Dunkelheiten* in diesem Gebiete." — „Das Vorhandenseyn der *inneren Thätigkeiten* ist vom *Bewusstseyn* um dieselben noch *verschieden;* sie müssen von der Dunkelheit erst zur Klarheit erhoben werden, damit wir uns ihrer bewusst werden. Hier ist nun die willkührliche Reflexion das Vermögen des *Wiederbewusstseyns*, welches den inneren Sinn zur vollständigen Selbsterkenntniss ergänzt. Die Spontaneität der Vernunft aber liefert jene *unmittelbaren Erkenntnisse*, deren die Reflexion sich *wieder* bewusst werden *will*. In unserer Vernunft liegt als das Gesetz ihrer Wahrheit über allen Irrthum erhaben eine *unmittelbare Erkenntniss*, die aber für sich *unaussprechlich bleibt*, welche nicht zur Anschauung erhoben werden kann, deren wir uns nie im Ganzen, sondern nur in zerstreuten Einzelnheiten, oder allgemeinen Formen, durch Reflexion bey Gelegenheit sinnlicher Anschauungen bewusst werden". — (S. 200.) „In *dieser unmittelbaren Erkenntniss* liegt das Grundbewusstseyn *alles Glaubens*, von dem unsere Überzeugung von der höchsten Realität ausgeht, wodurch wir überzeugt sind: dass in der ewigen Ordnung der Dinge das *höchste Gut* und sein *Ideal* das Gesetz des Daseyns der Dinge sey; wodurch endlich uns die Ideen der Schönheit, der Tugend und des Rechtes Realität erhalten. Diese *unmittelbare Erkenntniss* liegt *verborgen* in dem inneren Wesen der Vernunft; sie kann sie nicht *unmittelbar* in sich wahrnehmen, sondern sie ist an den inneren Sinn gebunden, durch welchen sich die Reflexion einleitet, die uns allmählich auf ein *künstliches Wieder-Bewusstseyn* führt, Anfangs in *positiven* Begriffen und Urtheilen über die Erfahrung, zuletzt aber nur in *negativen* Formen der Ideen; und dadurch erst wird uns mittelbar unser ganzes Inneres hell." — „In diesem Verhältniss liegt das *ganze Geheimniss der Philosophie* verborgen." — „In allen bisherigen Versuchen zur Philosophie ist dieses Verhältniss der Reflexion zur Vernunft mehr oder weniger falsch beurtheilt worden. Sobald es allgemein richtig verstanden seyn wird, werden wir eigentlich das Ende der Geschichte der Philosophie in ihrer jetzigen Bedeutung erreicht haben; indem die Wissenschaft dann eine so feste und sichere Organisation erhalten muss, als jetzt die reine Mathematik. Die ganze bisherige Geschichte der Philosophie ist nichts als die allmählige Ausscheidung dieser Begriffe." — (S. 207.) „Was nun durch Reflexion beobachtet wird, ist vorzüglich die *Verbindung* und *Einheit* in unserer *Erkenntniss*. Das beobachtende Vermögen aber ist das

Digitized by Google

des willkührlichen Vorſtellens, welches ſich der *Vergleichung*, *Abſtraction* und *Analyſis* bedient, um Begriffe zu bilden und ſie in Urtheilen anzuwenden." (S. 208.) „Der Selbſtthatigkeit im Erkennen gehört die beharrliche, ſich immer gleichbleibende, Grundthätigkeit der Vernunft, welche uns in der Apodikticität der Erkenntniſs, und der Nothwendigkeit ihres Gegenſtandes, zum Bewuſstſeyn kömmt; dagegen dem willkührlichen Vorſtellen nur das *wechſelnde Spiel* deſſen gehört, *woran wir eben denken*. Die veränderlichen Thätigkeiten *im Erkennen* ſind: die Empfindung durch Affection, das unwillkührliche *Gedankenſpiel* durch Aſſociation, und das *Willkührliche durch Reflexion*." — „Die Willkührlichkeit der Reflexion iſt nur in ſehr *uneigentlicher* Bedeutung *Freyheit*. Sie bedeutet nichts als lebendige innere *Selbſtbeſtimmung*, welche im Gemüthe, ſo lange wir nur die Erkenntniſſe für ſich betrachten, *als zufällig* erſcheint, im Ganzen aber eben ſo nothwendig beſtimmt iſt, als jede Thätigkeit der inneren Natur." — (S. 209.) „*Willkühr* iſt ein Vermögen nach der *Wahl von Zwecken* zu handeln. Sie iſt alſo ein für die Erkenntniſs *fremdes* Vermögen, deſſen Einwirkungen auf unſere Vorſtellungen nur durch die Abhängigkeit derſelben von Begehren und Wollen, und nicht aus der Natur des Erkennens allein erklärt werden können." — (S. 217) „Der mittelbare Einfluſs des Willens auf unſere Vorſtellungen erfolgt immer nach dem Geſetze: „Eine Vorſtellung wird dadurch in der inneren Wahrnehmung *klarer*, daſs ich mir ihrer bewuſst werden will." — (S. 218.) „Wir müſſen alſo das Grundgeſetz des willkührlichen Vorſtellens ausſprechen: Eine *klare* Vorſtellung wird dadurch *ſtärker*, daſs es mir *Zweck* wird, ſie vorzuſtellen." — (S. 220.) „Der Menſch allein kann denken und dichten, der Menſch allein kann denken, woran er will; er allein kann ſich *willkührlich mit ſeinem Inneren beſchäftigen*, das heiſst, er allein hat *Reflexion*." Von jeher wurde die bloſse oder blinde *Willkühr*, als das Eigenthümliche des gedankenloſen, und lediglich durch Luſt und Unluſt beſtimmten, thieriſchen Handelns — von dem eigentlichen *Willen*, als dem Charakter des durch Wahl, Abſicht, Zweck beſtimmten, und eben darum *ein Denken vorausſetzenden* Handelns, unterſchieden. Ein Wollen, welches dem Denken überhaupt *vorhergeht*, und dem *kein* Denken vorhergeht, iſt ſchlechthin unmöglich; und wir können uns zwar durch unſer Wollen entſchlieſsen, über Etwas *nachzudenken*, aber wir müſſen daſſelbe ſchon *vor* dieſem Entſchluſs, und um dieſen Entſchluſs auch nur faſſen zu können, bereits *gedacht* haben. Dieſes müſste alſo auch von der Reflexion gelten, wenn dieſelbe, wie der Vf. dafür hält, eine ausſchlieſsende *Eigenthümlichkeit des Denkens* wäre. Aber ſeine Anſicht der Reflexion verwickelt ſich in noch viel augenſcheinlichere Widerſprüche. Dieſe angebliche Reflexion ſoll lediglich auf die Spontaneität der Vernunft, die beharrlichen Thätigkeiten derſelben, (welche *unmittelbare Erkenntniſſe* gleichwohl, aber *vor* der willkührlichen Reflexion auf dieſelben dunkel und bewuſstlos ſind) gehen, und dieſe unmittelbaren, bewuſstloſen und dunkeln Erkenntniſſe ſollen nur dadurch *klar* werden können und müſſen, daſs die Reflexion ſich derſelben *wiederbewuſst werden will!* Hier iſt ein *Wieder*bewuſstwerden der *bewuſstloſen* Thätigkeiten, Wiederholung eines Bewuſstſeyns, das noch nie Statt gefunden hat; und ein Klarwerden durch die Wiederholung des Dunkeln; ein *Bewuſstwerden-Wollen* endlich von Etwas, deſſen ich mir nicht bewuſst bin, und nur durch das Wollen erſt bewuſst werden kann! Die Unbeſtimmtheit und Vieldeutigkeit des nach der Meinung des Vfs. keiner Erklärung fähigen und bedürftigen *Begriffes von Bewuſstſeyn* geſtattet freylich, unter den *bewuſstloſen unmittelbaren Vernunfterkenntniſſen*, welche erſt durch die willkührliche Reflexion zum Bewuſstſeyn gelangen ſollen, auch ſchon *ein Bewuſstſeyn* zu verſtehen, das aber *vor* der Reflexion, und ohne dieſelbe *bewuſstlos* oder *dunkel* iſt. Eine Vorſtellung kann wohl, wie das oben aufgeſtellte Geſetz ausſagt, dadurch in der inneren Wahrnehmung *klarer* werden, daſs ich mich ihrer (*klarer*) bewuſst werden will. Aber zu dieſem Behuf muſs ſie *nicht dunkel* ſeyn, muſs ſie ſchon vor dem Entſchluſſe, ſie weiter aufzuklären, zu *meinem Bewuſstſeyn gelangt ſeyn*. Man mag übrigens unter dem, ſeit der *Kantiſchen* Epoche, immer vieldeutiger gewordenen Worte *Reflexion* Richtung der Aufmerkſamkeit überhaupt, oder aber nur das durch ein *Wegſehen* von Einem (Abſtrahiren) bedingte *Hinſehen* auf ein Anderes verſtehen: ſo iſt nicht abzuſehen, warum es nicht eben ſowohl eine *unwillkührliche*, *unabſichtliche* und *gedankenloſe nichtdenkende*, als eine willkührliche, abſichtliche, und denkende *Reflexion* geben ſoll. Beide Arten laſſen ſich im menſchlichen Bewuſstſeyn nachweiſen. Auch fehlt es den *vernunftloſen* Thieren keineswegs an dem Vermögen der Aufmerkſamkeit, auch nicht der willkührlichen der durch Luſt und Unluſt beſtimmten Aufmerkſamkeit; und die angeregte Einbildungskraft des bloſsen Thieres ſieht von einer Erſcheinung hinweg, um auf eine andere Erſcheinung hinzuſehen.

Aber die Kenntniſs des *Eigenthümlichen* der *denkenden* Abſtraction und Reflexion, und des *Eigenthümlichen* der *ſinnlichen*, und eben darum nichtdenkenden, Abſtraction und Reflexion, ſo wie jeder Eigenthümlichkeit der *Unwandelbarkeit* und *des Denkens* einerſeits, und der *Wandelbarkeit* und des *ſinnlichen Vorſtellens* andererſeits, iſt und bleibt ſo lange unmöglich, als die herkömmliche bewuſstloſe Verwirrung der Einheit mit dem Zuſammenhang, und der Verſchiedenheit mit dem Unterſchiede, nicht weniger in dem ſpeculirenden als in dem gemeinen Bewuſstſeyn unbemerkt fortdauert und unumſchränkt fortherrſcht, eben darum das nichttrennende Unterſcheiden und nichtmiſchende Vereinigen, welches den Charakter des *Denkens* ausmacht, und das trennende Unterſcheiden und miſchende Vereinigen, das-

Digitized by Google

lediglich dem *sinnlichen* Vorstellen zukömmt, vermengt und verwechselt wird; und der Unterschied und Zusammenhang des Unwandelbaren und Vernünftigen mit dem Unterschiede und Zusammenhange des Wandelbaren und Sinnenfälligen *für Einerley* gilt. Die besagte Verwirrung, methodisirt und sanctionirt durch die allgemein geltende Logik, ist zwar allen bisherigen Lehrgebäuden gemeinschaftlich, läßt sich aber am augenscheinlichsten an der *neuen Kritik der Vernunft* und an der *modernen Indifferenzlehre* nachweisen. In Beiden wird das Denken und das Anschauen, und die reine und die empirische Erkentniss, und die Einheit oder Unwandelbarkeit, und die Verschiedenheit oder Wandelbarkeit, nur durch *gleichsetzendes Entgegensetzen vereiniget*, während die *Indifferenzlehre* mehr auf die *Gleichheit*, die *neue Kritik* mehr auf den *Gegensatz* hinsieht. Der Grundbegriff der Indifferenzlehre ist die verworrene Vorstellung von der *Vereinigung der Einheit mit der Verschiedenheit;* der Grundbegriff der neuen Kritik — die verworrene Vorstellung *von innerer Thätigkeit.* Durch das, was Hr. *Fries* die *anschauende* und die *reflectirende Selbstbeachtung* nennt, glaubt er in der *inneren Thätigkeit* sowohl das Veränderliche derselben, oder Sinnliche, als auch das Unveränderliche, oder Vernünftige, entdeckt und aufgewiesen zu haben. Allein befangen durch das herkömmliche *Unterscheiden*, in welchem Unterschied und Verschiedenheit, — und durch das herkömmliche *Vereinigen*, in welchem Einheit und Zusammenhang *für Einerley* gilt, ahnet er keineswegs, dass die Vorstellung von *Thätigkeit überhaupt*, folglich auch von *innerer und selbstbeobachtender* Thätigkeit, schon mit der Verwirrung des *Denkens* und des *sinnlichen* Vorstellens, und des *Grundes* und der *Veränderung* behaftet ist. Nur dadurch, dass in dem Begriffe der *Thätigkeit überhaupt* die *Veränderung*, als Grund, und *der Grund* der Veränderung verworren, vermengt, verwechselt wird, läßt sich die Thätigkeit als das *Veränderliche* anschauen, und zugleich auch das Unveränderliche *als Thätigkeit* denken. Es ist nur dasselbe In- und durch einander der *Veränderung* und des *Grundes*, wodurch das Wandelbare der Veränderung die Unwandelbarkeit des Grundes annimmt, um als unveränderliche Thätigkeit, als *Vernunft*, gedacht — und das Unwandelbare des Grundes die Wandelbarkeit der Veränderung annimmt — um als *veränderliche* Thätigkeit, als *Sinn* — *angeschaut* zu werden.

Dr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Halberstadt*, b. Dölle: *Pastoralschreiben an seinen Jonathan Schuderoff*, Superintendenten in Rominebürg, von *Johann Christoph Greiling*, Superintendenten und Oberprediger zu Aschersleben. 1807. 29 S. 8. (2 Gr.) Der gute Schriftsteller verleugnet sich auch in der Behandlung eines trivialen Gegenstandes nicht. Rec. kennt zwar nicht genau die Veranlassung zu vorliegendem Schreiben; es geht aus ihm nicht klar hervor, ob dem Vf. oder seinem Freunde, Hn. *Sch.*, und mit ihnen den übrigen Predigern Preussens und Sachsens, zur Zeit allgemeiner Kriegesnoth, wo der beleßtete Bürgerstand, seine glückliche Lage im Frieden vergessend, mit Neid auf die Privilegien der öffentlichen Diener sieht, und sie gern zur Theilung der ihm gebührenden Lasten verpflichten möchte, die Anstimmung gemacht worden ist, Thorwachen zu versehen, Schildwache zu stellen, und Soldaten sich einlegen zu lassen. Aber woher und en wen auch immer die unsinnige Anfoderung geschehen und wie schwach die Stimme gewesen seyn mag, die sich dafür erklärte, der ganze Prediger- und Lehrerstand hat unstreitig Ursache sich zu freuen, dass sie sogleich durch das kräftige Wort eines sachverständigen Mannes überstimmt und zum Schweigen gebracht worden ist. Jetzt, wo alles auf den Predigerstand knieet und drückt, geschieht es nur zu leicht, dass Anträge, die in vorigen Zeiten gar nicht gewagt, wenigstens mit der tiefsten Indignation zurückgewiesen worden weren, epplaudirt und annehmbar gefunden werden. Der Vf. verdient sich daher allgemeinen Dank, wenn er mit anständiger Freymüthigkeit, der wir nue hie und da mehr Würde des Styls wünschen möchten, in rhepsodischee Kürze und doch eindringender Gründlichkeit die ausser allem Zweifel liegen sollende Frage untersucht: *„Ob Prediger nach göttlichen und menschlichen Gesetzen Schildwache stehen, Thorwache thun, und als gemeine Handlanger der Policey gewärtig seyn sollen?"*

Die Frager selbst fertigt er, wie sie es verdienen, mit gewürzter Laune ab, und Rec. giebt Jedem, der etwa noch bey sich selbst entstand, ob die Frage denn doch nicht, falls der Prediger, wie sich von selbst verstehe, für einige Groschen nur seinen Mann stellt, zu bejahen sey, sein Ehrenwurt, dass ihm nachdem er die 29 S. des Pastoralschreibens gelesen hat, die Lust dazu vergehen wird. — Eine besonders löbliche Eigenschaft der Schrift ist auch die, dass der Vf. durch sie „seinem nie gesehenen Freunde" ein Denkmal der Liebe setzen wollte, welches über ihr durch das Journal angesponnene Verhältniss ein liebliches Licht verbreitet.

A + X.

Ohne Anzeige des Druckorts: *Über Neufchatel.* Fuimus Troës. 1807. 111 S. kl. 4. (9 Gr.) Ob die, vormals unter der preussischen Oberherrlichkeit so glücklichen, Einwohner von Neufchatel sich, seit der mit ihnen vorgegangenen Veränderung, in ihrem Staats- und Sitten-Leben verbessert oder verschlimmert haben, darüber hoffte Rec. durch diese Bogen belehrt zu werden. Unangenehm ward er also überrascht, da er fand, dass sie nichts enthielten, als ein Fragment aus dem Tagebuch eines reisenden Preussen, während seines Aufenthalts zu Neufchatel im Sept. d. J. 1802. Damals küsste N. das alte Scepter noch. Der Vf. weiss nicht genug zu sagen von der freundschaftlichen Art, wie man ihn allenthalben als Preussen und Landsmann aufgenommen; wie schön und gut zu bereisen das Ländchen; wie fleissig, bieder und höflich die Bewohner; wie liberal und republicanisch die Regierungsform: kurz, von lauter Dingen, die wir von der Schule her wussten. In Betreff der Schreibart liest das kleine Buch sich nicht schlecht, und würde noch besser seyn, wenn sich nicht der Vf. in seinen Bemerkungen zu flach am Boden hätte aufhalten wollen. So kommt er im Anfange immer auf den Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, der einige Wochen vor ihm durch N. reisete, zurück, ob er gleich nichts Merkwürdiges von ihm anführt. Als er den Montblank zuerst sah, entblösste er ehrfurchtsvoll sein Haupt. Strenge im Bestrafen sey, meint er, kein Mittel zu grösserer Sittlichkeit, wohl aber ein Beweis davon. Dieser Satz ist doch noch disputabel; aber recht trivial sind die von dem Vf. weitläuftig ausgeführten: dass man die mühsam errungenen Güter höher schätze, als andere; dass die Landleute in Frankreich besser Französisch sprechen, als die von einem Sprachmeister unterrichteten deutschen Knaben u. dgl. Der König von Preussen erhielt aus diesem wohlhabenden Ländchen jährlich nicht mehr, als die nicht zu erhöhende, bestimmte Summe von 100000 Livr., wovon er den Gouverneur noch bezahlen musste. Im Durchschnitt wurden aus den beiden Dörfern Locle und Chaux de Fond jährlich 40000 goldne und silberne Taschenuhren in die Welt geschickt. Ein einziger Uhrmacher in Chaux de Fond verfertigte ihrer wöchentlich 40. In Neufchatel war es, wo der Vf. zuerst den *Hamburger Correspondenten* vermisste, der ihn durch ganz Deutschland und die Schweiz begleitet hatte.

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JANUAR, 1809.

PÄDAGOGIK.

JENA, b. Frommann: *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus* in der Theorie des Erziehungs-Unterrichts unserer Zeit dargestellt von *Friedrich Immanuel Niethammer*, der Phil. und Theol. Dr., der königl. Akad. d. Wissensch. zu München ausserord. wirkl. Mitglied, königl. bayersch. Central-Schul- und Studien-Rath bey dem geh. Ministerium des Innern. 1808. 359 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Gegenwärtige Schrift wird sich, wir zweifeln nicht, bereits in den Händen Aller befinden, denen Erziehung und Unterricht wichtige Gegenstände sind. Sie bekannt zu machen, oder erst zu verbreiten, ist diese Anzeige nicht geschrieben; auch sind uns andere Blatter im allgemeinen Lobe derselben zuvorgekommen. Aber die Gründlichkeit der Ausführung, und die dialektische Natur der Untersuchung selbst reizen, statt sich auf die blosse Anzeige zu beschränken, ein wissenschaftliches Wort darüber zu sprechen, und die Schrift eben von dieser Seite zu nehmen, durch welche sie sich von den gewöhnlichen pädagogischen Schriften unterscheidet.

Zuerst etwas von der historischen Beziehung derselben und ihrem Interesse für die Zeit. Vor ohngefahr dreyssig Jahren, da ein unruhiger Geist der Veranderung, ein unbestimmter Uberdruss des Vorhandenen sich zu zeigen anfing, und bey mangelnder Kraft zur Verbesserung von Grund aus alles im Einzelnen versucht wurde, sollte das Heil der Welt *auf Einmal* durch eine Umwälzung der bisherigen Erziehungs- und Unterrichts-Art bewirkt werden. Zwar der Geist der öffentlichen Anstalten war nicht so leicht und schnell, als die Verbesserer wünschten, auszutreiben; sie mussten sich daher auf Privatunternehmungen einschränken, und errichteten Anstalten auf eigene Hand, die, dem sentimentalen Treiben der Zeit gemäss, den Namen Philanthropine erhielten, der auf Armen- und Besserungs-Häuser, oder auf Anstalten für Gebrechliche und Blödsinnige eben so gut gepasst haben würde. Inzwischen war mit diesen die neue Pädagogik zur Welt geboren; die alte, welche in obiger Schrift Humanismus genannt wird, mit der neuen oder dem Philanthropinismus in offenen Krieg versetzt; durch hundert Eingänge drang dieser zuerst in die häusliche Erziehung; in der öffentlichen brachte er wenigstens einen Zustand der Unruhe und des Schwankens hervor. Später erst, da Niemand mehr sich dessen versah, erschien er in einem Staat, dessen mächtige Fortschritte zur Verbesserung längst die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatten, in neuer Gestalt und zum öffentlichen Unterrichtssysteme entwickelt: ein Phänomen, das Vielen unbegreiflich dünkte. Bey dem ungleichen Fortgange der Cultur in den verschiedenen Theilen Deutschlands war es zwar nichts Ungewohnliches, dass, was in dem einen längst wieder aufgegeben war, in dem anderen erst fest zu wurzeln und zu blühen anfing. Aber eben durch dieses spätere Wiederaufleben traf der Philanthropinismus mit der allgemeinen philosophischen Bewegung zusammen, welche da, wo Monch- und Pfaffenthum zwar der Materie nach schnell und leicht hinweggeschafft worden waren, die Form aber und das ganze Gepräge des Geistes, welches sie ertheilten, desto unvertilglicher haftete, eine neue Scholastik eigener Art erzeugen musste, die um so barbarischer war, als eben dort das Studium des classischen Alterthums seit undenklichen Zeiten danieder gelegen, und nie zu seinem wahren Zwecke sich erhoben hatte. Durch Verbindung dieser beiden Umstände musste der Philanthropinismus eine für die öffentliche Erziehung, für die Freyheit des Geistes und die wahren Fortschritte der Bildung weit gefahrlichere Gestalt gewinnen. Wir glaubten so viel über ein Phänomen bemerken zu müssen, das bey den gegebenen Umständen fast unvermeidlich sich zeigen musste, und welches als ein nothwendiges zu begreifen viel besser war, als Absichten zu erdichten, die gar nicht Statt fanden.

Abgesehen aber von jeder besonderen Beziehung, hat der Streit beider Unterrichtssysteme ein allgemeines Interesse und eine rein wissenschaftliche Bedeutung. Weit entfernt, dass er in diesem Sinn bereits geschlichtet wäre, möchten wir sagen, dass er noch gar nicht recht angefangen habe. Eine Menge Grundsätze, die mittelbar oder unmittelbar dem Philanthropinismus angehören, haben sich in die entgegengesetzten Systeme eingeschlichen. Wie viele, die jener sogenannten Aufklärung — einer wahren *Entgeistung* der Nation nach dem Ausdruck des Vts. (S. 18) — sonst sich widersetzt hatten, sind ihrer Einwirkung selbst nicht entgangen, und zeigen sich jetzt erst in der letzten Herzensmeinung einig mit ihr! Wo alles so unrein und gemischt ist, da kann der wahre Streit noch nicht angefangen haben. Der grosse Scheidungsprocess des Guten und des Sch'echten beginnt erst jetzt; auch in der wichtigen Sache der Theorie

des Erziehungsunterrichtes ist er durch vorliegende Schrift erst wirklich eingeleitet.

Oder soll etwa nur unbedingt das Alte wieder hergestellt werden, ein Mittel, wozu Mangel an selbstschaffender Kraft und Verzagtheit nach so vielem Mifslungenen jetzt allgemein greift? Nur Jemand, der, ganz in die Schranken seiner Schule gebannt, nie einen freyen Blick in die Weltzustände geworfen, könnte der Meinung seyn, dafs, während alle Bedingungen des Lebens so mächtig verändert, die Foderungen der Welt an uns so ganz andere geworden, alle Verhaltnisse erneut, oder in der Erneuung begriffen sind, Unterricht und Erziehung allein der Umschaffung nicht bedürfen. Ein einfacheres, eben darum kräftigeres, auf gröfsere Grundsatze gebautes System der Erziehung, ist dringendes Bedürfnifs. Die Schuld des Geschehenen, der Schwäche des jetzt handelnden Geschlechts und seiner Verirrungen können, wenn man einmal auf Erziehung als eine Quelle derselben zurückgehen will, doch wahrlich nicht die Neuerungsversuche allein tragen: wo hat denn die alte Schule die praktisch-grofsen Männer gebildet, deren die Zeit bedurfte? Hat, während jene nach einer flachen Gemeinnützlichkeit strebten, diese nicht im Gegentheil immer mehr vom Leben sich zurückgezogen, engherzig von Welt und allgemeinmenschlichem Wirken sich losgesagt? Am unerträglichsten aber dünkt uns, wenn das, was nicht einmal jenen schwachen Versuchen mit Erfolg entgegengewirkt, was sich ohnmachtig gezeigt, das Geringste zu retten, unserem Zeitalter wieder als Arzneytrank angeboten oder gar aufgedrungen werden soll. Auch dem dunkelsten Streben zur Veränderung liegt gewöhnlich ein richtiger, wenn schon nicht begriffener, Instinct zum Grunde. So war das oben erwahnte unbestimmte Verlangen nach etwas Neuem ein Vorzeichen der kommenden Ereignisse, das, besser verstanden, diesen selbst eine andere Wendung geben konnte. Ein solches dunkles Gefühl hat auch die philanthropinisch sich nennenden Bestrebungen, den Erziehungsunterricht umzuändern, geleitet. Unsere Sache ist jetzt, es deutlich zu machen und zum Bewufstseyn zu erheben. So zeigte dieses Gefühl sich als Streben nach dem Gemeinnützlichen, ohne Einsicht, worin das wirklich Gemeinnützliche bestehe. Uns sollte dies nun klar geworden seyn. Dem älteren System lag von Anfang mehr klare Einsicht und selbst wissenschaftliche Erkenntnifs zum Grunde: aber hat sich der ursprüngliche Sinn aus ihm nicht wie aus so manchen anderen Systemen verloren? Auch der Gedanke also, den Streit beider Unterrichtssysteme so zu führen, dafs das relativ-Wahre eines jeden, gegenseitig sich berichtigend, das vollkommen-Wahre zum Product gebe, ist ganz an der Zeit, und einer wissenschaftlichen Ausführung würdig.

Bey jeder Untersuchung eines Streites, die besonders eine Ausgleichung beabsichtigt, ist die Auffindung des Grundgegensatzes das Wichtigste. Der für den gegenwärtigen Streit gefundene möchte so ziemlich für den Streit der ganzen Zeit gefunden seyn. Der Vf. beschäftigt sich mit dieser Aufgabe im zweyten Abschnitt, der daher die Überschrift: Wissenschaftliche Begründung der Untersuchung, führt. Das rechte Wort desselben meint der Vf. zwar Anfangs in den Begriffen von Animalität und Rationalität gefunden zu haben, die im Menschen coexistiren sollen; und in der That ist der Gegensatz weit genug, um recht viel auf ihn zurückführen zu können. Allein die spätere Bemerkung (S. 67), dafs im Menschen nirgends ein Punct sich aufzeigen lasse, wo reine Thierheit anhebe, dafs (S. 68) diese im Menschen durch die Verbindung mit der Vernunft nicht nur (negativ) aufgehört habe, Thierheit zu seyn, sondern etwas positiv-Anderes geworden, und selbst geheiligt (S. 40) sey, scheint zu beweisen, dafs für den Menschen überhaupt dieser Gegensatz zu weit gewählt seyn möchte. Ist im Menschen die Thierheit bereits von der Geistigkeit durchdrungen, der Leib, wie der Vf. sagt, ein Tempel des heiligen Geistes: so ist der Gegensatz schon durch das Wesen des Menschen als solchen aufgelöst; ein hoherer und anderer mufs hervortreten. Wir glauben daher diese Ausdrücke nicht strengwissenschaftlich, sondern ohngefähr so nehmen zu müssen, wie die anderen von Erde und Himmel, um Reales und Ideales zu bezeichnen. Vielleicht sind sie einer Nachgiebigkeit gegen das Gangbare zuzuschreiben, die bey der Absicht der Allgemeinverständlichkeit keinen Tadel verdient. Bekanntlich hat die Antithese von Thierheit und Geistigkeit in unserer Literatur eine gewisse Popularität erlangt, indem sie theils als polemisches Mittel dienen mufs (obgleich die Zeiten der Encyklopädisten längst vorüber sind); theils darum unentbehrlich ist, weil es sonst in manchen Systemen an einem Erklärungsgrund des Bösen und der Verderbtheit der menschlichen Natur fehlen würde, den man da, wo er wirklich ist, entweder nicht sehen kann, oder nicht sehen will. Auf die nämliche Art erklären wir es auch, wenn als parallele Ausdrücke jener beiden die von Vernunft und Zweckverstand gebraucht werden. Denn die esoterische Meinung des überall scharf bestimmenden und genau unterscheidenden Verfassers kann es nicht seyn, dafs uns der Kunstverstand mit den Thieren gemein sey; etwas, das völlig die Begriffe von Menschheit und Thierheit verwirrt. Die Kunst, die vom Thiere ausgeübt wird, ist in Ansehung seiner eine durchaus blinde, mit keinem Bewufstseyn eines Zwecks verbundene; in ihm handelt ein Anderes als es selbst. Verstand setzt Persönlichkeit voraus; und zu einer Zeit, da leider von Menschen so wenig überflüssiger Verstand gezeigt worden, thut es wahrlich nicht Noth, ihn freygebig den Thieren zukommen zu lassen. Wir glauben also, um den wahren Sinn des Vfs. nicht zu verfehlen, uns besser an die freyeren Ausdrücke des Gegensatzes in folgenden Wendungen zu halten. „Dem einen System ist der Mensch lauterer Geist; das Leben im Idealen seine einzig wah-

Digitized by Google

re Beſtimmung. Nach dem anderen hat das geiſtige Leben keine Selbſtſtändigkeit, und das Schaffen und Wirken in der Sinnenwelt iſt die einzig ſichere Beſtimmung des Menſchen. Jenes verſchmäht alle Bildung für äuſsere Zwecke, alle Bemühung um die Mittel, welche zur Verwirklichung der Ideen in der Aufsenwelt nothwendig ſind; das andere hat gar nicht die Bildung des Geiſtes an *ſich*, ſondern die für bloſs äufsere Zwecke, zum künftigen Beruf und Fortkommen in der Welt, zur letzten Abſicht.“ Aber nur worin jene Mittel, oder, genauer zu reden, worin jenes — doch wohl ebenfalls poſitive — Princip beſtehe, durch deſſen Kraft der Menſch Ideen in der Aufsenwelt verwirklichet — darüber hätten wir die beſtimmte Erklärung vom Vf. gewünſcht. Denn wenn etwa darunter wieder nur *Kenntniſſe* verſtanden werden, z. B. die ſogenannte Kenntniſs der Welt, des Menſchen, der poſitiven Einrichtungen u. ſ. f. (S. 42): ſo geht uns der Gegenſatz unverſehens wieder verloren; wir bleiben auch damit nur in der Sphare des Geiſtigen ſtehen.

Sollte der wahre hier allein zu ſuchende Gegenſatz nicht folgender ſeyn? — Der *Vernunft*, die als das Vernehmende und Allgemeine, in Anſehung des Menſchen, mehr den Charakter der Ruhe und Hingebung hat, kann bloſs das Thatige, Selbſtwirkende, mit Einem Worte, die *Perſönlichkeit* entgegengeſetzt werden. Jene, die Vernunft, beſtimmt an dem Menſchen überall nur ſeinen Gattungsbegriff, ſeinen allgemeinen Weſenscharakter; dieſe, die Perſönlichkeit, iſt es, nach welcher wir die beſondere Tüchtigkeit und Trefflichkeit des Menſchen ſchatzen, ſo daſs z. B. ein vernünftiger Mann genannt zu werden (das Allgemeinſte, was von einem Menſchen ausgeſagt werden kann) ein faſt eben ſo zweydeutiges Lob iſt, als das andere, ein guter Mann zu heiſsen, während dagegen Perſönlichkeit an und für ſich und ohne weiteren Zuſatz Lob erhält. In der That faſſen wir alle Tugenden und Eigenſchaften, welche der Menſch in kraftiger Verwirklichung der Ideen zeigt, unter dieſem Namen zuſammen. Auſserdem iſt auch nicht zu leugnen, daſs das ganze Streben des modernen Humanismus ganz auf die Cultur und unverhältniſsmäſsige Erhebung jener unperſönlichen Eigenſchaften ging, die perſönlichen aber als etwas Schlechtes und gering zu Schatzendes bey Seite liegen blieben. Es iſt, als hatte Ein Schickſal die auſseren Ereigniſſe und die inneren Geiſtesrichtungen beſtimmt, als hätte alle Selbſtheit und Ichheit, nachdem die Nation ihre Perſönlichkeit längſt verloren, auch im Individuum mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden ſollen. Woher ſonſt im Inneren unſerer Nation jenes abſichtliche und bewuſste Wüthen gegen hervorragende Individualität, und zwar als ſolche — woher die Unterdrückung aller Eigenthümlichkeit durch die Uniformirung des Unterrichtes, wogegen der Vf. (S. 198 ff.) ſo treffende Worte redet, und durch welche die Auflöſung ins Allgemeine bey uns endlich bis zur ſubſtanzloſeſten Durchſichtigkeit gelangt iſt; nicht jener des Demants, die mit der gröſsten Beſtimmtheit und Harte der Individualität beſteht, ſondern der haltungsloſen Luft? Woher, ohne ein ſolches Schickſal anzunehmen, wäre begreiflich, daſs eine Philoſophie, die kräftiger, als eine zuvor, die Perſönlichkeit erhoben, ja zum allgemeinen Mittelpunct gemacht, ihrem Urheber unter der Hand zu einer völlig anderen geworden, die jede Selbſtwirkung, jede eigene Thätigkeit des Menſchen nicht kräftig genug zu verdammen weiſs? Woher, ohne dieſes gänzliche Aufgeben aller Perſönlichkeit, die Kleinmüthigkeit, welche frömmelnder Unvernunft, einer neuen deſto widerwärtigeren, weil philoſophiſchen, deſto verderblicheren, weil praktiſchen, Sentimentalität die Thür öffnet, und endlich auf alles eigene Denken, wie ſchon längſt auf das eigene Wollen, verzichten, den Quell der Weisheit im Nichtsthun oder — in den Kirchenvätern ſuchen heiſst? Woher endlich die allgemeine Geringſchätzung der Gelehrten in Bezug auf Welt und Leben, als von dieſer entſchiedenen Unperſönlichkeit bey vermeintlich hoher Bildung, allſeitiger Humanität, ja ſogar Anpreiſung des Alterthums, deſſen Muſter eben durch die Vereinigung der höchſten und allgemeinſten Bildung mit der beſtimmteſten Perſönlichkeit unſere Bewunderung erregen? — Mag es ſeyn, daſs kein Philanthropiniſt den Gegenſatz ſo gedacht (die verkehrteſten Mittel zur Heilung des Übels haben ſie auf jeden Fall ergriffen): dennoch kann das wahre Wort des Gegenſatzes nur dieſes ſeyn: denn die Einwendung, daſs Erweckung und Bildung der Perſönlichkeit der ſittlichen Erziehung anheim falle, und alſo bey der Frage nach dem höchſten Zwecke des *Unterrichts* nicht in Betracht komme, wollen wir Niemanden zutrauen. Auch unſere Meinung iſt, daſs ohne Freyheit des Willens, im eigentlichen und wörtlichen Verſtande, Perſönlichkeit ein Unding ſey: aber wenn Selbſtſtändigkeit und ſchaffende — das, was nicht iſt, *hervorbringende* — Kraft der allgemeine Charakter der Perſönlichkeit iſt, wenn Entſchiedenheit, Sicherheit, Gegenwart des Geiſtes im beſonderen Fall ihre beſtimmteſten Merkmale ſind: ſo iſt einleuchtend, daſs nur ſelbſtgeſchaffene Begriffe, nur diejenige Sicherheit der Grundſatze, welche aus einer völlig durchgebildeten Weltanſicht entſpringt, zu der jeder von jedem Punct ausgelangen und geleitet werden kann, nebſt Freyheit von Vorurtheilen (worunter hier alle beſchränkenden Meinungen verſtanden werden), wahre Perſönlichkeit geben, und die Art ſowohl als den Stoff ihrer Auſserung beſtimmen. Darum eben läſst ſich zweifeln, ob von dem Unterricht je für ſich geredet werden könne, da er ein weſentlicher Theil der Erziehung iſt, und beide zuſammengenommen erſt die wahre Kunſt der Menſchenbildung ausmachen.

Nach der Erkenntniſs und Beſtimmung des Gegenſatzes iſt, das Princip der Entſcheidung oder Ausgleichung zu finden, das Wichtigſte. Das richtige Princip für den vorliegenden Fall glauben wir bey dem Vf. ſchon im erſten (hiſtoriſchen) Abſchnitt in den Worten (S. 33) zu finden: „Ein anderer Geiſt, dem jener der Aufklarung als bloſser Vorläufer Platz gemacht hat, iſt mit der Wiederauferweckung des

Digitized by Google

ächten philosophischen Denkens unter uns erschienen. — Dieselbe merkwürdige Reform, welche das Ideale wieder zu der Ehre, Realität zu seyn, hervorgerufen hat, ist in dem ganzen Umfang unserer Bildung, in Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Religion, in allen Zweigen des Thuns und des Lebens sichtbar. — Die Idealität der Wahrheit und die Wahrheit des Idealen wird immer allgemeiner und lauter anerkannt, die Stimme derer, die jene Überzeugung hohnen, immer heimlicher und schwächer.“ Irren wir uns, oder wäre an Deutlichkeit gewonnen worden, wenn der Vf. diesen Gesichtspunct auch zu Anfang des zweyten Abschnitts festgehalten hätte? Denn wenn dort der Grundfehler beider Systeme in die *Einseitigkeit* gesetzt wird, indem der Humanismus von den zwey Seiten der menschlichen Natur nur die geistige, der Philanthropinismus nur die thierische ins Auge gefasst habe: so müsste alsdann das Rechte schon dadurch hervorgehen, dass beide Seiten nur zugleich oder vereinigt ins Auge gefasst würden, welches der Vf. (S. 67) ausdrücklich leugnet, und was auch dem Geist seiner ganzen Ansicht widerstreitet. Ist aber der Streit nicht durch Verbindung zu entscheiden: so liegt auch der Grund des Übels nicht in der Einseitigkeit der Reflexion — in dem Sehen der einen ohne die andere Seite — sondern vielmehr darin, *dass* zwey Seiten gesehen wurden, ein Gegensatz gesucht, wo keiner war — in der Annahme, *dass* es eine geistige Thätigkeit gebe, die nicht zugleich real — und eine reale, die nicht zugleich geistig wäre. Diesen Grundfehler haben beide Systeme *gemein;* und die vom Vf. angegebene Einseitigkeit ist erst eine Folge desselben. Der Vf., der überall mit logischer Genauigkeit zu Werke geht, wird uns diese für die Klarheit der Entscheidung wichtige Bemerkung nicht als Sylbenstecherey auslegen. Dass er sich auf die angegebene Art ausgedrückt, daran hat ohne Zweifel nur die gewählte Bezeichnung des Gegensatzes Schuld. Denn zwischen Rationalität und Animalität als solchen ist allerdings ein vollkommener Gegensatz. Wo diese ist, kann jene eben darum nicht seyn, und umgekehrt wo jene ist — versteht sich als persönliche Rationalität, nicht als die allgemeine, die freylich in jedem Stein und Thier ist — muss diese, die Animalität, aufgehört haben, und in ein Höheres verklärt seyn. Dass der Humanismus, der ausgeartete nämlich, wie ihn der Vf. an mehreren Stellen schildert, diesen Gegensatz so gemacht, ist freylich unleugbar; wenn er aber das Animalische, als das vermeintlich böse Princip, herabzusetzen und zu schwächen, das andere dagegen zu erhöhen suchte: so lag der Fehler nicht in dieser, nach der Voraussetzung vielmehr lobenswerthen Einseitigkeit, sondern in der Annahme, dass im Menschen, wo offenbar ein höherer Kampf beginnt, die Geistigkeit ihren Gegensatz in der Thierheit habe. Der alte und ächte Humanismus kannte diese moderne Polemik gegen den Animalismus keineswegs, und wusste diesen überhaupt mit mehr Geistesfreyheit zu nehmen, wie die wohlfürsorgenden Stiftungen für Leibesnahrung und Nothdurft der Studirenden beweisen — eben so viele Denkmäler der alten Pädagogik, dergleichen, seines Namens ohnerachtet, der Philanthropinismus keine aufzuweisen hat, der nur seine Verwalter zu bereichern diente — wie ferner die Sorge für Bildung körperlicher Kraft und Gewandtheit auf unseren Universitäten beweist, wo seit den ältesten Zeiten Meister in allen Leibesübungen angestellt sind, welche erst ein Pedantismus neuerer und trübseliger Art zu verscheuchen Miene gemacht hat. Wir wenden die obige Bemerkung gleich auf die Entscheidung der allgemeinsten Streitpuncte über den *Zweck* des Erziehungsunterrichts an, wovon der Vf. zu Anfang des 3ten Abschnitts handelt. Der erste ist, ob jener Zweck in der Bildung des Geistes an sich, oder in der Bildung und Vorbereitung zum künftigen Beruf bestehe? Der Fehler beider Systeme liegt auch hier nicht in einer Einseitigkeit der Reflexion auf die eine oder andere der jenen beiden Zwecken entsprechenden Thätigkeiten, sondern in der Einseitigkeit des *Begriffs* von einer jeden; in der Annahme, dass geistige und Berufs-Thätigkeit überhaupt reell unterscheidbar seyen. Das nämlich war die mit Triumph vorgebrachte Weisheit, dass die höchste intellectuelle Bildung für das eigentliche Leben unnütz, und dass die wahrhaft praktische Thätigkeit eine von der ideellen gänzlich unabhängige sey. Auch diese Meinung hatten wieder beide Theile *gemein*. War sie gleich ein Product der modernen Aufklärerey: so stimmte der grosse Haufen der Humanisten doch willig mit ein. Wer bekannte lauter, als sie selber, die Unfruchtbarkeit der Ideen für das Leben und die Unnützlichkeit aller Speculation? Eine Behauptung, die sie bald wahr machten. Denn eben indem sie die Wissenschaft mehr und mehr zu dem Bedürfniss des Alltagsgebrauchs herabzogen, oder in eine völlig unfruchtbare Gelehrsamkeit verwandelten, gingen in ihr die Ideen, und damit alle praktische Kraft aus, so dass ihr das Leben in Kurzem über den Kopf gewachsen war. Die Wenigen, die jene reine und unbedingte Liebe der Wissenschaft um der Wissenschaft, der Ideen um der Ideen willen, welche die früheren Zeitalter erhoben hatte, noch in sich empfanden, zogen sich freywillig oder gezwungen von Welt und Leben zurück. Die ächten Jünger jener Meister aber waren entweder für das praktische Leben wirklich gründlich verdorben, oder zwar gemeinnützlich und flach genug gebildet, aber durch ihre Ideenlosigkeit unfähig, selbstständig in die Zeit, die ihnen zu gross war, einzugreifen. Um die Verwirrung zu vollenden, wurde dieser endlich allgemein gefühlte Mangel praktischer Kraft dem wahren Humanismus zugeschrieben, und dem Übel durch eine noch vollkommnere und weitere Ausführung des Philanthropinismus zu steuern gesucht. Des ächten, freylich schon uralten, Humanismus Meinung war: Wissenschaft und geistige Bildung seyen das Salz der Erde; zum Verfall eile ein Volk, wenn entweder das Salz dumm, d. h. die Weisen unfähig würden, zu regieren, oder umgekehrt mit der Dummheit gesalzt würde, d. h. die Unweisen regierten. (*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JANUAR, 1809.

PÄDAGOGIK.

JENA, b. Frommann: *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus* in der Theorie des Erziehungs-Unterrichtes unſerer Zeit dargeſtellt von *Friedr. Immanuel Niethammer* u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Auf dieſe Überzeugung, welche die Kraft voriger Jahrhunderte war, das unſrige zurückzuführen, ſtrebt mit Würde und Ernſt die vorliegende Schrift. Sie entſcheidet unbedingt für den (richtig verſtandenen) Humanismus, offenbar nur in der angegebenen Vorausſetzung. Die behauptete Identität iſt nämlich nicht etwa als *Gleichheit* zu verſtehen — Begriffe, die jeder genaue Sprachgebrauch, jede Logik unterſcheiden lehrt; — der Sinn iſt, dafs das Poſitive beider Thätigkeiten Ein und Daſſelbe, der Nerv praktiſcher Thätigkeit ſelbſt die geiſtige ſey. Jeder Gegenſatz, in dem ſich findet, dafs das Eine (richtig verſtanden) das Andere begreift, dieſes alſo das Begriffene von jenem iſt, mufs nach dem Princip der Unterordnung entſchieden werden. Eben dieſes iſt das durchgängig vom Vf. angenommene. Kein Wunder alſo, dafs der Humanismus überall entſchieden Recht behält, und es bedurfte deſshalb keiner Verſicherung von Unparteylichkeit (S. 74). — „Wer für das Unbedingte gebildet iſt, ſagt der Vf. S. 101, der iſt allein eigentlich gebildet, und bringt Bildung auch zum Bedingten mit. Wer eine andere Realität, als die der Erde, kennen, und eine höhere Beſtimmung ſeines Lebens glauben gelernt hat, für den hat das Leben *einen ganz anderen Ernſt*, als den der Noth. Nur dieſer macht kleinlich und gemein; der andere erhebt den Menſchen." — „Dem Blick, der an Gegenſtänden der Innenwelt ſich geübt hat, wird auch die Dinge der Aufsenwelt zu durchſchauen weit eher möglich ſeyn, als dem, der ſich mit noch ſo viel Sachen, d. h. Äufserlichkeiten abgegeben hat." — Auch umkehren läſst ſich eben deſswegen die Ordnung nicht; denn die bewegende Kraft des Äufseren liegt ſelbſt im Inneren. „Das Sehenswerthe an der Erde — auch in den Weltereigniſſen, ſetzen wir hinzu — iſt ſelbſt das Unſichtbare." Wer nun hiegegen die jetzige Geſtalt der Welt, die Verworrenheit und Verwickelungen der Staatsgebäude u. ſ. w. ſtellen wollte, vergäſse, dafs dieſe Geſtalt ſelbſt die Folge jener Trennung des Lebens von dem einzig belebenden Princip iſt. Dafs bey der Frage, was ſeyn ſolle, auf den lebendigen Staat gerechnet werde, nicht auf den todten, verſteht ſich doch wohl. — Wie war es denn möglich, dafs in dem römiſchen Freyſtaat der nämliche Mann die Dienſte des Krieges in der Jugend, das Amt des Richters bey anfangender Mannheit, das eines Verwalters öffentlicher Einkünfte in reiferen Jahren, endlich das Ruder des ganzen Staates in Frieden und Krieg führen, der nämliche zugleich Oberhaupt des Gemeinweſens zu Haus, und ſiegreicher Feldherr an der Spitze der Heere ſeyn, und zuletzt im Alter noch den Muſen und der Philoſophie leben konnte? Eine nothwendige Idee iſt es (man ſehe S. 93), dafs die Berufsthätigkeit (worunter wirkliche *Thätigkeit*, nicht knechtiſche oder bloſs mechaniſche Arbeit verſtanden wird), eine fortgeſetzte Ausübung der Humanität, eine fortgehende Bildung und Steigerung der geiſtigen Kraft an dem widerſtrebenden Stoff der Wirklichkeit ſey; eine Idee, die, wenn auch auf kurze Zeit, doch in einzelnen glücklichen Staaten, häufiger im öffentlichen Leben groſser, ihr Zeitalter beherrſchender Menſchen, ſich verwirklicht gezeigt hat. Die den Staat immer nur als Mechanismus angeſehen, denen ſein poſitiver Begriff, die umfaſſendſte Darſtellung der Ideen in der Wirklichkeit zu ſeyn, nie klar geworden iſt, mögen auf jede Berufsthätigkeit verächtlich herabſehen. Sind aber auch in menſchlichen Dingen nur Ideen das lenkende, ordnende und wahrhaft ſchaffende Princip: ſo mufs die geiſtige Bildung, ihrer Allgemeinheit unbeſchadet, unmittelbar Bildung für das Leben ſeyn, und von dieſem nicht ſowohl abziehen, als die höchſte Kraft deſſelben und das wirkſame Principium ſeiner Veredlung erwecken.

Ein anderer vom Vf. erwähnter Gegenſatz iſt, dafs Erwerbung beſtimmter Kenntniſſe dem Einen Übung des Geiſtes an ſich, dem Anderen als Hauptzweck erſcheint. Von einem wahren Gegenſatz kann nun hier vollends nicht die Rede ſeyn, da Geiſt und Kenntniſſe ſich wie Seele und Leib verhalten; nur was höher ſey, was untergeordnet, was Zweck und was Mittel, kann die Frage ſeyn. Selbſt der Philanthropinismus iſt doch kaum für ſo blind anzunehmen, dafs er die Kraft, wodurch alles bewegt wird, geringer achten ſollte, als die zu bewegende Maſſe. Eher hat der moderne Humanismus, durch den zu groſsen, auf Kenntniſſe als ſolche gelegten Werth, Gelehrſamkeit und ausgebreitetes Wiſſen in übeln Ruf gebracht, indem freylich Verſtändnifs der Sprachen, genaueſte, aus allen Geſchichtsbüchern

geschöpfte Kenntniss der Weltereignisse, ohne befestigtes Gemüth und selbstständigen Geist, vor den falschesten Urtheilen und den gröhsten Missgriffen nicht schützen konnte. Gewöhnlich wird indess jener Gegensatz näher bestimmt, so dass Ideen und praktisch brauchbare oder gemeinnützliche Kenntnisse, Übung der contemplativen, Ideen erzeugenden, Kraft an geistigen Gegenständen, und Übung der materiellen Thätigkeit an blos materiellen Dingen, einander entgegen stehen. Schelten wir die Nützlichkeitsfoderung doch nicht zu unbedingt! Wer dem Menschen nützen kann, erfüllt sicher den Zweck der Natur, indem wir in jenen humanen Gedanken einstimmen dürfen: wozu all' der Apparat von Sonnensystemen, Milchstrasen und Nebelsternen seyn würde, wenn nicht endlich irgend ein vernünftiges Wesen des Daseyns sich freute! Da aber die Menschengattung zur Einheit geschaffen ist, und der Einzelne nur als Glied eines kleineren oder gröseren Ganzen seinen wahren Lebensvortheil finden kann: so ist, wenn vom Nützlichen die Rede ist, zuletzt alles auf das Ganze zu beziehen, und nur das wahrhaft gemeinnützlich zu nennen, was nicht Einzelnen, und wären es noch so viele, sondern dem Staat, dem Volk als solchem nützt. Ganz im Gegentheil hat die letzte Zeit gerade das gemeinnützlich genannt, was nur dem Einzelnen frommt. So, um bey einem der nächsten Beyspiele stehen zu bleiben, wird durch die Erfindung der Vaccination wohl manches einzelne Leben gerettet; einzelnen Vätern, einzelnen Müttern Leid und Schmerz abgewendet, aber was hat der Staat als solcher davon? Dass die Population dadurch vermehrt werde, ist zweifelhaft, so lange man nicht weiss, ob der Tod seine Beute nicht auf anderem Wege holt, da ihm dieser abgeschnitten ist; dass vermehrte Population für jeden Staat unbedingt wünschenswerth sey, ist ebenfalls nur eine seichte Behauptung neuerer Zeit: beides aber zugegeben, so besteht ja der Staat nicht in der Population, noch durch sie, und ohne Sitten und Religion wird jedes vaccinirte Volk zu Grunde gehen, wenn mit diesen das unvaccinirte seine Freyheit und Ganzheit behauptet. Der Staat selbst ist eine geistige Idee, also können auch nur geistige Ideen gemeinnützlich heisen: alles andere ist nur Mittel und hat nur Werth, wenn es zum Werkzeug von Ideen dient. Demnach können Ideen und Gemeinnützliches überhaupt nicht in Gegensatz gestellt werden, und die es thun (wie es denn noch immer von der Mehrheit geschieht) wissen und verstehen nicht, was gemeinnützlich heisse. War aber in jenem Streit gleich Anfangs nur vom Privatnützlichen die Rede: so verdient die Frage: was höher stehe, dieses oder Ideen? gar keine Antwort. Wer so fragt, konnte auch zweifeln, dass dem Volk der Deutschen z. B. ein grosser Gesetzgeber, ein Solon, ein Lykurg, ein Moses sogar, menschlicher Weise zu reden, weit heilsamer gewesen wäre, als alle Erfinder von Sparöfen, Spinnmaschinen oder Runkelrübenzucker. — In der anderen Entgegensetzung, zwischen Übung der contemplativen Kraft an rein geistigen, und Übung der materiellen an rein materiellen Gegenständen, kann unter der letzten die materiell-*erkennende* gemeint seyn; dann kommt dieser Gegensatz auf den vorigen zurück; es ist nicht zweifelhaft, welche die wichtigere, ja welche die unbedingt wichtige ist: diejenige nämlich, welche ein Ganzes als ein Ganzes zu fassen vermag, die Kraft der Ideen und der Totalität. Ist aber unter materieller Kraft die *handelnde* zu verstehen, und die Rede davon, dass, nach dem Ausdruck des Vfs., der Mensch nicht blos zur Vernunft geweckt, sondern auch diese in Werk und That äusserlich darzustellen befähiget werden solle: so stossen wir, da alle Befähigung nur persönlich seyn kann, wieder auf den Grundgegensatz zwischen Bildung zur Vernunft und Bildung zur Persönlichkeit. Aber alles, was den Geist bildet, was ihn wahrhaft frey macht und erhebt, das bildet und erhebt auch die Persönlichkeit. Durch nichts wird sie gewisser niedergedrückt, als durch dunkle, verworrene Begriffe, durch ein Übermass ungeordneter Kenntnisse: daher es nichts Seltenes ist, den Mann von wenigen Begriffen mehr Gegenwart des Geistes und Bestimmtheit im Handeln zeigen zu sehen, als den, der es mit vielen Kenntnissen doch weder zur Klarheit noch zur Einheit der Ansicht gebracht hat. Man schämt daher bey denen, welche einst im eigentlichen Sinne Verwirklicher von Ideen seyn sollen, nur die Wahl zu haben, sie entweder zum Höchsten der Bildung, zur kräftigen Überschauung des Ganzen, mit bestimmter Erkenntniss des Einzelnen verbunden, zu führen; oder sie, nach Art der Philanthropinisten, mit wenigen in der Nähe liegenden, völlig nüchternen Begriffen auszustatten. Denn was in der Mitte liegt — die nicht durchgeführte Bildung, die nicht völlig gewonnene Klarheit über Puncte, die sonst besser geruht hätten — eben das, was unsere moderne Erziehung und Lehre gewöhnlich liefert, ist das ganz Untaugliche und Verderbliche. Nur diejenigen Grundsätze und Begriffe, welche bis zur unwiderstehlichen Klarheit für den Verstand gelangt sind, nehmen auch von unserer Persönlichkeit Besitz, und hören auf, allgemeine Begriffe und Grundsätze zu seyn, indem sie unsere eigenen und individuellen werden; ohne dieses Persönlichwerden aber sind die höchsten Grundsätze der Vernunft, die erhabensten Ideen des Verstandes nur tönendes Erz und klingende Schellen. Hieraus folgt wohl, dass eine kräftige und durchgeführte theoretische Bildung — nicht als das Einzige, aber als Erstes und Vornehmstes und als Grundlage jeder anderen — das einzig rechte Heilmittel unserer Nation sey. Sonst war der religiöse Glaube, der verschwunden ist, ihr inneres Band; zurückgehen lasst sich nicht, nachdem einmal die Bahn freyer Erkenntnis betreten ist, nur durchgeführt kann die begonnene That Einigkeit, Festigkeit, Gewissheit, Glauben wiedergeben. Preis und Dank verdient daher der Vf., der sich der rein geistigen Bildung so mannhaft annimmt, der dem Volk, dessen einzige Bildungszeit

Digitized by Google

die Schule ist, den religiösen Unterricht rettet, die Beschäftigung mit dem sogenannten Nützlichen, durch welche das Kind schon die Last und Hitze des kommenden Lebens zum Voraus empfinden soll, abzuwehren trachtet; denen aber, die innerer Beruf zu künftigen Vertretern und Verwaltern der Humanität weiht, die Selbstständigkeit einer freyen und reingeistigen Bildung zu erhalten sucht.

Wir glauben durch das Bisherige die herrschende Idee und Grundtendenz dieses Werks herausgehoben zu haben, welches die wesentliche Pflicht einer Anzeige ist. Kürzer können wir uns über die mehr speciellen Streitpuncte fassen, und fast auf den blossen Auszug beschränken. Der erste betrifft die Unterrichts-*Gegenstände*, und zwar zunächst die *Zahl* derselben. Ausdehnen wollte sie besonders die neuere Unterrichtsweise, als müsste von jedem so viel möglich alles gewusst, das, was Aufgabe der ganzen Gattung ist, oder wonach nur wenige Auserwählte die Hand ausstrecken dürfen, durch jedes Individuum erreicht werden. „Die Bildung (die allgemeine öffentliche) kann dem Hauch eines Gartens verglichen werden, der dem stillen Leben der verschiedensten einzelnen Blumen entströmt, jeder einzelnen als erhöhtes Labsal zurückkehrt. Woher soll nun Bildung kommen, wenn wir alle das stille, eigenthümliche Leben fliehen, individuelles Seyn und Wirken unserer nicht würdig achten, Vertheilung und Auflösung unserer Kraft ins Unbestimmte, Allgemeine für unsere wahre Bestimmung halten?“ — Ist nicht Abrichtung zum Beruf, ist Bildung des Menschen an sich unmittelbarer Zweck: so ist im Allgemeinen gewiss keine grosse Ausdehnung der Unterrichtsgegenstände erfoderlich, unbedingt nothwendig für alle ist auch in materieller Beziehung nur die Kenntniss der Ideen, besonders der religiösen und sittlichen; für die, welche der freyen Bildung längere Zeit widmen können, ist die Ausdehnung freylich grösser; aber eben diese sind vor allen heilig zu halten: alles, was blos willkührlichen Zwecken dient, sey vom eigentlichen Erziehungsunterricht, der, weil er dies *ist*, jedem speciellen, auch dem Fach-Unterricht, entgegensteht, ausgeschlossen. — Was die *Art* der Gegenstände betrifft, so zeigt der Philanthropinismus (wohl auch der moderne Humanismus) vom Geistigen überhaupt blos negative Begriffe. Geistig ist ihm das dem Räumlichen, körperlichen Entgegengesetzte — etwas Eigenthümliches, Positives hat der Geist nicht; sein Bestes sind Begriffe, d. h. Abstractionen des Körperlichen, woher denn das Geschrey nach Anschauung, desgleichen, dass unter den (barbarisch sogenannten) Realien nur körperliche Dinge gemeint werden. Ist denn der Geist nicht zum wenigsten ebenfalls ein Reales, und hat er nicht ausser der Körperwelt sich selbst zum Object, und eben damit Begriffe von reingeistiger Art; über beiden aber noch das, worin Natur und Geist ihre gemeinschaftliche Wurzel haben, das Absolute, dessen Begriff den höchsten Kreis geistiger Gegenstände bezeichnet? Was setzt denn nun dem der Philanthropinismus entgegen? Er will neben die leeren Formeln innerer Abstractionen todte äussere Anschauungen setzen, und meint Eine Einseitigkeit durch die andere zu bessern. Weit gefehlt; vielmehr soll in beiden Gebieten — dem der Ideen und der Sachen — Begriff und Anschauung sich durchdringen; und da in Ansehung der Ideen diese Einheit nur darstellbar ist durch Wort und Rede, besonders so fern sie Kunst ist: so sind Sprache und Rede auch an und für sich ein wahrhaft geistiger Unterrichtsgegenstand. Die Sprachfeinde kannten von geistigen Gegenständen keine andere Darstellung, als die einer schulgerechten Definition, nicht die unmittelbare, Leben anregende Erscheinung. „Die Sprache ist die Erscheinungsform des Geistes, sein unmittelbarer Leib; in ihr stellt er dar für sich selbst und andere, nicht nur sich selbst, sondern auch was höher und niedriger ist, als er selbst. Durch das Wort wird die körperlose Idee verkörpert und fixirt, die geistlose Sache vergeistiget und beweglich gemacht.“ Der Unterricht knüpft sich deshalb nicht nur nothwendig an das Wort an, selbst da, wo die Sache nicht vorgezeigt werden kann, sondern auch das Wort selbst und seine Form, zum Gegenstand des Unterrichts erhoben, ist so wenig Wortkram, dass man vielmehr behaupten darf, der schlechteste Sprachunterricht rege noch immer mehr Geist an, als der blosse Sachunterricht. — Unleugbar ist nun, dass die Natur selbst durch verschieden ausgetheiltes Talent, eingepflanzte Neigung u. s. w., in Bezug auf Geistiges und Materielles, eine Trennung der Individuen gemacht zu haben scheint; dass das eine mehr für Gegenstände der ersten, das andere mehr für Gegenstände der anderen Art geschaffen scheint. Diese Verschiedenheit des inneren Berufs — aber auch nur diese, nicht der willkührlich angenommene äussere — kann dann auch eine Theilung des Unterrichts zulässig, ja nöthig machen, damit nicht das geistigere Talent mit materiellen Gegenständen gequält werde, (wie die Klage von den philanthropinistischen Lehranstalten erschallt, dass die talentvollesten Schüler ihre Zeit mit Zählen und Betasten von Steinen, Kräutern und dem übrigen rohen Stoff zubringen müssen), noch das materiellere (wie vielleicht auf den humanistischen Schulen) mit blos geistigen Dingen. Weit besser wird diese förmliche Theilung seyn, als der neuere Versuch, alles zu vermischen, und aus jedem Einzelnen einen Mikrokosmus aller Kenntnisse und Vollkommenheiten machen zu wollen; womit nothwendig alle Bestimmtheit der Individualität vertilgt werden muss. (Treffliche schon oben erwähnte Bemerkungen über diese Unterdrückung individueller Eigenthümlichkeit sind hier eingewebt. — Die Individualität ist zwar nicht die Persönlichkeit selbst, aber doch ihre Basis und gleichsam ihr Organ. Das mögliche Ideal der Bildung in einem Individuum ist erreicht, wenn es mit einer herzhaften Weltansicht (auf welche Art es nun dazu gelangt sey) und aufgehellter, sicherer Vernunft die entschiedene Ausbildung desjenigen besonderen Talents, derjenigen bestimmten geistigen oder materiellen Anlage ver-

Digitized by Google

bindet, die in seiner Individualität liegt. Alles andere ist unnütz oder vom Argen.) — Nur werde dann die materielle Beschäftigung nicht blofs atomistisch und mechanisch-zergliedernd, wie bisher, getrieben, noch glaube man mit dieser als der leichteren auch bey den für sie wirklich Geschaffenen den *Anfang* machen zu können. Denn entweder wird die Beschäftigung wirklich leicht gemacht, nämlich durch Oberflächlichkeit: so ist sie Spielerey; oder sie ist kein blofses Hin- und Herfahren an der Oberfläche, sondern ein Eindringen in die innere Natur: so ist es wahrlich leichter, das Geistige, an sich Lebendige, als das scheinbar Todte geistig zu fassen. Denn „die Ideen, die sich *in* den Sachen darstellen, sind es eigentlich, die den Gegenstand des Unterrichts ausmachen, wenn er sich mit Sachen beschäftiget.“ Erst nachdem an rein geistigen Übungen das geistige Auge erstarkt ist, und zugleich das Talent Zeit gehabt hat, sich zu entscheiden, mag die Theilung vor sich gehen, doch so, dafs der Zusammenhang beider Sphären und die organische Einheit aller Bildung dabey nie aus dem Auge verloren werde. Unnöthig ist diese Theilung bey denen, welche nur die nothwendige Menschenbildung erhalten können; nur setze man die letzte nicht als Volksbildung der freyen als Gelehrtenbildung entgegen. Beider Unterschied ist nur der, dafs jene sich auf Erweckung der wesentlichen, distinctiven Kräfte des Menschen einschränkt, diese das Ideal der Menschheit, d. h. die allseitige und harmonische Ausbildung aller Anlagen vor Augen hat. Es soll keine Gelehrtenerziehung geben. Jede Berufsbildung ist unfrey; darin hat, ungetreu seinen Grundsätzen, der Humanismus gefehlt, dafs er an die Stelle der unbeschränkt und absichtslos geistigen Bildung die absichtliche und beschränkte zum Gelehrten setzte. In einem besonderen Anhang zu dieser Abtheilung spricht der Vf. noch ausführlicher über den hohen Werth des Sprachstudiums und der classischen Philologie. Die Vorbringungen der Modernen werden mit der Gründlichkeit widerlegt, die man nach der bisher gezeigten Denkweise erwarten kann, und sinnreiche Bemerkungen (wie die S. 228 über Studium der alten Sprachen als Surrogat des mathematischen) wechseln mit begeisternden Darstellungen ab, wie die des hohen Sinns der Rede S. 222 ff, welche wir bedauern des Raums wegen nicht ausheben zu können.

Wenn Ideen zunächst durch die Form ihrer Darstellung objectiv werden: so mufs auch beym Unterricht eine Rücksicht auf jene genommen werden. Diese Reflexion führt den Vf. auf den Streit über die Urbildlichkeit des classischen Alterthums für alle Zweige unserer Cultur und für alle Arten von Darstellung. Hier wünschten wir blofs einen Hauptbeweis hinweg, den der Vf. für die Wichtigkeit des Alterthums von dem gegenwärtigen Zustande des Geschmacks und der Frevelhaftigkeit der Leserey hernimmt; ein Beweis, der doch nicht für alle Zeiten gültig seyn kann, und der daher vom Vf. wohl nur in der Absicht geführt worden, auch seine Stimme über die Parteyungen in der Literatur abzugeben: doch wäre über das vorausgesetzte Verhältnifs der classischen Literatur zu der unsrigen noch manches zu sagen. Bis jetzt war es offenbar mehr ein negatives und einschrankendes, als positives begeisterndes. Eigenthümliche Bildung müfste erst allgemeiner verbreitet seyn, um die wahre Empfindung für das Alterthum voraussetzen zu dürfen. Ist es daher so verwerflich, wenn der Nation die hohle Claßicität mancher Werke nicht mehr genügt, wenn sie wieder auf ihr eigenes, ursprüngliches Wesen zurückzugehen sucht, wie es sie aus den Werken undeutscher Kraft anspricht, an welchen nur glatte Unwissenheit, deren ganze Kenntnifs der Vorzeit aus dem gewohnlichen Geschwätz unserer Compendien abstammt, ekel und vornehmthuend vorübergeht. — Hellenen können wir doch nicht werden; unsere eigenthümliche Farbe müssen wir behalten, wir selbst bleiben. Wem von uns steht Shakespear nicht unendlich hoch über allen Nachahmern oder Nachbildnern griechischer Tragödie? — Herzerfreuend ist des Vfs. Aufserung: uns bleibe für Bildung des Nationalgeschmacks (und wahrlich nicht blofs dieses) noch etwas Anderes zu thun, nämlich die einheimischen Geisteswerke national zu machen. Von Mund zu Mund müsse das Treffliche gehen, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt werden. — Nur werde dazu das wirklich Nationale erwählt, das aus Herz und Geist der Nation Geborne; denn nie, man darf es wohl sagen, nie war das in die Nation übergegangen, ihr Herz und Seele geworden, was nun freylich fast allgemein die Geringschätzung erfahrt, von der der Vf. (S. 236) spricht, und im Gegentheil das wirklich Nationale, wie Faust und Ähnliches, ist doch wohl nicht blofs zur *zweyten* Lectüre (S. 236) gekommen. — Werde z. B. das Lied der Nibelungen unser deutscher Homer, das Nationallied, das in den Schulen gelesen, von der Jugend eingesogen, und in Saft und Blut verwandelt das Alter noch begeistere; anders wird es die Nachkommen stählen, als die falsche Kraft oder die schlaffe Tändeley der Dichter aus dem gepriesenen Zeitalter. Nur die durch Wiederberührung des alt-vaterländischen Bodens neugewonnene Originalkraft wird uns auch den positiven Sinn für das Alterthum aufschliefsen. Die eigene Gottheit erkennend, werden wir nicht mehr mit den fremden-Göttern — *buhlen* (mehr war es doch nicht): kräftiger werden wir, als selbst Kräftige, sie erkennen, die alten Muster nicht auf die blofse Form ansehen, um eine leere, frostige Eleganz von ihnen zu holen, und Griechlein (*Graeculos*) zu bilden, keine Griechen — nicht ihren sogenannten Schönheiten nachjagen, sondern die ewige und untheilbare Schönheit ihrer Werke empfinden, und den verwandten Heldengeist aus ihnen einsaugen.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stucke.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 JANUAR, 1809.

PÄDAGOGIK.

JENA, b. Frommann: *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus* in der Theorie des Erziehungs-Unterrichtes unserer Zeit dargestellt von *Friedr. Immanuel Niethammer* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In Ansehung der Methode des Unterrichts werden folgende Puncte zur Sprache gebracht. Die empfohlene Erleichterung und Versüssung des Lernens. — Überhaupt nicht auf die Lust soll man die Arbeit ankommen lassen. Arbeitsamkait ist eine Tugend des Willens, eine zweyte Natur durch Übung u. s. w. — Unzeitiges Universalisiren des Unterrichts, unter dem Vorwand, den Lehrling gleich zur Übersicht der Gegenstände in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu gewöhnen. — Schwerer ist die Gewöhnung zur Concentration auf Einen Gegenstand, und diese die formelle Hauptaufgabe des Unterrichts: nur zu diffusibel ist ohnedies der Geist. Anhäufung gerade macht zaghaft, wenn der Lehrling in keinem einzelnen Theile rechten Fortgang merkt. Nur gegen den Missbrauch der Vereinzelungsmethode gelten die gewöhnlichen Beweise. — Unzeitiges Systematisiren. — Dieser Zug scheint fast nur dem neuesten Philanthropinismus anzugehören. — Das System ist Product einer vielfach gesteigerten Bildung; traurig, wenn, wie es fast in der Regel geschieht, die zuerst danach greifen, die noch nicht die untersten Stufen zurückgelegt haben; noch trauriger und verkehrter, wenn dieser Missgriff in den offentlichen Unterricht übergetragen wird. Der *Vf.* zeigt, dass gerade ein solches Verfahren jene leidige Species leerer Köpfe vermehrt, welche die kläglichste Unwissenheit mit nachgesprochenen unverstandenen Formeln vom Absoluten u. drgl. bedecken, und die durch ihr thörichtes Wesen die Wissenschaft selbst beschimpfen. — Das Allgemeine kann nicht gegeben werden; nicht lernen, nur finden lasst es sich; nur erregen und anleiten kann der Lehrer zum Selbstfinden. — Verkehrte Entwicklung der Geisteskräfte, Streit, was eher und vorzüglicher zu üben, Gedächtnis oder Urtheilskraft. — Beide Methoden für den ganzen Umfang des Unterrichts, ausschliesslich gewählt, wären fehlerhaft. Aber zu früh die schlummernde Kraft wecken, ist verderblicher noch, als die erwachende retardiren. Die sogenannten Verstandesübungen bestehen in einem blossen Voranalysiren, wobey der Lehrling unthätig bleibt, während er bey Gedächtnisaufgaben sich selbst helfen, selbst Methoden erfinden muss. Die beste Übung der Kräfte ist ihre Anwendung, ohne weitere Reflexion auf sie; besondere Urtheilsübungen setzen voraus, es werde sonst nicht geübt. In der natürlichen Stufenfolge der geistigen Thätigkeiten kommt das Analysiren keineswegs zuerst: die erste ist Auffassung des Einzelnen. Diese Anschauung genannt, muss von Anschauung der Anfang gemacht werden, d. h. das Kind muss lernen, ehe es räsonnirt. Aber das Nöthige zuerst, d. h. die geistigen Gegenstände. Übung des Anschauens geistiger Gegenstände ist für die früheste Zeit eben Gedächtnisübung. Auch die Übung des Urtheils muss am Geistigen angefangen werden; gleiche Gründlichkeit an Naturgegenständen überstiege die Fassungskraft des Kindes. Anschauung der Aussenwelt in ästhetischer Rücksicht soll mit den Kunstübungen verbunden werden, die das moderne System mit Recht als einen Theil der freyen Bildung zurückgefodert hat.

Der vierte Abschnitt des Werkes macht die Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf die verschiedenen Arten des Erziehungs-Unterrichtes. — Nur kurz berührt hier der Vf. eine wichtige Frage, die sich durch das Vorige aufdrängt. Wenn der künftige äussere Beruf keinen Unterschied macht: soll denn des Lehrlings künftiges Verhältnis zu der Welt überall nicht beachtet werden? Immer bleibt doch die doppelte Seite des Individuums, da es einmal ein Selbstganzes und unabhängig ist, dann aber auch nur ergänzender Theil eines höheren Ganzen, des Universums, der Menschheit, seines Volks. „Wer ermisst denn aber, sagt der Vf., das Verhältnis, welches das Individuum zu dem unübersehbaren Ganzen hat? Wer kann sagen: dazu ist es bestimmt, zu nichts anderem. Lässt sich aber ein so bestimmter Punct nicht finden: so kann auch danach dem Erziehungs-Unterricht keine feste Richtung gegeben werden." Aber Ein bestimmter Punct lasst sich doch angeben: der, dass es Mitglied dieses und keines anderen Volkes seyn soll. Die Frage wegen einer Nationalerziehung konnte hier zur Sprache kommen; über Zulässigkeit oder Denkbarkeit einer solchen hätten wir gern den Vf. gehört. Soll etwa alles auf die oben gefoderte Anhänglichkeit an die National-Literatur gebaut werden, wie Viele in Deutschland jetzt meinen? — Die Hauptarten des Unterrichts sind gegeben, erstens durch die Verschiedenheit der Geschlechter (hiebey eine ausführliche

Abhandlung des weiblichen Erziehungs-Unterrichts), zweytens durch die oben schon bestimmte Artverschiedenheit der Individuen des nämlichen Geschlechts (wobey die bereits vorgekommenen Einschränkungen und näheren Bestimmungen wiederholt werden). Unter den zur freyen Bildung Berufenen aber machen die für Geistesideen zu erziehenden den eigentlichen Stand der *Gelehrten* im höchsten und im weitesten Sinne aus, da auch alle Staatsbeamten dazu gehören. Nicht diese oder jene Kenntnifs gefafst zu haben, genügt für diesen Stand; sondern die zusammenhangende Uebersicht von dem Systeme des Wissens, und eine universelle Kenntnifs des Wissenswürdigsten aller Zeiten. Der Staat, welcher dem Gelehrtenstande diese Universalität erlafst, oder wohl selbst der Bildung desselben die Richtung ausschliefsend auf die Brod- oder Berufs-Wissenschaften giebt, verliert früher oder später seine Stelle in dem Rang gebildeter Nationen, und hört auf thätiges Mitglied in dem geistigen Weltreiche zu seyn, worauf der Verlust auch seiner äufseren Selbstständigkeit nothwendig folgt.

Wir schliefsen mit einer allgemeinen Bemerkung. — Ein ausgeführtes Ideal des öffentlichen Erziehungs-Unterrichtes hat der Vf. nicht aufstellen wollen. Die Ausführung beschränkt sich auf jene Periode, die rein, und ohne alle andere Absicht, der Entwickelung der Humanität als solcher geweiht ist; die Periode des Schul-, dann des sogenannten Gymnasial-Unterrichts. Auch nicht ein unbedingtes Ideal; dazu hätte noch gar vieles Andere vorher bestimmt werden müssen. Manches kann daher auch blofs bedingungsweise gelten. Der Vf. hat den Zustand einer gegebenen Zeit und Cultur vor Augen gehabt; aber für diesen stellt er auch das Wahre, das einzig Rechte dar. Doch wir glauben unsere Achtung für das verdienstvolle Werk besser durch die theilnehmende, ausführliche Anzeige bewiesen zu haben, als wir es durch jedes Lob könnten, dessen es auch nicht bedarf. Möge es überall die ersprieslichsten Folgen haben! Möge es insbesondere wirken zum Besten des kräftigen, eigenthümlichen Volkes, an dessen Bildung dem Vf. der Einfluss auf öffentliche Erziehung bedeutenden Antheil giebt! Möge diesem Volk, an dem so manche falsche Weisheit, welche die Zeit indefs vernichtet hat, glücklich vorübergegangen ist, jetzt, da es in die ihm längst von der Natur bestimmte Stelle unter den Völkerschaften Deutschlands eingetreten ist, die Wohlthat eines öffentlichen Erziehungssystems zu Theil werden, bey dem es nicht die Erfahrungen anderer Völker an sich wiederholen dürfe, das nicht nach irgend einer beschränkten, alten oder neuen Ansicht, sondern nach dem ewigen und alleingültigen Kanon freyer und schöner Humanität gebildet, gleich weit abstehe von dem Düster früherer Zeiten, und dem Dünkel einer halben, ihrem ganzen Wesen nach barbarischen, und darum dorthin zurückführenden, Aufklärung.

S.

Frankfurt a. M., b. Mohr: *Über bürgerliche Erziehung.* Mit Beziehung auf die Organisation des jüdischen Schulwesens in Frankfurt a. M., von *F. J. Molitor*, Dr. d. Phil. u. Oberlehrer am jüd. Philanthropin in Frankfurt. 1808. 70 S. 8. (8 Gr.)

Mit vieler Klarheit und einer Reife, zu welcher der Vf. aus allen seinen Kräften sichtbarlich schnell hindringt, wird in dieser Schrift zuerst dargelegt, wie der Mensch anfänglich und in der Vollkräftigkeit der Natur sich selbst am lebendigen Beyspiel gebildet und erzogen, dann mit künstlicher Verstrickung schwankend geworden, um geistig erst gleichsam stehen und gehen zu lernen, wie in unserer Zeit diese Versuche zur Kunst am weitesten getrieben, aufs vielfachste ausgebreitet sind, und fast überall schon bis auf den Punct gedrängt, wo sie in ihrer Einseitigkeit sich zerstören müssen, um gleich Puppenhüllen vertrocknend abgestreift zu werden von der durchtreibenden Kraft dessen, was sich unter den Hüllen in der Tiefe bildet, und, wie der Vf. bemerkt, auf eine bisher noch in keiner Geschichte erlebte Weise an Tag kommen wird. Diese Zuversicht bauet der Vf. mit Recht auf den festen Begriff und Durchführung der Einheit und Unzertrennlichkeit des Willens und der Denkkraft: sein Blick ist auf die Vollständigkeit geheftet, welche nicht in den Extremen als solchen liegt, sondern in deren Durchdringung; die Geschichte leitet und lehrt ihn, dafs weder die Natur ohne den inneren Reflex, noch dieser ohne jene das rechte sey, also erst die volle Entwickelung geschehen seyn müsse, um mit voller Besonnenheit den Geist des Menschen, so wie seine Bildung, zu begreifen. „Sie wird kommen, die neue Zeit, (sagt der Vf.) und neues Leben wird wieder erwachen. Ein Leben, das nicht, so wie das alte, aus dem blofsen Naturgefühl und Vernunftinstinct sich bilden wird, und darum vergänglich war: sondern das aus der klaren lebendigen Selbstanschauung des Geistes in seiner Fülle und absoluten Wesenheit hervorgehen wird, und deshalb fest und unzerstörbar seyn mufs.“ Dieses selbstbewufste Leben vorzubereiten und herbey zu führen, ist Aufgabe der Erziehung, welche aber auf festem Grund und Boden pflanzen soll, der jetzt nirgends ist. Also ist die Aufgabe noch gröfser: auch der Grund und Boden soll nebst der Bepflanzung sicher gestellt werden; es kommt auf eine Erziehung an, die von Natur aus menschlich durch alle Verwickelungen der Gesellschaft und des bürgerlichen Lebens zuverlässig führt zu dem wohlerkannten Ziel, das in seinem Wesen mit jener ursprünglichen Natur übereinstimmen mufs. Dergleichen und andere (meistens wohlerwogene) Gedanken zu äufsern veranlafste den Vf. die baldigst vorzunehmende Organisation des jüdischen Schulwesens in Frankfurt. Mit vieler und, wie wir bestimmt wissen, recht wohlthätiger Liebe nimmt er sich der hebräischen Jugend an, und möchte, wie nach der fürstlichen Verordnung das bürgerliche Gewerb auch *deren* Bestimmung seyn soll, sie gleichfalls eine bürgerliche Erziehung durchaus geniefsen lassen. Er er-

wartet vieles von der Bildung eines so charaktervollen Volkes, das selbst unter den unglücklichsten Verhältnissen so viele Zeichen von Lebhaftigkeit, Thätigkeit und Genialität blicken lasse, und so viel Eifer zu lernen habe u. s. w. Unsere Erwartungen von den Hebräern sind allerdings nicht so hoch gespannt: ihre, so wie aller Syrer, Geschichte hat gelehrt, jene gerühmte Lebhaftigkeit sey mehr sinnliche Unruhe und sich zuletzt allerwärts verrathende Begierde, eine charakteristische, im Princip ihres Wesens und nicht blofs in Druck und Unglück geborene und gepflegte Habsucht, welche zwar eine oft wunderbar schnelle Bildung zulässt und befördert, aber schwerlich je in die Ruhe und das heitere Leben der Besonnenheit übergehen dürfte. Deswegen stimmen wir mit dem Vf. allerdings dahin überein, der hebräischen Jugend mit der christlichen gemeinschaftliche Erziehung angedeihen zu lassen, da in der That zu erwarten ist, dass bey rechter und verständiger Bildung viele bürgerliche Gewerbe in ihrer Hand am besten gedeihen werden; aber wir möchten es vorerst auch bey dieser Hoffnung lassen, und nichts weiteres verlangen: denn wir sind versichert, auch die bestens gebildete hebräische Jugend verlangt, wenn man sie nicht, wie bey Juden so leicht geschieht, vereitelt, sonst weiter nichts. Was die Begehrungen derjenigen aus diesem Geschlechte betrifft, welche schon ohne geordnete bürgerliche Erziehung bisher in den Strudel von Bildung und Misbildung des Zeitalters hineingerissen wurden: so glauben wir, dass sie von solcher Art sind, welcher man eben durch eine baldige Verbesserung des jüdischen Schulwesens allein entgegenwirken kann. — Wie nun diese Schulverfassung selbst zu treffen und mit der Localität in nutzbare Übereinstimmung zu bringen sey, sucht der Vf. ferner darzulegen, ohne hiedurch den Rathschlüssen vorzugreifen, welche höheres Orts diese Angelegenheit leiten sollen. Solche Bescheidenheit muss eben veranlassen, dass man demjenigen, was ein in dergleichen Geschäften schon Geübter anräth, desto freundlicher das Ohr leihet, und es ist in der That zu wünschen, dass so wohlgemeinte und verständige Worte nirgends überhört werden. Die Elementarbildung, aus welcher der Beruf sich allmählich entwickeln und zuletzt in eigenthümlicher Gestalt festsetzen soll; ist der besondere Gegenstand dieser Schrift, und wir können sagen, wohl durchgeführt; zugleich sehr merkwürdig, weil hier des Vfs. Ansichten mit denen von *Pestalozzi* in einem Punct zusammentreffen, der uns noch lange nicht hinlänglich erwogen zu seyn scheint — in der verständigen Erweckung der innerlichen Selbstthätigkeit eines jeden Menschen, so wie in der Bekräftigung dieser Selbstthätigkeit, dass nicht alles ein blofses Schwanken und Flattern sey. Gerade dieser Punct ist es, an dem sich zeigen wird, dass die Absicht und das Ziel *Pestalozzi's* (wenn er es gleich selbst lange noch nicht erreichen wird) ganz jene, grofse sokratische ist, und zwar nicht auf Athen eingeschränkt und auf das Bürgerthum, als das Höchste, sondern vom Anfang her weckend und hinführend zu besonnenem Gebrauch aller Glieder für die sich selbst klar werdende Seele, und somit zu voller Kraft und Kunst des Menschen, wozu das bürgerliche Leben sich verhalten dürfte, wie die Tasten oder Saiten eines Instruments zu dessen virtuosem Gebrauch. Solche Kunst — die eigentliche Absicht dieser gründlichen Erziehungslehre — wird das bürgerliche Leben zu ersten Anfangsgründen haben, und gebrauchen zu höheren Zwecken, wie der Musiker jene Tasten und Saiten gebraucht. Diese Kunst wird, wie der Vf. ebenfalls bemerkt, auf der höchsten Stufe ihrer Vollendung wieder zur Natur, aber zur völlig begriffenen und verklärten zurückkehren; sie wird bewirken, dass die Naturnothwendigkeit zugleich eine innere lebendige Freyheit sey. Dass die *Pestalozzi*'sche Methode jetzt erst in ihren Elementen dargestellt sey, und ihre eigenthümliche Tiefe sich noch lange nicht zur Sichtbarkeit entwickelt habe, erweiset der Vf. mit wohlerwogenen Gründen; auch wie gefährlich und geisttödtend hier jeder Abweg werden könne; ja wir möchten hinzusetzen, dass, je schärfer sich diese Methode durchführen wird, um so mehr unnützes als übertriebenes ausfallen muss, und viele, auch besser gerathende, nothwendig blofs zu bildsamen und gewandten Gliedern werden, aber zu desto wesentlicherem Gebrauch derjenigen, denen das Innere ganz aufgeschlossen wird. — Am meisten gilt dem Vf., und mit Recht, die individuelle Entwickelung — was ist auch diejenige, die dieses nicht wäre? aber gerade dieses ist der Stein des Anstofses, woran die bisherigen Erziehungsversuche mit einander gescheitert sind, der sich aber durch die tiefer entwickelte *Pestalozzi*'sche Methode wohl heben liefse, wenn nur ihre Kunstübungen für jedes Glied des lebendigen Menschen consequent bis ins Einzelne durchgeführt werden, wodurch für jedweden Beruf gleichsam der Kern und Anlagerungspunct schon gegeben wäre. Durch die gangbaren Erziehungsmethoden wird Vielseitigkeit beabsichtiget; und so konnte es nicht mehr zur vollständigen Einseitigkeit kommen, welche eben bey voller Entwickelung des Individuums sich selbst erkennend ein brauchbares Glied des Ganzen ist. Die *Rousseau*'sche Erziehung war mehr auf kynisches Erstarken und Sammeln des Gemüths in sich berechnet; sie trat, statt den Gebrauch des bürgerlichen Lebens zu lehren, dasselbe ganz zu Boden, und hat der Kraft der Selbstheit alles Objective geopfert; eine andere neuerlich verkündigte Erziehungsweise, diese Einsamkeit des Subjectiven fühlend, will die Phantasie erwecken, dass sie ihres Reichthums und ihrer schöpferischen Gewalt bewusst werde, um recht begierig wieder im Objectiven zu leben. Über alle diese Methoden scheint uns *Pestalozzi* erhaben, den eigentlichen objectiven Punct eines jeden Dinges mit der vollen Menschenkraft zu fassen; und alles kommt nur darauf an, eben so festes Blicks in die Subjectivität zu schauen, und in sich selbst gar kein Hinderniss des freyen Lebens und Bewegens mehr zu finden. Dies wäre die Erzie-

Digitized by Google

hung zum tüchtigen und in der That gewaltigen Verstand.

Die letzte Hälfte der Schrift beschäftiget sich mit Gedanken über den Elementar- und Special-Unterricht, in letzterem vorzüglich über die Bildung zu Handwerken, Handels- und Manufactur-Stand. Wir zeichnen hier nur die wichtige Stelle S. 33 ff. aus über das tiefgreifende Verderbniss der Jugend in dieser Zeit; dann über die Unzulänglichkeit der beliebten moralischen Manier, über die Selbstvernichtung der Mechanik, womit Menschen und Völker gezähmt werden sollen; endlich über den kleinlichen Abschluss der Zöglinge von allem Schädlichen und Verderblichen, dessen doch die Welt voll zu seyn geglaubt wird. Was soll in solcher Heillosigkeit anders helfen, das Gesunde annoch schützen und bewahren, denn allein die Wissenschaft? Aber, fragt der Vf., soll dies bey der Volksbildung etwa gelehrte Manier bedeuten? Keineswegs, vielmehr allein die Zuversicht und unerschütterliche Gewissheit in allem, was ergriffen wird; das feste Erkennen dessen, was dem Individuum geziemt, und wozu eines Jeden Kraft hinreicht, und wessen man sich *nicht* vermessen dürfe — somit auch der unmittelbare und leichte Übergang aus der Schule zum Leben. — Die Angabe der besonderen Theile des Unterrichts übergehen wir, weil wir wünschen, dass gerade hier der Vf. noch einmal mit sich selbst zu Rathe gehen möge, um die Entwickelung und den Zusammenhang des Unterrichts wahrhaft genetisch in seiner ganzen Nothwendigkeit zu fassen, auch solche Äusserungen zu unterdrücken, wie die, dass die Ethik bey allem angebracht werden müsse, nicht aber für sich selbst gelehrt, was doch um der sittlichen Stärke unerlässlich ist, da es bey solcher Lehre nicht darauf ankommt, Pflichten zu predigen und einzuschärfen, sondern vom zartesten Alter an die Nothwendigkeit des sittlichen Lebens allmählich bis zu voller Klarheit erkennen zu lassen. Die heilige Flamme thut dem erstarkten Auge wohl, und leuchtet kräftiger in der Finsterniss, als wenn man durch die Farbengläser des mannichfaltigen technischen, historischen u. dgl. Unterrichts stets gelüftet nach dem Schimmer, und stets in der Dämmerung tappt. Erkennt ja doch der Vf. selbst S. 64: das Sittliche in seiner tieferen Bedeutung sey das Band und die Beseligung des Lebens; in ihm allein gehe alles lebendig auf. Wir wissen wohl, dass es im Vf. vielleicht nur die heilige Scheu ist, welche jenes Hehre und Hohe überall noch durch den Schleyer sieht; aber es ist auch keine Frechheit, womit wir es erfasst wünschen, sondern freyer Muth. Bey Durchlesung des letzten Abschnitts *über weibliche Bildung* hat sich der bey aller Erziehung nie zu verabsäumende Gedanke am meisten aufgedrungen, dass nämlich, was *da* ist, bewahrt und gestärkt werden müsse, und nicht eitlerweise Neues hinzugefügt, welches doch an *der* Stelle nicht gewachsen ist: so muss der Mann im öffentlichen Leben erstarken, das Weib im häuslichen. Dies zu bewirken lasset nur der Natur ihre *volle* Entwickelung — sie wird sich nicht verleugnen, und ihr habt nicht nöthig, jeden Unterrichtszweig männlich oder weiblich zuzuschneiden. Diese Brennpuncte des ganzen Menschen sind so mächtig, dass sie ohnehin alles ihnen nahe kommende in ihre Natur umwandeln, und so dem Erzieher die Mühe ersparen, die der Vf. ihm ohne Noth zumuthet. So z. B. würden natürliche und kräftige Frauen mit einer besonders für sie zugeschnittenen Geschichte des weiblichen Geschlechts eben nicht ganz zufrieden seyn; so bestimmt sie andererseits bey freyerer Durchwanderung der Geschichte fühlen würden, was ihnen geziemt und ihre Schultern tragen mögen u. dgl. m.

Durch diese Schrift hat Hr. *M.* bewiesen, dass jene unselige Neigung zum Formalismus, deren wir ihn ehemals (bey Beurtheilung der Dynamik der Geschichte) bezüchtiget haben, durch Kraft und freye Bewegung des Geistes zu besiegen ist, und gerade von ihm eine tiefe und gründliche Ansicht dessen, was die neue Bildung fodert, am meisten aber ausdauernde Liebe für die kindliche Welt und ihr Wohl, immer zu erwarten ist. K. I. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Giessen*, b. Tasché u. Müller: *Entwurf zur Anlegung einer Bade- und Bootrettungs-Anstalt für Städte an Flüssen, vorzüglich Universitätsstadte dieser Art.* Von *D. J. F. S. Posewitz*, Prof. auf der Ludwigsuniversität. 1804. 30 S. 8. (3 Gr.) Nicht oft genug können Policeyvorsteher auf die Nothwendigkeit der Rettungsanstalten für Ertrunkene an Orten, wo täglich eine Überfahrt auf grossen Flüssen geschieht, in Gegenden, die oft einer Überschwemmung ausgesetzt sind, besonders aber in der Nähe bestimmter Badeplätze, aufmerksam gemacht werden. Nachahmungswürdig ist es daher, was der Vf. hier zur Empfehlung des Vereins einer solchen Anstalt mit einem Badeinstitute sagt. Sollten sich nicht Mehrere entschliessen, das letztere zu benutzen, wenn sie wissen, dass in der Nähe für gute Einrichtung des ersteren gesorgt worden ist? Der Vf. wünscht, dass eine Rettungsanstalt in der Wohnung eines Bleichers oder Müllers an der Lahn angelegt werde. Einen solchen Mann betrachtet er als Unteraufseher, einen Physicus aber als Oberaufseher. Auf den Badeplatzen aber, die von dem ersten untersucht und abgesteckt werden müssen, soll, nach dem Wunsche des Vfs., Niemand schwimmen. Ausser einem Nachen, Stangen, Stricken, stumpfen Haken, die immer an den Badeplätzen bereit liegen müssen, nennt der Vf. mehrere nützliche Instrumente und Arzneymittel, die stets in den erwähnten Wohnungen vorräthig seyn sollten. Ist es aber nicht nöthig, dass verschiedene Geräthschaften, z. B. eine von Blech gemachte und überfirnisste Badewanne, wenigstens doppelt angeschafft, dass die dabey nöthigen Arzneymittel von dem Oberaufseher oft untersucht, und, wenn sie verdorben seyn sollten, durch neue ersetzt werden? — —

E—a.

Technologie. *Amsterdam: Neuentdeckte Tabacksrecepte oder Anweisung, alle Sorten Rauch- und Schnupf-Taback auf holländische Art zu fabriciren, die Saucen dazu zu verfertigen, und deutsche Blätter gleich den virginischen zu ziehen. Von einem Holländer.* 70 S. 8. (8 Gr.) So oft auch diese Bogen aufs Neue aufgewärmt wieder erscheinen mögen: so ist doch Rec. bey ihrer Durchblättereng auf manches nicht ganz unaweckmässige Recept, sowohl zu Rauch- als Schnupf-Taback, gestossen. Der Tabacksfabricant wird die besten davon leicht herauszufinden wissen.

x†y.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JANUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LANDSHUT, b. Krüll: *Der Staatsdienſt aus dem Geſichtspunct des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet, nebſt der Hauptlandespragmatik über die Dienſtverhältniſſe der Staatsdiener im Königreiche Bayern*, mit erläuternden Anmerkungen von *Nicolaus Thaddäus Gönner*. 1808. XXIV, 300 u. XLVI S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Staatsdienſt iſt ſowohl wegen ſeiner Wichtigkeit für das Wohl der Staaten und für die Zufriedenheit des groſsen Publicums, als auch für das Glück eines ſehr groſsen Theils der gebildetſten Menſchenclaſſe, welche ſich demſelben widmet, ein äuſserſt intereſſanter Gegenſtand. Zugleich gehört er zu denjenigen Dingen, über welche die gemeine Anſicht höchſt ſchief iſt. Die groſse Mehrzahl, ſelbſt derer, die ſich demſelben widmen, betrachtet ihn als eine Pfründe. Die Groſse und Sicherheit der Vortheile, die mit ihm verbunden ſind, beſtimmen ſeinen Werth. Die Arbeit, die Verantwortlichkeit und die Gefahren, welche er mit ſich führt, geben die Schattenſeite ab. Dieſes zeigt ſich nicht nur bey der Bewerbung, ſondern leider auch bey der Betreibung deſſelben nur zu oft. Die Anſchläge von den Emolumenten ſind das erſte, wonach der Bewerber fragt. An eine Prüfung der eigenen Kräfte, und ob ſie hinreichen, um den Geſchäften vorzuſtehen, wird ſelten gedacht, es ſey denn, dafs man noch einem Examen unterworfen wäre. Während des Dienſtes wird mit der gröſsten Sorgfalt über jedes *commodum* gewacht, jede nichts eintragende Arbeit aber gern abgewieſen oder abgekürzt, und das ganze Beſtreben ſelbſt ſolcher Diener, welche man gut nennt, iſt nur darauf gerichtet, dafs die Sache ihren Fortgang habe. Der richtigere edlere Geſichtspunct, nach welchem die Sache ganz anders erſcheint, wird von wenigen eingeſehen, von noch wenigern mit der Liebe umfaſst, welche für das gemeine Weſen ſo wohlthätig, für das Glück des Menſchen ſelbſt ſo unendlich wichtig iſt. Schriften, welche dahin arbeiten, dieſen richtigeren Geſichtspunct mehr zu verbreiten, haben daher ein groſses Verdienſt. Ein Gleiches kann man auch in einer anderen Hinſicht von ſolchen Schriften ſagen, die etwas dazu beytragen, um das, was in den Verhältniſſen der Dienerſchaft ſchwankend und unbeſtimmt iſt, mehr zu befeſtigen. Nur dürfen ſie es nicht übertreiben, und etwas unerſchütterlich feſt machen wollen, was ſeiner Natur nach ewig ſchwankend ſeyn wird. Wir haben auch an guten Schriften dieſer Art keinen Überfluſs. Die meiſten betrachten dieſen höchſt vielſeitigen Gegenſtand viel zu einſeitig. Was ſich von einigen Gattungen der Staatsdienſte ſagen läſst, wird mit zu groſser Allgemeinheit auf alle angewandt. Dieſes iſt ſchwer zu vermeiden, beſonders wenn Diener ſelbſt über den Dienſt ſchreiben. Ihnen ſchwebt die Gattung des Dienſtes, den ſie treiben, und ſeine Eigenheiten zu lebhaft vor. Noch mehr aber hat faſt allen Schriften über den Staatsdienſt geſchadet, dafs ſie gröſstentheils alle einer einzigen Frage, nämlich der: ob ein Staatsdiener ohne Urtheil und Recht entlaſſen werden könne, zunächſt ihre Entſtehung verdanken. Sie ſind daher mehr Deductionen als freye Unterſuchungen, um ſo weniger befriedigend, weil man eine Frage, welche in das höhere Gebiet der Staatswiſſenſchaften gehört, zu einer reinen Rechtsfrage machte, und den einzelnen Fall, welcher ſie in Anregung brachte, vor ein Tribunal zog, das im edlen Eifer für das Recht und für das Eigenthum, ſeine Befugniſſe überſchritt. Der Vf. unſerer Schrift hat dieſes alles gefühlt, und dem Mangel in unſerer Literatur durch ſeine Schrift abhelfen wollen. Allein Rec. mufs im Voraus erklären, dafs die Schrift bey allem Guten, das ſich darin findet, weder ſeinen Wünſchen noch ſeinen Erwartungen entſprochen hat. Die Grundlage des Ganzen iſt zu künſtlich, zu wenig dem wahren Weſen des Gegenſtandes angemeſſen, die ganze Anſicht des Dienſtes viel zu illiberal, viel zu engherzig, die Ausführung zu arm an Geiſt und Leben, und die Darſtellung zu wenig geſchmackvoll. Es iſt oft mehr eine Streitſchrift gegen frühere Schriftſteller, mit höchſt unangenehmer wörtlicher Einrückung langer Stellen aus ihren bekannten Schriften in den Text, als ein freyes unabhängiges Geiſteswerk. Auch gereicht es einer Schrift, welche, nach der vom 6 Dec. 1807 unterſchriebenen Vorrede, ein Werk der neueſten Muſse ihres Vfs. iſt, und die ſowohl durch die bedeutenden Worte *non omnis moriar*, auf dem Titel, als durch ihren ganzen Ton verräth, dafs ſie etwas nicht ganz gewöhnliches ſeyn ſoll, wenig zur Ehre, dafs ſie auch nicht die mindeſte Spur einer Bekanntſchaft mit den Ideen der neueren Zeit über den Staat und deſſen Verwaltung, namentlich über die bisher gangbare und von dem Vf. in ihrem ganzen Umfang angenommene Vorſtellung, dafs der Staat eine groſse Maſchine und das ganze Regierungs- und Dienſt-Weſen ein Maſchinen- und Uhr-Werk ſey, an ſich

trägt. Ja selbst die neuesten höchst geistreichen Schriften über den Staatsdienst von Männern, die nicht zu den eingebildeten Stubengelehrten, sondern zu den solidesten Geschäftsmännern gehören, nämlich die bekannten gehaltvollen *Scheffnerschen* Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst, und die *Rehbergische* an trefflichen Ansichten so reiche Schrift über die Staatsverwaltung deutscher Länder scheinen dem Vf. nicht einmal bekannt gewesen zu seyn. Rec., welcher nicht gern das rügt, was nicht da ist, sondern sich an das hält, was ein Schriftsteller giebt, glaubt doch bey einer Schrift, die sich so ankündigt, wie diese, und welche gleichsam die Acten über diese Materie schliessen zu wollen scheint, eine Ausnahme machen zu müssen.

Das Buch selbst zerfällt in zwey Theile. Der erste hat es mit dem Grunde und der Natur der Staatsdienste zu thun; der zweyte mit den Rechtsverhältnissen der Staatsdienste.

Ohne mit dem Vf. über einzelne Worte, z. B. über das Wort *dienen*, welches ganz etwas anderes sagt, als *Arbeit leisten*, und über einzelne Sätze zu rechten, kann Rec. doch nicht unbemerkt lassen, dass die Ansicht, nach welcher der Regent nicht als der erste Staatsbeamte, sondern als der Staat selbst zu betrachten sey, mit den aus diesem Satze hergeleiteten Folgerungen, erheblichen Einschränkungen unterworfen sey. Der Staat ist ein Abstractum, im Wesen wie in der Form sehr oft höchst verschieden. Der Regent — bald eine moralische bald eine physische Person — ist wesentlich vom Staate verschieden, und ist, insofern er den Zweck, zu welchem die Gesellschaft zusammengetreten ist, zu befördern und die einzelnen Glieder dazu anzuhalten hat, dass sie das, was ihnen zukommt ins Werk setzen, ein Diener des Staats, nämlich des Abstracti, nicht, wie nur Thoren glauben konnten, der einzelnen Mitglieder. Diese Beförderung und Leitung zu den Zwecken fodert, sobald der Staat aus seiner Rohheit hervorgeht, eine Masse von Kenntnissen, führt eine Menge von Geschäften herbey, macht selbst bald hie und da die physische Gegenwart und die Anwendung physischer Kraft nothwendig, so dass die Kräfte einer Person, selbst einer, aus mehreren physischen Personen zusammengesetzten moralischen Person, nicht füglich hinreichen. Die Klugheit, das kömmt noch hinzu, räth nicht, dass *eine* Person, selbst wenn sie dazu Kraft genug hätte, alles thue. Dieses macht Gehülfen des Regenten nützlich, nothwendig. Diese Gehülfen sind die eigentlichen Staatsdiener. Sie thun, berechtigt durch den Regenten, was nach den Grundbegriffen der Regent selbst thun sollte. Will man sie nicht die einzigen Staatsdiener seyn lassen: so sind sie doch die *eigentlichen*, die *wesentlichen*. Je unentbehrlicher ihre Wirksamkeit dem gemeinen Wesen ist, je mehr sie den Regenten unmittelbar vertreten, und je weniger ihre Thätigkeit von dem Willen anderer Diener abhängt, kurz je grösser ihr Antheil an dem ganzen Regierungswerk ist: desto edler, desto höher sind sie. Nach dieser Ansicht gehören die Hofdienste nicht zu den eigentlichen Staatsdiensten, — das ganze Hofwesen ist ja etwas Zufälliges im Staate — noch weniger die Dienste derer, welche der physischen Person des Regenten dienen, wenn gleich der Dienst der ersten in monarchischen Staaten nützlich, und der der letzten nothwendig seyn mag. Es ist auch nicht, wie der Vf. glaubt, zu fürchten, dass, wenn man das fürstliche Gesinde nicht zu Staatsdienern macht, dadurch alle Anhänglichkeit an den Regenten und an den Staat, und alles Ehrgefühl erstickt werde. Die Erfahrung lehrt nämlich ganz in der Übereinstimmung mit der Natur der Sache, dass bey dieser Classe von Menschen die Anhänglichkeit an die Person weit mehr, ja alles ausmacht, dass hingegen leider! bey weitem die meisten von ihnen, wie von dem grossen — nicht blos geringen Publicum überhaupt, sich gegen den Staat und gegen alles, was das gemeine Wesen betrifft, weit mehr erlauben als gegen Privatpersonen. Es wäre daher vielleicht zu wünschen, dass manche Geschäfte, welche jetzt von Personen, die wirklich vom Staate angestellt sind, verrichtet werden, und bey welchen die gemeine Ehrlichkeit die Hauptsache ist, von solchen Personen, welche im Dienste von Privatpersonen stehen, verrichtet würden. Wie mancher, der als Privatschreiber und in einem Privathause seinem Herrn keinen Groschen veruntreute, handelt als Controlleur, Thorschreiber oder in der Hofküche u. s. w. ganz anders! Auch kann die Nützlichkeit der Dienstleistung die Sache nicht bestimmen. Eben so wenig gehören Ärzte, Notarien, Advocaten, welche vom Staate approbirt sind, zu den Staatsdienern. Sie sind nur gestempelte Leute, damit das Publicum nicht durch ungestempelte hintergangen werde. Wie weit würde dieses auch nicht führen! Auch der Schornsteinfeger, ja so mancher Krämer, Musikant u. s. w. ist ja vom Staat eben so gut als der Arzt approbirt. Producirende Gelehrte ohne alle Function, denen der Staat eine Pension giebt, sind hingegen eben so wenig Staatsdiener, als Fabricanten und andere Gewerbetreibende Bürger, denen der Staat zu ihrer Aufmunterung, zu ihrem besseren Fortkommen, eine Unterstützung an Gelde oder an Materialien, oder auch durch Freyheiten angedeihen lässt. Und was auch der Vf. §. 12 mit vielem Pomp darüber sagt: so ist es doch eben so problematisch, ob der Staat wohlthut, wenn er an dergleichen Gelehrte viel wendet, als wenn er Gewerbe, welche sich nicht selbst halten können, unterstützt. Herbeyschaffung des Apparats für einige wenige Zweige des menschlichen Wissens z. B. Astronomie und öffentliche Bibliotheken an Orten, wo gelehrte Männer in Function stehen, dürfte hinreichend seyn.

Nächst diesem kann sich Rec. von der Verbindlichkeit der Unterthanen zu Staatsdiensten, wie sie der Vf. festsetzt, nicht überzeugen, und das ganze Gebäude scheint ihm so wenig haltbar als scharfsinnig zu seyn.

Staatsdienste, sagt der Vf., sind ein Bedürfniss des Staats. Der Regent ist nun befugt, aus den vereinigten Staatskräften alle Staatsbedürfnisse zu befriedigen, mithin kann er auch die Leistung der nöthi-

Digitized by Google

gen Dienſte von den Unterthanen als Staatsverbindlichkeit ſodern, ohne ſich um ihre Einwilligung zu bekümmern, und ohne ſich bey den Dienſten, eben ſo wenig als bey der Entrichtung der Steuern, gegen ſeine Unterthanen in einen Contrahenten zu verwandeln. Die Staatsdienſte ſtehen mithin unter den Geſetzen der Finanzwiſſenſchaft. Dieſes ſey, meint der Vf., um ſo weniger zu bezweifeln, weil Steuern, als eine Geldabgabe, nur als Surrogat der Arbeit und Producte anzuſehen ſeyen, mithin ſich das Gebiet der Finanzwiſſenſchaft auch auf das erſtrecke, was durch das Geld am Staatsbedarf repräſentirt werde. Uberdieſs ſey dieſes Surrogat nicht der Art, dafs dadurch der vorhandene Naturalfonds von aller Verpflichtung, für die Naturalbedürfniſſe des Staats zu haften, gleichſam losgekauft werde, ſondern es diene nur zur Erleichterung. Für die gemeinen Dienſte bildeten die gemeinen Naturkräfte dieſen Fonds, für beſondere Dienſte die beſonderen Kräfte der damit begabten Unterthanen, und der gemeine Fonds ſey denſelben nur zu einer Entſchädigung verbunden. Der Haupteinwurf, dafs die Staatsämter jetzt nur von Männern mit beſonderen Qualitäten verwaltet werden könnten, mithin dieſelben keine gemeinſchaftliche Laſt aller Staatsbürger ſeyn könnten, hebe ſich dadurch, dafs der gemeine Soldatendienſt, der unbeſtritten eine allgemeine Staatslaſt ſey, doch auch nicht von allen geleiſtet werden könne. Denn weder Weiber noch Greiſe taugen dazu. Ohnehin liege bey dieſem Einwurf eine falſche Anſicht über das Verhältniſs, in welchem die ſpeciellen Fonds zu dem allgemeinen Fonds für Befriedigung der Staatsbedürfniſſe ſtänden, zum Grunde. Denn jeder ſpecielle Fonds ſey nur als ein Theil des allgemeinen Fonds zu betrachten, auf den alle Staatsbedürfniſſe radicirt ſeyen, und welcher nicht nur die allen Bürgern gleich zukommenden Kräfte unter ſich begreife, ſondern auch die beſonderen Kräfte. Wenn ſich daher der Staat zur Deckung eines beſonderen Bedarfs an die beſonderen Kräfte der Bürger, an einen ſpeciellen Fonds, halte: ſo halte er ſich immer nur an den geſammten Nationalfonds.

Ohne hier die ganze gezwungene und höchſt illiberale Anſicht, die edelſten Kräfte des menſchlichen Geiſtes und Willens in Eine Claſſe mit den gemeinſten äufsern Gütern zu ſetzen, und ohne weiter darzuthun, dafs die Begriffe des Vfs. von der Finanzgewalt einen höchſt abſolut beherrſchten Staat vorausſetzen, und zu einem Deſpotismus führen, welcher, wenn es ja möglich wäre, nach dieſen Grundſätzen wirklich zu verfahren und ſie aus der Schulſtube in das wirkliche Leben zu übertragen, in den Bürgern bald allen beſſeren Sinn und alle Luſt an eigener freyer Ausbildung unterdrücken würde, und ohne das offenbar Irrige in der Angabe des Verhältniſſes der beſonderen Fonds zu dem allgemeinen weiter zu entwickeln: will Rec. nur bemerken, dafs ſelbſt aus den Behauptungen des Vfs. das nicht folge, was er daraus herleitet.

Die erſten Grundſätze der Gerechtigkeit und der Finanzwiſſenſchaft lehren, dafs man bey Foderungen von Leiſtungen für den Staat die Gleichheit ſo wenig als möglich verletze, nicht von dem Einen nur einen Theil ſeiner Früchte, von dem Anderen alle, und von dem Dritten ſogar ſein Capital ſelbſt fodere. Iſt dieſes: ſo folgt, dafs immer ein Fall der Nothwendigkeit vorhanden ſeyn müſſe, wenn der Eine mehr als der Andere herzugeben gezwungen werden ſoll. Dieſes auf den Staatsdienſt angewandt, kann der Unterthan nur dann zur Übernahme eines Staatsdienſtes verbunden ſeyn, wenn gegen das, was alle, und was der Staat als ſolcher leiſten kann, d. h. gegen Geld, Ehre, Rang, Titel, ſolche Dienſte nicht mehr zu haben ſind. Dieſer Nothfall mufs alſo nicht nur abgewartet, ſondern er mufs auch, wie jeder andere Nothfall, der die Anwendung aufserordentlicher Mafsregeln herbeyführt, durch weiſe Vorkehrungen vermieden werden; und er wird gewifs in tauſend Fällen allein dadurch vermieden werden können, wenn man die Gegenleiſtungen des Staats für beſondere Dienſte in ein richtiges Verhältniſs mit den Aufopferungen ſetzt, welche der Dienſt erfodert. Dieſes und mehr noch hat die Erfahrung gelehrt. Denn ſelten fehlt es an einem fähigen Diener bey einer eröffneten Stelle. Auch ſtimmt dieſes ganz mit demjenigen überein, was wir bey anderen ſpeciellen Fonds ſehen, und was die ewige Gerechtigkeit lehrt. Ein Special-Fonds, z. B. der Schulfonds, um des Vfs. Beyſpiel beyzubehalten — welches übrigens S. 64 ganz ſchief geſtellt iſt; denn davon, dafs aus dem allgemeinen Fonds etwas für einen Special-Fonds gewonnen werde, wenn dieſer nicht zureicht, iſt nicht die Rede, ſondern ob und wenn ein Special-Fonds zu dem allgemeinen gezogen werden könne — wird in Staaten, wo ſpecielle Fonds ſtatuirt werden, und wo Gerechtigkeit gilt, nicht eher angegriffen werden, als bis der allgemeine Fonds, und alle allgemeinen Hülfsquellen ganz erſchöpft ſind. Darf der Staat, um ein anderes Beyſpiel zu wählen, der in einer Stadt ein Haus haben mufs, gegen irgend einen Beſitzer Zwang ausüben und ihm ſein Haus nehmen, ſo lange ſich Jemand findet, der das Seinige, welches den Zwecken des Staats ganz gut entſpricht, zu einem nicht unbilligen Preiſe anbietet? Erwiedert man, dieſes ſey bloſs Klugheit, und Billigkeit, nicht ſtrenges Recht: ſo will Rec. gerne ſchweigen; aber man darf dann auch vor nichts in der Welt erſchrecken, was man zu einem Rechte des Staats macht. Der Zwang zum Soldatendienſt kann auch nicht mit Grund für des Vfs. Meinung angeführt werden. Denn erſtlich ſieht die Verbindlichkeit zum Soldatendienſt in einem Vernunftſtaate, von welchem der Vf. redet, gar ſo nicht aus, als in unſeren Conſcriptions-Verordnungen. Iſt der Staat, ſeine ganze Exiſtenz, — ſo ſpricht der Codex eines, nach den Grundſätzen der ewigen Gerechtigkeit gebildeten, allgemeinen Staatsrechts — von Feinden bedrohet: ſo mufs alles zur Abwendung der gemeinſamen Gefahr mitwirken. Wer fechten kann, mufs fechten, auch wenn er nicht fünf Schuh hat. Wer das nicht kann, mufs die Fechtenden zu Hauſe vertreten, die Wirthſchaft, den

Digitized by Google

Ackerbau beſorgen, die Lebensmittel herbeyführen, die Kranken pflegen. Iſt dieſes jetzt nicht mehr anzuwenden, machen die, zum Glück oder zum Unglück der Menſchheit verfeinerten politiſchen Verhältniſſe, und andere Umſtände hier eine Anderung nothwendig, und einen Zwang gegen Einzelne unvermeidlich: ſo iſt das ein Übel, welches doch nicht ohne Noth weiter ausgedehnt, und für einen ganz anderen Fall zur Folge gezogen werden darf. Überdieſs iſt für den gemeinen Soldaten phyſiſche Kraft die einzige nothwendige Eigenſchaft, alles Übrige findet ſich und muſs ſich finden. Es iſt eine ſchöne, aber nicht nothwendige Zugabe. Sein Loos, ſowohl in Anſehung deſſen, was er zu wagen hat, als auch wegen der geringen Löhnung, iſt und muſs bey der Gröſse unſerer Heere von einer ſolchen Beſchaffenheit ſeyn, daſs dadurch nicht ſo viele gereizt werden können, als der Staat bedarf. Dieſer übernimmt übrigens die ganze techniſche Ausbildung, fodert nur einen kleinen Theil des Lebens für den Dienſt, und geſtattet jedem Individuo obendrein, einen Anderen für ſich zu ſtellen. Wie ganz anders iſt alles dieſes bey den übrigen Staatsdienſten! — und man frage doch die Cäſaren aller Jahrhunderte, ob ſie einen Einzigen zum Soldatendienſt zwingen würden, wenn man ihnen die Verſicherung geben könnte, daſs ſich für einen gleichen, ja ſelbſt für einen etwas erhöheten Aufwand, jederzeit ſo viele Freywillige finden würden, als die Noth und die Durchſetzung ihrer Plane erfodert? Und dieſes, was die Noth erfodert, ſollte man ausdehnen, man ſollte bloſs einer Theorie zur Liebe den erſten Grundſatz verkennen, daſs der Menſch durch Eintritt in den Staat von ſeinen natürlichen Rechten und Freyheiten ſo wenig habe aufopfern wollen, als nur möglich iſt? Auch iſt bey dieſer Anſicht gar nicht nothwendig, daſs der Staat nur den nimmt, der das Amt *ſucht*, wie der Vf. S. 70 zu glauben ſcheint. Nein, immerhin mag der Staat *den Mann* für das Amt *ſuchen*; aber wenn er ihn gefunden hat, ſo ſoll er es ſeinem freyen Willen überlaſſen, ob er der Auffoderung folgen will oder nicht. Auch mag er ihm die Bürgerpflicht vorhalten, aber alles ohne Zwang, ohne drohende Winke, und es lediglich dem Gewiſſen des Aufgefoderten anheimſtellen.

Nach dieſer Entwickelung folgt denn einigermaſsen von ſelbſt, daſs Rec. auch darin mit dem Vf. nicht übereinſtimmt, daſs der Staatsdienſt nicht auf einem Vertrage beruhe. Alle Gründe, welche der Vf. aus ſeiner Hypotheſe hernimmt, widerlegen ſich von ſelbſt. Alles übrige, was er dafür anführt, beweiſet höchſtens nur, was auch ein Jeder zugiebt, daſs es ein Vertrag iſt, welcher ſowohl wegen des einen Paciſcenten — des Staats — als auch wegen des Gegenſtandes und aller anderen Folgen, von ganz eigener, höherer, edlerer Art iſt, als jeder andere Vertrag über gemeines Eigenthum und gemeine Arbeit. Alles ſteht in Beziehung mit einem höheren Zweck, und iſt nur als Mittel zu dieſem höheren Zweck zu betrachten, und denſelben Veränderungen unterworfen, denen der Zweck ſelbſt unterworfen iſt. Es mag in mancher Hinſicht gut ſeyn, wenn gewiſſe Puncte dieſes Vertrages, wie dieſes in Bayern geſchehen, öffentlich, durch ein Geſetz bekannt gemacht werden, damit der eine Paciſcent wiſſe, was er von ſeinem anderen Paciſcenten zu erwarten habe, und nicht über Ungerechtigkeit ſchreye, wenn ihm etwas Unangenehmes begegnet, auf welches er nicht gerechnet hat. Doch iſts auch nicht gut, wenn man zu viel durch das Geſetz feſtſetzt. Wer kann vorausſehen, was die Umſtände verändern? und ſoll man denn nicht auch hoffen dürfen, daſs die Weisheit, welche jetzt das Geſetz hervorbringt, auch in der Folge über den Staat und ſeine Diener walten werde? Dieſe Weisheit wird dann von der Übermacht, welche der Staat hat, keinen Mifsbrauch machen; ſie wird beſonders bey der Gegenleiſtung, die man gar nicht als eine Entſchädigung zu betrachten braucht, darauf ſehen, daſs der Diener keiner ängſtlichen, den Geiſt niederdrückenden Sorge für die Gegenwart und Zukunft ausgeſetzt, und durch Noth zu Widerrechtlichkeiten verleitet werde. Die Beſoldung ſieht der Vf. bloſs aus dem Geſichtspuncte des Schadenerſatzes dafür an, daſs der Dienende mehr Laſten übernimmt als andere. Hieraus dürfte nun folgen, daſs, wenn dieſe Laſten wegfallen, auch dann der Anſpruch auf den Erſatz wegfallen müſſe. Weil dieſes jedoch hart ſeyn würde: ſo ſtellt der Vf. den Satz auf, daſs der Staat dieſe Entſchädigung auch dann über die Zeit des Dienſtes hinaus zu leiſten habe, wenn der Dienende durch Übernehmung eines Staatsamtes die Möglichkeit eines anderen Erwerbs für die Zukunft aufzugeben genöthiget worden. Dieſer Erſatz könne aber nur darin beſtehen, daſs er in dem Ertrage des Staatsdienſtes für ſeine Lebenszeit einen eigenen Nahrungsſtand beſitze, ſo wie andere Bürger dergleichen in ihrem Gewerbe finden. Es iſt nicht zu leugnen, daſs das, was der Vf. hierüber ſagt, ſich von ſehr vielen Seiten empfiehlt, und daſs die geſetzliche Beſtimmung, nach welcher im Königreich Bayern ein Theil der Beſoldung, als Standesgehalt, perpetuirlich iſt, vieles für ſich hat. Doch laſst ſich auch manches dagegen ſagen. Rec. will einen Anderen den Vf. der *Gedanken über Manches im Dienſt* — Th. II. S. 134 — über dieſen Gegenſtand reden laſſen. „Ein Geſetz, das jedem eine ſolche Penſion zuſichert, wird es nicht den Effect haben, daſs manches, zumal vornehmes, Subject, trotz deſſen ſchon zum Voraus bekannter Untauglichkeit, doch angeſtellt werden wird, eben darum, weil es hernach leicht mit Penſion entlaſſen werden kann? Beſſer ſcheint es doch, daſs die Regierung zwar eine ſolche Maxime befolge, aber nicht durch ein Geſetz ſich als Schuldigkeit auflege, und daſs ſonach der untauglich befundene Dienſtmann, was wirklich für ihn Gnade iſt, als Gnade empfange, und nicht als ſtrenges Recht fodern könne. — Mancher Jubelmann wäre bey ſeiner Entlaſſung ſchuldig zurückzuzahlen, und wie Mancher, der im zehnten Jahr abgehen muſs, verdiente ſein ganzes Gehalt zu behalten!“

(*Die Fortſetzung folgt.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JANUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LANDSHUT, h. Krüll: *Der Staatsdienſt aus dem Geſichtspuncte des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet*, von *N. T. Gönner* u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Wenn man aber auch den Grundſätzen des Vfs. über die Unwiderruflichkeit des mit den Staatsdienſten verbundenen Nahrungsſtandes beypflichten könnte: ſo dürfte ſich doch ſchwerlich eine *Verbindlichkeit* des Staats, den Wittwen und Kindern der Staatsdiener Penſionen zu geben, daraus herleiten laſſen und allgemein zu empfehlen ſeyn. Denn wenn man auch annimmt, daſs der Staat die Beſoldungen mancher Stellen ſo einrichten müſſe, daſs der Diener davon mit einer Familie leben kann: ſo folgt doch daraus keinesweges, daſs der Nahrungsſtand, den er mit Übernahme eines Dienſtes ergreift, auch für ſeine Familie begründet ſey, und daſs in dieſer Beziehung der Staatsdiener allen übrigen Erwerbszweigen gleich, und mehr als gleich, geſetzt werden müſſe. Freylich geht mit dem Tode des Staatsdieners ſein Kunſtcapital zu Grabe; freylich mag manchmal ein Staatsdiener ein frühes Opfer ſeiner Anſtrengung werden. Allein was das erſte angeht, ſo kann man nicht nur mit Grund dagegen ſagen, daſs dieſes eine Folge ſey, welche der Staatsdiener gar wohl vorherſehen konnte, wonach er alſo auch ſeine Maſsregeln zu nehmen hätte. Jedes Gewerbe hat ſeine Eigenheiten, jedes ſeine guten und böſen Seiten, darauf muſs der vernünftige Menſch Rückſicht nehmen, und es iſt zu viel verlangt, daſs die Geſellſchaft für alles die Gewähr leiſten müſſe. Sodann würde hierin nicht eine Gleichſetzung, ſondern ein groſser Vorzug liegen. Denn ſtirbt nicht bey ſehr vielen anderen Gewerben mit dem, der es treibt, der ganze Erwerb, der ganze Nahrungsſtand dahin? Und iſt, unparteyiſch erwogen, das Brod, welches der Staatsdiener iſſet, in der Regel nicht das ſicherſte, bequemſte und ehrenvolleſte? Bleiben nicht der groſsen Mehrzahl der Staatsdiener mehrere Stunden zu eigener freyer Dispoſition übrig, als dem groſsten Theile der übrigen Gewerbe treibenden Menſchen? Giebt es nicht für ihn eine Menge von Geſchäften, die ſich mit ſeinem Dienſte beſſer vertragen, als die gewöhnlichen Zerſtreuungen, wodurch er ſich einen Zugang verſchaffen kann? und kann er nicht mehr wie jeder andere für die Erziehung ſeiner Kinder wirkſam ſeyn, und dadurch den ſicherſten Schatz für ſeine Hinterlaſſenen ſammeln? und kommen endlich nicht ſelbſt dieſen Kindern die Verhältniſſe ihrer Väter auf eine höchſt natürliche Weiſe trefflich zu Statten? An das Todtarbeiten hat aber Rec. nur einen ſchwachen Glauben. Einige wenige Fälle ausgenommen, welche ein weiſer Regent nie unbeachtet laſſen wird, iſt dieſe Gefahr nicht groſs. Unendlich öfter ſterben Diener früh und in zerrütteten Umſtänden, weil ſie in Spiel- und Trink-Gelagen ihre Nächte zugebracht haben, als weil ſie am Arbeitstiſch geſeſſen. Der Staat darf nicht geizen, muſs, wie ein rechtlicher Privatmann, den honett bezahlen, der ihm honett und nützlich dient; aber er darf auch nicht zu freygebig ſeyn, und zu vielen Anſpruch auf den höchſt miſslichen Ruhm der Groſsmuth machen wollen. Alles was er dem Einen giebt, nimmt er einem Anderen, und ſo mancher Groſchen, welcher für die Staatscaſſe erübrigt werden muſs, zwingt den hochfleiſsigen und von Sorgen ſchwergedrückten Mann zu einer erhöhten Anſtrengung, die ihn wirklich ſeinem Weibe und Kinde, für die nach ſeinem Tode Niemand ſorgt, vor der Zeit entreiſst. Der ſtille Seufzer deſſen, der hier geben muſs, dringt ſo gut vor Gott, als die Thräne des Dankes deſſen, dem dort gegeben wird, wenn man gleich in dem Getümmel des Hoflebens davon nichts hört. Wohl dem Staate, der reich genug iſt, ohne Druck freygebig ſeyn zu können; aber Freygebigkeit iſt höchſt ſelten die erſte der Tugenden, die der Privatmann und der Staat zu üben hat.

Im erſten Abſchnitte des zweyten Theils wird von der Erwerbung und Verleihung der Staatsdienſte gehandelt. Auftrag vom Regenten, ſey er nun ein mittelbarer oder ein unmittelbarer, iſt jederzeit nöthig. Ein mittelbarer findet bey den Patrimonialgerichten Statt. Wie ſehr dieſes gegen das Weſen des Staats ſey, wird nicht gerügt. Etwas ganz anderes iſt es mit der Befugniſs einzelner Collegien, ſich ihre Subalternen zu ernennen. Dieſes hat viel Gutes. Mit Recht empfiehlt der Vf. die gröſste Vorſicht beym Anſtellen, aber zu viel erwartet er von Conduitenliſten und dem Tabellenweſen. Über die Mittel, einen guten Geiſt in der Dienerſchaft zu erwecken und zu erhalten, ſagt er gar nichts, und doch kommt darauf alles an. Inländer verdienen billig einen Vorzug. Man braucht ihnen dieſen aber nicht gerade geſetzlich zu geben, denn ſo viel als gut iſt, haben ſie ihn von ſelbſt. Von Anwartſchaften hält der Vf. im Ganzen nichts. Mit Recht. Doch ſind Ausnahmen, welche auch der Vf. zugiebt, nicht zu vermeiden.

R

Im zweyten Abschnitt wird das Rechtsverhältnifs zwifchen dem Staate und dem Staatsdiener aus einem übertragenen Staatsamt unterfucht.

Der Staatsdiener hat zuerft Unterthanenpflichten. Sehr wahr fagt der Vf.: „der Staatsdiener, welchem der Regent einen Antheil an der Regierung vertraut, mufs fich beftreben, in eifriger Erfüllung diefer allgemeinen Bürgerpflichten mit einem fchönen Beyfpiel vorzugehen.“

Auch Rec. findet es gut, wenn übrigens der Staatsdiener an allen bürgerlichen Laften Theil nimmt, und daher keine Freyheit von Steuern geniefst; aber zu tadeln ift es allerdings, wenn man den Ertrag der Befoldung mit einer Steuer belegt. Es ift diefes ein wahrer Abzug, den der Staat von einer rechtmäfsigen Schuld macht. Cantonsfreyheiten für die Familie find auch nicht nöthig, von mancher Seite auch nicht gut. — Wird aber nicht da, wo jeder taugliche Unterthan darauf gefafst feyn mufs, zu feiner Zeit die Muskete zu tragen, eine ganz andere Erziehung eintreten müffen, und hat man die Folgen, welche diefe Einrichtung — die Rec. übrigens für die gerechteffe halt — für Künfte und Wiffenfchaften haben mufs, fchon genugfam erwogen?

Zu den befonderen Pflichten rechnet der Vf. das Fortbilden, nicht blofs durch Routine, fondern durch zweckmäfsiges, ernftliches Studium. Billig follte diefes eine unerlafsliche Pflicht feyn, denn wer nicht mit fortgeht, bleibt nothwendiger Weife zurück. Aber leider ift diefes Fortfchreiten etwas, was bey den eigentlichen Gefchäftsleuten zu den feltenften Ausnahmen gehört. Wie kann man diefes aber auch fodern: denn dann müfste ja wohl gar zuweilen eine Spielparthie aufgefagt werden! und das wird man doch nicht verlangen?

Dafs der Staat nicht verhindert werde, während der Dienftzeit eines Dieners den Amtern und Gefchäften eine andere Organifation zu geben, wird Niemand leugnen: fchwerer wird es aber feyn, zu beftimmen, was der Diener dann zu erwarten, zu hoffen und zu fürchten habe. Die Erfahrung lehrt, dafs der Staat — leider nur zu oft nichts anderes, als ein Aggregat von Dienern — darin fein Beftes wenger achtet, als das feiner Diener.

Über das Recht des Staats zur Oberaufficht, über Inftructionen, über das Recht und die Pflicht des Dieners, in befonderen Fällen Vorftellungen zu machen, am Ende aber zu gehorchen, wie über den Erfatz des im Dienft verurfachten Schadens, und über Beftrafung der Dienftvergehungen, fagt der Vf. manches Gute. Doch liefse fich auch Vieles beftreiten. Überhaupt dürfte es Vielen, welche auch nicht daran zweifeln, dafs der Diener beftimmten Befehlen pünctlich Folge leiften mufs, fcheinen, dafs des Vfs. Anficht im Ganzen zu illiberal fey, und den Diener zu fehr in eine Mafchine verwandle, welches gewifs nicht gut ift, und wohl die Glückfeligkeit auf dem Papier, aber nicht im wirklichen Leben befördert. Auch dürfte fich gegen die Verbindlichkeit des Dieners, jeden in feinen Amtskreis gar nicht einfchlagenden Auftrag annehmen zu müffen, noch Vieles fagen laffen, was nicht blofs Folge der Anficht ift, dafs es zu Staatsdienften überhaupt keine Verbindlichkeit giebt. Noch weniger kann Rec. den Unterfchied, welchen der Vf. bey diefer und fo mancher anderen Gelegenheit zwifchen den Dienern, die Landeskinder, und folchen, die Ausländer find, macht, und nach feinem Syftem gewiffermafsen machen mufs, gut finden. Wenigftens dient ein folcher Unterfchied diefem Syftem nicht zur Empfehlung. Was mufs dabey herauskommen, wenn zwey Collegen nach ganz verfchiedenen Rechten beurtheilt werden müffen!

Nach diefen handelt der Vf. die Rechte des Staatsdieners, fowohl die allgemeinen als befonderen ab. — Als Staatsdiener, und zwar in Beziehung auf feine Dienftleiftung, hat er das Recht zu den Mitteln, welche die Erfüllung des Amts fodert. Von dem Rechte zu der Erfüllung felbft, fagt der Vf. hier nichts. Überhaupt fpricht er es dem Diener ab. Aber ohne Grund. Denn wenn man auch zugiebt, dafs diefes Recht nicht fo weit gehe, dafs der Diener mit vollkommenem Rechte verlangen kann, dafs ihm der Regent die Ausübung feines Amts geftatte: fo hat doch ein Beamter, fo lange ihm die Ausübung feines Amtes nicht ausdrücklich verboten ift, d. h. fo lange als er Beamter ift, ohne Zweifel ein Recht zur Ausübung feines Dienftes. Wäre das nicht, fo würde er ja eines Eingriffs in die Hoheitsrechte fich fchuldig machen, und der Unterthan, der fich ihm widerfetzte, würde nicht fo ftrafbar feyn. Alle Folgen, welche der Vf. aus dem Rechte zu Mitteln herleitet, würden aus jenem Rechte zur Erfüllung feines Amtes eben fo gut haben abgeleitet werden können. In Anfehung der Entfchädigung, welche der Staat in aufserordentlichen Fällen zu leiften haben foll, geht der Vf. §. 91 ficher zu weit. So foll z. B. der Staat Erfatz leiften, wenn ein Caffenbeamter, bey Gelegenheit eines Diebftahls, der durch eine gefüllte öffentliche Caffe, welche er in feinem Haufe hat, veranlafst worden ift, fein Eigenthum verliert. Der Dienft foll den Diener nicht gegen die *casus humanos* fchützen, und wer einer befonderen Gefahr ausgefetzt ift, foll auch befondere Sorgfalt anwenden. Diefes ift ein Theil der Dienftpflicht, und wer dadurch, dafs diefes nicht gefchehen, Schaden leidet, ift nicht frey von *culpa*, und was mich frey von Strafe und Erfatz macht, giebt mir noch kein Recht, von Anderen den Erfatz meines Schadens zu fodern. Das Recht auf Auszeichnung und Rang ift an fich etwas Unerhebliches; allein wie die Dinge jetzt find, follte der Staat hierin vernünftigere Grundfätze beobachten, als meiftens gefchieht. Mit Recht fagt der Vf., der Staat müffe die Befoldung feiner Diener für feine heiligfte Schuld halten, wie denn diefes in Staaten, wo Rechtlichkeit herrfcht, auch der Fall zu feyn pflegt.

Der Vorzug der Kinder der Diener bey Befetzung der Ämter, wird unter billiger Einfchränkung gerechtfertigt. Rec. kann den Werth der Gründe des Vfs. nicht verkennen, doch kann er nie wünfchen, dafs die Sache jemals gefetzlich gemacht werde. So viel als nöthig und gut ift, und oft mehr

als das, macht sich die Sache von selbst. Ist doch die Wiederbesetzung der eröffneten Stellen meist in den Händen, wenigstens unter dem Einfluss der Diener. Und geniessen nicht selbst da, wo das Gesetz alle Vorzüge verbietet, die Kinder der Diener einen Vorzug?

Im letzten Abschnitt wird von der Beendigung der Staatsdienste gehandelt. In Ansehung dieses Punctes ist man bisher am meisten in Verlegenheit gewesen. Auch ist nicht zu leugnen, dass, selbst bey einer nicht ganz gemeinen Ansicht der Dinge, es hier allerdings schwer wird, das, was die Billigkeit und Schonung gegen Einzelne erfodert, mit dem Wohl des Ganzen und dem Wesen der Sache in Harmonie zu bringen. Noch weniger wird die richtigere Ansicht je die allgemeine werden. Der grosse Haufe, welcher den Dienst als eine Pfründe ansieht, das ganze weibliche Geschlecht, das diese Ansicht durchgehends hat, wird Grausamkeit finden, wo nur Gerechtigkeit geübt wird.

Unser Vf. urtheilt über die verschiedenen gutgemeinten, aber höchst gehaltlosen Deutungen der Aufkündigungs-Clausen, welche eine schiefe Ansicht nothwendig gemacht hat, sehr richtig. Allein er geht gewiss viel zu weit, wenn er behauptet, dass da, wo auf den Staatsdienst der Nahrungsstand eines Staatsdieners radicirt sey, ein sich selbst zerstörender Widerspruch Statt finden werde, wenn der Regent Staatsdienern einen seiner Natur nach unwiderruflichen Nahrungsstand verleihen, und ihn nach Wohlgefallen für widerruflich erklären wolle. Denn kann man nicht das, was an sich unwiderruflich ist, durch Übereinkunft widerruflich machen? Kann man z. B. nicht verkaufen, und sich den Wiederkauf vorbehalten? Und wie kann man aus Gründen, die in der Natur der Sache liegen, den Nahrungsstand des Dieners unwiderruflich nennen? Giebt es überhaupt irgend einen Nahrungsstand, von dem es sich sagen lasst, dass ein Jeder, der ihn ergreift, seines beständigen Unterhaltes und Gewinnes dabey sicher sey? Und ist es für manchen Menschen nicht schon ein grosser Gewinn, für eine Zeitlang einen Nahrungsstand zu haben? Das Beyspiel von der Ehe passt gar nicht. Hier machen sehr weise positive Gesetze etwas unauflöslich, und in diesem Puncte, wie in manchen anderen, von der Privatwillkühr unabhangig, was nach der Natur der Sache eine Aufkündigungs-Clausel gar wohl zulässt. Was Staatsdienern bey Revolutionen und grossen neuen Organisationen gebührt, lässt sich schwerlich je rechtlich bestimmen. Was die Stimme der Billigkeit und der ewigen Gerechtigkeit laut fodert, wird jeder fühlen. Doch braucht man nur um sich zu sehen, um gewahr zu werden, was Noth und finanzielle Rücksichten selbst da für Gewalt haben, wo man sonst die Stimme der Gerechtigkeit nicht zu überhören pflegt. Und geschieht dieses am grünen Holze, was wird dann nicht am dürren Holze geschehen können!

Auch die Bestimmung des Schicksals der Diener, welche unfähig werden zu dienen, ist etwas sehr delicates. Ein Unterschied, ob die Unfähigkeit eine Folge des Verschuldens, des Zufalls oder des Dienstes selbst sey, lässt sich auf dem Papier leicht machen; aber in der wirklichen Welt ist es meistens äusserst schwierig, den Antheil, den das eine oder das andere an der Unfähigkeit hat, genau zu bestimmen, und für jeden einzelnen Fall das anzuwenden, was *in abstracto* Recht seyn mag. Im Civildienst ist der Dienst, besonders der Arbeitstisch, äusserst selten die wahre Ursache. Der Grund liegt meistens ganz anderswo. Auch vergisst der ordentliche Mann oder Greis zu leicht die Sünden der Jugend, und man giebt oft allein dem Dienste Schuld, was nur Folge der Verwöhnung ist. Würde man einem mühsamen Posten unterliegen, wenn nicht die vorhergehende Entwöhnung von aller Anstrengung Schuld daran wäre? Die Erfahrung lehrt im Ganzen wohl, dass der Staat eher zu nachsichtig als zu hart ist, und den Nahrungsstand mehr als den eigentlichen Zweck des Dienstes berücksichtiget. Kein verständiger Mensch kann zur Härte in diesem Punct rathen; allein es ist doch auch nicht alles Härte, was dem Einen oder dem Anderen unangenehm ist, und wodurch man etwa nur genöthiget wird, von dem gewohnten Wohlleben etwas nachzulassen. Und der Dienst, so wie der Nachmann eines Invaliden, der sich in seiner Invalidität pflegt, oft sie nur vorschützt, um sich besser pflegen zu können, haben doch auch ihre Rechte.

Uber die Niederlegung des Dienstes, die Resignation, denkt Rec. ganz verschieden vom Vf. So viel ist freylich gewiss: Niemand darf wider den Willen des Regenten sein Amt niederlegen; dieses würde heissen seine Geschäfte willkührlich liegen lassen. Allein die Frage ist: muss der Staat den Diener, der seine Entlassung fodert, entlassen? Dieses glaubt Rec. gegen den Vf, der es aus dem Grunde leugnet, weil der Dienst eine Staatsverbindlichkeit sey, behaupten zu müssen. Man darf diese Sache, wie das ganze Dienstwesen, ja nicht zu illiberal ansehen. Der Staat und sein Diener sind als zwey Freunde zu betrachten, die ein gegenseitiges Interesse zu einander geführt hat. Gern haben sie sich vereiniget, gern bleiben sie neben einander. Aber keiner wird den anderen, den irgend ein Grund zu einer Trennung bestimmt, zum Bleiben zwingen, weil ein jeder weiss, dass die Freundschaft keinen Zwang vertragt, dass auf das *Gernethun* in der Welt so vieles ankommt. Findet der Staat, dass ihm der Abgang eines Dieners empfindlich wird: so wird ein freundliches Wort, eine Auszeichnung, oder wenn die Finanzen ins Spiel kommen, eine billige Zulage, ein passendes leichtes Mittel seyn, den Verlust zu verhüten. Wirkt dieses alles nicht, und liegt der Grund im gemeinen Sinne des Dieners: so ist der Verlust nicht gross; liegt aber der Grund in den Umständen selbst: so würde es eine Grausamkeit seyn, die Entlassung zu versagen, und der Staat würde gemeiner denken als ein Privatmann, der gern zur Beförderung eines Dieners, z. B. eines Predigers, mitwirkt, den er ungern verliert. Genau erwogen findet auch eine Gleichheit der Rechte selbst dann nicht Statt, wenn man dem Staate das Recht einer willkührlichen Entlassung abspricht. Ein Mann, welcher wider seinen Willen in einem Dienste, an einem Orte, in einer Lage, die

Digitized by Google

ihm nicht angenehm, vielleicht ſehr drückend iſt, bleiben muſs, verliert die ganze Freude ſeines Lebens, die ihm durch nichts erſetzt werden kann. Der Staat hingegen kann zwar auch wohl für den Moment verlegen werden; aber dieſes iſt doch eines Theils mit jenem gar nicht zu vergleichen, anderen Theils kann und muſs der Staat auf das ewige Bleiben eines Dieners gar nicht rechnen. Der einzelne Menſch iſt ja ein höchſt zerbrechliches Weſen, wie bald ſinkt auch der Stärkſte dahin! Und dann das groſse wahre Wort: *non deficit alter!* Nichts würde beſtehen, wenn es nicht wahr wäre, und zu Grunde mag alles das gehen, was an das Daſeyn eines einzigen Menſchen geknüpft iſt. Der Grund des Vfs., daſs die Staatsdiener durch dieſe Liberalität zum Trotze verleitet werden könnten, gilt bey Rec. durchaus nichts. Denn wo die Dienerſchaft einen guten Geiſt hat, wird ein ſchlechter Trotz nie allgemein werden. Ein guter Trotz hingegen iſt kein Übel. Überdem iſt das Gouvernement immer Schuld daran, wenn ein ſchlechter gemeiner Trotz einreiſst. Mit gewöhnlicher Feſtigkeit und Klugheit, die nur einmal zur rechten Zeit an einem Diener, der es darauf anlegt, dieſe Liberalität zu miſsbrauchen, ein Exempel ſtatuirt, und ihm die gefoderte, aber nicht gewünſchte, Entlaſſung giebt, wird man dem Übel bald ſteuern können. Dem ſeltenen Falle, daſs ſich bey dieſen Grundſätzen der Urheber eines miſslichen Planes ſeiner Verbindlichkeit leicht entziehen könne, wird noch leichter abzuhelfen ſeyn.

Über die Entlaſſung oder die Entziehung eines Dienſtes ohne Beweis einer den Dienſtverluſt nach ſich ziehenden Urſache, wider den Willen des Dieners, ſpricht der Vf. zuletzt. Er geſteht dem Regenten dieſes Recht zu, doch nur in ſo weit, daſs er dem Diener die Geſchäftsführung, nicht aber die Beſoldung nehmen könne. Das erſte, meint er, ſey eine Laſt, das zweyte ein Recht. Eine Laſt dürfe man einem Jeden abnehmen, ohne ihm einen Grund zu einer gerechten Klage zu geben. Mit den Rechten und Vortheilen ſey es ein anderes. Rec., welcher in der Entſcheidung dieſer famöſen Frage mit dem Vf. übereinſtimmt, kann doch den Gründen des Vfs. nicht beypflichten.

Die Anſicht, daſs der Staatsdienſt, in ſo fern er zu Geſchäften verpflichtet, bloſs als eine Laſt zu betrachten ſey, iſt, ſelbſt als theoretiſcher Satz angeſehen, viel zu illiberal, einſeitig und unrichtig. Denn zugegeben, daſs ein groſser Theil ihn ſo anſieht, ſo denkt doch der beſſere Theil der Dienerſchaft darüber ganz anders. Der dem gut organiſirten und verſtandig erzogenen Menſchen eigene Hang zu einer nützlichen Thätigkeit, der Trieb nach Ehre und Macht in ſeiner guten und ſchlechten Geſtalt, die Gewohnheit machen ſehr vielen Menſchen die Geſchäfte ihres Dienſtes zu einer Freude, machen ſie ihnen ganz unentbehrlich, wenn ſie nur einigermaſsen glücklich ſeyn ſollen. Und es iſt gar nicht zu zweifeln, daſs ſehr viele lieber umſonſt als gar nicht dienen würden, wenn ſie ohne Beſoldung zu leben im Stande ſind, und der Vf. irrt ſehr, wenn er glaubt, daſs alle entlaſſenen Diener nur wegen des Verluſtes ihres Nahrungsſtandes geklagt hätten. Denn Rec. iſt vollkommen überzeugt, daſs z. B. der Hr. *v. Berlepſch*, dem es am Brode gar nicht gebrach, gar nicht oder doch bey weitem nicht ſo geſchrieen haben würde, wenn man ihm ſeine Beſoldung genommen, und ihn in ſeinen Dienſtverhältniſſen gelaſſen hätte. Mit dem bloſsen Ausſpruche: der Dienſt als Arbeitsſtand ſolle nun einmal eine Laſt ſeyn, iſts wahrlich nicht gethan, und der Staat muſs in der That nichts thun und leiden, was etwas dazu beytragen kann, um die Anſicht der gemeineren Menſchen, die Arbeiten des Dienſtes ſeyen eine Bürde, und derjenige, der ſie uns abnehme, ſey unſer Wohlthäter, noch mehr zu verbreiten und gleichſam geſetzlich zu machen.

Von der anderen Seite iſt es, wenn der Staat nicht aus anderen Gründen ein Recht hat, welches ſtärker iſt als der Anſpruch des Staatsdieners, nicht ſo leicht mit der Sache gethan. Denn bloſs die Fortdauer der Beſoldung entſchädiget den Staatsdiener bey weitem nicht. Zwar glaubt der Vf. dieſes, indem eine ehrenvolle Entlaſſung Niemanden an ſeiner Ehre ſchaden könne, die Vernichtung der Ausſicht zur Beförderung aber nicht in Betrachtung komme, weil dieſes nur eine *entfernte* Hoffnung ſey, auf die nicht gerechnet werden dürfe. Iſt dem aber wirklich ſo? Sollte es dem Manne, der dienen will und dienen kann, nicht kränkend ſeyn, wenn er unerwartet entlaſſen wird? Iſt eine Entlaſſung, auch die ehrenvolleſte, nicht immer weſentlich von einer Beyhehaltung verſchieden, und läſst ſich durch Worte alles gut machen? Kann der Regent, kann irgend eine Macht in der Welt, durch Proteſtationen und poſitive Verfügungen irgend einer Art die Eindrücke vertilgen, welche bey jedem Menſchen von geſundem Verſtande und Gefühle geweckt werden, wenn ein rüſtiger Mann, den das Publicum und der ſich ſelbſt nach der Stelle, auf welcher er ſteht, zu einem höheren Poſten beſtimmt, ſtatt des erwarteten Beförderungs-Decrets ſein Entlaſſungs-Decret erhält? Die Macht der Fürſten iſt groſs, aber Gott bewahre uns, daſs ſie je ſo groſs werde, um das Gefühl für ſo etwas erſticken zu können! Daſs man ſchweigt, Jemanden nicht laut einen Unwürdigen nennt, oder nicht laut über eine Ungerechtigkeit redet, das läſst ſich vielleicht erzwingen; aber daſs man das eine und das andere nicht denke, und daſs man in vorkommendem Falle nicht ſeine Maſsregeln nach dieſer Anſicht ergreife, dieſs iſt ein Recht der Menſchheit, welches uns nie entriſſen werden kann. Auch geſteht Rec. gern, daſs, wenn eine ſolche Beurtheilung die Sache des *groſsen Haufens* ſeyn ſolle, er es ſich zur Ehre rechnet, zum groſsen Haufen zu gehören. Auf Zeiten der Revolutionen und was da Ehre und Schande bringt, darf man ſich aber gar nicht berufen; was hier gilt, läſst ſich auf ruhige Zeiten gar nicht anwenden. Eben ſo iſt es mit der geſtörten Ausſicht zu einer beſſeren Beſoldung. Kann dieſe Ausſicht nicht oft ſehr nahe, ſehr gegründet ſeyn? Was die ſichere Ausſicht auf Beyhehaltung des Nahrungsſtandes von einer anderen Seite gegen ſich hat, darüber habe Rec. ſich bereits erklärt.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JANUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LANDSHUT, b. Krüll: *Der Staatsdienst aus dem Gesichtspunct des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet*, von *N. T. Gönner* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Sache lasst sich aber, nach dem Dafürhalten des Rec., ohne alle Künsteley und ohne sehr grosse Gefahr für die Dienerschaft recht gut machen. Der Staatsdiener, welcher in einen Dienst eintritt, auf den er sich mit Aufwand von Zeit und Geld hat vorbereiten müssen, welcher ihn von einem anderen Gewerbe abzieht, mag immerhin auf einen lebenslänglichen Nahrungsstand rechnen: so wie der Staat, der einen solchen Diener nöthig hat, und den Gewählten für tüchtig hält, auf lebenslängliche Beybehaltung denkt. Aber demungeachtet muss der Diener es sich nicht verschweigen, dass er, so wie der Dienst überhaupt, nur als Mittel zu einem Zwecke — wie auch der Vf. S. 273 angiebt — anzusehen sey. Er muss es ferner wissen, dass der Regent sowohl über den Zweck als über das Mittel zu wachen habe, und dass eines Theils alle menschlichen Zwecke, auch diejenigen, welche am festesten begründet zu seyn scheinen, dem Wechsel, der Veranderung unterworfen *sind*, und dass anderen Theils die Beurtheilung der Tauglichkeit der Mittel und Werkzeuge zur Erreichung eines Zweckes, so lange solche von Menschen abhangt, dem Irrthume und der Täuschung unterworfen ist. Er muss es sich endlich sagen, dass er durch den Eintritt in den Dienst in eine besondere Aufsicht und in eine grösere Abhängigkeit von Anderen getreten ist. Dieses alles kann ihn denn bey einigem Nachdenken von selbst zu der Uberzeugung bringen, dass eine frühere Entfernung aus dem Dienste nicht nur, aus sehr guten Gründen, Recht und sogar Pflicht, ja Nothwendigkeit werden könne, sondern er muss sich auch die Möglichkeit nicht verhehlen, ein Opfer der Vorurtheile, Leidenschaften, Launen und noch schlechterer Ursachen zu werden. Dieses ist eine unverkennbare üble Seite des Dienstes, und muss bey der Wahl der Lebensart als *ratio dubitandi* billig in Anschlag gebracht werden. Aber wo giebt es in der Welt ein Gewerbe, einen Stand, der nicht seine schlimme Seite, seine ihm eigenen Gefahren hätte, und in welchem man vor den Launen, Leidenschaften und der Ubermacht der Grossen, und vor den Tücken seiner Nebenmenschen sicher wäre? Was lehrt nicht hierüber die Geschichte! Dieses ist das gemeine Loos der Menschheit, und aller menschlichen Dinge, welchem entgehen zu wollen, eine übertriebene Prätension ist. Und ist denn die Gefahr, auf diese dem Dienst eigene Weise zu Grunde zu gehen, so gross, wie man vorzugeben pflegt, und wie sie auch der Vf. schildert? Wir wollen die Erfahrung zu Rathe ziehen. Gehören nicht die Fälle, wo ein Diener entlassen wird, zu den sehr seltenen Fällen? Sollte sich nicht behaupten lassen, dass unter *funfzig* Fällen, wo die Entlassung vor einem jedweden Tribunale gerechtfertigt werden könnte, sie vielleicht nur einmal eintritt? Und ist unter *zehn* Fallen, wo sie erfolgt, mehr als *einer*, in welchem die Entlassung ganz unverschuldet und eine reine Ungerechtigkeit ist? Es dürfte nicht schwer werden, selbst die Fälle, welche bey den Reichsgerichten eine so lebhafte Vertretung fanden, gegen den Vorwurf einer reinen Ungerechtigkeit zu rechtfertigen. Freylich darf man sich nicht blos an die Carolina und an die Pandekten halten, sondern die Sache so beurtheilen, wie sie zu beurtheilen ist, nämlich als eine Verwaltungssache. Dieses kann denn demjenigen Diener zur grosen Beruhigung gereichen, der seinen Weg unsträflich wandelt. Ist endlich ein Mittel, ist besonders das von dem Vf. aufgestellte Princip stark genug, dem Ubel abzuhelfen? Rec. zweifelt; vielmehr fürchtet er, dass, wenn des Vfs. Ansicht allgemein würde, und wenn man einem jeden Entlassenen seine Besoldung ganz oder zum Theil liesse, mithin der Entlassung einen Theil ihrer Härte benähme, die Fälle weit häufiger vorkommen werden, als anderswo, wo die Entlassung den Verlust der Besoldung zur Folge hat. Denn schwerlich dürfte die Last, welche der Staatscasse durch eine neue Pension zuwächst, ein so mächtiges Gegengewicht gegen die Leidenschaft abgeben, als die allgemeine Stimme des Publicums jetzt wirklich abgiebt, und so dürfte durch die grösere Anzahl von Fällen das Ubel noch grösser werden. Rec. gesteht wenigstens, dass er, nach seinem Gefühle, sich lieber einem Gouvernement, dessen Geist übrigens gut ist, auf Discretion ergeben würde, als einem gleich guten gegen die von dem Vf. in Vorschlag gebrachten Capitulationspuncte. Und ist der Geist nicht gut, was werden denn die besten Gesetze helfen? werden sie, wird irgend eine Kraft, an sich selbst stark genug seyn, den schlechten Geist, die Leidenschaften, Kabalen und Launen zum Schweigen zu bringen? Giebt es nicht hundert Mittel, einen Diener, den man gern entfernen und auch die Pension nicht geben will, dahin zu bringen, dass er seine Entlassung fodert? Giebt es dieser Mittel nicht da, wo der Regent die Befug-

nifs hat, ſeine Diener nach Gefallen zu verſetzen, ihnen Commiſſionen, und nach Belieben Nebengeſchäfte aufzubürden, noch unendlich mehrere? Und was ſind endlich, ſo bald kein Richter da iſt, Geſetze dieſer Art anders, als öffentlich ausgeſprochene Maximen, die, wenn Geſinnungen, Umſtände und Perſonen ſich ändern, zurückgenommen werden, und welchen man vielleicht ſeltener, aber doch auch gewifs manchmal, wenn Leidenſchaften ins Spiel kommen, geradezu entgegenhandelt? Wie iſt es daher möglich, dafs ein Rechtsgelehrter darauf einigen Werth legen kann! Wenn nur Privatleute und Diener ſtreng an dem, was ewig *recht* und *wahr* ſeyn wird, feſt hängen, und dabey ohne Scheu thun, was ihres Berufs iſt, und weder durch Lehre noch durch That etwas dazu beytragen, den Geiſt, wo er noch gut iſt, zu verderben: ſo werden wir in dieſem Geiſt eine weit ſicherere Gewährſchaft für unſere Erwartungen finden, als in allen künſtlichen Theorieen und Geſetzes-Projecten, welche wir unſeren Regenten aufdringen wollen. Aber, verkehrt genug, erſt tritt man auf; vergeſſend, dafs nur das wahrhaft grofs ſey, was gut und dem Menſchen nützlich iſt, erhebt man mit übertriebenem Lobe, was neu und glänzend iſt, giebt durch ſpitzfindige Syſteme den Fürſten, beſonders den deutſchen, durch die neueſten Ereigniſſe ſouverän gewordenen Fürſten, Rechte in die Hand, die ihnen nach der Wahrheit nicht zukommen, reifst, ohne Noth und gegen die Gerechtigkeit, die Stütze nieder, welche die Weisheit oder das Bedürfnifs der Vorfahren gegen Deſpotendruck aufrichteten, und welche ihre Wirkſamkeit bewährt haben, und will dann denſelben Fürſten durch ein ſchwaches Geſetz, durch einen leicht verwiſchten Buchſtaben, wiederum die Hände binden! Gute organiſche Geſetze ſind zwar eine ſchöne Sache; allein ſie ſind nicht zu allen Dingen nütze. Dieſen Ruhm hat nur die Gottſeligkeit, darum hat ſie aber auch allein die Verheifsung einer ewigen Dauer.

Uber das angehängte königl. bayeriſche Geſetz, die Dienſtverhältniſſe der Staatsdiener betreffend, will Rec. weiter nichts ſagen, als dafs er innigſt wünſcht, dafs der Geiſt, welcher dieſes Geſetz hervorbrachte, dem bayeriſchen Lande ewig erhalten werde, und dafs ein gleicher Geiſt, ſo weit als nur möglich iſt, ſich verbreite. Glücklich wird dann jede Dienerſchaft ſeyn, wenn auch kein geſchriebenes Geſetz ihnen eine Gamntie leiſtet. PN.

SCHÖNE KÜNSTE.

Ohne Angabe des Druckorts: *Comoedia divina*, mit drey Vorreden von *Peter Hammer*, *Jean Paul* und dem *Herausgeber*. 1808. 149 S. kl. 8.

Wenn die Satyre überall das Leben als Gegenſatz mit der Idee ergreift: ſo möchte unſere Zeit ihr nur wenige günſtige Objecte darbieten. Deſto bildſamer für Witz und Humor ſcheint aber der Stoff, den unſere neueſte Literatur in einigen ihrer Beſtrebungen enthält.

Es giebt eine Erhebung zum Überſinnlichen, die hohe Achtung verdient, weil ſie aus der Tiefe des Gemüths hervorgeht, welchem das Vergängliche nur als weſenloſe Truggeſtalt erſcheint. Um ſo ſonderbarer aber zeigt ſich die phantaſtiſche Nachahmung, die für ihre innere Erbärmlichkeit eine ſchimmernde Folie ſucht. Wen die Gegenwart ſchmerzlich ergreift, der mag ſich wohl in elegiſcher Stimmung in die Vergangenheit flüchten, oder wenn die Wurzel ſeiner inneren Kraft nicht abgeſchnitten iſt, ſie durch religiöſe Gefühle zu heben ſuchen; aber wer in der Zeit untergegangen iſt, der wird umſonſt ein fremdes Leben in ſich zu erkünſteln ſtreben, und je ſtarker er ſeine Phantaſie dabey aufſpannt, deſto ſeltſamer wird ſein Thun und ſeine Rede dem ſchlichten Sinne vorkommen.

Von dieſem Geſichtspuncte aus, — wenigſtens ſcheint uns dieſer einer der vorzüglichſten beabſichtigten Zwecke, — hat die *Comoedia divina* ihren Gegenſtand gefafst, der kein anderer iſt, als den ekelhaften Myſticismus einiger Schwachlinge, der ſich zu dem Myſticismus z. B. des katholiſchen *Fénélon* oder des proteſtantiſchen *Spener* verhält, wie der Taranteltanz zur Begeiſterung in den bacchantiſchen Myſterien, durch ein in ähnlichen Fällen erprobtes Heilmittel niederzuſchlagen. Die gewählte Form ſcheint uns ſehr zweckmäfsig, und ſchon die von dem Vf. gebrauchte Miſchung der griechiſchen und chriſtlichen Mythen deutet neben dem Komiſchen, welches dadurch entſtehet, auf eine der lächerlichſten Verirrungen unſerer fieberhaft phantaſirenden Kunſtjüngerlein.

Die Scene beginnt im Olymp, und endigt auf der leipziger Meſſe und zwar im Schauſpielhauſe daſelbſt, wo Jupiter und Mercur ſich als Zuſchauer befinden, um ein neues Stück, *den Sündenfall*, aufführen zu ſehen, wie auch ein *Nachſpiel*, in welchem eine romantiſche Geſellſchaft, begleitet von dem Teufel, dem Nachtwächter und dem ehrlichen Hanswurſt, den Zug nach Indien antreten.

In dem Gewühle der leipziger Meſſe zeichnet ſich eine zwar untergeordnete Erſcheinung, aber nichts deſto weniger merkwürdige Perſon in dem Jungen mit einen Guckkaſten und einer Drehorgel dermafsen aus, dafs er die Aufmerkſamkeit der Götter feſſelt. Seinen Bilderkram hat er freylich bis auf die kleinſten Züge aus der Bilderkrämerey eines ſogenannten philoſophiſch-äſthetiſchen Werkes entlehnt; allein er verſteht ihn doch wenigſtens mit Geiſt und hochkomiſcher Laune auszuſtellen. — Unter den ſchreyenden Ausrufern auf der Meſſe mufs die Verkündigung des dritten jeden Hörer in Erſtaunen ſetzen. Er verkündet nämlich *die allerneueſte Menſchwerdung:*

Wollt ihr die neue Menſchwerdung ſchauen,
Und kommt's euch auf zwölf Groſchen nicht an,
So geht um fünf Uhr in den guldnen Schwan,
Ihr ſeht es gewifs mit Luſt und mit Grauen,
Was Weihe und Kraft in den Hundstagen kann.
Es ſitzt da der Meiſter mit Salomo's Siegel
Mit dem Spatel am Apothekertiegel,
Und thut da hinein vor eurm Angeſicht
Ein wenig Eyweifsſtoff und ein wenig Sonnenlicht;
Das rührt er emſig zum *Sauerſtoff* gar,
Und plötzlich wirds ein Menſch mit Haut und Haar.

Jupiter mit seiner Frage: „Ist denn alles toll geworden, oder führt die ganze Stadt eine Komödie auf?“ — verräth seine Unkunde in der neuesten Literatur; — doch wohnt ihm seine alte Macht noch bey, (so modern costümirt er übrigens in der *Comoedia divina* erscheint,) denn er verwandelt durch blosse Berührung einen armen Schriftsteller in eine Gans, und einen fetten Buchhändler in einen Fuchs, der, seiner ursprünglichen Natur getreu, die Gans mit Haut und Haar auffrisst. Um sich von dem ärgerlichen Auftritt zu erholen, wandeln die Götter ins Theater, den Sündenfall zu schauen. Meisterhaft ist die geniale Idee ausgeführt, sogleich auf den unglücklichen Apfelbiss den Schulparoxismus, als das Hauptsymptom des endemischen Übels, eintreten zu lassen, und das kleine Stück erhält dadurch einen organischen Zusammenhang. Eben so können wir lobend nicht unbemerkt lassen, dass der Satanas den Mund so gewaltig voll nimmt, und in seinen Trimetern, die den besten in der Niobe nichts nachgeben, so starke metrische und grammatische Licenzen sich erlaubt. Einige Regellosigkeit muss man einem gefallenen Dämon schon zu Gute halten.

Das Nachspiel ist gänzlich in Sonnetten abgefasst. Der Unfug des Klingklangs und des erbärmlichen Schellengeläutes des unserer Literatur aufgezwängten poetischen Fremdlings, ist bereits in diesen Blättern von der kräftigen Hand des Meisters nach Werth behandelt worden. Um aber mit den Thoren ihre eigene Sprache zu reden, hat der Vf. der *Comoedia divina* für gut gefunden, eine ganze Reihe theatralischer Scenen in klingender Form auszustellen. Er unterscheidet sich indessen von denen, „die, weil sie gar nichts zu sagen haben, in einem Sonnet tanzen und klingen lassen, wie kluge Wirthe, die saures Bier zu verzapfen haben, tanzen und spielen lassen,“ (zweyte Vorrede von *Jean Paul* S. 15) durch zwey sehr wesentliche Vorzüge: erstlich durch Verständlichkeit, was man leider! als rühmlich bemerken muss, — dann aber auch durch Fülle des Inhalts. Der Teufel und der Hanswurst klingen auf eine sehr originelle Weise über den an der Tagesordnung stehenden *Orientalismus*, von dem behauptet wird: dass er zur Quelle aller Religion und zur letzten Vollendung unserer Bildung führen werde. Was aber eigentlich unter diesem Orientalismus zu verstehen, — in wiefern durch ihn eine höhere, eine vollendetere Bildung zu erwarten sey, als diejenige ist, welche z. B. aus dem wohlbekannten Hellenismus hervorleuchtet, — vorzüglich aber aus welchen factischen Beweisen durch indischorientalisches Leben, Handeln, Wissen und Kunst, sie die hochgesteigerte und gepriesene Erwartung geschöpft: dass sich alles Treffliche, was uns aus dem höheren Leben und aus der classischen Kunst der Griechen überliefert worden, sich verhalten soll = o zu dem Lichte in der scheinwerfenden Laterne der Braminen, — darüber hat sich die neueste *allegorisirende Philologie* noch nicht anders vernehmen lassen, als wodurch sich in dem Nachspiele zur *Comoedia divina eine Stimme von oben*, also aus der leeren Luft vernehmen lässt:

„Am Ganges blüht der Menschheit neues Heil,
Zeuch hin, und lass dort wieder rein dich waschen,“

und wo Satanas denn auch wirklich der Meinung ist:

„Der Dualismus muss sich endlich heben:
Ihr zieht zum Ganges, und ich ziehe mit“ u. s. w.

Der Anhang zu dem Werke des originellsten Witzes und der heitersten Laune, ist *des Dichters Küchengarten* überschrieben. In dieser poetischen Gartenanlage befindet sich eine kleine Auswahl nicht von Blumen, sondern von Nesseln und Disteln der neuesten Poesie, wie von Wuthkraut oder Schierling des neuesten philosophischen Wahnsinns; denn anders sind doch wohl Sätze wie z. B. folgende nicht zu nennen: „Sünde ist der grösste Reiz für die Liebe zur Gottheit. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist Zweck der Sünde und der Liebe. — Alles ist von selbst ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit ist ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit ist ein Zeichen geistloser Wesen.“ — „Die Zeit ist da, das *innere Wesen der Gottheit* kann offenbart und dargestellt werden. Im Herzen *unschuldiger Frauen* ruht das heilige Feuer der Wollust.“ — „*Wollust*, *Religion* und *Grausamkeit* sind innig verwandt, und haben eine gemeinschaftliche Tendenz“ u. m. d. Und diese hier ausgehobenen Sätze sind keineswegs die stärksten der Art. Aus der ganzen Schofel-Sammlung, welche als nothwendiger Commentar zu der *Comoedia divina* betrachtet werden muss, tritt die so seltsame als traurige Erscheinung des einmüthigen Zusammentreffens mehrerer Schriftsteller auf einem und demselben Grad der Schiefheit hervor, welche zur Befriedigung der Sucht, neu zu erscheinen, ohne Scheu und mit der vornehmen Miene frömmelnder Heucheley das Heiligste entweihen, indem sie ihm das Niedrigste und Schlechteste zugesellen und dadurch zu adlen trachten. Bey solcher Erbärmlichkeit in Gemälde und Darstellung wie in Gesinnung. — welchen Händen könnte die Kritik ihr Amt besser anvertrauen, als denen der züchtigenden Satyre? —

Die drey Vorreden, wie die Erklärung eines Kupferstichs, von dem aber nichts zu Stande gekommen ist als diese Erklärung, gehören nicht zu dem minder Merkwürdigen des Werks. „Wir schlagen hier den umgekehrten Weg unserer Dichter ein,“ (sagt der geniale Erklärer) „die ihre Sachen immer unerklärt lassen, wozu sie sich freylich auch berechtigt halten können, indem das, was sie aussprechen, ihrer Versicherung nach, etwas Unaussprechliches ist.“ — Als Ersatz für den nicht erschienenen Kupferstich, erhalten wir aber hier einen zwiefachen Commentar, einen über den idealen, und einen anderen über den in einem verlornen Blatte wirklich erschienenen Kupferstich, welcher die Stadt vorstellt, wo die Weltschöpfung vor sich gehet (S. 26).

Die erste der drey Vorreden ist aus einem Werke von *Peter Hammer* entlehnt, welcher seinen Zeitgenossen den edlen und humanen Wunsch ans Herz legt: „Alle Tollhäuser doch aufzuschliessen, man würde dann Wunder sehen, wie alles so verständig würde und klug.“ —

Digitized by Google

Die zweyte Vorrede von *Jean Paul* enthält ein Fragment aus dessen *Vorlesungen zu Leipzig*. Rec. erinnert sich, irgendwo bey einem romantischen Schriftsteller *Jean Paul* als den Repräsentanten unserer Zeit aufgeführt gesehen zu haben. Er dürfte aber, nachdem er (C. D. S. 15) erklärt: „Ich will das Jahr als mein frohestes preisen, welches 12 Monate hat, wo ich kein Sonnet sehe und höre" u. s. w. seine Stelle nunmehr wieder einbüssen. —

Die dritte Vorrede ist von dem Herausgeber, welcher sich *Gotthard* zu nennen beliebt, und zu Basel wohnhaft seyn will. Er erklärt, dass diese neue *Comoedia divina* keine Nachahmung des Dante, sondern ein Werk eigenthümlicher Productivität sey, die über den Geschlechtstrieb emporstrebend, als Begeisterung sich potenzirt. Er erkennt zwar, dass auf der Dreyeinigkeitslehre der Kunst, das Versemachen, als blosses Schattenspiel, die unterste Stufe einnimmt, ist doch aber der Meinung, dass man dessenungeachtet dem Scheinbilden seinen Werth nicht zu gering anschlagen müsse. — Diese seltsame Charakteristik des Kunstwerks wird in einer Anmerkung durch eine Entdeckung aus den Aphorismen über die Kunst erläutert, wo es heisst: „In der Gegenwirkung der *Intelligenz* und der *Natur* zeigt sich die *erste* und höchste Kunst, die der *eigenen Production*, aus ihr geht als erstes und höchstes Kunstwerk der Mensch. In der Gegenwirkung der *Geschlechter* zeigt sich die *zweyte* Kunst durch die Zeugung. Als *Kunstwerk* geht aus ihr ein neues Individuum hervor. — In der Einwirkung des Menschen auf sich und die Natur ausser seinem Ich zeigt sich die *dritte*, die Kunst im eigentlichsten Sinn, als Kunstwerk geht aus ihr *Schein* hervor." — *Risum teneatis!!* — Diese dritte Vorrede verdient in aller Rücksicht ihre Stelle neben der von *Jean Paul*. Wir erfahren durch dieselbe unter anderen seltsame Dinge über den blinden Köhlerglauben an das durch die Reformation bewirkte Heil, und dass von *höherer Religiosität* auch kein Funke darin anzutreffen seyn würde, ohne die Scheiterhaufen von Huss, Servet, und wer noch zu Gottes Ehre geschmort wurde, oder die Bluttaufe erhielt; denn „dass Calvin den Servet braten liess, war, nach dem Ausspruch eines berühmten (?) *protestantischen* (!!!) Lehrers der Kirchengeschichte, *die höchste Religiosität*." — Sonnetten-Unsinn kann am besten durch Verlachen begegnet werden; Missbrauch mystischer Formeln kann man allenfalls auf ihrer Unverständlichkeit beruhen lassen: allein solche platte Entweihung des Menschensinns und der ewigen Gerechtigkeit, in dem Munde eines Lehrers der Religion, in sofern sie aus den Annalen der Geschichte erkannt wird, — hier bleibt der Kritik nichts übrig, als es laut auszusprechen: dass ihr die Geissel der Satyre bey weitem nicht geeignet scheine, solchen Unfug, wie er es verdient, zu behandeln. X** K***

Gotha, in der Beckerschen Buchhandlung: *Pigmäen-Briefe*. Erster Band. 1808. 336 S. 8. (1 Thlr.)

Oenoe, die Pygmaen-Königin, klein und niedlich, wie die Fee Mab in der Haselnussschale, erschien dem Vf. zwischen Schlafen und Wachen, und theilte ihm die hier gedruckten Papiere mit: „eine reiche Welt, worin Plutarche biographisirend ärndten, aus welcher Briefe, wie einst jene der Dunkelmänner, hervorgehen, können; da eine tüchtige Pygmäen-Chronik sich mit der Weltgeschichte messen, und neun Zehntheile ihres Gehalts siegreich davon tragen mag." Der hier in mehr als hundert Briefen correspondirenden Pygmäen ist eine unverächtlich starke Zahl; einige darunter bemerkt man vor lauter Kleinheit kaum; wenigstens muss der aufmerksame Leser oft zurückschlagen, um die vergessenen Zwerge wieder ins Gedächtniss zu bringen. Es sind durchgehends elende Bosewichter und Schwachköpfe; die allermeisten beides. Es kommt auch nicht Eine vollwüchsige Gestalt, kein Rechtschaffener, kein gerader Kopf vor. Diess schadet dem Eindrucke des Ganzen; Satans Reich zerstört sich immer selbst. Den Einschlag des Gewebes bilden ein mattherziger kleiner Fürst, dessen etwas über das Wahrscheinliche hinaus greifende regierende Maitresse, allerley Minister, Staatsbeamten, Glücksritter, Hofdamen, Kriecher und Kriecherinnen, Katzen und Mause; einige Mäuse nehmen Katzennatur an. Das Klettern und Fallen, Fallen und Wiederklettern in dem magischen Mondscheine des Hofes ist unabsehlich; das Gewürm drängt sich in geschlängelten Streifen durch einander, und windet sich locker zusammen, bis ein hohler Knaul daraus emporschwillt, der sich auf eben die Art entrollt, wie er erwachsen war. Das Buch unterhält, ohne eben zu ergötzen. Es ist keine Hauptperson, nicht einmal eine Begebenheit da, woran das Interesse des Lesers sich festhalten könnte. Der anscheinende Held des Ganzen, wofür man ihn wenigstens im Anfange ansieht, Marcus Porcius von Linzberg, stürzt allzu bald, und ist des Aufhebens nicht werth. Die anderen bleiben mehr im Charakter, der oft bis zur Anschaulichkeit im Vortrag und in der Diction sichtbar wird, welches dem Vf. zum Verdienst angerechnet werden muss. Er zeichnet mit starker Hand, und hat kein Erbarmen mit den widrigen Physiognomieen seiner Originale. Daher gehen ihm die reichen komischen Züge gleich ins Barocke über; er wollte diess nicht vermeiden. Denn alle Pygmäen sind Krüppel; ihre Welt besteht aus lauter Missgestalten. Da wir bisher nur den ersten Theil dieses (wenn unser Wunsch etwas gilt) nicht bänderelchen Werks lesen konnten: so wissen wir nicht, errathen auch noch nur halb, wie der Vf. den Knoten entwirren wird. Wenn aber der in den letzten Briefen angekündigte Fürst Philibert der Herkules seyn soll, der mit der Keule seines Rauges die ganze Schöpfung von Zwergen niederzuschmettern bestimmt ist: so dürfen wir der überraschenden Erfindungskraft ihres Darstellers nicht zuklatschen. Die kleinen Unwesen müssen sich unter einander verzehren, nur das verächtlichste sollte übrig bleiben, und sein *Te Deum* quicken. Wenige werden das Buch zweymal lesen; der gewählte Stoff ist weder fürs Herz, noch für die Phantasie: blos wer den Niederschlag der Menschenkenntniss noch brauchbar findet, wird nicht mit Unlust in dieser Schwemme graben. Rec. hat indessen den Vorsatz, den zweyten Band bey seiner Erscheinung nicht ungelesen zu lassen. Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JANUAR, 1809.

GESCHICHTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Geographiſche und hiſtoriſche Nachrichten, die Kolonieen der Griechen betreffend; nebſt Betrachtungen über die Veranlaſſungen, über den Zuſtand und die Schickſale dieſer Kolonieen.* Von *D. H. Hegewiſch*, konigl. dan. Etatsrath, Prof. zu Kiel, Mitglied der königl. Societät der Wiſſ. zu Kopenhagen. 1808. VIII u. 233 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Kein Abſtand im Gebiete der Völkergeſchichte iſt mit dem zu vergleichen, der zwiſchen den ſucceſſiven Weltreichen im inneren Aſien, und den gleichzeitigen griechiſchen Mutter- und Töchter-Staaten in Kleinaſien und dem ſüdlichen Europa Statt fand. Dort lauter menſchliche Maſchinen, der Willkühr eines Einzigen unterworfen; kein Privatrecht, kein Staats- und Völker-Recht; überall nur der Wille des Leibherrn, freylich oft von Prieſtern, Weibern, Verſchnittenen beſtimmt: daher das empörende Schauſpiel, wie zahlloſe Geſchlechter in Betäubung durch das Leben gehn. Hier aber eine Welt voll entwickelter Kräfte. Privatrecht, inneres und äuſseres oder föderatives Staatsrecht, Kolonialrecht, Völkerrecht: die Summe von Selbſtſtändigkeit, bürgerlicher Freyheit, war das Element, das den Boden der menſchlichen Natur aufſchloſs, und der Welt die erſte groſse Erndte bereitete. Wenn auch, von Selbſtſucht beklommen, die Bruſt vieler Machthaber ſich nicht erweitert für die Wahrheit, daſs den Menſchen gewiſſe bürgerliche Freyheit als Familien-Eigenthum zukömmt, daſs der moraliſche Adel an dieſe Bedingung geknüpft iſt: die Wahrheit iſt ewig, findet in allen Zeitaltern groſse Seelen, ihrer empfänglich, entzündet den Muth, jenes unveräuſserliche Kleinod aus räuberiſchen Händen zurückzufodern. Es gehört zum Berufe der Gelehrten, das heilige Feuer dieſer Wahrheit zu unterhalten, zum Berufe der Geſchichtſchreiber, das Andenken an die Fülle der Exiſtenz ſolcher Völker zu erneuern, bey denen öffentlich verhandelt werden durfte, was alle betraf. Die griechiſchen Staaten ſind hier, vielleicht für alle Zeiten, Haupt-Thema. Über die Mutterſtaaten hat die neuere hiſtoriſche Literatur mehrere gründliche Unterſuchungen aufzuweiſen; wenige über die Kolonieen. In Erwägung des entſcheidenden Einfluſſes der oligarchiſchen, ariſtokratiſchen, demokratiſchen, ariſtodemokratiſchen Staatsform auf Nationalgeiſt, öffentliche Anſprüche, Richtung der Thätigkeit, wiſſenſchaftliche Ausbildung, glauben wir, den Hauptgegenſtand bey Unterſuchungen über die griechiſchen Kolonieen in die bürgerliche Verfaſſung ſetzen zu dürfen; um ſo mehr, da das Geographiſche ziemlich berichtigt iſt. Daher ſcheint uns auch die Ordnung, in welcher die Kolonieen aufzuführen ſind, müſſe nicht geographiſch, ſondern generiſch beſtimmt werden.

An ſich ſelbſt iſt die vorliegende Schrift eines verdienten Hiſtorikers brauchbar, beſonders für junge Studirende und für Dilettanten, die in die Ausführungen von *Ubbo Emmius*, *Heyne*, *Mannert*, *Rambach*, *Sainte-Croix* nicht eingehen können. Der Inhalt der erſten 10 Cap. iſt gröſstentheils geographiſch: in allen Gegenden, wo griechiſche Niederlaſſungen Statt hatten, werden dieſelben aufgeſucht, nach ihrer Lage und Naturbeſchaffenheit, nach ihrem allgemeinen Zuſtande geſchildert; bey mehreren mit eingeſtreueten Notizen über bekannte, aus denſelben gebürtige, Künſtler und Gelehrte. Noch beſonders iſt das 3 Cap. der Aufzählung verſchiedener, in der Literatur- und Kunſt-Geſchichte berühmter Griechen der kleinaſiſchen Kolonieen gewidmet. Richtigkeit der Angaben läſst ſich von der Sachkenntniſs des Vfs. erwarten. Weniges iſt uns vorgekommen, was gröſserer Genauigkeit bedürfte. S. 9 und 11 wird die Zahl der äoliſchen Koloniestaaten ſchlechthin auf 11 beſchränkt, und Smyrna übergangen. Die Bemerkung wäre nicht überflüſſig geweſen, daſs dieſer Staat urſprünglich äoliſch war, erſt in der Folge zum ioniſchen Bunde überging. Wie meiſtentheils, iſt auch hier S. 21, und 136, 137, die Geſchichte der Stiftung Maſſiliens durch ausgewanderte Phocaer unrichtig erzählt. Herodot ſtellt die Sache anders vor. Daſs die lydiſchen Fürſten ſo reich geweſen ſeyen, wegen der Gold- und Silber-Bergwerke in ihrem Lande, S. 33, würde der Vf. nicht ſo unbedingt geſagt haben, wenn er *Heerens* Unterſuchungen darüber verglichen hätte. Groſsentheils wird bey den einzelnen Kolonieen der Mutterſtaat angeführt; bey Lampſacus nicht, S. 75; da wäre dieſs aber, wegen Verſchiedenheit der Meinungen, beſonders nöthig geweſen. Die meiſten Geographen und Hiſtoriker folgen der Angabe von Mela, der zufolge die Phocaer Stifter ſeyn ſollen. Auch *Heeren* (im Handbuche etc. S. 193), ſcheint dem beyzuſtimmen, wenn er ſagt: „alle griechiſchen Kolonieen an der Propontis, dem ſchwarzen Meere und der Mäotis waren von Mileſiern angelegt, Lampſacus ausgenommen.“ In Erwägung, daſs der phocaiſche Seehandel faſt gar nicht, der mileſiſche aber vorzüglich, nach dem Pontus gerichtet war, halten wir Strabons Angabe (l. XIII. Alm. p. 881) für die

richtige: auch Lampfacus fey milefiſches Urſprungs. — S. 115: „Ein Prytaneum war in griechiſchen Stadten ungefahr, was das Capitolium in Rom.“ Wird der Urſprung und das Weſen der Prytaneen, wie des Capitols, richtig aufgefaſst: ſo fällt jede Ähnlichkeit zwiſchen beiden Anlagen weg; blofs mit dem Tempel der Veſta kann ein griechiſches Prytaneum verglichen werden.

Fruchtbar ſind im 11 und 12 Cap. die Ausführungen über die mehrfache Veranlaſſung der Griechen zum Koloniſiren, und über die rechtlichen und moraliſchen Verhältniſſe der Kolonieen zu den Mutterſtaaten. Doch finden ſich die meiſten Notizen, Citationen, Bemerkungen, Reſultate, ſchon in den Unterſuchungen von *Heyne opusc. I.* 296 ff. 302 ff. 312 ff. (Überhaupt ſcheint uns der gröſsere Theil der Arbeit mehr eine mit Sachkenntniſs gemachte Sammlung von Auszügen, als die Frucht eigener Unterſuchungen). Härte der Regierung, Überbevölkerung, Kriegsübel, bürgerliche Unruhen, Läſtigkeit des müſſigen Pöbels, Befeſtigung eroberter Städte, Handelsplane, hat ſchon *Heyne* als Beweggründe zur freywilligen Auswanderung, oder zur Fortſchickung von Kolonieen angegeben. Derſelbe Gelehrte hat bereits entwickelt, wie die Kolonieen, wenn ſie nicht aus Mifsvergnügen, oder durch innere Feindſeligkeiten bewogen, das Mutterland verlieſsen, unter öffentlichen Feyerlichkeiten abzogen, vom Mutterſtaate förmlich ausgeſtattet wurden, heilige Gefäſse, Götter-Statuen von da mitnahmen; beſonders wie die heilige Lampe der Veſta, beſtimmt für das Filial-Prytaneum, dieſen weſentlichen Anfang jedes griechiſchen Staats, im Prytaneum der Mutterſtadt angezündet ward; ferner, wie zwiſchen Mutter- und Tochter-Staat ein Band, gleich dem zwiſchen Altern und Kindern, fortdauerte; wie in Kriegen des Mutterſtaats die Kolonieen, wenn ſie nicht Alliirte ſeyn konnten, doch nicht zur Partey des Feindes treten durften; wie die Kolonieen auf ihren Münzen die im Mutterſtaate gebräuchlichen Abbildungen beybehielten; wie ſie meiſtentheils ihre oberen Magiſtrate, wahrſcheinlich auch die Oberprieſter, aus der Metropolis nahmen; wie endlich die Kolonieen jährlich Opfergeſchenke an die Haupt-Tempel des Mutterſtaats geſchickt, wie ſie angeſehenen Männern deſſelben, die in die Kolonie kamen, groſse Ehrenbezeugungen erwieſen haben.

Unſerem Vf. gröſstentheils eigen ſind dagegen die Unterſuchungen in den drey letzten Capiteln (XIII — XV): über die Urſachen des Gedeihens und des Wohlſtandes der Kolonieen, und der in ihnen fortdauernden Vorzüge des griechiſchen Nationalcharakters; über die Urſachen der fortdauernden Verſchiedenheit unter den griechiſchen Hauptſtämmen, beſonders den Doriern und Joniern; über die inneren und äuſseren Verhältniſſe der Kolonieen in Italien und Sicilien. Mit Intereſſe ſind wir dem Vf. in den Vermuthungen über die Urſachen ſowohl der Verſchiedenheit des doriſchen und joniſchen Dialekts überhaupt, als der Fortdauer dieſer Verſchiedenheit bey ſo vielfacher Völkermiſchung gefolgt. Die Dorier wohnten urſprünglich in gebirgigen Gegenden, und waren auf ländliche Geſchäfte beſchränkt: Umſtände von weſentlichem Einfluſs auf die Bildung ihrer Mundart. Meiſtentheils Jäger, Hirten, Ackerleute, die vorzüglich in freyer Luft Gedanken austauſchen, überdieſs beſtändig einer ſcharfen, dünnen Gebirgsluft ausgeſetzt, waren die älteſten Dorier genöthigt, die Sprachwerkzeuge anzuſtrengen, ſcharf zu articuliren; dadurch gewöhnten ſie ſich an ſtarke Conſonanten, ſchallende Töne, an eine härtere Mundart. Als ſie in andere Gegenden abzogen, war das Ganze des Dialekts bereits abgeſchloſſen. — Die Griechen des joniſchen Stammes bewohnten früh ſchon Küſtenplätze, Niederungen der Ströme, lebten in Städten, beſchäftigten ſich vorzüglich mit Handel und ſtädtiſchem Gewerbe. Milde, weiche Luft, und das nahe Zuſammenleben machten Anſtrengung der Sprachorgane überflüſſig; es bildete ſich eine ſanftere, gedehntere Mundart. Scharfſinnig, leſenswerth iſt, was im letzten Cap. über die Unterſcheidungsmerkmale der ariſtokratiſchen und demokratiſchen Kolonieen vorgetragen wird. Die ariſtokratiſchen begnügten ſich mit dem Umfange des von den Vorfahren in Beſchlag genommenen Gebiets; frey von Eroberungsbegierde, benutzten ſie das altväterliche Erbtheil eines mäſsigen Vermögens, im Genuſſe innerer Ruhe und bürgerlicher Eintracht. Anders die demokratiſchen, z. B. Tarent, Syrakus. Dieſe waren begierig nach Vergröſserung des Gebiets und des Nationalreichthums, wagten das Glücksſpiel der Waffen und des Groſshandels; aber von dem blendenden Reichthum und Luxus, zweydeutigem Zeichen von Nationalglück, waren Parteyſucht, innere Erſchütterungen, gewaltſame Revolutionen unzertrennlich.

Dafs die gegenwärtige Schrift unſerer oben mitgetheilten Vorſtellung über die hauptſächliche, am meiſten verdienſtliche Richtung hiſtoriſcher Unterſuchungen über die Kolonieen der Griechen nicht entſpreche, wird der Leſer aus der Darlegung des Inhalts abgenommen haben. Wahr iſt in einigem Grade, was gegen dieſen Plan der Bearbeitung wird geſagt werden: er iſt nicht ausführbar, wegen Mangels an Nachrichten. Aber *Heyne* hat doch gezeigt, dafs Manches zu finden iſt, dafs aus der Zuſammenſtellung der einzelnen Daten intereſſante Reſultate entſpringen. Bey einigen Kolonieen berührt der Vf. die bürgerliche Conſtitution, z. B. bey Epheſus, Rhodus, bey anderen nicht. (Eben ſo erwähnt er bey einigen etwas vom Handel, bey anderen übergeht er dieſen Umſtand mit Stillſchweigen: ein feſter Plan ſcheint nicht zum Grunde zu liegen). Von den Verfaſſungen zu Thurium und Croton iſt nichts angeführt; dafs etwas darüber zu ſagen iſt, beweiſen die Unterſuchungen von *Heyne, opusc. II.* 147 ff. 182 ff. Von der zu Tarent wird oberflächlich etwas erwähnt; gründlicher *Heyne* a. a. O. S. 221 ff. NN.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Über Induſtrie und Cultur der Portugieſen.* Vom Hofr. *Lueder* in Braunſchweig. 1808. 218 S. 8. (21 Gr.)

Nicht aus eigener Bereiſung des Landes hat der Vf. Portugall kennen gelernt; es iſt ihm aber nichts unbe-

Digitized by Google

kannt geblieben, was in neueren Zeiten darüber gedruckt worden ist; daher findet man in den unter den Text gebrachten Anmerkungen beständige Hinweisung auf die zu diesem Zwecke gebrauchten Schriftsteller aus mehreren Nationen. Dadurch werden auch Hartgläubige in Stand gesetzt, tiefer zu untersuchen, und zu den Quellen geschickt bey Behauptungen, die sie nicht auf Treu und Glauben annehmen wollen. Durch das ganze Buch leuchtet gründliche Einsicht und ein reifes Urtheil hervor. Es ist gut geschrieben; der Vortrag hält zwischen Weitschweifigkeit und Trockenheit die gewünschte Mitte. Man liest, über den Grund der Erscheinungen hinreichend belehrt, gern weiter, und findet sich am Ende an zusammenhängenden Begriffen reicher.

Mit Recht zählt der Vf. die portugiesische Nation zu den in historischer und politischer Hinsicht unglücklichsten in unserem Welttheil, obgleich die Natur ihrem Wohnlande herrliche Geschenke in grossem Überflusse zugespendet hat. Wie wenig dieser Vorzug von den Regenten desselben und ihren Stellvertretern seit langer Zeit, und fast von jeher, zum Wohl des Ganzen benutzt worden sey, zeigt er in einem kurzen Abrisse der portug. Geschichte, welchem wir zwar mehr Ausführlichkeit gewünscht hatten, aber in so fern damit zufrieden seyn können, da er die Ursachen der allgemeinen Lähmung, das Emporkommen des unaufgeklärten Adels und des bigotten Klerus, in Portugall enthält.

Die Portugiesen sind klein oder von mittler Statur, meistens übermässig fett, gelb im Gesicht, wie d. Nordländer, wenn sie krank sind. Hiemit in höchstem Contrast stehen ihre schwarzen, funkelnden Augen, welche die überhaupt schöneren portug. Weiber mit den Männern theilen. Kein südliches Volk ist stärker und zu den mühsamsten Arbeiten geschickter als das portugiesische. Tras os Montes und Minho gehören zu den gesundesten Ländern der Erde. Selbst in Lissabon ist die Luft sehr gesund; aber in seiner Nähe liegen ungesunde Orter. Beira und Alemtejo sind ungesunde Provinzen. Man findet in Portugall eine verhältnissmässig geringe Anzahl Greise, ausgenommen in Minho, wo viele Leute von 90 bis 100 Jahren, und Mutter sind, die 25 bis 30 Kinder geboren haben. Das Land ist voller Moräste, wodurch beständig Flusskrankheiten entstehen. Viele Menschen werden durch den frühen Genuss verbotener Liebe geschwächt; die Knaben sind im 15, die Mädchen mit 8 oder 9 Jahren mannbar. Die Weiber aller Classen lieben den Putz übermässig. Von den Engländern haben die Portugiesen das Theetrinken angenommen; der Schnupftaback ist ein so allgemeines Bedürfniss, dass man selbst die kleinen Kinder damit zur Stille bringt. Musik, Tanz, Schauspiel, Billard, Karten, Würfel sind enthusiastisch beliebt. Obgleich den Möbeln in Portugall die Eleganz fehlt, so haben doch die Einwohner treffliche Anlagen zu sauberen Arbeiten, Kopf für Künste und Wissenschaften, und dabey viel Sinn für feine Geselligkeit. Ihren Stolz nehmen sie aus der Erinnerung an ihre tapferen Ahnherren. Im Genusse starker Getränke schweifen sie wenig aus. Bey ihrem Klima reichen sie mit Häusern ganz ohne Fenster aus, und haben selten Ofen darin. Man hat in Portugall jährl. 8 Wochen lang und drüber beständig heiteren Himmel und eine Hitze, die über 20 Grad steigt. Der Sommer verbrennt die Fluren, das Laub verschrumpft und das Gras verschwindet. Das macht, besonders im Süden, die Arbeit sehr drückend und den Mittagsschlaf nothwendig. Von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachm. geht man in Lissabon nicht aus. Im November und December giessen die Wolken unaufhörlich. Die Gewässer wimmeln von Fischen, die Wälder von Wildpret, allenthalben wachsen Kastanien. Das Land ist höchst fruchtbar, sowohl an Getreide als an Wein. „In Minho füllte man einst mit den Früchten *eines* Orangenbaums 5 Karren; von *einem* Wallnussbaum sammelte man 172½ Gallon Nüsse; *ein* Weinstock hatte so viele Trauben, dass ihr Saft eine Pipe Wein gab." Hiezu kommt das grosse Rindvieh, die wollreichen Schafe, Schweine, Pferde, Esel, Maulthiere, Ziegen. Eben die Fülle gewährt das Mineralreich; in jedem Berge, jedem Flusse findet man Gold. Und doch ist Portugall weit entfernt, die Glückseligkeit zu geniessen, welche man ihm nach diesen Prämissen zuschreiben müsste.

Der Vf. erklärt diesen Mangel nach *Smith*'schen Grundsätzen auf eine überzeugende Art. Es würde hier zu weit führen, diese Sätze mit ihrer Anwendung auf Portugall durchgehen zu wollen; sie sind bekannt genug, wenn gleich häufig missverstanden. Wir begnügen uns, einige Hindernisse des öffentlichen Wohls aus der dermaligen Beschaffenheit des Landes und des Verkehrs der Einwohner beyzubringen. Die Bergwerke werden nicht mehr bearbeitet, seitdem die amerikanischen sich ergiebiger gezeigt haben. Dabey haben Arbeitslohn, Capitalgewinn und Zinsen abgenommen. Es fehlt an Holz und Kohlen, die Erze zu schmelzen. „Der tausendste Theil ihres Salzes gilt den Portugiesen mehr als alles Gold, das in ihren Flüssen und Bergen liegt; eine Schiebkarre voll Thon, aus dem man bey Estremoz die Gefässe brennt, ist dem Lande mehr werth als alle seine Hyacinthen und Topasen." Wegen der Menge der Gebirge wird die Jagd wenig getrieben. Es fehlt an Fässern, darum muss man Millionen Fische an den Küsten verfaulen lassen. Weil die schönen Schafe in Beira jährlich auf 3 Monate nach Alemtejo geschickt werden müssen: so geht der Vortheil der Wolle durch die darauf gewandten Kosten verloren. Ein grosser Theil des portug. Bodens ist dürre, die reissenden Ströme zerstören die Saatfelder und versanden sie. Die Guadiana bedeckt die Berge zuweilen. Noch schrecklicher sind die Ungewitter, Erdbeben nicht selten. Noch hat sich Lissabon von dem Erdbeben im J. 1755 nicht erholt. Es kostete 20000 Menschen das Leben, und der ganze Verlust bey demselben wird zu 2,284,000000 Livr. angeschlagen. Zur Beglaubigung dieser übertrieben scheinenden Summe werden *du Chatelet*, *Dumouriez*, *Murphy* und *Link* angeführt. Dem inländischen Handelsvertriebe fehlt die Communication. Über die meisten Gebirge führt kein Heerweg, oft kaum ein Pfad. In vielen Gegenden ist es den Güterbesitzern durchaus unmöglich, ihre Producte zu Markte zu schaffen. In der dürren Jahrszeit verdirbt das getriebene

Digitized by Google

Vieh; in der naſſen ſchwemmen Regen, Gewitter und Austretungen die Landſtraſsen fort. Die Häfen ſind gefährlich, die Barren vor den Flüſſen werden jährlich gröſser. An wenigen Stellen ſind die Flüſſe lange fahrbar. Allein über den kleinen Minho gehen 220 Brücken. Die Capitale der Kaufleute werden meiſtens dem allerdings beträchtlichen ausländiſchen Handel zugewendet, der aber mit dem inländiſchen in keinem Verhältniſſe ſteht, und daher das Erwartete nicht abwerfen kann.

Portugall iſt ſeit Jahrhunderten von geiſtloſen Fürſten beherrſcht worden, die immer der productiven Claſſe nahmen, um mit vollen Händen der unproductiven zu ſchenken; die, „um gute Bürger im Himmel zu werden, ſchlechte Könige auf Erden wurden.“ Das ganze Land iſt voller Gemeinheiden, die, ihrer Natur nach, Wüſteneyen, kahl, oder mit Geſträuch überzogen ſind. Unermeſsliche Güter gehören der Krone und den groſsen geiſtlichen und weltlichen Baronen; kleinere den Fidalgos, äuſserſt wenige ſind im Beſitz von Bauern. Die Unwiſſenheit und der Stolz des Adels iſt grenzenlos, der ſich in die Städte zu wohnen begiebt, den Bauer verachtet und ihn nur knieend mit ſich ſprechen läſst. Um dem unerträglichen Joche zu entgehen, flüchtet auch der Sohn des Bauers in eine Stadt, ſobald er ein Capitälchen hat ſammeln können. Dabey verarmen Edelmann und Landmann. In Kirchen und Klöſtern liegen Schätze. Alle Werkzeuge und Geräthe ſind plump, unbrauchbar; von verarbeiteten Materialien liegen, ſelbſt in Liſſabon, immer nur geringe Vorräthe zum Verkaufe. Das auf Gewinn wartende Capital im Lande iſt zu ſchwach; es fehlt an Arbeitern, es fehlt an Nachfrage. Das gröſsere Capital der Britten hat ihnen vorzüglich über den Handel der Portugieſen einen ſo entſcheidenden Sieg verſchafft. Dieſs wäre der Fall geweſen, ſelbſt wenn John Methune jenen verderblichen Tractat von 1703 nicht geſchloſſen hätte.

Dazu tritt der Müſſiggang. Die Portugieſen haben 139 Feſttage im Jahr. Im Jan. 15, im Febr. 11, März 10, Apr. 15, May 10, Jun. 11, Jul. 14, Sept. 10, Oct. 13, Nov. 9, im Dec. 21. An dieſen arbeitet das Volk nicht. Die Proceſſionen nehmen kein Ende, und geben Gelegenheit zum höchſten Sittenverderben. Die Geiſtlichen ſind nicht nur Vertheiler der himmliſchen, ſondern auch irdiſcher Güter, die ſie in Uberfluſs beſitzen. In den Klöſtern werden täglich Tauſende geſpeiſet und mit baarem Gelde beſchenkt; dafür ſtehen den Pfaffen ihr Verſtand und ihre Fäuſte zu Dienſte. Durch die Bettelmönche iſt die Betteley ehrenvoll gemacht. Es giebt anfaſſige und herumziehende Bettler; es giebt ihrer mit Orden. Ihre Hauptniederlage iſt Liſſabon, wo ſich auch die mehreſten Gauner, Diebe, Räuber, Mörder und Banditen vereinigen. „Die Wurzeln dieſes ſcheuſslichen Stammes laufen unter dem Fuſs des Altars hin.“ Für Sparſamkeit hat der portugieſiſche Edelmann keinen Sinn. In den Häuſern der Vornehmen, ſelbſt der mittelmäſsig begüterten, drängt ſich das unthätige Geſinde. Dieſs erſtreckt ſich zu den unteren Bürgerclaſſen. Das allernothwendigſte Stück iſt ein Hauspfaff. Herrenloſer Hunde nimmt Dumouriez allein in Liſſabon 80,000 an.

Was unter Joſephs Regierung Pombal zur Verbeſſerung der Induſtrie für deſpotiſche Einrichtungen machte, und wie tiefe Wunden er dadurch dem Staate ſchlug, ſteht hier mit ſtarken, auch wohl zu grellen, Farben gezeichnet. Durch ſanfte Mittel war in Portugall nicht zu helfen; Pombal verfah es darin, dafs er den Stab Wehe oft an der unrechten Stelle führte. Er hatte keinen ſicheren Rückhalt an der Regierung; er wagte alles, um alles zu verlieren. Die Fidalgos leben auf koſten des Reichs, bloſs von Penſionen. Kirchen, Kloſter und Kapellen ſtehen überall. Der Erzbiſchof von Braga zieht jährlich über 100,000 Cruſaden. Der Mönchsklöſter ſind 415, der Nonnenklöſter 104. Bey einer Bevölkerung von noch nicht 3 Millionen füttert das Land 200,000 Geiſtliche beiderley Geſchlechts. Die fromme Königin Maria hat noch zu den vielen eine Kirche nebſt einem Kloſter bauen laſſen, die 5 Mill. Cruſ. koſtet. Seit 1772 ſind zur Bildung künftiger Gelehrten noch neue 309 Schulen geſtiftet; das Volk kann nicht buchſtabiren, und hat nicht die geringſte Wifsbegierde. Dem Gelehrten mangelt in Portugall das Höchſte, der freye Flug des Geiſtes; die Inquiſition ſchnürt ihn ein. Die Literatur iſt in ihrer Kindheit; es giebt kein literariſches Publicum: faſt nur die angeſehenen Kaufleute leſen. In Coimbra, der erſten Univerſität, lehren 12 Profeſſoren das kanoniſche Recht, höchſtens drey beſchäftigen ſich mit der Chemie, Experimentalphyſik, Ethik, Metaphyſik und Naturgeſchichte. In der Theologie ſind 16, in der Geſchichte 2 Lehrer. Die Akademie der Wiſſenſchaften hat einige ſchwache Verdienſte. Die Cenſur ſchiert alle Freyheit weg; es giebt nur eine einzige Zeitung, „in der auch nicht ein einziger Artikel befindlich iſt, der nur den entfernteſten Bezug auf Politik hätte.“ Der höchſte Abſatz, worauf ein Buchhändler bey einem wiſſenſchaftlichen Werke rechnen darf, ſind 200 Exemplare. In 1800 Jahren hat Portugall mit allen ſeinen Nebenländern nicht ſo viele Schriftſteller gehabt, als in Deutſchland allein im Jahr 1788 in voller Thätigkeit waren. Die Geſetze ſind zahllos; aber ſie ſchlafen, und das Volk kennt ſie nicht. In Liſſabon iſt keine Policey; man mordet bey hellem Tage, und die Verbrecher finden gleich Freyſtätte. Armee und Marine taugen nichts. Den Officieren iſt der Grundſatz der Ehre unbekannt. „Man ſieht keine Spur mehr von dem, was der Graf von der Lippe that oder gethan haben ſoll.“ In den nautiſchen Wiſſenſchaften ſind die Portugieſen ganz unerfahren.

Wir glauben dem Vf. den Beyfall des denkenden Publicums gewifs zuſichern zu können, aus welchem er ſich, laut der Vorrede, die Hoffnung bilden würde, dafs dieſes ſein erſtes Beyſpiel „der Anwendung der Grundſatze des unſterblichen Smith auf die Staatskunde nicht das einzige bleiben werde.“ So leicht, meint er, würde es dann nicht bleiben, Staatskunden zu ſchreiben. Deſto beſſer. Jede Wiſſenſchaft muſs gewinnen, und ihr Nutzen einleuchtend werden, wenn man allgemeine Vorkehrungen trifft, die immer fertigen Fingerhelden auszuſchlieſsen, und ihr nur geiſtreiche, forſchende Köpfe zum weiteren Anbau zu verſchaffen.

Cht.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JANUAR, 1809.

ERDBESCHREIBUNG.

KREFELD, b. Abr. ter Meer: *Der Menſch wie er erſcheint, oder Darſtellung aller Völker der bekannten Erde*, von *Mart. Stuart*. Aus dem Holländiſchen. Mit Vorrede und Anmerkungen vom Prof. *Froriep*. *Erſter Band. Erſtes Heft.* 1806. XI u. 158 S. *Zweytes Heft.* 1807. 208 S. *Zweyter Band. Erſtes Heft.* 1808. 163 S. Anmerkungen zu dieſem Hefte 72 S. 8.

In der Vorrede dieſes, der Anlage nach, weitſchichtigen Werks wird der Geſichtspunct angegeben, woraus man es zu betrachten hat, um keine zu groſsen noch unbilligen Foderungen an den Herausgeber zu machen. Hienach kann die Naturgeſchichte des Menſchen nach ſiebenfacher Verſchiedenheit genommen werden, worunter die letzte die National-Verſchiedenheit, und von dem Vf. zum Gegenſtande ſeiner Bearbeitung gewählt iſt. Was man über den Menſchen in ſeiner Erſcheinung als Erzeugniſs eines gewiſſen Erdflecks, oder als Nachkomme abgeſchloſſener Stämme, wiſſen kann, muſs, zumal bey entlegenen und nicht viel bereiſeten Welttheilen, mühſam aus den oft ganz unphiloſophiſch verfaſsten Reiſebeſchreibungen zuſammengeſucht werden, und befriediget den Forſcher deſto ſeltener, je entfernter die Data aus einander liegen. Dieſe durch Annäherung und Vergleichung in Einen Geſichtspunct zu bringen, iſt eine verdienſtliche Unternehmung, die nicht nur im Allgemeinen Nutzen und Vergnügen gewähren, ſondern auch der beſtimmteren Beantwortung der groſsen Frage: Was der Menſch an ſich ſey und was er vermöge, beförderlich werden könnte. Indeſſen iſt in dem erſten Hefte noch wenig geleiſtet worden. In der Einleitung kommt zwar manches Leſenswürdige über die unterſcheidenden Kennzeichen des Menſchen in ſeinen klimatiſchen und abſtammlichen Zuſtänden vor: aber theils wüſsten wir nicht etwas Neues gefunden zu haben; theils enthält die Abhandlung bloſs zerſtreute Glieder, kein Ganzes. Beſonders lieſt man mit Miſsfallen, daſs der Vf. gewiſſe Beſtimmungen poſtulirt, die erſt als Reſultate der Unterſuchung am Ende des Werks hervorgehen ſollten. Hieher gehört die Meinung von der Abſtammung der verſchiedenen Menſchenraçen von Einem Urſtamme. Ob der Vf. dieſer Meinung mit Recht oder Unrecht zugethan ſey, davon iſt hier die Rede nicht. Er führe uns erſt alle ihm bekannten Menſchencohorten mit allen ihren weſentlichen und zufälligen Abzeichen der Reihe nach vor, erhelle durch ſeine Beſchreibung die wichtigeren Puncte, vergleiche und trenne, wo er es recht findet, und laſſe dann uns ſelbſt urtheilen, oder helfe höchſtens unſerem Urtheil unbefangen nach.

Die Schilderung der Menſchen nach ihrer National-Verſchiedenheit fängt im erſten Hefte bey den Südſee-Inſulanern an; dann ſollen die Auſtralier, darauf die Amerikaner, Afrikaner, Aſiaten, und zuletzt die Europäer folgen. Uns befremdet dieſe Rangordnung in ſo fern nicht, als nothwendig bey dem Rohen angefangen, und ſtufenweiſe zu dem immer mehr und mehr Gebildeten und Veredelten fortgeſchritten werden muſs. Aber es iſt doch ungereimt und aller Erfahrung zuwider, daſs ſich die Grade der Cultur nach Welttheilen beſtimmen laſſen. Die Einwohner von Otaheiti, Ulietea und den Sandwichinſeln ſind ſo geſchildert, wie ſie aus Cook und ſeinen Nachfolgern bekannt ſind. Der Extract hätte kräftiger und auf den allgemeinen Zweck des Werks in ſtets deutlicher und hinweiſender Beziehung gemacht ſeyn müſſen. Was aber der in jenen Schriften Bewanderte hier lieſt, iſt nichts als Recapitulation des Gewuſsten. Es ſind artige illuminirte Kupfer beygefügt, worin wir unſere alten Bekannten aus Cook, den König Otu, die Tänzerin Teinamai, den windigen Omai, den energiſchen Kanina, wiederfinden. Auſser dieſen befinden ſich beym erſten Hefte noch zwey Kupfertafeln mit Schädeln von verſchiedenen Nationen. — Die Anmerkungen des Hn. Prof. *Froriep* erläutern mehrere Begriffe, die der Vf. unbeſtimmt gelaſſen, beſonders in Hinſicht auf den menſchlichen Körperbau; worunter wir das, was über den Inſtinct der Thiere beygebracht worden, vorzüglich richtig finden. — Nachgeliefert ſind noch 3 Bogen, von S. 161 bis S. 202, worin, aus Turnbulls im J. 1805 herausgekommener Handelsreiſe von 1800 bis 1804, Nachrichten über den gegenwärtigen Zuſtand von Otaheiti und den Sandwich-Inſeln gegeben werden. Dieſe Nachrichten ſind jetzt nicht mehr neu; wir nehmen ſie indeſſen mit Dank an, wenn ſie gleich den Hauptgeſichtspunct des ganzen Werkes wenig angehen. Ob das aus der Nacht jener Gegenden emporgeſtiegene Geſtirn Tamahama's einſt in der Univerſalgeſchichte der Weltcultur glänzen werde, muſs die Zeit lehren.

Im zweyten Hefte führt uns der Vf. nicht weiter als zu der Oſterinſel, den Freundſchafts- und den Marqueſas-Inſeln, die er nach Cook, Forſter, Wilſon, la Perouſe und la Billardiere beſchreibt. Er verirrt ſich deſto mehr von ſeiner Straſse, je langſamer er fort-

Digitized by Google

schreitet. Er ist nicht mehr Philosoph und ruhiger Berichtsteller, sondern vielmehr nur zu oft begeisterter Dichter und Seher. Die Wahrheit hat er häufig, wie er selbst gesteht, der Schönheit aufgeopfert. Seine Diction wird so üppig, dass sie, bey allen aufgestellten, manchmal überaus reizenden Bildern, Unwillen erregt. Der Vf. hält den Contract nicht, den er mit seinen Lesern im ersten Hefte geschlossen hat. Er kann hundert und mehr Bände füllen, wenn er auf solche Art fortfährt; am Ende aber, wenn es ein Ende giebt, wird das Resultat eine Wolke seyn, keine Juno. Den Beschluss macht ein Verzeichniss der vorzüglichsten in den Südseeinseln vorkommenden Naturproducte. Es ist sehr unvollständig. Der Uebersetzer des *zweyten* Hefts, der mit dem des ersten nicht Eine Person zu seyn scheint, zeigt viel Stärke und Gewandtheit in seiner deutschen Muttersprache. Die von Kuyper gezeichneten Kupfer müssen wir, von der ästhetischen Seite betrachtet, loben.

Rec. schreitet zur Beurtheilung des ersten Heftes vom zweyten Bande fort. Unmöglich kann dieser von dem Vf. des ersten Bandes, oder vielmehr dessen ersten Hefts herrühren. Auch befindet sich der Name *Stuart* nicht mehr auf dem Titelblatte. Hier ist keine Uebersetzung mehr, es muss Urschrift seyn. Und welche! Die numeroseste Prosa, die je ein Deutscher geschrieben haben mag. Sie ist durchaus klangreich, wie die Stücke eines im Sturm verweheten hexametrischen Gedichts. Ein kühnes Bild jagt das andere, Scene drängt Scene, Wind, Donner und Blitz spielen ihre Kraftrollen. Man sieht, der Vf. muss den Virgil vor sich oder in Gedanken gehabt haben. Aber er ist virgilischer als Virgil selbst. Er hat den Zucker gezuckert. Rec. ist verlegen bey der Wahl einer Probe; über der strotzenden Fülle stockt die greifende Hand. Er sucht lieber nicht weit, und wählt gleich aus S. 7 folgende Zeilen: „Schnell ergiesst sich ein Meer von Nebel, und woget, dicht und breit, in endlosen Strömen durch alle Gewinde der Klippen heran; Berge, Thäler und Wälder versinken ins Dunkel kommender Wolken. Höher und höher wird dickqualmender Dampf um die Zinnen der Berge gewirbelt, und weiss und gebrochen rollt der brandende Schwall, vom Klippengestade entlang zurück. Selbst über die Riesengipfel der Höhen steigt, unermesslich umher gegossen, das finstere Gewog auf, Himmel und Erde stehn gestaltlos in düsterem Grauen vernachtet. Oede Stille sinkt die Gebirge herab, und lautloses Schweigen herrscht durch den weit verhüllten Felsenwald. Und, plötzlich erzittert die Erde; furchtbar durchschmettert, fern hallend, Gekrach die ganze Gebirgswelt. Bewaldete Gipfel, oder ein Schneegebirge, die gesenkt über der Tiefe hingen, wurden aus ihrem Orte gerissen, und entstürzten mit Donnerbrausen unaufhaltsam in den Abgrund. Gemahlnet prasselt der Schutt zertrümmerter Felsen; rings erdonnern die Berge; es kracht, dumpf erschallend, der Wald; und langes Gedonner durchrollt hoch oben die Wölbung des Himmels. Der Widerhall erstirbt, stets ferner und leiser verdonnernd; und öder wird die Stille, dumpfer und lautloser herrscht das Schweigen durch die verstummten Räume. Doch es rauschen die Winde auf aus dem Meer, zerstreuen die dichten Nebelgewölke; und aus zerrissenem Dunkel treten die Lichtgestalten der Berge majestätisch und glanzvoll hervor." Was, wie, warum dieses alles? Es ist, oder soll von nichts, als dem Anblicke Neuseelands die Rede seyn. Auch davon brauchen wir hier nicht viel, wir wollen blos die Neuseeländer kennen lernen. Möchte doch Martial dem Vf. am Ohr gezupft und ihm zugerufen haben: *Jam dic, Postume, de tribus capellis!* Aber auf diese Weise geht es 32 Seiten, und auch weiter hin, wo er nur zu berichten hat, geht es in dem pomphaften Getöne, nur nicht so hochtrabend, fort. Alle Kleinigkeiten werden ausgemalt, wobey seine überreiche Phantasie dem Vf. die meisten Farben leiht. Nach Neuseeland folgen die Pelew-Inseln, und zuletzt die neuen Hebriden. Weiter führt uns auch dieses Heft nicht. In den Anmerkungen werden die bekannten Quellen, woraus der Vf. einen Theil seiner Materialien schöpfte, angezeigt, und manches hinzugethan, das entweder gar nicht hieher, oder doch in den Text gehört hätte. Wir gestehen unsere Unzufriedenheit mit der ganzen Bearbeitung, die höchstens einen zierlichen Apparat abgiebt, woraus ein denkender Kopf, der nicht zur Unzeit den Dichter spielen, und mit schönen Ausdrücken tändeln will, etwas Solideres wird verfertigen können. Von den 3 illuminirten Kupfern des letzten Hefts stellt das erste einen Neuseeländer mit seinen beiden Weibern, das zweyte den aus Wilsons Reise bekannten Abba Thulle mit seiner, ihr Kind stillenden Ludi, das dritte eine wandernde Familie aus Tauna vor. Auch diese sind mehr idealisch, als getreu. Cht.

Berlin u. Leipzig: *Gemälde von Danzig, nebst Bemerkungen auf einer Reise von Danzig nach Königsberg.* Eine nothwendige Beylage zu der Skizze von Danzig. 1809. 222 S. 8. (16 Gr.)

Zur besseren Kenntniss mancher deutscher Städte, ihrer Verfassung und der Beschaffenheit ihrer Einwohner, hat der Umstand nicht wenig beygetragen, dass durchreisende Fremde, die sich längere oder kürzere Zeit in ihnen aufgehalten hatten, die Feder ergriffen, und das Publicum mit ihren Erfahrungen über diesen Gegenstand bekannt machten. Selten oder nie aber hat ein solcher Schriftsteller das Glück, den Einwohnern der beschriebenen Städte zu gefallen; zumal wenn er tadelt. Die Bürger einer Stadt sind mancher, oft leicht abzustellender, Unförmlichkeiten gewohnt, die einem Fremden auffallen und ihn zum Spotte reizen, und wissen sich ihren unangenehmen Folgen zum Theil klüglich zu entziehen. Ja, es giebt örtliche Fehler, die mit vortrefflichen Eigenschaften verwandt sind, und nicht ausgerottet werden können, ohne weit mehr Gutes zugleich mit wegzuschaffen. Wenn ein Fremder über diese aburtheilt: so sollte er sie vorher in ihrem ganzen Zusammenhange kennen lernen, um Keinem durch seine Bemerkungen Unrecht zu thun. Wenn ein Jeder diese Vorsicht beobachtete: so würden wir weniger flüchtige und unreife Schriften dieser Art haben. Aber alsdann würde es uns auch beynahe

Digitized by Google

ganz daran fehlen. Denn gewöhnlich ist es der Geist und die Nothwendigkeit des Widerspruchs, der irgend einen Bürger oder Einwohner, der von einem Ausländer unrichtig oder gehässig geschilderten Stadt in Wärme bringt, und ihn, eine bessere Beschreibung derselben zu liefern, nöthigt. Auch geräth eine solche Beschreibung unparteyischer. Von einem unaufgefoderten einheimischen Schriftsteller erwarten die Mitbürger nur Complimente, finden wenigstens in vielen seiner, wenn auch aufs allgemeine Beste abzweckenden, Anmerkungen ungerechte Angriffe und widrige Anspielungen. Einem zu weit ausgreifenden Ausländer hingegen kann man, selbst unter dem Deckmantel der Widerlegung, indem man ihn zu bestreiten scheint, allerley zugeben, und seine eigene, einmal blossgestellte Schwäche eingestehen; wodurch am Ende doch die Wahrheit gewinnen muss.

Diess allgemeine Wort trifft hier an dem Vf. des Gemäldes von Danzig seine Anwendung. Er will den Vf. der Skizze von Danzig, den er, seinen Mitbürgern zu gefallen, als boshaft und tückisch charakterisirt, widerlegen, und giebt bey dieser Gelegenheit von seinem Wohnorte ein Bild, worin sich Wahrheit und Liebe, Strenge und Nachsicht vereinigen. Er kennt Danzig, und beschreibt es in 17 Abschnitten; die 3 folgenden sind seiner Reise nach Königsberg gewidmet. Zuerst beschäftigt er sich mit seinem Gegner, dem Vf. jener Skizzen, dessen Nase an mehreren Stellen in und um Danzig beleidigt worden war. Der Vf. des Gemäldes führt seine Nase als Gegenbeweis an, wozu wir ihr die Competenz absprechen müssen. Er führt uns in der Gegend um Danzig herum, die, vorzüglich in einiger Entfernung, viel Reizendes hat. Es wäre dem Leser bequemer gewesen, wenn der Vf. den Ausdruck einfacher gehalten, und seinen Pinsel nicht so voll genommen hätte. So liest man, bey Gelegenheit des Cistercienser Klosters zu Oliva, die wahrlich nicht neue Bemerkung, dass die Geistlichen sich bey ihrer Ansiedelung der schönsten Landstücke bemächtigt haben, in folgenden Worten: „Alle geistliche Herren griffen bey der Wahl ihrer Wohnplätze nach solchen Flecken auf Gottes Erde, wo die Natur mit dichterischem Geiste bey der Schöpfung zugegen gewesen war.“ Und S. 23, wo dem Bischofe Karl zum Ruhme ein — hohenzollerischer Geist zugeschrieben wird. Die Anekdote S. 41, wo ein Holländer einen Privatgarten für einen Wirthsgarten ansieht, und sich darin aufwarten lässt, ist ziemlich täppisch, und wird an verschiedenen Ortern, als daselbst vorgefallen, erzählt. Die alte Bauart der Danziger lobt der Vf. nicht, und giebt vollkommen gültige Entschuldigungsgründe an. Was er über den gesellschaftlichen Ton sagt, ist unsanft, aber wahr. Den Neidern der danziger reichen Kaufleute, die mit prächtigen Fuhrwerken Reisen anstellen, und grossen Aufwand im Auslande machen, giebt er S. 60 folgende Naivetät zu verschlucken: „Ich bin gewiss, der, welcher heute den Danzigern daraus einen Vorwurf macht, dass sie wie Prinzen die Länder Europens durchzogen haben, der lässt sich morgen den bequemsten Reisewagen bauen, wenn er heute in die glücklichen Umstände versetzt wird, es ebenfalls thun zu können.“ Weiter führt er den Leser in die Kirchen, und rechtfertigt die jugendlichen Pfarrer. Es wird jetzt an einer Verbesserung des lutherischen Gesangbuchs gearbeitet, welches in seiner jetzigen Gestalt nicht mehr vor dem Urtheil der Gläubigen bestehen kann, und worin Albernheiten vorkommen, wie: „Mein Jesus kann addiren, Und auch multipliciren, Auch da wo lauter Nullen sind.“ Über das, mancher Verbesserung bedürftige, Schulwesen, so wie über den Fortgang der Gelehrsamkeit und Kunst bringt er belehrende Angaben dar. Wenn man ihm glauben darf: so war, nach S. 105, das in den öffentlichen Blättern vor einiger Zeit oft ausposaunte Gemälde vom jüngsten Gericht, das den Gebrüdern van Eyck zugeschrieben wird, um dessen Besitz sich schon Kaiser Rudolph (II), nachher Peter der Grosse vergebliche Mühe gegeben hatten, und das zuletzt nach Paris gekommen ist, des darüber gemachten Aufhebens nicht werth. Über Plümicke und dessen Bemühungen, Danzig aufzuklären, wird S. 98 lachend gespottet. Das eingerückte Lied an die in den Krieg gehenden Freymaurer ist des Abdrucks nicht unwerth. Was Rec. in dieser Schrift suchte und fand, ist eine Darstellung der der guten Stadt von preussischer Seite angethanen Unbilden und Bedrückungen, um Elbing zu heben, und Danzig in einen so schmachtenden Zustand zu versetzen, dass es durchaus fallen musste. Besonders zeichnet sich der S. 147 ff. eingelegte Brief in dieser Hinsicht als interessant aus. Es liesse sich manche gute Lehre für die Finanzverfassung des sich regenerirenden preussischen Reichs daraus entnehmen. Aus diesem Briefe, und den beygefügten Erzählungen des Vfs. ist die Ursache augenscheinlich genug, warum die Danziger sich ungern unter den preussischen Scepter schmiegten, obgleich der Handelsstand, bey den damaligen überaus glücklichen Conjuncturen, durch diese Vereinigung unsäglich gewonnen hat.

Die Reise des Vfs. geht über Dirschau, den Geburtsort *J. R. Forsters*, und das gesegnete marienburgische Werder, nach Marienburg, dessen Einwohner zu 6682 angegeben werden, und von da durch das kleine Werder nach Elbing. Dieser Weg geht durch einen höchst fruchtbaren Erdstrich, dessen Bebauer so übermüthig sind, dass der Vf. die Wahrheit einiger darüber hergesetzter Anekdoten beheuert, wovon wir folgende zum Beyspiel geben. Nach S. 185, liess zu Konigsdorf der Bauer Wunderlich sein Haus abbrechen, und baute einen kleinen Palast, welcher in Sachsen den Rittersitz eines reichen Grafen geziert hatte. Diese stattliche Wohnung ärgerte seinen Nachbar Rempel, der sich kurz vorher ein neues bequemes Haus gebaut hatte, welches nur ländlich, nicht glanzend war. Dieses brach er zwar nicht ab; um aber auch ein Prachtgebäude wie W. zu haben, baute er einen Backofen, mit eben der Pracht, in eben dem Styl, von eben der Grösse, wie das herrliche Haus seines Nachbarn. Franzwein zu trinken war diesen Landleuten vor dem Kriege zu schlecht; es musste Champagner, Burgunder oder Ungarwein seyn. Elbing

Digitized by Google

wird von dem Vf. zu 19734 Einwohnern berechnet. Er geht nach Frauenburg, erinnert dabey an Copernicus, und von da über Braunsburg und Heiligenbeil nach Königsberg. Kläglich war der Zuſtand Heiligenbeils bey der allgemeinen Feuersbrunſt im J. 1807. Gegen Balga, am friſchen Haff, über, war vormals eine Verbindung des Haffs mit der Oſtſee; darüber poetilirt hier der entzückte Vf. ein Weilchen. Bey Königsberg, das 60—75,000 Menſchen enthalten ſoll, rühmt er das ſtille Leben und Betragen des nicht für das Waffengetümmel geſchaffenen Königs und der hochverehrten Königin, meldet, daſs der unſterbliche Kant auch auf die geſellſchaftliche Bildung ſeiner Mitbürger vortheilhaft gewirkt habe, beklagt ſich über die fortdauernde Prügelſucht der preuſſiſchen Officiere, welcher endlich durch den Befehl vom 1 Sept. 1808 ihr Ziel geſteckt wurde, und endigt mit einer kurzen Beſchreibung des königsberger Schauſpielhauſes, das ſeitdem durch einen Brand in Aſche gelegt worden iſt.

Die Schreibart des Vfs. iſt ungleich und etwas übereilt. Es kommen ſogar Sprachſchnitzer, doch nicht häufig, vor. Wie S. 101. Das Schöne ſpricht *ihnen* nicht an. S. 214. Der geſellſchaftliche Ton Königsbergs verdient einer ehrenvollen Bemerkung. Archidektur, S. 106, muſs ein Druckfehler ſeyn. Cht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Eiſenach*, b. Wittekindt: *Entwurf einer geographiſchen Beſchreibung des Königreichs Weſtphalen für Schulen* von *George Ludwig Weber*, zweytem Prediger der Altſtadt zu Rotenburg an der Fulda. 1808. 72 S. 8. (4 Gr.) Der Vf. wollte bey der gänzlichen Unbrauchbarkeit aller geographiſchen Lehrbücher zur Kenntniſs des neuen Königreichs Weſtphalen Lehrern und Schülern durch dieſes Werkchen ein *Erleichterungsmittel* beym Unterricht an die Hand geben, bis der Definitiv-Friede eine vollſtändige Erdbeſchreibung wieder möglich machen würde. Richtige Anordnung, Auswahl des Wichtigſten, und Kürze im Ausdruck habe er ſich zum Geſetze gemacht, und dabey ſich *Gaspari* zum Muſter gewählt. Wir wollen ſehen, wie der Vf. ſein Verſprechen erfüllt hat. In der Einleitung ſagt derſelbe, nach dem 19ten Artikel des tilſiter Friedens ſolle das Königreich Weſtphalen aus den unter 15 Nummern genannten vorhinnigen deutſchen Landen beſtehen. Das iſt aber unrichtig. Der 19te Artikel ſagt bloſs, das neue Königreich ſolle aus abgetretenen preuſſiſchen Provinzen und anderen eroberten Landen beſtehen, ohne jene und dieſe namentlich zu beſtimmen. Das kaiſerliche Decret vom 18 Auguſt 1807 ſagte zuerſt, welche Provinzen das neue Königreich bilden ſollen, und auch dieſes Decret hat nicht nur durch die Conſtitution vom 15 November und das königl. Decret vom 24 December 1807, ſondern auch durch mehrere nachfolgende Decrete mannichfaltige Abänderungen erlitten. Von allen dieſen Decreten u. ſ. w. ſagt aber der Vf. kein Wort, und dieſes iſt um ſo auffallender, als in der Topographie der einzelnen Departements und Diſtricte Ortſchaften und Diſtricte richtig angeführt werden, die nach dem Decrete vom 18 Auguſt kein Beſtandtheil des Reichs ſind, z. B. Schmalkalden. Nach dieſer fehlerhaften Einleitung beſchreibt der Vf. kurz §. 1 die Landesverfaſſung. Nach ihm regiert der König das Reich unumſchränkt nach einer durchaus nach der franzöſiſchen Verfaſſung geformten Conſtitution. Den Geiſt derſelben hat der Vf. nicht gefaſst, noch ſeine Leſer damit bekannt gemacht. Und wie nothwendig iſt dieſes bey einem neuen Reiche! Auch hatten die Verhältniſſe des Reichs gegen Frankreich dargelegt werden ſollen. Sie ſind doch gewiſs ſehr weſentlich. Auch die innere Organiſation iſt weder vollſtändig noch richtig beſchrieben. Man findet nicht einmal ein Wort von Communen und Mairien. Die Grenzen ſind §. 2 ſehr im Allgemeinen gezeichnet, was um ſo mehr zu tadeln iſt, als keine Landcharte dem Werkchen *aus Erſparniſs* beygefügt worden iſt. Der Flächeninhalt wird im Allgemeinen auf ungefähr 800 Quadratmeilen angegeben. Dieſen Irrthum hatte der Vf. doch wohl leicht durch Zuſammenrechnung der einzelnen Theile finden können. Über Gebirge, Flüſſe, Producte, Manufacturen, Handel, Klima und Einwohner wird von §. 3—9 bloſs im Allgemeinen, ohne Anführung der einzelnen Departements geſprochen. Warum nicht die Zahl der Einwohner nach dem *Bulletin des lois* hier angemerkt wurde, da ſie der Vf. doch bey den einzelnen Departements angegeben hat, iſt nicht abzuſehen. Die Beſchreibung der 8 Departements iſt nach dem *Bulletin des lois* Nr. 4. Gebirge, Flüſſe, Producte ſind beſtimmter angegeben; aber von den Städten, welche nicht alle genannt ſind, findet man nur ganz kurze Notizen. Die Zahl der Cantons und Communen fehlt bey den einzelnen Diſtricten, eben ſo die Volkszahl, die ſo wie jene nur im Allgemeinen beym Departement angegeben ſind. Faſt von allen Ländern, die jetzt das Königreich Weſtphalen bilden, haben wir ſehr gute Beſchreibungen. Der Vf. ſcheint ſie nicht gekannt zu haben, wenigſtens hat er ſie nicht genutzt. Noch müſſen wir Folgendes bemerken. Zu dem Werra-Departement gehören nach dem Bulletin auch jene vorhin reichsritterſchaftlichen Orte, welche vorhin Beſtandtheile des buchiſchen Quartiers des Ritterorts Rhön-Werra waren. Der Vf. überſetzt: „ehemalige reichsritterſchaftliche Ämter von Buch.“ Lehrern, welche das *Bulletin des lois* nebſt dem Verzeichniſſe ſämmtlicher Ortſchaften beſitzen, werden dieſe paar Bogen nichts nützen, und Schüler daraus nichts lernen. S. i.

Vermischte Schriften. Ohne Anzeige des Druckorts: *Anekdoten aus Spanien und Portugal.* Erſtes Heft. In blauem Umſchlage. 1808. 124 S. 8. (10 Gr.) Sichtlich wurden dieſe Bogen compilirt, um den Heiſshunger der, bey den gegenwärtigen Kriſen, auf jene beiden nicht allgemein bekannten Länder und ihre Einwohner neugierigen Leſer zu befriedigen. Wir wurden dem Vf. in ihrem Namen für ſeine Bemühung gern danken, wenn er uns auch nur einige neue und intereſſante Nachrichten hätte mittheilen können; an ſeinem Willen hat es vermuthlich nicht gelegen. Die alte verlegene Waare aber, die er liefert, dürfen wir nicht anpreiſen. Nicht einmal das Verdienſt eines eigenen, aus ſorgfältiger Vergleichung der geleſenen Schriftſteller entſtandenen, Vortrags kann ihm zugeſtanden werden; er überſetzt roh hin, oder ſchreibt geradezu ab. Seine Quellen ſind *Thickneſſe*, *Bourgoing*, *Meiners* und *Brantome* — der überjährige *Brantome!* Damit man doch erfahre, welches Inhalts die angeblichen Anekdoten ſind, ſo wollen wir ihn kürzlich herſetzen. I. Geographiſche Anekdoten. Nichts als die Beſchreibung des Montſerrat, nach, oder vielmehr aus *Thickneſſe*, ungefähr 40 Jahr alt. So gut dieſe Beſchreibung an ſich iſt, können doch die Neugierigen unſerer Zeit nichts damit anfangen; ſie iſt auch oft genug in Sammlungen abgedruckt. II. Charakteriſtiſche Anekdoten. Aus *Brantome*. Von der Groſsſprecherey der Spanier, beſonders ihrer Soldaten, werden Züge geliefert, die höchſt übertrieben ſind, und gerade eben ſo von den Gaſcognern erzählt werden. Rec. findet keinen eines Platzes hier würdig. Das ſpaniſche Militair. Aus *Bourgoing*. Die Geiſtlichkeit und die Soldaten. Dieſen ganz flachen Artikel hat *Buretti* hergegeben. Die Spanierinnen der vorhergehenden Jahrhunderte. Aus *Meiners Geſch. d. weibl. Geſchl.* III. Hiſtoriſche Anekdoten. Hier nur der Anfang der Erzählung von den Hofintriguen am Ende des 17ten (nicht, wie S. 98 ſteht, des 16) Jahrhunderts, die das Vorſpiel des nachherigen Succeſſionskrieges abgaben. Von Portugall kommt in dieſem Hefte nichts vor. Im nächſten ſollen, wie der Vf. in der Vorrede verſpricht, die neueſten ſpaniſchen — Angelegenheiten geliefert werden. Wenn er mehr davon weiſs als wir anderen: ſo hätte er ſein Werk damit beginnen ſollen. An Leſern hätte es ihm wahrlich nicht gefehlt. Will er aber bloſs die Zeitungen ausſchreiben: ſo wäre es beſſer, er ſchlöſſe ſeinen Laden.

Cht.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 JANUAR, 1809.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIDEN, b. Honkoop: *Phil. Guil. van Heusde Specimen criticum in Platonem.* Accedit *D. Wyttenbachii* epistola ad auctorem, item collationes codicum Mss. Platonis, cum a *D. Ruhnkenio* confectae, tum aliae. 1803. LX und 174 S. gr. 8.

Hr. Prof. *van Heusde's* Erzählung, in der Vorrede, von dem Gange seiner platonischen Studien, hat uns mehr als gewöhnliche Vorbetichte angezogen, um des herrlichen Geistes willen, welcher verbreitet ist durch dieselbe. Ausser einem gebildeten philologischen Gefühle, empfanglich für alle Schönheiten der platonischen Rede, worüber er nur in zu allgemeinen, auf mehrere andere Schriftsteller gleich anwendbaren Ausdrücken spricht, nach Art mancher Kunstrirhter, welchen eines Dionysios individuell charakteristische Sprachkritik fremd ist, und ausser der Hochachtung für das grammatische Studium, ohne welches die Sprache des Platon, ja selbst seine Philosophie nicht gewürdiget werden kann, verehren wir in ihm einen Mann, welcher den Geist des Alterthums in seiner Eigenthümlichkeit zu erkennen, und die hellenische Philosophie nach antiker Ansicht zu betrachten versteht. „*Et vero,*" heisst es unter andern, „*nisi nos in ipsius scriptoris ejusque civium et aequalium interiorem indolem et quasi naturam penitus insinuaverimus, magnopere verendum, ne magnificis eius ac praeclaras quibuscunque de rebus opiniones ac sententias, quotquot quidem a nostra cogitandi existimandique ratione abhorreant, commenta, ineptias, saepe etiam aegri capitis somnia vocemus. Scilicet, quoad non accurate percipimus antiqui aevi ab hoc nostro discrepantiam, antiqua nobis monimenta tractantibus quandam quasi nubem obicere haec discrepantia solet, per quam nobilissimos quosque antiquitatis viros non sua, sed deformi, sed ridicula nonnunquam specie contuemur.*" (S. XIV f.) Wie der Sinn der Alten durch die erhabenen Vorbilder der Bürgergrösse, durch der edelsten Kunstwerke tägliche Beschauung, durch die Erziehung in Musik und Gymnastik, zur Feinheit und Anmuth ohne Entnervung, zur Kraft und Tiefe und Würde ohne Harte und Rauhigkeit, kurz zur möglichst vollendeten Harmonie gebildet ward, dieses entwickelt er S. XV—XX in gewisser Art vortrefflich, nur dass wiederum auch hier einige, von der leider so häufigen Sucht des Schönschreibens eingegebene, untreffende allgemeine Tiraden sich finden. Wie konnte der Vf. z. B. von den platonischen Dialogen sagen: „*Uti enim qui illic agentes inducuntur, insignes fere omnes sunt vel sapientiae existimatione, vel orationis facultate, vel ingenii acumine, vel animi altitudine: ita qui eos inducit spectandosque praebet, acer nimirum est ille morum ingeniorumque existimator, cultissimus ipse et venustissimus.*" (S. XVI.) Wäre der Vordersatz wahr: so hatte Platon die Kunst nicht verstanden, auch unbedeutenden Charakteren, welche so unentbehrlich sind für die dramatische Darstellung, um geleitet zu werden von den Hauptpersonen, und neben diesen Lichtspharen Schattenpartieen zu bilden, in seinen Gesprachen Bedeutung zu geben. Allein, wie die tragischen Dichter nicht lauter Helden redend einführen, vielweniger lauter vortreffliche und untadelige, sondern wohl auch einem Diener, einem Padagogos, einer Erzieherin Raum lassen: also hat Platon viele nicht im Mindesten ausgezeichnete absichtlich unbedeutend dargestellte Sprecher, wie beynahe alle im Lysis, desgleichen im Laches und Charmides; auch im Eutyphron zeichnet sich die Person dieses Namens durch nichts vorzüglich aus, als durch wahnsinnigen Eifer und eitlen Dünkel, welche doch nicht werden zur *animi altitudo* sollen gerechnet werden! Was kann man ferner vom Menon, von Euthydemos u. Dionysodoros sagen, deren Geschwätz und Sophisterey doch keine Beredsamkeit seyn wird, oder Scharfsinn? Wohin gehört *Philebos* in dem Gespräche desselben Namens, wohin in den *Gesetzen Kleinias*, alle weder durch der Weisheit Ruf hervorleuchtend, noch durch die Stärke der Beredsamkeit, noch durch Schärfe des Verstandes, oder Grösse der Seelen; vielmehr ist z. B. Megillos ein unheredter, auf seinen Lakonismus äusserst eingeschränkter Mann, und Kleinias nur um ein Geringes über ihn erhaben. Selbst unter denjenigen, welche wirklich ausgezeichnet sind, giebt es viele, wie ein Phädros, Protagoras, Hippias, Prodikos, Thrasymachos, Agathon u. a., die mit so vielen Sonderbarkeiten, Einseitigkeiten, Lächerlichkeiten und absichtlich angehängten Fehlern und Mängeln gezeichnet sind, dass einen eben nicht um der vier angegebenen Puncte willen bey Lesung der platonischen Schriften jener frische anmuthige Lebenshauch wie aus gesunden und heilsamen Gegenden anwehet (*tamquam e sanis salubribusque locis grata quaedam quasi salubritatis aura adspiret*). Die Lobpreisung auch der alten Philosophie hat uns besonders erfreut, zumal im Gegensatze gegen ehemals erschollene, jetzo verschollene Stimmen selbst Deutscher; und nach Abzug der nichtssagenden, rhetorisch übertriebenen Formeln, zu welchen der ro-

Digitized by Google

mäfsig schreibende so leicht sich verführen läfst, stimmen wir dem S. XX Gesagten bey: „*Et sane, ut alios mittam, quos hoc item nomine celebrare possim, Pythagoreorum placita, per veteres passim libros dispersa, si diligenter, cogitate, nec vero frigide, legimus ac meditamur, fateamur necesse est, formandis talium placitorum auctoribus, quid formare excellentissimum posset, expertam videri naturam.*" S. XXIII setzt der Vf. zum Schlufs auseinander, wie er durch sein Studium des Philosophen zur Überzeugung von der Gröfse und Consequenz der platonischen Lehre, und von der Nichtigkeit des Tadels und der Klagen gegen den göttlichen Mann gekommen: ein Gefühl, welches wir vollkommen mit dem Vf. theilen. Bey ihm mögen solche Äufserungen vielleicht noch durch uns entgehende Localbeziehungen Interesse gewinnen: für uns haben sie wenigstens das historische, zu sehen, wie ein batavischer Philolog von seinem Standpunct aus eben dahin geführt worden, wohin die Deutschen, bey mehrerer Umsicht, durch ihre freyere Betrachtungsweise in der Philosophie, zu unseren Zeiten gediehen sind.

Ehe wir zu den einzelnen Kritiken des Verfassers übergehen, können wir nicht umhin, zu bemerken, dafs er von den deutschen Philologen gar nichts angenommen hat, indem er weder dasjenige, was vor seiner Schrift von diesen Vortreffliches über Platon erschienen ist, berührt, noch auch mit deutschem Geist zu Werke gegangen ist, obgleich wir in den letzten Jahrzehnden, gestützt auf die batavischen Gelehrten, durch eine gröfsere Behandlungsart solche Fortschritte im Alterthumsstudium gemacht haben, dafs jene zuletzt, sie mögen wollen oder nicht, von uns werden lernen müssen. Dafs Hr. *H.* den ersten Band der *Heindorf*schen Bearbeitungen, welcher 1802 erschienen war, nicht kannte, mag die Entfernung entschuldigen: aber *Wolfs Prolegomenen* zum Homer waren doch seit 1795 in Holland bekannt, und dessen ungeachtet verspürt man davon so wenig Wirkung, dafs Hr. *H.* noch alle platonischen Gespräche, wie sie da liegen, für unbezweifelt ächt hält, ja dafs etliche dort sogar noch sich entsetzen, wenn sie lesen: *Alcibiades posterior spurius, Eraſtae spurius, Minos spurius* u. dgl. m. Die Schranke, welche der geniale *Valckenaer* mit so vielem Muth und eindringendem Scharfsinn durchbrochen hatte, warum wollen sie diese wieder von der Zeit sich verstopfen lassen, oder gar einen wehrlosen Damm entgegensetzen dem unaufhaltsamen Strome der Wissenschaft? Eben so unbekümmert ist Hr. *H.* um die allgemeinen Verhältnisse der Gespräche, ihre Beziehungen auf einander, überhaupt ihren philosophischen und chronologischen Zusammenhang; worin sich doch sogar historisch, auch ohne *Schleiermachers* tiefsinnige innere Kritik, ziemlich weit kommen läfst, und deren Vernachlässigung sich jederzeit in Verständnifs und Erklärung gerade bey den schwierigsten Puncten empfindlich rächen mufs. Doch da Hr. *H.* hierin selbst nichts zu leisten versprochen hat, wollen wir uns lieber gleich zu den Stellen wenden, welche erklärt und verbessert werden, nämlich *ordine et ex industria* aus *Euthyphron*, *Apol. S.*, *Kriton*, *Phädon*, *Eraſten*, *Theätet*, *Sophiſt*, *Euthydem*, *Protagoras*, *Hippias*, (nur der *kleinere* ist gemeint), *Kratylos*, *Gorgias*, *Philebos*, *Menon*, *beide Alkibiades*, *Charmides*, *Laches*, *Lyſis*, *Menexenos*, *Politikos*. Andere Bücher werden im Vorbeygehen berücksichtiget. Übrigens sollen die Verbesserungen nicht alle Fehler der Gespräche erschöpfen: darum darf man den Vf. nicht nach dem Übergangenen beurtheilen; was er giebt, werde allein gewürdiget. Hier bewährt er sich meistens als denjenigen, welchen wir zu Anfang beschrieben haben. Vertraute Bekanntschaft mit dem platonischen Sprachgebrauch, und besonders auch mit den späteren Nachahmern dieses Philosophen und den Jagern nach den Schönheiten der attischen Rede, mit Maximus Tyrius, Lucian, Plutarch, Julian, Themistius u. a., woran man des trefflichen *Wyttenbach's* Lehre erkennt, und Hr. H. den deutschen Kritikern den Rang abgelaufen hat, daher auch häufige Verbesserung und Erklärung gedachter Schriftsteller, ferner nicht gemeines Eingehen in den Zusammenhang des Ganzen, zeigen sich überall. Emendationen sind bald sparsamer, bald häufiger, im Ganzen jedoch verhältnifsmäfsig den vielen Corruptelen der meisten Gespräche nicht häufig beygebracht; feine Sprachbemerkungen findet man viele, mit neuen Stellen meist begründet; Doctrinelles ist wenig erörtert, etliche populare Puncte ausgenommen, welche nicht sowohl erläutert als belegt werden, z. B. der Satz: οὐδεὶς ἑκὼν κακὸς S. 72, von der Freyheit des Philosophen vom Leib und den Sinnen S. 81, vom Grund der Gesetze S. 92, die Bürger der Gesetze Knechte S. 113. Gegen des Vfs. Methode in den Emendationen ist nur Einiges einzuwenden; nicht überall nämlich gehen sie wirklich rein aus dem Zusammenhang, aus Sprache und Sache zugleich hervor, sondern wie Hr. *H.* hie und da nach Aufspürung von Imitationen jagt, so hat er auch die (mit ihrer Erlaubnifs sey es gesagt) einigen Batavern anklebende Sucht, die wir z. B. öfter bey *Pierſon* finden, elegante Formeln ohne hinlängliche Begründung mit einer gewissen Scheinbarkeit in den Text zu bringen, wohin jenes *Heusde*'sche ἀνεμιαῖον (S. 28) Theätet S. 149 C. gehört, wovon *Buttmann* (*Auctar.* zu *Heindorf's* Theätet S. 531. 532) doch hinlänglich gezeigt hat, dafs es wirklich nur ein ἀνεμιαῖον sey. Gar vieles ist in der That nur vermuthet, ohne zwingende Nothwendigkeit. Andrerseits kann man freylich die Vermuthung nicht aus der Kritik verbannen, und dieses mufs man dem Vf. lassen, dafs auch die unbewiesenen und ganz falschen Verbesserungsversuche etwas Spitzfindiges, wodurch sie beym ersten Anblick täuschen, etwas so Feines und Artiges haben, dafs wir sie, des angenehmen Gedankenspieles wegen, ungern entbehren würden, zumal bey dem kurzen, einfachen und klaren Vortrage. Überhaupt ist *Eleganz und anmuthige Leichtigkeit* (sehr scharfsinnig emendirt er oft nur durch Interpunctions- oder Accent-Veränderung) die Eigenschaft der Kritik unseres Vfs., wie der *Ruhnken*'schen, wovon sowohl in der Art der Erfindung als im Vortrag *Valckenaer's tiefsinnige* Kritik sich unterscheidet. Diesem Ur-

Digitized by Google

theile gemäfs könnten wir aus allen Theilen viel Treffliches herausheben, aber auch Vieles angreifen, glaubten wir nicht viel leichter den Lefern das Verhältnifs des Wahren zum Falfchen erkennbar machen zu können, wenn wir die Behandlung des Hn. *H.* durch ein nicht zu kleines Gefpräch von Anfang bis zu Ende begleiten, welches beym Gorgias und Theätet *Buttmann*, beym Kratylos und Euthydem *Heindorf* gethan hat, wir aber beym *Protagoras* (S. 67—77) thun wollen, nur noch bemerkend, dafs auch *Schleiermacher* in feinen Anmerkungen häufig und nicht immer glimpflich unferen Vf. berückfichtiget hat.

Protag. S. 310. B. Πρωταγόρας, ἔφη, ἥκει σὰς παρ' ἐμοί. πρώην, ἔφην ἐγὼ· σὺ δὲ ἄρτι πέπυσαι; Hr. *H.* hält diefes für hart, wenn es mit *Ficin* fo zu verftehen: „*Tum ego, ille jam pridem venit: tu vero modo audifti.*" Man müffe fchreiben: πρώην, ἔφην, ἐγώ, fo dafs der Sinn wäre: *ego jam pridem, tu vero modo audifti.*" Wie einfchmeichelnd diefs fcheinen mag, ift es doch unrichtig; auf des Hippokrates Rede: *Protagoras ift gekommen*, fagt Sokrates ohne alle Härte: „*Ja vorgeftern; und du haft es erft erfahren?*" Nach Hn. *H's.* Interpunction fagte Sokrates: „Ich weifs es fchon lange, und du haft es jetzo erft erfahren?" welches doch weit weniger urban ift, abgerechnet dafs die Ellipfe nicht platonifch fcheint. Πρώην ift von der beftimmten Zeit *vorgeftern* zu verftehen, wogegen des Hippokrates ἑσπέρας γε, *erft geftern Abend*, einen angemeffenen Gegenfatz bildet. — S. 312. D. Εἰ δέ τις ἐκεῖνο ἔροιτο, ὁ δὲ σοφιστὴς τῶν τί σοφῶν ἐστι; τί ἂν ἀποκρινοίμεθα αὐτῷ; ποίας ἐργασίας ἐπιστάτης; τί ἂν εἴποιμεν αὐτὸν εἶναι; ὦ Σώκρατες, ἐπιστάτην τοῦ ποιῆσαι δεινὸν λέγειν. Mit Recht ftöfst fich Hr. *H.* an das hier fehr unfeine ὦ Σώκρατες zu Anfang der Antwort, und fchreibt daher: τί ἂν εἴποιμεν; εἴποιμεν αὐτὸν εἶναι, ὦ Σώκρατες, u. f. w. Allein εἴποιμεν ἄν müfste es doch wohl heifsen; fetzt man diefes, fo geht das Homoioteleuton, woraus doch dergleichen Auslaffungen zu entftehen pflegen, verloren. Wird Hr. *H.* nicht felbft diefer Änderung den Vorzug geben: τί ἂν εἴποιμεν αὐτὸν εἶναι; Εἴποιμεν ἄν αὐτὸν εἶναι, ὦ Σώκρ. u. f. w., wo der Abfchreiber vom erften αὐτὸν εἶναι mit dem Auge abirrte auf das zweyte? Gleich darauf in τί σοφῶν ἐστι will Hr. *H.* zufetzen ἐπιστήμων, welches nothwendig ift, wenn man nicht ἐστι wegftreichen will, wodurch die Redensart richtig elliptifch würde. — S. 322. B. Ἐρωτᾷ οὖν Ἑρμῆς, διὰ τίνα οὖν τρόπον ift eine vortreffliche, aber zu Tage liegende Verbefferung Ἑρμῆς Δία, τίνα κ. τ. λ., welche auch *Heindorf* gemacht hatte. Der Inhalt wird durch Aufdeckung der Beziehung auf eine hefiodifche Dichtung erläutert. — S. 321. B. wird aus Ficinus richtig vermuthet, dafs nach εἰς τὰ ἄλογα Einiges ausgefallen fey; S. 325. B. wird εἰ nach οἱ ἀγαθοὶ ἄνδρες gut weggewünfcht; S. 328. D. ift fehr richtig nach ἐροῦντά τι interpungirt, und ἐπὶ πολὺν χρόνον richtig erklärt vom ἔναυλος λόγος; S. 335 wird ftatt ἄγαμαι vermuthet, jedoch nicht angenommen, ἤγαμαι, dabey aber Rep. II. S. 367. E. trefflich emendirt ἠγάσθην f. ἤσθην, und die Redeart erläutert; auch werden etliche Imitationen nachgewiefen. S. 336. C. wird οὐχ ὅτι vertheidiget gegen Stephanus und erläutert. Mehr Stellen hat *Heindorf* z. Lyfis S. 45. — S. 339. B. Πότερον οὖν καλῶς σοι δοκεῖ πεποιῆσθαι καὶ ὀρθῶς; ἢ οὔ; πάνυ, ἔφην ἔγωγε, καὶ ὀρθῶς, wird corrigirt: Πάνυ, ἔφην ἐγὼ, ἔμοιγε καὶ καλῶς καὶ ὀρθῶς, zumal da folge, δοκεῖ δέ σοι καλῶς πεποιῆσθαι u. f. w. Streicht man aber das erftere καὶ ὀρθῶς als Einfchiebfel eines unverftändigen Abfchreibers aus: fo ift die Stelle eben fo gut und weniger gewaltfam geheilt, wie wir bereits anderwärts geäufsert haben. — S. 342. B, ift eine fehr leichte und fchöne Verbefferung ὡ περίεισι ftatt ὅπερ εἰσί; aber S. 345. D, ift nicht nöthig ὅστις ἂν ftatt ὃς ἄν zu fetzen, indem ὃς ἄν mit dem Conjunctiv fchon an fich fo viel ift, als des Simonides ὅστις. Nebenbey wird, wie fchon bemerkt, das Dogma Οὐδεὶς ἑκὼν κακὸς belegt. — S. 346 A, fetzt Hr. *H.* richtig ἀναγκαίαις ftatt ἀνάγκαις; S. 347. C, D, erklärt er, abgerechnet die Erläuterung des eleganten μισθούμενοι ἀλλοτρίαν φωνὴν, aus der bekannten Spannung zwifchen Platon und Xenophon: dafs diefes eine höchft unwahrfcheinliche Hypothefe ift, wollen wir hernach zeigen. S. 349. A, interpungirt er richtig fo: Οὐκ ἔσθ' ὅπως οὔ. καὶ νῦν δὴ ἐγὼ ἐκεῖνα κ. τ. λ., aber σοὶ einzufchieben (τὰ δὲ σοὶ συνδιασκέψασθαι) giebt einen eben fo unangenehmen Klang und Rhythmus, als es überflüffig ift. — S. 351. C. Οἷον λέγεις; καθ' ὃ, ἡδέα ἐστὶν, ἆρα κατὰ τοῦτο οὐκ ἀγαθὰ, εἰ μή τι ἀπ' αὐτῶν ἀποβήσεται ἄλλο; καὶ αὖθις αὖ τὰ ἀνιαρὰ ὡσαύτως; Οὕτως. Οὐ καθόσον ἀνιαρὰ κακά. Hier ftreicht Hr. *H.* αὕτως aus, welches er gleich wieder einfetzen wird, wenn er *Schleiermachers* richtige Emendation kennen lernt, ὡσαύτως οὕτως οὐ καθόσον κ. τ. λ. (Anmerkungen zum Platon. Th. I. Bd. I. S. 403.) So Gorg. S. 460 D, ὡσαύτως δὲ οὕτω καὶ ἐὰν ὁ ῥήτωρ τῇ ῥητορικῇ ἀδίκως χρῆται. Xenoph. Cyrop. VIII, 3, 3: ὡσαύτως δὲ οὕτω ἔχει καὶ περὶ κατασκευῆς. I, 1, 4: λαβὼν ὡσαύτως οὕτω καὶ τὰ ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἔθνη, wo Stephanus οὕτω unrichtig weggelaffen: wie I, 6, 4 aus Stob. und etlichen Mss. zu fchreiben, χρῆναι ὡσαύτως οὕτως ἐπιμελεῖσθαι. — S. 354. C, fpringt in die Augen, dafs man mit Hn. *H.* lefen müffe ἡδονῶν μειζόνων, desgleichen dafs S. 355 D, ganz richtig τὰ μὲν fehle, welcher Sprachgebrauch mit vielen Beyfpielen erläutert wird. Bey der angeführten Stelle Legg. I, S. 629. D, konnte bemerkt werden, dafs felbft das Sigma in οὕτως die Interpolation verrathe, und dafs letztere einzig und allein von *Henr. Stephanus* herrühre, welcher in mehreren Stellen des Platon eigenmächtig diefe Formel ergänzt hat, wie Sophift. S. 248. A, τὴν μὲν οὖν von *Cornar* nur vermuthet, von *Stephanus* in den Text gefetzt ift. Eben fo vermuthet er Theaetet. S. 181. D. Protag. S. 343. E. Kratyl. S. 385. B. Vergl. *Heindorf* zu den Stellen des Kratylos und Theaetetos. — S. 356. A, wird nach ἡδὺ richtig hinzugefetzt καὶ λυπηρόν.

Wir haben keine Bemerkung des Hn. *H.* zum Protagoras unbeurtheilt übergangen: nur haben wir noch unfere Gründe anzugeben, warum wir die S. 73 aufgeftellte Erklärung aus dem Mifsverhältnifs zwifchen Xenophon und Platon nicht annehmen

Digitized by Google

können. Als allgemeine Äuſserung iſt jene Stelle ſchön, als Polemik gegen Xenophons Gaſtmahl iſt ſie grobe und unartige Perſönlichkeit: aber da ja alltäglich ſolche Gaſtmahle vorkamen, wie die von Platon getadelten, warum ſoll gerade das xenophontiſche hier gemeint ſeyn? Nichts iſt leichter, als ſolche Vermuthungen; aber die Beweiſe auch nur der Möglichkeit ſind ſehr ſchwer, indem vor allen Dingen tiefere chronologiſche Unterſuchungen über die frühere und ſpätere Abfaſſung der Schriften, die ſich auf einander beziehen ſollen, nöthig ſind. Hat man dieſe angeſtellt: ſo wird es oft mehr oder weniger deutlich, daſs die vorher für ganz ſicher gehaltenen Beziehungen ganz hinein getragen waren. Sollte Hn. *H's.* Meinung nur möglich ſeyn: ſo müſste er zuerſt beweiſen, daſs das xenophontiſche Gaſtmahl vor dem platoniſchen Protagoras geſchrieben worden; dieſes wird ihm aber nimmermehr gelingen. Protagoras iſt eines der früheſten Geſpräche des Philoſophen; dieſes zeigt nicht nur der innere, von *Schleiermacher* zuerſt entdeckte Zuſammenhang der Werke, wonach er ſich an die, ſelbſt nach hiſtoriſchen Zeugniſſen zuerſt geſchriebenen Dialoge Phädros und Lyſis anſchlieſst, ſondern auch der jugendliche Charakter des ganzen Geſpräches. Sollte es alſo nicht bereits vor Sokrates Tod verfaſst und herausgegeben ſeyn? Dieſes iſt allerdings unſere feſte Uberzeugung. Ungeachtet Platon ſo gerne Anſpielungen auf Sokrates letzte Schickſale einflieſsen laſst, findet ſich, bey voller Gelegenheit dazu, in dieſem Werke nichts dergleichen; und wenn Charmides, wie *Schleiermacher* (Th. I. Bd. II. S. 10) ſehr wahrſcheinlich gemacht hat, nicht nach der Anarchie (Ol. 94, 1,) geſchrieben iſt, ſondern noch vor des Charmides und Kritias in dieſe Zeit fallendem Tode (Xenoph. Hellen. II, 4, 19,): ſo müſste auch Protagoras, der nach dem inneren Verhältniſs der Schriften offenbar früher verfaſst iſt, noch vor Ol. 94, 1 geſchrieben ſeyn. Dieſs beſtatigt ſich noch von einer anderen Seite. War der Sophiſt nicht mehr am Leben: ſo konnte weder für Andere, noch für Platon ſelbſt die fleiſsige ſpöttiſche Darſtellung des Protagoras ein ſolches Intereſſe haben, wie man es doch vorausſetzen muſs; nun aber ſcheint derſelbe nicht über die 94ſte Olympiade hinaus gelebt zu haben; auch danach wäre alſo der Dialog vor dieſe Zeit zu ſetzen. Nach Apollodor, einem der beſten Chronologen, bey Diog. L. IX, 56, iſt nämlich Protagoras etwa 70 Jahre alt geworden (die da von 90 reden, haben keinen Gewährsmann), welches beruht auf dem Zeugniſs des Platon ſelbſt im Menon S. 91, E.: *οἶμαι γὰρ αὐτὸν ἀποθανεῖν ἐγγὺς ἑβδομήκοντα ἔτη γεγονότα, τετταράκοντα δὲ ἐν τῇ τέχνῃ ὄντα.* 40 Jahre war er in der Kunſt, alſo ſeit dem 30 Jahre. Dieſes Jahr, als den nach helleniſcher Anſicht höchſten und kraftigſten Zeitpunct des Mannes, in welchem ſie auch zu heirathen anriethen, ſcheint Apollodor zu bezeichnen, wenn er die Blüthe (ἀκμὴ) des Protagoras Ol. 84 ſetzet: wonach er ihn alſo Ol. 84, als dreyſsigjahrig annähme, folglich ſeinen Tod in Ol. 94 legte: wogegen aus den ſehr verwirrten Zeitbeſtimmungen des platoniſchen Protagoras (S. 317. C) nichts Gegründetes kann eingewendet werden. Nach Diog. L. IX, 54 iſt die Verbannung des Protagoras aus Athen bewirkt worden durch Pythodoros, einen der 400, welche bekanntlich Ol. 92, 4 regiert haben; und geſtorb. ſeyn ſoll er auf dem Wege, worunter *Schleiermacher* mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſeine Flucht verſteht (Th. I. Bd. I. S. 221). Alles dieſes laſst ſich ſehr gut mit der obigen Annahme vereinigen, ſey es nun, daſs Pythodoros ihn nicht ſchon Ol. 92, 1, ſondern ſpäter anklagte (*Schleiermacher* S. 393), oder daſs der Proceſs, wovon man mehrere auffallende Beyſpiele aus dem atheniſchen Gerichtsweſen hat, erſt ſpät wieder vorgenommen und entſchieden wurde. Nach dieſem Allen kann man füglich annehmen, daſs dieſs platoniſche Geſpräch zwiſchen dem Proceſs des Protagoras und ſeinem Tode verfaſst iſt; wodurch des Sophiſten Groſsſprecherey S. 317 B, einen noch drolligern Sinn erhält, wenn er nämlich ſagt: „Daher habe ich den ganz entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen, und ſage gerade heraus, daſs ich ein Sophiſt bin, und die Menſchen erziehen will, und halte es für die beſſere Vorſichtsmaſsregel, ſich lieber dazu zu bekennen, als es zu leugnen. Auch beobachte ich noch einige andere, ſo daſs mir, *es ſey mit Gott geſprochen*, noch nichts Ubles um deſswillen widerfahren iſt, daſs ich mich für einen Sophiſten ausgebe, obgleich ich dieſe Kunſt ſchon viele Jahre lang treibe u. ſ. w.“ Iſt nun Protagoras mehrere Jahre vor Sokrates Tod geſchrieben: wie ſollte darin doch Xenophons Gaſtmahl beſpottelt worden ſeyn, welches, eine Fortſetzung der Memorabilien und des Okonomikos, mit zu den Vertheidigungsſchriften des Sokrates gehört, und erſt nach deſſen Tod, vielleicht ganze Olympiaden ſpäter, von dem aus Aſien zurückgekehrten Feldherrn verfaſst wurde?

Zwey ſchöne Zugaben machen dieſes *Specimen* noch ſchatzbarer; die eine: *Dan. Wyttenbachs Epiſtola ad Ph. G. van Heusde*, S. XXV—LX, worin, auſser mehreren, beider Perſon und die Zeitumſtände betreffenden Individualitäten, eine wohl nicht für Jeden paſſende Skizze einer Ausgabe des Platon, wie ſie *Wyttenbach* ehemals ſelbſt unternommen hatte, entworfen, viel Nützliches für die Methode gelehrt und eine gelehrte Geſchichte des philoſophiſchen Dialoges mitgetheilt wird, alles mit des Meiſters bekannter Beredſamkeit, Laune und Munterkeit; die andere: einige Collationen, nämlich *Platonis Sophiſta a D. Ruhnkenio ad Cod. Reg.* 1812 *collatus*, welche, ſo wie die Vergleichung eines Theiles des Protagoras mit dem Cod. Reg. 3017 bey weitem unbedeutender iſt, als die von *Heusde* gemachte Collation des *Voſs*'ſchen Codex in der leidner Bibliothek über den Minos, die Geſetze und Epinomis, welche für den Kenner den gröſsten Werth hat. Für künftige Herausgeber brauchbar iſt die an etlichen Stellen eingeſchaltete Fülle von kurzen Citaten aus *Ruhnkens* Adverſarien über den Scholiaſten des Platon. Möge es Hn. *H.* gefallen, uns recht bald mit ähnlichen Beyträgen zur platoniſchen Kritik zu beſchenken!

Bh.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JANUAR. 1809.

ROMISCHE LITERATUR.

Dortmund u. Essen, b. Bädecker und Kürzel: *Julius Agricola.* Eine Biographie von *C. C. Tacitus.* Lateinisch und deutsch mit Anmerkungen von *Joh. Christoph Schlüter*, Prof. auf der Univ. zu Munster. 1808. XVI u. 184 S. 8. (18 Gr.)

Hr. Prof. *Schlüter* hat schon vor 10 Jahren die *Germania* des *Tacitus* (Dortmund 1798) in einer deutschen Uebersetzung herausgegeben, und ungefähr um dieselbe Zeit eine günstig aufgenommene Uebertragungsprobe des *Agricola* bekannt gemacht. (S. *Degens Übers. Lit.* im Nachtr.) In der Absicht, den ganzen *Tacitus* zu verdeutschen, hatte er ihn zum Gegenstand dreyer akademischer Cursus gemacht; auch bereits „*zwey Bände*" — was etwas unbestimmt ausgedrückt ist — zum Druck ausgearbeitet: als fast zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten *sechs* Übersetzungen seines Historikers angekündigt wurden. Diese Collision war ihm zu stark: „*sie lähmte ihm, so zu sagen, mitten im Fluge plötzlich die Schwingen,*" und er gab das Unternehmen auf. Um indess aus Bescheidenheit nicht ungerecht gegen das Publicum zu werden, und um zu zeigen, was er unter günstigeren Auspicien leisten könnte, arbeitete er den *Agricola* von neuem über, und lässt ihn nun hier einzeln erscheinen: was uns um so lieber seyn muss, als von jenen sechs angekündigten Übersetzungen, die Hn. *S.* so sehr geschreckt hatten, keine einzige erschienen, und zu denen von *Woltmann* und *Peuçer* auch die Hoffnung verschwunden ist. Von den vier anderen war ohnehin nie viel Hoffnung zu hegen.

Hr. *S.* hat bekanntlich eine doppelte Verdeutschung des *Sallustius* geliefert, und besonders für die neueste ungetheilten und fast unbedingten Beyfall davon getragen. Rec. bedauert, mit keinem jener anpreisenden Urtheile zusammenstimmen zu können; indem er in Hn. *S's. Sallustius* nicht blos gar viele Eilfertigkeitsfehler, sondern auch eine ganz verkehrte Art, diesen Schriftsteller zu übertragen, ja hie und da mangelhafte Kenntniss der lat. Sprache (wenn man diese nicht mit der gerügten Eilfertigkeit entschuldigen will) wahrgenommen zu haben glaubt: Behauptungen, die Rec. an dieser Stelle nur im Allgemeinen aussprechen kann, die er aber zu belegen bereit ist, sobald man es auf eine gezlemende Art fodern wird. Wir würden diesen Punct ganz unberührt gelassen haben, wenn wir es nicht nothwendig achteten, bey der Anzeige eines Werks von einem Schriftsteller auf den Zusammenhang, in dem das gegenwärtige mit den früheren steht, Rücksicht zu nehmen. Auch glaubten wir, durch diese Erklärung den Widersprüchen aller derer im Voraus zu begegnen, die, einerley Geist in Hn. *S's. Sallustius* und *Agricola* wahrnehmend, durch das dem ersteren bisher ertheilte Lob unser Urtheil über den letzteren als ungerecht oder paradox darstellen möchten, weil wir gegen die vor uns liegende Übersetzung allerdings im Allgemeinen und im Einzelnen vieles zu erinnern haben.

Der Uebersetzung gegenüber steht, wie bey Hn. *S's. Sallustius*, der lateinische Text, bis auf wenige, gleich zu bemerkende Stellen nach der zweyten zweybrücker Ausgabe abgedruckt, die allerdings mehrere höchst sinnreiche Verbesserungsvorschlage enthält, aber durchaus nicht zusammenhängend genug gearbeitet ist, um zur kritischen Grundlage eines neuen Textes dienen zu können. Ein solcher darf aber von jedem *gründlichen* Übersetzer gefodert werden, zumal wenn sein Schriftsteller zum blossen Verständniss eine zugleich so scharfe und so besonnene Kritik erheischt wie Tacitus. Wir müssen es deshalb durchaus unbilligen, dass der sonst fleissige Hr. *S* neben der zweybrücker Ausgabe keine anderen Hülfsmittel gebraucht hat, als die Anmerkungen seiner beiden Vorgänger, *Michael Engel* und *Artzt*, deren letzterer besonders in der Interpretation oft mit Nutzen um Rath gefragt ist. Auf *Patzke* und *Bahrdt* ist im Einzelnen fast gar keine Rücksicht genommen. Unverzeihlicher finden wir es, dass von den manches Brauchbare darbietenden Commentaren des *Virdungus*, *Bernegger*, *Buchner* und *Kirchmaier* nirgends, von dem des *Zuerius Boxhornii* nur Einmal, Cap. 15, wo die zweybrücker vorangegangen, Gebrauch gemacht ist; am unverzeihlichsten, dass *Oberlins* Bearbeitung der *Ernestischen* Ausgabe ganz ignorirt wird. Dass bey so geringer Umsichtigkeit auch *Dahls animadv. critt. in Taciti Agricolam*, Rostock 1802 vernachlässigt sind, begreift sich. Von den kritischen Anmerkungen mit allen ihren Nachweisungen aus *Rhenanus*, *Lipsius*, *Pichena*, *Gronov* u. a. können wir, ohne Hn. *S.* Unrecht zu thun, sagen, sie seyen ebenfalls übersetzt aus der zweybrücker Edition (mitunter nachlässig; so wird Cap. 36 bey der Conjectur *nostrorum* für *hostium*, *Muratus* mit *Gronov* verwechselt) und nur hie und da aus *Engels* und *Artzts* Noten erweitert. Eigenem Urtheil ist Hr. *S.* in folgenden acht Stellen gefolgt. Cap. 4 ist mit *Ernesti* die alte Lesart: *ultra quam* mit Recht gegen

alle Verbesserungsvorschläge in Schutz genommen. Cap. 9 ist ohne Grund: *aliquando et eligit*, eine Conjectur des *Rhenanus*, für das alte und richtige *elegit*, das die Zweybrücker gut vertheidigt haben, in den Text genommen. Eben so können wir nicht billigen, dass Hr. *S.* Cap. 10 das *perhibent* von dem Folgenden trennt. Wir würden vorschlagen, beide Sätze verbindend, so zu interpungiren: *sed mare pigrum et grave remigantibus, perhibent, ne ventis quidem perinde attolli.* C. 19 wird das von den Zweybr. auf *Ernesti's* Autorität recipirte *agere* vor *nihil per libertos* mit Recht zurückgewiesen. Aber C. 28 finden wir den Vorzug der schöneren Diction in Hn. *S. provehebantur* so wenig, als in der pretiösen Übertragung: „*sie segelten wie ein Wunder daher*," und halten uns en des einfache und lebendiger darstellende *praevehebantur*, welches Tacitus selbst Annal. 2, 6 für *praetervehi* gebraucht, und die Zweybr. aus einer vaticanischen Handschr. aufgenommen haben. Eben so wenig möchten wir Cap. 30: *Nunc terminus Britanniae patet, atque omne ignotum pro magnifico est*, mit unserem Übers. *atqui* lesen, weil die beiden Sätze: „Die Römer können jetzt ganz Britannien übersehn" und „das Unbekennte hat immer etwas Ehrwürdiges," durch *atque* besser contrastirt werden, als durch *atqui*, das hier sehr schwerfällig seyn würde. C. 36 ist in der schwierigen Stelle: *interim equitum turmae fugere* enstett des Verbums *erumpere* nach *Ernesti erupere* gesetzt; offenbar zu willkührlich, so viel auch die gewöhnliche Lesart gegen sich haben mag. Zugleich bemerken wir, dass es ein grosser Missgriff von Hn. *S.* ist, in dem Nächstfolgenden *hostium* in *Ernesti's cohortium* oder *Muretus nostrorum* zu verwandeln. Denn da der Begriff *Feind* relativ ist, und erst von seinem Subject die Person bestimmt wird: so kann an dieser Stelle nicht der geringste Zweifel Statt finden. Denn da die britannischen *Covinarii* Subject des Satzes sind, müssen die *hostes* ja die Römer seyn. Vgl. *Dahls animadv.* S. 21 und im *Agr.* C. 32, wo Galgecus in seiner schönen, auch für unsere Zeit bedeutungsvollen Rede sich und seine Landsleute in einer Periode, wo die Römer Subject sind, ohne weiteren Zusatz *hostes* nennt. Im 30 Cep. endlich noch einmel kehrt Hr. *S.* von dem *aegre diu stantes* des *Brotier* und seiner Bipontiner zu dem alten *in gradu stantes* zurück, und wir mit ihm. Eine fortgesetzte Beleuchtung von unseres Übers. kritischem Verfehren sparen wir für einige Stellen auf, wo er uns auch den Sinn verfehlt zu haben scheint, und charakterisiren vor ellem den Geist der Übertragung.

Zu rühmen ist eine durchgängige Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit im Ausdruck, die zwer die Kritik nicht bestechen, aber doch *den Ton* der Anzeige bestimmen dürfen, und wir erkennen denkbar, dass Hr. *S.* das Beste gewollt, dese er seine Arbeit geliebt hat. Aber freylich wird auf diesem Wege der ungewöhnliche, stolze Styl des Tacitus nimmermehr erreicht werden. Eben so müssen wir die Correctheit und Reinheit anerkennen, die Hn. *S's.* deutschen Ausdruck überall begleitet. Aber dabey ist seine Sprache leider arm an Worten (wo er sich durch neue Formationen helfen will, ist er meistens unglücklich; z. B. *Gunstsucht, Duldwilligkeit, Ehreifer, Abschuss*), und noch ärmer an Wendungen: unstreitig das gröfste Missgeschick für einen Übersetzer des Tacitus! Dieses — mit einer, wie es scheint, subjectiven Scheu vor jeder Kühnheit in Zusemmenstellungen und Übergängen verbunden — scheint es hauptsächlich zu seyn, was die so leicht zu erkennenden und wahrzunehmenden, als schwer euszusprechenden und nachzubildenden Originalzüge von Tacitus Geist aus der Übersetzung rein hinweg getilgt hat. Denn es ist unverkennbar, dass Hr. *S.* seine Arbeit nicht zu leicht genommen, und sich durch Unbestimmtheit hat forthelfen wollen. Es ist vielmehr oft bewundernswerth, mit welcher Mühe er jedee einzelne Wort dee Urbildee wieder giebt; wie ängstlich er sich jedes eigenen Zusatzes enthält, und wie dennoch gänzlich umgestaltet und aus ihren Gliedern gerenkt die Perioden dastehn. Ja wir finden in *dieser* Treue etwas eben so Unangenehmes, wir möchten sagen, *Unheimliches*, wie in einem schlecht gearbeiteten Porträt, aus dem die materielle Wahrheit einiger grober Züge um so unangenehmer hervorspringt, jemehr der Geist des Ganzen verfehlt ist. Diess sind freylich Resultate, die wir im Allgemeinen aussprechen müssen, weil wir sie aus der wiederholten Vergleichung der ganzen Copie mit dem Original gewonnen haben, und Hr. *S.* unmöglich die Wiederholung des ganzen Verfahrens fodern kann. Doch wollen wir Eine Stelle, wie sie uns gerade in die Hände fiel, herstellen, weil das gesunde Auge vielleicht schon im kleinsten Bruchstück das Princip erkennen wird, das sich durch alle Theile ausgegossen hat. Cap. 41 heisst es von den heimlichen Anklagen gegen Agricola beym Domitianus: *Causa periculi non crimen ullum, aut querela laesi cujusquam: sed infensus virtutibus princeps, et gloria viri, ac pessimum inimicorum genus, laudantes.* Wir wollen hier unsere Übersetzung der *Schlüterschen* gegenüberstellen:

Recensent.	Hr. *Schlüter.*
Grund der Gefahr war nicht eine Anschuldigung, oder eines Verletzten Klage; sondern der Tugenden hassende Fürst, und des Mannes Ruhm, und der Widersacher verderblichste Gattung, Lobredner.	Was ihn in Gefahr brachte, war kein Vergehen, keine Klage irgend eines Beleidigten, sondern des Fürsten Hass gegen Verdienst, und sein Ruhm, und — die gefährlichste Art von Feinden, die Lobsprecher.

Einzelne verfehlte Stellen haben allerdings ihren Grund in falsch angewandten Principien oder in mangelhaften Begriffen. Ein solcher ist die Correctheit, in dem Sinn, wie sie in der Nikolaischen und in der Dykschen Bibliothek weiland gepredigt wurde. Dahin gehört die Übertragung von Cap. 24: *Solum — melius*, wo allerdings statt der Worte *in Britannia* ein Adjectivum zu erwarten gewesen wäre. Ferner Cap. 28 ist im Deutschen die interessante, einer Begebenheit des Tags vergleichbare Erzählung von den sich selbst ihre Freyheit wiedergebenden Usipiern ganz ungenieſsbar geworden, weil im ersten

Digitized by Google

Satz *cohors Uſipiorum* das Subject war, und Hr. *S.* ſich nicht entſchlieſsen konnte, wie *Tacitus*, in den folgenden ohne Weiteres den männlichen Plurallis zum Hauptwort der Erzählung zu machen. Den Namen der Uſipier zu wiederholen, wodurch er dem Verbrechen der Incorrectheit hätte entgehen können, geſtattete ſein Überſetzergewiſſen nicht, und ſo wird denn das ſchöne Capitel in der einfachen Zahl des Femininums durcherzählt. So endlich Cap. 34 in der kraftvollen Rede des Agricola an ſein Heer heifst es: *Quomodo ſylvas ſaltusque penetrantibus fortiſſimum quodque animal contra vuere; pavida et inertia ipſo agminis ſono pelluntur: ſic etc.* Sinnvoll und lebendig darſtellend, nennt Tacitus das wehrhafte Thier, das ſich gegen den Feind wirft, in der einfachen Zahl, weil auch das einzelne ſeiner Kraft vertraut: die ſcheuen flüchtigen aber, die ſchon das Geräuſch des Zugs aus der Ferne verjagt, ſtehen in der Mehrzahl, weil ihrer *ganze Heerden* vor leeren Schreckniſſen fliehn. Nichts deſto weniger helfat es bey Hn. *S.*: *Wie in Wäldern und Gebirgen das kühnere Thier auf ſeine Verfolger losſtürzt; das ſchüchterne und muthloſe durch das bloſse Geräuſch des Jagdgefolges aufgeſcheucht wird: ſo* u. ſ. w. Womit anders ſollen wir dieſen Miſsgriff erklären, als daſs er die Verwandlung der einfachen in die Mehrzahl, und die Beziehung eines Adjectivums im Plural auf ein Subſtantivum im Singular unerträglich fand —? Ähnliche Beyſpiele von unglücklich und mit Unrecht umgangenen, etwas ſchrofferen Conſtructionen und Verbindungen beut faſt jedes Blatt des Büchleins dar.

Eine andere Quelle mancher verfehlten Stelle iſt Hn. *S.*'s unrichtige Anſicht von ſeines Schriftſtellers berühmter *Kürze*, welche nachzubilden er offenbar bemüht iſt: ein Streben, welches wir um ſo mehr achten, als es unter allen früheren Verdeutſchern des Tacitus dem einzigen *Bahrdt* beygewohnt zu haben ſcheint. Aber ſo wie die allgemeine, ſo ſcheint es auch des neueſten Überſ. Meinung zu ſeyn, der Biograph des Agricola ſey wortkarg im Erzählen geweſen, und habe jede reichere Darſtellung gemieden: eine Meinung, die allein durch das lebenvolle Bild der Schlacht gegen den Galgacus, nächſtdem durch die überall wiederkehrenden Blicke auf die Totalität des Menſchenlebens widerlegt werden könnte. Uns ſcheint des Tacitus Kürze nur relativ, indem er — anders als ſeine berühmteſten Vorgänger von Cicero an — die breite nüchterne Eleganz der meiſten römiſchen Proſaiker verſchmäht, und kein Wort gebraucht, das nicht auf die Bedeutung ſeines Satzes Einfluſs hätte, und lebendiger darſtellte. Dahin ſollte auch der deutſche Überſ. arbeiten, und ſich nicht darauf einlaſſen, durch ein paar weggeworfene Artikel eine geringere Zahl von Wörtern zu erzwingen, wie unter anderen Cap. 32: *Coelum ipſum ac mare et ſylvas, ignota omnia circumſpectantes*, nach *Schlüter's Selbſt Himmel und Meer und Waldgebirge, alles um ſich herum, als etwas fremdes anſtaunend* u. ſ. w., wo durch die Weglaſſung des beſtimmenden Artikels der ganze Sinn verdreht iſt. Beſonders zu rügen iſt es aber, daſs Hr. *S.* die ſe unweſentliche Kürze häufig durch Auflöſung eines Subſtantivums in ein Adjectivum oder ein Verbum zu bezwecken ſucht, oder gar durch die Entkräftung eines maleriſchen Worts zu einem ganzen abſtracten Satz. Beyſpiele davon: Cap. 38. *Ipſe peditem atque equites lento itinere, quo novarum gentium animi ipſa tranſitus mora terrerentur, in hibernis locavit. Schlüter:* Er ſelbſt führte Fuſsvolk und Reiterey mit langſamen Märſchen, um die neubezwungenen Völker (*animi* fehlt) *durch den langen Zug* zu ſchrecken. — Oder Cap. 43. *Augebat miſerationem conſtans rumor, veneno interceptum. Schlüter:* Das Mitleiden war um ſo gröſser, *da es fortwährend hieſs, er ſey vergiftet worden.* — Und Cap. 42. *Sciant, quibus moris, illicita mirari etc. Schlüter:* Hieraus mögen die, *welche Unerlaubtes bewundern*, lernen u. ſ. w. Und endlich hätten euch wohl ungekünſtelte und gefällige Wortſpiele, wie Cap. 19: *non poena ſemper, ſed ſaepius poenitentia contentus eſſe;* Cap. 32: *Male parentes et injuſte imperantes;* Cap. 34: *Nunquam exercitui imputari potuiſſe, aut moras belli, aut cauſſas rebellandi*, nicht ſo ganz unberückſichtiget bleiben ſollen.

Wir laſſen nach dieſen Einwendungen einige Bemerkungen über einzelne *miſsverſtandene* Stellen und verfehlte Ausdrücke folgen: denn auch an denen fehlt es nicht, wie ſich gleich ergeben wird. Cap. 1. *Clarorum virorum facta moresque.* „*Groſser Männer Thaten und Leben.*" *Leben* iſt durchaus falſch, da hier offenbar die Begriffe *facta* und *mores* den Begriff *Leben*, als integrirende Theile, umſchreiben. Cap. 3. *Subit quippe etiam ipſius inertiae dulcedo.* „*Denn unvermerkt wird Trägheit behaglich.*" Die unwillig ironiſche Bedeutung des *quippe* (man ſehe zum *Perſius* 1, 88) iſt in ein leeres *denn* aufgelöſt; und das den raſtloſen Geiſt des Römers ſchön bezeichnende, ſtaunende *ipſius inertiae* gar nicht ausgedrückt. Cap. 4. So ſüſſliche Redensarten, wie: „*ein Bild edler Weiblichkeit*" für *varae fuit caſtitatis*, oder „*was zur feinern Bildung gehört*" ſtatt *omnis honeſtarum artium cultus*, ſollte man unſeren modernen Erziehungsſchriften überlaſſen, und nicht die Würde des Altertums durch ſie entweihn. *Pueritia adoleſcentiaque.* „*Kind und Knabe*" hätte mindeſtens *Knabe und Jüngling* heiſsen ſollen. *Acrius, ultra quam conceſſum. Acrius* iſt überſehn. Cap. 5. *Prima caſtrorum rudimenta Paullino approbavit.* „*Die erſten Kriegsdienſte that er unter dem Paullinus*" hätte heiſsen ſollen: Seine erſten Probeſtücke im Kriegsdienſt gewannen ihm des Paullinus Gunſt. Tacitus gebraucht *approbare* öfter mit dem Dat. perſ. und Acc. rei. Annal. 15, 59. Agric. 42. Ferner Cap. 5. *Intercepti exercitus.* „*Die Heere aus einander geſprengt.* Sehr willkührlich! Cap. 6. *Vixerunt — invicem ſe anteponendo: niſi quod in bona uxore tanto major laus, quanto in mala plus culpae eſt.* Eine als ſchwierig verrufene Stelle, durch die ſich auch Hr. *S.* nicht anders als mit Verluſt einiger Federn hindurchgearbeitet hat, indem er das *inv. ſe ante p.* durch: *beide um den Vorzug wetteifernd* ſprachwidrig überſetzt, da es heifst: *eines dem anderen den Vorzug gebend.* Nur ſo können die folgenden Worte verſtanden werden, die alsdann ohne Schwierigkeit ſind. Derſelbe ſchöne und tiefgedachte Ausſpruch iſt

Digitized by Google

oft genug von den griech. Dichtern behandelt, z. B. vom *Simonides* Fragm. 3 in *Brunck's Gnomikern*. S. 99.

γυναικὸς οὐδὲν χρῆμ' ἄνευ λυπίζεται
εὐθλῆς ἁμεινον, οὐδὲ χείρων κακῆς.

und vom *Euripid. fragm. Melan.* 7. beym *Stob. tit.* 62.

τῆς μὲν κακῆς κάκιον οὐδὲν γίνεται
γυναικός, εὐθλῆς δ' οὐδὲν εἰς ὑπερβολὴν
πρᾶγμ' ἄμεινον.

welche Stellen über den Sinn des Tacitus beſſeres Licht geben, als alles bisher darüber Geſagte. Beſonders möchte man *Dahls* Vermuthung l. l. p. 10, daſs die Worte *niſi quod — culpae eſt* von einem *naſuto librario* herrühren, ſehr in Zweifel ziehn. — Daſ. *Filium brevi amiſit.* „Einen Sohn hatte er *vor Kurzem* verloren." Wo heiſst denn *brevi* ſo viel als *brevi antea*? — Daſ. hätte Hr. *S.* das alte und ächte *rationis atque abundantiae* nicht mit dem gloſſirenden *moderationis* der Zweybrücker vertauſchen ſollen, welches abſolut gebraucht nicht einmal gut lateiniſch ſeyn dürfte. Cap. 7. *Initia principatus* iſt nicht, was wir „*die erſten Angelegenheiten des Staats*" nennen. Uberhaupt iſt *principatus* niemals der Staat, ſondern hier des Domitianus Regierungszeit. Cap. 8. Die ſchönen Worte: *habuerunt virtutes ſpatium exemplorum*, wie ſchlecht und unbeſtimmt erklärt Hr. *S.* ſie durch: „da hatte das Verdienſt freye Bahn." Von *Verdienſt* iſt gar die Rede nicht: und der Grund, der dem Romerſinn freyere Bahnen aufthat, die *exempla*, ſind gar nicht erwähnt.

(Der Beſchluſs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermiſchte Schriften. *Frankfurt* a. d. Oder, in der akademiſchen Buchhandlung: *Grundſätze des akademiſchen Vortrags.* Ein Beytrag zur Aufdeckung herrſchender Univerſitätsmängel. Von Dr. *Ludewig Thilo*, Prof. der Philoſophie an der Univerſität zu Frankfurt a. d. O. 1809. 132 S. 8. (15 Gr.) Allgemeine literariſche Armuth, Beſchränkung des Schulunterrichts auf das *Trivium* und *Quadrivium*, Mangel an Büchern zum Selbſtunterrichte, Ambition, weil, der Seltenheit wegen, Gelehrte hochgeachtet waren, bewogen in früheren Jahrhunderten die Jünglinge, Univerſitäten zu beſuchen, um gelehrte Männer zu hören. Inniger Antheil, eifriges Entgegenkommen der Zuhörer, überhoben den Lehrer groſsentheils der Aufmerkſamkeit auf den Vortrag. Jünglinge, nicht abgeſchreckt durch weite Reiſen, durch Koſten und Gefahren, überwanden die Schwierigkeiten, durch die ein ſchlechter Vortrag auf der Bahn des Lernens aufhält. Anders in der neueren Zeit. Erweiterung der Lectionspläne auf Schulen, Privatunterricht in gröſseren Städten, Lectüre haben in den mittleren und oberen Ständen mäſsige Kenntniſſe in Umlauf gebracht. Mit der Verbreitung wiſſenſchaftlicher und bürgerlicher Cultur hat unter Älteren und Jüngeren der Hang zum ſinnlichen Genuſſe zugenommen. Wenige ſind überall in dem Haufen akademiſcher Studirenden, in die von dem himmliſchen Feuer ein Funke gefallen iſt, die an dem Wahne nicht krank ſind, was ſie an eigentlicher Wiſſenſchaft auf Schulen erlernten, ſey zum Fortkommen hinreichend, die mithin auf der Univerſität zunächſt ihre Vorbereitung zu künftigen Lehrern des Volks und der Jugend, zu Richtern und Räthen, wiſſenſchaftlich einrichten, dann überhaupt im Heiligthum der Muſen den Geiſt zu erheben, die Seele zu läutern, höhere Anſichten des Daſeyns zu gewinnen ſtreben. In den Umgebungen unſerer Jünglinge iſt der Hang zum geſellſchaftlichen Vergnügen herrſchend. Sie werden fortgeriſſen, werden gleichgültig gegen die Schätze des Wiſſens. Noch mehr müſsten ſie das werden, wenn ſie verurtheilt würden, in groſsen Reſidenz- und Haupt-Städten die unſchätzbare Zeit der Vorbereitung zu zerſplittern, ſie, in ihrem Alter ſo empfänglich für die leeren Zerſtreuungen und das bedeutungsloſe Treiben dieſer Mittelpuncte des zerriſſenen Lebens, entfernt von dem veredelnden einſamen Genuſſe der Natur, von dem Anblicke einfacher Sitten. Bewunderung der Menge wird dem Sieger zu Theil, der Länder und Völker ſeiner Herrſchaft unterwirft; ſtillen Seegen einer ſchöneren Welt erndtet der Lehrer, der eine ſchlaffe, ſinnliche Jugend durch die Kraft ſeiner Worte zum Bürgerthume im Reiche der Wiſſenſchaft nöthigt. Ob ein zum Univerſitätslehrer vorgeſchlagener Gelehrter fähig ſeyn werde, das akademiſche Publicum für ſeine Wiſſenſchaft zu gewinnen, ob er durch Lehrgaben ſich auszeichne, danach ſollten die Vorſteher der Lehranſtalt ſich vorzugsweiſe erkundigen bey Männern von Urtheil, Unparteylichkeit, perſönlicher Kenntniſs des Candidaten. Auch ſollen ſie mit den Erfoderniſſen des akademiſchen Vortrags bekannt ſeyn, ein Gegenſtand, der in der angezeigten kleinen Schrift nachdrücklich zur Sprache gebracht wird. Daſs ein ſachkundiger, geſchätzter akademiſcher Lehrer Verfaſſer iſt, wird das Zutrauen der Abhandlung vermehren. Das Weſen des Unterrichts auf Univerſitäten iſt nicht: eine Maſſe von Kenntniſſen im Gedächtniſſe der Zuhörer niederzulegen, dieſelben für immer auszukauen, ſondern ſie zu eigener Geiſtesthätigkeit zu erwecken, um ſelbſt ſich der Wiſſenſchaft zu bemächtigen. Hiezu iſt die Anhörung zweckmäſsiger mündlicher Vorträge bey weitem mehr geeignet, als ſtumme Leſung von Schriften. Zweckmäſsig iſt der akademiſche Vortrag nur, wenn er folgenden Foderungen entſpricht. *Er muſs ſubjectiv ſeyn: die eigenen* Anſichten des Lehrers müſſen vorherrſchen; *er muſs alſo frey gehalten werden.* Nur ſolcher Vortrag erzeugt das Vertrauen, daſs der Lehrer über ſeinen Gegenſtand gebiete; nur ſolcher verräth Intereſſe des Lehrers an der Wiſſenſchaft; nur ſolches iſt alſo von Eindruck. Eigenthümlichkeit der Anſichten, verbunden mit einem Grade von Herrſchaft über den Gegenſtand, der zu extemporirten Vorträgen in den Stand ſetzt: das iſt das Charakteriſtiſche groſser Lehrer. Folge iſt, daſs, wenn auch ein Compendium zum Grunde gelegt wird, der Vortrag doch kein bloſser Commentar ſeyn darf. Nichts iſt ertödtender, nichts für Zuhörer, die Geiſt haben, beleidigender, als das *Ableſen* der Vorträge von zuſammengeſchriebenen Heften. Ferner ſey der akademiſche Vortrag *ſynthetiſch*, mithin *unterſuchend*, ja, auf würdige Weiſe *polemiſch*: dadurch wird die Phantaſie der Zuhörer in Anſpruch genommen, ſie werden in das Intereſſe gezogen. Es ſpreche aus dem Lehrer hohes Intereſſe für die Sache und für die Sittlichkeit; ſein Vortrag halte die Mitte zwiſchen dem feyerlichen Tone der Rede und dem vertraulichen der Geſellſchaft: fern ſey niedriger Scherz, doch hie und da mit Laune zu würzen, iſt von Erfolg, nur ohne Perſönlichkeit. Reichthum an Gedanken, Gegenwart des Geiſtes, Gelaufigkeit im Ausdrucke, Wohlredenheit, gefälliges Organ, freymüthiges, doch beſcheidenes Weſen, müſſen dem akademiſchen Lehrer eigen ſeyn. — Dieſs alles hat der Vf. bündig und überzeugend entwickelt. NN.

Breslau, b. Korn: *Passe-temps agreable ou Recueil choisi d'Enigmes modernes.* 1808. 96 S. 8. (8 Gr.) In dieſer Sammlung befinden ſich 136 Räthſel in franzöſiſchen Verſen, unter denen viele etwas zu lang gerathen ſind. Einige ſind witzig und artig genug, die meiſten flach und nicht des Errathens werth. Hiezu gehören beſonders die, deren Auflöſung in einem Buchſtaben beſteht. Hat man die Schwierigkeit des Einen überwunden: ſo wird man leicht mit allen fertig. Das 124 löſet man ſchon beym erſten Anblick auf. Es heiſst ſo:

De la Grece, lecteur, je tiens mon origine:
Je ſuis grec, en un mot, nul n'en pouvoit douter,
Puiſqu' ainſi mon nom ſe termine,
Quoiqu' il en ſoit, à bien compter,
Je n'ai qu'un pied; il ne faut pas omettre,
Que souvent il en faut deux.
C'eſt ici que tu dois t' attacher à la lettre,
Ne cherche pas bien loin, je ſuis devant tes yeux.

In dem Vorbericht, anſtatt *Avant-propos* hier ſcherzhaft *Hors de propos* überſchrieben, trifft man einige Züge über die Aenigmomanie der Franzoſen und alte Räthſel an. Der Abdruck iſt niedlich, doch nicht durchaus correct. Dvl.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JANUAR, 1809.

RÖMISCHE LITERATUR.

DUISBURG u. ESSEN, b. Bädecker u. Kürzel: *Julius Agricola.* Eine Biographie von *C. C. Tacitus.* Lateinisch u. deutsch mit Anmerk. von *J. C. Schlüter.*

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Im Cap. 9: *Tristitiam et arrogantiam et avaritiam exuerat*, hatte uns die Erwähnung der *avaritia* von jeher verdächtig geschienen, und zu unserer Freude fanden wir *Acidalius* und *Dahl l. l. p.* 13, derselben Meinung. Denn es ist unverkennbar, dass durch das gleich Folgende: *Integritatem atque abstinentiam in tanto viro referre, injuria virtutum fuerit*, gerade die bey den Procuratoren so gewöhnliche und so verhasste *avaritia* (s. die Ausl. zu *Cic. in Verr.* 2, 54) beym Agricola zurückgewiesen wird, und so wäre die frühere Erwähnung derselben mehr als bloss müssig. Die zuletzt angezogene Stelle giebt Hr. *S.* so: „Redlichkeit und Uneigennützigkeit an einem solchen Manne *zu preisen*, wäre Beleidigung seiner Tugend." Redlichkeit und Uneigennützigkeit *zu preisen*, wäre nicht sowohl Beleidigung *seiner* Tugend, als der Tugend *überhaupt* gewesen. Von *Preisen* konnte hier gar nicht die Rede seyn: seiner Redlichkeit *nur zu erwähnen*, sie besonders aufzuzählen, das wäre beym Agricola schon Beleidigung seines hohen Sinnes gewesen. Dass.: *Als Consul verlobte er mir, damals noch Jüngling, seine Tochter*, würde heissen, der Consul sey damals noch Jüngling gewesen. Cap. 14: *Per quae fama aucti officii quaereretur.* „Damit es doch heisse, *er habe erweitert*;" hätte: er habe mehr gethan, als seine Pflicht eigentlich foderte. Cap. 15: *Nihil profici patientia, nisi ut graviora, tanquam ex facili tolerantibus, imperentur.* „Dulden helfe zu nichts, als dass man *ihrer Gutwilligkeit* desto mehr aufbürde." Aber *ex facili* heisst niemals *gutwillig*. „Durch Ergebung werde nichts gewonnen, als dass man ihnen, gleichsam als wären sie nur leicht belastet, noch Schwereres auflege," würde dem Sinn entsprochen haben. Daselbst wird *occasio* ganz falsch durch *Meuterey* übertragen. Die richtige Erklärung ergiebt sich aus *Agric.* 18 Cap. 15: *in consiliis deprehendi.* „Über *Entwürfen* ertappt werden." Da hier von der geheimen Volksversammlung der Britannier die Rede ist, war doch kein Zweifel, dass unter *consilium* kein *Entwurf*, sondern die sich berathende *Versammlung* zu verstehen sey. S. *Corte* zu *Sall. Jug.* 62, 4. *p.* 693 a. b, wo *Wasse* ganz unnöthig *concilium* lesen will; wenn sich gleich die Verwechslung häufig, z. B. *Jug.* 29, 6, auch in Handschriften findet. Es wäre auch sehr uneigentlich gesprochen, wenn man sagte, über einem *Entwurf* ertappen. Cap. 16 werden *Castella* und *praesidia* als *Castelle* und *Festungen* unrichtig für zwey für sich bestehende Dinge genommen, da die Construction selbst (*sparsos per castella milites consectati, expugnatis praesidiis, coloniam invasere*) lehrt, dass die letztern als Theile der erstern betrachtet werden sollen. Dass.: *Discordia laboratum, cum assuetus expeditionibus miles otio lasciviret.* „Zwietracht machte ihm zu schaffen: der an Krieg gewöhnte Soldat ward aus Mangel an Beschäftigung ausschweifend." *Lascivire* ist etwas ganz anderes als unser *ausschweifend seyn*, und dem griech. ὑβρίζειν ziemlich analog. Hr. *Schl.* wäre sicher gewesen vor dem Fehlgriff, wenn er das beide Sätze verbindende *cum* mit übersetzt hätte. Cap. 18: *Clarus ac magnus haberi Agricola.* „Agricola *hiess* ein trefflicher, grosser Mann." Die Bedeutung von *haberi* ist verfehlt, denn freylich reicht *Scheller* nicht überall aus. Hn. *S.* aber hätte doch *Corte's* Note zu *Sallust. Catil.* 1, 4, und 53, 1, bekannt seyn sollen. Vgl. Thucyd. 1, 13. Cap. 19 sind nach *cum peccassent* vom Übers. die Worte: *das war bey ihm Gesetz* eingeschaltet, ohne dass man sieht, woher sie kommen. Es scheint als ob es geschehen, um die vorhergehende lange Reihe absoluter Infinitive in deutsche — dependente verwandeln, und einen unbeholfenen, dem Lateinischen *oberflächlich* ähnlichen Satz bauen zu können. Cap. 20: *Militum in agmine laudare modestiam.* „Auf dem Marsche lobte er die Ordnung liebenden Soldaten." Sollte heissen: Er lobte die Ordnung der Soldaten, die sich zum Hauptheer hielten. *Disjecti* macht den Gegensatz von *milites in agmine*, wie *laudare* von *coërcere*. Cap 20: *Nihil apud hostes quietum pati, quominus subitis excursionibus popularetur.* „Er liess den Feind nie ruhig, *überall durch plötzliche Einfälle verheerend.*" Das ganz Willkührliche in der Übers. der zweyten Hälfte dieses Satzes kann dem Übers. selbst kaum entgangen seyn: denn es ist ja kaum ein Wort, geschweige denn die Idee des Originals wiedergegeben: ein Fehler, den Hr. *S.* sonderbar genug mit dreyen seiner Vorgänger, mit *Patzke*, *Engel* und *Artzt*, theilt. Die richtige und sprachgemässe Erklärung hat *Dahl l. l. p.* 14 gegeben, indem er das *popularі* von den Britanniern versteht. Er findet deshalb nöthig, entweder *popularentur*, oder auch *apud hostem* zu lesen. Will man indess *popularі* hier als Passiv annehmen, wie es bey Histori-

Digitized by Google

kern, z. B. *Liv.* 3, 6 und 7 vorkommt: so wäre keine Veränderung nöthig. Daselbst würde *ex aequo* nicht durch *unabhängig* gegeben seyn, wenn Hr. *Schlüter Tacit. histor.* 3. 9. *init.* gelesen hätte. Cap. 21. Von *den schönen Wissenschaften*, *artibus liberalibus*, (*quas artes a pulcritudine Gallica consuetudo appellat*, sagt *Eichstädt* in seiner classischen *Memoria Annae Amaliae*,) gilt eben das, was über ähnliche Phrasen zu Cap. 4 gesagt ist. Dass.: *delinimenta vitiorum*, „*sinnliche Verfeinerungen*," ganz schielend! Cap. 22. *Qua formidine territi hostes, quamquam conflictatum saevis tempestatibus exercitum, lacessere non aus.* „*Vor Schrecken* wagten die Feinde keinen Angriff, wiewohl das Heer von der übeln Witterung sehr litt." Da Hr. *S.* das *Qua* unübersetzt gelassen, so ist seine Übertragung der Stelle fast sinnlos, indem man das Schrecken der Britannier nicht zu vereinbaren weiss mit dem übeln Zustand des römischen Heers, wenn nicht auch im Deutschen — wie im Lateinischen durch *qua* — auf das Vorhergegangene zurückgedeutet wird. Cap. 24. *Solum coelumque*, „Boden, Klima." Hr. *S.* kann sich den Begriff von *Klima* unmöglich rein gedacht haben, wenn er *den Boden* davon sondert. *Solum coelumque* mit Einem Wort durch Klima zu geben, würden wir ihm nicht verargen. Vrgl. *Histor.* 3, 7. Cap. 25. *Sequebatur* möchten wir lieber mit *egregia specie* verbinden, als mit dem Voranstehenden. Das folgende lebensreiche Bild vom Lager des Agricola ist ganz entstellt. Gar nicht ausgedrückt, aber durch prächtige Paraphrasen umgangen, ist das wirklich schwierige *auctus* in dieser Schilderung, welches *Oberlin*, gewiss mit Recht, durch *Agric.* 39, und *Annal.* 2, 82, gegen alles Emendiren in Schutz nimmt, so viel Gefalliges auch des *Lipsius*, von *Pichena*, *Gronov* und *Ernesti* in den Text gerücktes, von *Dahl* S. 15 vertheidigtes *victus* haben mag. Doch ist jenes nicht blos auf *Oceanus*, sondern auch auf *terra et hostis* zu beziehen. — Etwas weiterhin fehlt das bedeutende *ultro*. Cap. 27. *Cujus constantia et fama ferox exercitus etc.* Es ist nicht zu begreifen, wie Tacitus schon von der *constantia* des *eben* erfochtenen Sieges sprechen kann, denn auf *victoria* müsste sich *cujus* beziehn. *Lipsius* hat *conscientia* versucht, und *Aeidalius*, *Ernesti* und *Artzt* sind ihm gefolgt. Wir möchten lieber *ducis* für *cujus* lesen, wodurch alles andere leicht verständlich würde: denn schon der Anfang des neuen Satzes mit *cujus* hat etwas Missfälliges. Cap. 30 ist die Rede des Galgacus nicht ohne Grund mit *quoties* eröffnet, was Hr. *S.* wegläfst. Das Folgende *magnus mihi animus est* konnte nicht unglücklicher gegeben werden, als durch: „mich belebt der grosse Gedanke." Eben so zeichnen wir die Worte *hodiernum — vestrum* und *priores — habebant* ihrer kraftlosen Verdeutschung wegen aus, und *contactus dominationis* erkennen wir als „Anblick der Unterjochung" gar nicht wieder. Cap. 31. *In hoc orbis terrarum vetere famulatu novi nos*: „Wir, unter allen *den alten dienstbaren Völkern* des Erdkreises *die letzten*." Die vielen Mängel hierin wird die treuste Übersetzung am besten zeigen: „in dieser verjährten Sklaverey des Erdkreises Neulinge wir." Am Ende dieses Capitels ist von allen Veränderungen *Rhenanus*, *Lipsius* und der Bipontiner keine nöthig, als dass *in* zu *ii* werde, und dass man *praesentia* für *praesentiam* schreibe. Denn dass *ferre* für *reportare* gebraucht werden kann, ist noch unerwiesen: in seiner gewöhnlichen Bedeutung aber kann es füglich mit *libertas* verbunden werden. So bey *Horat. epist.* 1, 8 *extr.*

Ut tu fortunam, sic nos te, Celse, feremus.

Ähnlich *Cic. offic.* 3, 18. *Liv.* 3, 36. Cap. 32, *et majores, vestros et posteros cogitate.* „Seyd eingedenk eurer Vorfahren und der *Nachwelt*." Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, dass *posteri* die Nachkommen sind, und dass *vestros* auch hiezu verstanden werden muss. *Die Nachwelt* im Munde des Caledoniers nimmt sich sonderbar aus: aber *die Nachkommen* erhalten durch das vorher. Capitel 32 *init.* Gesagte ihre volle Bedeutung. Cap. 33 wäre zu Anfang der Rede des Agricola, wie schon Andere bemerkt haben, ohne Bedenken *septimus* zu schreiben, und danach zu übersetzen gewesen. Kurz vorher versteht Hr. *S.*: *simul instruebantur acies*, von den Schlachtordnungen der Caledonier und der Römer. Aber Cap. 35 *init.* ist ja mit dürren Worten zu lesen, dass Agricola die Seinigen erst *nach* gehaltener Rede ordnete, und *simul* ist also auf die *fulgores armorum*, *procursus* u. s. w. zu ziehen.

Man wird uns gerne glauben, dass die noch übrigen Capitel des Agricola gleich reichlichen Stoff zu ähnlichen Bemerkungen darbieten, besonders wenn Jemand die Mühe sorgfältiger Vergleichung noch einmal selbst übernehmen, und bemerken wird, dass wir kein Capitel streng ergründet haben, und dass wir noch gar Vieles hätten rügen können. Will also Hr. *S.* uns noch künftig mit einer vollständigen Übersetzung des Tacitus beschenken: so möge er vor Allem den Text seines Schriftstellers etwas kritischer studiren (wir wollen ihn unter anderen auf Cap. 37: *Tum vero — virtusque*, aufmerksam machen, wo eine leichte Transposition nothwendig ist); möge ferner eine *wahrere* Achtung gegen sein treffliches Original fassen, und endlich *die* mühselige Feile, von der in der Vorrede die Rede ist, vertauschen mit wahrer, nicht pedantisch-steifer Übersetzertreue und mit gründlicher Erforschung jedes einzelnen Wortes. Au.

Digitized by Google

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. *Göttingen*, b. Dieterich: *Specimen editionis Symposii Platonis.* Inest et quaestio, qua Alcaeo carmen vindicatur, quod vulgo Theocriti putaverunt. Dissertatio, quam — pro facultate legendi rite adipiscenda — defendet auctor *Frid. Thierfch.* Ph. D. 1808. 48 S. 4. (8 Gr.) Der Vf. will dasjenige, was er einst an dem platonischen Gastmahle thun werde, nicht geschatzt wissen nach diesem *Specimen*, indem 3 pariser Mss. und des Ludw. Regius bekanntlich seltene Uebersetzung, welche er erwartete, bey Abfassung desselbigen ihm noch nicht zu Gebote standen, und solche Hulfsmittel hier doch durchaus nothwendig seyen, „*cum ille (liber) ad corruptissimos Platonis pertinent, et, quod pejus etiam, ingenti conjecturarum multitudine velut obrutus jaceat*;" ein Urtheil, welches wenigstens mit unserer Erfahrung nicht übereinstimmt, wonach das Gastmahl im Vergleich mit den verderbtesten, Sophist, Politikos, Philebos, Kratylos, Epinomis, Parmenides und anderen, gerade als eines der reinsten und unverfalschtesten Gespräche erscheint. Dass aus den Lesearten der wiener (*Vindobonensis*) und pariser Mss. und durch genaue Vergleichung der alten Ausgaben freylich noch vieles gewonnen werden könne, wollen wir nicht in Abrede seyn, nur möchte sich der Vf. beym ersten Überblick verrechnet haben. Die alten Ausgaben kennet er gut; gegen Fischers Collationen wird sehr gegründeter Verdacht erregt, und dabey Einiges für die Leseart gewonnen; nur macht uns der Vf. zu viel Aufhebens von kleinen Irrthümern der Gelehrten, und mag wohl im Allgemeinen von der Wichtigkeit der alten Edd. des Platon einen zu hohen Begriff haben. Aus Erfahrung wissen wir, dass es sich bey den meisten Büchern beynahe nicht der Mühe verlohnt, dieselben zu vergleichen, zumal da ihre Varianten selbst wenig Autorität haben. Denn was aus der ersten basler, und daraus in die zweyte geflossen ist, beruht grossentheils auf Vermuthung, oder ist nur Verbesserung eines Druckfehlers der Aldina: ja selbst die zweyte basler verdient das ihr von Einigen vorzeitig gegebene Lob nur in einzelnen Gesprachen und Stellen; vieles ist aus blosser Muthmassung. Weniges nur hie und da, wie auch die Vorrede besagt, aus flüchtig benutzten Handschriften geflossen. Doch kann man allerdings von einem Herausgeber, zumal einzelner Gespräche, eine neue Vergleichung verlangen; und im Gastmahle wird dieses der Vf. thun. Möge er uns dann auch sagen, warum ihm die pariser Ausgabe von 1543 aus einem Cod. abgedruckt scheine?

In des Vfs. Anmerkungen über das Gastmahl vermissen wir, um unsere Meinung gleich Anfangs zu sagen, keineswegs den philologischen und kritischen Sinn, welchen er vielmehr in reichlichem Masse zeigt, wohl aber Reife und Gewandtheit in der Untersuchung, und Kraft der Darstellung: erstere ist noch zu eilfertig, begierig; letztere unbeholfen, mit Unwesendlichem überladen. Wir heben die wichtigsten der Bemerkungen heraus. S. 176. E. soll geschrieben werden, νῦν δ' αἱ βούλονται ἂν: allein Hn. T's. Gründe dünken uns so schwach, dass wir vielmehr behaupten, die gemeine Lesart βούλονται sey durchaus nothwendig: nach dem von S. 176. A an Verhandelten konnte doch wohl Phädros mit Zuversicht annehmen, dass alle dichten wie Eryximachos, und darum muss der Indicativ stehen. Eben so wenig können wir uns von der Verbesserung S. 177. B. überzeugen: ganz richtig bemerkt *Schleiermacher*, dass Eryximachos abspringt von der Rede des Phädrus, weshalb der Satz, εἰ δὲ βούλει αὖ σκέψασθαι etc. nicht zu Ende geführt, sondern hangen gelassen wird. Selbst die Umstellung ἦττον καὶ θαυμαστῶν ertragen wir leicht; man kann freylich nicht absolut sagen ἧττον καὶ statt καὶ ἧττον: folgt aber, wie hier, noch ein Wort, wie θαυμαστῶν, so hat es nichts Anstössiges; daher wir auch in der Stelle des Charmides *Heindorfs* Verbesserung, da sie zumal den Grund der Verderbung (καὶ aus κάλλιον entstanden) so leicht angiebt, der von unserem Vf. beygebrachten vorziehen. Noch weniger befriedigt er uns im Folgenden. Indem er nämlich behauptet, die im platonischen Gastmahle stehende Rede des Pausanias sey gebildet nach einem ἐρωτικὸς λόγος, welchen letzterer schriftlich herausgegeben und den auch Xenophon vor sich gehabt, hat er zwar richtig eingesehen, dass, was Xenophon in seinem Gastmahle dem Pausanias in den Mund legt, sich keineswegs auf jene platonische Rede beziehe, weil nämlich die xenophontischen Worte des Pausanias mehr enthalten: aber übereilt war doch der Schluss, dass beide das Ihrige aus einer Schrift des Pausanias hätten; wiewohl auch *Weiske* die Existenz einer solchen als gewiss voraussetzt, weil man sonst den Xenophon „*turpiter defecisse facial ab urbanitate hominis vel mediocriter politi*:" ein wunderlicher Gedanke, welcher sich nur aus der eigenen Idee begreifen lasst, welche Hr. *Weiske* von der Urbanität eines massig gebildeten Mannes haben muss. Vgl. auch *Schneider* zu Xenoph. Gastm. 5. 147. Abgerechnet, dass Athenaos V, S. 216. F. von keiner Schrift des Pausanias weiss, und Menanders Stelle in der Abhandlung *de encomiis* (s. *Schneider* s. s. O. S. 148) nichts beweiset: so giebt ja Xenophon seine Erzahlung eigentlich für Geschichte aus, so gut als dasjenige, was er von Sokrates in den Memorabilien erzählt, und man muss annehmen, dass er wenigstens nach dunkeln Erinnerungen von den Aufserungen des Pausanias diese ausgeführt habe: nachdem nun Xenophon diesen so dargestellt hatte, konnte Platon denselben wahlen als den Trager gewisser erotischer Grundsatze, ohne dass er jemals eine Zeile brauchte geschrieben zu haben. Wir setzen hier voraus, dass das xenophontische Gastmahl vor dem platonischen herausgegeben sey. Unbegreiflich, wie manche, z. B. *Weiske* und *Schneider*, das Gegentheil behaupten konnten, wofür die Gründe ganz verschwinden, sobald man mit Hn. *Thierfch* erkennt, dass Xenophons Pausanias nicht blos aus dem Platonischen genommen seyn könne; selbst der Umstand, dass der platonische Phädros im Gastmahl mehreres vorträgt, was Xenophon dem Pausanias in den Mund legt, musste auf die Priorität des xenophontischen Gastmahles führen, indem wohl der freyere Platon, was Xenophon einem Anderen zuschreibt, seinen Phädros sagen lassen kann, der treuere Xenophon kaum umgekehrt; und so erklärt sich auch; ohne dass man eine eigene Schrift des Pausanias anzunehmen nothig hat, wie die xenophontischen Worte des Pausanias mehr enthalten können, als die platonischen. Nicht zweifelhaft kann es übrigens seyn, dass die beiden Gastmahle ein gewisses Verhältnis zu einander haben; von demselben haben aber die Meisten eine eben so verworrene Vorstellung, als von der ganzen Abneigung des Platon und Xenophon gegen einander: eine Sache, welche von den neueren Philologen mehr verwirrt als entwirrt worden ist, welche aber viel zu weit führen würde, wenn wir die Resultate umfassender und genauerer Forschung hier auseinandersetzen wollten. In Beziehung auf die beiden Gastmahle mag es genug seyn bemerkt zu haben, dass das xenophontische als ein mit den Memorabilien und Ökonomikos zusammenhangender Theil der Vertheidigungsschriften des Sokrates ganz unabhängig von einem Nebenzweck geschrieben seyn muss, und keineswegs dem platonischen kann entgegengesetzt worden seyn. Wie wenig Urtheilskraft müsste man auch dem Xenophon zutrauen, wenn er das unbedeutende Schriftchen dem herrlichen Kunstwerke entgegensetzen könnte! Man sehe zu, ob folgende Vorstellung nicht richtiger ist. Das xenophontische Gastmahl stellt den Sokrates nur in einer Situation des gemeinen Lebens, wie er sich so zu nehmen pflegte: alle Umgebungen, die Flötenspielerin, die Kunststücke, das ganze Gespräch, sind nach der Wirklichkeit genommen. Hiernach schrieb Platon sein Gastmahl, um die 99 Olympiade (s. *Wolf* Einl. S. LV), die von Xenophon gewählte Form idealisirend, und den von letzterem auf die gemeine Linie der Conversation gestellten Sokrates in einem höheren Style als wahren Weisen schildernd; wobey denn natürlich die von Xenophon eingeführte Flötenspielerin fortgeschafft werden musste (Athen. XI, S. 504. F.). Die Entgegensetzung liegt also hier mehr in der Form und Sache, als in der Gesinnung: hier ist kein unreiner Bewegungsgrund gemeiner Seelen. Nach dieser Ansicht ist es nun auch höchst natürlich, dass Platon dem xenophontischen Pausanias so benutzte, wie er gethan hat; doch kann man noch ausserdem annehmen, dass Pausanias im platonischen Gastmahle als Repräsentant irgend einer rhetorischen Secte dastehe; *Sydenham* erkennet in ihm den Isokrates, und in Beziehung auf diesen und Gorgias hat auch *Schleiermacher* in der Einleitung zum Gastmahl trefflich hierüber gesprochen. Nur bey einer solchen Vorstellung finden wir Befriedigung, keineswegs aber bey der, dass Platons Rede des Pausanias aus einer Schrift des letzteren com-

Digitized by Google

pilirt ſey. Im folgenden Theile der Abhandlung fährt der Vf. fort, unſeren Philoſophen „ſeiner Groſſe unbeſchadet" als einen wahrlich argen Compilator hinzuſtellen, zunächſt beyfällig erzählend, was *Valckenaer* (de *Ariſtobulo Jud.* S. 63) den Freunden deſſelben ins Gedächtniſs zurückgerufen habe. Sind wir ſchon überhaupt überzeugt, daſs *Valckenaer*, allerdings der erſte Kritiker ſeines Zeitalters, für ſeinen Ruhm geſorgt hätte, wenn er ſich mehrerer Urtheile über den Platon (ausgenommen das über den Hipparch) hätte enthalten können: ſo müſſen wir geſtehen, kein ſchlechteres von ihm zu kennen, als das angeführte. Denn um zu übergehen, daſs unſer Vf. ſogar auf des ſcheelſüchtigen Sillographen Timon Zeugniſs etwas hält, wie konnte doch ein *Valckenaer*, gleich weiland *Bardili* und Anfangs *Tiedemann*, die unter des Lokrers Timäos Namen gehende Schrift irgend für ächt halten, da ſie nicht nur in jeder Zeile den excerpirenden Compilator verräth, ſondern auch mehrere erſt ſeit Ariſtoteles gangbare Ausdrücke und Kunſtwörter enthält, von Ariſtoteles, dem genauen Kenner der pythagoriſchen Schriften, ungeachtet der häufigen Anführungen des platoniſchen Timäos, nie genannt, ja ſicherlich nicht gekannt iſt, indem er darin enthaltene Lehren dem Platon als Erfindung zueignet, und ſie endlich zu allererſt von Clemens Alexandrinus angeführt wird! Wie konnte ein *Valckenaer* glauben, was Ariſtoxenos geſagt haben ſoll (Diog. L. III, 37), daſs Platon das Meiſte ſeiner Republik aus des Protagoras *ἀντιλογικοῖς* habe? Kann etwas Unſinnigeres erdacht werden für den, welcher nur einige Kenntniſs in der Geſchichte der Philoſophie hat? Welche Ideeo von platoniſchem Geiſt und Kunſt ſetzen dergleichen Äuſserungen voraus! Doch erröthete der deutſche Platonomaſtix (Geſch. der Wiſſenſch. Bd. II, S. 178) nicht, dieſes nachzuſchreiben; wie leicht aber hat das Miſsverſtändniſs, welches dem Diogenes und wahrlich nicht dem Ariſtoxenos beyzumeſſen iſt, *Schleiermacher* mit wenigen Worten gelöſt, Plat. Th. II. Bd. II. S. 487, 488. Selbſt aus dem vorhandenen Okellos und anderen unſerer Pythagoreer hatte ſich, meint *Valckenaer*, Platon bereichert, wie die Stellen zeigten: freylich, wenn ſie nur nicht bey Platon organiſch ins Ganze eingewachſen, und aus dieſem erſt von den unterſchiebenden Betrügern in die angeblich pythagoriſchen Schriften hineingetragen wären! Doch wir ſind müde der Widerlegung ſolcher Vorſtellungen; nur halten wir es für Pflicht, dem Vf. auf ſeinem, unſers Erachtens ganz unrichtigem Wege zu begegnen, und ſetzen zugleich das Zutrauen auf ihn, daſs er bey tieferem und umfaſſenderem Studium des Philoſophen und gröſserem Überblick von ſelbſt davon zurückkommen, und eine würdigere Meinung von der vollendeten Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit der platoniſchen Compoſitionen faſſen werde. Für jetzo erkennt Hr. *Th.* den compilirenden Platon auch in des Eryximachos Vortrag; dieſer nämlich ſey ein Excerpt aus einer mediciniſchen Schrift (worüber? über die Liebe?), und das ein recht ſchlechtes; denn zum Theil könne man es gar nicht verſtehen: „*ac talia quidem ſatis arguunt, Platonem non tam in obſcuro hominis ingenio depingenda verſari: haec enim ſolida ſunt, non obſcura.*" Davon gelten doch wohl auch *Valckenaers* Worte: „*Quae dixi, ante annos ferme ducentos ſcripta Platonis amatoribus valde diſplicuiſſent;*" und welchem Freunde zugleich und Kenner des Weiſen wird es auch jetzo gefallen? Dieſe geringſchätzige Anſicht, wir wiſſen es aus Erfahrung, beruht nur auf Mangel an eindringendem Verſtändniſs; die Unverſtändlichkeit der Rede des Eryximachos iſt beym Vf. wohl nur ſubjectiv; uns iſt nichts Unzuſammenhängendes darin; nur ſehen wir eine eigene Manier irgend einer rhetoriſchen Schule, vielleicht des Hippias, deſſen Bewunderer Eryximachos war. Was übrigens hier zur Erläuterung aus Hippokrates beygebracht wird, muſs für den mit den phyſiologiſchen Ideen der Alten nicht Bekannten allerdings unterrichtend ſeyn. Von der Rede des Agathon endlich urtheilt der Vf. ähnlich, unentſchieden, ob Platon nur Agathons Werke ausgeſchrieben oder ſeine Manier nachgeahmt habe: ja er ſtellt das Ende des Vortrags in einen ordentlichen Hymnus von 14 Verſen her, V. 10 ſogar „*propter metrum*" eine neue Leſeart aufnehmend. Wie konnte er ſich doch überreden, daſs ein Alter in einer Rede einen metriſchen Hymnus einflechten würde! Etwas Wahres ſagt der Vf., aber in einem grellen Ausdruck. Allerdings poetiſirt der platoniſche Agathon, oder beſtimmter, *γοργιάζει*, wie auch Platon ſelbſt ſagt, und auch an den Jamben des Agathon anerkannt war (*Philoſtrat. vit. Sophiſt. I.* S. 477); überall ſind *ἐνίστατα* und *ἰσόκωλα* (Athen. V. S. 187. C.), welche in ihren Sprachrhythmen den Schein eines lyriſchen Sylbenmaſses haben, aber darum doch gewiſs ganz proſaiſch gedacht ſind; überall iſt das *ψυχρόν*, zum Theil genommen aus Rednern, wie aus Alkidamas, welches wir anderwärts gezeigt haben. Vgl. *Schleiermacher* Plat. Th. II. Bd. II. S. 516. Iſt dieſes nun Compilation, oder nicht vielmehr die höchſte philoſophiſch-rhetoriſche Kunſt, die höchſte Gewandtheit in Charakteriſtik und Perſiflage?

Bey dem ſogenannten Hymnus des Agathon nimmt der Vf. Gelegenheit, von dem 29 Gedichte unter den *theokritiſchen*, *παιδικὰ* betitelt, und in äoliſchen Verſen verfaſst, zu ſprechen, und daſſelbe nach einer Stelle im Schol. Plat. Ruhnk. S. 51 dem Alkäos zu vindiciren. Wir halten dieſes für den beſten Theil der Abhandlung, wiewohl uns die Form des Vortrags beleidigt. Die Paragraphen, welche der Vf. hat, ſind uns (er wird es vielleicht für Pedanterey halten) zumal in philologiſchen Schriften ein Dorn im Auge. Im Folgenden behandelt er noch 3 Stellen des Gaſtmahls, S. 180. C, 182. B, 183. E, nebſt anderen gelegentlich beygebrachten, und von der erſten nimmt er Anlaſs, über die Redensart *τὸ δὲ* mit folgendem *γάρ*, worüber auch *Heindorf* und *van Heuſde* geſprochen, zu reden. — Vorausgeſchickt iſt ein griechiſches Gedicht an *Heyne* in ſtrenge gebauten *trimetris*, nebſt mehreren Theſen, deren eine für unächt erklärt den platoniſchen Theages, welches anerkannt iſt, ferner des Euripides Supplices, welches wir ohne die ſtrengſten Beweiſe nicht glauben, indem das Anſtöſsige, welches allerdings darin iſt, ſich ganz anders erklären laſst, endlich die Elegieen des Tyrtäos (vgl. S. 39), woron uns der Vf. nie wird überzeugen können. Doch was hilft es, ihm darin vorzugreifen? Mag er nach reiflicher Überlegung ſeine Gründe bekannt machen! — Der Sprache und dem Druck wünſchten wir mehr Reinigkeit und Richtigkeit. Prüft der Vf. ſeine Meinungen mehr, beurtheilt er mehr aus dem Ganzen das Einzelne, als aus dem Einzelnen das Ganze, welches ſich bey genauerer Kenntniſs des geſammten Platon von ſelbſt ergeben muſs: ſo wird er bey dieſem Scharfſinne dem Gaſtmahle gewiſs vielen Nutzen ſchaffen, und wir bringen ihm, in Hoffnung auf die Erfüllung dieſer Erwartungen, unſeren Dank zum Voraus für das Zukünftige dar. Bh.

Ausländische Sprachkunde. *Oldenburg*, b. Schulze: *William Mavor's Natural Hiſtory for the uſe of ſchools, founded on the Linnaean arrangement of animals, with popular deſcriptions in the manner of Goldſmith and Buffon.* 1806. 394 S. (1 Thlr. 8 Gr.) Auch unter dem Titel: *Ein naturhiſtoriſches Leſebuch für Anfänger in der engliſchen Sprache*, nebſt einem vollſtändigen Wortregiſter von *G. I. F. N.* Für Anfänger iſt es wohl nicht. Wer ſchon eine Kunſtſprache verſtehen, und ein ſyſtematiſch geordnetes Werk zu ſeiner Belehrung durchgehen kann, iſt kein Anfänger mehr. Der Herausgeber meint, daſs, zur Erſparung der Zeit, ein Lehrer, durch Hülfe dieſes Buchs, den Unterricht in der engliſchen Sprache mit dem Unterricht in der Naturgeſchichte verbinden, und ſeinen Zöglingen zweyfach nützlich werden könne. Rec. iſt, aus leicht begreiflichen pädagogiſchen Gründen, dieſer Meinung nicht. Er glaubt vielmehr, daſs Zeit dabey verloren gehen werde. Zum angenehmen Durchleſen und mit Auswahl zum Überſetzen in die Mutterſprache iſt das ſehr gut geſchriebene Buch deutſchen Jünglingen zu empfehlen, die ſchon in die Wiſſenſchaft eingetreten ſind. Es iſt nur zu bemerken, daſs es nicht die ganze Naturgeſchichte umfaſst, ſondern blos das Thierreich nach dem *Linné*'ſchen Gebäude abhandelt. Der deutliche Abdruck iſt nach der in London 1800 herausgekommenen Originalausgabe geſchehen. Rec. hat keine ſinnſtörenden Druckfehler bemerkt. Das angehängte Vocabular iſt doch nicht ganz vollſtändig. So fehlt gleich das auf der erſten Seite des Textes vorkommende Wort *Locomotion*, ob ſich gleich *Locomotive* findet. Oh.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JANUAR, 1809.

PHILOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Commentatio qua trinarum linguarum Vasconum, Belgarum et Celtarum, quarum reliquiae in linguis Vasconica, Cymry et Galic supersunt, discrimen et diversa cujusque indoles docetur*, in certamine literario civium Academiae Georgiae Augustae praemio ornata, auct. *Georg Aug. Frid. Goldmann*, Mündera-Hannov. Seminar. reg. philol. sod. 1808. 64 S. 4.

Die Art und Weise, wie der Vf. der Absicht der philosoph. Facultät, welche die Verschiedenheit der drey genannten Sprachen zu zeigen aufgab, zu entsprechen suchte, ist folgende. Vor allen Dingen glaubte er ihre Abweichungen im *Materiellen* der Sprache, oder in einzelnen Würtern darthun zu müssen, und wählte dazu die Zahlwörter und Benennungen von Gegenständen, deren Begriffe sich auch bey rohen und ungebildeten Völkern finden. Zu den Wortern des ersten Bedürfnisses zahlte er 1) Gegenstände des Himmels und der Luft, 2) Bezeichnungen der Zeit, 3) Elemente, 4) Gegenstände auf der Erde, 5) Metalle, 6) Verwandtschaftsnamen und Verhältnisse des Menschen, 7) Theile des menschlichen Korpers, 8) Kleidung und Wohnung, 9) Gerathschaften und Fahrzeuge, 10) zahme und wilde Thiere, 11) Fische und Vögel, 12) Nahrungsmittel, 13) Pflanzen und ihre Theile, 14) nothwendigste Adjectiva und Verba, 15) leichte abstracte Begriffe. Da sich nun bey aller sonstigen Verschiedenheit in manchen Wörtern einige Ähnlichkeit zeigte: so stellte er die Namen der zur Vergleichung gewählten Gegenstände in dreyfacher Ordnung auf, indem er von den ganz verschiedenen Benennungen aller drey Sprachen diejenigen Wörter, welche die kymrische und galische, oder auch alle drey Sprachen mit einander gemein zu haben scheinen, trennte, und besonders aufführte, um so durch die grösere Zahl der ersten die grose Verschiedenheit der Sprachen anschaulicher zu machen. Hierauf ging er zum *formellen* Theile der Sprache, oder zur Grammatik über, und stellte die Besonderheiten jeder Sprache in ihrer inneren Structur durch alle Redetheile auf. Ob er sich gleich dabey nicht blos mit den allgemeinen Angaben begnügte, so hielt er doch eine Vergleichung der Syntaxe für überflüssig, weil eines Theils das Allgemein-Übereinstimmende derselben keinen Beweis für die Sprachverwandtschaft abgeben kann, anderen Theils das Abweichende darin kaum eine Vergleichung leidet. Der Hauptgrund zur Vernachlässigung der Syntaxe mag indessen die Beschränktheit des Raumes weniger Blätter, und der Mangel an erfoderlichen Hülfsmitteln zur genaueren Kenntnis jener Sprachen gewesen seyn. Das Wenige, das der Vf. beyzubringen hatte, schaltete er gelegentlich bey der Wortbildung ein. Der Schlus enthält das Resultat und eine gedrängte Übersicht des Ganzen in Form eines Registers.

Die Grammatiker und Lexikographen, welche der Vf. zur Kenntnis der drey verglichenen Sprachen benutzte, waren *Larramendi* und *Harriet* für das Baskische (*Euscara*), *Davis* und *Richard* für das Kymrische (*Brézunek*), und *Shaw* für die galische Sprache. Gegen die Wahl dieser Werke ist nichts zu erinnern, wenn wir gleich auch die Bemerkungen anderer benutzt wünschten, wie des *Sorreguieta* (s. Julius-Heft der J. A. L. Z. 1805. Num. 176), des *Grégoire de Rostrenen*, und der Engländer *Pinkerton*, *Smith* und Anderer. Die *Grammaire Celto-Bretonne par Legonidec* (Paris 1807), war damals noch nicht erschienen, und von *Wilh. v. Humboldt* haben wir noch immer nicht die erwartete reichhaltigere und genauer bestimmte Darstellung des *Euscara* und seiner Verwandtschaft mit anderen Sprachen erhalten. Weitschweifigkeit und Mangel an Ordnung (das Capitel von der Aussprache und Variation der einzelnen Buchstaben hätte jedoch ganz zu Anfange der Abhandlung als Introduction einen bessern Platz gefunden) kann man dem Vf. nicht zur Last legen, aber wohl schlechte Latinität und Zwecklosigkeit in einzelnen Theilen, besonders in der Vergleichung einzelner Wörter, woraus weder die Verwandtschaft, noch die Verschiedenheit der verglichenen Sprachen gefolgert werden kann. Der Vf. hat zwar die Meinung der grösten Gelehrten für sich, welche glaubten, dass sich die Ähnlichkeit der Sprachen vorzüglich in solchen Wörtern zeige, die zur Bezeichnung der dringendsten Bedürfnisse und allgemeinfaslicher Vorstellungen dienen, in solchen Wörtern hingegen verschwinde, die weniger wichtige Bedürfnisse und minder sinnliche Vorstellungen bezeichnen, und nur von gebildeten Volkern erwartet werden können. Allein man findet auf diese Weise nur die Verschiedenheit der Sprache, ohne die Grade ihrer Verschiedenheit und die Grösse ihres Abstandes von einander zu erfahren, was doch wohl bey dergleichen Untersuchungen die Hauptsache ist. Hiezu bedarf es mehr eines Räsonnements, wie ihm *Fried. Schlegel* in seinem Werke *über die Sprache und Weisheit der Indier* die Bahn vorzeichnete, als eines un-

unfruchtbaren Wortregiſters, welches meiſtens ſelbſt da eine totale Verſchiedenheit ahnen läſst, wo doch urſprüngliche Gleichheit oder Verwandtſchaft Statt fand. Man darf nur nach des Vfs. Weiſe die deutſchen, perſiſchen und indiſchen Sprachen mit einander vergleichen, um einzuſehen, zu welchen Trugſchlüſſen eine ſolche Vergleichung führt. Selbſt die Vergleichung der griechiſchen und römiſchen Sprache würde nach des Vfs. Vergleichungs-Methode nicht viel mehr Ähnlichkeiten unter einander darbieten, als das Wörterverzeichniſs der kymriſchen und galiſchen Sprache, wie ſie der Vf. vergleicht. Will man Sprachen in einzelnen Wortern vergleichen: ſo kann es eigentlich nur in Wurzelwörtern geſchehen. So lange man nicht die Wurzeln einer Sprache oder die Geſetze ihrer Wortbildung kennt, muſs eine Vergleichung einzelner Benennungen, auch der allererſten Bedürfniſſe, immer irre führen, weil eines Theils in der Feſtſetzung der erſten Begriffe zu viele Willkühr obwaltet, anderen Theils Epitheta, Derivata und Compoſita als Primitiva gelten, und Worter eines ganz fremden Sprachſyſtemes, welche in die Sprache eines Volkes allmählich eingebürgert wurden, häufig mit heimiſchen Benennungen in Eine Claſſe geſtellt werden. Das Wörterverzeichniſs unſeres Vfs. enthält die deutlichſten Beweiſe einer ſolchen nutzloſen Vergleichung: der beſchränkte Raum einer Recenſion erlaubt es uns nur, folgendes Wenige darüber zu bemerken, nachdem wir zuvor unſere Meinung über die Vergleichung der Zahlwörter geſagt haben werden.

Der Vf. ſtellt die Zahlwörter der drey verglichenen Sprachen mit der Bemerkung voran, daſs man zwar von der Verſchiedenheit der Zahlwörter auf die Verſchiedenheit der Sprachen ſelbſt, aber nicht umgekehrt, von ihrer Ähnlichkeit auf die Verwandtſchaft der Sprachen ſchlieſsen könne, weil nicht ſelten ein roheres Volk die Zahlwörter eines gebildetern aufnehme, mit welchem es in Verkehr komme. Wie aber in dieſem Falle die Verſchiedenheit der Zahlwörter etwas beweiſen könne, iſt uns ein Räthſel. Denn wenn z. B. zwey verwandte Volker die Zahlwörter aus ganz verſchiedenen Sprachen entlehnten, oder eine Völkerſchaft bey ihrer eigenthümlichen Zahlweiſe blieb, eine andere hingegen die Zahlwörter eines fremden Volkes aufnahm: muſsten dann nicht die Zahlworter beider Volkerſchaften ganz verſchieden lauten, ohne daſs ſie deſshalb eine verſchiedene Sprache redeten? Es iſt offenbar, daſs in dieſer Hinſicht die Verſchiedenheit der Zahlwörter ſo wenig, als deren Übereinſtimmung etwas für die Verſchiedenheit oder Ähnlichkeit der Sprachen beweiſe, und ſomit die Vergleichung derſelben für dieſen Zweck ganz unnütz ſey. Die Vergleichung der Zahlwörter verſchiedener Völker hat nur dann einen Werth, wenn man nicht bloſs die Zahlworter ohne weitere Erläuterung neben einander ſtellt, ſondern zugleich auf die Art und Weiſe Rückſicht nimmt, wie man die höheren Zahlen mit Hülfe der niederen bezeichnete. Denn daraus ergiebt ſich, was beſonders den philoſophiſchen Sprach- und Geſchichts-Forſcher intereſſirt, der eigenthümliche Geiſt eines Volkes, dem es auch dann getreu bleibt, wenn es einzelne Zahlbenennungen aus einer fremden Sprache entlehnt. Hätte der Vf. dieſs beachtet, und durch beygefügte Ziffern die Art bezeichnet, wie man in den drey verglichenen Sprachen zu den höheren Zahlen aufſteigt: ſo würde er bald bemerkt haben, daſs ſich alle drey Völker, bey aller Verſchiedenheit der Zahlbenennungen, in der Art zu zahlen völlig gleich ſind. Sie zahlen nämlich alle von 20 zu 20 auf die Weiſe, wie es noch in dem *Quatre-vingt* und *Quatre-vingt dix* der Franzoſen üblich iſt; und dieſe Zahlart wird ſogar bis 20 mal 20 oder 400, und weiter bis zu 20 mal 100 oder 2000 fortgeſetzt, wenn gleich ſonſt das decadiſche Zahlenſyſtem zum Grunde liegt. In den Zahlwörtern der Basken läſst ſich, *milla*, 1000, ausgenommen, eine eigenthümliche Urſprache gar nicht verkennen; die kymriſchen und galiſchen Zahlworter hingegen ſtimmen mit den griechiſchen und lateiniſchen überein. Wir ſetzen bloſs die kymriſchen und galiſchen her, weil man die baskiſchen ſchon in der J. A. L. Z. 1805. S. 173 abgedruckt findet, und fügen dafür die bretagniſchen nach Legonidec bey, damit man das Abſtechende der engliſch-daviſiſchen Schreibart bemerke, welcher der Vf. folgt.

	Kymriſch nach *Davies.*	*Bretagniſch* nach *Legonidec.*	*Galiſch* nach *Shaw.*
1.	*un.*	*unan.*	*aon.*
2.	*dau.*	*da ou ſ. diou.*	*da, dis.*
3.	*tri.*	*tri ſ. teir.*	*tri.*
4.	*pedwar.*	*pevar ſ. peder.*	*ceithar.*
	(daher das celtiſch-lateiniſche *petorritum*, vierrädriger Wagen)		
5.	*pump.*	*pemp.*	*coig.*
6.	*chwech.*	*c'houec'h.*	*ſia.*
7.	*ſaith.*	*ſeiz.*	*ſeachd.*
8.	*wyth.*	*eiz.*	*ochd.*
9.	*naw.*	*naô.*	*noi.*
10.	*deg.*	*dêk.*	*deich.*
11.	*un ar deg.*	*unnek.*	*aon deig.*
12.	*deud deg.*	*daouzek.*	*da dheug.*
13.	*tri ar deg.*	*trizek.*	*tri deug.*
14.	*pedwar ar ddeg.*	*pevarzêk.*	*ceithar deug.*
15.	*pymtheg.*	*pemzêk.*	*coig deug.*
16.	*un ar bymtheg.*	*c'houézêk.*	*ſia deug.*
17.	*dau ar bunthcg.*	*ſeitek.*	*ſeachd deug.*
18.	*tri ar bunthcg.* (3 über 15)	*trivec'h.* (3 mal 6)	*ochd deug.* (achtzehen.)
19.	*pedwar ar bymtheg.*	*naontek.*	*noi deug.*
20.	*ugain.*	*ugent.*	*fichid.*
30.	*deg ar hugain.* (10 über 20)	*trégont.* (τριάκοντα, *triginta*)	*deich thar fichid.* (10 über 20)
40.	*de ugain.*	*daou-ugent.*	*da fichid* (2 zwanziger.)
50.	*deg ar deugain.* (10 über 2mal 20)	*hanter kant.* (halb-hundert.)	*deich agus da fchid.* (10 und 2 mal 20)
1000.	*mil.*	*dek kant.*	*mile ſ. deich ciad,* zehnhundert.

Ob die Kymren und Galen alle Zahlwörter aus der lateiniſchen Sprache aufnahmen, läſst ſich noch bezweifeln, da auch die deutſchen, perſiſchen und in-

Digitized by Google

diſchen Zahlwörter ähnlich lauten, und überhaupt die meiſten derjenigen Wörter, welche die Kymren und Galen mit einander gemein haben, im Indiſchen ſich wieder finden, wovon wir nur folgende Beyſpiele anführen.

Kymriſch.	*Galiſch.*	*Indiſch.*
Gott. *dui.*	*dia.*	*deva*, Sanſcr.
Monat. *mis.*	*mios.*	*maſa*, Sanſcr.
Bruder. *bràr pl. brodor.*	*brathair.*	*bratha*, *brader*, Sanſcr.
Eiche. *derô.*	*darach.*	*druh*, Perſ. *derach*, Baum.
Wurzel. *bon.*	*bun.*	*bon*, *bun*, auch im Zend.
Tod. *marô.*	*marbh.*	*marana*, Sanſcr.
roth. *rhudd.*	*ruad.*	*rohida*, Sanſcr.
gröſs. *maur.*	*mor.*	*mah ſ. maha*, Sanſcr.
Himmel. *ned. ſ. env.*	*neamh* (ſpr. *nef*).	*nibu*, Himmel der Seligen.
pinl, Nebel.	*neul*, Wolke.	*naba*, Luft.

In beiden Sprachen hat der Vf. auch einige Male auf die Ähnlichkeiten deutſcher Benennungen aufmerkſam gemacht: die Zahl derſelben könnte man im Kymriſchen mit leichter Mühe vermehren, ſo wie eben dieſe Sprache auch mehr Ähnlichkeiten mit dem Indiſchen darbietet. In Anſehung der deutſchen Wörter verweiſen wir auf die kleine Sammlung in Adelungs *älteſter Geſchichte der Deutſchen* S. 247 ff. und nennen nur noch *awal*, Apfel, *péren*, Birn, *ſach*, Sack, *boch*, Backe, *kloch*, Glocke. Von indiſchen Wörtern bemerken wir noch *tada*, Vater, Kymr. *tâd*; *dara*, Erde, Kymr. *duar*; *cada*, Wald, Kymr. *coad*; *diwaſa*, Tag, Kymr. *deiz*; *niſcha*, Nacht, Kymr. *nôz*. Deutſch-indiſche Wörter ſind *tara ſ. ſtara*, Stern, Kymr. *ſtéréden pl. ſtered*; *dura*, Thür, Kymr. *dôr*; *ratha*, Rad, Kymr. *rid* (*rheda*); *kani*, Jungfrau, *quino* bey Ulphilas, Kymr. *geneth*; *juwana*, jung, Kymr. *ieuanc*. So wie dieſe und andere Wörter mehr auf eine nähere Verwandtſchaft des Kymriſchen mit dem Deutſchen und Indiſchen hinweiſen: ſo zeigen die vom Vf. aus dem Kymriſchen und Galiſchen als ähnlichlautend aufgeführten Wörter hinlänglich, daſs dieſe beiden Sprachen ſich näher verwandt ſind, als die baskiſche, welche faſt gar keine Ähnlichkeiten mit ihnen darbietet. Denn die 8 Wörter, welche der Vf. als allen dreyen Sprachen gemeinſchaftlich auszeichnet, haben nur eine ſcheinbare Ähnlichkeit, bis auf die Benennungen des Zinns und der Katze, welche auch die Römer in ihre Sprache aufgenommen haben. Davon, daſs die Römer manche Wörter aus den genannten Sprachen aufnahmen, gaben unter anderen das kymriſche *carr*, lat. *carrus*, *carruca*, und das galiſche *ſeagal*, lat. *ſecale*, einen Beweis ab; häufiger aber gingen römiſche Benennungen in jene Sprachen über. In Anſehung der Wörter, welche die Basken aus dem Lateiniſchen aufnahmen, müſſen wir bemerken, daſs ſie, gleich den neueren Töchterſprachen der römiſchen, den Ablativ zum Nominativ machen, welchem ſie dann noch ihren Artikel *a* anhängen, und daſs ſie dabey meiſtens das *l* in *r* verwandeln. Dergleichen lateiniſche Wörter ſind z. B. *uſua* aus *uſus*; *pinna* aus *pinus* (kymr. *pinwézen*, wie *gwin-wézen*, Weinbaum); *zarica* aus *ſalix* (kymr. *halek*, gal. *ſeileach*); *cobrea* aus *cuprum* (kymr. *coppr*); *beruna* aus *plumbum* (kymr. *plumm*); *paquea* aus *pax*; *guerra* aus *bellum*, *duellum*; *cerua*, aus *coelum* u. ſ. w. Aus dem Puniſchen ſcheinen nur wenige Wörter in das Baskiſche übergegangen zu ſeyn; vielleicht gehören dahin *iria* die Stadt, und *ayeüa* der Weinſtock.

Aus der nicht unbeträchtlichen Zahl von Wörtern nun, welche die verglichenen Sprachen aus fremden borgten, läſst ſich auf die Unſicherheit des Verfahrens ſchlieſsen, wenn man die Verwandtſchaft oder Verſchiedenheit der Sprachen blos nach der gröſseren oder geringeren Übereinſtimmung der aus den Wörterbüchern willkührlich zuſammengetragenen Benennungen beurtheilt. Noch mehr aber muſs dieſes der Fall ſeyn, wenn man aus Unkunde Wörter für ſynonym hält, deren Grundbedeutung ſehr von einander abweicht. So hat z. B. der Vf. unter *Baum* im Kymriſchen die 3 Wörter *prenn*, *gwydden* und *coeder* zuſammengetragen; aber *prenn* iſt der Querbaum zum Verſchlieſsen der Thore, eine Holzbarre, *gwydden*, oder nach der beſſeren Schreibart *gwézen*, jeder Baum, und *coeder* iſt von *coed*, Wald, abgeleitet: eben ſo iſt *coedwig* nur ein Compoſitum aus den zugleich angeführten *coed*, Wald, und *gwig*, Gehölz. Verwandt, aber nicht ganz einerley ſind 1) das baskiſche *aſtea*, Woche, und galiſche *ſeachdmhuin*, *ſeptimana* oder Hebdomade, mit dem kymriſchen *eiz-nôz*, acht Nächte, wofür man bey *Legonidec* das richtigere *ſizun* von *ſeiz*, ſieben, findet; 2) das baskiſche *echadia*, *vicus*, Häuſerreihe, und kymriſche *heol*, Weiler, mit dem galiſchen *bailebeg*, kleine Stadt, welches dem kymriſchen *kérik* oder *kérig vihan* entſpricht; 3) das baskiſche *ontzia*, Schiff, und galiſche *eſs*, Fahrzeug, (daher vielleicht die *eſſeda* der alten Britten) mit dem kymriſchen *leſtr môr*, Meergefäſs, *vaiſſeau*, zuſammengeſetzt aus *al leſtr*, das Gefäſs, und *ar môr*, das Meer (daher *ar mórek*, *Armorica*, das Küſtenland am Meere, Caeſ. B. G. VII, 75, und *môr maruz*, *Morimaruſa*, das abgeſtorbene Nordmeer, Plin. II. N. IV, 13. Ein kleineres Flufsſchiff nennen die Kymren *bâg*; auſserdem haben die Kymren und Galen das Wort *long* mit einander gemein. Es iſt nicht ſelten der Fall, daſs der Vf. unter mehreren Synonymen gerade die unrechten traf, und daher manche Übereinſtimmungen der kymriſchen und galiſchen Sprache überſah, z. B. *du*, ſchwarz (wofür der Vf. das dem galiſchen *gorm*, blau, ähnlichlautende *gurm* anführt) mit dem galiſchen *dubh*; *pok*, Kufs (wofür der Vf. das dem Deutſchen gleichlautende *cus*; *cuſan* anführt) mit dem galiſchen *pog*. Wie wenig die vom Vf. geſammelten Wörter zu einer Sprachenvergleichung geſchickt ſind, ergiebt ſich indeſs vorzüglich aus der Bemerkung, daſs unzählige der aufgeführten Wörter abgeleitete oder zuſammengeſetzte ſind, deren Verſchiedenheit alſo keinen

Beweis für die Verschiedenheit der Wurzelwörter abgeben kann. In der kymrischen und galischen Sprache hat der Vf. einigemal die Zusammensetzung angedeutet, aber in der ärmeren baskischen Sprache, deren Wörter für höhere Gegenstände und abstracte Begriffe grosentheils Composita oder Derivata sind (S. Jen. A. L. Z. 1803. S. 173), gerade nur bey dem letzten Worte *cata-emea* (kymr. *châz*, gal. *cat*), Katzenweibchen, niemals bey anderen, z. B. *catardea*, Eichhorn, von *cata* und *artea*, Eiche; *ondia*, Reichthum, von *on*, Gut, und *dia*, Menge. Begriffe, welche gewöhnlich nur durch Zusammensetzung ausgedrückt werden, wie *eguerdia*, Mittag, kymr. *canot delz* (nach *Legonidec krestéiz*, Mittag, *hanter-nôz*, Nachthälfte i. e. Mitternacht), gal. *meadhon-la*, hatte unstreitig der Vf. eben so unberührt lassen können, wie Umschreibungen, wofür man auch einfache Benennungen hat, z. b. die Umschreibungen des Kupfers und Zinns: baskisch *urraida* und *cirraida* (vergl *urrezco*, kymr. *öraid*, golden) von *urrea*, Gold, und *cillara*, Silber, abgeleitet; kymrisch *rhud efeiz*, rothes Erz, und *plumm gwenn*, weisses Bley. Das letztere umschreibt der Vf. im Galischen durch *iarrum geal*, weisses Eisen, welches jedoch von *flain* verschieden, und soviel als das englische *white-iron*, verzinntes Eisenblech, zu seyn scheint. Die grammatischen Verschiedenheiten der 3 verglichenen Sprachen hat der Vf. kurz und bündig angegeben, und jeden Satz durch einzelne Beyspiele zu erläutern gesucht. Wo hin und wieder Sprachunrichtigkeiten gefunden werden, sind sie nicht auf Schuld des Vfs., sondern auf Schuld seiner geringen Hülfsmittel zu setzen.

VI — VII.

KLEINE SCHRIFTEN.

Griechische Literatur. *Heidelberg*, b. Mohr u. Zimmer: *Augusti Böckhii*, Ph. D. et A. M. (jetzt Prof.) in Acad. Heidelbergensi, *Specimen editionis Timaei Platonis dialogi.* 1807. 33 S. 4. (8 Gr.) In dem Vf. dieser Schrift vereinigen sich seltene Vorzüge: genaue Kenntniss des Organs, der Sprache überhaupt, und der platonischen besonders, Einsicht in ihre, gemeinen Augen verborgenen, Fügungen und Eigenheiten, und, was daraus hervorgeht, sichere Beurtheilung des Richtigen und Beschädigten in der platonischen Diction. Hiezu kommt, was wohl bey dem Kritiker als das *Sείον* gelten mag, ein unbestochenes Gefühl für das ächt Platonische und dasjenige, was Nachahmung oder Missverstand untergeschoben hat. Diese Vorzüge aber werden gekrönt durch Kenntniss der Vorstellungen und Philosophie des Platon. — Sehr treffend sagt der Vf. S. 4: *Neque critica arte, neque philosophiorum scientia per se quidquam in hoc campo proficitur: immo ut in universa antiquarum literarum doctrina, ita praesertim in Platone non nisi rx apertissimo utriusque disciplinae vinculo probi foetus nascuntur.* — Einer solchen Frucht also sehen wir in seiner Ausgabe des Timaos entgegen, die nicht etwa dieses und jenes besprechen soll, was sich einem aufmerksamen Leser darbietet, sondern sogleich den ganzen Schatz an kritischen und exegetischen Bemerkungen aufschliessen wird, der reicher als irgendwo sich für den Timaos auffinden lässt, und, mit Geschmack und Gelehrsamkeit zusammengestellt, die behandelte Schrift so weit bringen wird, als es durch Hülfe der ganzen Erklärungskunst geschehen kann. — Voran sollen allgemeine Untersuchungen über Form und Gehalt des Dialogs, über das Verhältniss seiner Theile und Verwandtschaft mit dem gleichnamigen Werke des Timaos Lokros, gehen. — Wir wünschen, dass den Vf. sein Vorsatz — *plagiarii crimine foedissimi post alios purgabo sanctissimum virum* — nicht zu weit führen mag. Einen unbefangenen Leser beider Schriften kann es kaum entgehen, dass auf Veranlassung des Timaos Lokros sich die Ideen und Recherchen des Plato entwickelt haben, ὥστε παρὰ τοῦτον μεγάλης ἀφορμὰς λαβεῖν. — Dadurch aber leidet die *sanctitas Platonis* keinen Schaden, wenn auch dieses Plagium nicht geleugnet werden kann. — Demnächst wird unser Vf. eine Geschichte des Dialogs beyfügen, worin vom Xenokrates und Aristoteles an die verschiedenen Schicksale, die der Dialog zugleich mit der platonischen Philosophie erfahren hat, die Arten der Auslegung, der zahllose Haufe der Bewunderer und Gegner, der kritische Apparat u. dgl. durchgemustert, und daran der verbesserte Text des Timaos gefügt werden soll. — Wir wünschen, dass letzteres nicht ohne eine kritische Bearbeitung des Ficinus geschieht; denn bevor nicht dessen Übersetzung in ihren ältesten Ausgaben verglichen und mit den verschiedenen Lesearten, wie mit des Gyrtius Veränderungen, ausgestattet in Gesellschaft der Dialogen erscheint, kann der kritische Apparat zum Plato nicht als geschlossen betrachtet werden. Da Hr. *B.* zuerst eine *vollendete* Ausgabe eines platonischen Werkes unternimmt: so ist es billig, dass auch in diesem Punct von ihm der Anfang gemacht werde. — Den zweyten Theil wird der doppelte Commentar füllen: zu dem kritischen sammelt der Vf. die nöthigen Hülfsmittel, und es ist in der That zu wünschen, dass ihm hier von den Bibliotheken alle Unterstützung zu Theil werde, damit von den mehreren hundert Handschriften des Plato doch ein Theil zum Wohl des Textes benutzt werde. Eine neue Vergleichung der alten Anagaben finden wir nicht erwähnt; doch versteht sie sich wohl von selbst; die 3 ältesten, besonders Basil. 2. sind so gut wie schlechtgenutzte Codices. Zwar muss man zuweilen lange das unerfreuliche Geschäft des Vergleichens nutzlos fortsetzen; doch stösst man auch nicht selten auf Passagen, wo die guten Lesearten noch sehr dicht neben einander verborgen liegen. Neben diesen wird der exegetische Theil des Commentars stehen. Nicht genug zu preisen sind die Grundsätze welche der Vf. dabey aufstellt, und die um so mehr hervorgehoben werden müssen, da, wie jetzt die Sachen stehen, fast kein hyperphysischer Traum der Philosophie so bunt ist, dass er nicht in den Plato hinein oder aus ihm herausgebracht werden könnte: *„eam viam teneo,* sagt Hr. *B., ut uniuscuiusque praecepti auctoram e veteris eruditionis fontibus, nullo extrinsecus adjuncto novae sapientiae lenocinio, quo multi antiqua monumenta ridicule fucant, sed judicio sana et ingenio succincte explicem, origines ex Jonicorum, Pythagoricorum, Eleaticorum, aliorum physicorum placitis demonstrem.* — Für diesen doppelten Commentar aber wird der Vf.; ausser den gewöhnlichen Hülfsbücher für platonische Kritik und Exegese, Aristides, Stobaos, Themistios u. a., auch alle Platoniker, Peripatetiker, Pythagoräer, und von den übrigen Schriftstellern die meisten, selbst die Byzantiner, durchgehen und nutzen. — Dazu genommen das Wichtigste aus den Commentaren des Proklos, Chalkidios u. a. und diese ganze Masse von dem Geist des Vfs. belebt, muss einen der reichhaltigsten Commentare geben, die je geliefert worden sind. Wenn der Vf. an etwas zu erinnern ist, so ist es: die strengste Auswahl unter der Anzahl fremder Bemerkungen zu treffen. So schätzbar die Angaben der alten Ausleger grosentheils sind, wenn sie sich auf grammatische Gegenstände beziehen: so nutzl a und schlecht sind im Durchschnitt ihre Erklärungen, wie selbst einige, die in dieses Specimen aufgenommen wurden: p. XI die endlose Untersuchung, warum Sokrates die Gegenwärtigen zählt εἷς, δύο, τρεῖς und warum er dann in die Ordinalia fällt, ὁ δὲ δὴ τέταρτος — ποῦ; und S. XXV eine lange *Animadversio*, die der Vf. selbst als *absurda* aufführt.

Die angehängten Bemerkungen über den Eingang des Timaos bestätigen das Urtheil über des Vfs. Beruf zu dem unternommenen Geschäft. — Was aber S. XVII καὶ κατὰ φύσιν etc. erinnert wird, ist an sich wohl wahr; doch möchten wir darum mit dem Vf. die Worte ἑκάστῃ τέχνῃ nicht streichen. Die Varianto des Cod. Tub. ἑκάστου τῇ τέχνῃ scheint auf eine Lesearte hinauszuweisen, die wir für richtig halten: δέοντες ἓν μόνον ἐπιτήδευμα ἑκάστῃ τεχνίτῃ, was in der That des Platon Meinung ist, Republ. II, p. 370, c: πότερον πολλῶν πρᾴττων ἂν τις εἷς ὢν πολλὰς τέχνας ἐργαζόμενος, ἢ ὅταν μίαν εἷς; Οταν, ἦ δ' ὅς εἷς μίαν, und anderwärts, womit auch Proklos Erklärung übereinstimmt. — S. XIIX scheint die Verbindung τε τῇ gegen die Sprache und hier δὲ δὴ zu schreiben: ὁ δὴ vertragt seiner Natur nach keine Copula. — Auch sieht Rec. nicht, was ἀντεφύσησεν heissen soll, das der Vf. mit Proklos und dem Scholiasten st. ἀντεφυσιᾶν in den Text und die Lexika gerückt wissen will.

H. E. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 JANUAR, 1809.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Dresden, b. Arnold, auch Paris u. Cassel, b. Tourneisen dem Sohne: *Gespräche für das gesellschaftliche Leben.* Zur Erlernung des richtigen Ausdrucks und der feineren Wendungen der französischen und deutschen Sprache, von *Franz Beauval.* Erstes Bändchen. Morgengespräche. 1808. 216 S. 8. (16 Gr.)

Oder: *Dialogues pour la vie sociale, propres à se former au ton de la conversation en François et en Allemand*, par *F. Beauval.* Tome premier. Dialogues de matinée.

Unterredungen mit allerley Personen und über allerley Gegenstände in zwey lebenden Sprachen, deren Texte einander gegenübergestellt sind, dienen vorzüglich zur Beförderung eines geläufigeren Ausdrucks für Fremde, die sich in einem Lande befinden, dessen Sprache sie nur unvollkommen besitzen. Man trägt ein solches Buch in der Tasche, und liest jeden Augenblick darin, der von Geschäften übrig bleibt. Man fängt immer von vorne wieder an, und sammelt eine Menge Vocabeln und Redensarten ins Gedächtniss. Man sucht sie anzubringen, wo man nur kann, und kommt auf diese Art ohne sonderliche Anstrengung weiter, als man selbst gedacht hatte. Diesen Weg schlagen indessen nur erwachsene Leute ein, die die ersten Grundbegriffe der zu erlernenden Sprache schon gefasst haben. Rec. hat oft mit Verwunderung bemerkt, wie schnell es bey Ausländern von gutem Gedächtnisse mit dieser Methode glückte, so schlecht auch die meisten Gespräche, die man ihnen vorlegen konnte, besonders in Betreff der deutschen Columne, abgefasst waren. Ein unumgängliches Hauptersodernifs, das des richtigen, reinen, und der gegenüber stehenden Sprache möglichst anpassenden Ausdrucks, ist in den gewöhnlichen Sammlungen solcher Gespräche häufig vernachlässigt. Manche wimmeln von Provincialismen. Andere enthalten nicht sowohl die Sprache des gemeinen Lebens, deren sich der Leser doch allein daraus zu bemächtigen strebt, sondern ein künstliches, geschrobenes Bücherdeutsch. Den meisten fehlt es an Mannichfaltigkeit der vorgetragenen Gegenstände und ihrer Behandlung. Fast allen diesen Mangeln ist durch Hn. *B's.* Bemühung in den vorliegenden Gesprächen abgeholfen. Er hat sein Buch in 5 Morgen und 17 Gespräche, die in verschiedene Abtheilungen zerfallen, eingetheilt. Da giebt es Unterredungen zwischen der Herrschaft und dem Gesinde, Ältern und Kindern, dem Hausherrn und der Hausfrau, zwischen einer grosen Anzahl Geschäftsleute und Handwerker, im Zimmer, im Garten, auf dem Lande, auf Reisen. Manche darunter könnten freylich so gut am Abend als am Morgen vorfallen. Der französische Ausdruck ist rein, ungesucht und schön. Die deutsche Übersetzung ist auch natürlich, lebhaft und regelrecht. Oft hatten wir indessen gern gesehen, dafs sie sich dem Original naher angeschmiegt hätte, ohne der Eigenthümlichkeit die geringste Gewalt anzuthun. Besonders ist es unangenehm zu sehen, dafs sich das Deutsche ohne Noth mit Worten beschwert, die nicht im Original stehen. Der gerühmte Wortreichthum unserer Muttersprache wird auf solche Weise zum Wortschwall; sie wird dadurch diffus, welches ihr auch die Ausländer vorwerfen. Nicht selten hätte der Übersetzer sich, und wenn auch nur ein wenig, kürzer fassen können. Z. B. S. 16. *Laissez-moi faire, dès que votre femme sera mieux, je lui parlerai.* Überlassen sie mir die Sache. So wie sich Ihre Frau von ihrer jetzigen Unpafslichkeit erholt hat, spreche ich mit ihr. S. 31. *Il fera fort sale.* Es wird sehr schmuzig in den Strafsen werden. S. 36. *Le tems ne me paraît rien moins que constant. Saisissons le moment présent.* Die heutige Witterung scheint mir auch nicht sehr beständig zu seyn. So wollen wir den gegenwärtigen Augenblick benutzen. — S. 39 steht die undeutsche Redensart: Schlittenfahren ist meine Leidenschaft; für das französische *J'aime passionnément le plaisir du traineau.* S. 67 ist *un gourmand comme moi*, übersetzt: ein Lecker wie ich. Rec. ist das Wort *Lecker* in dieser Bedeutung aus dem gemeinen Leben nicht bekannt; *Leckermaul, Leckerzahn*, hält er für gebräuchlicher. Ein Lecker ist nach seinem Begriffe ein flüchtiger junger Mensch, der gern küsst. Doch mufs er geltchen, dafs *Adelung* auf der Seite des Vfs. ist, und das Wort durch einen leckerhaften Menschen erklärt, der sich nur die schmackhaftesten Speisen zu verschaffen sucht. *Adelung* aber scheint ihm Unrecht zu haben. — *Monsieur, Madame, Mademoiselle*, werden immer durch Ew. Gnaden, gnädige Frau, Fräulein, gegeben. Spricht man denn immer in gleifsendem Tone nur mit Adlichen, wenn man die Leute höflich anredet? — Das kleine Buch ist nicht übel gedruckt, und die Druckfehler, so viel Rec. verglichen hat, sind in dem angehängten Verzeichnisse genau angegeben.

Gch.

Digitized by Google

Berlin, im Verlag der Realſchulbuchhandlung: *Neue franzöſiſche Sprachlehre für Deutſche.* Zum Gebrauch in Schulen und beym Selbſtunterricht. Von *C. F. Franceſon*, Lehrer der franzöſ. Sprache in Berlin. 1809. Erſter oder theoretiſcher Theil. 196 S. Zweyter oder praktiſcher Theil. 122 S. 8. (14 Gr.)

Auch eine der vielen. Der theoretiſche Theil, der, ungeachtet der jetzt gewöhnlichen Methode, nicht unfüglich von dem praktiſchen Theile geſchieden worden, enthält im erſten Abſchnitte die Regeln der Ausſprache, im zweyten die Lehre von den Redetheilen, ihrer Syntax und Conſtruction. Die Vorſchriften ſind im Ganzen zwar richtig, aber nicht immer deutlich und beſtimmt genug. Auch werden bey manchen Gelegenheiten Dinge vorausgeſetzt, die der Anfänger, den man ſich doch ganz unwiſſend denken muſs, noch nicht gefaſst haben kann, und die ihm erſt ſpäterhin erklärt werden. Wir müſſen dieſen Uebelſtand tadeln, ob er gleich, bey der groſsen Menge von Gegenſtänden, die einander ſtreifen, nicht durchaus zu vermeiden iſt. Von der gerügten Unbeſtimmtheit nur einige Proben. Der Vf. theilt die Buchſtaben (S. 2) in einfache Vocale, Einfachlauter, Doppellauter, Naſalvocale und Conſonanten. Die 4 erſten Claſſen ſollen alſo alle einfachen und zuſammengeſetzten Vocale enthalten, und jede Claſſe von den anderen weſentlich verſchieden ſeyn. Dieſs ſind aber die Naſalvocale nicht, deren folgende, *on*, *en*, *un*, *ain*, als Beyſpiele aufgeſtellt werden. Dieſe mit Conſonanten gepaarten Vocale hätte man ſich demnach als Naſalvocale vorzuſtellen; wie doch wohl Niemand behaupten wird. Auch meint es Hr. *F.* ſelbſt nicht ſo; denn wenige Zeilen vorher hat er geſagt, die Naſalvocale wären einfache Vocale oder Einfachlauter (Monophthongen); auf welche ein *m* oder *n* folgte. Dadurch zergeht die ganze Lehre von beſonderen Naſalvocalen, die in ihre Beſtandtheile aufgelöſt werden, und nichts als gewöhnliche Vocale ſind, denen ein genäſelter Conſonant folgt. S. 3 ſoll, nach *Wailly*, das Trema auf dem zweyten Vocal ſtehen, obgleich die Akademie es bey der Endſylbe *ue* auf den erſten ſetze; z. B *contigüe*, *cigüe*. Hier meint der Vf., das Trema wäre gar unnöthig, weil das ſtumme *e* ſchon von ſelbſt werde ausgeſprochen werden, und weil es in mehreren Wörtern, wie *continue*, *étendue*, *statue*, wirklich nicht geſetzt werde. Was denkt ſich der Anfänger bey der Behauptung, das *ſtumme e* werde *ausgeſprochen* werden? Wofür wäre es denn ſtumm, wenn man es ausſpricht? Der Vorſchlag, das Trema wegzulaſſen, iſt ohne Nachdenken gefällt. Der Vf. hat nicht bedacht, dafs, nach der allgemeinen Regel, das *gu* als ein einzelner Conſonant betrachtet und das *u* nicht gehört werde. *Guerre*, *begue*, *voguer*. Dieſs ſoll aber in *contigue*, *cigue* nicht geſchehen; in ihnen ſoll das *u* deutlich gehört werden. Durch das Trema bewirkt ſolches die Akademie, indem ſie es auf das *ü*; und *Wailly*, indem er es auf das *é* ſetzt. *Continue*, *étendue*, *statue* haben ja kein *g* vor dem *u*. Dafs, nach S. 20, das *x* in dem Namen der Stadt *Luxeuil* wie ein *ff* laute, iſt ein Irrthum. Es wird eben ſo gehört, wie in *Saxe*, *luxe* u. dgl. Rec. iſt nicht der Meinung, dafs die Redensart: *L'aimant attire le fer à ſoi* (S. 81) richtig ſey. *A ſoi* muſs ganz wegbleiben; hätte man beſondere Urſache, ein Pronomen, das ſich auf *l'aimant* bezöge, folgen zu laſſen: ſo müſste man *lui* ſtatt *ſoi* ſetzen. Das hiſtoriſche Imperfect von *aller* bezeichnet Hr. *F.* neben *j'allai* auch durch *je fus* (S. 146). Wieder verwirrend für den Anfänger. *Je fus* bleibt nichtsdeſtoweniger bloſs das Imperf. von *être*, ob es gleich für *j'allai* gebraucht werden kann. — Der praktiſche Theil iſt für ſeinen Zweck brauchbar; aber die vielen Muſter aus dem 17ten Jahrhunderte, ſtatt deren der Vf. leicht neuere und beſſere hätte auffinden können, billigen wir nicht. Wenn auch gegen die Reinheit der Sprache nichts erhebliches einzuwenden iſt: ſo haben ſich doch Denkart, Ton und Vortrag derweilen ſehr geändert.

Cch.

Berlin, b. Hayn: *Gemälde zur franzöſiſchen Unterhaltung, oder die leichteſte Art, in kurzer Zeit Franzöſiſch ſprechen zu lernen.* Zum Unterricht in Schulen. Von *Salomon Ponge*, Sprachlehrer im Schindler'ſchen Waiſenhauſe. 1808. Erſte Lieferung. 24 S. Zweyte L. 24 S. 4. (1 Thlr. 8 Gr.)

Zwey illuminirte Kupfer in Querfolio, wovon eins eine Windmühle, eine Bauerhütte, einige Menſchen, Bäume, ein Dorf in der Entfernung, einen Wagen mit ſcheuen Pferden, und noch einige Sachen und Geräthe; das andere ein möblirtes Zimmer mit einem gedeckten Tiſche, einem Ofen, Bücherſchrank, und ſonſtigem Zubehör vorſtellt, ſollen, nach der Meinung des Vfs., Gegenſtände zur Unterhaltung der Lehrer und Schüler im Franzöſiſchen abgeben. Der wohlgedruckte Text, der eine Probe einer ſolchen Unterhaltung in verſchiedenen Lectionen darſtellt, iſt franzöſiſch und deutſch. Der Lehrer fragt die Bilder, die ſich auf den Kupfertafeln befinden, nach der Reihe durch; der Schüler antwortet mit der gröſsten Fertigkeit darauf, weiſs alles richtig, und der Lehrer ſetzt nichts hinzu. Wöchentlich, meint Hr. *P.*, müſſen eine oder zwey Stunden auf eine ſolche Converſation verwendet werden, und dann werde jede Kupfertafel auf 6 Monate ausreichen. In dieſem Falle aber müſste der Lehrer weit geſchickter als der hier vorgeſtellte ſeyn, dem nicht ein Fünkchen Witz und Phantaſie zu Gebote ſteht. Wir geben zum Beyſpiel nur das Ende des Geſprächs über das Geflügel nach dem deutſchen nicht ganz correcten Texte. „Fr. Was iſt eine Taube? Antw. Ein zahmer Vogel, welchen man in einem Taubenhauſe oder Taubenſchlage erzieht. F. Welchen anderen Namen giebt man noch dieſem Vogel im Franzöſiſchen? A. *Colombe* in der Dicht- und Wappen-Kunſt. F. Giebt es mehrere Arten Tauben? A. Ich habe ſprechen hören von Pfauentauben, von rauchfüſsigen Tauben, von der groſsen Kronentaube, von der geſtreiften Taube, von der Lachtaube. F. Was iſt die Holztaube? A. Eine Art wilde Taube (wilder Tauben), die ſich auf Bäumen (Bäume) ſetzt. F. Wie nennſt du die *Jungen* der Tauben? A. Man nennt ſie *junge*

Digitized by Google

Tauben.“ Im franzöſiſchen Texte ſteht freylich *Pigeonneaux*, Täubchen, die die Franzoſen gefliſſentlich von den *Pigeons* unterſcheiden, welches im Deutſchen nicht gehörig auszudrücken war. Aber das Ganze iſt ſo kahl. Dvl.

Hamburg, b. Perthes: *Theoretiſch-praktiſche Grammatik der engliſchen Sprache für Lehrer und Lernende.* Von *Conrad Lüdger*, Privatlehrer mehrerer Sprachen in Hamburg. 1808. 368 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Man kann dem Vf. eine über das Oberflächliche ſich erhebende Kenntniſs der engliſchen Sprache nicht abſprechen; das beweiſet ſein Buch. Daſs er übrigens in der engliſchen Grammatik etwas erleichtert oder verbeſſert habe, finden wir nicht. Es hat ganz die gewöhnliche Form; *Wagner* iſt, wie zu vermuthen war, und auch in der Vorrede angegeben wird, fleiſsig dabey gebraucht worden. Es ſind Übungsſtücke zum Überſetzen ins Deutſche eingerückt, wobey es ſich die Lehrer bequemer machen können. Zu der Lehre von der Ausſprache, oder, wie der Vf. will, zu ſeinem Capitel von den Buchſtaben, lieſsen ſich, wie immer, mancherley Anmerkungen machen. So kann z. B. Rec. nicht herausbringen, in welcher Provinz das *ü* in dem niederſächſiſchen Worte *lüt* (beſſer *lütt*), klein, die Ausſprache des engliſchen *u* in dem Worte *nut* führe. Auch lautet das *y* in *coſtly* (genau genommen) nicht wie das deutſche *i* in *Hirſch*; denn das geſchärfte kurze *y* am Ende hat immer einen Beylaut von *e*. Sehr undeutlich iſt die Behauptung, daſs die gute deutſche Mundart keinen eigentlichen Laut für das *w*, als Vocal in *law* u. ſ. w. habe. Giebt es eine deutſche Mundart, die ausſchlufsweiſe die gute genannt werden kann? welche iſt denn die ſchlechte, nach welcher man das *w* als Vocal auszuſprechen vermag? *Law* wird geſprochen, als wenn *lau* geſchrieben wäre. Das *w* vertritt die Stelle des *u*, und *au* iſt ein Diphthong. Das *w* modificirt die Ausſprache des *a*, welche dadurch breit wird, eben ſo wie in dem Worte *blow*, in welchem Hr. *L.* es ſtumm nennt. Darum aber iſt es nicht müſſig, weil es doch die Ausſprache des *o* verlängert. Genug von der Ausſprache, wo jeder Grammatiker einen Kampf zu beſtehen hat. Die Etymologie iſt nicht, wie bey *Wagner*, mit der Syntaxis verbunden, ſondern beſonders vorgetragen. Hr. *L.* nimmt *eilf* Redetheile an, und nennt ſie Subſtantivum, Articulus, Numerale, Adjectivum, Pronomen, Verbum, Adverbium, Prapoſitio, Conjunctio, Interjectio und Participium. Wir wiſſen nicht, ob den Vf. die Sucht, neu zu ſeyn, verführt hat, oder ob ihm kein grammatikaliſcher Genius zu Gebot ſtehe. Subſtantiv und Adjectiv ſind ja Beſtimmungen des Nomens, welches hier nicht einmal genannt wird. Das Particip hätte bey oder hinter dem Verbum erwähnt, und dabey geſagt werden müſſen, daſs es ein Nomen Adjectivum ſey. Wir wollen nichts weiter hinzuſetzen, als unſer Befremden darüber, daſs der Vf. ſolche Übungen im Buchſtabiren, wie S. 135 ff., aufgenommen hat, die nur engliſchen Kindern, nicht aber Leuten, die dieſe Grammatik zu brauchen im Stande ſind, einigen Nutzen gewähren können. Der Druck iſt nicht ſchlecht, das Papier iſt grob. Oh.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Coburg und Leipzig, in der Sinner'ſchen Buchhandlung: *Taſchenbuch für junge Reiſende, um Kunſtgalerieen, Muſeen und Bibliotheken mit Nutzen zu beſuchen*, von *J. F. Facius*. 1807. IV u. 168 S. kl. 8. (16 Gr.)

Sollte ein Taſchenbuch dieſer Art wirklich brauchbar und nützlich ſeyn: ſo könnte dieſem Zweck auf zweyerley Weiſe entgegen gearbeitet werden. Entweder müſste man dabey an die Europa durchkreuzenden Reiſenden denken, und ihnen ein allgemeines, möglichſt vollſtändiges Verzeichniſs aller Kunſt- und gelehrten Merkwürdigkeiten jeder bedeutenden Stadt mittheilen; oder man müſste bey einem mehr beſchränkten Plane vornehmlich auf junge Leute Rückſicht haben, welche den erſten Ausflug aus ihrer Heimath thun, und für ſolche wäre es allenfalls ſchon hinlänglich, wenn ein dergleichen Taſchenbuch bloſs über Deutſchland, oder ſogar nur über einzelne Theile von Deutſchland, ihnen die gewünſchte Auskunft gäbe: alsdann aber müſste alles in obiger Beziehung Sehenswerthe auch der minder bedeutenden Ortſchaften angemerkt ſeyn. Rec. weiſs gar wohl, daſs es nicht leicht iſt, vieler Kenntniſſe und vieler Mühe bedarf, dieſen Anfoderungen Genüge zu leiſten: allein Hr. *Facius* ſcheint ſie nicht einmal in Betrachtung genommen zu haben. Seine Arbeit iſt daher nicht zweckmäſsig, und obendrein lückenhaft ausgefallen. Als überflüſſig hätte hingegen das höchſt dürftige mythologiſche Lexikon von S. 25—42 wegbleiben mögen: denn junge Leute, denen es ſo ſehr an Vorkenntniſſen mangelt, daſs ſie daraus Unterricht ſchöpfen können, ſollte man lieber in die Schule als auf Reiſen gehen laſſen; ſolche werden ſich auch noch überdieſs ſchwerlich viel nach Kunſtgallerieen, Muſeen und Bibliotheken umſehen. S. 14 iſt der Vf. ſelbſt übel unterrichtet, indem er rothen Porphyr und *roſſo antico* für einerley Art von Stein hält; allein die Italiäner nennen nicht den Porphyr *roſſo antico*, ſondern einen wirklichen Marmor von ſchönrother Farbe, aus welchem einige Statuen, meiſtens zu Hadrians Zeiten gearbeitet, noch übrig ſind. An eben der Stelle wird auch von Werken aus gelbem Serpentin geſprochen, worunter aber vermuthlich der koſtbare wachsfarbige Alabaſter verſtanden iſt, denn den äuſserſt harten Stein, den die Italiäner *Serpentino* nennen, findet man niemals von gelber, ſondern immer nur von grünlicher Farbe. Wahr iſt es zwar, wie S. 44 berichtet wird, daſs die allermeiſten geſchnittenen antiken Steine vertieft gearbeitet ſind; aber unrichtig wird von den erhoben geſchnittenen behauptet: „es finden ſich ſehr wenige aus dem „Alterthume, ſondern faſt alle, die man in den Ca„binetten antrifft, ſind aus dem 16ten Jahrhundert.“ S. 44 lieſt man die Nachricht, die berühmte, vormals groſsherzogliche Sammlung geſchnittener Steine, ſey mit dem letzten Groſsherzog nach Deutſch-

Digitized by Google

land gekommen, und befinde sich wahrscheinlich jetzt in Würzburg. Dasselbe wird auch S. 58 vom florentinischen Münzcabinet gesagt; doch möchten wir beides bezweifeln, wenn der Verfasser nicht ganz bestimmte Nachrichten von der Uberkunft dieler Kunstschätze nach Deutschland hat. Unter den S. 45 angezeigten Sammlungen von geschnittenen Steinen finden wir die kunigl. neapolitanische nicht aufgeführt, obwohl sie eine der berühmtesten ist, und nebst manchen anderen sehr vorzüglichen Stücken auch die bekannte farnesische Schaale enthält, welche S. 50 — 53 unter den ausgezeichnetesten Werken der antiken Steinschneidekunst billig hätte erwähnt werden sollen. Auch der berühmten barberinischen, jetzt Portland-Vase, ist nicht gedacht worden. — Warum Hr. *Facius* ferner S. 103 den *A. R. Mengs* zu den Malern der römischen Schule gerechnet hat, begreifen wir nicht recht. Wenn es geschehen ist, weil Mengs lange Zeit in Rom gelebt, und sich daselbst zum Künstler gebildet: so hätten aus eben dem Grund auch *Nic. Pouſſin* und *Claude Gelée* oder *Lorrain* der römischen und nicht der französischen Maler-Schule zugeeignet werden sollen. *Casp. Pouſſin* oder *Dughet* gehört hingegen nicht eigentlich zu dieser letzteren Schule. Er war zwar von französischer Abkunft, aber ein geborner Römer. S. 116 u. 117, wo die vornehmsten Sammlungen von Handzeichnungen berühmter Meister aufgezahlt werden, fanden wir zu unserer Verwunderung eine der bekanntesten und zahlreichsten, nämlich die bey der florentinischen Gallerie beündliche, übergangen. — Vom *Michel Angelo*, welcher S. 126 unter den Kupferstechern der italianischen Schule genannt wird, dürfte es schwer seyn, eigenhandig gestochene oder radirte Blätter nachzuweisen; doch vielleicht hat unser Verfasser unter Michel Angelu nicht den Michel Angelo Buonarrotti, sondern den Michel Angelo da Caravaggio verstehen wollen, in solchem Falle aber einen Fehler gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch begangen. Der treffliche und berühmte *Rafael Morghen* hätte wenigstens eben sowohl als *A. M. Zanetti* und *J. M. Pilleri* verdient unter den besseren italianischen Kupferstechern genannt zu werden.

— y — H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Sprachkunde. *Königsberg*, in Comimsion b. Nicolovius: *Aristarchos*, oder *Bemerkungen zur Berichtigung der Sprachkunde, insbesondere der französischen Sprache*; in drey Abhandlungen von *Karl August Limmer*, Vf. der Urbegriffe des Christen- und Heidenthums, und der Metaph. der Grösenkunde u. s. w. 1808. 74 S. gr. 8. (12 Gr.) Von den drey Abhandlungen, die das Wesen dieser Schrift ausmachen, ist die *erste*: Über die deutschen und französischen *Grondifs* und *Participes*, überschrieben. Sie zerfallt wiederum in ein *Corpus delicti* und in *Argumenta ad hominem*. Bitterböse, ja grimmvoll, bellt der Vf. die französischen Grammatiker, *Bouchot*, *Reſtaut* und den zwölfmal aufgelegten *Wailly* an. Hr. *L.* zeigt, dass keiner von ihnen die Begriffe, Gerundium und Participium, zu würdigen verstanden habe. Diejenigen Deutschen, welche französische Grammatiken mit Kenntnis der lateinischen Sprache geschrieben haben, zieht er den Franzosen vor, gieht ihnen aber blindes Nachbeten Schuld. Es sey einem Franzosen (wie einem Italianer) unmöglich, eine gründliche Einsicht in die Bastarsprache seines Vaterlandes zu haben, wenn er das Lateinische und Deutsche nicht gehörig verstehe. Er lasst kein *In verbis ſimus faciles* gelten. „Nicht kann man hier sagen wollen, entgegnet er S. 15, wie jener sich ausgebenwollender Grammatiker: dass der Name indifferent ware. Nein! ist Name Bezeichnung der Sache, so müssen verschiedene Dinge auch verschiedene Namen haben, nicht allein das in der Küche, sondern auch in der Grammaire." — *Zwote* (zweyte) Abhandlung: Über die französische *Conjugaison*. *Dritte*: Über die französische *Declinaison*. Logik! Logik! ruft er auf allen Seiten, und schliesst so: „der Achtfranzose wird immer in der wahren Bestimmung seiner *Declinaison* fehlen, wenn er nicht der deutschen Sprache vollkommen machtig ist: und, wie bisher (mit Einschluss Meister *Debonale*, so sehr er sich auch nur immer am Ende seines Machwerks mit dem nichts werthen Lobe einer gewissen Literaturzeitung kindisch prahlen mag) der Fall gewesen ist, unlogische Köpfe sich zu Grammatikschmieden und Grammatiklehrern, trotz aller ihrer Untauglichkeit, dennoch berufen fühlen wollen, blos aus dem Grunde, weil sie in dieser oder jener Sprache plappern, oder ein Billet schreiben können. Ja, das können viele, deswegen aber sind sie ja noch keine Grammatiker." Man muss sich wundern, wie ein so gallsüchtiger Schriftsteller in der Hauptsache doch mehrmals Recht haben kann. Er hat wirklich manchen Irrthum aufgedeckt, verfällt aber dafür in neue, wie z. B. in seiner Behauptung vom *Optatif*, wozu er *j'aimerois*, *j'aurois aimé*, *j'aurai aimé*, rechnet. Die Materie selbst ist nicht unwichtig, und verdiente wohl eine Discussion, die doch an dieser Stelle viel zu weitlaustig ausfallen würde. Schwerlich wird irgend ein denkender Lehrer der französischen Sprache einer der vielen, von Franzosen oder Deutschen geschriebenen, Grammatiken unbedingt folgen können; er wird mehr oder weniger zu berichtigen haben, je nachdem ihn philosophischer Gmst starker oder schwacher beleht. Ein solcher kann durch den vorliegenden Aristarchos auf Ideen gebracht werden, er kann wenigstens nach seinem Muster die Kühnheit gewinnen, alte unbrauchbare Formen zu zerschmettern. — Wir haben schon oben einige Pröbchen von der sehr schlechten Schreibart unseres Vfs. angeführt; so ist das ganze Buch beschaffen. S. 24 kommt eine *selbstgethanene* (gethane) Handlung, und S. 22 gar *Sulpaterei* (Salbaderey) vor. Darf solch ein Löwe brüllen?

Ceh.

Magdeburg, in Comm b. Hinrichshofen: *Abécédaire et Vocabulaire à l'usage des petites filles. Französisches Abc- und Wörterbuch für kleine Mädchen.* 1808. 119 S. kl. 8. (9 Gr.) Die Verfasserin bestimmte diese Schrift zunachst für den Privatgebrauch ihres Instituts, und der glückliche Erfolg, mit welchem es seit einigen Jahren in den unteren Classen einer Töchterschule gebraucht wurde, veranlasste sie zur offentlichen Bekanntmachung desselben. Auf das Alphabet folgen Sylben, dann einsylhige, zwey- und mehrsylhige Wörter, Hauptwörter mit Beywörtern zusammengesetzt, dann kleine Satze, kurze Geschichtchen, kleine Poesieen und Fabeln, die sammtlich aus dem Kreise der Kinder, besonders kleiner Madchen, genommen sind. Den grossten Theil füllt ein *Vocabulaire*, mit kleinen Gesprächen verwebt, denen das Deutsche zur Seite steht. Am Schlusse werden noch die Hülfszeitwörter *avoir* und *être* geliefert. Es herrscht in den Gesprachen ein so heiteres und kindliches Wesen, die aufgezahlten Worter bekommen durch die Beziehung, in welcher sie hier stehen, für die kleinen Schülerinnen ein so lebhaftes Interesse, der leichte und gefallige Ton, so wie die Gegenstände selbst, sind dem Kindesalter so angemessen, dass wir dasselbe bey dem Unterrichte kleiner Madchen vor vielen anderen empfehlen. Schade, dass sich mehrere Druckfehler eingeschlichen haben, die in Elementarbüchern vorzüglich vermieden werden sollten. Ausser den hinten angezeigten sind uns noch folg. aufgefallen, die grossentheils Sprachunrichtigkeiten enthalten: S. 14 *qu'elle ſit* st. *qu'elle ſis*; *descendit* st. *descendit*; S. 17 *pourqu'il put* st. *pût*; S. 25 *leur chansons* st. *leurs chansons*; S. 36 *ſu du* st. *ſu dû*; S. 42 *quel jeu jouerons-nous* st. *à quel jeu etc.* und in der Antwort: *le jeu* st. *au jeu*; S. 66 *amusé* st. *amusée*; *interrompu* st. *interrompue*; S. 82 *tout ceux* st. *tous ceux*; S. 85 *c'est pourquni, qu'on a etc.*; S. 111 *ils auront* st. *auront*; S. 118 *qu'il ſut* st. *ſut*, und S. 119 *qu'il eut été* st. *qu'il eût été*; dee oft fehlenden Accente und der vernachlässigten Interpunction nicht zu gedenken. — In dem Alphabet ist das unfranzösische *w* aufgenommen; das *j* aber, welches die Franzosen bestimmt vom *i* unterscheiden, ausgelassen worden.

P.d'O.

Monatsregiſter

vom

Januar 1809.

I. Verzeichniſs der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Abdruck der von Caſſel erlaſſenen und den Behörden mitgetheilten Inſtruction die Aufnahme der Urkunden und Führung der Regiſter des Civilſtandes betreffend 7, 53.

Abécédaire et Vocabulaire à l'usage des petites filles 25, 200.

Anekdoten aus Spanien und Portugal. 1 Heft 20, 160.

B.

Beauval Dialogues pour la vie sociale. T. 2 25, 193.

— — Geſpräche für das geſellſchaftliche Leben. Franzöſiſch und deutſch. 1 Bdchen. 25, 193.

Böckhii Specimen editionis Timaei Platonis dialogi 24, 191.

Böhmer alphabetiſches Repertorium der in dem 1 Bande des Geſetzbülletins des Königr. Weſtphalens enthaltenen Grundgeſetze und königl. Decrete. (Auch unter dem franz. Titel: Repertoire alphabétique etc.) 6, 47.

Bratt de argumento et autore Epiſtolae ad Hebraeos 4, 31.

Bulletin des Loix du Royaume de Westphalie. T. I. II 5, 33.

Burdach die Lehre vom Schlagfluſſe 9, 72.

C.

Cladius Uranſichten des Chriſtenthums 4, 27.

Comoedie divina, mit drey Vorreden von *Peter Hammer*, *Jean Paul* und dem Herausgeber 18, 139.

D.

Deutſchland, das gelehrte. Angefangen von *Hamberger*, fortgeſetzt von *Meuſel*. 13 Band. 5 Ausgabe 11, 87.

Drüſeke Predigten für denkende Verehrer Jeſus. 2 Samml. 3, 24.

F.

Facius Taſchenbuch für junge Reiſende um Kunſtgallerieen, Muſeen und Bibliotheken mit Nutzen zu beſuchen 25, 198.

Franceſon neue franzöſiſche Sprachlehre für Deutſche. 1. 2 Th. 25, 195.

Frank de curandis hominum morbis epitome. Liber V. de profluviis. Pars II 8, 57.

— — Grundſätze über die Behandlung der Krankheiten des Menſchen. 6 Band, oder des 5 Buche von den Ausflüſſen. 2 Theil. Aus dem Lateiniſchen überſetzt 9, 66.

Fries neue Kritik der Vernunft. 1—3 Band 10, 73.

G.

Gemälde von Danzig 20, 156.

Gönner der Staatsdienſt aus dem Geſichtspunct des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet 16, 121.

Goethe's Werke. 1 Band 1, 1.

Goldmann Commant. qua trinarum linguarum Vaſconum, Belgarum et Celtarum, quarum reliquiae in linguis Vaſconica, Cymry et Gallica ſuperſunt, discrimen et diverſe cujusque indoles docetur 24, 185.

Greiling Paſtoralſchreiben an *Schuderoff* 12, 96.

H.

Hegewiſch geographiſche und hiſtoriſche Nachrichten, die Kolonieen der Griechen betreffend 19, 145.

Heinſe Ideen und Vorſchläge zu einer zweckmäſſigen Einrichtung des geſammten Hebammenweſens und der künſtlichen Geburthülfe 10, 79.

von *Henide* Specimen criticum in Platonem 21, 161.

Hug Einleitung in die Schriften des N. Teſt. 1 Theil 3, 17.

I.

Inſtruction in Rückſicht der Aufnahme der Urkunden und Führung der Regiſter des Civilſtandes 7, 53.

K.

v. *Kotzebue* Leontine. 1. 2 Thei 2, 14.

L.

Lafontaine Alina von Rieſenſtein. 1—3 Theil 2, 14.

— — — Gemälde des menſchlichen Herzens. 10—12 Theil 2, 14.

Leſebuch, ein natur-hiſtoriſches, für Anfänger in der engliſchen Sprache 23, 184.

Limmer Ariſtarchos, oder Bemerkungen zur Berichtigung der Sprechkunde, insbeſondere der franzöſiſchen Sprache 25, 199.

Lueder über Induſtrie und Cultur der Portugieſen 19, 148.

Ludger theoretiſch-praktiſche Grammatik der engliſchen Sprache 25, 197.

M.

Magazin neuer Feſt- und Caſual-Predigten, Tauf- und Trau-Reden, Beichtermahnungen und anderer kleinerer Amtsvorträge von *Bibbeck* und *Hanſtein*. 10 Theil 3, 23.

Mayer's natural hiſtory for the uſe of ſchools 23, 184.

Digitized by Google

Meusel das gelehrte Deutschland im 19 Jahrhundert. 1 Band 11, 87.
— — zehnter Nachtrag zu der 4 Ausgabe des gelehrten Deutschlandes 22, 88.
Melitor über bürgerliche Erziehung 25, 116.

N.

Niethammer der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungs-Unterrichts unserer Zeit 25, 97.

P.

Passe-temps agreable ou Recueil choisi d'Enigmes modernes 22, 176.
Pigmäen-Briefe. 2 Band 18, 143.
Ponge Gemälde zur französischen Unterhaltung. 1. 2 Lieferung 25, 195.
Pasewitz Entwurf zur Anlegung einer Bade- und Baderettungs-Anstalt für Städte an Flüssen, vorzüglich Universitätsstädte dieser Art 15, 119.

R.

Rau Handbuch für Hebammen 9, 69.

S.

Schlegel Progr. in quo difficilis vox ἀφαγμος in Ep. ad Phil. II, 6 explicatur 4, 31.
v. *Siebold* Lehrbuch der Hebammenkunst 9, 67.
Stuart der Mensch wie er erscheint. Aus dem Holländischen. Mit Vorrede und Anmerkungen von *Froriep*. 1 B. 1. 2 Heft. 2 B. 1 H. 20, 153.

T.

Tabacksrecepte, neu entdeckte 15, 120.
Tacitus Julius Agricola. Lateinisch und deutsch, von *Schlüter* 22, 169.
Thierfch specimen editionis Symposii Platonis 23, 181.
Thilo Grundsätze des akademischen Vortrags 22, 175.

U.

Ueber Neufchatel 12, 96.
Venturini Taschenbuch für Maire und Municipalräthe 7, 52.
Villers Brief an die Gräfin Fanny von Beauharnois, enthaltend eine Nachricht von den Begebenheiten, die zu Lübeck den 6 Nov. 1806 u. ff. vorgefallen sind. Aus dem Franz. übers. 3te Aufl. 5, 39.
Vollbeding Versuch einer metrischen Psalmenübersetzung 4, 32.

W.

Weber Entwurf einer geographischen Beschreibung des Königreichs Westphalen für Schulen 20, 159.
Westfeld Vortrag an die Versammlung der Stände des Königreichs Westphalen zu Cassel, in Betreff der Verhandlungen über den ersten Entwurf eines Gesetzes wegen Einführung der Patentsteuer 7, 56.
— — Vortrag an die Versammlung der Stände des Königreichs Westphalen zu Cassel in Betreff des Gesetzesentwurfs über die Finanzen vom J. 1809 7, 65.

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchhandlung in Frankfurt an der Oder 22.
Anonyme Verleger 7. 12. 15. 18. 20 (2).
Arnold in Dresden 25.
Aubel in Cassel 5.
Bädecker und Kürzel in Duisburg und Essen 22.
Beckersche Buchhandlung in Gotha 18.
Cotta in Tübingen 1. 3.
Crax und Gerlach in Freyberg 10.
Dieterich in Göttingen 7 (2). 23. 24.
Dölle in Halberstadt 22.
Dunker und Humblot in Berlin 19.
Eckhardt in Greifswalde 4 (2).
Frommann in Jena 13.
Hammerich in Altona 4. 19.
Hartmann in Riga und Leipzig 2.
Hayn in Berlin 25.
Heinrichshofen in Magdeburg 3. 7. 25.
Herold und Wahlstab in Lüneburg 3.
Heyer in Giessen und Darmstadt 9.
Hinrichs in Leipzig 9.
Honkoop in Leiden 21.
Korn in Breslau 22.
Kramer in Zerbst 4.
Krüll in Landshut 16.
Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam 5.
ter Meer in Krefeld 20.
Meyer in Lemgo 11.
Mohr in Frankfurt am Mayn 15.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 10. 24.
Nicolovius in Königsberg 25.
Perthes in Hamburg 25.
Realschulbuchhandlung in Berlin 25.
Röwer in Göttingen 6.
Ruff in Halle und Leipzig 2.
Schulze in Oldenburg 23.
Schwan und Götz in Manheim 8. 9.
Sinner in Coburg 25.
Stahel in Würzburg 9.
Tasché und Müller in Giessen 15.
Tourneisen, der Sohn, in Paris und Cassel 25.
Vieweg in Braunschweig 7.
Wittekind in Eisenach 20.

Digitized by Google

III. Intelligenzblatt des Januar.

Ankündigungen.

Akademiſche Buchh. in Frankfurt an der Oder Verl. 2, 10.
Beckerſche Buchh. in Gotha Verl. 6, 45. 7, 61.
Feuersbrände, neue. 18 Heft 6, 35.
Frölichſche Buchh. in Berlin Verl. 2, 14.
Gaſſert in Ansbach Verl. 6, 47. 7, 54. 55.
Gelehrter, der deutſche, im 19 Jahrhundert 7, 55.
Gräff in Leipzig Verl. 5, 37. 7, 49.
Harles neues Journal der ausländiſchen mediciniſchen Literatur. 3 B. 2 Stück 2, 9.
v. *Hartleben* allgemeine Juſtiz- und Policey-Blätter 4, 29.
Hemmerde und Schwetſchke in Halle Verl. 6, 47.
Hermann in Frankfurt am Meyn Verl. 5, 39.
Heyer in Gieſſen u. Darmſtadt Verl. 2, 14. 15. 5, 38.
Heyſe in Bremen Verl. 7, 53.
Joachim in Leipzig Verl. 7, 55.
Klügerſche Buchh. in Arnſtadt und Rudolſtadt Verl. 2, 15.
Köhler in Leipzig Verl. 2, 13.
Krauſe in Danzig und Leipzig 2, 12.
Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Amſterdam Verl. 3, 19. 20. 21. 5, 37. 38. 7, 52. 53.
Meyerſche Buchh. in Lemgo Verl. 6, 39.
Norwich Theatro Eſpañol 7, 53.
Saalfeld Handbuch des praktiſchen europäiſchen Völkerrechts 4, 29.
Steinacker in Leipzig Verl. 7, 52.
Thieſt das ſittliche Leben nach der Schrift, mit Rückſicht auf die Zeichen unſerer Zeit 2, 12.
Ueberſetzungsanzeige von Tablettes chronologiques de l'Histoire universelle p. *Picot* 5, 38.
Wilmans in Frankfurt am Mayn Verl. 2, 11.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ancillon in Berlin 1, 7.
Bagge in Coburg 3, 17.
v. *Baſſewitz* in Meklenburg-Schwerin 1, 7.
v. *Brandenſtein* in Meklenburg-Schwerin 1, 7.
Erneſti in Coburg 3, 17.
v. *Goethe* in Weimer 1, 2.
Gravenhorſt in Göttingen 1, 7.
Hartleben in Coburg 1, 8.
Henry in Jena 1, 7.
Hoffaeder in Coburg 1, 8.
Hultén in Upſala 3, 17.
v. *Kamptz* auf Falkenſtein in der Neumark 3, 17.
Keyſer in München 3, 17.
Klein in Würzburg 3, 17.
Liebenberg in Kopenhagen 1, 7.
Matthiä in Altenburg 1, 7.
Munter in Kopenhagen 1, 7.
Markard in Caſſel 1, 7.
Panzer in Herſpruck 8, 68.
Paviſani in Salzburg 3, 17.
v. *Pöllnitz* in Preuſſen 8, 68.
Schaub in den 3oaden bey Allendorf 3, 17.
v. *Scheurl* in Herſpruch 8, 68.
Siefert in Königsberg 3, 17.
Stark d. Aelt. in Jena 2, 3. 7.
Stark d. Jüng. in Jena 1, 7.
Stolz in Bremen 1, 7.
Visbeck in Neuſtrelitz 3, 17.
Wieland in Weimer 1, 2.

Nekrolog.

Bitaubé in Paris 8, 60.
Brömel in Berlin 3, 18.
Crüger in Delitſch 8, 69.
Eck in Leipzig 8, 89.
Fernow in Weimer 3, 18.
de Gaſton in Limoges 8, 60.
Grimm in Heidelberg 8, 59.
Hagena in Oldenburg 8, 58.
Heſſe in Weende 8, 58.
Kapke in Dramburg 8, 68.
Leſſing in Chemnitz 8, 59.
Lanſel in Paris 8, 59.
Roſenberg in Berlin 8, 58.
v. *Schaffrath* in Peſth 8, 58.
Starke in Groſs-Tſchirna 8, 58.
Thorild in Greifswald 8, 58.
Völker in Jena 8, 60.
Weis in Marburg 6, 41.
Weſtphal in Halle 8, 60.
Wolf in Britz bey Berlin 5, 17.
Wranitzky in Berlin 8, 58.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Jena, neue Mitglieder der herzogl. lateiniſchen Geſellſchaft 8, 57.
Langenſalze, Preisfrage der königl. ſächſiſch-thüringiſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft 4, 28.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Glückſtadt, Schulexamen 5, 35.
Heidelberg, Promotionen 5, 35.
Helmſtädt, Stiftungsfeſt und Geburtstagsfeyer des Königs 5, 35.
Jena, Deputation an den franz. und ruſſiſchen Kaiſer, und Schenkungsurkunde des erſteren 1, 1.
— — Promotionen 1, 7.
— — Reſcript der fürſtl. Erhalter, die Vorleſungen über den Code Napoléon betreffend 1, 6.
— — Weihnachtsprogramm, homiletiſches Inſtitut und Promotionen 8, 57.
Kloſter Berge, Widerlegung der Gerüchte von bevorſtehenden Veränderungen des Pädagogiums 5, 35.

Digitized by Google

Paris, Inſtallation des jüdiſchen Central-Conſiſtoriums 5. 35.
— — Preisvertheilung an dem Collège des étudians en médecine 5. 35.
Warſchau, Einweihung der neu errichteten Rechtsſchule, gegenwärtiger Zuſtand des Lyceums und Prüfung an demſelben 6. 54.

Vermiſchte Anzeigen und Nachrichten.

v. *Arnim* in Caſſel an Hn. Hofrath *Voſs* in Heidelberg 3. 22.
Bemerkungen, einige, über *Thierſch* Tabellen über das griechiſche Verbum 4. 25.
Breyer Erklarung gegen Hn. v. *Hellersberg* 7. 56.
Büchar-Auction in Buttſtadt 7. 55.
Bücher-, Landcharten- und Kupferſtiche-Auction in Würzburg 2, 16. 8. 59.
Bücher-Verloſungs-Inſtitut zu Rudolſtadt 4. 80.
Bücher zum Verkauf bey Heyar in Gieſsen 5. 39.
Cammerer Anzeige ſeines Bücherkatalogs 2. 16.
Cammaccini ſ. Rom.
Entdeckung, neue, von *Gay-Laſſac* und *Thénard*, daſs die Boraxſäure kein einfacher Körper ſey 1. 8.
Friedrich, Prinz von Sachſen-Gotha, läſst zu Rom nach Alterthümern graben 3. 18.
Landi ſ. Rom.
Meyar Sohn in Aarau Bitte um Einſendung von Bücherkatalogen 7. 56.
Oſtia, bey, werden Alterthümer gefunden 5. 36.
Pompeji, merkwürdige Antiquitäten werden ausgegraben 5. 36.
Rom, *Landi's* und *Cammaccini's* Gemälde; Ausſtellung der franz. Künſtler; literariſche Blätter und Werke 3. 18.
Schöll in Paris Anzeige *Hachs* genealogiſche Tafeln betreffend 5. 40.
v. *Ulmenſtein* in Wetzlar Berichtigung 6. 47.
Visconti und *Guattani* in Rom arbeiten an der Ausgabe des neuen Muſeums von *Pius VIII* 3. 19.
Voſs an die Redaction der Jen. A. L. Z. 4. 31.
Wolf Antikritik, nebſt Antwort des Rec. 8. 59.
Zoega in Rom giebt ein Werk üb. d. alten Basreliefe heraus 3. 18.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 FEBRUAR, 1809.

THEOLOGIE.

HAMBURG, b. Perthes: *Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti*, von *Friedr. Leopold Grafen zu Stolberg*. I Th. 1806. 510 S. II Th. 1807. 476 S. III Th. 1808. 588 S. IV Th. 1 Abth. 1809. 572 S. 8. (Nebſt der noch nachzuliefernden 2 Abth. 7 Thlr. 8 Gr.)

Auf den erſten Anblick ſcheint die *Stolberg*iſche Schrift ganz unbedeutend und anſpruchslos und zur Anzeige in einem kritiſchen, zumal proteſtantiſchen, Blatt kaum geeignet zu ſeyn. Die ſehr warm und ſchwärmeriſch geſchriebene Zuſchrift „*An meine Söhne und Töchter*," in welcher der Vf. ſein Werk der Belehrung und Erbauung ſeiner Kinder widmet, ſcheint es ganz dem Geſichtskreis des literariſchen Publicums zu entziehen. Zugleich laſst dieſe Zuſchrift ihrem ganzen Tone nach nichts erwarten, als die eigenthümlichen Überzeugungen und Anſichten eines bekehrten frommen Gemüths, ohne allen Anſpruch auf objectiven Werth und Gültigkeit. Nun gehörte aber die Beachtung einer ſolchen Schrift eher für die Geſchichte der neueſten Proſelytenmacherey, als für ein literariſches Inſtitut, welches eigentlich nur die Erzeugniſſe der Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit vor ſein Forum zu ziehen hat. Hätte der Hr. Graf wirklich nichts weiter gewollt, als ſeinen neuen Glauben zu ſeiner eigenen Befeſtigung und zur Belehrung ſeiner nächſten Freunde ſchriftlich niederzulegen: ſo hätte er es ungeſtört thun können, wir würden vielleicht gar keine Notiz davon genommen haben. Denn der Charakter ſeines Werkes iſt von der Art, daſs die Kritik wenig Luſt haben kann, ſich damit zu befaſſen. Selten ſind uns in neuerer Zeit Schriften vorgekommen, die ſo ſehr wie dieſe aller Vernunft geſpottet hätten; gegen Unvernunft kann es aber keine Kritik geben. Allein die Abſicht des Vfs. iſt keineswegs ſo unſchuldig, wie man Anfangs glaubt und hofft. Er will bekehren, will Proſelyten machen! Dieſs wird aus mehreren Stellen deutlich, z. B. aus folgender Th. I, S. 57. „Könnte ich in dieſen Zeiten des Leichtſinns, der Vielwiſſerey und der Unkunde des Wiſſenswürdigſten auch nur einige, vorzüglich Jünglinge, bewegen, die heilige Schrift mit Unbefangenheit zu leſen und dem Wehen des Geiſtes, welches aus ihr gehet, ſich nicht zu entziehen u. ſ. w." (Unter *Unbefangenheit*, welches Wort oft vorkommt, verſteht der Vf. nichts als ſeine allein wahre Exegeſe.) Dazu kommen noch andere merkwürdige Stellen, in denen der Vf. hämiſche Seitenblicke auf die Proteſtanten, „ſeine irrenden Brüder," wirft, die jene Abſichten auſser Zweifel ſetzen. Nun machen es leider gewiſſe krankhafte Symptome der Zeit nothwendig, auf ſolche Verſuche aufmerkſam zu ſeyn. Vor wenigen Jahren noch wäre es eine lächerliche Beſorgniſs geweſen, daſs der Proteſtantismus von der Eroberungsſucht der alleinſeligmachenden Kirche zu fürchten hätte. Die Ausbildung des Verſtandes und die Berichtigung der Begriffe über Religion ſchien ſo feſte Wurzel zu faſſen im proteſtantiſchen Deutſchland, daſs die in der Geſchichte einzige groſse Erſcheinung nahe zu ſeyn ſchien, daſs ein ganzer groſser Theil der Menſchheit, eben ſo ſehr von poſitivem Glauben als von Schwärmerey entfernt, ſich frey im Gebiet der Vernunft bewegte. Man hätte hoffen ſollen, daſs der Überblick über eine groſse hiſtoriſche Vergangenheit und die Entſtehung und Ausbildung des wahren wiſſenſchaftlichen Denkens endlich einmal gewiſſe feſte Reſultate herbeyführen würde in einer Sache, in welcher die Menſchheit von Anbeginn an ſo viel gefaſelt und geträumt hat, zumal da die Theologen ſelbſt, mit edler Uneigennützigkeit ihrem hierarchiſchen Vortheil entſagend, ihre eigenthümlichen Kenntniſſe und Erfahrungen der allgemeinen Benutzung darboten, und den Vorhang des Geheimniſſes lüfteten, ſo daſs jeder mit Verſtand begabte klar ſehen konnte. Aber umſonſt! Die ſchwache Generation konnte das Licht nicht ertragen — die Freyheit des Geiſtes wie die politiſche fodert ſtarke Gemüther — man ſank zurück und warf ſich dem Glauben wieder in die Arme. Der Fanatismus iſt ein Proteus, kaum iſt ihm eine Larve abgezogen, ſo erſcheint er in einer neuen; die theologiſche Hyder treibt immer neue Köpfe. Da der hiſtoriſch-poſitive Glaube ziemlich durchlöchert war: ſo erfand man ſich einen neuen, einen poetiſchen, und auch dieſe Bekehrungsart nicht verſchmähend trat die allein ſeligmachende Kirche den reuigen Kindern als verzeihende Mutter entgegen, ſie in ihren Schoofs wieder aufzunehmen. Zu wünſchen wäre, daſs alle Genoſſen dieſes neuen Glaubens offentlich zum Katholicismus übertraten; damit man wüſste, mit wem man es zu thun hat, und vor ihnen warnen könnte: am gefährlichſten ſind die neuen Kryptocalviniſten, die den Proteſtantismus heimlich untergraben und die jungen Gemüther verlocken. In dieſelbe Claſſe gehören auch ſolche, die zwar feſt und feſt auf dem Proteſtantismus zu beharren glauben, aber durch Verwerfung der verſtändigen Behandlungsart der Religion und durch Begünſtigung des Phantaſtiſchen und Schwärmeriſchen das wahre Prin-

Digitized by Google

cip des Proteſtantismus aufgeben, welches nur im freyen klaren Denken zu ſuchen iſt. In Hinſicht auf dieſe antiproteſtantiſchen Regungen im proteſtantiſchen Deutſchland könnte das Buch des Hn. Grafen wirklich für ſchädlich gehalten werden; daſs es ohne Geiſt und Geſchmack geſchrieben iſt, wie wir ſehen werden, könnte eher ſeine Schädlichkeit vermehren als vermindern. Denn unſerer Meinung nach verträgt ſich die Geiſt- und Geſchmackloſigkeit ſehr gut mit Schwärmerey und Frömmeley, und beide unterſtützen ſich gegenſeitig. Dazu kommt endlich die ſonderbare Erſcheinung, daſs Hr. *Friedr. Schlegel* in den *Heidelberger Jahrbüchern der Theologie* ſeine Stimme über dieſes Werk abgegeben hat. Ob nun gleich der literariſche Einfluſs dieſes Schriftſtellers noch gar nicht entſchieden zu ſeyn ſcheint, und man alſo ſich in Anſehung der gefährlichen Folgen beruhigen könnte: ſo möchte denn doch jene Beurtheilung dem *Stolberg*iſchen Werke ein kleines Gewicht zugelegt haben, und wir finden uns dadurch noch mehr zu einer Anzeige deſſelben veranlaſst, ſo wie wir dabey auch auf jene Recenſion Rückſicht nehmen wollen.

Wir verſuchen zuvörderſt eine charakteriſtiſche Anzeige des Inhalts zu geben, ſo ſchwer es auch iſt, ein ſo gehaltloſes Buch zu extrahiren. Der Vf. beſtimmt den Gegenſtand, den er behandelt, in der Einleitung alſo: „Die Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti iſt die Geſchichte der geoffenbarten Erbarmungen Gottes gegen das Menſchengeſchlecht durch ſeinen Sohn, und der Weiſe, wie die Menſchen ſeine Offenbarungen annahmen oder verwarfen, ſeiner Erbarmungen durch Glauben, Hoffnung und Liebe empfänglich wurden oder ſich dagegen verſtockten.“ Nun aber ſind nach dem Vf. Jeſus Chriſtus und Gottes Offenbarungen durch ihn eben ſo gut im A. T. als im N. T. zu finden: „Jeſus Chriſtus geſtern und heute und derſelbe auch in Ewigkeit iſt das A und O, der Anfang und das Ende, der Erſte und der Letzte. Er war der Gegenſtand der erſten Verheiſsung im Paradieſe und der Verheiſsende war er. — Es iſt keine Offenbarung Gottes, welche nicht unmittelbar oder mittelbar ihn zum Gegenſtand habe. — Es iſt Eine Religion, die Religion der harrenden Väter und die Religion der glaubenden Chriſten. — Es iſt Ein Bund; dieſer (das A. T.) verhält ſich zu jenem (dem N. T.) wie die erſte Helle zu dem ſtrahlenden Tag.“ Den „*Tag der Offenbarung*“, theilt nun der Vf. in zwey Hälften oder Zeitläufte. Der *erſte* Zeitlauf der Offenbarungen Gottes endet mit der Geburt Jeſu Chriſti, der *zweyte* beginnt mit der Geburt Jeſu Chriſti. Der erſte Zeitlauf enthält 6 Zeiträume (die gewöhnlichen Perioden der bibliſchen Geſchichte), und nach dieſen behandelt nun der Vf. die Geſchichte der Religion Jeſu, das heiſst, er erzählt wörtlich der Bibel (meiſtens der lutheriſchen Überſetzung) nach, mit einzelnen typologiſchen, myſtiſchen und erbaulichen Bemerkungen (auch findet man die bekannten älteren exegetiſchen Anmerkungen nach *Calmet*, *Hugo Grotius* u. a.), und dieſe bis jetzt erſchienenen Bände enthalten die bibliſche Geſchichte bis zur Geburt Jeſu Chriſti. Nach der weitläuftigen Behandlung dieſes Theiles des groſsen Ganzen laſſen ſich noch viele Bände erwarten, und der Vf. weiſs nunmehr, was er bis an ſeinen Tod zu thun hat.

Der I Theil enthält die Geſchichten bis zur Berufung Moſes. Nach den vorausgeſchickten Axiomen iſt es ganz conſequent, die Geſchichte ſo anzufangen: „Im Anfange war das Wort und das Wort war bey Gott und Gott war das Wort. — Alle Dinge ſind durch daſſelbige gemacht.“ Der Vf. der Schöpfungsgeſchichte hat zwar in ſeiner Einfalt nichts davon gewuſst, daſs eigentlich der Meſſias und nicht Elohim die Welt geſchaffen: aber der Apoſtel Johannes muſs es ja beſſer wiſſen! Eine Emphaſe wird gelegt auf das ganz bedeutungsloſe: *Laſſet uns* Menſchen machen, um die Dreyeinigkeit daraus zu beweiſen (unſere neueren Theologen begehen denſelben Fehler, wenn ſie aus dieſem Plural auf polytheiſtiſche Vorſtellungen ſchlieſsen); und der Geiſt Gottes wird ja namentlich genennt! Dazu wird noch eine Stelle aus Pſ. 32, 6 genommen: „Der Himmel iſt durchs Wort des Herrn gemacht und alle ſeine Heere durch den Geiſt ſeines Mundes“ — und ſo iſt die Dreyeinigkeit im A. T. klärlich dargethan, obſchon es den Forſchungen der Theologen bisher nicht gelungen iſt, dieſe Lehre im A. T. zu finden, ja nicht einmal im N. T. — Über den Sündenfall werden erbauliche Betrachtungen angeſtellt; wir erwarteten vergebens, denſelben in der Beziehung betrachtet zu ſehen, daſs mit ihm eigentlich erſt die Nothwendigkeit einer göttlichen Erziehung des Menſchengeſchlechts geſetzt wird, nach chriſtlichem Begriff, in ſo fern die Verderbniſs des Menſchengeſchlechts die Grundlehre des Chriſtenthums iſt, und auf ihr die Lehre von der Erlöſung ruhet. Warum lieſs der Vf. fallen, was ſo ſehr zu ſeinem Plane diente? Das Protevangelium Gen. 3 wird natürlich nicht ausgelaſſen: „in dunkeln Worten enthielt dieſes Urtheil die Verheiſsung des Sohnes der reinen Jungfrau, welcher Gottes Sohn iſt.“ Die Vertreibung der erſten Ältern aus dem Paradieſe und die ihnen angekündigten Strafen weiſs der Vf., zum Theil mit glücklichen Combinationen, als eben ſo viel Mittel der Erziehung und Übung des Menſchengeſchlechts darzuſtellen: nur verfehlt er die Abſicht des bibliſchen Schriftſtellers, wenn er ſich in das Lob des Ackerbaues ergieſst. Seine ganze gläubige Argumentation für den göttlichen Urſprung der Getreidearten (die beſonders darauf ſetzt, daſs man ſie nirgends wild finde) fällt mit der wirklich gemachten Entdeckung der wildwachſenden Getreidearten, wie ſo oft der Glaube nur auf Mangel an Kenntniſs und Einſicht ruhet. — Einiger Unglaube beſchleicht den Vf. über das erzählte: „Gott der Herr machte Adam und ſeinem Weibe Röcke von Fellen und zog ſie ihnen an.“ „Wer, ruft er aus, würde es für möglich halten? welcher Dichter hätte es dichten dürfen? Aber die heilige Schrift ſagt es.“ Er weiſs aber dennoch etwas Erbaulichwitziges darüber zu ſagen: „Er, der dereinſt ihre Seelen und ſo viele Seelen ihrer Kinder kleiden wollte mit Gewanden des Heils und mit dem Rock der Gerechtigkeit, er kleidete ihre Blöſse, lehrte dadurch das Menſchengeſchlecht zarte Fürſorge für Schaamhaftigkeit, die der Schmuck des Weibes und der Jung-

Digitized by Google

frau ist u. s. w." — Bey Betrachtung der Opfer Kains und Abels stellt der Vf. die Vermuthung auf, dafs die Opfer von Gott eingesetzt seyn möchten, zum Behuf der bekannten typologischen Deutung derselben: „Er hat gewifs die Weise ihm zu dienen, nicht ihrer nach dem Falle schwankenden Willkühr überlassen, sondern den Gebrauch der Opfer gestiftet, welcher nicht allein dazu dienen sollte, sie an den Geber aller Dinge zu erinnern, sondern auch auf geheimnifsvolle Weise schon in frühesten Zeiten auf das grofse Sühnopfer Christi deutete." Nur Schade, dafs die Offenbarung diese wichtige Einsetzung nicht erzählt. Übrigens „hatte der jungfrauliche (?) Schäfer das Glück, ein Vorbild zu werden des Allgerechten, der durch die Hände seiner Brüder, und auf Anstiften des Fürsten dieser Welt, getödtet ward." — Aus einer Stelle des B. der Weisheit 10, 1 f. schliefst der Vf., dafs Adam bey Gott zu Gnaden angenommen worden; wir können dieis darin nicht finden, aber wir haben auch nicht die erleuchtete Exegese des Vfs. — Über das hohe Lebensalter der Patriarchen weifs der Vf. Vieles zu phantasiren S. 46—47, von diesem Geschmack: „Welche Entwürfe mochten im Haupt eines antediluvianischen Sylla oder Cäsar sich entspinnen, wo der erste Herrscher auf einem neu errungenen Throne sich schmeicheln durfte, die Huldigungen vieler gleichzeitigen Geschlechte, von funfzigjahrigen Jünglingen und von Greisen, welche neun Jahrhunderte hinter dem Rücken hatten, anzunehmen." Hätte sich der Vf. lieber die Mühe genommen, über das angeblich hohe Alter der Patriarchen mit Verstand zu reflectiren!

Die Geschichte bis zum Rufe Abrahams bietet wenig dar, was auf die Geschichte der Religion Jesu Bezug hätte. Hier scheint der Vf. den kaum mit Mühe angeknüpften Faden verloren zu haben. Bildernde, phantastisch-erbauliche Bemerkungen genug, aber keine Belehrungen über den Gang der gottlichen Erbarmungen. Warum mufste die Sündfluth das ganze Menschengeschlecht vertilgen bis auf Wenige? Der Vf. scheint die Härte dieser Mafsregel gefühlt zu haben, er sucht Manches über die Nothwendigkeit der Sündfluth zu sagen, S. 51, 52, und findet Trost darin, dafs Jesus bey der Höllenfahrt den Geistern der Antediluvianer gepredigt nach 1 Petri 3, 19, 20. — Trefflich versteht der Vf. die kunst, aus dem Texte herauszuentwickeln, was ihm beliebt. „Durch den Segen, den Gott der Familie Noah's, in ihr den künftigen Geschlechtern gab, ladet er die Menschen ein zur Liebe gegen ihn, darauf zur brüderlichen Liebe gegen einander. Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen, siehe da die Seele der Religion Jesu Christi! Diese beiden Gebote gab Gott später den Israeliten, und Jesus Christus lehret uns, dafs in diesen beiden Geboten das ganze Gesetz und die Propheten hangen." Welcher Ungeweihete hätte dieis in der Stelle Gen. 9, 1—2 finden können? Über die Geschichte nach der Sündfluth werden manche historische Combinationen mitgetheilt, nichts Neues, nichts Interessantes, besonders für unseren Zweck.

Aus dem allgemein verbreiteten Götzendienst errettete nun Gott den Abraham. Hier ist wieder nicht genug herausgehoben, wie, nach jüdischem Particularismus (dem ja der Vf. gläubig huldiget), die nachher erfolgende Aussonderung des Volkes Gottes vorbereitet wird. — Der Vf. findet es sehr erbaulich, dafs Abraham zu Bethel den Namen des Herrn *prediget*." „Auf diese Weise brauchte Gott den Abraham, dessen eigentliche Bestimmung war, der Vater des Volkes Gottes, ja der Vater des Messias nach dem Fleisch und aller Gläubigen geistlicher Vater zu werden: so brauchte Gott ihn auch zugleich als Herold seines Namens bey den Zeitgenossen, und liefs ihn geistliche Kinder zeugen, eh ein Sohn ihm geboren ward." Aber nur in der lutherischen Übersetzung, nicht einmal in der *Vulgata* steht etwas von *Predigen*, Hebräisch heifst es: *er rief an*. Soll man nun über den Vf. lachen oder ihn bedauern? — Über die Trennung Lots schreibt der Vf. dem heil. Chrysostomus die triviale Bemerkung nach: „gewöhnliche Folge des Reichthums; täglich sieht man, dafs der Mammon die Reichen der Welt entzweyet u. s. w." — Besonders erwünscht mufs unserem Vf. die Erscheinung Melchisedeks seyn, der schon nach dem Br. an die Hebräer das Vorbild Christi ist. Die Gottseligkeit weifs alles zu ihrem Zweck zu benutzen! Dafs ein so wichtiger Typus nur so im Vorbeygehen aufgeführt ist, sollte für jeden denkenden Menschen eine Schwierigkeit seyn. „Aber eben diese scheinbare Nachlässigkeit des heil. Schriftstellers reizet den bedächtigen Leser desto mehr zu ernstem Nachsinnen, denn sie vermehret das geheimnifsvolle Dunkel, in welches diese Geschichte hingestellt worden;" und besonders ist es schön, dafs wir sogar nichts von Melchisedek wissen. „Er kommt und schwindet; wir wissen nichts von ihm, als was diese wenigen Worte melden. Und wenn andere Heilige und Freunde Gottes in der heil. Schrift durch ausführliche Erzählungen von den Gnaden, die Gott ihnen erzeigte, verherrlichet werden: so wird dieser gleichsam vernichtiget, dafs nur auf den gedeutet werde, den er vorbildete; eine Vernichtigung, welche den Melchisedek überschwänglich verherrlichet!" In dem Brod und Wein, das Melchisedek hervortrug, ist das Abendmahl vorgebildet. Der Vf. hält es nämlich für ein Opfer, da es doch klar ist, dafs es blofs zum Essen und Trinken für den hungrigen Abraham gebracht wurde. — Über das Bundesopfer Gottes mit Abraham (das gut exegetisch erläutert wird) ruft der Vf. aus: „Welche Herablassung namenloser Huld unsers Gottes! u. s. w." Ist es Mangel an Glauben oder reinere Vorstellung von Gott, wenn wir in dieser Erzählung nur anthropopathische Mythologie finden? — Der Vf. sieht die Beschneidung (mit Philo und Anderen) als Symbol der Unterdrückung der sinnlichen Lust an; ob mit dieser Ansicht der ursprüngliche medicinische Zweck der Beschneidung, die Beförderung der Reinlichkeit und der Fruchtbarkeit (dem auch Philo eingestehet) nicht im lächerlichen Widerspruch stehet? Ist diese gottselige Exegese nicht amüsant? — Abrahams Lachen über Isaaks Verheifsung darf nicht das Lachen des Zweifels seyn, sondern des freudigen Staunens, weil der Erzvater kei-

Digitized by Google

nen Fehler gemacht haben könne, hingegen die Sarah darf ſchon eher ſpottend lachen. — Iſaaks Opferung auf dem Berg Moriah iſt Vorbild der Kreuzigung Chriſti, S. 139. — Von S. 151 werden noch lange Betrachtungen über Abrahams Geſchichte angeſtellt, und hier werden wir belehrt, „dafs es einer von den grofsen Charakterzügen der heil. Schrift ſey, dafs ſie nichts für unſeren Vorwitz aufzeichnet, alles zu unſerer Heiligung.“ Rec. möchte die Aufgabe nicht übernehmen, alles in der Bibel Erzählte in dieſem Lichte zu zeigen. Auch mufs bald darauf der Vf. bekennen, dafs die Überliſtung Eſau's durch Jakob „etwas das Gemüth Empörendes ſey.“ — Bey dem ſo geheimnifsvollen Kampf Gottes mit Jakob verläfst den Vf. ſein erbaulicher Witz. „Wie huldvoll iſt dieſer Kampf!“ iſt alles, was er darüber zu ſagen weifs. S. 176.

Man lieſt nun ganze Bogen nichts als Überſetzung und alltägliche, exegetiſche und erbauliche Bemerkungen, bis endlich Joſeph als Vorbild Jeſu aufgeführt wird, zuerſt ſchon in ſeinen beiden Söhnen Ephraim und Manaſſe, wovon jener das Vorbild der Chriſten, dieſer der Juden iſt; aber dann auch in jedem einzelnen Zug ſeiner Geſchichte, wovon S. 246 ff. die Auseinanderſetzung folgt. Einige Probchen! „Joſeph ward von ſeinem Vater zu ſeinen Brüdern geſandt. Jeſus Chriſtus ward geſandt von ſeinem Vater zu den Menſchen u. ſ. w. Joſeph ward von ſeinen Brüdern für 20 Silberlinge verkauft. Jeſus Chriſtus ward von einem ſeiner Jünger, die er Brüder nennt, für 30 Silberlinge verkauft. — Joſeph ward ſeiner Gewande beraubt. Jeſus Chriſtus ward ſeiner Gewande beraubt. — Joſeph ward von ſeinen Brüdern Fremdlingen übergeben. Jeſus Chriſtus ward von ſeinen Brüdern, den Juden, Römern übergeben. — Alle, welche Brod verlangten, verwieſs Pharao auf Joſeph. Ich bin, ſprach Jeſus, das Brod des Lebens. — Die 11 Brüder Joſephs correſpondiren den 11 Jüngern Jeſus. — Im Segen Jakobs findet der Vf. reiche Beute. — Sehr genau ſetzt er aus einander, dafs erſt mit der Geburt Jeſu die Römer eigentliche landesherrliche Gewalt übten durch den Cenſus, um die pünctliche Erfüllung der Weiſſagung vom Siloh zu zeigen; vergiſst aber, dafs mit der Herodianiſchen Familie der Scepter längſt von Juda gewichen war, und ſchon früher mit Samuel, Saul u. a. Zugleich erhalten wir die exegetiſche Lehre, dafs viele Stellen der heiligen Schrift und vorzüglich Weiſſagungen *mehr als Einen Sinn* haben; nur unaufmerkſamen und *befangenen* (man bemerke den Sprachgebrauch) Leſern könne dieſs entgehen.

Der *zweyte Theil* enthält die Geſchichte vom Beruf Moſes bis zur Salbung Sauls. Es eröffnen dieſen Theil der Geſchichte Betrachtungen über die Wichtigkeit des jüdiſchen Volkes und über ſeine ſonderbare Dauer. Während man manches ſehr kräftig und anmuthig ausgedrückt finden mufs, kann man ſich ſchwerlich zu der Hoffnung des Vfs. über die Juden erheben: „Sieh, das zerriſſene Volk! Eine trübe Wolkenſäule ſchwebt vor den Augen aller Völker und zeuget für die Wahrheit! Dereinſt wird es vom Aufgang und vom Niedergang, von Mitternacht und vom Mittage ſich ſammeln um die Fahne des Kreuzes; wird eine helle Feuerſäule den Nationen leuchten, und die Nationen werden dem Lichte folgen, wenn vielleicht bey uns der Leuchter der Lehre wird hinweggenommen ſeyn; wenn — doch die Rathſchlüſſe des Ewigen ſind unerforſchlich!“ Man ſieht, der Vf. hat eine gute Doſis Glauben. — Dafs unter dem Jehova, der Moſen auf Sinai erſcheint, und überhaupt immer der Logos verſtanden wird, iſt ganz in der Ordnung; gewifs iſt es auch ein unumſtöfslicher Beweis dafür, dafs es Gen. 19, 14 heifst: „Da liefs Jehova Schwefel und Feuer regnen *von Jehova* vom Himmel herab, auf Sodom und Gomorrha.“ Nach dieſer Stelle giebt es ja offenbar mehr als Einen Jehova! — Uns wundert ſehr, warum der Vf. ſo viele Typen übergeht, wie die Plagen Ägyptens, den Durchgang durchs rothe Meer; aber das Paſſa iſt conſequent Vorbild Jeſu, das Manna des Altarſacraments. Warum das Manna aber einen Geſchmack wie Semmel und Honig hatte (wie der Vf. Luthern nachſchreibt) und nicht wie Oblaten, ſehen wir nicht ein. — Die Beſiegung der Amalkiter *Exod.* 17 hat eine allegoriſche Erklärung erhalten; „die ſchöne, die grofse, die herzerhebende Idee des Gebets ward nie erhabener dargeſtellt, als in dieſem lebenden Bilde, welches eine wahre Geſchichte iſt.“ Das Waſſer aus dem Felſen hingegen iſt übergangen, da doch der Fels offenbar Vorbild Chriſti iſt. — Aus den Betrachtungen über die moſaiſche Geſetzgebung, die von S. 58 an folgen, wüſsten wir nichts, was zur Geſchichte der Religion Jeſu gehörte, auszuheben, als einige typiſche Erklärungen, als vom Feſt der Wochen als Vorbild des chriſtlichen Pfingſtfeſtes, (deſſen offenbare Verwandtſchaft ſich aber wohl ganz natürlich erklären lieſse,) vom Verſöhnungsbock als Vorbild Chriſti (worauf deutet aber der leidige Bock?) vom Erlafsjahr als Typus des Erlafsjahres nach Jeſu Verſöhnungstode, worauf auch das *angenehme Jahr des Herrn* Jeſ. 61, 1 ff. vgl. Luk. 4, 18 bezogen wird. Wie tief der Vf. in die Kenntnifs des moſaiſchen Rechtes eingedrungen ſey, zeigt die erbauliche Bemerkung, dafs die Iſraeliten nicht das Recht gehabt hätten, ihre Kinder zu Sklaven zu verkaufen, da ſie es doch nach Exod. 21, 3 und nach anderen Spuren unleugbar hatten. Michaelis iſt zuweilen benutzt — S. 59 ff. verſucht der Vf. eine Apologie der Würde, beſonders bey der ſinaitiſchen Geſetzgebung, auch Bileams redende Eſelin vertheidigt er ſehr. Warum nehmen doch dergleichen Köpfe, wie der Vf., auf die Zweifel der Neueren Rückſicht, da ſie nicht auf ihre *Gründe* hören? Von jetzt an folgt beynahe nichts als der Text. Nur über die eherne Schlange die Klage, dafs die neueren Ausleger ſie nicht mehr als Vorbild anerkennen wollen! In Bileams Weiſſagung iſt der Stern Jakobs, David und Chriſtus zugleich.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 FEBRUAR, 1809.

THEOLOGIE.

HAMBURG, b. Perthes: *Geschichte der Religion Jesu Christi, von Friedr. Leopold Grafen zu Stolberg* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Auch aus dem 5 Buch Mose giebt der Vf. einige Excerpte. Die letzten Cap. ist er gemässigt genug, dem Esra zuzuschreiben. Von Moses Tod heisst es: „und so gab er seinen grossen, mächtigen, liebevollen Geist auf; gab ihn auf in die Hände seines Gottes, der sein Freund war, — gab seinen Geist auf, wahrscheinlich in Fürbitte für sein Volk; gewiss in Anbetung seines Gottes, der ihn nachher begrub; in anbetender Hoffnung auf den, der seine Leiche vor dem Tage der Tage auferweckte und verklärte, und mit ihm auf beiligem Berge sich unterredete über das Geheimniss der ewigen Erbarmung, in welches auch die Engel gelüstet einzuschauen.“ — Übrigens durfte Mose die Israeliten nicht ins Land Canaan führen, „damit dadurch angezeigt würde, dass das Gesetz, welches Gott durch Mose gegeben hatte, keine beseligende Kraft habe, nicht vermöge, uns in das ewige Canaan hineinzuführen, dessen Zugang Jesus, der Sohn Gottes, uns geöffnet hat.“ Und doch nahmen die Israeliten das Gesetz Moses mit ins Land Canaan, und doch war Mose nach S. 192 das Vorbild Jesu!

Das Wunder des Stillstandes der Sonne und des Mondes weiss der Vf. sehr leicht dadurch zu vertheidigen, dass er annimmt, die Erde sey still gestanden. — Was er über das Recht der Israeliten ans Land Canaan sagt S. 237 ff., ist ganz richtig aus theokratischem Standpunct und darum weit treffender, als alles, was Andere, selbst Michaelis darüber räsonnirt haben. — Das kriegerisch robe Buch der Richter scheint für den Vf. sehr unfruchtbar gewesen zu seyn. Jephtha's Menschenopfer wird wegvermuthet, und dafür Angelobung ewiger Jungfrauschaft angenommen. — Simson wird als ein *warnendes* Beyspiel aufgestellt; indessen wird an ihm Charakterstärke gerühmt, besonders des Zuges wegen, dass er als ein Jüngling seinen Altern die Erlegung des Löwen verschwieg, und er starb in einer That des Glaubens.

Der *dritte Theil* enthält die Geschichte bis zur babylonischen Gefangenschaft. Auch hier folgt der Vf. ganz dem Gange der biblischen Erzählung, indem er sich darüber so rechtfertigt: „Zwar war meine Absicht, das Wichtigste vom Wichtigen zu sondern, und der ahndungsvolle Geist jener Jahrhunderte wollte mich manchmal schnell zur Fülle der Zeit hinreissen; aber die Hand sank mir, wenn ich sondern wollte. So wunderbar verschlungen sind die Begebenheiten in der heil. Schrift, und diese Verschlungenheit trägt einen so unverkennbaren Charakter von Wahrheit an sich, dass ich, willig und freudig, mich gezwungen fand, den Pfad der Erzählung zu wandeln, wie er vor mir lag.“ Über Sauls Geschichte finden wir keine nur irgend interessante Bemerkung, als dass dem Vf. sehr viel daran liegt, dass Saul wirklich von einem bösen Geist (Dämon) besessen gewesen, und dass das Gespenst zu Endor die wirkliche Erscheinung Samuels gewesen sey. — Über David ist beynahe nichts gesagt in Bezug auf Christus, als dass seine Psalmen Weissagungen enthalten. Warum ist er nicht als Vorbild des Messias gedeutet worden? Mit mehr Rechte verdient er diess als Salomo, den der Vf. als Typus Christi nimmt, S. 119. Von ihm möchte er übrigens gern wahrscheinlich machen, dass er sich noch vor seinem Tode bekehrt und zu Gnaden angenommen worden. — Von Elias glaubt der Vf. mit Tertullian und Augustin, dass er mit Henoch vor dem Ende der Tage wiederkommen, den Antichrist tilgen und die Juden bekehren werde; zwar werde Johannes der Täufer von Jesus selbst als Elias angesehen nach Malach 4, 5, aber diese Weissagung habe mehr als Einen Sinn. — Jonas Geschichte wird ungefähr in die Zeit des Amasias gesetzt, er habe früher als alle Propheten gelebt; seine Geschichte wird buchstäblich nacherzählt und geglaubt, ohne weitere Bemerkungen. — Mit der Zeit des Königs Usia beginnt ein wichtiger Zeitpunct in der Geschichte der Religion Jesu Christi: die Offenbarung durch die Propheten. Die Propheten aus Usias Zeit werden nun durchgegangen und die wichtigsten Stellen ausgehoben, nach welcher Exegese, lässt sich erwarten. Die Stelle Amos 9, 13: „Siehe es kommt die Zeit, spricht der Herr, dass der Pflüger wird arbeiten zugleich mit dem Schnitter u. s. w.“ deutet der Vf. von der metaphorischen Ernte, von welcher Jesus Joh. 4, 35 ff. spricht. — In der Erklärung des Jesaias ist der Vf. meistens *Lowth* gefolgt, dessen messianische Erklärungen ihm natürlich willkommen seyn mussten. Gern möchte er für die messianische Auslegung der Propheten, die ihm die allein wahre ist, Liebhaber gewinnen. „Nur der auf den Sohn Gottes gerichtete Blick legt Licht in diese Schriften.“ S. 290 giebt uns der Vf. die exegetische Regel: „die Propheten sagen oft zunächst die nahe Zukunft vorher, und von dieser Höhe der

Digitized by Google

Weiſſagung ſchwingen ſie ſich auf in viel erhabenere Höhe ferner heiliger Zukunft des Meſſias und ſeines Reiches. In der folgenden Stelle (Jeſ. 60), iſt zunächſt von Rückkehr der Iſraeliten aus Babylon die Rede; zugleich aber in höherem Sinne vom Meſſias." — Nach Hiskias Geſchichte und der Darlegung der jeſaianiſchen Weiſſagungen wird die Geſchichte des Tobias eingeſchaltet, alles als buchſtäbliche Wahrheit, und in die Zeit des Königs Manaſſe wird auch die Geſchichte der Judith geſetzt. Mit den Anachronismen dieſer fabelhaften Erzählung iſt der Vf bald fertig, indem er ſie in die Zeit, da Manaſſe in Babylon gefangen war, ſetzt. Die Judith war eine „gottesfürchtige Matrone, vom Geiſte Gottes getrieben, von ihm mit Kraft erfüllt." — In Anführung und craſſeſter Deutung der Orakel Daniels gefällt ſich der Vf. ungemein, und ſo führt er die Geſchichte bis zum babyloniſchen Exil.

Der *vierte Theil* enthält in der erſten Abtheilung des erſten Zeitlaufs ſechſten Zeitraum, die Geſchichte von der babyloniſchen Gefangenſchaft bis zur Geburt Chriſti. Hier wird zuvörderſt Daniel excerpirt, ſeine Weiſſagungen werden weitläuftig commentirt, beſonders die von den 70 Jahrwochen. „Die Erfüllung der Weiſſagung von den 70 Jahrwochen (heiſst es dann) drückt das Siegel auf alle anderen Weiſſagungen Daniels, ja aller Propheten." Wir erhalten ſogar vom Vf. exegetiſche und kritiſche Bemerkungen über Daniel. Von den Worten כי חמודות אתם Dan. 9, 23 vertheidigt der Vf. die Erklärung der *Vulg. vir deſideriorum*, und verſteht ſie vom Gebet: „Daniel war ein Mann des Verlangens, der mit den Armen des Glaubens und der Liebe nach ſeinem Gott auslangt." Auf dieſe ſinnreiche Erklärung wird nachher noch zweymal, S. 94 und 95, zurückgewieſen. Eine andere kritiſche Bemerkung findet man ebendaſelbſt S. 61, wo eine Überſetzung der Vulg. mit der Vermuthung gerechtfertigt wird, ſie möge aus einer Handſchrift geſloſſen ſeyn. — In Zacharias und Malachias findet der Vf. groſse Ausbeute meſſianiſcher Prophezeihungen, wie natürlich. Beyläufig werden wir belehrt, daſs Matth. 27, 9 aus Verſehen eines Abſchreibers *Jeremias* ſtatt *Zacharias* geſetzt worden ſey. — Die Geſchichte von der Eſther wird nicht nur als wörtlich wahr nacherzählt, ſondern auch aus den Stücken in Eſther ergänzt, und mit der übrigen Geſchichte in pragmatiſchen Zuſammenhang geſetzt. So wird Nehemia durch Mardochai oder Eſther als Mundſchenk des Königs angeſtellt. Wo Schwierigkeiten ſind, da hebt ſie der Vf. mit einem: *genug Gott wollte*" u. ſ. w. — Nachdem die Quellen der Bücher Eſra und Nehemia ausgehen, folgt der Vf. dem Joſephus, worüber er ſich ſo erklärt: „Bisher wandelten wir auf ſicherem Pfade, von heiligen Schriftſtellern. Während eines Zeitraums von 230 Jahren nämlich bis zur Zeit, mit welcher die Geſchichte der Makkabäer anfängt, müſſen wir uns genügen laſſen an menſchlichen Zeugniſſen. Wir wandeln nicht mehr im Tageslichte, ſondern im Scheine menſchlicher Fackeln, welche ſich oft trüben, manchmal irre führen, manchmal erloſchen. Doch verlaſst denn auch hier uns nicht alles Licht des Himmels. Wie Sterne leuchten uns die Weiſſagungen heiliger Propheten, beſonders des Daniel" u. ſ. w. Auf dieſe wird dann im Verfolg der Geſchichte fleiſsig zurückgewieſen. Dem Joſephus wird nun gerade ſo nacherzählt, wie vorher der Bibel, doch mit Rückſicht auf die Profanhiſtoriker. Obſchon mit einigen Zweifeln, wird die Legende von Alexanders Einzug in Jeruſalem geglaubt. Uns wundert, daſs die Inſpiration der LXX aufgegeben wird, S. 244, wie inconſequent, beſonders in Abſicht auf das N. T. und die Vulg., wollen wir nicht auseinander ſetzen. Die Geſchichte ſchlieſst mit Herodes letzter Zeit. „Noch ehe er ins Grab ſank, ſollten neue Schrecken ihn erſchüttern, Schrecken vor einem Kinde, das in einer Krippe weinte zu Bethlehem." Die zweyte Abtheilung (welche nachgeliefert werden ſoll) enthält die Beylagen: 1) von den Religionsſpaltungen und verſchiedenen Schulen bey den Iſraeliten; 2) Verſuch einer Abhandlung über die göttliche Eingebung der deuterokanoniſchen Bücher; 3) über das Buch Eſther, deren Geiſt und Gehalt die Leſer ſich leicht nach dem vorigen denken können.

Rechneten wir blos auf theologiſche Leſer: ſo hatten wir uns dieſen Auszug erſparen können; es wäre genug geweſen zu ſagen: dieſe Geſchichte der Religion Jeſu iſt nichts als eine bibliſche Chronik mit dem craſſeſten Köhlerglauben buchſtäblich nacherzählt, und mit typologiſch-myſtiſch-allegoriſch-erbaulicher Exegeſe aufgeſtutzt. Sie enthält nichts, was nicht ſchon dageweſen wäre, was nicht die Kirchenväter, die Coccejane u. a. ſchon ausgeheckt. Allein zum Glück iſt das Alte für Viele, ſelbſt Theologen, deren Pflicht es nicht iſt, in altem theologiſchem Wuſt herumzuwühlen, wieder neu geworden, und ſodann rechneten wir auch auf ein allgemeineres Publicum, als das theologiſche; und in dieſer Hinſicht muſsten wir den Wahnſinn kenntlicher machen, als durch blofse allgemeine Beſchreibung.

Überſchaut man dieſen dürftigen, gemeinen Inhalt: ſo glaubt man ſicher darauf rechnen zu können, in den *Beylagen*, die jedem Bande beygegeben ſind, mehr Ausbeute zu finden. Viel Materialien ſind zwar hier zum Theil aufgehäuft, aber etwas Neues und Originelles ſucht man vergebens, geſchweige denn etwas Wahres. Der *erſte Theil* enthält fünf Beylagen. In der *erſten*, über die Nichtigkeit der wider die Zeitrechnung der heil. Schrift vorgebrachten Einwürfe, werden beſonders die aus der Naturkunde hergenommenen Einwürfe gegen die Kürze der bibliſchen Zeitrechnung widerlegt mit Hülfe des rechtgläubigen *Deluc*. Die *zweyte* über die Sündfluth, ſucht zu beweiſen, daſs die Sündfluth allgemein geweſen, und in der Mythologie aller Völker vorkomme, ſo wie auch Noah, der nichts anders iſt, als der indiſche Menu, der chineſiſche Fohi, der chaldäiſche Dennes, der ägyptiſche Oſiris, der griechiſche Deukalion, der italiſche Saturn, und vor ihm der italiſche Janus. Es wird hier nach dem ſehr willkommenen Vorgange von William Jones u. a. alles aufgerafft, was ſich nur irgend mit den bibliſchen Vorſtellungen vergleichen läſst. So lange die indi-

Digitized by Google

ſche Mythologie nicht kritiſch unterſucht, und die verſchiedenen Zeiten geſchieden ſind, hat man wohl eben ſo viel Recht, mit unſerem Vf. das Indiſche aus dem Bibliſchen, als dieſes aus jenem herzuleiten; und bis uns das gute Glück einen kritiſchen Kopf für die indiſchen Unterſuchungen ſchenkt, wird man dem Spiel der Willkühr wohl ruhig zuſehen müſſen. — Die *vierte* Beylage über die Quellen der morgenländiſchen Überlieferungen hat den Zweck, „*unbefangene* Leſer zu überzeugen," daſs alle Religionsbegriffe unter den Menſchen aus dem Morgenlande ihren Urſprung haben, und daſs die Überlieferungen des Morgenlandes uns gerade zu auf Noah zurückführen. Die *fünfte* über die Spuren früher Überlieferung von Geheimniſſen der Religion Jeſu Chriſti ſoll zeigen: „daſs auch von den beiden gröſsten Geheimniſſen der Religion Jeſu Chriſti, von dieſem göttlichen Mittler zwiſchen Gott und uns, und von der Lehre der heil. Dreyeinigkeit, viele und deutliche Spuren bey den heidniſchen Völkern gefunden werden." Die Art, wie dieſs gezeigt wird, iſt eben ſo bequem als fruchtbar; ſie iſt dieſelbe, wie Gen. 1 die Dreyeinigkeit dargethan wurde. Man erlaſſe uns, Proben zu geben! — — Der *zweyte Theil* enthält wieder fünf Beylagen, unter denen die *zweyte* über den Glauben der Erzväter und der Iſraeliten an ein Leben nach dem Tode auf einige Augenblicke Rec. Neugierde erregte, indem er ſich nicht ſogleich erinnerte, daſs er einen Schriftſteller vor ſich habe, der aller Vernunft entſagt zu haben ſcheint. Die Gründe des Vfs. für den Glauben der Iſraeliten an ein Leben nach dem Tode, beſtehen hauptſächlich in Fragzeichen. Die frommen gläubigen heiligen Erzväter und Iſraeliten ſollten nicht an die Unſterblichkeit geglaubt haben? Das iſt nicht zu denken! Siehe da die Argumentation des Vfs. Ja, ſogar in den Prediger weiſs er den Unſterblichkeitsglauben hineinzubringen. — — Der *dritte Theil* hat drey Beylagen, wovon die *erſte* über die Pſalmen eine Einleitung und Charakteriſtik derſelben geben ſoll, aber nichts weiter enthält, als einige erbauliche fromm äſthetiſirende Bemerkungen, und die Zergliederung der meſſianiſchen Pſalmen — lauter Dinge, die wir uns denken können. Unter den wenigen kritiſchen Bemerkungen war Rec. das am merkwürdigſten, daſs der Vf. die Maſorethen in Eſras Zeit ſetzt, und den apokryphiſchen 151 Pſ. dem David als Jüngling zuſchreibt. Die *zweyte* handelt von den h. Schriften Salomo's, und es iſt weiter nichts als conſequent, daſs das Hohelied im doppelten Sinn genommen wird, als Brautlied der Vermahlung Salomos und der Vermahlung Jeſu Chriſti mit ſeiner Kirche. Die *dritte* und letzte Beylage über Israels Glück und Würde, ſetzt dem ganzen Werke die Krone auf. Israel wird über alle Völker erhaben, ſelbſt über die Griechen, vrgl. S. 363. Wie tief kann ein edler und kräftiger Geiſt ſinken! Wer von Jugend auf das verzehrende Gift der Frömmeley genoſſen, der kann wohl ſo unglücklich ſeyn, die kränkelnde, engbrüſtige, formloſe Natur des Judaismus dem lebendigen, heitern, geſtaltvollen Leben der Griechen vorzuziehen; die Krankheit iſt ihm zur Natur geworden: wie man aber nach einem langen Leben edler und ſchöner Art in ſolche Verdüſterung ſinken könne, wäre unbegreiflich, wenn die Geſchichte nicht genugſam die verderbliche Gewalt der Schwärmerey und Superſtition beurkundete.

Mit dieſer Anzeige würden wir ganz die Pflicht der Kritik erfüllt haben: denn die Abgeſchmacktheit und der Unſinn braucht nur vorgezeigt, nicht beurtheilt zu werden; und wir halten es für verlorene Mühe, den Inhaber derſelben eines Beſſern belehren zu wollen. Wir müſſen aber noch Hn. *Schlegels* Kritik in den *Heidelberg. Jahrbüchern* darüber hören.

Hr. *Schlegel* tadelt ebenfalls, daſs der Vf. zu oft ſeinen Zweck, das Analoge und Vorbereitende des Chriſtenthums herauszuheben, aus den Augen verloren habe, auch rügt er beſonders die Vorbeylaſſung ſo vieler Typen; dieſen Zweck ſelbſt aber, und dieſe Behandlungsart der altteſtamentlichen Geſchichte preiſst er über die Maſse, und er iſt dreiſt genug, die typologiſch-allegoriſche, von ihm ſymboliſch genannte Auslegungsart vor der jetzt gewöhnlichen grammatiſch-hiſtoriſchen geltend machen zu wollen. „So viel ſey klar, und müſſe Jedem einleuchtend ſeyn, der nur nicht ganz fremd ſey im orientaliſchen Geiſte: das A. T. habe einen geheimen Sinn, den das, woran die Meiſten einzig ſich halten, nur wie die harte Schaale umſchlieſse." Es komme nun darauf an, den Schlüſſel zu finden; nicht ganz ungeneigt iſt er, ihn in der Kabbala und bey Muhammed zu ſuchen; indeſſen am ſicherſten finde man ihn bey den Kirchenvätern, an dieſe müſſe man ſich halten; „und er iſt überzeugt, daſs, wenn dieſs nur mit hinreichender Kenntniſs und Einſicht unternommen, und alles Einzelne nach dem Geiſt des Ganzen geordnet und zuſammengeſtellt würde, ein Gebäude und ein Ganzes von bibliſcher Auslegung vor uns ſtehen würde, das durch ſeinen inneren Zuſammenhang und ſeine Feſtigkeit ſelbſt die Gegner des Chriſtenthums und die Gleichgültigen in Erſtaunen ſetzen möchte."

Allerdings würden wir über die Feſtigkeit und den Zuſammenhang eines Gebäudes erſtaunen, das ohne Fundament und Verbindungsmittel aufgebaut ſeyn würde! — Über die typiſch-allegoriſche Auslegungsart iſt vor dem Richterſtuhl der Vernunft längſt der Stab gebrochen, und wir haben nicht nöthig, uns gegen einen ſolchen Beſtreiter auf eine Vertheidigung der neueren Exegeſe einzulaſſen. Indeſſen da jene Machtſprüche in einem theologiſchen Journal ſtehen, und junge Leute ſich dadurch verführen laſſen könnten: ſo erlauben wir uns ſo viel. Die typologiſch-allegoriſche Auslegungsart iſt durchaus eine Sache der Willkühr und auf keine Geſetze gegründet. Man kann eben ſo gut alles als nichts vorbildlich erklären, es kommt nur auf eine gute Combinationsgabe und auf den guten Willen an, das, was nicht paſst, wegzulaſſen. Manche Typen, wie z. B. die Opfer, haben allerdings einen reellen Zuſammenhang mit dem Vorgebildeten, weil beide in Einer Idee und Vorſtellung ihren Grund haben; allein die Opfer waren nicht um des Verſöhnungstodes Chriſti willen da, ſondern dieſer um jener willen, d. h. die Opfertheorie war Entſtehungsgrund der Verſöhnungslehre. Ein ähn-

Digitized by Google

licher Cauſalzuſammenhang findet ſich bey manchen hiſtoriſchen Typen. Die wahre Typologie würde die Unterſuchung ſeyn, welche Vorſtellungen und Mythen ſich im A. und N. T. zugleich finden, und wie ſie verſchieden angewandt und potenzirt ſind. Hienach iſt Moſes in der That und Wahrheit Vorbild Jeſu. Jede andere Typologie aber iſt Phantaſterey und Gaukelſpiel, und kann nur mit Mangel an Logik beſtehen. Nun iſt die Frage: kann die Religion Vortheil vom Unverſtand ziehen, ſoll ſie einen Bund ſchlieſsen mit der Unwahrheit? Wenn wir auch nicht die Religion als die Mutter und Freundin aller Wahrheit anſehen müſsten, wenn wir ſie auch für eine ſüſse glückliche Täuſchung halten wollten: ſo müſste denn doch eine ſolche Täuſchung, wenn ſie glücklich ſeyn ſollte, *von Beſtand* ſeyn; wie kann aber das beſtändig ſeyn, was auf Vorſtellungen ruhet, die ein einziger Verſtandesblick über den Haufen wirft? So lange uns alſo Hr. *Schlegel* nicht eine Theorie der ſymboliſchen Auslegungsart giebt, die auf den nothwendigen und allgemeinen Geſetzen des menſchlichen Verſtandes ruhet, wollen wir uns zu Ehren der Religion an die grammatiſch-hiſtoriſche Auslegungsart halten, welche auf ſichere Sprach- und Denk-Geſetze gegründet iſt. — Allerdings ſind wir mit Hn. *Schlegel* der Meinung, dafs das A. T. mit dem N. T. in Beziehung geſetzt werden müſſe; aber nicht ſo, dafs dieſes in jenes hineingetragen, ſondern dafs es aus jenem erklärt werde, dafs man zeige, wie im Judaismus die Keime des Chriſtenthums liegen, wobey aber eben ſo ſehr der Unterſchied beider Religionen bemerkbar gemacht werden muſs. Bey einer ſolchen Behandlungsart dürfte man freylich nicht von dem *Schlegel*'ſchen Satz ausgehen, dafs die Dreyeinigkeit die Grundlehre des Chriſtenthums ſey, denn ſonſt würde man wenig Chriſtenthum im A. T. finden.

Hn. *Schlegels* Würdigung des Katholicismus und Proteſtantismus in jener Recenſion, die ohne „parteyiſche Vorliebe" für erſteren ſeyn ſoll, gehört nicht hieher; nur begreifen wir nicht, wie Jemand unparteyiſch über zwey Religionen urtheilen könne, deren eine er der anderen durch öffentlichen Übertritt vorgezogen hat. Seine Unparteylichkeit giebt ſich übrigens in dem, von ſeiner jetzigen Denkweiſe ſehr merkwürdig zeugenden, Ausſpruch zu erkennen, dafs nach „dem erſten Grade aller lebendigen Erkenntniſs, der Erkenntniſs des Guten und Böſen, es nur zwey Religionen gebe: die eine wahre, ewig unwandelbare, deren unvergängliche und heilige Form zugleich durch ihr Weſen beſtimmt iſt; und die falſche, welche einmal beſiegt in immer anderen Formen wieder erſcheint", von denen denn die erſte ohne Zweifel der Katholicismus iſt, wenn der Satz nämlich einen Sinn haben ſoll, und Hr. *Schlegel* nicht gegen ſich ſelbſt ſpricht. † † †

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Leipzig*, b. Gräff: *Anti-Stolberg, oder Verſuch, die Rechte der Vernunft gegen F. L. G. zu Stolberg zu behaupten, in Beziehung auf deſſen Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti*, von M. *Heinr. Kuhard*, Prof. in Lübeck. 1808. 70 S. gr. 8. (12 Gr.)

Dieſe Schrift giebt ihren Zweck ſattſam durch den Titel zu erkennen. „Um ſeiner Kritik jeden Anſtrich gehäſſiger Parteylichkeit zu benehmen, und ſich mit jedem unbefangenen Leſer auf den Standpunct einer ſicheren Beurtheilung zu erheben", ſchickt der Vf. einige Ideen über Religion und Religionsgeſchichte voraus. Zuvörderſt giebt er einen Überblick über die mannichfaltigen Äuſserungen und Entſtehungsarten der Religion, und wie dieſe alle in Einem Gefühle und Einer Denkart mehr oder weniger zuſammenſtimmen, welche er die einzig wahre Religion, nennt und ſo beſchreibt: „die lebendige Überzeugung vom Daſeyn eines Weltſchöpfers und Weltregierers, begleitet von dem Gefühl unſerer Abhängigkeit, von den Empfindungen der Ehrfurcht, des Dankes und der Liebe, und ſo wirkſam auf unſer Verhalten, dafs wir mit freudigem Gehorſam, feſt glaubend an die Harmonie des Pflichtgebotes mit dem göttlichen Willen, unſerer vernünftigen Beſtimmung gemäfs leben. Dieſe wahre Religion (die verſchieden ſey von jeder benannten) ſtelle Chriſtus durch Lehre und That auf das vollkommenſte dar; nach Jeſu Lehre und im Geiſte Jeſu handeln, oder wahrhaft religiös ſeyn, ſey im vollkommenſten Sinn gleichbedeutend; und in dieſem Sinne habe es alſo auch ſchon vor Chriſtus (ſubjectiv) chriſtliche Religion gegeben, und ſo könne man auch die Geſchichte der Religion Jeſu in Zeiten, die weit über dieſen Göttlichen hinausreichen, anfangen." Eine ſolche Geſchichte der Religion Jeſu ſey aber wegen des ſubjectiven Charakters ihres Gegenſtandes in ihrem wahren Umfang unmöglich, und habe der Graf *St.* ſie dennoch liefern wollen: ſo hatte er nicht nur vieles aus der bibliſchen Geſchichte und ſeinen Bemerkungen darüber auslaſſen, ſondern auch das Heidenthum durchaus nicht ausſchlieſsen müſſen, indem mancher Grieche eben ſo chriſtlich gelebt habe, als Abraham und Jakob; habe er aber unter einer Religionsgeſchichte den Urſprung und Fortgang der dem Verkündiger des Chriſtenthums eigenen Wahrheiten verſtanden: ſo ſey ſein mit Adam beginnendes Buch von Anfang bis zu Ende eine dem Titel widerſprechende Arbeit." Dieſs ſucht nun der Vf. im Folgenden durch eine nähere Beleuchtung des *Stolberg*'ſchen Werkes zu beweiſen. Dafs ihm dieſer Beweis gelungen ſey, werden unſere Leſer ohne Weiteres glauben. Hr. *K.* laſst ſich auch in die Kritik einzelner Darſtellungen und Betrachtungen des Gr. *St.* ein mit einer Geduld und Condeſcendenz, die wir beynahe tadeln müſſen, da es faſt ſcheinen möchte, als hätte man viel von dem *Stolberg*'ſchen Unſinn für die Wahrheit zu fürchten. Sehr gut iſt es, dafs er ihn gewöhnlich *ad abſurdum* führt, wie z. B. in Anſehung der Behauptung, dafs Gott dem erſten Menſchen die Sprache verliehen habe S. 31 ff. Die Art der Widerlegung iſt die einzige, die man ſich gegen Menſchen dieſes Schlages erlauben darf. S. 60 ff. giebt der Vf. einen kritiſchen Überblick über das *Stolberg*'ſche Werk, und beurtheilt dabey ſehr treffend die Zufälligkeit der Auslegungs- und Behandlungs-Art des A. T., welche demſelben zum Grunde liegt. Er zeigt, dafs vieles im A. T. nicht nur keine vorbildliche, ſondern überhaupt gar keine Beziehung auf das Chriſtenthum leide, und dafs ſich im A. T. gar nicht der Plan der göttlichen Erbarmung finde, den Gr. *St.* darin finde. So fragt er ſehr treffend: „Hätte nicht eine frühere Erſcheinung des Göttlichen (Jeſu), der doch gekommen war, die verlorenen Schaafe des Hauſes Iſrael zu erretten, dem Sündenfalle vorbeugen können?"

Wir loben an dieſer recht gut gerathenen Schrift liberales, vorurtheilfreyes Nachdenken über die Religion, nicht ſo leer und kalt, wie es noch vor kurzem Mode war, und auch fern von Myſticismus und Phantaſterey, Deutlichkeit und Präciſion der Begriffe und Gewandtheit des Vortrags. Wenn das *Stolberg*'ſche Werk noch mehrere ſolche gute Arbeiten veranlaſst: ſo können wir uns um ſo leichter über ſeine Erſcheinung tröſten. Man wird doch erinnert, dafs es noch Männer giebt, welche der giftige Dunſt der neueſten Schwärmerey nicht umnebelt hat.

† † †

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 FEBRUAR, 1809.

JURISPRUDENZ.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Einleitung in den Codex Napoleon*, von Dr. *J. A. L. Seidensticker*, herzogl. sachs. weimar. Hofr. und ord. Prof. der Rechte zu Jena u. s. w. 1808. XVI u. 512 S. 8. (2 Thlr.)

Durch die Errichtung des rheinischen Bundes unter dem Schutze des erhabenen Beherrschers von Frankreich wurde das Studium der Gesetzgebung dieses Staates für Deutschland eine wichtige Aufgabe der Literatur, und, im höchsten Sinne des Worts, eine Angelegenheit der Politik und der Menschheit. Auf die Frage, ob die Aufnahme eines durch seinen inneren Werth und durch den Namen des grössten Mannes des Jahrtausends unvergesslichen Codex zum Civilgesetzbuch aller Bundesstaaten möglich und wünschenswürdig sey, — richtete sich die Aufmerksamkeit des Staats- und Geschäfts-Mannes, des Gelehrten und des Bürgers. Sie wurde, nach den Verschiedenheiten des Interesse und der Leidenschaften, sehr verschieden beantwortet. Doch vermehrten die bisherigen Antworten nur die öffentliche Verlegenheit. Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er sie — bis auf sehr wenige Ausnahmen — für das Geschrey unberufener und zudringlicher Consulenten erklärt. Wer in einer Angelegenheit von so hoher Wichtigkeit als Rathgeber der Nation auftreten und ihr Zutrauen in Anspruch nehmen will, muss vor allen Dingen zeigen, dass er genau weiss, wovon die Rede ist. Er muss seine Kenntniss der Civilgesetzgebung und Jurisprudenz beider Nationen beurkunden, die herrschenden Gesichtspuncte jeder Civilgesetzgebung im Verhältniss zur öffentlichen Verfassung gerecht würdigen, die verlangte neue Ordnung der zu verdrängenden alten vollständig gegenüberstellen, und Vortheile und Nachtheile gegen einander sorgfältig abwägen. Vor allen Dingen muss er die Lichtpuncte auffassen, aus welchen beide Gesetzgebungen gemeinschaftlich hervorgegangen sind; er muss das Subjective der französischen und deutschen Jurisprudenz zu einem Object verschmelzen, die trockene Abstraction der letzteren durch die Lebensphilosophie der ersteren beseelen, und, im höheren und besseren Sinne des Worts, den französischen und deutschen Juristen zugleich in sich vereinigen. Mit diesen Foderungen an den Verstand des Rathgebers verbinden sich noch schwerere an seine Neigungen. Er muss seine Nationalität nicht aufopfern auf dem Altar der Convenienz. Eine parteyische Deutschheit muss ihn aber auch nicht ungerecht machen gegen die hohe Geistescultur der französischen Legislatoren. Spricht sich in edleren und besseren Gemüthern — denn gemeine Seelen haben hier ohnedies keine Stimme — Anhänglichkeit an das Hergebrachte als das Misstrauen getäuschter Erfahrung, Liebe für Neuerung dagegen als Apathie gegen geistigen Mechanismus aus: so muss der Rathgeber beide Neigungen mit gleicher Stärke zu bekämpfen wissen. Der Wahrheit muss er seine erste und heiligste Huldigung darbringen, der Klugheit nur untergeordnete Rücksichten widmen, der Gemächlichkeit und Geistesträgheit dagegen gar kein Gehör schenken.

Erfüllte unter den zahllosen Verfassern der Flugschriften, welche seither für und wider die Einführung des Codex Napoleon in den Staaten des Rheinbundes erschienen sind, auch nur eine diese Foderungen? — Als im J. 1803 der *Code civil des Français* im deutschen Publicum bekannt wurde, fand er die ungünstigste Aufnahme. Eine Art von Nationaleifersucht belebte die juristischen Schriftsteller. Preussens Gesetzbuch wurde überall als Spiegel legislatorischer Vollkommenheit den angeblichen Mängeln des *Code civil* gegenüber gestellt. Eines der bekanntesten literarischen Institute überraschte die öffentliche Meinung durch eine, Gründlichkeit und Freymüthigkeit affectirende, unter einem Gewande von Fleiss und Selbststudium tiefe Unkunde verhüllende Kritik. Sie liess der Weisheit der französischen Gesetzgebung keinen Schatten von Gerechtigkeit widerfahren, und war fast die einzige Quelle, aus welcher das gebildete deutsche Publicum seine Vorstellungsarten vom Inhalt des *Code civil* schöpfte. — Der pariser Vertrag vom 12 July 1806, die Schlachten von Jena und Friedland, der tilsiter Friede führten nach und nach jenes Gesetzbuch aus dem Gebiete der blossen wissenschaftlichen Speculation deutscher Gelehrten in das Feld der Empirie; es wurde im Herzen von Deutschland in das wirkliche Leben verpflanzt. Durch eine erhabnere Benennung wurde es zum künftigen Codex der gebildeten Welt eingeweiht. Jetzt änderten sich die Meinungen der Journalisten; keiner wagte es mehr, Unvollkommenheiten und Mängel am C. N. wahrzunehmen. Als wenn einzelne Fehlblicke der französischen Staatsbehörden, im Fach der Gesetzgebung, Napoleons Glorie verdunkeln, als wenn dem Herrschergenie, welches sich für den Beschützer und Freund aller liberalen Ideen erklärt hatte, das knechtische Lob unwissender Journalisten gefallen, oder die ernste und gründ-

Digitized by Google

liche Unterſuchung der Philoſophie beleidigen könnte! Jetzt wurde die ſchleunigſte Verbreitung des C. N., als der Anfang der Rückkehr des goldenen Zeitalters, herbeygewünſcht. Der Stimme des Politikers widerſprach laut die Stimme des Routiniers, der Dikaſterialmenſchen, der Leute, welche lieber den menſchlichen Geiſt im Schlamme des Hergebrachten und Gemeinen vermodern laſſen, als ihre ſtarren Denkorgane mit einer einzigen neuen Idee befreunden möchten. Sie verabſcheuten eine Veränderung, welche ſie aus dem Schlummer der Geiſtesträgheit zu wecken drohte. Um den eigentlichen Inhalt des neu einzuführenden Geſetzbuchs bekümmerten ſich beide Theile nicht. Den wahren Gegenſtand ihrer Lobpreiſsung oder ihres Abſcheues kennen zu lernen, war ihre letzte Sorge. Die Lobredner der Einführung des C. N. hielten ſich für ſehr unterrichtet, wenn ſie wuſsten, daſs er die Ehe für einen bloſsen bürgerlichen Contract erkläre. Die Widerſacher dieſer Einführung nahmen zu dem Gemeinplatz ihre Zuflucht, daſs ein fremdes Geſetzbuch und Frankreichs Inſtitute nicht auf deutſche Denkart paſsten. Wenn ſie zum Belege dieſer Behauptung das Verbot der Subſtitutionen angeführt hatten: ſo verhüllten ſie unter einem vornehmen *und ſo weiter* ihre Unkunde aller übrigen Abweichungen. Bey dieſer Art zu ſtreiten, rückte man der Aufklärung des eigentlichen Streitpuncts um keine Linie näher. Das nach Belehrung ſeufzende Publicum wurde über ſein Intereſſe und die Vater des Volks und ihre Stellvertreter wurden über die zu treffende Wahl nicht orientirt.

Die Erſcheinung einer Reihe von Schriften über den eigentlichen und vollſtändigen Inhalt der Civilgeſetzgebung Frankreichs iſt unter dieſen Umſtänden eben ſo wohlthätig als wichtig. Der ſchlechteſten derſelben verdankt das Publicum mehr Aufklärung, als den geiſtvolleſten ohne Sachkenntniſs abgefaſsten Flugſchriften für und wider die Einführung jener Geſetzgebung in Deutſchland. Sie liefert wenigſtens Beytrage zur Inſtruction des bisher von der öffentlichen Meinung ohne Inſtruction abgeurtheilten Nationalproceſſes. Mehrere dieſer Schriften ſind ſogar vortrefflich. Daſs durch ſie die Inſtruction vollendet ſey, ſoll keineswegs behauptet werden. Zum Glück wurde auch die Entſcheidung der wichtigen Frage — wie Rec. aus der zuverläſſigſten Quelle weiſs — von Napoleon dem Groſsen ſelbſt vertagt, und ſcheint jetzt mit der definitiven Organiſation des europäiſchen Föderativſyſtems zuſammenzuhangen.

Unter dieſen Schriften, welche wir in dieſer A. L. Z. der Reihe nach anzeigen werden, verdient unſtreitig das oben aufgeführte Werk den erſten Platz. Es zeichnet ſich vor allen durch höchſt ſeltene und vollſtändige literar. Notizen aus. Es enthält Blicke über den Geiſt und Zuſammenhang der Civilgeſetzgebung mit allen Theilen des Staatsorganismus Frankreichs. Man findet darin in 9 Capiteln: *die Literatur, Geſchichte, Plan und Methode des C. N., Verbindung mit der übrigen franzöſiſchen Legislation, Quellen, Verhältniſs zu den älteren Geſetzen und Rechten, zu den ſupplementariſchen Dispoſitionen und zur Doctrin, und endlich die Geſchichte der Verbreitung des C. N. und Anſichten über die Einführung deſſelben in Deutſchland.* Vorzüglich wichtig ſind das 1, 2, 4. 6 u. 8 Cap. Überall ſpricht ſich deutſcher Fleiſs und ſeltene Beleſenheit in einer anziehenden Darſtellung aus. Oft erhebt ſich der Vf. zu ächt philoſophiſchen Anſichten, wie z. B. S. 242. Rec. glaubt, das Buch deutſchen Geſchäftsmännern als unentbehrliches Hülfsmittel beym vorbereitenden Studium der franzöſiſchen Civil-Geſetzgebung empfehlen zu müſſen. Was der Vf. über die Verbindung des *C. N.* mit der übrigen öffentlichen und Privat-Geſetzgebung, mit der Conſtitution und Organiſation Frankreichs ſagt, über das Verhältniſs deſſelben zu älteren Geſetzen, und namentlich zum römiſchen Recht, über den Einfluſs des *C. N.* auf die Doctrin, und endlich über die Bedingungen der Einführung deſſelben in den Staaten des Rheinbundes: alles dieſs iſt höchſt wichtig, und in mehr als einer Hinſicht neu, obgleich Rec. Anſichten über dieſe vier Gegenſtände ſehr bedeutend von den Anſichten des Vfs. abweichen. Es ſey ihm erlaubt, ſtatt einer trockenen Inhaltsanzeige des Werkes, dieſe Abweichungen hier auszuführen. Es gilt nicht bloſs wiſſenſchaftliche Wahrheit, ſondern öffentliches Wohl und Weh. Das Publicum wird durch entgegengeſetzte Informationen belehrt, und eine vielleicht nahe Zukunft wird entſcheiden, wer den Zuſammenhang der Dinge richtiger beurtheilt habe!

I. Der *C. N.* ſtellt ein aus Frankreichs Staatsverfaſſung hervorgegangenes Privatrecht dar. Der Grundpfeiler deſſelben iſt eine aus republicaniſchen Stoffen geſchaffene Monarchie. Sein Lebensprincip findet ſich in den Elementen der Conſtitution, und in den Formen der Adminiſtration. Frankreichs öffentliche Geſetzgebung wird in einem gewiſſen Sinne durch die Civilgeſetzgebung, dieſe wird aber wieder durch die Adminiſtration, durch die Gerichtsverfaſſung und durch das Notariatsinſtitut organiſirt. Die öffentliche Verfaſſung iſt der Mittelpunct, um welchen ſich Civil-, Criminal-, Policey-, Finanzgeſetzgebung u. ſ. w. wie die Planeten um die Sonne herum bewegen. Der Handlungs-Codex iſt — um das Bild fortzuſetzen — nur der Trabant des *C. N.* Die in Thatigkeit geſetzten Verwaltungsprincipien endlich ſind der lebendige, die ganze Schöpfung durchſtrömende Äther, welcher ihr nicht entzogen werden kann, ohne daſs das Ganze in Nacht und Chaos zuſammenſtürzt. Hatte — um dieſe Anſicht durch einige Beyſpiele zu erläutern — das öffentliche Recht nicht die Kirche aus dem Staat als Staat ausgewieſen: ſo würde das Civilgeſetz über die *actes de l'état civil*, über die Formen und die Auflöſungsarten der Ehen, und über manche andere Gegenſtände, ganz anders verfügt haben. Hätte das öffentliche Recht nicht den die Zukunft beherrſchenden Familienſtolz dem Staatszweck aufgeopfert: ſo konnten die Verfügungen des 530, 896 und 1911 Artikels im *C. N.* keine Stelle finden. Hatte das öffentliche Recht weniger ſtreng die vollziehende von der richterlichen Gewalt geſchieden: ſo erhielten ſicher die

Digitized by Google

Processformen, das Notariatsinstitut und das Nullitätensystem eine durchaus verschiedene Gestalt. Diese grosse Wahrheit ist Hn. *S.* keineswegs entgangen; er hat sie aber nicht klar und lebendig genug aufgefasst und wiedergegeben; am wenigsten hat er sie bey der Darlegung seiner Ansichten über die Einführung des *C. N.* in den Staaten des Rheinbundes gehörig benutzt. Und doch ist gerade in dieser Hinsicht ihre Wichtigkeit gar nicht zu berechnen. —

II. Beurtheilt man das Verhältniss des *C. N.* zu den älteren Gesetzen, und namentlich zum römischen Recht: so vergesse man nie, dass allenthalben und auch bey der Festsetzung dieses Verhältnisses der Geist des öffentlichen Rechts in das Privatrecht hinüberströmte. Vor der Revolution hatte fast jede Provinz ihr eigenes öffentliches Recht. In Bretagne gab es sogar eine eigene ständische Verfassung. In der regenerirenden Flamme der Revolution ging das Particularstaatsrecht der Provinzen unter. Bey jeder neuen Katastrophe wurde immer als oberstes Gesetz der Grundsatz proclamirt, dass die Franzosen nur ein einziges und untheilbares Volk bildeten, oder dass ein und dasselbe öffentliche Recht im nördlichen wie im südlichen, in Ost- wie in West-Frankreich herrsche. Der nämliche Grundsatz wurde im Privatrecht durchgesetzt. Mit der ständischen Verfassung von Bretagne, mit den Privilegien von Artois, Flandern und Hennegau wurden auch Frankreichs 280 *coutumes generales et locales* abgeschafft. Das Gesetz vom 30 Ventose J. 12 drückte dem schon so oft proclamirten Grundsatz das Siegel auf. Wer dieses Gesetz nicht gefasst, wen der hohe Zweck desselben nicht ergriffen hat, kann sich unmöglich das Verhältniss des *C. N.* zum älteren französischen Civilrecht, vorzüglich zum römischen Recht, richtig vorstellen. Der zum *Code Napoléon* erhobene *Code civil des François* enthält, wie schon aus der Benennung desselben hervorgeht, das ganze Civilrecht der ganzen französischen Nation. Er herrscht vollständig, und überall mit gleicher Fülle und Kraft über Frankreich, und über das nämliche Frankreich herrscht gar kein auf geographische Bezirke beschränktes, mit dem, was in anderen geographischen Bezirken gilt, contrastirendes Particularrecht. Den Inhalt des römischen und des vormaligen Gewohnheitsrechts mag immerhin der Richter, bey schweigendem Gesetze, wenn er ausserdem diesen Inhalt für recht und billig hält, befolgen; aber er befolgt ihn nicht als etwas von aussenher Gegebenes, sondern als inneren Vernunftausspruch; er befolgt ihn nicht, weil das Befolgte in einem Buch, sondern weil es in seinem Herzen niedergeschrieben ist; er befolgt ihn nicht als Gebot des Staats, sondern als Nachhall einer inneren Stimme. Darum, aber auch einzig und allein nur darum, öffnen blofs Richterfprüche gegen den *C. N.* selbst, wie er sich in sich selbst und in seinen gesetzlichen Umgebungen und Nachträgen darstellt, nie aber und unter keiner Bedingung Ausfprüche gegen den vom *C. N.* nicht aufgehobenen Inhalt des römischen oder Gewohnheitsrechts den Weg zur Cassation. Denn der Cassationshof erkennt nur im Interesse des Staats und des Gesetzes, er regularisirt die Anwendung desselben durch Frankreich. Wo aber das Gesetz schweigt, hat der Staat keinen positiven äufseren Willen, und der Cassationshof keine Wirksamkeit. Hr. *S.* irrt daher, wenn er S 225 sagt, der *C. N.* enthalte nur einen Theil des Civilrechts, und S. 226, er sey kein eigentliches Gesetzbuch. Wäre er das nicht: so besäfse Frankreich kein vollständiges positives Civilrecht, so wäre noch immer in allen vom *C. N.* nicht regularisirten Gegenständen das römische und Gewohnheitsrecht als Autorität zu befolgen, so würden die Köpfe der Hydra — Particularrecht genannt — trotz dem so oft und so laut ausgesprochenen Willen der Nation — in allen Departements wieder nachwachsen. Noch unrichtiger spricht der Vf. S. 361 von der fortdauernden Gültigkeit des *droit écrit et droit coutumier* neben dem *C. N.* Soll darunter eine Gültigkeit als *raison écrite* verstanden werden: so ist dies, streng genommen, keine eigentliche mit irgend einem äufseren Imperativ verbundene Gültigkeit. Mit gleichem Recht könnte man von der Gültigkeit des Rechts der Chinesen und Hindus in Frankreich als *raison écrite* reden. Würden die Rechte dieser Volker französischen Richtern bekannt, sprächen sie nach ihrem Gewissen und nach ihrer individuellen Überzeugung ewige Wahrheiten der Vernunft reiner und schöner als das römische Recht aus: so würden sie — sobald nicht ein äufseres, den Weg zur Cassation öffnendes Gesetz ihr freyes Ermessen unterjochte — dem hindostanischen Recht sogar vor dem römischen den Vorzug geben müssen. Überhaupt macht man sich von dem Charakter der *raison écrite* eine trübe Vorstellung, wenn man sie für ein Mittelding zwischen Gesetz und individueller natürlicher Billigkeit, oder für Etwas hält, das dem Ermessen des Richters Schranken setzt, ohne ihn doch als Autorität und äufseres Gebot anzusprechen. Es giebt freylich nur eine objective Vernunft; aber in bestimmten Verhältnissen spricht sie sich in jedem Kopf auf ihre eigene Weise aus; überall wo geschriebene Vernunft (*raison écrite*) dem äufseren Gesetz (*loi*) gegenübersteht, kann es nicht fehlen, dass ein Richter da geschriebene Vernunft wahrnimmt, wo der andere Subtilität und geschriebene Unvernunft zu entdecken glaubt. Dem französischen Gesetzgeber konnte dies nicht entgehen, und es ist ihm auch nicht entgangen. Er hielt gewifs die Ausfüllung der Lücken des positiven Gesetzes durch *raison écrite*, oder was eben so viel heifst, die Herabsetzung des römischen und Gewohnheitsrechts, da, wo sich beide mit dem *C. N.* nicht im Widerspruch fanden, zu einer *raison écrite*, für kein Glück. Aber er hielt zugleich die Fortdauer der hundertfaltigen Particularrechte neben dem *C. N.* für ein noch gröfseres Übel. Diesem Übel konnte er auf keinem anderen, als auf dem Wege ausweichen, den er wirklich gewählt hat. Wenn der *C. N.* in einigen wenigen Stellen von anerkanntem Landesgebrauch spricht, wie z. B. Art. 663 u. 771: so geschieht dies

nur bey Servituten, wo örtliche Bedürfnisse der Stadt- und Land-Wirthschaft Abweichungen von allgemeinen Regeln erfodern können. Das Verhältnifs des *C. N.* zum römischen und zum vormaligen Gewohnheits-Rechtläfst sich, nach dieser Ansicht, sehr leicht bestimmen. Zum Theil sind beide in den *C. N.* selbst hinübergeflossen. In so fern haben sie für die Erklärung desselben einen grofsen geschichtlichen, und für die Anwendung einen noch gröfseren philosophischen Werth. Einzige gesetzliche Quelle für Doctrin und Praxis dagegen bleibt der *C. N.* mit seinen gesetzlichen Umgebungen, wozu aber nie und in keinem Fall weder das vormalige *droit écrit* noch das *droit coutumier* gehören. An einen anderen äufsern Imperativ ist der Richter nicht verwiesen. Wo der Buchstabe dieser Gesetzgebung verstummt, spricht sie noch in ihren Principien. Verlassen auch positive Principien den Richter, dann erst soll er dem in ihm selbst vorhandenen inneren Imperativ, seiner natürlichen Vernunft, aber auch ihr allein folgen. Findet dieser Götterfunke in ihm selbst nicht Nahrung genug: so bleibt es ihm zwar unverwehrt, in den Schätzen des Alterthums, in den Ausspräuchen des vormaligen *droit écrit* und *coutumier* Belehrung und Aufklärung zu suchen. Was er indessen hier gefunden hat, bildet so wenig, als was er in sich selbst fand, eine künftige Praxis, es bleibt der äufseren Autorität fremd, es bahnt eben deswegen nie den Weg zu der nur für d. Aufrechthaltung des Gesetzes wachenden Cassation.

III. Was der Vf. S. 401 — 442 vom Verhältnifs des *C. N.* zur Doctrin sagt, ist sehr wahr. Der grofse Vorzug des französischen Civil-Codex vor allen bisherigen Gesetzbüchern liegt gerade in diesem Verhältnifs. Der *C. N.* stellt nur allgemeine positive Regeln, nur herrschende Principien dar. Die Ausbildung derselben fällt der Doctrin anheim; ihre Erklärung mufs in der vom Gesetz unzertrennlichen Discussion gesucht werden. Die ganze Fülle so oder anders zu ziehender Folgesätze findet sich hienach in der Schule, in der Lebensphilosophie, in der Praxis. Aber gerade die formelle Schönheit der Fassung des *C. N.* hat einige materielle Fehler des Inhalts desselben herbeygeführt. Sie müssen in einem Staate, in welchem erst von der Aufnahme des *C. N.* die Rede ist, sorgfältig geprüft, und zur Sprache gebracht werden. Rec. will hiemit Folgendes sagen. Wenn die Gesetzgebung, wie es im preufsischen Landrecht geschehen ist, der Schule vorgearbeitet hat; wenn sie das ganze Detail der Doctrin und alle consectarischen Normen derselben in das Gesetz selbst niederzulegen, fast alle möglichen Fälle schon dem Buchstaben nach darin zu entscheiden strebt: so hat sie — freylich nicht mit dem Blick des Genies — aber destomehr mit dem Auge der rationellen Empirie das Gesetz in seinen Wirkungen durchschaut. Für die Wissenschaft hat eine solche Gesetzgebung freylich nicht gesorgt. Der Selbstthätigkeit der philosophischen Construction bietet die Form ihrer Darstellung keine Nahrung dar. Das Gedächtnifs erliegt und die Speculation erstickt unter dem kleinlichen Detail. Hätte das preufsische Landrecht in Deutschland allgemeine Herrschaft erlangt: so würde die Jurisprudenz des Civilrechts gar bald in das Gemeine und Gedankenlose herabgesunken seyn. Dagegen gewährt diese nämliche Form den Vortheil, dafs der Gesetzgeber nicht blofs den scientifischen Standpunct, von dem er ausgegangen ist, sondern auch den empirischen Wirkungskreis, in welchen er die Praxis führt, weit klarer übersieht. War jener unrichtig gewählt: so verwickelt er sich in seinen consectarischen Folgen. Die Unmöglichkeit, weiter zu kommen, nöthiget ihn zur Rückkehr auf seinen eigenen Pfad und zur Umbildung des allgemeinen Grundsatzes. Wer dagegen, wie die Vff. des *C. N.*, sich auf die Festsetzung des allgemeinen Grundsatzes beschränkt, kann, indem er der Wissenschaft eine freye Thatigkeit sichert, der Gefahr manches Fehlblicks nicht entgehen. Auch der Blick des Genies ist subjectiv und endlich. Er kann den ganzen Horizont des Objectiven und Realen nicht umfassen. Es giebt für die Gesetzgebung untergeordnete und höhere Foderungen der Humanität und Billigkeit. Jene müssen diesen, nie diese jenen aufgeopfert werden. Wenn indessen der Gesetzgeber, von untergeordneten Foderungen lebendig ergriffen, sie genialisch und wahr im Gesetz ausspricht, das Daseyn höherer dagegen nicht ahndet: so ist ein Fehlblick unvermeidlich. Von welcher menschlichen Gesetzgebung wird man behaupten mögen, dafs sie davon frey geblieben sey? Gewifs am wenigsten von derjenigen, welche nur das Allgemeine, nicht das Abgeleitete sanctionirt, und jenes durch sich selbst, nicht durch dieses rechtfertiget. Es kann seyn, dafs die Erfahrung den Fehlblick erst spät oder selten zur Sprache bringt. Es kann seyn, dafs ihn eine Menge anderer Einrichtungen wieder in scheinbare Harmonie mit der menschlichen Natur und mit den obersten Foderungen der Billigkeit setzen. Aber — aus dem Schoos der Zeit entwickeln sich täglich neue Thatsachen; die verschlungenen Verhältnisse des Lebens gestalten sich täglich zu neuen Formen; was in sich mit den höheren Principien des Rechts nicht übereinstimmt, wird durch Umgebungen eine verhüllte Unvollkommenheit, welche aber doch immer — Unvollkommenheit bleibt, wenn schon die Erfahrung sie seltener sichtbar werden läfst. Rec. glaubt den hohen gesetzgeberischen Geist, welcher im *C. N.* weht, nicht zu verkennen, wenn er behauptet, dafs sich darin Unvollkommenheiten dieser Art finden. Er gesteht ein, dafs sie durch Einrichtungen, welche der französischen Administration eigen sind, gemildert werden. Allein er kann doch dem Wunsch, dafs es der Milderung nicht möchte bedurft haben, nicht widerstehen; am wenigsten kann er den Gedanken unterdrücken, dafs ein Regent, welcher das Gesetz, ohne die organische Umgebung desselben, buchstablich einführen wollte, für das Wohl seines Volks höchst stiefväterlich würde gesorgt haben. Dieis soll durch einige Beyspiele erläutert werden.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 FEBRUAR, 1809.

JURISPRUDENZ.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Einleitung in den Codex Napoleon* von Dr. *J. A. L. Seidenſticker* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stuck abgebrochenen Recenſion.)

Das römiſche Recht unterſcheidet die Perfection von der Conſumation des Contracts. Mit jener geht in den dazu geeigneten Fallen Gefahr und Vortheil des Gegenſtandes des Contracts über. Der Uebergang des Eigenthums dagegen iſt an die zur Conſumation des Contracts gehörende Tradition geknüpft. Der C. N. dagegen knüpft Art. 938, 1138 und 1583 an die Perfection des Contracts die Folgen der Conſumation; er laſst, ohne Tradition zu fodern, das Eigenthum mit der Abrede ſtillſchweigend in allen den Fallen übergehen, in welchen das römiſche Recht bloſs den Vortheil und die Gefahr des Objects des Contracts überträgt. *Jus in rem* und *jus in perſonam* werden dadurch in gewiſſer Hinſicht identificirt, und die rechtlichen Folgen des erſteren an die bloſse Entſtehung des letzteren geknüpft. Man ſieht ſehr wohl, daſs der Geſetzgeber hiebey von einer Anſicht des natürlichen Rechts ausgegangen iſt. Er hielt den Grundſatz: *caſum ſentit dominus* für ein oberſtes Princip, und die Abweichung davon, die Feſtſetzung einer Regel, nach welcher Gefahr, ohne Eigenthum, übergeht, für Unrecht. Rec. will hier nicht wiederholen, was anderwärts über dieſen Gegenſtand ſchon geſagt worden iſt; er glaubt ſogar, daſs die Aufhebung jener Regel eine neue Geſetzgebung nicht entſtellen würde, und findet in ſo weit an der franzöſiſchen Geſetzgebung nichts zu tadeln. Dagegen glaubt er nicht, daſs dieſe nämliche Aufhebung auf Koſten des *jus in perſonam* zum Vortheil des *jus in rem* hatte geſchehen ſollen. Das *jus in perſonam* findet ein beſtimmtes, mit ſeinen Handlungen und Verhältniſſen wohlbekanntes Subject. Auf die Heilighaltung deſſelben iſt ein Theil der Civilgeſetzgebung gebaut; ſie iſt die unerlaſsliche Bedingung der Sicherheit des Lebensverkehrs. Das *jus in rem* dagegen trifft den unſchuldigen Dritten, es untergräbt häufig die Möglichkeit der Realiſirung des *jus in perſonam*; es hebt die durch die Heilighaltung des letzteren beabſichtigte Sicherheit des öffentlichen Glaubens auf. Die neueren Geſetzgebungen hielten es deſshalb in Colliſionsfällen für rathſamer, das *jus in rem* dem *jus in perſonam* aufzuopfern, als umgekehrt. Ja, es läſst ſich ſogar eine Civilgeſetzgebung, welche gar kein *jus in rem* kennt, in vollkommener Harmonie mit der menſchlichen Natur denken; eine Civilgeſetzgebung ohne *jus in perſonam* dagegen würde als ein Ungeheuer ſich in ſich ſelbſt vernichten. Nach dieſer Anſicht ſollte die jedesmalige Entſtehung eines *jus in rem* an eine äuſsere ſichtbare Handlung, an einen jedem Dritten erkennbaren Zuſtand geknüpft ſeyn, damit er ſich vor Schaden durch leichte Erkundigung hüten könne, und ohne eigene Unvorſichtigkeit die Vereitelung ſeiner aus einem *jus in perſonam* erworbenen Rechte nicht zu beſorgen habe. Von dieſer Anſicht geleitet, verordnete das ältere römiſche Recht die *mancipatio* und die *ceſſio in jure*. Das neuere liefs die *traditio* ſtehen. Das deutſche foderte bey unbeweglichen Gütern die gerichtliche Auflaſſung. Das franzöſiſche Recht verlangt zur Eigenthumsübertragung alle dieſe äuſseren Handlungen, welche entweder jeder Dritte leicht erfährt, oder welche doch, gleich der *traditio* bey beweglichen Gütern, einen jedem Dritten in die Augen fallenden Zuſtand erzeugen, nicht. Durch den Grundſatz: *la propriété eſt acquiſe de droit, dès qu'on eſt convenu de la choſe et du prix* (1583) wird die Privatconvention zwiſchen zwey Individuen ohne weiteres zum Geſetz für die ganze Geſellſchaft, oder vielmehr zur Quelle eines gegen jeden unſchuldigen Dritten wirkenden Rechts erhoben. Welch ein dem *jus in rem* auf Koſten des *jus in perſonam* dargebrachtes Opfer! — Noch ein anderes Beyſpiel. — Die Schenkung des Kinderloſen wird nach Art. 960 von ſelbſt und ſtillſchweigend (*ipſo jure*) aufgehoben, wenn der Geſchenkgeber Vater von legitimen oder legitimirten Kindern wird. Die vom Geſchenknehmer oder vom Geſetz (z. B. wegen der *reprises matrimoniales*) auf das geſchenkte Gut gelegten Laſten fallen dann nach Art. 963 ohne weiteres hinweg. Wird nicht das Zutrauen des Dritten hiedurch untergraben, ſeine Sicherheit gefährdet? Wer kann, ohne Beſurgniſs, auf das geſchenkte Vermögen eine Hypothek erwerben? Wer kann wiſſen, ob das Gut, in deſſen Hinſicht man getraut, und ſein eigenes Vermögen gewagt hat, kein geſchenktes Gut iſt, und ob nicht ein Zufall, den Niemand vorausſieht, und an welchen Niemand denkt, der ganzen Sicherheit ein Ende machen wird? Alſo wieder ein *jus in rem*, wo nach Grundſätzen der höheren Rechtsphiloſophie ein bloſses *jus in perſonam* entſtehen ſollte. — Dieſe und einige andere Beſtimmungen ſind Flecken des C. N. Sie hängen vielleicht mit der Schönheit ſeiner Form zuſammen. Vielleicht überſah der Geſetzgeber in ſeinem Streben

Digitized by Google

nach dem Grofsen und Allgemeinen zuweilen das Detail der Folgen für das gemeine Leben. Dafs eine immer thätig fortfchreitende Gefetzgebung Mängel diefer Art werde zu verbeffern wiffen, ift feft zu erwarten. Dem deutfchen Rechtsgelehrten fallen fie indeffen doppelt auf, weil er die Maffe organifcher und adminiftrativer Anftalten, durch welche jene Mängel in ihren Folgen, wenn nicht ganz aufgehoben, doch wenigftens ficher gemildert werden, nicht kennt oder nicht überfieht. Das Notariat, die Gewohnheit, wichtige Verträge durch einen *acte authentique* zu beurkunden, das gegen den Notar verhängte *compulsoire*, der Umftand, dafs der *acte sous seing privé* erft durch das *enregistrement* oder durch den Tod des Ausftellers gegen den Dritten ein gewiffes Datum erhält, die Unzuläffigkeit des Zeugenbeweifes bey Verträgen von Wichtigkeit, der Umftand, dafs jeder das Eigenthum unbeweglicher Güter übertragende Vertrag der Tranfcription im *bureau conservateur des hypotheques* unterworfen (2181) und dadurch mit allen feinen Claufeln der Publicität preis gegeben ift (2196) — alle diefe und andere Einrichtungen wirken der vom Gefetz durch die grofse Erweiterung des *jus in rem* geftifteten Unficherheit des Lebensverkehrs wieder entgegen. Will man daher von der Doctrin der franzöfifchen Jurisprudenz in ihrer philofophifchen Verbindung mit den höheren Foderungen der Gefetzgebung und des Rechts eine gerechte und vollftändige Anficht erlangen: fo beurtheile man immer den Theil aus dem Ganzen, und vergleiche ununterbrochen das Gefetz mit der Organifation. —

Diefe Pflicht erhält die höchfte Wichtigkeit, fobald es IV auf die Beftimmung der Vorausfetzungen und Bedingungen der Einführung des C. N. in den Staaten der rheinifchen Confoderation, ankommt. Hr. *S.* fagt darüber in 9 Cap. viel Scharfinniges und Durchdachtes. Er wünfcht, dafs die Aufnahme nicht durch die einzelnen Souveraine, fondern durch einen Act der Foderation erfolge. Er fieht ein, dafs Deutfchlands Legislatoren — wenn fie nicht der Wirkungsfphare des Richters die nämliche Auslehnung geben wollen, welche ihr Frankreich gegeben hat, einen zweyten Theil zum C. N. liefern müffen; er verlangt, dafs der C. N. als Principalgefetzgebung, nicht als Hülfsrecht eingeführt werde; er dringt endlich auf die Errichtung eines einzigen Caffationshofes für ganz Deutfchland. In Anfehung aller diefer Vorfchläge ftimmt Rec. dem Vf. vollkommen bey. Aber damit ift die Hauptfchwierigkeit noch lange nicht gelöft. Der C. N. ift, wie Rec. oben ausführte, nicht das Centrum, fondern die Peripherie der gefammten Gefetzgebung Frankreichs. Er fetzt ftillfchweigend eine beftimmte Staatsverfaffung, beftimmte Formen des gerichtlichen Verfahrens, beftimmte Organifationsanftalten voraus. Reifst man ihn aus diefen Umgebungen: fo verwandelt man ihn in ein *caput mortuum*. Der Frankreichs Civilcodex als Hauptgefetzgebung aufnehmende Staat mufs fich daher erft Receptivität zu dieffer Aufnahme verfchaffen. Seine kirchliche, politifche und gerichtliche Verfaffung mufs im Einklang mit einer folchen Civilgefetzgebung ftehen. Freylich wird der in allen Bundesftaaten eingeführte C. N. Deutfchlands Völker unter der Herrfchaft eines und deffelben Civilgefetzes verbinden. Soll aber diefe Vereinigung nicht den blofsen Worten nach, fondern im Geift und in der Wahrheit erfolgen; foll fie die von Frankreichs Rednern verkündigten Wohlthaten erzeugen: fo mufs der Einführung des C. N. die Umgeftaltung der öffentlichen Verhältniffe vorangehen. Diefe Einführung mufs Deutfchlands Regeneration befchliefsen, nicht beginnen. Der C. N. ift nicht die Grundlage, fondern der Schlufsftein des Gebäudes der gefellfchaftlichen Ordnung. Er trägt nicht den Staat, fondern er wird vom Staate und feinen Anftalten getragen. Irrig fagt der verdiente Vf. S. 477: „es fey eine leere Beforgnifs, dafs mit der Einführung des C. N. unfere bisherige Staats- und Gerichts-Verfaffung eine Veränderung erleiden werde: der C. N. werde ja nur als Civilgefetz aufgenommen, und modificire fich als Civilgefetz von felbft nach der Verfaffung und Einrichtung des Staats.“ — Wohin diefe Anficht führt, mag als Beyfpiel der einzige vorhin angeführte 1583 Art. beweifen. Der darin fanctionirte Grundfatz: *la propriété est acquise de droit, dès qu'on est convenu du prix et de la chofe*, enthält doch wohl reines Civilrecht. Unmittelbar ftehet er mit keiner öffentlichen Einrichtung in Verbindung. Nimmt man ihn indeffen ohne Frankreichs Notariat, ohne die *transcription au bureau conservateur des hypotheques*, ohne die Theorie vom *acte authentique*, ohne das *enregistrement* u. f. w. auf: fo wird er das Grab alles guten Glaubens und der Ruhe der Eigenthümer. Als Hülfsrecht ift jeder Civilcodex, der C. N. gleich dem römifchen Corpus Juris, accommodativ. Als Hauptrecht dagegen ift es keine Civilgefetzgebung weniger, als die Civilgefetzgebung des regenerirten Frankreichs. Hervorgegangen aus den Vulkanen der Revolution, geläutert und veredelt durch die wiederhervorgerufenen Principien der alten Gefetzlichkeit und Ordnung, wird fie in jedem fremden Staat in ihren Wirkungen ihren Urfprung beurkunden. Sie wird die Feffeln der Feudalität zerbrechen, die juriftifchen Monumente des Familienftolzes untergraben, und die illiberalen Vorurtheile einer, ihre Functionen in Nacht und Dunkelheit verhüllenden Juftizpflege, vernichten. Frohnden und unablöfsliche Gülten, Patrimonialgerichtsbarkeit u. f. w. werden durch die Macht der Verhältniffe dem Einflufs ihrer Herrfchaft weichen. Das aus feinen Fugen geriffene innere Gebäude wird zufammenftürzen, und vielleicht felbft der rheinifche Bund in feiner jetzigen Geftalt aufhören. Aber aus den Trümmern der bisherigen Ordnung wird eine neue und fchönere Schöpfung hervorblühen. Rec. ift weit entfernt, eine folche Veränderung für ein Übel zu halten. Die Bundesacte vom 12 July 1806 hat in Deutfchland blofs einen proviforifchen Zuftand geftiftet. Kein Freund der Nation, kein Weifer im Volk, welcher Erfahrung und Gefchichte zu Rathe gerauine Zeit nach Hadrians Tode fortgedauert ha-

Digitized by Google

zieht, kann die Verwandlung deſſelben in einen permanenten Zuſtand erwarten oder wünſchen. Selbſt Deutſchlands Souveraine von mittlerem und geringerem Rang können dieſes nicht. Sie können auf eine Vereinigung, welche, ohne verfaſſungsmäſsigen Schutz gegen den Übermächtigen und Stärkeren, ihr ganzes Daſeyn an die Majeſtät des Namens des erhabenen Schöpfers ihrer Rechte knüpft, unmöglich die Hoffnungen der Zukunft und die Sicherheit ihrer Nachkommen gründen. Rec. glaubt hier, ohne Anmaſsung, die allgemeine Einführung des C. N. in Deutſchland in ihrer höchſten und glänzendſten Potenz wahrzunehmen. Wird dieſe Einführung entweder auf einmal, durch Willkühr, oder, wie es weit glaublicher iſt, allmählich, durch die Natur der Sache, das Grab unſerer inneren Verfaſſung: ſo begründet ſie dagegen nicht bloſs ein einförmiges und allgemeines Privatrecht, ſondern auch ein einförmiges und allgemeines öffentliches Recht der deutſchen Staaten. Dieſes Recht erhebt den Protector der Souveraine auch zum Beſchützer ihrer Unterthanen; es organiſirt dieſen Schutz durch groſse, weitwirkende und kraftige Juſtizanſtalten. Die Einführung des C. N. wird vielleicht ohne irgend einen Machtſpruch, durch die Natur der Verhältniſſe ſelbſt, die Wiege der Wiedergeburt der deutſchen Conſtitution, jener für Humanität und Cultur ſo ſegenvollen, nie den Wohlthaten, nur den Miſsbräuchen der deutſchen Herrſchergewalt entgegenwirkenden Verfaſſung. Vielleicht athmet ſchon jetzt, tröſtend für die Menſchheit, ihr verjüngter Genius in den Elementen der mit Deutſchlands Rechtszuſtand zu verſchmelzenden Geſetzgebung Frankreichs. Rec. ſpricht hiemit nur die beſcheidenen Anſichten des Privatmanns, die anſpruchloſen Wünſche des von den Bedürfniſſen ſeines Vaterlands ergriffenen Patrioten aus. Seine Anſichten über die Verpflanzung der franzöſiſchen Civilgeſetzgebung auf deutſchen Boden, über ihre Folgen und ihre Vorbereitung ſind einzig und allein aus der Sache ſelbſt, wie ſie ſich ihm darſtellt, geſchöpft. Täuſcht ihn dieſe Anſicht nicht: ſo verſchwinden alle bangen Beſorgniſſe, welche dieſe Verpflanzung in anderer Hinſicht in ihm erregt hatte.

B. G. F.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Weiſs: *Über den Antinous, dargeſtellt in den Kunſtdenkmälern des Alterthums.* Eine archäologiſche Abhandlung von *Conrad Levezow*, Profeſſ. u. ſ. w. 1808. 136 S. 4. Nebſt XII Kupfertaf. (2 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. war fleiſsig bemüht, allen Denkmälern antiker Kunſt, welche den Antinous, Hadrians Liebling, darſtellen, nachzuforſchen, ſo daſs nur wenige Stücke von Bedeutung ſeiner Aufmerkſamkeit entgangen ſeyn dürften. Aus ſolcher Zuſammenſtellung nun erhellet, daſs Antinous bey den Alten unter der Geſtalt verſchiedener Gottheiten verehret worden und der ihm erwieſene Dienſt und Opfer noch eben. Dieſes iſt aber auch, unſerem Bedünken gemäſs, die beſſere Seite von Hn. *L's.* vorliegender Schrift, denn an ſeinen kunſtrichterlichen Urtheilen und Folgerungen haben wir weniger Gefallen gefunden. Nach S. 132 will es ſcheinen, als hätte man die genauere Kenntniſs des Zuſtandes der Kunſt zu Hadrians Zeit einzig den Antinous-Bildern zu verdanken, da doch eine nicht geringere Anzahl vortrefflicher Bildniſſe von Hadrian ſelbſt, ſo wie von ſeiner Gemahlin, vorhanden ſind, welche über den beſagten Punct eben ſo gut Aufſchluſs geben können und auch wirklich gegeben haben. Ferner ſagt Hr. *L.* S. 133: „Endlich lehrt uns die Abſtufung des Porträts bis zu den idealen Heroen- und Götter-Charakteren, unter welchen Antinous verehret wurde, daſs in dem Zeitalter Hadrians nicht nur jene ſorgfältige Charakteriſtik der älteren Kunſt nicht erloſchen war, ſondern die Art und Weiſe der Darſtellung giebt uns auch Beweiſe von einer mit innigem Kunſtgefühl gepaarten mechaniſchen Geſchicklichkeit der Verfertiger jener Werke.“ Hier iſt weniges Wahre mit viel Unrichtigem gemiſcht. Wahr iſt es zwar wohl, daſs die Bildhauer zu Hadrians Zeit noch groſse Kunſt und mechaniſche Fertigkeit beſeſſen haben; allein in Betreff der Abſtufung des Porträts vom Antinous, von treuer Naturahnlichkeit an bis zu den idealen Heroen- und Götter-Charakteren, unter denen er verehrt wurde, ſcheint jenen Künſtlern etwas zu viel eingeräumt zu ſeyn, theils weil ſich die Kunſt zu Hadrians Zeit ſchon nicht mehr im Stande befunden hat, Schön-Menſchliches noch ſchöner darzuſtellen, zu erhöhen, zu vergöttlichen; theils auch weil die Aufgabe, dieſelben Porträtzüge den verſchiedenen Charakteren verſchiedener Gottheiten anzupaſſen, an ſich ſelbſt unauflöslich iſt. Antinous-Bacchus z. B. hat auch in den beſtgearbeiteten Stücken immer noch den Zug ſtiller Schwermuth behalten, welcher dem Antinous zwar eigenthümlich mag geweſen ſeyn, aber dem Bacchus nicht geziemt, und in den Bildern deſſelben von ächt griechiſchet Arbeit auch nie gefunden wird. S. 32 behauptet unſer Vf. ganz beſtimmt, der Antinouskopf an der einen Figur der berühmten Gruppe des Caſtor und Pollux zu St. Ildephonſo in Spanien ſey moderne Arbeit, ſagt aber nicht, auf welchen Gründen oder glaubhaften Nachrichten dieſe ſeine Angabe beruhe. Wir ſind im Gegentheil zu glauben geneigt, daſs beſagter Antinouskopf wirklich antik und ein verdienſtliches Werk ſey, obſchon derſelbe urſprünglich nicht zur Statue gehören mochte. Denn wenn er eine von den modernen Ergänzungen der Gruppe wäre: ſo hätte man nicht nöthig gehabt, die Naſe zu reſtauriren, welches aber, nach dem Bericht eines verſtändigen Augenzeugen, wirklich der Fall iſt. (S. das Programm unſerer A. L. Z. vom Jahr 1808.)

Die 12 Kupfertafeln enthalten ſauber gearbeitete Umriſſe der vornehmſten Antinousbilder auf ant. Münzen, in Statuen und Bruſtbildern. Das Äuſsere der Schrift macht überhaupt der Verlagshandlung neuer Ehre.

— y. — H.

Leipzig, b. Hartknoch: *Tulpen* von *Friedrich Kind*. 1808. 4 Bändchen. 240 S. 5 Bändchen. 261 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Auch diese Sammlungen von kleinen Erzählungen, Dramen, Gedichten u. s. w. werden den Freunden des Verfassers eine angenehme Gabe seyn. Einer vorzüglichen Auszeichnung werth scheint uns in der 4 Sammlung die versificirte Legende vom *grofsen Christoph*. Der volksmafsige mährchenhafte, etwas derbe Ton ist gut getroffen und gehalten, die Idee des Ganzen glücklich durchgeführt, und der Gang so geleitet, dafs mit jedem Fortschritte die Aussicht sich erweitert, und am Ende in eine religiöse Anschauung sich verliert. — Die Erzählung: *Jung gefreit!* schildert mit leichter munterer Laune, wie ein grundgelehrter systematischer Professor, den ein leichtsinniges Madchen eine Zeitlang gefangen hält, vielmals auf dem Punct steht, sich zu verheirathen, aber immer mit seinen Planen scheitert, und endlich als Hagestolz wider Willen aus der Welt geht. — *Nicol von Drandorf*, eine Criminal-Geschichte nach den Acten, aus denen charakteristische Stellen angeführt werden, ist als ein kleines Sittengemälde von einigem Interesse. Der Process, der im Jahr 1661 in Sachsen geführt ward, betrifft einen Landmann, welcher, weil er mit zwey Frauen sich verheirathet hatte, mit dem Schwerdte hingerichtet wurde. — Wie konnte sich aber der Vf. zu dieser Geschichte eine solche gereimte Vorrede erlauben, so ganz verfehlt und verkünstelt! *Die Rose von Jericho* — eine Folge von dramatischen Skizzen, erst in der fünften Sammlung beendigt. Uns scheint, dafs der in den Reden der Personen horbare Hexameter-Tact störend wirke. — Die kurze Erzählung: *Der Hausaltar*, und das kleine Lustspiel: *Der Kufs*, diese beiden Stücke sind unbedeutend, und lassen eine gewisse Leere empfinden. In dem ersten ist uns als undeutsch folgende Stelle aufgefallen: S. 14: „Nur ein Stündchen verlangte der genügsame Don Diego, so lange werde doch wohl die Mutter nicht gerade heute erwachen." —

In der 5 Sammlung möchte vor allen der mährchenhaften Geschichte: *Das Münster*, der Preis gebühren. Sie ist nicht ohne poetisches Verdienst, und ungemein anziehend; mit jedem Fortschritt steigt das Interesse, und die sehr gespannte Erwartung wird am Schlusse aufs schönste befriediget. Mit dem Wunderbaren wird hier nicht willkührlich gespielt, es ist vielmehr so angewendet, dafs es, den alten Volkssagen vom Teufel gemafs, als treffendes Sinnbild des Bösen dient, das bey aller seiner Macht dennoch zuletzt unterliegt, und selbst in dem, was es durchgesetzt, Spuren seiner Verkehrtheit zurücklafst. Der Vortrag ist nach Art der alten Chronik, deren treuherziger und angenehm redseliger Ton sehr gut nachgeahmt ist, und der alten Sage gleichsam den Stempel der Glaubwürdigkeit aufdruckt. — Von ganz anderem Charakter ist *Zema oder der Feuersegen*, eine Art Feenmährchen, in welchem die schonungslose, durch gänzliche Vernichtung nur zu befriedigende Wuth weiblicher Eifersucht mit den lebhaftesten und sprechendsten Farben geschildert wird. Besonders glücklich ersonnen ist die List, womit die verderbliche Salamandrine die beiden Liebenden nach und nach zu entzweyen und zuletzt zu todtlichem Hafs gegen einander zu entflammen weifs, ohne dafs der Geliebte in ihr die Urheberin alles Unheiles auch nur ahndet. Hie und da hat der Erzähler kurze dramatische Scenen einzuschalten für gut befunden, wahrscheinlich zur Erhöhung des Effects. Allein diese Vermengung zwey so entgegengesetzter Formen thut keine gute Wirkung. Denn es ist eine gewaltsame Zumuthung an die Phantasie, plötzlich aus einer Anschauungsart in die andere, aus der Vergangenheit in die Gegenwart und aus dieser in jene sich zu versetzen. Der lustige Ritter Flandern ist ein wenig zu grell geschildert, und ohne die Laune, welche aus einem solchen Charakter, wenn er nicht mifsfällig werden soll, sprechen mufs. — Die Erzählung: *Verirrungen der Leidenschaft*, welche sich auf eine wahre Begebenheit zu gründen scheint, wird für manche Leser dadurch ein doppeltes Interesse erhalten, dafs sie an jüngst vorgefallene Ereignisse geknüpft ist. Es wird darin der Wahnsinn geschildert, in welchen ein junges reizbares Mädchen verfiel, das seinen Geliebten durch den Krieg verlor. Die Geschichte ist nicht von der gewöhnlichen Art, und erregt durch besondere Situationen, die sehr anschaulich dargestellt sind, viel Theilnahme. — Die morgenländische Erzählung: *Der Apfel von Balsora* liest sich ganz angenehm, ohne weiter von Bedeutung zu seyn. Nur erscheint zuletzt Seine Majestät dem Mohren gegenüber doch ein wenig gar zu launenhaft. — *Die Rose von Jericho.* Dieses skizzirte Drama befriediget auch hier nicht, man mag auf die Form oder auf den Inhalt sehen. Es herrscht darin ein gewisser feyerlicher Ton, der etwas Gezwungenes und Kostbares hat, so dafs man bey der Darstellung nicht gern verweilt, das Unvollkommene und die Halbheit solcher dramatischer Skizzen nicht weiter zu erwähnen. Der Stoff ist mystisch, besonders am Schlusse, aber dabey von gewöhnlicher Art; das Ende wird so schnell herbeygeführt und die Schlufsscenen werden so kurz abgefertiget, dafs es fast scheint, als sey der Vf. selbst seiner Arbeit überdrüssig geworden.

Ha. Ha.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin*, b. Braunes u. Comp.: *Almanac du Théatre pour l'an* 1808. Par *Aug. Guill. Iffland*, Directeur du Théatre royal national de Berlin, traduit de l'Allemand. Avec 3 portraits et la procession au palais de la diète de Worms, tirée du drame intitulé Martin Luther. 1809. VIII u. 327 S. 12. (2 Thlr. 16 Gr.) Das Lob, welches dem Originale 1808. No. 296 ertheilt worden ist, geht auch auf diese wohlgelungene Uebersetzung über. M. G.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 FEBRUAR, 1809.

MEDICIN.

BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Entwurf der dynamischen Pathogenie*, von *A. Winckelmann*, Dr. der Phil. und Arzneykunst, Prof. zu Braunschweig. Erstes Buch. 1805. 204 S. gr. 8. (21 Gr.)

Der Vf. erklärt diese Schrift für eine weitere Ausführung einer Theorie der Natur, welche er in seiner *dynamischen Physiologie* schon angekündiget hatte. Im ersten Cap. wird der Plan bey Bearbeitung der Pathogenie, als darin bestehend angegeben, dafs erstlich seine ganze Art und Weise in Erklärungen der Krankheiten aus einander gesetzt, und die strenge Befolgung der dynamischen Methode bey denjenigen gerechtfertiget würde, welche sich für den Zusammenhang der Naturwissenschaft mit den Grundsätzen der Philosophie interessiren. Ferner gehört es zum Plane, eine Reihe einzelner physiologischer Sätze zur Erklärung der pathologischen aufzustellen. Endlich sollten auf diese physiologischen Sätze alle Bestimmungen der Pathologie aufgetragen werden. Indem hierauf der Vf. die Bestimmung seiner dynamischen Methode anhebt, verwickelt er sich bald in sehr seichte Erklärungen, dadurch, dafs er sagt, dynamisch erklären heifse: den Grund der Erscheinungen in die Vorstellung eines Verhältnisses von Kraft oder Thätigkeit setzen — oder jede Materie und materielle Erscheinung nicht als Materie, sondern als Act der lebendigen Thätigkeit der Natur betrachten. Auf diese Art aber beraubt theils der Vf. alle Thätigkeit in der Natur ihrer Qualität, und reducirt sie auf Quantität, theils behauptet er, dafs Materie keine Materie sey. Wirklich zeigen auch alle Darstellungen dieser Schrift gar zu deutlich, dafs der Vf. eine blofs idealistische Vorstellung von der Natur gehabt habe. Die Materie wird blofs subjectiv, als Modification des Bewufstseyns, deducirt, und dadurch die Objectivität, welche vorzüglich in der Nstur beachtet werden mufs, ganz verkannt. Dann hat der Vf. noch die beschränkte Ansicht *Kants* von der Materie, als Modification zweyer Thätigkeiten. Auch ist der relative Idealismus in der Behauptung hervorleuchtend, dafs das Daseyn anderer Intelligenzen zum Bewufstseyn *durchaus* nöthig sey. Aber woher hat denn Gott sein Bewufstseyn? Da nun aus einer solchen Dualität des Bewufstseyns die ursprüngliche Duplicität in der Natur abgeleitet werden soll: so ist es hieraus klar, auf welchen Stützen jene Dynamik ruhe. Ferner ist es falsch, wenn behauptet wird, die höchste Betrachtung der Natur sey die Kenntnifs der göttlichen Ordnung der Dinge, oder die Betrachtung der Natur in ihren Gesetzen: denn wir wissen gar wohl, dafs das Setzen höher ist, als das Gesetzte, und noch höher dasjenige, was beide Charaktere in sich begreift. Zu den physiologischen Vordersätzen des zweyten Capitels übergehend, bemerken wir unter anderen, dafs die Definition der Gesundheit ganz der oben berührten idealistischen Betrachtungsweise entspricht, indem sie als derjenige Zustand des lebendigen menschlichen Körpers erklärt wird, in welchem das vollkommen menschliche Bewufstseyn und eine frey menschliche Wirkung, wie sie das Bewufstseyn fodert, möglich ist. Diese Definition ist offenbar viel zu enge, weil sie gar nicht auf den Menschen pafst, in wiefern er Naturwesen ist. Auch ist es fehlerhaft, dafs der menschliche Körper in folgende drey Hauptkräfte eingetheilt wird, nämlich: die Thätigkeit des Nervensystems, des Bluts und lymphatischen Systems. Sollte irgend eine Haupteintheilung Statt finden: so müfste offenbar das lymphatische System zum Gefafssystem überhaupt gerechnet werden, und man dürfte das Muskelsystem als Hauptglied durchaus nicht vergessen. Eben so ist es höchst unrichtig, dafs das Blut- und Nerven-System in unmittelbarer Wechselwirkung stehen sollen. Die Beweise, welche der Vf. über das Wechselverhältnifs genannter Theile des Körpers vorbringt, beweisen nur so viel, dafs das Nervensystem die höchste Organisation des Körpers sey, und vermöge dessen auch das Blut, so wie alle Flüssigkeiten, eben weil sie die niedersten Gebilde sind, am kräftigsten beherrsche. Was übrigens von der Wirksamkeit des Nervensystems ausgesagt wird, ist theils nicht neu, theils mit vielen Irrthümern untermischt, wie z. B. die Behauptung, dafs die Thätigkeit des Nervensystems in allen Theilen dieselbe sey u. s. f. Dafs das Blut nur insofern leben soll, als es dem Nervensystem entgegengesetzt ist, können wir auch nicht ganz zugeben. Denn soviel wir wissen, hat das Blut in seinen Blutkügelchen ein eigenthümliches Leben, und stehet überdiefs nicht allein mit den Nerven, sondern auch mit allen übrigen Organen des Körpers in lebendiger Wechselwirkung. Ist der Behauptung, dafs das Blut eher sterbe, als der Nerv, wenn beide von ihrem Ganzen getrennt sind, scheint der Vf. das Naturgesetz nicht zu kennen, dafs ein organisches Individuum um so leichter stirbt, je höher die Stufe der Individualität ist. Hätte er dieses Gesetz gekannt: so würde er sich auch nicht gewundert haben, wenn er bemerkte, dafs die einsaugenden Gefäfse nach dem Tode noch einsogen. Denn wenn gleich die höheren Organe des menschlichen Körpers schon abgestorben sind: so können die niedern, in Beziehung auf das angedeutete Gesetz, noch leben. Im 3ten Cap. ist von allgemeinen pathologischen Definitionen

und Eintheilung der Krankheitsformen die Rede. Eben so fehlerhaft als vorhin die Definition der Gesundheit war, ist hier folgende der Krankheit: „Krankheit ist Veränderung des Wechselverhältnisses des Bluts, Nerven- und lymphatischen Systems, wodurch das vollkommene Bewufstseyn oder die Rückwirkung auf Vorstellungen und Empfindungen mehr oder weniger unmöglich wird. Nicht genauer ist die Bestimmung des Fiebers, welches in einem veränderten Wechselverhältnisse zwischen Blut- und Nerven-System beruhen soll. Die Eintheilung der Krankheiten kann auch nicht auf Beyfall Anspruch machen. Der Vf. behält die Eintheilung in chronische Krankheiten und Fieber (acute Krankheiten) bey, wogegen wir eben nicht viel einzuwenden haben: aber die übrigen Rubriken können wir nicht gut heifsen. Die chronischen Krankheiten nämlich werden in Krankheiten des Bluts, des Nervensystems und der lymphatischen Gefafse vertheilt, wobey wir den oben schon berührten fehlerhaften Schematismus des Vfs. wieder erblicken. Auch die Eintheilung der Fieber ist nicht genau, indem sie entweder als rein, zusammengesetzt, oder mit Ausschlägen verbunden, betrachtet werden. Unter den reinen Fiebern stellt der Vf. als Unterabtheilung adynamische Fieber auf, wobey er die Schwäche des Nervensystems zur Grundlage macht, vergleichbar den asthenischen Fiebern der Erregungstheoretiker. Aber dürfen denn auch adynamische Fieber in einer dynamischen Pathogenie Statt finden? Im 4 Cap. wird der Verlauf der Fieber, Typus, Krisen u. s. w. erklärt. Was hier zur Bestimmung des Typus beym Fieber und zwar des intermittirenden Typus gesagt wird, bezieht sich theils auf den blofsen Paroxysmus, theils ist die Erklärung falsch. Es wird nämlich behauptet, der Frost beym eintretenden Wechselfieber rühre von vermehrter Thätigkeit des Bluts, und die darauf folgende Hitze mit Schweifs von vermehrter Thätigkeit des Nervensystems her; da doch vielmehr die umgekehrte Erklärung, wie Jeder leicht begreift, die wahre ist. Dann, sagt der Vf., folge wieder ein gesunder Zwischenraum, bis zum neuen Anfalle. Eine solche Erklärung heifst doch wohl mehr eine Beschreibung als Erklärung des Typus: denn es wird ja gefragt, was die Ursache der bestimmten Zwischenräume zwischen den Anfällen sey, worauf eben der Typus als besondere Bezeichnung des Fieberzustandes beruht. Gern pflichten wir aber darin dem Vf. bey, dafs er die Beobachtungen der Alten, den Verlauf des Fiebers betreffend, in Schutz nimmt. Hierin stehen die meisten neueren Ärzte aus Mangel an Beobachtungsgeiste weit hinter ihren Vorfahren zurück. Auch wurden wir hinzusetzen, dafs die Begriffe der Alten von der Rohheit und Kochung bis auf einen gewissen Punct wahr sind, aber nicht zureichen, den ganzen Vorgang zu verdeutlichen, und folglich den Begriff desselben zu erschöpfen. Der Versuch, die Metastasen aus dem Wechselverhältnisse des Bluts und Nervensystems zu erläutern, ist zwar hier im Allgemeinen zweckmäfsig begonnen; nur hätten dabey auch die Beziehungen auf den Consensus der Organe etwas mehr ausgeführt werden sollen. Die Erklärung des Krampfes, welcher in ein Überwiegen des Nervensystems gesetzt wird, scheint uns sehr unvollkommen; zumal da der Vf. den positiven Factor des Krampfes, die Muscularthätigkeit, ganz zu übergehen scheint. Im 5 Cap., wo von den Arzneymitteln die Rede ist, werden nur zwey Wege angegeben, die Wirksamkeit derselben zu bestimmen, entweder die chemische Analyse, oder die Erfahrung. Diefs ist unzureichend. Man kann noch einen dritten Weg einschlagen, wobey auf die ganze Natur derjenigen Materie gesehen wird, welche mit dem menschlichen Körper in Wechselverhältnifs zu setzen ist, und wobey man alles, was sich theils *a priori*, theils *a posteriori* bestimmen lafst, vereiniget. Dieses würden wir die Bestimmung eines Arzneymittels durch die Metamorphose nennen. Das 6 Cap. zeigt uns die allgemeine Anwendung der Semiotik zu den Erklärungen der Pathologie, die Zeichen von dem Zustande des Nervensystems, des Bluts u. s. w. Die Zeichen werden hier grofstentheils sehr einseitig, durch das Verhältnifs der Nerven und des Bluts, erörtert. Auch lafst sich der Vf. zuweilen in spielende Behauptungen ein, welche theils falsch, theils zu allgemein sind; wie z. B. das Auge der Wollust und des Genies sey gewöhnlich blau, das Auge der Kraft schwarz, das Auge der Schönheit und Unschuld braun. Dann sind manche Erklärungen hier, streng genommen, gar keine, wie die, wo von dem zu dünnen Blute die Rede ist, dafs selbiges ein Product des unvollkommenen Wechselverhältnisses sey, weil der Cruor vermuthlich als ein Product des Wechselverhältnisses betrachtet werden müsse, und den Zusammenziehungen der Muskeln seine Bildung verdanke. Vielmehr hatte der Vf. hier die ganze Assimilation untersuchen, und daraus die besondere Bildung des Cruor herleiten sollen. Dafs ferner Hypochondrische gewöhnlich ein dunkles Blut haben, wie behauptet wird, wissen wir nicht; wohl aber, dafs dieses bey Melancholischen Statt findet. Aus dem Gegensatze der Hypochondrischen und Melancholischen möchte dann auch wohl das Gegentheil in Ansicht der Beschaffenheit des Bluts sich darthun lassen. Mehrere Erklärungen des Pulses finden wir auch unrichtig, wie z. B. diese, dafs der harte Puls von einem Überwiegen des Nervensystems zeuge, welches gerade umgekehrt sich verhält in Beziehung auf das Wechselverhältnifs zwischen dem Blutgefafssystem und Nervensystem. So viel wir wissen, gesellt sich der harte Puls gewöhnlich zu Entzündungen und Krampfen, wo doch offenbar im ersteren Falle das Blutgefafssystem, im anderen die Muskelthätigkeit überwiege. Die Meinung, dafs das Blut in den Lungen kälter werde, ist wohl nicht gegründet; sonst müfsten ja diejenigen Thiere, welche am ofterten respiriren, die Vögel nämlich, das kälteste Blut haben. Im 7 Cap., als der Fortsetzung des vorigen, ist von dem Zustande des Darmkanals u. dgl. die Rede. Hier wird die sogenannte galtrische Methode in Schutz genommen, ihre Erklärungsweise aber verworfen; wobey wir nur bedauren, dafs die Erklärung des Vfs. nicht viel besser ist. Bey der Entstehung der Gelbsucht wird dann die

Digitized by Google

Frage aufgeſtellt, ob die Galle durch die lymphatiſchen Gefäſse in das Blut gelange, oder durch die Venen der Leber. Nach der Verbindung der Organe hatte ſich der Vf. leicht dieſen Scrupel entfernen können, da es offenbar iſt, daſs beide Wege Statt finden können, entweder einzeln oder auch beide zuſammen. Bey der plötzlich entſtehenden Gelbſucht, etwa nach einem heftigen Zorn, ſind wohl offenbar die Lebervenen am thatigſten. Das Jucken erklärt der Vf. in dieſem Cap. für eine Ausdünſtung der Hautgefäſse, welche die Nerven der Haut ein wenig reizt, welches offenbar nicht richtig iſt, indem bey dem Jucken gewöhnlich die Ausdünſtung gehemmt iſt, und die Nervenenden der Haut in einem entzündeten Zuſtande ſich befinden. Die Erklärung der Alten durch eine dorthin abgeſetzte Schärfe war alſo der Wahrheit um ein ziemliches naher, als die unſeres Vfs. Im 8 Cap. folgt die allgemeine Aetiologie, wo bey der Betrachtung der entfernten oder gelegentlichen Urſachen der Krankheiten vorzüglich diejenigen in Unterſuchung genommen werden, welche auſserhalb auf den Körper einwirken ſollen. Bey der Eintheilung der inneren und äuſseren Urſachen zeigt ſich der Vf. ſehr ſchwankend, welche Aengſtlichkeit wohl daher rührte, daſs er nur die beſchränkte idealiſtiſche Anſicht hatte, und demnach die Natur ſich in ſeinen Schematismus nicht fügen wollte. Er thut nicht wohl daran, daſs er in ſeine Eintheilung die Gifte unter die äuſseren Urſachen bringt, weil ſie offenbar als Gifte durch den Organismus ſelbſt wirken. Auch die Beſtimmung des Giftes iſt nicht ſonderlich gut gerathen, indem er einen ſolchen Körper darunter verſteht, welcher durch die ihm einwohnende Kraft den lebenden Körper mehr oder weniger zerſtört, ſobald er in den Grenzen des Organismus aufgenommen iſt. Beſſer könnte man ſagen, Gift ſey diejenige Eigenſchaft einer Materie, vermöge welcher ſie, in den Aſſimilationsproceſs der lebenden Individualität aufgenommen, deſſen Beſchaffenheit weſentlich umzuwandeln ſuchte. Indem von der Anſteckung weiterhin die Rede iſt, bezweifelt der Vf. die Möglichkeit, eine nur einmal erfolgende Anſteckung, z. B. wie bey den Blattern Statt findet, zu erklären: ungeachtet dieſes eben ſo gut begreiflich iſt, als daſs ſich eine geſunde Qualität mit der Krankheit zur Homogeneität verbinden kann, wovon uns die Temperamente Beyſpiele geben, und auch manche Gewohnheiten können es hinreichend erläutern, wie jenes zu begreifen ſey. Die Anſteckung überhaupt reducirt er dann auf die Sympathie. Daſs aber Anſteckung in der Natur (und anderswo iſt keine) Statt finde, ohne materielle Vermittelung, wie der Vf. wohl glauben möchte, indem er die Einbildungskraft vorſchützt, iſt unmöglich. Denn ſelbſt die Anſteckung, wovon die Einbildungskraft eine entfernte Urſache abgiebt, iſt keine Anſteckung zu nennen, als in ſo fern materielle Einflüſſe die nächſte Urſache conſtituiren, man müſste denn unſinnigerweiſe in der Natur einen leeren Raum annehmen, oder behaupten wollen, daſs Anſteckung ſich auch weſentlich umändern könne. Sehr billigen wir es aber, daſs der Vf. den Miſsbrauch der Arzneymittel vorzüglich unter den Krankheitsurſachen aufführt. In dem, was weiterhin von der Witterung geſagt wird, laſſen ſich leicht Unrichtigkeiten finden, wie z. B. wenn behauptet wird, daſs die Feuchtigkeit der Luft das Nervenſyſtem übereize, und bald hernach die Behauptung folgt, eine trockene Luft reize das Nervenſyſtem ſehr. Eben ſo wenig ſorgfältig iſt der Vf. in Beſtimmung der Elektricität und des Lichtes, welche beide er poſitive Principien des Lebens nennt; da doch ein ſehr bedeutender Unterſchied zwiſchen ihnen obwaltet. Wie verwegen endlich iſt die Behauptung, daſs der Menſch das Licht entbehren könne, da doch im ſtrengſten Sinne genommen, kein lebendes organiſches Weſen ohne den Einfluſs des Lichts ſeyn kann. Bey der Beſtimmung des Einfluſſes der Jahreszeiten wird beyläufig die Bearbeitung der Topographieen ſehr empfohlen, welches wir um ſo mehr billigen, da durch dieſelben der ſicherſte Grund zu einer mediciniſchen Geographie gelegt wird, deren beſſere Bearbeitung der Medicin auſserordentliche Vortheile gewähren würde. Am Ende dieſes Cap. berührt der Vf. noch das ſittliche Verhalten des Menſchen: eine Materie, welche nur etwas weitläufiger und gründlicher hätte ausgeführt werden ſollen. Im letzten Cap. werden die entfernten Krankheitsurſachen abgehandelt, welche innerhalb der Grenzen des Organismus liegen. Der Vf. erläutert hier die Verhältniſſe, welche das Gehirn und Nervenſyſtem betreffen, und führt dann auch mit Wenigem die Beziehungen des Bluts und lymphatiſchen Syſtems an. Mit einer Andeutung der Dispoſition, welche durch Alter, Temperament herbeygeführt werden könnte, wird endlich der Beſchluſs gemacht. Wir bedauern nur, daſs alles dieſes gröſstentheils nur oberflächlich nach dem quantitativen Verhältniſs der organiſchen Thätigkeiten bearbeitet iſt, und jeder Leſer ſich von dieſem Cap. vorzüglich wenig verſprechen darf. — Wir ſchlieſsen hiemit unſere Kritik mit der Bemerkung, daſs in dieſer Schrift manche einzelne ſchöne Kenntniſs, obgleich nicht oft als eine eigenthümliche, angetroffen wird, daſs wir aber dabey nichts ſo ſehr vermiſſen, als den ordnenden und belebenden philoſophiſchen Geiſt, welches wir um ſo mehr rügen, da der Vf. in Anſehung der Philoſophie nicht ohne Anmaſsung war. v. n.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Gotha*, b. Perthes: *Über die Sucht, Arzt zu werden.* Von D. *Auguſt Immanuel Canitz*, herzogl. ſächſ. Bergrathe und Landphyſicus zu Eiſenach. 1808. 55 S. 8. (3 Gr.) Eine groſse Obliegenheit des Staats iſt es, auf den mannichfaltigen Werth der Geſundheitsbeamten zu ſehen, alle Vorſichtsregeln zu treffen, um ſie ſo brauchbar als möglich zu machen: mit dieſer Obliegenheit iſt daher die Sorgfalt des Staates, daſs die Zahl der Ärzte in einem Lande nicht zu groſs werde, genau verbunden. Denn bey gröſserer Concurrenz wird auch der beſſere Arzt weniger Beſchäftigung erhalten; je mehrere unberufene Prieſter Hygieens ſich zeigen, mit deſto geringerem Vortheil für die leidende Menſchheit wird die Kunſt betrieben werden; kein Wunder dann, wenn ſie nicht ſo gewürdiget, als ſie verdient, nicht ſo vervollkommnet wird, als zu wünſchen iſt. Der Vf. dieſer Schrift ſtellt einige Urſachen der Vermehrung der Ärzte auf. 1) Die Mode. (Wer ſich durch

solche zufällige Umstände zur Wahl des Studiums der Arzneykunde bestimmen läfst, wird auch nur einen modischen Werth haben, wird mit der Mode steigen und fallen.) 2) Revolutionen in der politischen und gelehrten Welt. (Der Arzt, wenn er sich nicht unberufen herbey drängt, um an politischen Reformen Antheil zu nehmen, hat die beste Gelegenheit, den müssigen Zuschauer dabey zu machen. Auch das reducirte Personale der Juristen wird wahrscheinlich künftig in mehreren Ländern zur Vermehrung der Ärzte beytragen. Wichtig ist ferner der Einfluss der bey politischen Reformen nöthigen Verstärkung der Armeen auf das Wachsthum der Mehrheit der Ärzte. Rec. wundert sich, dass der Vf. davon nichts erwähnt hat.) 3) Die Vermehrung medicinischer Lehranstalten. (Hier war der schicklichste Ort, wo erörtert werden konnte, ob in einem Lande mehrere Pepinieren errichtet werden sollen, und ob die Classe der Halbärzte dadurch vermehrt werde. Anlockender wird auch das Studium der Heilkunde auf manchen Universitäten durch die Menge der Stipendien, die blofs für Mediciner bestimmt sind.) 4) Die verbesserte Staatsverwaltung, wodurch das Leben der Menschen höhere Würdigung und der Arzt viele Prärogative vor anderen Staatsmitgliedern erlangt. (Ist auch auf der einen Seite nicht zu leugnen, dass die bey einer verbesserten Staatsverwaltung zu erwartende Bestimmung mehrerer Ämter, denen Ärzte ausschliefslich vorzustehen haben, und die ihnen mehrere Emolumente, einen fixen Gehalt, Würde und Ansehen zusichern, die Zahl der Expectanten vermehren wird: so lafst sich doch auf der anderen Seite behaupten, dass, wenn medicinischen Facultäten anbefohlen wird, dass sie künftig bey Prüfungen angehender Ärzte nicht zu viel Nachsicht beweisen sollen, viele dadurch vom Studium der Arzneykunde werden abgehalten werden. Und sorgt der Staat für zweckmäfsigere Vertheilung der Ärzte in einem Lande: wird man dann noch Ursache haben, über eine zu grofse Zahl der Ärzte zu klagen?) 5) Die grofsere Neigung des Publicums für Ärzte, eine Folge der zunehmenden Cultur unter mehreren Ständen und eines besseren Betragens der Ärzte selbst. 6) Das Populariſiren medicinischer Kenntnisse. (Ist aber dieses nicht oft Ursache, dass man in mehreren Krankheiten die Hülfe eines einsichtsvollen Arztes für unnütz erklärt?) 7) Die Verbindung der Chirurgie mit der Medicin. 8) Den Übergang vieler Apotheker zum Ärztgeschäft. (Sorgfältig sollte der Staat auch darauf sehen, dass die Zahl der Apotheker nicht zu grofs und dass künftig ein besseres Verhältnifs derselben zu den Ärzten und zu dem Staate selbst beobachtet werde.) 9) Mangel an guten Policeyanstalten und Gebrechen der vorhandenen. 10) Den Aberglauben. (Rec. vermuthete nicht, dass diese beiden Ursachen hier erwähnt würden, da sie nicht zur Vermehrung achter Heilkünstler beytragen, sondern nur eine Menge Afterärzte hervorzubringen pflegen.) 11) Das erleichtert seyn sollende Studium der Arzneykunst, besonders durch das *Brown*'sche System. 12) Die Proselytenmacherey, die man bey Professoren, Studenten und alten Ärzten bemerkt. 13) Die glänzenden Aufsenseiten der Arzneykunst. 14) Die grofse und dabey leicht scheinende Erwerbart des Arztes. 15) Die zu späte Beförderung der Studirten aus anderen Wissenschaften. — Einen wichtigeren Beytrag zur medicinischen Policey würde der Vf. durch diese Schrift geliefert haben, wenn er nicht nur bey Erörterung einiger Ursachen, welche die Vermehrung der Ärzte veranlafsen, eine zweckmäfsigere Ordnung gewählt, sondern auch mehrere Mittel, wodurch die medicinische Studirsucht eingeschränkt werden kann, angegeben hätte.

— ea —

Berlin, b. Vofs: *J. G. Walter*: *Wer ist Geburtshülfe?* Vorgelesen in d. kön. Akademie d. Wissenschaften zu Berlin. 1808. 113 S. 8. (10 Gr.) Wie der Vf. dazu gekommen sey, den angegebenen Titel für sein vorliegendes Werk zu wählen, ist unmöglich zu begreifen: da sich aufser einigen ziemlich unlogischen Distinctionen von Kunst und Wissenschaft, auf ein Paar der ersten Seiten, durchaus nichts findet, was auf jene Frage des Titels den geringsten Bezug hatte. Das Übrige besteht aus Bemerkungen über verschiedene Gegenstände, welche zwar mit der Geburtshülfe in Beziehung stehen, aber doch die eigentliche Hülfsleistung fast gar nicht angehen. Was den Werth der Bemerkungen selbst betrifft: so sieht sich Rec. genöthiget, dieselben um so strenger zu würdigen, da sie von einem bekannten Schriftsteller herrühren, dessen sonstige Verdienste wohl zu gröfseren Erwartungen berechtigen könnten, als man hier befriediget findet. Von S. 5—22 betrachtet der Vf. das Becken und dessen Axe: die hier gesagten Dinge sind in der That so trivial, dass man sie in zehn Handbüchern besser findet. Dabey schreibt der Vf. überall so ohne Praecision und gefällt sich in so schaalen Behauptungen, dass den Mitgliedern der königl. Akademie wohl bey der Vorlesung eben so weh geworden seyn mag, wie den getäuschten Käufern bey der Nachlesung. Was wollen z. B. solche Sätze sagen: *die eigentliche Höhle des Beckens ist im strengsten Verstande unförmlich: dennoch läfst sie sich als eine Höhle ansehen.* Oder §. 20. *Hieraus* (aus der trivialen Beschreibung des Beckens) *sehen wir also ganz deutlich ein, wie der Mensch nach mechanischen Gesetzen geboren wird. Zuerst führt die Natur den Menschen in seiner Geburt durch die obere Öffnung, hierauf durch die Höhle des kleinen Beckens und drittens durch die untere Öffnung.* Kennt der Vf. weiter keine mechanischen Gesetze der Geburt: so müssen wir die Mütter und Kinder herzlich bedauern, deren Erlösung ihm etwa anvertraut werden möchte. Von S. 22—25 spricht der Vf. über Schieflagen der Gebärmutter. Hier heifst es unter anderen §. 21, die schiefe Lage habe die *Geburtshülfe* (?) zu Thorheiten, ja selbst zu Abscheulichkeiten verleitet. §. 22: *Wir wollen den Uterus erstens ganz natürlich, das heifst nicht geschwängert, uns vorstellen* — also ist Schwangerschaft dem Vf. ein nicht natürlicher Zustand?? Die Schieflage der Gebärmutter soll durchaus nur von regelwidriger Lage des Kindes entstehen, und eine Gebärende auf die Seite zu legen, um Schieflagen zu verbessern, nennt der Vf. S. 25 eine Abscheulichkeit. Die erste Behauptung will er dadurch stützen, dass er die Gebärmutter im ungeschwängerten Zustande nie bey Leichenöffnungen habe schiefstehend gefunden, und dass das Kind gewöhnlich in seiner Längenachse mit der der Gebärmutter übereinkomme. Dachte denn der Vf. nicht an die Stütze, die die schwangere Gebärmutter von den Beckenwänden erhält, und wie, wenn nun die Darmbeine, wenn die Fläche des Beckeneinganges von der richtigen Stellung abweichen? Von S. 26—44 ist die Rede von Schwangerschaft aufserhalb der Gebärmutter. Dass, wie S. 28 behauptet wird, dabey der Muttermund ganz und gar nicht verändert werde, ist gegen alle Erfahrung. Unter aller Kritik ist das Geschwätz über den Durchgang des *ovuli* durch die Mutterröhren (S. 39 ff.) Zur Probe: *Sobald das haarigte ovulum in die tuba tritt, werden die zarten und feinen Röhrchen des ovuli von den vasis capillaribus der tubae ungezogen, und da die vasa capillar. in dem Maafse sich vermehren, wie die tuba sich dem uterus nähert: so muss natürlicher Weise das ovulum dieser zunehmenden Kraft (?) folgen, das heifst, das ov. muss in den uterus geführt werden.* S. 45 kommt der Vf. auf Wassersucht des Eierstockes und dann auf Mutterscheidenvorfall, und geht weiterhin zur Beantwortung der Frage über, ob eine *conceptio ovarii tubae* und *abdominalis per se et absolute lethalis* sey? Dass das Kind allemal durch den Kaiserschnitt gerettet werden könne, wenn dieser zur rechten Zeit und aufgehörige Art geschehe (gemacht werde), ist falsch. *Graviditas tubaria* endigt ja oft mit Zerplatzung der *tuba*, weit eher als d. Kind lebensfähig ist; was kann hier der Kaiserschnitt dem Kinde helfen? — S. 54 nähert sich der Vf. der Frage, ob *superfoetatio* möglich sey? welche er bis S. 61 verneinend, selbst im Falle eines *uteri duplicis* beantwortet. Rec. stimmt darin mit dem Vf. überein, findet es aber ungereimt, wenn S. 61 gesagt wird: der allerwichtigste Grund gegen die Überfruchtung sey der, weil sonst immerwährende Schwangerschaft Statt gefunden, Schwangerschaft und Entbindung beständig abgewechselt haben würden, und dies der Weisheit und Güte Gottes zuwider sey; denn wo solle eine Mutter Kräfte hernehmen, einer solchen Verschwendung der Kräfte zu widerstehen!!! Von S. 62 an redet der Vf. von der Nachgeburt in anatomischer, physiologischer und pathologischer Hinsicht; man findet hier sehr triviale Dinge mit sonderbaren Behauptungen vermischt, z. B. S. 64 wo behauptet wird, die Hülle des Nabelstranges sey eine Fortsetzung der Haut und Oberhaut des Kindes. S. 70 die Nabelblutader habe mit den Nabelschlagadern gar keine Verbindung. Endlich kommt der Vf. auf Schregers bekannte Meinung von der Art der Ernährung des Fötus, welche er gänzlich verwirft. Die von dem Vf. beschriebenen Versuche an Nachgeburten, theils um den Mangel lymphatischer Gefäfse, theils um den Mangel eines unmittelbaren Zusammenhanges zwischen Venen und Schlagadern des kindlichen Theils der Placenta zu beweisen, sind wohl keineswegs hiezu hinreichend. Es ist nur zu bekannt, wie oft man durch dergleichen Versuche an todten Theilen irre geleitet wurde.

W.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 FEBRUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *G. W. Fr. Hegel*, D. und Prof. der Philos. zu Jena (nunmehr Rectors in Nürnberg), *Syſtem der Wiſſenſchaft.* 1 Theil. Die Phänomenologie des Geiſtes. 1807. XCI u. 765 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

„Die wahre Geſtalt, in welcher die Wahrheit exiſtirt, kann allein das *wiſſenſchaftliche Syſtem* derſelben ſeyn.“ Wer hievon noch nicht überzeugt iſt, kann es wohl durch die inhaltreiche Vorrede und das Buch ſelbſt werden. Innerliche Ordnung und Ebenmaſs iſt allein befriedigend, und die Speculation wird niemals zur Heiterkeit und ruhigen Haltung kommen, wenn die Liebe zum Wiſſen nicht das Wiſſen ſelbſt wird. Der Weg zum Ziel und die Arbeit ſelbſt iſt dem Vf. alſo mit Recht das Dringendſte, das Nothwendigſte in dieſer Zeit, wo bey veraltetem Sinn und faſt erloſchener Empfindung das einzige Heil in der Wiſſenſchaft iſt, und aus der Reflexion ſelbſt der Strahl errungen werden muſs, der *von ſich weiſs* und nirgends aufgehalten wird von ſich ſelbſt. Der Geiſt kommt nicht zur Ruhe, wenn er nicht ſein *an ſich ſelbſt ſeyn* durch die Vermittelung der Wiſſenſchaft zum *für ſich ſelbſt* bringt, und auf ſolche Weiſe ſich durch die That und das Werk ſelbſt *befreyet*. Daſs er hiedurch nicht aus ſich ſelbſt tritt, ſondern immanent ſich wahrhafte und wirkliche Eigenthümlichkeit erringen müſſe, will dieſe Schrift darthun. Der Glaube iſt nicht eines Jeden Sache, noch weniger die oft poſtulirte unmittelbare Anſchauung des Abſoluten: der mühſame Weg der Vermittelung des Geiſtes durch ſich ſelbſt, die Erfahrung von jedem Moment ſeiner Entwickelung und das Gefühl der Nothwendigkeit, welche aus den einzelnen Momenten forttreibt zur Vollendung des Ganzen — dieſs iſt, was als Ein durchgeführter dialektiſcher Beweis einen jeden des Verſtandes Fähigen zur Selbſterkenntniſs führt, und aller Schwärmerey, allem blinden Glauben ein Ende macht, zugleich alſo auch die *einzig wahre Weihe* und Enthüllung aller und jeder erdichteten Myſterien und der falſchen Propheten. Mit ſolcher Selbſtdurchwirkung des Geiſtes iſt zumal auch die wahre Geſchichte der Entwicklung des Menſchengeſchlechts, ja auch deſſen innerſtes Heiligthum — das Werden der Philoſophie — erkennbar, und es iſt ſelbſt das Werden der Wiſſenſchaft, welches dieſe *Phänomenologie des Geiſtes* ſich zur Aufgabe geſetzt hat. Wie die errungene und ihrer ſelbſt gewiſſe Wiſſenſchaft ihren eigenen Begriff geſtaltet, und in allem ſelbſtſtändig wirkt, dürften die übrigen Theile der Ausführung mit deſto gröſserer Zuverſicht zeigen. Das Subjective muſs ſich ſelbſt klar werden und der Geiſt verſöhnt und ausgeheitert mit dem Dunkel der *verneinenden* Mächte: dann erſt iſt auf die ächte *Phyſik* und *Ethik* zu hoffen. Der Vf. hat in der That Urſache, mit dem, was er gethan, zufrieden zu ſeyn; was zu thun noch übrig iſt, wird ihn ſelbſt am mächtigſten treiben. Wir aber wollen die Darſtellung des vor uns liegenden bedeutungsvollen Inhalts verſuchen. Was *unſere* Gedanken über die unvergleichbare Wichtigkeit der Sache ſelbſt betrifft: ſo vergönnt uns hier der Raum nicht, davon zu reden; wer dieſe Recenſion durchlieſet, wird ohnehin die Sache für wichtig halten. Wir übergehen daher auch die beſondere Betrachtung deſſen, was die Vorrede erläutert, ſo wie was die Einleitung zur Überſicht des Ganzen darlegt, hoffend, dieſe Überſicht werde ſich am Ende unſerer Darſtellung in einem vollſtändigen Begriff zuſammenfinden.

I. *Die ſinnliche Gewiſsheit oder das Dieſes und das Meinen.* Das erſte iſt das *unmittelbare Wiſſen des Unmittelbaren oder Seyenden*, woran nun nichts zu ändern iſt — die *ſinnliche Gewiſsheit*, welche als die reichſte und *wahrhafteſte* Erkenntniſs erſcheint: ſie hat den Gegenſtand in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit vor ſich, giebt aber in der That nur die abſtracteſte und *ärmſte* Wahrheit; ſie ſagt von dem, was ſie weiſs, nur aus, daſs es *iſt*. *Ich*, *dieſer*, bin *dieſer* Sache nicht darum *gewiſs*, weil Ich als Bewuſstſeyn hiebey mich entwickelte und den Gedanken bewegte; ſondern die Sache *iſt*, weil ſie *iſt*. Daſs ſie *iſt*, iſt dem ſinnlichen Wiſſen das weſentliche (es giebt wohl auch jede nähere Beſtimmung auf und behauptet bloſs das *Seyn*) und deſſen Wahrheit. Das Ich, *dieſer*, weiſs unmittelbar *dieſes*. Aber eine wirkliche ſinnliche Gewiſsheit iſt nicht allein dieſe reine Unmittelbarkeit, ſondern ein *Beyſpiel* derſelben. Wird über den Unterſchied des Gegenſtandes und des Ich reflectirt: ſo ergiebt ſich, daſs weder das eine noch das andere *nur unmittelbar*; ſondern zugleich *vermittelt* iſt, eines nämlich der beiden durch das andere. Eins iſt dann das einfache unmittelbar Seyende oder das Weſen — der *Gegenſtand*; das andere das unweſentliche, vermittelte, welches in der eigenthümlichen Form der Sache nicht *an ſich*, ſondern durch ein anderes iſt, ein *Wiſſen*, das den Gegenſtand weiſs, weil *er iſt*, gleichgültig, ob jenes wiſſe oder nicht. So zeigt ſichs, und man muſs weiter ſehen, was an dieſer ſinn-

lichen Gewifsheit das Standhafte ift. Was ift das *Jetzt? Merket* euch: es ift Nacht. Betrachtet das Bemerkte am hohen Mittag, und es ift vergangen. Doch das *Jetzt* bleibt; aber wofür es ausgegeben wurde, dafs Nacht fey, ift verfchwunden. Das *Jetzt* aber bleibt einmal fo einfach wie immer, was auch fein Beyfpiel fey; fo wenig Tag und Nacht deffen Seyn ift, eben fo wohl ifts auch Tag und Nacht. Dieles *Allgemeine* ift in der That das Wahre der finnlichen Gewifsheit. Als ein Allgemeines *fprechen* wir auch das Sinnliche *aus;* wir fagen: *Diefes* d. h. das *allgemeine Diefe*, oder: *es ift*, d. h. das Seyn überhaupt. Wir *ftellen* uns freylich diefs Allgemeine nicht *vor* dabey, aber wir *fprechen's aus.* In der Sprache wird alfo die Meinung widerlegt oder berichtigt (fie ift das Element der Mittheilung, woraus nun das Beyfpiel fich lebendig entwickeln und fpielen kann). Das *reine Seyn* ift alfo das Wefen der finnlichen Gewifsheit, aber nicht als unmittelbares, fondern als folches, dem Negation und Vermittelung wefentlich ift; alfo nicht was wir unter dem Seyn meinen, fondern das *Seyn* mit der *Beftimmung*, dafs es das rein Allgemeine ift, und *unfere Meinung* bleibt diefem leeren oder gleichgültigen Jetzt noch gegenüber. Eben fo ift es mit *Hier*. Die Sache hat fich nun umgekehrt: der Gegenftand, vorher das Wefentliche der finnlichen Gewifsheit, ift nun das Unwefentliche, denn das Allgemeine, wozu er geworden, ift nicht mehr ein folches, wie er für fie wefentlich feyn follte, fondern fie ift *jetzt* in dem Wiffen. Ihre Wahrheit ift im Gegenftand als *meinem* Gegenftand oder im *Meinen;* er ift, weil *Ich* von ihm weifs. Die finnliche Gewifsheit ift darum nicht vertrieben, fondern nur in das Ich zurückgedrangt. Aber dieles Ich erkennt hier oder jetzt dieles; ein anderes Ich im nämlichen Hier oder Jetzt ein anderes — das Bleibende ift das *Ich*, allgemein wie das jetzt und hier und eben fo gleichgültig; ausgefprochen jedesmal, welcher *diefer* auch gemeint fey. Beide Elemente der finnlichen Gewifsheit find nicht unmittelbar, fetzen wir alfo ihr *Ganzes*. Deffen Unmittelbarkeit nun geht das Andersfeyn des Hier und das Andersfeyn des Jetzt nicht an: ihre Wahrheit erhält fich als fich felbft gleichbleibende Beziehung, die zwifchen dem Gegenftand und Ich keinen Unterfchied der Wefentlichkeit und Unwefentlichkeit macht. *Ich dieles* behaupte alfo das *Hier* als Baum u. dgl. und nehme von Anderer Meinung keine Notiz, und halte demnach an einer unmittelbaren Beziehung feft. So treten wir zum Jetzt und Hier *dieles;* aber indem es gezeigt wird, hat es fchon aufgehört zu feyn; das Jetzt oder Hier, das ift, ift ein anderes, als das gezeigte; es ift ein *geweftnes* und das ift feine Wahrheit. Aber was geweten ift, ift in der That *kein Wefen; es ift nicht*, und um das Seyn war es zu thun. In diefem Aufzeigen ift alfo eine Bewegung und das *Aufzeigen* felbft ift die Bewegung, welche es ausfpricht, was das Jetzt in Wahrheit ift, nämlich ein Refultat oder eine Vielheit von Jetzt zufammengefafst, und das Aufzeigen ift das *Erfahren*, dafs *Jetzt Allgemeines* ift. Die Dialektik der finnlichen Gewifsheit ift alfo nichts anderes, als die *einfache Gefchichte* ihrer Bewegung oder ihrer Erfahrung und die *finnliche Gewifsheit* felbft nichts anderes, als nur diefe *Gefchichte*. Daher geht auch das natürliche Bewufstfeyn zu diefem Refultat, was an ihr das Wahre ift, immer felbft fort und macht die Erfahrung darüber; aber *vergifst* es nur ebenfo immer wieder und fängt die Bewegung von vorn an (giebt fich dem Sinn gänzlich hin und ftöfst fich jedesmal aufs neue daran, ftatt dafs er ihm in jener Erfahrung durchfichtig und ein Raum zum freyen Athmen des Geiftes werden follte). Was ift nun die Behauptung, das Seyn von äufseren Dingen als *diefen* habe abfolute Wahrheit für das Bewufstfeyn? Weifs fie wohl, was fie fagen will? Die Wahrheit des finnlichen *Diefen* foll allgemeine Erfahrung feyn; aber vielmehr ift das Gegentheil reine Erfahrung und jedes Bewufstfeyn hebt eine folche Wahrheit auf; es wird alfo in aller finnlichen Gewifsheit in Wahrheit nur erfahren das *Dieles* als ein *Allgemeines*. — Der Vf. erinnert hier recht zur gelegenen Zeit an jene unterfte Schule der Weisheit, nämlich die alten eleufinifchen Myfterien der Demeter und des Dionyfos, wohin folche Behaupter zu verweifen find, um das Geheimnifs des Brodeffens und Weintrinkens zu erlernen. Denn der in diefe Geheimniffe Eingeweihete gelangt nicht blofs zum Zweifel am Seyn der finnlichen Dinge, fondern zur *Verzweifiung* an ihm (wie es recht ift, wenn der Menfch zur Freyheit kommen foll), und vollbringt theils ihre Nichtigkeit in ihnen, theils fieht er fie vollbringen. Auch die Thiere find von diefer Weisheit nicht ausgefchloffen, fondern erweifen fich vielmehr am tiefften in fie eingeweihet, denn fie bleiben nicht vor den finnlichen Dingen als an fich feyenden ftehen, fondern verzweifelnd an ihrer Realität und in völliger Gewifsheit ihrer Nichtigkeit (wir möchten lieber fagen ihres Jetztfeyns und in der Ahndung ihres Nichtmehrfeyns) langen fie ohne Weiteres zu und zehren fie auf, und die ganze Natur feyert, wie fie, diefe offenen Myfterien, welche es lehren, was die Wahrheit der finnlichen Dinge ift (aber doch nur den lehren, der da fich befreyen foll und nicht rechnen auf das Kommen und Verfchwinden: daher dann auch die *thierifche* Natur auf jener Stufe der Einweihung ftehen bleibt vor dem Heiligthum — eine alles verzehrende Sphinx; die *menfchliche* aber in der Bewegung der Gefchichte fich felbft fammelt und eingeht in das Allerheiligfte).

II. *Die Wahrnehmung, oder das Ding und die Täufchung.* Die Wahrnehmung nimmt alles diefs und das fo auf, wie es in Wahrheit ift; ftatt unmittelbar zu wiffen, wird wahr*genommen*. Die Wahrnehmung nimmt alfo das ihr Seyende als *Allgemeines*, ftatt dafs das unmittelbare Bewufstfeyn das *Dieles* will. Die Allgemeinheit ift ihr Princ'p, alfo Gegenftand und Ich — die Elemente allgemein; das Princip ift geworden, alfo nicht mehr erfcheinend, fondern nothwendig, unausweichlich. Eben fo unausweichlich find nun jene Elemente zu *Gegenftand* und

Digitized by Google

Wahrnehmen geworden; der Gegenstand dasselbe, was diese Bewegung ist, sie als wahrnehmend die Entfaltung und Unterscheidung der Momente, er das Zusammengefaßtseyn derselben; sie, die Bewegung, das Unbeständige und Unwesentliche, er das Einfache, das Wesentliche u. s. w. — Der Gegenstand als das Allgemeine ist vermittelt: diese Natur drückt er dadurch aus, dass er das *Ding von vielen Eigenschaften* ist. Der Reichthum des sinnlichen Wissens gehört der Wahrnehmung, nicht der unmittelbaren Gewissheit an, an welcher er nur das Beyspiel war, denn nur die Wahrnehmung hat die Negation, den Unterschied oder die Mannichfaltigkeit an ihrem Wesen. So ist demnach das *Dieses gesetzt* als *Nichtdieses* als *aufgehoben*, und damit nicht *Nichts*, sondern ein Nichts von *bestimmtem* Inhalt, nämlich dem *Diesen*. Das Sinnliche ist da, aber als Allgemeines, das sich als *Eigenschaft* bestimmen wird. Das *Aufheben* ist gleich aller Negation ein *Negiren* und *Aufbewahren* zumal. Das Nichts als Nichts des Diesen bewahrt die Unmittelbarkeit auf und ist selbst sinnlich, aber eine allgemeine Unmittelbarkeit. Indem nun das Seyn diese seine Vermittelung an seiner Unmittelbarkeit *ausdrückt*, ist es unterschiedene *bestimmte* Eigenschaft, und zwar sind *viele* solcher E. gesetzt, eine die andere negirend. In der *Einfachheit* des Allgemeinen ausgedrückt beziehen sich diese bestimmten Eigenschaften *auf sich selbst*, sind gleichgültig gegeneinander, jede für sich frey von der anderen. In der einfachen sich selbst gleichen Allgemeinheit, von allen verschieden, sind und durchdringen sich als in einer einfachen Einheit alle jene bestimmten Eigenschaften, ohne sich zu *berühren*, denn eben durch die Theilnahme an der Allgemeinheit sind sie gleichgültig für sich. Dieß allgemeine Medium ist das *reine Wesen* (das wunderbare, oft verwirrte *Ding* des Aristoteles und der Scholastiker); dasselbe obige *Hier* oder *Jetzt*; aber die *vielen* sind in ihrer Bestimmtheit selbst *einfach allgemeine*. *Hier* ist Salz, *hier* Schärfe, hier kubische Krystallisation; *hier* der spec. Zusammenhang; *hier die* Auflöslichkeit *allgegenwärtig*; keines afficirt das andere, sondern bezieht sich auf sich selbst; das Band ist allein das Hier, das reine Ding. Wären jedoch die Eigenschaften schlechthin gleichgültig gegen einander, und bezögen sich nur auf sich: so wären sie nicht *bestimmt*, was sie sind, indem sie sich unterscheiden, und sich auf *andere als entgegengesetzte beziehen*. Also nicht bloß, dass jede *auch* da ist, sondern dass jede *eins* ist und eine ausschließende Einheit. Es ist jede ein Punct der Einzelheit im Medium des Bestehens in die Vielheit ausstralend. Die sinnliche Allgemeinheit oder die unmittelbare Einheit des Seyns und des Negativen ist erst so *Eigenschaft*, in so fern das Eins und die reine Allgemeinheit aus ihr entwickelt und von einander unterschieden sind, und sie diese mit einander zusammenschließt. Diese Beziehung derselben auf die reinen wesentlichen Momente vollendet erst das *Ding*. Dieses als seinen Gegenstand hat nun das Bewußtseyn nur zu *nehmen*, und sich als reines Auffassen zu verhalten: denn was es als veränderliches und unwesentliches zu dem Gegenstand als dem sich selbst gleichen hinzusetzt, kann veranlassen, dass es sich *täuscht* (d. h. dass es eins mit dem anderen vertauscht, welches dann eben das Schicksal der Geistesentwickelung auf dieser Stufe ist). Die Möglichkeit der Täuschung ist im Bewußtseyn; das Kriterium der Wahrheit ist aber hier die *Sichselbstgleichheit* des Gegenstandes, und alle Ungleichheit setzt das Bewußtseyn als in sich. Es tritt wieder die Meinung ein von ganz entschiedener Einzelnheit; da in der That die früher gewonnene Allgemeinheit sich immer mehr als ein gemeinschaftliches Medium bewährt, und die Hemmungspuncte sich auflosen zu stets klarerem Äther, was aber hierin ewig besteht, erst in seiner heiligen Tiefe gefasst werden muss. Das Bewußtseyn durchläuft also wieder seinen Kreis, doch nicht auf die erste Weise. Es hat nämlich die Erfahrung über das Wahrnehmen gemacht, dass das Resultat und das Wahre desselben seine Auflösung oder die Reflexion in sich selbst aus dem Wahren ist, als Auffassen zumal mit dem aus dem Wahren in sich selbst reflectirt seyn. Es unterscheidet nun sein Auffassen des Wahren von der Unwahrheit und dem Unwesentlichen seines Wahrnehmens, weiset diese zurecht, und so fällt allerdings die Wahrheit als *Wahrheit des Wahrnehmens in dasselbe*. Zuerst also das Wahrnehmen des Dinges als *Eins* — alle Verschiedenheit rechnet das Bewußtseyn sich als wahrnehmendem zu, sie fällt in uns. Dieß Ding also, an unser Auge gebracht, ist weiss, *auch* scharf, an die Zunge gebracht u. s. w. *Wir* sind das allgemeine Medium, die Dinge sind sich selbst gleich: aber es ist doch auch das eine *bestimmte* nur im Gegensatz *gegen das andere*, das Medium sey welches es wolle. Die Dinge sind also auch an und für sich bestimmt, ihre Eigenschaft ist ihnen *eigen*, und wie vielfach diese sey, so ist sie es an ihm selbst, und das Ding ist das *auch* und allgemeine *Medium*. Hiebey nun ist das Bewußtseyn sich bewußt, dass es sich *auch* in sich reflectirt und in dem Wahrnehmen das dem *auch* entgegensetzte Moment — die *Einheit* des Dinges mit sich vorkommt; als ausschließend die einzelnen Eigenschaften von einander durch *insoferne*: nämlich insoferne es weiss ist, insoferne ist es nicht u. s. w. So macht demnach das Bewußtseyn wechselsweis sich selbst und das Ding zu beidem, zum reinen vielheitslosen *Eins* und zu einem in selbstständige Eigenschaften aufgelöseten *Auch*. Das Ding ist also wohl an und für sich, sich selbst gleich, aber diese Einheit mit sich selbst wird durch andere Dinge gestört; die Einheit des Dings ist erhalten, und zugleich das Andersseyn außer ihm, so wie außer dem Bewußtseyn. Der Widerspruch wird vertheilt, aber er ist nicht verschwunden: das Ding ist im Gegensatz mit anderen, und soll sich darin für sich erhalten. Ding aber oder für sich seyendes Eins ist es nur, in soferne es nicht in dieser Beziehung auf andere steht; denn in solcher ist vielmehr der Zusammenhang mit anderen gesetzt, welcher das Aufhören des für sich Seyns ist. Durch

Digitized by Google

den *abſoluten Charakter* alſo *verhält* es ſich zu anderen; dieſs Verhältniſs aber iſt Negation der Selbſtſtändigkeit, und gerade durch ſeine weſentliche Eigenſchaft geht das Ding zu Grund. Es iſt nämlich *für ſich*, negirt alles Andersſeyn, iſt alſo abſolute, nur auf ſich ſelbſt ſich beziehende Negation, welche eben Aufhebung *ſeiner ſelbſt* iſt. Dieſs *für ſich* Seyn iſt alſo eben ſo *unweſentlich*, als dasjenige, was allein das Unweſentliche ſeyn ſollte, nämlich das Verhältniſs zu anderem. Es iſt demnach der Gegenſtand in ſeinen Beſtimmtheiten aufgehoben, wie er es in ſeinem ſinnlichen Seyn war. Aus dieſem wird er ein Allgemeines, welches, da es aus dem Sinnlichen herkommt, weſentlich durch daſſelbe bedingt, und daher nicht wahrhaft ſich ſelbſt gleiche Allgemeinheit, ſondern mit *einem Gegenſatz* afficirt geweſen, welcher ſich in die Extreme der Einzelnheit und Allgemeinheit trennt. Dieſe *ſcheinen* nun das *Weſen* auszudrücken, aber ſie ſind nur ein *für ſich Seyn*, welches mit dem *Seyn für ein anderes* behaftet iſt; indem aber beide weſentlich in *einer Einheit* ſind: ſo iſt jetzt die unbedingte Allgemeinheit vorhanden, und das Bewuſstſeyn tritt hier erſt wahrhaft in das Reich des Verſtandes ein. — Die ſinnliche Einzelnheit verſchwindet alſo in der dialektiſchen Bewegung der unmittelbaren Gewiſsheit, und wird *ſinnliche Allgemeinheit*; das Wahrnehmen nimmt den Gegenſtand wie *er an ſich* iſt oder als Allgemeines überhaupt; es tritt nun das Eins und das Verhältniſs hervor und die Sophiſtik ſucht durch die *Rückſicht*, das *Inſoferne* und das *Auch* u. ſ. w. jene Momente von ihrem Widerſpruch zu retten. Aber dieſe Auskunftsmittel erweiſen ſich ſelbſt als nichtig, und das Wahre, was hiedurch gewonnen werden ſoll, erweiſet ſich in *einer* und *derſelben* Rückſicht das Gegentheil zu ſeyn, ſo daſs ſein Weſen unterſcheidungs- und beſtimmungsloſe Allgemeinheit iſt. (Reiflich erwägend finden wir, daſs dieſe Entwickelung des unmittelbaren Bewuſstſeyns nirgends beſtimmter nachgewieſen werden kann, als in der Geſchichte der helleniſchen Philoſophie bis auf den Sokrates: was in den drey erſten Abſchnitten dieſes Werkes geſagt wird, kann als Schlüſſel zu jener dienen, wie ſie ſelbſt dagegen zum Beyſpiel.) Sehr richtig bemerkt der Vf. (S. 56), daſs jenes leere Abſtrahiren des Einzelnen und Allgemeinen, jenes Weſen mit Unweſentlichem verknüpft, das doch zumal nothwendig iſt u. ſ. w. dasjenige iſt, was den ſo genannten geſunden Menſchenverſtand am meiſten beſchäftigt, äfft und täuſcht, daher es das Spiel dieſer Abſtractionen, und gewöhnlich da am ärmſten iſt, wo er ſich am reichſten glaubt. Die Philoſophie, meint dieſer g. M. V., habe es mit *Gedankendingen* zu thun, was allerdings wahr iſt: denn ſie erkennt dieſelben für die reinen Mächte, aber zumal auch *in ihrer Beſtimmtheit*, und iſt daher ihrer Meiſter, indeſs der g. M. V. nie zum Bewuſstſeyn kommt, daſs ſolche einfache Weſenheiten in ihm walten, ſondern meint mit gediegenem Stoff zu verkehren, ſo wie die ſinnliche Gewiſsheit nicht weiſs, daſs die leere Abſtraction des reinen Seyns ihr Weſen iſt: doch ſind es jene reinen Weſen, an welchen der g. M. V. durch allen Stoff und Inhalt hindurch und hin und her läuft, und woran überhaupt die Bewegung des Wahrnehmens abläuft. Das wahrnehmende Bewuſstſeyn treibt ſich in dieſem Verlauf unaufhaltſam fort, und wittert wohl die Unweſenheit der Beſtimmtheiten, aber es ſucht ſich gegen die Gefahr durch die Sophiſterey zu retten, das war, es eben als das Nichtwahre behauptete, nun als das Wahre zu behaupten. Gegen das *Zuſammenbringen* der Gedanken ſträubt es ſich; aber die Natur der Abſtractionen bringt ſie an ſich zuſammen, und indem der g. M. V. den Beſtimmtheiten nicht ihre Wahrheit erhalten kann, giebt er ſich ſelbſt die Unwahrheit.

(*Die Fortſetzung folgt.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Amberg*, b. Uhlmann: *Gedichte vermiſchten Inhalts* vom Profeſſor *Baumgärtner*. 1804. 444 S. 8. (1 Thlr. 14 Gr.) Eine ſtarke Sammlung von Parabeln, Fabeln und lyriſchen Gedichten von ſehr ungleichem Werth. Der Vf. nennt ſie ſelbſt in der Vorrede Verſuche und Früchte einiger Nebenſtunden in früheren Jahren, hatten ſie aber nur neben den gewöhnlichen Mängeln jugendlicher Producte auch das Feuer und die Kraft jugendlicher Erzeugniſſe! Von unreinen verführeriſchen Bildern wollte er ſeine Muſe rein erhalten: aber er verunreiniget ſie dagegen mit ſchmutzigen, ekelhaften Bildern, ſelbſt wo er davor warnt. So heiſst es z. B. S. 13 vom Dichter:

So hebt den Adler ſtrebender Flügelſchlag
hin, wo des Äthers reinere Fluthen wehn;
da trinkt der königliche Vogel
freudig der glühenden Sonne Strahlen,
zu edel, daſs er modernde Sümpfe ſuch',
wo feige Thiere wühlen in ſchlammichter
Verweſung und in ekelm Lärme
ſich bey dem häſslichen Aaſe freuen —

und der königliche Vogel ſpeiſst im zweyten Vers ſelbſt ſehr unkönıglich, denn nicht alles Starkriechende iſt Gewürz. Überhaupt gefällt ſich der Vf. zu ſehr im Aufzeigen des Schlechten und Verwerflichen, ſo daſs ſeine Aufſätze, ſtatt die Moral zu befördern, ſelbſt unmoraliſch werden. Welchen empörenden Satz zieht er z. B. S 141 aus einer ſchlechten Fabel: „O ihr Menſchen, flieht die Knechtſchaft, oder flieht ſie nicht! ihr ſeyd allezeit verloren-"

Wie aber in jeder Handlung etwas Gutes iſt, weil ſich in ihr eine Kraft äuſsert, und jede Kraftäuſserung an ſich gut iſt: ſo iſt auch in jedem Dichtwerk etwas Gutes. Dem Vf. iſt ein Talent eigen, Begriffe und Sätze zu allegoriſiren: weil er aber den Begriff nur als Begriff darzuſtellen ſucht, ohne ihn — wie das Genie thut, in einer höheren Idee zu verklären: ſo fehlt ſeiner Darſtellung immer die Schönheit oder der Geiſt. Unter den vielen Beyſpielen nennt Rec. nur das Gedicht: *Die Verleumdung*, S. 66. Der Mangel an Idee, welcher allezeit auch Mangel an genialer Beſonnenheit iſt, zeigt ſich bis in den Schluſs, wo der Engel die Verleumdung in die Spinnſtuben verweiſet, wo — die Verleumdung herrſcht.

D. c. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 FEBRUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Gobhardt: *G. W. Fr. Hegel* u. s. w. *System der Wissenschaft.* I Theil. *Phaenomenologie* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

III. *Kraft und Verstand, Erscheinung und übersinnliche Welt.* Dem Bewufstseyn ist in der Dialektik der sinnlichen Gewifsheit Hören und Sehen u. s. w. vergangen, und als Wahrnehmen ist es zu Gedanken gekommen, welche es aber erst im unbedingt Allgemeinen zusammenbringt. Dies ist nun noch der *Gegenstand* des Bewufstseyns; seinen *Begriff* als *Begriff* hat es noch nicht gefafst; er ist aus dem Verhaltnifs zu einem anderen in sich zurückgegangen und *an sich* Begriff worden; aber das Bewufstseyn ist noch nicht für sich der Begriff, und erkennt darum in jenem reflectirten Gegenstand noch nicht sich selbst. Indessen gehen die selbstständig gesetzten Unterschiede unmittelbar und immer deutlicher in ihre Einheit über, und ihre Einheit unmittelbar in die Entfaltung und diese wieder zurück in die Reduction. Diese Bewegung heifst *Kraft;* das eine Moment derselben, sie nämlich als Ausbreitung der selbstständigen Materien in ihrem Seyn ihre *Aufserung;* sie aber als das Verschwundenseyn derselben ist die aus ihrer Aufserung in sich *zurückgedrängte Kraft* oder die *eigentliche Kraft.* Diese *mufs* sich aufsern, und dann ist sie in der Aufserung eben so *in sich* selbst seyende Kraft, als sie in diesem in sich selbst seyn Aufserung ist. Indem wir so beide Momente in unmittelbarer Einheit erhalten: so ist eigentlich der Verstand, dem der Begriff der Kraft gehört, der *Begriff*, welcher die unterschiedenen Momente als solche tragt: denn *an ihr selbst* sollen sie nicht unterschieden seyn; der Unterschied ist hiemit nur in Gedanken, von dem die Kraft freygelassen als die Substanz dieser Unterschiede gesetzt werden mufs, *sie* einmal als diese ganze Kraft wesentlich *an und für sich* bleibend und *dann* ihre *Unterschiede* als *substantiell* oder als für sich bestehende Momente. Die Bewegung des sich bestandig Verselbstständigens der beiden Momente und ihres sich Wiederaufhebens ist hier zu betrachten. Was sich vorhin als das sich selbst Vernichtende widersprechender Begriffe darstellte, hat hier die *gegenständliche* Form und ist Bewegung der Kraft, als deren Resultat das unbedingt Allgemeine als *Ungegenständliches* oder als *Inneres* der Dinge hervorgeht. Die *Kraft selbst* ist nun *das In sich selbst* reflectirt seyn oder das Aufgehobenseyn der Aufserung; das Einssein verschwindet wie es erschien, nämlich als ein *anderes; sie ist es selbst*, ist in sich zurückgedrängte Kraft. Das, was als anderes auftritt, und sie sowohl zur Aufserung als zur Rückkehr in sich selbst sollicitirt, ist *selbst Kraft.* So erscheinen zwey entgegengesetzte Kräfte — *allgemeines Medium* oder Auflosung, Ausbreitung und *Eins.* Das Sollicitirende ist als allgemeines Medium und das *Sollicitirte* als zurückgedrangte Kraft gesetzt; aber jenes ist nur allg. Med. dadurch, dafs das andere zur Kraft ist; ist sollicitirend nur dadurch, dafs es sollicitirt *wird*, und umgekehrt. Hieraus mufs sich ergeben, dafs der Begriff der Kraft, durch die Verdopplung in zwey Kräfte *wirklich* wird und wie er dies wird. Das Seyn dieser beiden Kräfte hat die reine Bedeutung des Verschwindens: denn sie sind nicht als Extreme, die etwas Festes für sich behielten, und nur eine aufsere Eigenschaft gegen einander in die Mitte und in ihre Berührung schickten, sondern was sie sind, sind sie nur in dieser Mitte und Berührung. Die *Wahrheit* der Kraft bleibt nur der *Gedanke* derselben, und haltungslos (durch sich selbst nämlich) stürzen die Momente ihrer Wirklichkeit in die Einheit zusammen, welche der *Begriff* der Kraft *als ihr Begriff* ist, und zumal das *Innere* der Dinge als ihr *Inneres.* Als Verstand blickt so das Bewufstseyn durch diese *Mitte* des Spiels der Kräfte in den wahren Hintergrund der Dinge. Die Mitte, welche die beiden Extreme, den Verstand und das Innere, zusammenschliefst, ist das entwickelte *Seyn* der Kraft, das für den Verstand nun selbst ein *Verschwinden* ist. Es heifst darum *Erscheinung* — ein *Ganzes* des Scheins. Dies Ganze als Allgemeines macht das *Innere* aus, das *Spiel der Kräfte* als *Reflexion* desselben in sich selbst. Unser Gegenstand ist hiemit nunmehr der Schlufs, welcher zu seinen Extremen das Innere der Dinge und den Verstand und zu seiner Mitte die Erscheinung hat. Das *Innere* ist immer noch *reines Jenseits* für das Bewufstseyn: denn es findet sich selbst noch nicht darinnen — es ist *leer* und das Nichts der Erscheinung, positiv das einfach Allgemeine — wer mag *etwas* sehen im reinen Licht oder in reiner Finsternifs? Diese Leere soll und mufs ausgefüllt werden — mit der *Erscheinung:* denn das übersinnliche Jenseits ist das Sinnliche und Wahrgenommene gesetzt, wie es in *Wahrheit* ist; die *Wahrheit* des Sinnlichen und Wahrgenommenen aber ist, *Erscheinung* zu seyn; das Übersinnliche ist also die Erscheinung *als Erscheinung*, nämlich die Welt des sinnlichen Wissens und Wahrnehmens *als aufgehoben* oder in Wahrheit *als innerliche* gesetzt, womit dann die ge-

meinhin durch Mifsbrauch der *urſprünglichen* Bedeutung des Wortes angenommene Gleichbedeutenheit von Erſcheinung und unmittelbar Sinnlichem wegfällt. Die abſolut wechſelnde Erſcheinung wird zum einfachen Unterſchied durch ihre Beziehung auf die Einfachheit des Inneren oder des Verſtandes — dieſes an ſich Allgemeine iſt weſentlich auch der *allgemeine Unterſchied:* denn der Wechſel iſt ſein Weſen, aber der wahre Wechſel, im Inneren geſetzt, als beruhigter, ſich gleichbleibender Unterſchied. Er iſt alſo im *Geſetz* ausgedrückt, als dem *beſtändigen* Bilde der unſteten Erſcheinung. Die *überſinnliche* Welt iſt demnach ein *ruhiges Reich von Geſetzen* im Wechſel *gegenwärtig*, aber noch *nicht allgegenwärtig*, ſondern in viele Geſetze gebrochen, welche dann als Momente *eines* Geſetzes erkannt werden, aber hiemit auch ihre Beſtimmtheit verlieren, indem nur ein die Beſtimmtheit weglaſſendes Geſetz gefunden iſt, wie z. B. die *allgemeine Attraction*, welche nur ausſagt, daſs *alles einen beſtändigen Unterſchied zu anderem* hat. Wenn ein ſolches Geſetz auch nichts vom weſentlich wirklichen Inhalt giebt: ſo iſt es doch dadurch, daſs es ausſagt: alle *Wirklichkeit* ſey *an ihr ſelbſt geſetzmäſsig*, von groſser Bedeutung; denn es macht dem blinden zufälligen *Vorſtellen* ein Ende. So iſt das Geſetz auf gedoppelte Weiſe, einmal als Geſetz, an dem die Unterſchiede als ſelbſtſtändige Momente ausgedrückt ſind; das andre Mal als *einfaches* in ſich Zurückgegangenſeyn, welches wieder *Kraft* heiſsen kann, aber *Begriff* der Kraft, welcher alle Unterſchiede in ſich zieht, und die weſentliche *Nothwendigkeit des Geſetzes* iſt, ſo daſs Kraft eben ſo beſchaffen iſt, wie das Geſetz, und der Unterſchied, den der Verſtand gemacht, ſchon in der Anlage, daſs es keiner ſey, als Unterſchied des Inhalts oder der Sache wegfällt. Dieſes Darlegen heiſst *Erklären*, welches ſo klar iſt, daſs es nur immer daſſelbe wiederholt — eine *Bewegung*, vermittelſt deren in der bloſsen Einheit ein Unterſchied geſetzt, aber weil er keiner iſt, wieder aufgehoben wird. So wird der *Wechſel Geſetz des Inneren;* es iſt *Geſetz der Erſcheinung*, daſs Unterſchiede werden, die keine ſind und ſich aufheben, oder daſs das *Ungleichnamige ſich anzieht.* Es iſt das *Gleichnamige*, *was ſich von ſich ſelbſt abſtöſst*, und *dieſs Abgeſtoſsene zieht ſich weſentlich an*, denn es iſt *daſſelbe.* So iſt das Ungleiche ſich gleich, da das Gleiche ſich ungleich iſt, und das vorige ruhige Reich der Geſetze iſt eine *verkehrte Welt* geworden, und das Innere als Erſcheinung hiemit vollendet. Wechſel und Veränderung war in jenem nur angedeutet als Negatives im ruhigen Poſitiven; in dieſer hat er ſein Princip gefunden, und die Umkehrung iſt nicht anders als durch jene Bewegung zu begreifen. Der Vf. ſagt hier: „die nach den Geſetzen der einen Welt den Menſchen ſchändende und vertilgende Strafe verwandelt ſich in ihrer verkehrten Welt in die ſein Weſen erhaltende und zu Ehren bringende Begnadigung.“ Es gilt aber auch das Umgekehrte: Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage. Doch wird jetzt nichts mehr wahrgenommen, ſondern die Ausgleichung giebt ſich von ſelbſt und unmittelbar durch die Anſicht der Gegenſätze, welche ſich alſo nun nicht weiter fixiren können, ſondern ſich *völlig* entſprechen und ſo die Thätigkeit und Bewegung des Geſetzes zu ſeiner Ruhe zurückkehrt. Es haben alſo die Gegenſätze ihren Unterſchied und ihr Anderes an ihnen ſelbſt und *ſind* bey allem Widerſpruch nur *eine* Einheit. „Dieſe einfache Unendlichkeit oder der abſolute Begriff iſt das einfache Weſen des Lebens, die Seele der Welt, das allgemeine Blut zu nennen, welches allgegenwärtig durch keinen Unterſchied getrübt oder unterbrochen wird, das vielmehr ſelbſt alle Unterſchiede iſt, ſo wie ihr Aufgehobenſeyn, in ſich pulſirt, ohne ſich zu bewegen, in ſich erzittert, ohne unruhig zu ſeyn u. ſ. w. (S. 94 ff.)“ Es ſcheint uns das tiefe Geheimniſs der Sichſelbſtgleichheit und Ungleichheit ſelten ſo anſchaulich dargelegt worden zu ſeyn, als hier vom Vf. geſchieht. Die Erſcheinung erſcheint als ein nothwendiges, aus den Abgründen unendlicher Tiefe ſteigendes Weſen, das *Entzweyen* als unumgänglicher Bezug auf die Einheit, und es leuchtet ein, daſs die Frage um den Grund des (ſogenannten) Herausgehens der Einheit aus ſich ſelbſt von gleichem Werth wie die um den Grund von $1+1=2$ iſt. — Dieſe ganze Erklärung iſt alſo Selbſtbefriedigung und eigentliches *Selbſtbewuſstſeyn*. „*Ich unterſcheide mich von mir ſelbſt, und es iſt darin unmittelbar für mich, daſs dieſs Unterſchiedene nicht unterſchieden iſt*“ (S. 97—99). Vom ſinnlichen, wie vom wahrnehmenden und verſtehenden Bewuſstſeyn iſt nun der Vorhang hinweggezogen; es *ſteht* nichts mehr *entgegen*, daſs das Innere ins Innere ſchaue und *Selbſtbewuſstſeyn* ſey. *Wir* müſſen alſo hinter den Vorhang gehen, ſowohl damit geſehen werde, als damit etwas dahinter ſey, was geſehen werde. Aber wir können eben ſo wenig geradezu und unmittelbar dahintergehen, als wir ohne weitere Auseinanderſetzung zu erkennen fähig ſind, *was* das Bewuſstſeyn weiſs, indem es *ſich ſelbſt* weiſs.

IV. *Die Wahrheit der Gewiſsheit ſeiner ſelbſt.* Mit dem Selbſtbewuſstſeyn ſind wir alſo nun in das einheimiſche Reich der Wahrheit eingetreten. Das Selbſtbewuſstſeyn iſt weſentlich die Rückkehr aus dem *Andersſeyn*. „Es hat nunmehr einen gedoppelten Gegenſtand, den einen, den unmittelbaren, den Gegenſtand der ſinnlichen Gewiſsheit und des Wahrnehmens, der aber *für es* mit dem Charakter des Negativen bezeichnet iſt, und den zweyten, nämlich *ſich ſelbſt*, welcher das wahre *Weſen*, und zunächſt nur erſt im Gegenſatz des erſten vorhanden iſt. Das Selbſtbewuſstſeyn ſtellt ſich hierin als die Bewegung dar, worin dieſer Gegenſatz aufgehoben und ihm die Gleichheit ſeiner ſelbſt mit ſich wird.“ Aber auch der Gegenſtand iſt für uns in ſich zurückkehrend *lebendig* geworden — Gegenſtand und Bewuſstſeyn alſo ſelbſtſtändig und ein wahres *Leben*, alſo für ſich Seyn und Auftreten gegen die *allgemeine* Subſtanz, Verleugnung der Continuität mit derſelben, vielmehr ein Abſondern von derſelben und ein Aufzehren der-

Digitized by Google

ſelben als ihrer unorganiſchen Natur zu ihrer eigenen Erhaltung — ein eigentlicher Gang und *Fortſchritt* des Lebens. „Was ſo aufgezehrt wird, iſt das Weſen; die auf Koſten des Allgemeinen ſich erhaltende und das Gefühl ihrer Einheit mit ſich ſelbſt ſich gebende Individualität hebt gerade damit *ihren Gegenſatz des anderen, durch welchen ſie für ſich iſt*, auf; die Einheit mit ſich ſelbſt, welche ſie ſich giebt, iſt gerade die *Flüſſigkeit der Unterſchiede* oder die allgemeine *Auflöſung*. Aber umgekehrt iſt das Aufheben des individuellen Beſtehens ebenſo das Erzeugen deſſelben. Denn da das Weſen der individuellen Geſtalt, das allg. Leben und das für ſich Seyende einfache Subſtanz iſt: ſo hebt es, indem es das *Andere* in ſich ſetzt, dieſe ſeine *Einfachheit* oder ſein Weſen auf, d. h. es entzweyt ſie, und dieſs Entzweyen der unterſchiedsloſen Flüſſigkeit iſt eben das Setzen der Individualität. Die einfache Subſtanz des Lebens alſo iſt die Entzweyung ihrer ſelbſt in Geſtalten und zugleich die Auflöſung dieſer beſtehenden Unterſchiede (Gliederung); und die Auflöſung der Entzweyung iſt eben ſo ſehr Entzweyen oder ain Gliedern. — Dieſer ganze Kreislauf macht das Leben aus; er iſt das ſich entwickelnde, eine Entwickelung auflöſende und dieſer Bewegung ſich *einfach erhaltende* Ganze.“ Wir haben nun zu betrachten, was das Selbſtbewuſstſeyn über das *reine Ich* als hierin ſich ſelbſt ſein Gegenſtand in der Entfaltung der Erfahrung finden wird. Es iſt vorerſt *Begierde*, die Selbſtſtändigkeit dieſes Gegenſtandes ganz in ſich aufzunehmen, welche Begierde nur mit der wahren und vollen Gewiſsheit, daſs es wirklich und wahrhaftig ſein eigener Gegenſtand iſt, befriediget werden kann. Wenn einmal dieſe Gewiſsheit ſeiner ſelbſt gewonnen iſt, dann erſt wird der Geiſt heiter in der Betrachtung und tüchtig zu allen Werken. So *muſs* es ſeyn, wenn einmal gewiſſe Stufen der menſchlichen Entwickelung zurückgelegt und unwiederbringlich ſind, wenn einmal die urſprünglich unmittelbar objective Gewiſsheit ſchaal, ja leer geworden iſt, und ihre Zuverſicht erſt mit dem Aufgang des Subjectiven uns wieder erweckt und erfriſcht zu höherem Leben. — Das Selbſtbewuſstſeyn erreicht ſeine Befriedigung am Ende doch nur in einem anderen Selbſtbewuſstſeyn; die Momente deſſelben alſo drey: das reine ununterſchiedene Ich ſein unmittelbarer Gegenſtand; dann Begierde zur Aufhebung des ſelbſtſtändigen Gegenſtandes und zur vollen Gewiſsheit ſeiner; endlich dieſe Wahrheit ſelbſt oder die volle Reflexion des Selbſtbewuſstſeyns, ein Andersſeyn, deſſen Unterſchied aber als nichtig ſogleich erkannt wird — alſo *eine* Selbſtſtändigkeit; *ein Selbſtbewuſstſeyn für ein Selbſtbewuſstſeyn — Ich* das *Wir*; *Wir* das *Ich* iſt — Gegenwart — Geiſt, deſſen Begriff das Selbſtbewuſstſeyn iſt und deſſen Ankunft wir nun beſtimmt entgegenſehen. — A. *Selbſtſtändigkeit und Unſelbſtſtändigkeit des Selbſtbewuſstſeyns; Herrſchaft und Knechtſchaft.* Das Selbſtbewuſstſeyn erkennt ſich an in einem anderen *als es ſelbſt* (doppelſinnig); es kommt auſser ſich, aber es iſt zugleich in ſich zurückgehalten *für ſich* und ſein Auſser ſich iſt *für es*. Es erkennet ſich als gegenſeitig ſich anerkennend. Aber der Gegenſtand muſs ſich auch als die reine Gewiſsheit ſeiner ſelbſt darſtellen, und nicht bloſs in wechſelſeitiger Anerkennung gefaſst werden: das Selbſtbewuſstſeyn muſs ſich zeigen als reine Negation ſeiner gegenſtändlichen Weiſe, daſs es nämlich an kein beſtimmtes Daſeyn und überhaupt nicht an das Leben geknüpft ſey. Dieſs Darſtellen iſt ein gedoppeltes Thun; Thun des anderen und Thun durch ſich ſelbſt. In ſo fern es Thun des anderen iſt, geht jedes auf den Tod des anderen. Darin aber iſt auch das zweyte, dss Thun durch ſich ſelbſt vorhanden: denn jenes ſchlieſst das Daranſetzen des eigenen Lebens in ſich. Das Verhältniſs beider Selbſtbewuſstſeyn iſt alſo ſo beſtimmt, daſs ſie ſich ſelbſt und einander durch den Kampf auf Leben und Tod bewähren. Durch das Daranſetzen des Lebens wird die Freyheit des wahren für ſich Seyns bewahrt: denn der Tod vernichtet natürlich beide, die ihr Leben wagten, und ſie heben ſich als die für ſich ſeyn wollenden Extreme auf; die Wahrheit des *ſelbſtſtändigen* Bewuſstſeyns iſt alſo das *knechtiſche* Bewuſstſeyn, welches einem Herrn ſich unterwirft, aber in ſich zurückgedrängt zur Selbſtſtändigkeit ſich umkehren kann, wie die Herrſchaft auf das leere Ding ausgegoſſen zur Knechtſchaft. Die Verachtung und die Furcht des Negativen bringen dieſe Zuſtände hervor, welche die nothwendigen Durchgangspuncte der wahren Befreyung ſind: denn die Furcht des Herrn iſt der Anfang aller Weisheit und das Erbeben des Inneren ein Aufruf unſeres ganzen Weſens ſich aus ſich ſelbſt eine unvergängliche Geſtalt zu geben. Es iſt zuletzt nach aller Mühſeeligkeit ein freudiges Erkennen des Herrn, der es rein und werth genug gehalten, in ihm einzukehren — es iſt als ſolches Wiederfinden ſeiner durch ſich ſelbſt ſein *eigener Sinn* gerade in und durch die Arbeit, worin es nur fremder Sinn zu ſeyn ſchien. Furcht, Dienſt und Gehorſam, ſo wie die Bildung, ſind alſo unerlaſsliche Momente; und jedes derſelben muſs ganz durchlebt ſeyn, ſonſt bleibt das negative Weſen immer ein auſserliches und das Leben wird bis zum Tod davon geneckt: die Freyheit iſt nicht vollendet, denn die gegenſtändliche Welt iſt nicht ganz beſiegt, ſondern ein gewiſſer *Eigenſinn* von jenem Verhaltniſs noch zurückgeblieben. — B. *Freyheit des Selbſtbewuſstſeyns, Stoicismus; Skepticismus und das unglückliche Bewuſstſeyn.* Hier vorerſt die Freyheit in die Selbſtbewegung des Denkens geſetzt und in die (wir möchten ſagen) *Meinheit* des Begriffes, was dem *Stoicismus* entſpreche, deſſen Princip das Bewuſstſeyn als *denkendes Weſen* und etwas nur weſentlich und wahr und gut ihm ſey, in ſo fern ſich das Bewuſstſeyn darin als denkendes Weſen verhalt — mithin das Princip der Erringung einer ſelbſteigenen Sphäre, um darin unter allen Verhaltniſſen, im Purpur wie im Sklavenkleide, frey ſich zu *behaupten* und aus allen Bewegungen in die einfache Weſenheit des Gedankens ſich zurückzuziehen. (So iſt der Stoicismus dann doch immer nichts anderes, denn innerliche Durchbildung und Verklärung des Eigenſinns, Freyheit und Anerkennung göttlicher Ge-

Digitized by Google

walt — der Tugend — innerhalb des eigenen Kreises — sichtbare Aufregung aber und Spannung, wenn man ihn in der geistigen Entwickelung an seiner einseitigen Stelle betrachtet.) Der Stoicismus ist in Verlegenheit gekommen, da man ihn nach dem *Inhalt des Gedankens* fragte — er fährt im Allgemeinen umher, will durch Reden von Gutem, Wahrem, Tugend u. s. w. erheben und erwecken; erhebt nur, was schon erhoben ist — das reine Denken — wird langweilig und thatenlos (er weifs vor lauter Erinnerung und Aufruf nicht zu leben und giebt sich zuletzt aus Überdrufs an solcher Einförmigkeit selbst den Tod). Der *Skepticismus* erst ist die *Realisirung* desjenigen, wovon der Stoicismus nur der leere Begriff ist — er ist die wirkliche Erfahrung, was die Freyheit des Gedankens ist. In ihm wird *für das Bewufstseyn* die gänzliche Unwesentlichkeit und Unselbstständigkeit des anderen; der Gedanke wird zum vollständigen, das Seyn der *vielfachbestimmten* Welt vernichtenden Denken und die Negativität des freyen Selbstbewufstseyns wird sich an dieser mannichfaltigen Gestaltung des Lebens zur realen Negativität. Die Unendlichkeit hat er also an ihm selbst, und die Selbstständigkeiten in ihrem Unterschied sind ihm verschwindende Gröfsen (dieser Moment der Entwickelung ist einer der wichtigsten; der Geist sammelt in ihm seine ganze Stärke und das Schwache findet verwirrt und aufgezehrt seinen Untergang). Es *geschieht* also dem Sk. nicht mehr, dafs ihm verschwindet, was verschwinden mufs, sondern er *läfst* es schwinden — das gegenständliche als solches und sein Verhalten zu ihm — die Sophisterey und sein *ans sich* bestimmtes Wahres, durch welche selbstbewufste Negation es die *Gewifsheit seiner Freyheit* sich *für sich selbst* verschafft, die Erfahrung derselben hervorbringt und sie dadurch zur *Wahrheit* erhebt. Das skeptische Selbstbewufstseyn ist sich sonach die Ataraxie des sich selbst Denkens, die unwandelbare und wahrhafte Gewifsheit seiner selbst (der ganze Fonds des Negativen in ihm selbst). Hr. *H.* stellt nun den Skept. weiter als die dialektische Unruhe dar, wodurch derselbe aus jener Ataraxie in die Unwesentlichkeit der Unterschiede wieder hineinfällt und als selbst darin befangen thut, was freylich unvermeidlich ist; der Skeptiker kann auch den heroischen Entschlufs des Selbstmords nicht fassen, weil er eben so nichtig wäre, wie jeder andere unterschiedene Entschlufs; er kann also für sich nicht zum Tod kommen, und ist doch der endlosen Unruhe schmerzlich satt. Man sieht hieraus, wie auch der Skepticismus *als solcher* nur *ein* Moment der Entwickelung seyn kann und zwar ein durchaus bekräftigender, wenn er sich der ewigen Freyheit, welche ihn allerdings als Abgrund der unwandelbaren Wahrheit und Gewifsheit seiner selbst und in ihrer Negation alles zu verschlingen drohend selbst erschrecken könnte, durch einen Sprung in die Arme wirft, dessen Wahrheit und Nothwendigkeit später und bey tieferer Einsicht sich von selbsten zeigt. „Der Skepticismus verliert sich also als das doppelte Bewufstseyn seiner als des sich befreyenden, unwandelbaren, und sich selbst gleichen, und seiner als des absolut sich verwirrenden und verkehrenden in das *unglückliche Bewufstseyn*, indem er sich von der Einheit ausgetrieben sieht, die er errungen zu haben meint, *im* Augenblick, wo er sie errungen zu haben meint. Die wahre Rückkehr aber dieses Bewufstseyns in sich selbst, oder seine Versöhnung mit sich, wird den Begriff des lebendig gewordenen und in die Existenz getretenen Geistes darstellen, weil an ihm schon dieses ist, dafs es als Ein ungetheiltes Bewufstseyn ein gedoppeltes ist — die Einheit beider ist ihm das Wesen, aber es *für sich* ist sich noch nicht dieses Wesen selbst, noch nicht die Einheit beider. Das Bewufstseyn des Lebens, seines Daseyns und Thuns ist nur der Schmerz über das Daseyn und Thun, denn es hat darin nur das Bewufstseyn seines Gegentheils als des Wesens und der eigenen Nichtigkeit. Aber so erfährt es eben dieses Hervortreten der Einzelnheit am Unwandelbaren, und des Unwandelbaren an der Einzelnheit. Dieses ist die Erfahrung, die es in seinem Unglück macht; aber das *findet* sich nur und fodert das Bewufstseyn aufs neue auf." Der Moment jener feyerlichen Resignation ist da, und es tritt nun in der schwankenden Bewegung ein, was er weiter S. 148 beschreibt — *Sehnsucht* im Gemüthe, ein *Fühlen* statt dem Ergriff des Wesens, ein Zurückfallen in sich, welches endlich die unwandelbare Einzelnheit als wirkliche aufzusuchen oder als verschwundene fest zu halten aufgiebt. „Diese *Rückkehr des Gemüthes* in sich ist so zu nehmen, dafs es sich als einzelne Wirklichkeit hat. Es ist das *reine Gemüth*, das den Gegenstand seines reinen Fühlens *gefühlt* hat (also im Beginn ist, zur Klarheit seiner selbst zu gelangen). Was dem unglücklichen Bewufstseyn nur Begierde, Arbeit und Genufs war, wird nun anerkannt nicht blofs als verzehrend, sondern als eine zwar gebrochene und einer Seits nichtige, aber anderer Seits geheiligte Wirklichkeit, worin sich das Unwandelbare selbst *Preis giebt* und zum Genufs *überläfst*, wofür aber das einzelne Bewufstseyn *dankt*, d. h. die Befriedigung des Bewufstseyns seiner Selbstständigkeit sich versagt. Dafs dieses nun Anfangs nicht ernstlich gemeint sey, sondern durch das *Entschwinden der Gestalt* des Unwandelbaren ein nothwendiges Opfer werde, zeigt Hr. *H.* auf mehreren Seiten, doch etwas verwirrt. Es versteht sich von selbst, dafs durch solches Opfer das Bewufstseyn seines *Ich* sich entäufsert, und sein unmittelbares Selbstbewufstseyn zu einem gegenständlichen Seyn gemacht hat. Nur in diesem Opfer schwindet der Betrug und das Unglück lafst ab. In jenem Gegenstand aber, worin ihm *kein* Thun und Seyn als dieses *einzelnen* Bewufstseyns, Seyn und Thun *an sich* ist, ist ihm die Vorstellung der *Vernunft* geworden, der Gewifsheit des Bewufstseyns in seiner Einzelnheit absolut *an sich* oder alle Realität zu seyn (d. h. absolut in seinem innerlichsten Wesen zu seyn, nicht nach dessen Preis gegebener Wohlthat lüstern dennoch eitler Weise zu danken, sondern ohne Bedenken und ohne Berechnung in dem Unwandelbaren zu verharren und dem Unbegreiflichen sich hinzugeben).

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 FEBRUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Gobhardt: G. *W. Fr. Hegel* u. s. w. *Syſtem der Wiſſenſchaft.* I Theil. Phaenomenologie, u. s. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

V. *Gewiſsheit und Wahrheit der Vernunft.* „Die Einzelnheit, welche wirkliches Bewuſstſeyn iſt, hat es bis zur vollſtändigen Entwicklung gebracht, hat ihr Fürſichſeyn aus ſich hinaus gerungen und es zum Seyn gemacht. — Es hat auf ſich Verzicht gethan, und das Unwandelbare iſt ihm nicht mehr Extrem, ſondern verſöhnt. Bisher war es dem Bewuſstſeyn um Selbſtſtändigkeit und Freyheit zu thun, um ſich für ſich ſelbſt zu retten und zu erhalten auf Koſten der Welt oder ſeiner eigenen Wirklichkeit, welche ihm beide als das Negative ſeines Weſens erſchienen (mithin als feindſelig, wo dann die Freyheit ein immer noch ſehr gebrechliches Gut iſt. Aber als Vernunft ſeiner ſelbſt geſichert, hat es die Ruhe gegen ſie empfangen, und kann ſie ertragen: denn alle Wirklichkeit iſt ja nichts anderes als es ſelbſt. Es iſt ihm, als ob die Welt ihm jetzt erſt würde; vorher verſteht es ſie nicht, es begehrt und bearbeitet ſie; zieht ſich aus ihr in ſich zurück, und vertilgt ſie für ſich und ſich ſelbſt als Bewuſstſeyn, als Bewuſstſeyn derſelben als des Weſens, ſo wie als Bewuſstſeyn ihrer Nichtigkeit. Hierin erſt, nachdem das Grab ſeiner Wahrheit verloren, das Vertilgen ſeiner Wirklichkeit ſelbſt vertilgt, und die Einzelnheit des Bewuſstſeyns ihm an ſich abſolutes Weſen iſt, entdeckt es ſie als *ſeine* neue wirkliche Welt, die in ihrem Bleiben Intereſſe für es hat, wie vorhin nur in ihrem Verſchwinden: denn ihr Beſtehen wird ihm ſeine eigene Wahrheit und Gegenwart; es iſt gewiſs, nur ſich darin zu erfahren." Dieſe Stelle, vereint mit den vorhergehenden Darſtellungen, überhebt uns der Verbindlichkeit, ferner ausführlich zu ſeyn: wir dürfen nur andeuten, ſowohl um den Sinn des Vfs., als unſere Gedanken darüber wenigſtens einigermaſsen, d. h. ſo viel es der enge Raum einer Rec. erlaubt, verſtändlich zu machen. — Aller Idealismus, welcher den bisherigen Weg (wenigſtens in der Weſenheit der Momente) nicht einſchlagt, *verſichert* bloſs, ohne evident zu ſeyn (dieſs haben beſonders *Descartes* und *Fichte* gethan). Die Vernunft iſt die Gewiſsheit, *alle Realität* zu ſeyn. Dieſs iſt im Allgemeinen die erſte Poſitivität, welche das Selbſtbewuſstſeyn an ſich ſelbſt *für ſich* iſt: das Ich iſt die *reine Weſenheit* des Seyenden, was Hr. *H.* Kategorie nennt. Dieſe hat den reinen Unterſchied *an ſich*, welcher alſo *iſt*, aber durchſichtig, nicht als Fund oder Zuſicherung irgend woher, ſondern als *Anfang des Begreifens.* Was bey dieſem Allgemeinen, welches eben nur Anfang ſelbſterworbenen höheren Daſeyns iſt, ſtehen bleibt, iſt leerer Idealismus, welcher fort und fort ſucht und nicht findet. Aber die wirkliche Vernunft iſt dagegen getrieben, ihre Gewiſsheit zur Wahrheit zu erheben und das *leere* Mein zu *erfüllen.* — A. *Beobachtende Vernunft.* Früher iſt dem Bewuſstſeyn nur *geſchehen*, manches an den Dingen wahrzunehmen und zu *erfahren:* hier ſtellt es die Beobachtungen und die Erfahrungen ſelbſt an. Die Vernunft geht darauf, die Wahrheit zu wiſſen; was für das Meinen und Wahrnehmen ein Ding iſt, als Begriff zu finden; ſie hat jetzt ein allgemeines und das gröſste Intereſſe an der Welt, denn ſie ſucht ſich zu begreifen. Aber nicht das oberflächliche *Mein* iſt das Ziel dieſes Intereſſe; die Vernunft ahndet ſich als ein tieferes Weſen, denn das reine Ich *iſt* und muſs fodern, daſs das mannichfaltige Seyn ihr als das Ihrige ſelbſt werde, daſs ſie ſich als die Wirklichkeit anſchaue. Aber vor allem muſs ſie ſich an ihr ſelbſt vollendet haben, um ihre Vollendung zu erfahren. Durch die Beobachtung ſtrebt die Vernunft ſich als ſeyenden Gegenſtand, als wirkliche ſinnliche Gegenwart zu finden, und was ſie findet, iſt nicht mehr bloſs ein allgemeines Seyn; ſondern ſie verwandelt ihre Sinnlichkeit unmittelbar in Begriffe, und erkennt die Dinge, die ihr nun nur als Begriffe Wahrheit haben und als ein ſeyendes Denken. Das Reſultat wird dieſs ſeyn, daſs das Bewuſstſeyn *für ſich* ſelbſt werde, was es an ſich iſt. — a) *Beobachtung der Natur.* Das Wahrgenommene muſs vorerſt die Bedeutung des *Allgemeinen*, nicht des Sinnlichen haben; aber das Beſchreiben, welches oberflächlich die Einzelnheiten heraushebt, und das Sinnliche in die Form des Allgemeinen aufnimmt, würde ins Endloſe führen: denn die Vernunft, als bloſs beobachtend und beſchreibend, iſt ein raſtloſer Inſtinkt, und in der Unbeſtimmtheit des Allgemeinen, worin die Beſonderung wieder der Vereinzelung ſich nähert, und hie und da ganz in ſie herabſteigt, iſt ein unerſchöpflicher Vorrath für Beobachtung und Beſchreibung. Das, *woran* die Dinge erkannt werden, iſt indeſs eigentlich dasjenige, was jener Inſtinct beſonders aufſpürt, und er würde nie ſich beruhigen, wenn das künſtliche Syſtem niemals mit dem natürlichen übereinſtimmen könnte. Dieſs iſt aber wirklich, wo die Gegenſtände eine Weſentlichkeit oder ein *Fürſichſeyn* an ihnen haben, und nicht Zufall des Augenblicks u. ſ. w. ſind, ſo nämlich, daſs ſie nicht bloſs das Erken-

nen unterſcheidet, ſondern *ſie ſich ſelbſt*, wie z. B. das Thier durch Klauen und Zähne. Von ſolchen Unterſcheidungsmerkmalen aus mufs nach dem Geſetz und dem Begriff geforſcht werden; der Vernunftinſtinct beharrt auf der Wahrheit des Geſetzes in der Erfahrung, und alle Hypotheſe, und alles *Soll* kann ihn nicht irren, denn die Vernunft iſt ja die Gewifsheit, Realität zu haben, und die Wahrſcheinlichkeit kann ihr nie als Wahrheit gelten. Der Vernunftinſtinct geht ferner darauf hin, das Geſetz und ſeine Momente zum Begriff zu reinigen; darum ſtellt er Verſuche an, welche darauf hinausführen, das Geſetz ganz in die Geſtalt des Begriffs zu erheben, und alle *Gebundenheit ſeiner Momente an beſtimmtes Seyn zu tilgen.* So gelangt er zum Begriff der *Materie*, nicht als *einem* ſeyenden Ding, ſondern dem *Seyn als Allgemeinem* (nämlich der Fülle alles Seyns). Was demnach in Wahrheit das Reſultat und Weſen iſt — der Begriff des Seyns in ſeiner unmittelbaren Beziehung auf ſich ſelbſt, die Mäſsigung der Fülle — das Organiſche — tritt nun als Gegenſtand auf, an welchem der Inſtinct ſich ſelbſt finden und verſtehen wird. Dem Organiſchen gegen über aber auch das Unorganiſche, die Losgebundenheit der Beſtimmtheiten entgegen jenem einfachen Begriff, wobey es ſich aber ſogleich verſteht, dafs die Beziehungen beider nicht Geſetze zu nennen ſind, wie z. B. aller klimatiſche Einflufs und jede teleologiſche Beziehung; ſondern iſt zu allererſt jedes Element ſolcher Beziehungen ſelbſt ſein Zweck, und der erſte Gegenſtand der Erforſchung. Jene blofs äuſserlichen Beziehungen genügen dem Inſtinct nicht, der in entſchiedenen Charakterzügen das eigene Weſen verklärt zu finden trachtet, ohne dafs er eben weifs, was er beſtimmt will. Darum hält er aber ſo feſt an dem, was ſich ſelbſt erhält, was alſo den Zweck in ihm ſelbſt verfolgt, was ihm nirgends deutlicher wird, als im Organiſchen: denn das Beobachten ſucht die Momente in der Form des *Seyns* und *Bleibens*, des Charakteriſtiſchen in allem Wandel, und wenn im Unorganiſchen das Seyn mit einmal ſich in entſchiedenen Zügen zu erkennen giebt, oder in unentſchiedenen Momenten ſtets verſchwindet: ſo gewährt dagegen das Organiſche in der lebendigen Beziehung des Inneren und Aufſeren die intereſſanteſte Beſchäftigung. Das Äufsere wird auf ſolche Art immer mehr und immer deutlicher Ausdruck des Inneren. Solche Eigenſchaften, welche das Innere ausdrücken, wie z. B. Senſibilität, Irritabilität, Reproduction, verhalten ſich für den Vernunftinſtinct wie allgemeine Flüſſigkeiten (wie man ſie auch oft ausſprach), und die Beobachtung wird von ihnen ins Endloſe fortgeführt, ſowohl in Hinſicht des Eigenthümlichen, was man an ihnen ſucht, als ihres Verhältniſſes untereinander, wo ſie dann, ſtatt dafs ein qualitativer Unterſchied ſich feſtſetzen ſollte, als in quantitativen Beziehungen ſtehend angegeben werden, ſo dafs dieſe Art von Geſetz ſuchen und Geſetz geben am Ende gar nicht mehr an die Momente des Lebens geknüpft iſt, ſondern allenthalben mit allem getrieben werden kann. Auf dieſe Art ſinkt aber das Verhältnifs der Lebensmomente zu der äuſseren Beziehung herunter, welche gemeine, gegeneinander gleichgültige Eigenſchaften, wie Schwere, Härte, Farbe u. ſ. w. unter ſich haben, und man betrachtet nicht mehr den Begriff und die entſchiedene Einheit der organiſchen Natur, ſondern das Losgebundene, da man doch die Entwickelung des Inneren erkennen ſollte. So wie man dieſe aber in ihrer Beziehung auf ihre Einheit ernſtlich thut, zieht ſich der Gegenſtand immer mehr in ſich ſelbſt, rundet ſich und giebt keine Berührungspuncte zur Betrachtung, wenn man nicht das Verhältnifs zur unorganiſchen Natur und in demſelben das *wirkliche* im organiſchen Weſen vor Augen behält, ſo dafs am Ablauf dieſes Lebensproceſſes der Begriff des Inneren und des Äufseren und des Entſprechens zwiſchen beiden gefafst werden kann, denn jedes dieſer Extreme, für ſich allein gefafst, iſt ſich ſelbſt durchdringlich, und eben darum der Beobachtung undurchdringlich, iſt frey in ſich und kann nur in ſeiner Richtung und Beziehung aufs andere *beobachtet* werden, da es allein auf dieſe Weiſe ſich dem *Proceſſus* widerſetzt, mithin beobachtbar wird. Der Vf. windet ſich hier durch manche Krümmen, um die Nothwendigkeit der Integration der organiſchen und unorganiſchen Natur durch einander und deren Faſſung in dem allgemeinen Individuum — der Erde — herbeyzuführen, welche ſchon lange vor Augen ſtand, und durch ſo viel Redſeligkeit eben nicht dringender wird. So hat er dann, ehenfalls allzu mühſelig, zuletzt erkannt, dafs der Beobachtung an dem geſtalteten Daſeyn nur die Vernunft *als Leben überhaupt* werden kann, und die beobachtende Vernunft demnach in der organiſchen Natur nur zur Anſchauung ihrer ſelbſt als allgemeinen Lebens überhaupt kommt, und die Geſtaltungen des innerlichen und beſonderen Lebens der Dinge ihr vorerſt nur erſt als ein Spiel von Beziehungen vorſchwebt, ohne dafs ſie noch den Ernſt und die Nothwendigkeit begreift. — b) *Die Beobachtung des Selbſtbewufstſeyns in ſeiner Reinheit und ſeiner Beziehung auf äuſsere Wirklichkeit: logiſche und pſychologiſche Geſetze.* Das beobachtende Bewufstſeyn wird zu der negativen Einheit des Denkens, d. h. des für ſich ſelbſt Seyns, zu dem *thuenden Bewufstſeyn* durch die Natur der Sache hingeführt: denn was es beobachtet, *es* ſelbſt hat ja beobachtet, alſo gethan. Eine Welt des Denkens und der pſychiſchen Erſcheinungen ſtellt ſich alſo der gegen über, welche die blofse Beobachtung gefunden zu haben meint, und eine iſt der Wiederſchein der anderen, ſo dafs am Ende nur Einheit des *vorhandenen* und *gemachten* Seyns ſich darſtellt und die Nothwendigkeit wieder weiter treibt. — c. *Beobachtung der Beziehung des Selbſtbewufstſeyns auf ſeine unmittelbare Wirklichkeit; Phyſiognomik und Schädellehre.* Endlich tritt am Individuum der Gegenſatz hervor: Bewegung des Bewufstſeyns und das feſte Seyn einer erſcheinenden Wirklichkeit zu ſeyn, welche an ihm unmittelbar die *ſeinige* iſt. Dieſs *Seyn*, der *Leib* der Individualität iſt ihr nicht gethan ha-

Digitized by Google

ben. Aber indem das Individuum zugleich nur ist, was es gethan hat, so ist sein Leib auch der von ihm hervorgebrachte *Ausdruck* seiner selbst, ein Zeichen davon, was es in *dem* Sinn *ist*, dafs es seine ursprüngliche Natur ins Werk richtet. Sprache und Handlung veräufsern ganz und gar, und können vom Ind. selbst als etwas blofs äufserliches behandelt werden — was also genau dem Inneren entsprechen soll, mufs annoch *an dem Individuum* selbst seyn. In der Physiognomik soll der Charakter als bewufstes Wesen und als bleibende Gestalt desselben betrachtet werden, und man sollte einigermafsen mit Wahrscheinlichkeit aus einer bedeutenden Gestalt, z. B. der Hand, das Schicksal des Menschen bestimmen können, in so fern er selbst sein eigen Schicksal ist. Es kommt alles darauf an, dafs man immer sorgfältiger nur auf jene Zeichen dringe und halte, welche selbst die Reflexion über alle Zeichen und Aufserungen ausdrücken und in den Augenblicken, worin sie dieselbe ausdrücken: so wird auch der tiefverborgene Entschlufs, sich unbegreiflich zu machen, sich zuletzt nicht mehr verstecken können, und man käme über die Meinung vom Meinen des Bewufstseyns über sich selbst hinaus. Das *wahre Seyn* des Menschen ist seine *That*, in ihr ist die Individualität *wirklich*. Die Gebehrde und Gestalt mag Theil nehmen am Ausdruck der That, aber sie *ist* diese That nicht, so wie *keine* andere bestimmte — und in wie fern hat das Individuum denn an seiner Gestalt gethan oder nicht gethan? was gehört zum Fixiren der Gestalt durch das eigene Thun, wo die natürliche Bildung schon Gestalt gegeben hat? (Zur Möglichkeit der Entscheidung dieser Fragen gehört nichts Geringeres denn die tiefste Erfassung der möglichen Wirkungs*art* der Individualität selbst.) Der vollständigste, aber eben darum ganz in sich gekehrte, also auch schwer zu ergründende Ausdruck der Individualität ist das Nervensystem — ein Flüssiges, in welchem die angeregten Kreise wieder verfliefsen — und wenn sie auch sich fügen und gliedern, doch diese Gliederung selbst wieder nur innerlich bezogen (also auch nur von innen erkennbar) ist. Der Schein will überreden, am Schadel als dem ruhenden äufserstен müfse sich diese Innerlichkeit ausdrücken — eben so müfste dies auch an der Wirbelsäule seyn; indefs fällt einem dann doch beym Denken u. dgl. gewöhnlich der Kopf ein. Jedoch ist das Hirn eigentlich der Kopf — der Schädel *caput mortuum* (*wenn* dies nun, was man eigentlich doch nicht sagen kann, so sind die Eigenschaften, welche der Schädel andeuten könnte, an ihm vergangen und er zeigte dann doch richtig, was lebendig gewesen ist, welches für das von *Gall* behauptete Verhältnifs zwischen Hirn ond Schädel schon viel zu viel eingeräumt wäre, weil er dann zur Bekräftigung seiner Lehre nur das Leichtere noch zu beweisen hätte, nämlich dafs der Schädel kein *caput mortuum* sey). Je todter nun die Psychologie, desto knöcherner die Eigenschaften (und so mag sich am Schädel manches fühlen lassen von manchen Leuten); freylich läfst sich nicht leugnen, dafs man sich einen Mörder z. B. mit diesem, einen Schlauen mit jenem Knorren am Schädel *vorstellen* kann, weswegen man noch vieles hören wird zur Erweiterung der Schädellehre: aber — der Schädelknochen ist ein so unbefangenes Ding, dafs er derley Vorstellungen weder zu- noch absagt: es wird also am Ende durch einen Knorren oder Vertiefung eben so gut etwas angedeutet als nicht, und man *mufs* gegen die Schädellehre mifstrauisch werden, wenn man sieht, dafs ein Knochen für die *ganze Wirklichkeit* des Individuums angesehen wird. (Indessen haben die Schädellehrer gleich allen Verstockten noch Schlupfwinkel genug; unter anderen den, dafs sie mit nicht geringem Triumph sagen dürften: unsere Lehre ist mehr als alle Physiognomik, welche mit Ton, Stimme, sprechender Gebehrde u. s. w. zu thun hat, womit man es bey einiger Re- und Inflexion wohl noch zum nicht sprechen und nichts verrathen bringen kann: aber die Schädellehre tastet und begreift dort, wohin sich jene Re- und Inflexion gekehrt hat und sich gleichsam in sich selbst versteckend sammelt — unter das Dach, wo das Individuum nicht mehr verrathen zu werden glaubt — wir haben also die Ausspionirung aufs höchste getrieben u. s. w.) — Der rohe Instinct der selbstbewufsten Vernunft fühlt sich zuletzt mit solcher Beobachtung geärgert, und wirklich hat auch hier — mit der Auffassung des Inneren als festen geistlosen Seyns eben solchem Seyn im Ausdruck entgegengesetzt — die beobachtende Vernunft ihre Spitze erreicht und mufs sich überschlagen — diese letzte Stufe ist die schlechteste, aber eben darum ihre Umkehrung unvermeidlich. Was aus der *Tiefe* des Geistes *bis ins vorstellende Bewufstseyn* getrieben von der *Unwissenheit* dieses Bewufstseyns nicht gefafst wird in seiner Bedeutung der Tiefe, verhält sich eben so gegen diese Unwissenheit des vorstellenden Bewufstseyns, wie der innere Geistreichthum gegen die armen Schädelbetaster, oder wie der reine, klare, seelenvolle Gesang aus einem schönen Mund zum Kauen, sey es nun Redenwollen und nicht können, oder thierisches Fressen. Edles und Unedles sind nahe bey einander.

B. *Die Verwirklichung des vernünftigen Selbstbewufstseyns durch sich selbst.* Wie die beobachtende Vernunft in der Einheit des Ich und des Seyns die Bewegung des Bewufstseyns, nämlich die sinnliche Gewifsheit, die Wahrnehmung und den Verstand wiederholte: so wird diese Verwirklichung auch die doppelte Bewegung des Selbstbewufstseyns wieder durchlaufen und aus der Selbstständigkeit in seine Freyheit übergehen. Zuerst ist diese thätige Vernunft ihrer selbst nur als Individuum bewufst, und mufs als solches seine Wirklichkeit im anderen fodern und hervorbringen — dann aber, indem sich sein Bewufstseyn zur Allgemeinheit erhebt, wird es *allgemeine* Vernunft und ist sich seiner als Vernunft, als an und für sich schon Anerkanntes bewufst, welches in seinem reinen Bewufstseyn alles Selbstbewufstseyn vereinigt; es ist das einfache geistige Wesen, welches zumal zum Bewufstseyn kommend, die *reale Substanz* ist, worin die früheren Formen als in ih-

Digitized by Google

ren Grund zurückgehen und für sich nur abgerissene Momente derselben sind. Dieſs Ziel nun — der *Begriff* in seiner Realität aufgefafst, schliefst schon das *Reich der Sittlichkeit* auf: denn diese ist nichts anderes als in der selbstständigen *Wirklichkeit* der Individuen die absolute geistige *Einheit* ihres Wesens. Die Individuen sind nicht nur *an sich* in der einfachen selbstständigen Substanz aufgelöst, sondern auch *für sich* durch das Opfer der Einzelnheit, womit zumal das Allgemeine in ihnen als Seele und als das Thuende aufgeht. Im allgemeinen Geist — des Volks oder des Geschlechts — hat jeder die Gewifsheit seiner selbst, und alle sind für einen wie einer für alle. In einem freyen Volk ist daher in Wahrheit die Vernunft verwirklicht, und es konnten Weise des Alterthums mit Recht sagen: Weisheit und Tugend bestehen in einem den Sitten des Volks gemäfsen Leben. — Indessen ist dieſs nur die erste Selbstversicherung im allgemeinen Seyn — gleichsam der volle Schutz des Einzelnen — von nun an beginnt erst die Selbstprüfung und sittliche Welterfahrung im eigentlichen Sinn — das Streben zur wahren Befreyung (der grofse Wendepunct von der Vollendung des classischen Lebens der Alten zu dem nach Innen gewandten Suchen und dem tiefen Drang des Mittelalters). Das Selbstbewufstseyn ist sich nun selbst Zweck — seine Reinigung und Heiligung das Ziel und sein Thun selbst das Gute schon darum, dafs es wahres Selbstbewufstseyn und die allgemeine Substanz ihm zugesichert ist. — a. *Die Lust und die Nothwendigkeit.* Die reine Freude über diese Zusicherung, welche das ruhige Selbstbewufstseyn unfehlbar zu seiner Verklärung im Geiste führt, schlägt gar leicht in blinde Lust des Lebens und sich selbst Geniefsens aus und wird unbändig, bis sich ihr das *Undurchdringliche* — die Nothwendigkeit — ein dunkles Schicksal entgegensetzt und das Treiben der blofsen Lust — (sollte es auch Verzückung in den siebenten Himmel gewesen seyn) in bitteren Kampf verwandelt. Wen der tiefe Schrecken vor der eigenen Negativität nicht tödtet, der mag noch erkennen, dafs dieselbe sein eigenes Wesen ist, welches *alle* Kraft der *Selbstgewöhnung* und *Selbsterkenntnifs* auffodert. — b. *Das Gesetz des Herzens und der Wahnsinn des Eigendünkels.* Die Nothwendigkeit als unmittelbar in dem Fürsichseyn des Bewufstseyns ist also *Gesetz des Herzens* und das Für sich gilt demnach auch als nothwendig und allgemein. Dieſs Gesetz des Herzens — die hohe Besinnung, welche die Lust gewonnen — ist nun das Ziel; ihm widerstrebt die Ansicht der allgemeinen Leiden, auf deren Hebung nun die ganze Individualität sich richtet: denn sie sucht nicht die Lust des Einzelnen, sondern das Wohl der Menschheit. Es soll die Individualität und das Nothwendige im ganzen Geschlecht eins und das Gesetz des Herzens seyn. Aber solche allgemeine Wohlfahrt wird gefodert, als ob im eigenen Herzen die Nothwendigkeit aller zur Besinnung gekommen, und in Allen anderen eine schlechthin widerstrebende und daher zu vernichtende Unordnung — lauter Jammer und Leiden — sey. — „Das Herzklopfen für das Wohl der Menschheit geht darum in das Toben des verrückten Eigendünkels über; in die Wuth des Bewufstseyns, gegen seine Zerstörung sich zu erhalten, dadurch, dafs es die Verkehrtheit, welche es selbst ist, aus sich herauswirft und sie als ein anderes anzusehen und auszusprechen sich anstrengt.“ So wird allgemeine Befehdung, Festsetzung und Auflösung des Einzelnen, und andererseits ein Streben zur wahren Wirklichwerdung, zur Erkenntnifs der Individualität *als des Verkehrenden* und *Verkehrten*; ein Opfer des einzelnen Bewufstseyns oder — c. Der *Weltlauf und die Tugend.* Es *wird* hier erst das *Gesetz das Wesentliche* für letztere, da es vorher nur im Spiel des Reflexes betrachtet wurde — also zwar ein *Anfang* fester Erkenntnifs und tüchtigen Lebens, aber durch das Bestehen auf dem Vorsatz, das Gute durch Aufopferung der Individualität zur Wirklichkeit zu bringen, mufs die Tugend im Kampf gegen das negative Princip, welchem nichts heilig (weil es selbst noch nicht sich geheiligt), welches vielmehr den Verlust von allem und jedem wagen und ertragen kann, unterliegen; denn sie hat übersehen, dafs die *Wirklichkeit* eben die *Individualität* ist (welche eigentlich das zu heiligende wäre. Ein wichtiges Wort, was sich einst in der, wills Gott, bald weiter gedeihenden Ethik bey mehrerer Ausführung gar eigenthümlich und grofs ausnehmen wird. Wir können hier nur tiefere Erwägung empfehlen, auch wohl sagen, dafs in demselben ein Aufschlufs sey über den absoluten Werth alles, insbesondere des jetzt bey so viel *schlechter Individualität* sich wieder regenden *ascetischen* Tugendheroismus). Es ist also die *Individualität* das eigentlich *Verwirklichende des Allgemeinen;* sie ist selbst Zweck und durch den wahren Gebrauch dieser Kraft wird allein der blinde Weltlauf besiegt. — C. *Die Individualität, welche sich an und für sich selbst reell ist.* „So hat denn das Bewufstseyn nun allen Gegensatz und alle Bedingung seines Thuns abgeworfen; es geht frisch *von sich* aus, und *nicht auf ein anderes*, sondern *auf sich selbst*. An der Individualität als Wirklichkeit ist also der *Stoff* des Wirkens und der *Zweck* des Thuns am Thun selbst.“ Es ist eine Kreisbewegung und das Medium klarer Äther. Bis aber die Individualität zur Realität an und für sich gelangt, *mufs* sie einige Momente durchwandeln: a. *Das geistige Thierreich und der Betrug, oder die Sache selbst* — denn jene sich selbst reale Individualität ist Resultat, welches errungen werden mufs, eben durch das aus dem Dunkel nach dem Tage strebende Treiben eines geistigen Thierlebens.

(*Der Beschluſs folgt im nächsten Stücke.*)

FORTSETZUNGEN.

Hannover, b. Hahn: *Ausführliches Inhalts- und Sach-Register* zu den 3 letzten Bänden der vermischten landwirthschaftlichen Schriften oder den 3 letzten Jahrgängen der *Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft*. Herausgegeben von Dr. *Albr. Thaer*. 1808. 93 S. 8. (8 Gr.) S. Recens. des ersten Bandes. 1806. No. 195.

Digitized By Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 FEBRUAR, 1809.

PHILOSOPHIE.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *G. W. Fr. Hegel* u. s. w. *System der Wissenschaft.* I Theil. *Phänomenologie* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stuck abgebrochenen Recension.)

Die Individualität ist vorerst *ursprünglich bestimmte Natur*; ihr Thun aber reines Übersetzen aus dem noch nicht Dargestellten ins dargestellte Seyn, so dass sie sich selbst ihren eigenen Inhalt, welcher eben jene ursprünglich bestimmte N. ist, verwirklicht. „Nur dass sie *für sie* sey, was sie *an sich* ist, *muss* sie handeln, oder das Handeln ist selbst das Werden des Geistes *als Bewusstseyn*. Aus ihrer eigenen *Wirklichkeit* (Wirksamkeit) weiss sie, was sie an sich ist, und die ganze Handlung tritt weder als die *Umstände*, noch als *Zweck*, noch als *Mittel*, noch als *Werk* aus sich heraus." Aber mit diesem Treiben zur Individualität und Anerkennen derselben, ist vors erste nothwendig verbunden, dass eine jede Art derselben recht und gut erfunden werde, und man zuletzt nicht weiss, was schlecht ist: denn das Schlechte ist ja immer das individuelle Leben einer bestimmten Natur; die Vergleichung, welche etwa das Schlechtere oder Bessere finden wollte, ist leer, denn sie geht über das Wesen des Werks, ein sich Aussprechen der Individualität zu seyn, hinaus. „Hier findet also weder *Erhebung*, noch *Klage*, noch *Reue* Statt — und das Individuum kann nur Freude an sich erleben." Aber die Werke verschwinden, wie ehemals die Gegenstände; das Thun selbst ist der ursprüngliche Begriff als *absoluter Übergang* oder als das *Werden*. Es müssen sich nun dem Bewusstseyn an seinem Werk der Gegensatz des Wollens und Vollbringens, des Zwecks und der Mittel und dieses innerlichen zusammen, so wie dagegen der Wirklichkeit, aufthun: es muss der Zufall und das Glück zu herrschen scheinen, und gleichsam alles wanken und sinken in den *Abgrund* der eigenen Wirklichkeit. Was ist demnach die Sache selbst und das wahre Werk? —

VI. *Der Geist.* Die Vernunft ist Geist, indem die Gewissheit alle Realität zu seyn, zur Wahrheit erhoben und sie sich ihrer selbst als ihrer Welt und der Welt als ihrer selbst bewusst ist. — Es ist also der Geist das *an* und *für sich* seyende Wesen, welches sich zugleich als Bewusstseyn wirklich und sich selbst vorstellt. — Er ist die sittliche Wirklichkeit. — „Die *lebendige*, *sittliche* Welt ist der Geist in seiner *Wahrheit*; wie er zunächst zum abstracten *Wissen* seines Wesens kommt, geht die Sittlichkeit in der formalen Allgemeinheit des Rechts unter. Der nun in sich selbst entzweyte Geist beschreibt in seinem gegenständlichen Element als in einer harten Wirklichkeit die eine seiner Welten, das *Reich der Bildung* und ihr gegenüber im Elemente des Gedankens die *Welt des Glaubens*, das *Reich des Wesens*. Beide Welten aber von dem Geiste, der aus diesem Verlust seiner selbst in sich geht, vom Begriff erfasst, werden durch die *Einsicht* und ihre Verbreitung die *Aufklärung* verwirrt und revolutionirt, und das in *Diesseits* und *Jenseits* vertheilte Reich kehrt ins Selbstbewusstseyn zurück, das nun in der *Moralität* sich als die Wesenheit und das Wesen als wirkliches Selbst erfasst, seine *Welt* und ihren *Grund* nicht mehr aus sich herausetzt, sondern alles in sich verglimmen lässt, und als *Gewissen* der *seiner selbst gewisse* Geist ist. — A. *Der wahre Geist, die Sittlichkeit.* Der Geist, seiner selbst gewiss, will nun wissen alles, was an ihm ist; er — der Sittliche will — einmal handelnd — wissen von der Sittlichkeit seiner Handlung — er will dies an und für sich wissen, womit dann die unbefangene Sittlichkeit zu Grund geht. a. *Die sittliche Welt, das menschliche und göttliche Gesetz, der Mann und das Weib.* Der Vf. sucht hier in vielen schwerfälligen Reden zu erweisen, wie der Geist sich durchaus *an* und *für* sich zu verklären und das blos für sich zu vernichten trachtet, und durch die Auflösung der Form des Bestehens das Versinken ins natürliche Daseyn aus dem sittlichen abwehrt, und das Selbst seines Bewusstseyns in die Freyheit und in seine Kraft erhebt und erhält. Das negative Wesen zeigt sich hier als die eigentliche Macht des Gemeinwesens und die Kraft seiner Selbsterhaltung; dieses hat also die Wahrheit und Bekräftigung seiner Macht an dem Wesen des *göttlichen Gesetzes* und dem *unterirdischen Reich*. Weiterhin zeigt sich (ohne den Umschweif der Worte, klarer und entschiedener), wie das Individuum und der Familienkreis — als *natürliches* Erkennen zwischen Mann und Weib, als *Bild* des Geistes und Belebung dieses Bildes im Kinde; ferner als das *rührungsvolle* Verhältniss der Hingabe und des Verschwindens zwischen Ältern und Kindern; endlich das ruhige schöne Gleichgewicht geistigen Lebens zwischen Geschwistern, und insbesondere als Vollendung dieses schönen Verhältnisses zwischen Bruder und Schwester, in welcher das weibliche die tiefste Ahndung des sittlichen Wesens hat, aber nicht zum Tag des Bewusstseyns

Digitized by Google

kommt, sondern bey innerlichem Gefühl verharret, und dem der Wirklichkeit enthobenen Göttlichen — sich dann immer mehr entwickelt von dieser Wurzel des göttlichen Gesetzes und Bestandes aus zur selbstbewufsten Kraft der Allgemeinheit, womit der Mann alles an das Licht des Bewufstseyns und der Wirklichkeit bringt, und so zumal auch das *Recht der Begierde* und *die Freyheit von derselben* hat (durch welches alles dann ein menschliches Gesetz zu Stande kommt, das mit dem göttlichen zuletzt völlig übereinstimmen mufs). — Die *wahre* Vereinigung des Mannes und Weibes — die *ewige Ehe* ist der Schlüssel und das Fundament dieses ganzen Entwickelungsmoments. — b. *Die sittliche Handlung, das menschliche und göttliche Wissen, die Schuld und das Schicksal.* Allgemeiner Wille und Familienleben hat den Einzelnen im vorigen mehr in Schatten gestellt; er hat noch keine *That* begangen und *diese* ist doch das *wirkliche Selbst*. Sie stört die ruhige Organisation und Bewegung der sittlichen Welt, deren Elemente sich durch sie als Übergang entgegengesetzter und als die Nichtigkeit ihres Selbst erweisen, statt dafs sie in jener eins waren. Hieraus ist c. der *Rechtszustand* — die allgemeine Gleichheit geboren als *wirklich geltende* Selbstständigkeit des Bewufstseyns — ein höherer Stoicismus, welcher leicht in skeptischen Schwindel geräth, in dem *leeren Eins* der Person und nun der Haltung bedarf. Die Allgültigkeit läfst die Nichtsgültigkeit vernehmen. Das *Gelten* ist eben der Verlust der Selbstheit, und wir betrachten nun B. *den sich entfremdeten Geist.* 1) *Die Welt des sich entfremdeten Geistes.* a) *Die Bildung und ihr Reich der Wirklichkeit.* Es wird nun ausführlicher dargethan, dafs hier die Entwickelung einer anderen Gleichheit als der des Rechts das Ziel ist, und gerade so viel Wirklichkeit als Entfremdung und gerade so viel Gültigkeit als Bildung, d. h. *wohl erworbene* Wirklichkeit ist. Der ganze Abschnitt befafst sich weiter mit der Betrachtung der *verwirklichenden Bewegung und Begeistung* der einzelnen Momente im Gang der Bildung, und sucht zu zeigen, wie die Entfremdung zuletzt sich selbst entfremdet wird und das Ganze durch sie in seinen Begriff sich zurücknimmt. Wie nämlich der Gegensatz von *Gut* und *Schlecht* und gleich ihm der von *Staatsmacht* und *Reichthum* zuerst so beurtheilt, dafs jene das allgemeine Seyn, dieser aber das für sich Seyn fördert und nach dem Meinen und Wünschen, oder nach dem Gegenstand für gut oder schlecht gehalten, gemäfs der Gleichheit oder Ungleichheit des Selbstbewufstseyns damit — sich alsbald verkehrt und die Staatsmacht als drückende Gewalt angesehen und als das Schlechte, der Reichthum aber als das Gute, das sich preis giebt und allen das Bewufstseyn ihrer selbst verschafft. So ist demnach ein zweyfaches Gleichfinden und Ungleichfinden in Bezug auf Staatsmacht und Reichthum. *Edelmüthig* ist das Bewufstseyn des Gleichfindens von St. und R., so fern es in jener sein einfaches reines Allgemeines findet, in diesem aber zumal auch das für sich Seyn; das Bewufstseyn des Ungleichfindens beyder Weisenheiten ist *niederträchtig;* ihm ist St. Fessel und Druck; R. als Wesen ebenfalls ungleich, es sucht in demselben nur Einzelnheit und vergänglichen Genufs. Dort also ist Achtung für die gegenständlichen Wesen, hier *Neigung* und *Begierde*, welche verzehren. Dort ist *Ehre* und stolzer Dienst der Ehre und die Äufserungsart durch die Sprache ist *Rath;* die eigene Meinung wird vorbehalten und die Eigensucht regt sich im verborgenen; Schmeicheley dagegen ist das offenbare. — b) *Der Glaube und die reine Einsicht.* Bey der Selbstentfremdung in der Bildung steht jenseits ihrer die unwirkliche Welt des *reinen Bewufstseyns* oder des *Denkens* als Elementes dieser anderen Welt, deren Gedanken das Bew. zwar *hat*, aber *noch nicht denkt.* Die *Sichselbstgleichheit* des reinen Bewufstseyns ist dem zerrissenen Bew. zwar an sich, aber noch nicht *für es selbst.* Es ist also nur die *unmittelbare* noch nicht in sich vollendete Erhebung, die des entgegengesetzten sich noch nicht bemeistert hat — es flüchtet sich in jene reinere Welt, die es selbst noch nicht verwirklichet hat. Dies ist die auf dieser Stufe mögliche Weise der *Religion* (als Einkehr und Versammlung in sich), nicht die Religion ganz an und für sich, sondern eine Form derselben, wie schon das unglückliche Bewufstseyn und der Glaube an die Unterwelt in der sittlichen Substanz gewesen. Es ist Glauben; aber da das reine Bewufstseyn annoch wesentlich an jenem Gegensatz der gebildeten Wirklichkeit sich entfremdet ist: so mufs sich auch seine andere Seite hervorthun — die reine *Einsicht* nämlich als der sich im Selbstbewufstseyn zusammenfassende geistige Process, welcher das Bew. des Positiven, die Form der Gegenständlichkeit sich gegenüber hat und sich dagegen richtet; ihr eigener Gegenstand ist das reine Ich. Der Glaube ist unmittelbar; sein Gegenstand *Wesen, reiner Gedanke;* sein reines Denken fixirt sich in der Vorstellung einer übersinnlichen Welt, indessen sich die Einsicht durch die Rückkehr des Inhalts in das Selbst von fremden Gegenstand n erlediget. Glaube und Einsicht sind aber gemeinschaftlich die Rückkehr aus der Welt der Bildung. Wie der Glaube das ruhige reine Bewufstseyn des Geistes als des *Wesens*, ist die Einsicht das *Selbstbew.* desselben. — 2) *Die Aufklärung.* Ihr Wesen ist *reine Einsicht*, also ihre erste nothgedrungene Aufgabe: — *Kampf der Aufklärung mit dem Aberglauben*, welcher in dreyfacher Gestalt, als Betrug der Priesterschaft, Dummheit des Volks und Despotismus der Herrscher erscheint, jedesmal als mit dem *fixirten, an und für sich undurchdringlichen* Inhalt coexistent. Die Aufklärung wendet sich an die ehrliche betrogene Masse, und sucht ihr begriffslose Bewufstseyn zur Einsicht zu bringen. Sie pflanzt also ihr eigenes Wesen unmittelbar im empfänglichen Stoffe fort, ansteckungsartig, unaustilgbar, wo sie Platz gegriffen, weil sie ins Mark des geistigen Wesens dringt; jedes Wehren dagegen verschlimmert die Sache des Betrugs und der Tyranney. Dieses stumme Fortweben des Geistes im einfachen Inneren seiner Substanz ist nur *eine* Seite der Realisirung der reinen Einsicht. Sie verwickelt sich auch

Digitized by Google

in Kampf und geht in ihrer Negativität zu weit, da sie ein *anderes* zu verleugnen meint und den wahren Inhalt, d. h. sich selbst verleugnet. Sie kämpft gegen den Glauben als vom Bewufstseyn hervorgebrachtes, und weifs nicht, dafs dieſs eben seine Stärke ist, welche sie selbst erst gewinnen mufs, um reine Einsicht zu werden. Dabey behauptet sie, der Glaube sey etwas ganz Fremdes, Untergeschobenes, dem aber das Bew. vertrauensvoll sich hingebe; nennt also fremd, was das Eigenste ist, und thut ganz thöricht. Daher sie auch den geistigen, anbetenden Glauben nie betasten mag, weil dieſer der nahrhafte Boden der reinen Einsicht ist. Indem sie also sich Bestand und Inhalt erkämpfen will, dichtet sie dem Glauben an, er verehre Götzen, beruhe auf schlechtem Zeugnifs, und verstofse durch Selbstmarter gegen alle Zweckmäfsigkeit des Lebens. Wie mufs demnach die Aufklärung dem reinen Glauben erscheinen? Nicht anders denn als Lug und Trug. 3) *Die absolute Freyheit und der Schrecken.* Vom *Gegen*stand ist jetzt nur noch ein leerer Schein vorhanden, der das Selbstbewufstseyn von dem Besitz trennt. — Es kommt weder zu Gesetzen und Einrichtungen der bewufsten, noch zu Thaten und Werken der wollenden Freyheit: denn alle Gegenständlichkeit ist aufgehoben und die allgemeine Freyheit löst alles in sich auf und die Individualität ist durch Repräsentation und Vertretung um die Wirklichkeit betrogen, um die nämlich, nicht das Gesetz zu geben, sondern das allgemeine Werk zu vollbringen. So ist dann die absol. Freyheit negativ und kann kein pos. Werk oder That hervorbringen, „sie ist nur die Furie des Verschwindens." Ihr einzig Werk ist der *Tod* und zwar der kälteste ohne Erfüllung — kaltes Vernichten, Hinschwinden und Vergehen. Die Anschauung also dieſses negativen Wesens des absoluten freyen Selbstbew. von sich selbst ist *Schrecken*, und wie sich die Fülle der Gegenständlichkeit aufgehoben hat, so vergehen auch Sinne und Denken. So wie sich das Selbstbewufstseyn von diesem *Schrecken* erholt, sieht es die Selbsterscheinung entweichen; nicht die jenseitige Nothwendigkeit der sittlichen Welt bindet; die absol. Freyheit geht aus ihrer sich selbst zerstörenden Wirklichkeit in ein anderes Land des C. *seiner selbst gewissen Geistes über, der Moralität*, wo das Selbstbew. über den Gegensatz des Bew. Meister wird, und die Gewifsheit seiner selbst keine Zwecke mehr hat, sondern reines Wissen ist. — a) *Die moralische Weltanschauung.* Die Pflicht gilt als das Wesen, sie ist einwohnender Trieb und Ziel. Durch das Handeln soll das Reich der Pfl. immer mehr erweitert werden, und das Bew. der Moralität müfste zuletzt weg allen in der vollkommenen Einheit — sie müfste Instinct werden; diese Aufgabe ist also nur das Postulat der vollen Moralität — was hievon festzuhalten ist, ist die *reine* (ewige) Pflicht selbst, nicht die vielen Pflichten, welche die Sache ins Endlose ziehen, welcher unabsehliche Schein dann zu dem Resultat der moral. Weltanschauung verleitet: „es gebe kein moralisch vollendetes Wirkliches, ja sogar kein moralisch Wirkliches; jene Einheit also liege wohl jenseits dem Wirklichen — es giebt also moral. Selbstbew., aber nur in der Vorstellung, „und so wird geboren b) *die Verstellung*, in der die Harm. der Moral. und Wirkl. geleugnet und doch in der Handlung deren Gegenwart behauptet wird. Diesen falschen Schimmer verabscheut das moral. Bewufstseyn und kehrt in sich zurück, was Hr. *H.* in c) *das Gewissen; die schöne Seele; das Böse und seine Verzeihung*, weiter ausführt, um zu zeigen, dafs erst das Gewissen das *An und für sich* des moral. Selbstbew. ist. Alles ringt zur Erscheinung

VII. *der Religion*, welche, wenn gleich in mancherley Formen z. B. des Uebersinnlichen im Verhältnifs zum Verstand, des sehnsuchtsvollen Schmerzens und Ringens zum Gegenständlichen und unvergänglich Gegenwärtigen im unglücklichen Bewufstseyn, woraus die Vernunft als Selbstbewufstseyn, das sich unmittelbar in der Gegenwart weifs, hervorging; ferner als Rel. der Unterwelt im sittlichen Bew.; als Glauben an den Himmel im Wunsch der Vereinigung des Selbst mit der Allgemeinheit, der aber in der Aufklärung unterging, welche nur ein leeres Jenseits hat u. s. w. bisher schon als das Bew. des absoluten Wesens erschienen, dennoch bis jetzt nicht das absolute Bew. an und für sich war. Der Vf. betrachtet nun die Religion als: a) *natürliche*, in welcher der Geist sich als seinen Gegenstand in natürlicher oder unmittelbarer Gestalt weifs; b) *künstliche*, oder als das Wissen des Geistes von sich in Gestalt der aufgehobenen Natürlichkeit oder des Selbst vermittelst des eigenen Hervorbringens des Bew. und der Anschauung dieſses Hervorbringens; c) *offenbare*, welche die Einseitigkeit der beiden ersten aufhebend, das *An und für sich* des Geistes offenbaret — die Einheit des Bew. und des Selbstbew. „Hier gelangt er demnach zu seiner *Gestalt*, aber das ist gerade noch die unüberwundene Seite, von der er in den *Begriff* übergehen *mufs*, um die Form der Gegenständlichkeit in ihm ganz aufzulösen. Der Geist hat dann den Begriff seiner selbst erfafst, und seine Gestalt, indem sie der Begriff ist, ist er selbst." Dieſser wichtige *Abschnitt von der Religion mufs* gelesen werden. — Vom ewigen Aufgang des Geistes, dem alles erfüllenden *Lichtwesen* beginnt der Verf.; betrachtet dann dessen Negatives die *Finfternifs* die Herrlichkeit des Geistes seinen Morgen, aber noch nicht sein Untergehen *in ihm selbst* — die Lichtgeister und die Geister der Finsternifs — diese älteste Naturreligion — dann den *Pantheismus*, die unschuldige *Religion der Pflanzen und Blumen*, und die schuldvolle *Thierreligion* — ferner den Geist, der den Gedanken seiner noch nicht erfafst hat, als *Werkmeister* strenger Form des Unvergänglichen, zuerst instinctartig, dann mit Gewalt ringend zur Erkenntnifs; anwendend die vorher gottlich verehrte Pflanzenwelt zur Hülle und Verzierung; endlich auch die Thiergestalt bildend und zuletzt überwindend in seiner Hervorbringung des Menschenbildnisses, das vom Lichtstrahl zum inneren Erklingen gebracht in manchen abentheuerlichen und ungeheuren Vermischun-

Digitized by Google

gen und Verſuchen erſt in räthſelhaften Worten ſpricht, dann aber immer mehr der Kunſt begehrt und aufgenommen wird und durchgebildet vom künſtleriſchen, ſittlichen und wahren Geiſt, der nur in einem freyen (und *recht menſchlich aufgerichteten*) Volke ſich an Tag legen konnte. Die Anſicht des Vfs. von der Entwickelung der Götterwelt dem Sichgleichfinden des künſtleriſchen Geiſtes mit dieſem ſeinem Werk, dem Erheben über daſſelbe, dem Weſen der Orakel, des Cultus, der Reinigungen, der Opfer; ihrer Heimkehr zu dem Opfernden und der Opferung des Weſens ſelbſt im Geheimniſs des Brods und Weins und der Entdeckung des Lichtweſens in den Myſterien höherer Weihe; endlich der Feyer des Menſchen in geheiligtem Spiel und Bewegung u. ſ. w. iſt tief gefaſst, wenn ſie gleich noch tiefer, und wir möchten ſagen, comparativ phyſiologiſch in der Folge ſich darſtellen laſſen mag. Hr. H. zeigt ferner, wie durch die Rel. der Kunſt der Geiſt aus der Form der Subſtanz in die des Subjects getreten iſt und in der Menſchwerdung Gottes die Rel. offenbar wird, und zwar in der vollkommenen das ganze Subject durchdringenden M. W. des göttlichen Weſens, wie dieſe gänzliche Entäuſerung der Subſtanz vom unglücklichen Selbſtbewuſstſeyn am tiefſten erſehnt und am freudigſten vernommen wird unter allen, die darauf harren; wie die Schwärmerey für andere Momente ſich annoch hiegegen ſetze, der Glaube aber den leibhaftigen und wirklichen *Gott* im *Menſchen* ſehe, alſo der ſinnlichen Gewiſsheit genug geſchehe wie der *geiſtigen* und die Einheit des göttlichen und menſchlichen Weſens angeſchauet werde, was eben der Inhalt der abſoluten Religion iſt; wie Gott ſo allein als Geiſt da iſt, und die Hoffnungen der vorhergehenden Welt ſich alle dahin drängten; wie bey jener Entäuſerung der Subſtanz in dem Mittelpunct des unglücklichen Selbſtbew. Gott als geſtorben angeſehen, alſo in Wahrheit alle Abſtraction des göttlichen Weſens dem Tod überliefert worden; wie dieſer Tod eben die Rückkehr des Bew. in die Tiefe der Nacht des Ich = Ich, das innerſte ſich einfach Wiſſen und die reine *Subjectivität* die reine Gewiſsheit ſeiner ſelbſt ſey; wie dieſes Wiſſen begeiſte, die durch die Auferſtehung des Gottmenſchen begonnene Verſöhnung des für ſich Seyns im eigenen Selbſt zu vollführen, und ſo durch die ewige Liebe im Thun und Wiſſen den Menſchen auferſtehen und verklären zu machen u. ſ. w. So iſt alſo der Geiſt *ſich ſelbſt* wiſſender Geiſt; er weifs *ſich*, das, was ihm Gegenſtand iſt, *iſt*; er iſt *wirklicher Geiſt*; aber er muſs auch der ſich in *Geiſtesgeſtalt* (Religioſität) wiſſende Geiſt oder das *begreifende Wiſſen* ſeyn. Dadurch wird dasjenige zum Element des Daſeyns oder zur Form der Gegenſtändlichkeit für das Bew., was das Weſen ſelbſt iſt, nämlich der *Begriff*.

Ob wir Hn. *H.* durchaus verſtanden haben, überlaſſen wir ihm ſelbſt zur Beurtheilung; uns ſelbſt haben wir verſtanden, *dieſs* aber iſt gerade des Vfs. tiefſte Abſicht bey ſeinem Werk. Was aber die Manier des Vfs. anlangt, ſo haben wir dabey oft *die* Art der Nothwendigkeit vermiſst, welche uns bey Betrachtung eines jeden Momentes anſprechen muſs. Dieſe ſeine Manier iſt oft hart, trocken und ſchwerer als der Gegenſtand zu überwinden; nicht ſelten auch, was beym Beginn einer ſolchen Arbeit wohl begreiflich iſt, um den Gegenſtand unſicher ſich bewegend und ängſtlich zaudernd, bis ſie endlich ihn ſicher trifft. Die Frucht iſt köſtlich genug: die Hüllen fallen bey der Reiſe von ſelbſt ab. K. I. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Manheim* u. *Heidelberg*, b. Schwan und Götz: *Abhandlung uber die Conſtruction des Wiſſens*, von *Carl Peterſohn*. 1806. 88 S. 8. (10 Gr.) Das dieſer Abhandlung Eigenthümliche iſt ein Gebrauch der *Schelling*ſchen Philoſophie zur Darſtellung des Zwecks und des Weſens der chriſtlichen Religion. Da eine Prüfung der Behauptungen des Vfs. hier keinen Platz finden kann: ſo wird Rec. bloſs folgende Anſichten deſſelben mittheilen. „Gott iſt dreyeinig, ſagt der Vf., d. h. Gott iſt in der Einheit Drey und in der Dreyheit Eins. Denn iſt Gott: ſo iſt er nur dadurch, daſs er ein Wiſſen und ein Seyn (Ideales und Reales) in ſich faſst. Aber da er derſelbe Gott iſt, der weifs und der iſt: ſo iſt damit keine Verſchiedenheit, ſondern nur eine unendliche ewige Einheit (Identität) geſetzt. Ewig ſendet der ewige Vater den ewigen Sohn und den ewigen Geiſt, und ewig nimmt er ſie zurück in ſich. Schon frühe leitete ein glücklicher Inſtinct die Menſchen, dieſe heilige und einzige Lehre aufzufaſſen. — Das Ureine, ſtets ſich ſelbſt Gleiche, von keiner Differenz Befleckte, in dem Alles verſchwindet, und in verklärter Geſtalt nur aus ihm hervorgeht, dieſes Ewige, das in der Einheit Allheit, und in der Allheit Einheit iſt, iſt die Vernunft. Sie iſt das Wort, das im Anfang war, und bey Gott war, und ohne das nichts gemacht iſt, was gemacht iſt, der ewige Gedanke Gottes, der in die Welt ſpricht, ſo wie dieſe ſelbſt nichts als das Fleiſch gewordene Wort Gottes iſt. — Es kann im Chriſtenthum nur zwey ſymboliſche Handlungen geben. De in denſelben das Unendliche ſich in der Form der Kirche faſst: ſo kann dieſs nur auf folgende Art ſymboliſch abgebildet werden. Die Kirche iſt dasjenige, in dem das Unendliche endlich, und das Endliche unendlich dargeſtellt iſt. Es laſſen ſich alſo in ihr die beiden Seiten, einmal die Aufnahme des Unendlichen ins Endliche, und dann die Zurückbildung des Endlichen ins Unendliche unterſcheiden. Dort ſenkt ſich das Göttliche ins Irdiſche ein, hier ſchwindet das Einzelne ins Allgemeine zurück. Jenes, in einer ſymboliſchen Handlung abgebildet, iſt die Taufe (Ausgieſsung, Empfang, in ſich Aufnahme des heil Geiſtes); dieſes das Abendmahl (die Verbindung des Gläubigen mit Chriſtus im Genuſs des Brods und Weins). — Im Chriſtenthum nichts als Moral finden zu wollen, iſt eine ganz verkehrte Anſicht deſſelben. — Ueber Chriſtus und dem Geiſt ſchwebt in lauterem Äther der Identität der Vater. In der Einheit Drey, und in der Dreyheit Eins, ſtrahlt ihre ſtille Majeſtät in reiner Göttlichkeit, Himmel und Erde, Leben und Tod ewig vereinend. In Erleuchtung, Gnade und Heiligung ſpricht ſie ſich aus, und in Glaube, Liebe und Hoffnung faſst ſie das Gemüth, und ſo iſt jetzt kündlich groſs das gottſelige Geheimniſs: Gott iſt geoffenbaret im Fleiſch, aufgenommen in die Herrlichkeit. Zs.

Druckfehler. In der Recenſion der *Seidenſtickerſchen Einleitung in den Code Napoléon* No. 29. S. 228 iſt durch ein Verſehen des Setzers die letzte Zeile: *geraume Zeit nach Hadrians Tode fortgedauert ha-*, welche zu der Spalte S. 229 gehört, auf die vorhergehende Spalte gekommen, wo vielmehr ſo geleſen werden muſs: Kein Freund der Nation, kein Weiſer im Volk, welcher Erfahrung und Geſchichte zu Rathe zieht, kann u. ſ. w. Auch muſs man S. 228. Z. 14 v. u. ſtatt *unabläſſliche Gilden* leſen: *unabläſſige*.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 FEBRUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT und LEIPZIG: *Vergleichende Schilderung der Organisation der französischen Staatsverwaltung in Beziehung auf das Königreich Westphalen und andere deutsche Staaten.* 1808. IV und 230 S. 8. (20 Gr.)

Da die Staaten für eine Art von Maschinen ausgegeben werden, und es oft leider auch wirklich sind: so ist zu verwundern, dass nicht längst schon ein Nürnberger auf den Gedanken gekommen ist, eine Reihe von Staatsmaschinen, wie wir sie in Europa knarren und schreyen hören, in Kork oder Wachs zu modelliren, und an einer Sammlung von Modellen die Staatsorganisations-Lehre, mit einem feinen Stäbchen in der Hand, zu demonstriren, wie der Astronom oder Geograph seine Wissenschaft am Himmels- oder Erd-Globus für Geist, Auge und Hand zu demonstriren pflegt. Was man cubisch sieht, sieht man am besten; man hat auch hinlängliche Ursache es zu sehen, weil man sonst Gefahr lauft, sich die Augen daran auszustosen, und so vom Nichtsehen blind zu werden, wie Andere es vom Sehen geworden sind. Der Künstler dürfte aber bey dem Bau und der Structur der einzelnen Staaten nicht stehen bleiben, sondern er müsste, so viel möglich, auch den allgemeinen Organismus in dem grosen Ganzen der europäischen Föderation darzustellen suchen. Zu dem Ende dient folgender Vorschlag: es wird ein Wasserrad von einem riesenmässigen Umfange verfertiget; auf das Rad ergiesen sich, um es in den gehörigen Umschwung zu bringen, reiche Hülfsquellen, aus der Nähe und Ferne, in geheimen und offenen Kanälen, durch Saug- und Druck-Werke herbeygezogen; von des Rades Kurbel wird ein Gestänge in Bewegung gesetzt, welches durch ganz Europa, und durch eine lange Reihe seiner Staaten, wie durch einen Zug von Gruben oder Zechen, schiebt.

Einstweilen kann das vorliegende Buch die Stelle eines solchen Kunstcabinets auf das Beste vertreten. Der ungenannte Vf., der einen nicht engen Erfahrungskreis gehabt zu haben scheint, und seinen Gegenstand vollkommen beherrscht, liefert eine vergleichende Beschreibung der vorzüglichsten Staatsverwaltungs-Organisationen in Europa. An der Spitze steht die Idee einer guten Organisation, vorzüglich nach *Schlözer* und *Rehberg* ausgeführt. Daran schliessen sich die mancherley Gebilde der Wirklichkeit in Frankreich, Westphalen, Preussen, und wie die Staaten in der Ordnung, je nachdem sie mehr oder weniger noch in dem alten Uhrwerke ihrer Geschichte, oder in irgend einem neuen Systeme gehen, weiter auf einander folgen mögen. Ausser den drey eben angegebenen Staaten sind mit in die Parallele gezogen worden: Berg, Bayern, Wirtemberg, Baden, Sachsen und Österreich. Hin und wieder ist auch von erloschenen Lichtern die Rede, z. B. von Hessencassel. Am ungernsten vermisst Rec. in dieser Gesellschaft das Königreich Italien. Dieses ist der Staat, wo man zuerst eine Revolution *von oben* sah, nachdem in Frankreich die Revolution *von unten auf* zum Ziele gelangt war, und wo man daher zuerst für gut fand, das französische Muster *auf dem Grunde jenes Unterschiedes*, dessen Wichtigkeit dem Scharfblicke Napoleons nicht entgehen konnte, in mehreren bedeutenden Puncten bey der Nachahmung zu verlassen. Bey den übrigen Staaten, in welchen die Revolution gleichfalls von oben kam, oder die durch eine Revolution von oben entstanden, war es sicherlich wohl gethan, sie in solchen Dingen, auf welche jener Unterschied Einfluss hat, mehr nach dem Muster von Italien als von Frankreich einzurichten. Dadurch bildete sich eine zahlreiche Classe von Staaten, zu welchen auch das Königreich Westphalen gehört, die in mancher Hinsicht nicht unmittelbare, sondern nur mittelbare Abdrücke von Frankreich sind, und zu einem nicht unbeträchtlichen Theile aus Italien erläutert werden müssen. Die Genesis ist dann von dem Originale aus durch die Reihe der Copien folgende: Idee — Frankreich — Italien — Westphalen.

Seinen Hauptzweck setzt der Vf. in *Beschreibung*, die er, seiner eigenen Angabe nach, genommen hat aus den französischen Gesetzbüchern, mehreren französischen Zeitschriften und älteren Schriften über die französische Staatsverwaltung, *Fleurigeon's Code administratif*, dem *Almanach Impérial*, deutschen Staatskalendern, Regierungsblättern, Gesetzsammlungen. Man suche daher bey dem Vf. nicht Erfahrungen und Urtheile übe die Erfolge neuer Verwaltungseinrichtungen dieses oder jenes Staats, nicht Entwickelung der Regierungsgrundsätze, sondern nur Schilderung der Organisation, nur Darstellung des Systems der Staatsverwaltung in ihren äuseren Formen.

Gleichwohl ist der Vf. bey weitem nicht *blos* Referent. Nicht selten hat er seinen Beschreibungen durch gute Bemerkungen über folgende Fragen einen pragmatischen Gehalt gegeben: welches sind die Gründe der Organisations-Verschiedenheit der Staa-

ten, sowohl in ihren Verhältnissen zu einander, als auch in ihrem gemeinschaftlichen Verhältnisse zur Idee? Wie grofs ist der Abstand dessen, was hie oder da zu geschehen pflegt, von der Idee? Welche Vortheile oder Nachtheile gewährt die eine oder andere Einrichtung? Welche insonderheit das in Frankreich auch in der Staatsadministration durchgeführte Einheitssystem? Wie verhält es sich mit der Möglichkeit oder Rathsamkeit eines Überganges aus bisherigen Zuständen in neue? Warum war und ist es auch hier so schwer, sich in der Praxis dem Ideegerechten zu nähern, und worauf beruhte die auch hier so lange geübte Kunst, das Licht im Dunkeln nicht zu sehen, ob man gleich nicht blind ist?

Bey der oft nur leisen Berührung dieser Fragen geht die Haupttendenz des Vfs. dahin, das jetzige französische Verwaltungssystem als dasjenige, welches der Natur der Sache und den Anfoderungen der Idee am meisten Genüge leiste, auszuzeichnen, ohne jedoch die schwachen Seiten dieses Systems zu übersehen, oder die Schwierigkeiten, die der Nachahmung sustige zu überwinden hat, zu verstecken; desgleichen ohne die deutschen Fürsten zu tadeln, dafs sie bisher nicht eifriger auf Neuerungen dachten, da ihre Volker den Glanz eines harmonischen Verwaltungssystems nicht vermissten, und in dem alten, mit Aufsätzen und Nebengebäuden erweiterten, wenn gleich nicht verschönerten Staatsgebäude sich wohl befanden. „Der Zweck dieser Schilderung (bemerkt der Vf. selbst) ist: das Publicum mit dem Geiste des Systems der französischen Staatsverwaltung näher bekannt zu machen, und denselben durch Vergleichung mit dem Einheimischen kräftiger herauszuheben; für Kenner Materialien zur leichteren Übersicht und Beurtheilung zusammenzustellen; bey Laien dem ungünstigen Eindruck schwer zu vertilgender Nationalvorurtheile entgegen zu arbeiten; das Gute oder Böse, es sey vaterländisch oder freind, gleich wahr und einfach darzustellen."

Am französischen Systeme lobt der Vf. insonderheit: es entspreche in seinen ersten Grundzügen dem Zwecke der Vereinfachung, Übereinstimmung und Unterordnung unter einen Centralpunct völlig; die Hierarchie der Verwaltungsbehörden sey einfach und folgerecht; sie erleichtere die Übersicht des Ganzen und die allgemeine Aufsicht; sie beschleunige den Geschäftsgang und die Ausführung; sie concentrire in der obersten Leitung alles; sie verbinde gewissermafsen das herrschende Einheitssystem mit dem Collegialsystem. Auf der anderen Seite aber findet es der Vf. bedenklich, dafs jene Hierarchie den höchsten Grad des Vertrauens und Glaubens an die Berichte des Einzelnen, auf dessen Einsicht, Fleifs und Redlichkeit man sich in allen Localbeziehungen ganz verlassen müsse, voraussetze; dafs durch die Concentrirung in der obersten Leitung gerade da ein übermäfsiger Geschäftszudrang bewirkt werde, wo die Einfachheit am nothwendigsten sey; dafs endlich die ganze Einrichtung nur auf die höchste Vollkommenheit der obersten Leitung, auf eine unermüdete Thätigkeit, auf stets gleiche Kraft, auf immer wirksamen Nachdruck von oben, *folglich auf die Person des aufserordentlichen Regenten, der sich diese Formen und Werkzeuge geschaffen hat*, berechnet seyn könne.

Warum aber soll sich der Ritter seine Rüstung nicht so stark und schwer wählen, als er sie selbst zu tragen vermag, mehr in der Hoffnung, dafs seine Nachkommen in selbige hineinwachsen, als mit der Furcht, dafs sie darunter erliegen werden? Haben wir die Waffen unserer Vorfahren, die wir in den Rüstkammern zu unserer Beschämung hängen sehen, schon darum getadelt, weil wir jetzt zu schwach sind, sie zu handhaben? Es würde schlecht um die Menschheit stehen, wenn ihre Heroen es vorziehen wollten, sich zu den folgenden Geschlechtern herabzulassen, statt sie zu sich heraufzuheben; oder wenn solche Revolutionen, wie die französische, keine anderen und höheren Entschlüsse zum Resultate haben sollten, als dafs man sich in den alten und ausgefahrenen Geleisen fortschleppen, und es für zu unbequem oder zu gewagt halten wolle, neue Bahnen, die man als die richtigeren entdeckt zu haben glaubt, zu versuchen. Napoleon hat bey seinen Schöpfungen an seine Nachkommen gedacht, aber nicht mit der Voraussetzung, seine Nachfolger möchten nicht grofs genug seyn, das wenigstens zu erhalten, was er selbst nicht schaffen und einrichten konnte, ohne ungleich gröfser zu seyn. „*J'espère* (sagte Napoleon zum Senate bey Stiftung der erblichen Kaiserwürde) *que la France ne se repentira jamais des honneurs, dont elle environnera ma famille. Dans tous les cas, mon esprit ne sera plus avec ma postérité, le jour où elle cesseroit de mériter l'amour et la confiance de la grande nation.*" Bey einer anderen Gelegenheit: „*Mes descendans conserveront long-tems ce trône. Dans les camps, ils seront les premiers soldats de l'armée, sacrifiant leur vie pour la défense de leur pays. Magistrats, ils ne perdront jamais de vue, que le mépris des lois et l'ébranlement de l'ordre social ne sont que le résultat de la foiblesse et de l'incertitude des princes.*" Bey einer dritten Gelegenheit: „*Si quel qu'un de ma race devant me succéder, oublioit le serment, que j'ai prêté, et que, trompé par l'inspiration d'une fausse conscience, il vint à le violer, je le voue ici à l'animadversion publique, et je vous (le Senat) autorise à lui donner le nom de Néron.*"

Die vom Vf. gewählte Methode ist *für seinen Zweck* gewifs die richtige. Er hält das Französische gegen das ideegerechte, und das Übrige gegen das Französische. Frankreich steht in der Vergleichung in der Mitte und ist, schon dieser Stelle nach, der vorzüglichste Gegenstand des Buches. Die Hauptabschnitte in der vergleichenden Darstellung sind aber nicht nach den Staaten, sondern zuerst nach den *Anstalten* und *Einrichtungen*, die zur Ausübung der Rechte der höchsten Gewalt in einem Staate zu treffen sind, und sodann nach den *Hauptgegenständen* der Staatsverwaltung gemacht worden. Unter einem jeden Hauptabschnitte ist dasjenige, was jeder Staat nach seinem Verwaltungssysteme dafür aufzuweisen

Digitized by Google

hat, vergleichend zusammengestellt. Man findet folglich in diesem Buche ein *System* mehrerer wirklich vorhandener interessanter Staatsverwaltungen, aus dem Gesichtspuncte einer allgemeinen Theorie der Staatsorganisation, mit besonderer Hervorhebung der französischen Staatsverwaltung, bearbeitet. Nächst Frankreich sind vorzüglich die Königreiche Westphalen und Preussen berücksichtiget worden. Über die preussische Monarchie fällt der Vf. das allgemeine Urtheil: „sie hat durch ihr Beyspiel auf die Verwaltungssysteme der meisten deutschen Staaten mächtig gewirkt, und wenn man nicht leugnen kann, dass sie durch Ordnung und Zusammenhang in ihren Einrichtungen vor anderen sich auszeichnete: so wird man auch einraumen müssen, dass sie nicht nachtheilig gewirkt hat; wäre es auch nur in der Hinsicht, dass durch ihr Beyspiel manche Regierung aus einer allzugemächlichen Ruhe geweckt wurde."

Dass ein solches Werk, insonderheit in unseren Tagen, von sehr grossem und vielfachem, sowohl theoretischen als praktischen, Nutzen sey, liegt am Tage. Der Lehrer der Politik wird sich freuen, in gegenwärtiger Schrift eine Beyspielsammlung für seinen politischen Cursus zu haben. Mehr noch wird die Schrift ausser der Schule willkommen seyn. Die Vergleichung verschiedener Systeme der Staatsverwaltung ist für Jeden, der auf die neue Einrichtung des Staatsdienstes Einfluss haben kann, ohnehin Pflicht. Sie kann aber auch denjenigen dienlich werden, welche das Schicksal blos dazu bestimmt hat, die Folgen der gewählten Massregeln zu empfinden. Je weniger die eigentliche Beschaffenheit und die Gründe neuer Einrichtungen gekannt und begriffen werden, desto leichter werden sie mit Misstrauen und selbst mit Unzufriedenheit aufgenommen. „Entspricht die Organisation des französischen Reichs den Foderungen der höchsten Zweckmässigkeit für einen gegebenen Staat, warum sollte dieser sie nicht ganz oder in ihren vorzüglichsten Theilen zum Muster nehmen? Enthält sie die Lösung eines der schwierigsten Probleme: so ist sie mit Recht der Gegenstand der Bewunderung aller Nationen, und gehört in so fern ihnen allen an."

Wir möchten jedoch hiebey noch nicht stehen bleiben. Die Vergleichung kann auch als eines der vorzüglichsten Hülfsmittel gelten, den Geist der neuen französischen Civillegislation aufzufassen, welche so innig mit der Verfassung und Verwaltung des Reichs zusammenhängt. Noch mehr; sie hilft nicht blos den *C. N.* besser verstehen, sondern kann auch den Ausschlag in der wichtigen Debatte für und wider die Annahme dieses Codex in Deutschland geben. Denn wenn hier oder dort in Deutschland die Staatsverwaltung gegen die neue französische weit zurückstehen sollte, was gilt alsdann noch das Hauptargument, womit man dem *C. N.* in den Weg zu treten sucht, dass dieser Codex nicht wohl anders, als in Verbindung mit mehreren französischen Staatseinrichtungen, gegen welche ein guter Patriot die vaterländischen nicht zurücksetzen könne, unter uns aufgenommen werden könne? Dann wird vielmehr der *C. N.* für Deutschland zu einer Arzney, die nicht blos das Übel hebt, wogegen sie gebraucht wird, sondern nebenher auch mehrere andere Hauptübel anregt und dadurch eine indirecte Veranlassung zur Gründung eines ganz neuen Gesundheitszustandes wird. Die Kur aber darf nicht gescheut werden; denn sie ist in den besten Händen, indem sie unter uns nicht in den Händen des Volks, sondern gut berathener Regenten ist. Zum grössten Glück der Menschheit hat nur Frankreich allein seine Revolution von unten auf gemacht, und hat hierauf seinen Platz so genommen, dass es die übrigen Staaten nunmehro die ihrige von oben herab machen lassen will. Wer der Sache diese Wendung zu geben vermocht hat, der verdient unter den ersten Wohlthätern der Menschheit genannt zu werden.

Vielleicht lässt sich die Vergleichung, wie man sie im vorliegenden Werke *durch Frankreich* zwischen dem Ideegerechten und dem Zufälligen angestellt findet, auch dazu mit benutzen, um mit Hülfe derselben einige Schritte weiter in die noch etwas verschleyerte Zukunft des deutschen Vaterlandes zu blicken. In Frankreich zeigt sich das vollendetste Einheitssystem: in Deutschland hingegen zeigt sich von diesem Systeme noch wenig oder gar nichts. Wird der grosse Mann, welcher jenes System für Frankreich organisirt hat, wird der das unter seiner Protection stehende Deutschland uneinig und getheilt bleiben lassen? Freylich kann der Gedanke aufsteigen, ob nicht Frankreich fürchten müsse, in eben dem Grade an specifischem Gewichte zu verlieren, in welchem es die Wohlthat oder Wirksamkeit jenes Einheitssystems weiter verbreiten hilft. Allein ein so engherziger und übel berechneter Patriotismus kommt schwerlich einem Kaiser in den Sinn, der bey allem, was er bisher angelegt und eingerichtet hat, von dem Princip ausgegangen zu seyn scheint, dass Frankreich nur in der Gesellschaft vieler gleich cultivirter und gleich blühender Staaten das bezielte Glück erreichen könne; ein solcher Patriotismus lässt sich nicht bey einem Weltreformator suchen, der bey dem europäischen Ganzen nicht stärker an seine Nation denken kann, als er bey seiner Nation an sich selbst denkt. Die Erhabenheit des Geistes verlangt einen Umkreis, der im Verhältnis zu ihr steht, und die Sonne scheint nur darum so weit und breit, weil sie so hoch steht.

So nützlich aber das Buch auf der einen Seite ist: so kann es doch allerdings auf der anderen auch wieder schaden. Denn es beschäftiget sich mit einer Maschinerie, folglich mit einer Sache, die so leicht, vorzüglich in unseren Tagen, dadurch verderblich wird, dass man über der Künstlichkeit und Schönheit die mechanischen Werkzeuge vergisst, wie in jeder Maschine das Getriebe nicht die Hauptsache ist, sondern die Kraft, welche darin wirkt. Wer sich mit der politischen Organologie befasst, kann nicht oft genug, sowohl sich selbst, als Anderen, folgendes Sprüchlein wiederholen:

Digitized by Google

Der Geist ist's nicht allein, wodurch die Welt
Sich fest in ihren Angeln hält;
Es treiben der Materien gar viel
In Zeit und Raum mit ihm sein Spiel,
Und, obwohl ungern, muss er sich dazu verstehn,
In Körpern, wie die Kraft im Räderwerk, zu gehn.
Doch ist und bleibt das Kunstwerk dieser Welt
Im Grund des Geistes aufgestellt.

Man erwäge ferner, dass die Cultivirung der Lehre von den Instrumenten schon manchen Operateur verführt hat, eine unnöthige oder wohl gar missbrauchliche Anwendung von den Instrumenten, mit gänzlicher Verkennung des Zwecks, wozu sie da sind, zu machen. Der Zweck läuft oft Gefahr, durch die Leichtigkeit und Geschmeidigkeit der Mittel zu leiden, und es kann dem Staat gehen, wie Peter dem Grossen, welcher wohl nur deswegen so gern Zähne auszog, weil es ihm so leicht ward, oder weil er einen so vortrefflichen Pelikan hatte, so dass der kaiserliche Dentist am Ende mehr an seinen Pelikan dachte, als an das Recht seiner Unterthanen auf Erhaltung ihrer Zähne. Der Staat vergisst gern, dass organisiren und organisirt werden zwey ganz verschiedene Dinge sind. Je mehr er die Kräftigkeit seiner Hebel, die Leichtigkeit seiner Saug- und Druck-Werke, die Schärfe seiner Scheren, womit er unter dem Namen von Schlagbäumen an allem, was kommt oder geht, schneidet, kennt und kennen gelernt hat: desto grösser ist die Verführung für ihn, zu oft und zu viel, zur unrechten Zeit und am unrechten Orte, zu heben, zu saugen, zu drücken, zu schneiden. Soll man aber darum die Messer nicht scharf machen, weil sie schneiden können?

Daraus wollen wir übrigens dem Vf. keinen Vorwurf machen, dass er, wie die meisten, welche sich damit beschäftigen, Frankreichs rechtlich-politische Einrichtungen den Deutschen zur Nachahmung zu empfehlen, zu bemerken vergessen hat, von welch einem tief liegenden Puncte die Nachahmung billig ihren Anfang nehmen müsse, wenn sie mit einem vollständigem Erfolge begleitet seyn solle. Diesen Endpunct — wir meinen das Repräsentativ-System — verliert man, wenn es auf das Nachahmen ankommt, sowohl in als ausser Deutschland gern aus den Augen.

Es mag daher wahr seyn, dass das Repräsentativ-System die Hauptgrundlage ist, worauf in Frankreich der neue Zustand der Dinge beruht; dass wir in Deutschland, wenn wir uns daselbst der Erschütterung nicht aussetzen wollen, die mit wirklicher, nicht bloss scheinbarer Einführung dieses Systems nothwendig verbunden seyn muss, nur fortfahren, wie eifrig wir immer das deutsche Handwerk der Nachahmung treiben mögen, neue Flicken auf das alte Kleid zu setzen, und dass es am Ende Frankreich ganz allein ist, welches einen ganz neuen Rock trägt, der in der Revolution gemacht ward; dass alsdann selbst der Codex Napoleon in Deutschland nichts weiter ist, als ein solcher neu aufgeflickter Lappen, nur mit dem Unterschiede, dass er von einer ganz eigenen Grösse ist, sich auch unter allen übrigen Lappen schon um deswillen am leichtesten entschuldigen lässt, weil die Blösse, die er bedecken soll, kaum unanständiger gedacht werden kann; dass das, was in Frankreich durch das Repräsentativ-System Gemüthsbewegung ist, in Deutschland ohne dieses System zu einer Grimasse und Gesichterschneiderey wird.

Dennoch brauchte sich der Vf. durch das alles nicht bewegen zu lassen, bey seiner Vergleichung bis auf jenen Endpunct zurück zu gehen. Denn da, wie der Vf. richtig bemerkt, in Deutschland die Revolution *von oben* herab gekommen ist und zum Theil noch kommen soll: so wird man unter uns wohl nicht leicht mit dem Bau bis an das Repräsentativ-System, da dieses *im Grunde* liegt, kommen; sondern man wird mit allerley flacheren Anstalten, als Surrogaten, gern vorlieb nehmen.

Wenn nur am Ende nicht auch sogar noch selbst die Surrogate in Deutschland unterbleiben. Geschahe dieses: dann liesse sich freylich nicht absehen, wohin man die Sachen, die man aus Frankreich zu übertragen im Begriff ist, anders stellen will, als in die Luft. Man würde dann in Deutschland Gäste bekommen, ohne Stühle zu haben, auf welchen man sie hitten könnte, Platz zu nehmen.

In Deutschland, wie in den übrigen europäischen Staaten, lag vormals das Lehnssystem zum Grunde, also das System des Grundeigenthums. Die Staatsverfassung beruhte in einer Kette von Eigenthums-Modificationen, welche den Bauer an den Kaiser knüpfte. Dieses System ist in Deutschland längst unkräftig geworden, und ist, nachdem es durch den Umsturz des deutschen Reichs seine Auflösung im Grossen erhalten hat, in ein blosses Rentensystem übergegangen. Wo es sonst um Person und Freyheit, um Vaterland und Eigenthum galt, da wird jetzt nur noch mit kleinem Gelde geklappert. In Frankreich ist das Repräsentativ-System in die Stelle des Feudalismus getreten; und darauf ruht dort der neue Rechtszustand, von der Constitutions-Urkunde und den organischen Senatusconsulten an bis zu dem ersten hesten Artikel des Codex Napoleon. Was ist aber in Deutschland in die Stelle getreten? Bis jetzt oft noch gar kein System. Denn das Souveränetäts-System, so lange es nicht in verfassungsmässigen Institutionen fixirt wird, oder sich nicht wenigstens selbst darin fixirt, gilt für gar nichts, und ist negativer Art; man hat darin eine Null für eine Zahl. Es ist die politische *Tabula rasa*. Das Recht der äuseren Willkühr giebt keinen Grund ab, worauf sich etwas Menschliches, Vernünftiges, Rechtliches bauen lässt.

— r.

NEUE AUFLAGEN.

Altona, b. Hammerich: *Merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte.* Für den ersten Unterricht in der Geschichte; besonders für Bürger- und Landschulen, von *G. G. Bredow*. 4te aufs neue durchgesehene Aufl. 1808. VI u. 122 S. 8. (4 Gr.) S. Recens. der 3 Aufl. 1807 in No. 126.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 FEBRUAR, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Kummer: *Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten* und *Miscellen* von *August von Kotzebue.* 1805. IItes Bändch. 482 S. 1806. IIItes Bändch. 352 S. IVtes Bändch. 338 S. kl. 8. (5 Rthlr. 6 gr.)

2) Leipzig, b. Niemann: *Gesammelte Erzählungen* von *A. F. Eberhard.* IIItes Bändch. 1806. 302 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Beide Sammlungen sind besonders in Rücksicht dessen merkwürdig, was unter uns als moralische, geistreiche Erzählung gelten darf. Wenn man ihnen etwa alle romantische Sitte erlassen wollte, die auf dem Boden unserer Gegenwart nur durch einen hohen Grad von Erfindung Haltung gewinnen kann, ja auch sonst Manches, wodurch sich dergleichen Erzählungen oder Novellen zu wahrhaft gebildeten Werken erheben, den Witz z. B., oder dichterische Gestaltung eines tiefen Gefühls: so scheint doch nicht unbillig zu begehren, dass sie mit einiger Sorgfalt und Eleganz, mit etwas Geist und Kenntniss der feineren Welt und in einer gefälligen Sprache geschrieben wären, zumal wenn sie von einem Schriftsteller herrühren, welcher mit solchen Ansprüchen seinem Publicum auch in dieser Gestalt recht oft unter die Augen tritt, und über den fruchtbaren *Cramer* doch weit weg zu seyn glaubt. Was aber an denen des Hn. *v. Kotzebue* vorzüglich auffällt, ist eine ganz eigene specifische Unsauberkeit und Geschmacklosigkeit der Darstellung, welche, alle Lockerheit des Inhalts ihm übrigens zugegeben, jedem reineren Sinn sogar die erste flüchtige Lectüre beschwerlich machen müssen. Denn zu einer Sudeley aller möglichen Manieren unter einander, von denen der Vf. sich vorstellt, dass sie seiner Leichtigkeit zu Gebot stehn, gesellt sich noch ein solches Treiben und Jagen der Schreibart, dass, um es so sinnlich auszudrücken, wie man es wirklich empfindet, er jene alle vorgespannt zu haben scheint, und mit ihnen über Stock und Stein dahin sprengt. Bald geht er dem Voltaire nach, ein andermal ist er August la Fontainisch, bald auf diese, bald auf jene Weise empfindsam und witzig, auf feine eigene immer undelicat dazwischen, wie er denn von dem Büchlein *Ich* an und seit der *gefährlichen Wette* noch nicht gelernt hat, Spass und Schmutz zu unterscheiden. Wir wollen zum Einzelnen übergehn. *Des Pfarrers Tochter* aus dem ersten Bändchen wird hier in einem zweyten Buch beendigt. Wegen des ersten müssen wir auf die Anzeige in No. 82. 1806. dieser A. L. Z. zurückweisen. Man verliess sie dort am Wendepunct, und der Vf. hebt mit folgender Wendung wiederum an: „Die meisten Menschen kitzeln sich mit der Einbildung, sie hätten Grundsätze, könnten vernünftig überlegen, wohl gar Entschlüsse fassen, wie sie heute über eine Sache dächten, würden sie auch morgen darüber denken, und was dergleichen Grossthuereyen mehr sind." Nachdem er einige Seiten so fort discurirt hat, eröffnet er, dass Charlottens erster Gedanke beym Erwachen die — *Masherade* war. Hieran knüpft sich nun eine, mit allen bekannten, sehr handgreiflichen, Handgriffen durchgeführte, Verführungsgeschichte. Der Fürst des Landes, der gehörig wollüstig, gefühllos und gemein ist, begehrt Charlotten. „Graf Schmieg, ein verlehrter Wollüstling, seit mehreren Jahren des Fürsten Unterhändler an Amors Hofe, und folglich sein Liebling, des Landes Fluch und der Unterthanen Abscheu," nebst dessen Gemahlin, suchen sie zu verstricken; der Mann wird auf Commission geschickt, die Frau vom Graf Schmieg in's Haus genommen; man lässt sie Wohlthaten und gute Handlungen beym Fürsten auswirken, schmeichelt ihr, dass sie die Leibeigenschaft werde aufheben können — die Briefe beider Gatten werden untergeschlagen, falsche geschmiedet; endlich wird noch das Mittel gebraucht, Charlottens Vater wegen ketzerischer Predigten dahin zu verurtheilen, dass er seines Amtes entsetzt, und ihm Mantel und Kragen abgerissen werden soll: „Erbarmen! Fürst! schluchzte Charlotte mit kaum noch vernehmlicher Stimme. Da lag er wieder vor ihren Knieen, flehte selbst um Erbarmen, umfasste den schlanken Leib, drückte wüthende Küsse auf ihre Arme, ihren halb entblössten Busen — die Besinnung verliess sie — bewusstlos sank sie zurück — und als sie erwachte — war sie allein — *das Urtheil lag zerrissen zu ihren Füssen.*" Das ist nun eine von den schonenden Darstellungen des Vfs., in denen er sich wohlgefällt, ohne hier die Infamie zu ahnden, die darin liegt, dass Charlotte eben in einem solchen Augenblick ihre Sinne überraschen lässt und das Bewusstseyn verliert. — Nachdem hierauf die Verzweiflung eingetreten ist, dann ihr Mann sie durch neue Missverständnisse ganz ihrem Schicksal überlassen, wird sie entschiedene Maitresse des Fürsten, thut viel Gutes und wenig Übels, und wird auch von ihm verlassen, schleppt sich nach ihrem Geburtsdorf, und endigt ihr Leben auf dem Grabe ihrer Mutter, die aus Gram um sie gestorben war, un-

Digitized by Google

ter dem Fluch ihres Vaters, und wird begraben „unter den Blumen ihres Kindes. „Wer wagt es, einen Stein auf die Unglückliche zu werfen?" sagt der Vf. Er hat gut reden und Nächstenliebe üben, denn ist die Unglückliche nicht sein Werk? Die unwissendste Unschuld, sollte man denken, hätte solch einem groben Gewebe leicht entgehen mögen. Hätten sich Charlotte oder ihr Mann nur in den Leih- und Lese-Bibliotheken etwas umgesehen! Ein bis dahin unerhörter *Kniff* ist uns freylich unter denen, welche in Bewegung gesetzt wurden, vorgekommen, dass nämlich der Graf, wenn Charlotte mit dem Fürsten allein gelassen werden sollte, sich nicht damit begnügte, seine Gemahlin abrufen zu lassen, sondern im Nebenzimmer eines seiner Kinder so lange *kniff*, bis es aufs ärgste schrie, und sie daneben noch als zärtliche Mutter davon eilen konnte. — Von allen den artigen Anspielungen und launenhaften Ausfällen, die in der ersten Hälfte vorkommen, findet sich in dieser weiter keine Spur; was jene etwa Ekelhaftes an sich hatten, ist hier in das Materielle der Geschichte übergegangen. — *Der Schutzgeist* und *die Rache*; der erste, wie der Vf. angiebt, „einige unbedeutende Zierrathen abgerechnet," eine wahre Geschichte; beide aber, wie er nicht angiebt, nach dem Französischen. Nicht unbedeutende Zierrathen kommen freylich auf Rechnung des Hn. *v. K.* In der Rache z. B., wo ein abgewiesener Freyer einen anderen jungen Mann von niedriger Herkunft anstiftet, um das stolze Mädchen zu werben, der sie auch unter angenommenem Rang und Namen erhält, hat der boshafte Freyer in *Jena* studirt, und von den neuen Philosophen gelernt, dass die ganze Welt *hors nous et nos amis* aus Dummköpfen besteht — er ersann diesen „teuflischen Plan der Rache, denn unsere heutigen Philosophen sind bekanntlich Menschenkinder wie wir alle." Wie leichtherzig Hr. *v. K.* von teuflischen Plänen spricht! er nimmt dergleichen doch hier offenbar auf seine eigenen Schultern. — Das 3te und zum Theil 4te Bändchen enthält: *Die Frucht fällt weit vom Stamme. Diese* Erzählung ist wenigstens als die bessere anzuführen. Ein lustiger Geselle Florio erheitert etwas die sonst sehr unanmuthige Geschichte des Baudirector Klumm. Die Reise der beiden Freunde ist freylich ein Stück Candide *à la Kotzebue*. Eine besondere Erfindungskraft zeigt sich oft bey ihm in unnöthig widrigen Zusammenstellungen. Wozu bedurfte es des Zuges, dass der Bösewicht Klumm sich auf den Leichenstein der Mutter legen muss, um sich von da als verstellter Kranker in das Haus tragen zu lassen, wo er die Tochter verführen will. Der gute Prediger würde den Reisenden auch ohne dieses Motiv aufgenommen haben. Eben so muss den alten Klumm der Schlag rühren, damit sich die Tochter über ihn werfen und mit ihrem „gelüfteten Busen" die Hand des Arztes berühren kann, den die Liebe zu ihr gerührt hat. Von solchen überflüssigen Häslichkeiten wimmelt es allenthalben bey Hn. *v. K.*, es sind dieses die sehr wesentlichen Überladungen seiner Manier. — *Glückseligkeit* ist aus dem Französischen, und, wenn wir nicht irren, aus zwey Erzählungen zusammengesetzt. — *Das Zinngiessen* und *die kleine Tyrolerin* sind am gleichförmigsten nach *Lafontaine*'schen Mustern hingeworfen, und in der That kann bey solchen Nachahmern der gute *Lafontaine* noch zum Ruf eines Künstlers kommen, der sich zu enthalten, der seine Züge zu wählen weiss. — In *Alles aus Liebe* ist der Vf. ganz er selbst; er lässt seine Heldin eine *tournée* mit einem halben Dutzend Ehemännern machen, und sich mit allen übel befinden, ausser am Ende mit demjenigen, den sie liebt. Ihr erster Gemahl heisst *Novalis*. „Aber noch waren die Flitterwochen nicht verflossen, als die junge Frau eines Morgens in Thränen schwimmend zu ihrem Vater ins Zimmer stürzte, und ihn um der Asche ihrer Mutter willen anflehete, sie zurück zu nehmen. Sie klagte über den grenzenlosen Egoismus ihres Mannes, über die Geringschätzung, womit er sie behandle, über seine Ausschweifungen in Wollust und Opium, und endlich über seine unerträgliche ästhetische Narrheit." So entschlüpft dem Vf. statt Satyre gar oft Niedertrachtigkeit; in dem Betracht, dass *Novalis* ein eben so bestimmter Name wie *Jean Paul* z. B. ist, lässt sich jene Schilderung nicht wohl anders nennen.

Unter den Zugaben zeichnen wir aus die Fragmente aus dem Tagebuch des letzten Königs von Polen; vom letzten Jahr seines Lebens, nachdem er den Thron hinter sich gelassen hatte. Es sind Bülletins, die er selbst auf der Reise und in Petersburg dictirte und an seine Freunde nach Warschau sandte. Wie Hr. *v. K.* bemerkt, sind sie zwar nicht eben brauchbar für den Geschichtschreiber, aber haben doch ein hohes Interesse für den Staatsmann und den Menschenkenner. Die Wahrheit ist, dass sie in dieser Sammlung eine wahre Erholung sind, und das meiste Interesse haben, aller Kleinlichkeit des Königs und der ganzen Situation ungeachtet, und obgleich fast nicht Ein markirter Zug darin vorkommt. Als solchen müsste man gelten lassen, dass Graf Kobenzl (der österreichische Bothschafter) sich bey einem Fest zur Belustigung der Gesellschaft in eine *Henne* verkleidete und alle Kinder, die da waren, in *Küchlein*, und dann sein Häuflein gegen alle Angriffe auf eine sehr komische Weise vertheidigte. Ein schönes Talent für einen Staatsmann! Unter diejenigen Züge, welche die grosse Milde des Königs charakterisiren, gehört, dass er den Vf. in Friedenthal bey seiner Vorbeyreise zu sprechen verlangte, ihn mit Höflichkeit überhäufte und den Wunsch äusserte, dass die *jüngsten* Kinder seiner Laune nur seine *jüngeren* seyn möchten, welcher Wunsch nach der Hand reichlich gewährt worden ist. Hr. *v. K.* hatte dagegen einen anderen, den er dem Könige späterhin schriftlich vortrug; er hatte nämlich in der hamburger Zeitung gelesen, der König habe *Memoires de son tems* geschrieben, und bat ihn im Vertrauen auf sein gütiges Benehmen, ihm zu erlauben, diese Memoires aus dem Mspt. in seine Mut-

Digitized by Google

terſprache zu übertragen. Kein unebenes Anſinnen, das der König jedoch höflich ablehnte. Glücklicher war der Vf. mit *Iwan Iwanow Tſchudrin*, den er auf ſeiner „*letzten* Reiſe von Tobolsk nach Petersburg" zu Kaſan kennen lernte. (Hat er deren mehrere gemacht? Wir wünſchen ihm umgekehrt, aber eben ſo gutmüthig wie Stanislaus, daſs dieſs ſeine *letzte* bleiben möge.) Jener Mann hatte 18 Jahr lang in China unter der Maske eines Eingeborenen gelebt, eine Chineſin geheirathet, und ſchrieb nun in ſeinem hohen Alter die Geſchichte ſeines merkwürdigen Lebens und ſeiner Reiſeabenteuer nieder. Hr. *v. K.* konnte die groſse Anzahl von Heften, die daraus entſtanden war, nicht ſehen, ohne ihrer zu begehren; er bat ihn, gleichwie den König, um Erlaubniſs, ſie *ſeiner* Nation mittheilen zu dürfen. Nach langem Widerſtreben willigte dieſer endlich ein, und verſprach ihm eine Abſchrift nach Petersburg zu ſenden, die auch wirklich erfolgt ſeyn ſoll. Mit dieſem Mſpt. will uns der Vf. nach und nach unterhalten. Die erſte Mittheilung enthält die Beſchreibung einer chineſiſchen ceremoniellen Mahlzeit. Eine gewiſſe Ähnlichkeit der *Tſchudrin*- und *Kotzebue*ſchen Laune läſst ſich nicht darin verkennen, die Ächtheit der Mahlzeit in allen Ehren.

Zu dieſen geſchichtlichen und völkerbeſchreibenden Beyträgen geſellen ſich auch politiſche; denn wozu fühlt ſich der Vf. nicht berufen! Was in dem Aufſatz *Cromwell* mit groſsen Lettern ſo dreiſt und glücklich aus dem Leben und Thaten deſſelben ausgehoben iſt, zeigt, wie gefährlich Hn. *v. K's.* politiſche Oppoſition werden könnte. Doch, die Wahrheit zu ſagen, weit gefährlicher ſcheint uns ſeine politiſche Allianz. Was lieſse ſich von einem Kriege wohl hoffen, wenn *Kotzebue* der Herold deſſelben wäre, und ſein Schildträger zu den Waffen riefe? Wenn indeſs auswärtige Blätter von ihm als einem Manne geredet haben, der eine politiſche Einwirkung gehabt: ſo ſteht er auch hier wieder vor der Welt als der unſchuldig Verfolgte da. Hat er nicht noch zu rechter Zeit eben ſo vorſichtig und wahrhaft, wie vormals vom Bahrdt mit der eiſernen Stirn, von allem Antheil ſich losgeſagt und ihn auf gute Freunde geſchoben? Und wer wird auch Einfluſs auf politiſche Handlungen einem Dichter zutrauen, der von jeher froh war, Theateractionen mit nothdürftigem Verſtande zu leiten? Deſswegen entgeht ſeiner Perſon die politiſche Bedeutſamkeit nicht; ſie iſt nur von der Art, daſs ſie ein Artikel für die bekannte Schrift *mauvais augures* geweſen ſeyn würde. Ein ſchlimmes Omen iſt es gewiſs, wenn der einen Stern auf die Bruſt bekommt, dem die öffentliche Meinung ganz andere Zeichen zudachte, oder wenn in einem Staat *Kotzebue*ſche Moral und Poeſie unter niederen und höheren Ständen einen allgemeinen Curs bekommt, wobey es kaum zweifelhaft ſeyn kann, ob ſie es iſt, welche die öffentliche Sittlichkeit und Anſtändigkeit untergräbt, oder ob die bereits eingeriſſene Erſchlaffung aller Sitte und Würdigkeit ihr die allgemeine Aufnahme zu wege bringt. Und wenn in den Zeiten des Friedens Jahre hindurch unter öffentlichem Schutz und der Leitung eines ſolchen Mannes eine förmliche Fabrik pasquillantiſcher Schmähungen gegen alles Kräftige und Beſſere der Zeit in der Hauptſtadt blühet: wer kann ſich über das Geſchlecht der Libelliſten wundern, das nach jener Epoche mit ſo edler Freymüthigkeit über den Staat und ſeine Verwalter herfiel? Das heiſst alſo mit Recht Saat von *Kotzebue* geſäet. — Bey Gelegenheit eines aus dem Franzöſiſchen überſetzten, dem General Moreau zugeſchriebenen Verbannungsmonologs bricht die Gelehrſamkeit des berühmten Mitgliedes der Berliner Akademie wieder durch. Es wird des Aulus Gellius darin erwähnt, den die Franzoſen Aulugelle zu nennen pflegen, welches Hr. *v. K.* klüglich wieder ins Lateiniſche überſetzt: „in einem Briefe, den uns *Aulugella* aufbewahrt hat."

Unter den übrigen Beyträgen finden ſich viele, die zu den mannichfaltigen Conſolationen gehören, welche der Vf. ſich ſelbſt giebt. Unter der Aufſchrift *der Name thut viel zur Sache*, erzählt er von *la Motte*, der eine Tragödie als Anonymus gab, die gelobt wurde, weil man nicht wuſste, von wem ſie war, und getadelt, ſobald man es erfuhr. Eine Note ſagt: Gerade ſo ging es *Kotzebue* in Wien mit der Octavia, bey welcher er auch das Incognito beobachtet hatte." Zuletzt kann er ſich nicht enthalten, in den Wunſch auszubrechen, daſs er wiſſen möchte, was man ſagen würde, wenn die *Huſſiten* unter *Goethe's* und *Was wir bringen* unter *Kotzebue's* Namen erſchienen wären. Wer hatte ihn für ſo beſcheiden gehalten? Er ſetzt da ſein Hauptkunſtſtück, zu deſſen Effect er die Kinder ſchaarenweiſe, die Compoſiteurs zu halben Dutzenden und die Jamben und Reime allenthalben her aufgeboten, mit einem flüchtigen Gelegenheitsſpiel von *Goethe* zuſammen. In ſeinem Sinn iſt das alles Mögliche: in welchem Sinn man ihm dennoch die Möglichkeit des Irrthums nicht zugeben kann, bedarf keiner Erörterung.

Aus Hn. *Eberhards* Erzählungen, die ſich in dem nämlichen Kreiſe wie die obigen bewegen, und denen es gleichfalls an allem fehlt, was den Geiſt intereſſiren, irgend die Phantaſie, das Nachdenken, oder nur ein heiteres Wohlgefallen anregen könnte, ſpricht uns übrigens eine gefetztere Feder, eine gewähltere Schreibart an. Dieſer Band enthält deren drey: *der Polyp im Herzen*, *das Document* und *Nur keine Mésalliance!* In der erſten hat das Pikante die Oberhand, in der zweyten das Peinliche und in der dritten das Lehrende. Sie ſind dem Publicum aus anderen Sammlungen bereits bekannt; es wird ſie auch in dieſer leſen, und damit haben ſie und das Publicum ihre Schuldigkeit gethan. Dem Urtheil geben ſie wenig zu ſchaffen. Da aber Hn. *Eberhards* Stärke ſonſt ſich am meiſten aufs Pikante wendet: ſo möchten wir fragen, warum er es nicht lieber auf einem anderen Wege zu erreichen ſucht, als indem er das Sinnlichwidrige mit dem Herzzerſchneidenden in Verbindung ſetzt. Es iſt nichts gegen das Komiſche des Einfalls einzuwenden, daſs der alte Anatom

Digitized by Google

feine junge Nichte heirathen will, weil er glaubt, ihre Beklemmungen, die dem Geliebten gelten, rühren von einem Polypen im Herzen her, und ſich um alles in der Welt dieſe nahe Beute nicht entgehen laſſen mag: aber daſs er das Herz ihrer Mutter, die wirklich an jener Krankheit ſtarb, in ſeiner Sammlung aufbewahrt, es ihr zeigt, ſie es ihm entwendet und begräbt, dabey wendet ſich einem denn doch das Herz etwas um. Hier genau das Maſs zu treffen, wenn es nicht ein höherer Tact thut, ſollte das Amt des Geſchmacks ſeyn. N + d.

BERLIN, in der Schüppelſchen Buchh.: *Franz und Roſalie, oder der Krämerzwiſt*, von *A. F. E. Langbein*. 1808. 334 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ein junger reiſender Kaufmann (Franz) bekommt durch den Anblick einer ſchönen Gegend und — eines noch ſchöneren Madchens (Roſalie) Luſt, ſich in einer kleinen Stadt niederzulaſſen, und hier einen Kramladen anzulegen, und hat darüber mit einem anderen reichen Krämer, welcher der einzige des Orts iſt, einen groſsen Kampf zu beſtehen. Dieſer Kampf und Zwiſt nebſt den mancherley Händeln, bis der junge Kaufmann zur völligen Ruhe und zur näheren Bekanntſchaft und endlich zum wirklichen Beſitze ſeiner Roſalie gelangt, hat in dieſem angenehm unterhaltenden Romane dem rühmlich bekannten Vf. eine herrliche Gelegenheit gegeben, die Philiſterwelt in einer kleinen Stadt zu ſchildern. In dem reichen Krämer Jonas Bulling ſtellt er ein ſprechendes Bild von einem durch Geld und Anſehn ſtolz und brutal gewordenen Menſchen dar, dem die dienſtfertigen, beſtechlichen Rathsherrn mit allan Nebenparthieen von Neid und Privathaſs paſſend gegenüber ſtehen. Alles hängt unter dieſen Menſchen natürlich wie eine Kette zuſammen, ſo daſs der Vf. ſein Spiel unter ihnen recht gut mit einem Anſchein von Wichtigkeit treiben, und dem Leſer in der Beſchränktheit durch die Vorſpiegelung eines nach Verhältniſs weiten Kreiſes die Täuſchung der Freyheit verſchaffen kann, wodurch es dieſem in der kleinen Stadt doch ziemlich behaglich wird, und er über die geringen Händel keinesweges die Geduld verliert. Die Kraft und Leichtigkeit, alles lebhaft zu verſinnlichen, wodurch ſich *Langbein* vor vielen anderen auszeichnet, macht uns gleich bey ſeinen Perſonen einheimiſch, und feſſelt unſere Aufmerkſamkeit, wenn ſie auch gerade unſere Phantaſie oder unſeren Geiſt nicht ſehr beſchäftiget. Man kann von dieſem Dichter ſagen: er dichtet für die Sinne, iſt witzig für den Verſtand und leichtſinnig - erheiternd für das Gemüth. Die Laune, die bey ihm herrſcht, bewährt ſich mehr durch den Ausdruck oder durch die eigene Vorſtellungsart im Einzelnen, als durch den Gedanken oder die bildende Geiſtesfreyheit im Ganzen; mit anderen Worten: ſie hat ſich nicht bis zum Humor aufgeſchwungen, ſo daſs ſie mit einer Idee durch die kühnſten Bilder und Vergleichungen hindurch die entfernteſten Gegenſtände berührte, und über das Weſen der Dinge ſich herrſchend bewieſe. Die Laune fällt mehr der Geſellſchaft und dem Zimmer, aber der Humor dem Weltall und der Natur anheim, daher die erſtere *ſelten* und der letztere in den Dichtungen *gewöhnlich* romantiſch wird. Dagegen hat die erſtere mehr die Sicherheit und die Gewiſsheit für ſich, plaſtiſch und überall verſtändlich und allen unterhaltend zu ſeyn, und ihres Zwecks bey der Dichtung und Bildung ſelbſt, in der Rundung des Ganzen, nicht zu verfehlen. Dieſes Glücks hat ſich beſonders *Langbein* zu erfreuen, und der gröſsere Theil der Leſer eilt ihm auch daher ohne Bedenken zu; es wäre auch, da er in dem Kreiſe, worin er dichtet, ganz ſeinen Beruf erfüllt, faſt thöricht, in dieſen Bezirk oder in dieſe Auffaſſungsart mehr Poeſie hinein wünſchen zu wollen. Man genieſse den witzig - launigen Dichter, wie ihn Gott erſchaffen hat; nur — die Kritik muſs es erkennen. Die witzig - komiſche Kraft ſeiner Darſtellung offenbart ſich auf mancherley Weiſe, oft ſchon durch einzelne Ausdrücke, wie: der getiegerte Director, ſtatt: der mit Koth beſprützte, wo die Anſpielung auf etwas Schmuckes in dem Worte *getiegert* der Sache einen Anſtrich von Ironie giebt; oft durch Sätze, wie dieſer, wo die kleinere, eigentlich unweſentliche Wirkung ſich gleich für die Urſach hinſtellt, um ſie ins Lächerliche zu ziehen; kaum waren dieſe Worte über ſeine Lippen, ſo lag er draufsen im Vorſaal (wurde hinausgeworfen), und *drückte ſeine Geſtalt in den reichlich geſtreuten ſchneeweiſsen Sand;* oder durch eine Belebung des Sinnlichen vermittelſt einer Ideenverbindung, wie in dieſer Schilderung: er bekam einen blutigen *Gedankenſtrich* über die Stirn; das Unterfutter der ſeidenen Beinkleider *guckte neugierig* über dem einen Knie aus dem Oberzeuge hervor; — das Folgende aber iſt geſucht: und einige Weſtenknöpfe ſpielten in fernen Winkeln Verſtecken. Leider verfällt der Dichter bey ſeinen ſinnlichen Darſtellungen öfters ins Übertriebene, was, in ſeiner Art zu dichten, faſt den einzigen Fehler ausmacht; z. B. wenn die ſämmtlichen Rathsherren mit der neuen Bothſchaft ſich athemlos laufen, und Jonas Bulling, der gerade beym Pudding ſitzt, ſie zur Thür hinauswerfen will, oder wenn die Krämerin über die Schreckenspoſt, daſs ein fremder Kaufmann ſich anſiedele, dem regierenden Burgermeiſter ihre Haube an den Kopf ſchleudert; oder, wenn es heiſst: Schweigt, ihr elenden Fiedler! brüllte ſie Bulling an, und verſetzte der brummenden Baſsgeige einen ſo grimmigen Fuſstritt, daſs ſie in Stücke zerfiel. *Mit Grauſen* fuhren die Muſikanten von den Stühlen auf, und retteten ſich und ihre Inſtrumente durch ſchnelle Flucht." Durch ſolche Anhäufungen verliert das Komiſche zuletzt ſeine Wahrſcheinlichkeit, und folglich auch ſeine Kraft und Wirkung, ſelbſt, ſo zu ſagen, ſeine Würde. Der anſcheinende Ernſt des Erzählers wird dadurch geſtört, wir ſehen plötzlich einen Luſtigmacher vor uns, und verlieren auf einen Augenblick das Ganze aus dem Geſicht. Zum Glück kommen ſolche Stellen in dieſem Romane nicht viele vor, und das Meiſte bewegt ſich mit einer gewiſſen Haltung, ſo daſs der ſubjective Scherz ſich nur ſelten in den objectiv-lächerlichen Ernſt eindrängt, wie man von einem guten Komiker auch immer erwarten muſs. Mit ſo chen, meiſt preiswürdigen, Eigenſchaften bedarf dieſer Roman weiter keiner Empfehlung. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 FEBRUAR, 1809.

ÄSTHETIK.

GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Grundzüge äſthetiſcher Vorleſungen*, zum akademiſchen Gebrauche von *Heinrich Luden*, Prof. in Jena. 1808. XVI und 136 S. 8. (12 Gr.)

Es war, nach der Vorrede, des Vfs. Abſicht: „in dieſer Schrift ſo wenig zu geben, daſs ſie, ohne die Vorleſungen nicht ſollte verſtanden werden können, aber genug, um dadurch die Überſicht über den Gang leicht zu machen und die Vorleſungen dem in die Erinnerung zu rufen, der ſie gehört hat.“ — Dieſer Abſicht zu Folge darf es den Leſer nicht befremden, wenn er häufig, und gewöhnlich bey den wichtigſten Gegenſtänden, ein Wort findet ſtatt der Sache, einen Titel ſtatt des Gehaltes, eine Überſchrift ſtatt der Schrift. Solche Grundzüge mögen dem Lehrer bey einem freyen Vortrage als Leitfaden und mnemoniſches Hülfsmittel nützlich ſeyn: dem Zuhörer werden ſie wenig helfen, ſobald ſie, wie die vorliegenden, mehr die Form des Vortrags als ſeinen Inhalt fixiren. So lieſet man z. B. §. 59: „Unterſuchung über die Malerey der Alten in Gegenſatz der Chriſten. Beziehung des Charakters der Malerey auf die beiden Zeitalter. Beſtätigung des Reſultates durch die Geſchichte.“ Der Zuhörer muſs Lehrer ſeyn können, wenn ihm dieſes die Vorleſung zurückrufen ſoll. Dem Leſer aber werden ſolche Bücher oft wie Affichen vorkommen, welche die Neugierde auf etwas noch Vorenthaltenes nur ſpannen, ohne ſelbſt zu befriedigen.

Der Kritiker darf dieſen Mangel ſo wenig unbemerkt laſſen, als er ſein Urtheil darauf beſchränken oder dadurch in Anſehung des Buchs ſelbſt zum Vorurtheil werden laſſen darf, ſonſt gleicht er dem Zeloten, welcher ſeinen Unwillen über die wenigen Kirchgänger eben dieſen wenigen zu empfinden giebt. Ein Autor verlangt mit Recht eine freye, unbefangene Aufnahme ſeines Buches und jedes darin enthaltenen Satzes. Sollte ihn auch die Kritik verwerfen: ſo darf doch der Kritiker ihm nicht früher die Achtung verſagen, bis die Kritik an ihm ihr Geſchäft geendigt hat. Allein, wo der Autor ſelbſt als Kritiker handelt, indem er fremde Anſichten ſeines Gegenſtandes aufſtellt, da übe er auch ſelbſt die Pflicht, welche er von ſeinem Kritiker fodert. Er gehe auf den Punct zurück, auf welchem der Irrthum der fremden Anſicht erzeugt ward, und ſuche den Grund ſeiner Zeugung; denn der Anfangspunct eines Abwegs fällt nothwendig in die Linie der Wahrheit. Unſer Vf. beobachtet dieſes nicht, z. B. wo er §. 5 das Zeitalter in Rückſicht auf die Kunſt zu ſchildern verſucht. Er nennt die bekannte Spaltung in a) Proſaiſten, Styliſten, Materialiſten, deren höchſtes Streben der Vortheil, höchſter Gott der Verſtand; b) in Poetiſten, Formaliſten, Schwebler, deren höchſtes Streben das Endloſe, höchſter Gott das Leere iſt. Welcher formalſte Formaliſt hat aber jemals das Leere als höchſten Gott aufgeſtellt? Freylich läſst ſich der Idealismus ſo karikiren, daſs etwas Ähnliches daraus reſultire: allein das Reſultat einer karikirten Darſtellung als Widerlegung einer Meinung aufzuſtellen, mag der ephemeren Perſiflage anſtehen, nicht aber dem Lehrbuch einer Wiſſenſchaft. Auf eine ähnliche Art übereilt der Vf. die Unterſuchung S. 150, wo er ſpricht: „die Frage, ob der Chor (in der Tragödie) wieder einzuführen, iſt faſt widerſinnig. Als ob der Genius, *major pars* für *ſanior pars* haltend, ſich nach den Stimmen richtete!“ Das thut der Genius freylich nicht. Unterſucht denn aber nicht die ganze Äſthetik ähnliche Fragen, und entſcheidet nicht das Kunſturtheil nach ſolchen — gefundenen oder geahneten — Reſultaten, ob ein Werk genial ſey oder nicht? Müſste man alſo des Vfs. Grundzüge nicht mit denſelbem Namen belegen, (den wir in dieſer Beziehung mit Unrecht wiederholen würden,) wenn der Vf. Recht hätte?

Allein abgeſehen, daſs jene Schilderung die wahre Meinung entſtellt: ſo ſtehen ſich jene Parteyen, welche der Vf. als entgegengeſetzt ſchildert, nicht richtig entgegen. Seine materialiſtiſche iſt mehr eine kritiſche Partey, welche die Kunſt und Wiſſenſchaft nach ökonomiſchen und Verſtandesprincipien beurtheilt, daher auch nur ihre Anſichten der Dinge erwähnt werden; ſeine formaliſtiſche hingegen iſt eine poetiſche Partey, daher auch ihre Producte hier mit in Betrachtung kommen. Die Schwebler werden mit Unrecht hier genannt. Dieſe haben kein feſtes Princip, und ſind wegen ihrer regen Empfänglichkeit Beute des Augenblicks und Anbeter nicht nur fremder, ſondern auch eigener genialer Einfälle, die ſie für Urlichtsmeteore halten, weil ſie, geblendet oder von Natur kurzſichtig, die Wolke nicht ſehen, welche wetterleuchtet, oder den Stumpf, der phosphoreſcirt. Man ſollte ſie indeſſen nicht zu ſehr beſpötteln; ſie ſind thätige Negocianten, die freylich oft falliren, aber dabey manches treffliche Gut in Umlauf bringen; dabey iſt auch der geiſtige Handelsſtand ſo wenig geſchloſſen, daſs der Spotter ge-

Digitized by Google

wöhnlich sich selbst mit dem eigenen Pfeile zugleich verwundet.

Zum Schluss der Schilderung jener Parteyen sagt der Vf.: „Die verwelkte Naturblüthe belebt keine Kunst; Griechenland ist dahin, der Katholicismus für uns todt.“ — Die alte Kunst wird oft, auch in diesem Buche, griechische oder heidnische, die neue christliche Kunst genennt; kann also obiger Satz einen anderen Sinn haben, als: für uns ist alte und neue Kunst verloren und todt? Nach §. 29 sind aber Künstler und Kunstfreunde beide mit einander gegeben, setzen sich gegenseitig voraus und erfüllen nur Einen Gedanken der Gottheit. Da es nun jetzt Kunstfreunde giebt, sonst hätten wir keine Asthetik, ja nicht einmal obige Klage über den Verlust aller Kunst: so muss es auch Künstler geben, folglich Kunst, und weder griechische noch christliche Kunst ist verloren. Sollte hier der Vf. sich nicht selbst einer kleinen Schwebeley schuldig gemacht haben, die jeden ergriffenen wahren Satz hinaufschraubt zu einer Extensität und Intensität, bey welcher der Organismus der Wissenschaft so wenig gesund bestehen kann, als der animalische Organismus, wenn einzelne Glieder es den anderen an Eigenleben und Energie zuvorthun wollen? Weder Götterglaube, noch Katholicismus an sich machen den Bildner und Maler, der Kunstgeist ist es allein; was ohne ihn Götterbilder sind, zeigen ägyptische, chinesische, japanische, amerikanische, indische und selbst manche griechische Reliquien. Der Genius schafft — nicht Gott, sondern die Götter, folglich auch ihre Bilder, der eigentliche reelle Cultus schadete vielleicht der Kunst mehr, als er sie beförderte; so malte z. B. der Götterglaube seine Statuen bey feyerlichen Processionen, und bekleidete sie, was der Schönheitssinn eben nicht billigt. Sollte nun der Genius beschränkt seyn, und auf der einen Seite gleichsam gelähmt, weil der Götterglaube nicht mehr reell vorhanden ist? Wehe dem Kunstwerk, das nicht die allgemeine Sprache aller Geister spricht, und einen reellen Glauben vorfinden muss, um anerkannt zu werden! Shakespeare's Macbeth, Goethe's Erlkönig leben in einer Welt des Geisterglaubens, aber diese Welt mit ihrem Glauben erwacht, so wie jene Gestalten auftreten, wie Träume, wenn der Schlaf erscheint.

Das Buch selbst zerfällt nun in zwey Haupttheile, wovon der erste die Construction der Idee des Schönen in der allgemeinen Form der Kunst enthält. „Die Tendenz des menschlichen Geistes — sagt der Vf. — ist immer eine und dieselbe: Eins zu werden mit dem Universum, jede Trennung aufzuheben zwischen Welt und Geist. Erreichen kann er das Ziel auf fünf Wegen: durch die Philosophie, die Religion, die Tugend, die Wissenschaften und das Schöne.“ — *Schlegel* wird getadelt, dass er die Wissenschaften von dieser Fünfzahl ausschliesst; allein, wenn der Vf. §. 12 ihre Aussöhnungskraft daher leitet, dass „in der Freudigkeit des Gemüths der Gelehrte entweder die Welt vergesse, oder durch die Wissenschaften lerne, wie das auszuführen sey, was der sittliche Sinn wirklich zu machen drängt“: — so hat er wenig oder nichts gesagt. Heisst das Welt und Geist vereinen, wenn dem Geist Vergessenheit der Welt gegeben wird? dann hindert nichts, als sechsten Versöhner den Schlaf, den Rausch, oder ahmattende Handarbeit anzunehmen. Von der anderen Seite aber finden sich die Mittel, die Foderungen des sittlichen Sinnes zu verwirklichen, in den mechanischen Künsten und Handwerken eben so gut als in den einzelnen Wissenschaften, und so wär' in ihnen der siebente Mittler gefunden, dem bald mehrere folgen werden. Wird aber alles geadelt: so sind wir auf demselben Platz, von welchem wir ausgingen, und es ist um die Versöhnung und Einswerdung mit dem Universum von neuem geschehen. *Schlegel* möchte also wohl Recht haben, dass er neben der Philosophie die Wissenschaften nicht erwähnte.

„Die *Philosophie* hebt (§. 9. 10) jene Trennung auf durch die Uberzeugung, dass in allem Irdischen nur das Eine, Göttliche sey; die *Religion* dadurch, dass diese Uberzeugung bey ihr zum Gefühl geworden ist; die *Sittlichkeit*, das Umgekehrte der Religiosität, indem sie das Objective nach dem Subjectiven, in welchem sie das Göttliche gewahrt, zu gestalten sucht.“

Nach dieser Ansicht, wie sie im Buche — ohne die mündlichen Erläuterungen des Vfs. — vorliegt, ist die Sittlichkeit mit der Religion und Philosophie in ewiger offenbarer Fehde. Sie ist nicht nur theoretischer Weise „das Umgekehrte der Religiosität,“ sie zerstört sogar feindlicher Weise den religiösen Sinn. Denn die Religion fühlt und die Philosophie erkennt in allem Irdischen und Wirklichen das Eine Göttliche. Die Sittlichkeit will aber das Irdische, also das Göttliche Objective, umgestalten nach dem Göttlichen Subjectiven, sie streitet mithin um Gotteswillen mit Gott, und widersetzt sich der Religion und der Philosophie. Statt den Geist mit der Welt zu versöhnen, erneuert sie nur den Streit auf einer höheren Stufe, wo der Geist das Göttlich Subjective und die Welt das Göttlich Objective heisst. Es entsteht eine Titanomachie statt des Kriegs, in welcher die göttliche Wirklichkeit der göttlichen Sittlichkeit oft unübersteigliche Berge in den Weg legt, so, dass der Versöhner und Friedefürst erst Ursache des eigentlichen Streites wird, den ein höherer Mittler schlichten muss. Ist nun Sittlichkeit nach §. 11 rein menschliches Handeln: so sind Religion und Philosophie, welche die Gottlichkeit dessen behaupten, was Sittlichkeit umgestalten will, Beschränkungen des rein menschlichen Handelns und der göttlichen, im Subjectiven erkannten Natur, mithin ebenfalls Störerinnen, nicht aber Versöhnerinnen — und so dürfte sich diese Ansicht des Vfs. wegen inneren Widerspruches nicht bewähren.

Ein Gleiches gilt von der letzten Versöhnerin, der *Schönheit*, „der unmittelbaren *Erscheinung* des Göttlichen im Irdischen.“ — „In der Natur, wo das Gottliche wohl im Irdischen *ist*, aber nicht *erscheint*, kann vom Schonen nicht die Rede seyn. In

Digitized by Google

der Natur — d. h. unter ihren einzelnen Erscheinungen — giebt es kein Schönes. Kein Mensch ist schön. Es giebt nur Schönheit in den Werken der Kunst. Das Schöne ist nur *durch* Menschen *für* Menschen. Die Natur nennen wir nur schön, wenn wir die Idee in sie hineingelegt." — Sonach wird das Göttliche, welches erscheinen soll, durch Menschen zur Erscheinung gebracht, und das im Irdischen seyende Göttliche zum Behuf der Erscheinung dem im Subject gewahrten Göttlichen gemäss umgestaltet, und es wiederholt sich hier derselbe Streit, wie zwischen den oben genannten Versöhnerinnen, ja das Schone wird noch weniger die Versöhnung bewirken können, weil es, unzufrieden mit dem Göttlichen, welches *ist*, noch dessen Erscheinung fodert, und also die ganze Natur — welche nach §. 15 nicht schön ist — unversöhnt lässt, während es blos im Einzelnen das Göttliche erscheinen lässt.

Worin liegt nun der Grund dieser Inconsequenzen? Ohne Zweifel hauptsächlich in dem wörtlichen Übermuth, welcher sich an dem hohen, vielversprechenden Ausdruck: Gott *ist* in allem Irdischen, ergötzt. Kann wohl die Einsicht, das Göttliche *sey* im Irdischen, aber gleichsam latent und gefesselt, bis ein Künstler kommt und es erscheinen lasst, den Geist mit der Welt versöhnen? Ist nicht der gefesselte Gott, welcher auf den befreyenden Zauberer harrt, vielmehr eine neue Fessel, welche die gotterbändigende Wirklichkeit um den menschlichen Geist schlingt? Aus jenem Wortübermuth entstehen denn auch die mancherley Widersprüche, z. B. wenn nach S. 18 durch Erhebung der Naturformen kein Kunstwerk entstehen kann, nach S. 40 aber das Wirkliche in der heidnischen Kunst nur geläutert zu werden brauchte, um das Göttliche, welches in der Natur war, erscheinen zu lassen, und endlich nach S. 113 den Alten die Wirklichkeit gar nicht entgöttert war; wenn ferner nach S. 13 das Göttliche in der Natur *ist*, nach S. 40 aber dieses Göttliche nur in der alten Zeit in der Natur *war*, aus der es späterhin zurücktrat. Dieser letzte Satz macht zugleich durch seinen Widerspruch gegen den ersten alle Religion neuerer Zeit zur Lüge und die Philosophie dazu, weil das Göttliche zurückgetreten ist, und es die Philosophie und Religion gleichwohl als in dem Irdischen seyend behaupten. Woher kommt überhaupt dem Vf. die Lehre von diesem Zurücktritt des Göttlichen, da ihn Philosophie und Religion das Gegentheil lehren? Seinen eigenen Sätzen nach ist also jene Lehre höchst unphilosophisch und durchaus irreligiös.

Doch wir verlassen diese vorläufigen Ansichten des Vfs., welche ihm nur seinen Weg zur Hauptsache bahnen sollen.

Durch den bestimmt ausgesprochenen Satz: dass das Schone blos in der Kunst, und durchaus nicht in der Natur sey, bekennt sich der Vf. deutlich zum ästhetischen Idealismus. Die Benennung Idealismus zeigt hier durchaus keine Einseitigkeit der Ansicht an. Denn da selbst der eifrigste kunstnaturalist gestehen muss, dass doch nicht alles in der Natur schön sey: so erkennt er etwas Höheres, als das Daseyn in der Natur, als Princip der Kunst an, und wird wider Willen zum dealisten. Diesen wahren Idealismus drückt der Vf. treffend und schön §. 17 so aus: „Das Göttliche, welches in einem Kunstwerke erscheint, ist die vollendete Idee der individuellen Erscheinung, die dargestellt ist." In diesem Satze müssen alle Parteyen zusammentreffen, und sie erkennen ihn auch in der That alle an, wenn sie ihn auch oft mit sehr verschiedenen Worten aussprechen. Nur in der Anwendung gehen die Meinungen aus einander, indem die *Naturalisten* die gewöhnlich unvollendete Erscheinung der Idee in der Wirklichkeit auffassen, und entweder aus mehreren Erscheinungen ein sogenanntes Ideal compiliren, oder das Charakteristische der unvollendeten Erscheinung — nicht der Idee — steigern bis zur Karikatur. So wird z. B. aus Alter ekelhafte Schwächlichkeit, aus Fülle Wassersucht, aus Schlankheit Dürre, aus Weichheit Süfslichkeit, aus Kraft Roheit u. s. w., und solche Kunst bleibt hinter der Idee weiter zurück, als die Wirklichkeit selbst. Der *Idealist* aber, oder Poetist, Phantast, verwirft die Wirklichkeit ganz als unschön, und will die Idee ohne Rücksicht auf ihre — zwar gewöhnlich unvollendete — Erscheinung in der Wirklichkeit der Anschauung individualisiren. Jener schon einmal erwähnte Wortübermuth, nach welchem kein Mensch und gar nichts in der ganzen Natur schön ist, sollte auf die Vermuthung bringen, dass der Vf. dieser Partey zugethan sey. Allein diese Meinung kann kaum in einem leeren Begriffsspiel sich halten, und verschwindet bey jedem Versuch der Anwendung. Indem der Vf. das Studium der erscheinenden Natur als nothwendig für den Künstler erklärt, sagt er sich von diesem falschen Idealismus los; allein es fallen dadurch auch mehrere seiner Resultate. Z. B. es sey falsch, wenn man durch Idealisiren, d. i. Vervollkommnung, die Naturformen zu Kunstwerken machen zu können glaube. Indem der Künstler die Naturformen vergleicht, findet er eine dem Ideal näher als die andere; indem er die schonere mit dem Ideal selbst vergleicht, bemerkt er den Unterschied; indem er den Unterschied in der Bildung selbst möglichst aufhebt, idealisirt er die Naturform und bildet folglich dem Ideal gleich, oder wenigstens ähnlich. Wie soll er es anders machen? Und wenn er es anders machen kann, und das Ideal aus freyem Geiste ohne Natur zu bilden fähig ist, wozu wird ihm Studium der Natur empfohlen? Das Verbessern der Naturerscheinungen nach anderen Naturerscheinungen und nicht nach der Idee, ist freylich verwerflich, allein wer kann dieses *Idealisiren* nennen? und wenn es einige fälschlich so nennten, darf man deswegen das Erheben der Natur überhaupt verwerfen? Auch hier scheint der Vf. nur durch jenen Wortübermuth zum Karikiren eines in anderer Beziehung wahren Satzes verleitet worden zu seyn.

Warum aber wird der Natur so schlechthin alle

Digitized by Google

Schönheit abgesprochen? — „Wenn die unmittelbare Erscheinung des Göttlichen im Irdischen das Schöne ist — heisst es S. 15 — so kann in der Natur, wo das Göttliche wohl im Irdischen *ist*, aber nicht *erscheint*, vom Schönen nicht die Rede seyn. Das Universum übersieht der Mensch nicht; das Einzelne hat nur Einen Moment des vollen Lebens; die ganze Lebenskraft desselben zieht sich durch die Zeitlinie seiner Dauer aus einander; es ist in beständigem Werden und Vergehen; also nichts Bleibendes, nichts Ewiges und Gottliches." — In der That, ein sehr nichtiger Grund! Es hätte bewiesen werden müssen, dass die Natur unfähig sey, in dieser Zeitlinie einen Culminationspunct zu bilden, in welchem das ganze Leben des Gegenstandes erscheine, und dass nur die Kunst einen solchen Culminationsmoment darstellen könne. Die Natur zeigt aber diesen Moment, z. B. in der Blüthe der Jugend u. s. w., und dass die Kunst diesen Moment ebenfalls anerkenne, zeigen genug Kunstwerke; ja, indem das Kunstwerk nur einen Moment jener Zeitlinie darstellt, welcher in der Zeitlinie des Naturgegenstandes ebenfalls vorkommt, erkennt der Künstler das Symbolische dieses Momentes für die Natur, wie für die Kunst an. „Selbst — fährt nun der Vf. S. 17 fort, — wenn die Linie der Zeit, in welche die Lebenskraft des Gegenstandes sich vertheilt, aufgerollt, und also das ganze Leben in Einem Moment dargestellt würde, würden wir wohl ein vollendetes Porträt erhalten, aber kein vollendetes Kunstwerk, keine Darstellung des Schönen." — Auch dieses beweiset nichts. Denn, wenn das Porträt nur Porträt eines schönen Originales wäre: so wär' es selbst Darstellung des Schönen. Oder hörte der s. g. vatikanische Apoll auf, schön zu seyn, wenn ein ihm gleicher Jüngling lebendig würde? Dass aber die Natur das Schöne nicht hervorbringen könne, ist eben nicht bewiesen, sondern nur gesagt. Die Poesie, besonders die lyrische, möchte vielleicht scheinbar mehr als die bildende Kunst für des Vfs. Meinung sprechen, und noch mehr die Musik; allein, wie er selbst S. 21 sagt: „ein allgemeiner Satz, der nicht durch die ganze Kunstsphäre gilt, ist schon dadurch verwerflich."

„Das Schöne — als unmittelbare Erscheinung des Göttlichen im Irdischen — setzt im Künstler ein doppeltes Vermögen voraus, eins für das Göttliche, das Vermögen für Ideen, und eins für das Irdische, die Phantasie, d. i. das Vermogen, eine unendliche Idee zu gestalten. Beide Kräfte in gleicher Stärke vereinigt das *Genie;* das *Talent* hat dasselbe Vermögen der Ideen, aber weniger Phantasie, sie zu gestalten." — Diese Bestimmung des Talents scheint dem Sprachgebrauch zu widersprechen, welcher unter Talent mehr die Kunstfertigkeit versteht, als das Vermögen der Ideen. Ein talentvoller Maler z. B. zeichnet und componirt richtig, frey, schnell und mit Einsicht, führt mit Genauigkeit bis in das Kleinste aus, ohne Genie zu seyn, d. h. ohne durch seine Kunstfertigkeit Ideen darzustellen. Dasselbe gilt von den Ansichten der Kunst: dem Pythagoras ist die Sonne ein Gott, dem Anaxagoras ein Stein; so nennt man immer das Idee-Entblösste, Talent, das Ideenreiche aber Genie, man müsste denn ein Talent für Schönheit annehmen, welches mit Genie eins und dasselbe seyn würde. In dem Sinne, wie der Vf. Talent nimmt, sagt er vollkommen richtig, den Werken des Talents fehle Objectivität und Organismus. Da aber dem Talent das Vermögen der Idee in gleichem Grade, wie dem Genie, zugeschrieben wird: so scheint die folgende Behauptung, dass sich Mangel an Organismus ins Geistlose verliere, widersprechend; der Geist müsste alsdann vielmehr vorherrschen, und so ist es auch gerade der Fall bey Werken des Talents im Sinne des Vfs.

Sehr wahr wird vom Erhabenen gesagt: „ein Kunstwerk, welches dadurch, dass es eine Idee anschaulich ausspricht, diese Idee in ihrer Ganzheit so in uns erregt, dass wir sie für alle Gestaltung zu gross erkennen, nennt die Sprache *Erhaben*." Eben so ausgezeichnet schön, wie dieser Satz, ist seine, freylich für den Wunsch des Lesers, zu kurze Ausführung, welche die Erwartung auf die hier nur angedeuteten Gegenstände der Vorlesungen, das Pathetische, Feyerliche, Edle, Rührende, in hohem Grade erregt. Zu allgemein wird dagegen der Charakter des *Komischen* in gänzliche Umkehrung der Welt gesetzt, „so dass diese gezeigt wird, wie sie *erscheint*, nicht wie sie ist."

Nach mehreren Paragraphen über den vierfachen Unterschied der heidnischen und christlichen Kunst, über Styl und Manier, geht der Vf. zu den einzelnen Gattungen der Kunst, und ihren Eintheilungen über. Die *Erscheinung* des Göttlichen im Irdischen kann allein den Eintheilungsgrund geben; „erscheinen kann aber etwas nur unter der Form von Zeit und Raum. Unter jener Form vernimmt der innere Sinn die Erscheinung durch das Ohr, als Nacheinander; unter dieser durch das Auge als Zugleich. Das Medium für jene ist *Ton* und *Wort*, das Medium für diese *Farbe* und *Körper*. Stellt der Künstler das Göttliche dar durch Töne, so nennt die Sprache die Kunstgattung *Musik;* durch Worte, *Poesie;* durch Farben, *Malerey;* durch Körper, ohne Rücksicht auf die Farbe, *Bildnerey*.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stucke.*)

Fortsetzungen.

Hannover, b. Hahn: *Reden bey der Confirmation der Jugend.* Herausgegeben von *Joh. Heinr. Schultze*, Prediger zu Sahms im Herzogthum Lauenburg. 2te Samml. 1808. VIII u. 184 S. 8. (9 Gr.) S. Recens. der ersten Samml. 1806. No. 280.

Leipzig u. *Köln*, b. Hammer: *Religionsgeschichtliche Abendunterhaltungen eines Pfarrers mit seinem Schulmeister und einem Bauer.* Ein nutzliches Lesebuch zunächst für den gemeinen Mann, aber auch für Seelsorger, Lehrer und jeden wahrheitliebenden Christen. 2ter u. letzter Bd. Ohne Jahrzahl. XXIV u. 488 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 FEBRUAR, 1809.

ÄSTHETIK.

GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Grundzüge äſthetiſcher Vorleſungen*, zum akademiſchen Gebrauche von *Heinrich Luden* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Es muſs auffallen, daſs die Poeſie wegen der Hörbarkeit des Worts, in demſelben Sinn, wie Muſik, hier unter die Zeitkünſte gerechnet wird. Das Wort und ſein Schall iſt nicht Material der Poeſie, ſondern der Begriff, welcher nur zufällig, nicht weſentlich, durch das Ohr im Wort oder in der Rede überhaupt empfangen wird. So abhold die Äſthetiker auch dem Verſtand und den Begriffen zu ſeyn pflegen: ſo iſt doch wohl der Begriff, in welchem das Göttliche dem inneren Sinn unmittelbar erſcheint, nichts Schlechteres als das andere Irdiſche, Ton und Geſtalt, worin ſich das Göttliche der äuſseren Anſchauung offenbaret. Ein anderes iſt nämlich der Begriff in Beziehung auf den Verſtand, ein anderes in Beziehung auf innere Anſchauung, für welche er eben ſowohl das innere Wirkliche ſeyn kann, worin das Göttliche dem inneren Sinn erſcheint, wie das Irdiſche die äuſsere Wirklichkeit iſt, worin das Göttliche dem äuſseren Sinn ſich darſtellt. — Eben ſo muſs es auffallen, daſs Farbe und Körper, und deſswegen Malerey und Bildnerey, in der Urabtheilung unterſchieden werden, und nicht vielmehr in der Unterabtheilung. Denn in beiden offenbart ſich das Göttliche durch Geſtalt, und die Malerey will nicht unmittelbar und hauptſachlich Farben geben — wie die optiſche Beleuchtungs- und Feuerwerks-Kunſt — ſondern ſie ſtrebt, ihren Figuren durch Täuſchung mit der dritten Dimenſion Körperlichkeit zu ertheilen; bey den plaſtiſchen Werken ſehen wir aber die dritte Dimenſion — wiewohl ſie reell vorhanden iſt — ſo wenig, als bey den maleriſchen *wirklich*, ſondern ebenfalls durch eine — nicht artiſtiſche, ſondern natürliche Illuſion. Plaſtik und Malerey machen alſo, wenn man nach der Art der Erſcheinung conſequent claſſificirt, nur Eine Hauptgattung der Kunſt, die bildende, aus, und das Göttliche erſcheint der äuſseren Anſchauung entweder in der Zeit als Muſik, oder im Raum als bildende Kunſt, der inneren Anſchauung aber im Begriff als Poeſie. Da die Mittheilung des Begriffs ihren Weg zu der inneren Anſchauung nothwendig durch die äuſsere nehmen muſs: ſo geſchieht ſie entweder in der Zeit durch das Ohr im *Wort*, oder im Raum durch das Auge im *Zeichen*. Die Poeſie hat daher zwey Künſte zu Begleiterinnen in ihrer Erſcheinung; für den äuſseren Sinn die *Declamation* und die *Mimik*, durch welche ſie auf der einen Seite mit der Muſik, auf der anderen Seite mit der bildenden Kunſt zuſammengrenzt, denn Wort und Zeichen ſind ebenfalls ein Irdiſches, worin eine Idee ſich offenbaren kann. In ſo fern die Poeſie ſich der Worte bedient, eignet ſie dieſe durch *Rhythmus* und *Wohllaut* der Declamation, in ſo fern ſie ſich der Zeichen bedienet, ordnet ſie dieſe durch *Bewegung* und *Gruppirung* für die mimiſche Darſtellung. Wie aus den verſchiedenen Vereinigungen dieſer Künſte Geſang, Pantomime, Ballet, Ballade (urſprünglich Gedicht mit Muſik und Mimik verbunden), Schauſpielkunſt und Oper hervorgehen, verräth ſich leicht: der Vf. aber, welcher die Poeſie bloſs als Zeitkunſt, und alſo nicht dem Weſen ihrer Erſcheinung nach, betrachtet, fand für Declamation, Mimik und Schauſpielkunſt keine beſtimmte Stelle in ſeiner Claſſification, und muſste ſogar die Oper nur in einem Anhange zur Dramatik behandeln. Die Rückkehr aber der oben angegebenen dreyfachen Haupttheilung in allen Künſten, z. B. in der Poeſie, als Lyrik, Epik, Dramatik; in der bildenden Kunſt als Zeichnung, Malerey, Bildnerey; in der Muſik als Rhythmik, Melodik, Harmonik, und tiefer herab in der Harmonik als einfacher, doppelter Contrapunct und Kanon, ſcheint ihre Richtigkeit auch überhaupt vermuthen zu laſſen.

Der zweyte Hauptabſchnitt des Buches handelt *von der Conſtruction der Idee des Schönen in den verſchiedenen Kunſtgattungen.*

Von der *Muſik* geſteht der Vf. ſelbſt wenig Kenntniſs zu haben. Es iſt daher auch wenig Beſtimmtes in ſeinen Sätzen, und da die Ausdrücke Modulation, Melodie, Harmonie vielleicht in einem anderen als dem üblichen Sinne genommen werden: ſo läſst ſich nicht ausmitteln, ob der Vf. überall das Rechte getroffen habe. Unverſtändlich bleibt es z. B., wenn er ſagt: „in der Melodie laufe die Harmonie in ſich ſelbſt zurück.“ Denn Melodie iſt nichts anderes als die Entwickelung eines Rhythmus unter harmoniſchen Verhältniſſen. Die Begriffe Rhythmus und Harmonie hätten aber eine genauere Auseinanderſetzung verdient. *Rhythmus* iſt nicht allein in der Muſik das, was die Zeichnung in der Malerey iſt; er iſt überhaupt die Zeitfigur, ein begrenztes Ganzes in der Zeit, welches am reinſten in Tönen erſcheint. *Harmonie* hingegen iſt die Beziehung verſchiedenartiger Erſcheinungen auf eine verborgene Einheit, und ſie erſcheint ebenfalls am reinſten in den Tönen, bey welchen ein Auſser- und Neben Einander ohne räumliche Verhältniſſe Statt findet. Wie wichtig beide Begriffe für Kunſt überhaupt, auch auſser der Muſik,

Digitized by Google

sind, ist bekannt. Dass aber die Natur den Ton, der in die Zeit fällt, in die härtesten Producte im Raume gelegt habe, scheint Rec. nicht so wunderbar als dem Vf. Denn Härte beruht nicht auf Extensität, sondern auf Intensität, welche nicht dem Raume, sondern der Zeit angehört. Ton oder Schall im Allgemeinen ist Phänomen mechanischer Erschütterung, je starker und gleichförmiger diese, desto stärker und reiner der Ton; daher harte elastische Körper am reinsten und stärksten klingen.

Uber *Malerey* mit ihren Untergattungen: Landschaftmalerey, Thiermalerey, historische und symbolische Malerey, wird viel Gutes und Wahres gesagt. Einen vorzüglichen Werth muss ohne Zweifel der Vortrag durch die nähere Hinweisung auf die angeführten Beyspiele von Gemälden (grösstentheils aus der dresdner Galerie) bekommen.

Auch über *Bildnerey* spricht der Vf. manches Vortreffliche. Kühn und scheinbar den gefeyertesten Kunstansichten entgegen ist der Satz §. 68: „In der Fülle der Leidenschaft zeigt sich die Schönheit am herrlichsten und in ihrem höchsten Glanze." — Allein er ist vollkommen wahr mit dem Zusatze des Vfs.: „Nur muss die Leidenschaft nicht verwirren und zerstören, sondern erheben und individualisiren. Apollon; Niobe." — Der Meinung hingegen: wo religiöse Ansicht eine Götterwelt verbiete, da könne die Plastik den höchsten Grad ihrer Vollendung schlechthin nicht erreichen, möchte Rec. nicht beystimmen. Wenn man erkennt, dass freye Kunst weder dienen soll, noch Stütze von etwas Fremdem, z. B. der Sittlichkeit, seyn: so sollte man auch erkennen, dass sie selbst keiner Stütze bedürfe, weder religiöser noch politischer. Schneller wird sie sich zwar bey solchen Auffoderungen entfalten; aber ihr, ohne solche Hülfsmittel, die Möglichkeit der Blüthe schlechthin absprechen, heisst die Macht und Freyheit des Genius verkennen und ihn beleidigen, indem man ihm huldigen will.

Ein *architektonisches* Werk nennt der Vf. sehr consequent nur dann ein Kunstwerk, wenn der Zweck desselben nicht ein menschliches Bedürfniss, sondern eine Idee, und also ein poetischer Zweck wäre, wo alsdann der Ausdruck dieser Idee ein Kunstwerk seyn müsste. Zu eng aber werden in dieser Rücksicht die architektonischen Kunstwerke auf Tempel und Kirchen beschränkt. Theater, Triumphbogen, Odeen, Basiliken und ähnliche Gebaude möchten wohl mit eben dem Recht dazu gehören. Auch die Gedanken über den reinchristlichen Ursprung der gothischen Kirchenbaukunst scheinen historisch nicht unterstützt zu werden. Das Vorbild der christlichen Kirchen waren ohne Zweifel die Basiliken, welche Constantin den Christen einräumte. Schiff und Navaten finden sich in ihnen in denselben Verhältnissen; nur die hochgewölbte Decke ist spätere Zusatz, welcher die übrigen Eigenheiten des gothischen Kirchenbaus herbeyführte, um mit allen Hülfsmitteln optischer Illusion durch ungeheure Höhe des Schiffes zu imponiren. Die Urform des Baues aber bleibt dessen ungeachtet heidnisch, nämlich von den Basiliken entlehnt.

Die *Gartenkunst* verwirft der Vf. mit Unrecht. In Gartenanlagen kann allerdings eine Idee dargestellt werden, mithin würde ihr Product in solchem Falle, nach des Vfs. eigener Meinung, Kunstwerk seyn. Dass sich der Gärtner nach dem gegebenen Boden richten muss, ist der Kunst doch wohl nicht mehr hinderlich, als wenn sich der Bildhauer nach dem Stück Marmor, der Maler nach dem Platz, auf welchen er z. B. *fresco* malt, der Musiker nach dem Instrument, für welches er componirt, richtet. Oder liefern diese deswegen keine Kunstwerke? Dass wenig Ländereyen eine Uberficht des Ganzen erlauben, ist nur ein Mangel unter des Vfs. falscher Voraussetzung, dass Gartenkunst Landschaftmalerey sey. Ihr Charakter ist vielmehr musikalisch, und sie stellt sich dem Beschauer successiv in der Zeit dar; sie ist, wenn wir, ohne Gefahr missverstanden zu werden, einen bildlichen Ausdruck brauchen dürfen, eine Mimik der unbelebten, oder doch aussermenschlichen Natur. Dass der Garten, als Boden und Pflanzung, ein Theil der Wirklichkeit bleibt, stört das Kunstwerk eben so wenig, als dass der Marmor der Statue Stein bleibt; im Gegentheil soll ja gerade im Wirklichen die Idee erscheinen, und dass endlich auf Regen und Sonnenschein viel ankommt — Alles nicht — ist kein besserer Einwand, als gegen die Bildnerey, dass ein Sprung im Marmor die Arbeit verloren mache, oder gegen Musik, dass Hitze und Kälte die Instrumente verstimme. Dieser Paragraph ist wirklich einer der schwächsten.

Der vierte Abschnitt handelt von der *Poesie*. Nach einigen kurzen Sätzen über Rhythmus, Reim, und Assonanz, wird die lyrische Poesie der Musik, die epische der Malerey, und die dramatische der Bildnerey verglichen. *Lyrik* ist „lebendiger Ausdruck des bewegten Gemüthes. Uber Lied, Ode, Elegie, Epigramm, wird kurz, aber grösten Theils mit Geist und Einsicht gesprochen. Ein Anhang handelt vom *Lehrgedicht*, und ein zweiter von *Dante's* göttlicher Komödie.

Weniger gründlich wird vom *Epos* gehandelt, und mancher schnelle, unbewährte Einfall hingeworfen oder nachgesprochen. Eine Haupturfache des Verderbs in der neueren Ästhetik ist unleugbar die sonderbare Mischung von Selbstdenken und Nachsprechen in den Ästhetikern, wodurch entweder wahre Sätze durch falsche nachgebildete Combinationen in Gegenden verworfen werden, wo sie keine Gültigkeit haben, oder falsche, nachgesprochene Sätze durch richtige Combination an Gegenstände geknüpft werden, welche dadurch dem Irrthum anheimfallen. Dahin gehört z. B. der Satz, das Epos müsse die solideste und ruhigste Versart haben, weil der Rhythmus Subjectivität des Dichters ausspreche, diese Versart aber sey der Hexameter und die Stanze. Spricht sich denn in der mannichfaltigen Bewegung des Hexameters die Subjectivität nicht auch aus, wenn der Dichter überhaupt mit dem Rhythmus nicht objectiv darstellen will? Warum findet sich denn der Hexameter *bey den Alten* im lyrischen Gedicht, welches Ausdruck des *bewegten Gemüths* ist, z. B. im Hymnus, der Elegie, dem Idyll und anderen Gat-

Digitized by Google

tungen? Von der Stanze kennt Jeder den lyrischen Gebrauch. Ferner: der epische Dichter behandle alles mit gleicher Sorgfalt, das Grofse wie das Kleine. In der That, so würde ein treffliches episches Gedicht entstehn! Homer weifs zum Glück von dieser Gleichheit, aufser den Theorieen, nichts, und eben so wenig unter den Modernen, Arioft und Taffo, noch weniger der gepriefene Camoens. Aber auch in solchen allgemeinen Sätzen gefallt sich der Wort-Übermuth, und hegt und pflegt in der Theorie, was er im Praktischen als Nebeley und Schwebeley, mehr überredet als überzeugt, zu verwerfen meint. — Ein Anhang zur Epik handelt vom *Roman* (gleichsam der Sonate neben der epischen Sinfonie), ein zweyter von der *historischen Kunst*.

Die dritte Gattung der Poesie, die *Dramatik*, ist am vorzüglichsten behandelt, besonders der Abschnitt von der *Tragödie*. „Die grofse Idee" — sagt der Vf. S. 125 — „welche auf mannichfach verschiedene Weise im Drama anschaulich dargestellt wird, und durch welche das Drama den Menschen mit dem Leben versöhnt, ist diese: Höchste Freyheit ist Eins mit der strengsten Nothwendigkeit, und nur in ihr — der tragische Held kann Tugend haben, sein Vergehn ist das Wollen. Die Freyheit des Menschen mufs untergehn, d. h. der tragische Held mufs erkennen, dafs er durch sein Wollen gefrevelt hat, und von dem Wollen abstehn; er mufs hinüber treten in die Nothwendigkeit. Aber es ist nicht nothig, dafs er physisch untergehe. Dieß Letztere wird nur nothwendig, wenn jener erste Fall nicht eintritt." — Diese Ansicht ist grofs und richtig. Hätte sie der Vf. im Ganzen festgehalten: so würde er klarer über Epos, Romanze, Ballade und Oper haben sprechen können, als es ihm in seinem Werke gelungen ist. Siegte nämlich die Freyheit über das Schicksal: so wäre dem letzteren der Charakter der Nothwendigkeit genommen, ohne welchen es undenkbar ist. Eine solche Darstellung kann daher nur in dem Epos, der Oper und dem Mährchen Statt finden, wo eine Götter-, Geister- oder Zauber-Welt der Freyheit des Menschen als Schicksal gegenüberstebt. Dieses Schicksal, welches nur Freyheit höherer Mächte ist, kann allerdings von der Freyheit des Menschen überwunden werden, nicht aber das wahre Schicksal, welches mit seinem Charakter als Nothwendigkeit, auch im Epos und im Mährchen, zugleich über der Götter-, Zauber- und Menschen-Welt schwebt, und wo es hervortritt, den eigentlichen Stoff zur Zaubertragodie, der grofsen *Oper*, bildet, zu welcher sich die historische *Opera seria* ungefahr wie das bürgerliche Trauerspiel zur Tragödie verhalt. *Ossian's* Gedichte sind in ihrer Idee nicht sowohl episch als dramatisch. Der Form nach sind sie Balladen, welche in der Idee ebenfalls dramatisch sind, und sich dadurch von den Romanzen unterscheiden, welche die Idee des Epos in sich haben. Viel unpassende Urtheile über *Ossian* würden nicht geschrieben seyn, wenn man ihn nicht aus eben so unpassender Ansicht zum Epiker gemacht, und seine Werke gegen das, theils erphantasirte, theils von Homer abstrahirte Ideal des Epikers gehalten hatte.

Werfen wir nun noch einen allgemeinen Überblick auf die Hauptidee des Vfs. und deren Entwickelung: so finden wir ungefahr dieses: Der Mensch findet in der Wirklichkeit eine Trennung zwischen Welt und Geist. Da die Tendenz seines Wesens stets ist, Eins zu werden mit dem Universum: so strebt er, jene Trennung der Wirklichkeit aufzuheben. Diese Vereinigung bewirkt unter anderen auch die Kunst. Bis hieher ist die Ansicht klar und einleuchtend. Allein nun verwickelt sich der Vf. nicht nur in die Misverstandnisse des Pantheismus, wodurch die oben angezeigten Widersprüche mit sich selbst entstehen; sondern er erzeugt sich neue Widersprüche durch Festhaltung mehrerer unbestimmter und nur bildlich wahrer Behauptungen über alte und neue Kunst. Z. B. das Göttliche (S. 40) war in der alten Zeit in der Natur, und der Mensch Eins mit der Natur. War dieses beides: so konnte Kunst in jenen Zeiten gar nicht Statt finden, weil Kunst, nach den ersten Sätzen, die Trennung von Welt und Geist voraussetzt, und selbst nichts ist, als eine der Versöhnerinnen des Geistes mit der Welt, unter der Bedingung jener Trennung. Ist aber das Göttliche noch in der Natur und der Mensch noch Eins mit ihr: so ist eine Versöhnung nicht denkbar. Gleichwohl haben wir alte Kunst, und der Vf. spricht sogar von ihr. Ein anderer Widerspruch ist in der, dem Vf. mit Mehreren gemeinen, Herabsetzung des Sentimentalen, wiewohl die Ansicht der Kunst als Versöhnerin der Wirklichkeit das Sentimentale zur Basis aller Kunst macht. Alle Kunst nämlich geht von Sehnsucht nach dieser Versöhnung oder Vereinigung aus; Sehnsucht aber ist der Grund aller Sentimentalität, welche den Werken der Alten auch eben nicht so fremd ist, als die blofs spaltende und classificirende Theorie meint. Bey diesem Widerspruch der Grundansicht des Vfs. mit den Ansichten des Einzelnen, lafst sich allerdings manche vortreffliche Bemerkung, die wir gröfstentheils nachgewiesen haben, nicht aber ein vollendetes Werk erwarten; und so viel auch Wissenschaften, Philosophie und Kunst im mündlichen Vortrage zur Bestatigung, Beschränkung und Ausschmückung desselben thun mögen: so zweifeln wir doch, dafs diese Versöhnerinnen eine Vereinigung so *vieler* Widersprüche werden bewirken können. S. r. c. C.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Hayn: *Das goldene A B C für Herren und Damen in und aufser der Ehe.* Mit einem Titelkupfer. 1809. 399 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Wenn die Menschen mit ihren Pflichten besser bekannt wären, sagt man: so würden sie sie besser erfüllen. Weil zweckmäfsige Erziehung, vollständiger Unterricht fehlen: so wird so viel Unrecht gethan und gelitten. Der harte Befehl: du sollst! ertönt zwar aus allen Regionen von oberen Mächten in Amts- und Privat-Zuständen. Aber dieser Befehl hilft nicht mehr als der erste Commandoruf: Achtung! Wir halten uns in Reihen und Gliedern, und schauen nach dem Flügelmanne, wenn einer da ist. Der Unterricht, den man uns in den Kinderjahren ertheilt, lehrt uns die den Wilden fremde Aufmerksamkeit,

Digitized by Google

macht uns ſchlank und gewandt. Wohl denen (und ihrer ſind wenige), die nicht einſeitig dadurch werden! Auch lernen wir durch ſolchen Unterricht einigermaſsen die Pflichten kennen, die wir alle im Allgemeinen zu beobachten haben. Längſt, ſchon in uralten Zeiten, war der menſchliche Verſtand ſo weit gekommen, daſs er die allgemeinen Obliegenheiten in kurze Sätze faſſen konnte, die die Urtheilskraft wahr finden, und das Gedächtniſs behalten muſste. Hierauf gründete man die einfachen Geſetze, die noch heute ſo richtig und verbindend ſind, als ſie den verſammelten Völkern ſchienen, da ſie das Organ der Gottheit in ihnen zu hören glaubten. Doch nur einen kurzen Weg führt uns die Anerkennung dieſer Geſetze, locken uns ihre Verheiſsungen, ſchrecken uns ihre Drohungen. Nur unter Heerhaufen, nur auf der breiten Straſse, wo alle ſich für alle verbürgen, begleiten ſie uns ſicher. Wann der Menſch ſich allein ſieht, in Verhältniſs mit anderen, denen er weder gehorcht noch ſie liebt, in Geſellſchaft ſolcher, deren Überlegenheit er zu viel oder zu wenig achtet, in Labyrinthen, wo die Gänge ſeiner Pflichten und Befugniſſe zugewachſen ſind, in ungewohnten Fällen, wo die geſchwätzige Begierde ſich ſeiner Unwiſſenheit als Führerin aufdrängt; kurz, wann der Menſch ſich mehr als Ganzes, denn als Theil des Ganzen erſcheint, dann ſtockt die auf alle, nicht für dieſen und jenen berechnete, wenn gleich allgemein gültige, Vorſchrift. Es giebt unendlich weniger Verbrecher gegen die Landesgeſetze, als gegen ſich ſelbſt oder gegen ihre nächſten Umgebungen. Nur der Menſch, welcher alle äuſseren Verhältniſſe ſeiner Individualität umſpäht hat, kann und will immer thun, was recht iſt; die übrigen winden ſich nie aus den Fehlern, wie gern ſie ſie auch vermeiden möchten. Bey einer leſenden Nation kann hingegen durch Bücher manches, wenn auch nur unvollſtändig, bewirkt werden. Man iſt nicht immer im Stande, die Menſchen, ihren relativen Werth, und die wahre Beſchaffenheit ihres inneren Wohlſeyns, durch eigene Anſicht kennen zu lernen. Dieſe Lücke, ſo gut es geſchehen kann, auszufüllen, dienen die Schriften, die den Menſchen ſchildern, wie er iſt, wie er ſeyn ſoll, wie er ſeyn kann. Jede der erwähnten Gattungen trägt die ihr eigenen Früchte. Die erſte zeigt an, die zweyte gebietet, die dritte tröſtet. In Zeiten moraliſcher Erſchlaffung, wie man die unſrigen oft zu nennen verſucht wird, hält man ſich zu der tröſtenden, deren vorzüglicher Ertrag Toleranz gegen andere und uns ſelbſt iſt. Aber die Moralität gewinnt eben nicht bey der ewigen Entſchuldigung unſerer Laſter; und dem reinen, kräftigen, eben deſswegen auch trotzigen und unduldſamen, Charakter wird nicht wohl unter ſeinen Zeitgenoſſen. Ein Geſunder kann nicht lange in einem Spital verweilen. Sein Anblick macht auch die Kranken noch kranker, die nur zu glücklich ſind, wenn ſie ſich unter einander zu ertragen wiſſen.

Mit dergleichen moraliſch Kranken und Schwachen, die gern an der Krücke gehen, wenn ſie eine haben, hat ſich der Vf. des goldenen A B C ſein Geſchäft gemacht. Er belehrt die Herren und Damen, das heiſst, die mehr mit äuſseren als inneren Gütern ausgeſtatteten Leute des Zeitalters, von ihren Pflichten, und weiſet ihnen die Mittel an, wie ſie ſolche mit Leichtigkeit ausführen können. Er hat ſein Buch in verſchiedene Capitel getheilt, deren Überſchriften nach dem Alphabet geordnet ſind. Die erſten Artikel ſind: Affectation, Anſtand, Arbeitſamkeit, Augen, Bildung u. ſ. w., der letzte handelt von den Zähnen. Seine Vorſchriften halten das Mittel zwiſchen Strenge und Schlaffheit. Mild und ſanft muſsten ſie ſeyn; denn die allermeiſten betreffen das ſchone Geſchlecht, gegen welches der Vf. die Galanterie nicht ſpart. Er unterhält es häufig von ſeinen Reizen, und den erlaubten Mitteln, ſolche geltend zu machen. Auch in der kleinen Politik, deren ſich dieſes Geſchlecht gegen die Männer zu bedienen pflegt, iſt er zu Hauſe; ſo daſs die Damen von ihm lernen können. Überhaupt ſcheint das Buch mehr für dieſe, als für die Männer, geſchrieben zu ſeyn; er nimmt ſich ihrer bey jeder Gelegenheit ritterlich an. Die Männer behandelt er ſtrenger; er fodert, wenn er bey jenen bittet. Am ausführlichſten bearbeitet ſind die Verhältniſſe der Ehe und des Hausweſens. Über den Putz, die Wahl der Farben, findet man artige Bemerkungen. Ein Cap. iſt den alten Jungfern gewidmet, mit denen der Vf. auch den guten Ton beobachtet. In dem, was von der Erziehung vorkommt, fehlt das Umſtändliche. Auch die Diätetik iſt nicht ganz übergangen. Um ein Beyſpiel der Schreibart des Vfs. zu geben, wählen wir eine Stelle aus einem kleinen Capitel, *Kleinigkeiten* überſchrieben. S. 202. „Mit Theilnehmung hört eine gute Gattin die Entwürfe des Ehrgeizes ihres Mannes an, ſie führt ihn auf die Gegenſtände zurück, von denen er gerne ſpricht; zuweilen erkundigt ſie ſich nach den Geſchäften, die er treibt, ſie äuſsert Ehrerbietung für ſein Amt, und Achtung für ſeine Talente, noch mehr für ſeine Rechtſchaffenheit. Sie will indeſſen nicht alles wiſſen, ſie ſchlöſſe ſogar die Augen vor einer Liebſchaft zu, wenn er fähig wäre, ſich eine zu erlauben. Sie forſcht nach, was er gern mag, kommt ihm mit kleiner unerwarteter Achtſamkeit zuvor, wacht über ſeine Geſundheit, opfert bey dieſer Pflege ſelbſt etwas auf, weiſs ſich mit guter Art dem Miſsbrauche des Vergnügens zu entziehen, ſo wie ſie dagegen auch durch eine zärtliche Gefälligkeit, durch die Reize des Feingefühls und durch das Rührende der Innigkeit deſſen Werth zu erhöhen weiſs. Keine von den unnennbaren Kleinigkeiten, die zum Glücke ihres Mannes beytragen können, ſcheinen ihres Beſtrebens unwerth zu ſeyn.“ Wir würden dem Ganzen ziemlich unbedingt Beyfall geben können, wenn ſich der Vf. nicht mehrmals in leere Höhen verflöge, und bunt in die Luft malte. Z. B. S. 348. „Ordnung und Reinlichkeit, meine Damen, verbreiten einen unbeſchreiblichen Zauber in Ihrer Umgebung, den ihr nichts anderes in der Welt geben kann; es ſind ein paar leuchtende Sonnen, die Ihr Putzzimmer und Ihr Schlafgemach mit einem hellen Glanze durchſtrahlen, und beide in lichte Tempel verwandeln, die man nie anders, als mit dem Gefühle des Wohlbehagens, der Fröhlichkeit und der Verehrung betreten kann.“ Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 FEBRUAR, 1809.

GESCHICHTE.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Lehrbuch der Staatengeſchichte für höhere Schulen*, von *C. H. Hänle*, Prorector des groſsherzogl. badiſchen Pädagogiums in Lahr. 1808. 356 S. 8. (20 Gr.)

Ein Lehrbuch der Geſchichte ſoll kein bloſses Aggregat von Jahrzahlen, kein dürres Gerippe ſeyn, ſondern ein Buch, welches die Aufmerkſamkeit des Jünglings reizt und ſpannt, und woraus Geiſt und Herz noch im männlichen Alter Erfahrung und Belehrung ſchöpft. Dieſs ſind Äuſserungen des Vfs., welche Rec. gern unterſchreibt, übrigens aber nicht ganz mit ſich ſelbſt über ſein Urtheil von dem Werthe oder Unwerthe des Buchs einig werden kann. Durch vielfache Proben beweiſt Hr. *H.* ein vertrautes Studium, wenn auch nicht der Quellen, doch der beſten Hülfsbücher in den einzelnen Zweigen der Geſchichte; oft erzählt er wahr und bündig; und doch ſtehen richtigen Einſichten offenbare Mifsgriffe zur Seite. Er fühlt, dafs ein Lehrbuch für Schüler der höheren Claſſen in Gymnaſien (denn für Akademieen kann es nicht beſtimmt ſeyn) nur die hervorragenden Ereigniſſe ausheben dürfe, übergeht daher die verbindenden Glieder, ſo wie die Namen jedes weniger bedeutenden Regenten, und greift doch tief in die Maſſe, um auffallende Reſultate abzuziehen, welche zuweilen glücken, zuweilen mifsglücken, jedoch immer den ſchon völlig ausgebildeten Verſtand des Zuhörers vorausſetzen. Er wird ſich äuſserſt ungleich im Vortrage, und rechtfertigt ſich durch die Nothwendigkeit bey einzelnen Ländern, dem Erklärer die Mühe zu erſparen, damit er zu beſtimmter Zeit den Curſus ſeines Vortrags ſchlieſsen könne (Vorrede S. 7), und eilt über wichtigere Gegenſtände haſtig weg. Er redet mitunter die Schüler an, um ihnen Gefühle der Moralität in das Herz zu legen; er ſpricht aber noch häufiger, wie man mit gebildeten Männern ſpricht, und bisweilen glückt ihm ſein Räſonnement vortrefflich, zuweilen erkennt man aus dem Vortrage den nämlichen Mann nicht mehr. Vielleicht urtheilen unſere Leſer an der Stelle des Rec., wenn er ihnen die Belege von dieſen Gegenſätzen vorlegt. In der Geſchichte jedes einzelnen Staats ſtöſst man auf richtig aufgefaſste, und erzählte Thatſachen; beſonders gut iſt ihm Ruſslands Darſtellung, und in derſelben S. 199 Peters des Groſsen Bild gelungen. Deſto mehr fallen Mifsgriffe auf, welche ſelbſt der wenig geübte Hiſtoriker leicht vermieden haben würde. Dafs nach S. 43 *Agrippa* die ſüdliche Hälfte der gröſsten Inſel (dieſs ſoll Britannien ſeyn) zur römiſchen Provinz machte, läſst ſich durch einen Schreibfehler, ſtatt *Agricola*, erklären. Aber woher weifs denn z. B. S. 308 der Vf., „dafs der Oſtgothe Hermanrich im Jahr 335 Ungarn gröſstentheils beſafs, und dafs nach 40 Jahren Attila beide Theile vertrieb?" Hermanrich, den wir bloſs aus Jornandes kennen, herrſchte in dem Innern des Gothenlandes an der Nordſeite des Pontus Euxinus etc., und dafs Attila über 100 Jahre ſpäter ſeine Rolle ſpielte, iſt bekannte Sache. Wie mag Hr. *H.* bey der Schweizergeſchichte folgende Angaben als erwieſene Thatſachen niederſchreiben? S. 285: die Helvetier dienten der *Iſis;* S. 283: die Burgunder ſollen eine Katze in ihrer Volksfahne geführt haben; S. 289: Rhaetien reichte bis in die Urner Alpen, an einen Fels, worein Dagobert, König der Franken, einen halben Mond hauen liefs; S. 291: das wüſte Helvetien wurde bebaut und bewohnt, ſelbſt da, wo nun Gletſcher ſtehen. Wie mag er S. 287 von der helvetiſchen Wüſte ſprechen, als wenn ſie in Helvetien ſelbſt zu ſuchen wäre, und als wenn erſt im 4ten Jahrhunderte von ihr die Rede würde? Es nennt ſie ſchon Caeſar und Tacitus, und ſie fand ſich in der Gegend des Schwarzwaldes, in den Bergwäldern nicht ferne von dem Wohnorte des Vfs. Die Geſchichte des nämlichen Landes, und die hier aufgeſtellten Sätze zeigen, in wie kleine Gegenſtände Hr. *H.* ſich in ſeinem Buche verliert, welches auf 356 Seiten alle Staaten Europens umfaſſen ſoll. Dieſe Umſtändlichkeit wird deſto auffallender durch den Contraſt mit den meiſten anderen wichtigern Ländern, deren Geſchichte ſich der engſten Zuſammenziehung unterwerfen muſs. Doch erwachſen hieraus öfters allgemeine Sätze, welche zwar nur für den ausgebildeten Jüngling und Mann an rechter Stelle ſind, aber auf alle Fälle dem Scharfſinne des Vf. Ehre bringen. Unter vielen anderen rechnet Rec. hieher die richtige Bemerkung S. 193: „alle Cultur in Ruſsland muſste bloſs von Befehlen und Anordnungen der Regierung ausgehen, anſtatt dafs ſie in anderen Staaten Europens ſich aus dem Innern entſpann." Dieſes Urtheil wird man auch in gröſseren Parthieen, namentlich in der Regierungsgeſchichte Friedrichs II in Preuſſen, beſtätigt finden. Friedrich iſt des Vfs. Held, er malt ihn S. 227 ff. mit kräftigen Zügen zu ſehr in das Schöne und Groſse; aber eingreifend iſt ſein Urtheil, und der Leſer wird es auch in mancher Hinſicht treffend finden. Vergebens freut man ſich aber des Wohl

behagens, mit Hn. *H.* fortdenken und aus ihm lernen zu können; er zerstört immer mit eigener Hand, was er kurz vorher gebauet hat. Wer z. B. am Ende des Buchs die sogenannten, aus der Geschichte abgezogenen Resultate, eigentlich die Vergleichung der verschiedenen Regierungsformen, liest, kann schwerlich ein günstiges Urtheil von der Abstractionsgabe des Vfs. fallen, wenn er auch die historischen Fehler übersieht, welche in derselben zum Vorschein kommen. Der Vortrag ist zu weitläuftig und seltsam verwickelt, als dass wir hier den Faden entwickeln könnten; die Verirrungen in den einzelnen Angaben sind es um so weniger. „Als die Meder das Joch der Scythen abgeschüttelt hatten, wohnten sie zerstreut in Dörfern auf dem Lande umher u. s. w." So beginnt Hr. *H.* in seinen Betrachtungen. Aber als die Meder das Joch der Scythen abschüttelten, waren sie längst in eine monarchische Regierung vereinigt. Die bekannte Anrede der *aragonischen* Stände an jeden neuen König: wir die wir so viel sind als du, wendet er auf die Castilier an. — Der nämliche Widerspruch des Vorzüglichen und Verwerflichen behauptet seine Rechte auch in dem zusammenhangenden Räsonnement. Wer wird den Vf. nicht gern hören, wenn er von dem Angenehmen, von dem Nutzen der Geschichte spricht: „Tritt, o Jüngling, ehrfurchtsvoll in den heiligen Tempel der erhabenen Menschenlehrerin, der Geschichte. Wie angenehm ist es, aus geringen Ursachen die wichtigsten Veränderungen in der Welt entstehen zu sehen, von alten Zeiten und Sitten zu hören, und sie mit den heutigen zu vergleichen: unter berühmten, ehrwürdigen Mannern der Vorwelt zu wandeln, die Beweggründe und Absichten ihrer Handlungen nebst dem Erfolge ihres Strebens vor Augen gemalt zu finden, und den Zeitraum mehrerer Jahrhunderte in wenigen Stunden zu überschauen; an ganzen Nationen zu sehen, wie, worinnen und wodurch sie sich emporgehoben haben und vollkommner geworden sind, oder wie sie in Ohnmacht, in Unwissenheit und Wildheit zurückgefallen sind, ihr Glanz, ihr Wohlstand, ihr Name erloschen ist." Wie sehr erschrickt aber der Leser, wenn er am Ende der Einleitung, aus welcher die ausgehobene Stelle genommen ist, zur älteren Geschichte Deutschlands übergeht. „So wenig der Anblick von Wilden in öden Wüsteneyen das Auge ergötzt, so wenig Angenehmes ihr Leben dem Forscher darbietet: so reizt das Dunkel, das über der Vorwelt unserer Vorahnen schwebt, dennoch die Neugierde des Vaterlandsfreundes ungemein, und mit Mitleid erfüllt fragt der theilnehmende Nachkomme: „welch hartes Geschick hat euch oder eure Väter so entsetzlich verfolgt, dass ihr in Wildnisse wie das scheuche Reh zurückgezogen, hinter Einoden und Felsenklippen, unter kaltem Himmelsstrich eure Zuflucht und euren Schutz sucht?" In diesem Tone schreitet die Apostrophe an unsere Urältern noch eine Zeitlang fort, und der Vf. scheint sich gerade in solchen Tiraden besonders zu gefallen. Mehrere Stellen von der guten und nachtheiligen Art auszuheben, wäre wohl überflüssige Sache; aber die Bemerkung ist es nicht, dass die Eigenheiten selbst auf den Styl übergehen. Er ist im Ganzen rein und gut; aber einzelne Stellen wie folgende darf man sich nicht auffallen lassen: S. 10 „die Römer *vermochten* wenig Einfluss auf Deutschland, oder S 51: er wusste den übeln Ruf zu *schweigen* (zum Schweigen zu bringen). Übrigens ist das gegenwärtige Compendium in Rücksicht auf die Zahl der Staaten das vollständigste unter allen, welche Rec. kennt; denn es enthält nicht nur Deutschland, welches in anderen Lehrbüchern gewöhnlich übergangen wird, sondern auch das byzantinische Kaiserthum.

Vd. Hg.

Stuttgardt, im Magazin für Literatur: *Taschenbuch der Vorzeit auf das Jahr* 1805. Von *Jacob Friedrich von Rösch*, kurfürstl. würtemberg. Ingenieur-Obrist und Ritter des Militär-Verdienst-Ordens. 212 S. 12. Nebst einer Stammtafel der Regenten vor der Sündfluth. (20 Gr.)

Hr. *v. Rösch* ist dem Publicum unter anderen auch aus *Nast's* römischen Kriegsalterthümern als ein Mann von ernster gründlicher Gelehrsamkeit in seinem Fache bekannt. Daher haben gewiss Mehrere mit uns vermuthet, es sey mit diesem Büchlein blos auf einen Scherz abgesehen, und es werde in einer Fortsetzung oder sonst wo die Erklärung folgen; es habe der Vf. die Sucht zu etymologisiren, und alle ältere Mythologie und Geschichte in Asien und Europa auf Eine orientalische Quelle zurückzuführen, in ihrer lächerlichen Blösse darstellen wollen. War dies des Vfs. Zweck: so ist es ihm damit vortrefflich gelungen, da gerade der Ernst, mit welchem er so komischdreist die entlegensten Facta und Namen in ein Ganzes zusammenwirft, durch den Contrast mit dem Bodenlosen und Unzusammenhängenden der bunten Mischung den höchsten Grad des Lächerlichen erzeugen muss. Wir geben einige Proben, und versichern den Leser, dass jede Seite ähnliche Züge enthält: daher es keiner ohne Befriedigung — aus der Hand legen wird. S. III der Vorr.: „Dies Taschenbuch ist Auszug aus einem grösseren Werk, *aus den ältesten Quellen geschöpft.*" S. XIV. „Das vorzüglichste Werk, aus welchem ich diese Geschichte geschöpft habe, ist *Baumgartens allgemeine Welthistorie* I, IV, VI, IX Th. und Erläuterungsschriften IV Theil." S. 3. „Jehovah und Elochim ist gleichbedeutend mit den sinesischen Wörtern *Shangti* und *Tyen*. *Tyen* bedeutet Kaiser, König, Statthalter, Vater u. dgl. So auch Jehovah und Elochim bey der Erschaffung der Welt das höchste Wesen, beym Sündenfall einen Dynasten, beym Brudermord den Vater Adam, bey der Sprachenverwirrung den Kaiser von Persien, welches schon daraus klar ist, dass die Erzählungen dadurch einen natürlichen Sinn erhalten, den sie bey der gewöhnlichen Erklärung nicht haben." S. 4 ff. „Adam hatte sich wahrscheinlich in seiner Kindheit von den Menschen verlesen. Da fing ihn ein Dynast von Otene (Jehovah) irgendwo auf und setzte ihn in seinen Gar-

Digitized by Google

ten. Er unterrichtete ihn in einer Sprache, welches vermuthlich die deutſche war. Der Herr Jehovah war ein Bildhauer oder Stukkador; denn er macht eine Bildſäule von der Eva aus Leimen, zugleich um bey der Erziehung allerhand philoſophiſche Verſuche mit ihm anzuſtellen. — Adam ſelbſt bekam den Namen *Ur*, *ours*, *urſus*, Bär; daher wurden ſeine Nachkommen *Uronen*, *Huronen*, in der Mythologie *Uraniden* genannt. Die Eva, Cheva, Chava, wurde auch *Oeuf*, Ei oder Oi, und in der Mythologie Ge, Gaia, d. i. die Erde, genannt, worunter in der Folge das aſſyriſche Reich zu verſtehen iſt. — Der Herr Jehova hatte einen Bedienten, der in der Bibel den Thiernamen Schlange führt (bey Zoroaſter Ahrimann, altdeutſch Aermann, d. i. Ehrmann). Dieſer beredete die Eva u. ſ. w." S. 17. „Doch wurden die Menſchen damals nicht aus dem Paradieſe vertrieben; ſondern Adam kam vermuthlich bald wieder in die Gunſt ſeines Herrn, dergeſtalt, daſs dieſer Willens war, da er vermuthlich keine Erben hatte, den Adam zum Kronprinzen zu machen." S. 18. „Aller Wahrſcheinlichkeit nach wurde der Schlange über den Vorzug neidiſch, veranlaſste, daſs Adam vertrieben wurde, tödtete den Jehovah (nach Zoroaſter) und bemächtigte ſich ſeiner Güter." S. 23. „Adam wird König in *Aderbayagjan*; er erfindet das Feuer, welches daher nach ſeinem Namen *Ur* genannt wurde, woraus hernach Phur, Fur und Fyr geworden." S. 30. „Kain, in der Mythologie Okean, auch Protogonos, in der Urſprache *On* und *An* genannt, kam nach Medien. Er wird in der Mythologie auch der Vater der Götter genannt. Sein Sohn iſt Kron, Kronus, von welchem die Krone, *Couronne*, *Corona* und der Thron den Namen erhalten, weil er der erſte war, der eine Krone trug; Sanchuniathon nennt ihn Ilus; bey den Tatarn heiſst er Il-Khan." S. 32. „Er ſtieſs den Vater vom Thron und verſchnitt ihn, wahrſcheinlich mit einem harten Steine. Die Erzählung des Heſiodus von dieſer That zeigt, wie unwiſſend dieſer Dichter in der mediſchen Geſchichte war." S. 66. „Metuſchelach oder Atlas II (In Perſepolis) hat wahrſcheinlich den Thierkreis erfunden, und hat wahrſcheinlich dem Polarſtern den Namen Adams gegeben. Nehmen wir nun an, daſs Met. den Thierkreis in ſeinem 189 Jahr erfunden habe: ſo hat dieſer jetzt ein Alter von 5300 Jahren. Seit ſo langer Zeit führt der Polarſtern den Namen des Bären, und wir können uns alſo bey Erblickung deſſelben des Adams erinnern." S. 102. „Dädalus ging nach Kreta (Perſien), und erbauete dem König Minos in Perſien oder Aſſyrien das berühmte Labyrinth. Dieſes Labyrinth war nichts anderes als ein Gymnaſium zur Erziehung junger Leute: vermuthlich war die Sternwarte, die Prometheus gebaut hatte, damit verbunden. Der Vorſteher dieſes Inſtituts war der Minotaur. Nach ſineſiſchen Berichten nannte man den Vorſteher des aſtronomiſchen Tribunals den verborgenen Drachen. Der Name Drache wurde von den Sineſen ſchon dem Okean gegeben, den man auch als einen Minotaur abzubilden pflegte, und da Saturn, der gleichfalls ein Minotaur iſt, der erſte Groſsvezier am babyloniſchen Hofe wurde, ſo wurden daher alle Vorſteher oder Mandarins im aſſyriſchen Reiche Drachen oder Minotaure genannt. Vielleicht iſt aber das Wort Mandarin, welches im Griechiſchen keinen Sinn hat, von den Griechen in Minotaur verwandelt worden." S. 109. „Prometheus und Priamus ſind Eine Perſon; Troja wird fälſchlich nach Vorder-Aſien verſetzt; Priamus war König in Perſepolis; Abydos muſs an der Meerenge des perſiſchen Buſens geſucht werden, wo auch die Säulen des Herkules waren. Prometheus eroberte die Provinz Elymais: dieſs nannte man den Raub der Helena. Homers Agamemnon iſt der General Bacchus, vermuthlicher Kronerbe von Medien (Mycene, Mäkona). Neptun war General der Kavallerie, und iſt einerley mit Achilles. Pluto war auch General der Kavallerie, und bekam nach geendigtem Kriege Aderbayagjan, wo das Staatsgefängniſs Tartarus war. Jupiter, oder Kai-Kosru hielt ſich während dieſem Kriege mehrentheils in Iſpahan auf, eine Stadt, die vom Saturnus oder Ilus gebaut, und daher Ilium genannt worden, woraus der Name Olymp entſtanden iſt. Man nannte ſie vermuthlich den beſchneyten Olymp, weil die Fruchtbarkeit von Iſpahan vom Schnee abhängt, der auf den nicht weit entfernten Bergen zu fallen pflegt." S. 153. „Durch Zoroaſter, der mit ſeiner Lehre zuerſt in Baktrien auftrat, und ſie von dorthaus über Perſien verbreitete, kam die deutſche Sprache nach und nach in Perſien in Abgang." „S. 174. Der *tatariſche* Geſchichtſchreiber ſagt, daſs *Vulkan*, der Vater des *Guſtaſp*, einen weiſen Mann aus dem Stamm der *Schetiten* an ſeinem Hofe gehabt; welcher weiſe Mann Niemand anders iſt, als der *Noah*." S. 205. „Kurz nach dem Eingange der Kinder Iſraels in Ägypten, kam ein ſkythiſcher Eroberer aus dem Oſten, und bemächtigte ſich des babyloniſchen Reichs. Dieſer Eroberer nannte ſich Timurbeg. Damals wanderten die Griechen, gegen welche der Haſs des Timurbeg am ſtärkſten wüthete, um ihrer Religion wegen, von Phrygien und Lydien nach Europa aus, und wahrſcheinlich auch die Lateiner von Lykoen nach Latium. Vom Timurbeg an bis gegen die erſte Olympiade hin, in einem Zeitraum von mehr als 1000 Jahren, weiſs man kein Wort mehr von dem einſt ſo hoch cultivirten Aſien, als das Wenige, was uns die Bibel davon ſagt. Die Griechen ſind ganz unwiſſend in der alten Geſchichte. Wenn dieſes windige und eigenliebige Volk zu Alexanders Zeit ſolche Geſchichtforſcher und Sprachkundige gehabt hätte, als wir nun haben, was hätten ſie nicht damals noch in Aſien für die alte Geſchichte ſammeln können, da ſich noch Vieles bis auf uns erhalten hat, wovon ſie nichts wuſsten."

V. S. A.

Digitized by Google

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Jena*, b. Etzdorf: *Die Hussiten vor Naumburg.* Ein historisches Gemälde von *August Braun.* 1805. 109 S. 8. (10 Gr.) Die Bewegungen der nach Johann Hufs Verdammung fanatisch aufgereizten Böhmen, ihre Kämpfe mit den Deutschen, ihre verwüstenden Raubzüge in die Länder rund umher, haben unter uns noch keinen Bearbeiter gefunden. Anlockend scheint der Stoff, aber die Vorzüge verschwinden sogleich. Denn soviel diese Bewegungen auch versprechen mögen, je erwartungsvoller man an das Material geht in unseren Tagen, ähnlicher Kämpfe Zeugen, der gewaltig erschütternden; kein Geist herrscht bey diesen Unternehmungen. Diese Krieger bestehen aus Barbaren im gräfslichsten Sinne des Worts, die Soldaten sind rohe gefühllose Henker, Mord und Brand verbreiten ihre zwecklosen, unbenutzt gelassenen Streifereyen, keine Vervollkommnung der Kriegskunst, keine neuen wichtigen Erfindungen, die schönen Kinder der Noth, keine Grofsthaten entschädigen für des grausenden Krieges Ungeheuer. Der Gewinn des Mordens so vieler Tausend, dieser verodeten Fluren, die noch ihr blühendes Gewand nicht zurückerhalten haben, besteht in Aufreibung unter sich selbst, in inneren, verderblichen Spaltungen, Unterwerfung unter denselben König, kaum ein paar Religionsartikel werden gerettet, wenig politische Rechte. Hier ist nicht das rege, kraftvolle Leben der Reformation, die 100 Jahr später das erst bewirkte, was schon die Hussiten ausführen konnten, nichts von den schönen Erwerbungen, durch welche diese ewig uns an sich fesselt. Der erste Anfall der hussitischen Haufen, wie aller Barbaren, ist wüthend; wird dieser aber bestanden, dann bleibt fast immer Flucht und Untergang ihr Loos. Wo der Stadte Mauern und Graben im Stande, nur einigermafsen thätige Vertheidiger hinter ihnen, da sind sie, mit wenig Ausnahmen, gesichert. Nur das Fliehen beym ersten kraftvollen Andrang, der Schrecken, den ihr furchtbares Glück vor ihrer Ankunft schon verbreitete, das verschafft den Feinden leichten Sieg; doch wo deutsche Männer der Gefahr ins Angesicht schauen, die überlegenere Taktik (aus der doch bey dem jetzigen Zustande des Kriegswesens sich Manches mit Erfolg möchte anwenden lassen) ohne Furcht gebrauchen, da erliegen die ungeübteren, mit Gerathschaften zur Führung des Kriegs nicht versorgten, in der Kriegskunst nachstehenden Böhmen meist, auch bey stärkeren Heeren. Dazu sind die Nachrichten über diese Ereignisse nicht sehr vollständig, zu mager und unbedeutend. Das Alles mufste allerdings wohl abschrecken.

Dem letzteren Mangel hat der Vf. des vorliegenden Werks für diesen Punct der Erzählung durch die Darstellung der Ereignifs vor Naumburg abgeholfen, deren letzteres durch Hn. v. *Kotzebue's* bekanntes Schauspiel Vielen interessant geworden seyn mufs, die vorher gar keine Kenntnifs davon nahmen.

Dafür darf er um so mehe auf thätigen Dank rechnen, je tieferes Dunkel gerade über diesen Unfallen lag, und je ausführlicher, das Schweigen der anderen Schriftsteller reich ergänzend diese Erzählung ist, die zum Theil auch eine von der bisherigen so ganz verschiedene Aussicht öffnet, dafs man verwundernd stehen bleibt. Des Vfs. Hauptquelle ist das Werk „*Ludiger Tuto von Gotzenek*, Scholastikus im Kloster (? es waren aber regulirte Chorherrn S. Augustins!) zu St. Moritz vor Naumburg," eines *gleichzeitigen* Schriftstellers, der nicht zu den schlechtesten des Mittelalters zu gehören und dessen eigene nähere Bekanntschaft daher wünschenswerth scheint. Das Original soll erst seit Kurzem untergegangen seyn. Aber der Vf. mufs eine Abschrift besitzen, von der wir jedoch so wenig als von den anderen benutzten handschriftlichen Nachrichten (S. 5) die *nothwendig erforderlichen* Notizen und Bezeichnungen erhalten, oder die nähere Angabe der Urkunden. Der Vf. ist hierin sehr ungenau. (S. 20 das *alte Jahrbuch*, was ist das, ein Nekrologium? *wie alt?* u. s. w.) Dafs die Nachrichten, welche sich bey der Stadt Naumburg über diese Vorgange finden, ganz abweichend und falsch sind, bemerkt und behauptet der Vf. (S. 103 ff.): aber warum werden diese Nachrichten nicht kritisch und ausführlicher beleuchtet, ihr Alter untersucht, die Fehler klarer aufgedeckt, um auch uns zu überzeugen, dafs wir *seine Quellen*, und wie er aus ihnen das Gemälde zusammengesetzt hat, doch gar nicht beurtheilen können? Wie könnte es fehlen, dafs bey so neuer Darstellung der Historiker, der an das Selbstprüfen sich gewöhnt hat, nicht hier und da von eigenen Zweifeln ergriffen würde!

Das Werk enthalt zwey Abschnitte. Der Anfall einer Streifrotte gleich nach der aufsiger Schlacht 1426, und den zweyten bedeutenderen 1430 (nicht 1432, wie *Kotzebue*, durch trübe Quellen geleitet, gesagt hat), *wo die Tapferkeit des kleinen naumburg'schen Adels und seiner Truppen, ein Haufen von nicht* 3000 *Kämpfern* (denn die Stadter, die friedlichen, blieben furchtend daheim, suchend durch Unterhandlungen und Bewilligungen das Ungewitter abzuwenden, wo ihr Arm es vermochte) *dreyfsigtausend Böhmen unter Procop in grofser Niederlage fortschlugen.* So mangelhaft waren unsere Schriftsteller, dafs keiner dieser ehrenwerthen, der Nachwelt gehörenden Thaten, solcher Kraft erwähnte; dafs *Weifse*, dessen Geschichte man doch wohl als die Summe der bekannten Nachrichten über Sachsen ansehen kann, sagen konnte (II. 229): „nur Wunsch nach Beute und neuen Grausamkeiten habe die Hussiten bewogen, sich durch das Voigtland nach Franken und Baiern zu wenden." Das Ausziehen der Kinder ist richtig, ihre Erhaltung aber nicht Procop's, sondern Stiernad von Winterbergs Werk (S. 92), vor der Flucht liefs jener den Viertelsmeister Wolf niederhauen.

Das Ganze sind lauter kleine, aber höchst anziehende Gefechte, worin man die Bekanntschaft macht mit deutschem Muth, kraftvollen Ahnen, die alle Umstände benutzten: daher auch für sie belohnender Sieg. Niemand wird daher das kleine Gemälde unbefriedigt aus der Hand legen, das auch sonst durch so manche Beziehungen auf die Gegenwart viele Reize gewahrt.

In der Darstellung hat der Vf. die Sprache des grofsen Werks der Schweizergeschichte nachgebildet, das so viele schon erwärmt hat, und noch mehrere anfeuern wird in den künftigen Tagen, vielen Freude seyn wird, und ihr Trost. Das Nachahmen der besten Muster ist nicht verwerflich, wohl aber das von aller eigenen Kraft entblöfste Nachbeten und der sklavische Sinn, der den Geist nicht zu ergreifen vermag, sondern in der Form das Wesen sucht, und in Nebendingen die Hauptsache. Eigenthumliche Wendungen und Ausdrücke sind bald erlernt. Die Übertragung oberdeutscher Sprachformen und Benennungen paßt nicht, und ist unverständlich für Obersachsen; diese geben unserem ersten Geschichtswerke seinen Rang und seine Unsterblichkeit nicht. Dieß Letztere hat sich der Vf. zu Schulden kommen lassen. Die alterthumliche Form, die im Ganzen vorwaltet (aber nicht gehalten ist), contrastirt sonderbar mit dem haschenden Witz der Neueren (S. 58. 60. 61. 69. 70. 107); Vergleichungen, viele aus der Schweizergeschichte, wo sie ganz überflüssig, Störungen im Text, durch Material, welches in Noten gehöret (20. 21. 32), empfehlen nicht. Der Vf. zeigt Kenntnifs der sachsischen Geschichte, nur ist er oft nicht genau genug, wie S. 25, wo er das *Sendfeld* bey Tautenburg von sachsischen Landtagen (?) *synodis provincialibus* herleitet, worin gleich mehrere Unrichtigkeiten stecken; wir hoffen, er werde seinen Fleifs ferner darauf wenden mit Übergehung aller Nebensachen. Woher Procops Bildnifs genommen, wird ebenfalls nicht gesagt. β. γ.

Schöne Künste. *Hamburg*, b. Perthes: *El Nuevo Robinson, historia moral, escrita en aleman por el señor Campe.* Traducida al Ingles, al Italiano, y al Frances y de éste al Castellano por D. *Tomas de Yriarte.* Tomo I. 220 S. Tomo II. 303 S. 1808. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) Die Uebersetzung des Robinson von Campe, welche der Dichter *Yriarte* unternommen, hat in Spanien so viel Beyfall gefunden, dafs bereits die dritte Auflage davon erschienen ist. Hr. Perthes hat auf die Aufforderung mehrerer Freunde der spanischen Sprache sich entschlossen, von dieser Uebersetzung einen Abdruck zu veranstalten, welcher in Hinsicht der Correctheit und eines anständigen Äufseren im Ganzen so gut ausgefallen ist, dafs sie sowohl denen, welche das Spanische zu lernen anfangen, als auch denjenigen, die sich mit der Sprache des Umgangs und des gemeinen Lebens in diesem Idiome bekannt zu machen wünschen, empfohlen werden kann. Aufser den angezeigten Druckfehlern sind uns auf den ersten beiden Bogen folgende aufgestofsen: S. 2 *facaba* für *facaban*. S. 6 *pue* für *pues*. S. 13 *do* für *de*.

Ha. Ha.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 FEBRUAR, 1809.

HOMILETIK.

Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Predigten von F. Schleiermacher*, Dr. der Theologie. Zweyte Sammlung. 1808. VI und 303 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, wenn zu einer Zeit, wo die weniger befestigten und noch nicht selbstständigen Gemüther, vom Schein einer verwirrungsreichen Gegenwart geblendet, zu zweifeln und zu zagen beginnen, plötzlich die starkende und beruhigende Stimme der Religion aus dem Munde eines Mannes erschallt, den Deutschland schon längst auf diesem Gebiete dankbar verehrt. *Schleiermacher*, innig durchdrungen von unendlicher Liebe zum ewigen Unsichtbaren, dessen Wort er fern von Sectengeist und Schulgeschwätz mit aller der Erhabenheit des Gegenstandes angemessenen Würde ausspricht, und gegen den Andrang des Zeitgeistes vertheidigt, bietet in dieser neuen Sammlung von Predigten eine solche lebenerweckende Speise dar allen Genossen seiner Sprache und seines Vaterlandes, indem er sie darauf hinweiset, woher ihnen allein wahres Heil und Rettung kommen kann. Alle in dieser Sammlung enthaltenen Predigten sind von ihm gesprochen worden in Beziehung auf die neuesten Ereignisse unseres Vaterlandes, und mit steter Rücksicht auf die herrschende Stimmung der Gemüther und den Geist unserer Zeit; ein Umstand, der bey ihrer Würdigung um so weniger von uns durfte übersehen werden, je herrlicher der Vf. die dadurch nothwendig erwachsenden Schwierigkeiten beseitigt, und je herzergreifender er die Darstellung religiöser im Christenthum begründeter Gefühle, die vermöge ihrer Natur von keiner Zeit bedingt sind, an die nächste unmittelbarste Gegenwart anzuknüpfen gewusst. Auch werden sie die Zeit, für welche ihr Vf. sie bestimmte, überleben, und einst der Nachwelt und dem künftigen Geschichtforscher unter manchen anderen nicht zu verachtenden Documenten zum klarsten Beweise dienen, wie der deutsche Sinn und das deutsche Volk sich auch in dieser traurigen Zeit, wo das Ganze für die Erscheinung verschwunden ist, schön und herrlich in dem Einzelnen erhalten und offenbart hat.

Die drey ersten Predigten dieses Bandes sind von dem Vf. als Universitätsprediger in Halle gehalten. Sie unterscheiden sich von den übrigen nicht sowohl durch einen verschiedenen in ihnen ausgesprochenen Geist, als vielmehr durch die stets in ihnen hervorleuchtende Beziehung der Kirche und des Staats auf die Wissenschaft und durch die Art der Darstellung, die, wenn gleich verständlich und klar, dennoch mehr berechnet ist für wissenschaftlich gebildete Hörer. Die erste Predigt, worin Hr. S. die Art und Weise, wie man die Verschiedenheit der Geistesgaben betrachten soll, auseinandergesetzt, möchten wir besonders allen akademischen Lehrern zur Beherzigung empfehlen, damit mancher unter ihnen, aufgebend seinen kleinlichen Neid und von sich werfend seinen ungebührlichen Dünkel, sich zur Idee des Ganzen, dem er seine Thatigkeit widmen zu wollen versprach, erhebe, den Einen Geist, der den mancherley Gaben zum Grunde liegt, auffasse, und seine Persönlichkeit ihm unterordne. Übrigens unterscheidet sich der Vf. in seiner Ansicht der Religion als der würdigsten und erhabensten, die seit *Luther* und *Lessing* aufgestellt ward, von allen seinen Zunftgenossen, dass er nicht bloss Eine bestimmte Sphare des Lebens als der Religion angehörig festsetzt, sondern dass er Staat, Wissenschaft und Kunst, alle Verhältnisse des Lebens, kurz alles was menschlich ist, in sie hineinzieht, dass sie ihm das Element ist, in dem alles ruhen soll, und auf welches alles muss zurückgeführt werden, wenn es nicht ein Spiel des Zufalls und der Willkühr in der Luft hängen soll und seine Bedeutung verlieren. — Die vierte, uns vorzüglich ansprechende Predigt, die den seligen überall im Reiche Gottes waltenden Frieden, wovon sie handelt, durch sich selbst am schönsten ausdrückt, erschien uns als ein in erhabenen Zügen entworfenes, in hohen Styl gedachtes und mit aller Besonnenheit ausgeführtes, Grosse in Ruhe darstellendes Kunstwerk. Die beiden, von allem Sichtbaren stets zu nehmenden Ansichten des ewigen Seyns und Werdens, des ewigen Friedens und Streites, die überall von einem Jeden, der sich und die Welt zu verstehen strebt, müssen verbunden werden und nie getrennt, sind noch nirgends und am wenigsten in einer Predigt mit mehr Bestimmtheit, Würde und Anschaulichkeit dargestellt und entwickelt worden. Denn noch Niemand hat, wie der in seinen Ansichten wahrhaft geschichtliche *Schleiermacher*, so scharfsinnig alle Gegensätze, die doch ihrer Natur nach nur scheinbar sind, zu verbinden gewusst; so dass wir ihn als den würdigsten Nachfolger des von ihm am würdigsten verherrlichten *Spinoza* zu nennen wagen. Die sinnvolle Aufstellung des ruhigen Bildes von der ewigen Natur der Familie, wodurch er sich den Übergang bahnt von der Entwickelung des äusseren Streites zur Verherrlichung des ewigen Friedens, verrieth uns am besten die grosse Tiefe des Vfs.

und zugleich die Klarheit, mit der er alle Verhältnisse im Reiche Gottes auffassend durchdringt. — In der sechsten Predigt, die aufzeigend, wie Unrecht es sey, unbedingt und so sicher die frühere Zeit der spätern vorzuziehen, Worte enthält, vom Baum des ewigen Lebens gebrochen, fanden wir eine wunderbare Kraft, die Gemüther der Niedergebeugten, von den Erscheinungen unserer Zeit Erschütterten tröstend aufzurichten, und zu dem Ewigen hinzulenken, wo allein Schutz zu suchen ist, wenn uns auftreiben will das Zeitliche mit seinen Widersprüchen. Nicht einseitig bleibt Hr. *S.* in dieser Predigt blofs bey dem Theile Deutschlands stehen, dem er gerade angehört, sondern mit Bewufstseyn bewahrt er sich stets die Aussicht auf die Wiedererweckung der ganzen Nation, welche allgemeine Angelegenheit, wenn wir anders manche seiner einzelnen Winke verstehen, auch seine ganze Seele füllt. Die höchste Einigkeit mit sich und der Welt, wie sie vornehmlich dem Prediger, diesem unmittelbaren Stellvertreter des Ewigen, einwohnen sollte, offenbaret sich in seltener Grösse durch diese Predigt, wie in allen seinen früheren das Gebiet der Religion betreffenden Schriften. — Durch die 9te Predigt, wo gezeigt wird, wie Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, Sünde sey, hat sich Hr. *S.* fürwahr kein kleines Verdienst um die Entwickelung des Wortes πίστις erworben, indem er die so verschiedenen und oft sich zu widersprechen scheinenden Bedeutungen dieses Wortes auf Eine Grundanschauung, aus der sie alle geflossen, zurückführt, und so den besten Commentar liefert zu manchen schwierigen Stellen im N. T. Übrigens können wir hier unseren Wunsch nicht verbergen, Hr. *S.* möchte nach Aufstellung der Hauptzüge des Gläubigen, anstatt zu zeigen, was nicht aus dem Glauben folgt, mehr ins Einzelne gegangen seyn und die Art und Weise entwickelt haben, wie der Gläubige die Geschichte und besonders die Erscheinungen in der Natur deutend betrachtet. Überhaupt hat Hr. *S.* in dieser Sammlung seiner Predigten auf die aus der Betrachtung der Natur sich entwickelnden religiösen Gefühle wenig, ja fast gar nicht Rücksicht genommen, indem er fast einzig auf dem Gebiete der Geschichte und des menschlichen Handelns verweilt. Wir glauben den Vorwurf, welchen man ihm vielleicht deshalb machen könnte, am besten so zu beantworten, dafs wir zurückweisen auf die schon früherhin angedeutete Entstehungsart dieser Predigten, welche, das Bedürfnifs unserer Zeit stets im Auge behaltend, sich um so mehr auf das Gebiet das eigentlichen Handelns beschränken, und dieses nach Kräften bearbeitend, auch andere zu gleicher Thätigkeit um so ernstlichen ermuntern, je selbstsüchtiger die Meisten unseres Volk sich seit längerer Zeit blofs dem Schauen und Fühlen hingaben, und je selbstgefälliger sie alles thätige Eingreifen ins Leben unter ihrer Würde halten, und als ein Geschäft für gemeinere Sklavennatur verachten. — Die zwölfte Predigt, worin Hr. *S.* über die rechte Verehrung gegen das einheimische Grofse aus einer frühen Zeit so tiefe eindringende Worte spricht, und worin er alles vergängliche Zeitliche in einem Staate von dem bleibenden Ewigen, aus der Natur und den kosmischen Verhältnissen eines Volks Hervorgegangenen, so scharf unterscheidet, scheint uns die wahre Eigenthümlichkeit des preussischen Staats in einem so ähnlichen genauen treffenden Bilde darzustellen, dafs jeder preussische Staatsmann sich die hier gezeichneten Züge seines Staats tief einprägen, und bey jeder von ihm vorgeschlagenen Umgestaltung der Regierungsform sich sinnig fragen sollte, ob sein zeitliches Wollen mit dem ewigen Wesen seines Volks in Widerspruch stehe oder nicht. Zugleich ist sie eine Lobrede auf den grofsen Friedrich, den Schöpfer der einstigen preussischen Grofse. Wenn das preussische Volk die hier ausgesprochenen Worte beherzigt, und in Hn. *S's.* Sinn wieder zurückkehrt zu seiner wahren Eigenthümlichkeit: so glauben auch wir von ihm prophetisch sagen zu können: „Ein Volk ist ein ausdauerndes Gewächs in dem Garten Gottes, es überlebt manchen traurigen Winter, der es seiner Zierden beraubt, und oft wiederholt es seine Blüthen und Früchte." J. L. F. S.

Glückstadt, b. Schneider: *Neue Predigten* von D. *Johann Otto Thiefs.* 1808. 224 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Das Charakteristische dieser Predigten ist das biblische Gewand, in welches der Vf. seine Gedanken auf eine ganz originelle Art einkleidet. Man hat in neueren Zeiten mit Recht die Vernachlässigung des Bibelgebrauchs in unseren christlichen Vorträgen selbst an geschätzten Predigern gerügt; denn allerdings sollen wir den Reichthum herrlicher Aussprüche, welchen die Bibel darbietet, um so freudiger benutzen, da sie im Schimmer höherer Autorität desto tieferen Eindruck bewirkan. Wollte nun der Vf. dieser Vernachlässigung durch Aufstellung einer entgegengesetzten biblischen Vortragsmethode praktisch entgegenarbeiten: so müfste man glauben, dafs er einen Theil des Versäumten dem Mafse nach wieder hätte einbringen wollen, und es beklagen, dafs er sogleich in das andere Extrem übergegangen ist. Allein es liefse sich doch von einem so denkenden Manne und dem Vf. einer so geistvollen homiletischen Anleitung mit Recht erwarten, dafs er sich bey solchem Vorbedacht, als Muster vorleuchten zu wollen, geschickter benommen haben würde. Doch wer die anderweitigen neuen moralischen Schriften des Vfs., seine Bücher über Tod und Leben, über die Ehe, über Glück und Unglück, kennt, der weifs, wofür er diesen Bibelgebrauch zu halten hat, er ist Manier des Vfs. Wie er besonders in jener letzten Schrift keinen Schritt zu thun wagt ohne die Leitung alter Classiker, wie er lieber mit ihren Worten, als mit den seinigen spricht, und jeden Ausspruch mit der Autorität der Alten belegen, oder schützen zu müssen glaubt, so auch in diesen Predigten, die einen ganz eigenen Bibelgebrauch aufstellen. Einmal: der Vf. betet meist in lauter biblischen Stellen, deren Citate in das Gebet eingeschaltet sind. So besteht das Gebet der ersten Predigt aus *sechszehn* citirten bibli-

Digitized by Google

schen Stellen. In den Vorträgen selbst benutzt der Vf. nicht blofs beweisende, ermunternde, tröstende Aussprüche der Bibel, sondern er spricht ganze Seiten hindurch in lauter biblischen Stellen, er giebt sie bisweilen statt der Entwicklung ganzer Unterabtheilungen, er schaltet, wie in einem Compendium der Dogmatik, Citate ein, ohne sie anzuführen, ja er häuft diese Citate dadurch, dafs er die Stellen anführt, aus welchen vielleicht nur ein paar Worte in seinen Vortrag eingewebt sind, z. B. S. 158: *Thue das, so wirst du leben* (Luc. 10, V. 28), nicht ein thierisches, sondern ein *göttliches Leben* (1 Mos. 5, 24)" u. s. w. So enthält unter anderen die 7te Predigt auf 20 Seiten nicht weniger als *vier und neunzig* biblische Citate. Dss ist nun freylich nicht die richtige Art, auf den verlassenen Pfad weiser Bibelbenutzung einzulenken; das ist Manier, die zwar Manchen recht erbaulich dünken, den ächten Bibelfreunden aber um so weniger gefallen wird. Doch in Ansehung der letzteren würde der Vf. sprechen, was er öfter äufsert: *Was gehen mich die draussen an?* 1 Cor. 5, 12, und wir glauben auch, dafs diese Manier aus dem Einflusse hervorging, den die Aussprüche der heil. Schrift auf sein Gemüth äufserten. Es ist also eine Eigenheit des Vfs.; nur dafs nicht Jemand sie copire! — Vortheilhafter als sie charakterisirt diese Predigten eine seltene Freymüthigkeit, die sich besonders in der 3ten und 11ten Predigt darlegt. Übrigens zeichnen sich diese Predigten nicht besonders aus. Denn einzelne sehr gelungene Schilderungen, treffende und feine Bemerkungen, wie sie sich in jeder Schrift eines so geistvollen Vfs. erwarten lassen, machen Predigten, an denen die specielle Kritik so manches vermisst, noch nicht zu Musterarbeiten. Manche sind in der Ausführung einzelner Partheien seicht, biblische Stellen vertreten hier und dort die zu fodernde Entwickelung, Beweisführung und Anwendung. Unter den 10 Vorträgen dieser Sammlung sind folgende die anziehendsten: *Vom ächtchristlichen Vertrauen auf Gott*, über 2 Cor. 3, 4. *Wie kann ein Mensch so tief sinken, dafs er zum absichtlichen Mörder an seiner ganzen Familie wird?* über Matth. 6, 27. *Wie wir davon lebendig überzeugt seyn können, dafs mit dem Tode nicht alles aus sey, dafs dann das wahre Leben erst angehe?* über Matth. 22, 34—40. V. Pf.

Altona, b. Hammerich: *Predigten von A. Zacharia*, Prediger zu Itzehoe. 1808. 350 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Diese Predigten sind durch manche empfehlende Eigenschaften einer günstigen Aufnahme würdig; sie kommen aus einer der äufsersten Provinzen Deutschlands zu uns, und man freut sich, auch dort den besseren Geschmack im Predigen walten zu sehen. Die Hauptsätze dieser Predigten sind sämmtlich praktisch, und manche behandeln seltener ausgeführte Materien, z. B.: *Was sind wir älteren Christen den jüngeren Christenthumsbekennern schuldig?* nach Phil. 2, 1—11. *Hoffen auf Gottes Segen wirkt Segen.* Luc. 5, 1—11. *Nur bey gehöriger Aufmerksamkeit auf uns selbst können wir wissen, ob wir das Gute nach dem Wunsche Jesu thun.* Colosser 3, 16. 17. *Von welchen Christen wir sagen können: sie haben keinen Gott?* 2 Joh. 8, 9. *Religion will nicht befohlen, sondern empfohlen seyn.* 2 Cor. 1, 23. 24. Die Ausführung der Hauptsätze ist deutlich, herzlich und praktisch. Der Vf. besitzt reine Religionsbegriffe, und trägt sie in einer würdigen Sprache vor; nur ist dieser mehr Correctheit, Gewandtheit und Leichtigkeit zu wünschen. — Der Vf. hat seine Predigten über freygewählte Texte gehalten; aber sowohl in Hinsicht auf diese Wahl, als auf die Benutzung des Textes wird dem Vf. manche Rüge begegnen. Sobald der Text frey gewählt ist, soll die Hauptwahrheit offen und anschaulich in ihr liegen; der Text schon soll den Hauptsatz ankündigen und Interesse für ihn erwecken; er soll also nicht blofs Veranlassung geben, von der Materie zu reden, denn beynahe aus jedem Texte möchte man künstelnd Veranlassung zu jeder Materie finden. Bey manchen Materien hält es zwar schwer, einen solchen Text zu finden, aber auch da, wo kein ganz passender zu finden ist, legt doch der eine dem Hauptsatz näher, als der andere. Wie wenig passend ist in der dritten Predigt zur Entwickelung dessen, was wir jüngeren Christen schuldig sind, der Text Philip. 2, 1—11, und warum giebt der Vf. hier 11 Verse als Text an, da er doch nur den 4ten benutzt, und der übrigen auch in der Ausführung mit keinem Worte gedacht hat? Der Vf. führt bisweilen in der Predigt selbst solche biblische Stellen an, die ihm einen schicklicheren Text gegeben hätten. Wer über vorgeschriebene, oft dürftige, Texte predigen mufs, und über wichtige Wahrheiten, die gerade jetzt das Zeitbedürfnifs fodert, sprechen will, kann freylich den Text oft nur als Veranlassung benutzen, ohne ihn in der weiteren Ausführung mehr zu berühren. Aber wo freye Wahl des Textes ist, da soll dieser in der Predigt zur Verdeutlichung der Wahrheit, zum Beweis und zur Rührung dienen. So hat aber der Vf. seine Texte nicht benutzt, ja bisweilen, z. B. in der 8ten Predigt, ist weder vom Texte ausgegangen, noch seiner in der ganzen Predigt nur einmal gedacht. Eben so fehlerhaft sind die meisten Ein- und Übergänge. Manche noch vor dem Texte sich befindende Einleitungen sind ganz überflüssig, andere Eingänge sind viel zu weit ausgeholt, und so wenig geeignet, Interesse zu erwecken, dafs man erst aus den letzten Worten ersieht, zu welcher Wahrheit sie überleiten sollen. Die Vermeidung solcher weiten Ausholungen, sowie die Unterdrückung der weder zur Verdeutlichung der Sache, noch zur Bewegung des Willens dienenden Bemerkungen ist überhaupt dem Vf. zu empfehlen; seine Vorträge werden dadurch mehr an gedrängter, kräftiger Darstellung gewinnen. V. Pf.

Leipzig, b. Märker: *Predigten im Sturme der Zeit gehalten* von *M. Lebrecht Siegmund Jaspis*, Pfarrer in Pobles bey Lützen. 1808. XII u. 115 S. 8. (12 Gr.)

Ein selbstständiger Prediger sollte, wie es hier in der Vorrede geschieht, den Vorwurf gar nicht erwähnen, den man ihm bey der Herausgabe solcher Amts-

Digitized by Google

reden machen könne, „als habe er dadurch *traurige Erinnerungen angeschlagen*“ — (welche seltsame Redeart!). Gerade der jetzigen Generation scheint es vorzüglich Noth zu thun, geflissentlich und ernst an das Traurige aus der Vergangenheit gemahnt zu werden. Der herrschende Leichtsinn verwischt die Eindrücke des Vergangenen allzuschnell, und so möchte ohne jene Erinnerungen der Gewinn für Religiosität und Sittlichkeit, der nach den Stürmen, nach den Drangsalen und Angsten in dem Gemüth zurückbleiben konnte, leicht auf immer verloren gehn. Es ist daher nach unserer Ansicht Pflicht des Religionslehrers, in seinen Vorträgen recht oft und recht eingreifend auf die traurigen Erfahrungen der letzteren Zeit zurückzukommen und dies um so mehr, da diese Erfahrungen durch ihre Neuheit, durch ihr Gewicht und durch ihren fortwährenden fühlbaren Einfluss auf den Inneren und äusseren Zustand der Menschen tiefer einwirkten, als irgend etwas vorher.

Eben darum, so wenig wir sonst den gehäuften Druck von Predigten und Erbauungsschriften gut heissen, billigen wir die Herausgabe vorliegender Predigten. Sie sind zwar, wie schon der gesuchte Titel verräth, hie und da etwas kostbar im Ausdruck — und diese Kostbare verführt selbst zuweilen zu einem Nonsens, z. B. wenn des Tages der Schlacht bey Jena gedacht wird, wo „*die Eingeweide der Erde von heissem Blute kochten*“ — auch nicht gerade neu und eigenthümlich in den asketischen Ansichten; indess zeigt sich überall ein rühmlicher Ernst und Eifer des Vfs. für seinen Beruf, Ordnung und Wahl der Gedanken, und ein verständiges Benutzen der Bibel, so dass wir gern die Versicherung ertheilen, man werde diese Predigtsammlung nicht ohne Erbauung und Theilnahme lesen. Der Wohnort des Vfs. blieb von Plünderung und unmittelbarem Kriegsdruck verschont, gleichwohl kam seiner Gemeinde die Noth sehr nahe. Er benutzt die Erinnerung an die Tage der Angst und Sorge, um in mehreren Vorträgen theils Worte des Trostes, theils Aufforderung zu ernsthafter Überlegung, zur Selbstbeschämung, zur Stärkung und Befestigung im Guten, zur rechten Ansicht des Todes u. s. w. den Zuhörern ans Herz zu legen. Einer der besseren Aufsätze zeigt, welchen wohlthätigen Einfluss für Geist und Herz der gesellige Umgang jetzt habe. Dass der Vf., der erst zwey Jahre im Amte ist, ausserdem, dass er seinen Geschmack mehr reinige und natürlicher in seiner Schreibart werde (gleich in der ersten Predigt heisst es z. B. „wird uns bey *Verstörungen*, die dem vaterländischen Boden *entgegnen*, nicht ein *theilnehmender Muth*, ein *gegenseitiges* Bedauern *einnehmen*?), auch wohl thue, auf die logische Anordnung seiner Dispositionen mehr Fleiss zu verwenden, zeigt unter anderen der Entwurf zur *dritten* Predigt, wo der 1 Th. — Aufmerksamkeit auf den Rath Gottes, d. i. wie es der Vf. selbst erklärt, Gottes Führungen — ziemlich mit dem dritten — Aufmerksamkeit auf den Gang unserer Schicksale, zusammenfällt. Die Sprache ist rein und würdig, aber für eine Landgemeinde hie und da zu hoch. Die Worte „Sinnlichkeit, Ansicht, Verhältniss u. a., die sehr oft vorkommen, hätten wir lieber mit anderen gleichbedeutenden vertauscht gesehn. In der *vierten* Predigt kommen ganze Ausführungen vor, die den ländlichen Zuhörern des Vfs. unverständlich und ungenießbar bleiben mussten. Ein schielender Gedanke findet sich hier S. 44: „So sehr das *Beten* leider abgekommen ist, so sehr ist das Nachbeten aufgekommen.“

N. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Barth: *Leitfaden bey dem Religionsunterrichte der Confirmanden*, von *C. Ch. G. Zerrenner*, Pred. der Kirche zum heil. Geist zu Magdeburg. 1808. 68 S. 8. (3 Gr.) Dieses Büchelchen empfiehlt sich durch treffliche Concentrirung der nöthigsten praktischen Religionslehren, und durch Popularität. Nach einer kurzen Einleitung über die Bestimmung des Menschen, über Gott, Religion und Christenthum, redet der Vf. von Gott, dessen Eigenschaften und Werken, von der Sünde, von Christo Jesu, dem Erlöser der Menschen; vom Gleuben an Jesum, der Besserung und Frömmigkeit; von den Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst, gegen andere Menschen überhaupt, und in besonderen Verhältnissen und Verbindungen; und gegen die Thiere; von den Hülfsmitteln zur Tugend und christlichen Frömmigkeit; von den Bewegungsgründen zur Tugend und Frömmigkeit, oder der Glückseligkeit der Frommen und tugendhaften Menschen in diesem und dem zukünftigen Leben. Wir würden mit der Bestimmung des Menschen angefangen haben, und von ihr zur Religion u. s. w. fortgegangen seyn. Denn wenn man sogleich von Gott zu reden anfangt: so sieht man den Zweck davon noch nicht ein, und man kann euch nicht füglich von Gott reden, bis man von der Bestimmung des Menschen gesprochen hat. Luther hat daher nicht ohne Grund mit der Lehre vom Gesetze seinen Volksunterricht eingeleitet. Doch vielleicht hat der Vf. Bedenken getragen, von der gewöhnlichen Form und Ordnung des christlichen Unterrichts abzugehen. Bey aller Güte dieses Werks aber, sey uns vergönnt, einiges gegen die Materie zu erinnern. S. 14 heisst es: Seligkeit ist der Besitz der inneren Güter. Wir würden hinzugesetzt haben: und Genuss. S. 15. Es kann nichts in der Welt ohne Gottes Willen oder seine Zulassung geschehen — ein gewöhnlicher aber dunkler und auf Nebenbegriffe führender Ausdruck. Ohne Gottes Wissen und Zulassen kann nichts geschehen, aber auch ohne Gottes Willen? Geschieht nicht das Böse ohne Gottes Willen? Zwar antwortet man: er will nicht das Böse, sondern das daraus entspringende Gute, er will es also als Mittel zu einem moralischen Zweck. Ist das heilig? Sollen, dürfen wir das wollen? Kann der Zweck die Mittel heiligen? Bey der Zulassung ist es anders: wenn man das Böse nicht hindern kann und darf: so muss man es zulassen, ohne es zu wollen, und das Böse möglichst gut zu machen suchen, oder, wie man im Sprichworte zu sagen pflegt, aus der Noth eine Tugend machen. Nach dem S. 17 angegebenen Begriffe einer freyen Handlung können Unwissenheits-Sünden nicht dahin gerechnet werden, es müsste denn vorsätzliche Unwissenheit, oder *ignorantia vincibilis*, seyn. Wo und in welchem Falle ich mir keiner sittlichen Vorschrift bewusst bin, da kann ich auch nicht sündigen. Schwachheitssünden sollen solche seyn, wo wir uns an die Gesetze Gottes nicht sogleich erinnern. Giebt es nicht auch Schwachheitssünden, wo man, bey aller Erinnerung an die Gesetze Gottes, sie dennoch verletzt, weil man den Affecten, z. B. des Zorns, nicht immer widerstehen kann? Und haben sie nicht daher, vorzüglich den Namen Schwachheitssünden, weil man aus Schwachheit fehlt? Den Begriff Glückseligkeit S. 18 würden wir nicht so weit ausdehnen und in denselben auch äussere Güter mit einschliessen. Denn wenn uns diese bey der Tugend mangeln, sind wir da nicht auch glückselig? Warum bedient man sich in Hinsicht der äusseren Güter nicht lieber des Wortes Glück, Wohlseyn? Zwar unterscheidet der Vf. zwischen innerer und äusserer Glückseligkeit, und nennt jene, Seligkeit und diese Glück. Aber das ist willkührlich, und Seligkeit möchten wir jene innere Glückseligkeit nicht nennen, die doch immer noch sehr mangelhaft ist, und vom Glück zum Theil mit abhängt, daher sie euch Glückseligkeit heisst. S. 24 ist nach den Worten: *denen er Gutes thun konnte* ausgelassen.

G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 FEBRUAR, 1809.

MATHEMATIK.

FREYBERG, b. Cratz u. Gerlach: *Erſter Unterricht in der algebraiſchen Auflöſung arithmetiſcher und geometriſcher Aufgaben.* Ein Lehrbuch des ehemalig. deſſauiſchen Erziehungsinſtituts, von *Friedrich Gottlieb Buſſe*, kön. ſachſ. Commiſſionsrathe u. ſ. w. Erſter Th. 2te verbeſſ. und verm. Aufl. mit 3 Kupfern. 1808. XXII u. 532 S. gr. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Nach der Vorrede iſt dieſes Lehrbuch auch abſichtlich für den Selbſtunterricht und zum eigenen Nachleſen, neben dem Gebrauch anderer Lehrbücher, beſtimmt, und wurde ſchon vor 27 Jahren von dem Vf. geſchrieben. Weil er nun glaubte, „daſs in Vergleichung mit einigen anderen erſten Einleitungen die ſeinige, ſogar auch in Hinſicht der Richtigkeit, ſo wie des gemeinverſtändlichen Vortrags den Vorzug verdiene, auch nachher geübte Lehrer ihn verſicherten, daſs ſein Buch ſehr pſychologiſch geſchrieben ſey, und der Anfänger ſich dabey ſehr wohl befände: ſo nahm er ſich vor, damit von den guten Eigenſchaften des Buches nichts verloren gehe, die alte Ausgabe zu verbeſſern, und hauptſächlich auf eine ſchickliche Einleitung des erſten Anfängers in diejenigen Begriffe des Bejahten und Verneinten zu achten, welche er für die einzig richtigen hält. In Hinſicht dieſes von *Carnot*, *Klügel* und ihm behandelten Gegenſtandes hofft der Vf., daſs auch das gegenwärtige Buch dereinſt als Quelle mit genannt werde.“ — Eine ſolche Ankündigung berechtiget allerdings zu groſsen Erwartungen. Rec. kann aber nicht ſagen, daſs ſie ganz befriediget worden.

In Anſehung der Methode geht der Vf. ſeinen eigenen Gang. Den Anfang des Buches machen vorläufige Bemerkungen über das Multipliciren und Dividiren mit Brüchen. Im 1 Cap. folgen Aufgaben, worin die Anwendung der erſten algebr. Grundſätze gelehrt wird. §. 1 u. 2 enthält eine Überſetzung in Worte der Zeichen (+) (—) und (=) auf Beyſpiele angewandt, hierauf kommen ein paar Aufgaben von der Art: wieviel bedeutet x, wenn $x + 10 = 28 + 2$? oder wenn $x + 2 - 3 = 8 - 2 + 5$, welchen unmittelbar die Aufgabe nachfolgt: Ein Vater hinterläſst 3 Söhne und 1200 Rthlr., der 2te Sohn ſoll 150 Rthlr. mehr als der 1ſte, und der 3te 150 Rthlr. mehr als der 2te bekommen, wieviel erhält jeder? — In §. 8 wird erſt erklärt, was eine Gleichung ſey, und nachdem zuvor mehrere Aufgaben von 2 auch 3 unbekannten Gröſsen vorgekommen ſind, ſo folgt hinterdrein §. 43 der Grundſatz: wenn 2 Gröſsen einer 3ten gleich ſind: ſo u. ſ. w.; endlich kommen §. 62 ff. allgemeine Regeln, wie man ſich bey Auflöſung der Gleichungen verhalten müſſe, und in §. 84 wird nun auch erklärt, was Aufgaben mit 2 unbekannten Gröſsen ſeyen. Das 20 Capitel könnte gröſstentheils füglich das erſte ſeyn, denn §. 584 ff. kommen ganz allgemeine Bemerkungen über die Buchſtabenrechnung vor, wie z. B. daſs dieſe die vorzunehmenden Operationen nur anzeige, ſelten wirklich verrichte, daſs in jeder Aufgabe Bedingungen und Foderungen enthalten ſeyen, welche die Beſchaffenheit der bekannten und unbekannten Gröſsen betreffen, und welche, durch Zeichen ausgedrückt, die Grundgleichungen geben. So geht es fort. — Von den übrigen Capiteln ſetzt Rec. blos die Inhaltsanzeige bieher. 2 u. 3 C. von der allg. Addition und Subtraction; 4 von Decimalbrüchen; 5 von geometriſchen Aufgaben; 6 vom Verhältniſs und Proportion für die gemeine Arithmetik; 7 von Anwendung der Proportion für die Algebra; es kommen aber nur die geometriſchen Proportionen darin vor, von den arithmetiſchen wird erſt im 17 Cap. gehandelt. Das 8 enthält das Multipliciren und Dividiren in Linien; das 9 von bejahten und verneinten Linien; das 10 vom Mult. und Div. bejahter und verneinter Gröſsen überhaupt. Nun kommt Cap. 11 u. 12 die Lehre von den Quadratzahlen und unreinen quadratiſchen Gleichungen vor; Cap. 13 handelt von zuſammengeſetzten Verhältniſſen und Proportionen; Cap. 14 u. 15 wieder von geometriſchen Aufgaben und unreinen quadratiſchen Gleichungen; auch enthält letzteres noch einige Regeln für die Anwendung der Alg. auf geometriſche Aufgaben. Cap. 16 beſchäftiget ſich mit ſtereometriſchen Aufgaben. Cap. 17 lehrt die Art, wie man arithmetiſche Vermuthungen prüfen müſſe, und neue Rechnungsregeln auffinden könne. Das 18 Cap. enthält vermiſchte, und das 19 unbeſtimmte Aufgaben. Im 1 und 2 Anhang folgen Aufgaben zur Übung und ein Verzeichniſs der wichtigſten Lehrſätze, auch Aufgaben der Elementargeometrie. —

Nach dieſer Inhaltsanzeige wird es wohl keines Beweiſes mehr bedürfen, daſs alles ziemlich bunt durch einander vorgetragen wird; der Vf. hält aber, wie man aus der Vorrede ſieht, dieſe Ordnung für *pſychologiſch*, und belehrt ſeine Leſer im 590 §., daſs er ſie mit gutem Vorbedacht ſo und nicht anders wählte. „Schon vor 30 Jahren empfand er, daſs von den Deutſchen die Wiſſenſchaften gar oft allzu

Digitized by Google

ängstlich zertheilt werden, dafs einige Classificirungen und Definitionen zwar freylich nothwendig sind, dafs aber am Ende, wenn wir bis zur Überschauung der Sache uns erhoben haben, fast jede Classification uns sehr mangelhaft und so manche Definition entweder als unrichtig oder als sehr wenig sagend erscheint." Rec. scheint das sehr psychologisch, dafs dergleichen Bücheranlagen und hauptsächlich dergleichen Äufserungen ganz dazu geeignet sind, junge Leute, die sich daraus bilden wollen, zu dem Wahn zu verleiten, dafs man um genaue Definitionen und Distinctionen, Ordnung im Lehrvortrag und Strenge in den Beweisen sich nicht zu bekümmern brauche. Auch in der Art sich auszudrücken und zu schreiben weicht der Vf. vom Gemeinen ab. Er sagt z. B. *Grofsheit*, *Umfläche*, *bewurzeln*, *ein sich bejaht oder verneint flächendes Rechteck*, *die Richtung ins Rechtere und ins Linkere* u. s. w. für: Gröfse, Fläche, die Wurzel ausziehen u. s. w., er schreibt *Rocken* f. *Roggen* u. s. w.

Verschiedene Materien, als z. B die von der Behandlung der Irrationalgröfsen, der unreinen quadratischen Gleichung, von Summirung der Reihen u. s. w., werden sehr unordentlich und mangelhaft vorgetragen; von der Ausziehung der Cubikwurzel meint der Vf. S. 397, sie sey gar zu mühsam, er will sie deswegen lieber gar nicht lehren, und was dergl. mehr ist. — Dasjenige, worauf er, nach der Vorrede zu urtheilen, im Buche den gröfsten Werth legt, ist seine Ansicht von den entgegengesetzten Gröfsen, nebst der Art, Plus und Minus zu behandeln, und hiebey geht er äufserst weitläuftig und wortreich zu Werke. Von den ersteren wird §. 111 der Begriff festgesetzt, und gesagt: „A und B sind Gegengröfsen, wenn A + B = o ist." Hieraus wird dann in §. 136 gefolgert: „Wenn zwey Gröfsen A und B einander gleich sind: so sind auch ihre Gegengröfsen gleich; ist aber eine von ihnen gröfser oder kleiner als die andere: so mufs auch die eine Gegengröfse kleiner oder gröfser seyn als die andere." In der Note zu diesem §. belehrt uns der Vf., *„dafs er der Erste war, welcher diese Sätze in ihrer völligen Bestimmtheit aufstellte."* — Rec. scheint hierin kein grofses Verdienst zu liegen, ihre Erfindung erfoderte eben kein sonderliches Nachdenken; übrigens haben *Kästner* und Andere schon lange vor Hn. *Busse* die 4 Species mit (+) und (—) aus dem Begriff von Gegengröfsen dargethan, und wenn sie jene Sätze nicht ausdrücklich aufstellten: so geschah es wohl gewifs nicht darum, weil sie Hn *Busse* noch nicht gelehrt hatte. —

Die Regeln für die Behandlung von (+) und (—) der Gleichungen, welche der Vf. giebt, lassen sich, wenn man sie aus der Weitschweifigkeit, mit der sie umgeben sind, heraushebt, sammt und sonders auf folgende wenige Sätze reduciren. 1) Man überlege, was die unbekannten Gröfsen vorstellen, ob sie sich verneint gedenken lassen oder nicht, und unter welchen Einschränkungen sie in der Aufgabe vorkommen. 2) Man verwende auch schon bey der Anlage und während des Calculs auf das sämmtlich vorkommende (+) und (—) der gegebenen Gröfsen die gehörige Achtsamkeit. Dann wird sichs aufklären, welcher Werth für die Aufgabe, die man bearbeitet — und welcher nicht dafür, sondern etwa für verwandte Aufgaben gehört. 3) Kann die Aufgabe, bey der man sich auf einen positiven Werth der unbekannten Gröfse einschränkte, nicht so verstanden werden, dafs negative Werthe derselben gedenkbar bleiben: so finden keine verwandten Aufgaben Statt.

Diese Regeln sind zwar richtig, und stehen, ihren weitläuftigen Vortrag mit untergemischter Polemik abgerechnet, in einem Lehrbuch für die ersten Anfänger am rechten Orte: Rec. dünken sie aber, wie die oben bemerkten Lehrsätze über Gegengröfsen, so klar, dafs es der Miene von Wichtigkeit, die der Vf. sich darüber zu geben scheint — S. 353 *nennt er sich ihren Erfinder* — wohl kaum bedurft hätte. — Unter den gegebenen Beyspielen kann Rec. dem Vf. in §. 444 nicht beypflichten. Rec. glaubt nämlich, dafs Hr. Prof. *Klügel* ganz Recht habe, wenn er das bejahte $x = \frac{1}{2}a\sqrt{5} - \frac{1}{2}a$ für das BD in Fig. 40, und nicht für BD hält; denn wenn $-x = -\frac{1}{2}a\sqrt{5} - \frac{1}{2}a = BD$ oder $x = \frac{1}{2}a\sqrt{5} + \frac{1}{2}a = AD$ ist; wie Hr. B. selbst sagt: so mufs er nothwendig zugestehen, dafs BD nicht die bejahte, sondern verneinte Richtung bedeute, zum Voraus gesetzt, dafs man für $AD = +a$ vom Punct A, und für $AD = -a$ vom Punct B, wie es der Natur der Sache gemäfs ist, zu zählen anfange.

Eine Hauptschwierigkeit beym Gebrauch von (+) und (—) ist der Fall, wenn Gröfsen in einem Wurzelzeichen von geraden Exponenten negativ vorkommen. Diesen Fall setzt der Vf., nach Rec. Bedünken, nicht gut auseinander. Fürs Erste führt es den Anfänger auf falsche Begriffe, wenn im §. 309 S. 253 gesagt wird: „Der Ausdruck $\sqrt{-a}.\sqrt{-a}$ bedeutet eine unmögliche Gröfse, welche niemals angegeben werden kann." Dies ist an und für sich schon unrichtig. — Wenn nun Hr. B. so fortfährt: „Es hindert indessen nicht, dafs nicht dergleichen Ausdrücke im algebr. Calcul oft mit Nutzen können gebraucht werden, es ist z. B. aufser Zweifel, dafs die Gleichung $\sqrt{-a}.\sqrt{-a} = -a$ richtig ist." Wird da der Anfänger nicht offenbar schliefsen müssen: Also $-a$, wenn es aus der Multiplication von $\sqrt{-a}$ mit $\sqrt{-a}$ entsteht, ist jederzeit eine unmögliche Grofse? — Fürs Zweyte giebt Hr. B. im §. 319 die Regel: „Man soll zuerst versuchen, ob man auch bey geometrischen Aufgaben mit dem gewöhnlichen Satz ausreiche, dafs die Quadratwurzel einer verneinten Gröfse unmöglich sey." Nun fährt er fort, und sagt: „Wahr ist dieser Satz nur *arithmetisch* unter der Bedingung, dafs man unter der Quadratwurzel von a blofs eine solche Gröfse $\sqrt{a}$ verstehe, die nicht nur an absoluter Gröfse, sondern auch an Zeichen gleich in sich selbst multiplicirt die Gröfse a zum Product gebe. In der *Geometrie* kommen aber aufser den bejahten bey den Quadranten, deren beide Dimensionen entweder bejaht oder verneint sind, auch zwey *verneinte Quadrate* vor, deren eine Dimension

Digitized by Google

oder Seite bejaht, die andere verneint gerichtet ist. Dessen ungeachtet aber muss man, so lang es Genüge thut, mit derjenigen *algebraischen Geometrie* auszureichen suchen, bey welcher nur Quadrate von 2 gleichbezeichneten Seiten vorkommen sollen; und, solche Einschränkung vorausgesetzt, gilt dann auch in *dieser* Geometrie der Satz, dass die Seite eines verneinten Quadrats wie $\sqrt{-a}$ unmöglich sey." — Wie undeutlich und confus sind hier für einen Anfänger die Begriffe durch einander geworfen! — Wird er nicht glauben müssen, die Geometrie stehe mit der Arithmetik und Algebra im Widerspruch? — Grösen, die in den letzteren für unmöglich erklärt werden, seyen dennoch in der ersteren möglich! — *Kühn* in Petersburg, so wird in der Note angeführt, war der Meinung, dass die unmöglichen Grösen nicht unmöglich wären. Sie wird nicht widerlegt: was soll also der Anfänger von den unmöglichen Grösen halten? — und was soll er alsdann anfangen, wenn man nun mit *derjenigen algebraischen Geometrie, bey welcher nur Quadrate von zwey gleichbezeichneten Seiten vorkommen*, nicht mehr ausreichen kann? — Die andere Geometrie, Hr. *B.* nennt sie die *Richtungsgeometrie*, wird vermuthlich *unalgebraisch* seyn, oder was soll man sonst von ihr glauben? — Wie schön hat nicht der verdienstvolle *Tetens* die ganze Sache in drey Worten auseinandergesetzt, wenn er in der Anmerkung zu *Krafts* Mechanik S. 77 sagt: „Forschen wir der Ursache dieser wenigstens *scheinbaren* Abweichung des Calculs weiter nach: so erhellet, dass sie von der Zweydeutigkeit des Zeichens (—) herrührt. Denn bald drückt dieses Zeichen nur eine entgegengesetzte Lage der Grösen aus, so wie auch die Änderung desselben in (+) die Änderung dieser Lage andeutet; bald bezeichnet es die, der durch (+) ausgedrückten entgegengesetzte Rechnungsart." — Hieraus ist einem Jeden auf den ersten Blick klar, dass, wenn das Zeichen (—) nur die Lage oder Richtung bezeichnet, der Widerspruch der Geometrie mit der Arithmetik und Algebra nur scheinbar, und wenn es nicht auf Lage oder Richtung deutet, auch nicht einmal ein scheinbarer Widerspruch vorhanden sey, folglich der Meinung *Kühns* eine offenbar unstatthafte Verwechslung der Begriffe zum Grunde liege. — Rec. lässt es übrigens unentschieden, ob er vielleicht mit *Tetens* ungefähr Einerley sagen wollte. Wenn er aber das wollte: so hat er sich gewiss sehr dunkel und inadaquat ausgedrückt. Wahrscheinlich ist es indessen gar nicht, dass er es wollte, weil er S. 284 auf die *Gilbert*schen Annalen der Physik 1807. 2 u. 6. Stück in Ansehung des von *Tetens* auseinandergesetzten Falles verweiset. Hieraus nämlich sieht man, dass (St. 2) der würdige Hr. Prof. *Mollweide* in Halle *Tetens* Erklärungsart vollkommen billigte, Hr. *B.* aber damit nicht übereinstimmen müsse, weil er (St. 6) sagt: er wolle den Beschluss seiner Erwiederung darum in *petto* behalten, um Hn. Prof. *Klügel* nicht vorzugreifen, der auch eine Erklärung von der Sache zu geben vorhabe. Wozu hätte es auch in St. 6 der *Gilbert*schen Annalen von 1806 der Aufforderung an die Mathematiker bedurft, jenen von *Tetens* betrachteten Fall durch ein deutliches $\mp$ zu lösen, wenn er mit ihm einverstanden war? —

Im §. 337 u. f. giebt Hr. *B.* die geometrische Construction der bejahten und verneinten Quadratwurzel, und geht dabey gar sonderbar zu Werke. Er versucht nämlich für die Proportion $a:b = -b:-c$ zweyerley Constructionen, welche aus den Lehrsätzen fliesen: 1) dass die Ordinate zwischen zwey abgeschnittenen Stücken des Circuldurchmessers von diesen die mittlere Proportionale ist; 2) dass, wenn von zwey Linien eine den Circul berührt, die andere durchschneidet, erstere die mittlere Proportionale zu den abgeschnittenen Stücken der anderen in und ausser dem Circul ist. Weil ihm nun keine von beiden Constructionen genügt: so lässt er, nachdem er viel Schwierigkeiten ohne Noth gemacht hat, endlich den Anfänger ganz im Stich, und endigt das Capitel mit den Worten: *Er würde sich durch andere Constructionen zu helfen wissen.* — Freylich fällt dem Geübteren unter anderen auch die Construction durch den Satz ein, dass wenn sich zwey Chorden im Circul irgendwo schneiden, die abgeschnittenen Stücke im umgekehrten Verhältnis stehen; aber warum erfährt das der Anfänger in einem Buche nicht, das für ihn zum Selbstunterricht bestimmt ist? —

Rec. erinnert noch zu §. 419. S. 349, dass die Aufgabe, so wie sie da steht, zu den unbestimmten gehöre, und dass, um sich adäquat auszudrücken, hätte erinnert werden sollen, es sey dabey angenommen worden, die Gewinnste sollten den Capitalien selbst gleichmäsig proportional bleiben. Es heisst daher unrichtig S. 350, dass dieses also seyn müsse. Das 17 Cap. hat Rec. sehr wohl gefallen; es verdient die vom Vf. erfundene, eigene und schone Methode, einfache Kennzeichen anzugeben, durch welche Zahlen sich Brüche aufheben lassen, wegen ihrer Merkwürdigkeit, und weil sie ein neues Feld zu Untersuchungen über die Eigenschaften der Zahlen darbietet, eine besondere Anzeige, und allgemein bekannt zu werden. Er setzt die Ziffersumme einer jeden dekadisch geordneten Zahl

$\ldots\ldots \mathfrak{Z}\mathfrak{E}\mathfrak{h}\mathfrak{z}\mathfrak{e}\,\mathrm{HZEhze} = e+z+h+E+Z+H+\mathfrak{e}+\mathfrak{z}+\mathfrak{h}+\mathfrak{E}+\mathfrak{Z}$

u. f. w., wo e; z; h die Einer, Zehner, Hunderte; E; Z; H die Ein- Zehn- Hunderttausende u. s. w. bedeuten. Es gilt übrigens jedes der Zeichen $\mathfrak{e}$; $\mathfrak{z}$; $\mathfrak{h}$; u. s. w. für jede der Zahlen 0; 1; 2; 3; 4; 5; 6; 7; 8; 9. Nun stellt er für die Zahl 3 den Lehrsatz auf: Durch 3 lässt sich nur jede solche Zahl theilen, deren Ziffersumme auch durch 3 theilbar ist. Denn

$$\begin{aligned}
e &= e\,(0.3+1) = e\\
z.\ 10 &= z\,(3.3+1) = 3.3z + z\\
h.\ 100 &= h\,(33.3+1) = 33h + h\\
E.\ 1000 &= E\,(333.3+1) = 333E + E\\
Z.\ 10000 &= Z\,(3333.3+1) = 3333Z + Z
\end{aligned}$$

also ist der dritte Theil dieser Zahl allemal

$$= 3z + 33h + 333E + 3333Z + \frac{e+z+h+E+z}{3}$$

folglich kann der dritte Theil jeder Zahl allemal ohne Bruch angegeben werden, wenn auch ihre Ziffer-

Digitized by Google

ſumme durch 3 theilbar iſt. Auf ähnliche Art findet er die Regeln für die Theilbarkeit anderer Zahlen. Rec. hebt z. B. noch die für die Zahl 13 aus.

Durch die Addition von I) bejahten und II) verneinten Überſchüſſen, finden ſich für dieſe Zahl folgende drey Reſultate, von welchen jede als Regel dienen kann.

I) 1. e + 10. z + 9. h + 12. E + 3. Z + 4. H + 1. e + etc.
II) — 12. e — 3. z — 4. h — 1. E — 10. Z — 9. H — 12. e — etc.
III) — 11. e + 7. z + 5. h + 11. E — 7. Z — 5. H — 11. e etc.

Stellt man ſich nun die gegebene Zahl verzehnfacht vor: ſo muſs auch da noch die Theilbarkeit dieſelbe bleiben, und man erhält die folgende

IV Regel: 7. e + 5. z + 11. h — 7. E — 5. Z — 11. H + 7. e etc.

wo die Ordnung der Coefficienten bequemer iſt. Beyſpiel. Es ſey zu finden, ob ſich 715286 durch 13 theilen laſſe: ſo wird die Anwendung der Regel durch folgende Anordnung erleichtert:

715	286
35	42
5	40
77	22
— 117 +	104 = 13

das iſt — (11. H + 5. Z + 7. E) + (11. h + 5. z + 7 e) = 13, alſo iſt die vorgegebene Zahl durch 13 theilbar. Für gröſsere Primzahlen, als 13, hat der Vf. keine Formeln mitgetheilt. Er vermuthet, daſs für 17 und 19 wenig Hoffnung zu bequemen Regeln übrig bleibe, weil dieſe Zahlen in Decimalbrüche aufgelöſt, erſt nach ſehr vielen Stellen rückgängig werden.

bχ.

Leipzig, b. Fleiſcher: *Anleitung, geometriſche Figuren zum vollkommenen Schluſſe zu bringen, zu zeichnen, und eben ſo genau zu berechnen; für Forſt- und Feldgeometer, als Hülfsmittel, ihre Arbeiten auch ohne goniometriſche Vorkenntniſſe, nach der, bis jetzt einzig zuverläſſigen, Däzelſchen Methode behandeln zu können*, mit ſehr nützlichen Hülfstafeln begleitet, entworfen von *Karl Chriſtian Rommerdt*, fürſtl. hohenloh. langenb. neuenſt. Kammeraſſeſſor etc. Mit 2 Kupf. 1807. XVI und 62 S. Text, 70 und 332 S. Tabellen. gr. 8. (3 Rthlr.)

Die Kenntniſſe eines Feldmeſſers müſſen immer etwas weiter als bis zum pythag. Lehrſatz gehen, ſagte *Joh. Tob. Mayer* in ſeinem *Unterricht zur praktiſchen Geometrie*, am Ende des 115ten §s. Da nun Rec. für Alles, was in dieſem vortrefflichen Buche ſteht, groſse Achtung hegt: ſo wird es ihm der Vf. deſſelben nicht verargen, wenn er an die Verſicherung, daſs man ſich durch daſſelbe *ohne goniometriſche Vorkenntniſſe* zum brauchbaren Feldmeſſer bilden könne, um ſo weniger glaubt, als der Vf. ſelbſt einige trigonometriſche Formeln in ſeinen Unterricht mit einflieſsen läſst, alſo ihre Kenntniſs und Behandlung vorausſetzt.

Für den Ausſpruch, daſs die *Däzel*'ſche Methode die *einzig* zuverläſſige in der Welt ſey, mag Hr. Prof. *Däzel* ſich bedanken; ganz gewiſs hat der verdienſtvolle Mann bisher noch ſelbſt nicht gewuſst, daſs alle, die vor ihm waren, nur durch Zufall richtig maſsen. — Übrigens enthält dieſe Anleitung keinen ausführlichen Unterricht über das Vermeſſen ſelbſt, dieſs könnte auch auf 62 Seiten Niemand erwarten; der Vf. giebt nur über den Gebrauch ſeiner Tabellen Anweiſung, und zeigt in einem Beyſpiel, wie man ſich bey der Aufnahme, Zeichnung und Berechnung einer Flur von einigem Umfang verhalten könne.

Tafel I enthält für ein rechtwinkliges Dreyeck, deſſen Hypothenuſe 40 Ruthen lang wäre, die Gröſse der Katheten, bey jedem Winkel, von einer halben Minute zur anderen, bis zum 45ſten Grad. Wenn man alſo dieſe Tabelle gebrauchen will: ſo muſs man bey einem vorgegebenen Winkel die Katheten, oder umgekehrt jenen aus dieſen, durch die Regel de tri berechnen; iſt der Winkel gröſser als 45 Grad: ſo muſs man erſt die nöthigen Stücke für dieſen Grad abſchneiden, den Überſchuſs meſſen, und in der Tafel beſonders aufſuchen. So lehrt es Hr. *Rommerdt*. Sollte aber dieſs wohl leichter und kürzer ſeyn, als den Logarithmus einer Linie nebſt dem eines Sinus oder Coſinus in den Tafeln aufzuſuchen? — Der Vf. wollte jedoch ſelbſt bey ſeinem Unterricht keine ſolchen Anfänger vorausſetzen, die von dem Gebrauch der Logarithmen etc. ganz und gar keine Kenntniſs hätten, denn er lehrt S. 18 mit Hülfe derſelben, oder nach der gewöhnlichen trigonometriſchen Formel, einen Triangel aus zwey Schenkeln und dem eingeſchloſſenen Winkel berechnen, und ſetzt dieſe Berechnungsart bey einer ganzen Reihe Triangel fort. Die erſte Tafel konnte alſo ſehr wohl entbehrt werden. Die zweyte Tafel enthält für Elevationswinkel von Viertheil- zu Viertheil-Grad vom 2ten bis zum 12ten, und Längen von 5 bis zu 50 Ruthen, die Reduction auf den Horizont, weil man horizontal meſſen muſs. Rec. bedauert, daſs Hr. *Rommerdt* ſich dieſe undankbare und für die Praxis beynahe völlig fruchtloſe groſse Mühe gegeben hat. Jedermann weiſs, daſs dem ausübenden Feldmeſſer nur höchſt ſelten Ebenen vorkommen, welche er längs ihrer Schieſe zu meſſen, und hernach ihre Projection durch Rechnung zu ſuchen ſich erlauben darf.

bχ.

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Hahn: *Hannoveriſcher Briefſteller, zugleich Handbuch der nothwendigſten Kenntniſſe für junge Leute und Ungelehrte*, enthaltend Unterricht im Schreiben, in der Sprachlehre, im Briefſchreiben, im Briefſtyl, in der Abfaſſung aller Arten von Briefen und anderer ſchriftlicher Aufſätze, Nachrichten vom Wechſelweſen, vom Gelde, Münzen, Maſse und Gewicht, vom Poſtweſen, Reiſerouten und Meilenzeiger, Unterricht in der Rechenkunſt und Handelsgeographie, Erklärungen kaufmanniſcher Zeichen und Wörter, nebſt manchen geographiſchen, hiſtoriſchen und phyſikaliſchen Bemerkungen u. ſ. w. von *Aug. Haabe*. 3te verm. u. verbeſſ. Aufl. 1808. XII u. 476 S. 8. (18 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 FEBRUAR, 1809.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

Paris und Amsterdam, b. Dufour: *Manuel général pour les Arbitrages de Changes et pour beaucoup d'autres Calculs nécessaires chez les Négocians, par Nombres fixes ou par Logarithmes etc.* suivi d'une Table de Logarithmes depuis 1 jusqu'à 10400 etc. par *Felix Reishammer*. An VIII. (1800) XVI u. 457 S. gr. 8. (9 Francs 50 Cent.)

Augsburg und Leipzig, b. Stage: *Felix Reishammers allgemeines Handbuch für die Vergleichungen der Wechselcurse etc.* aus dem Französischen übersetzt und *verbessert* von *Andreas Christian Mayer*, Ingenieur und Weinvisirer. Ohne Jahrzahl. Erster Theil. 23 Bogen. (3 Rthlr. 8 Gr.)

Ebendaselbst: *Felix Reishammers gründlicher Unterricht von den Logarithmen*; oder *Lehrart, wie Banquiers und Kaufleute sich der logarithmischen Tabellen mit Leichtigkeit und Geschwindigkeit bedienen können u. s. w.* Mit einer logarithmischen Tabelle für Kaufleute von 1 bis 10400. *Als Fortsetzung des Nelkenbrecherschen Taschenbuches.* Aus dem Französischen übersetzt und verbessert von *Andr. Christ. Mayer*. Ohne Jahrzahl. Zweyter Theil. 12½ Bogen. (1 Rthlr. 16 gr.)

Es ist unglaublich, dafs Jemand sich ernstlich mit der kaufmännischen Rechenkunst beschäftigen und doch nicht wissen sollte, dafs wir sehr viele, höchst mühsam ausgearbeitete, und ihrem Zwecke vollkommen entsprechende logarithmische Tabellen für Kaufleute, und sich darauf stützende abgekürzte Arbitragen-Rechnungen besitzen. Die Namen *Clausberg, Kruse, Raphael, Levy, Kästner* und vieler Anderer können beynahe Niemanden fremd seyn, der sich mit kaufmännischer Arithmetik abgiebt, und doch mufs der deutsche Vf. der französischen Schrift, welche wir hier anzeigen, nie etwas von ihnen erfahren haben, wenn er glauben kann, durch seine Arbitrage-Tafeln etwas Neues zu liefern. Dafs er aber diesen Glauben habe, beweiset seine Äufserung in dem Vorberichte, wo er geradezu äufsert, dafs er durch die *Gerhardt*'schen 1788 und 1795 erschienenen Logarithmen zuerst auf den Gedanken von Arbitrage-Tafeln gerathen sey. Er rechnet alle Erfoderniffe derselben mit vieler Sachkenntnifs her, und sagt dann mit vollkommener Selbstgefälligkeit: *J'ai tâché de réunir tous ces avantages avec celui d'en faire un volume portatif: c'est beaucoup présumer, mais l'expérience m' autorise à affirmer que ma collection des Arbitrages qui ne doit son existence qu'à un travail très-pénible, entrepris d'abord pour mon propre usage, remplira ces conditions dans tous les points, pourvûque l'on se vende familier l'usage des Logarithmes.* Auch sehen wir gar nicht ein, womit Hr. *Reishammer*, wenn er diesen Glauben auch rechtfertigen könnte, es zu entschuldigen vermöchte, dafs er die *Gerhardt*'schen logarithmischen Tafeln, die sehr correct gedruckt sind, nochmals abdrucken liefs, und ihnen durch bedeutende Abkürzungen Vieles von ihrer Brauchbarkeit entzog.

Da Hr. R., als Deutscher, die französische Sprache für diese Schrift gewählt hat: so könnte man vielleicht meinen, er habe eigentlich nicht für Deutsche arbeiten wollen. Dieser Vermuthung steht aber seine eigene Erklärung in der Einleitung entgegen, wo er bestimmt von sich sagt: *L'Auteur ne s'est décidé à le donner en français que parceque cette Langue est la plus universellement répandue parmi les personnes adonnées au commerce et particulièrement parmi celles qui suivent la partie de change.* Hr. R. hat also sein Buch für die Welt, sowohl für Deutschland als für Frankreich und für andere Länder geschrieben; dann ist ihm aber, wenn wir ihn keiner Unredlichkeit zeihen wollen, seine Unbekanntschaft mit der Literatur seines Faches durchaus nicht zu verzeihen. Aufser dem, dafs er zu glauben scheint, man habe in der kaufmännischen Rechenkunst noch gar keine Notiz von den Logarithmen genommen, und selbst *Jürgen Elert Kruse* habe sie nicht gekannt, (S. 25 der Introduction heifst es: *Cet exemple est pris de Elert Kruse de Hambourg, aux Logarithmes près, dont il paroit n'avoir pas eu connoissance*), müssen ihm auch *Joh. Christ. Nelkenbrechers J. U. et Arithm. C. Tabellen zu Berechnung der Wechselarbitragen* u. s. w., welche schon 1762 zu Königsberg herausgekommen sind, völlig unbekannt geblieben seyn. Denn diese vortreffliche ältere Arbeit, die mit der gröfsten Vollständigkeit, Genauigkeit und Kürze abgefafst ist, leistet gerade alles das, was das *Reishammer*'sche Werk leisten soll, und noch vieles mehr, auf eine bequemere, sicherere und einleuchtendere Weise, und es mufs sich Jedem unwillkührlich aufdringen, dafs es selbigem zu einem — nicht erreichten — Vorbilde gedient habe. Aufserdem haben wir aber auch in späteren Zeiten viel brauchbarere Werke der Art erhalten, worunter besonders die in Altona 1786 erschienenen *Vollständigen Tabellen über Geld-, Wechsel-, Gold- und Silber-Specu-*

lationen, nach Rec. Dafürhalten, oben an zu ſtehen verdienten, wenn ſie mehr auf die jetzigen Curſe und überhaupt nach dem jetzigen Gang der Geſchäfte eingerichtet wären. Eine gehörig verbeſſerte Auflage derſelben wäre etwas ſehr Wünſchenswerthes. Hätte Hr. R. dieſe übernommen: ſo würde er ſich den Dank des kaufmänniſchen Publicums verdient haben, ſtatt daſs wir jetzt — am mildeſten geurtheilt — ſeine Arbeit für ganz überflüſſig, beſonders für Deutſchland, erklären müſſen.

Daſs wir demnach die *deutſche Überſetzung*, wenn ſie auch höchſt vollkommen gerathen wäre, nicht gut heiſsen können, verſteht ſich von ſelbſt, und zwar um ſo mehr, da der Vf., wie wir wörtlich angeführt haben, beſtimmt äuſsert, daſs er, als Deutſcher, deſshalb die franzöſiſche Sprache gewählt habe, weil dieſe von den meiſten Kaufleuten, beſonders von Bankiers, verſtanden werde, und dadurch alſo ſelbſt jede Überſetzung ſeines Werkes für überflüſſig und unzweckmäſsig erklärt. Wir können aber verſichern, daſs der Überſetzer kein Franzöſiſch verſteht, und daſs man nicht ſchändlicher mit einem Autor umgehen könne, als es der Ingenieur und Weinviſirer *Mayer* mit dem ſeinigen gethan hat. Nur einige Stellen, ſo wie ſie uns in die Hand fallen, wollen wir als Belege anführen.

Reihammer.	*Mayer.*
Connaissant le prix d'un semblable travail, j'ai pensé que ce serait une chose utile aux personnes vouées à l'état de negociant que de leur offrir le resultat de mes recherches, fruit d'une longue aplication, sur les combinaisons de changes appellées Arbitrages, à l'aide des mêmes tables de Logarithmes publiées par M. Gerhardt. Je m'y suis livré avec d'autant plus de zèle, que je ne connais point de place de commerce ou l'on ne puisse s'en servir avec bien plus de succès que de tous les autres livres qui ont pour objet de facilites les calculs.	Wer den Werth einer ähnlichen Arbeit kennt, der wird den Nutzen für die Perſonen, ſo ſich der Handlung widmen, durch dieſe Bekanntmachung bey der Gegeneinanderhaltung oder Vergleichung der Wechſel genannt Arbitrage, mit Hülfe der namlichen *Gerhardt*ſchen Tebellen leicht vorſtellen können. Es wurde um ſo mehr auf die Bearbeitung dieſes Buchee der möglichſte Fleiſs verwendet, damit man ſich deſſelben mit dem beſten Erfolg bedienen u. alle enderen Werke und Schriften, welche über leichte Arten zu rechnen herausgekommen ſind, entbehren kann.
Si j'avois à consulter des hommes versés dans ces calculs sur le moyen de rendre mon recueil le vrai manuel pour les Arbitrages, leurs idées de la perfection dont un pareil ouvrage est susceptible se tiraient surement reunies sur les points suivants etc.	Den in dieſen Rechnungen geübten Perſonen wäre anzurethen, daſs ſie dieſe 2 Bände als ein wahres Handbuch zu Vergleichung der Wechſelcurſe brauchten, ihre Begriffe würden bey Vervollkommnung, wozu ein ähnliches Werk empfänglich iſt, ſich ſicher über nachſtehende Puncte vereinigen u. ſ. w.
Decouvrir après la deduction de tous les frais, le benefice clair et net, soit sur le prix du change, soit, en pourrent ;; et, connaissant le tems que doit durer le debours, convertir ce benefice, par un calcul facile, en escompte annuel ; soit qu'on fasse valoir ses fonds, ou qu'on s'en procure par des operations de	Entdecken nach dem Abzug aller Spesen den klaren und reinen Gewinn, entweder auf den Preis des Wechſels oder in Procent, und, wenn die Zeit der Dauer von den Auslagen bekannt iſt, dieſen Gewinn durch eine leichte Berechnung in jährlichen Disconto zu verwendeln; es ſeye, daſs man die Fonds
changes, et qu'on veuille connoitre à quel taux reviendra l'argent.	wollte geltend mechen, oder deſs man durch Wechſelgeſchäfte es zuwegen brächte und daſs men wollte das Geld, was vom Ganzen fällt, wiſſen.

Die auf dem Titel verſprochenen Verbeſſerungen haben wir nirgends entdecken können, wohl aber fanden wir, daſs die wenigen Druckfehler, welche ſich in das Original eingeſchlichen hatten, mit diplomatiſcher Genauigkeit in die Überſetzung mit aufgenommen, und durch viele neue vermehrt worden ſind. Ein Blattchen, welches der Überſetzung beygelegt iſt, iſt überſchrieben: *Verbeſſerungen von Reishammers Logarithmen.* Wir fanden aber zu unſerem Erſtaunen, daſs die darin aufgeführten Druckfehler, ſo weit wir uns die Mühe gegeben haben ſolche aufzuſuchen, ſich nicht im Reishammerſchen Originale, ſondern bloſs in der fehlerhaft gedruckten Überſetzung befinden.

Übrigens müſſen wir hier noch unſer Bekenntniſs über dieſe Art von Schriften im Allgemeinen ablegen. Wir waren allezeit die Lobredner der Logarithmen, und haben ſchon oft unſere Meinung, ſowohl in dieſen Blättern als anderswo, öffentlich dahin geäuſsert, daſs es den Kaufleuten höchſt nützlich ſey, mit dieſem unſchätzbaren Hülfsmittel vertrauter zu werden. Durch dieſe künſtlichen Zahlen können ſie ungemein viele Zeit erſparen, welches bey manchem höchſt wichtigem Geſchäfte, das — beſonders an der Börſe — oft ſehr ſchnell beſchloſſen oder abgelehnt werden muſs, vom gröſsten Nutzen ſeyn kann. Auch im Comptoire, wo man mehr Zeit hat, iſt es doch höchſt wichtig, wenn man durch logarithmiſche Tafeln eine ſchnelle Probe ſeiner Rechnungen aufſtellen kann. Dazu werden allerdings correcte Logarithmen erfodert, die aus ſo wenig Ziffern als möglich beſtehen, und die durch eine eigene Einrichtung manche Nebenvortheile gewähren, z. B. daſs die Zahlen, welche oft wiederkehren, als die Zahl 100 in dem Ketten-Satze, ganz wegbleiben können; u. m. dgl. Viel weiter müſſen ſie aber nicht gehen, und Tabellen, wie die eben angezeigten, aus denen jeder Menſch, ohne alle Rechenkenntniſs, wenn er nur etwas abgerichtet wird, jede Arbitrage mechaniſch zu Stande bringen kann, ſind dem angehenden Kaufmanne gewiſs ſchädlich, indem ſie ihn um die Fertigkeit zu rechnen bringen, ihn zu einer bloſsen Rechenmaſchine machen, und dennoch oft eben ſo viele Zeit durch Nachſchlagen erfodern, als eine völlige Berechnung nach den gewöhnlichen Regeln. Der Kaufmann muſs, wenn er ſicher gehen will, ſeinen ganzen Satz im Kopfe haben, und durch die Logarithmen nur des Vortheils der kleineren Zahlen und des in Addiren und Subtrahiren verwandelten Multiplicirens und Dividirens genieſsen. φ.

ÖKONOMIE.

Frankfurt a. d. O., in der akadem. Buchhandlung: *Praktiſches Handbuch der Feldwirthſchaft, mit beſonderer Hinſicht auf die neueſten Vorſchläge über die Anwendung der engliſchen Wirthſchafts-*

Digitized by Google

art auf die deutſche. Von D. *F. B. Weber*, ord. Prof. der Staats- und Landwirthſchaft zu Frankfurt a. d. O. I B. mit Kpn. 1807. XVI u. 470 S. II B. 448 S. gr. 8. (4 Thlr. 16 Gr.)

In dieſem praktiſchen Handbuche hat der verdiente Vf. den geſammten Feldbau und deſſen verſchiedene Branchen ſehr vollſtändig erläutert; wo er einzelne wichtige ökonomiſche Gegenſtände weniger ausführlich darſtellen konnte, weil er mehr auf das Allgemeine zu ſehen hatte, da hat er auf Quellen zum weiteren Unterricht hingewieſen, und — was in der That dieſem Werke einen deſto gröſseren Werth giebt — der beſten Literatur aus *allen* Sprachen, d. h. auſser der deutſchen, der engliſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen und ſpaniſchen, und vorzüglich derjenigen, die in vermiſchten Schriften, ökonomiſchen Sammlungen, Journalen, in Schriften gelehrter Geſellſchaften oder einzelner Männer enthalten iſt, ſorgfältigſt gedacht. Auch hat er hiebey alle, ihm bekannten, neuen Erfindungen, beſonders neue, für den Feldbau brauchbare Maſchinen und Inſtrumente angezeigt, ihren Werth und ihre Anwendbarkeit dabey unbefangen bemerkt, oder wenigſtens auf die von ihnen gegebenen Nachrichten verwieſen, ſich jedoch in dem ganzen Werke ſtreng an die Grenzen des Feldbaues gehalten. Zugleich ſoll es als eine Fortſetzung ſeines *ſyſtematiſchen Handbuchs der Landwirthſchaft* angeſehen werden: daher auch manche einzelne Materien, welche an ſich ein allgemeines Intereſſe für den ganzen Pflanzenbau haben, und in jenem ausführlich dargeſtellt worden ſind, hier ganz übergangen werden. Jedoch ſollen, nach einer, durch Umſtände nöthig gewordenen Abänderung des erſt vorgeſetzten und auch von *Thaer* gebilligten Plans, die Bearbeitungen der verſchiedenen Branchen der Landwirthſchaft nun nicht mehr in einer Reihe nach einander erſcheinen, ſondern von jetzt an einzelne Branchen herausgehoben, und in einzelnen Werken ausgearbeitet, herausgegeben werden. Zu dem Ende wird die Reihe zuerſt an ein ökonomiſch-juriſtiſches Handbuch der Haushaltungskunſt kommen, und dann wird ein praktiſches Handbuch der Viehzucht folgen, zu welchen Arbeiten ſchon die reichhaltigſten Materialien geſammelt ſind. Der Vf. empfiehlt auch dieſes Werk der ſtrengen, aber gerechten und billigen Prüfung der Sachkundigen. Rec. kann ihm ſeinen völligen Beyfall nicht verſagen, nachdem er es ganz mit aller Aufmerkſamkeit geleſen hat. Es iſt vollſtändig, gründlich, und ohne parteyiſche Vorliebe für alles Neue ohne Unterſchied geſchrieben; und für den praktiſchen Landwirth, der nicht der Dreyfelderwirthſchaft huldiget, überaus brauchbar. Wir halten uns verpflichtet, den Inhalt deſſelben kürzlich mitzutheilen, und dabey noch auf das eine und andere Vortreffliche darin aufmerkſam zu machen, um unſer Urtheil zu begründen.

Im erſten Bande ſpricht der Vf., nachdem er den Begriff der Feldwirthſchaft feſtgeſetzt, und die Eintheilung der Lehre von derſelben angegeben hat, in der erſten Abtheilung: *von der Feldwirthſchaft im Allgemeinen*, und zwar in 3 Cap., welche wiederum in mehrere Abtheilungen und Unterabtheilungen zerfallen. 1) Von den Acker- oder Wirthſchafts-Syſtemen, oder von der Eintheilung der Felder und vom Fruchtwechſel, und wie das Verhältniſs des Futterbaues zum eigentlichen Ackerbau hiebey zu beſtimmen ſey. 2) Von der Feldbeſtellung ſelbſt. 3) Von dem Schutze, der Pflege und Wartung der Felder, und der Saaten insbeſondere, gegen die ſie betreffenden Unfälle und Gefahren. Der zweyte Band handelt in der zweyten Abtheilung dann *von den einzelnen Branchen des Feldbaues insbeſondere*, und zwar in 3 Abſchnitten: 1) Von dem Getreidebau, wo in 2 Capp. von dem Wachsthume und Anbau der Getreidearten, namentlich des Weizens, Roggens u. ſ. w., und dann von der Erndte, dem Ausdruſch und der Reinigung, oder von der Zugutmachung und Aufbewahrung des Getreides die Rede iſt. 2) Vom Anbau der ſogenannten Handelskräuter oder Handelsfrüchte, und zwar wiederum in 2 Capp. von dem Anbau der Ölgewächſe oder Ölpflanzen, und von dem Anbau der eigentlichen Manufacturkräuter. Endlich 3) vom Futterbau auf den Feldern, oder von dem Anbau der Futterkräuter und Futtergewächſe auf den Feldern im Groſsen.

Im erſten Bande iſt in Cap. 1. S. 71 ganz vortrefflich, was vom Übergange aus einem Wirthſchaftsſyſtem in ein anderes, beſonders von der Vorſichtigkeit im Übergange von der Dreyfelderwirthſchaft in die Wechſelwirthſchaft, geſagt wird. Auch ſind die mehreren hier mitgetheilten Beyſpiele von Fruchtwechſeltabellen äuſserſt lehrreich. Auch können wir nicht umhin, hier die S. 178. Cap. 2 gerühmte Beſtellungsweiſe über Sommer der weiteren Prüfung und Nachahmung zu empfehlen. Man ſoll nämlich dem künftigen Sommerfelde — verſteht ſich, wo es die Lage, die Art des Ackers und die Natur der auszuſaenden Frucht verſtatten — ſchon im Herbſte alle die Furchen, die es überhaupt erhalten ſoll, geben, und dann im Frühjahr und zwar frühzeitig, bis zur Mitte oder am Ende Aprils, ehe das Unkraut aufkömmt, den Acker blofs mit der Egge einbrechen und ſogleich — ungepflügt — beſaen; alſo die Winterſtoppel Ende Septembers oder Anfangs Octobers *gehörig tief* und auch *ſchmalfurchig* ſtürzen, und auf dieſe Eine Ahrt Hafer 3 dergleichen im Frühjahr ſäen, hingegen zu Gerſte im Herbſte noch einmal Ende des Octobers oder Anfangs Novbrs., bis es zu frieren anfängt, den Acker rühren, ohne dann im Frühjahr wieder zu pflügen. Wie leicht iſt es zu begreifen, daſs auf dieſe Art, wegen der bleibenden Winterfeuchtigkeit, der Sommerfrucht keine Dörrung im Sommer ſchaden könne, und alles Unkraut unterdrückt werden, alſo auch das Getreide ungleich vorzüglicher gerathen müſſe, als nach der ſonſt üblichen Beſtellungsart! Rec. iſt ſchon im Voraus von der Vorzüglichkeit dieſer Methode überzeugt, und wird ſie ſchon in dieſem Jahre ſelbſt anwenden. — Weniger kann er der Bemerkung S. 130 beyſtimmen, wo der Vf. will, daſs die Egge recht gleich, gerade und ſicher gehen, nicht ſchwanken noch ſpringen ſoll, und wo er die bewegliche Glieder-Egge des Baron Baumer verwirft, weil ſie nicht allenthalben eingreife, und ſchwerer zu ziehen ſey. Durch das Tanzen der Egge wird, nach der Saat, doch offenbar der Same beſſer vertheilt, und das furchenweiſe Aufgehen deſſelben verhindert.

so dafs also gewifs auch nicht räthlich ist, die Eggeschienen fest mit den Balken verbinden zu lassen. — Schade übrigens, dafs die Verlagshandlung nicht für etwas besseres Papier und schwärzeren Druck gesorgt hat! Auch hätte dieses treffliche Werk es wohl verdient, von der Menge Druckfehler befreyt zu werden; denn fast ein Bogen *Errata* und Verbesserungen sind ihm beygefügt. — sch —

Glogau, b. Günter: *Neuere Feldbestellung mit mehrschaarigen Pflügen, wodurch erwiesen, wie ungleich mehr Getreide dadurch erbauet wird;* erfunden und praktisch entworfen vom Commissionsrath *von Arndt.* 1808. 112 S. 8. (12 Gr.)

So viel sich auch gegen den gewählten Titel einwenden liefse, so gründlich und interessant ist doch der Inhalt der ganzen Schrift, und überaus lehrreich für einen jeden Leser, dem darum zu thun ist, seinen Ackerbau zu heben. Hr. *v. A.* übernahm vor 18 Jahren sein väterliches, sehr verfallenes, und an sich unfruchtbares Gut Simsdorf in Schlesien, welches über Winter und Sommer 340 Scheffel säet, wenig Wiesewachs hat, und, bey der Übernahme, 8 Pferde, eben so viel Zugochsen, nur 11 Kühe und 250 Schafe hielt. Dieses Gut brachte in den ersten Jahren kaum 600 Rthlr. ein, und im Jahr 1788, nach Abzug aller Ausgaben, schon 1800 Rthlr., und 1789 gegen 2300 Rthlr. rein. Eben so übernahm er durch Erheirathung im Jahr 1786 das ebenfalls verwilderte, ½ Meile von Simsdorf entfernte Gut Ellguth, auf welchem er im ersten Jahre auch nicht mehr, als das vierte Korn, erndtete, aber schon das zweyte Jahr darauf das 7te Korn bauete. In Simsdorf aber erndtet er nun schon seit 2 Jahren durchgängig das 8te bis 9te Korn. Wie er nun seine Verbesserungen anfing, das erzählt er von S. 1—20 auf eine sehr instructive Weise, um sich auch um andere Landwirthe, die mit ihm in gleicher Lage sich befinden, verdient zu machen; er theilt hier nämlich die Geschichte seiner Unternehmungen und Verbesserungen der oben genannten beiden Landgüter mit. Und worin bestanden diese? Zuvörderst liefs er in Simsdorf alle Graben reinigen, und die dadurch erhaltene Erde auf die Oberfläche der sandigen Berge, aus denen der dritte Theil des Guts besteht, führen, welche jedoch in kurzer Zeit wieder verschwand. Aus Mangel an animalischem Dünger wählte er nun eine Mischung von Kalk und Asche, und bediente sich dieses mineralischen Düngers mit sichtbarem Vortheil; aber auch dieser wurde von dem vielen Sande bald wieder verzehrt, so dafs der Kalk, um ihn blofs in der Oberfläche zu erhalten, nun allemal auf die Ruhr gesäet und ganz seichte untergeackert wurde; allein auch auf diese Art trug der Boden nur 2—3 gute Früchte, und gab noch immer sehr spärliche Erndten. Hr. *v. A.* unternahm daher schon im dritten Jahr eine Veränderung in der Ackerbestellung. Aufserdem dafs er für gutes Pflügen sorgte, suchte er die Beetfurchen, die gewöhnlich im Ertrag geringer ausfallen, immer mehr zu vermindern, dachte darauf, das Unkraut aus dem Wege zu räumen, und jetzt gestattet er durchaus gar keine Beete mehr, sondern läfst alle Äcker ins Quadrat pflügen, und sorgt nur für gute, zweckmäfsige Wasserfurchen, so wie er, um dem sandigen Boden mehr Bindung zu geben, das Walzen der Gerstenäcker, und auch der späteren Winter-Einsaat mit grofsem Nutzen einführte. Auch verwandelte er 2 kleine Teiche mit Vortheil in Acker, bauete immer mehr Futterkräuter an, und vermehrte den Viehstand. Jedoch die Hauptverbesserung machte er mit Muschelmergel, den er, mittelst eines Erdbohrers, auf einem wüsten Stücke mitten auf einer Wiese entdeckte, und mit welchem er nun, besonders seine Elendsberge, am wirksamsten dünne überfahren liefs, so dafs er schon im folgenden Jahre von 14 Scheffel Aussaat 42 Schock Getreide erndtete. Zugleich erfand er einen mehrschaarigen Pflug, dessen er sich vorzüglich zum Saatackern bedient. Damit lafst er alles ins Quadrat pflügen, und hat überhaupt eine ganz neue Ackermethode auf seinen Gütern eingeführt, welche gewifs der gewöhnlichen bey weitem vorzuziehen ist, und den Ertrag sehr erhöhen mufs. Gern theilte sie Rec. hier mit, wenn sie nicht zu viel Raum einnähme; aber keinen Landwirth wird es gereuen, die Beschreibung derselben selbst von S. 48 an zu lesen, und einer genaueren Prüfung zu unterwerfen. Wäre es nur, bey der Schlendriansliebe der Ackerleute, auch müglich, sie anderwärts einzuführen, und überhaupt das Ackerwerk nach der Methode des Hn. *v. A.* zu betreiben! Auch was der Vf. über das Eggen und Walzen, desgleichen über das Mergeln, das, nach seinen vielfachen Erfahrungen, blofs die Hindernisse des Wachsthums hebt, aber nicht als eigentliches Düngmittel anzusehen ist, über die Mittel, einem Landgute den höchsten Ertrag abzugewinnen u. s. f. sagt, das alles ist vortrefflich, und macht ihm und seinem Nachdenken sehr viel Ehre. Kurz, Rec. kann dieses gehaltreiche Schriftchen, das so manche bändereiche Bücher über Ökonomie an erprobten Grundsätzen weit hinter sich zurücklafst, allen mit gutem Gewissen dringend zur Lectüre empfehlen, die mit dem Vf. sich ebenfalls genöthiget sehen, ihre deteriorirten Güter zu verbessern und ihren Wohlstand zu heben. Nur vermifste er ungern eine Abzeichnung des neu erfundenen 3-, 4- und 5-schaarigen Pfluges. Da ihm das *Arndtisch-Riemische* Ackersystem, oder unsere Feldbestellung zu einträglicherem Ackerbau mit mehrschaarigen Pflügen, entworfen vom Commissionsr. *Arndt*, mit Anmerkungen, auch einem allgemeinen Schaarwenzelpflug, herausg. vom Commissionsr. *Riem*, m. 3 Kpf. Neue Aufl. Leipz. 1794. gr. 8. eben so wenig, als *Riems* Verbesserungen des *Arndtisch-Riemischen* 4schaarigen Pflugs. Mit 9 K. im Magaz. zur Beförd. d. Industrie. B. II, H. VIII. zu Gesicht gekommen ist: so kann er freylich nicht sagen, ob diese Schrift in Ansehung des Inhalts als eine neue anzusehen ist. Einen auffallenden Druckfehler S. 9. Z. 1 kann er nicht unbemerkt lassen, wo nämlich statt Hacken — Harken steht. Übrigens fodern wir Hn. *A.* auf, uns mehr aus dem Schatze seiner Erfahrungen mitzutheilen, und versichern ihm unserer innigsten Achtung! — fch —

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 FEBRUAR, 1809.

GESCHICHTE.

1) HAMBURG u. LEIPZIG, in dem hiſtoriſch-politiſch-militariſchen Inſtitut: *Lichtſtrahlen.* III Heft. 12 Bogen. 8. broſchirt. (Alle 3 Hefte des 1ſten Bandes 2 Thlr.)

2) FRANKFURT u. LEIPZIG: *Des Oberſten von Maſſenbach*, Generalquartiermeiſterlieutenants, *drey Sendſchreiben an die Herren Generallieutenants von Blücher und von Rüchel, und an den geheimen Cabinetsrath Hn. Lombard.* Nebſt deſſen Erklärung über das Buch: Gallerie preuſſiſcher Charaktere. 1808. 143 u. 32 S. 8. (16 Gr.)

3) Ebendaſelbſt: *Betrachtungen und Aufſchlüſſe über die Ereigniſſe der Jahre 1805 und 1806.* Von dem Oberſten *Maſſenbach.* 1808. XVI u. 206 S. 8. (20 Gr.)

Die Herausgeber von No. 1 bleiben auch in dieſem dritten Hefte dem von uns ſchon No. 132 ff. 1808. angedeuteten Plane getreu; wir gehen daher gleich zu den einzelnen wichtigeren Aufſätzen über. No. 1. *Der Staatsrath im Königreich Preuſſen vor dem 14 Oct. 1806*, iſt aus dem bekannten *Gemälde des geſellſchaftlichen Zuſtandes im preuſſiſchen Staate*, abgedruckt. N. 2 liefert die Fortſetzung der *Vorleſungen* des Prof. *Schummel über den dritten Coalitions-Krieg.* Was ſchon bey einigen der früheren bemerklich wurde, beſtätigt ſich hier noch mehr: Der Vf. urtheilt gut, ſo lange er von Begebenheiten ſpricht, die auf den preuſſiſchen Staat keine Beziehung haben; ſobald er aber auf dieſen kömmt, verläſst ihn ſein Scharfſinn, ſein Urtheil wird befangen und ſeine Unterſuchungen arten in weitſchweifige, oft nichts ſagende, panegyriſche Bemühungen aus. Gehaltreicher, obgleich den Gegenſtand nicht erſchöpfend, ſind 3) *einige Bemerkungen über die Verſchiedenheit des Geiſtes in der franzöſiſchen und in der öſterreichiſchen Armee.* Der Vf. verſteht unter dem Geiſt eines Heeres „den Handlungstrieb der Individuen deſſelben, inſofern dieſer durch gewiſſe allgemein herrſchende Grundſatze, Meinungen und Gefühle beſtimmt und rege erhalten wird.“ Er bemerkt richtig, dafs der beſſere Geiſt einer Armee nicht etwa höhere Geiſteskräfte bey den Einzelnen erfodere, geht aber doch zu weit, wenn er meint, der Gemeingeiſt einer Geſammtheit laſſe nur auf die Eigenſchaften desjenigen, der ihn der Menge einzuhauchen wuſste, keineswegs aber auf Bildſamkeit ſeines Stoffes ſchliefsen. Der Grad und die Art dieſer Bildſamkeit kommen allerdings ſehr in Betrachtung, und nach ihnen mufs der, der den Stoff zu ſeinen Zwecken gebrauchen will, die Art ſeiner Einwirkung einzurichten verſtehen. 5) Bemerkungen über die Schrift: „*Über meine Verhaftung und einige andere Vorfälle meines Lebens*, von *B. Veitel Ephraim*, kön. preuſſ. geh. Rath. Berlin etc. 1808.“ Die vielen Blöſsen, die Hr. E. in ſeinem Buche giebt, werden aufgedeckt und lächerlich gemacht. Dadurch ſcheint jedoch der Verhaft deſſelben, die Verweigerung eines Verhörs und die harte Behandlung, welche er erfuhr, nicht völlig ſo gerechtfertigt zu werden, als der Vf. dieſes Aufſatzes glaubt. Denn, wenn es nöthig war, den Hn. E. zu „neutraliſiren,“ wie es hier heifst: ſo konnte dieſer Zweck doch wohl durch weiteren Arreſt in irgend einer preuſſiſchen Veſtung erreicht werden, und es fehlt immer noch der hinreichende Grund zu einer förmlichen Gefangenſetzung. — Leſenswerth ſind übrigens die Bemerkungen des Vfs. am Schluſs ſeines Aufſatzes. 6) *Rückblick auf das Jahr 1794. Drey Memoires. Beſchluſs von No. 4 im 2 Heft.* Der Vf., Hr. *v. M.*, giebt hier einige Actenſtücke zu jenem Aufſatze. Das erſte, *Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Angelegenheiten Deutſchlands*, enthält ein treffendes Gemälde der Lage Preuſſens, nachdem die republikaniſchen Heere Holland erobert hatten, und der dadurch nothwendig gewordenen Mafsregeln, den zweckmäfsigen *Entwurf eines Operationsplans für den Feldzug von 1795*, beide von Grofs Gerau, den 23 u. 24 Jan. 1795, datirt, und *zwey königl. Handſchreiben an den Gen. Feldmarſchall v. Möllendorf, welche ſich auf die hier in Rede ſtehenden Operationen beziehen*, und bey denen man ſowohl die Unbekanntſchaft des Königs mit den Abſichten des öſterreichiſchen Hofes, als die Ruhe, womit man zu Berlin den Fortſchritten der Franzoſen in Holland zuſahe, bewundern mufs. Aber das Erſtaunen wächſt noch bey dem (No. 2) *in Berlin entworfenen Operationsplan* vom 29 Jan. 1795. Hier werden drey Defenſiv-Stellungen, eine hinter der anderen, vorgeſchlagen, und erſt in der letzten denkt man ſich zu wehren. No. 3 endlich folgt ein Aufſatz *über die Abrückung der königl. pr. Armee aus ihren gegenwärtigen Stellungen in der Gegend von Mainz nach Weſtphalen.* Potsd., d. 26 Jan. 1795, datirt, eine Skizze zu einem Marſchtableau, wie ſie jeder Zögling eines Cadettenhauſes mit der Karte in der Hand ausarbeiten kann. Anſichten, Plan und Styl ſind gleich ſtümperhaft in dieſen beiden Actenſtücken, und man mufs die Folgerungen des Com-

mentators, der *einige Reflexionen bey Gelegenheit der vorſtehenden Memoires* hinzugefügt hat, unterſchreiben, wenn er daraus die Nothwendigkeit guter Schulen, wo man richtig ſchreiben und logiſch denken lerne, darthut. Den Beſchluſs machen (No. 9) *zwey Erklärungen des Oberſten v. Maſſenbach.* Die erſte iſt durch einen Angriff des Generallieutenants *v. Blücher*, die zweyte durch das Buch: *Gallerie preuſſiſcher Charaktere*, veranlaſst worden; beide, ſo wie auch die Actenſtücke zu dem Rückblick auf das Jahr 1794, (No. 6) ſtehen in genauer Verbindung mit den *Maſſenbachiſchen* Werken, zu deren Anzeige Rec. nunmehr übergeht.

Nach der Capitulation von Prenzlau, welche die militäriſche Laufbahn des Fürſten von Hohenlohe in der preuſſiſchen Armee beſchloſs, beſchäftigte ſich der O. *v. M.*, der dieſen Feldherrn als Generalquartiermeiſter-Lieutenant begleitet hatte, mit der Abfaſſung eines ausführlichen Berichts an den König, in welchem er ſowohl die Geſchichte des unglücklichen Feldzuges, inſofern er daran Theil genommen hatte, als auch die entfernten und näheren Urſachen, welche nicht bloſs zu den traurigen Reſultaten geführt, ſondern vielmehr nach ſeiner Uberzeugung ſie unvermeidlich gemacht hatten, weitläuftig aus einander ſetzte. Er glaubte nun mit dieſer Rechenſchaft, die er ſeinem Souverän ablegte, ſich begnügen, und den Erfolg ruhig abwarten zu können; aber die vielen öffentlichen Angriffe, die auf ihn gethan wurden, zwangen ihn, aus ſeiner Zurückgezogenheit hervorzutreten. Gleich unglücklichen Spielern, die ihren letzten Satz verloren haben, und nun einander Vorwürfe machen und ſich wechſelſeitig die Schuld des Verluſtes aufbürden, ſah man auch bald nach jener verhängniſsvollen Epoche Preuſſens die Perſonen, welche an der Lenkung der Begebenheiten mehr oder weniger Antheil genommen hatten, einander anklagen, und die Apologie jedes Einzelnen enthielt faſt immer die Beſchuldigung verſchiedener Anderen. Das Publicum nahm Partey, und gereizt durch die revolutionäre Sprache vielgeleſener Schriften, in welchen beſonders eine Claſſe von Staatsbeamten, die in früheren Zeiten ſich durch das Militär unterdrückt geglaubt hatte, ihrer Erbitterung Luft machte, feindete der groſse Hauſe die Armee und beſonders das Officiercorps an, dem er die Schuld der öffentlichen Drangſale allein beymaſs. Vorzüglich traf aber der allgemeine Unwille das hohenlohiſche Corps, und indem man die Ereigniſſe von Auerſtadt ſchonend beurtheilte und die Standhaftigkeit der Abtheilung, die bey Lübeck unterlag, mit verſchwenderiſchem Lobe erhob, wollte man für den Verluſt bey Jena und die Capitulation von Prenzlau keine Art der Entſchuldigung gelten laſſen. Man warf dem Feldherrn und ſeinen Rathgebern, wo nicht Beſtechung und Verrath, doch Ungehorſam gegen höhere Befehle, widerſpänſtige Unbeſonnenheit und Muthloſigkeit vor. Diejenigen, die durch Enthüllung der ihnen bekannten, wahren Umſtände die öffentliche Meinung aufzuklären ſich bemühten, wurden heftig angegriffen, oder man ſuchte in ihren Angaben ſelbſt neue Beſchuldigungsgründe zu finden, und den groſsten Schaden that dem Hn. *v. M.* perſönlich das Buch: *Gallerie preuſſiſcher Charaktere*, das neben ſeinem panegyriſchen Lebenslaufe eine Reihe bitterer Bemerkungen über die achtungswertheſten Männer der Monarchie und zugleich eine Menge von Anekdoten enthielt, die ſo geſtellt waren, daſs man ihn für den Verfaſſer, oder wenigſtens für einen der Mitarbeiter dieſes Werkes halten muſste.

So von allen Seiten beſtürmt, verſuchte er es zuerſt, durch eine getreue Schilderung des Ganges einzelner Begebenheiten die Vorwürfe, welche ihm gemacht wurden, zu widerlegen. Er that dieſes in den beiden erſten Heften der *Lichtſtrahlen;* aber die polemiſche Form ſeiner Apologieen weckte neue Gegner, und indem er jeden Angriff beſonders beantwortete, entſtand die gegenwärtige Reihe von Schriften, in welchen freylich manche Wiederholung vorkömmt, und denen, als Proceſs-Acten Einer Partey, der Charakter der Einſeitigkeit hie und da anzukleben ſcheint, die aber deſſen ungeachtet als Angaben eines Mannes, der den Regierern des Staats und der Armee ſtets zur Seite geweſen iſt, den Freund der Geſchichte zu beſonderer Aufmerkſamkeit auffodern.

No. 2 enthält *drey Sendſchreiben.* — In der Vorrede ſetzt der Vf. die beſonderen Gründe, welche ihn zu der Bekanntmachung eines jeden derſelben bewogen, aus einander; wir berühren ſie hier nicht, weil ſie aus der weiteren Anzeige von ſelbſt hervorgehen werden. Das *Erſte* iſt an den *General Blücher* gerichtet, der ihn, in einer, im dritten Hefte der *Lichtſtrahlen* aus der berliner Zeitung abgedruckten Erklärung, der Unwahrheit beſchuldigt hatte. Hr. *v. M.* antwortet dort kurz, aber mit Würde, indem er ſich auf das eigene Schreiben des Generals beruft, das deſſen ausdrückliche Weigerung, zu der Armee des F. Hohenlohe zu ſtoſsen, enthält. Hier hat er es mit einer, im Februarſtück 1808 der *Minerva* enthaltenen, Widerlegung ſeines erſten Aufſatzes [*Lichtſtr. H. I. II*] zu thun, die aber ihren Zweck nicht erfüllt. Denn es iſt nicht die Frage: ob das hohenlohiſche Corps durch die Verſtärkung der blücherſchen Truppen würde gerettet worden ſeyn; ſondern ob der Gen. Blücher die Ordre des Fürſten, zu ihm zu ſtoſsen, erhalten hatte, und ob er im Stande war, ſie zu befolgen. Die Ausflucht des Gegners, deſſen Widerlegung dem gegenwärtigen Sendſchreiben vorgedruckt iſt, „daſs der Gen. Blücher ſich nicht auf Actenſtücke, ſondern auf ſeine edlen Abſichten verlaſſe," entkräftet das Hauptdocument nicht; im Gegentheil wird auch hier die Ächtheit des Briefes anerkannt, in welchem dieſer die ihm anbefohlene Vereinigung am 26 Oct. früh 10½ Uhr förmlich ablehnte, und lieber mit ſeinem Corps exponirt werden, als einen Nachtmarſch unternehmen will. Mehr, als hier eingeräumt wird, hatte Hr. *v. M.* auch nicht behauptet, und dabey den Verdienſten und dem guten Willen des Gen. Bl. durchaus Gerechtigkeit wi-

Digitized by Google

derfahren laſſen. Daſs der gröſste Theil der blücherſchen Truppen am 27 Oct. bey Fürſtenberg hätte eintreffen können, wird in dem Sendſchreiben erwieſen, welches zugleich darthun ſoll, daſs der durch das Warten auf dieſe Verſtärkung verurſachte Zeitverluſt vorzüglich den unglücklichen Ausgang bey Prenzlau veranlaſst habe. Rec. maſst ſich darüber keine Entſcheidung an, meint aber, daſs ein Heer, in welchem jeder Unterbefehlshaber bloſs nach ſeinen eigenen Ideen zu handeln ſich befugt, und bey gemeſſenen Befehlen nicht einmal einen Verſuch zu ihrer Ausführung machen zu müſſen glauben konnte, auch ohne jenes vergebliche Warten der endlichen Auflöſung nicht würde entgangen ſeyn. Daſs dieſs aber der Fall war, bezeugen die Klagen über das Ausbleiben aller abgeſchickten Haufen, die verſäumte Abbrechung der Brücken u. ſ. w.

Hr. *v. M.* hatte in ſeinem Bericht an den König, und in ſeinem Aufſatze in den *Lichtſtrahlen* behauptet, daſs die Schlacht von Jena eine ganz andere Wendung genommen haben würde, wenn der Gen. Rüchel früher auf dem Kampfplatz angekommen wäre, und es ſcheint nicht, daſs dieſer öffentlich darauf geantwortet hat. Der Vf. hielt es (S. 61) für nöthig, ſich deſshalb ſelbſt an ihn zu wenden, und weil er gehört hatte, daſs R. keine Briefe annehme, wenigſtens nicht beantworte, wählte er den Weg der Publicität durch gegenwärtiges zweytes Sendſchreiben. Er iſt alſo hier nicht angegriffener, ſondern angreifender Theil, und ein gewiſſes Beſtreben, dieſen Schritt bey ſich ſelbſt zu rechtfertigen, ſchimmert aus der zurückgerufenen Erinnerung an alte Zwiſtigkeiten, die der eigentlichen Sache fremd, obgleich für die Geſchichte nicht ohne Intereſſe ſind, hervor. Er entwickelt bey dieſer Gelegenheit das Syſtem, welches er ſeit 15 Jahren den Verhältniſſen des preuſſiſchen Staats angemeſſen hielt, und die Vorſchläge, die er vergebens durchzuſetzen ſich bemühete. Dieſe gingen hauptſächlich auf die Befeſtigung der öſtlichen Grenze Preuſſens, auf eine zweckmäſsige Organiſirung des Generalquartiermeiſter-Staabes, und auf einen Plan zur Erziehung des Kronprinzen; und wie es ſcheint, hatte der G. R. dieſen Vorſchlägen entgegen gearbeitet. So läſst ſichs erklären, warum der Vf., ohne gerade jetzt von ihm gereizt worden zu ſeyn, gegen ihn allein die Offenſive ergreift. Er ſetzt jedoch bey ſeinen Vorwürfen nie den Ton der Achtung aus den Augen, und erkennt das Verdienſt und die patriotiſchen Abſichten des Mannes, dem er oft herbe Dinge ſagt, bereitwillig an.

Das dritte Sendſchreiben, an den *geheim. Cabinetsrath Lombard*, iſt durch das Buch: *Materiaux pour servir à l'histoire des années* 1805, 6, 7, veranlaſst worden, in welchem wiederholte Ausfälle gegen die Maſsregeln des Fürſt. Hohenlohe vorkommen. Der Vf. unterwirft die darin der Welt dargelegte Handlungsweiſe der preuſſiſchen Cabinets-Regierung einer ſcharfen Kritik, und ſucht zu erweiſen, daſs dieſe an den politiſchen Fehlern der letzten Jahre, welche in dem Buche enthüllt werden, ſelbſt den gröſsten Antheil hatte, und daſs beſonders das Unglück des letzten Feldzuges durch eine Reihe von Vernachläſſigungen des Cabinets vorbereitet wurde.

Die Kataſtrophe von Prenzlau wird in den *Matériaux* räthſelhaft genannt; Hr. *v. M.* erklärt ſie, indem er den Vorgang umſtändlich, und ohne ſeine eigenen Irrthümer dabey zu verſchweigen, erzählt, und zugleich die Gründe auseinander ſetzt, die ihn bewogen, das Wort: Capitulation, auszuſprechen. — Jetzt, ſagt er, fühle ich freylich, daſs es für mich beſſer geweſen wäre, zu ſchweigen. Jetzt ſagen Alle, wir hätten noch einmal fechten ſollen. Aber warum trat denn damals Keiner auf, und äuſserte dieſe Meinung? Damals ſchwiegen Alle, und Keiner wuſste Rath.

Der *Anhang* enthält einen Auszug aus der eigentlichen Vertheidigung des O. v. M., ſo wie er ſie in ſeinem Bericht an den König geführt hat. Seine Vorſchläge und Bemühungen von dem Zeitpuncte an, wo der Krieg beſchloſſen war, und in den verſchiedenen Momenten deſſelben, werden hier in kurzen Sätzen dargeſtellt. Die meiſten ſind ſehr klar und beſtimmt, bey einigen hingegen wird der forſchende Leſer nähere Erläuterung wünſchen. So ſieht man z. B. nicht, auf wen eigentlich die Schuld fällt, daſs der Landgrafenberg und der Dornberg ſchon in der Nacht vom 12 auf den 13 verlaſſen wurden, und wie es zuging, daſs man am 13 keinen Verſuch machte, ſie wieder zu nehmen? Woran es lag, daſs der F. H. in der folgenden Nacht gar keine Meldung von den Vorpoſten erhielt, und, wenn dieſe ausblieb, auch keine foderte? Warum ein groſser Theil der Armee, und namentlich der rechte Flügel, von der Beſtimmung eines Sammelplatzes bey Liebſtädt nie etwas erfahren hat? Weſswegen endlich in allen dieſen Schriften die Erſcheinung des Hn. v. Monteſquiou, die das hohenlohiſche Hauptquartier am 13 ſo ſehr beſchäftigte, gar nicht erwähnt iſt? u. ſ. w. Manche dieſer Fragen, von denen Rec. nur einige anführt, laſſen ſich von Jedem, der damals den Gang der Dinge näher geſehen hat, leicht beantworten. Sie fallen der gar zu groſsen Nachſicht des F. Hohenlohe gegen Generale, deren Fähigkeit er bezweifelte, zur Laſt. Anſtatt andere an ihre Stelle zu ſetzen, oder ihnen bey Zeiten unterrichtete Gehülfen zuzuordnen, ſchmeichelte er ſich, daſs er im Stande ſeyn würde, nicht nur das Ganze, ſondern auch die einzelnen Theile in Perſon oder durch ſeine Umgebungen zu lenken, und manche jener Unterbefehlshaber harrten nun vergebens auf irgend eine Inſtruction; nicht einmal eine Hauptidee zur Richtſchnur ihrer Handlungen wurde ihnen mitgetheilt. Kaum aber war das Gefecht allgemein geworden: ſo vervielfältigten ſich auch die Beſchäftigungen dergeſtalt, daſs es den Adjutanten unmöglich wurde, zu den entfernten Abtheilungen zu kommen, die nun, ohne Kenntniſs des Plans und der allgemeinen Lage der Dinge, ſich ſelbſt überlaſſen blieben. Die Truppen fochten tapfer; aber ihre Kräfte wurden umſonſt verſchwendet, denn alle Verbindung der Theile zu einem Ganzen, alles Zuſammenwirken auf Einen Zweck hatte ein Ende, und der Rückzug muſste in

Digitized by Google

allgemeine Zerstreuung ausarten, weil nur den wenigsten bekannt war, wo sie den Feldherrn zu suchen hatten.

In dem, der *Erklärung über das Buch: Gallerie preussischer Charaktere*, vorausgeschickten und bereits in einigen Zeitschriften abgedruckten Briefe an den Vf. desselben beklagt sich Hr. *v. M.* über die unerlaubte *öffentliche Bekanntmachung* von Anekdoten, die er im Kreise vertrauter Freunde erzählt haben könne, über die verstümmelte, unvollständige und folglich *der Wahrheit nicht ganz gemässe Wiedererzählung* dieser Anekdoten, und über die *Hinzufügung näherer Umstände*, die er Niemanden vertraut habe, und verwahrt sich feyerlich gegen alle Folgerungen, die man darauf gründen, so wie gegen alles, was jener Vf. noch ferner in Beziehung auf ihn sagen könnte. Er wiederholt sodann in der Erklärung nicht nur die schon in den *Lichtstrahlen* gegebene Versicherung, dass er das Buch nicht geschrieben habe, sondern sucht auch durch aus dem Werke selbst genommene Beweise darzuthun, dass er es nicht geschrieben haben könne.

No. 3 zerfällt in die beiden auf dem Titel angegebenen Abtheilungen. Jeder derselben geht eine Vorrede und dem Ganzen eine Zueignung an den Markgrafen Ludwig von Baden voraus, welche, indem sie die Veranlassungen zu diesen Schriften recapitulirt, zugleich dem Vorwurf, dass der Vf. hie und da als sein eigner Lobredner auftrete, begegnen soll.

Auf die Vorrede, die dem Ganzen hinlänglich zur Einleitung dient, folgen noch 2 Briefe voll Wiederholungen, und dann erst die Betrachtungen. Hr. *v. M.* stellt hier durch ein Gleichniss die Verhältnisse Englands zu dem übrigen Europa auf, und macht dann in 10 Fortsetzungen die Anwendung auf Preussen überhaupt, auf den letzten Krieg und auf die einzelnen Begebenheiten desselben. Dass diese Übergänge zuweilen etwas gezwungen sind, dass die Apologie einzelner Handlungen des Vfs. sich nicht ohne Unbequemlichkeit aus der, die politische Lage eines grossen Staates umfassenden Basis entwickelt, und dadurch Lücken in dem Zusammenhange entstehen, ist die Folge der gewaltsamen Verbindung verschiedenartiger Zwecke. Hr. *v. M.* will zeigen, dass das Unglück der preussischen Monarchie das Resultat falscher politischer Grundsätze war, dass er für seine Person diese von jeher eingesehen und ihnen kraftig entgegengearbeitet habe; er will aber zugleich auch die Vertheidigung seines Betragens bey Jena, Prenzlau u. s. w. führen, und diejenigen Schriftsteller, die ihn darüber angefochten haben, widerlegen; das alles soll aus Einem Räsonnement hervorgehen: es entsteht aber dadurch eine Vermischung des Allgemeinen mit dem Besonderen, der Geschichte des Staats mit den Confessionen des Vfs., welche die Wirkung von beiden schwächt, weil keines darin entschieden vorherrscht.

Die *neuesten Aufschlüsse über den Feldzug von* 1806, wie ein besonderer Titel sie nennt, sind hauptsächlich gegen einen Aufsatz im VI u. VII Stück des Journals: *die Zeiten*, gerichtet. Man hatte darin die Gründe zu einer Anklage des Vfs. aus dem bekannten *Bericht des Augenzeugen* genommen. Hr. *v. M.* liefert daher einige Berichtigungen dieses Werkes und der daraus gezogenen, von dem Ankläger gemissdeuteten Stellen. Erzählung und Räsonnement wechseln mit einander ab, doch sind die Aufschlüsse grösstentheils schon in dem Vorhergehenden enthalten und hier nur weitläuftiger aus einander gesetzt, und durch Anführung der zwischen dem Vf. und dem Herzog v. Braunschweig gepflogenen Unterhandlungen vermehrt.

Alle diese Schriften begründen das längst nicht mehr bestrittene Urtheil, dass, wenn die während des Feldzugs begangenen Fehler das Unglück der preussischen Waffen herbeygeführt oder beschleuniget haben, doch nicht darin, sondern in der gänzlichen Vernachlässigung der vorher zu nehmenden politischen und strategischen Massregeln, in der Versaumniss aller nöthigen Anstalten, in dem Zustande des durch einen langen Frieden zurückgekommenen Heeres, in der Erschlaffung aller Impulsirenden Kräfte der Staatsmaschine und in dem daraus entstandenen Mangel an Subordination der meisten Unterbefehlshaber die wahren Ursachen der Vernichtung der Armee und des Falles der Monarchie zu suchen sind. Wir lernen in dem Vf. einen Mann kennen, der das Gute stets mit Feuer und Kraft zu befördern strebte, und dabey die Weltverhältnisse richtig aufgefasst hatte, der aber im Kampf gegen die herrschende Meinung unterliegen musste, weil er seine Kaltblütigkeit nicht zu bewahren vermochte, wo es darauf ankam, die von ihm anerkannte Wahrheit zu verfechten. Indem er zu gleicher Zeit überreden und überzeugen wollte, verfehlte er seines Zwecks bey den Schwachen, die, ihrem Scharfsinn misstrauend, um sich gegen Überredung zu sichern, ihr Ohr der Überzeugung verschliessen. Nach den unglücklichen Erfolgen, die er nur vorhersehen, nicht abwenden konnte, wurde er von allen Parteyen angegriffen, denn der unbesonnene Spieler wird stets geneigt seyn, dem warnenden Mitspielenden die Schuld des Verlustes gerade darum beyzumessen, weil er das Spiel im Anfang richtiger beurtheilt hatte, und verzeiht ihm die traurige Genugthuung nicht, das Unglück zuvor verkündiget zu haben. Die Apologieen selbst sind nicht frey von Leidenschaft, sie mussten der Natur der Sache nach in Gegenangriffe ausarten; aber sie gewinnen durch lebendige Schilderungen einzelner Begebenheiten und durch tiefe Blicke in das innere Getriebe der ihrem Untergang entgegen rollenden Maschine ein hohes historisches Interesse, und zeichnen sich vor den Schriften der Gegner, die sich überall fehlerfrey darstellen möchten, durch die Offenheit aus, mit welcher der Vf. seine eigenen Irrthümer eben so freymüthig eingesteht, als er die Missgriffe Anderer rügt. Die haufigen, mitunter ermüdenden Wiederholungen rühren von seinem Bestreben her, nach allen Seiten Fronte zu machen, und keinen Vorwurf unbeantwortet zu lassen. Er wird das künftighin nicht mehr nöthig haben, und bey erneuerten Anfechtungen über dieselben Gegenstände auf die bereits gegebenen Antworten sich berufen können. N. d.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 FEBRUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN und LEIPZIG, in dem hiſtoriſch-politiſch-militäriſchen Inſtitut: *Gemälde des geſellſchaftlichen Zuſtandes im Königreiche Preuſſen, bis zum 14ten October des Jahres* 1806. Vom Verfaſſer des neuen *Leviathan*. 2ter Theil. 1808. 303 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch dieſer Theil trägt ganz den Geiſt und den Charakter der übrigen Schriften des vielſchreibenden Verfaſſers an ſich. Man ſtöſst oft auf Gedanken, welche, wo nicht durch ihre abſolute Neuheit, doch durch die Art, wie ſie dargeſtellt und benutzt werden, frappiren. Noch öfter aber wird ein denkender Leſer durch Übertreibung und durch ein Jagen nach blendenden Ideen, auf Koſten der hiſtoriſchen Wahrheit, und gleichſam aller logiſchen Bündigkeit und Conſequenz zum Trotze, geſtört und wirklich beleidigt. Dieſes iſt bey dem zweyten Theile dieſes Werkes dem Rec. noch weit öfter begegnet, als bey dem erſten (ſ. J. A. L. Z. 1808. No. 124 ff.), welcher überhaupt an treffenden Bemerkungen und nützlichen Wahrheiten weit reicher war. Die Unkunde des Vfs. über manche abgehandelte Gegenſtände, der Mangel an eigener Beobachtung hat oft durch ſehr ſchiefe und bizarre Hypotheſen erſetzt und bemäntelt werden ſollen. Ein Gemälde des preuſſiſchen Staats verdient dieſer Theil aber noch weniger zu heiſſen als der erſte. Denn über Berlin heraus geht des Vfs. beſchränkter Blick ſelten, ſo oft es auch hätte geſchehen ſollen.

Die Erklärung des auf dem Titelblatte befindlichen Motto's macht den Eingang aus. Rec. will keineswegs dagegen behaupten, daſs ein bloſser Beobachter und ſpeculirender Gelehrter nicht im Stande ſey, über praktiſche Gegenſtände richtig zu urtheilen: allein er glaubt weder, daſs die Sache ſo leicht ſey, noch daſs, weil Columbus auf ſeiner Stube eine Charte entworfen hat, welche zur Entdeckung von Amerika führte, die Studierſtube und der Schreibtiſch der Ort ſey, wo groſse praktiſche Plane entworfen werden können. Denn abgeſehen davon, daſs unter den verſchiedenen Gegenſtänden des menſchlichen Wiſſens und Treibens ein gar groſser Unterſchied obwaltet, und der eine mehr, der andere weniger in das Gebiet der Erfahrung oder der Speculation gehört: ſo lehrt die Vernunft, in Übereinſtimmung mit der Geſchichte, daſs auſser einer beſonders glücklichen Anlage, tiefer Einſicht, und genauer Kunde des Gebiets, für welches gewirkt werden ſoll, auch ein anhaltendes Beobachten, ein ruhiges vorurtheilfreyes Nachdenken, ein gerader Sinn, ein hohes Gefühl für Wahrheit und ein lebhaftes Miſstrauen in die eigenen Ideen erfoderlich iſt, um mit Glück durch bloſse Speculation einen Entwurf oder ein Gebäude zu Stande zu bringen, von welchem ſich ein nützlicher Gebrauch machen läſst. Und ſelbſt unter dieſen Umſtänden wird der bloſse Theoretiker der Gefahr ſchwerlich entgehen, aus einem Satze theoretiſch mehr herzuleiten, als praktiſch daraus folgt, weil im wirklichen Leben die Dinge bey weitem nicht ſo einfach wirken, und der Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung weit mehr und weit gewaltſamer unterbrochen wird, als es dem Denker ſcheinen mag. Ob nach dieſer Anſicht unſer Vf. groſse Hoffnung habe, ſich den Nutzen und die Verdienſte eines Columbus im politiſchen und ſtaatswirthſchaftlichen Fache zu erſchreiben, überläſst man der eigenen Beurtheilung der Leſer.

Die Hauptidee, welche dieſem zweyten Theile zum Grunde liegt, beſteht darin: der Staats-Chef dürfe nicht Grundeigenthümer ſeyn, und das jetzige Ackerbauſyſtem, welches ſeinen Grund darin habe, tauge durchaus nichts. Dieſe Idee führt der Vf. nicht nur aus, ſondern ſie giebt den Maſsſtab, nach welchem er alles, was ſich im preuſſiſchen Staat findet, beurtheilt. Es läſst ſich aber im Voraus abnehmen, daſs eine Beurtheilung der öffentlichen Anſtalten, welche nach einem Grundſatze geſchieht, der bisher nicht angenommen war, und welcher ſchwerlich jemals in ſeinem ganzen Umfange angenommen werden dürfte, weder gerecht noch lehrreich ſeyn könne. Ein kritiſches Gemälde hätte den Leſer in den Stand ſetzen ſollen, zu beurtheilen, wie die preuſſiſchen Verwaltungsbehörden zu dem Zuſtande paſsten, der nun einmal da war, und ob und wie ſie zu dem Zwecke, welchen ſie befördern und erreichen ſollten, wirkten und tauglich waren. Davon findet man aber nur äuſserſt wenig oder gar nichts.

Nach vielen vergeblichen Worten beſtimmt der Vf. im erſten Abſchnitt, daſs ein *König* derjenige ſey, welcher die Leitung der den Staat ausmachenden Geſellſchaft übernommen habe. — Die Art dieſer Leitung, der Zweck, zu welchem, und die Regeln, nach welchen ſie geſchehe, beſtimmen das Weſen, die Güte einer Regierung. Wenn die Leitung durch Gewalt, und zum Privatvortheil des Regenten geſchieht: ſo nennt ſie der Vf., nach *Harrington*, eine Regierung *de facto*. Iſt ſie hingegen auf der Grundlage

eines gemeinſamen Rechts oder Vortheils eingerichtet: ſo iſt ſie eine Regierung *de jure*.

Die Regierungen *de facto* haben, ſagt der Vf., wie die neuere Geſchichte lehre, ihren Urſprung in dem Umſtande — alle? — dafs die Regierer, um zu den nothigen Machtmitteln zu gelangen, genöthigt geweſen, Grundeigenthümer zu ſeyn. Wo dieſes der Fall ſey, nähmen die Bürger den Charakter der Sklaven an, die bürgerliche Freyheit höre auf, es finde ein *Herrſchen*, kein *Regieren* Statt. — Wo findet ſich dieſes beſtätiget? Die Regierung ſey nur eine Zerſtörerin der bürgerlichen Freyheit, herrſche nicht durch Menſchen über Grund und Boden, ſondern durch Grund und Boden über die Menſchen, und der König ſey nichts weiter als der erſte Edelmann, der den beſten Theil des Grundes und Bodens inne habe. Wo hingegen die Könige mit ihren Machtmitteln auf die Unterthanen unmittelbar angewieſen ſeyen, würden ſie die allgemeine Freyheit befördern, und ſie zur erſten Quelle ihrer Macht erheben. In ſofern dieſes ganze Räſonnement weiter nichts enthält, als Anwendung des Satzes: es iſt nicht gut, dafs der Staatschef einziger oder vorzüglicher Inhaber irgend einer Gattung eines Gewerbes ſey, iſt viel Wahres darin, aber durchaus nichts Neues. Das Übertriebene in des Vfs. Behauptungen wird jedoch Jedem auffallen.

Warum die Verwandlung des erſten Edelmanns in einen Staatschef in vielen Reichen ſo langſam vor ſich gehe, deducirt der Vf. folgendermafsen. Wo das Agricultur-Syſtem nur durch Leibeigenſchaft beſtehe, müſſe das Regierungs-Syſtem demſelben angepaſst ſeyn. Es werde keine Geſellſchaft, welche nach einem gemeinſamen Intereſſe eingerichtet und erhalten werden ſolle, ſichtbar ſeyn, ſondern nur eine Geſellſchaft von Benutzern einer gewiſſen Art. Die ganze Geſetzgebung drehe ſich um einen Punct, ein jeder bilde ſich danach, man verkenne das Gewaltſame darin, und die Idee eines beſſeren Zuſtandes könne gar nicht aufkommen. Alle Verbeſſerungen könnten nur von dem Monarchen ſelbſt ausgehen; dieſer werde aber nicht darauf kommen, weil er ſich natürlicher Weiſe gut zu regieren einbilde, da ein Jeder mit ihm zufrieden ſey. Ewig werde daher dieſes Verhältniſs gedauert haben, wenn nicht einzelne Reiche ihre Lage benutzt, und neben dem unbeweglichen Reichthum des Grundes und Bodens den beweglichen des Geldes geſetzt hätten. Dadurch ſey aus dem König-Edelmann der Staatschef geworden, und der Egoismus des erſten habe ſich in dem zweyten in Liebe verwandeln, das ganze Weſen der Regierung habe ſich ändern müſſen. Der vorher nothwendige Deſpotismus gehe nun in Herrſchaft der Geſetze über, alles Groſse und Schöne verſammle ſich um den König, wie vorher alles Kleinliche ſich daſelbſt eingefunden habe. — Folgt denn aber aus einer Sache wirklich alles dasjenige, was ſich möglicher Weiſe daraus folgern läſst? Wirken denn auf ein ſo complicirtes Weſen, als der Staat und eine Regierung iſt, nicht mehrere Dinge zugleich? Hat nicht jede Wirkung ihre Gegenwirkung? Und kann ſich nicht der menſchliche Geiſt über das Sinnliche erheben?

II. *König von Preuſſen.* — Dafs die Fortdauer Preuſſens und der jetzt herrſchenden Dynaſtie davon abhänge, dafs man bald anfange, den Ackerbau nach beſſeren Grundſätzen zu betreiben, iſt dem Vf. eine entſchiedene Wahrheit. — Preuſſens Schwäche habe nicht ihren Grund in der Lage dieſes Reichs, ſondern darin, dafs ein Familienſtatut nicht nur die Veräuſserung der Domänen verbiete, ſondern auch dem Nachfolger die Macht gebe, die veräuſserten Güter wieder an ſich zu ziehen. Dieſes rühre aus Zeiten her, wo die Regenten alle ihre Machtmittel aus dem Grund und Boden gezogen hätten; es jetzt noch feſthalten wollen, hieſse allen Grundſätzen einer guten Staats-Oekonomie Hohn ſprechen. — Nach den beſten Schriftſtellern beruhe die wahre Macht eines Staats auf dem Verhältniſs der Bevölkerung zu dem Grund und Boden; es könne alſo von wahrer Macht da die Rede nicht ſeyn, wo dieſes Verhältniſs auſser Acht gelaſſen werde. Er habe ſich deſshalb den Grundſatz abſtrahirt, dafs die Bevölkerung eines Landes gerade ſo groſs ſey, als die agricultoriſche Intelligenz der Regierung ſey. Nie werde man dieſen Satz widerlegen können. [Möglich: aber man wird ihn auch nie beweiſen können, weil er eigentlich gar keinen Sinn hat, und weil es keinen gemeinſchaftlichen Mafsſtab giebt, nach welchem man das eine wie das andere meſſen kann.] Sey er aber unwiderleglich: ſo folge daraus, dafs es kein abgeſchmackteres Agriculturſyſtem gebe als dasjenige, nach welchem groſse Schollen mit fremden Kräften bearbeitet würden. Hiedurch wurden die Unterthanen zu Sklaven und ſchadeten der Production. Dieſes Syſtem hätten die Könige von Preuſſen aufheben ſollen, ſo bald ſie Könige geworden und aufgehört hätten Edelleute zu ſeyn. — Hätten die Könige von Preuſſen vor 100 Jahren ihre Domänen-Ämter parcellirt und freyen Bauern eingegeben: ſo würden ſie zu Ende des 18 Jahrhunderts die erſten Monarchen Europa's geweſen ſeyn. — Welche Übertreibung! Die Geſetze, welche auf die Erhaltung der Domänen bey der Familie gerichtet ſind, rühren nicht aus den früheren Zeiten her, und ſchwerlich wird Jemand, der die wahren Gründe dieſer Geſetze kennt, und den Vortheil zu ſchätzen verſteht, welchen Domänen, wenn ſie gehörig benutzt und verwaltet werden, zu jeder Zeit, und beſonders zur Zeit der Noth, wo der öffentliche Credit eine Stütze nöthig hat, gewähren, des Vfs. kühne Behauptungen richtig finden. Was übrigens die Benutzungsart betrifft, ſo iſt Rec. auch der Meinung, dafs in den meiſten Fällen, und an den meiſten Orten — allgemein auch nicht — eine vorſichtige und vernünftige Vertheilung vortheilhaft ſeyn wird. Doch auch von dieſer Operation darf man keine Wunder erwarten. Namentlich darf man ſich keine zu groſsen Erwartungen von dem Einfluſs machen, den dieſe Operation auf die Bevölkerung und Production hat. Denn wenn die kleineren Güter, in welche die groſsen Domänen zerlegt werden

Digitized by Google

nicht weiter getheilt werden dürfen: so kann eine starke fortgehende Volksvermehrung dadurch nicht bewirkt werden: denn wovon sollen diejenigen, welche nicht zum Besitz kommen, ihre Familien erhalten? Giebt man aber eine weitere Vertheilung derselben zu: so wird zwar die Bevölkerung dadurch für eine Zeitlang gewinnen, aber die Cultur und Production, besonders die Production zum auswärtigen Verkehr, den die preuss. Staaten doch wohl schwerlich dürften entbehren können, wird nothwendig leiden, und es werden Nachtheile eintreten, von welchen die bloss speculirenden Staatswirthe, welche sich für die grenzenlose Theilbarkeit und Veräusserlichkeit der Besitzungen erklären, nichts ahnden.

Auch für den kriegerischen Geist würde die in Vorschlag gebrachte Veränderung, meint der Vf., vortheilhaft gewesen seyn. Dieser habe nämlich seinen Grund entweder in der Armuth oder in der Wohlhabenheit, und gehe in dem ersten Falle auf die Offensive, im zweyten auf die Defensive. Da es nun den Preussen zu Hause nicht gut gegangen, so hätten sie ihr Heil auswärts gesucht; wenigstens habe die Regierung ein so leicht zum Verderben führendes Streben nach Ausdehnung gehabt. — Dass hier eine Verwirrung der Begriffe zum Grunde liege, leuchtet Jedem ein; und wann dachten die Preussen an ein Auswandern? ward nicht vielmehr viel eingewandert? — Er habe von jeher von dieser Ausdehnung mehr gefürchtet, als von der jetzigen Beschränkung. Dieses wolle aber kein Edelmann einsehen, der den Staat als ein Gut betrachte, welches um so mehr werth sey, je grösseren Ackergehalt es habe. — Sehen aber nicht leider allenthalben bey weitem die Meisten, welche am Ruder der Staaten sitzen, Vergrösserungen des Gebiets als einen Gewinn an, der des Wünschens und Strebens werth ist?

Bey einer solchen Lage der Dinge sey die Aufgabe, die ein König von Preussen zu lösen gehabt habe, nicht leicht gewesen, und das Erste was Noth gethan, nämlich dem Geiste des Adels das Gleichgewicht zu halten, sey um so schwerer geworden, je mehr dieser in Schulden versunken, und den Verbesserungen im Inneren durch Erweiterungen nach aussen zu vereiteln gesucht habe. — Lässt sich ein solches motivirtes Benehmen beweisen? — Wo es einen Feudal-Adel gebe, würden alle guten organischen Gesetze immer ein Wunsch bleiben, und wo diese fehlten, halte man sich immer an den König, und fodere von ihm Unmöglichkeiten. — In Beidem liegt etwas wahres.

Preussens Könige hätten es gut gemeint; gern hätten sie der Theurung und den Mängeln des Creditwesens abgeholfen, wenn sie nicht von adlichen Ministern umgeben gewesen wären, die ihnen die wahre Lage der Dinge vorenthalten, und an der Anwendung der wirksamen Mittel gehindert hätten. — Welches sind und waren aber die wahren Ursachen der Theurung, und welches sind die wirksamsten Mittel? Würden diese Mittel blos wohlthätige Folgen gehabt haben? Ist eine Theurung — d. h. hohe Preise nicht Mangel — ein ganz allgemeines Übel? könnte man fragen, und die Antwort würde einen Jeden, der mit der Sache bekannter ist als unser Vf. und weniger Vertrauen in seine Meinung setzt, in Verlegenheit bringen.

Indessen seyen doch auch die Könige von Preussen, dadurch, dass sie Manufacturisten gewesen, zu dem dritten Stande hingezogen. Der Vf. tadelt dieses aus den sehr bekannten Gründen. — Wo das Interesse des Eigenthümers und dessen forschendes Auge fehlt, kann nie eine Fabrik gedeihen, wenn nicht zugleich die Freyheit anderer, auf eine für den Staat auf immer höchst verderbliche Weise, darunter leiden soll. Der Vf. glaubt indessen, dass der König so lange Manufacturist bleiben müsse, als er Edelmann sey; er ist jedoch den Beweis schuldig geblieben, und wird ihn nie führen können. Unter dem Besitz grosser Güter und dem Betriebe grosser Manufacturen und Fabriken auf eigene Rechnung, findet ein sehr grosser und vielfacher Unterschied Statt, vermöge dessen dieses viel weniger Vortheile für den Regenten und viel mehr Nachtheile für den Staat hat, als jenes, und das eine mit dem anderen in gar keiner Verbindung steht.

Doch nicht genug: Preussens König sey auch der erste Negotiant gewesen. Die grösten Comptoire im Lande, die Bank, die Seehandlung seyen königlich. Mit dem Capitale der Nation habe man Operationen gemacht, statt diese aufzumuntern, ihre Capitale selbst höher anzulegen. Durch diese königlichen Institute sey der Privat-Credit gestöhrt, und dadurch dann die wuchernden Juden gehoben.

Wegen aller dieser Vereinigungen habe der König von Preussen mit grosem Recht sagen können: *ich bin der Staat.* Hierin habe der einzige wahre Grund der Apathie und des Strebens, bey den allerbedeutendsten Ereignissen um ihn her neutral zu bleiben, gelegen. — Rec. will dem finanziellen System Preussens das Wort nicht reden. Allein es scheint doch ausgemacht zu seyn, dass die Rolle, welche Preussen in den letzten Jahrzehenden gespielt hat, und welche ganz nothwendig über kurz oder lang zu dessen Verderben ausschlagen musste, einzig und allein in dem Charakter der Personen, welche kamen und gingen, ihren Grund gehabt habe. Man wollte durch Pfiffe und durch Fischen im Trüben gewinnen. Dieses ist aber das sicherste Zeichen der persönlichen Schwäche, die auch unter den besten Umständen alles verdirbt, und von der Schäferstunde, so einladend sie sich auch darbieten mag, keinen Gebrauch zu machen versteht. Schwerlich wird daher auch dann, wenn man des Vfs. Rathschläge befolgt, und wenn man sich auch den frevelhaften Gedanken nicht erlaubt, „die Sache könne auch noch anders gemacht werden," die Umwandlung erfolgen, welche der Vf. verkündet.

In der Schilderung der hauptsächlichsten Staatsorgane im Preussischen kömmt zuerst *das Cabinet.* — Das Cabinet könne, sagt der Vf., nichts anderes seyn, als die Vereinigung des Monarchen mit seinen ver-

Digitized by Google

trauteſten Räthen, und dieſe würden immer, ihr Titel möge ſeyn wie er wolle, nichts anderes als Staatsräthe ſeyn. Bekanntlich hieſſen dieſe Räthe im Preuſſiſchen Cabinetsräthe, und es wären deren drey. Einer für das Innere, ein zweyter für das Äuſsere, und ein dritter, unter einem anderen Titel, für das Militär.

(Die Fortſetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. 1) *Kiel*, ohne Namen des Verlegers: *Leben, Bildung und merkwürdiges Schickſal eines ſtudirenden* (,) von Jena nach Kiel (,) vom 13 Oct. bis Nov. 1806 (,) *fliehenden Meklenburgers.* 1807. 144 S. 8. (12 Gr.)

2) Ohne Anzeige des Druckorts: *Beſchreibung der Affaire bey Halle, zwiſchen den Franzoſen und einem preuſſiſchen Reſerve-Corps, den 17 October 1806.* Aus den beſten Nachweiſungen und Berichten von Augenzeugen der Affaire, zuſammengetragen von *P. A. W. v. Hincke*, königl. preuſſ. Premier-Lieutenant. Nebſt einem Plane der Stadt und Gegend von Halle und 3 Beylagen. 1808. 46 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr)

3) *Colberg: Der Bürger Nettelbeck während der Belagerung der Feſtung Colberg im Jahr 1807.* Ein Muſter wahrer Vaterlandsliebe. 1808. 33 S. 8. broſchirt. (6 Gr.)

4) Ohne Druckort: *Einige Briefe, geſchrieben vor und nach der Schlacht bey Jena und Auerſtädt*, von dem preuſſiſchen Hauptmanne *Herrn v. Gr.* 1807. VIII u. 79 S. 8. broſchirt. (8 Gr.)

No. 1. In ſo fern eine durchaus argloſe Bonhommie, die engſte Beſchränkung der Anſichten und eine Naivetät der Darſtellung, welche die entſchiedenſte Unfähigkeit, etwas zu erfinden, beglaubiget, die Wahrhaftigkeit eines Erzählers verbürgen, dürfen wir dieſem Meklenburger auf ſein Wort zutrauen, daſs alle die Ereigniſſe, mit welchen er uns unterhält, ihm genau ſo, und nicht anders, begegnet ſind. Das Schickſal führt ihn launig genug wiederholt auf den Schauplatz groſser Begebenheiten; aber ſie gehen an ihm vorüber ohne merkwürdig zu werden, denn die vorherrſchende Perſönlichkeit des Vfs. drückt auch dem Auſserordentlichſten den Stempel der Alltäglichkeit auf. Aber ſelbſt dadurch und durch den ſeltenen Tact, der ihn bey jeder Gelegenheit unter hundert möglichen Mitteln allemal richtig das unzweckmäſsigſte und verkehrteſte ergreifen läſst, und durch die ſelbſtzufriedene Genügſamkeit endlich, mit welcher er hintennach noch immer ſich wegen der genommenen ſchlechten Maſsregeln glücklich preiſet, erhält das Buch ein ganz eigenthümliches Intereſſe; und ob wir gleich das Lehrreiche, welches er ſelbſt darin findet, nicht entdecken konnten, ſo dürfen wir es doch allen gebildeten Leſern mit gutem Gewiſſen zur Gemüthsergötzung empfehlen.

No. 2. Nach einem Vorbericht, in welchem der Vf. den „Nicht-Militairs" ein förmliches Collegium über die Anfangsgründe der Strategie lieſt, und ihnen beſonders die Zwecke und Beſtimmungen eines Reſervecorps erklärt, um ſodann auf die Armee unter den Befehlen des Herzogs von Würtemberg überzugehen, und ſyſtematiſch zu zeigen, was ſie hatte thun und wo ſie hatte aufgeſtellt werden ſollen, kömmt er endlich zum Zweck, und erzählt in 4 Abtheilungen, wie das Reſervecorps ſich verſammelte, wie der Herzog die Truppen ſtellte, wie ſie angegriffen wurden, und wie ſie ihren Rückzug nach Magdeburg nahmen. Wenn man den Vorbericht und die erſte Abtheilung überſchlägt: ſo findet man in den 3 letzten einen einfachen, deutlichen und ohne unnütze Weitſchweifigkeit abgefaſsten Bericht von dem Gefecht bey Halle, der durch einen zweckmäſsigen Plan der Gegend erläutert wird, und in welchem der Vf. alles leiſtet, was man von ihm fodern kann. Lobenswerth iſt dabey die Unparteylichkeit, mit welcher er den Truppen beider Heere Gerechtigkeit widerfahren läſst, indem er bald einzelne charakteriſtiſche Züge heraushebt, bald ihr Betragen im Ganzen ſchildert. Das Urtheil über die Anſtalten der Anführer überläſst er den Leſern, und wir folgen darin billig ſeinem Beyſpiele. Auf dem Plan fehlen die Benennungen einiger Orte, die in dem Bericht von der Stellung der Preuſſen erwähnt werden, z. B. das Claus-, Ulrichs- und Raniſche Thor; ſonſt iſt er getreu, und gewährt die nöthige Überſicht. Die Beylagen enthalten Liſten des Verluſtes auf beiden Seiten, woraus man ſieht, daſs, ungeachtet nur ein kleiner Theil der Preuſſen und von der Cavallerie nur das Regiment Uſedom ins Feuer kam, die übrigen aber nur ein Arrieregarden-Gefecht hatten, dennoch der Tag ſehr blutig geweſen iſt.

In No. 3 lieſt man mit Vergnügen die Geſchichte der patriotiſchen Unternehmungen und Aufopferungen eines braven Bürgers, der zu der Erhaltung einer wichtigen Veſtung weſentlich beytrug. Auch die Treue und Ausdauer der Einwohner, auf die er durch Rath und Beyſpiel wirkte, erſcheint in einem ſchönen Lichte. Solche Beyſpiele ſind um ſo erfreulicher, je ſeltener ſie ſich in unſeren Zeiten gemacht haben, und man muſs es dem Vf. Dank wiſſen, der ſie in einem flieſſenden Styl, ohne Prunk und Übertreibung, und ohne hämiſche Seitenblicke, mit der, dem Stoff angemeſſenen, einfachen Würde erzählt.

No. 4. Ob dieſe Briefe von einem bey Auerſtädt verwundeten preuſſiſchen Officier, oder, wie die Sage geht, von einem durch die Schlacht bey Jena hart mitgenommenen jungen Gelehrten geſchrieben worden ſind, das kann ihren Werth weder erhöhen noch vermindern. Sie ſprechen die tiefe Trauer eines Gemüths aus, das, von allen Banden, die den Menſchen an das Leben feſſeln, durch frühere Schickſale losgeriſſen, allein noch mit glühender Liebe an dem untergehenden Vaterlande hängt. Sie entwickeln den Ideengang in der Seele eines Mannes, der plötzlich mit Erſtaunen dunkele Ahndungen, die er lange ſich ſelbſt zu verbergen geſucht hatte, in Erfüllung gehen und ſich ſchmerzhaft gezwungen ſieht, Gebrechen einzugeſtehen, die ſein Patriotismus vergebens zu leugnen ſtrebt. Sie enthalten ein fortgehendes Raſonnement, in dem man jedoch keine neuen Anſichten der Dinge, am allerwenigſten Aufſchlüſſe über die Kriegsbegebenheiten erwarten darf; aber ſie entſprechen vollkommen ihrem Zweck, den vielen, meiſtens überladenen Schilderungen von dem Geiſte des preuſſiſchen Officiercorps ein Gemälde der Handlungsweiſe, der Denkart und der Gefühle der Beſſeren entgegenzuſtellen, und gewiſs iſt, wie das Vorwort des Herausgebers ſagt, „der unendliche Jammer der einzelnen, gebildeten und ehrenwerthen Manner im weiland preuſſiſchen Heere" nirgends lebendiger ausgedrückt worden.

Kſ.

Handlungswissenschaften. *Gieſſen u. Darmſtadt*, b. Heyer: *Praktiſche Anleitung zum Selbſtunterricht in der Buchhaltung.* Ein faſsliches Lehrbuch für Kaufleute und jeden anderen angehenden Geſchäftsmann. Von *J. C. Kliegenhöfer.* 1808. 12 Bog. 4. (1 Thlr.) „Als Hr. *S. G. Meisner* durch ſeine neuerfundene deutſche Buchhalterey, die *Jones*'ſche engliſche Buchhalterey, mit mehrerer Rückſicht auf den Zweck der doppelten Buchhaltung bearbeitet, und ſein Werk für ſieben Gulden ausgeboten hatte, da fanden die Herausgeber dieſer Schrift (wie ſie es in der Vorrede zu erkennen geben) bey näherer Unterſuchung, daſs die *Meisner*'ſche Arbeit noch vieler Verbeſſerung bedürfe, und wurden dadurch zu einer Umarbeitung derſelben veranlaſst, woraus denn gegenwärtige verbeſſerte deutſche Buchhaltung entſtanden iſt, welche ſie für Einen Thaler ausbieten." Die Herausgeben ſich nicht weiter zu erkennen, und man bleibt zweifelhaft, ob nicht Hr. *Kliegenhofer* ſelbſt unter dieſer Benennung verſteckt ſey. Einleuchtend aber iſt es genug, daſs das ganze Machwerk eine erbärmliche Buchhändler- oder Schriftſteller-Speculation iſt, eine unbedeutende Arbeit durch eine andere unbedeutende, nachgeſuſchte, aber wohlfeilere, zu verdrängen. Der Titel paſst durchaus nicht zu dieſer ganz überflüſſigen Arbeit. Wir haben ſchon ſo viele Anleitungen zum Buchhalten, die in einem ungrammatiſchen Deutſch herzlich ſchlecht vorgetragen ſind, und ſo wenig die praktiſchen als theoretiſchen Fortſchritte dieſer Wiſſenſchaft befördern, daſs die gegenwärtige, welche vor jenen nichts voraus hat, ganz füglich ungeſchrieben, oder wenigſtens ungedruckt hatte bleiben können. In ein tieferes Detail einzudringen verbietet uns die totale Unbedeutenheit der Schrift ſowohl, als der Raum dieſer Blätter, welcher eine beſſere Anwendung verdient.

Φ.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 FEBRUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN u. LEIPZIG, in dem hiſt. polit. milit. Inſtitut: *Gemälde des geſellſchaftlichen Zuſtandes im Königreiche Preuſſen, bis zum 14 Oct. des Jahres 1806.* Vom Vf. des neuen Leviathan u. ſ. w.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Die Darſtellung der Entſtehung und Ausbildung des preuſſ. Cabinets, wie ſie der Vf. giebt, iſt höchſt ſonderbar und geſchichtswidrig. Mit dem Aufkommen des dritten Standes hätten die Fürſten darauf denken müſſen, ſich die Vortheile zu ſichern, welche ihnen dieſer gewährt habe; dieſes hätte nicht beſſer geſchehen können, als durch Abſonderung von denen, welche, ihres eigenen Intereſſe wegen, den Landesfürſten nicht über den Edelmann hätten herausgehen laſſen wollen. — Wie würde der gute Friedrich erſtaunen, wenn er ſahe, was für Gründe unſer Vf. ſeinen Anordnungen unterſchiebt! Er wollte ſelbſt und allein herrſchen und regieren, hatte aber doch Männer nöthig, die ihm vor- und nacharbeiteten, die in Ordnung erhielten, was einkam und abging, die ausfertigten, was beſchloſſen war, kurz, er muſste Geheimſchreiber, Privat-Secretäre haben. — Hieraus wurden in der Folge die allmächtigen Cabinetsräthe, ganz nach dem natürlichen Gange der Dinge, welcher unter gleichen Umſtänden allenthalben Statt finden wird. Denn allenthalben erſchlafft die Kraft des Regenten, und der Einfluſs derjenigen, die ihn umgeben, vergröſsert ſich. — Bürgerliche wurden nicht darum angeſtellt, um ihren Stand zu repräſentiren, an ſolche Dinge dachte man damals noch nicht, ſondern weil nur Bürgerliche ſich zu ſo einem höchſt ſubalternen mühſamen Poſten verſtanden. Auch wuchs die Macht der Cabinetsräthe unter Friedrichs II Nachfolgern nicht bloſs deſshalb, weil ſich der Staat erweiterte, am wenigſten deſshalb, weil der dritte Stand groſse Fortſchritte machte, ſondern weil ſeine Nachfolger weder die Kraft des Genie's noch die des Charakters hatten, welche Friedrich beſaſs, und welche ein Selbſtherrſcher nothwendig haben muſs. Eben ſo falſch iſt die Anſicht, daſs, weil die Officiere von Adel geweſen, ein bürgerlicher Cabinetsrath dem Militär nicht habe vorſtehen können, und daſs deſshalb ein Adlicher angeſtellt, und die Politik vom Kriege getrennt worden ſey. Man wollte für die Angelegenheiten des Militärs einen Mann vom Fache, einen Officier haben, und deſswegen kam ein Adlicher an dieſen Platz. Die Trennung der Politik vom Militär hingegen wurde durch die Menge von Geſchäften ganz heterogener Art nothwendig. Auch entſtand dadurch an und für ſich keine Lücke, aus welcher eine Schwäche hervorging, denn in dem Konige vereinigte ſich ja alles, und Frankreichs Beyſpiel zeigt ja, daſs dieſe Trennung, ohne Nachtheil für die Starke, ſehr wohl beſtehen kann. Zu den Paradoxieen des Vfs., die keinen Sinn haben, gehört es, daſs ein dreyfacher Einwirkungspunct nichts tauge, ſondern daſs deren gerade zwey, nicht weniger nicht mehr ſeyn dürften. Eben ſo ſonderbar und wirklich der Widerlegung nicht werth iſt das, was der Vf. über einen Premierminiſter im Preuſſiſchen ſagt. Man mache nur einen tüchtigen Mann zum Premierminiſter: dieſer wird, alles deſſen ungeachtet, was Hr. *Fr. Buchholz* dagegen ſagt, ſchon ſeinen Stützpunct finden. Überhaupt iſt es kaum zu begreifen, wie man jetzt, wo die ganze cultivirte Welt es hört, ſieht und fühlt, was die Charakterkraft eines Einzelnen vermag, den äuſseren Dingen noch einen ſo groſsen Werth, und eine gröſsere Gewalt als der Perſönlichkeit zuzuſchreiben im Stande iſt!

Richtiger iſt das, was der Vf. über das Verhältniſs der Cabinetsräthe zu den Miniſtern ſagt, wenn gleich die Gründe, welche er dafür angiebt, nicht die richtigen, wenigſtens nicht die einzigen ſind. Es taugt nichts, wenn die Menſchen das nicht heiſsen, was ſie ſind, wenn Männer, im Range und in geſetzmäſsiger Macht anderen nachſtehend, an wirklicher Macht und Wirkſamkeit über ihnen ſtehen. Denn ſo unverſchuldet ſie auch zu einer ſolchen Macht gekommen ſeyn mögen, ſo iſts doch ſchwer, ſich des Gedankens an eine unrechtmäſsige Anmaſsung zu erwehren. Dadurch wird aber dem Neide und der Eiferſucht, die unvermeidlich eintreten müſſen, noch mehr Nahrung gegeben. Es iſt daher auch nicht zweifelhaft, daſs, wenn auch aller Unterſchied der Stände aufgehoben würde, oder wenn die Cabinetsräthe ſämmtlich vom Adel und die Miniſter vom Bürgerſtande wären, dennoch der Kampf und Widerſtreit zwiſchen Miniſtern und Cabinetsräthen fortdauern würde, wenn die jetzigen Verhältniſſe bleiben. Die Eiferſucht, welche aus dem Unterſchiede der Stände entſteht, iſt leider im Staate nicht die einzige!

Hierauf kommt die Reihe an *das Cabinets-Miniſterium*. Die neueſte Einrichtung und der Geſchäftskreis deſſelben, wie aller nachfolgenden Behörden, iſt nach dem bekannten Handbuche über den preuſſiſchen Staat vorausgeſchickt. Zwey Bemerkungen

Digitized by Google

macht der Vf. bey demſelben. Die eine betrifft die Beſetzung der Stelle eines Cabinets-Miniſters mit einem Adlichen, die andere die Pepiniere für Legationsräthe. Das erſte habe den preuſſiſchen Staat ruinirt. — Das Geſchaft eines Cabinets-Miniſters müſſe darin beſtehen, das Verhaltniſs zu ergründen, in welchem der pr. Staat zu den übrigen Staaten der cultivirten Welt ſtehe, und dieſes Verhaltniſs ſo zu leiten, daſs die Fortdauer und das Wachsthum dieſes Staats geſichert bleibe. Die dazu erfoderlichen Kenntniſſe und Einſichten hätten aber die preuſſiſchen Cabinetsminiſter nicht beſeſſen, denn ſonſt würden ſie den Krieg nicht herbeygeführt haben, der für Preuſſen habe verderblich werden müſſen. Dieſes rühre daher, weil in Preuſſen Abkunft und Güterbeſitz einen Vorzug vor Einſicht und Tugend habe. — Rec. will keinen Standesvorzug, und iſt nicht aus Haſs gegen den Adel, ſondern durch laut redende Thatſachen überzeugt, daſs in den letzten 20 Jahren vieles ganz anders gekommen ſeyn würde, als es gekommen iſt, und daſs der Adel jetzt beſſer daran ſeyn würde, wenn er nicht ſo viel gegolten hätte: aber dennoch kann er nicht alles dem Adel zur Laſt legen. Namentlich kann er das nicht dem Adel zur Laſt legen, was der Vf. ihm zur Laſt legt, und das nicht von deſſen Vernichtung hoffen, was der Vf. davon hofft. Denn um nur eins zu erwähnen, worauf der Vf. immer zurückkommt, ſind es denn bloſs adeliche und nicht vielmehr auch bürgerliche Gelehrte und Geſchäftsmänner, welche das Agriculturſyſtem und die Freyheit des Kornhandels, welche der Vf. verdammt, aber noch nicht widerlegt hat, vertheidigen? Waren und ſind es bloſs Adeliche, welche des Vfs. politiſche Anſichten für mehr als Paradoxieen halten? Oder glaubt der Vf. etwa, weil jetzt vieles nicht geſagt wird, was ſich ſagen lieſse, daſs er und ſo mancher andere unwiſſende Sprecher Recht habe? Hat endlich Pflichtgefühl und auf richtige Einſicht gegründete, eigene Überzeugung und Meinung gar keine Kraft, vermag ſie nichts über und ſelbſt gegen Standes-Vorurtheile und Standes-Intereſſe?

In der Pepiniere für Legationsräthe mag man vielleicht, wie in allen Bildungsanſtalten für die groſse Welt, zu viel Werth auf das Äuſsere und zu wenig auf das Innere legen: aber der Vf. geht doch auch zu weit, und legt dem Äuſseren zu wenig Werth bey. Die Kenner der Menſchen in allen Zeitaltern haben das groſse Übergewicht, welches ein feiner wohlgebildeter Mann, der ſich zu produciren verſteht, über einen Pedanten hat, wenn ſolcher auch mit Engelszungen redete, erkannt und benutzt.

Über den Staatsrath. Am meiſten falle es bey dieſem Staatsrathe auf, daſs er nicht unter dem Vorſitze des Staatschefs gehalten worden. Auch ein Staatsrath, der aus Miniſtern, den Agenten der Vollziehung, beſtehe, müſſe ſehr unvollkommen ſeyn. — Dieſes iſt nicht ohne Grund: aber nicht abzuſehen iſt, warum der Vf. zweifelt, daſs Diener eine eigene Meinung haben und für dieſelbe ſtreiten könnten. Der Vf. kennt den Geiſt eines vorzüglichen Dieners nicht; er ſcheint nicht zu wiſſen, von wem ſo manches Groſse und Gute herrührt!

Das Generaldirectorium werde gewöhnlich für ein Meiſterſtück gehalten; allein es fehlen ihm zwey weſentliche Eigenſchaften, nämlich Einfachheit der Conſtruction und ungemeine Wirkſamkeit. Jene könne es nicht haben, weil bey deſſen Conſtruction alle organiſchen Grundſätze vernachläſſiget ſeyen, und dieſe müſſe ihm entſtehen, weil die Wirkſamkeit das unmittelbare Reſultat der Einfachheit ſey. Nur ein Machtmenſch an der Spitze könne deſſen Thatigkeit einigermaſsen erhalten.

Eine andere Bemerkung, die dem Vf. ſelbſt ſehr paſſend ſcheint, iſt: Ein Meiſterſtück von Organiſation ſey die, welche zu jedem Zuſtande der Geſellſchaft paſſe. Dieſes treffe bey dem Generaldirectorium nicht zu, denn bey einem anderen Agriculturſyſtem, bey erfolgter Aufhebung der Kriegs- und Domainen-Kammern, werde das Generaldirectorium in ſeiner Grundveſte erſchüttert. — Heiſst dieſes ein Collegium, eine Einrichtung verſtändig und gründlich beurtheilen? Iſt dieſes der Maſsſtab wirklich: ſo hält keine Einrichtung, die nur einigermaſsen zweckmäſsig iſt, die Probe aus.

Nach dieſen Machtſprüchen geht der Vf. tiefer in die Sache ein, und will die poſitiven Fehler des Generaldirectorii aus einander ſetzen. Aber wie? Als oberſtes Finanzcollegium habe es den Fehler gehabt, daſs es den geſellſchaftlichen Zuſtand, auf welchen es gegründet geweſen, fixirt habe, ſtatt daſs es ihn, ſeiner Beſtimmung nach, hätte verbeſſern ſollen. Dieſes ſey am meiſten dadurch geſchehen, daſs diejenigen, welche an der Spitze einzelner Departements geſtanden, mehr oder weniger reiche Grundeigenthümer geweſen, deren ſpecielles Intereſſe es mit ſich gebracht, das Erbunterthänigkeits-Verhältniſs zu verewigen. — Wie viele Erinnerungen lieſsen ſich nicht gegen dieſes alles machen!

An Vermehrung der Quellen des Nationalreichthums zur Beſtreitung der immer ſteigenden Bedürfniſſe habe es nicht denken können, ohne an dem Intereſſe ſeiner Vorſteher ein Verräther zu werden, weil mit dem Ackerbau hätte angefangen werden müſſen. — Aber ſahen denn nicht ſchon längſt viele Güterbeſitzer ein, daſs manche Veränderungen mit dem Ackerbau und in den Verhältniſſen der Bauern auch für ſie erſprieſslich ſeyn würden, und munterten nicht die königlichen Behörden längſt zu dieſen Veränderungen auf?

Mit dem Creditweſen habe es ſich gar nicht beſchäftiget, nie habe es dahin gearbeitet, den Staatschef über den Grundeigenthümer in der Perſon des Königs zu erheben, ſondern nur dahin, den Grundeigenthümer zur Baſis des Staatschefs zu machen, ob wohl dieſes das wahre Mittel geweſen, der regierenden Dynaſtie das Garaus zu machen. — Alles verſteht ſich, weil es Hr. *Friedrich Buchholz* ſo will.

In dem Generaldirectorio, meint der Vf., hatte man nie eine Vollziehungs-, ſondern eine Geſetzgebungs-Agenz beabſichtiget haben ſollen, — das

Digitized by Google

heifst etwa so viel, das Generaldirectorium hätte nicht Generaldirectorium seyn sollen! Friedrich Wilhelm der Erste habe freylich nicht *so* organisiren sollen, allein man müsse so organisiren, wenn der Staat bestehen solle. — Aber schwerlich wird die Idee, hier die gesetzgebende Gewalt von der vollziehenden gänzlich zu trennen, Beyfall finden, denn gerade hier ist Erfahrung, und Kenntnifs der Hinderniffe und Schwierigkeiten höchst nothwendig, und die buchstäbliche Befolgung allgemeiner Grundsätze, wenn solche auch an sich noch so richtig sind, sehr gefährlich.

Über *die Kriegs- und Domainen-Kammern* ist der Vf. am weitläuftigsten. Er betrachtet sie gleichsam als den Mittelpunct und die Ernährerin des falschen Staatssystems. — Allerdings gabe die Betrachtung des bunten Geschäftskreises zu manchen Bemerkungen über die schlechte Vertheilung der Geschäfte Veranlassung. Bey der Geschichte der Entstehung und Ausbildung der Domainenkammern findet man vieles, wovon man bisher nichts gewufst hat, und wovon Kenner und Forscher der alten Geschichten nichts glauben werden. Es würde eine verschwendete Mühe seyn, dieses zu beweisen. Wer nur *Hüllmann's* bekannte Geschichte der Domainenbenutzung gelesen hat, wird finden, dafs fast keiner der Sätze des Vfs. historische Wahrheit hat. — Was ist aber leichter als ein Buch zu schreiben, und über alles unterrichtet zu scheinen, wenn man so zu Werke geht!

Höchst einseitig und schief ist dasjenige, was über das Verhaltnifs eines Staatsökonomen zu einem Cameralisten gesagt wird. Es liegt bey weitem nicht so im Wesen der Kammern, wie sie jetzt sind, dafs sie von aller wahren Staatsökonomie entfernt seyn müssen, als der Vf. glaubt, wenn es gleich richtig seyn mag, dafs sehr wenige Kriegs- und Domainen-Rathe von der wahren Staatsökonomie und den grofsen, freylich immer noch unsicheren, Fortschritten, welche diese Wissenschaft in neueren Zeiten gemacht hat, etwas Gründliches wissen. Dieses hat jedoch seinen Grund in der Persönlichkeit, nicht in der Sache selbst. Wahrer ist das, was über die Verbindung der Landeshoheits-, Kirchen- und Schul-Sachen mit den Finanz-Sachen gesagt wird. Die Kriegs- und Domainen-Kammern, meint der Vf., müssen aufhören, weil man zur Vereinzelung der grofsen Besitzungen schreiten müsse. Über die Gründe für diese Mafsregel läfst er sich, ohne etwas Neues darüber zu sagen, weitläuftig heraus. Die sogenannten Regalien, Forsten, Bergwerke, Posten, Jagden u. s. w. will er jedoch für jetzt noch nicht veräufsert haben. Es werden daher immer noch Collegia für die Verwaltung dieser Anstalten nöthig bleiben.

Als zweyter Hebel des General-Directoriums folgt *das Accise- und Zoll-Wesen*. In dem Urtheile über die Accise und Zölle geht der Vf. eine vernünftige Mittelstrafse, und erklärt sich gegen die, in diesem Puncte nicht wohl zu billigenden, übertriebenen Behauptungen der Physiokraten. Doch braucht man nicht zu dieser Partey zu gehören, um mit dem Vf. nicht übereinzustimmen, wenn er behauptet, dafs das Accise- und Zoll-Wesen im Preussischen nie nachtheilig gewirkt haben würde, wenn man etwas für die Städter gethan hätte. Denn wenn es gleich richtig ist, dafs sich schwer ausmitteln läfst, wie viel ein Volk abgeben kann, weil dabey alles auf die Zuflüsse ankömmt: so kommt doch auch auf das *wie* bey den Abgaben sehr viel an, und eine Abgabe wirkt schon nachtheilig, wenn sich zeigen läfst, dafs das Geben derselben nicht die einzige, ja oftmals nicht die hauptsächlichste Last ist, die sie mit sich führt. Dieses möchte sich aber von der Accise, wie solche im Preussischen Statt findet, mit vielem Grunde sagen lassen. Was hingegen den Verfall der Städte angeht, über welchen man überall klagt: so hat derselbe, wo er wirklich Statt findet, in so verschiedenen Ursachen, die gröfstentheils in den Städtern selbst liegen, seinen Grund, dafs es kaum zu hoffen steht, sie werden durch blofse Vernichtung der Privilegien des Feudal-Adels, so sehr solche übrigens zu wünschen sind, zu einem soliden Wohlstande gelangen. Dazu ist Anwendung eigener Kraft, und eine ganz andere Art von Industrie, als die kleinen Städte jetzt gewöhnlich treiben, erfoderlich. Dieses will aber vielen Städtern nicht in den Kopf, sie wollen beym Erwerben den Gang gehen, den ihre Väter gegangen sind, und doch beym Verzehren hinter dem Zeitalter nicht zurückbleiben. Dafs übrigens der Verfall der Städte nicht in dem jetzigen Ackerbausystem seinen Grund habe, beweisen die Beyspiele vieler Städte. Denn Rec. kennt mehrere höchst blühende kleine Städte, die ihren Flor lediglich dem Wohlstande der durch hohe Kornpreise wohlhabend gewordenen Landleute verdanken.

Gegen die Tresor-Scheine erklärt sich der Vf. ganz entschieden, und behauptet, dafs die Sache bis jetzt noch von Niemanden gründlich erörtert worden sey; ja er behauptet sogar, dafs der Krieg für Preussen die gröfste aller Wohlthaten gewesen sey, wenn er die Wirkung hervorgebracht habe, dafs die Treschorscheine für immer aus dem Umlaufe verschwinden. Wenn doch die Preussen dieses einsehen wollten!

Bey der Untersuchung darüber geht er von dem Begriff des Geldes aus. Geld ist ihm: Symbol der Sachen, welche die Industrie geschaffen hat. Daraus folgert er, dafs in jedem Staate, der nicht in Besitz von Gold- und Silber-Minen sey, und folglich der Industrie, welche über den Bergbau hinausgeht, nicht überhoben seyn könne, die Masse des Symbols gleich sey der ganzen Masse aller durch die Industrie geschaffenen Sachen. Wenn man ihm dieses zugebe: so glaubt er weiter behaupten zu müssen, dafs eine Regierung keinen gröfseren Fehler begehen könne, als wenn sie mit Willkühr die Masse des Symbols — gleichviel ob durch Metall oder Papier — vermehre. Denn dadurch zerreisse sie das natürliche Verhaltnifs zwischen dem Symbol und den Sachen. Hievon sey eine nothwendige Folge, dafs die Sachen

Digitized by Google

im Werth ſteigen, während der Werth des Symbols immer tiefer falle. Dieſes ſey der Tod aller Induſtrie, wie Spanien zeige. Nicht das Geld, ſondern die Induſtrie müſſe man vermehren, das Geld finde ſich dann von ſelbſt. — So richtig das Letzte iſt, und ſo gefahrlich die Anhäufung des Papiergeldes — wozu, wenn der erſte Schritt einmal gethan iſt, der Reiz allerdings ſehr groſs wird, — werden kann: ſo kann man doch dem Raſonnement des Vfs. ſelbſt dann keinen Beyfall ſchenken, wenn man gleich gegen die Schöpfung der Treſorſcheine ſelbſt erhebliche Zweifel hat. Denn wenn man auch einmal zugeben wollte, des Vfs. Definition des Geldes ſey erſchöpfend: wie in aller Welt folgt denn daraus, dafs, weil das Geld Symbol der durch die Induſtrie geſchaffenen Sachen ſey, die Maſſe deſſelben der Maſſe aller durch die Induſtrie geſchaffenen Sachen gleich ſeyn müſſe? Was für ein logiſcher Grund iſt für dieſe Folge vorhanden? Oder auf was für eine Wahrnehmung gründet ſie ſich? Glaubt der Vf. wirklich, dafs in irgend einem Staate die Maſſe des Geldes gleich ſey den Producten, welche die Induſtrie auch nur in einem einzigen Jahre hervorbringt? Um wie viel weniger kann alſo die Maſſe des Geldes gleich ſeyn den Producten der Induſtrie, wenn man das Mobiliar-Vermögen ſämmtlicher Privatperſonen, welches doch meiſtentheils aus Producten der Induſtrie beſteht, dazu rechnet! Hat, darf man dreiſt fragen, der Vf., welcher ſich an eine äuſserſt ſchwierige Materie wagte, und allen, die darüber geſchrieben, keck den Vorwurf macht, dafs ſie die Sache nicht recht verſtanden, bey dem, was er niedergeſchrieben, etwas Beſtimmtes gedacht? Hat ihn, wie er S. 191 verſichert, wirklich nur Wahrheitsliebe und Patriotismus dabey geleitet? Wahrlich, wenn der Vf. Recht hätte, ſo hätte es den Preuſſen eben ſo leicht werden müſſen, die Contribution baar abzutragen, als es dem Vf. leicht wird, die Bogen zu füllen, und über die ſchwierigſten und verwickeltſten Gegenſtände zu urtheilen und zu entſcheiden.

Auf die Frage, welches von allen bekannten Finanzſyſtemen das beſte ſey, antwortet der Vf.: Keins von den gegebenen, wohl aber dasjenige, wobey man die Laſt nur in dem Maſse vermehrt, in welchem man die Kraft ſie zu tragen erhöhet. Jedes andere werde ſich mit dem Umſturz endigen. Es iſt Schade, dafs der Vf. nicht näher angegeben hat, welches Syſtem dieſe vortrefflichen Eigenſchaften habe, und durch welche Mittel man es dahin bringen könne, damit die Bedürfniſſe nicht zuweilen ſo hoch ſteigen, dafs auch die Laſten über das natürliche Mafs heraustreten müſſen.

In dem Abſchnitt über das *Juſtizweſen* beſchäftigt ſich der Vf. hauptſächlich mit dem Kammergerichte, als dem Vorbilde aller übrigen Landes-Juſtiz-Collegien. Höchſt ſeltſam iſt dasjenige, was der Vf. über deſſen Benennung ſagt, und unbedeutend ſind die Bemerkungen über die örtliche Vereinigung der verſchiedenen Senate, wie auch über die ganze Organiſation dieſes allerdings etwas huntſcheckig zuſammengeſetzten Gerichtshofs, worüber ein Kenner etwas viel Beſſeres hatte ſagen können.

Vom preuſſiſchen Landrecht behauptet der Vf., es ſey zu früh erſchienen. Rec. glaubt dieſes zwar auch, aber aus ganz anderen Gründen. — Ein Civil-Codex iſt dem Vf. eine Sammlung von Normen, wodurch die geſellſchaftlichen Verhältniſſe in einem Staat regulirt werden. Die Güte einer ſolchen Sammlung müſſe darin beſtehen, dafs ihre Normen der Entwickelung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe keinen Zwang anlegten. Dieſer Art ſey aber der Charakter des allgemeinen Landrechts für die preuſſiſchen Staaten nicht. Man ſey vielmehr dabey davon ausgegangen, dafs der geſellſchaftliche Zuſtand ſeine groſstmögliche Vollkommenheit errungen habe, und indem man kraft dieſer Vorausſetzung nur auf Fixirung deſſelben bedacht geweſen, habe man durch die Geſetzgebung ſelbſt ein Syſtem von Ungerechtigkeiten aufrecht erhalten, während es der unverkennbare Zweck der Geſetzgebung geweſen, dieſem Syſtem ein Ende zu machen. Man habe die Ungerechtigkeit des Richters mit der Ungerechtigkeit überhaupt verwechſelt, jener durch beſtimmte Normen abzuhelfen geſucht, dieſe dadurch verewigt, dafs man ſich über die Güte derſelben keinen Zweifel geſtattet habe. — Dem Rec. ſcheint dieſer ganze Tadel ungerecht und der Geſichtspunct, wovon der Vf. ausgeht, durchaus ſchief zu ſeyn. Eine Civilgeſetzgebung iſt keine Conſtitutionsurkunde. Eine ſolche ſetzt ſie voraus, und dem Zuſtande, der durch dieſe hervorgebracht worden iſt, mufs ſie anpaſſend ſeyn. Ihr erſtes Erforderniſs iſt Beſtimmtheit und Feſtigkeit, denn die Menſchen im Staate ſollen daraus mit Gewiſsheit ſehen können, was ſie in Anſehung ihrer Privatverhältniſſe für die Gegenwart, und bey der beſtehenden Ordnung der Dinge zu erwarten haben. Ändert ſich etwas im Staate, in den Grundſätzen, in dem Weſen der Conſtitution, in den grundgeſetzlichen Verhältniſſen: ſo mufs die Civilgeſetzgebung, inſofern dieſe Änderung Einfluſs auf ſie hat, danach abgeändert werden — wie dieſes z. B. in Frankreich in Anſehung der Fideicommiſſe, ganz der Ordnung gemafs, geſchehen iſt — ſie ſelbſt hingegen darf nicht weiter auf Verbeſſerungen hinarbeiten, als dafs ſie den Privatperſonen ſo viel, als möglich iſt, die Freyheit läſst, ihre Verhältniſſe nach eigenem Gutbefinden zu beſtimmen und zu verändern. Dieſes hat die preuſſiſche Geſetzgebung in vielen Puncten gethan, namentlich hat ſie in Anſehung der Erbunterthänigkeit mehr, als in den mehreſten anderen Geſetzgebungen bisher geſchehen war, die Aufhebung dieſes Verhältniſſes erleichtert, und ſie würde es in noch mehreren Stücken gethan haben, wenn nicht manche finanzielle Einrichtungen, z. B. das Stempelweſen, ſie geniert hätte, und wenn man nicht zu oft darauf ausgegangen wäre, durch die Geſetzgebung und durch geſetzliche Einrichtungen Proceſſe und den Miſsbrauch der bürgerlichen Freyheit zu verhüten.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 FEBRUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN u. LEIPZIG, i. d. hist. polit. milit. Institut: *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preussen, bis zum 14 Oct. des Jahres* 1806. Vom Vf. des neuen Leviathan u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der berühmte Paragraph vom Adel beweiset, dass man nicht recht wisse, was in ein Civilgesetzbuch hineingehöre oder nicht, dass überhaupt die Gesetzgebung zu früh kam, weil die Gährung, die durch eine bessere Philosophie, durch historische Kritik, und durch neuere Erfahrungen in der Jurisprudenz und in der Staatswirthschaft entstanden war, noch zu wenig Haltung bekommen hatte, noch nicht zu einer gewissen Reife und Consistenz gedichen war. Eben darin hat auch der gerechtere, aber nicht neue Vorwurf seinen Grund, dass man die Normen nicht genug auf allgemeine Sätze reducirt habe; und es ist nicht zu leugnen, dass die französische Gesetzgebung darin einen Vorzug hat, wie überhaupt nicht zu verkennen ist, dass die Verfasser derselben über das ganze Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und über den eigentlichen Zweck des Privatrechts weit tiefer und heller gesehen, und sich von dem unseligen Streben, allenthalben die Hände im Spiel haben, und ein Wort mitsprechen zu wollen, weit mehr frey gehalten haben.

Bey der Processführung erklärt sich der Vf. für die mündliche Verhandlung. Rec. ist in Ansehung dieses, jetzt mehr als je zur Sprache gekommenen, Puncts entschieden der Meinung, dass eine mündliche öffentliche Verhandlung weit edler sey, und für die Sicherheit und Ruhe der Bürger, wie für Verbreitung einer gewissen Cultur, höchst wohlthätig zu seyn scheine. Doch hat die Sache mehrere Seiten, und es scheint, dass man sie hie und da zu poetisch betrachte, und sich zu viele Declamationen für diese Methode und zu bittere Vorwürfe gegen die bisherige, wobey wir nicht unglücklich waren, erlaube. Es ist hier der Ort nicht, dieses ausführlich zu entwickeln. Doch bittet Rec. alle Justizmänner, welche die mündliche Verhandlung mit so schönen Farben ausmalen, die Gegenstände, die Veranlassungen, die Gründe und die Zwecke eines sehr grossen, ja des bey weitem grössten Theiles der Processe im Geiste durchzugehen und zu erwägen, ob solche wirklich so viel Stoff und Gelegenheit zur Übung trefflicher Tugenden, zur Entwickelung grosser Talente, zur Begeisterung der Redner und der Zuhörer darbieten? Auch dünkt dem Rec., es komme bey dieser Sache viel auf den Charakter einer Nation an. Der Deutsche liebt im Ganzen das Ernsthafte, das Gründliche, das Zweckmässige, ist mehr ein Realist, als ein Verbalist. Tiraden, rhetorische Wendungen, Apostrophen, welche in anderen Sprachen gefallen können, erhalten in unserer durchs Schreiben weit mehr als durchs Reden ausgebildeten, und eben so mehr fürs Schreiben als fürs Reden gebildeten Sprache leicht etwas Widriges und Lächerliches, und erfodern überhaupt einen Geschmack und richtigen Tact, welcher unter keiner Nation Gemeingut ist. Übertreibungen, sophistische Sprünge, Spiele des Witzes, wozu die Lebendigkeit der Rede, und was sonst auf den Redner wirkt, leicht verleiten kann, beleidigen leicht unseren Sinn — Gott erhalte ihn in der Gefahr — für Wahrheit und unsere herkömmlichen Begriffe vom Schicklichen. — Endlich kann man fragen, lässt sich so etwas schnell einführen? Man gehe unsere Advocaten durch, betrachte sie nach Gestalt, Sprache, Bildung und Kenntnissen. Lässt sich von der Mehrzahl erwarten, dass sie in eine solche neue Ordnung passt? Auch die Richter — doch wir wollen abbrechen und den Erfolg des Versuchs erwarten, der in einem aufblühenden Staat nicht ohne Rücksichten auf Bedenklichkeiten dieser Art gemacht wird.

Richtig ist es, was über das Advocatenwesen, besonders über die Geldmäkeleyen derselben, gesagt wird. Es ist sehr zu wünschen, dass dieser Stand sich hebe und veredelt werde, und dass man nicht zu sehr darauf ausgehe, ihn unter dem Drucke und unter strenger Zucht zu halten. Das Übel, welches ein oder ein paar Chicaneurs anrichten können, kömmt dem Nachtheil bey weitem nicht gleich, der dadurch entsteht, wenn man bey den Advocaten alle Energie und Freymüthigkeit tödtet, und sie so ängstlich macht, dass sie jedes Wort abwägen müssen. Ob übrigens die Advocaten in der französischen Revolution die schöne Rolle gespielt haben, welche der Vf. ihnen beylegt, mag er mit der Geschichte ausmachen.

Gegen die Behauptung, dass ein Gericht, welches über einen Angeschuldigten, ohne ihn gesehen zu haben, verfügt, einem Vehmgerichte gleich sey, lässt sich vieles sagen. Sehr viele vortreffliche instruirende Richter haben dem Rec. versichert, dass sie es oft lebhaft gefühlt haben, dass Urtheile, welche aus gut geführten Acten von Richtern gesprochen wurden, die mit der Instruction nichts zu thun

Digitized by Google

haben, beſſer ausgefallen ſeyen, als wenn ſie von ihnen ſelbſt gefallt ſeyn würden. In einer berühmten Rede wird die Trennung der Inſtruction von der Deciſion ſehr lebhaft vertheidigt. Aber mit welchem Grunde macht man dem bisherigen deutſchen Criminalverfahren den Vorwurf, daſs der Inſtruent auch Decernent ſey?

Was über das Cuſtüme geſagt wird, verdient erwogen zu werden. Das Militäriſche ſcheint in der That zu der Juſtiz nicht zu paſſen, aber ein geſetzter Anzug iſt mehr zu empfehlen, als man gewöhnlich glaubt. Sehr wahr iſt es, daſs über das Betragen in den Collegien ſtrenge gewacht werden ſollte. Es ſollte billig nichts Heterogenes darin getrieben werden. Nichts charakteriſirt den Geiſt des Chefs mehr, als das Betragen der Mitglieder eines Collegiums.

Hervorgeſucht und auf Spitzfindigkeiten beruhend iſt dasjenige, was darüber geſagt wird, daſs die Sportel-Caſſe in demſelben Locale iſt. Wenn die Sporteln einmal für das Gericht berechnet werden: ſo iſt es wohl einerley, wo ſie erhoben werden. Aber das ſollte billig nicht ſeyn. Wenn Sporteln gegeben werden müſſen, und das wird wohl allenthalben bleiben: ſo ſollten ſie dem Staate und einer eigentlichen Finanzbehörde und nie dem Gerichte berechnet werden.

Statt des Tadels der an ſich unpaſſenden Benennung der Juſtiz-Collegien, wenn ſie Regierungen heiſsen, hätte etwas viel Beſſeres über die unteren Behörden und über die Vertheilung der Gerichts-Sprengel, über die verſchiedenen Gerichtsſtände u. ſ. w. geſagt werden können, was in ein Gemälde allerdings gehört hatte.

Die Policey hat nach dem Vf. die Verbrechen und Vergehungen zu verhüten, welche der Arm des Richters beſtrafen muſs. Dieſe bekannte Definition muſs ſo mangelhaft ſeyn, als eine jede Definition ſeyn wird, die ein höchſt zuſammengeſetztes Inſtitut, das zu den mannichfaltigſten Zwecken zu wirken hat, mit wenigen Worten wiſſenſchaftlich darſtellen will. Der Vf. tadelt es beſonders, daſs kein eigener Policeyminiſter vorhanden iſt. Übrigens geht es ihm wie den meiſten Menſchen; ſie erwarten und fodern von der Policey zu viel, weil ſie weder die Schwierigkeiten kennen, welche mit der Ausführung vieler ſehr leicht ſcheinender Einrichtungen verbunden ſind, noch genug in Erwägung ziehen, daſs in Policeyſachen ſo leicht der Fall eintritt, daſs die Mittel, welche wirkſam ſeyn können, ein weit gröſseres Übel ausmachen würden als der Zweck. Dafür aber hat, und dafür muſs billig eine jede Regierung Abſcheu haben. Übrigens iſt es ſehr wahr, daſs bis jetzt weder in Deutſchland überhaupt, noch in irgend einem einzelnen Lande, für das Policeyweſen eine durchgreifende Anſtalt vorhanden geweſen iſt. Vorzüglich hat es an Einheit und Zuſammenhang in den Maſsregeln und an Geld gefehlt, um das, was man als gut erkannte, auszuführen.

Dem geiſtlichen Departement legt der Vf., eine ſeinen Begriffen von der Kirche entſprechende Beſtimmung bey. — Ein Blick auf den Geſchäftskreis deſſelben läſst freylich gewahr werden, daſs er nicht nach dem Princip der Einfachheit geordnet iſt, und es ſteht nicht zu leugnen, daſs die Bildung für das eine der hier zuſammengeworfenen Fächer nicht die für das andere in ſich ſchlieſse, oder auch nur dazu führe. Dieſer Theil der öffentlichen Verwaltung befindet ſich in allen proteſtantiſchen Ländern in groſser Verwirrung. Der Grund davon liegt aber nicht darin, daſs man einen adelichen Chef haben will, ſondern er liegt tiefer, und iſt eine Folge der Bildung, welche das proteſtantiſche Kirchenweſen, bey ſeiner Losreiſsung von dem hierarchiſchen Syſtem, erhielt. Freylich iſts ſeltſam, noch jetzt dieſes Unweſen, welches im Preuſſiſchen lange nicht mehr ſo arg iſt als in anderen Ländern, beyzubehalten. Daſs es an falſcher Behandlung des Schul- und Kirchen-Weſens nicht gefehlt habe, glaubt Rec. gern, da nirgends gröſsere Miſsgriffe zu geſchehen pflegen, als in dieſer wichtigen Angelegenheit. Doch ſcheint die Verbindung des Kirchen- und Schul-Weſens nicht ſo verwerflich zu ſeyn, als der Vf. will, denn beide arbeiten doch auf einen ſehr verwandten Zweck hin, und beide haben doch zur Erreichung dieſes Zwecks einerley Mittel. Freylich iſt dieſes nach des Vfs. Ideen nicht ſo, aber doch nach der Wirklichkeit. Stark, aber nicht unwahr ſagt der Vf. von den Patronatrechten der Privatperſonen: „ſie machen wie die Patrimonial-Gerichtsbarkeit ein ekelhaftes Staatsgeſchwür aus.“ Doch iſt das Patronatrecht der Privatperſonen dem Staate lange nicht ſo ſchädlich als die Patrimonial-Gerichtsbarkeit. Feine und beherzigungswerthe Bemerkungen über den Stand eines Präſidenten finden ſich S. 280. — Das General-Controlle der Finanzen und die Oberrechnungs-Kammer macht den Beſchluſs und wird am kürzeſten abgefertigt. Sie ſolle gleichſam der Mittelpunct der iſolirten Verwaltungszweige ſeyn, erreiche aber dieſen Zweck nicht.

Wenn Rec. weitläuftiger geweſen iſt, als es das Buch verdient: ſo glaubt er ſich eines Theils damit entſchuldigen zu können, daſs der Vf. deſſelben gewiſſermaſsen das Haupt einer, zwar kleinen, aber vielſchreibenden Partey ausmacht, und dadurch wichtiger wird, anderen Theils damit, daſs er nicht gern den Vorwurf verdienen wollte, durch Gemeinſprüche einer genauen Prüfung aus dem Wege gegangen zu ſeyn. PN.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hinrichs: Mr. *R. L. Edgeworths Erziehungskunſt in Beyſpielen oder praktiſcher Unterricht für Kinder von drey bis ſieben Jahren.* Herausgegeben von *Friedrich Herrmann*, Hofr. und Prof. in Lüheck. Mit Kupfern. 1808. Erſter Band. XXXIV u. 197 S. Zweyter Band. VI und 303 S. Dritter Band. 491 S. 8. (4 Rthlr. 8 Gr.)

Um ſolchen Ältern, beſonders Müttern, die das Erziehungsgeſchäft bey ihren noch zarten Kindern lieber ſelbſt betreiben, als fremden Perſonen die Sor-

Digitized by Google

ge darüber anvertrauen wollen, ihre Mühe weniger beschwerlich zu machen, sind Bücher, wie das vorliegende, überaus nützlich. Es enthält eine Art ausführlicher Kinderidyllen, worin die moralische Tendenz besonders hervorsticht. Behandlungsweise, Vortrag und Styl sind dem jugendlichen Alter, dem sie bestimmt sind, ganz angemessen. Sanfte Kinder beiderley Geschlechts, die man früh zum Lesenlernen gewöhnt hat, werden sie gewiss herzlich gern, entweder allein oder unter der Leitung liebevoller Erzieherinnen, mehrere Male durchgehen. Der erste Band enthält: *Heinrich und Lucie*, eine Geschichte für Kinder, in 2 Theilen, und wird auch besonders verkauft. Der zweyte: *Rosamunde*, in 3; der dritte: *Franz*, in 4 Theilen, nebst einigen kleineren Erzählungen, die das Ende füllen. Es wird immer vom Leichteren zum Schwereren fortgeschritten, der Ideenkreis der geschilderten Kinder erweitert sich allmählich, ihre Einsichten werden fester, und die Theilnahme an ihnen stärker. Da Rec. aus guten Gründen hoffen darf, dass dieses Werkchen auch in Deutschland mehrere Auflagen erleben werde: so hält er es für nöthig, über die deutsche Bearbeitung desselben einige Bemerkungen anzufügen.

Der Verleger hat zur äusseren Empfehlung des Buchs das Seinige rechtschaffen gethan, bis auf die Kupfer, unter denen wenige schön zu nennen sind. Dass er zugleich mit der deutschen Übersetzung das englische Original abdrucken lassen, wird ihn auch nicht gereuen. Nur glauben wir kaum, dass er seinen Vortheil recht verstanden, da er Original und Uebersetzung einander gegenüber gestellt hat. Da das Buch dadurch noch einmal so theuer werden muss: so werden ihm die Käufer abgehen, die von beiden nur einen, den deutschen oder englischen, Text brauchen können. Das deutsche, wie das englische Kind, muss seinen Text wie ein Original lesen. In dem kindischen Alter, wofür *Edgeworth* schrieb, fängt man das Sprachenlernen noch nicht an; die Hälfte der Blätter bleibt also ungelesen. Blos in Häusern, wo man beide, die englische wie die deutsche, als Muttersprachen behandelt, wird es in seiner jetzigen Gestalt recht sehr willkommen seyn.

Wir wollen den Übersetzer keiner besonderen Eitelkeit bezichtigen, dass er auf dem englischen Titel (denn jeder Band führt auch seinen eigenen Titel in dieser Sprache) seinen Namen setzen lassen, wohin er gar nicht gehörte. Z. B. *Harry and Lucy, a Tale etc. By Mr. Edgeworth. Translated by M. F. Herrmann.* Was geht es das englische Original an, wer es ins Deutsche übersetzt hat? Vielleicht aber hat der Verleger diese Worte blos der Symmetrie des Drucks wegen beygefügt. Die Übersetzung ist treu und rein, das Original aber ist doch einfacher und schöner. Hr. *H.* hat im Ganzen mehr den Sinn desselben zu erschöpfen, als das Natürliche des Ausdrucks darzustellen gesucht. Junge Kinder edler Herkunft können immer, oder beynah immer so sprechen, wie *E.* die seinigen sprechen lässt. *H's.* Kinder sprechen schon gekünstelter. Man wird in folgenden Ausstellungen, die sich auch über andere Dinge erstrecken, diese Fälle sehr leicht bemerken. Es ist uns wahrlich nicht um Tadel zu thun.

B. I. S. 11. Lucie war sehr aufmerksam gewesen, wenn *sie* ihr Vater oder Mutter etwas *gelehrt* hatte (*had taught her any thing*). Auf diese Weise hatte *ihr* die Mutter lesen und arbeiten *lernen* (*taught her to read and to work*). Erst Lehren mit dem Accusativ, dann Lernen mit dem Dativ, in gleicher Bedeutung! Der Sprachfehler ist recht stark. Auf S. 17 kommt das *und* zu oft vor; sogar eine Periode fängt damit an. *Und* sie bemerkten, *und* sie trat h n zu ihnen, *und* dachte u. s. w. — So schien es ihr, dass nicht eins wie das andere wäre (*she thought, they were not all alike*). Es ist von den Näpfen die Rede; die waren nicht *gleich*. S. 93. Du wirst nie einen richtigen Verstand *zeigen* können (*you will never have good sense*). Vom Zeigen ist nicht die Rede; ein Padagog, wie *Edgeworth*, kann nicht so sagen. Es heisst: verständig werden; weiter nichts. — Vom Regen *geschmolzen*, wie man zu sagen pflegt (*melted away by the rain, as the workmen say*). Zermorscht, war hier das richtige Wort. S. 143. Wir wollen morgen bey eurem Onkel frühstücken, der in einer ziemlich angenehmen Gegend wohnt (*we intend to walk to breakfast with your uncle, who has come to live at a very pretty place*. Hienach hätten die Kinder nicht gewusst, wo ihr Onkel, der nicht viel über eine Stunde von ihnen entfernt lebte, wohnte. Er war aber erst hingezogen; so sagt das Original, die Uebersetzung nicht. Auch wollten sie zum Frühstück *gehen;* das gehört mit her. *A very pretty place* ist nicht: eine *ziemlich* angenehme Gegend; es ist mehr. *To live at a very pretty place*, heisst: sehr artig wohnen. — Heinrich und Lucie waren sehr *glücklich* (*very happy*). Glücklich, dass sie spazieren gehen sollten? Sie waren froh (*happy*). S. 147. Er blickte *verdrüfslich* um sich (*looked wistfully round him*). Verdriefslich? Nicht doch. Schmachtend.

B. II. S. 47. Ich *behaupte* (*I dare say*), klingt übel aus dem Munde eines kleinen Madchens, wie Rosamunde ist. Ich möchte sagen, ich glaube, kann hingehen. S. 93. Er ist angekleidet, und ich bin es noch nicht *zur Hälfte* (*he is dressed and I am not half dressed*); st. ich noch nicht halb. So sprechen Kinder. Weiter spricht die Mutter zu ihrer kleinen Tochter, indem sie sie zu einem Spiegel führt: Ist das ein *hübsches* Madchen (*is that an agreeable girl*)? So kann sich Rosamundens Mutter schlechterdings nicht ausdrücken. *Agreeable* heisst hier *freundlich*. S. 97. Jetzt siehst du *viel hübscher* (*you look rather more agreeable*). So weit konnte es Rosamunde, mit dem Gefühl des Unrechts im Herzen, noch nicht gebracht haben. *Rather* heisst niemals *viel*. *Etwas freundlicher* wäre richtig gewesen. S. 111. Dass du zur Weisheit und zum Guten und zum Glück geleitet wirst (*to manage yourself so as to make you wise and good and happy*). Welche Kanzelsprache gegen das schlichte Original! S. 119. Stie-

Digitized by Google

feln (*clogs*). Nicht Stiefeln, sondern eine Art schwerer Schuhe, die an einigen Orten in Niedersachsen *Klotzen* heissen. Man schreibt auch im Englischen richtig *Clogs*, nicht *Cloggs*, wie hier S. 118 steht. S. 135. Nachdem sie ein Weilchen ihr Bedauern zu erkennen gegeben hatte (*after expressing some regret*). Wie gedehnt! Sie äusserte Leid; das ist alles. *Some* braucht nicht übersetzt zu werden. Eben so S. 137. Das Rothkehlchen schien es mit dem Fortfliegen noch bewenden lassen zu wollen (*the robin seemed in no haste to be gone*). S. 145. Zu dem *jungen* Rosenstock (*as far as the early rose tree*). Der Rosenstock mochte alt genug seyn; aber er trug *Frührosen*. S. 193. Schmerz macht, dass man sich erinnert (*pain makes one remember*), statt: Schmerz erinnert. Das *One* ist im Deutschen überflüssig. — *Housewife* ist keine Nadelbüchse, sondern ein Nähkästchen, Zwirnfutter. S. 203. *Anstatt* dass diese in wenig Stunden ganz verblüht seyn werden (*and these will be quite gone in a few hours*). Besser: Und diese sind in ein paar Stunden ganz hin. Kinder bilden ihre Perioden durch einfache Bindungswörter; aus ihnen kommt kein Anstatt, Nachdem, Demungeachtet u. dgl. — Weil du nicht immer *Gelegenheit haben wirst*, mir *in die* Augen zu sehen (*because you will not always have my eyes to see with*). Du wirst nicht immer mit meinen Augen sehen können; das ist lebhafter und richtiger. S. 221. Das ist ein sehr vernünftiges Verzeichniss, das mit grosser Besonnenheit verfertiget ist (*this is a very reasonable, sensible list*). Wozu der Wortschwall? Wie kann man bey einem trockenen Register die *Besonnenheit* rühmen? S. 247. Du meinst *unter dem Etwas* mein armes Bohnenbäumchen (*you mean my poor laburnum.*) — Alle lachten (*every body smiled*). Sie lächelten. Zum Lachen war es bey so verständigen Leuten nicht geeignet.

Der dritte Band ist auch zu haben als:

Leipzig, b. Hinrichs: *Neues Taschenbuch zur Bildung der Kinder und zum Sprachunterricht auf* 1808. Oder *Franz, eine angenehme und belehrende Geschichte*, herausgegeben von *M. Friedr. Herrmann. Französisch* und *deutsch*. 419 S. 8. (1 Thlr.) Auch unter dem Titel: *Frank, histoire instructive et amusante* pour la jeunesse par Mr. *Edgeworth*. Traduit par *M. F. Herrmann*. IV Parties. Avec Figures.

Schwerlich ist die französische Übersetzung, die sich sehr gut liest, aus Hn. *Herrmanns* Feder geflossen, ob es das Titelblatt schon meldet. Wahrscheinlich hat sie *Edgeworth* selbst in England verfertigen lassen. Die nämliche deutsche Übersetzung, die sich bey dem englischen Abdrucke befindet, steht hier dem französischen Texte unverändert gegenüber, mit Beybehaltung der Seitenzahlen. Wir fahren in unseren Anmerkungen fort. S. 161. Ich glaube nicht, dass eine Motte einen Rüssel *ertragen* könnte (*porter; carry*). S. 215. Was indess meinen Knöchel betrifft: so ist der Schade nicht gross (*ma cheville n'est pourtant pas très-malade; my ancle is not very much hurt, however*). Welcher kleine deutsche Junge, der nicht zur Affectation im Ausdrucke verzogen ist, wird so gekünstelt sprechen? S. 275. Es hatte sich jemand in ein sehr lebhaftes Gespräch eingelassen (*quelqu'un parloit très-vivement: somebody was talking very eagerly*). Welche Worte für: Jemand sprach heftig. S. 325. *Nach* gerade nur so gross (*tout justement assez large; but just large enough*). S. 395. Wir müssen suchen, ohne sie zurecht zu kommen (*nous nous en passerons; we must do without it*). Wir müssen sie entbehren. S. 401. Was für dumme Streiche sind hier wieder vorgefallen (*qu'est ce que c'est que ceci; what a piece of work is here*)? Kürzer: Was ist das für Zeug? S. 417. Ich will nur so lange Zeit hier bleiben, als ich brauche, um ein Frühstück zu mir zu nehmen (*je ne resterai que le temps de dejeûner; I shall only stop with you whilst I eat my breakfast*). So soll ein deutscher Kärner gesprochen haben, statt: Ich will nur zum Frühstück hier bleiben. — Wenn sich die Ausländer über die unnützen Worthäufungen im Deutschen beklagen: so haben sie Recht. Unsere Schriftsteller müssen lernen, sich concifer zu fassen. Uebersetzer zumal müssen die Kraft des deutschen Idioms zusammendrängen. Wenn der Deutsche will: so sagt er seine Meinung in eben so kurzen Worten, als jene. Und warum sollte er das nicht wollen? Oh.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Barth: *Ch. E. Weisse's Todesfeyer in der Rathsfreyschule zu Leipzig.* Am 4 Adventssonntage 1804. 1805. 34 S. 8. (4 Gr.) Nach einer zweckmässigen kurzen Anrede an die versammelte Schuljugend, welche der Freyschuldirector Plato hielt, und dem kurzen Gesang der Versammlung folgt die Katechisation vom Vicedirector Dolz. Erinnerungen an einige unvergessliche Männer, welche Ein Todesjahr mit *Weisse* theilten, an *Kant*, *Spalding*, *Teller*, füllen den Eingang. Dann folgt die Unterredung über Sir. 40, 15: „Dieweil er lebet, hat er einen grösseren Namen, denn andere Tausend; und nach seinem Tode bleibt ihm derselbige Name." Hauptzüge aus dem Bilde des edeln Weisen geben den ersten Theil, lehrreiche Folgerungen daraus den zweyten. So wenig der Katechisation Zweckmässigkeit in Ansehung ihrer Veranlassung abgesprochen werden kann: so ist doch die Unbestimmtheit mehrerer Fragen, die Härte der Übergänge und die Unrichtigkeit mancher Ausdrücke nicht angenehm zu bemerken. Ein Gesang der Versammlung beschliesst diese anständige und einer Unterrichtsanstalt, wie die leipziger Freyschule ist, sehr angemessene Todesfeyer des würdigen, ewig verehrten Kinderfreundes *Weisse*.

D. c. A.

Handlungswissenschaften. *Leipzig* u. *Bonneburg*, im Verlagsbureau: *Die Hanseestädte Lubeck und Bremen.* Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Beylage zu dem Werke: *Die Handlung von Hamburg.* 1807. 460 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) Im 99 Stück des Jahrg. 1808 dieser Blätter hat Rec. sein Urtheil über das Werk: *Die Handlung von Hamburg* gefällt. Es kann auch von dieser Beylage gelten, welche in keinem Betracht besser oder schlechter als selbiges ist, und wahrscheinlich auch einen und denselben Vf. hat.

Ø.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 FEBRUAR, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Aschaffenburg, b. Etlinger: *Scheik Mohammed Fani's Dabistan*, oder *von der Religion der älteſten Parſen*. Aus der perſiſchen Urſchrift von *Sir Francis Gladwin* ins Engliſche, aus dieſem ins Deutſche überſetzt von *Fr. von Dalberg*. Nebſt Erlauterungen und einem Nachtrage die Geſchichte der Semiramis aus indiſchen Quellen betreffend. 1809. 118 S. kl. 8. (12 Gr.)

In der lieblichen *Geſchichte einer Druſenfamilie*, die uns in die Gemeinſchaft wahrer Chriſten recht anſchaulich einführt, und ein Zeugniſs giebt von der der Religion Jeſu eigenen Milde und Gemüthlichkeit, hatte Hr. *v. D.* unter vielen anderen aus vertrautem Umgang mit morgenländiſcher Art und Bildung flieſsenden Bemerkungen auch (S. 101 und 138) einer alten Parſenſecte der Jezdianen oder Azerjanen erwahnt, als einer höchſt merkwürdigen und vielleicht auf Zeiten und Sitten einer frühen Welt hindeutenden. Hier erhalten wir über dieſen Gegenſtand eine weitere Ausführung, welche dem Forſcher der Menſchengeſchichte ein angenehmes Geſchenk ſeyn wird. Es giebt nämlich im Morgenland unter vielen uns noch unbekannten Schätzen eine Schrift eines perſiſchen Gelehrten und frommen Pilgers *Scheik Mohammed Mohhſen-al-Fany*, der ums Jahr d. Heg. 1081, unſerer Zeitrechnung 1670—71 ſtarb — *Dabiſtan* oder Gemalde der Sitten genannt, welche in 12 Abſchnitten von den *Parſen*, und unter dieſen von den *Jezdianen* — von den *Hindu* und *Brahmanen* — von den *Tibbetanern* — von den *Juden* — von den *Chriſten* — *Muhamedanern* — der Secte *Sady Kiah* — den *Unitariern* — *Roſchenianern* — von den *Gottlichen* — von den *Weiſen*, und endlich von den *Sophi's* handelt. Jeder Kundige ſieht alsbald, welcher Gewinn unſeren Einſichten aus der vollſtändigen Bekanntſchaft mit dieſem Werke kommen müſste. Dinge, von denen wir jetzt ſo viel als nichts wiſſen, insbeſondere die Gegenſtände der drey letzten Uberſchriften betreffend, würden uns naher gerückt; und wenn uns jeder Abſchnitt nur die Halfte des Nutzens gewährt, wie der vor uns liegende erſte, ſo iſt damit in der That ein bedeutender Fortſchritt gemacht. Und dieſer einzige Abſchnitt auch, oder vielmehr dieſes Fragment des erſten Abſchnitts, war bisher nur den ſehr wenigen Beſitzern von: *Gladwins new aſiatick miſcellanys conſiſting of original Eſſays, Translations and fugitive Pieces. Calcutta* 1789. zugänglich. Schon in der Hinſicht müſſen wir Deutſche dem Hn. *von Dalberg* danken, welcher mit warmem Eifer das Studium der älteſten Welt und aller rein menſchlichen Künſte betreibend, der Wiſſenſchaft und Kunſt alles opfert, und von Herzen ihnen ergeben iſt. Seinen Verwendungen wird es auch gewiſs am erſten gelingen, die übrigen Abſchnitte jenes wichtigen Werkes zu erhalten, und wir zweifeln nicht, daſs er uns eine ſo werthe Gabe keinen Augenblick vorenthalten werde.

Was die vorliegende Schrift ſelbſt betrifft, ſo hat der Vf. in der Vorrede zuerſt einen allgemeinen Blick auf den vorzüglichen Gegenſtand des Fragmentes — *Emanation* und *Sternendienſt*, geworfen. Je mehr wir von älteſter Geſchichte und Tradition erfahren, und mit der moſaiſchen Urkunde vergleichen, deſto klärer werde es, wie dem Aberglauben und Götzendienſt eine reinere Idee der Gottheit vorhergegangen, welche allmahlich verkannt und verhüllt worden. — Aller Geſchichte innerliches Band iſt die Entwickelung des Menſchen ſelbſt, und ſehen wir da einmal zu, ob es nicht die Einheit iſt, von der das Mannichfaltige ausgeht, und welche von dieſem zuletzt wieder erſehnt und geſucht wird. Man hat dieſe Wahrheit bisher zu wenig geachtet, und noch vielweniger den kindlichen Sinn, von welchem aus jene Entwickelung erſt recht ſichtbar und verſtändlich wird: darum giebt es bey uns ſo viel orientaliſche Gelehrſamkeit und ſo wenig orientaliſchen Sinn, welcher urſprünglich kein anderer als der reine kindliche ſelbſt iſt. Ein ſolcher dringt tief ein in die Gegenwart und alles Daſeyn, er durchfühlt den Gegenſtand, und heftet ſich keineswegs zuerſt an's Vergängliche, ſondern allein an das Unvergängliche. Daher der tiefe, ewige Schmerz des Kindes, wenn ihr ihm etwas entziehet; und daſs es nicht am Vergänglichen ihm gelegen ſey, könnet ihr ſehen an ſeiner Befriedigung mit jedem, das ihm gegeben wird: — das Seyn ſelbſt iſt, wovon es ganz erfüllet iſt, und die Beraubung des Seyns ſein Schmerz. Dieſes Beharren auf dem Seyn hat ſo frühe ſchon jene Ideen vom innerlichen, ewigen Beſtand und Weſen der Dinge anſchauen laſſen, worüber ſich der gelähmte Sinn der ſpäteren Welt ſo ſehr verwundert, und nicht begreifen kann, wie ſolche Ideen ſchon einmal anerkannt worden, und nicht vielmehr das Eigenthum und die Errungenſchaft der reiferen Menſchen (wie ſie es nennen) ſeyn ſollten. Eben ſo wie das Kind auf dem Seyn beharret, iſt ihm auch alles Erſcheinen Schöpfung, alles Verſchwinden Zerſtörung, und

Digitized by Google

wenn es wirklich selbst schafft und zerstöret: so rechnet es doch mit nicht geringerer Zuversicht auf die wesentliche Erhaltung, und Erscheinen und Verschwinden, Schaffen und Zerstören wird ihm zum Spiel auf einem unvergänglichen Grund. Dies führt uns die ältesten Ansichten der Dinge, welche, da sie Herz und Seele erfüllen, immer religiös sind, etwas näher, und wir sehen, dass mit fortschreitender Entwickelung der bildenden Kraft des Sinnes sich jene Trimurti sammt allen ihren Emanationen entwickeln und bilden musste nach jenem dreyfachen Charakter des Schaffens, Zerstörens und Erhaltens, und eben so nothwendig auch mit dem dreyfach verschlungenen ursprünglichen Gefühl der Heiterkeit, des Schauens und der Zuversicht. Später erst wird aus dem Spiele Ernst: jedes einzelne soll stehen und antworten — aber es folgt seiner vergänglichen Natur, und lässt den, der es halten will, unbefriediget. Dieser aber hofft vom nächsten Moment, er werde ihm Ruhe gewähren, und klammert sich mit aller Kraft der Phantasie an den Gegenstand, und der grosse Strom — Aberglaube und Götzendienst genannt — führt ihn fort, oder die Zerstörung erweckt desto heftiger die Wollust des einzelnen Daseyns, und ein wilder Naturdienst strengt sich an, das Daseyn nur um den rasenden, wenn auch letzten, Genuss desselben hinzugeben. Das Ruhigste und Mildeste ist dann die Lehre von der Emanation, als unglückvolles Versinken ins Endliche mit der Entfernung von der ewigen Einheit, in welcher nur durch die Seelenwanderung in unendlichem Progressus die Schuld vertilgbar vorgestellt, also der Weg der Reinigung offen gelassen und der Hoffnung Platz gegeben, so wie in kraftigeren Gemüthern von dieser Grundansicht aus ein Kampf des Lichts als Zeugen von der Nähe des Göttlichen und Selbstleuchtenden gegen das Dunkel, des Guten gegen das Böse erweckt wird. Das ist das Wesentliche der ehrwürdigsten Mystik der Indier in dem religiösen Theil ihrer Philosophie, der Vedanta genannt wird, so wie des Heroismus der persischen Religion — immer zu achten als das in den Handen der Weisesten befindliche Corrigens gegen den Einbruch alles vertilgenden Aberglaubens und Abgötterey. So sind auch der ersten reinen Kindheit die Sterne des Himmels Lichter der Welt, zu erleuchten die Erde und zum Maas der Zeit; mit Entwickelung der Phantasie erst werden subjective Wünsche und Vorstellungsweisen mit ihrer Betrachtung verknüpft, und ihr reines Licht wird in die düsteren Farben des irdischen Lebens gebrochen, es wird ihnen geräuchert, dass sich die Lüfte verdunkeln, weil man ihren reinen Glanz nicht mehr vertragen kann. Sobald sich also das Subjective mit einmischte, wie denn dieses nicht ausbleiben kann und sich gleich dem Objectiven vollenden muss, entstanden nothwendig in dem ernster gewordenen Kindergeschlecht jene tiefeingreifenden Lehren von Emanation, von kämpfenden Mächten, von den Sternen als Herren des Schicksals, von der Verzehrung alles Endlichen und vom Pantheismus, oder vielmehr von der ersten blinden Vergötterung des *Ich*, da auch Pantheismus ursprünglich jenes klare Gefühl der Allgegenwart und Unendlichkeit Gottes gewesen. Man hat alles dieses Spatere, welches mehr aus dem Drang einer im Menschen erwachenden, aber sich noch lange nicht verstehenden, höheren Kunst entstanden ist, nicht gehörig unterschieden von dem Ursprünglichen, welches die reine Allgewalt der Natur gewesen, und hieraus erklärt sich unter anderen das Grundfalsche im zweyten Buch der Schrift: *Über die Sprache und Weisheit der Indier*, von der morgenländischen Philosophie nämlich, worin das Fundamentale, Kindliche der aufgeführten Lehren ganz übersehen, und, man möchte sagen, jeder Schritt in der Entwickelung dem Menschen zur Sünde angerechnet wird. Aber auch dieses wird häufig nachgesprochen werden, wie so vieles andere, und man wird das Geheimniss des Morgenlandes, so offen es daliegt, nicht eher verstehen, bis man das Eigenthümliche der Kindheit, das sich im Fortgang zu anderen Bildungsstufen gar leicht verwischt, *festzuhalten* weiss, wie es im Morgenlande wirklich geschehen ist. Der Vf., so wichtig ihm jene *Schlegel*'sche Schrift ist, wie sie dann heym verständigen Gebrauch Niemand anders vorkommen kann, ist einer der wenigen, welche jenen kindlichen Sinn in sich lebendig zu machen wissen: ihm galt das bearbeitete Fragment als ein näherer Beweis uralter Völker- und Religions-Verbindungen, deren tiefer gelegenen Sinn, so wie ihn die Wissenschaft fasst, weiter und zwar historisch aufzuklären, der anhaltendste Fleiss und scharfe Kritik mit Recht verlangt wird.

Bey Betrachtung des Fragments selbst dringt sich die Frage auf: wie fern dürfen wir dem Werk eines sehr späten Muhamedaners trauen? — Er beruft sich auf Schriften jener Jezdianensecte, die wir nicht besitzen; aber die Lehre von Emanation, Seelenwanderung und Sternendienst ist in ihrer ältesten Gestalt so bestimmt ausgedrückt, dass wir hiedurch schon mehr und näher nach Indien als nach dem westlicheren Persien hingewiesen werden; insbesondere ist ein Stück des Ganzen, worauf wir noch kommen werden, so durchaus neu und so weit abstehend von der spateren parsischen Lehre, dass uns zur Befriedigung nur die Erforschung der merkwürdigen Quellen selbst, woraus Mohlsen geschöpft z. B. das Buch Akhteristan, das Ameighistan, das Temarwastir, oder gar das berühmte Buch über Mahabad, annoch fehlt. Allerdings ist nicht zu leugnen, dass an manchen Stellen die Art und Weise des neueren muhamedanischen Orientalismus sich zu erkennen giebt, doch nur allein in der wegen mangelnden Sinnes für die kindliche Vorwelt zuweilen mis rathenen Beurtheilung und Ansicht derselben. Übrigens ist fromme Treue in diesem Manne nicht zu verkennen. —

Vom Inhalt selbst wollen wir das Merkwürdigste blos andeuten, da das bis jetzt leider! so kleine Bruchstück ganz gelesen werden muss. — Die gleich

Digitized by Google

Anfangs angeführten Worte des Ourſey von Schiraz: „du, o Gott, haſt die Kraft alles zu thun, was unmöglich iſt; nur jene nicht, ein Weſen dir ähnlich zu erſchaffen," ſcheinen uns ſehr weſentlich in Betreff des ſpäteren, ſchon in der Reflexion und Subjectivität fortſchreitenden Emanationsſyſtems. Jene ſubjective Unmöglichkeit eben iſt es, welche die endloſen Reihen von Emanationen geboren hat, bey deren Anſicht dem Geiſte ſchwindelt, und das Bekenntniſs herbeygeführt wird, die menſchliche Vernunft ſey zu ſchwach, die erhabene, heilige Natur Gottes zu begreifen, wie dieſs ein Hauptſtück des Glaubens der Jezdianen iſt. Das hier entwickelte Emanationsſyſtem hält ſich meiſtens in der reinen und glanzvollen Region himmliſcher Sphären, und iſt ſchon in dieſer Hinſicht mit der ſpäteren zoroaſtriſchen Lehre nicht zu verwechſeln, welche bey weitem mehr der Erde als dem Himmel angehört — vielleicht ein bedeutſamer Wink, daſs dieſe ältere Anſicht Hochindien, jene neuere aber dem tieferen weſtlichen Perſien gehört, wo das Land ſelbſt ſchon mehr die irdiſche Anſtrengung zur Religion machte. Daher iſt dort das Aſtrognoſtiſche die Hauptſache, und nicht etwa bloſs der Einfluſs der Planeten, ſondern ausdrücklich der des Fixſternhimmels wird in den Schriften jener alten Secte erwogen, was bey den ſpäteren immer mehr vernachläſſigt wurde. Wie merkwürdig wäre dieſe Anſicht in ihrer ganzen Ausführung zu kennen, da hier das bloſs Fragmentariſche der jüngeren Gedanken von dem *groſsen* Umlauf des Himmels vielleicht in ſeiner Vollſtändigkeit ſich zeigen möchte. Den gröſsten Perioden des Himmels entſprechend, ſoll auch die Erde ſich (S. 29) umandern, und aus einem hermaphroditiſchen Weſen ſich jedesmal neu bevölkern, was, wie in einer Anmerkung des Hn. *v. D.* bemerkt wird, einen Coincidenzpunct mit dem indiſchen Mythus gewährt, und ſich aus indiſchen Quellen müſste näher erlautern laſſen. Auch die Zeitrechnung dürfte ſich auf die indiſche zurückführen laſſen: man vergleiche das S. 30 ff. Geſagte mit dem, was *Kanne erſte Urkunden der Geſchichte* S. 497 ff. über die Berechnung der Jugo geſagt hat. — Mahabad (der groſse Herrſcher), ſagen die Jezdianen, ſey der erſte Menſch der gegenwärtigen Periode als letzter in der vorigen, welcher durch Gottes Hülfe mit ſeiner eigenen *geiſtigen* Natur und der Leitung ſchützender Engel im Stand geweſen, alles, was er in der verfloſſenen Periode einzeln gehört und geſehen, in ein Ganzes zu verbinden, und in der jetzigen Schöpfung als einen treuen Spiegel darzuſtellen. Seine Verordnungen (vielleicht die des Monu ſelbſt) haben der Welt Geſetz, Sitte, Kunſt und Wiſſenſchaft gegeben. Auch die uralte (für den, welcher den Sinn zu faſſen weiſs, gewiſs ſehr natürliche) Eintheilung des Volks in 4 Stämme ging von ihm aus, wie ſie vom Monu eben ſo herrühren ſoll. Einem jeden Stamm gab Mahabad eine eigene Mundart, und ſandte ihn nach der Gegend, die ſich am beſten für ihn ſchickte; aus der heiligen Sprache aber, die vom Himmel ſtammt, ſind die Perſer-, Hindu- und Griechen-Sprachen u. ſ. w. entſprungen: ihm folgten vierzehn fürſtliche Seher (entſprechend den indiſchen). Der letzte Abad Azu zog ſich in die Einſamkeit zurück, nachdem er die Welt in den blühendſten Zuſtand gebracht. Nach ſeinem Rückzug gerieth alles in Verwirrung, welcher ſein Sohn oder vielmehr der ihm ähnlichſte Nachkömmling Iy-Afram zuletzt abhalf u. ſ. w. Hierauf erſt kam nach langem Zeitraum Gil-Schah oder Kal-muer, mit dem dann eine neue Periode, ſo wie ein neuer Königsſtamm beginnt. — Fortgeſetztes Studium kann allein über den Zuſammenhang dieſer Mythen Aufſchluſs geben; aber jetzt ſchon iſt, was wir hier vernehmen, merkwürdig genug, um über die weite und tief eingreifende Verbreitung des altindiſchen Mythus einiges Licht zu werfen: was der Menſchennatur am tiefſten eingewebt iſt, ſchafft ſich natürlich auch den weiteſten Wirkungskreis. — Das merkwürdigſte Stück des ganzen Fragments iſt unſtreitig die S. 50 ff. dargeſtellte Verehrung und Anbetung der Sterne. Nirgends haben wir aus dem Morgenlande eine ſo ins Einzelne gehende Darſtellung erhalten — Tempel der Planeten, Verehrung derſelben nach Jahreszeiten; charakteriſtiſche Bilder der Planeten, eben ſo charakteriſtiſche Opfer, hieran verbundene Kunſt und Sitte; tiefes Studium der Verhältniſſe der Planeten gegen die Fixſterne in Bezug auf das Schickſal der Erde und der Menſchen u. ſ. w. — alles iſt wie eine neu aufgefundene Welt, und man wird dem groſsen Ganzen näher gebracht, von welchem man bisher nur Trümmer kannte. — Viele heilige Plätze waren unter den mahabadiſchen Königen auf der Erde ausgetheilt, z. B. Caaba, Jeruſalem, Balkh, Medina, Iſthakar u. a. m. Sehr bedeutend iſt, was S. 72 von der uralten Verehrung des *ſchwarzen Steins* (woraus in den Planetentempeln das Bild des Saturnus gehauen war) in Mekka geſagt wird. *Hartmann* und andere wackere Alterthumsforſcher haben ſchon hierauf hingedeutet und ſind (erſterer z. B. in d. *Gott. Anz.* St. 152. 1808) ſchlecht verſtanden worden: vor allem muſs man hier den reichen und meiſt ſo genau treffenden *Kanne* vergleichen, der die Geſchichte des Himmels, der Erde und des Menſchen mit allen Lebendigen endlich einmal im rechten Geſichtspunct auffaſst. Doch mehr über den Gang des Mythus und deſſen comparativ-phyſiologiſche Entwickelung zu ſagen, würde hier am unrechten Orte ſeyn,

Was Hr. *v. D.* am Ende des Fragments von den Mahabadiern als indiſchen Königen in Iran ſagt, zeigt immer mehr auf innige Verbindung der alten Welt und tiefen Zuſammenhang der Sagen. Noch mehr thut dieſs der Nachtrag: *Mahadewa und Parvadi oder Semiramis und Ninus. Eine indiſche Sage*, welche eben ſo überraſchend den trügeriſchen Vorhang, welchen ſpätere Verwirrung der Mythen über die bedeutungsvolle Sage von der Semi-Rama und dem Mahadewa ausgebreitet, aufhebt, als durch die Zuſammenſtellung des Hn. *v. D.* der tiefe Sinn dieſer Sage in Bezug auf die Geſchichte der Erde und des früheſten Menſchengeſchlechts näher gerückt wird. Auch

Digitized by Google

für den Gang der Entwickelung urſprünglicher Religion bis zur Verklärung derſelben im Chriſtenthum möchte ſich aus einigen Andeutungen mehreres auffinden laſſen. Zuletzt wird noch, in einer Anmerkung über den Sternendienſt, die Wichtigkeit tieferer Unterſuchungen hierüber ans Herz gelegt, und demnach ein Wunſch geäuſsert, zu deſſen Erfüllung der würdige Hr. *v. D.* ſelbſt, insbeſondere, wenn es ihm gelingen ſollte, den ganzen Dabiſtan oder gar eine und die andere von deſſen Quellen aufzutreiben, ein Groſses beytragen könnte. K. I. W.

München, b. Lindauer: *Kleine Schriften für Policey und Gemeinwohl* von *J. v. Obernberg*, königl. bairiſchem Landesdirections-Rathe in München, der königl. Akademie der Wiſſenſchaften Ehrenmitgliede. 1808. 126 S. kl. 8. (12 Gr.)

Dieſe Schrift, welche der Vf. von Zeit zu Zeit heftweiſe fortzuſetzen gedenkt, enthält 10 kleine Aufſatze, groſstentheils aus dem Gebiete der Policey. In dem erſten: *wandelnde Arbeits-Häuſer*, thut der Vf. den freylich nicht allenthalben anwendbaren Vorſchlag, rüſtige Vagabonden und Bettler zur Austrocknung und Urbarmachung der Moore zu gebrauchen. Es ſollen zu dem Ende leicht von einem Orte zu dem anderen zu verſetzende, wohl bewachte Hauſer an den Ufern der Moore aufgerichtet werden, worin die Bettler aufbewahrt werden konnen. Man ſieht, dafs dieſer Aufſatz vorzüglich nur in Rückſicht auf Baiern geſchrieben iſt, und dafs durch den hier gethanen Vorſchlag doch höchſtens nur eine Claſſe von Bettlern, die ſtarken und rüſtigen, nützlich beſchaftigt werden kann. 2) *Wie ſollen unſere Gottesäcker beſchaffen ſeyn?* Ein ſehr gut geſchriebener Aufſatz, um die den alten Völkern, und auch jetzt noch den Nationen des Orients eigene Sitte, ihre Grabmaler zu ſchmücken, und ſo durch heitere Umgebungen das Bild des Todes weniger ſchrecklich zu machen, auch unter uns wieder zu erneuern. Mit Vergnügen hat Rec. die Nachricht geleſen, dafs zu Roſenhein in Baiern mit der Ausführung der hier angegebenen Idee bereits der Anfang gemacht iſt. 3) *Eine komiſche Curart eines Quackſalbers, wie es deren viele giebt.* 4) *Alſo könnte mit geringen Koſten ein Telegraph von einfacher Art aufgeſtellt werden.* Eine neu verbeſſerte, ſehr einfache und wohlfeile Maſchine, deren Modell die dabey befindliche Zeichnung darſtellt, welche den Vortheil gewährt, dafs ſie an der Wand eines ſchon beſtehenden Gebäudes aufgehangen wird, ohne eine beſondere Bau-Anrichtung zu bedürfen. 5) *Wohlfeiler Feuer-Eymer;* zuerſt in Bohmen aus Stroh und Reiſern vom Haſelnufsſtrauche geflochten, und inwendig mit einer Miſchung von Pech, Wagenſchmiere und Unſchlitt überzogen. 6) *Papiergeld, eine wahre Wohlthat unter gewiſſen Umſtänden.* Ein mitgetheilter Aufſatz von Hn. *Rauſchmayr*, Pfarrer zu Feldmoching. Der Herausgeber verſpricht ſeine Erinnerungen in der Folge nachzutragen. Um die ungleiche Vertheilung der Laſten in Kriegszeiten auszugleichen, ſoll die Regierung allen dadurch verurſachten Schaden ſogleich mit Papiergeld vergüten, welches im Lande Cours hat, und nach dem Kriege wieder eingeloſt werden ſoll. Der Herr Pfarrer hat ſich, wie jeder Sachkundige leicht bemerken wird, in eine ihm völlig fremde Sphäre verliegen. Rec. enthält ſich, die vielen Bedenklichkeiten und Gegengründe auszuführen, welche ſich gegen einen ſolchen Plan anführen laſſen. Auf ein paar Blattern, wie dieſs hier geſchehen, möchte ſich wohl ſchwerlich über dergleichen wichtige Materien gründlich entſcheiden laſſen. 7) *Die Bierprobe.* 8) *Die Feldpolicey.* Sie beſchaftigt ſich mit der Abwendung und Verminderung der Feldſchaden, der Erleichterung und Unterſtützung des Landwirths. Die verſchiedenen Arten von Feldſchaden werden hier unter drey Haupt-Rubriken betrachtet: 1) Feldſchäden von Thieren, 2) Feldſchaden von Menſchen, und 3) von der Natur. Inſofern ſich die Feldpolicey zugleich mit der Erleichterung und Unterſtützung des Landwirths beſchaftigen ſoll, hat ſie vorzüglich für die Beforderung der Communication zu ſorgen. Es werden hier manche gute Vorſchlage gethan, um die Anlage und Unterhaltung der Communicationsſtraſsen auf eine gleiche, den einzelnen nicht zu ſehr belaſtigende Art zu erhalten. 9) *Über die Nothwendigkeit eigener Dorfs-Vorſteher.* Ein Jeder wird gewifs unſerem Vf. beyſtimmen, wenn er die Nothwendigkeit der Dorfs-Vorſteher darzuthun ſucht, welche die landesherrlichen Verordnungen der Gemeinde unmittelbar zur Kenntnifs bringen, über ihre Vollziehung wachen, und zugleich die Dorfpolicey handhaben ſollen. Dieſe Vorſteher oder Schulzen ſollen von der Regierung beſtellt werden, dagegen der ihnen beygegebene Ausſchufs von Gemeindegliedern von der Gemeinde ſelbſt unter obrigkeitlicher Beſtatigung erwahlt werden mag. 10) *Die Grundurſachen des hohen Preiſes der Dinge.* Der Vf. ſucht dieſe hauptſachlich in dem Mangel an Arbeitern, welcher durch die Entvölkerung des platten Landes, vorzüglich durch den 30jährigen Krieg, ingleichen durch die Conſolidirung vieler Güter und endlich durch die verhaltnifsmafsig wenigen Ehen unter dem Landvolke, wovon hier die Urſache hauptſachlich in dem ſpaten Antreten der Bauergüter geſucht wird, bewirkt worden ſey. Dieſe Hinderniſſe ſoll die Landespolicey aus allen Kräften zu heben ſuchen durch Unterſtützung ſchuldloſer Armen aus gemeinſamen Mitteln, durch Anlage von Arbeitsanſtalten, allgemeinen Unterricht und zweckmäfsiges Steigern der Bevölkerung. Denn eine hinreichende Concurrenz macht, wie der Vf. ſehr richtig bemerkt, die billigſten Arbeitspreiſe.

Die Sprache in dieſen Aufſätzen iſt im Ganzen rein, obgleich nicht durchaus frey von Provincialismen, wie z. B. ſelbes, des einten u. ſ. w.

A. L.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 FEBRUAR, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch und (seit 1801) b. Röwer: *Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. 45 Bände. gr. 8. (Prän. Pr. 61 Thlr. 8 Gr. Ladenpreis 104 Thlr. 20 Gr.)

Die Literaturgeschichte läfst sich, eben so wie die Encyklopädie jeder Wissenschaft, in *innere* und *äussere* eintheilen. Die letztere beschränkt sich auf die hauptsachlichsten Resultate, welche literärische Thätigkeit und zufällige Ereignisse für jede Disciplin hervorgebracht haben, auf Kenntnifs der verdienten Gelehrten und ihrer merkwürdigen Schriften, und auf Angabe der Hülfsbücher, welche weitere Auskunft geben; die *innere* Geschichte der Literatur setzt wissenschaftliche Einsicht und fortgesetzt vertrauten Umgang mit dem Fache voraus, dessen Veränderungen und allmähliche Gestaltung zu seiner dermaligen Beschaffenheit historisch beschrieben werden sollen. Nur ein wissenschaftlich gebildeter, und in einer Disciplin ganz einheimischer, mit allen erforderlichen Vorkenntnissen und literärischen Erfahrungen reichlich ausgestatteter Gelehrter vermag den Umfang und die Grenzen des Faches, dem er seine Kräfte widmet, zu überschauen; nur er ist geeignet, das, was Bereicherung oder Verlust, Fortschritt oder Verirrung, Erfindung und Entdeckung, Vervollkommnung oder Stillstand genannt werden darf, wissenschaftlich-historisch zu würdigen; nur er kann die Folgen polemischer Erschütterungen, welche in alle Facher des menschlichen Wissens gedeihliches Leben und jugendliche Frische gebracht haben, verständig und genügend berechnen; ihm werden sogenannte Kleinigkeiten in ihrer, dem Laien-Auge oft kaum erkennbaren, bedeutenden Einwirkung auf das Ganze nicht entgehen, und er wird Andeutungen, Bemerkungen, Versuche und Vermuthungen berücksichtigen, welche die inhaltschweren Resultate der genetischen Dogmengeschichte kaum ahnden lassen. Eine allgemeine Geschichte der Wissenschaften, welche den Sachkundigen befriedigt, und den gründliche historische Belehrung suchenden Laien vollständig orientirt, kann *Ein* Mann nicht liefern; Polyhistoren, wie *Conring*, *Bayle*, *Leibnitz*, *Kant* u. e. a., sind sehr selten, haben unvermeidlich in einzelnen Fächern auffallende Einseitigkeit, und wenn dergleichen Männer auch geneigt wären, was sie begreiflich fast *nie* sind, ihre Kenntnifsmasse historisch zu verarbeiten, so würde ihre ganze Lebenszeit nicht hinreichen, um überall in das unerlafslich nothwendige Detail einzugehen, und bey jeder einzelnen Parthie so lange zu verweilen, als die Bedürfnisse des verschiedenartigen Publicums es erheischen.

Es war daher ein glücklicher Gedanke des Hn. Hofrath *Eichhorn*, die Geschichte der einzelnen Wissenschaften von mehreren Gelehrten, welche derselben mächtig sind, bearbeiten zu lassen, und das anerkannte Verdienst der Deutschen um Gelehrsamkeit in einem Unternehmen geltend zu machen, dergleichen keine Nation aufzuweisen hat, und welches in weit höherem Masse, als ehemals die von Britten versuchte vollständige Bearbeitung der Universalgeschichte, darauf Ansprüche zu machen berechtigt ist, eine neue Epoche in der Bearbeitung der Literaturgeschichte zu bezeichnen, und von allen gebildeten Nationen Europa's dankbar benutzt zu werden.

Das Werk, so wie es schon grofsentheils vollendet vor uns liegt, gereicht nicht blofs dem ersten Herausgeber, welcher nur zu früh die Fackel einem Anderen übergab, nicht blofs den Verlegern, die mit patriotischer Aufopferung dieses grofse Unternehmen wagten; es gereicht der deutschen Nation selbst zur Ehre, welche nicht aufgehört hat, Arbeiten dieser Art in ihrem Entstehen zu begünstigen. Aber erinnert will von Zeit zu Zeit das Publicum an Werke von so grofsem Umfange seyn, damit es die nöthige Unterstützung zur Vollendung derselben nicht entziehe. Erinnerungen dieser Art liegen in dem Plan dieser Blatter, welche nicht blofs bestimmt sind, neue Werke ins Publicum einzuführen, sondern auch für ältere, noch unvollendete, eine rege Theilnahme zu erhalten. Bey gegenwärtigem Werke begnügt sich Rec. einen historischen Bericht zu erstatten, die dabey zum Grunde liegende Idee zu veranschaulichen und den Umfang desselben darzustellen. Die Beurtheilung der einzelnen Abtheilungen, in so weit ihre Erscheinung in den Zeitraum, welchen die Jen. A. L. Z. umfasst, fallt, ist anderen Mitarbeitern übertragen, die Einsicht und Beruf haben, über *ihr* Fach zu urtheilen.

Das Werk soll die mit dem 11 und 12 Jahrhunderte beginnende *neuere* Zeit umfassen; einige Mitarbeiter haben bey Darstellung der Geschichte ihres Fachs Rückblicke auf die alte Welt thun müssen, um die Quelle, aus welcher alles geflossen ist, und die Veränderungen in der Methode des Studiums zusam-

Digitized by Google

menhängend und pragmatisch nachzuweisen; andere mussten nach Massgabe der Entstehung und Entwickelung einer Disciplin oder Kunst von einem späteren Datum ausgehen. — Kein Theil der geistigen Thätigkeit des Menschen ist ausgeschlossen; mit vollem Rechte ist der Geschichte der artistischen Cultur eine eigene Abtheilung gewidmet, denn die wechselseitigen Einwirkungen der wissenschaftlichen und artistischen Cultur sind unverkennbar, und in der letzteren beurkunden sich oft weit lebendiger und anschaulicher, als in der ersteren, der Entwickelungsgang der menschlichen Geisteskräfte, der Charakter und Genius, welche ganzen Zeitaltern einen gemeinschaftlichen Typus aufdrücken. — Die Norm, nach welcher im Einzelnen gearbeitet werden sollte, konnte und durfte nicht mit scharfer Genauigkeit bestimmt werden, denn die historische Beschreibung muss sich nach den Eigenthümlichkeiten bequemen, welche in der Methode und Form, in dem Vorrathe und in der Anordnung der Materialien und in den höchst verschiedenartigen Zeitverhältnissen einer einzelnen Disciplin oder Kunst liegen. Nur so viel verlangt im Wesentlichen der allgemeine Plan: „es sollen die inneren materiellen und formellen Veränderungen einer Wissenschaft oder Kunst, ihre Wiederherstellung und allmähliche Gestaltung bis auf die neuesten Zeiten, das Charakteristische derselben in jedem Zeitalter, in jedem Lande, unter jeder Nation dargestellt; die Entdeckungen und Erfindungen, die Institute und Ereignisse, durch welche sie gehoben, die Hinderniss, durch welche sie aufgehalten worden sind, nachgewiesen; die Männer, welche zu diesen Veränderungen am thätigsten und folgereichsten mitgewirkt haben, und die Productionen derselben, in denen sich ihr Talent oder Verdienst am deutlichsten offenbart, ausgezeichnet und kenntlich gemacht werden." — Die Ungleichheit in der Ausführung eines so vielumfassenden, und doch billig dem einzelnen Mitarbeiter grosse Freyheiten vergönnenden Plans ist begreiflich. Die Individualität der Ansicht, die Vorbereitung, mit der ein Jeder zur Bearbeitung seines Fachs hinzutrat, der Gedanke an das Publicum, für welches er arbeiten wollte, und selbst die Schwierigkeit, über das Wissenschaftliche zu historisiren, erklären diese Ungleichheit vollständig. Viele wackere, in ihrem Fache ganz einheimische Gelehrte vermögen nicht das System zu verlassen, und wissen die Bahn des Historikers kaum zu finden, daher ist ihre historische Darstellung unbeholfen und unlesbar; andere giessen ihren Notizen-Vorrath mit lästiger Freygebigkeit aus, und geben statt Geschichte nur Materialien dazu; wieder andere gefallen sich in der räsonnirenden Manier. Von allen diesen Abwegen finden sich Beyspiele in dem vorliegenden Werke; und dennoch ist es *im Ganzen* ungemein schätzbar, dem Gelehrten interessant, dem Studirenden fast unentbehrlich, und dem nach Bildung und Befriedigung seiner Wissbegierde strebenden Laien lehrreich und nützlich. Von den meisten Mitarbeitern ist der Gang, welchen ein Theil der wissenschaftlichen oder artistischen Cultur genommen hat, richtig aufgefasst und beschrieben, einzelne Zeitalter in ihrer Beziehung auf eine Disciplin oder Kunst treffend genug charakterisirt, das Wesentliche aus der wissenschaftlichen Dogmengeschichte in oft recht interessanten Auszügen aus den merkwürdigeren Büchern dargestellt worden; auch für den biographischen Theil ist in der Regel zweckmässig gesorgt; aber nur einzelne Mitarbeiter zeichnen sich durch bibliographische Genauigkeit und Vollständigkeit und durch reichhaltige literärische Nachweisungen und Notizen auf das rühmlichste aus.

In der Vertheilung der Fächer ist die herkömmliche, freylich in mancher Hinsicht unbequeme (wie sich z. B. in der VIII Abtheil. Naturwissenschaften zeigt, unter welche auch Oekonomie, Technologie, Cameral-, Policey- und Finanz-Wissenschaften gebracht sind,) Abtheilung der Wissenschaften beybehalten worden. Wir theilen das Verzeichniss der einzelnen Abtheilungen hier mit, um bey jeder zu bemerken, wie viel davon und durch wen es bearbeitet ist, und was folglich noch zu thun übrig bleibt, um den Plan des Ganzen, nach seiner ersten Anlage, vollständig auszuführen.

I. *Allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur*, als Einleitung in die übrigen Abtheilungen. Rec. behält sich vor, hievon am Schlusse seiner Berichtserstattung zu reden.

II. *Schöne Künste.* Erschienen sind: *Geschichte der zeichnenden Künste* von *J. D. Fiorillo. Erster* Band. Römische und florentinische Schule. 1798. XX. 472 S. *Zweyter* Band. Venetianische, lombardische und übrige italianische Schulen. 1801. XVI. 946 S. und Register über diese beiden Bände. *Dritter* Band in 2 Hälften. Malerey in Frankreich. 1803—1805. X. 634 S. Register *Vierter* Band. Malerey in Spanien. 1806. X. 470 S. Reg. *Fünfter* Band. Malerey in Grossbritannien. 1808. VIII. 910 S. Reg. Dieses Werk empfiehlt sich durch Gründlichkeit, Vollständigkeit und ächtliterarischen Fleiss; in 2—3 Banden wird es beendigt seyn. Es ist zu wünschen, dass die Geschichte der übrigen schönen Künste von einem, auf gleiche Weise, wie Hr. *F.*, Gelehrsamkeit und Kunstkenntniss in sich vereinenden Schriftsteller bearbeitet werden möge.

III. *Schöne Wissenschaften*, oder Dichtkunst und Beredsamkeit. *Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts.* Von *Friedrich Bouterwek.* 1801—1807. Nach ethnographisch-chronologischer Methode sind die vorgefundenen Materialien zusammengestellt und verarbeitet; der Geist und Charakter bedeutender Dichter wird durch Auszüge und Proben kenntlich gemacht. Der *erste* (XII. 350 S. gr. 8) und *zweyte* (XVI. 346 S.) Band enthalten, ausser einer allgemeinen Einleitung, die Geschichte der sch. Redekünste in Italien; der *dritte* (XX. 618 S.) und *vierte* (XIV. 412 S.) liefern eine Darstellung der Geschichte der spanischen und portugiesischen Poesie und Beredsamkeit; der *fünfte*

Digitized by Google

(XIV. 336 S.) und *fechſte* (XIV. 415 S.) umfaſſen Frankreichs ſchöne Literatur. In ungefähr noch eben ſo vielen Bänden, als bis jetzt erſchienen ſind, kann dieſe Abtheilung beendiget werden. Die ſynchroniſtiſche Darſtellung des äſthetiſchen Geiſtes und Geſchmacks im neueren Europa gehört in die allgemeine Überſicht; doch würde eine beſonders hierauf bindeutende allgemeine Recapitulation am Schluſſe dieſer Abtheilung willkommen ſeyn. Von dieſem Werke wird künftig eine genaue Beurtheilung gegeben werden.

IV. *Philologie. Geſchichte des Studiums der claſſiſchen Literatur ſeit dem Wiederaufleben der Wiſſenſchaften* u. ſ. w. von *A. H. L. Heeren. Erſter Band.* 1797. XIV. 508 S. *Zweyter Band.* 1801. VIII. 311 S. gr. 8. Dieſes Werk zeichnet ſich auf der einen Seite durch befriedigende Vollſtändigkeit, auf der anderen durch beſonnene Präciſion auf eine ſo rühmliche Weiſe aus, daſs ein jeder Freund der Literatur die Fortſetzung und Beendigung (wahrſcheinlich in 4 ſolchen Theilen, wie die beiden erſten ſind, oder in zwey Bänden) mit Sehnſucht wünſchen muſs. Es ſoll hier eine chronologiſch-hiſtoriſche Entwickelung des Studiums der alten Literatur gegeben werden, die für den Anfänger die Stelle einer Methodologie der Wiſſenſchaft, welcher derſelbe ſeine Kräfte widmet, vertreten kann, und gewiſs wird die dem Anfänger wiſſenſchaftlich-pragmatiſch ſo wohlthätige Darſtellung dem Veteran einen Genuſs gewähren, der von gelungenen Charakteriſtiken merkwürdiger Zeiten, Menſchen und Ereigniſſe unzertrennlich auszugehen pflegt. — Der *erſte* Band enthält als Einleitung eine aus den Quellen geſchöpfte und ſchon wegen der Zuſammenſtellung vieler ſonſt zerſtreuter Notizen ſehr ſchätzbare Geſchichte der Werke der Claſſiker im Mittelalter, d. h. die Geſchichte ihrer Erhaltung und ihres Unterganges, und der Geſtalt, in welcher ſie dem neueren Europa übergeben worden ſind; und damit war allerdings die rechte Baſis gefunden, auf welcher die Geſchichte der Alterthumswiſſenſchaft vom 15ten Jahrh. an, nach feſten Grundſätzen hiſtoriſcher Architektunik aufgeführt werden konnte. Von den Unterrichtsanſtalten und Bibliotheken des römiſchen Reichs im 4ten chriſtl. Jahrh. wird vollſtändige Nachricht ertheilt. Die verminderte Achtung gegen die Claſſiker und die Vernachläſſigung derſelben beginnt mit Konſtantin dem Groſsen, in deſſen Regierung die Erhebung des Chriſtenthums zur Staatsreligion und die Verlegung der Reſidenz nach Konſtantinopel Epoche machen. Früher als die Barbaren wurde chriſtlicher Fanatismus den Denkmalen der Literatur und Kunſt verderblich; und es war ein groſses Unglück, daſs die Bibliotheken in der Regel im Porticus der Tempel aufgeſtellt waren, gegen welche der Religionseifer zuerſt und am heftigſten wütbete. Die Völkerſtürme des 5ten Jahrh. würden den Bücherſchätzen weniger geſchadet haben, wenn ſie nicht von verheerenden Feuersbrünſten begleitet geweſen wären, wodurch auch in Konſtantinopel viel Herrliches verloren ging. Die oſtgothiſche Regierung in Italien beſchützte Literatur; durch die Verbreitung des von Benedict organiſirten Mönchweſens im Abendlande wurde viel gerettet, und ſeit Karl d. G. wurde bald hie bald da claſſiſche Literatur, freylich in ſehr verjüngtem Maſsſtabe, geachtet und gebraucht. S. 138 verdient nur noch *Cyrillus* als Fabuliſt eingetragen zu werden, ſ. *Millin Mag. Enc.* 1806. T. 2. p. 17 ſq. In Griechenland iſt die Zeit unter *Baſilius* und ſeinen nächſten Nachfolgern am beachtenswertheſten. Der durch die Araber bewirkten Revolution iſt die Einführung des Pergaments, welches die dauerhaftere Erhaltung der Claſſiker erleichterte, ſtatt des vergänglichen Papyrus zu verdanken; aber der arabiſche Überſetzungseifer hat vielen griechiſchen Originalen den Untergang bereitet. Die S. 133 u. 135 angeführten Stellen des *Leo Africanus* laſſen ſich dahin vereinigen, daſs aus den zuſammengebrachten Manuſcripten die *nützlichen* ausgeſucht, und die übrigen (*reſidui*), welche der Überſetzung nicht werth zu ſeyn ſcheinen, *verbrannt* wurden; darunter waren vielleicht Dichter, Redner, Hiſtoriker. S. 246 vermiſst man den von *Matthaeus Paris* rühmlich charakteriſirten *Johann de Baſingeſtockes*, welcher 1232 ſtarb, und ausgebreitete Kenntniſs der griechiſchen Literatur gehabt zu haben ſcheint. Dieſe Einleitung ſchlieſst mit den unſterblichen Inſtauratoren der claſſiſchen Literatur in Italien, *Petrarca*, *Boccaccio*, *Johann v. Ravenna* und ihren Schülern und Freunden.

Der *zweyte* Band umfaſst das 15 Jahrh. und zerfällt in 3 Abſchnitte. 1) Geſchichte der äuſseren Verhältniſſe, welche auf das Studium der claſſiſchen Literatur Einfluſs gehabt haben, in geographiſcher Ordnung; am ausführlichſten wird Italien im Allgemeinen und nach einzelnen literariſch beſonders merkwürdigen Städten behandelt; unter den übrigen europäiſchen Ländern ſind Deutſchland und vorzüglich Ungarn ausgezeichnet. Rec. theilt zu dieſem Abſchnitte einige bibliographiſche Berichtigungen mit. S. 63. *Philipp Giunta* hat nicht vor 1496 in Florenz zu drucken angefangen, und das älteſte typographiſche Product aus dieſer Officin iſt, wie *Panzer* richtig bemerkt, der Lucian von 1496, nicht *Zenobii Epitome* von 1497; S. 74. *Poggius* Überſetzung der erſten 4 Bücher des Diodorus Sic. erſchien zuerſt zu Bologna 1472, wo P. ausdrücklich als Vf. der Überſ. genannt iſt, dann zu Venedig 1476 u. oft; die Überſ. des Thucydides von *Laurentius Valla* iſt zuerſt gedruckt *ſ. l. et a.* vor Ende des 15 Jahrh.; der *Appian* von *Decembrio* überſ. iſt nicht zu Rom, ſondern zu Venedig b. Vindelinus Spira 1472 gedruckt; die Überſ. des *Strabo* erſchien zu Rom 1469, Venedig 1472 u. ſ. w.; S. 86 unter *Ulrich Hahn's* früheſten Drucken hätte auch die Ausgabe von *Cicero de oratore.* 5 Decbr. 1468 genannt werden ſollen. — 2) S. 177 ff. Nachrichten von dem Leben und den Hauptwerken der berühmteſten Humaniſten, ſowohl der Griechen als der Abendländer; ſehr anziehend und lehrreich. Zwar hätten ſie ſich ſehr leicht in den erſten Abſchnitt verarbeiten laſſen, und der Totaleindruck wäre vortheilhafter geweſen: aber Rec. betrachtet ſie als Excurſe und Beylagen, und glaubt,

Digitized by Google

dafs gerade diefe Scheidung der Gegenftände dem mit Materialien aller Art überladenen Studirenden wohl thun werde. S. 180. Die *Erotemata* des *Emanuel Chryfoloras* find gedruckt in 8, ohne Jahreszahl und Druckort, mit denfelben Typen, welche bey *Creftoni Lex. gr.* Mailand 1480 und bey dem Homer Florenz 1488 gebraucht worden find. S. 244. Die dem Rec. bekannte erfte Ausg. des *Virgilius c. Landini comm.* ift die florentinifche 1487. — 3) S. 278 ff. Gefchichte des Studiums; Bildung des Geiftes wurde damit bezweckt; man befchäftigte fich mit der alten Literatur um ihrer felbft willen. Die lateinifche Sprache herrfchte in den höheren Ständen und bey der gebildeteren Welt; auf fchönen Styl wurde viel Fleifs verwendet, und über das dabey zu befolgende Mufter lebhaft geftritten. Die griechifche Literatur wurde theils aus Liebhaberey, theils als Hülfsmittel der römifchen Literatur ftudirt. Die Zahl der griechifchen Sprachlehren war fchon fehr betrachtlich, an Wörterbüchern Mangel; doch hätte S. 284 *Joa. Creftoni Lexicon gr. lat. f. l. et a.* (Mailand 1480) fol. oder die vielleicht noch ältere Ausgabe 4, Vincentiae 1483, Mutinae 1499 fol. angeführt werden follen. Viele griechifche Schriftfteller wurden in das Lateinifche überfetzt. Die Interpretation der Dichter war zwiefach, grammatifch und moralifch; übrigens ging fie von den alten Grammatikern und Scholiaften aus, und äufserte fich meift in derfelben Manier, welche bey diefen herrfcht, über Worte und Sachen; der Nachbildungen und Nachahmungen wurden viele verfucht. Seit Verbreitung der Buchdruckerkunft wurde die Hauptbefchäftigung der Humaniften auf Beforgung von Ausgaben zurückgeführt, und bald auf die Wahl der beym Abdrucke zum Grunde gelegten Handfchriften, bald auf ihre Reinigung von Schreibfehlern und anderen Mängeln grofser Fleifs verwendet; auch erfchienen fchon Sammlungen kritifcher Obfervationen. Ein Verzeichnifs der bedeutenderen Bearbeitungen der Claffiker ift S. 297 gegeben, und zuletzt wird der Einflufs der Philologie auf Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Gefchichte und befonders Philofophie gefchildert.

V. *Gefchichte.* Noch unbearbeitet. Möge die Bearbeitung keinem unferer neuen Modehiftoriker zufallen, welche den Mangel an gründlicher claffifcher Gelehrfamkeit und an Kenntnifs der gefammten hiftorifchen Literatur durch philofophifches oder äfthetifches Raifonnement zu erfetzen fich einbilden!

VI. *Philofophie. Gefchichte der neueren Philofophie* von *J. G. Buhle.* I—VI Bd. 1800-1805. Ift bereits in diefer A. L. Z. 1805. No. 268 ff. gründlich beurtheilt.

VII. *Mathematik.* a) *Gefchichte der Mathematik* von *A. G. Käftner.* IV Bände. 1796—1800, unbeendiget; der 1fte Band begreift das 16 Jahrh. und die folgenden 3 Bände enthalten Nachträge. Gefchichte kann das nicht heifsen, was hier gegeben ift, fondern es find nur Materialien und reichhaltige, zum Theil vortreffliche und dem Kenner unfchätzbare wiffenfchaftlich-bibliographifche Notizen, welche ihren Bearbeiter erwarten. Eine Menge Epifoden, Anekdoten und Einfälle find eingefchaltet, und der vielwiffende Mann hat fich feinem herumftreifenden literarifchen Genius ganz überlaffen. Auch zu diefem Bruchftücke, welches Niemand fo leicht in derfelben Manier wird fortführen können, und, wenn vom Zweck des ganzen Unternehmens die Rede ift, fortführen dürfen, wäre ein Regifter unentbehrlich gewefen. Hr. *Reimer*, der Überfetzer von *Boffut* Gefchichte der Mathematik, würde gewifs ein dem bey diefem Unternehmen zum Grunde liegenden Plane entfprechendes Werk liefern; es mag aber diefe Arbeit übernehmen, wer da wolle: fo erfucht Rec. den Verleger, für ein Regifter der *Käftner*'fchen hiftorifch-literarifchen Fragmente zu forgen. — b) *Gefchichte der Kriegskunft* feit der erften Anwendung des Schiefspulvers zum Kriegsgebrauche bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von *J. G. Hoyer. Erfter Band.* 1797. XVIII. XXII. 554. 44. *Zweyter Band.* 1800. XLII und 1222 S. nebft Regifter. Dafs der Gefchichte des Technifchen die Literatur untergeordnet ift, und im Verhältniffe zu jener nur einen fehr kleinen Raum einnimmt, läfst fich entfchuldigen, da die Kriegskunft unleugbar mehr durch Praxis als durch Schriftfteller ausgebildet worden ift; aber in Hinficht auf die Abficht des Werkes ift für Literatur doch gar zu wenig geleiftet.

VIII. *Naturwiffenfchaften:* a) *Gefchichte der Phyfik* von *J. C. Fifcher. Acht Bände*, mit einem Regifter 1801—1808. Eine durch achtungswerthen Fleifs befonders dem Phyfiker fruchtbar-nützliche, chronologifch-wiffenfchaftliche Darftellung des Merkwürdigen aus der Dogmengefchichte der Phyfik; die biographifch-literarifchen Notizen find dürftig. Sehr zu feinem Vortheile unterfcheidet fich jedoch diefes Buch, dem ebenfalls eine ausführlichere Beurtheilung in diefen Blättern beftimmt ift, von demjenigen, an deffen Stelle es trat: *F. Murhard Gefchichte der Phyfik.* 1798. 1799. 928 S., welches als zweckwidrig ausgefondert, und von der Verlagshandlung durch einen neuen Titel (*die wichtigften Lehren der Phyfik*) als für fich beftehend; feinem weiteren Schickfale überlaffen wurde. b) *Gefchichte der Chemie* von *J. F. Gmelin.* Drey Bande, VIII. 777. 790. 1288 S. und Regifter. 1797-1799. *Rudis et indigefta moles!* Überreich an wiffenfchaftlichen und empirifchen Notizen, wie fie nur *improbus labor* zufammenhäufen kann; für Jemand, der nicht Chemiker von Profeffion ift, und felbft für diefen kaum lesbar. — c) *Gefchichte der Technologie* von *J. H. M. Poppe. Erfter Band.* 1807. VIII. 506 S. anziehend und lehrreich felbft für ein gemifchtes Publicum, obgleich der rechte Mittelweg zwifchen Gefchichte des Technifchen und Literarifchen verfehlt ift. In 3—4 Bänden wird diefe Darftellung beendigt feyn; fie bedarf am Schluffe einer fummarifchen literarifchen Recapitulation. — Noch fehlt in diefer Abtheilung die Gefchichte der *Naturgefchichte*, der *Ökonomie* und der fogenannten *Cameralwiffenfchaften*; die Gefchichte der von Philofophen bearbeiteten *Staatswirthfchaft* hat Hr. *Buhle* in feine Gefchichte der Philofophie aufgenommen.

IX. *Medicin* und X. *Jurisprudenz* find unbearbeitet.

(*Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 FEBRUAR, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Rofenbuſch und [ſeit 1801] bey Röwer: *Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften ſeit der Wiederherſtellung derſelben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Von einer Geſellſchaft gelehrter Männer ausgearbeitet.

(*Beſchluſs der im vorigen Stuck abgebrochenen Recenſion.*)

XI. *Theologie:* a) *Geſchichte der Schrifterklärung von G. W. Meyer. Erſter Band.* XII. 344. *Zweyter Band.* X. 563. *Dritter Band.* X. 474. *Vierter Band.* X. 475 S. 1802 — 1805. Zweckmäſsig, ausführlich, genau und vollſtändig wird die Geſchichte der Exegeſe von den erſten Zeiten des Chriſtenthums bis auf *Erneſti* und *Semler* durchgeführt; ein fünfter Band wird von da an bis auf unſer Zeitalter das Werk beſchlieſsen. Eine ſchon vorräthige Recenſion dieſes Werkes wird künftig in unſerer A. L. Z. geliefert werden. — b) *Geſchichte der chriſtlichen Moral von C. F. Stäudlin.* 1808. XXVI. 835 S. Der Vf. ſtellt die Geſchichte der chriſtlichen Moral als Gegenſtand ſchriftſtelleriſches Geiſtes und Fleiſses, philoſophiſcher und gelehrter Behandlung, vom 14ten Jahrhunderte an, dar. Die frühere Geſchichte umfaſst ſein ausführliches Werk über die Geſchichte der chriſtlichen Moral, deſſen erſter Band 1799 erſchienen iſt. Die Geſchichte der Sitten, der Sittlichkeit und der moraliſchen Begriffe, in ſofern dieſe nicht von Schriftſtellern und Machthabern der Kirche aufgeſtellt wurden, ſondern unter den chriſtlichen Volkern überhaupt herrſchten und wirkten, ſoll in einem beſonderen Werke geliefert werden; die zwiſchen Lehren und Handeln obwaltende Wechſelwirkung würde die Aufnahme dieſer freylich mit einer Geſchichte der Wiſſenſchaft nicht unmittelbar zuſammenhängenden Thatſachen aus dem wirklichen Leben vollkommen gerechtfertigt haben. — c) *Geſchichte der praktiſchen Theologie* oder der Homiletik, Katechetik, Liturgik und Paſtoral. Von *Ch. F. Ammon. Erſter Band.* 1804. XXIV. 368 S. Dieſer Band begreift die Geſchichte der Homiletik von den älteſten Zeiten bis auf den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, als Einleitung, und die erſte Periode von *Huſs* bis auf *Luther.* — Die Geſchichte der Dogmatik iſt noch nicht bearbeitet.

Den die Specialgeſchichten zu einem Ganzen verbindenden allgemeinen Theil, die Einleitung, in welcher die Geſchichte der geſellſchaftlichen Cultur überhaupt und die Entwickelung und Bildung des menſchlichen Geiſtes zu Erfahrungen, Erforſchungen, Entdeckungen und Erfindungen ins Beſondere dargeſtellt werden ſollte, zu bearbeiten, übernahm Hr. Hofr. *Eichhorn.* Er machte ſich die Aufgabe: „von der hiſtoriſchen Entwickelung der geſellſchaftlichen und geiſtigen Veredelung des neueren Europa auszugehen, mit der Geſchichte der Cultur und Aufklärung unſeres Welttheiles ſeit dem eilften chriſtlichen Jahrhunderte die Schickſale der Künſte und Wiſſenſchaften *im Allgemeinen* zu verbinden, und alles das darzuſtellen, was auf ihr Ganzes und deſſen allmähliches Wachsthum, deſſen Veredelung und Vervollkommnung gröſseren oder geringeren, nahen oder entfernten, wohlthätigen oder nachtheiligen Einflufs gehabt hat.“ Dieſe konnte nicht gelöſet werden ohne Erörterung der Hauptmomente im Mittelalter, und deſswegen war die gröſsere Ausführlichkeit in der Bearbeitung der erſten Periode nothwendig. So entſtand: *Allgemeine Geſchichte der Cultur und Literatur des neueren Europa.* Von *J. G. Eichhorn. Erſter Band.* 1796. LXXXVIII. 480 S. *Erläuterungen und Beweiſe.* 132 S. *Zweyter Band.* 1799. 476 S. gr. 8. Leider iſt das treffliche, Geiſt und Gelehrſamkeit ſeines Vfs. reichlich beurkundende Werk unbeendigt geblieben, aber auch ſo, wie es vorliegt, verdient es empfohlen zu werden. Eine Bitte, möchte ſie auch noch ſo dringend und von den haltbarſten Beweggründen unterſtützt ſeyn, um Fortſetzung oder um Wiederkehr der väterlichen Liebe und Fürſorge zu einem des Vaters würdigen Kinde dürfte wohl zu ſpät kommen, da ſchon ein Jahrzehend verfloſſen iſt, ſeitdem ſich der Urheber davon losgeſagt zu haben ſcheint. Dieſe beiden Bände enthalten zuerſt in der Vorrede ein Gemälde der ſtufenweiſen Bildung des heutigen Europa von 1100 bis 1800, und ſodann von der erſten Periode (1100 — 1450) die Einleitung und zwey gehaltvolle Abhandlungen *über den Einfluſs der Ritterſchaft auf die Bildung von Europa und den erſten Anfang der neuen Literatur*, mit 18 angehängten Belegen oder Excurſen; *und über das Verhältniſs des geiſtlichen Standes zur Cultur und Literatur im Mittelalter.* Im zweyten Bande wird auf Erläuterungen und Beweiſe in den Anmerkungen hingewieſen, welche nicht angehangt und vermuthlich nie gedruckt worden ſind. L.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Göſchen: *Briefe über Oſt-Indien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Inſel St. Helene.* Geſchrieben aus dieſen Ländern von *C. C. Beſt*, Hauptmann bey den kur-hannöve-

Digitized by Google

rifchen Truppen in Oftindien. Herausg. v. *Karl Gottlob Küttner*. Mit colorirten Abbildungen u. Profpecten. 1807. VI u. 176 S. 4. (15 Thlr.)

Seit einigen Jahren find fo viele Werke über Oftindien und befonders über das eigentlich fogenannte Hindoftan erfchienen, dafs, wer über den Zuftand diefes Landes unterrichtet feyn will, eine ziemlich erfchöpfende Belehrung in denfelben findet. Die beiden neueften Schriftfteller, Hr. *Hermann* und *Schedel*, fprechen jedoch nicht als Augenzeugen. Beide waren nicht im Lande, fondern entwarfen ihre Gemälde auf der Studierftube. Tritt aber ein Mann auf, der das, wovon er fchreibt, im Lande felbft fah: fo mufs deffen Zeugnifs defto anziehender feyn, zumal wenn feine Erzählung lebhaft, feine Schreibart flieffend ift. Gegenwärtiges Werk empfehlen diefe rühmlichen Eigenfchaften. Der Vf. ift ein Deutfcher, und hat in feinen Briefen den Charakter der Nation, der nach Treue und Wahrheit ftrebt, hinlänglich beurkundet. Ganz neue und unerhörte Dinge kann man von einem Lande, von welchem man uns fchon fo viele Nachrichten mitgetheilt hat, nicht erwarten. Beftätigen nur die Nachrichten des jüngeren Erzählers die der älteren, und weifs jener feiner Erzählung einige noch nicht bekannte Umftände, einige feine Vorgänger übertreffende Details einzuweben: fo erwirbt er fich den Dank des billigen mit der Literatur bekannten Lefers. Auch diefs ift bey diefen Briefen der Fall.

Der Vf. ging im Jahre 1783 mit dem Refte des 14 kur-hannöverifchen Regiments, von welchem der gröfsere Theil fchon im Jahre 1781 abgegangen war, nach Hindoftan, langte im April deffelben Jahres zu Madras auf der Küfte Koromandel an, und blieb 9 Jahre lang in diefem Lande, theils in der eben genannten oder der Schwarzen-Stadt, wie fie, feinem Berichte nach, gewöhnlich genannt wird, theils zu Arkot, einer tiefer im Lande, in der Landfchaft, welche das Karnatik genannt wird, gelegenen Stadt.

Den Inhalt der einzelnen Briefe anzugeben, liegt nicht in dem Plane diefer Blätter: wir verweifen auf das lehrreiche, auch durch fein Aufseres höchft empfehlungswerthe Werk felbft, und begnügen uns, um auf daffelbe die Aufmerkfamkeit hinzuleiten, blofs einige Bemerkungen hinzuzufügen. Das Schiff, in welchem der Vf. nach Indien reifete, war 31 Wochen unterwegs, und zwar 15 Wochen von Bahia, oder, wie der Vf. nach der älteren Benennungsart fagt, von St. Salvador in Brafilien aus bis nach der Küfte Koromandel. Eine lange Zeit, indem ein Gefchwindfegler diefen Weg in 16 Wochen zurückzulegen im Stande ift! Auf der der Küfte Koromandel gegenüber befindlichen Küfte Malabar herrfchte zu diefer Zeit ein Frauenzimmer. (Der Vf. nennt fie die Königin von Kannanore. Heutiges Tages pflegt man diefe kleinen indifchen Fürften nicht, wie zur Zeit unferer Väter, die noch von den Königen von Kalikut fprachen, Könige zu nennen.) Diefe indifche Fürftin erdreiftete fich, die Neutralität gegen die Herrfchaft der Britten zu verletzen, und wurde dafür fchwer gezüchtiget. Die Gräben, mit denen die Feftungen diefes Landes umgeben find, find mit einem feltfamen Vertheidigungsmittel angefüllt, nämlich mit Alligators, einer Art von Krokodillen. — Die Diamantgruben follen, wie hier gemeldet wird, 60000 Menfchen befchäftigen. Ein Beweis, wie überaus volkreich diefes Land ift! — Der Vf. fagt: die Kaften der Hindus würden in die von der rechten und linken Hand getheilt. Er fügt aber keine genauere Erklarung der Bedeutung diefer Eintheilung hinzu. Die Braminen werden in 3 Claffen getheilt. Die 1fte begreift die Sterndeuter und die Wahrfager, und ift durch einen gelben Safranftreifen auf der Stirne ausgezeichnet. Die 2te begreift die Prieftер des Götzen Schiwen; die 3te aber die Prieftер des Götzen Wifchenu. Diefe find durch 3 Streifen, 2 weifse und in deren Mitte einen gelben oder rothen ausgezeichnet. Auf den colorirten Abbildungen aber fiehet man keinen Braminen, der mit einem gelben Streifen auf der Stirne bezeichnet wäre. Überhaupt müffen wir bemerken, dafs befonders die colorirten Abbildungen in mehreren Stücken mit der in den Briefen befindlichen Befchreibung nicht übereinftimmen. — Nach den genauen Abbildungen, welche fich in *Sonnerat Voyage aux Indes orientales et à la Chine, fait depuis* 1774 *jusqu'en* 1781 finden, find die Prieftер des Götzen Schiwen durch 3 quer über einander laufende Streifen, die Prieftер des Götzen Wifchenu aber durch 3 fenkrecht neben einander laufende Streifen ausgezeichnet. Wahrfcheinlich haben die einen diefer Prieftер den gelben, die anderen den rothen Mittelftreifen. Unfer Vf. bemerkt nicht, welche diefer Prieftergattungen den gelben, und welche den rothen Streifen tragen. *Sonnerat* aber meldet: die Braminen der erften Claffe, welche diefer Reifebefchreiber und Augenzeuge *Vaidigieurs* nennt, feyen durch 2 oder 3 gelbe Streifen, welche mittelft einer Mifchung von Sandelholz und Safran gemacht würden, und einen in der Mitte derfelben angebrachten runden, rothen Fleck, unter welchem bisweilen noch ein ähnlicher fchwarzer angebracht fey, ausgezeichnet. Die Prieftер des Götzen Schiwen, welche *Sonnerat* Sivebramnals nennt, feyen durch 2 runde gelbe Flecken auf der Stirne, in deren Mitte bisweilen ein fchwarzer befindlich fey, gezeichnet. Das Zeichen der Prieftер des Götzen Wifchenu aber, welche diefer Reifebefchreiber Sirivaichevanals nennt, habe die Geftalt des griechifchen Buchftabens T, wobey entweder ein gelber oder ein rother Fleck zwifchen 2 länglichten weifsen Streifen angebracht fey; denn diefe Prieftergattung theile fich wieder in 2 Unterabtheilungen, in die Vadakalers nämlich und die Tingalers. Unfer Vf. bemerkt, was Rec. auch fchon anderwärts gefunden hat: nicht alle Braminen würden Prieftер, fondern bisweilen Kaufleute, Wechsler u. f. w. In der Folge erzählt er ein Beyfpiel, aus welchem fich ergiebt, dafs auch unter den Fürften diefes Volkes Braminen feyn können, obgleich diefs nicht der gewöhnliche Fall ift. Solche Braminen gehen dann wie andere Hindus gekleidet. Kein Brannin kann mit dem Tode beftraft, wohl aber zur Strafe geblendet, oder auch aus feiner Kafte ausgeftofsen werden. (Es verfteht fich, dafs diefes Gefetz nur die Hindus bindet.)

Digitized by Google

Unter die Prieſter der Hindus kann niemand, als nur ein geborener Bramine, aufgenommen werden. Dieſs Prieſtergeſetz der Hindus erinnert an den Stamm Levi unter dem Volke der Hebräer. Der Vf. bemerkt: die katholiſchen Miſſionare hätten ſtärkeren Zulauf, als die proteſtantiſchen. Rec. iſt mit dem Vf. einverſtanden, daſs die Sinnlichkeit des Gottesdienſtes hier die Proſelyten macht. Die 2te Kaſte der Hindus nennt unſer Vf. *Nairen* oder *Rajahputs*; *Sonnerat Rajaputrers*. Dieſe Kaſte begreift den *Wehrſtand* der Hindus, ſo wie die erſtere den *Lehrſtand* enthält. Aus ihr geht alſo der *Kriegsſtand* hervor. Aus dieſem entſproſſen die Fürſten, die Herrſcher des Volks. Die 3te Kaſte der Hindus begreift vorzüglich den Handelsſtand. Unſer Vf. ſagt, daſs dieſe Kaſte ſich in mehrere Unterabtheilungen theile, und erwähnt 4 verſchiedene Benennungen: *Waſſiers*, *Banianen*, *Comitis* und *Chattys*. Daſs man unter dem Namen *Banianen* Kaufleute verſtehe, iſt bekannt. Wie aber die Banianen von den anderen Gattungen der indiſchen Negocianten verſchieden ſind, und was die 3 anderen Benennungen eigentlich bedeuten, findet man hier nicht angezeigt. Rec. glaubt, daſs die *Comitis* eine Gattung von *Maklern* ſind. Auch bey *Sonnerat* findet ſich hierüber keine befriedigende Auskunft. Dieſer Reiſebeſchreiber nennt auch nur dieſe Namen und bemerkt, daſs die Zunft (*tribu*) der *Waſſiers* in Indien faſt ganz erloſchen ſey. Die vierte Kaſte der Hindus begreift den eigentlichen *Nährſtand*, nämlich Handwerker, Ackerleute und Hirten. Unſer Vf. nennt ſie mit anderen Reiſebeſchreibern *Shuters*. *Sonnerat* ſchreibt das Wort *Choutres*. Sonderbar iſt es freylich und der Verfaſſung dieſes Volks, deſſen Bildung uralt iſt, eigen, daſs die Gerber und die Schuſter nicht zu dieſer 4ten Kaſte gehören, ſondern zur unterſten Heſe des Volks, die keine eigentliche Kaſte bilden darf, zum verachtlichen Abſchaum der *Pariars* gerechnet werden; und daſs hingegen 2 andere Claſſen von Menſchen bey dieſem Volke zum Nahrſtande gehören, welche bey allen anderen Völkern der Erde dem Lehrſtande näher angehören, die Ärzte nämlich und die Beutelmönche. Die Verachtung, in welcher bey dieſem Volke die Gerber und die Schuſter leben müſſen, erklärt ſich, nach Rec. Bedünken, aus den uralten Religionsbegriffen der Hindus. Die Hindus verehren den Ochſen und die Kuh als ein heiliges, ihrem Götzen gewidmetes Thier. Wer ſich mit der Verarbeitung der Haut, die dieſes heilige Thier umgiebt, beſchäftiget, wer das aus dieſer Haut bereitete Leder verarbeitet, der iſt *unrein*, und der Verachtung preis gegeben. — — Die in dieſem Lande üblichen Sprachen ſind die *tamuliſche* oder Malabar-Sprache und die *Telinga*- oder *Badaga*-Sprache. Es wäre zu wünſchen, daſs der Vf. ſich hierüber weitläuftiger erklärt, und genauer angezeigt hätte, ob dieſe Sprachen weit von einander verſchieden, nur etwa verſchiedene Mundarten, oder doch wenigſtens beide Töchter einer gemeinſchaftlichen Mutterſprache ſeyen. Die perſiſche Sprache vertritt in Indien die franzöſiſche. Sie iſt in dieſem Lande eben ſo allgemein, wie dieſe Sprache in Europa. Sie iſt auch die Sprache an den Höfen der indiſchen Fürſten. In ihr pflegen ſie ihre Unterhandlungen mit den Europäern.

Die S. 151 befindliche Note iſt wahrſcheinlich nicht vom Vf., ſondern vom Herausgeber dieſer Briefe. Dieſe Note ſcheint zu ſagen: die Portugieſen hätten im 8 Jahrh. zu Meliapoor, einem nicht weit von der Stadt Madras entfernten Dorfe, eine biſchöfliche Kirche gegründet. Dieſs würde ein gewaltiger Anachronismus ſeyn. Rec. glaubt aber, daſs hier nur im Ausdrucke gefehlt iſt. Statt daſs es hier heiſst: Der heilige Thomas, der Apoſtel der Indier, habe hier im 8 Jahrh. den Märtyrertod gelitten, *wo die Portugieſen*, unter dem Namen dieſes Märtyrers, eine biſchöfliche Kirche gegründet hätten — — ſoll es heiſsen: Thomas habe hier im 8 Jahrh. den Märtyrertod gelitten. *In der folgenden Zeit* (im Anfange des 16 Jahrh. nämlich, nach *Vasko de Gama's* berühmter Entdeckung des Weges nach Oſtindien) hätten die Portugieſen hier eine Kirche gegründet, in welcher dann der 700 Jahre vorher gemarterte Heilige Wunder gethan habe.

Die Zahl der bey dieſen Briefen befindlichen ſogenannten *Proſpecte* beträgt 13, unter welchen 2 colorirte ſind. Die Zahl der mit lauter colorirten Abbildungen verſehenen Tafeln beträgt 14, und die Zahl der darauf befindlichen Figuren 42. Unter den meiſten ſchwarz abgedruckten Proſpecten lieſet man die Anzeige, daſs ſie von dem Vf. ſelbſt gezeichnet ſind. ♃ + ☿

Berlin, b. Voſs: *Gemälde des griechiſchen Archipelagus.* Von *Friedrich Murhard.* Zweyter Band. 1808. VIII und 367 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Der Vf. ſchildert in dieſem Bande die Inſel Szio mit ihren Bewohnern, Producten, Manufacturen u. d. gl., wobey ſich ihm häufige Gelegenheiten zu Vergleichungen dieſer Inſelgriechen mit den Griechen in der europäiſchen Türkey und Klein-Aſien darbieten. Man verweilt gerne in Gedanken in jenen Gegenden, und freut ſich, wenn auch Manches zu ſchön geſchildert ſeyn ſollte, (wie der Vf. ſelbſt nach S. 83 nicht in Abrede ſeyn wird), dennoch, daſs wenigſtens eine dieſer Inſeln noch ſo gut bevölkert iſt, noch von ſo frohen, arbeitſamen Leuten bewohnt wird, die, unter einem weniger harten Drucke lebend, gleich vor den übrigen ſich auszeichnen, und hoffen laſſen, daſs in Zukunft vielleicht eine ſchönere Zeit für dieſe Gegenden kommen wird, die unter einem freundlichen Himmel nicht den Landmann zwingen, dem kargen Boden alles mit mühſeliger Anſtrengung abzugewinnen. Doch, unter der Herrſchaft der Osmanen iſt an kein Heil zu denken; erſt wenn der halbe Mond nicht mehr dieſſeits des Meeres blinkt, kann Griechenland emporkommen. Eine kurze gedrängte Überſicht der Geſchichte dieſes allmählichen Verfalles des griechiſchen Kaiſerthums, des Reiches der Moslemin; ein in kräftigen Zügen, mit Leben und Geiſt entworfenes Gemälde des jetzigen Zuſtandes der von Griechen bewohnten Provin-

Digitized by Google

zen, wer ſollte es nicht, eingedenk der herrlichen früheren Zeiten, gern leſen? Dieſe Schilderung giebt uns eine Fluth von Worten; zu häufig wird gegen den guten Geſchmack geſündigt, und zu oft ſind die fremdartigſten Dinge eingemiſcht, wodurch man aufs unangenehmſte unterbrochen wird. Wem könnte es gefallen, wenn der Ton in den Geſellſchaften zu Szio gelobt wird, und der Vf. S. 140 fortfährt: „Nirgends ſtehen die ſpaniſchen Reuter der Etikette, oder die Palliſaden der Ziererey im Wege; es bedarf da nun keiner langen Belagerung, um überall Zutritt zu bekommen, und hat man eine Burg ſeiner Wünſche einzunehmen — leicht wird das von Statten gehen." —?! Wer Luſt hat, ähnliche Stellen zu leſen, der ſehe S. 93. 132 u. ſ. w. Was ſollen Bemerkungen wie die über die deutſchen Schriftſteller S. 35, oder die Claſſification der Perſonen, die ſich in unſeren Geſellſchaften finden, wie S. 141? Ähnliche Stellen rechtfertigen die Urtheile unſerer Nachbaren über uns Deutſche nur zu ſehr! Man glaubt ſich um ein halbes Jahrhundert zurückverſetzt, wenn man S. 93 findet: „ein *dolce zefiretto*, oder *gentle braze*, kein derber Sauſewind amalgamirte die verſchiedenen Wohlgerüche der blühenden Gewächſe."

Willkommen ſind, bey dem Mangel an naturhiſtoriſchen Nachrichten über die Inſeln des Archipelagus, die dem Vf. von einem Italiäner mitgetheilten Bemerkungen über die Vögel, die ſich entweder für immer in Szio aufhalten, oder als Zugvögel die Inſel berühren: man ſehe Cap. 31 — 35: ſo wie die kürzeren Nachrichten über die Flora der Inſel, in den folgenden Capiteln. Nur ſtören auch hier eingeſtreute Bemerkungen den Genuſs, wie S. 210 ff. die erbauliche Betrachtung, daſs es doch gut ſey, daſs Löwen und Tiger nicht in der Luft herum fliegen könnten, und S. 273, wo gar das bekannte Geſchichtchen von den Gänſen, die das Capitol retteten, erzählt wird, und dann noch die Stelle aus dem Plinius lateiniſch abgedruckt iſt. Wären ſo fremdartige Dinge ausgeſchloſſen, und hätte der Vf. ſtatt der unpoetiſchen Reimereyen noch manche Bemerkungen aus *Wittmann*, *Bartholdy* und anderen aufgenommen: ſo hätte das Ganze an Intereſſe gewonnen.

F. L.

Einbeck, b. Feyſel: *J. W. Grotens Geſchichte der Stadt Northeim*, mit einigen Beyträgen vermehrt herausgegeben von *O. F. Redderſen*, Senator daſelbſt. 1807. 208 S. 8. (12 Gr.)

Was Hr. *Groten* in ſeiner *unfreywilligen Muſse* (Müſsiggang) an allerley Nachrichten von der Stadt Northeim und ihrer Gegend ſammelte (wie der Herausgeb. ſagt, gröſstentheils Auszug aus *Franz Lübeck handſchr. Chronik*; 2te Hälfte des 16 Jahrhund.), und 1723 unter dem Titel: „*Tauſendjähriger Geſchichtskalender von dem alten Stifte St. Blaſii und der Stadt Northeim*" zum Druck beförderte, war ſelbſt unter den elenden Producten, welche die erſte Hälfte des 18 Jahrhunderts an Special-, Ort- und Landes-Geſchichten hervorbrachte, höchſt dürftig. Der Titel ſprach den Werth der kleinen Materialien-Sammlung vollſtändig aus. Das mag ſeiner Zeit verziehen werden, über die ſich zu erheben, einem ſolchen Sammler nicht zugemuthet werden kann. Dieſen Wuſt aber im J. 1807 und unter einem falſchen Titel, denn hier iſt nichts weniger, als eine Geſchichte der Stadt Northeim vorhanden, vor ein Publicum zu führen, das ſeit 1723 doch andere Bedürfniſſe fühlen, und den Werth ſolcher Compilationen zu beurtheilen gelernt hat, nachdem unterdeſſen *Rüling's* gröſseres Werk erſchienen, und das vorliegende faſt allen Werth verloren hat, den es etwa noch hätte haben können, das iſt ſehr dreiſt. Denn daſs dieſs Werklein ſich nur noch in wenig Exemplaren erhalten hat, in *Pfann's* und *Erath's* literariſchen Werken fehlt, kann keine Entſchuldigung ſeyn.

Hier haben wir es weiter nicht mit dem ſchwachen *Groten* zu thun, bloſs die neueren Beyträge des Hn. *Redderſen* gehören für unſer Forum. Dieſe ſtimmen nach Einſicht und Manier mit dem Hauptwerk auf das Beſte zuſammen. Wohl nicht leicht iſt in unſeren Tagen Jemand ſo unvorbereitet an eine hiſtoriſche Arbeit gegangen, als der Herausgeber. Ein Aggregat von Citaten, ohne Plan und Einſicht zuſammengerafft, theils *Groten's* Angaben zu erläutern, theils für die eigenen Zuſätze, ſoll noch Gelehrſamkeit heiſsen. Was Quellenſtudium ſey, iſt ihm unbekannt; von *Bünting* bis *Venturini* prangen zwar viele Namen, aber alles ſpätere Zuſammenträger; nur *ein- oder zweymal* ſind die *Orig. Guelficae* erwähnt, wie es ſcheint, nicht einmal aus eigener Anſicht; *Scheidt's* und anderer Beſſerer Arbeiten gar nicht: keine Ahndung deſſen, was Geſchichte ſey und Kritik. Mit albernen Fabeln ſind die Berichtigungen ausgefüllt; S. 8, daſs der letzte König und erſte Herzog der Sachſen *Wittekind* 784 ſeine geſammten *Staaten*, nebſt dem Lande an der Weſer — — von Karl dem Gr. zurückerhielt, daſs von dieſem Könige die ſächſiſche Kaiſerfamilie im Mannsſtamme herkommt (S. 8). In Korbei hat der Herausgeber das Porträt Abt *Volkmars*, Bruders des letzten Grafen von Northeim, geſehen (S. 19); weil die Einwohner von Northeim 1208 *cives* genannt werden, oder der Ort 1268 *civitas*, ſo iſt ſchon damals die ſtädtiſche Einrichtung vorhanden geweſen (S. 22 u. 27). Wenn die Herzoge Otto und Magnus dem Rath 1314 eine *curia* daſelbſt verkaufen, welche *Burgundus de Woltershauſen* bewohnt hat: ſo verſteht der Herausg. *das Rathhaus* (S. 49); *Groten* wird zurecht gewieſen, daſs er gegen allen Reſpect verſtoſsen, und den Herzog dem Abt nachgeſetzt (S. 73); S. 82 wird der Name des Zimmermanns aufbewahrt, der 1793 einen alten Thurm abgebrochen; die guten Mitbürger mögen ſich auch über das Loh ihres Geläutes freuen (S. 23) und das noch gröſsere ihrer Orgel, die nur mit einer gleichguten um den Preis kämpft, keine beſſere über ſich hat (S. 88); wie ſoll man dergleichen nennen! Wer übrigens *Groten* war, woher ſeine *Muſse* (was doch für die Exiſtenz des Büchleins ſo wichtig iſt), darüber hat der Herausg. es nicht der Mühe werth geachtet, eine Unterſuchung anzuſtellen, nicht einmal den Vornamen giebt er uns an. Übrigens manche nicht unwichtige Materialien, deren Werth wir nicht vollſtändig beurtheilen können, da uns *Rülings* Werk nicht zur Hand iſt.

β. γ.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 FEBRUAR, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Göttingen, b. Vandenhök und Ruprecht: *Magazin für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der österreichischen Monarchie*, herausgegeben von einer *Gesellschaft österreichischer Gelehrten*. 1 Band. 1806. VIII u. 344 S. 2 Band. 1808. IV u. 502 S. 8. (2 Thlr. 14 Gr.)

Welcher Historiker und Statistiker kennt nicht die trefflichen statistischen Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenstände der österreichischen Monarchie, welche *Grellmann* von österreichischen Gelehrten sammelte und in 3 Bänden herausgab? Nach seinem zu früh erfolgten Tode wünschten viele Gelehrte in Österreich (auch im Auslande) die Fortsetzung und zwar in erweitertem Umfange. Da nun, wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, ein im Auslande herausgegebenes periodisches Werk für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der österreichischen Monarchie in unserem Zeitalter ein wahres Bedürfniss ist, indem bey der gegenwärtigen Verfassung der österreichischen Censur über jene Gegenstände nicht mit erfoderlicher Freymüthigkeit und Unparteylichkeit geschrieben werden darf: so haben sich mehrere österreichische Gelehrte zur Fortsetzung im ausländischen Verlage entschlossen. Dass diese in gute Hände gerathen, wird die Anzeige des Inhalts beweisen.

Den Anfang machen *Bruchstücke aus einem ungedruckten Werke über den Zustand der Bauern in Ungarn*, von *G. v. Berzeviczy*. Dieser durch sein Werk *de commercio et industria Hungariae* (1797 und dann 1802 auch deutsch) bekannte Gelehrte verfasste vor einigen Jahren eine Schrift: *de rusticorum conditione et indole in Hungaria*. Die Censur verweigerte den Druck. Er verfertigte einen Auszug für die Zeitschrift von und für Ungarn. Aber auch damit wurde er von der Censur an die oberste Staatsbehörde verwiesen. Da gab er den Gedanken des Abdrucks ganz auf, und legte den Auszug in der ungarischen Nationalbibliothek zu Pesth nieder. Davon circuliren viele Abschriften; und eine solche wird hier ohne Wissen und Theilnahme des Vfs. abgedruckt. Der Vf., selbst vom Adel und vieler Bauern Grundherr, tritt als Vertheidiger derselben gegen ungrosmüthigen Adel auf. „Nicht deswegen, heisst es, haben wir Adliche in Ungarn die grosen Vorrechte in unserer Verfassung erhalten, dass wir das Volk mit Lasten immer mehr und mehr beschweren, es unter jedem Vorwande mehr und mehr benützen, sondern dass wir wirklich *edel* handeln, in der That *Väter des Volks* seyn sollen. Es ist engherziger, frostiger Egoismus, sein Recht gegen die Unterthanen immer mit der äusersten Strenge und Ausdehnung zu behaupten. Der *wahre Adel* muss grosmüthig seyn in Gesinnungen und Handlungen." Um hiezu zu vermögen, wird der Bauernstand vollständiger als irgendwo historisch (unter den verschiedenen Regierungen) geschildert. Die Abhandlung, selbst Auszug, ist keines Auszugs fähig; also hier nur einiges. Ein Bauer mit einem Gute von 24 Joch Äcker und 12 Morg. Wiesen, etwa 1000 Guld. an Werth, bedarf mit allen Abgaben und Ausgaben, wobey für ihn, sein Weib und Kind, Knecht und Magd nur 120 fl. angesetzt sind, wenigstens jährlich 265 fl. 28 kr. Von seinem Gute, seiner Wirthschaft, seiner Industrie kann er höchstens 180 fl. erwerben. Mithin mangeln ihm 85 fl. 28 kr. Und in der Ausgabe ist alles gering angesetzt, die Einnahme aber besteht in Heu, Stroh und Körnern, die er für sich, die Seinigen und sein Vieh selbst braucht. Er muss also die Abgaben (ohngefähr 96 fl. 28 kr.) und die nothwendigen kleinen Ausgaben durch Industrie ausser seinem Bauerngute gewinnen, z. B. durch Fuhren, durch Handel, Bienenzucht u. s. w. „Wenn der Bauer diese besondere eigene Industrie nicht wirksam machen kann: so bleibt er in allen Abgaben stecken, die er mit baarer Zahlung zu leisten hat. Dies beurkundet die tägliche Erfahrung und die immer wachsenden Comitatscasse-Rückstände, die sowohl die öffentliche Administration in Verlegenheit setzen, als auch den Staat wie ein abzehrendes Fieber schwächen." Über diesen Zustand werden nun sehr richtige Betrachtungen angestellt, und verschiedene Einwendungen widerlegt. Die Lasten sind es aber nicht allein, welche den Bauer drücken; die Art, wie sie aufgelegt sind, ist noch lästiger. Die Leistungen an den Grundherrn drücken eben nicht schwer, wenn das Glück beschieden ist, billiger Herrschaft und menschlichen Ökonomie-Verwaltern zu gehorchen. Aber der Zehnte und Neunte an Grundherrschaft und Clerisey sind eine schreckliche Last, weil durch Verspätung in Bezehntung der Gewande die Früchte eines ganzen Jahres oft zu Grunde gehen. Die Vorspann ist drückend. Für eine Fuhre mit 4 Pferden wird auf zwey ungarische Meilen ein Gulden bezahlt. „Die Stellung der Recruten drückt den Bauer jämmerlich. Welche Parteylichkeit! Welche Ausgaben! Welche Geschenke! Welche Misshandlungen! welche gerechte und unerhörte Klagen! bit-

Digitized by Google

tere Thränen", fchauderhafte Empörungen des menfchlichen Gefühles! Es kann keine fchlechtere Art geben, die Armee zu ergänzen." — „Der Bauer wird ferner fehr gefchwächt durch die allgemeine Gewohnheit und Nothwendigkeit, nach allen Seiten hin Gefchenke zu machen. Es ift buchftäblich wahr, dafs er keinen Gang in feinen Angelegenheiten macht, ohne ein Gefchenk mitzunehmen." Die Militär-Contribution ift auf 5 Mill. Gulden beftimmt; die Dominical-Contribution, um die Koften der Comitats- und Jurisdictions-Verwaltung zu decken, ftieg feit 1766 von 71603 fl. 17 kr. bis 1787 auf 2,064598 fl. 58 kr., und feitdem ftieg fie noch höher, was um fo laftiger war, als fich die Ausgabe für die Gemeinde und Dorfs-Bedürfniffe faft in eben der Mafse vermehrten. Die Contributionen erftrecken fich nicht blofs auf liegende Gründe, fondern auf alle möglichen Nutznieffungen, Unternehmungen, Induftrie, Handel und felbft die *Möglichkeit* eines Erwerbes. S. 41 werden die 95 Dical-Rubriken als Contributions-Gegenftände angeführt; S. 42 die grofsen Mifsverhältniffe derfelben. Im kreuzer Comitate machen 20 Ochfen eine Dica, im marmarofcher ein halber Ochfe. Im fchümeger Comitat zahlen die Pächter von 600 fl. Pachtzins eine Dica, im fzatmarer von 10 fl. u. f. w. Und da der Zahlungsbetrag einer Dica felbft in den Comitaten fehr verfchieden ift, z. B. im grader Comitate beträgt eine Dica 40 Denar, im barfcher 9 fl. 36 den. — wie kann da ein richtiges Verhältnifs getroffen werden? Zu bedauern ift, dafs die S. 44 angeführten zwey Tabellen über die Dicationen von 1785 und 1791 nicht abgedruckt find. Vom Reichstage im J. 1802, auf welchem zwar die Contributionen u. f. w. erhöht, zum Vortheil der Bauern aber auch die Erhöhung des Salzpreifes, die auch den Adel trifft, beliebt wurde.

II. *Über die ungarifch-nordifche Handelsgefellfchaft.* Eine freymüthige, patriotifche Beurtheilung des von den Fürften Eflerhazy und Brezenheim auch mit unterfchriebenen, und vom Ritter Schweickard entworfenen Plans. Diefer mit den angegebenen Modificationen werde Grundlage zu einer Unternehmung feyn, die, gleich Anfangs mit patriotifchem Sinn geleitet, in kurzer Zeit die Unternehmer mit Erftaunen erfüllen werde. Um den Nutzen der Regierung mit den Vortheilen der Societät zu verbinden, fey zu wünfchen, dafs die Gefellfchaft alles, was fie ohngefähr über 16 p. C. rein gewinne, als Amortif.-Fonds für auswärtige Staatsfchulden der Regierung als bleibendes Societäts-Capital gegen billige Zinfen leihe. Die Gefellfchaft hat grofse Vortheile erhalten, dafs der Stapel zu Elbing aufgehoben, und die preuffifchen Zolle von 16 Thlr. 2 Gr. bis auf 16 Gr. herabgefetzt wurden, dafs der König von Schweden die freye Einfuhr der ungarifchen Weine erlaubte. Im ruffifchen Reiche hatte nach den Zollregiftern von 1804 die Einfuhr ungarifcher Weine einen Werth von 1,900000 Rubel. Welchen Einfluss wird aber jetzt die politifche Veränderung in Polen für diefes Unternehmen haben?

III. *Über den Reichstag von 1802.* Das Merkwürdige und Allgemeine diefes Tages ift ausgehoben, und mit mehreren Anmerkungen über die ungarifche Staatsverfaffung begleitet. Vortrefflich! Man mufs es felbft lefen. IV. *Gallerie aller Heiligen.* Eine Überfetzung der *Galeria omnium Sanctorum catenis chriftianae virtutis fibi devinctorum, nominibus et fymbolis in procelloſo mundi pelago ſecure et cum honore circumvehendis opera et ſtudio Joannis Simonidae, Brizmenſis Scholae in Hungaria Lectoris — exſtructa 1676.* Ein Beytrag zur Gefchichte des auf Befehl Kaifers Leopold des Erften zu Prefsburg gehaltenen, den proteftantifchen Predigern und Schullehrern fo gefährlichen, *judicii delegati* mit einer Einleitung und Anmerkungen. Die fchrecklichen Leiden, welche proteftantifche Prediger und Schullehrer, die den proteftantifchen Glauben nicht abfchwören wollten, damals auf Betrieb der Jefuiten erdulden mufsten, werden befchrieben. Weg von diefem traurigen Gemälde finfterer Zeiten. Die Anmerkungen klären Vieles auf. V. Eine merkwürdige *leutſchauer Chronik*, von der wir bisher nur Auszüge in *Wagner's Analectis* hatten. Sie enthält nicht nur eine Gefchichte der Stadt Leutfchau, fondern auch *zipſer* merkwürdige Begebenheiten und fchätzbare Materialien zur Gefchichte des Königreichs Ungarn, vorzüglich kirchenhiftorifche Nachrichten über die Fortfchritte der Reformation in Ungarn und die von den Katholiken gebrauchten Mittel zur Unterdrückung derfelben. Sie ift im zweyten Bande fortgefetzt und reicht bis 1569. VI. *Kurze Überſicht des durch Unterhandlungen der Stände und Geſetze beſtimmten politiſchen Zuſtandes der Proteſtanten in Ungarn bis 1576.* Gut! foll fortgefetzt werden. Den Befchlufs des erften Bandes machen VII. *Öſterreichiſche Staatsanzeigen.* Unter diefer Auffchrift liefert der Herausg. verfchiedene merkwürdige öfterreichifche Verordnungen, auch ftatiftifche Notizen, die jedoch insgefammt aus öffentlichen Blättern fchon bekannt find. Es wäre zu wünfchen, dafs der Herausg. diefen Theil forgfältig bearbeitete, und das Intereffanteſte von den neueften Vorfallen, Verordnungen u. f. w. immer mittheilte. Gewifs würde dadurch diefes Magazin in Deutfchland, was wir fehr wünfchen, mehrere Lefer finden.

Der zweyte Band hebt mit einem aus dem Lateinifchen eines unbekannten Vfs. überfetzten Aufsatze an, der den Titel hat: *Das blutige Schauſpiel von dem Grafen Anton Karaffa aufgeführt durch Henkers Hand zu Eperies im Jahre 1687.* Überzeugt von der Milde und Weisheit der jetzigen öfterreichifchen Regierung will der Herausg. diefes Actenftück in der einzigen Abficht abdrucken laffen, „um die gräfslichen Machinationen des jefuitifchen Fanatismus und Profelytismus in Ungarn mehr in das Licht zu ftellen. Über 100 Jahre find feit diefem Zeitpuncte verfloffen. Wie haben die Zeiten fich geändert! Wie fehr können die ungarifchen Proteftanten, wenn fie an Leopold I denken, mit ihrem Leopold II und felbft mit der geprieſenen Maria Thereſia zufrieden

Digitized by Google

seyn!“ Mit diesem Aufsatze steht der folgende unter II. in Verbindung, der die Aufschrift hat: *Die Schlachtbank zu Eperies*, oder historische Beschreibung des Trauerspiels, in welchem im Jahre 1687 unter der Commission des Generals Anton Karaffa mehrere der Empörung beschuldigte Ungarn mit der härtesten Todesstrafe belegt wurden. Verfasst im J. 1688 zwischen den Monaten Januar und September, von *Johann Rezick*, damals Prof. der evangelischen Stande zu Eperies. In beiden werden die Grausamkeiten des ungarischen Alba und die grosen Leiden der Unschuldigen mit Wärme beschrieben. In unseren Tagen, wo der Fanatismus nie wieder zu dieser Gewalt gelangen wird, kann man dergleichen schreckliche Thatsachen nicht ohne Empörung des Gemüths lesen. Indessen wäre doch zu wünschen, dafs von dieser Materie nicht zu viel in einem Bande aufgenommen würde. Beyde Aufsätze mit den Beylagen nehmen 311 S. ein. Dafs die *leutschauer* wichtige *Chronik* fortgesetzt wird, haben wir schon oben erinnert. Die fernere Fortsetzung wird versprochen. Wichtig sind die S. 392 abgedruckten *Beyträge zur schlesischen Kirchengeschichte*, zwar aus öffentlichen Documenten, aber mit reichhaltigen, viele Aufklärung gebenden Bemerkungen. Die allgemeine Übersicht des Standes der Bevölkerung von Crain, Steyermark, Kärnthen, Görz und Gradisca im J. 1803 ist aus den neuen Annalen des österreichischen Kaiserthums. Die fortgesetzten *österreichischen Staatsanzeigen* machen den Beschlufs. Man findet hier landesherrliche Verordnungen und statistische Miscellen.

Aus dieser Anzeige wird man nun sehen, dafs dieses Magazin allerdings sehr wichtig ist. Nur können wir den Wunsch nicht bergen, dafs die Herausgeber sich mehr auch über andere Provinzen der Monarchie verbreiten möchten, weil wir befürchten, dafs dasselbe sonst den Absatz besonders in Deutschland nicht finden wird, welcher doch den Verleger allein zur Fortsetzung vermögen kann. Der Herausgeber hat dieses selbst gefühlt, und sagt, man möge bedenken, dafs Ungarn der wichtigste und doch dabey am wenigsten bekannte Theil der Monarchie sey. Aber auch von einigen anderen Provinzen müssen unsere Kenntnisse erweitert werden. An Stoff dürfte es den Mitarbeitern nicht fehlen.

S. i.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Elpizon an seine Freunde vor und nach der wichtigsten Epoche seines Lebens.* 1808. 310 S. 8. (22 Gr.)

Wenn der bekannte Elpizon mehr Interesse für den Geist hat: so hat dieser mehr Interesse fürs Herz. Er spricht wie er empfindet, nur bisweilen zu lebhaft, ja fast schwärmerisch; zumal wenn er von seiner Luise, dem zärtlichsten Gegenstande seines Herzens, redet, seiner unvergleichlichen Frau, die ein Engel von Frau, so wie er ein Engel von Mann ist. So ist Elpizon bisweilen ein Schwärmer, aber ein liebenswürdiger, dessen süfse Schwärmereyen man nicht ungern liest, nur dafs sie bey einem so wichtigen Gegenstande nicht immer am rechten Orte zu seyn scheinen; er bittet also selbst, dafs, wenn man seine Gefühle und Ausdrücke bisweilen überspannt finde, und ihn in dieser Hinsicht zu einem Schwärmer machen wolle, man ihn wenigstens zu den gutmüthigen rechne. Das ist er wirklich; er sagt viel Schönes, Wahres und Gutes, und es weht in seiner Schrift ein herrlicher religiöser Geist. Es sind 40 Briefe an zwey alte biedre Ritter und Freunde, die sie nach seinem Tode an seine Hinterlassenen zurückgeben. Sie sind gleichsam die Anwendung der Theorie Elpizons vom Glauben an Unsterblichkeit, und stellen den handelnden Elpizon dar, wenn jene den hoffenden darstellt. Sie sind reine Ergüsse eines felsenfesten Glaubens, und können als ein Erbauungsbuch von dem gebildeten Theile der Menschen gebraucht werden. Sie zeigen den Einfluss jenes Glaubens auf das menschliche Wissen, Wollen und Wirken, und auf viele andere Dinge. Es sey uns vergönnt, hier nur einiges zu erinnern, wo wir mit dem Vf. nicht ganz übereinstimmen. Zuerst scheint uns der Glaube an Unsterblichkeit zu hoch gestimmt zu seyn, wenn er ein felsenfester Glaube genannt wird. Ist der wohl möglich? Zwar in gewissen Augenblicken der Begeisterung und Entzückung kann man dies sagen. Rec. würde aber auch bey der höchsten Exaltation der Vernunft nicht wagen zu sagen, was Elpizon von sich rühmt, dafs ihm die Überzeugung von ewiger Fortdauer so gewifs sey, als sein gegenwärtiges Daseyn. Wohl ihm, wenn er dies glauben kann! Rec. hält schon denjenigen für glücklich, welcher alle nur möglichen Vernunftgründe für sich, und keinen vernünftigen Grund gegen sich hat, und also nach Wahrscheinlichkeit eine Ewigkeit hoffen darf, und Ursache hat, nach dieser Wahrscheinlichkeit eben so wohl zu handeln, als er im menschlichen Leben danach zu handeln pflegt. Die Möglichkeit unserer künftigen Existenz überlassen wir dem, der uns ins Leben rief: und wir halten es nicht einmal für gut, von jener Existenz volle Gewifsheit zu haben, die uns fürs gegenwärtige Leben sehr unthätig machen, und für lauter Himmel uns nicht empfinden lassen würde, dafs wir auf Erden lebten und uns hiezu erst ausbilden sollten; auch scheint es für den Glauben an Unsterblichkeit nicht gut zu seyn, wenn man die Art und Weise bestimmen will, wie wir dort fortdauern können, in welcher Form, in welcher Gestalt, an welchem Orte: worüber der Vf. sich weitläuftig verbreitet hat. Alles dies sind doch blofse Hypothesen, wogegen unendlich viel gesagt werden kann. Am allerwenigsten hätten wir es bey einer so ernsthaften Sache gewagt, die Sonne zum künftigen Wohnplatze den Erdenbewohnern anzuweisen, und sie zum Himmel und zur Hölle für sie zugleich zu machen (denn auch die Bösen sollen da eintreffen und ihre Strafen leiden). Das erregt vielleicht selbst Spötteley, vielleicht auch wohl Abneigung für einen solchen Himmel. Wenn ja der künftige Aufenthaltsort bezeichnet werden sollte: so giebt es ja aufser-

Digitized by Google

der Sonne noch Planeten genug, wo wir unſer Weſen in jener Welt haben können. Auch würden wir Elpizon nicht haben weiſſagen laſſen, daſs im folgenden Jahrhunderte es gar trübſelig in der Welt ausſehen werde. Wozu dieſs? da keiner von uns das künftige Jahrhundert leicht erleben wird; und die es erleben ſollten, werden vielleicht dieſe Weiſſagung nicht leſen, und wenn ſie ſie leſen, wird ſie ihnen nicht nützen, wenn ſie auch eintreffen ſollte. Wir ſehen auch nicht, was Elpizon für Grund hat, ein ſo böſes Prognoſtikon zu ſtellen; vielmehr erwarten wir, nach unſerem Glauben an die Vorſehung, das Gegentheil, und, wenn wir Elpizons felſenfeſten Glauben hätten, würden wir noch mehr erwarten. Eben ſo wenig würden wir behaupten, daſs die Menſchheit noch immer im Vor- und Rückſchreiten wäre, und daſs ſie hier gar nicht weiter käme. Die Menſchheit iſt immer im Vorſchreiten, nur nicht die Völker (beides darf nicht verwechſelt werden), dieſe ſind bald vor- bald rückwärts geſchritten. Das Licht der Erkenntniſs, das ſich der Menſchheit einmal mitgetheilt hat, geht nicht verloren, und wenn es hier untergeht oder unterzugehen ſcheint: ſo tritt es dort wieder hervor. In der moraliſchen Welt geht ſo wenig eine moraliſche Lehre, wenn ſie einmal in Umlauf gekommen iſt, verloren, als der einmal ausgeſtreute Same. Der Vf. hätte alſo auch nicht ſagen ſollen: das herrliche Ziel von intellectueller, moraliſcher und phyſiſcher Totalvervollkommnung, von Wahrheits-, Tugend- und Glückſeligkeits-Gemeinwerden ſteht gleichſam nur da, um die Menſchheit zu necken (ein unedler Ausdruck), jetzt kommt ſie einmal näher hinan, dann muſs ſie wieder zurück u. ſ. w. Was iſts nun aber weiter mit dem bald Hin- und Hergehn der Menſchheit auf der Bahn zu ihrem Ziele, wenn ſie noch eine zweyte Welt vor ſich hat? So paſst's ja recht eigentlich für ihre erſte Welt, daſs ſie in dieſer bald vor- bald rückwärts gehe — die Bündigkeit dieſes Schluſſes ſehen wir nicht ein. Warum ſoll dieſs gerade recht paſſen? Wenn es wirklich ſo wäre: ſo würden wir nicht einmal eine zweyte Welt faſſen. Wenn die erſte Welt ſo wenig Vorſehung zeigte, daſs die Menſchheit gar nicht vorwärts käme (oder beweiſt das Land eine gute Regierung, wo es nicht beſſer wird?), oder vielmehr wenn ſie eine ſolche Vorſehung zeigte, die die Menſchen mit ihrem Ziele nur neckte: ſo gäbe Rec. allen Glauben an Vorſehung und Unſterblichkeit auf, und hüllte ſich in den Mantel der Philoſophen, die die Welt dem Zufall oder dem Fatum preis geben. — *Elpizon* will erſt recht leben, da er an Unſterblichkeit glaubt. Warum nun erſt? Muſs und ſoll man nicht recht leben, wenn man dieſen Glauben und dieſe Hoffnung auch nicht hat? Iſt die Tugend nicht jedem Menſchen ins Herz geſchrieben? Belohnt ſie ſich nicht ſelbſt durch ihre innere Schönheit und durch ihren hohen Beyfall und Frieden; ſo wie ſich das Laſter durch ſeine Abſcheulichkeit, und durch ſeine hölliſchen Gewiſſensbiſſe ſelbſt beſtraft? Und haben nicht auch Ungläubige vor dem Laſter gezittert, und der Tugend oft groſse Opfer gebracht? Wenn wir auch zugeben, daſs der Glaube an Unſterblichkeit die Tugendkraft ſtärkt und erhöhet: ſo hat die Tugend doch auch ihre eigene innere Kraft, unabhängig von jenem Glauben. φ.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Zürich*, b. Ziegler: *Der Arzt, wie er iſt und wie er ſeyn ſollte, oder ein Wörtchen für das Publicum und ſeine Ärzte*, von D. *König*. 1806. 8. (4 Gr.) Der Vf. gehört zu der achtungswerthen, aber kleinen Zahl von Ärzten, welche, der wahren Würde der Arzneywiſſenſchaft eingedenk, die Kunſt um des Wohls der Kranken willen, nicht des Gewinnſtes wegen, üben, folglich aller Charlatanerie von Herzen feind ſind. Er beginnt ſeine Abh. mit der Unterſuchung: *Wie wird die AW. aufgeübt?* Es werden hierüber 4 Tableaus aufgeſtellt, wie er es nennt, unter welche man alle ausübenden Ärzte bringen könne. Freylich ſind es Gemälde im niederländiſchen Geſchmacke, ein wenig grell gezeichnet, mit vielem Schatten verſehen, aber wahr, manchmal ekelhaft wahr, Dummköpfe, wie deren beſonders vor einiger Zeit zu Dutzenden von den Barbierſtuben und Apothekergewölben auf die Akademie und von da als doctorirte Praktiker ins Vaterland auf die Dörfer und Stadtflecken kamen, ein Syſtematiker, Empiriker, Scharlatan und — als Gegenſtück — ein rechtlicher, gelehrter Arzt. *Wurde eines wahren Arztes.* Wer ſie nicht hat, iſt nach dem Vf. ein verachtlicher Arzt. *Der Arzt für das Publicum.* Das Publicum will einen geſchmeidigen, ſeinen Vorurtheilen fröhnenden Arzt. *Wie kann der Arzt die Menſchheit beglücken und ſeine Ehre retten?* Der Beobachtungs- und Unterſuchungs-Geiſt müſſe wiederhergeſtellt, ſchärfere Prüfung ohne Chikane eingeführt, gegenſeitige Freundſchaft (Redlichkeit und Vertrauen) der Ärzte unter ſich eingeführt werden. Das Publicum müſſte einen ſolchen Arzt nach ſeiner Würde behandeln, ihm Zutrauen ſchenken, ihn freundſchaftlich aufnehmen. Den Schluſs macht eine Unterſuchung *über die Ausübung der Hebammenkunſt.* Rec. bezeigt dem Vf. ſeinen ganzen Beyfall über deſſen moraliſche und wiſſenſchaftliche Grundſätze. Leider ſind die Schilderungen, welche er uns über die Ärzte und das Publicum giebt, wahr, wenigſtens in der Gegend des Rec. Die Ärzte müſſen auch hier einem dummen, ſtolzen, bigotten und wer weiſs, was für einem Publicum ſonſt noch fröhnen, daſſelbe benutzen, betrügen — des Einkommens wegen! Das Schlimmſte iſt, daſs die Lage der Welt eher das Ärgere als Beſſere fürchten läſst. Fj.

Ökonomie. *Bremen*, b. Müller: *Der Rappſaatbau im Holſteiniſchen, beſonders im Herzogthum Schleswig.* Eine mit einer guldenen Medaille belohnte Preisſchrift. Als Antwort auf verſchiedene Fragen der königl. däniſchen Landhaushaltsgeſellſchaft, den Anbau dieſer Saat betreffend. Von *L. Iverſen*, Landmanne in Angeln. 1806. IV u. 38 S. 8. (3 Gr.). Eine Anweiſung zum Rappſaatbau, wie ſolcher gewöhnlich getrieben wird, die weiter kein Verdienſt hat, als daſs ſie populär geſchrieben iſt, keine Spur einer höheren Aufklärung dieſes Wirthſchaftsbetriebs; keine neue Anſicht! Faſt zu günſtig ſtellt ſie auch den Vortheil dar; indem ſie der Vergleichung mit dem Weitzenbaue nur eine gute Erndte unterlegt, und dabey der öfteren Mißerndten und der groſsen Gefahr vom Erdflohe nur mit einem Worte erwähnt. Da man ſolches Land, als der Rappſaat erfodert, in der Regel nicht zu brachen braucht, der Rappſaatbau alſo zwey Erndten wegnimmt, und da das Stroh vom Rappſaate doch immer weniger nutzbar iſt, als das von den Kornfrüchten: ſo bleibt bey der Erbauung dieſer Ölpflanze am Ende gemeiniglich nur wenig Vortheil. Am zweckmäſsigſten hat Rec. dieſelbe, auſser bey eigentlichem Maſchlande, faſt nur dann gefunden, wenn ausgemagertes Land durch eine ſehr ſtarke Düngung hat verbeſſert werden ſollen. Der Düngung zum Rappſaate durch Pferchen erwähnt der Vf. nicht, ſo wirkſam ſie auch iſt. a.

Digitized by Google

Monatsregister

vom

Februar 1809.

I. Verzeichniss der im Monat Februar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

ABC, das goldene, für Herren und Damen in und ausser der Ehe 38. 302.
Abendunterhaltungen, religionsgeschichtliche, eines Pfarrers mit seinem Schulmeister und einem Bauer. 2 B. 37. 295.
v. *Arndt* neuere Feldbestellung mit mehrscharigen Pflügen 42. 335.

B.

Baumgärtner Gedichte vermischten Inhalts 31. 247.
Best Briefe über Ostindien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Insel St. Helene. Herausgeg. von *Küttner* 49. 386.
Braun die Hussiten vor Naumburg 39. 311.
Bredow merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte. 4 Aufl. 35. 279.
Briefe, einige, geschrieben vor und nach der Schlacht bey Jena und Auerstädt von v. *Gr.* 44. 351.
Busse erster Unterricht in der algebraischen Auflösung arithmetischer und geometrischer Aufgaben. 1 Th. 2 Aufl. 41. 321.

C.

Campe el nuevo Robinson, traducido al Ingles, al Italiano, y al Frances, y de éste al Castellano por *de Yriarte*. T. I II. 39. 312.
Canitz über die Sucht, Arzt zu werden 30. 237.

E.

Eberhard gesammelte Erzählungen. 3s Bdch. 36. 281.
Edgeworths Erziehungskunst in Beyspielen, oder praktischer Unterricht für Kinder von 3 bis 7 Jahren. Herausgegeben von *Herrmann*. 1—3 Band 46. 364.
— — — Frank, histoire instructive et amusante pour la jeunesse. Trad. p. *Herrmann*. IV Parties 46. 367.
Elpizon an seine Freunde vor und nach der wichtigsten Epoche seines Lebens 50. 397.

G.

Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preussen, bis zum 14 Oct. des J. 1806. 2r Th. 44. 345.
Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des 18 Jahrhunderts. 45 Bände 48. 377.
Grotens Geschichte der Stadt Northeim, herausgegeben von *Reddersen* 49. 391.

H.

Häele Lehrbuch der Staatengeschichte für höhere Schulen 39. 305.
Hansestädte, die, Lübeck und Bremen 46. 368.
Hegel System der Wissenschaft. 2 Th. 31. 241.
v. *Hincke* Beschreibung der Affaire bey Halle zwischen den Franzosen und einem preuss. Reserve-Corps den 17 Oct. 1806 44. 351.

I.

Jaspis Predigten, im Sturme der Zeit gehalten 40. 318.
Iffland Almanac du Théatre pour l'an 1809 29. 231.
Inhalts- und Sach-Register, ausführliches, zu den 3 letzten Bänden der von *Thaer* herausgegebenen vermischt. landwirthschaftl. Schriften, oder den 3 letzten Jahrgängen der Annalen der niedersächs. Landwirthschaft 33. 263.
Iversen der Rappsaatbau im Holsteinischen, besonders im Herzogthum Schleswig 30. 300.

K.

Kind Tulpen. 4. 5 Bändchen 29. 231.
Kliegenhöfer praktische Anleitung zum Selbstunterricht in der Buchhaltung 44. 352.
König der Arzt, wie er ist und wie er seyn sollte 50. 399.
v. *Kotzebue* kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miscellen. 2. 3. 4 Bändchen 36. 281.
Kunhard Anti-Stolberg 27. 215.

L.

Langbein Franz und Rosalie, oder der Krämerzwist 36. 287.
Leben, Bildung und merkwürdiges Schicksal eines Studirenden von Jena nach Kiel vom 13 Oct. bis Nov. 1806 fliehenden Mecklenburgers 44. 351.
Levezow über den Antinous, dargestellt in den Kunstdenkmälern des Alterthums 29. 229.
Lichtstrahlen. 3 Heft 43. 337.
Laden Grundzüge ästhetischer Vorlesungen 37. 289.

M.

Magazin für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der österreichischen Monarchie. 1. 2 Bd. 50. 393.
v. *Massenbach* Betrachtungen und Aufschlüsse üb. die Ereignisse der Jahre 1805 und 1806 43. 337.
— — — drey Sendschreiben an die Hn. Generallieutenants v. *Blucher* und v. *Rüchel* und an den geh. Cabinetsrath *Lombard* 43. 337.

Digitized by Google

Murhard Gemälde des griechischen Archipelagus. 2 Band 49, 390.

N.

Nettelbeck, der Bürger, während der Belagerung der Festung Colberg im J. 1807 44, 351.

O.

v. Obernberg kleine Schriften für Policey und Gemeinwohl 47, 375.

P.

Petersohn Abhandlung über die Construction des Wissens 34, 271.

R.

Raabe neuer hannöverischer Briefsteller. 2 Aufl. 41, 327.
Reithammer allgemeines Handbuch für die Vergleichungen der Wechselcurse. Aus dem Franz. von *Mayer*. 1 Th. 42, 329.
— — — gründlicher Unterricht von den Logarithmen. Aus dem Franz. von *Mayer*. 2r Th. 42, 329.
— — — Manuel général pour les Arbitrages de Changes etc. 42, 329.
Rummerdt Anleitung, geometrische Figuren zum vollkommenen Schlusse zu bringen. 41, 327.
v. Rosch Taschenbuch der Vorzeit auf das J. 1805 39, 308.

S.

Schaick Mohammed Fasl's Debistan oder von der Religion der ältesten Perser. Aus der persischen Urschrift von *Gladwin* ins Englische, aus diesem ins Deutsche übersetzt von *v. Dalberg* 47, 369.
Schilderung, vergleichende, der Organisation der französischen Staatsverwaltung in Beziehung auf das Königreich Westphalen und andere deutsche Staaten 35, 273.
Schleiermacher Predigten. 2 Samml. 40, 313.
Schultze Reden bey der Confirmation der Jugend. 2 Sammlung 37, 295.
Seidenstücker Einleitung in den Codex Napoleon 28, 217.
Stolberg, Graf zu, Geschichte der Religion Jesu Christi. I—IV Theil 26, 201.

T.

Taschenbuch, neues, zur Bildung der Kinder und zum Sprachunterricht auf 1808. Herausgegeben von *Herrmann* 46, 367.
Thiess neue Predigten 40, 316.
Todesfeyer *Ch. E. Weisse's*, in der Rathsfreyschule zu Leipzig 46, 367.

W.

Walter was ist Geburtshülfe? 30, 239.
Weber praktisches Handbuch der Feldwirthschaft. 1. 2 Bd. 42, 332.
Winkelmann Entwurf der dynamischen Pathogenie. 1 Buch 30, 233.

Z.

Zachariä Predigten 40, 317.
Zerrenner Leitfaden bey dem Religionsunterrichte der Confirmanden 40, 319.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchhandlung in Frankfurt an der Oder 42.
Anonyme Verleger 35 43 (2). 44 (4).
Barth in Leipzig 40. 46.
Braunee und Comp. in Berlin 29.
Cotta in Tübingen 28.
Crotz und Gerlach in Freyberg 41.
Denkwerte in Göttingen 37.
Dufour in Paris und Amsterdam 42.
Ettlinger in Aschaffenburg 47.
Erzdorf in Jena 39
Feysel in Einbeck 49.
Fleischer d. J. in Leipzig 41. 50.
Gebhardt in Bamberg und Würzburg 31.
Göschen in Leipzig 49.
Graff in Leipzig 27.
Günter in Glogau 42.
Hahn, Gebrüder, in Hannover 33. 37. 41.
Hammer in Leipzig und Köln 37.
Hammerich in Altona 35. 40.
Hartknoch in Dresden und Leipzig 29.
Hayn in Berlin 38.
Heyer in Giessen und Darmstadt 44.
Hinrichs in Leipzig 46 (2).
Institut, historisch-politisch-militärisches, in Hamburg und Leipzig 43. 44.
Kummer in Leipzig 36.
Lindauer in München 47.
Magazin für Literatur in Stuttgardt 39.
Marker in Leipzig 40.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 39.
Müller in Bremen 50.
Niemann in Leipzig 36.
Perthes in Gotha 30.
Perthes in Hamburg 26. 39.
Realschulbuchhandlung in Berlin 40.
Reichard in Braunschweig 30.
Rosenbusch in Göttingen 48.
Röwer in Göttingen 48.
Schneider in Glückstadt 40.
Schüppelsche Buchh. in Berlin 36.
Schwan und Götz in Mannheim und Heidelberg 51.
Stage in Augsburg und Leipzig 42 (2).

Digitized by Google

Uhlmann in Amberg 32.
Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 50.
Verlagsbureau in Leipzig und Rennsburg 46.
Voſſiſche Buchhandlung in Berlin 30. 49.
Weiſe in Berlin 29.
Ziegler in Zürich 50.

III. Intelligenzblatt des Februar.

Ankündigungen.

Akademiſche Buchhandlung in Frankfurt an der Oder Verl. 15, 116.
— — — — — in Jena Verlag 12, 94.
Amelang in Berlin Verlag 12, 92.
Barth in Leipzig Verl. 12, 91. 13, 100.
Beckerſche Buchhandlung in Gotha Verl. 10, 76.
Beyer und Maring in Erfurt Verl. 16, 126.
Briefe, vertraute, über die inneren Verhältniſſe am preuſſiſchen Hofe ſeit dem Tode Friedrichs II. 6r Band 10, 77. 15, 116.
Comptoir für Literatur in Leipzig Verl. 16, 126.
Dieterici in Berlin Verl. 15, 115.
v. *Eſſiſche* Bibelüberſetzung. 2 Aufl. 14, 110.
Engelhardt tägliche Merkwürdigkeiten aus der ſächſ. Geſchichte für die Jugend. 1 Theil 12, 96.
Friedenspräliminarien. 1 Heft 14, 109.
Frölichſche Buchhandlung in Berlin Verl. 11, 86. 87.
Gädicke, Gebr., in Berlin 10, 95. 15, 115.
Gaſſert in Anſpach Verl. 11, 88.
Gehlen Journal für die Chemie, Phyſik und Mineralogie. VII B. 1 Heft 16, 125.
Geſetzbuch Napoleons, officielle Ausgabe für das Königreich Weſtphalen 11, 82.
Graff in Leipzig Verl. 11, 84. 15, 101, 102. 14, 107. 15, 117.
Grau in Hof Verl. 15, 113.
Gredy und Breuningſche Buchhandlung in Erlangen Verl. 10, 78.
Haberfeld Predigten 10, 75.
Hemmerde und Schwetſchke in Halle Verl. 15, 114.
Hitzig in Berlin Verl. 15, 115.
Intelligenzblätter zu den Friedenspräliminarien 14, 109.
Joachim in Leipzig Verl. 9, 71. 10, 80. 11, 88. 12, 94. 95.
v. *Kotzebue* die Biene. 3e Heft 16, 123.
Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Amſterdam Verl. 10, 79. 80. 11, 87. 12, 95.
Mohr in Frankfurt am Mayn Verl. 15, 118.
Nicolovius in Königsberg Verl. 16, 125.
Oken Lehrbuch des Syſtems der Naturphiloſophie 12, 92.
Rommerskirchen in Köln Verl. 10, 80.
Schöll in Paris Verl. 11, 87.
Schwan und Götz in Mannheim Verl. 13, 103.
Stettinſche Buchhandlung in Ulm Verl. 11, 86.
Stiller in Roſtock Verl. 12, 95.
Taſché und Müller in Gieſsen Verl. 13, 97.
Verlagsbuchhandlung, neue, in Köln Verl. 12, 81.
Waldeck in Münſter Verl. 15, 115.
Waltherſche Hofbuchhandlung in Dresden Verl. 13, 103.
Wittekind in Eiſenach Verl. 16, 128.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Adler in Schleswig 16, 120.
Bertholdt in Erlangen 16, 125.
Boie in Berlin 16, 121.
Boultz in Langenſalza 16, 122.
Fiorillo in Göttingen 16, 121.
Göttling in Jena 16, 121.
Hartleben in Coburg 16, 122.
Hegel in Bamberg 16, 122.
v. *Hörmann* in Ulm 16, 122.
Kayſer in Heidelberg 14, 108.
Kieſer in Northeim 16, 122.
Lauter in Heidelberg 14, 107.
Litko in Brandenburg 16, 121.
Luden in Jena 16, 121.
Metzler in Ulm 16, 122.
Mitska in Heidelberg 14, 108.
Pazzi in Heidelberg 14, 108.
Patiscus in Berlin 16, 122.
v. *Roth* in Ulm 16, 122.
v. *Sautter* in Ulm 16, 122.
Siedmogrodzki in Berlin 16, 122.
Stasic in Warſchau 12, 90.
Sturm in Jena 16, 121.
Stutzmann in Erlangen 16, 122.
Voigt d. J. in Jena 16, 121.
Wendel in Nürnberg 16, 123.
Wunderlich in Göttingen 16, 121.
Zimmermann in Heidelberg 14, 108.

Nekrolog.

Kortum in Warſchau 16, 124.
v. *Sternberg* in Brzezina 16, 123.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Amſterdam, Preisfrage des *Monnikhoffſchen* Legats 12, 89.
Erlangen, neue cameraliſtiſche Societät 14, 112.
Warſchau, Präſeswahl der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, und *Sapieha's* Geſchenk an dieſelbe 12, 90.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Darmſtadt, Schulprüfung im Gymnaſium 14, 106.
Deſſau, Jubelfeſt der 50jährigen Regierung des Herzogs in der Hauptſchule 14, 106.
Hamburg, Schulprüfung im Johanneum 14, 105.

Digitized by Google

Heidelberg, Vereinigung des reformirten und katholischen Gymnasiums 14, 107.
Husum, Redeactue 14, 106.
Lübeck, Schulprüfungen und Redeactus in der Catharinenschule 14, 105.
Mannheim, Jahresprüfung im neu errichteten Lyceum 14, 107.
Neumburg, Eröffnung des erneuerten Schulgebäudes der Stadtschule 14, 105.
Pisa, Eröffnung der Vorlesungen auf der kaiserl. Universität 14, 105.
Sonderburg, Schulprüfung 14, 106.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Akademische Buchhandlung in Jena Anzeige für Juristen 12, 96.
Antikritik gegen die Rec. von *v. Hovens* Grundsätzen der Heilkunde, nebst Antwort des Recensenten 16, 126.
v. Arnim an Hn. Hofr. *Voss* in Heidelberg 13, 103.
Bitte von Mayer Sohn in Aarau 9, 72, 11, 88.
v. Deyn Auffoderung 12, 96.
Graumüller in Jena hat eine neue Methode, Pflanzen abzudrucken, erfunden 12, 90.
Rom, Kunstnachrichten daher 9, 65.
Schneider Bitte um Unterstützung bey einer neuen Ausgabe von Theophrastus physischen Schriften 16, 118.
Verlags- und Sortiments-Buchhandlung, nebst einer Lesebibliothek, wird zum Verkauf ausgeboten 15, 120.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 MÄRZ, 1809.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Bemerkungen über den erſten pauliniſchen Brief an den Timotheus, in Beziehung auf das kritiſche Sendſchreiben* von Hn. Prof. *Schleiermacher*, von *Heinr. Plank*, Dr. der Philoſoph. und Repetent zu Göttingen. 1808. 256 S. gr. 8. (20 Gr.)

Nachdem wir in dieſer A. L. Z. (1807. No. 255 f.) den Muth gehabt, der *Schleiermacherſchen* Verwerfung des 1 Briefs Pauli an Timotheus unſeren Beyfall, wiewohl keinesweges unbedingt, zuzuſagen: ſo haben ſich nachher, unſeres Wiſſens, lauter misfallige Stimmen darüber erhoben, und zwar, was bey verneinenden Urtheilen am wenigſten der Fall ſeyn darf, meiſtens ohne Gründe, aus bloſser kritiſcher Autorität; wenigſtens iſt uns vom Leſen dieſer Beurtheilungen kein einziger tüchtiger Grund gegen die Argumentation des Sendſchreibens übrig geblieben. Um ſo erfreulicher iſt die Erſcheinung eines wirklichen *Widerlegungsverſuches* gegen den Vf. des Sendſchreibens, ſo fleiſsig, gründlich und umfaſſend, und mit ſo viel Scharfſinn und Gelehrſamkeit geſchrieben, daſs, wenn dieſer nicht ſieget, es ſchwerlich ein anderer vermöchte. Die Beſcheidenheit des Vfs. hat zwar einen Titel gewählt, der an eine Widerlegung kaum denken läſst; doch da es einmal in unſeren Tagen nicht ungewöhnlich iſt, daſs die Titel mit dem Inhalte nicht übereinſtimmen: ſo wollen wir lieber, daſs ſie zu wenig verſprechen, als zu viel. „Die von *Schleiermacher* aufgeſtellte Hypotheſe von der Nichturſprünglichkeit des erſten der Briefe an den Timotheus zu prüfen, und von allen Seiten, auch den hier mit Stillſchweigen übergangenen, naher zu beleuchten", iſt, nach des Vfs. eigener Ausſage, der Zweck ſeiner Unterſuchung. Er folgt dabey ganz dem Gange des Sendſchreibens, welches in vier Beweiſen alle Gründe gegen die Achtheit des beſtrittenen Briefes vereiniget; an dieſe ſchlieſst dann der Widerleger ſeine Gegenbemerkungen an.

I. Was den erſten Beweis betrifft, das Verzeichniſs der in Paulus Briefen ſonſt nicht vorkommenden, und als unpauliniſch verdächtig gemachten Wörter und Redensarten: ſo macht Hr. *P.* zuerſt im Allgemeinen den Einwurf, daſs gegen einen Schriftſteller, wie Paulus, der verſchiedene Gebrauch von ſeltenen Wörtern und Redensarten nicht beweiſen könne, indem man bey ihm, als einem rhetoriſch Ungeübten, keine vollſtändige Kenntniſs des griechiſchen Sprachvorrathes, und keine daraus hergeleitete Conſequenz des Sprachgebrauches vorausſetzen könne, und indem die Art ſeiner Schriftſtellerey, die briefliche, es mit ſich gebracht habe, daſs er beſtändig mit einer populären Umgangsſprache (?) auskommen, und ſich daher nicht eine eigene, von dieſer verſchiedene Bücherſprache, einen eigenen Wörtervorrath und einen feſten Styl bilden konnte, zumal da er ſich dem Sprachgebrauch ſeiner jedesmaligen Umgebungen und dem zufälligen Einfluſſe von Umgang, Reiſen und anderen Umſtänden überlaſſen haben möge. Dieſer Einwurf kann aber doch nur in Verbindung mit anderen ſpeciellen Gegengründen etwas ausrichten, und muſs eine gewiſſe Einſchränkung leiden, da man ſonſt bey Paulus und den übrigen neuteſtamentlichen Schriftſtellern ganz auf die Beſtimmung eines Sprachgebrauches Verzicht leiſten müſste, was der Vf. ſelbſt nicht will. Wir gehen daher zur Prüfung der einzelnen Gegenbemerkungen über die Sprache über, von denen wir natürlich nur einige ausheben können.

Das von *Schleiermacher* verdächtig gemachte Wort ἑτεροδιδασκαλεῖν Cap. 1, 3, vertheidigt der Vf. ſo: Paulus habe recht gut, nach der Analogie von καλοδιδάσκαλος und ἑτερόγλωσσος ein ἑτεροδιδάσκαλος, und von dieſem, nach der Analogie von ἑτεροζυγεῖν u. a. jenes ἑτεροδιδασκαλεῖν bilden können, wenn es auch ſchlecht griechiſch und ungewöhnlich nach dem uns bekannten Sprachſchatz ſey; an ſolchen ſonſt nicht üblichen Wörtern fehle es nicht. Die Bemerkung des Sendſchreibens, daſs, wenn das Wort pauliniſch wäre, es nach der Analogie von ἑτεροζυγεῖν auf das unähnlich anderen neben ihn beſtellten Lehrern Lehren zu beziehen ſeyn würde, entkräftet die ſcharfſinnige Gegenbemerkung, daſs der Begriff einer ſolchen Verbindung und eines ſolchen Zuſammenſeyns mit anderen nicht in dem ἕτερος, ſondern im ζυγεῖν zu ſuchen ſey. Daſs ἑτεροδιδασκαλεῖν ſonſt nicht vorkomme, ſucht der Vf. dadurch zu erklären, daſs es Paulus wahrſcheinlich für ein augenblickliches Bedürfniſs erfunden, und entweder früher nicht darauf gekommen, oder ſpäter es wieder vergeſſen habe; daſs es aber in unſerem Briefe wieder gebraucht ſey, findet er unverdächtig, da, wie er mit mehreren Beyſpielen belegt, auch ſonſt in pauliniſchen Briefen ἅπαξ λεγόμενα ſo wiederholt werden. Den hierarchiſchen Beyſchmack des Wortes leugnet er; die Waffe aber, deren er ſich gegen das Sendſchreiben bedie-

Digitized by Google

net, dafs ja nach deſſen eigener Annahme der Brief im erſten Jahrhundert geſchrieben ſey, wo die Hierarchie ſich noch nicht ſo zu entwickeln angefangen, dafs einzelne Ausdrücke ſogar einen hierarchiſchen Sinn ausſchliefslich erhalten hätten, iſt unkritiſch, da ja das Sendſchreiben nichts Poſitives behaupten will über die Entſtehungsart des Briefes. — Weniger glücklich ſcheint unſer Widerleger in der Vertheidigung des τίθεμαι εἰς διακονίαν V. 12 ſtatt des gewöhnlichen τίθεμαι διάκονον zu ſeyn. Die Beweiſe für die Analogie dieſes Ausdrucks aus dem helleniſtiſchen Sprachgebrauch nach dem hebräiſchen שׂוּם לְ ſchienen Rec. nicht paſſend; es hätte dann wenigſtens heifsen müſſen: τίθεμαι εἰς διάκονον; der Ausdruck τιθέναι εἰς ὀργήν 1 Theſſ. 5, 9 iſt offenbar ungewöhnlich, und die gewöhnliche Conſtruction hätte ſich hier nicht geſchickt; nun iſt aber die Frage, ob Paulus ſtatt einer gewöhnlichen, ja geläufigen Conſtruction *in demſelben Falle* eine ungewöhnliche gewählt haben würde. Wir glauben, dafs es nicht wahrſcheinlich ſey. — Andere getadelte Ausdrücke vertheidiget der Vf. mit vieler exegetiſcher Gewandtheit, z. B. παιδεύειν V. 20, ἔντευξις Cap. 2, 1, καλὸν ἔργον Cap. 3, 1, wo die Erklärung des Sendſchreibens durch *res bona* verworfen wird, ob aber ganz mit Recht, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. — Sehr gezwungen ſcheint uns die Vertheidigung der Ausdrücke βαθμὸν und παῤῥησίαν περιποιεῖσθαι. Βαθμὸς ſoll nicht, wie das Sendſchreiben richtig erklärt, auf hierarchiſche oder meſſianiſche Ehre bezogen, ſondern nur von der Ehre und Achtung bey der Gemeine verſtanden werden: allein bekanntlich iſt β. ein militäriſches Wort, und läfst ſich nicht ohne Beziehung auf eine Rangordnung denken. Παῤῥησία ſoll das Zutrauen der Gemeine gegen ihre Diakonen ſeyn; wir leugnen zwar nicht, dafs π. Zutrauen bedeuten könne, und auch hier vielleicht bedeute, aber unumgänglich nothwendig mufs es auf das Subject (die Diakonen) bezogen werden, und dann iſt es immer ſonderbar, ſo wie auch das vorhergehende. — Gleich darauf wird der Gebrauch des Zeitworts περιποιεῖσθαι recht gut vindiciret. — Aber das καιρὸς Cap. 4, 1 in der Bedeutung für χρόνος zu retten, koſtet dem Vf. viel; entweder ſeine Wahrheitsliebe oder ſeinen klaren Blick opfert er auf für einige Beyſpiele, welche beweiſen ſollen, dafs Paulus auch ſonſt jenes Wort unrichtig von bloſser Zeit brauche. Dieſe ſind 1 Cor. 7, 5 πρὸς καιρόν, das er mechaniſch für bloſs gleichbedeutend mit πρὸς ὥραν nimmt, da hier doch offenbar von einer qualitativ beſtimmten Zeit die Rede iſt; ferner 1 Theſſ. 2, 17 derſelbe Ausdruck, wo noch dazu ὥρας dabey ſteht, und die richtige Bedeutung von καιρὸς nothwendig macht; endlich 2 Cor. 6, 2, wo das Beywort δεκτὸς die Bedeutung von κ. aufhebe, was wir nicht einſehen. — Die καλὴ ὁμολογία Cap. 6, 12, welche *Schleiermacher* auf ein Tauf- oder Verfolgungs-Bekenntnifs bezieht, vertheidiget der Vf. durch die Erklärung vom kirchlichen Lehrgeſchäft; allein wir ſehen nicht, wie die folgende ὁμολογία Χριστοῦ dieſe Erklärung rechtfertige, welche ja offenbar ein ſolches Bekenntnifs in Verfolgung iſt. Die Erwähnung dieſes Bekenntniſſes Chriſti vor Pilatus iſt übrigens verdächtig, Hr. *P.* mag ſagen, was er will.

Auf dieſe Gegenbemerkungen läfst nun der Vf. den Beweis folgen, den auch Rec. ſchon angedeutet hatte, dafs die übrigen pauliniſchen Briefe, bey ähnlicher Behandlung, theils mehr, theils weniger dieſelbe Ausbeute von Sprachverſchiedenheit gewähren würden. Was wir allein am Brief an Titus und nur unvollſtändig zeigten, zeigt der Vf. an demſelben Briefe und am 2 Tim. mit groſser Vollſtändigkeit. Die Anzahl ſolcher verſchiedener Wörter im 2 Br. an Timotheus beträgt 63, da das Sendſchreiben im 1 Br. nur 81 wirkliche ἅπαξ λεγόμενα angemerkt hat, und nach Verhältnifs des Umfangs beider Briefe iſt demnach das Übergewicht auf Seiten des zweyten. Der Br. an Titus, als um die volle Hälfte kleiner, zählt doch mehr als die Hälfte, nämlich 44, ſolcher ἅπαξ λεγόμενα, worauf der Vf. um ſo mehr Gewicht legt, da dieſer Brief nach ſeiner Annahme zu Einer Zeit mit dem 1 Br. an Timoth. geſchrieben worden ſeyn ſoll.

II. Dieſe Hypotheſe wird nun gleich vorn an dem *Schleiermacher*'ſchen Beweiſe aus der Verwandtſchaft des 1 Br. an Timoth. mit dem Br. an Titus entgegengeſetzt, um dieſs ſo auffallende und von *Schl.* ſo trefflich für ſeine Sache benutzte Phänomen auf einem anderen Wege zu erklären. Zuvörderſt wird im Allgemeinen gezeigt, wie die innere Verwandtſchaft und zugleich Verſchiedenheit beider Briefe für dieſe Hypotheſe ſtimme; dann wird auch im Einzelnen, zur Hebung der *Schleiermacher*'ſchen Anklage der Compilation des beſtrittenen Briefes aus dem an Titus, die Anwendung davon gemacht, wobey ſie herrliche Dienſte thut, indem nur noch die Beſchuldigungen des Sendſchreibens, dafs die compilirten Wörter meiſtens ſchlecht gebraucht ſeyen, zu widerlegen übrig bleiben. Allein den Beweis für dieſe Hypotheſe, den Beweis der Wahrſcheinlichkeit, dafs Paulus zu Einer Zeit dieſe beiden Briefe geſchrieben, iſt uns Hr. *P.* ſchuldig geblieben. Wir haben Noth, eine Zeit für den 1 Br. an Timoth. zu finden, und nun ſollen wir in dieſelbe Zeit noch einen anderen Brief ſetzen? Was man als wahrſcheinlich zugeben kann, iſt, dafs Paulus den Br. an Tit. während ſeines zweyten Aufenthalts zu Epheſus geſchrieben haben möge; der unſrige ſoll nach ſeiner Abreiſe geſchrieben ſeyn: alſo mufs immer eine ziemliche Zeit zwiſchen beiden Briefen gedacht werden, die vielleicht doch für die zu erklärende Verwandtſchaft zu lang iſt. — Was das Einzelne anlangt, ſo iſt gleich der verwandte Anfang beider Briefe recht gut vertheidiget durch die Vergleichung des Anfangs des Br. an die Epheſer und des Br. an die Koloſſ., und das angegriffene θεὸς σωτὴρ aus der Stelle Tit. 2, 10. So iſt auch das προσέχειν μύθοις κ. τ. λ. vom Verdacht befreyt u. dgl. m. Aber die Reminiſcenz Cap. 2, 7 aus 2 Timoth. 1, 11 und Röm. 9, 1 zu vertheidigen will nicht gelingen; die angeführten Beyſpiele ähn-

Digitized by Google

licher Wiederholungen in den pauliniſchen Briefen ſcheinen uns nicht genügend zu ſeyn. Überhaupt wird es dem Vf. nicht ſo leicht, die Verwandtſchaft unſeres Briefes mit dem 2 an Timoth. zu erklären, da ihn hier nicht jene Hypotheſe unterſtützt. Beſonders koſtet es ihm Mühe, das Vorkommen der beiden Hymenäos und Alexandros in unſerem Briefe 1, 20 vom Verdacht der Compilation aus 2 Tim. 2, 17 und 4, 14 zu befreyen. Da das Sendſchreiben für ſich anführt, daſs keine Annahme, weder die der Verſchiedenheit, noch die der Identität beider Perſonen, ohne Schwierigkeit ſey: ſo ſucht der Vf. die letztere zu vertheidigen. Was den Hymenäos betrifft, ſo findet es *Schl.* ganz unbegreiflich, wie derſelbe H., den Paulus ſchon früher in unſerem Briefe dem Satan übergeben hatte, mehrere Jahre ſpäter noch ein Gegenſtand der Warnung ſeyn könnte, und offenbar als Chriſt beſchrieben werde, den P. jedoch nicht aus der Kirche zu verbannen wage, ſondern ihn dem Urtheil Gottes überlaſſe, was der Sinn der Stelle 2 Tim. 2, 19 — 21 ſeyn müſſe. Um nun dieſen gewiſs ſehr treffenden Einwurf zu beſeitigen, nimmt der Vf. an, H. habe vielleicht auch nach ſeiner Verbannung (wenn anders von ſolcher hier die Rede ſey) fortgefahren zu Epheſus zu lehren, habe vielleicht ſogar eine kleine Schule um ſich verſammelt, ſo daſs alſo eine ſolche Warnung nicht zu ſpät komme und unpaſſend ſey. (Allein in dieſem Falle würde die Warnung nachdrücklicher ausgefallen ſeyn, und ſie wäre wohl nicht ohne einen Ausbruch des pauliniſchen Feuereifers geblieben.) Daſs aber Paulus von ihm als von einem Chriſten ſpreche (V. 20), vertrage ſich recht gut mit ſeiner Excommunication, nach der es ihm nicht habe verwehrt werden können, den Namen Chriſt noch beyzubehalten. (Aber es iſt ja nicht vom *Namen* Chriſt die Rede, ſondern vom Chriſt *ſeyn*: Chriſt im realen Sinne hörte aber der Excommunicirte gewiſs auf zu ſeyn; und die Hoffnung der Wiederaufnahme, welche der Vf. auch für ſeine Sache zu benutzen ſucht, muſste nach mehreren Jahren aufgegeben ſeyn, wenn der Irrlehrer ſo hartnäckig bey ſeinem Irrthum verharrte. Noch weniger genügt uns das über *Alex.* Geſagte. Der Vf. nimmt ohne Weiteres an, daſs dieſer A. zu Epheſus ſey, alſo auch, daſs P. an Timotheus *nach Epheſus* ſchreibe, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, wie wenig das ſeiner Erwähnung Vorhergehende und Nachfolgende zu dieſer Annahme ſtimmet.

III. Den dritten Zweifelsgrund des Sendſchreibens aus der Schwierigkeit, eine hiſtoriſche Situation für unſeren Brief zu finden, und, wenn man mit genauer Noth eine ausgemittelt, damit Inhalt und Anlage des Briefes zu vereinigen, welcher nicht für den kurzen Aufenthalt des Timotheus zu Epheſus, der nach jener bekannten Annahme herauskommt, ſondern für einen längeren und dauernden gemacht zu ſeyn ſcheine: dieſen unſeres Bedünkens wichtigſten Zweifel ſucht der unverdroſſene Anwald unſeres Briefes durch mehrere Combinationen und Limitationen zu heben, als: die Reiſe Paulus durch Macedonien (Act. 20, 2) habe vielleicht länger gedauert, als man gewöhnlich annehme, vielleicht ſey ein halbes Jahr oder länger verſtrichen, ehe P. und Timotheus wieder zuſammen gekommen, (womit aber doch, wie er ſelbſt geſteht, nicht viel gewonnen ſey); — Timotheus Aufenthalt zu Epheſus könne zuerſt auf längere Zeit hinausgeſetzt geweſen ſeyn, und uns unbekannte Urſachen (vermuthlich die Gegenwirkungen der Irrlehrer) hätten ihn vielleicht nach Empfang des Briefes bewogen, Epheſus zu verlaſſen; — was die Veranlaſſung des Briefes anlange, ſo habe das Sendſchreiben darin Recht, daſs P. bey ſeiner Abreiſe, nicht Flucht, aus Epheſus alles in guter Ordnung zurückgelaſſen und die nöthigen Einrichtungen vollendet haben könne und werde; allein die Abſicht des Briefes ſey auch nur ſo zu faſſen, daſs Timotheus die alte Ordnung der Dinge erhalten, nicht erſt eine neue einführen ſolle. — Gleich aber nimmt der Vf. wieder als mit veranlaſſende Urſache des Briefes an, daſs P. nicht Zeit und Muſse genug gehabt haben möge, mit dem, erſt kurze Zeit, vielleicht erſt einige Tage vor der Abreiſe des Apoſtels zurückgekommenen, Timotheus ruhige Verabredung zu nehmen. — Den wichtigſten Antheil an der Veranlaſſung unſeres Briefes ſollen die Irrlehrer zu Epheſus haben; doch da gegen eben dieſen Umſtand das Sendſchreiben nicht unbedeutende Zweifel erhebt, und dieſs mit früheren Einraumungen in Widerſpruch kommen könnte: ſo ſollen dieſe Irrlehrer, welche P. in Epheſus zurückliefs, gar nicht ſehr gefahrlich geweſen ſeyn; Paulus habe ſie bey ſeinem Aufenthalte daſelbſt unterdrückt gehabt, und Timotheus ſey nicht ihrentwegen zurückgelaſſen worden (obgleich der Brief 1, 3 es ſelbſt ausſagt), ſondern der Apoſtel habe vielleicht erſt nach ſeiner Abreiſe beſorgt, daſs ſie bey ſeiner Abweſenheit wieder auftreten mochten, zumal durch die Jugend des Timotheus muthig gemacht. — Wir überlaſſen es den unbefangenen Leſern, hierüber zu urtheilen; für uns ſelbſt iſt dieſe Vertheidigung nicht überzeugend geweſen. Überhaupt findet Rec. die ganze Annahme zu gewagt, daſs Timotheus nach Epheſus zurückgekommen ſeyn ſoll, da wir ihn *vor* P's. Abreiſe von da, und *nach* derſelben in Macedonien und Griechenland wiſſen.

IV. Es war nunmehr die ſcharfſinnige Beweisführung des *Schleiermacherſchen* Sendſchreibens aus der ganzen charakter- und ſtimmungsloſen Anlage und Natur des Briefes zu widerlegen. *Schl.* nämlich findet den Brief darum verdachtig, weil er weder den abhandelnden noch den brieflichen Charakter an ſich trage. Unſer Vertheidiger hält den Brief allerdings für einen Lehr- oder Geſchäfts-Brief, behauptet aber auch zu gleicher Zeit, daſs er nicht leer ſey von dem, was ein vertrautes Verhältniſs zwiſchen dem Briefſteller und Empfänger vorausſetze. „Sollte nicht ſchon die Veranlaſſung und der Zweck, weswegen er von *P.* aufgeſetzt wurde, Beweis genug ſeyn für die Zartlichkeit und Fürſorge, mit der der

Digitized by Google

Apoſtel auf das Wohlſeyn ſeines Freundes und den ungeſtorten Fortgang von deſſen Bemühungen bedacht war?" (Es iſt aber nur von dem, was im Briefe *ausgedrückt* iſt, vom Tone deſſelben die Rede, nicht von dem, was hypothetiſch in Paulus Seele vorging.) „Möchte jemand wohl in den andringenden Worten, womit P. ſeinen Timotheus auffodert, den edlen Glaubenskampf ſtandhaft auszukämpfen, ſich von jedem Laſter rein, für jede Tugend heilig zu halten — in dieſen Worten den Freund und Lehrer verkennen, dem das Bewährt erfunden werden ſeines Freundes und Zöglings an dem Tage der glorreichen Erſcheinung des Welterlöſers nichts weniger als gleichgültig war? Sollte auch die dem Inhalt nach zwar bloſs diatetiſche Geſundheitsregel, deren Ausdruck aber nichts deſtoweniger die zärtlichſte, um alles ſich bekümmernde Fürſorge ausſpricht — ſollte auch dieſe nur von einem ſolchen kommen, der dem Timotheus nicht weiter bekannt, von ihm nur gelegentlich erſucht worden wäre, ihm einmal einen Brief zu ſchreiben?" (Dieſer Umſtand ſpricht eher gegen einen Unterſchieber als für den vertraulichen Ton des Briefes überhaupt.) „Ja ſollte endlich die ganze Haltung unſeres Briefes, der zuverſichtliche Ton, der in demſelben herrſchet, und gar keine Zurückweiſung ſeiner gutgemeinten Rathſchläge befürchtet, dieſs plötzliche Abſpringen und Hinübereilen von einer Vorſchrift zur anderen, von einer Ermahnung zu einer zweyten; ſollte dieſes alles nicht die ſichere Erwartung von Seiten des Schreibers vorausſetzen, daſs dem Empfänger auch dieſe bloſsen kurzen Hindeutungen verſtändlich und am wenigſten die Freymüthigkeit anſtoſsend ſeyn würde, mit der er alle Puncte erortert, und über jeden ſeine Meinung ohne Zurückhaltung mitgetheilt hatte? Und läſst ſich dieſes alles ohne Vorausſetzung einer beſtehenden freundſchaftlichen Verbindung, wo der eine des anderen völlig gewiſs iſt, denken?" (Dieſs ſey eine Probe der apologetiſchen, etwas mühſamen Manier des Vfs., und zugleich ſeines, wenigſtens für wiſſenſchaftliche Gegenſtände etwas weitſchweifigen Styles.)

Hierauf folgt nun der Vf. der *Schleiermacherſchen* Analyſe unſeres Briefes, welche zum Zweck hat, den Vorwurf zu begründen, daſs die Behandlungsart der Gegenſtände in demſelben des pauliniſchen Charakters unwürdig ſey. Hier zeigt er ſehr viel exegetiſches Talent und Gewandtheit; daſs er manches nicht einſehen kann, was das Sendſchreiben gewiſs mit Grund behauptet, muſs man ſeiner apologetiſchen Tendenz zu Gute halten. Ganz verunglückt ſcheint Rec. der Verſuch, die Stelle 1, 8—10, wo ſich der Briefſchreiber über die Gültigkeit und den Werth des Geſetzes erklärt, mit der pauliniſchen Lehre vom Geſetz und beſonders mit der Stelle Gal. 5, 18 ff. in Harmonie zu ſetzen. Der Fehler ſcheint uns darin zu liegen, daſs der Vf. die ἀνόμους u. ſ. w. zum Theil von den *vor* dem Geſetz Lebenden verſteht, da doch von der vorchriſtlichen geſetzlichen Periode hier gar nicht die Rede iſt, ſo wie ſonſt; iſt aber an die nach dem Meſſias in der chriſtlichen Periode Lebenden zu denken, ſo erhält man einen Widerſpruch mit Paulus Lehre, nach welcher das Geſetz überhaupt abrogirt iſt. — Die ſehr umſtändliche Vertheidigung der Stelle 1, 12. 13, wo Paulus an ſein Betragen vor ſeiner Bekehrung erinnert, hat uns ebenfalls nicht genügen wollen; daſs dieſer Brief an ſeinen Freund Timotheus gerichtet iſt, iſt ein Umſtand, der, ungeachtet der richtigen Wahrnehmung des Vfs., daſs P. dergleichen Bemerkungen abſichtlos und unwillkührlich anbringe, immer anſtoſsig bleibt. — Über den Anfang des 2 Cap. iſt der Vertheidiger zwar glücklich genug, aber das μεσίτης V. 5 macht ihm, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, viel Mühe. — Den Einwurf des Sendſchreibens, daſs der Briefſchreiber den V. 8 von neuem aufgenommenen Gegenſtand ſchon V. 9 wieder fallen laſſe, hebt er ſo, daſs er V. 8 als eine Wiederaufnahme der Materie nicht zum Fortſetzen, ſondern zum Beſchlieſsen anſiehet, und mit V. 9 eine ganz neue Gedankenreihe angehen läſst, für uns nicht überzeugend. — Gegen die vom Sendſchreiben angenommene Compilation der Stelle 3, 1—7 aus Tit. 1, 5—9 werden Gründe vorgebracht, die nicht alle tüchtig ſind, als: ein Compilator würde kein Bedenken getragen haben, die ganze Stelle, ſo wie er ſie bey Titus fand, wörtlich abzucopiren; eben ſo wenig ſtimme für einen Compilator die Verſchiedenheit in der Anordnung der Materien u. ſ. w. Conſequenz bey einem Compilator vorauszuſetzen, iſt ganz am unrechten Orte. — Die Erklärung des τάχιον V. 14 durch *eher* (als ich anfangs wollte), womit der Vf. einem *Schleiermacherſchen* Einwurfe begegnet, verträgt ſich nicht mit dem βραδύνω V. 15, welches als der natürliche Gegenſatz das τ. zum *bald*, *nächſtens* macht, wie jeder Unbefangene fühlen muſs. — Die Rettung des Zuſammenhanges zwiſchen der Stelle στῦλος καὶ ἑδραίωμα V. 15 und dem Vorigen iſt, wenn ſie auch nicht gelungen ſeyn ſollte, doch nicht ohne Scharfſinn. — Sehr umſtändlich und gründlich vertheidigt der Vf. die gewöhnliche Erklärung des καταλέγεσθαι Cap. 5, 9 vom Verzeichniſs der armen zu unterſtützenden Wittwen; doch ſcheinen Rec. einige Schwierigkeiten noch nicht ganz gehoben. — Um den Unzuſammenhang in Cap. 6 zu entſchuldigen, nimmt der Vf. an, daſs unſer Brief auf der Reiſe unter mancherley Unterbrechungen in verſchiedenen Abſätzen, und eben daher auch in verſchiedenen Stimmungen geſchrieben ſey.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Fortsetzungen.

Göttingen, b. Dieterich: *Religionsvorträge im Geiſte Jeſu für alle Sonn- und Feſt-Täge des Jahres, zur Erbauung gebildeter Familien u. zur Vorbereitung angehender Kanzelredner aus allen chriſtlichen Parteyen*, von Dr. *Chriſtoph Friedrich Ammon*, Conſiſtorialrathe, erſtem Prof. der Theologie, Superintendenten und Stadtpfarrer zu Chriſtian-Erlangen. 3ter und letzter Band. 1809. VIII u. 572 S. 8. (2 Rthlr.) S. Recenſ. des 1ſten Bdes. 1804. No. 179.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 MÄRZ, 1809.

THEOLOGIE.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Bemerkungen über den ersten paulinischen Brief an den Timotheus, in Beziehung auf das kritische Sendschreiben von Hn. Prof. Schleiermacher*, von *H. Plank* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nachdem nun diese Gegenanalyse vollendet ist, erhebt der Vf. eine sehr weitläuftige Anklage gegen das Sendschreiben, dass es zu den negativen Beweisen so gar wenig *Positives* hinzugefügt habe, dass es nicht angegeben, von welchem Zwecke der Falsarius ausgegangen, nichts bestimmt über seine Person, sein Zeitalter, den Ort, wo er lebte, die Art, wie es ihm möglich geworden, sein Machwerk als paulinisches zu verbreiten. Dieses Positive hinzuzufügen, sey eine unerlässliche Foderung der höheren Kritik; nur durch dasselbe hätte die übrige Beweisführung Haltung und Gewicht bekommen können. Gerade diese Enthaltung vom Positiven haben wir an dem Sendschreiben gerühmt, und rühmen es noch; durch diese von Hr. P. so sehr vermisste Positivität der Untersuchung ist die Einleitung ins A. und N. T., besonders die erste, der Sammelplatz von Hypothesen und Vermuthungen geworden. Freylich wenn sich in unserem Briefe eine handgreifliche falsarische Absicht (die noch dazu unchristlich oder unpaulinisch wäre) entdecken liesse: so würde die Bezweiflung desselben leichter seyn, und *Schleiermacher* hätte weniger Mühe gehabt; aber sollte nicht auch eine Unterschiebung ohne eine solche denkbar seyn? Der Vf. zeigt, dass die im Sendschreiben angegebenen Zwecke der Unterschiebung aus exegetischen Gründen nicht angenommen werden können, indessen könnte man die Vorschriften über den Wittwenstand noch immer als Zweck gelten lassen. Allein wenn auch jener wegfallen müsste: so würde damit dem Beweise des Sendschreibens wenig oder gar nichts geschadet seyn, indem die Kritik nach unserer Einsicht lediglich nur negativ seyn darf. Die Schwierigkeit, dass nach der Hypothese des Sendschreibens der Falsarius zu künstlich erscheine, besonders in Nachahmung des paulinischen Styls, die sich auch Rec. aufgedrungen hatte, hebt der Vf. gut heraus (S. 247). Trefflich ist der Umstand benutzt, dass Paulus nicht nach Ephesus zurückgekommen sey, wie 3, 14 und 4, 13 unseres Briefes versprochen wird: ein Compilator werde schwerlich dergleichen geschrieben haben. Die Fiction des diatetischen Rathes 5, 23 ist allerdings für einen Compilator zu künstlich. Der Vf. schliesst mit dem Beweise, dass es nicht historisch wahrscheinlich sey, dass der Falsarius sein Machwerk als paulinisches geltend gemacht haben könne. Hierüber können wir nichts sagen, als dass der Vf. ganz andere und viel günstigere Begriffe über die Art der Verbreitung der neutestamentlichen Schriften haben muss, als es uns bisher gelungen, darüber zu erhalten. Weiter uns zu erklären, würde zu weit führen.

Mit Gewissheit können wir dem Vf. den Beyfall des Publicums zusagen. Seine gelehrten scharfsinnigen Bemühungen, unterstützt durch theologisches Interesse und Liebe zum Alten und Positiven, werden ihr Ziel nicht verfehlen. Wer aber die Kraft hat, sich über gewisse Dinge im kritischen Skepticismus zu erhalten, wird, so wenig er der *Schleiermacherschen* Beweisführung unbedingten Glauben zugeschworen haben wird, nach dieser Widerlegung sie nicht für abgethan halten, und ihre Gründe bey Seite liegen lassen. Die mühsame künstliche Vertheidigung des Vfs. verräth selbst, dass den bestrittenen Brief nicht leicht wegzuräumende Schwierigkeiten drücken. n.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: Dr. *Christoph Friedrich Ammon's*, Consistorialr. u. Prof. der Theol. auch ersten Universitätspredigers, *Inbegriff der evangelischen Glaubenslehre.* Nach dem lateinischen zu akademischen Vorlesungen bestimmten Lehrbuche von dem Vf. selbst bearbeitet. 1805. 332 S. u. 2½ Bog. (1 Thlr. 6 Gr.)

Der Titel der deutschen Übersetzung so wenig als des lateinischen Lehrbuches (*Summa Theologiae christianae*) bezeichnen das Charakteristische dieses gehaltvollen Werkes. Doch ist der lateinische Titel noch umfassender, da man sich unter christlicher Glaubenslehre auch die Glaubenslehre der christlichen Kirche denken kann, welche oftmals verschieden ist von der Glaubenslehre des Evangeliums. Richtiger würde der Titel des Buches heissen: „Darstellung der christlichen Glaubenslehren nach den Grundsätzen der heiligen Schrift, der protestantischen Kirche und eines vernünftigen Nachdenkens." Der Vf. theilt uns den Plan seines Werkes umständlicher mit in der Vorrede zur lateinischen Ausgabe, welche aber hier ebenfalls in der Übersetzung vorgedruckt ist. Nach einigen vorausgeschickten Bemerkungen über das Verhältniss der reinen Vernunftheologie zur positiven, und der Nothwendigkeit einer

Digitized by Google

weiſen Verbindung beider auch in unſeren Tagen, fährt er S. XVIII fort: „Ich habe mirs zur Pflicht gemacht, bey jedem einzelnen Lehrſatze zuerſt von den Ideen der Bibel auszugehen (doch hat der Vf. Ausnahmen gemacht, und bisweilen zuerſt die Lehren der Vernunfttheologie dargeſtellt), die Beweisſtellen chronologiſch zu verzeichnen, und zugleich die Reſultate zu benutzen, zu welchen uns die bibliſche Theologie und die gründliche und vorurtheilsfreye Exegeſe unſerer beſten Schriftforſcher verholfen hat, ſo kurz auch oftmals der Sinn derſelben gefaſst, oder nur angedeutet werden konnte. Unmittelbar auf ſie liefs ich die Beſtimmung dieſer Sätze nach unſeren ſymboliſchen Büchern, deren Kenntniſs kein gründlicher Lehrer unſerer Kirche, wäre es auch nur in hiſtoriſcher Rückſicht, entbehren kann, und zugleich die Anſichten eines Luther, Melanchthon, Chemnitz, Calov, Quenſtedt, Hollaz und anderer Gotteslehrer folgen, die man ſonſt durch den Beynamen der *Rechtglaubigen* zu ehren ſuchte. Zuletzt glaubte ich, mit Rückſicht auf die Verdienſte und Belehrungen der helleſten und unbefangenſten Theologen der nächſtvorigen und jetzigen Zeit, mit einer beſcheidenen, und den Bedürfniſſen des laufenden Zeitalters entſprechenden Kritik der älteren Vorſtellungen eintreten zu dürfen." — Man kann ſchon nach dieſen Angaben vermuthen, dafs dieſes Lehrbuch eine grofse Menge Ideen umfaſst, welche nur mit wenig Worten dargeſtellt, bisweilen nur angedeutet ſeyn können, und dafs es folglich denen, die es zum Leitfaden ihrer Vorleſungen wählen, reichlichen Stoff zu ausführlichen Belehrungen darbietet, und ſie nirgends in Verlegenheit ſetzt, was ſie mehr, als das Compendium bereits enthält, vortragen ſollen. So iſt es auch in der That, und für jüngere Theologen, welche daſſelbe bey ihren eigenen Studien zum Grunde legen wollen, iſt durch eine hinlängliche und ausgewählte Literatur geſorgt, durch welche ſie ſich weiteren Unterricht verſchaffen können. Freylich wird der angehende Theolog, welcher nach dieſem Lehrbuche unterrichtet wird, oder ſich ſelbſt unterrichtet, ſchwerlich zu einer umfaſſenden und fruchtbaren Überſicht der ewigen und unveränderlichen Wahrheiten kommen, durch welche er ſich ſelbſt und ſeine Brüder veredeln und beruhigen ſoll; er wird zwar die bibliſchen und kirchlichen Lehrſätze nach den Ausſprüchen der geſunden Vernunft, der Erfahrung, dem Mafse unſerer jetzigen Natur- und Geſchichtskenntniſſe beurtheilen, aber weniger die Wahrheiten zuſammenfaſſen und nach einem feſten Princip ordnen lernen, welche die Vernunfttheologie ausmachen. Noch weniger wird er im Stande ſeyn, den Geiſt des Evangelii Jeſu aufzufaſſen, und ſich von ihm durchdringen zu laſſen. Denn er findet hier zwar die einzelnen Lehren des Evangelii nach ihrer Entſtehung und Fortbildung; da es aber, nach des Vfs. Abſicht, darauf ankam, bey jeder zu zeigen, wie ſich die Kirchenlehre daraus gebildet habe: ſo mufste nicht nur die dem Evangelio fremde Anordnung und Benennung der Lehrſätze des kirchlichen Syſtems befolgt, ſondern auch überall von dem, was nach der Kritik der Vernunft als Darſtellungsart, als Anbequemung u. ſ. w. wegfällt, ſo viel angeführt werden, als von dem, was da bleibt. Das als weſentliche Lehre des Evangeliums Bleibende iſt hier nicht zuſammengefaſst, und brauchte auch nach dem Zwecke des Lehrbuches nicht zuſammengefaſst zu werden; nur dafs auch der jüngere Theolog nicht glaube, er ſey nach dem Studio dieſes Lehrbuches mit dem Geiſte der Lehre Jeſu vertraut, und brauche nicht durch eigenes Studium des N. T. und anderweitige Anleitung noch vertrauter damit zu werden. Dem Vf. iſt kein Vorwurf daraus zu machen, dafs man aus dieſem Buche keine deutliche, zuſammenhängende und belebende Überſicht der Vernunfttheologie und des reinen bibliſchen Chriſtenthums erhält. Dieſer Zweck kann bey dem Plane einer Zuſammenſtellung der Vernunft-, Bibel- und Kirchen-Lehre nicht erreicht werden; aber dieſer Plan hat unleugbar viele andere Vortheile. Er leitet zu einem unbefangenen Forſchen, verſchafft einen Reichthum von Kenntniſſen, lehrt dieſelbe Sache von allen Seiten betrachten, und Rec. würde als akademiſcher Lehrer dem Beyſpiele mehrerer folgen, die dieſe Epitome zum Leitfaden ihrer Vorleſungen bereits gewählt haben.

Eine ſehr weſentliche Lücke würde er aber dadurch ausfüllen zu müſſen glauben, dafs er theils den Begriff der Offenbarung genauer beſtimmte, und ihn mit dem verbände, was Hr. *A.* in der Einleitung ganz übereinſtimmend mit des Rec. Meinung über poſitive Theologie geſagt hat, theils die Gründe aufſtellte, warum manches, das ſich als Bibellehre erweiſet, doch in Wegfall verſchrieben werden konne. Rec. kann es durchaus nicht billigen, dafs aus den Prolegomenen das Capitel *de ſcriptura ſacra* weggeblieben iſt. Hier hätte kürzlich auf die grofse Verſchiedenheit der Vorſtellungsarten und Darſtellungsarten in der Bibel und auf die Urſachen dieſer Verſchiedenheit hingewieſen, hier hätten die Grundſätze aufgeſtellt werden ſollen, wonach das Allgemeingültige und Ewigbleibende der Bibellehren von dem Temporellen und Localen zu trennen ſey; hier wäre mit Wenigem zu berühren geweſen, in wie fern eine bibliſche Theologie möglich und in wie fern ſie nicht möglich ſey, und welche Aufeinanderfolge der bibliſchen Bücher man annehme. Hr. *A.* verſichert, um bey dieſem letzten Puncte ſtehen zu bleiben, er habe bey Entwickelung der bibliſchen Lehren die Stellen der Bibel chronologiſch geordnet. Aber welche Chronologie iſt denn befolgt? Geht man die Entwickelung der einzelnen Lehren durch: ſo findet man z. B. das Buch Hiob an ſehr verſchiedenen Stellen, die Pſalmen als ein Ganzes, das einer Zeit angehört u. dgl. Die Apokrypben ſtehen jedesmal hinter den kanoniſchen Büchern, ungeachtet es der Vf. wohl ſelbſt kaum leugnen wird, dafs das erſte Buch der Maccabäer und wahrſcheinlich ein grofser Theil des Siraciden älter iſt, als der gröfste Theil des Daniel. Rec. kann hiebey eben ſo wenig ins Detail gehen, als er an Bey-

Digitized by Google

ſpielen zeigen will, wie wenig oftmals von Bibellehre, ſondern von der Lehre einzelner bibliſcher Bücher die Rede ſeyn ſollte. So wie man die Lehre *de ſcriptura ſacra* ungern vermiſst: ſo ſollte auch die Lehre vom Gebet und von Beichte und Abſolution nicht übergangen ſeyn. Nicht ein Wink iſt gegeben, warum Hr. *A.* dieſe Lehren ausſchlieſst.

Bey dem unverkennbaren Werthe des Ganzen wird es nicht fehlen, dafs das Buch eine neue Auflage erhalt. Rec. zeigt daher noch einiges an, was er bey derſelben verbeſſert zu ſehen wünſcht. In die Behandlung der einzelnen Lehren iſt mehr Gleichheit zu bringen. Die Lehre von der göttlichen Regierung iſt mit einer unverhältnifsmäfsigen Weitläuftigkeit und beynahe in aſketiſchem Tone vorgetragen, und der Vortrag hat auch gerade die Ungründlichkeit, welche man ſo oft an aſketiſchen Schriften tadelt. Als Beſtandtheile des teleologiſchen Beweiſes für die göttliche Regierung ſind angeführt, und in einzelnen §§. ausgeführt: 1) die weiſe Einrichtung der Welt zur Glückſeligkeit überhaupt; beſonders *in Rückſicht der Metalle, Pflanzen und Thiere;* und noch mehr in Rückſicht der Menſchen; 2) die treffliche Einrichtung der Welt zur ſittlichen Bildung des Menſchengeſchlechts. Beweis von der Vorſehung aus der Freyheit des Menſchen; Spuren der Vorſehung in der politiſchen, moraliſchen und religiöſen Erziehung der Menſchen; *Spuren der Vorſehung in dem Leben ausgezeichneter Menſchen;* (eine wahre teleologiſche Tirade, welche ſich Recenſent in dieſer Unbeſtimmtheit nicht auf der Kanzel erlauben würde. So darf in einem wiſſenſchaftlichen Werke eine Theodicee nicht mehr verſucht werden.) 3) Die moraliſche Ordnung der Dinge, worin wir leben. Nun kommen die Einwürfe und dann deren Widerlegung. — Gegen dieſe ſo ausführlich behandelte Lehre ſticht es ſehr ab, die Lehre von der *Erhaltung* ganz übergangen zu ſehen, weil der Begriff Erhaltung in dem Begriff der Schöpfung enthalten ſey. Wenn dieſes auch ſeine volle Richtigkeit hätte: ſo iſt doch die Lehre *de conſervatione* in dem kirchlichen Syſtem nicht nur beſonders ausgeführt, ſondern auch die bibliſchen Schriftſteller reden ſehr häufig davon, dafs durch Gott die geſchaffenen Dinge fortdauern. — Ungleich iſt ſich Hr. *A.* auch darin, dafs er bisweilen die Ordnung alter Lehrbücher befolgt, bisweilen ſie verläſst, und Beides ohne gültigen Grund. Zwiſchen den Lehren von der Schöpfung und Vorſehung ſteht ſehr unbequem die Lehre von dem Urſprung und der Fortpflanzung der Sünde. In dem Abſchnitt: von der Art und Weiſe, wie wir durch Chriſtum ſelig werden ſollen, läſst Hr. *A.* die Lehren in dieſer Ordnung auf einander folgen: Von der Berufung und Vorherbeſtimmung; vom Glauben; von der Verſöhnung; von der ſittlichen Ausbildung des verſöhnten Menſchen. In anderen Lehrbüchern gehen die Lehren *de redemtione et reconciliatione* und *de fide* den Lehren *de vocatione* und *praedeſtinatione* voran, und das aus dem ſehr richtigen Grunde, weil ſich die Lehre von der Vorherbeſtimmung auf die Lehre von dem zur Verſöhnung wirkſamen Tode Jeſu und von dem Glauben an ihn beziehen. — Sonderbar iſt es, dafs Hr. *A.* bey der hiſtoriſchen Entwickelung bibliſcher Lehren oftmals zuerſt eine Stelle des N. T. bisweilen der ſpäteſten Bücher anführt, als ob darin das Reſultat aus allen vorhergehenden Büchern enthalten wäre. Z. B. bey der Lehre von den guten und böſen Engeln, §. 65, heifst es: Den Begriff eines böſen Engels (2 Petri 2, 4) bezeichnen die heiligen Bücher alſo, dafs ſie ihn als einen Verführer und Gegner der Menſchen u. ſ. w. ſchildern. Dieſe Schilderung iſt nicht in der angeführten Stelle enthalten, welche weiter nichts beſagt, als dafs einige Engel geſündigt hätten, die Gott zum Gericht aufbehalte. — Rec. hebt die Lehre vom Satan aus, weil gerade die Entwickelung derſelben ſehr unhiſtoriſch iſt. Zu der Bemerkung: die heiligen Schriften bezeichneten den Satan als einen Verführer der Menſchen, ſind 1 B. M. 3, 1 und Joh. 8, 44 angeführt. Dieſer Verführer der Menſchen wird mit dem Satan, Hiob 1, 6, identificirt, und ſodann wieder als ein Urheber des Leidens und des Böſen unterſchieden u. ſ. w. Wie viel tiefer iſt der Urſprung des Glaubens an den Satan und die Übertragung chaldäiſcher Ideen und Parallelifirung derſelben mit bibliſchen zu ſuchen! Hf.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Hamburg*, b. Hoffmann: *Probe einer Pſalmenuberſetzung* vom Hn. Katecheten *Stuhlmann* (.) *mit Einleitungen und Anmerkungen* von *Gurlitt*, Doctor der Theologie. Zur Ankündigung der Prüfungen im Johanneum ff. 1807. 62 S. 4. (10 Gr.) Hr. *Stuhlmann* geht in der gutgeſchriebenen Einleitung zu ſeiner Überſetzung von der richtigen Bemerkung aus, dafs die ſchöne Sammlung von kleinen Gedichten aus dem hebr. Alterthum, welche wir *Pſalme* zu nennen pflegen, *metriſch* überſetzt werden müſſe, dafs man ſich aber bey der grofsen Verſchiedenheit des Inhalts und des Sylbenmafses der Originale keineswegs bey *allen* Pſalmen auf das *jambiſche* Metrum beſchranken dürfe, wie bis dahin faſt alle neueren Gelehrten, die ihren Überſetzungen eine dichteriſche Form gaben, gethan haben. Sollte ſich freylich auch nicht mit ſolcher Zuverſicht, als von Hn. *St.* S. 3 geſchieht, behaupten laſſen, dafs die hebr. Poeſie feſt beſtimmte, regelmäfsige Metra hatte: ſo fodert doch allerdings die Mannichfaltigkeit der Tendenz und des Tons der hebr. Gedichte den deutſchen Überſetzer auf, mit dem Sylbenmafse zu wechſeln. Hr. *St.* hat nun einen ſchätzenswerthen Verſuch gemacht, eine kleine Auswahl von Pſalmen theils in Hexametern, theils in abwechſelnden Hexametern und Pentametern, theils in einem horaziſchen Oden-Metrum zu überſetzen. Wir geben von allen 3 Verſarten eine Probe. Von dem im heroiſchen Sylbenmafs gelieferten 104 Pſalm folgende Anfangsverſe:

1. Sing, o Seele, Jehoven! — Jehova, mein Gott, über alles
   Grofs biſt du! Majeſtätiſch und prachtvoll biſt du gekleidet!
2. Du, der in Licht wie im Mantel gehüllt, gleich Decken die Himmel
3. Breitete, der ſich aus Waſſer die himmliſchen Hallen erbau'te,
   Wolken zum Wagen erkohr, auf Flügeln des Windes einherfuhr,
4. Stürme zu Boten erlas, zum Diener den flammenden Blitzſtrahl,
5. Und einſenkte den Erdball, grundfeſt, nimmer zu wanken! —

Digitized by Google

Hier hat Hr. *St.* nur die Regel nicht immer befolgt, die er sich selbst S. 4 vorschreibt, dass nämlich, dem hebr. Original gemäss, mit jeder Stanze der Sinn schliessen müsse. In Ansehung des Metrums selbst weniger gelungen sind folgende Verse des 44 Psalms:

2. Gott! wir haben gehört; una haben die Vater erzählet,
Was du für Thaten gethan, damals in voriger Zeit,

3. *Wie* du, *wie* deine Hand die Heiden verjagt, sie gepflanzet,
Nationen vertilgt, sie in die Stelle gesetzt.

4. Wahrlich! sie hätten dies Land mit Schwerdtschlag nimmer erobert,
Nicht ihr eigener Arm hätte die Siege vermocht;
Deine Röchte nur that es, und dein Arm, und deiner Augen
Heiterer Blick; denn du sahst mit Gefallen auf sie.

Der im horazischen Sylbenmass übersetzte 14 Psalm beginnt nach Hn. *St's.* Übersetzung also:

1. Es spricht im Herzen der *Schalk*: es ist kein Gott!
Verderbliche, schändliche Thaten!
Keiner, der Gutes übt!

2. Vom Himmel schaut auf die Menschen Jova hin,
Zu sehen, ob einer verständig,
Eingedenk Gottes sey.

Hier ist nur beym ersten Verse zu erinnern, dass die Connexion der zweyten Strophe dem, der das Original nicht vergleichen kann, nicht deutlich seyn dürfte, und dass in der ersten Strophe das Wort *Schalk* nicht passend ist, da es nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht einen frechen, irreligiösen Frevler, sondern den Listigen, der nicht gerade böse Absichten hat, bezeichnet. Rec., dem für den 14 Psalm das jambische Sylbenmass genügend scheint, übersetzt den ersten Vers so:

„Es ist kein Gott!" so denken Frevler;
Verderblich, schändlich ist ihr Thun;
Kein einziger übt Gutes aus.

Sollte Hr. *St.*, wie wir vermuthen, von der ganzen Psalmen-Anthologie eine Übersetzung in verschiedenen Versarten liefern wollen (die gegenwärtige Schrift enthält nur 17 Psalme, nämlich Ps. 104. 44. 12. 14. 20. 21. 26. 30. 57. 114. 121. 122. 126. 128. 129. 137 und 48), so wird er hoffentlich den *Vossischen* Hexameter und die *Ramler*'sche und *Vossische* Übersetzung der horazischen Oden noch mehr zu Mustern in dem Bau seiner Verse nehmen.

Die den Übersetzungen beygefügten exegetischen und kritischen Bemerkungen des Hn. *St.* und die noch ausführlicheren Anmerkungen des Hn. D. *Gurlitt*, so wie des Letzteren Einleitungen in die einzelnen Psalme, verdienen noch insbesondere für das gelehrte Studium dieses Theils der biblischen Urkunden beachtet zu werden. Es ist darin nicht blos von früheren exegetischen Arbeiten ein zweckmässiger Gebrauch gemacht, sondern auch manche eigene beyfallswürdige Idee dargelegt worden. Hn. *Gurlitt's* Anmerkungen dienen zuweilen zur Berichtigung oder zur Bestätigung der Übersetzung und Bemerkungen des Hn. *St.* — *Ps.* 104, 13 liest Hr. *St.* in Piel תְּשַׂבֵּעַ — *„du sättigest* die Erde mit Früchten", wodurch freylich der Vers in so fern fliessender wird, als im Vorigen und Folgenden Jehovah als handelndes Subject dargestellt ist. Indess im Hebräischen nicht blos, sondern auch in anderen Sprachen wechseln Dichter, selbst in zusammenhängenden Strophen, mit den verschiedenen Formen, und es kann daher auch nach der masoreth. Lesart sehr wohl übersetzt werden: „Von Früchten, die du schufst, *ersättigt sich* das Land." V. 14 u. 15 theilt Hr. *St.* mit Recht anders ab, indem er mit להצציא und nachher auch mit להצהיל einen neuen Vers anfängt; aber die Übersetzung V. 14: „Dass Kraut sprieste den Thieren und *Saat für menschlichen Feldbau*" können wir nicht billigen. Hr. *G.* bemerkt sehr richtig, dass עֲבֹדָה in der Dichtersprache das Vieh, als Dienerschaft des Menschen, heissen könne, und er stimmt der *Hezel*'schen Übersetzung bey: *Saat für das Vieh des Ackermanns.* Allein עֵשֶׂב heisst überhaupt nicht *Saat*, sondern eben so wie חָצִיר *Gras* oder *Kraut*. Beide Strophen sind hier ganz parallel. — Pf. 14, 4, welchen V. sammt dem dritten Hr. *St.* mit Recht als Rede Jehovahs nimmt, übersetzt er: „Ha! fühlen sollen die Übelthäter *all*, | Gesättigt vom Mark meines Volkes, | den sie verschmähn, den Herrn!" — Es scheint also, er construirt die letzten Worte des Verses יְהוָה לֹא קָרָאוּ *Jovam (quem) non invocant q. f. quem despicinnt* mit den ersten Worten הֲלֹא יֵדְעוּ. Dies ist aber sehr hart, da so viele Worte dazwischen stehen, und überdies ist nun אָכְלוּ לֶחֶם gar nicht ausgedrückt. Hr. *G.*, mit jener Übersetzung, die mit der *Jacobischen* im Wesentlichen übereinstimmt, nicht zufrieden, nimmt הֲלֹא יֵדְעוּ elliptisch: „Wollen sie nicht einsehen, fühlen, *(scil.)* dass sie verderbt sind" — (dies wäre aber eine sehr gewagte Ellipse); sodann trennt er אֹכְלֵי עַמִּי vom Folgenden und macht אָכְלוּ לֶחֶם zum Gegensatz der Worte לֹא קָרְאוּ יְהוָה und *„Brod essen"* soll stehen für: *köstlich leben, schmausen* (wofür wir aber beym Hn. Vf., so wie bey anderen Exegeten, bey denen wir dieselbe an sich höchst unwahrscheinliche Behauptung gefunden zu haben uns erinnern, den Beweis vermissen), so dass der Sinn sey: „Ein Freudenleben leben sie, aber um Jehova kümmern sie sich nicht." Der ganze Vers würde sodann einen recht guten Sinn geben; allein die Erklärung ist, wie wir bereits angedeutet haben, zu willkührlich; die Worte אכלי עמי und אכלו לחם machen auch ohne Zweifel nur Einen Satz aus. Rec. möchte פעלי nicht als Particip, sondern als *accusat. plur.* von פֹּעַל *opus* nehmen *„nonne cognoscunt opera iniqua?"* und der Sinn wäre: „Sie sind moralisch so verdorben, dass sie alles Böse, das sie begehen, gar nicht einmal dafür erkennen." Die folgenden Worte: „Sie fressen mein Volk, als fräsen sie Brod" sind dann ein individueller Satz und als Bild der Grausamkeit und Gefühllosigkeit, womit die Feinde des hebräischen Volks dasselbe placken und plagen, zugleich ein Beleg des voraufgehenden allgemeineren Satzes. Damit könnte sich dann die Rede Jehovahs schliessen, und die Worte יְהוָה לֹא קָרָאוּ könnten den folgenden 5ten Vers anfangen. Zu Pf. 21, 13, wo Hr. *G.* sehr wohl erinnert, dass das Wort שֶׁכֶם an und für sich nicht *Knechtschaft* heissen, dass aber der ganze Satz: „Du belegst ihnen die Schulter" auf den Begriff der Knechtschaft führen könne, ist auch noch 1 Mos. 49, 15 zu vergleichen, wo נָטָה שֶׁכֶם so viel ist, als *subire servitutem.* — Bey Pf. 121, 6, welche Stelle den Auslegern so sehr aufgefallen ist, bringt Hr. *G.* zwey Vermuthungen bey; *entweder* soll aus dem Text ein Wort herausgefallen seyn, welches das Wohlthätige des Mondes andeutete, z. B. אוֹרְךָ *lux tua erit luna*, oder יַנְחֶךָּ *ducet te*, oder יִשְׁמָרְךָ *custodiet te*, oder es soll nichts ergänzt, dagegen aber ו im zweyten Gliede als *partic. adversativa, sondern*, genommen werden und נכה bey beiden Subjecten (Mond und Sonne) die allgemeinere Bedeutung *treffen, berühren* haben. Beide Vermuthungen scheinen uns vieles gegen sich zu haben; dagegen aber glauben wir, dass alle Schwierigkeit dieser Stelle durch Vergleichung von *Virgil. Aen. VI*, 270. 271 oder *Georg. III*, 336. 337 gehoben wird. — Bey Pf. 137, 5 hat Hr. *G.* S. 54 die scharfsinnige, beyfallswürdige und, so viel wir wissen, ganz neue Conjectur aufgestellt, dass nach תִּשְׁכַּח יְמִינִי wegen Ähnlichkeit der Sylben מִנִּי ausgefallen sey, und S. 59 vermuthet er, nicht weniger ingeniös, dass עַל־מוּת, womit sich in unserem masoreth. Texte Pf. 48 so unpassend schliesst, als Ein Wort (עַלְמוּת) zur Überschrift des folgenden Pf. gehöre, und eben so wie Pf. 9, 1 (vgl. 1 Chron. 13, 20) ein Musikinstrument bezeichne. — Noch müssen wir bemerken, dass Hr. *G.* hie und da treffliche hermeneutische Erinnerungen (z. B. S. 24, dass man neuerdings in der Festsetzung von Chor- und Stimmen-Abtheilungen in den Psalmen zu weit gegangen, und S. 32, dass sehr viele Psalmen, in denen man Localveranlassungen aus Davids Geschichte sucht, sicherlich nur Ausbrüche von augenblicklichen Empfindungen oder temporellen Gemüthsstimmungen des gerührten Dichters seyen) und kleine, theologischen Vorurtheilen entgegengesetzte Excurse (z. B. S. 13—15 über das Recht der Israeliten auf Canaan, S. 26 über Ursprung und Würdigung der Opfer) mit liberalem Geiste beygefügt, und dadurch diese Schrift für ihre nächste Bestimmung noch besonders nutzbar gemacht hat.

RMD.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 MÄRZ, 1809.

JURISPRUDENZ.

FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Einfaches Syſtem des heutigen Civilrechts*, von Dr. *Heinrich Georg Wittich* (jetzt Tribunalrichter bey dem Tribunale erſter Inſtanz in Goslar). Erſter Band. Mit 2 Kupfertafeln. 1804. XX u. 407 S. Zweyter Band. 1805. XVI u. 363 S. Dritter Band. 1805. XII u. 400 S. 8. (5 Thlr. 6 Gr.)

Wenn man überhaupt dem Gelehrten, welcher einen ſeit einem Jahrtauſend betretenen und, wenige Ausnahmen abgerechnet, faſt ausſchlieſslich genommenen Weg verläſst, und ſich einen anderen, bey der Umwälzung alles Poſitiven dem Zeitgeiſt angemeſſeneren, bahnt, um hiedurch neue Anſichten zu gewinnen, Dank ſchuldig iſt: ſo muſs dieſer dem Vf. gegenwärtiger Schrift in einem um ſo höheren Grade zu Theil werden, als dieſelbe das reine Product einer vorurtheilsfreyen und ſcharfſinnigen Speculation iſt, und in mehr als einer Rückſicht eine genauere Aufmerkſamkeit verdient, als man ihr bis jetzt geſchenkt zu haben ſcheint. Rec. hat ſich als akademiſcher Lehrer ſchon mehrere Jahre des vorliegenden Werks bedient, und, ob er gleich mit dem Vf. nicht überall gleicher Meinung iſt, wie das in einer poſitiven Wiſſenſchaft nicht anders ſeyn kann: ſo geſteht er doch, mannichfache Belehrung daraus geſchöpft zu haben, da der Vf., fern von der unſeligen Methode der meiſten Syſtematiker, einen ſchon gewonnenen Stoff in neue Formen zu gieſsen, vielmehr neuen Stoff zu gewinnen geſucht, und dabey ſo erfreuliche Beweiſe eines gründlichen Quellenſtudiums gegeben hat.

Die Idee zu dieſem einfachen Syſteme des Civilrechts legte der Vf. ſchon 1797 in einem Programme: *Syſtema juris naturae in tabula depictum.* Goett. 1797. 8., nieder; 5 Jahre darauf theilte er den Grundriſs deſſelben unter dem Titel mit: *Grundriſs eines einfachen Syſtems der Pandecten*, von Dr. G. H. W. Götting. b. Schrader. 1802. 8; — und ob ſich gleich, wie in unſeren Zeiten zu erwarten war, engherzige bittere Gegner dagegen erhoben: ſo überzeugte ihn doch eine vieljährige Prüfung von der Zweckmäſsigkeit ſeiner Idee, die er denn durch vorliegendes Werk auszuführen beſchloſs. Dieſes zerfällt in eine Einleitung, in einen allgemeinen und in einen beſonderen Theil. Die erſte beſchäftiget ſich mit dem Begriff des Syſtems, der Literatur und dem Nutzen deſſelben, und wird für uns beſonders dadurch ſehr wichtig, daſs ſie uns die Abſicht und den Geſichtspunct des Vfs. vor Augen legt. Erſtere war nämlich, eine Stellung der römiſchen für das in Deutſchland anwendbare Civilrecht brauchbaren Sätze unter erſte Principien zu bewirken. Sie ſchlieſst daher die Geſchichte der Geſetze, die Art neue Geſetze zu geben, und die Kunſt dieſelben auszulegen, als fremdartige Wiſſenſchaft ganz von dieſem Syſtem aus. Jene Principien aber ſind theils *natürliche*, d. h. ſchon durch bloſse Logik erkennbare Rechtsſätze, theils *poſitive*, d. h. nur im erklärten Willen des Staats enthaltene Rechtsnormen, und dieſe nehmen dann ihre Richtung zur *Civilgeſetzgebungspolitik*, einem wenig beachteten Theil der Geſetzgebungspolitik überhaupt. Beide Arten von Normen finden aber Anwendung, wenn Handlungen von Privatperſonen unternommen ſind, und auch dieſe letzteren müſſen in dieſem Falle nach ihren Zwecken und den Grundſätzen der *Privatpolitik* erklärt werden, einer bisher unbekannten Wiſſenſchaft, für welche ſich mehrere Materialien im römiſchen Geſetzbuche finden. Was die Methode des Vfs. anlangt: ſo hat er immer ſorgfältig die Grundſätze von ihren Folgerungen abgeſondert, die erſteren in den Text verwieſen, und die letzteren in die Noten aufgenommen, überdieſs die Beweisſtellen für beide auch in ſo fern geſondert, daſs die für die Grundſätze meiſt *in extenſo* nach dem Gebauer-Spangenbergiſchen Texte, und ſoweit Rec. verglich, ſehr correct abgedruckt und mit den Namen ihrer Vff. verſehen ſind: eine Verfahrungsart, welche gegen alle jetzt bekannten auf eine ſehr lobenswerthe Art abſticht. Zur Erleichterung des exegetiſchen Studiums und zur Berichtigung mancher dogmatiſcher Irrthümer hat es ebenfalls der Vf. für rathſam gehalten, die poſitiven Grundſätze mit den eigenen Worten des röm. Geſetzbuchs darzuſtellen, u. zwar die griechiſchen Stellen mit einer deutſchen Interlinearverſion, woraus zwar das Unbequeme einer buntſcheckigen Sprache entſteht, aber im Gegentheil auch eine glückliche Veranlaſſung, in mündlichen Vorträgen dieſe Grundſätze exegetiſch und dogmatiſch richtiger zu erklären, dargeboten wird. Antiquariſche und bibliographiſche Notizen muſsten, da das Syſtem nicht hiſtoriſch, ſondern nur logiſch geordnet werden ſollte, nach dem Plane deſſelben völlig ausgeſchloſſen bleiben. In dem der Literatur gewidmeten §. 2 theilt der Vf. die Hauptrubriken der Handbücher von *G. A. Struv*, *Hofacker*, *Hugo*, *Schmalz*, *Hufeland*, *Thibaut*, *des allgem. preuſſ. Geſetzbuchs* und des *Projet de Code civil* mit, und giebt aus jeder dieſer Schrif-

Digitized by Google

tene eine Probe des Details, wobey nur das zu wünschen übrig bleibt, dafs die mitgetheilten Proben aus *einer* Lehre, und nicht nach Gutdünken ausgehoben seyn möchten, und nicht das Projet des Jahres III, sondern des Jahres XI, worauf sich auch nur einzig die gleichfalls angeführte *Analyse des observations des tribunaux d'appel* u. s. w. (sie ist aber von *Crussaire*) 1802. 4. bezieht, zum Grunde gelegt wäre. Und so wie diese gröfstentheils alle die von *Cajus* gebrauchte Ordnung befolgten: so konnte der Vf. nur den einzigen *Domat* gewissermafsen als seinen Vorgänger anerkennen, der diefelbe verliefs, und eine neue selbstgeschaffene aufstellte. Hierauf folgt der allgemeine Theil: *Analyse des Vermögens als Gegenstandes der Rechtspflege, und unmittelbarer Civilrechtsgrundsatz, nebst den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeit, der Civilgesetzgebungs- und Privat-Politik; sämmtlich nach vorausgeschickten allgemeinen positiven Regeln und einigen Begriffen.* Dieser Theil besteht eigentlich nur aus isolirten Begriffen und Sätzen, welche nie betrachtet werden können, wenn man seinen Blick nicht auf den speciellen Theil erweitert. Das erste Hauptstück, welches sich mit *den allgemeinen positiven Regeln und Begriffen* beschäftiget, zerfallt in 3 Abtheilungen: 1) *Von zukünftigen*, d. h. noch zu erwartenden, *Rechtsnormen*, für die entweder ihr Inhalt unbestimmt gelassen, ihre Entstehungsart aber angegeben ist, wohin der Vf. das *Gewohnheitsrecht*, die *Gerichtsobservanz* und die *Wirkungen der Civilrechtsprivilegien* zählt, welche er sehr richtig als ein civilrechtliches Gesetz, welches wegen mehrerer zukünftiger Handlungen eine Ausnahme vom gemeinen Rechte enthält, zum Unterschiede von der Dispensation, welche sich nur auf *eine* zukünftige, und der Begnadigung, welche sich auf vergangene bezieht, erklärt. Dabey stellt er den wahren Grundsatz auf, dafs positive Regeln über Interpretation einen Widerspruch enthalten (denn der Interpret wird von seinem Ziele, den Sinn einer Rede aufzufinden, durch positive, mithin für Auffindung des Sinnes unzwekmafsige Gesetze entfernt), dafs man mithin nie fragen dürfe, ob Privilegien strict oder extensiv zu erklären seyen. Als einzelne Arten eines solchen Privilegs führt er die *legitimatio per rescriptum principis*, *venia aetatis* und Prodigalitätserklarung auf. 2) *Von der römischen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand*, wo der Vf. das Verbot, dafs gegen die Altern nicht um Restitution nachgesucht werden kann, mit dem Interesse der Kinder so zu vereinigen sucht, dafs er glaubt, dieses Verbot, wenigstens nach dem neuen justinianeischen Rechte, laufe nur auf eine ehrerbietige Einkleidung des Restitutionsgesuchs hinaus, da doch nach Novell. 155. Cap. 1 vielmehr dann um Restitution nachgesucht werden kann, wenn die Altern nicht als Altern, sondern als Vormünder gehandelt haben. 3) *Juristische Begriffe von Personen, Sachen und Handlungen.* In dieser Abtheilung geht der Vf. die allgemeinsten Grundsätze über diese Gegenstände durch, stellt ebenfalls den speciellen Grundsatz bey den gültigen Handlungen einer *universitas*, der sich nur auf die Constituirung eines Syndicus bezieht, allgemein für *alle*, wobey doch das römische Recht nur von simpler Stimmenmehrheit spricht, auf, bestimmt sodann *die Sache* dahin, dafs sie jedes Object der Rechtsverhaltnisse, oder *alles, was uns Vortheil bringen kann*, begreife, (was Rec. doch zu eng scheint,) und verwirft die Eintheilung in korperliche, und unkörperliche, als völlig unlogisch, schädlich und unnöthig. Bey der *Handlung* wird zugleich das Mandat, als in nothwendiger Beziehung mit derselben stehend, kurz abgehandelt. Jetzt folgt die Darstellung jener Masse, jenes Mittelpuncts, um welchen sich die ganze Rechtspflege bewegt, nämlich *die Analyse des Vermögens* im zweyten Hauptstück. Vermögen ist dem Vf. jede Sache, in der Eigenschaft, wonach Jemand ausschliefslich darüber verfügen kann, ein Begriff, der nach des Rec. Uberzeugung auch in dem röm. Worte *dominium* liegt, wenn man es im weiteren Sinne als *Zuständigkeit eines Rechts* (so wie auch *possessio* oft das blofs Factische, die Detention, und nicht den juristischen Besitz anzeigt) nimmt, und aus dessen Misverstehen die unglückliche Idee eines *dominii* des *emphyteuta* u. s. w. entsprang.

Dieses Hauptstück zerfällt in drey Abtheilungen, wovon die erste *von den Bestandtheilen des Vermögens* handelt. Diese sind theils *innere*, theils *äufsere*, je nachdem sie bald von den Eigenschaften der Sachen, als Gegenständen des Vermögens, bald vom äufseren Umfange des Vermögens hergenommen sind. Die inneren bestehen in *der Proprietät*, d. h. dem Rechte auf die Substanz einer Sache, und dem *Benutzungsrechte*, oder dem Rechte auf den Vortheil, den die Sache leistet. Zu den äufseren Bestandtheilen gehören *Vindicationsrecht* und *Recht auf den Besitz*; wobey *Savigny's* vortreffliches Werk benutzt ist. (Doch behauptet der Vf. nach Anleitung der *const.* 3. *C. de a. vel ret. P.*, dafs auch *infans* eine Schenkung gültig annehmen könne, der fehlenden *Absicht* ungeachtet.) Die zweyte Abtheilung handelt *von den logischen und positiven Naturen einiger wichtigsten Arten des Vermögens*, und zwar 1) *von der Natur des Niefsbrauchs an einer fremden Sache. A) Im Allgemeinen.* Bey dem *Usufructus* an Kleidern unterscheidet der Vf. ebenfalls nach der Glosse, Festtags- und Alltags-Kleider, um die Verbindlichkeit des *UFuar* nach geendigtem *UF.* zu bestimmen. Dieser Unterschied wird gemacht, um die bekannte Controvers zwischen *fr.* 15. §. 4. *de UF.* und §. 2. *J. eod.* zu entscheiden. Rec. möchte aber viel eher behaupten, dafs die Kleider im wahren Niefsbrauch seyen, und die Institutionenstelle, eben so wie §. 25, *de rer. divis.* nur ein fehlerhaftes Excerpt aus den Pandekten sey: so wie dieses alle Kriteria zeigen. Wie die vom Vf. angeführte *Const.* 25 *C. de usuris* hier angezogen wird, begreift Rec. nicht; so wie auch *fr.* 4 *quib. mod. usus fr. am.* keinesweges beweist, dafs, so wie die Vereinigung der Proprietät und des *UF.* in der Person des Proprietars *Consolidatio*, so in der des *UFuars Confusio* heifse, da die Vereinigung zweyer entgegenstehender Rechte in *einer* Person

Digitized by Google

überhaupt *Confusio*, und nur bey dem *UF. Consolidatio* genannt wird. Auch hätte Rec. gewünscht S. 115, wo von der Aufhörung des *UF.* an einer Heerde gesprochen wird, das fast immer übersehene *fr.* 3. *D. de abigeis* benutzt zu sehen, welches doch den herrlichsten Commentar zu *fr.* 31, *quib. mod. ususfr. am.* abgiebt. — B. *Natur des Heirathsguts*, welches der Vf. als *den dem Ehmann von der Frau, oder um ihrentwillen von einem anderen zur Erleichterung der Ehelasten gegebenen Ususfruct.* definirt. Warum nicht lieber: *das Vermögen der Frau, woran dem Ehemann als solchem bestimmte Rechte zustehen?* Denn letzteres ist die einzige Definition, welche alles ausdrückt, was dem Begriff der *dos* zukommt. — II. *Natur des Pfands.* — III. *Natur des Eigenthums im eigentlichen Sinne*, welche mit Rücksicht auf die Objecte des Vermögens in mehrere andere Naturen zerfällt, nämlich 1) in die *Natur der Erbschaft.* 2) *Natur des Antheils an einer gemeinschaftlichen Sache*, welche hier zum ersten Male auf eine befriedigende und gründliche Art aus einander gesetzt wird. Die dritte Abtheilung enthält aus dem Begriffe und den Bestandtheilen des Vermögens gezogene *Folgerungen für einige absolute, d. h. auf keine besondere Handlung sich gründende Verhältnisse der Unterthanen gegen einander, in Hinsicht ihres Vermögens;* wodurch gleichsam Scheidewände zwischen den Gütermassen des einen und des anderen an den Stellen gezogen werden, wo die Grenzen leicht verkannt werden können. I. *Von diesem Verhältnisse der Ältern und Kinder gegen einander, oder von der römischen väterlichen Gewalt;* ein Abschnitt, der vorzüglich philosophisch, und vortrefflich ausgearbeitet ist. II. *Vom absoluten nachbarlichen Rechts-Verhältnisse;* ebenfalls ein Abschnitt, der das so sehr vernachlässigte römische Nachbarrecht zum ersten Mal gründlich und befriedigend behandelt, und worin die so genannten natürlichen und gesetzlichen Servituten des napoleonischen Rechts liegen. — Das dritte Hauptstück *enthält den unmittelbaren Civilrechts-Grundsatz und Grundsatz der Wahrscheinlichkeit, nebst Grundsätzen der Civilgesetzgebungs- und Privat-Politik.* Nachdem der Vf. kürzlich die neueren Grundsätze des Naturrechts berührt hat, stellt er als unmittelbaren Civilrechts-Grundsatz auf: *Jeder Unterthan schützt sein Vermögen gegen die Verletzung des anderen, allenfalls durch Gewalt;* einen Grundsatz, den er recht *con amore* mathematisch und juristisch gerechtfertigt hat. Neben diesem unmittelbaren Grundsatz laufen drey mittelbare, zum speciellen Theil gehörige, welche die Erwerbung, Schützung und Verletzung des Vermögens betreffen. Isolirt folgt der Grundsatz der Wahrscheinlichkeit. Wahrscheinlich nämlich ist eine Thatsache, wenn die Umstände dabey mit denjenigen übereinstimmen, unter denen gewöhnlich dieselbe Thatsache, von welcher sie Ursachen oder Wirkungen waren, sich ereignet hat. Eben so isolirt ist der Grundsatz der Civilgesetzgebungs-Politik, nämlich *Wohl des Staats*, aufgestellt, der in drey specielle, nämlich Vorbeugung der zu besorgenden factischen Schwierigkeiten bey Anwendung der Rechtsnormen, Sorge für das Vermögen und den Wohlstand einzelner Privatpersonen, und Sorge für das Wohl des Staats im Ganzen zerfällt. Die *Privatpolitik* hingegen, oder die Absichten, welche die Bewegungsgründe zu den Privathandlungen sind, läuft am Ende auf Eigennutz und Wohlwollen hinaus, wenn man, wie der Vf., unter ersterem die Absicht der Vermehrung des eigenen, und unter letzterem die der Vermehrung des fremden Vermögens versteht. Das ganze Hauptstück fällt jedem, so wie aus der eben gegebenen Darstellung erhellen wird, als dürftig und fragmentarisch auf; indessen war es die Absicht des Vfs. nicht, aus den aufgestellten Gesichtspuncten der Civilgesetzgebungs- und Privat-Politik ein System zu entwickeln, sondern nur, ein Ziel aufzustellen, welches man bey dem Räsonnement über positive Gesetze und Privathandlungen vor Augen haben könne. Die Einleitung in den speciellen Theil enthält einen Tadel des rein römischen Systems, welches in *jus personarum, rerum* und *actionum* zerfällt, und eine Vertheidigung des Systems des Vfs. Obgleich Rec. dem letzteren die Eigenschaft einer durchaus genialen, logischen und durchdachten Anordnung einräumt: so glaubt er doch der römischen Anordnung um so mehr den Vorzug zugestehen zu müssen, als man nur durch sie zu einem historischen und gründlichen Studium des römischen Rechts geleitet wird, und nur durch sie in den Geist der Gesetze, so wie er in den römischen Köpfen herrschte, und nach römischen Begriffen zu entwickeln ist, eindringen kann. Rec. glaubt daher auch nicht nöthig zu haben, letztere gegen den Vf. zu vertheidigen, da der Weg desselben vielmehr zu einem anderen Zwecke, nämlich zu einer dogmatischen Entwickelung des Geistes der Gesetze, als positiver Normen, die für unsere Zeit, ohne Rücksicht auf den Ursprung dieser Normen, angepasst werden sollen, führt; und begnügt sich daher, des Vfs. System in einer gedrangten Kürze darzustellen, ohne dasselbe zu bestreiten. Er glaubt indessen die Anmerkung hinzufügen zu dürfen, dass, wenn man sich lediglich auf das Studium des Systems des Vfs. einschränkt, man schwerlich eine vollständige Kenntnis so mancher römischer folgenreicher Begriffe sich wird erwerben können, wie dieses z. B. namentlich von der so misverstandenen, von *Weber* aus einem ganz falschen Gesichtspunct betrachteten *obligatio naturalis* ist. — *I Buch. Von den Erwerbungsarten des Vermögens.* Als Grundsatz aller Erwerbung des Vermögens stellt der Vf. mit Recht die Zueignung einer herrenlosen Sache auf, bildet sodann zwey Theile, von denen der erste *von natürlichen Erwerbungsarten* handelt, d. h. solchen, die in diesem Grundsatz enthalten sind. Ihm gegenüber steht der zweyte Theil, *von positiven Erwerbsarten*, welcher sich absondert in *erstes Hauptstück*, von Erwerbsarten fremdes Vermögens, d. h. der Sachen, die nach dem Naturrechte zu fremdem

Digitized by Google

Vermögen gehören, z. B. Verjährung, Alimentationsrechte, und 2*tes Hauptſtück von der Succeſſion*, weil dieſe nicht Erwerbung einer fremden, ſondern einer eigentlich für Jeden herrenloſen Sache ſey, eine Behauptung, worin der Vf. wenig Nachfolger haben wird. Zu den natürlichen Erwerbsarten rechnet der Vf. die Occupation und die Verträge, wobey die Lehre von den Contracten von ihm abgehandelt wird. Vertrag iſt dem Vf. die *Zuſammenſtimmung zweyer Perſonen, bewirkt durch die Annahme einer verſprochenen Sache*, eine Definition, die in ſo fern zu eng iſt, als nicht immer eine *Sache* verſprochen wird. So würde Rec. S. 217 auch nicht das Verkaufen von Giften für ein *pactum contra bonos mores* halten, da es doch vielmehr eine Policeyverfügung iſt. Vortrefflich handelt der Vf. S. 248 fgg. die Hermeneutik der Verträge, einen leider nur zu oft vergeſſenen und zu ſehr vernachläſſigten Gegenſtand, ab. Das Weſen dieſer Hermeneutik beſteht aus mannichfaltigen Beſtandtheilen: theils aus Unterſuchungen deſſen, was eigentlich die Thatſache iſt, welche ausgemittelt werden ſoll, z. B. des Unterſchiedes zwiſchen der logiſchen und grammatiſchen Auslegung, theils aus einem eigentlichen Grundſatze, welcher mit dem oben angeführten Grundſatze der Wahrſcheinlichkeit coincidirt, theils aus Erleichterung der Kenntniſs der zur Anwendung dieſes Grundſatzes erfoderlichen hiſtoriſchen Nachrichten. Alle Hermeneutik der Verträge zerfällt demnach in Wortauslegung und Geiſtesdarſtellung, denn ſo nennt der Vf. die ſogenannte logiſche Interpretation. Beſonders aufmerkſam macht der Vf. auf die Auseinanderſetzung des Unterſchieds zwiſchen *verba* und *voluntas*, und dieſes ſehr richtig, da man immer die, wenn gleich dunkle und abſtracte Idee, welche der Redende hatte, *ehe er ſie mittheilte*, von der, vielleicht mehr concreten, *während der Mittheilung* unterſcheiden muſs. — Dann kömmt der Vf. auf die poſitiven Erfoderniſſe und Eigenſchaften der Verträge. Hiebey ſpricht er denn auch von der zu präſtirenden Culpa, über die neuerlich ſo viel geſagt iſt, nimmt dabey zwar die alte Theorie der drey Grade an, hält aber *culpa* und *cuſtodia* in fr. 1. §. 35. *Depoſiti* nur für *culpa levis*. Zu den zufälligen Eigenſchaften eines Vertrags gehören vorzüglich die Bedingungen, und in dieſen glaubt der Vf. auch die Deduction des Widerrechtlichen des Nachdrucks zu finden; wenigſtens ſagt er S. 263: — „Der Verleger eines Buchs fügt dem Verkaufe oder der ſonſtigen Veräuſserung eines Exemplars die Bedingung nicht nachzudrucken hinzu, und auf dieſer durch die Erfahrung hinlänglich unterſtützten Exegeſe allein beruht das Widerrechtliche des Nachdrucks.“ — Rec. zweifelt gar ſehr daran; denn eine ſolche Bedingung könnte doch wenigſtens nicht ſtillſchweigend hinzugefügt oder gar praſumirt werden. Die einzelnen Vertragsarten claſſificirt der Vf. folgendermaſsen: I) Vertragsarten beſtimmt nach dem oneröſen oder Schenkungs-Verhältniſſe, 1) oneröſe in Anſehung A) der Sachen, ſo daſs a) ein dingliches Recht übertragen wird, (Kauf, Darlehn, Zinſenvertrag); b) oder ein perſönliches Recht übergehen ſoll, (Verpachtung); B) in Anſehung der Perſonen (Dienſtvermiethen); C) theils in Anſehung der Sachen, theils in Anſehung der Perſonen, (Vergleich, Compromiſs, riskirte Verträge, Geſellſchaft, Ehe). 2) Schenkungsverträge, (Verleihung, Hinterlegung, Auftragsübernahme). II) Vertragsarten, beſtimmt durch die perſönliche Eigenſchaft der übertragenen Rechte, (Interceſſionen, Ceſſion). III) Vertragsarten, beſtimmt nach dem Beſtandtheile des Vermögens, welches übertragen wird (Servitut-Emphyteut-Pfand-Contract. IV) Vertragsarten, beſtimmt nach dem Umfange des Objects (allgemeine Verträge, Verlag). — Der erſte Band ſchlieſst mit dem Geſellſchaftsvertrage, nachdem früher der Zinsvertrag ganz nach römiſchen Grundſätzen, und ohne Rückſicht auf die abweichende deutſche Legislation abgehandelt iſt. (*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Halle*, b. Renger: *Überſicht der allgemeinen Hypotheken- und Depoſital-Ordnung, des Sportulcaſſen- und des Kanzley- und Regiſtratur-Reglements, mit Bemerkung der darüber ergangenen neueren Verordnungen.* 1806. 46 S. 8. (3 Gr.) Dieſe Überſicht iſt eine Art von Regiſter, zu den im Preuſſiſchen über die gedachten Gegenſtände ergangenen Verordnungen und Reglements, nämlich über die Hypotheken-Ordnung vom 20 Dec. 1783, die Depoſital-Ordnung vom 15 Sept. 1783, das Sportelcaſſen-Reglement vom 20 April 1782, und das Regiſtratur- und Kanzley-Reglement vom J. 1795 (angehängt an den dritten Theil der allgemeinen Ger.-Ordnung).

Der Gebrauch einer ſolchen Überſicht kann ohne Zweifel für angehende preuſſ. Diener Nutzen haben. Als *referentia* kann ſolche Rec. nicht weiter beurtheilen, da er die *relata* nicht bey der Hand hat. F. J.

Leipzig, in Commiſſion b. Richter: *Über den Unterſchied zwiſchen Servituten und Zwangs- und Bann-Gerechtigkeiten.* Von D. *Carl Gebhardt.* 1907. 62 S. 8. (6 Gr.) Der Vf. charakteriſirt die Zwangs- und Bann-Gerechtigkeiten richtig, wenn er ſie, in ſofern ſie Grundſtücken ankleben, §. 48 Real-Monopolien nennt. Die §. 26 vorkommende Bemerkung, daſs die Pflichtigen nicht wegen ihrer Grundſtücke, ſondern als Einwohner eines Orts oder Diſtricts dem Banne unterworfen ſind, würde er gegen die, welche jene Gerechtigkeiten als *ſervitutes negativas* in Schutz nehmen, haben benutzen können. s.

Druckfehler. In der Recenſion der *Niethammer*'ſchen Schrift Num. 14 der J. A. L. Z. dieſes Jahres S. 112. Z. 14 von oben, iſt ſtatt *undeutſcher* zu leſen *urdeutſcher*, und in der Recenſion der *Stolberg*'ſchen *Geſchichte der Religion Jeſu* No. 26 S. 202 Z. 8 von unten ſtatt *Kryptocalviniſten* vielmehr *Kryptokatholiken*.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 MÄRZ, 1809.

JURISPRUDENZ.

FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Einfaches Syſtem des heutigen Civilrechts*, von Dr. *Heinrich Georg Wittich* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Der zweyte Band enthält die übrigen Vertragsarten und die erſte Hälfte der Succeſſionslehre. Auffallend war es dem Rec., bey dem auch hierin enthaltenen Servitutvertrag, als Anhang der Nutznieſsung die Ausſtattung zu finden, ſo wie überhaupt die Lehre vom Heirathsgut auf eine nicht ganz zu billigende Art ſich an mehreren Orten zerſtückelt befindet. Zu den unter No. IV erwähnten allgemeinen Verträgen werden beſonders herausgehoben: die Annahme an Kindes Statt, der Emancipationsvertrag und der Legitimationsvertrag, welche doch nur in ſo fern Verträge uneigentlich genannt werden können, als ſie überhaupt zweyſeitige Handlungen ſind: aber wenn man jede mehrſeitige Handlung Vertrag nennen wollte, wie ſehr würde ſich die Anzahl der Verträge vervielfaltigen! Ferner handelt der Vf. hiebey die Succeſſionsverträge, jedoch nur nach den eingeſchränkten Beſtimmungen, welche das röm. Recht darbietet, ab. Übrigens drängte ſich dem Rec. auch hier wieder die Frage auf, warum der Vf., der doch kein reinrömiſches wiſſenſchaftliches Syſtem ſchreiben wollte, da er ſich jeden Augenblick auf das canoniſtiſche Recht beruft, die deutſchen Rechtsnormen, welche durch Reichsgeſetze eingeführt, den Charakter der *juriſtiſchen* Allgemeinheit trugen, ſo ganz überſehen hat. Auſser dieſen allgemeinen Verträgen handelt der Vf. unter dieſer Nummer die Übernahme des Schiedsrichteramts, die Zahlung, das Conſtitutum, die Remiſſion und den Verlag dürftig ab.

Der *zweyte Theil*, welcher ſchon oben charakteriſirt iſt, zerfällt in zwey Hauptſtücke, deren erſtes von poſitiven Erwerbsarten in Anſehung des nach natürlichem Recht jetzt fremden Vermögens, und das zweyte von der Succeſſion handelt. Nach der Erörterung des Vfs. im erſten Hauptſtück bewirken einen ſolchen Erwerb I) aus den Privatverhältniſſen 1) das Ereigniſs der unzertrennlichen Verbindung der Sachen zweyer Eigenthümer, indem das Ganze entweder gemeinſchaftlich wird, oder nur einem Theile zufteht, während der andere Entſchadigung fodert, nach den Lehren a) des Koſtenaufwandes auf fremde Sachen, b) der *negotiorum geſtio*, c) der Beſorgung einer fremden Leichenbeſtattung, d) der *verſio in rem*, e) der *Lex Rhodia*; 2) ein Vorhandenſeyn von Scheinrechtsgründen, aus welchen erworben wird, a) durch Uſucapion, b) durch interimiſtiſchen Beſitz, c) durch Empfang einer Nichtſchuld, d) durch Übergewicht mehrerer Scheinrechtsgründe über wenigere, wohin der Vf. die *actio Publiciana in rem*, und die *inventio theſauri* zählt; — 3) wird gegen Jemanden ein Recht erworben, wegen ſeiner Verbindung a) mit dem Schadenzufügenden an in ein Wirthshaus gebrachte Sachen, b) mit dem ſchadenden Thier, und c) baufalligem Hauſe. II) Öffentliche Verhältniſſe veranlaſſen die Privatfoderungen auf a) Vormundſchafts- und Pflege-Führung, b) Alimentation, c) Ausſtattung, d) Zeigen einer Sache, e) Urkundenherausgabe, und f) Zeugniſsablage. — Aus dieſer gedrängten Darſtellung wird man ſich leicht einen Begriff von dem künſtlichen Syſtem machen können, in welches der Vf. alle obligatoriſchen Handlungen bringt: einem Syſtem, deſſen Nutzbarkeit und hoher Werth auch von denen nicht verkannt werden wird, die, wie Rec., die gezwungene Einrangirung mancher Verhältniſſe nicht billigen dürften. Die Succeſſion hat der Vf. aus den Geſichtspuncten der Möglichkeit und Wirklichkeit betrachtet, und im erſten Abſchnitt, nach vorausgeſchickter Lehre über die Collation, die etwas dürftig ausgefallen iſt, von Anfallen der Verlaſſenſchaft nach ihren drey Zweigen, Nothſucceſſion, Teſtamentsſucceſſion, und Inteſtatſucceſſion, gehandelt, im zweyten dagegen vom Erwerb der Verlaſſenſchaft, und zuletzt von einigen interimiſtiſchen Rechten auf die Verlaſſenſchaft (*Miſſiones in poſſeſſionem ex edicto Carboniano*) u. ſ. w. geſprochen. Rec. hat die Ausführung des Erbrechts recht deutlich und lichtvoll gefunden, ob er gleich manche Materien ungern vermiſste, welche jedoch dem Plane des Vfs. zufolge, wegbleiben muſsten.

Der dritte Band enthält, auſser der letzteren Hälfte des Succeſſionsrechts, *das zweyte Buch* des Syſtems *vom Verletzen und Schützen des Eigenthums*. Zur Verletzung des Eigenthums gehört natürlich alle und jede Verminderung des fremden Vermögens, ſie mag directer oder indirecter Weiſe geſchehen (*Lex Aquilia*, *Mora* u. ſ. w.). Eine indirecte Aufzählung mehrerer Verletzungsarten iſt die Reihe der römiſchen, oder nach dem Beyſpiele der römiſchen gebildeten Klagnahmen, und daher nimmt der Vf. Veranlaſſung, in dem zweyten untergeordneten Texte, der die Folgerungen aus den oben gegebenen Grund-

Digitized by Google

ſätzen enthält, dieſe Klagen zu claſſificiren. Er theilt ſie in drey Claſſen. Die erſte enthält die Klagen wegen Verletzungen, die darin beſtehen, daſs der Andere eine Erwerbsart nicht berückſichtigt, indem ſie 1) ſolche ſind, welche aus einem Vertrage, oder 2) *ex legis dispoſitione*, und 3) aus einer Verlaſſenſchaft entſtehen. Eine andere Claſſe bilden die Klagen wegen Verletzung an Sachen, die uns hisher ſchon zugehört haben, und hieher gehören: 1) die verſchiedenen Vindicationen, 2) verſchiedene Interdicte, als *de liberis exhibendis*, *de migrando* u. ſ. w., 3) die perſönlichen Klagen, welche die Sache wiederfodern, die der Andere zwar auf eine erlaubte Art erhalten hat, aber dennoch herausgeben muſs, 4) Theilungsklagen. Die dritte Claſſe enthält die Klagen auf Schadenerſatz wegen *damnum injuria datum*. Die andere Hälfte des zweyten Theils handelt *von dem Schützen des Vermögens*. Als oberſten Grundſatz ſtellt der Vf. den Grundſatz auf: Alle und jede in den Augen des Verletzten dienlichen Mittel zum Schützen ſind erlaubt, in ſoweit ſie nicht zugleich eine Verletzung des Gegners enthalten. Hier handelt der Vf. in der erſten Abtheilung vom Schadenerſatz, von Verwendung des Vermögens des Verletzers zum Schutze gegen die Verletzung, und dabey zugleich vom Concurs der Gläubiger. Dann ſpricht er von Beſchränkung der Schützungsmittel auf einen beſtimmten Zeitraum, vom Proceſs oder der Nothwendigkeit, und dem Anſehen eines gefallten Urtheils, wobey die ganze Proceſstheorie abgehandelt wird, und endlich von der Execution durch die öffentliche Gewalt.

Dieſes ſind die Grundzüge eines Syſtems des Civilrechts, welches durchaus zu den genialen gehört, und von dem Scharfſinne und den Kenntniſſen des Vfs. die rühmlichſten Beweiſe giebt. Daſs man daſſelbe bisher ſo wenig berückſichtigt zu haben ſcheint, davon kann Rec. keinen anderen Grund auffinden, als den Mangel an einer klaren, deutlichen Schreibart. Leider gefallt ſich der Vf. in einem ſehr geſuchten und gleichniſsreichen Styl, gezwungenen Conſtructionen, und einem mitunter etwas vornehmen, und impoſanten Tone. In einem gleichen Geiſte ſind die dem erſten Theile heygefügten Kupfertafeln, welche das Anſehen von militäriſchen Lagercharten haben, und dazu dienen ſollen, die Wirklichkeit des für unmöglich gehaltenen wiſſenſchaftlichen Syſtems des Civilrechts anſchaulich zu machen, und die Zugänglichkeit des Details zu erleichtern. — Rec. muſs geſtehen, ſie nicht verſtanden zu haben. J. J.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Dr. Carl Jul. Rouſſeau Entwurf einer ſyſtematiſchen Überſicht der Geſchichte des römiſchen Rechts.* 1807. VIII. und 157 S. 8. (16 Gr.)

Die Zahl der Bearbeitungen der römiſchen Rechtsgeſchichte in ihrem ganzen Umfange, d. h. derer, welche nicht blofs die Geſchichte der römiſchen Geſetze und Rechtsgelehrten (äuſsere Rechtsgeſchichte), ſondern auch des Rechts ſelbſt (innere Rechtsgeſchichte) liefern, iſt noch immer ſo gering, daſs wir das vorliegende Werk ſchon deſswegen, weil es eine Rechtsgeſchichte in jenem weiteren Umfange enthält, gern zur Hand nahmen. Die Hauptabſicht des Vfs. ging darauf, ein für den akademiſchen Gebrauch zweckmäſsiges Lehrbuch zu ſchreiben. Ein ſolches iſt auch noch beſonders Bedürfniſs, indem es dem ſonſt vortrefflichen *Hugo*'ſchen Werke an manchen Eigenſchaften, welche man bey einem Compendium wünſcht, beſonders dem ächt compendiariſchen Style, ſehr mangelt. Dieſen hat Hr. R. durch Gedrängtheit des Vortrags, welche nur ſelten der Deutlichkeit Abbruch gethan hat, in ziemlich hohem Grade erreicht. Es wird nun alſo darauf ankommen, ob er auch den übrigen Anfoderungen an ein gutes Compendium, zweckmäſsiger Auswahl, guter Anordnung und Richtigkeit der darzulegenden Sachen, gleichmäſsig ein Genüge geleiſtet habe. Schon ein flüchtiger Blick auf ſein Buch ergiebt, daſs er in allen dieſen Rückſichten ſeine Vorgänger, wie ſichs gehühret, fleiſsig benutzt, aber keinesweges blofs einen Auszug aus ihnen geliefert, ſondern häufig die Quellen ſelbſt nachgeſehen, und das Reſultat eigenes Nachdenkens niedergeſchrieben hat. Genauere Prüfung läſst aber auch manche Mängel entdecken. Dahin rechnen wir, was die Anlage des Ganzen betrifft, daſs von der äuſseren Rechtsgeſchichte, die doch auch einen integrirenden Theil der ganzen Rechtsgeſchichte ausmacht, zu wenig vorkommt, und daſs die Angabe der Quellen und Literatur faſt ganz fehlt. Eben ſo wenig, als bey einer Staatengeſchichte, bey welcher die Schickſale und Ausbildung des Volkes Hauptſache iſt, die Erzahlung von den wichtigſten Regenten fehlen darf, eben ſo wenig iſt es bey einer Rechtsgeſchichte, wo allerdings die Ausbildung der Rechtsſätze ſelbſt das Wichtigſte iſt, zweckmäſsig, die Angabe von den einzelnen Rechtsquellen und den berühmteſten Rechtsgelehrten faſt ganz in den Hintergrund zu drängen. Wenn alſo, wie hier der Fall iſt, von den einzelnen königlichen Geſetzen nicht ein einziges namhaft gemacht; den Volksſchlüſſen bis Julius Cäſar nur 1½ S. gewidmet, und dabey die *l. Aquilia* und *Scribonia* gar nicht genannt; wenn ein Alfenus Varus, Papinian, Cajus, Paulus, Ulpian, Modeſtin nur erwähnt, gar keine Nachricht von ihren ſo wichtigen zum Theil noch vorhandenen Schriften gegeben wird, lauter Notizen, die dem Lehrlinge der Rechtsgeſchichte ſo äuſserſt wichtig ſind, und die er nirgends anders als hier erfahrt: ſo iſt das doch in der That viel zu wenig. Quellen und Literatur, zwar mit Auswahl, aber doch nicht ärmlich anzuführen, iſt auch gar ſehr Bedürfniſs bey einem Compendium zum akademiſchen Unterrichte, welcher nie eine ſpielende Unterhaltung gewähren, ſondern in ein gründliches Studium einleiten ſoll. Dazu gehört aber nothwendig, beſonders bey einer aus ſo zerſtreut liegenden Quellen geſchöpften und ſo einzeln bearbeiteten Wiſſenſchaft, als die Rechtsgeſchichte in ihrem ganzen Umfange iſt, Angabe

Digitized by Google

der Quellen, woraus man jede Behauptung prüfen, und der wichtigſten Bücher, woraus man ſich weiter unterrichten kann. Dieſes in den Vorleſungen nachzutragen, iſt viel zu zeitraubend. — Die Perioden ſind ohngefähr wie in *Hugo's* Rechtsgeſchichte beſtimmt, nur daſs die erſte bloſs die königliche Regierung begreift, und dafür die zweyte Periode 2 Unterabtheilungen bekommen hat, deren erſte bis zu den 12 Tafeln geht; daſs die vierte Periode nur bis auf Juſtinians Regierung, dieſe ausgeſchloſſen, reicht, und für ſie eine fünfte hinzugefügt iſt. Daſs dieſe Veränderungen nicht eben Verbeſſerungen ſind, ergiebt ſich aus des Vfs. eigener Bearbeitung, indem er nun weder bey der erſten noch bey der letzten Periode eine Darſtellung des Rechtsſyſtems, welches doch den wichtigſten Theil der Geſchichte ausmacht, zu liefern vermochte, — Bey den einzelnen Perioden wird regelmäſsig 1) der phyſiſche, ökonomiſche und politiſche Zuſtand des Staats, 2) die Staatsverwaltung, 3) die Geſetzgebung und deren Quellen, 4) das Rechtsſyſtem, 5) das Studium und die wiſſenſchaftliche Bildung geſchildert. Wir finden hiebey nichts zu erinnern, als daſs die 3 letzten Abſchnitte dadurch gewonnen haben würden, wenn ſie mehr eine hiſtoriſche Entwickelung, als — wie jetzt der Fall iſt — eine ſtatiſtiſche Darlegung enthielten. Indeſſen machen wir dieſen Mangel dem Vf. nicht gerade zum Vorwurfe, da es, beſonders was das Rechtsſyſtem betrifft, noch gar ſehr an Vorarbeiten hiezu und an Ausführungen im Detail fehlt, ohne welche ein compendiariſches Werk ſich nicht leicht arbeiten läſst. Möglich iſt übrigens eine ſolche eigentlich geſchichtliche Ausführung beſonders in den ſpäteren Perioden allerdings. Rec. hat ſich hievon durch Vorbereitungen zu einem gröſseren Werke der Art überzeugt, und hofft, wenn Zeit und Umſtände die Ausarbeitung und Herausgabe deſſelben geſtatten, auch das gelehrte Publicum davon zu überzeugen. — Was das Detail des vorliegenden Compendiums betrifft: ſo hat der Vf., was anzuführen oder nicht anzuführen war, groſsentheils zweckmäſsig gewählt, die obigen allgemeinen Ausſtellungen und auch einige beſondere abgerechnet. So vermiſſen wir in der Einleitung eine Ausführung über den Werth und Nutzen der Rechtsgeſchichte, beym §. 210 die Bemerkung, daſs die ſtrenge Ehe jetzt ſeltner wurde, in der letzten Periode eine detaillirtere Angabe der von Juſtinian an den Rechtsſätzen bewirkten Änderungen. — Leider können wir nicht eben ſo günſtig über die Richtigkeit der vom Vf. aufgeſtellten Behauptungen urtheilen. Nicht ſelten laufen eigentliche Unrichtigkeiten mit unter; noch häufiger kommen Wendungen und Einkleidungen vor, welche leicht beym Leſer Irrthümer hervorbringen werden, und wobey man oft der Vermuthung nicht widerſtehen kann, daſs ſie aus ähnlichen Irrthümern des Vfs. gefloſſen ſeyen. Dieſes Urtheil müſſen wir belegen. Im §. 34 ff., wo nach der Überſchrift nur von der Zeit bis zu den Decemvirn geredet wird, kommt Mehreres vor, was ſpät in die zweyte Abtheilung gehört. Hier vermuthen wir keine irrige Anſicht des Vfs., aber ſeine Darſtellung kann Andere zu Irrthümern verleiten. §. 38. Daſs das unbefriedigende Reſultat der Arbeiten der Decemvirn Mit-Urſache ihrer Abſetzung geweſen, möchte ſich nicht beweiſen laſſen. §. 58. Majorität modificirte nicht die väterliche Gewalt, war eigentlich vor der *l. Plaetoria* juriſtiſch überall nicht vorhanden. §. 72. Daſs beym Darlehnscontracte keine Zinſen vorgekommen ſeyen, iſt ſehr ſchief ausgedrückt. Sie waren ſehr häufig damit verbunden, aber ſtets mittelſt einer beſonderen Stipulation. §. 93. Die Militärtribunen kann man nicht eigentlich Conſuln nennen. §. 95. Der Satz, daſs Anfangs alle höheren *magiſtratus praetores* hieſsen, bis die hauptſächlich für die Gerichtspflege beſtimmte Obrigkeit dieſen Namen allein erhielt, iſt ſehr ungenau durch die Worte, „Prätoren, deren Rechte und Obliegenheiten erſt jetzt durch Übertragung des Juſtizdepartements näher beſtimmt wurden" angedeutet. §. 126 *Res judicatae* bezogen ſich nicht gerade auf Ausſprüche ganzer Rechtscollegien, ſondern auch auf die ſo viel häufiger vorkommenden der einzelnen Richter; *disputatio fori* weit mehr auf den Streit der Parteyen oder ihrer Vertreter, als auf den der Richter. §. 120. Die *leges de provocatione* erklärten nicht das Volk für inappellabel, ſondern die übrigen Richter für appellabel. §. 131. Daſs ſchon zur Zeit der freyen Republik das Verhältniſs des Hausherrn zu ſeiner Familie eine ſehr veränderte Geſtalt angenommen, iſt geſchichtswidrig. §. 138. Servituten bey *beweglichen* Sachen kennen wir nicht. §. 147. Eine Verjährung der Freyheit von Servituten möchte zur Zeit der freyen Republik noch nicht vorkommen. Aus §. 156 lernen wir, daſs der förmlich enterbte *ſuus* das Teſtament rumpirte, ein in allgemeinen Ausdrücken enterbter oder präterirter *querela inofficioſi teſtamenti* anſtellte (!); aus §. 164, daſs bey der *Bonorum Poſſeſſio inteſtati* Linealerbfolge eintrat (was doch nur bey den Deſcendenten Statt fand). §. 175. Das *dominium litis* eines Procurators war nicht bloſs als eine bis über den Tod ausgedehnte Vollmacht zu bezeichnen. §. 190. Bey weitem nicht von *allen* Erbſchaften wurden 5 Procente abgegeben: denn gerade die am häufigſten vorkommenden, der nächſten Verwandten, waren von dieſer Abgabe frey. Tiberius vermehrte nicht die Abgabe von den Auctionen, ſondern verminderte ſie: denn die *ducenteſima* ſind nicht 2, ſondern ½ Procent. §. 212. Die Arrogation der Unmündigen wurde von Antonius Pius nicht modificirt, ſondern zuerſt geſtattet. Eine natürliche väterliche Gewalt des *pater naturalis* iſt uns und wohl gewiſs auch dem römiſchen Rechte unbekannt. Nach §. 216 ſoll *auctio*, *legatum etc.* als römiſche Erwerbungsart nicht mehr üblich geweſen ſeyn; nach §. 230 ſollen *conſanguinei* (dem damaligen römiſchen Sprachgebrauche nach Brüder und Schweſtern von demſelben Vater) *in ſtirpes* geerbt haben; nach §. 234 im Zeitalter der Pandektenſchriftſteller, von welchen doch die Theorie aller Innominatcontracte herrührt, nur zwey exiſtirt haben. §. 249 nennt

Digitized by Google

vindicatio, *actio confeſſoria* und *negatoria poſſeſſoriſche* Rechtsmittel. Im §. 277 werden noch vor dem *Codex Hermogenianus Codices* Ἐπαρχικῶν genannt. Die von *Cuiacius Obſerv. lib. 6. c.* 10 angeführten, waren wohl viel jüngere Sammlungen. §. 327. *Labbäus* hat nicht eine zweyte Ausgabe der Ekloge der Baſiliken beſorgt, ſondern *obſervationes et emendationes* zu derſelben geſchrieben. — Lieber, als dieſe Flecken, heben wir noch einige dem Vf. eigenthümliche Anſichten und Bemerkungen aus, die, wenn auch nicht alle Beyfall, doch Aufmerkſamkeit verdienen. Dahin gehört §. 73 daſs die Stipulation jünger als der *nexus* ſey; §. 124 eine mittlere Meinung zwiſchen der älteren und neueren Anſicht von der Befugniſs oder widerrechtlichen Anmaſsung der Prätoren bey ihren Edicten; §. 155 daſs das *legatum per vindicationem* und *damnationem* die älteſten und Haupt-Arten, namentlich das *legatum ſinendi modo* aus jenen beiden zuſammengeſetzt ſey; §. 169, zwey Verſuche, die noch nicht gehörig erklärten Siglen in der cisalpiniſchen Proceſsordnung Cap. 20. Z. 30 zu erklären (ſchwerlich gelungen); §. 174 *Paulus ſententt. lib. 2. tit. 5* wird mit Zuhülfenehmung von *Plautus Moſtellar.* 3, 1. v. 120 ſq. ſo erklärt, als ob die Strafe der Pluspetition nur dann eintrete, wenn einer mehr als Capital und Zinſen fodere (wohl unrichtig); nach §. 250 ſollen Condictionen ein beſonderes ſummariſches Verfahren ſeyn. Die Beweisſtelle *Aurelius Victor C.* 15 paſst nicht, in welchem der drey Werke dieſes Schriftſtellers man das Capitel auch aufſchlage. — Der Druck des Büchleins iſt ausgezeichnet correct. Um deſto mehr verdienen folgende zum Theil den Sinn entſtellende Druck- oder Schreib-Fehler bemerkt zu werden. §. 54. *Ante conſulem* l. *Coram Conſule.* §. 145. *diei* l. *dotis.* §. 155. *Legate* l. *Codicille.* — Schlieſslich müſſen wir noch den Vf. aufmuntern, uns ſeinem in der Vorrede gegebenen Verſprechen gemäſs eine der gegenwärtigen ähnliche Bearbeitung der deutſchen Rechtsgeſchichte zu liefern. Das Unternehmen wird, wegen gröſseren Mangels an Vorarbeiten, ſchwieriger, aber eben deſshalb auch, wenn es gut geräth, noch verdienſtlicher, als das gegenwärtige ſeyn. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Karlsruhe*, b. Müller und in Commiſſion b. Mohr u. Zimmer in *Heidelberg: Ideen zu einer leicht ausführbaren Steuerperäquation in einem Staate wie das Groſsherzogthum Baden.* 1808. 74 S. 8. (8 Gr.) Hr. *Hofer*, welcher ſich in der Vorrede als Vf. dieſer Schrift nennt, hat die hier dargeſtellten Ideen über Steuerausgleichungen ſchon früher in einer im Jahr 1798 (zu Rotweil, im Verlag der Schulbuchhandlung) herausgegebenen Abhandlung über das Kreismatricularweſen dem Publicum mitgetheilt. Die gegenwärtige Schrift enthält hauptſächlich eine genauere und ausführlichere Entwickelung der dort vorgetragenen Sätze, und kann immer als ein nützlicher Beytrag zur Theorie des Steuerweſens angeſehen werden. Nach dem Vf. laſſen ſich nur 2 Methoden denken, wonach eine verhältniſsmäſsige Steuervertheilung zu bewerkſtelligen iſt. Entweder muſs man das angenommene Staats-Steuer-Simplum nach einem billigen Durchſchnittsmaſsſtabe auf die Provinzen, ſodann das Provincial-Steuer-Simplum auf die Diſtricte, nämlich die Oberämter und Ämter, das Amts-Steuer-Simplum auf die Gemeinden, und endlich das Gemeinde-Steuer-Simplum auf die einzelnen Steuerpflichtigen repartiren; oder man muſs von unten anfangen, nämlich den Steuerfonds eines jeden einzelnen Steuerpflichtigen herſtellen, aus dem Steuerfonds der einzelnen Steuercontribuenten den der Communen, aus dem Steuerfonds der Communen den der Ämter, und endlich aus dem Steuerfonds der Ämter den der Provinzen zuſammenſetzen. Der Vf. nennt die erſte Methode den ſynthetiſchen, die andere hingegen den analytiſchen Weg. Er giebt mit Recht der analytiſchen Methode den Vorzug, und bemüht ſich aus einander zu ſetzen, wie auf dieſem Wege am zweckmäſsigſten zu verfahren ſey, um Gleichheit der Beſteuerung zu bewirken. — In Anſehung der hier vorgetragenen Sätze ſtimmt Rec. mit dem Vf. vollkommen überein; nur hatte er gewünſcht, daſs dieſe Schrift vor dem Abdruck von manchen Provincialismen und undeutſchen Redensarten befreyt worden wäre, die den Inhalt ſelbſt bisweilen unverſtändlich machen. So findet man z. B. darin häufig die Ausdrücke *Steuerfaſſion, bedürfenden Falls, Steuerbetreffniſſe, in Abſchrieb bringen* u. ſ. w. M.

Hof, b. Grau: *Der Staat in der Idee und die Gültigkeit des Geſetzes in demſelben, mit Hinſicht auf das Staatsrecht.* Ein Verſuch. 1806. 48 S. 8. (8 Gr.) In der Vorrede bezeichnet der Vf. ſelbſt ſeine Schrift als einen Verſuch, bey dem er manche Winke anderer gelehrter Männer benutzt habe. Rec. hat dieſs vollkommen beſtätigt gefunden. Eine philoſophiſche Einleitung, deren Zuſammenhang mit dem Gegenſtande das Verſuchs ſelbſt Rec. aber nicht einſieht, geht der Unterſuchung voraus, den Staat in der Idee aufzuſtellen, und das Geſetz in demſelben als gültig zu begründen. Der Urſprung des Staats iſt nach dem Vf. das Entſtehen des Menſchen ſelbſt, das Erwachen ſeiner Vernunft. Er iſt nicht entſtanden durch Vertrag, weder durch ausdrücklichen, noch durch ſtillſchweigenden, der erſte iſt nicht vorhanden, der zweyte iſt nicht erweislich; er iſt nicht Object des Zufalls oder der Willkühr, denn zu allen Zeiten und an allen Orten ſehen wir Staaten (alſo auch bey den Paſcheras?). Der Staat iſt abſolute Nothwendigkeit, ſeine Entſtehung iſt der Menſch als Menſch, d. h. als vernünftiges Weſen, (denn ehe ſeine Vernunft erwacht, iſt er noch nicht Menſch, ſondern nur ein dem Menſchen ähnliches Thier), und die Natur. Ein pſychologiſcher Zwang nöthigt jeden in den Staat zu treten. Der Zweck des Staats iſt Vollkommenheit, er iſt unendlich, ſonſt müſste der Staat einſt aufhören können. Der Staat hat 4 Hauptepochen ſeines Lebens, er iſt Demokratie in ſeiner Kindheit, aus ihr bildet ſich Ariſtokratie, aus welcher Monarchie, die gröſste männliche Kraft des Staats, hervorgeht; dieſe artet endlich aus in Despotie. Principe dieſer verſchiedenen Lebensepochen des Staats, ſind dem Vf. nach Montesquieu, in der Republik Freyheitsſinn und Liebe zum Vaterlande — Tugend, in Monarchien Ehrgeiz, in der Despotie Furcht und blinder Gehorſam. Die Exiſtenz des Staats beruht auf Geſetzen. Rechtliche Gleichheit ſoll in dem Staate ſeyn; dieſe kann nur erreicht werden dadurch, daſs der Einzelne ſeine Freyheit durch die Freyheit der übrigen beſchränkt. Der Staat muſs das Recht garantiren; demzufolge kann er denjenigen, der daſſelbe verletzt, beſtrafen. Die Geſetze, deren es zur Befeſtigung des Staats bedarf, giebt der Regent, deſſen Gewalt in 3 Hauptzweige, in die geſetzgebende, richterliche und ausübende zerfällt. Die Geſetzgebung iſt entweder öffentliche oder Civil-Geſetzgebung. Der Zweck der Criminalgeſetzgebung, eines Zweiges der erſteren, iſt Abſchreckung. Todesſtrafen darf jedoch der Staat nicht verhängen, denn er entreiſst dem Menſchen dadurch ſeine Perſönlichkeit. Der Vf. wiederholt auch hier nur, was ſchon vor ihm von Anderen ungleich gründlicher vorgetragen iſt.

Aus dem angegebenen Inhalte der Schrift leuchtet hervor, daſs man ſich ſehr täuſchen würde, wenn man daraus neue Belehrungen zu erhalten hoffte. Selbſt eine treffende, zuſammenhängende Darſtellung der von Anderen entlehnten Sätze vermiſst Rec. gänzlich. Der Vf. wird ihm daher den Wunſch nicht verargen, daſs dieſer erſte Verſuch auch der letzte bleiben möge! P. d. G.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 MÄRZ, 1809.

MEDICIN.

KÖLN, b. Keil: *Briefe für Ärzte und Nichtärzte über die Aftermedicin und deren Nothwendigkeit im Staate.* Ein Beytrag zur medicinischen Policey. Von *J. G. Rademacher.* XII Jahr. 259 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. ist schon durch mehrere Aufsätze vortheilhaft bekannt, und zeigt auch durch diese Arbeit, dass er die Nachtheile der Aftermedicin gut kenne, ungeachtet er sich die Miene giebt, dieselbe im Staat als nothwendig zu erweisen. Sollte er aber nicht besser gethan haben, wenn er, anstatt diese angebliche *Nothwendigkeit* zu erweisen, gesagt hätte, dass in einem Staate, wo Mangel an Geistescultur und schlechte Policey herrsche, die Pfuscherey als eine *nothwendige Folge*, und als ein beynahe unvermeidliches Übel, dem die Ärzte mit allen ihren Klagen zu widerstehen nicht vermögen, zu betrachten sey? Wenigstens ist bey uns Deutschen der Fall nicht so oft, und wir sind himmelweit entfernt, dieses Übel für so nothwendig anzusehen, als der Vf. aus dem überrheinschen Lande hier beschreibt. Unsere Policey fängt überall an aufzuwachen, überall macht die Gesundheits- und die Medicinal-Policey rasche Fortschritte, und wir dürfen uns nicht mehr mit den Pfuschern persönlich herum schlagen, seitdem man von Seiten des Staates ernstlich gegen dieselben arbeitet. Nur hin und wieder giebt es noch kleine Staaten, wo es blos an der Aufklärung — nicht sowohl des Pöbels, als selbst — der Beamten liegt, wenn diese Pest noch nicht überall verscheucht ist. Rec. kann sich, leider! auf seine eigene Erfahrung berufen, und hat in dieser Hinsicht gegenwärtige Schrift mit Vergnügen gelesen, weil er fast bey jeder Stelle das *tout comme chez nous* auszurufen gezwungen war. Nichtsdestoweniger hielt es Rec. immer unter seiner Würde, gegen Pfuscherey zu hadern, und dieselbe zu denunciren. So lange man nicht die Regierung zur Aufstellung und zur Handhabung einer zweckmäfsigen Gesundheitspolicey bewegen kann: so lange wird man auch gegen dieses verheerende Gesindel zu kämpfen haben. Dass übrigens der Vf. diese Schrift für *Nichtärzte* bestimmte, kann Rec. gar nicht billigen. Die Art seines Vortrags, in dem das Paradoxe und die Persiflage im hellesten Licht, die reine Wahrheit aber nur im Hintergrund steht, ist für blöde Augen nicht gut. Es giebt unter den Laien ohnehin so viele, die nicht nur, wie *Rousseau*, den Ärzten, sondern auch der Kunst nicht hold sind; und warum soll man diesen halbgelehrten Dünkel durch solche Schriften nähren?

Im 1 *Brief* zweifelt der Vf., ob die Menschen wirklich in der Stille und ohne Eigennutz etwas fürs allgemeine Beste thun. Dieser Zweifel beweist, dass der Vf. die Welt noch nicht von der besseren Seite kennt, und von so manchen Menschen nichts weiss, die durch ihre sittliche Ausbildung für die Fortschritte der Wahrheit sogar bedeutende, nie bekannt gewordene Aufopferungen machen. Dass diese Menschen nicht zahlreich seyen, glaubt Rec.; zumal wird dies eine seltene Sache in einem Lande seyn, wo die geistige und sittliche Ausbildung durch einen vieljährigen Krieg ins Stocken kam, und bey der neuen Ordnung der Dinge die Staatsverwaltungen und die moralische Cultur nicht sogleich wieder hergestellt sind. Der 2 *Brief* fängt mit dem Begriff der Pfuscherey an. Sollte wohl die preussische Policey im Gelderschen zu ohnmächtig gewesen seyn, den Bauer zu Punt, der bis an seinen Tod fortpfuschte, daran zu hindern? Der Vf. spricht hier den vorgeblichen Wundern das Wort, vermuthlich nur um paradox zu seyn. Denn der Schaden, sollte auch durch Imagination *ein* Kranker geheilt werden, ist in aller übrigen Hinsicht nicht zu berechnen, und keine wohlgeordnete Policey kann solchen Unfug dulden, ohne sich bey der Menschheit verantwortlich zu machen. Auch giebt es dergleichen Auftritte nur in jenen Ländern, die dem Lande des Vfs. gleichen, von dem er im 3 *Briefe* sagt: „Auch kein Schatten von geistiger Cultur herrscht hier; alle Künste und Wissenschaften sind contreband; wirft einmal das Schicksal einen Menschen hieher, der einigen Sinn für Wissenschaften hat: so währt's ein paar Jahre, und dahin ist aller Trieb sich zu vervollkommnen." Sehr treffend beschreibt der Vf. im 4 *Brief* die Pfuscherey der Chirurgen, die sich doch in der ganzen Welt überall gleich ist. Wenn der Vf. jedem Arzt räth, mitleidig dieselben zu behandeln: so hat er Recht, ihr Schicksal verdient es; aber ein aufgestellter Arzt, ein Physicus würde hieran sehr übel thun, indem es ihm von Amtswegen obliegt, dieser wie jeder anderen policeylichen Medicinalunordnung zuvorzukommen. Der 5 *Brief* enthält die Pfuschereyen der Apotheker, wogegen doch bereits alle Gesetzbücher uns sichern. Dem gelehrten Pharmaceutiker giebt der Vf. vorzüglich den Rath, seine Gelehrsamkeit ganz beyseite zu setzen; er betrachte sich blos als Kaufmann, die Kranken als Käufer seiner Waare und die Ärzte als Makler, dann wird er gewiss ein ruhiges und vergnügtes Leben haben.

Digitized by Google

Gott bewahre uns vor ſolchen Apothekern und Ärzten!! Im 6 *Brief* kommen die Frau Baſen, die Adepten und die Klöſter an die Reihe, und im 7 *Brief* wird endlich erwieſen, daſs ohne die Pfuſcherey zu wenig Ärzte im Lande wären. Für 46340 auf 22 □ Meilen vertheilte Menſchen ſind freylich 6 Ärzte wenig, zumal wo die Wege ſchlecht ſind. Aber in Sachſen ſind vielleicht 20 Ärzte auf eben dieſem Diſtrict, und der Pfuſcherey iſt doch nirgends ein Ende; die Zahl der Ärzte macht alſo die Sache nicht aus. Der Vf. zeichnet hier das Angenehme und Unangenehme ſeiner Landpraxis mit lebhaften Farben, erklärt ſich nichts deſtoweniger für dieſelbe, beneidet keinen Stadtarzt, und ſieht die Leibärzte kleiner Herren als die unglücklichſten Geſchöpfe an, weil ihr Glück ganz von der Laune ihrer Herren und der übrigen Excellenzen abhange. Rec. kennt freylich viele dergleichen Opfer ihrer Unwiſſenheit und ihres Schwachſinnes; da er aber ſelbſt Leibarzt iſt, und noch mehrere aus dieſer Claſſe kennt, die in dieſem Fall ihrem Herrn, wie *Selle* Friedrich II, ſagen würden: ich bin ein freyer Mann, mir gefällt es nicht länger ihr Arzt zu ſeyn: ſo kann er den Vf. überzeugen, daſs nicht alle ſeine Collegen an Höfen ſich es gefallen lieſsen, von ihren Fürſten und Helfershelfern jede Schmach mit verbiſſener Wehmuth zu erdulden. Aber freylich muſs man dann die Praxis nicht ausüben, wie ſie der Vf. im 8 *Brief* ſchildert. Was für ein Arzt ſollte ſich in dieſem Fleck der neuen Monarchie ein Erbbegräbniſs kaufen? Im 9 *Brief* ſagt der Vf., daſs alle Medicinalgeſetze unnütz wären. Hievon könnten wir ihm in Deutſchland wohl das Gegentheil erweiſen. Wo die Geſetzgeber und die Beamten *wollen*, wo ſie ſich mit den Ärzten darüber verſtehen, da iſt die Ordnung bald hergeſtellt. Dieſs ſieht man vorzüglich im Badiſchen, und nun auch im Bayerſchen und Salzburgiſchen, wo man dergleichen Unordnungen vermuthlich weniger der Geſetzgebung und der Polizey, als den Ärzten und der Unvollkommenheit ihrer Kunſt, zur Laſt legen wird. Die Ärzte theilt der Vf. in Originalköpfe und ihre Trompeter, in Sonderlinge (Eklektiker) und Nachbeter. Von den letzteren ſchworen einige immer auf das, was ſie *zuerſt*, und andere, was ſie *zuletzt* laſen. Sehr wahr! und Rec. hat immer gefunden, daſs unter den erſteren faſt immer die älteren Ärzte, oder auch jüngere, geſunden werden, die in ihrer Ausbildung zurückblieben, und die Fehler ihres Zeitalters nicht gern ablegen; die letzteren aber ſind meiſtens junge Ärzte, die ihrem Zeitgeiſt vorlaufen, und durch blinde Anhänglichkeit an unſtatthafte Theorieen wirklich nicht wenig gefährlich ſind. Der 10 *Brief* bezeichnet den Neid der Ärzte in Städten gut, und mit vieler Wahrheit und Herzlichkeit wird das Unvermögen der Kunſt bey unheilbaren Fällen dargeſtellt. Aber vergeſſen hat der Vf., daſs die Zuverſicht auf die Geſchicklichkeit des Arztes auch der gröſste Troſt iſt, und der Arzt in ſolchen traurigen Fällen, wie *Stoll* und *Frank*, theilnehmender Freund ſeyn muſs, wo er als Arzt nicht mehr nutzen kann. Ungern las Rec. die Note, daſs in der preuſſiſchen Medicinaltaxe für den ärztlichen Beſuch 12 Groſchen beſtimmt ſeyen, gerade an dieſer Stelle, wo ſie ſogar nicht hingehört, ſondern im 11 *Brief*, wo der Geiz der Ärzte als Urſache der Pfuſcherey angeführt wird, ihren gehörigen Ort gefunden hätte. Leider könnte Rec. dem Vf. noch manches Beyſpiel mittheilen, und zwar von ſehr berühmten Ärzten, bey denen dieſe Sünde mehr als unverzeihlich iſt. Nichts deſtoweniger findet er es der Humanität gebildeter Menſchen zuwider, daſs man die Leute öffentlich nennt, und es iſt gegen die Würde eines Schriftſtellers, die perſönlichen Fehler ſeiner Collegen zur Schau zu ſtellen. Auch kann Rec. hier ſich kaum des Gedankens erwehren, daſs der Vf. ſich an manchem Original ſeiner Copieen ein wenig zu rächen vorgenommen habe. Die unnöthige Vertheuerung der Recepte und die Nachläſſigkeit der Ärzte in Beſorgung der Armen zählt der Vf. im 12 *Brief* mit Recht unter die Urſachen, die die Ärzte bey dem Landvolk verhaſst machen. Für Erſteres kann man ja bey der Bildung junger Ärzte ſorgen, und Letzterem iſt beynahe in allen bedeutenderen Staaten Deutſchlands abgeholfen, nur bey kleinen Regierungen will es damit nicht vorwärts; dort hat ein humaner Arzt freyes Feld, ſeine Geduld, ſeinen Eifer und ſeine Uneigennützigkeit zu prüfen. Dort, wie beym Vf. 13 *Brief*, iſt vorzüglich der geringe Grad der geiſtigen Cultur die nächſte Urſache der Pfuſcherey, und der Arzt, meint der Vf., müſſe ſich mit Geduld darein ergeben. Die Cultur eines Volkes trägt freylich hiezu ſehr vieles bey, zumal wenn ſie auch bey den Beamten nicht weiter fortgerückt iſt. Hingegen gehört es zum *Savoir faire* des Heilkünſtlers, ſich in dieſe Lage zu fügen, und trotz Vorurtheilen, Sitten, Sprache, Religion und Stand dennoch ſeinen Zweck zu erreichen. Ein Geſundheitsbeamter hingegen hat gegen dieſs Übel nicht am Krankenbette, ſondern durch die amtlichen Behörden zu wirken. Der 14 *Brief* hat dem Rec. vor anderen gut gefallen; er zeugt von den lichten Begriffen des Vfs. und einem reinen Streben, alle Einſeitigkeit in der Theorie zu vermeiden. Er findet weder in dieſes noch jenes Syſtems oberſten Grundſätzen Befriedigung, oft nicht in der Verbindung aller derſelben, und dennoch in jedem etwas Wahres und Gutes. Daher muſs wirklich der Arzt auch alles kennen; daher das *multum ſcire et pauca agere* des *Baglivi*; daher die allgemeine Schätzung einer *Empiria rationalis*; daher endlich die abweichenden Geſinnungen (nicht Grundſatze) und die Medicaſterey ſelbſt unter Ärzten. Die Beſtimmung der Einwirkung der Arzneyſubſtanzen auf den Körper unterliegt ebenfalls noch mancher Schwierigkeit. Schön und bieder bekennt der Vf., daſs auch er die Feſſeln ſeines Zeitalters trage, die er zu entfernen ſich bemühe; er ſchlägt hiezu das Studium der Alten vor, und Rec. billiget dieſen Vorſchlag vollkommen. Als Wiſſenſchaft macht der Vf. der Heilkunſt Vorwürfe, die ſie nicht verdient. Denn er bedenkt nicht, daſs ſie ſich auch als ſolche mit allen übrigen Erfahrungswiſſenſchaften keck meſſen darf. Sie iſt, wie die Politik und wie die Kriegskunſt, das

Digitized by Google

Resultat der Beobachtungen, und fodert auch das nämliche Genie, das nämliche praktische Gefühl, über welches sich der Vf. im 15 *Brief* erklärt. Rec. hat diese Erklärung schöner und bestimmter bey *Zimmermann* im Buch von der Erfahrung gefunden. 16 *Brief.* Sollte es dem Vf. wohl Ernst gewesen seyn, wenn er sagt, dafs seines Wissens es noch Keinem gelungen sey, mit *einiger Wahrscheinlichkeit* die Ursache anzugeben, warum der Charakter der acuten Krankheiten in einer Gegend eine Zeit, oft eine sehr lange Zeit sich gleich bleibe? und wie sollte wohl diefs Gleichbleiben die Pfuscherey begünstigen? Ein Arzt, der den thierischen Organism kennt, darf nur wenige Blicke in die äufsere Natur gethan haben, um ihre wechselseitigen Verhältnisse aufzufinden. Viel richtiger aber ists, dafs die heilenden Kräfte der Natur, die sich immer und überall gleich bleiben, ohnerachtet sie von den Ärzten oft auf verschiedenen Wegen geleitet, gemeistert und gehindert werden, die Pfuscherey begünstigen. Eben diefs ist, 17 *Brief*, bey unheilbaren Krankheiten wahr, wo verzweifelte Kranke, aber doch nur die ungebildeten meistens, noch alles versuchen, was ihnen je Hoffnung zu geben vermag. Eine gute Policey klopft solche Mirakelmänner nichts destoweniger auf die Finger, weil nur ihr Daseyn und ihr Ruf beym Pöbel die verzweifelten Kranken an diesen fast immer schädlichen Schritt erinnern. Leider leiden die grösseren Städte am meisten an diesem Übel, und das *difficile est, satiram non scribere*, wird hier manchem dort practicirenden Arzt einfallen. Auch gehört wirklich von Seiten des Kranken eine gute Dosis Starkmuth und Zutrauen auf die Kunst und seinen Arzt dazu, wenn er von der Unheilbarkeit seiner Krankheit überzeugt seinem Tode langsam und ruhig zusehen soll. 18—19 *Brief.* Der Vf. sagt hier, dafs es ihm zuwider sey, über die Gesetzgebung irgend eines Staates zu urtheilen. Rec. glaubt, dafs gerade diefs der einzige Weg sey, jenen vorgetragenen Übeln abzuhelfen. Wenn der Staat einem ärztlichen Collegium seine Stelle in der Reihe der Staatsverwaltungen anweist; wenn er mittelst desselben für die Erziehung, Prüfung, Anstellung und Besoldung, für die beständige Aufsicht und einen zweckmäfsigen Geschäftsgang in wissenschaftlicher sowohl, als policeylicher Hinsicht bey den angestellten Ärzten besorgt ist; wenn man nicht nur die Policey des Medicinalpersonales, sondern auch die gesammte Gesundheitspolicey besser cultivirt und ausübt; wenn das Landvolk durchaus verhältnifsmäfsig mit Chirurgen versehen ist, und alle diese Chirurgen in beständigem unmittelbarem Verkehr mit ihrem Physicat stehen; wenn sie in wissenschaftlicher Hinsicht sowohl, als in Hinsicht des Dienstes, beständig von demselben geleitet werden; wenn der Physicus als Staatsbeamter von den übrigen technischen Heilkünstlern genau unterschieden, vom Staat bezahlt, nur dazu bestimmt wird, die gerichtlichen und policeylichen Medicinalgeschäfte zu besorgen u. s. w.: bey einer solchen Lage der Sache kann Rec. nicht absehen, warum man gehörig gebildeten Chirurgen die innerliche Praxis, und sogar die Abgabe der nöthigsten Arzneymittel nicht erlauben sollte, und *erlauben müsse*, wenn man ernstlich für die Gesundheit des Landvolkes sorgen will. Es ist unmöglich, und in mancher Hinsicht schädlich, auf jedes Dorf einen gebildeten Arzt zu setzen, und jede Gemeinde will doch besorgt seyn! Wenn ein Landchirurg auf einer Seite auch Etwas versieht: so ist der Schaden doch noch immer geringer, als er jetzt ist, wo der Landmann, des hohen Preises und der Entfernung wegen, den Arzt gar nicht ruft. — 20 *Brief.* Sehr wahr ist, dafs das Genie durch gelegte Hindernisse nur mehr geschärft und thätiger werde. Der Vf. hat durch die traurigen Folgen der Medicinalgebrechen, die er zwar gar nicht hoch anrechnet, aufmerksam gemacht, doch wenigstens wichtige Fingerzeige gegeben, wo man bey der Verbesserung hinzusehen hat. Rec., der eben so, wie der Vf., seit 20 Jahren alle Medicinalgebrechen um sich her verbreitet sah, aber die Folgen derselben auf rein moralischer Seite viel höher anschlug, ohne etwas dagegen zu vermögen, versichert, dafs gerade diese Lage und diese Unordnung ihn zum ernsthaftesten Nachdenken über diesen Gegenstand anspornte, und nahe und ferne zur zweckmäfsigen Verbesserung dieses Verwaltungszweiges das Seinige beyzutragen bestimmte.

— —

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Leipzig*, b. Weigel: *Briefe über das Studium der Medicin.* Für Jünglinge, die sich ihr widmen wollen. 1806. 132 S. 8. (9 Gr.) Rec. bekennt, diese Briefe bey so manchem darin befindlichen Sonderbaren, und bey so vielen Ausdrucken, die dem grofsen Heiligen unseres Vfs., *Paracelsus*, keine Schande gemacht haben würden, nicht ganz ohne Befriedigung aus den Händen gelegt zu haben. Folgendes ist kürzlich der Inhalt: 1 *Brief.* Unterschied zwischen dem mittelmäfsigen und guten Arzte. Vorkenntnisse, ausser den allgemeinen, jedem gebildeten Manne nöthige: Studium der Alten; Homer (was man nicht alles in dem guten Alvater findet!), Plato, Sophokles und andere ihm verwandte Geister; Hippokrates, Lucrez (gegen welchen Cicero sehr schlecht wegkommt); Plinius; von diesem ein Übergang auf die nützliche Lectüre der Reise- und Länder-Beschreibungen. 2 *Brief.* Ob der Arzt an seinem Kranken persönlichen Antheil nehmen dürfe, oder ob das Studium seiner Wissenschaft jenen überwiegen müsse? (In gewisser Rücksicht wird beides bejaht.) 3 *Br.* Unentbehrlichkeit gründlicher Naturkenntnisse für den Arzt. Begriff des Lebens in der Natur: „Alle geschaffenen Dinge sind lebendige Abbilder des göttlichen Verstandes, und in ihnen ist das ewige Gesetz der Natur ausgedrückt." — „Wir müssen die Bildung von Wolken und anderen Meteoren aus denselben Gesetzen erklären, wie die Absonderung der verschiedenen Feuchtigkeiten in unserem Körper, oder wie die Entstehung von Gedanken in unserem Geiste. Denn die Meteoren sind nichts anderes, als Gedanken des allumfangenden lebendigen Geistes, welchen wir Luft nennen. Alle aber sind elektrischen Ursprungs, und nicht nur die feurigen allein." — „Wie die Sonne ihre Planeten liebt, und sie mit ihrem Licht und Leben befruchtet, sind auch die anderen Sonnen mit ihren Planeten in lebendiger Liebe vereinigt, und die Ausdrücke: Attractiv- und Repulsiv-Kraft sind wahre Schandmale unserer bis ins Innerste erstorbenen Zeit! Nein, es giebt keine Attractiv- und keine Repulsiv-Kraft, die Natur weifs nichts von solchen höl-

Digitized by Google

gernen abgestandenen Worten. Wenn der Mann des Weibes begehrt, und das Weib nach dem Manne verlangt, nennt ihr das Attractiv- und Repulsiv-Kraft? Liebe ist es! Und was ists anders als Liebe, was die Planeten an ihre Sonne und die Sonne an ihre Planeten kettet? Ewige, unaussprechliche, lebendige Liebe ists, Streben nach Vereinigung, und keine todte Kraft (ein widersinniger Ausdruck, wie todtes Leben und lebendiger Tod)." Dieses wird im folgenden Briefe S. 45 mit fast ins Spielende fallenden Ausdrücken noch weitläuftiger auseinandergesetzt. — Über den Vortheil von Selbstarbeiten über Gegenstände der Wissenschaft: „Wer nie den Mund zum Sprechen öffnet, wie mag er reden lernen? Also kann auch Jemand, der sich nicht gewöhnet, seine Gedanken niederzuschreiben, nie denken lernen. Und wer nicht aus seinen eigenen Schriften das Meiste lernt, der ist ein Schwachkopf, und mufs in Hinsicht auf Wissenschaft und Kunst für impotent erklärt werden. — Lassen sie sich den Schweifs, den Ihnen die ersten Versuche dieser Art kosten, nicht abschrecken, sondern arbeiten sie mit treuem Eifer unermüdet im Stillen fort" u. s. w. — Sollte aber ein lange fortgesetzter Fleifs im Selbstarbeiten Sie mehr verwirren als erhellen über das Wunder der Welt, und gar kein Erfolg sich zeigen: so legen Sie Feder und Wissenschaft nieder, und sehen sich um nach einem anderen Beruf" u. s. w. 4 *Br.* Über die seit 10—20 Jahren veränderte Gestalt der Wissenschaft. — „Die Alterthümlichkeit der gangbaren Physik" in einigen Beyspielen gezeigt: dem Lichte, als der Seele der Natur. — „Licht, Leben, Wärme, Seele, sind nur verschiedene Namen für eine und dieselbige Sache; und es ist ganz gleich, welchem unserer Sinne der ewige Geist des Lebens erscheine, ob dem Gesicht, oder dem Gefühl" (oder dem Gehör als Schall, wie unmittelbar vorher gesagt wurde). — Hiersuf eine — ziemlich derbe — Widerlegung der gewöhnlichen Vorstellungen vom Lichte, Wärme- und Brenn-Stoffe, Elektricität und Magnetismus (wozu noch weiter unten S. 101 der Galvanismus kömmt, der nichts ist als „vollkommenste und sichtbarste Erscheinung des chemischen Processes"). Ein Grund von dieser herrschenden mechanischen Naturansicht ist, dafs die Physik meistentheils von Mathematikern gebaut wurde — „*Auf dem Gebiete der Physik hat sie* (die Mathematik) *durchaus nichts zu schaffen*" u. s. w. — „Es ist Unsinn, die Bewegungen der himmlischen Körper aus Gesetzen der Mathematik erklären zu wollen." (Dieses steht S. 61, wofern die Leser unserem Worte nicht trauen wollten; den Beweis davon hier anzuführen, werden sie uns hoffentlich erlassen.) — „Es mufs uns daher freuen, dafs in unseren Tagen Manner aufgestanden sind, die sich bemühen, die Mathematik in ihre Grenzen zurückzuweisen, die Naturwissenschaft aber so zu befestigen, dafs ein fernerer Einfall und Landung jener feindlichen Macht schwerlich zu fürchten ist." — 5 *Br.* Noch etwas zur Fortsetzung des Vorigen. Über den Einfluss der himmlischen Körper auf einander — Empfehlung des Studiums der Physik. Über Logik und Psychologie: erstere wird (wie sich leicht vermuthen lässt) sehr herabgewürdigt. Nicht besser gehts der Psychologie — im Vorbeygehen ein Wort über die unter dem Einflusse derselben stehende Pädagogik, „welche (,) schon vorher ein Meisterstück der herrschenden Ideenlosigkeit (,) dadurch zur völligen Nullität herabgesunken ist." — 6 *Br.* Kurze Übersicht der Naturgeschichte: „des Stufengunges, nach welchem sich der Geist der Natur von seiner unvollkommensten Erscheinung bis zu seiner allerhöchsten und reinsten bildet." — „Die Eintheilung der Natur in organische und unorgische" (auch unser Vf. bedient sich dieses nicht regelmäfsig gebildeten Wortes) „findet in der Natur selbst nicht Statt, sondern ist blofs eine menschliche Betrachtungsweise derselben." — Bildung der Krystalle als Beyspiel des höheren, tieferen, geistigen Lebens. Streben nach Vegetation in der Bildung des Eisenbaums. — Pflanzenreich — Lob *Linné's*, dessen *Philos. bot.* und *Werners* Schriften in mineralogischer und geologischer Beziehung, sehr empfohlen werden (doch scheint der Vf. in Kenntnifs der sogenannten Naturreiche ziemlich zurück zu seyn). — Thierreich: „Je ein Thier hat immer nur Einen Hauptcharakterzug, der Mensch aber vereinigt alle Charakterzüge der Thiere in sich, und ist deshalb vernünftig. Dafs die Thiere bey allem entschiedenen Mangel an Vernunft dennoch Anlagen und Fähigkeiten zeigen, die wir geläutert und zu Einer Kraft vereinigt, im vernünftigen Menschen wiederfinden, wird Sie keineswegs wundern, wenn Sie bemerken, dafs diefs alles ja Eigenschaften des Geistes der Erde selbst sind, der sich nur in verschiedene Thiergestalten vereinzeln hat. Nämlich die Erde ist klug, gelehrig, königlich, grofsmüthig, die Erde hat Kunsttriebe, aber sie hat alle ihre Anlagen und Eigenschaften blofs einem einzigen ihrer Kinder ganz, und aus der Fülle ihres unendlichen Reichthums eingeboren; das ist der Menschen ihre schönste Blume, ihr vollkommenstes Thier" u. s. w. — Nothwendigkeit des Studiums der Anatomie und deren Verbindung mit der Physiologie. Ueber das Studium der Chemie — richtigere Bestimmung der mancherley Stoffe als „verschiedener geistiger Aufserungen der Einen und selbigen Naturseele, die in allen Dingen ist." — „Licht ist die sinnliche zeugende Kraft der Natur, welche vermittelst der Atmosphäre sich der Erde mittheilt, und Wasser die weibliche Kraft, welche den himmlischen Strom des Lichts in ihren Schofs aufnimmt, und daraus die Gestalten aller Lebendigen auf Erden entwickelt." — Ueber das Studium der *Materia medica*, und dabey kraftig gegen die „verfluchte" Schwachungsmethode durch ausleerende Mittel; gemäfsigtes Lob des Brownischen Systems; Anpreisung des Studiums „mehrerer für Schwarmer verschriener Ärzte, Alchymisten und Naturforscher — besonders des unsterblichen *Theophrastus Paracelsus*." 7 *Br.* Ueber Pathologie und Therapie. — „Der Mensch, der die Kräfte alles Lebendigen in sich begreift und daher Vernunft hat, ist der Krankheit eben deshalb unterworfen, weil alle Bildungen der Naturkraft in ihm vereinigt sind. Jede Krankheit ist also zu betrachten, wie eine besondere Eigenschaft des allgemeinen Lebensgeistes, die über die anderen ebenfalls im Menschen gegenwärtigen Kräfte der Welt die Oberhand gewinnt; jede Krankheit ist gleichsam eine Pflanze oder ein Thier" u. s. w. (Dieses wird durch das Beyspiel des Wassers erklärt, welches vom Lichte gewärmt und befruchtet und in seiner lebendigen Mischung verändert, aus seinen vorhin vereinigten Kräften Insekten und Gewächse erzeugt.) — „Jede Krankheit ist eine besonders hervortretende Eigenschaft des Weltgeistes, ein einzelner Gedanke von ihm" — „da sie nun etwas Einzelnes, von der Harmonie des Ganzen sich Absonderndes ist, so ist sie von der Natur des Thiers, der Pflanzen u. s. w. jegliche nach ihrer Art. Es folgt ferner, dafs alle Krankheiten ihrem Wesen nach gleich sind — eine wahre Grenze zwischen Sthenie und Asthenie zu ziehen, ist durchaus unmöglich, da alle Krankheiten innerlich gleich sind, und ein blofser gradueller Unterschied unter ihnen Statt hat." — Widerlegung des Brownischen Grundsatzes der Erregbarkeit (nach Rec. Urtheile treffender, als viele der von uns angeführten Stellen) und dessen, was die meisten Physiologen unter Irritabilität, Sensibilität und Lebenskraft annehmen. Wie man sich irre, wenn man die Wirkung der Arzneyen auf den Kranken blofs körperlich annimmt (wovon schon im 2 *Br.* die Rede gewesen war) — „Eine blofs körperliche Arzney, wenn es eine geben könnte, müfste den Organismus augenblicklich tödten." — „Alle — materiellen Stoffe und Scharfen sind dem lebendigen Begriff des Organismus durchaus zuwider, denn er ist Geist; so sind auch natürlich die darauf gebauten Theorieen von Krankheiten — durchaus abgeschmackt, und ein auf solche irrige unerwiesene Voraussetzungen gegründetes Heilverfahren schlechterdings irrig, wenigstens der Theorie nach, denn in der Ausübung trifft auch der blinde Empiriker zuweilen das Rechte, durch Instinct oder Ueberlieferung, und die Natur nimmt sich in seinen Händen selbst höher und geistiger, als er es ahnden kann." — Erläuterung dieses durch Heilung der Krankheiten vermittelst der Erregung angenehmer Leidenschaften: „Es bleibt also dabey, kein Ding ist blofs Körper, kein Ding wirkt körperlich, weder für sich noch im Verhältnifs mit anderen. Alle Arzney ist folglich auch lebendig, ist Geist und wirkt als Geist." — „Es kommt nicht sowohl auf die Substanz an, die man als Heilmittel anwendet, als vielmehr auf den Geist, womit man es thut, dazu auf Mafs, Zahl und Stunde." — Zum Schlusse Empfehlung der Dichter und Weisen alter und neuerer Zeit, „welchen vor allen den geheimnifsvoll wunderbaren Geist der Natur auszusprechen gegeben ist:" unter den letzteren wird nur „der ewige *Herder*, der grofse Dichter des Faust, *Goethe*, und der Vf. des Ardinghello" genannt. — Studium der „ewigen" Alten, der morgenländischen Sprachen und Litteratur.

Ks.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 MÄRZ, 1809.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. Goebbels und Unzer: *Wilhelm Traugott Krug's*, Profeſſors der Philoſophie in Königsberg, *Syſtem der theoretiſchen Philoſophie.* 1 Theil. Nach einem zweyten Titel: *Denklehre oder Logik von W. T. K.* 1806. XVIII und 740 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

„Gegenwärtiges Syſtem der theoretiſchen Philoſophie wird aus drey Theilen beſtehen, wovon der erſte die Denklehre oder Logik, der zweyte die Erkenntnifslehre oder Metaphyſik, und der dritte die Geſchmackslehre oder Äſthetik abhandeln ſoll." Die Logik iſt der Gegenſtand dieſer Anzeige. Nach des Vfs. Erklärung liegen ſowohl dieſer Logik als ſeiner theoretiſchen Philoſophie überhaupt, die Principien ſeiner Fundamentalphiloſophie zum Grunde. Dieſe Rückweiſung einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft auf die Principien, die in einer anderen gegeben ſind, will mit dem Begriff der Philoſophie nicht gut zuſammen ſtimmen. Denn philoſophiſche Erkenntnifs iſt Erkenntnifs *der* Grundſätze, ſolcher nämlich, die durch Einſicht in Begriffe erkannt werden; aber nicht Erkenntnifs *nach* Grundſätzen. Philoſophie iſt ein Geſchäft der Vernunft, und nicht der Urtheilskraft. Der für die Logik und die geſammte theoretiſche Philoſophie vorhandene Grundſatz iſt nach dem Vf. folgender: Was in ein mögliches Syſtem abſolut harmoniſcher Vorſtellungen und Erkenntniſſe paſst, iſt wahr; das Gegentheil unwahr. „Die Logik iſt eine Wiſſenſchaft von der urſprünglichen Geſetzmäſsigkeit des menſchlichen Geiſtes in Anſehung derjenigen Thätigkeit, welche das *Denken* genannt wird; ſie iſt die Wiſſenſchaft des geſetzmäſsigen Verſtandes- und Vernunft-Gebrauchs, — die Wiſſenſchaft von den Geſetzen des bloſsen Denkens." Das Denken iſt nach dem Vf. ein mittelbares Vorſtellen, und Begriffe ſind mittelbare Vorſtellungen. Der Vf. ſtellt in dieſer Erklärung die Begriffe den Anſchauungen gegen über. Die letzten ſind ihm, wie Anderen, unmittelbare Vorſtellungen der Gegenſtände. Aber das Mittelbare und Unmittelbare in dieſen Erklarungen iſt ſchwankend, und nicht weniger unbeſtimmt die Bedeutung von Vorſtellung. So wenig ein mittelbares, als ein unmittelbares Bewuſstſeyn eines Gegenſtandes iſt der Begriff; ſondern er iſt ein Bewuſstſeyn einer Regel an Gegenſtänden. Die Anſchauung iſt ein Bewuſstſeyn eines Gegenſtandes, und dieſes Bewuſstſeyn kann ein unmittelbares oder urſprüngliches heiſsen, um es von dem Bewuſstſeyn des Gegenſtandes vermittelſt einer oder mehrerer Regeln zu unterſcheiden, welches ſchon eine Kenntnifs oder Erkenntnifs des Objects iſt. Der Vf. folgt der gewöhnlichen Eintheilung der Logik in eine Elementarlehre und eine Methodenlehre. Mit dieſer Eintheilung wird die in die reine und angewandte Logik verbunden. Jeder dieſer Theile zerfällt in Elementarlehre und in Methodenlehre. Die reine Elementarlehre entwickelt die Grundgeſetze des Denkens. Das erſte Grundgeſetz des Denkens iſt dem Vf. der Satz: *Ich denke.* Die Formel A = A drückt nach ihm die Theſe, Antitheſe und Syntheſe im Denken überhaupt aus. Dieſe Behauptung zu prüfen, iſt hier der Ort nicht. Auch der Entwickelung der drey Denkgeſetze, des Satzes des Widerſpruchs, des zureichenden Grundes und der Ausſchlieſsung eines dritten, muſs Rec. vorübergehen. Es ſcheint, daſs dieſe *Grundgeſetze* des Denkens eben ſo viel als *Grundſätze* der logiſchen Erkenntniſſe ſeyn ſollen, weil ſie ſonſt ihren ſchicklichern Platz in der Lehre von den Urtheilen und bey der Auseinanderſetzung der kategoriſchen, hypothetiſchen und disjunctiven Urtheile gefunden haben würden. Der Vf. urtheilt, daſs alle einfachen Begriffe nur relativ, im Verhältnifs zu unſerem beſchränkten Erkenntnifsvermögen einfach ſind. Jede Regel, deren ſich der Verſtand, ganz abgeſondert von allem Bewuſstſeyn eines Gegenſtandes, woran ſie ſich befinden mag, bewuſst iſt, muſs aber doch zuverläſſig zuletzt aus Theilbegriffen beſtehen, die nicht zuſammengeſetzt ſind, weil ſie ein Gegebenes im bloſsen Verſtande iſt. Die *Klarheit* des Begriffs ſetzt der Vf. in denjenigen Grad des Bewuſstſeyns von dem dadurch Vorgeſtellten, daſs man es von dem durch andere Begriffe Vorgeſtellten überhaupt unterſcheiden kann. Aber die Klarheit des durch den Begriff Vorgeſtellten, und die Klarheit des Begriffes ſelbſt, iſt doch wohl zweyerley. Der Vf. ſpricht ja hier von der Klarheit des Begriffs, und nicht von klaren Erkenntniſſen. Die *Verworrenheit* heiſst eine mit Unordnung im Denken verbundene Undeutlichkeit des Begriffs. Angemeſſener wird die Logik dieſen Begriff exponiren, wenn die Verworrenheit als Grund von dunkeln Begriffen erklärt wird. Das Bewuſstſeyn der Merkmale, und das Bewuſstſeyn der Merkmale von den Merkmalen eines Begriffs, pflegen ſonſt mit den Benennungen *extenſive* und *intenſive* Deutlichkeit des Begriffs bezeichnet zu werden. Unſer Vf. will unter der extenſiven Deutlichkeit die

Digitized by Google

Deutlichkeit des Umfangs, und unter der intenſiven Deutlichkeit die Deutlichkeit des Inhalts verſtehen. Dieſe extenſive Deutlichkeit verwirret den Begriff der Deutlichkeit *eines* Begriffes. Denn ſie wäre ja nicht die Deutlichkeit *dieſes* Begriffs, ſondern ganz anderer Begriffe, derjenigen nämlich, die unter dieſem Begriffe ſtehen. Der Vf. nimmt *einzelne* Begriffe an. Der Begriff vom macedoniſchen Könige Alexander iſt nach ihm ein einzelner Begriff, der keine Begriffe unter ſich hat, weil er der Begriff eines einzelnen Menſchen iſt. Aber ein Begriff iſt kein Bewuſstſeyn eines Gegenſtandes. Iſt er aber das Bewuſstſeyn einer bloſsen Regel: ſo iſt dieſelbe ſtets mehrerer Beſtimmungen fähig, und aus dieſem Grunde verwirft die Logik den Unterſchied von allgemeinen, beſonderen und einzelnen Begriffen. Mit Recht verwirft der Vf. den Unterſchied der analytiſchen und ſynthetiſchen Deutlichkeit der *Begriffe*. Aber die Logiker, welche ihn gelten laſſen, haben eigentlich die Deutlichkeit der *Erkenntniſs* im Auge, und an Erkenntniſſen iſt dieſe Unterſcheidung zuläſſig. Jemanden *ſeinen* Begriff von einer Sache deutlich machen, und: ihm einen deutlichen Begriff von einer Sache machen, das ſind doch zwey verſchiedene Dinge. Das *Urtheil* wird erklärt als die beſtimmte Vorſtellung, wie ſich Vorſtellungen in Beziehung auf ein dadurch vorzuſtellendes Object verhalten. Die gewöhnliche Erklärung, die das Urtheil die Subſumtion eines Gegenſtandes unter einen Begriff nennt, iſt viel faſslicher. Im Urtheile ſoll das Mannichfaltige beſtimmt und deutlich vorgeſtellt werden, im Begriff als ſolchem nicht, und man kann daher auch, ſagt der Vf., jedes Urtheil als einen deutlich dargeſtellten Begriff betrachten.

„Man kann entweder von einem *einzigen*, oder von *mehrern*, oder von *allen* Dingen einer gewiſſen Art etwas ausſagen." Dieſs wäre die Unterſcheidung der Urtheile in Anſehung der *Quantität*. Aber das Urtheil, das mehrere einzelne Objecte eines Begriffs durch einen Begriff denkt, bleibt noch immer ein einzelnes Urtheil, ſo wie auch das Urtheil noch nicht allgemein wird, das eine ausgezählte Menge von Objecten unter einen Begriff ſubſumirt. Rec. ſtimmt dem Vf. bey, der mit der Affection der Copula des Urtheils von der Negation, um dadurch verneinende Urtheile zu erklären, keinen Sinn verbinden kann. Das unendliche Urtheil beſtimmt der Vf. als ein negativ-affirmirendes Urtheil. Dieſe Urtheile negative Erkenntniſſe heiſsen, und ſie als ſolche auslegen, ſcheint angemeſſener zu ſeyn. Kategoriſche, hypothetiſche und disjunctive Urtheile durch die verſchiedene Copula unterſcheiden, kann Rec. nicht ſtatthaft finden, und das *wenn — ſo*, das *entweder — oder* mit dem *iſt* der kategoriſchen Urtheile unter dem Begriff von Copula begreifen, iſt gewiſs unrichtig. Hypothetiſche und disjunctive Urtheile ſind nach dem Vf. im Ganzen apodiktiſche Urtheile; bloſs die Theile, woraus ſie beſtehen, ſind problematiſche Urtheile. Das Wahre hievon iſt wohl dieſes. Hypothetiſche und disjunctive Urtheile ſind als Principien brauchbar, ſofern man ſich von ihrer Wahrheit verſichert hält. Aber nicht jedes Princip iſt ein apodiktiſches Urtheil. Denn das iſt nur ein nach Grundſätzen erkanntes Urtheil. Das *Antecedens* und *Conſequens* des hypothetiſchen Urtheils können ſo wenig, als die einander entgegenſtehenden Begriffe des disjunctiven Urtheils, problematiſche Urtheile genannt werden, weil ſie gar keine Urtheile ſind. Daſs problematiſche Theile ein apodiktiſches Ganzes machen ſollen, dieſe paradoxe Behauptung laſst einen Fehler in der Beſtimmung dieſer Begriffe vermuthen. Von der *Frage* giebt der Vf. dieſe Expoſition: „Wenn zu gegebenen Vorſtellungen zu einem vollſtändigen Urtheile noch irgend etwas fehlt, dieſes Fehlende geſucht wird: ſo wird gefragt. Frage und Antwort machen, in ihrer Verbindung gedacht, ein vollſtändiges Urtheil aus." Wer aber fragt, der will etwas *wiſſen*. Er will ſich bewuſst werden, ob für einen gewiſſen Begriff eine Anſchauung gehöre oder nicht. Zu gegebenen Vorſtellungen eine neue Vorſtellung ſuchen, dieſe Erklärung drückt den Begriff der Frage wirklich unbeſtimmt aus. Rec. kann dem Vf. nicht beyſtimmen, der in dem *Schluſſe* die Vernunftthätigkeit beſtehen laſſen will. Die ſynthetiſche Methode der Elementarmathematik übt doch groſsentheils die bloſse Urtheilskraft des Lehrlings. Er urtheilt dem Lehrer nach, der mit ſeinem Urtheil ihm vorgeht. Die analytiſche Methode ſpricht zur Vernunft. Dieſe fodert auf, zum Beſondern das Allgemeine zu finden, und hierin beſteht alle Vernunftthätigkeit. Die Erkenntniſs nach Principien, mit welchen die Urtheilskraft ſchon verſehen iſt, iſt noch Thätigkeit der bloſsen Urtheilskraft. Das Princip zu finden, um danach zu erkennen, was unmittelbar nicht erkannt werden kann, dazu gehört Vernunft. Uber die ſehr ausführlich abgehandelte Syllogiſtik muſs Rec. ſich der Erinnerungen enthalten, um ſich noch Raum für einige Bemerkungen bey den folgenden Materien zu erſparen. „Regelmäſsigkeit des Verfahrens iſt Methode." Auch verlangt dieſer Begriff, meint der Vf., daſs man ſich der Regel ſeiner Handlungsweiſe bewuſst ſey. Iſt man ſich derſelben nicht bewuſst: ſo beſteht darin, nach ihm, die *Manier*. Beſſer ſcheint die Unterſcheidung des Subjectiven und Objectiven an einer Handlungsweiſe die Verſchiedenheit dieſer Begriffe zu treffen. Was zu einer Handlungsweiſe ſo gehört, daſs deſſen Unterlaſſung den Begriff dieſes Verfahrens zerſtören würde, das iſt Methode deſſelben. Aber das bloſs Subjective einer Handlungsweiſe, das ſo und anders ſeyn kann, das Subject mag ſich deſſelben bewuſst ſeyn oder nicht, iſt Manier. Im erſten Fall wird dem handelnden Subject das Maniriren nachgeſagt. An dem Gange eines Menſchen, ſeiner Handſchrift, den Producten der Kunſt wird hienach das Methodiſche von der Manier unterſchieden. Den Inhalt der reinen Methodenlehre läſst folgende ſehr wahre Anmerkung überſehen: „Wenn man ſeine Gedanken zu einem ſyſtematiſchen Ganzen vereinigen will: ſo muſs man genau zu beſtimmen ſuchen, 1) was man denkt, d. h. was in einem Gedanken enthalten iſt; 2) wie vielerley man denkt, d. h. auf wie vielerley Dinge der Gedanke ſich erſtreckt, oder was unter ihm begriffen iſt; 3) warum man ſo, und nicht anders

Digitized by Google

denkt, d. h. wie die Gedanken sich unter einander als Gründe und Folgen bestimmen. Die erste Untersuchung betrifft also den Inhalt, die zweyte den Umfang, und die dritte den Zusammenhang der Gedanken. Der Inhalt wird durch Erklärungen, der Umfang durch Eintheilungen, und der Zusammenhang durch Beweise gefunden." Eine fortgesetzte Entwickelung des Begriffs durch Verknüpfung mehrerer Erläuterungen, um dadurch eine Definition oder Description vorzubereiten, ist nach dem Vf. die *Erörterung* des Begriffs. Die Erörterung der Begriffe ist für die philosophirende Vernunft wirklich dasselbe, was für den Geometer die reine Anschauung ist, nämlich das Einzelne und Besondere, in dessen Bewusstseyn sich die Vernunft eines Allgemeinen bewusst wird. Ganz unzutreffend scheint aber dem Rec. das zu seyn, was der Vf. von der *Beschreibung* sagt. Wenn man von der Tugend sagt, dass sie in einem Verhalten bestehe, wo man, aus Achtung gegen die Gebote der Vernunft, jedem das Seine gebe und lasse, Hülfsbedürftigen wohlthue, Beleidigungen grossmüthig verzeihe, fremdes Verdienst willig anerkenne und schätze, für die Pflicht selbst das Leben aufopfere u. s. w.: so würde diess, urtheilt der Vf., eine Beschreibung der Tugend seyn. Die Vorhaltung der Fälle, auf welche der Tugendbegriff angewandt wird, *erörtert* allerdings den Tugendbegriff; aber eine Beschreibung der Tugend ist sie nicht. Der Vf. bedient sich stets des Ausdrucks: Beschreibung des *Begriffs*. Aber die Begriffe werden nicht beschrieben; ihre Gegenstände werden beschrieben. Die Gegenstände empirischer Begriffe müssen, wenn es nöthig ist, beschrieben, und diese Begriff nicht definirt werden, — ist eine wahre Behauptung *Kant's* in der Kr. d. r. V. Der Grund davon ist dieser, weil einerley Gegenstände der Erfahrung doch durch verschiedene Begriffe von verschiedenen Subjecten gedacht werden können, und folglich Niemand sicher seyn kann, dass die Merkmale *seines* Begriffs mit den Merkmalen des Begriffs von einerley Objecten anderer Menschen zusammenstimmen werden. In der Lehre von der Eintheilung der Begriffe vermisst Rec. die bedeutende Unterscheidung der fragmentarischen von der logischen Eintheilung, so wie die Bemerkung, dass der Eintheilungsgrund entweder ein Merkmal des Begriffs, oder eine Eigenschaft (wesentliche Bestimmung) der Gegenstände des Begriffs seyn *müsse*. Die *Beweise* theilt der Vf. objectiv betrachtet ein in apodiktische und in blos wahrscheinliche Beweise. Die Benennung: Beweise nach vollständigen und nach unvollständigen Erkenntnissgründen würde besser die Sache treffen. Der Vf. geht aber gewiss zu weit, wenn er allen Erkenntnissen nach unvollständigen Erkenntnissgründen blos Wahrscheinlichkeit geben will. Jede historische Erkenntniss müsste sodann blos wahrscheinlich seyn, und selbst mathematische Erkenntnisse nur auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen dürfen. Denn das Bewusstseyn eines Erkenntnissgrundes, als eines vollständigen, hängt doch zuletzt von dem unvollständigen, des wiederholten Durchdenkens und auch der allgemeinen Beystimmung der Meister in dieser Wissenschaft ab, und die Behauptung unseres Vfs.: „Was Millionen von Menschen aussagen, ist und bleibt ewig nur wahrscheinlich; was aber Ein Mathematiker wirklich demonstrirt hat, ist und bleibt ewig gewiss", bedarf noch einiger Berichtigung. Die angewandte Elementarlehre theilt der Vf. ein in die *logische Krankheitslehre* und die *logische Heilkunde*. In dem ersten Theil wird vom logischen Scheine und vom Irrthum gehandelt. Wenn von verschiedenen Objecten einerley Vorstellungen, oder von einerley Objecten verschiedene Vorstellungen entstehen: so besteht darin der *logische* Schein, der vom *ästhetischen* unterschieden wird. Lässt sich der Verstand dadurch zum Fürwahrhalten falscher Urtheile bestimmen: so entsteht *Irrthum*. *Vorurtheile* erklärt der Vf. für Urtheile, welche man vor Untersuchung ihrer Gründe als wahr annimmt, wo also die Urtheilskraft gleichsam der prüfenden Vernunft vorauseilt. Sie wären also so viel als *vorläufige Urtheile*. Dem logischen und gemeinen Sprachgebrauch sicher angemessener ist es, sie für Urtheile zu erklären, welchen subjective Gründe die Kraft der Grundsätze geben. In der Methodenlehre der angewandten Logik wird von den Schlüssen durch Induction und nach der Analogie gehandelt. Rec. will sich hier nur die Bemerkung erlauben, dass die Bildung der Grundsätze zu diesen und zu allen anderen Schlüssen kein Schluss ist. Die Axiome der Geometrie werden nicht durch Schlüsse erkannt. Die Lehrsätze dieser Wissenschaft werden freylich nach Grundsätzen erkannt, aber nicht der Charakter derselben als Principien. Die Erkenntniss des Allgemeinen an dem Besonderen ist die eigentliche Vernunftthätigkeit, und erst wenn diese Vernunfteinsicht erreicht worden, sind Schlüsse möglich.

Za.

Glogau, b. Günter: *Grundriss der reinen Logik, der reinen Moral, der empirischen Psychologie und der Geologie.* In 4 Büchern. Für Anfänger und Freunde der kantisch-kritischen Philosophie. 1808. 185 S. 8. (1 Thlr.)

Auf wenigen Bogen handelt der uns unbekannte Vf. die auf dem Titel genannten Wissenschaften ab. Eine Vorrede fehlt dem Buche; sie ist wenigstens nicht bey dem Exemplar, das uns zugesandt worden. Als einige Anleitung zur Philosophie kann diese Arbeit des Vf. vielleicht fähigen Köpfen dienen. Von Entwickelungen, die dem Vfs. eigenthümlich wären, findet sich im Buche keine Spur. Der erste §. der Logik diene zum Beyspiel seines Vortrages. Er heisst: „Die reine Logik ist die Wissenschaft von den allgemeinen und nothwendigen Gesetzen des Denkens, das ist derjenigen Handlung des Gemüths, durch die Einheit des Bewusstseyns in die Verknüpfung des Mannichfaltigen gebracht wird, welches durch den Verstand geschieht, dessen Operationen in Begriffe, Urtheile und Schlüsse zerfallen. Die Vorstellung, durch die mehrere Verstellungen in einer Einheit verbunden gedacht werden, heisst Begriff, dessen Abstammung von begreifen erinnert, dass er mehrere Vorstellungen, mehrere Objecte unter sich begreift und enthält. Durch Verbindung mehrerer Be-

Digitized by Google

griffe wird ein Urtheil, und durch Verbindung mehrerer Urtheile ein Schluſs erzeugt, welches zugleich der Grundriſs und die Abtheilung der reinen Logik iſt, die in Elementar- und in Methoden-Lehre abgetheilt wird. Erſtere giebt Regeln für den Verſtandesgebrauch überhaupt, und iſt ein Kanon deſſelben in Abſicht des Denkens; die letztere giebt Regeln, durch die der Verſtand den Zweck, den er ſich bey allen Erkenntniſſen vorſetzt, erreicht, nämlich: durch dieſelben eine Wiſſenſchaft zu Stande zu bringen."

Za.

JUGENDSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Gerh. Fleiſcher: *Magazin von moraliſchen Erzählungen für alle Fälle der Sittenlehre alphabetiſch geordnet.* Ein Handbuch für Ältern und Lehrer beym Unterricht in der Moral, wie auch zur nützlichen Lectüre für die Jugend. Aus den Werken der vorzüglichſten Jugendſchriftſteller geſammelt und herausgegeben von *H. K. Gutmann.* Erſter Band. Mit Salzmanns Porträt. XXIV u. 510 S. Zweyter Band. Mit Glatz's Porträt. XXXVI u. 544 S. 1808. gr. 8. (3 Thlr.)

Wollte der Vf. die groſse Menge ähnlicher Compilationen nicht auf eine unnütze Weiſe vermehren: ſo muſste er 1) nur die in Abſicht der Erfindung und Darſtellung vorzüglichen Erzählungen unſerer beſten Jugendſchriftſteller auswählen; 2) alle jene Erzählungen, die ſchon in hundert anderen Leſebüchern für die Jugend bis zum höchſten Überdruſs immer wieder von Neuem aufgetiſcht worden ſind, unabgeſchrieben laſſen; 3) da, wo er Nachläſſigkeiten in der Schreibart, Gedehntheit im Vortrage und Verſtöſse gegen die der Jugend gebührende Achtung bemerkte, mit weiſer Kritik nachbeſſern; und endlich 4) dieſe ſtrenge Auswahl nach einem feſten Plan und nach reinſittlichen Principien zu einem wohlgeordneten Ganzen vereinigen. — Alle dieſe, einem verſtändigen Sammler von Erzählungen für die Jugend unerlaſslichen Bedingungen hat der Vf. unbefriediget gelaſſen, und aus einem Dutzend Bücher zuſammen geſchrieben, was ihm der Zufall gerade in die Hände führte. Von *Glatz* finden wir 55 Erzählungen, von denen die Hälfte ſich kaum über das Mittelmäſsige erheben. Man kennt die Flüchtigkeit, mit der dieſer allezeit fertige Jugendſchriftſteller die Feder führt, und die daher rührende Flachheit und Weitſchweifigkeit ſeiner Erzählungen. Daſs Hr. *Gutm.* den gröſsten Theil ſeines Magazins mit den Arbeiten dieſes Vielſchreibers angefüllt hat, möchte ſchon deſshalb nicht zu billigen ſeyn, weil derſelbe ſchon in *Jakob Stille's* Erzählungsbuche, in den *monatlichen Unterhaltungen für die Jugend* und in dem *Handbuche von Erzählungen* aus ſeinen und den Schriften anderer Jugendfreunde ähnliche Sammlungen veranſtaltet hat. Von *Salzmann* ſind 25 Erzählungen aufgenommen worden, die alle ihren entſchiedenen Werth haben, aber auch ſchon hinlänglich bekannt ſind. Den gröſsten Theil der übrigen Beyträge hat der Vf. aus allgemein verbreiteten Jugendſchriften, die alle ſchon oft wiederholte Auflagen erlebt haben, entlehnt, ohne jedoch ſeine Quellen anzuführen. Dergleichen ſind: *Campen's* Kinderbibliothek; *Rochow's* Kinderfreund; *Thieme's* ſächſ. Kinderfreund; *Wilmſen's* deutſcher Kinderfreund; *Snell's* Sittenlehre in Beyſpielen; *Claudius* kleine Geſchichten u. Unterhaltungen für Kinder; *Armbruſter's* Gemälde aus der Kinderwelt u. ſ. w. Auſserdem findet man noch hin und wieder unter den Geſchichten die Namen: *Löhr, Feddersen, Starke, Halem, Gruber* und *Jakobs.* Geſchichten, die der lieben Jugend ſchon unzählige Mal erzählt und wieder erzählt worden ſind, finden hier abermals ihren Platz. Sogar *Kleiſt's* Leander und Selin, *Bürger's* Lied vom braven Mann, und *Schiller's* Bürgſchaft, ſind mit abgedruckt. So weit Rec. Vergleichungen angeſtellt hat, fand er, daſs Hr. G. alles buchſtablich abgeſchrieben hat, ſelbſt da, wo Verbeſſerungen ſo leicht und nothwendig waren. Von *Junker, Funke, Dolz, Engelhard, Hahn, Mundt* und *Herrmann*, die doch wohl alle zu unſeren vorzüglichſten Jugendſchriftſtellern gehören, findet man gar keine Beyträge. *Loſſius, Caroline Rudolphi* und *Weiſſe* haben jeder nur eine Erzählung beygeſteuert. — Auf ein beſtimmtes Alter hat der Vf. nicht Rückſicht genommen; denn Vieles iſt für das früheſte Alter, Anderes für die erwachſene Jugend, und Manches wieder blos für das reifere Alter. Eben ſo iſt der Erzählungston bald leicht und gefällig, und dann wieder gekünſtelt und blumenreich. Daſſelbe Schwanken findet man in Abſicht der moraliſchen Grundſätze, die in den aufgeſtellten Erzählungen herrſchen. Einmal ſollen die Kinder fromm und tugendhaft handeln, um ſich Gott und ihren Ältern wohlgefällig zu machen, und ſich Ruhe des Herzens zu erwerben, und dann wieder, um ſich Reichthümer, Ehre bey den Menſchen und äuſseres Glück des Lebens zu verſchaffen. Ja, die Mädchen werden ſogar wiederholentlich ermahnt, Untugenden und üble Gewohnheiten abzulegen, damit ſie nicht ſitzen bleiben, und eine Jede gebührendermaſsen an den Mann komme. Aus allen dieſen Gründen können wir in Hn. *Gutmann's* Compilation durchaus nichts Verdienſtliches finden, und er hat nur die Zahl der entbehrlichen Bücher vermehrt. Nicht einmal das Verdienſt der Vollſtändigkeit hat es, wie man aus einem flüchtigen Überblick des angehängten alphabetiſchen Inhaltsverzeichniſſes ſehen kann. Wir vermiſsten beym erſten Anblick die Artikel: Andacht, Aberglaube, Albernheit, Blödigkeit, Bruderliebe, Feindſchaft, Freyheitsliebe, Gedankenloſigkeit, Güte, Klugheit, Keckheit, Lebhaftigkeit, Luſtigkeit, Leidenſchaftlichkeit, Munterkeit, Nachdenken, Nachläſſigkeit, Neckerey, Roheit, Schlafrigkeit, Schwermuth, Schwärmerey, Tapferkeit, Thorheit, Ungehorſam, Ungeduld, Vaterlandsliebe, Wildheit. Und doch ſteht auf dem Titel: „für *alle* Fälle der Sittenlehre."

Vor dem *erſten* Theil befindet ſich die Biographie von *Salzmann*, und vor dem *zweyten* die von *Glatz*. Erſtere iſt aus *Glatz* monatlichen Unterhaltungen und moraliſchen Gemälden für die Jugend, und letztere aus der Jugendzeitung und aus mehreren Jugendſchriften des Hn. *Glatz* ſelbſt zuſammengeſchrieben. Die von *Blaſchke* in Kupfer geſtochenen Bildniſſe beider Männer ſind ſehr brav, und haben auſser dem Verdienſt der Treue auch künſtleriſchen Werth.

L. Th.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 MÄRZ, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Vorſchlag zu einem neuen Steuer-Syſteme*, von D. *H. Eſchenmayer*, Prof. der Staatswirthſchaft an der Univerſität zu Heidelberg. 1808. VIII u. 99 S. Mit 9 Tabellen. 4. (1 Thlr. 4 Gr.)

Wenige Theile der Staatswirthſchaftskunde haben einen ſo hohen praktiſchen Werth und ein beſonders in unſeren Tagen ſo allgemeines Intereſſe, als die Lehre von den öffentlichen Leiſtungen. Die Art, wie die Summen erhoben werden, welche zur Deckung des Staatsaufwands erfoderlich ſind, hat einen ſo bedeutenden Einfluſs auf das Wohl oder Wehe der Nationen, daſs man mit Dank jede ſchriftſtelleriſche Bemühung aufnehmen muſs, deren Zweck dahin geht, dieſen Gegenſtand einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, und in die ſo ſehr verwickelte Abgaben-Lehre überhaupt eine gröſsere Klarheit zu bringen.

Der Vf., welcher bereits vor einigen Jahren über dieſe Materie geſchrieben hat, ſucht in der gegenwärtigen Schrift zu zeigen, daſs die meiſten bisherigen Steuer-Syſteme wegen der groſsen Mannichfaltigkeit der Abgaben einer Reform bedürfen, und ſchlägt in dieſer Hinſicht ein einfacheres und natürlicheres Syſtem vor. Nach ihm ſollen nur drey Arten von Steuern in einem Staate Platz finden, nämlich 1) die *Grundſteuer*, 2) die *Gewerbſteuer* und 3) die *Capitalſteuer*; alle übrigen, vorzüglich die indirecten Steuern, werden als unpaſſend und ſchädlich verworfen. — Mit Recht geht der Vf. bey ſeiner Unterſuchung von dem Grundſatze aus, daſs nie das Capital an ſich, ſondern einzig und allein das reine Einkommen beſteuert werden müſſe; und ſo ſehr er auch die Schwierigkeit erkennt, das reine Einkommen der Staatsbürger gehörig aufzufinden, und nach dem Grundſatz der Gleichheit zu beſteuern: ſo glaubt er doch, daſs auf dem von ihm angegebenen Wege dieſer Zweck am beſten erreicht werden konne. — Wir wollen zuerſt einige allgemeine Bemerkungen in Anſehung des Steuerweſens überhaupt vorausſchicken, und dann zur Prüfung der vom Vf. empfohlenen drey Arten von Steuern übergehen.

Alle bisher in Ausübung gebrachten Steuerſyſteme haben den groſsen Fehler, daſs es ihnen in Rückſicht der Wahl der Gegenſtände, welche mit Abgaben belegt werden ſollen, an einem richtigen Princip fehlt, indem ſie nicht ſo ſehr die Producte, welche doch allein dazu paſſen, als vielmehr den Stoff und die Productivkraft der Staatsbürger zum Object der Beſteurung wählen. Daher die traurige Erfahrung, daſs ſo häufig wider den Willen der Regierung die Auflage nicht vom reinen Ertrage, ſondern vom Capitale bezahlt wird. Dieſer Fehler kann ſchwerlich auf eine andere Art vermieden werden, als durch gänzliche Umſchaffung der bisherigen Steuer-Syſteme und durch Einführung der *allgemeinen productiven Conſumtions-Auflage* nach *Soden's* trefflicher Idee. Die Maſſe der zum Genuſs erſcheinenden Producte allein macht hienach das beſteuerbare Nationalvermögen aus, die Auflage beſteuert alſo nicht das todte Grundſtück, nicht das unbewohnte Haus, nicht die Maſchine des Fabrikanten, ſie nimmt nur da, wo der Staatsbürger nimmt, iſt alſo das, was die Auflage einzig ſeyn ſoll, Abzug von der reinen Einnahme; ſie iſt zugleich höchſt allgemein, denn ſie wird von allen Genuſsmitteln, mögen es rohe oder verarbeitete Materiale ſeyn, erhoben. Es iſt hier der Ort nicht, dieſe im 3 Bande der *Sodenſchen* Nationalökonomie ausführlich entwickelte Idee genauer zu erörtern; aber Rec. iſt überzeugt, daſs man auf dieſem Wege dem Zwecke, bloſs das reine Einkommen der Staatsbürger zu beſteuern, am meiſten ſich nähere. Will demnach eine Regierung den Übeln abhelfen, wozu die bisherigen Steuer-Organiſationen ſo häufig Anlaſs geben: ſo fange ſie die Heilung an der Wurzel an, und beſteure nicht mehr Stoff und Productivkräfte, ſondern die Producte ſelbſt, ſobald ſie an den Conſumenten gelangen. Alle ſonſtigen Abänderungen des Auflage-Syſtems eines Landes ſind nur ſchwache Palliativ-Curen, die ſogar in den meiſten Fällen mehr ſchaden als nützen.

Wir gehen nun zur Betrachtung der vom Vf. als einzig zweckmäſsig empfohlenen drey Arten von Steuern über. Was zuerſt die *Grundſteuer* betrifft: ſo irrt der Vf. ſehr, wenn er S. 15 behauptet, alle Schriftſteller, die ſich von jeher mit Steuer-Gegenſtänden beſchäftigt haben, wären darin mit einander einig, daſs Grund und Boden das erſte Object der Steuerbarkeit ſey. Mit Recht macht vielmehr *Soden* (Nat.-Ökonomie III. S. 164) gerade dieſer Abgabe den Vorwurf, daſs ihr die weſentlichſte Eigenſchaft einer zweckmäſsigen Steuer fehle, weil das Staatsbedürfniſs nicht Urſtoff, ſondern Productſtoff (Genuſsmittel) erheiſche, dieſe aber der Urſtoff nicht *enthalte*, ſondern durch die productive Kraft *liefere*. Ob das Grundſtück, an das die Auflage gebunden iſt, viel oder wenig Genuſsmittel ertrage, das hängt

Digitized by Google

von dem Grade der Productivkraft, alſo vom Fleiſse des Bearbeiters, von den Naturereigniſſen, der Witterung und von dem übrigen Vermögen des Bearbeiters, ſeinem Capitalſtoffe, alſo von ſeiner Fahigkeit ab, dem Boden die Empfänglichkeit zur Hervorbringung einer beſtimmten Productenmaſſe zu geben. Der Landbauer A, der 1000 Pfund Getreide auf dem nämlichen Flächeninhalte baut, auf dem der Landbauer B nur 500 hervorbringt, zahlt bey der Grundſteuer nicht mehr als dieſer. Dieſe Steuer nimmt alſo nicht, weil etwas vorhanden iſt, und dem Staate davon ſein Antheil gebührt, ſie nimmt — weil ſie nimmt. — Daſs übrigens die Grundſteuer keine durchaus nothwendige Steuer ſey, beweiſet ſchon das Beyſpiel Hollands, wo dieſelbe vor noch nicht langer Zeit gar nicht Statt fand, und bloſs die Producte mit Abgaben belegt waren. — Unter die Kategorie der Grundſteuern rechnet der Vf. auch die Hauſer-Steuer und iſt der Meinung, ſie dürfe nur von dem Grund und Boden genommen werden, den die Hauſer einnehmen. Rec. ſieht nicht ein, warum der Staat da, wo einmal der *Stoff* zum Gegenſtand der Beſteurung gewählt worden, für den Schutz, den er dem Haus-*Eigenthümer* gewährt, nicht auch eine Abgabe zu fodern berechtigt ſeyn ſoll, wenigſtens in dem Fall, wo die Miethrente ſo hoch ſteht, daſs auſser den Unterhaltungskoſten und den Zinſen des Bau-Capitals dem Haus-Eigenthümer noch ein bedeutender Überſchuſs als Gewinn zufliesst. Dagegen hält es Rec. für bedenklich, von Hauſern, deren Miethrente nicht einmal die Zinſen des darin ſteckenden Capitals ausgleicht, neben der Grundſteuer noch eine beſondere Abgabe in Anſehung des Gebäudes ſelbſt zu fodern; eine ſolche Abgabe nämlich muſs überall von Errichtung neuer Gebäude, die der Staat mehr begünſtigen als hindern ſollte, nothwendig abſchrecken. — Inzwiſchen kommt es auch hier wieder darauf an, ob der Haus-Eigenthümer nicht im Stande iſt, durch die Erhöhung der Miethpreiſe dieſe neue Steuer auf die Benutzer des Hauſes zu wälzen, und ſo dieſe Grundſteuer in eine Conſumtionsſteuer zu verwandeln: in einem ſolchen Falle würde die Einführung dieſer Abgabe nicht leicht von Errichtung neuer Gebäude abſchrecken.

Bey Entwicklung der zweyten in Vorſchlag gebrachten Steuer, nämlich der *Gewerbſteuer*, ſcheint der Vf. die in Frankreich und nunmehr auch im Königreiche Weſtphalen eingeführte Patent-Auflage beſonders vor Augen gehabt zu haben; er hält es aber für nothwendig, alle 10 Jahre eine Rectification derſelben vornehmen zu laſſen, während er für die Grundſteuer einen Zeitraum von 50 Jahren zu dieſem Zweck für hinreichend hält. Dieſer Auflage läſst ſich ebenfalls der Vorwurf machen, daſs ſie, ſelbſt wenn ſie alle 10 Jahre rectificirt wird, in den meiſten Fällen durchaus ungleich iſt; weil ſie die Productivkraft, nicht das Product beſteuert, der Grad der Productivkraft aber, alſo auch ihr Ertrag, nach dem Grade der Fahigkeiten, des Capitalſtoffbeſitzes und nach den Zeitumſtänden wechſelnd, daher unbeſtimmbar iſt.

Die dritte Art Steuern, welche der Vf. eingeführt wiſſen will, iſt die *Capitalſteuer*. Nach des Rec. Einſicht aber iſt bey dieſer Steuer der Nationalwohlſtand zu ſehr gefährdet, um als Hauptſteuer empfohlen werden zu können; höchſtens dürfte ſie als Nebenſteuer eine Anwendung finden. Auflagen auf die Capitalrente nämlich müſſen überall mehr oder weniger die Fonds aus dem Lande treiben: wo aber die Fonds ſich vermindern, da muſs auch die Productivkraft immer ſchwächer werden, folglich der Nationalwohlſtand abnehmen. Wollte nun der Staat, um dieſs zu verhüten, die im Auslande angelegten Capitale ſeiner Unterthanen ebenfalls beſteuern: ſo würde ihm nicht nur die Auffindung dieſer Capitale äuſserſt ſchwer, bisweilen unmöglich werden, ſondern er würde auch durch eine ſolche Maſsregel eine offenbare Ungerechtigkeit gegen ſeine Unterthanen begehen. Denn jeder Staatsbürger ſoll ja nur nach dem Vermögen, wofür er den Staatsſchutz genieſst, beſteuert werden, den im Auslande angelegten Capitalen aber kann der Staat dieſen Schutz nicht gewähren.

Was der Vf. beym Schluſſe ſeines Werks von den Nachtheilen der Auflagen, die das Capital ſelbſt angreifen, ſo wie der meiſten indirecten Auflagen, wie ſie gewöhnlich erhoben werden, ſagt, iſt vollkommen richtig und verdient allgemeine Beherzigung. Rec. zweifelt indeſſen ſehr, daſs die Vertauſchung der ſeit langer Zeit in einem Lande hergebrachten Abgaben gegen die vom Vf. empfohlenen drey Gattungen von Steuern den ausgebreiteten Vortheil gewähren, den der Vf. ſich davon verſpricht. Denn eines Theils verdienen, wie wir bereits bemerkt haben, die drey empfohlenen Steuern dieſe Auszeichnung nicht, da ſie zum Theil die Fehler an ſich tragen, um derentwillen der Vf. die übrigen abgeſchafft wiſſen will; andern Theils läſst ſich zu ſehr beſorgen, daſs hiedurch gewiſſermaſsen eben das Übel hervorgebracht werde, das man den Phyſiokraten mit Recht vorwirft, daſs es nämlich für die drey Claſſen von Staatsbürgern, welchen hienach ausſchlieſslich die Entrichtung der Steuern obliegt, zu drückend wird, den Vorſchuſs für den Staatsaufwand allein zu beſtreiten.

Überdieſs darf man nie vergeſſen, daſs in jedem Staate Veränderungen im Steuerweſen nur mit der äuſserſten Vorſicht unternommen werden dürfen, da ſie immer, mögen ſie auch für die Zukunft von den ſegensreichſten Folgen ſeyn, doch auf die Gegenwart nachtheilig wirken. Keine Auflage nämlich bleibt, wie *Canard* trefflich dargethan hat, auf dem Gegenſtande ruhen, auf den ſie von der Regierung geworfen worden, ſondern dem Streben nach Ausgleichung gemaſs vertheilt ſie ſich nach und nach auf alle Quellen des Einkommens, und trifft auf dieſe Weiſe, mit der Zeit alle Bürger verhältniſsmäſsig; jede Anderung der Steuern ſtört daher das beſtehende Gleichgewicht, und ein groſser Theil der Staatsbürger leidet darunter, bis ſich alles wieder nach Verhältniſs vertheilt hat.

Wiewohl wir indeſs aus den angeführten Grün-

Digitized by Google

den in Rückſicht der praktiſchen Anwendbarkeit des hier entwickelten einfachen Steuerſyſtems der Meinung des Vfs. nicht beypflichten können: ſo dürfen wir doch nicht unbemerkt laſſen, daſs mehrere einzelne Materien auf eine eben ſo gründliche als überzeugende Art in dieſem Werke abgehandelt worden ſind, und glauben daher mit Recht daſſelbe allen denen empfehlen zu dürfen, die über die Natur der Steuern im Allgemeinen, ſo wie über einzelne Details derſelben, genauer unterrichtet zu ſeyn wünſchen. M — d.

Leipzig, b. Göſchen: *Über das Princip, die Grenzen und den Umfang der Polizey.* Ein Verſuch. 1808. VIII u. 173 S. kl. 8. (16 Gr.)

Vorzüglich in den neueſten Zeiten iſt es bey uns herrſchende Sitte geworden, theoretiſch und praktiſch der Policey eine immer gröſsere Ausdehnung zu geben, und ihr einen immer ausgebreiteteren Wirkungskreis anzuweiſen; man hat angefangen, ſie für das Erſte und Höchſte in jedem Staate zu halten, und die Menge der Policeyordnungen für den ſicherſten Maſsſtab der Güte der Verwaltung zu achten. Daſs dieſe ſich drängenden und verdrängenden Policeyreglements den Zweck, welchen man bey ihrer Abfaſſung hatte, höchſt ſelten oder gar nicht erreichten, daſs in denjenigen Ländern, welche an ihnen vorzüglich reich waren, die Unterthanen nicht merklich glücklicher lebten, als in anderen, wo man der Policey weniger Spielraum lieſs, dieſs ſchien nicht weiter beachtet zu werden. War es doch ſo angenehm, vorzüglich für die Regierungen kleiner Länder, recht viel zu regieren! Konnte doch ſo mancher ſich hiedurch einen Schein von Wichtigkeit geben, deſſen ſtille, obgleich vielleicht ungleich nützlichere Thatigkeit ſonſt gänzlich unbemerkt würde geblieben ſeyn! Statt dieſem Unweſen zu ſteuern, trugen vielmehr Schriftſteller aller Art, Praktiker und Theoretiker, redlich dazu bey, durch immer neue Vorſchläge, Syſteme und Compendien den praktiſchen Policeymännern Stoff zu neuen Reglements und Verordnungen zu liefern. Das Reſultat von dem allen konnte kein anderes ſeyn, als entweder Nichtbeobachtung aller dieſer Geſetze oder willkührliche, jeden frohen Lebensgenuſs verſcheuchende Beſchränkung der Freyheit der Einzelnen. Um ſo erfreulicher war es für Rec., der ſonſt ein jedes neue Buch über Policey mit einer gewiſſen Ängſtlichkeit in die Hand nimmt, hier auf eine Schrift zu ſtoſsen, die er nicht zu viel glaubt empfehlen zu können. Ausgebreite e gründliche Kenntniſs des behandelten Gegenſtandes, richtiges freyes Urtheil, ein höchſt liberaler Geiſt, gleich weit entfernt von jeder blinden Anhänglichkeit an das Alte, als von unbeſonnener Syſtem- und Neuerungs-Sucht, charakteriſiren den Verfaſſer dieſes Verſuchs als einen in jeder Rückſicht ausgezeichneten Schriftſteller. Der Titel der Schrift, welche ihr Verfaſſer ſelbſt beſcheiden einen Verſuch nennt, zeigt ſchon an, daſs man hier kein weitläuftiges Syſtem der Policeywiſſenſchaft zu erwarten habe. Nur ihre Hauptheile ſind hier angedeutet. Was die Ordnung und die Zuſammenſtellung der Materien betrifft: ſo findet dieſe Rec. äuſserſt zweckmäſsig und lobenswerth. Die Policey beſchaftiget ſich, nach unſerem Vf., nicht bloſs mit Rechtlichkeit und Sicherheit, ſondern ſie ſucht auch Glückſeligkeit und Sittlichkeit zu erreichen, jedoch innerhalb der Schranken, die ihr dadurch angewieſen werden, daſs ſie ein Theil der Staatsgewalt iſt. Daraus beſtimmt er alsdann noch näher die Grenzen der Policey. Nur das, was unſittlich iſt, in ſofern dieſs Unſittliche die Sicherheit fährdet, und nur ſolche an ſich gleichgültige, wenigſtens unvorſetzliche Handlungen, welche, und in ſofern ſie die Sicherheit ſtören und fährden, darf ſie durch Zwangsgeſetze verbieten, oder die Übertreter beſtrafen. Gebieten darf ſie nur dasjenige, durch deſſen Unterlaſſung die Sicherheit offenbar gefährdet würde. Sittlichkeit aber, noch ſonſt irgend etwas, was poſitiv zum Wohlſtande und zur Glückſeligkeit führt, darf ſie nicht gebieten, ſondern nur väterlich dazu rathen, Anleitung geben, und die darauf abzweckenden Anſtalten treffen. In ſolche enge Grenzen muſs aber auch nach unſerer Überzeugung die Policey eingeſchränkt werden, damit die Freyheit der Einzelnen nicht ungebührlich geſchmälert werde. Das ganze Gebiet der Policey kann nach unſerem Vf., auf eine doppelte Weiſe eingetheilt werden, entweder nach ihren verſchiedenen Zwecken — Verbrechen zu verhüten, Unglücksfallen zuvorzukommen, und ihre Folgen zu mildern; den äuſserlichen Wohlſtand zu befördern, und endlich die äuſsere Sittlichkeit herzuſtellen, zu erhalten und zu erhöhen — oder nach den Materien — Moralität; Fürſorge für das phyſiſche Leben, für die Geſundheit der Bürger, und für die erſten unentbehrlichſten Bedürfniſſe des menſchlichen Lebens; Vorkehrungen zur Abwendung bedeutender Unglücksfälle für das Eigenthum und zur Milderung ihrer Folgen; Wohlſtand, ſowohl im Allgemeinen, als auch insbeſondere Wohlſtand der Städte und Dörfer. Nach dieſer letzten Eintheilung geht unſer Vf. die verſchiedenen Zweige der Policey einzeln durch. Es würde ungerecht ſeyn, die Übergehung einzelner weniger richtiger, ſpecieller Materien dem Vf. zum Fehler anzurechnen; dagegen kann Rec. Allem, was ſich hier findet, ſeinen volleſten Beyfall nicht verſagen. Zum Schluſſe erklärt ſich noch der Vf. ſehr befriedigend darüber, warum er mehrere Gegenſtände, mit welchen ſich ſonſt die Policey zu beſchäftigen pflegt, als zu ihr nicht gehörend anſieht, z. B. Geſetze über Spiel, Wucher, Cenſur, u. ſ. w. Mit Vergnügen hat Rec. ſeine obigen Bemerkungen über den Nachtheil der zu ſehr gehäuften Policeyreglements auch durch unſeren Vf. beſtätigt gefunden. Was derſelbe endlich noch über Policeyſtrafen, ingleichen über die Organiſation der Policeybehörden, und zur Beantwortung der Frage anführt, in welcher Staatsverfaſſung die Policey am beſten gedeihe, ob in der republicaniſchen oder in der monarchiſchen, hat ebenfalls unſeren ganzen Beyfall,

Digitized by Google

wie uns denn überhaupt weiter nichts zu wünschen übrig bleibt, als dafs der treffliche Verfaſſer ſich recht bald entſchlieſſen möge, nach den in dieſem Verſuche niedergelegten Anſichten und Ideen ein vollſtändiges Syſtem der Policeywiſſenſchaft auszuarbeiten.

P. d. G.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Hamburg*, b. Kretzſch: *Die Hanſeſtadte Hamburg, Lubeck und Bremen, oder welche Vortheile entſtanden dem Geſammthandel durch deren Unabhängigkeit?* Nebſt einem Anhange der jetzige Handelsverhältniſſe des daniſchen Staats und vorzüglich Altones und Hamburg (s) betreffend. Von einem Hanſeaten. 1807. 72 S. kl. 8. (10 Gr.) Bey den gegenwärtigen Zeitumſtänden, wo dem allenthalben bedrängten Handel ein Zufluchtsort nach dem anderen verſchloſſen wird, welches Schickſal auch die Hanſeſtadte, welche ſo lange die Zwiſchenhändler zwiſchen den kriegführenden Nationen machten, endlich erfahren haben, bey der noch ängſtlicheren Ausſicht, welche auch unſerem Vf. unverkennbar vorſchwebt, daſs vielleicht am Ende die Hanſeſtädte ihre Unabhängigkeit und damit zugleich den gröſsten Theil ihres bisherigen Flors, ihres allgemein wohlthätigen Verkehrs verlieren möchten, verſohnt es ſich wohl der Mühe, auf die Wichtigkeit dieſer Städte und auf die groſsen Vortheile aufmerkſam zu machen, welche durch ſie den übrigen handeltreibenden Staaten zuwuchſen, zugleich aber auch die nothwendigen Bedingungen ihrer wohlthätigen Wirkſamkeit wieder lebhaft ins Andenken zurückzurufen. Mit Recht führt hierunter unſer Vf. vorzüglich die Unabhängigkeit der Hanſeſtädte an, indem nur dadurch die ihrem Handel unumgänglich nothwendige Freyheit und die Sicherheit ihrer commerciellen Inſtitute, z. B. der hamburger Bank, vollkommen erhalten wird, und zugleich ihre politiſche Unbedeutſamkeit ſie in den Stand ſetzt, bey entſtandenen Kriegen unter ihrer neutralen Flagge den Handel für die kriegführenden Nationen zu betreiben, wodurch ſie nicht nur ſich ſelbſt bereichern, ſondern auch den kriegführenden und anderen Ländern Producte und Bedürfniſſe zuführen, deren ſie ſonſt vielleicht gänzlich entbehren müſsten. Dieſer ihrer Thätigkeit in Kriegszeiten, welche erſt in der letzten Zeit durch das geſchärfte Blokadeſyſtem gehemmt worden iſt, verdankt es gewiſs der gröſste Theil des Continents ganz vorzüglich, daſs die Drangſale des ſchrecklichſten Krieges nicht noch tiefer gefühlt wurden. Gleich wohlthätig und allgemein vortheilhaft war ihre Wirkſamkeit in Friedenszeiten. Ihre Lage an den groſsen ſchiffbaren Strömen von Deutſchland und an zwey Meeren, die unbedeutenden niedrigen Zölle, welche ſie von den ein- und ausgehenden Waaren erhoben, und der vollkommen freye Tranſito machte ſie ganz vorzüglich geſchickt, die Stapelplätze für den gröſsten Theil des Continents abzugeben. — Alles Vortheile, welche höchſt wahrſcheinlich ganz oder doch groſsentheils wegfallen würden, ſobald dieſe Städte unter die Herrſchaft eines Staates geriethen, welcher im Frieden groſsen Gewinn von ihrem Handel zu ziehen hoffte, und an deſſen Streitigkeiten und Kriegen ſie mit Aufopferung ihrer bisherigen Neutralität Theil zu nehmen gezwungen würden. Überzeugt von dem mannichfaltigen Nutzen, welchen die Hanſeſtädte in ihren bisherigen Verhältniſſen für das ganze Europa und insbeſondere für Deutſchland gewährten, wünſchen wir herzlich, daſs die Hoffnungen des Vfs. in Erfüllung gehen und die Unabhängigkeit der Hanſeſtädte euch fernerhin möge erhalten werden!

Der Anhang über die gegenwärtigen Handelsverhältniſſe des daniſchen Staats, vorzüglich Altona's und Hamburg's, bewährt den Vf. als einen warmen hamburgiſchen Patrioten, der ſich jedoch hin und wieder nur zu ſehr von der alten Eiferſucht Hamburgs auf Altona leiten läſst. Er bemüht ſich vorzüglich zu beweiſen, daſs Altona gar nicht der Ort ſey, welcher Hamburgs Verluſt erſetzen könne, und deſs deſſen Flor nothwendig nur momentan ſeyn werde. Der Krieg zwiſchen Dänemark und England und das von jenem gleichfalls angenommene ſtrenge Blokadeſyſtem wird darüber den Vf. hoffentlich gänzlich beruhiget haben, da Altona jetzt eine gleich drückende Stockung alles Handels erleidet als Hamburg.

Die Sprache iſt im Ganzen correct, jedoch nicht ohne einige Flecken, wie z. B. ſie ſchaden ſt. ihnen ſchaden u. ſ. w.

P. d. G.

Niederſachſen: Gründliche Beantwortung der Frage: Warum iſt es von ſo vielen Regenten mit den Bemühungen, die Völker zu beglücken, auch noch nicht Einem gelungen? und wie kann dieſer Zweck ohnfehlbar erreicht werden? Der einzig mögliche Standpunct, die Welt beglücken zu können. Mit Beweiſen. 1808. 64 S. kl. 8. (6 Gr.) Möchten doch unberufene Schreiber nie vergeſſen, daſs, um die Menſchen zu belehren und zu beglücken, etwas mehr erfoderlich iſt als guter Wille! Dieſen wollen wir zwar dem ungenannten Rathgeber der Fürſten und Völker in dieſer kleinen Schrift nicht abſprechen, mit deſto gröſserem Rechte aber alle und jede Befugniſs als Schriftſteller in der gelehrten Welt aufzutreten. Man höre, welches denn nach ihm die untrüglichen Mittel ſind, die Völker auf immer glücklich zu machen. Abſchaffung aller Zünfte und Innungen, die hier unbedingt getadelt werden. Abſchaffung aller und jeder Vorrechte des Adels, auf den unſer Vf. gleichfalls gar nicht gut zu ſprechen iſt; — vorzüglich aber Einführung vollkommener Vermögensgleichheit unter allen im Staate lebenden Menſchen und dazu — Vernichtung aller ins Groſse gehenden Handels- und Fabrik-Unternehmen. Alle und jede, die ſich damit befaſſen, heiſsen hier Engländer, ihr Gewerbe engländern. Es ekelt Rec., dergleichen Unſinn, das Buch enthält deſſen noch mehr, weiter anzuführen und zu widerlegen. Er hofft, daſs die edelmüthigen Fürſten, denen es mit dem Beglücken ihrer Völker wirklich ein Ernſt iſt, und welchen der Vf. ſein Buch zum hochgeneigten Selbſtdurchleſen empfiehlt, zum Durchleſen von dergleichen Machwerke weder Zeit noch Luſt haben werden.

P. d. G.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. Braunes: *Beſchreibung der Feſtung Gibraltar.* Nebſt einem Plan. 1808. 16 S. 8. (12 Gr.) Von einem Producte des Augenblicks, für den Augenblick berechnet, läſst ſich nicht viel fodern. Nur muſs es keine groben Irrthümer oder Albernheiten enthalten. Der Plan der Feſtung Gibraltar iſt befriedigend. Er zeigt die überaus ſtarke und haltbare Lage dieſes durch die Kunſt unterſtützten Naturwerks anſchaulich. Widrig iſt das Gemiſch dreyer Sprachen in den angegebenen Namen. De ſind *neutraler Grund, Devil's Tower, Innondation* (welches gar kein Wort iſt) nachbarlich beyſammen, und das Ganze iſt *grave a lean - forte par Ct. More a Berlin.* Die Beſchreibung iſt wahrſcheinlich aus einer engliſchen, die während der letzten Belagerung v. J. 1779 bis 1783 Statt hatte, entlehnt. Es waren damals überhaupt 663 Artilleriſtücke vorhanden. „Bey jetziger Periode, ſetzt der Vf. hinzu, werden wohl nicht weniger ſeyn.“ Den Druckfehler S. 8 *Male* iſt in *Mole* zu verbeſſern. Eine franzöſiſche Überſetzung dieſes Bogens unter dem Titel:

Berlin, b. Braunes: *Deſcription de la forteresse de Gibraltar.* Traduite de l'Allemend en Frençeis par *S. G. D—r.* 1808. 15 S. 8. (12 Gr.) iſt nicht genau, hat Zuſatze, Auslaſſungen, und iſt durch Druckfehler verunſtaltet. Wenn das Original S. 15 die Worte hat: „die Spanier beuten an beiden Flügeln Forte (Forts, Schenzen), wovon das auf dem (dem) rechten Flügel das Fort Philip (Philipp), und das auf dem linken das Fort Barbara genennt wird“: ſo heiſst es im Franzöſ. bloſs: *„Ils établirent aux deux flancs des forts, dont l'un à gauche fut appelle le fort Barbara;“* alſo wird das F. Philipp ausgelaſſen. Auf der Charte ſteht *Fort Barbaral.* Der Deutſche hat die letzten Perioden des Franzoſen nicht. Sie lauten ſo: *„Il y aura des difficultes enormes à surmonter pour s'emparer d'une place aussi fortifiee par la nature et l'art. Mais que ne peut-on pas esperer d'un genie aussi sublime que celui de Napoleon? Ses talent militaires realisent des prodiges qui nous paraitraient fabuleux, si nous n'en etions pas les temoins!“* Der Grundriſs iſt unverändert derſelbe.

Cht.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 MÄRZ, 1809.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Geſchichte der churſächſiſchen Staaten*, von D. *Chriſt. Ernſt Weiſse*, Oberhofgerichtsaſſeſſor und ord. Prof. des Lehnrechts zu Leipzig. 5 Band. Auch unter dem Titel: *Neueſte Geſchichte des Königreichs Sachſen ſeit dem prager Frieden bis auf unſere Zeiten.* I Band. 1808. XII. IV u. 438 S. 8. (2 Thlr.)

„Um den Ankauf dieſes Werkes für diejenigen zu erleichtern, die ein gröſseres Intereſſe an der neueren als älteren Geſchichte nehmen, und die ſich vorzüglich von der für das Land ſo wohlthätigen Regierung unſeres allgemein geliebten und verehrten Königs zu unterrichten wünſchen, mit welcher ſich der zweyte Band beſchäftigen wird, iſt ein beſonderer Titel deſſelben beygelegt, der auch deſswegen ſchicklicher als der ältere ſeyn dürfte, weil ſich der Titel einer jeden Landesgeſchichte gewöhnlich auf den gegenwärtigen Rang des Staats zu beziehen pflegt. Und damit auch das Buch in der That ein für ſich beſtehendes Ganzes bilde, habe ich in der Einleitung ſolche Notizen aus der älteren Zeit vorausgeſchickt, deren Kenntniſs zur Erläuterung der neueren Begebenheiten nothwendig iſt.“ (Vorr. V.) Dieſe Einleitung (1—25) iſt freylich etwas kurz; daſs mehrere unſerer Anſichten aus den Recenſionen der erſteren Theile nicht berückſichtigt ſind, wollen wir blos anzeigen. Die Geſchichte ſelbſt enthält den Zeitraum vom prager Frieden bis zu dem ruhigen Beſitz von Polen und zum Frieden mit Schweden 1729, bearbeitet, was die inneren Angelegenheiten betrifft, gröſstentheils aus den ungedruckten Landtagsnachrichten und daher mit höchſt intereſſanter belohnender Umſtändlichkeit, die ein wahrer Gewinn für die deutſche Geſchichte und nur erſt von wenigen Theilen des Vaterlandes uns ſo zur Hand iſt. Rec. kennt in dieſem Umfang ſolcher Materialien nur *Baczko's*, der eigenthümlichen Verhältniſſe wegen, noch ausführlicheres Werk. Dieſs iſt ein angenehmes Geſchenk dem, der über den ſchimmernden Glanz der äuſseren Verhältniſſe eines Landes, die oft noch vielfach wichtigeren und gewiſs eben ſo anziehenderen inneren nicht überſieht. Nach ſolchen Aufklärungen, wie ſie hier über die Geſchichte des Landes und die Verhandlungen darin gegeben werden, lernt man die erſtere in manchen Provinzen aus einem ganz anderen Geſichtspunct betrachten. Klarer und heller erſcheinen uns ſeine Verhältniſſe, leichter wird die Vergleichung der Staaten unter einander, und wir ſehen die Urſachen ein, warum ihre Geſchichte gerade ſo laufen, ein Land über das andere *aus eigener Kraft* ſich heben muſste, warum die ganze Staatsverfaſſung ſo und nicht anders ſich formte. Wir finden, wie Brandenburg, ein ärmeres, weniger von kunſtvollen Handelsleuten bewohntes, zerſtückeltes Gebiet, die imponirendere Rolle ſpielen konnte, während Sachſen zurückblieb. Eine durchgeführte Vergleichung beider Staaten, und, wenn wir erſt von mehreren ſolche Notizen beſitzen, verbunden mit anderen, würde ein ganz eigenes Gemälde werden. Das Detail allein giebt einer Erzählung ihre vorzügliche Brauchbarkeit, das Generaliſiren iſt nutzlos. — Die Schilderung der Verheerungen des 30jährigen Krieges iſt erſchütternd, — „die Einwohner von Leipzig waren ſo ſehr verarmt, daſs ſie oft todte Hunde, die in der Stadt erſchlagen und vor die Thore geworfen wurden, zu ihrer Nahrung aufſuchten“ (S. 66). Intereſſant iſt die in dieſem Zeitraum erfolgende vollſtändige Ausbildung der *Landeshoheit*, die keine Regierung ſo früh, eifrig und thätig ſuchte, als gerade die ſächſiſche. Von Hofjuriſten eingeleitet, genährt oder vielleicht auch aufgefaſst durch falſche hiſtoriſche Unterſtellungen und durch natürliche Triebe, fortgeführt zum Ziel von Generation zu Generation, wie aufgelegt in einem politiſchen Teſtament, mit umfaſſendem Gewinn und ſchnellen Schritten. Hier reiht ſich der Streit darüber in der Familie ſelbſt, über die Landesantheile der durch das Teſtament des Kurfürſten Joh. Georg I entſtandenen Nebenlinien, an die älteren Irrungen an. Möchten wir doch jetzt recht vielen Stoff zu einer künftigen Geſchichte der Landeshoheitsſtreitigkeiten erhalten! (*Billig* ſpricht der Vf. von *Unterhoheit*, untergeordneter *Regierung* anderer Fürſten und Stände (4. 104), *Oberhoheit* des Kurfürſten.) Wir finden aber auch in dieſem Zeitraum reell die traurige, völlige Löſung des Reichsverbandes, eigenmächtige Aufhebung der Adpellationen aus den Stiftern an die Reichsgerichte (138. 105); Trennungen der Stände. 1682 trug der Adel darauf an, daſs ſeine Söhne auf den Landſchulen von denen der Bürger ganz abgeſondert, und ihnen dazu ausſchlieſsend die Landſchule zu Meiſſen eingeräumt werden möchte; nicht blos, weil ſie andere Wiſſenſchaften erlernen müſsten, weil unter ihnen Zankereyen vorfielen, „ſondern auch die adlichen in ihren Sitten zurückgeſetzt, und durch den

Digitized by Google

gleichen Zwang dergeſtalt ſchüchtern gemacht würden, daſs ihnen nachher beſtändig etwas davon anhangen bliebe" (S. 313).

Wir heben, nach unſerer Gewohnheit, mehrere Stellen aus, wo wir anſtieſsen. Auch für einige Behauptungen und Ausſprüche des Zeitgeiſtes hat der Vf. Stoff geſammelt. Die Behauptung (S. 13): „die Reformation habe die Entwickelung mehrerer Theile der Staatsverwaltung in Sachſen, ſo wie in den meiſten anderen deutſchen Ländern, verſpätigt und zurückgehalten," wollen wir nicht dahin rechnen; doch iſt ſie vielleicht denen willkommen, welche jetzt die Reformation herabzuſetzen ſuchen. Beſſere Einſichten, Aufmerkſamkeit auf manche Mängel und Gebrechen ſind indeſs ſo wenig nothwendige Folge aus einem vorhergehenden Zuſtand, daſs man wohl nicht behaupten kann, ohne ein dazwiſchenliegendes Ereigniſs würden ſie ſchon früher Statt gefunden haben. Hier kann man behaupten, ohne die freye Prüfung und den ſo vielfach rege gewordenen Geiſt der Unterſuchung, ohne die durch die Reformation entſtandene Noth in mancher Hinſicht, dürfte wahrſcheinlich Vieles noch gar nicht einmal ſo früh zur Sprache gebracht ſeyn. Aber ohne Frage können wir dahin die Aufſtellung der Urtheile des kurſächſiſchen Cabinets über die Folgen der Unterhandlungen zu Münſter und Osnabrück (S. 53) rechnen, und über die Schädlichkeit eines eigenen *Corpus evangelicorum* (S. 81). Dort wurde prophezeihet, die durch Vermittlung der fremden Mächte erfolgte Ausgleichung der inneren Streitigkeiten würde dieſen einen Einfluſs auf das deutſche Reich gewähren, wodurch daſſelbe zu Grunde gehen müſſe. Hier, daſs durch dergleichen einſeitige Berathſchlagungen bey dem Gegentheil *jalouſie* und *ombrage* gegeben, ſchädliche Differenzen verurſacht u. die Reichsverhandlungen merklich verhindert werden möchten. Solche Sachen vorherzuſagen, war eben keine groſse Klugheit, man wollte auch dadurch nur ſchrecken, was ſich ſchrecken lieſse, und auch hier den Geiſt des Widerſpruchs zu erkennen geben, der in dieſen Angelegenheiten damals in Dresden herrſchte. Politiſche Berechnung lag nicht einmal zum Grunde. Wie hätte denn wohl eine Vergleichung der beiden Theile bloſs unter ſich Statt finden ſollen, wenn nicht auf ſo ſchädliche Bedingungen, als die des prager Friedens? Aber damit nur *der* Liebling in allen Puncten bliebe, ſollten lieber die wichtigſten Rechte der Proteſtanten aufgegeben werden! Ein eigenes Band für die Proteſtanten war durchaus nothwendig, ihr feſtes Zuſammenhalten Pflicht — mögen die Folgen auch geweſen ſeyn, welche ſie wollen — ſobald einmal religiöſe Verſchiedenheit war, deren verſchiedene Theilnehmer durchaus nicht im Niveau vernünftiger Ruhe blieben, wo überdieſs die andere Partey beſtimmt das Übergewicht phyſiſcher Kräfte hatte, und damit wirken wollte. Der geringſte Grad von Menſchenkenntniſs und Klugheit durfte ſich durch den bloſsen Buchſtaben des Friedens nicht geſichert glauben. Was das Schwert geformt, kann das Schwert löſen. Was hielt man den Huſſiten, als ſie getrennt, ſchwach und leichtſinnig ſich hingaben? Was man zu fürchten hatte, war deutlich ausgeſprochen, durch das Reſtitutions-Edict, die Behandlung der Böhmen, der Öſterreicher! Haben nachher die vielen Bedrückungen, von denen ganze Bände geſammelt ſind, das was zu Riswyk geſchah, die Tyranney gegen die Ungarn, die Rechtmäſsigkeit ſolcher Maſsregeln nicht bewahrt? Die allgemeine Vereinigung lag auch dem ſächſiſchen Cabinet nicht ſo ſehr am Herzen. Denn zu der Zeit, als es in Hinſicht des *Corpus evangelicorum* dieſe Sprache führte, wollte es die Reformirten von den Proteſtanten ausſchlieſsen, und proteſtirte gegen die zu ihrem Gunſten erfolgten Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens!

Um ſo mehr bedauerte Rec., dergleichen Sachen hier auf die Art hervorgehoben zu ſehen, Nahrung den trüglichen und falſchen Stimmen des Zeitgeiſtes (der mehr als ein Kobold iſt), die man ihnen lieber entziehen ſollte. Der Vorwurf, daſs durch die religiöſe Trennung Deutſchlands die politiſche herbeygeführt, beide die vornehmſte, und faſt ausſchlieſsliche Urſache der Auflöſung der Reichsverfaſſung bildeten, gilt ja auch dem Lande des Vfs. und ſeinen Glaubensgenoſſen. Durch die früheren Einſichten wird die ſpätere Einwilligung nicht ausgeglichen, die Verderblichkeit der Maſsregel bleibt dieſelbe. Faſst man den, nicht ohne Abſicht (Viele ſind freylich, ohne daſs ſie es wiſſen, bloſs Werkzeug, Manche gefallen ſich in der neuen Idee) aufgeſtellten Vorwurf genauer: ſo führt er auf Alterthum. Jene Trennung war nothwendig; andere Zeiten damals, die nicht im Geiſte der unſrigen allein beurtheilt werden können. Sollte lieber die theuer errungene religioſe Freyheit, und mit ihr die politiſche, ſchon damals verloren gegeben werden, weil dieſe Folgen in der Zukunft daraus entſtehen konnten? Anders lautete die Geſchichte freylich dann, die Klagen, wie nun, wären uns erſpart. Konnten die Proteſtanten vorher ſehen, was 1806 kommen würde? Wer hat denn die Schuld, daſs es ſo ſeyn muſste? Der Vorwurf fällt auf die zurück, welche ihn anſtimmen. Nicht die Trennung in beide Religionstheile hat Deutſchland geſchwächt und ſeine Staatsform aufgelöſt; mannichfache, zuſammengetretene Ereigniſſe haben dazu gewirkt; nicht aus einer Urſache läſst ſich das Reſultat ableiten, zunächſt iſt die Trennung der einzelnen Staaten von der Regierung die vornehmſte Quelle. Iſt denn dieſe aber durch die Trennung der Proteſtanten und Katholiken entſtanden, haben jene eine natürliche Tendenz gehabt, ſich vom Oberhaupt zu trennen, und wenn das wäre, liegt bloſs in ihnen, ihrem kirchlichen Syſtem der Grund, daſs ſie ſo handelten; haben dieſe ſpäter angefangen, länger ſich geſträubt, die Hoheit an ſich zu nehmen, und immer weiter auszudehnen? Warum muſs man denn durchaus nur eine Partey belaſten wollen, wird dadurch die Trennung gehoben? Wir alle haben gefehlt, innerhalb der Mauern und auſserhalb, daſs wir nicht thätige

Digitized by Google

Mafsregeln ergriffen haben; fo laſst uns denn zuſammen vergeſſen, was geſchah, und einmüthig, kraftig, deutſches Geiſtes, nur an die Zukunft denken. Das ziemt unglücklichen Völkern, nicht das herzzerreiſsende Bild eigener Zerfleiſchung aufzuſtellen, und Öl in das Feuer zu gieſsen, das ſie löſchen ſollten. Gleich ſind die Vorwürfe, die man in dieſer Hinſicht Friedrich II machte. Wie gern möchte Rec. auch hierüber ſprechen, wenn der Umfang ſeiner Anzeige, deren Grenzen er ſchon überſchritten hat, ihn nicht zurückhielt! Was Friedrich auch gethan haben mag, die einzige Idee des Fürſtenbundes, an welche Deutſchlands Rettung geknüpft werden konnte, die er uns leuchtend vorzeigte, wiegt alles Übrige auf. Warum folgte denn Deutſchland nicht auf dem Wege, warum ſind die Hoffnungen der Nation nicht erfüllt, warum *die Erwartungen vom Fürſtenbunde* verhallt? Rec. hält es für Pflicht, gegen alles zu eifern, was der Einigkeit ſchaden, was Deutſche gegen einander mit Bitterkeit erfüllen muſs. Die Zeit, die ſolche Aufserungen gab, wird ſie auch wieder vernichten, aber unterdeſſen können ſie vielfach geſchadet haben. S. 324 iſt die Schutzgerechtigkeit zu Nordhauſen unter den von Sachſen an Brandenburg verkauften Stücken nicht genannt (vergl. II, 54); 325 kann aus *Dreyhaupt Beſchr. d. Saalkr.* 2, 867, die Kaufſumme für das Amt *Petersberg*, 40,000 Thaler zugeſetzt werden. *Adelung* mag doch Recht haben, daſs die ganze Grafſchaft Wettin an Magdeburg gekommen; aber der *Petersberg* hatte aufgehört, ein Theil derſelben zu ſeyn; das Kloſter war ja St. Peter übergeben, und die Schutzgereehtigkeit ſollte dem Älteſten der Familie, nicht dem Beſitzer der Grafſchaft Wettin zuſtehen. S. 329. Nicht die Rhein-, ſondern die Harz-Linie der Grafen zu Stolberg iſt ausgeſtorben; die Geſchichte von Heringen und Kelbra iſt nicht ganz vollſtändig. Letzteres war hienach ganz ſtolbergiſch, wie hat nun Schwarzburg ſeine *eigenthümliche* Hälfte erworben? Nicht, daſs wir verlangten, der Vf. ſolle uns das ſagen, ſondern nur, daſs hier eine Lücke ſey. S. 118. Auch die Erzählung der Irrungen über die querfurtiſche Präſentation zu einer Reichskammergerichts-Beyſitzerſtelle iſt nicht deutlich genug; S. 168. Thaler von *Talent* iſt wohl nicht die richtige Ableitung, ſteht wenigſtens der gewöhnlichen ſehr nach. Die Manier des Vfs. iſt der gleich in den vorigen Bänden; in der Sprache liegt bisweilen Undeutſchheit und Härte.

H. St. F.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Anekdoten, Charakterzüge und Kriegsfahrten (!) aus dem Leben des Prinzen Heinrichs von Preuſſen.* 1804. Zweyte Sammlung 216 S. Dritte Samml. 198 S. Vierte Samml. 132 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Herausgeber ſcheint ein alter Kriegsmann und Bewunderer des Prinzen H. zu ſeyn, den eigene Erfahrung und Mittheilungen anderer mit Materialien zu dieſen Sammlungen verſahen. Die zweyte enthält Anekdoten aus dem erſten ſchleſiſchen Kriege, von Schlachtfeldern, aus Dresden u. ſ. w. Die dritte eine Beſchreibung von Rheinsberg, dem Hofe, Garten, Theater; Züge aus des Prinzen Privatleben und Charakter, z. B. von ſeinen Arbeiten für ſein Theater, ſeinen Liebſchaften, der vorgeblichen Eiferſucht zwiſchen den beiden Brüdern, ſeinen Einkünften u. ſ. w., wobey bis S. 83 ein fremder Aufſatz zum Grunde liegt; ſodann Anekdoten von ſeiner Vermählung und einige aus dem ſiebenjährigen Kriege. Die vierte liefert auf einmal Nachrichten von ſeinem Tode, dann wieder aus dem 7jährigen und dem hayerſchen Erbfolge-Kriege, abermals von Rheinsberg, und kurze Lebensgeſchichten einiger preuſſiſcher Generale. — Oft findet man gute Nachrichten und Reflexionen, welche Kriegs- und Terrain-Kenntniſs verrathen, z. B. über die Affaire bey Keſſelsdorf 2te S. 189 ff., bey Pirna 3te S. 156 ff., zum Theil aus handſchriftlichen Relationen eines Augenzeugen; auch ſind die eingeſtreuten biographiſchen und chorographiſchen Notizen gröſstentheils richtig und verſtändig abgefaſst. Dagegen ermüdet der Vf. durch eine unglaubliche Weitſchweifigkeit, durch weit ausgeſponnene, fade Dialogen, durch Baggatellen von Fähndrichs, Marqueurs, Dienſtmädchen, Kindern, und durch eine Sprache, deren Incorrecthеit oft ins Kauderwelſche ſtreift, und ſich in den erſten Jahren des 7jährigen Kriegs gebildet zu haben ſcheint. Nur 2 Beyſpiele. 2te Samml. S. 29: Als unter anderen der Prinz Wilhelm v. Heſſen, welcher bey der *Kaiſerkrönung* zugegen geweſen war, ſich gegen den Pr. H. beklagte, daſs *dieſe Fürſtin* die Reichsfürſten kaum als ihre Unterthanen eſtimiret" u. ſ. w. (er meint die Kaiſerin Maria Thereſia). S. 31 feyert die öſterreichiſche Armee die Erhebung des Groſsherzogs zum Kaiſer, „wohey alle möglich zu machende Luſtbarkeiten veranſtaltet waren, und wo der *Brodel* von ſüſser Koſt *die Lüfte räucherte* und der Wein wie Waſſer floſs." — Seinen Helden läſst er bald ein ungeſchicktes Compliment machen, bald etwas ſehr Gezlertes ſagen, jenes z. B. 2te Samml. S. 150, wo der Prinz eine Frau lobt, welche, taub gegen die Lockungen eines Liebhabers, ihrem Manne treu geblieben war, ſoll er geſagt haben: Sie haben ſich ſo brav gehalten, daſs man Sie unter die neueren *Helenen* zählen kann" (vielleicht hatte er ſpecielle Nachrichten von ihr *ſeit ihrer Rückkehr von Troja*); dieſes 4te Samml. S. 116, wo der Prinz vor der Fronte in einer Action geſagt haben ſoll: „Wer dem Tod als Mann nicht in die Augen ſehen kann, hat auch als Säugling ſeine Mutter nicht anlächeln können." — In einer Anm. 2te Samml. S. 24 ſteht: „Es iſt bekannt und die Geſchichte ſagt es, daſs ſich die preuſſiſche *Königskrone* aus dem Hauſe *Zollern* herſchreibt." — Übrigens findet man hier wohl *Anekdoten* und einige *Charakterzüge* von dem Prinzen, über ſeine *Kriegsfahrten* aber muſs man ſich aus *von Bülow's* kritiſcher Geſchichte ſeiner Feldzüge (2 B. Berlin 1805) unterrichten.

cff.

Digitized by Google

Ohne Druckort: *Das Jahr 1806 und Deutschlands Souveräne zu Anfang des Jahres 1807. Übersicht der denkwürdigsten Vorfälle seit dem presburger Friedenstractat.* Mit den Bildnissen der 5 Stifter des preussischen Kriegsheeres und einer Anzeige aller Länder der preussischen Monarchie in chronologischer Folge. Gedruckt i. J. 1807. 136 S. gr. 8. (10 Gr.)

Der Vf. giebt zuerst eine Übersicht der denkwürdigsten Vorfalle seit dem Abschlusse des presburger Friedens bis zum 31 Dec. 1806, in gedrängter Kürze, aber vollständig; so dass wir auch nicht Ein merkwürdiges Factum vermissen, wohl aber Verschiedenes finden, das eigentlich wohl nicht hieher gehört. Bey einigen Gelegenheiten macht der Vf. kurze Bemerkungen, z. B. bey dem preussischen Manifeste, die keinen Freund des preussischen Namen verrathen; oder er theilt Gedanken Anderer mit, wie bey Wittenberg's Leiden, wo ein interessanter Brief aus dem Morgenblatte abgedruckt ist. Auf diese Darstellung folgt die Beschreibung der Belagerung Breslau's vom Hn. Prof. *Manso*, treu und wahr, wie wir es nun aus mehreren Blättern wissen. Hierauf kurze Erzählung, wie nach und nach Hohenzollern zu solchem Umfang von Ländern kam. Nur selten dabey eine Bemerkung; aber bey Friedrich II, dem gebührendes Lob gesagt wird, heifst es auch: nach dem siebenjährigen Kriege habe er die Regie eingeführt, und ein Heer französischer Financiers kommen lassen. Seine Unterthanen lernten, was Contrebande sey, zum grösten Nachtheil rechtlicher Denkart, wozu noch Abnahme der Religiosität kam, die der König durch Beyspiel und Schriften beförderte. Die Anstellung gelehrter und einsichtsvoller Männer in allen Fächern habe der französirenden, frivolen und irreligiösen Denkart die Wage gehalten, und von Berlin aus habe sich eine heilsame Reform der protestantischen Dogmatik verbreitet.

S. 72. Uber das Unglück der preussischen Monarchie. Eine aus *Vogt's* europäischen Staatsrelationen abgedruckte bekannte Abhandlung, von der jedoch Mehreres ausgelassen worden. S. 78. Umsturz der Republik Polen; kurze Geschichte bis 1794. Man findet nichts Neues. S. 88. Frankreichs jetziger Zustand von einem Engländer. Aus der Schrift: Zustand der brittischen Nation in Hinsicht ihrer auswärtigen Verhältnisse zu Anfang der jetzigen (Foxischen) Administration, wo Frankreich als ein Lager voll der schönsten und geübtesten Soldaten dargestellt wird. S. 93. Deutschlands Souveräne zu Anfang 1807. Von sämmtlichen Fürsten werden die regierenden Herren, ihre Gemahlinnen und Kron- oder Erb-Prinzen, die vorzüglichsten Länder, Haupt- und einige andere Städte genannt. Dabey manche Unrichtigkeit, z. B. bey Bayern wird Bayreuth, bey Würtemberg Ulm angeführt, bey dem Primatial-Staate fehlt Frankfurt. Als Coadjutor wird Cardinal Fesch genannt, geboren als Freyherr von Fesch zu Ajaccio. Der Fürst von Nassau Weilburg wird als Mitregent sämmtlicher nassauischer Lande, als Herzog, als Präsident im Collegium der Fürsten genannt, da dies doch blos vom Herzog von Nassau-Usingen gilt. Bey Anhalt wird gesagt, eine gemeinschaftliche Obergerichtsbarkeit sey, wie für alle nassauischen Lande, wünschenswerth. Es ist zweydeutig, ob der Vf. das O. A. Gericht zu Hadamar kennt. Eben so wünscht er den Herzogen zu Sachsen ein gleiches Gericht, da sie ja schon eine, weit weniger nöthige (!!) gemeinschaftliche hohe Schule (*Jena*) hätten!! Unter den deutschen Regenten, die im J. 1806 ihre Lande verloren haben, wird auch der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der stets die Regierung behielt, genannt. Bey Oranien Fulda heifst es: Nassau-Dillenburg und Diez seyen unter die Souveränetät von Usingen und Weilburg gekommen, von Siegen und Hadamar wird nichts gesagt. Der Vf. scheint Art. 25 die Conföderations-Acte nicht gelesen zu haben. S. 105 die zwey ersten Monate von 1807. Fortsetzung der zuerst angeführten Übersicht. Von dem Lieutenant Schill wird gesagt, er sey ein zweyter Luckner, aber unter Umständen, die seine Streifereyen verderblich statt nützlich fürs Vaterland machen. S. 112. Auszüge aus v. Müllers bekanter Rede vom Ruhme Friedrichs II. Den Schluss macht S. 133. Schreiben der 14jährigen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz (jetzt Königin von England) an Friedrich II, während des 7 jährigen Kriegs. Es macht ihrem Herzen Ehre. Man kann die Absicht, warum es hier wieder abgedruckt wurde, leicht errathen. Als Stifter der preussischen Armee sind genannt und abgebildet: Friedrich Wilhelm der grose Kurfürst, und die darauf folgenden vier Könige. S. i.

KLEINE SCHRIFTEN.

Ausländische Sprachkunde. *Hamburg*, b. Perthes: *Gramatica sucinta del Idioma Aleman, al uso de la tropa Española en Alemania* por *Conrado Ludger*. 1808. 139 S. kl. 8. Der Aufenthalt des spanischen Armeecorps im nördlichen Deutschland hat dieser kleinen Sprachlehre ihr Daseyn gegeben. Der Vf. hat durch dieselbe den Spaniern blos ein Noth- und Hülfs-Büchlein zur Erleichterung des Erlernens unserer Sprache in die Hand geben, keineswegs aber ein vollständiges grammatisches Lehrgebäude errichten wollen. Seine kurze Sprachlehre sollte den Kriegern in ihren Erholungsstunden die Mittel verschaffen, das, was ihnen an Worten und Redensarten der tägliche Umgang und das tägliche Bedürfniss zuführte, an Regeln knüpfen, und den empfangenen Stoff für den Gebrauch ordnen zu können. Diesem lobenswerthen Zwecke entspricht die geschickte Ausführung. Rec. hat die kurze Sprachlehre sorgfältig durchgelesen, und überall sowohl unwidersprechliche Beweise der Geschicklichkeit des Vfs. gefunden, sich einfach, klar und bestimmt im Spanischen auszudrücken, als auch die für den Anfänger nothwendigen Sprachregeln methodisch zu ordnen und darzustellen. Gewiss hat das Büchlein in mehr als einem Spanier den Wunsch erregt, von dem Vf. durch eine vollständige Grammatik weiter geführt zu werden, — so wie wir es wünschen, dass der Vf. durch eine ähnliche spanische Sprachlehre für Deutsche sich um die Dankbarkeit der deutschen Krieger, welche die Zeitbegebenheiten nach Spanien geführt haben, bewerben wollen möchte. F**** S*** A***.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 MÄRZ, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Romantische Wälder*, vom Verfasser des Lacrimas. 1808. 230 S. 12. (1 Rthlr.)

Der Vf. des *Lacrimas*, nachdem er sich neuerdings in zwey Tragödien nach antikem Zuschnitt: *Niobe* — und *der Graf von Gleichen* — versucht hat, zeigt sich hier wiederum in seiner ersten Gestalt, die Formen, den Ton und das Colorit der gegenwärtig so beliebten spanischen Poesie nachbildend. Es scheint als ob es ihm, in so weit diese Poesie seinem besonderen Charakter als Dichter mehr angemessen ist, hiemit besser gelange als mit der Nachahmung des griechischen Styls, wenn gleich unter der nicht geringen Anzahl von gröfseren und kleineren Gedichten, welche den Inhalt des zierlichen Buches ausmachen, auch nur Weniges sich befindet, das vollkommene Befriedigung gewährt. Einzelne Schönheiten trifft man fast in jedem Stücke, und man kann in ihnen den zarten feinen Sinn des Dichters nicht verkennen, womit er die mannichfaltigen Erscheinungen der Liebe bald sinnlich schwärmerisch, bald sinnreich deutend, bald mystisch ahndend aufzufassen weifs. Aber indem man solcher reizenden Einzelnheiten sich erfreut, vermifst man oft das Ganze, in welchem sie als wesentliche Theile leben sollten. Bey dem vorwiegenden Hange, sich lyrisch zu ergiefsen, gebricht es in den meisten Fällen an Kraft, den Gegenstand vollständig auszubilden, und ihn mit vollem Leben auszufüllen und hinzustellen, so dafs er in Allgemeinheit zerfliefst, oder doch in einer nicht hinlänglich bestimmten Gestalt hin und her schwankt. Die Formen der südlichen Poesie schmeicheln überdiefs einem solchen Hange zu blofs musikalischen Ergiefsungen, und verführen leicht zu einer Unbestimmtheit und einem Übermafs an Wortfülle, die durch die Wohlklange und das eigenthümliche Tonspiel der neulateinischen Sprachen doch einigermafsen wieder gut gemacht werden, in dem deutschen Idiome aber, das jene Musik gröfstentheils entbehret, ein viel zu geringes Gegengewicht finden.

In den drey Gedichten: *Der Fels der Liebenden — die Eroberung von Antiochia* — und *des Kamaldulensers Pfingstfeyer*, ist der Ton episch-lyrisch, der Stoff aus Legenden entlehnt, und die Behandlung mystisch. Letzteres ist vornehmlich der Fall bey der ersteren Geschichte, in welcher eben so viel von der Mutter Maria und dem Heiland, als von der Liebe des christlichen Helden zu einer heidnischen Prinzessin poetisirt wird, und zwar auf eine ziemlich abenteuerliche Weise, und im Kleinen so, wie am Schlusse der Tragödie des Grafen von Gleichen. So sagt z. B. der Ritter, in einem Selbstgespräche die Geliebte anredend, mit der er noch kein Wort gewechselt:

Delphische Sibyll'! es wohnet
Hohe Kunde vom Heilande
Inn'ge Kund' in deiner Seele,
Kunde deinem Selbst entwachsen.
Bist du's, die ich längst mir suchte
Bey den andern Glaub'gen allen?
Du bekennst ihn nicht durch Lehren,
Denn in dir ist er entstanden;
Auch entstanden nicht, nein immer
War er in dir vom Anfange,
Denn er lebt ja mit sein Leben
In dir, wenn sich regt dein Athem u. s. w.

Über diese dialektischen Spitzfindigkeiten, wo mancher sinnreicher Gedanke mit unterläuft, vergifst man den eigentlichen Gegenstand fast ganz, und ist verwundert, wie man nach diesen Reden auf einmal die beiden Liebenden auf dem tragischen Felsen erblickt, von wo die Verfolgten, innig umarmt, sich in das Meer stürzen. — Der Erzählung: *die Eroberung von Antiochia*, mangelt eines Theils die gehörige Anschaulichkeit und anderen Theils das schauderliche Colorit, welches dem Thema angemessen ist, und nur an einigen Stellen sichtbar wird. — *Des Kamaldulensers Pfingstfeyer* ist klar und anschaulich dargestellt, und man fühlt sich immer angezogen bis auf den Schlufs, welcher der erregten Erwartung nicht entspricht, und die Phantasie im Leeren läfst. — Es folgen hierauf neun kleine Gedichte, mit der Überschrift: *Romanzen;* sie sind nach unserer Meinung das Beste in der ganzen Sammlung, und hier scheint der Dichter ganz in seiner Sphäre zu seyn. Meist enthalten sie Liebesphantasieen, deren Lieblichkeit eben so reizend als eigenthümlicher Art ist. Dann kommen *Eklogen*. Ohne eigentlichen Zusammenhang singen ein halb Dutzend Schäfer und ein paar Schäferinnen ihre verschiedenen Liebesstimmungen, die meistens von der klagenden Art sind, bald in Sonetten bald in Canzonen, auch die Form der Sestine und der Glosse fehlt nicht. Hier begegnet man gleichfalls mancher lieblichen Phantasie, manchem sinnreichen Gedanken, und auch hier befindet sich der Dichter ganz in seinem Elemente; nur ist in den meisten Stücken das Ringen mit der Form noch zu sichtbar, und nicht selten sucht er sich mit einem halbpassenden Ausdruck abzufinden. So-

Digitized by Google

wohl durch Neuheit als Zartheit zeichnen sich die Gesänge der Leonella besonders aus S. 164 und 186, so wie der Gesang des Darinel S. 197. — Den Beschluss macht *Aser und Zalinde*, eine morgenländische Erzählung in Prosa. Mit üppigen glühenden Farben schildert sie nach morgenländischer Weise das verzehrende Feuer orientalischer Liebe; nur manche Bilder wünschten wir als ungehörig weg. Wenn es S. 204 für: um die er nur noch lebte, heisst: um die seine Brust nur sich der zwischen Himmel und Erde schwebenden Luft bemächtigte — so ist dies leerer Bombast, und keine phantasiereiche Sprache.

Ha. Ha.

Carlsruhe, b. Macklot: *Ambrosio, oder der Mann des Berufs und der Pflicht.* Eine spanische Novelle. 1808. I Theil. 346 S. II Theil. 168 S. 8. (2 Thlr.)

Der Vf. oder Bearbeiter dieses aus den verschiedenartigsten Theilen zusammengestümperten Romanes hat auf eine originelle Art für die Hauptbedürfnisse der gemeinen Lesewelt ihn einzurichten gesucht. In dem *ersten* Theile erzählt er seine Geschichte mit einer so redseligen Breite und einer so allgemein verständlich erklärenden Umständlichkeit, und er weiss das Verlangen nach Mitleid erregenden Scenen auf eine so populäre Weise zu befriedigen, dass die gutmüthigen und die aufgeklärten Leser, denen nichts über handgreifliche Verständlichkeit und herzliche Rührung geht, mit ihm recht zufrieden seyn müssen. Und — was wirklich ein Kunststück ist, wie es dem Rec. wenigstens noch nicht vorgekommen — nicht weniger zufrieden werden die Leser mit dem Buche seyn, die, mit unersättlicher Neugier dem Abenteuerlichen nachjagend, auf jeder Seite einer neuen unerhörten Begebenheit zu begegnen hoffen. Dann im *zweyten* Theile geht plötzlich alles bunt durch einander, und eilt in den tollsten Sprüngen über Stock und Stein dem Ende zu, dass auch die ungeduldigste Neugier es sich nicht herrlicher wünschen kann, und allenfalls nur bedauern wird, dass dieser zweyte Theil nur halb so viele Seiten zählt als der erste. Vorzüglich den Effect im Auge habend, nimmt es der Vf. mit der Sprache weiter nicht genau; er sucht sich mit ihr, so gut es gehen will, abzufinden, sollte auch zuweilen der Ausdruck so undeutsch ausfallen, dass man den Sinn nur errathen kann. Aber an manchen Stellen hat er mit sichtbarem Fleisse gearbeitet, und hier bewiesen, was er zu leisten im Stande wäre, wenn er nur ernstlich wollte. Zur Probe mag folgende dienen: „Das Betragen seiner Tochter war nach solchen Grundsätzen abgemessen, dass keiner von den unzähligen Schmetterlingen, welche so häufig die reizvollen Blüthen in Frankreichs Gefilden umflattern und die Luft verunreinigen, sich Hoffnung machen konnte, Aufnahme bey ihr zu finden." — In neuen Schilderungen der weiblichen Schönheit ist er oft sehr glücklich. So heisst es z. B. S. 109. I Theil: „die gebogene griechische Nase, die etwas aufgeschürzten korallenen Lippen, der alabasterne Hals, durchfurcht von dem schönsten Blau der sich schlängelnden Adern." — Übrigens ist schwer auszumachen, ob das Buch reicher an Provincialismen oder an Sprach- und Druck-Fehlern ist; *denenselben*, *selbe*, *Ungestümm*, *aus Furcht gegen*, *dulten*, *verbotten*, *abgestandene Greisse*, *so lang mir's denkt*, für: so lange ich denken kann — dergleichen trifft man auf jeder Seite, und man liest auch, ohne sich weiter zu verwundern: *er begleitete die Stelle eines Gesandten* — und *er bekleidete sie ins Haus.* Wer wollte sich auch an solche Kleinigkeiten stossen!

Ha. Ha.

Berlin, b. Weiss: *Farcen der Zeit* von *Julius v. Voss.* 1808. VIII u. 430 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass die gegenwärtige Zeit, die durch den schnellen Wechsel der Begebenheiten so manche sonderbare Auftritte und komische Situationen herbeyführt, einem Lustspieldichter Gelegenheit und Stoff genug zu neuen Erzeugnissen für die Bühne darbieten könne, wenn dieser es nur versteht, das Rechte und Passende von der gehörigen Seite aufzufassen, und durch die Fortbildung seiner Phantasie in das Reich der Dichtung zu versetzen. Hr. *Voss* sucht diesen Weg, wie wir schon in der Griechheit und anderen Producten gesehen haben; aber er kann ihn nicht finden, oder er überlässt sich dabey zu sehr einem leichten Spaziergange. Hier kündiget er nun geradezu *Farcen der Zeit* an, und lässt also ganz bestimmt Vorfälle des Tages erwarten, die zu lustigen Spielen benutzt seyn sollen; aber wir überzeugen uns bald, dass er sich hier noch weniger als in seinen früheren Lustspielen der Würde eines Künstlers gemäss benommen hat, und dass es ihm überhaupt damit kein rechter Ernst gewesen ist. Es sind nur robe Materialien, flüchtig hingeworfen und zu keinem Gebäude zusammengefügt, blosse Einzelnheiten, ein paar muntere Scenen, Bemerkungen, Einfälle, oder Copieen der nackten Wirklichkeit, die wohl historisch, aber nicht rein-bildlich interessiren können. Ja, es ist nicht viel mehr, als eine blosse Anekdotensammlung, worin die Vorfälle nur dramatisch eingekleidet, und die Foderungen eines freyen Spiels wenig berücksichtiget sind. Gleich das erste: *Der Process in Südpreussen*, Posse in einem Act, kann man blos als eine Skizze, als einen flüchtigen Abriss einer Schilderung der rohen Sitten und Aufführung ehemaliger südpreussischer Gutsbesitzer auf einen Augenblick sich gefallen lassen. Ein ungerechter Anspruch auf ein Stück Land, der durch erkaufte Zeugen ins Werk gesetzt, und nachher durch eine eben so ungerechte Gegenforderung wegen eines vor vielen Jahren umgerittenen Füllens wieder vernichtet wird — macht den Inhalt dieses Stücks aus. Es ist eine Handlung der grössten Lasterhaftigkeit und Rohheit, die wohl episodisch in ein Trauerspiel passen würde, aber keinesweges als eine Posse, wie sie hier erscheint, belacht werden kann. Von der potenzirten Naivetät, wie sie einer Posse eigen ist, finden

Digitized by Google

ſich zwar hie und da Spuren, aber dem Ganzen fehlt der heitere Hintergrund, ſo, daſs ſtatt der Ergötzung Abſcheu und Unwille erfolgen muſs, es ſey denn, daſs manche Zuſchauer auch ihre Freude daran haben könnten, ſo ſchlechte Menſchen vor ſich zu ſehen. — Das zweyte Stück: *Die Muſen im Kriege*, das ein *traurig Luſtſpiel* in zwey Acten genannt wird, wie das vorige noch mit mehrerem Rechte heiſsen könnte, ſtellt Stümper von Schriftſtellern dar, deren Hoffnung auf groſsen Geldgewinn bey der Herausgabe eines Journals durch das Hereinbrechen eines plötzlichen Krieges ſcheitert. Hier ſteht Mittel und Zweck in gar keinem Verhältniſſe, und man ſucht vergebens darin nach einer gültigen äſthetiſchen Wahrheit. Denn, daſs ſchlechten Schriftſtellern ihr Unternehmen miſslingt, müſste auch wohl ſo geſchehen können, ohne daſs erſt ein ſchrecklicher Krieg dazu nöthig wäre, und auf der anderen Seite gehören grade nicht erſt *ſchlechte* Schriftſteller dazu; im Kriege, bey dem allgemeinen Unglücke, kann daſſelbe auch die guten treffen. Man muſs alſo wieder die hiſtoriſche Rückſicht dabey zu Hülfe nehmen, und denken, weil es wohl dermalen ſchlechten Autoren ſo gegangen ſeyn möchte, daſs ihre Verlegenheit uns jetzt beluſtigen ſoll. Und wirklich entſtehen gegen das Ende ein paar Auftritte, die allerdings etwas Komiſches haben. Denn wen reizt es nicht zum Lachen, wenn ein ſtolzer Maler Proviantwagen anſtreichen, und ein Journaliſt zuletzt als Tambour den Zapfenſtreich ſchlagen muſs, wobey ſein Lehrer meint, daſs er gewiſs ſchon einmal Regimentstambour müſſe geweſen ſeyn? Zu loben iſt noch die Raſchheit, in der alles vor ſich geht. Das dritte Stück: *Triumph der Schreibewuth*, ein luſtig Trauerſpiel, iſt eine Fortſetzung des vorigen, und ſpielt unter den nämlichen Perſonen, die ſich jetzt, ein Jahr nach jenem Unfalle, berathſchlagen, was ſie anfangen, und was ſie ſchreiben wollen. Der eine will Bemerkungen über die Begebenheiten liefern, und der Andere will alles loben und vertheidigen. Dieſs wird ſo nachläſſig und ſo flach hingeſagt, daſs nur ein eitles Geſchwätz daraus entſteht, dem auſser der Beziehung auf Dinge, die etwa in unſeren Tagen wirklich geſchehen ſeyn mögen, aller Reiz fehlt. Und wenn endlich beide Schriftſteller beſchlieſsen, ſich in Journalen einander anzugreifen, zu läſtern, und ſogar zu ſchimpfen, um dadurch Aufſehen zu erregen und ſich Leſer zu verſchaffen, ſo — iſt das ſchon da geweſen. Der Schluſs von dieſer — Unterredung iſt, daſs beide ſich einer Bekannten, die als Marketenderin ſich jetzt viel Geld erworben hat, zu Männern antragen, ſo daſs alſo die eigentliche Handlung des Stücks nur in einer einzigen Scene beſteht. — Es folgt: *Er muſs heirathen.* Opera-Buffa in einem Act, nach Moliere, das in dieſer Geſellſchaft überraſcht. Hier iſt Geiſt und Witz und poetiſche Tiefe, nur leider hie und da durch viele Worte und durch eine unnütze Hinhaltung der Entwickelung verwäſſert. Ein alter Freyer, der von einer eingeleiteten Verbindung zurücktreten will, weil er ſeine Hahnreyſchaft ſchon beſtimmt vor Augen ſieht, wird von dem Bruder der Braut durch Duell und körperliche Züchtigung zur Heirath gezwungen. Dieſs giebt dem Stücke den Namen. Das Komiſche dieſer Scene beruht aber darauf, daſs der wackere Bruder ſeine harte Behandlung mit der ruhigſten Miene und mit der Verſicherung verbindet, daſs er dabey die beſte Abſicht von der Welt habe, und dem Freyer die Wahl (zwiſchen Frau und Prügel) völlig frey ſtehe. Dieſer vereinte Widerſpruch hat deſshalb ſo viel komiſche Kraft, weil er dunkel an viele ähnliche Auftritte im menſchlichen Leben erinnert, wo zur Peinigung ſich immer die Wohlmeinung geſellt, als geſchehe es nur zum Beſten (zur Heilung) des Anderen. Und immer entſteht eine Fülle des Komiſchen (die man auch Tiefe nennen könnte), wenn etwas Specielles zugleich Symbol von anderen ähnlichen Auftritten und Verhältniſſen wird, die in der Erinnerung aus der Ferne hervortreten, und der Phantaſie eine Perſpective eröffnen, wobey der Reiz zum Lachen öfters wiederkehrt, ohne daſs der Zuſchauer ſich den Grund davon angeben kann. — In dieſer Bearbeitung müſſen einige Nachläſſigkeiten des Ueberſetzers gerügt werden: z. B. Eine Anekdote, die *daher ziemt*, wie die Fauſt aufs Auge. Hier iſt das Prädicat nicht dem Bilde gemäſs. Das *paſst*, wie die Fauſt aufs Auge, ſagt man. Bey dir pflegt, *weil der Tanzchor wacht*, ſich Schlummer einzuſtellen — geziert für: *wenn man noch tanzt.* Es gleiche dem Kerker das fröhliche Band. *Kerker* und *Band* entſpricht ſich nicht einander, ſondern *Band* und *Feſſel*. *Vor mir* war ein ſolcher Beweis unnöthig — ſtatt: *für mich* — u. dgl. Die geſungenen Verſe ſind reine Proſa, wie von ſolchen Perſonen, als hier vorkommen, in dem proſaiſchen Zuſammenhange auch nicht anders zu erwarten iſt. — Das fünfte Stück heiſst: *Der Kriegsrath von Cölln*, Poſſe in einem Act. Der Vater einer hübſchen Tochter iſt für die Schriften des Kriegsrath von Cölln ſehr eingenommen; drey Freyer erſcheinen, die von entgegengeſetzter Meinung ſind, und deſshalb ihren Endzweck verfehlen. Aber der wahre Liebhaber des Mädchens benutzt dieſen Umſtand, und giebt ſich für den Vf. der vertrauten Briefe u. ſ. w. aus, weſshalb der Vater ihm das Mädchen zuſagt. Da nun jene, Cölln's Todfeinde, dieſs hören, fallen ſie wüthend über ihn her, und zerren ihn ſo lange, bis er ſein Vorgeben, der Kriegsrath zu ſeyn, wieder leugnen muſs. Somit kommt ſein wahrer Charakter an den Tag; indeſs iſt der Vater doch gezwungen, ſein Wort zu halten, weil jener beweiſt, daſs er wirklich vertraute Briefe — nämlich an ſeine Tochter geſchrieben, Feuerbrände, wenigſtens Feuerfunken in ſein Haus geworfen, und in ſeiner Jugendverirrung Wien und Berlin mit einander verglichen habe, auch ſey er von Cölln, nämlich an der Spree, und dabey auch Kriegsrath, indem er oft zum Kriege gerathen habe, wogegen der Vater denn nicht viel einzuwenden hat. Man ſieht, daſs das ganze Stück nur ein Schwank iſt, und als ein ſolcher mag es paſſiren. — Den Schluſs macht: *Das Feſt der Winzer*, komiſche

Digitized by Google

Oper in drey Aufzügen. Der Vf. verſichert, um der Muſik willen dieſes bekannte Stück für die Bühne verbeſſert zu haben; doch ſpüren wir dieſes nicht ſehr, weil es noch immer von Albernheiten wimmelt. Der Bearbeiter verſteht ſich wenig auf die Naivetät, und giebt dafür häufig Dummheiten, die nur für den völlig unkundigen Groſsſtädter Wahrſcheinlichkeit haben können; z. B. wenn ein Winzer nicht wiſſen ſoll, dafs die Tochter ſeines gnädigen Herrn Fräulein titulirt wird, und ſeine Braut ihn erſt erinnern mufs: ſie iſt ja keine Jungfer, ich hab' es dir ja ſchon geſagt. Oder wenn der Küſter einen Knaben mit einem Drachen verfolgt, und dieſer darauf den gnädigen Herrn, der hinzutritt, um die Sache zu unterſuchen, und den Drachen nur beſieht, immer wie unſinnig anſchreit: mein Drache, Herr Excellenz, mein Drache! — Wenn dergleichen der Natur und Erfahrung nach möglich wäre: ſo möchte es auch komiſch ſeyn; aber komiſch iſt nur das, was zugleich wahr iſt, alles Übrige, ſo blendend es auch ſeyn mag, kann in der Kunſt für das natürliche Gefühl nur für eine Albernheit gelten. — Wir wünſchen dem Talent des Vfs. mehr Fleifs und Gründlichkeit, damit er nicht in Gefahr gerathe, die erregte Aufmerkſamkeit des Publicums in Zukunft durch ſolchen Mifsbrauch bald zu ermüden. T. Z.

Hannover, b. Hahn: *Heinrich Wilhelm von Stamford's nachgelaſſene Gedichte.* Mit einer Vorrede von *H. M. Marcard*, Leibmedicus u. ſ. w. 1808. XII u. 192 S. 8. (16 Gr.)

Nicht nur, wenn das Herz, glücklich durch den Beſitz eines Guts, in einer Empfindung ſchwelgt, ſondern auch, wenn es das Gewünſchte entbehren mufs, und eine angeborene Neigung nicht befriedigen kann, wird der beredte Mund darüber häufig zu einer ſingenden Muſe. Vielleicht ware *Kleiſt* in der Schilderung ländlicher Gegenſtände und in dem Ausdruck herzlicher Empfindungen nicht ſo glücklich geweſen, wenn er nicht unter dem Geräuſch der Waffen Ruhe und Häuslichkeit ſo lange hätte entbehren müſſen. So wie das entſchiedene Talent oft durch die Entfernung erſehnter Güter noch mehr beflügelt und erhoben wird: ſo erhält auch die geringere Anlage dadurch mehr Kraft und Drang, und im Ausdruck mehr poetiſche Starke, ſo dafs da öfters ein Dichter hervorgeht, wo ſonſt nur ein beſcheidener Redner oder ein angenehmer Briefſteller würde geweſen ſeyn. Auch der Vf. dieſer Gedichte gehört, wenn wir nicht irren, in dieſe Gattung. Poetiſches Talent, obwohl nur in einem geringen Maſse, war ihm allerdings angeboren; aber bis zum wirklichen Dichter hätte es ihn ſchwerlich getrieben, wenn nicht die militäriſchen Beſchäftigungen, die ihn fortwährend von ſolchen ruhigen und geſelligen Genüſſen abzogen, ſein Gefühl und ſeine Sehnſucht danach verſtärkt hätten. Dieſs ſehen wir auch an der Wahl ſeiner Gegenſtände: nicht Krieg, nicht Schlachten, nicht Heldenthaten ſind der Inhalt ſeiner Lieder, ſondern Lieb' und Unſchuld und ländliche Friedfertigkeit.

Wenn die Nacht mit ſüſser Ruh
Längſt die Müden lohnet,
Geh' ich auf das Hüttchen zu,
Wo mein Mädchen wohnet.

Wer ſollte glauben, dafs dieſes beliebte, allgemein geſungene Volkslied von einem ernſten Krieger herrührte? Mit ſolcher Unſchuld und Herzlichkeit trifft *Stamford* öfters das Herz; idylliſche Gutmüthigkeit und ruhige Klarheit ſpricht faſt aus allen ſeinen Liedern, und nicht ſelten iſt er ſo glücklich, den Verſen die Melodie ſeines Gefühls abzugewinnen, und mit ihnen in Gang und Ton der reineren Lyrik, der Muſik, ſich zu nähern, wie in dem Hirtenliede:

Frey von Sorgen
Treib' ich jeden Morgen
Meine Heerd' ins Feld.

Aber wie ſein Gemüth zu dem entbehrten Gute gleich einer fernen Geliebten ſich wendet: ſo blickt es auch nicht ſelten rückwärts auf diejenigen, die ihn an dem Genuſſe des erträumten Glücks hindern, und hier miſcht ſich in ſeine Miene oft ein Zug von Satyre oder die Strenge eines ernſten Moraliſten. Doch iſt ſein Herz nicht bitter, und ſeine Phantaſie nicht kraftvoll genug, um das Mifsfallige in wirklichen Satyren aufzuſtellen; nur wahrredende, leichte Fabeln, Erzählungen und Betrachtungen entſtehen daraus. Indeſs fehlt es ihm auch hiebey nicht an Gewandtheit und Anmuth der Rede, um die Aufmerkſamkeit des Verſtandes ganz angenehm zu beſchäftigen. Es iſt darin eine Hinneigung zum Epigramm, wiewohl, um witzig zu ſeyn, es ihm an Stachel gebricht. Bey dem allen offenbart ſich in ſeinen Poeſieen keine eigentliche ſchöpferiſche Phantaſie, die die Gegenſtände aufs neue vor unſeren Sinnen entſtehen lieſs, und dem Geſchehenen die Gegenwart des Lebens gäbe. Es iſt bey ihm immer mehr ein Beſchreiben, ein Mittheilen und ein Sprechen worüber, als ein Darſtellen der Sache ſelbſt. Nur ein paarmal ſteigt ſeine Empfindung bis zu dieſer Kraft, da nämlich, wo er die Wirkung eines Fiebers auf ſeine Phantaſie beſchreibt, und an einigen Stellen in der Romanze: *Vergifs mein nicht*, die überhaupt durch die Herzlichkeit, die darin herrſcht, ſo wie durch die Erfindung des Gegenſtandes ſelbſt viel Anziehendes hat; nur iſt ſie zur eigentlichen Romanze zu lang und im Vortrage zu gedehnt; das Geſangartige, das auch hier im Versgange liegt, verliert ſich zuletzt in die ruhige Beſonnenheit eines bloſsen Erzählers, der bey den vielen Worten an der Sache nicht Antheil genug zu nehmen ſcheint. — Die ſchwächſte Seite des Vfs. zeigt ſich da, wo er gewöhnlichen Vorfällen oder Verhältniſſen der proſaiſchen Welt, der er ohnehin zu nahe verwandt iſt, ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkt, wie z. B. in dem Gedichte: *An Adelheids Lieblingskatze*, das ganz alltägliche Gedanken enthält, und bey der verfehlten Naivetät weder im Einzelnen noch im Ganzen eine poetiſche Idee giebt. Dieſer Mangel an kraftiger Naivetät tritt nicht deutlicher hervor, als in einer Epiſtel an *Göcking*, deſſen launige Antwort ſehr gegen den wortreichen Ernſt des Vfs. abſticht. — Es ware zu wünſchen, dafs Sammler von Gedichten darauf bedacht ſeyn möchten, das Gute von ſolchen Dichtern, wie *Stamford* war, dem nur Einzelnes in gemüthlichen Stimmungen gelang, ſorgfältig herauszuheben, damit wenigſtens das davon, was den Empfindungen anderer in Liedern zur Zeit angenehm entſprach, u. alſo nicht ſpurlos verhallte, dem Andenken voriger Tage dankbar erhalten würde. T. Z.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 MÄRZ, 1809.

MATHEMATIK.

1) Paris, b. Didot: *Elémens de Géométrie*, avec des notes; par *A. M. Legendre*, membre de l'Institut et de la Legion d'Honneur, de la Société Royale de Londres etc. 6me Edition. 1806. 421 S. 8. und 14 Kupfer.

2) Nürnberg, b. Felsecker: *Lehrbuch der reinen niederen Geometrie in Verbindung mit der Anleitung zur Feldmefskunft* von *Joh. Schön*, der Philos. D., öff. ord. Prof. der Physik und Mathematik am grofsherzogl. Gymnas. und Privatlehrer der Mathematik an d. Julius-Univerf. zu Würzburg. 1808. 205 S. 8 und 19 Kupfer. (2 Rthlr.)

3) Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Syftem der Geometrie mit einer Einleitung in die Gröfsenlehre, als Handbuch zu Vorlefungen* entworfen von *F. Schweins*, der Philos. D. und Privatlehrer zu Göttingen. 1808. CLII und 451 S. 8. und XI Kupfer. (2 Rthlr. 16 gr.)

Das Lehrbuch No. 1 gehört zu den vorzüglichften, die wir befitzen; und da daffelbe in Deutfchland noch nicht fehr bekannt zu feyn fcheint: fo wird es erlaubt feyn, etwas länger bey dem Inhalte deffelben zu verweilen, obgleich es fchon mehrere Auflagen erlebt hat. Das Buch ift für zwey verfchiedene Claffen von Lefern eingerichtet. Diejenigen, welche nur die nothwendigften und brauchbarften Sätze der Geometrie und Trigonometrie fich bekannt machen wollen, finden diefe fehr vollftändig in den mit gröfserer Schrift gedruckten Paragraphen; aber aufserdem find eine Menge anderer Sätze, die mehr für den tiefer forfchenden Kenner der Wiffenfchaft beftimmt find, theils an ihrer Stelle zwifchen den übrigen eingefügt, theils als Noten in einem Anhange hinzugekommen. Das Buch hat daher eine Vollftändigkeit, die uns an keinem deutfchen Lehrbuche der Geometrie bekannt ift. Das Ganze befteht aus drey Theilen, den Elementen der Geometrie, den Noten dazu, und einer Abhandlung über die Trigonometrie.

In den Elementen der Geometrie fängt jedes Buch (deren fie achte enthalten,) mit Definitionen an; alle Definitionen nämlich, deren man in dem Buche bedarf, finden fich hier zufammen geftellt. Diefes hat die Unbequemlichkeit, dafs erftlich der Lefer, dem die Namen und Begriffe neu find, mit zu Vielem auf einmal überhäuft wird, und zweytens, dafs Manches hier befchrieben wird, deffen Möglichkeit erft erwiefen werden mufs. Denn der Schüler der Geometrie ift z. B. berechtigt zu fragen, ob eine folche Figur, wie das Quadrat, deren vier Seiten alle gleich, und deren Winkel alle rechte Winkel find, auch möglich fey. Beiden Vorwürfen weicht man aus, wenn man die Erklärungen erft da mittheilt, wo der Fortgang der Unterfuchung fie nöthig macht. Diefe Bemerkung macht Hr. L. in der Note 1 felbft, fcheint fie aber doch nicht wichtig genug gefunden zu haben, um defshalb von dem Gebräuchlichen (denn als folches erwähnt er diefer Sitte,) abzuweichen. Nach den Definitionen folgen im erften Buche Axiome, fonft aber Theoreme und Probleme in der gewöhnlichen Form; doch find die meiften Probleme den einzelnen Büchern am Schluffe beygefügt, welches denn wieder das Unangenehme hat, dafs die Sätze fich nicht aufs natürlichfte an einander reihen, und man oft etwas als fchon bekannt anführen mufs, was erft fpäter ganz beftimmt gelehrt wird. So z. B. fängt der Beweis der 12ten Propofition im erften Buche damit an, dafs man aus der Spitze des gleichfchenklichten Dreyeckes eine gerade Linie nach der Mitte feiner Bafis ziehen foll, da doch erft 36 Seiten fpäter gelehrt wird, wie man die Mitte einer gegebenen geraden Linie findet. Nun fieht man freylich ein, dafs eine folche Linie möglich fey; aber man follte doch nicht fagen: *tirez la ligne*, fondern allenfalls: *soit tirée* —, es wird allemal eine folche Linie möglich feyn, und es ftelle alfo AD diefelbe vor.

Setzen wir diefe kleinen Mängel bey Seite: fo wüfsten wir faft nichts, was wir diefem Lehrbuch zum erheblichen Vorwurfe machen könnten. Die Sätze find fehr paffend, manchmal beffer, als es fonft gewöhnlich ift, geordnet. Der Satz z. B., dafs im gleichfchenklichten Dreyecke die beiden Winkel gleich find, die den gleichen Seiten gegenüber ftehen, wird hier viel leichter, als im Euklides, bewiefen, und diefes ift bey Sätzen, die fo früh im Anfange vorkommen, von nicht geringer Wichtigkeit, da es dem Anfänger immer Schwierigkeit macht, fich aus einer fo verwickelten Figur, wie Euklides fie dort gebraucht, herauszufinden. Und diefer leichtere Beweis ift blofs durch eine andere Anordnung der Sätze gewonnen. — Gegen die Gründlichkeit der Beweife ift, (einige unbedeutende Kleinigkeiten, wie die erwähnten, abgerechnet,) fchwerlich etwas einzuwenden, und auch die Deut-

Digitized by Google

lichkeit und Leichtigkeit der Darſtellung läſst kaum etwas zu wünſchen übrig; doch ſcheint es, dafs Hr. L. sich unter ſeinen Leſern ſchon Perſonen von gebildetem Verſtande dachte, denn ſonſt würde er vermuthlich einige Sätze, die bey aller Klarheit des Vortrages doch dem Anfänger etwas ſchwer vorkommen müſſen, nicht unter die Sätze des erſten Curſus aufgenommen haben. Solche Sätze ſind ſogleich im erſten Buche diejenigen, welche die Theorie der Parallellinien enthalten, und überhaupt alle die, wobey man an die Begriffe vom Unendlichen erinnert wird.

Das erſte Buch, unter dem Titel *les principes*, enthält die Sätze von Winkeln, Dreyecken, Parallelen und Parallelogrammen. Da die *Legendre*'ſche Darſtellung der Theorie der Parallellinien aus *Hoffmann's* Prüfung der verſchiedenen Theorieen bekannt iſt: ſo würde es unnöthig ſeyn, hier etwas davon zu erwähnen. Auch das zweyte Buch, *le cercle et la mesure des angles*, können wir mit Stillſchweigen übergehen. Am Schluſſe deſſelben befinden ſich die zu den beiden erſten Büchern gehörigen Probleme, und dadurch iſt allerdings in Rückſicht der ſyſtematiſchen Ordnung von einer Seite etwas gewonnen, indem man nun des Kreiſes gar nicht eher zu erwähnen brauchte, als bis man vollſtändig davon reden konnte, ſtatt dafs ſonſt, wenn die Conſtruction der Dreyecke, die Zeichnung einer Perpendicularlinie auf eine gegebene Linie und durch einen beſtimmten Punct und ähnliche Sätze da hätte vorkommen ſollen, wo die verwandten Lehrſätze ſtanden, etwas vom Kreiſe hätte vorausgeſchickt werden müſſen. Dafs Rec. gleichwohl hier eine andere Anordnung gewünſcht hätte, iſt ſchon erwähnt.

Das dritte Buch, *les proportions des figures*, enthält die Lehren von Vergleichung der Dreyecke und Parallelogramme in Rückſicht ihres Flächen-Inhalts, von ähnlichen Figuren u. ſ. w. Etwas zu kurz für den Anfänger ſcheint uns die Anmerkung S. 61, wo die Multiplication einer Linie durch eine Linie erläutert wird, und ſo iſt auch der Beweis des vierten Lehrſatzes zu ſehr blofs arithmetiſch. Aufser den gewöhnlichen Sätzen kommen hier zum erſten Male auch einige, dem geübteren Leſer vorbehaltene, vor, z. B. dafs bey jedem in den Kreis gezeichneten Vierecke das Rechteck aus den Diagonalen gleich iſt der Summe der Rechtecke aus den einander gegenüberſtehenden Seiten; aber auch unter den für den erſten Curſus beſtimmten Sätzen befinden ſich mehrere, die man in anderen Lehrbüchern nicht findet, z. B. zu beſtimmen, ob die Diagonale und die Seite des Quadrates ein gemeinſchaftliches Mafs haben.

Das vierte Buch: von den regulären Polygonen und der Ausmeſſung des Kreiſes. — Der Beweis für den Satz, dafs der Kreis gleich ſey einem Dreyecke, deſſen Grundlinie dem Umfange und deſſen Höhe dem Halbmeſſer des Kreiſes gleich iſt, — wird auf eine dem Vf. eigene Art geführt. Er beweiſet nämlich zuerſt, dafs, wenn 2 concentriſche Kreiſe gezogen ſind, es allemal möglich ſey, um den kleineren ein reguläres Polygon zu zeichnen, welches den gröſseren Kreis nicht berührt, und in den gröſseren Kreis ein reguläres Polygon, welches den kleineren nicht berührt. Der Beweis für jenen Satz wird dann ſo geführt. Wollte man annehmen, des Kreiſes vom Halbmeſſer $= A$ und Umfang $= B$ Inhalt ſey nicht $= \frac{1}{2} A.B$: ſo würde es einen Kreis von anderem Halbmeſſer $= C$ geben, deſſen Inhalt $= \frac{1}{2} A.B$. wäre, und C könnte gröſser oder kleiner als A ſeyn. Es ſey $C > A$ und man zeichne um einerley Mittelpunct die Kreiſe vom Halbmeſſer $= C$ und $= A$: ſo läſst ſich um den kleineren ein reguläres Polygon zeichnen, welches ganz innerhalb des gröſseren liegt, alſo kleiner an Fläche iſt als dieſer; aber dieſes Polygons Umfang iſt $> B$ und (nach ſchon erwieſenen Lehrſätzen) der Inhalt deſſelben gleich dem Producte aus dem Umfange in dem halben Halbmeſſer des hineingezeichneten Kreiſes, und dieſer Halbmeſſer iſt $= A$, alſo das Polygon $> \frac{1}{2} A.B$, und da der Kreis vom Halbmeſſer $= C$ noch gröſser iſt: ſo kann dieſer nicht $= \frac{1}{2} A.B$ ſeyn, und ſo läſst ſich dieſs von jedem Kreiſe zeigen, deſſen Halbmeſſer gröſser als A, und auf ganz ähnliche Weiſe auch umgekehrt für Kreiſe von kleinerem Halbmeſſer als A. Ein Anhang zum vierten Buche enthält — für den zweyten Curſus — Unterſuchungen über die Fälle, wo Figuren, von deren Seiten einige oder alle gegeben ſind, an Inhalt am gröſsten werden. Das fünfte Buch, *Les plans et les angles solides*, giebt unter anderen eine Anleitung, aus den drey gegebenen Seitenflächen eines körperlichen Dreyeckes durch Zeichnung die Neigung dieſer Flächen gegen einander zu finden. — 6 Buch. Von den Polyedern. Die Definition ähnlicher Körper hat Rec. nicht recht gefallen: 2 dreiſeitige Pyramiden, heifst es, ſind einander ähnlich, wenn zwey Seitenflächen der einen zweyen Seitenflächen der anderen ähnlich ſind, und dieſe zugleich ähnliche Lage und gleiche Neigung gegen einander haben. Dieſes ſcheint uns keine Definition, ſondern ein Theorem zu ſeyn, denn eine Definition ſoll uns eine Vorſtellung von dem geben, was erklärt wird, und die möchte man ſchwerlich durch jene Definition erlangen. Rec. würde daher lieber ſagen: zwey dreyſeitige Pyramiden ſind einander ähnlich, wenn ihre ähnlich liegenden körperlichen Ecken gleich ſind, und die Seitenlinien des einen eben das Verhältnifs zu einander haben, wie die ähnlich liegenden Seitenlinien des anderen. Dieſe Definition, in welcher die Worte *ähnlich liegend* leicht zu erklären ſind, iſt dem gemäfs, was man auch im gemeinen Leben (wofern man ſich die Begriffe deutlich vorſtellt) ähnlich nennt; und Niemand wird zweifeln, dafs, *wofern es ſolche Körper giebt*, dieſe einander ähnlich ſind; ob es aber Pyramiden giebt, die wirklich jene Eigenſchaft haben, das mufs erſt bewieſen werden, und da ergiebt ſich dann, dafs Pyramiden wirklich ganz ähnlich ſind, wenn ſie die Eigenſchaften haben, welche die Definition unſeres Vfs. angiebt. Faſt dieſelben Bemerkungen finden gegen die Definition

Digitized by Google

der ähnlichen Körper im Allgemeinen Statt. Gegen die von uns vorgeschlagene Definition, welche mit der von *Robert Simson* fast einerley ist, macht der Vf. die Erinnerung, dafs sie überflüssige Bedingungen enthalte; — aber dieses scheint uns kein bedeutender Vorwurf, da man von einer Definition nicht fodern kann, dafs sie die möglichst kleinste Anzahl der Bedingungen angebe, worauf die Ähnlichkeit beruht. 7 Buch. Von der Kugel, — von den Kreisen auf der Kugel, den sphärischen Dreyecken u. s. w., auch für den zweyten Cursus über die Falle, da der Inhalt sphärischer Dreyecke bey der Gleichheit gewisser Stücke ein Gröfstes wird, und von der Construction der regulären Körper. — 8 Buch. Von den drey runden Körpern, dem Cylinder, dem Kegel und der Kugel. Bey der Berechnung des Inhalts und der Oberfläche von Cylinder und Kegel wird hier dieselbe Form des Beweises gebraucht, wie im 4 Buch bey dem Inhalte des Kreises. Zur Berechnung des Inhalts und der Oberfläche der Kugel bereitet der Vf. dadurch vor, dafs er den Körper betrachtet, welcher durch Umdrehung eines regulären Polygons entsteht.

Der *notes sur les éléments de géométrie* sind 12. Note 1, *sur quelques noms et définitions*, giebt Vorschläge zu einigen passenderen Benennungen. Note 2 enthält analytische Beweise für einige Fundamentalsätze der Geometrie; wir heben einen davon aus, nämlich den Beweis des Satzes, dafs im eben gradlinigten Dreyecke durch zwey gegebene Winkel auch der dritte bestimmt ist. Es lafst sich völlig strenge, durch Aufeinanderpassen der Dreyecke zeigen, dafs zwey Dreyecke genau gleich sind, wenn eine Seite mit den beiden anliegenden Winkeln in einem so ist, wie in anderen; nennt man also diese Seite $=c$, die Winkel $=A$ und $=B$: so ist der dritte Winkel $=C$ eine Function jener drey Gröfsen, $C=\varphi:(A, B, c)$. Aber wenn man den rechten Winkel $=1$ setzt: so ist jeder Winkel durch eine Zahl ausgedrückt und in der Gleichung $C=\varphi:(A, B, c)$ kommt daher die einzige Linie c vor. Hinge nun der Winkel C nicht blofs von A und B, sondern auch von der Seite c ab: so hätte man eine Gleichung zwischen A, B, C und c, wo man also c durch jene drey Grofsen, also eine linearische Gröfse durch blofse Zahlen ausdrücken könnte, welches unmöglich ist; in der Function φ kann also c nicht vorkommen, und es ist $C=\varphi:(A, B)$. — Der Vf. beweifet mehrere Sätze auf ähnliche Weise, und man folgt ihm in diesen Untersuchungen gern; indefs ist zu wünschen, dafs nur Meister in der Kunst sich dieser Beweisart bedienen mögen; denn in der Hand des Ungeübten möchten diese Methoden ein Mittel seyn, um Trugschlüsse zu verdecken. Unser Vf. führt selbst in der Anmerkung S. 252 einen Fall an, wo man sich bey etwas geringerer Überlegung, mit dieser Beweisart täuschen könnte.

Die 3te, 7te, 8te, 11te Note betreffen einzelne Sätze. Auch von den übrigen mag es genug seyn, den Inhalt anzuführen: Note 4. Beweis, dafs das Verhältnifs des Kreisdurchmessers zum Umfange durch eine irrationale Zahl ausgedrückt werde, und auch das Quadrat derselben irrational sey. Note 5. Analytische Auflösung einiger Aufgaben vom Dreyecke, dem im Kreise beschriebenen Vierecke, dem Parallelepipedo und der Pyramide. Note 6. Über den kleinsten Abstand zweyer gerader Linien von einander, wenn sie nicht in einer Ebne liegen. Note 9. Von den Polyedern. Note 10. Bestimmung der Fläche eines sphärischen Dreyeckes aus den Seiten desselben und ähnliche Aufgaben, wobey, wie bey den vorigen Untersuchungen, die Trigonometrie als bekannt vorausgesetzt wird. No. 12. Über die Gleichheit und Ähnlichkeit der Polyedern.

Die Trigonometrie ist sehr vollständig vorgetragen; man findet, aufser den zu Auflösung der ebnen und sphärischen Dreyecke nöthigen Lehren, auch Anleitung zur Berechnung der trigonometrischen Linien und Reihen für dieselben; auch die trigonometrischen Lehrsätze an Beyspielen erläutert.

Der Vf. von No. 2 hatte nicht die Absicht, ein so vollständiges Lehrbuch zu schreiben, wie No. 1 ist; er wollte nur die Sätze aufnehmen, die nothdürftig nöthig waren, um ein systematisches Ganzes zu bilden, und deren man bedarf, um in der Geodäsie, Trigonometrie und Physik nichts aus der reinen niederen Geometrie nachholen zu dürfen. Dagegen aber findet man hier Mehreres aus der Geodäsie an den Stellen eingeschaltet, wo die Lehrsätze der reinen Geometrie Veranlassung dazu geben. Der Vortrag ist in Erklarungen, Lehrsätze, Aufgaben u. s. w. geordnet; über die vollkommene Gründlichkeit, nach der *Euklides*, *Karsten*, *Legendre* u. a. strebten, ist hier nicht erreicht. Dazu trägt denn freylich bey, dafs der Vf. in anderen Schriften, die er unter den Titeln: Ziffernrechnung und Buchstabenrechnung herausgegeben hat, einiges erwähnt hat, das mit hieher gehörte. Gegen die Deutlichkeit ist nur selten, zuweilen aber auch recht auffallend gefehlt; die Kürze gereicht dem Buche nicht zum Vorwurfe, denn da der Vf. es für seine eigenen Vorlesungen zum Handbuche bestimmte: so behielt er sich natürlich vor, im mündlichen Vortrage das Fehlende zu ersetzen; bey einigen Sätzen ist durch Fragezeichen angedeutet, wo eine Vervollständigung nöthig, und dem eigenen Nachdenken des Lesers überlassen ist. Wir werden nun über das Einzelne einige Bemerkungen machen.

Einleitung. §. 1. „Ausgedehnte Gröfse ist eine solche, deren Theile aufserhalb einander sind." — Der Leser wird hier fragen, ob es denn auch eine Art von Grofsen giebt, deren Theile innerhalb einander sind, und Rec. selbst würde nicht wissen, ob der Vf. sich zum Gegensatz die intensive Gröfse dachte oder die Zeit, deren Theile nach einander sind, im Gegensatz gegen räumliche Gröfse, wenn es nicht gleich nachher hiefse: „das Gegentheil dieser ist die discrete Gröfse." — Von dieser wird nichts weiter gesagt. §. 2. „Die Zahl der verschiedenen Arten von Grenzen, welche in einer ausgedehnten Gröfse Statt

Digitized by Google

finden, nennt man die Abmeſſungen der Gröſse." Dieſes iſt ſehr unverſtändlich. Planimetrie. 1 Abſchn. Von den geraden Linien, der Kreislinie und den Winkeln. — — Wegen der Eintheilung des Kreiſes wird auf des Vfs. Ziffernrechnung verwieſen. — Höchſt unverſtändlich iſt folgender Lehrſatz §. 19: „Der unendlich vielſte Theil einer endlichen Linie iſt kein Theil von ihr, ſondern ein Punct." Auffallend iſt, daſs §. 25 Zuſ. ein Satz noch umſtändlicher bewieſen wird, welcher ſchon §. 11 Zuſ. 2 vorgekommen iſt. §. 28 beruhet auf dem Satze, daſs in gleichen Kreiſen zu gleichen Sehnen gleiche Bogen gehören; dieſer Satz aber kommt gar nicht vor. — 2 Abſchn. Von den Dreyecken. Daſs §. 33 die verſchiedenen Arten von Dreyecken angegeben werden, ehe unterſucht iſt, ob nicht ein Dreyeck zugleich einen rechten und einen ſtumpfen Winkel haben kann, dagegen finden eben die Erinnerungen Statt, welche wir oben bey No. 1 gemacht haben. 3 Abſch. Von Parallellinien und Vierecken. Hr. *S.* behält die euklidiſche Definition der Parallellinien bey, ordnet aber die Lehrſatze anders, und glaubt dadurch der Nothwendigkeit, einen nicht ganz evidenten Grundſatz anzunehmen, zu entgehen. §. 52 iſt der Lehrſatz, daſs zwey gerade Linien ſich nicht ſchneiden können, wenn die Summe der inneren entgegengeſetzten Winkel = 2 R iſt. §. 53. Aufgabe: eine Linie einer anderen parallel zu ziehen. §. 54. Lehrſatz. Gerade Linien A, B, welche beide einer dritten C parallel ſind, ſind auch unter einander parallel, d. i. ſchneiden einander nicht. Dieſer Satz iſt hier ein Hauptſatz. Der Vf. unterſcheidet zwey Fälle: 1) Wenn C zwiſchen A und B liegt: dann erhellt, daſs, wofern A und B einander ſchneiden ſollten, nothwendig eine derſelben auch C ſchneiden müſste, gegen die Vorausſetzung. 2) Wenn die Linie C nicht zwiſchen A und B liegt: ſo iſt der Beweis ſchwieriger. Hr. *S.* ſagt zur Vorbereitung: „Entweder müſſen *alle* geraden Linien, wie ſie der Satz ausſpricht, einander parallel ſeyn, oder *alle* ſtoſsen verlängert zuſammen; ein Drittes kann nicht Platz haben, daſs nämlich einige einander parallel ſind, einige hingegen verlängert zuſammen ſtoſsen; denn auf dieſelbe einfache Art, wie zwey gerade Linien gegen die Vergleichungsparallele beſtimmt ſind, ſind zugleich *alle* beſtimmt, der Erfolg dieſer Beſtimmung muſs daher für jede zwey ganz derſelbe ſeyn." — Dieſes Raſonnement, auf welchem der Beweis für den zweyten Fall A beruht, iſt nicht ſtreng richtig; wollte man es als richtig annehmen, ſo könnte man auch das Entgegengeſetzte von §. 52 ohne alle Umſtände beweiſen, daſs bey *allen* Parallellinien die Summe der inneren Winkel = 2 R ſey; denn alle Parallellinien ſind — ſagt ja der Vf. — auf einerley Art beſtimmt, und der Erfolg muſs derſelbe ſeyn; iſt alſo bey einigen Parallellinien die Summe der inneren Winkel = 2 R, ſo muſs ſie es bey allen ſeyn. — Um die Strenge der Beweiſe zu erreichen, welche diejenigen fodern, die Euklids 11ten Grundſatz tadeln, darf man nicht annehmen, daſs alle geraden Linien, die ſich nicht ſchneiden, auf dieſelbe Art gegen einander beſtimmt ſind, ſondern man muſs es eben erſt erweiſen, daſs es keine zweyerley Arten ſolcher Linien giebt, wo bey einigen die Summe der inneren entgegengeſetzten Winkel = 2 R, bey anderen < 2 R ſeyn könnte, und des Vfs. Beweis hiefür §. 56 beruht auf einer *petitio principii*. Auffallend iſt auch noch die Anmerkung S. 41. — Der euklidiſche Beweis paſst ja auf beide vom Vf. unterſchiedene, (oben aus §. 54 erwähnte) Fälle. 4 Abſchn. Vom Kreiſe und den Polygonen, wo auſser den gewöhnlichen Sätzen auch Renaldini's Methode vorkommt, mechaniſch alle regulären Polygone zu zeichnen. — 5 Abſchn. Von ähnlichen Figuren. — — Man findet hier auch das Problem, zwiſchen zwey geraden Linien zwey mittlere Proportionallinien zu finden. 6 Abſchn. Von Ausmeſſung gradliniger Figuren und des Kreiſes. Wir bemerken bey dieſen Abſchnitten nichts, als daſs ſie uns im Ganzen recht gut gefallen haben. Auch von der körperlichen Geometrie mag folgendes Wenige genügen. 1 Abſchn. Von der Lage gerader Linien gegen ebene Flächen u. ſ. w. — Die Lehre vom Neigungswinkel, daſs nämlich der nach den gewöhnlichen Regeln beſtimmte ebne Winkel die Neigung der Ebnen abmiſst, iſt hier nicht recht gut vorgetragen; vorzüglich ſchön findet man dagegen dieſe Lehre in No. 1 behandelt. 2 Abſchn. Von der Gleichheit und den Verhältniſſen geometriſcher Körper. — Dieſe Lehren ſind, wie faſt in den meiſten Lehrbüchern, zu kurz vorgetragen, und daher nicht ſo gründlich, als zu wünſchen wäre, behandelt. 3 Abſchnitt. Von Ausmeſſung der Körper. 4 Abſchnitt. Von der Cubatur der Körper. — — Die zur Feldmeſskunſt gehörigen Sätze nehmen faſt ein Fünftel des Buches ein, und werden gewiſs manchen Leſern deſſelben recht angenehm ſeyn. Man findet dieſe Sätze an der Stelle eingeſchaltet, wo verwandte theoretiſche Lehren vorkommen, und ſo dienen ſie alſo, die Aufmerkſamkeit des Schülers, der bey den theoretiſchen Lehrſätzen müde werden möchte, zu wecken, auch die Nützlichkeit jener Lehren zu zeigen. Man findet hier Anleitung, gerade Linien auf dem Felde abzuſtecken und auszumeſſen; gerade Linien auf dem Papiere einzutheilen; ſenkrechte u. parallele Linien auf dem Felde zu ziehen. Methode, um Entfernung und Höhe zu meſſen, die Höhe der Berge im Monde zu beſtimmen; die Mittagslinie und die Declination der Magnetnadel zu beſtimmen. Ferner wird der Gebrauch der Winkelinſtrumente, des Vernier, des Meſstiſches gelehrt. Einfache Methode, den Durchmeſſer der Erde zu beſtimmen. Anleitung zu Verfertigung von Charten und Verjüngung gegebener Figuren. Von der Theilung der Figuren in Stücke von gegebener Groſse kommen recht artige Beyſpiele vor. — — —

Der Druck dieſes Buches verdient Empfehlung, und die Kupfer zeichnen ſich durch vorzügliche Eleganz aus.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 MÄRZ, 1809.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *System der Geometrie mit einer Einleitung in die Gröfsenlehre, als Handbuch zu Vorlesungen* entworfen von *F. Schweins* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dieses Werk hat eine von den gewöhnlichen Lehrbüchern ganz verschiedene Form. Man findet hier die geometrischen Lehren nicht in Erklärungen, Lehrsätzen, Aufgaben u. s. w. geordnet, und nicht jeden Satz förmlich und streng erwiesen, sondern einen fortlaufenden Vortrag, wo die Sätze systematisch an einander gereihet, aber eigentlich mehr blofs *begreiflich gemacht*, als strenge *demonstrirt* sind. Diese Art des Vortrages scheint sich für ein Lehrbuch und für die Elemente der Geometrie nicht recht zu schicken. Für ein Lehrbuch defswegen nicht, weil man will, dafs der Schüler hier Gelegenheit finde, sein eigenes Nachdenken zu üben, und die Beweise zu den Lehrsätzen selbst aufzusuchen, welches er nicht so gut kann, wenn die Untersuchung von Satz zu Satz fortschreitet, und keine Hauptsätze ausgezeichnet sind, deren Beweise man sucht. Eine solche Darstellung pafst eher da, wo die Untersuchung analytisch geführt, eine Formel aus der anderen abgeleitet wird. Daher gefällt uns auch das Lehrbuch des Hn. *Schw.* da besser, wo er über die ersten Anfangsgründe hinaus ist, als im Anfange der Geometrie. Die ersten Elemente der Geometrie sollte man fast schlechterdings in förmliche, streng erwiesene Lehrsätze einkleiden, weil die Absicht des Unterrichtes in der Geometrie nicht blofs die ist, dafs der Schüler gewisse Sätze kennen lerne, sondern auch dafs er die strenge Gründlichkeit lerne, die bey allen mathematischen Untersuchungen so nöthig ist. Aus diesem Grunde möchten wir dieses Buch nicht gern Anfängern empfehlen, denn man gleitet hier gar zu leicht über die wichtigsten Sätze hin, und wird nicht genug erinnert, zu fragen, woher man es denn wisse, dafs diese Sätze unwiderleglich wahr sind. Passender ist das Buch für diejenigen, welche schon die ersten Elemente der Geometrie inne haben, denn diese finden hier in einer zur Wiederholung recht schicklichen Ordnung die ihnen schon bekannten Sätze wieder, und manche Untersuchungen aufserdem, welche man in anderen Lehrbüchern nicht antrifft.

Dem *System der Geometrie* geht voran die *Einleitung in die Gröfsenlehre*, — eigentlich eine Anleitung zur Arithmetik und Buchstabenrechnung, bey welcher uns der Titel: „Gröfsenlehre" darum nicht recht passend scheint, weil zur Gröfsenlehre auch die Geometrie gehört. Diese Gröfsenlehre fangt mit einem, für Anfanger gewifs nicht deutlichen Satze an: „*Gröfse* ist das Reale, was innerhalb vollendeter Grenzen begriffen ist." Im Folgenden kann man dem Vf. den Ruhm grofser Deutlichkeit nicht streitig machen; aber doch scheint es, dafs der Vortrag nicht gleichförmig genug ist, oder dafs der Vf. sich die Classe von Lesern, für welche er eigentlich schrieb, nicht bestimmt genug dachte. Sonst würde er wohl entweder die erstaunend weitläuftige Erörterung über unser Zahlensystem abgekürzt, oder auch den kaum 150 Seiten später folgenden Unterricht von den Logarithmen, welcher für Leser, die dort bey einer leichten Lehre solcher umständlicher Erläuterungen bedurften, viel zu kurz ist, ausführlicher mitgetheilt haben.

Von einzelnen Bemerkungen wollen wir nur *einige* anführen. Die Division der Brüche durch Brüche würde am deutlichsten werden, wenn man Dividendus und Divisor auf einerley Nenner brächte. §. 53 ist die Multiplication mit negativen Zahlen zwar an sich richtig erklärt, aber man sollte bey dieser Lehre nie vergessen, ganz bestimmt anzugeben, wie es möglich ist, benannte Zahlen mit benannten zu multipliciren; denn dafs jede Zahl benannt ist, sobald man sie als positiv oder negativ betrachtet, braucht wohl nicht erst erwiesen zu werden. §. 58 könnte man verleitet werden zu glauben, Exponent und Potenz wären gleichbedeutende Worte: — aber so geht es leicht dem, welcher sich von der strengen mathematischen Methode entfernt, die Begriffe nicht vollständig erklärt, sondern nur gelegentlich kleine Erläuterungen anbringt! Gefallen hat uns, was §. 60 im Anfange von der Gleichung gesagt wird; dagegen ist §. 121 die Lehre von den quadratischen Gleichungen nicht gut eingeleitet; denn der Schüler, dem die Begriffe von unbestimmten Gröfsen fremd sind, wird fragen, wie es möglich sey, dafs einerley Buchstab zweyerley bedeute. — Von der Ausziehung der Wurzeln kommt hier fast nichts vor, obgleich man dieses nach dem übrigen Umfange dieses Buches erwarten sollte.

Das System der Geometrie enthält weit mehrere Untersuchungen, als man sonst in einem Lehrbuche der Elementargeometrie erwartet, und überhaupt einen Reichthum von Sätzen, welcher sich schwerlich in halbjährigen Vorlesungen genug erläutern

Digitized by Google

lässt. Wer also wünscht, über mancherley speciellere Gegenstände, die man ihrer wenigern Anwendbarkeit halber nur selten und nicht so vollständig untersucht hat, belehrt zu werden, der findet hier Befriedigung, und der Vf. giebt ihm überdiess noch viele Gegenstände zu eigener Untersuchung an, die freylich in Hn. *S.* grösserem Werke bearbeitet sind. Wegen der grossen Mannichfaltigkeit der Materien ist es uns unmöglich, den Inhalt des Werkes speciell durchzugehen, und bey den einzelnen Vorzügen und Mängeln zu verweilen; wir werden daher nur einzelne Abschnitte etwas genauer beurtheilen, von den übrigen aber blos den Inhalt kurz angehen.

Die Geometrie fängt systematisch mit Betrachtung einer graden Linie, zweyer und dann dreyer Linien, oder des Dreyeckes an. Man findet hier gleich Anfangs Sätze, die man so früh gar nicht zu finden gewohnt ist, z. B. dass durch einen Punct, der ausser einer bestimmten geraden Linie, nur *eine* gegen diese Linie senkrechte möglich ist. — Dass durch einen Punct, welcher in jener Linie selbst liegt, nur *eine* senkrechte möglich sey, erhellet aus dem Begriffe des rechten Winkels; aber dass zwey auf einerley geraden Linien senkrechte Linien einander nicht schneiden können, lässt sich nicht wohl so ohne Umstände annehmen. Aber unser Vf. wird auch mit der Theorie der Parallellinien schnell fertig, ehe er irgend etwas von den Dreyecken gesagt hat; von den Schwierigkeiten, welche eine strenge mathematische Lehrart hier findet, erwähnt er gar nichts.

In der Lehre vom Dreyecke ist, wie leicht zu erachten, der Satz einer der ersten, dass aus der Grösse eines Winkels und der Länge beider Schenkel, auch die Entfernung der Endpuncte beider Schenkel von einander bestimmt sey. Hr. *Schw.* hat an einem anderen Orte spottende Bemerkungen über diejenigen Geometer gemacht, welche Dreyecke auf einander passen; aber wie, wenn wir nun *ihn* fragten, wie er denn jenen Satz beweise? — Dass man so etwas von selbst einsehen könne, wird er hoffentlich nicht antworten, obgleich dieser Satz und viele andere hier fast als Axiome hingestellt sind; und wenn er deutlich mit sich eins werden kann, woher er den Satz habe, so möchte er schwerlich auf etwas anderes, als auf die dunkel vorgestellte Überzeugung, dass die Figuren auf einander passen müssen, kommen; der Vortrag des Hn. *Schw.* unterscheidet sich also nur dadurch vom euklidischen, dass er sich mit dunkeln Vorstellungen begnügt, und weglässt, was zum deutlichen Beweise nöthig ist.

Wir wollen nun den folgenden Gang der Untersuchung beym Dreyecke etwas umständlicher durchgehen, um uns über das Folgende, wo die Manier der Untersuchung dieselbe bleibt, kurz fassen zu können. — Der Vf. nimmt zuerst eine aus der Spitze nach der Grundlinie gezogene gerade Linie, und vergleicht die Grösse der beiden oben entstehenden Winkel und die Stücke der Grundlinie gegenseitig unter einander; dann zieht er eine Parallele zu der einen Seite, und leitet daraus die Lehre von der Ähnlichkeit der Dreyecke her. Zieht man hingegen eine Linie innerhalb des Dreyecks so, dass sie mit dem rechts liegenden Schenkel eben den Winkel macht, wie die Grundlinie mit dem links liegenden Schenkel: so erhält man, was der Vf. eine *Antiparallele* nennt; eine solche Antiparallelle ist im rechtwinkligten Dreyecke die aus dem rechten Winkel auf die Hypotenuse senkrecht gesetzte Linie. Der Vf. setzt so die Untersuchungen zum Theil in analytischer Form fort, und man wird diese Untersuchungen recht interessant und lehrreich finden, da der Mangel an Gründlichkeit hier nicht so nachtheilig ist, als bey den ersten Grundsätzen.

Auf ähnliche Weise stellt der Vf., mit Zuziehung einiger zu Hülfe genommener Linien, Untersuchungen über das Viereck und die Vielecke an, und geht dann zum Kreise über. Hier wird mit der Betrachtung eines Kreises, und zwar einer Sehne, zweyer Sehnen, mehrerer Sehnen, angefangen, und dann von Tangenten und Secanten gehandelt, wo aber zuweilen nur die Fälle, welche vorkommen können, tabellarisch angezeigt, und nicht weiter genau erörtert werden. Von dem, was über mehrere in Verbindung gesetzte Kreise vorkommt, mag hier Einiges umständlicher stehen. Bey zwey Kreisen sind die Hauptfälle, dass sie einander berühren oder schneiden, oder gar keinen Punct ihres Umfangs gemeinschaftlich haben. Bey dreyen Kreisen finden mehrere Fälle Statt, die der Vf. meistens nur erwähnt; diejenigen, welche er genauer betrachtet, sind folgende: Alle Kreise liegen in einander, und berühren sich in einem Puncte; drey Kreise sind durch vier Durchschnittspuncte mit einander verbunden, der dritte geht durch den einen Durchschnittspunct der beiden ersteren, und schliesst den zweyten Durchschnittspunct ein; die drey Kreise sind durch einen Berührungspunct und vier Durchschnittspuncte verbunden, die berührenden Kreise liegen nicht in einander, und der durchschneidende Kreis schliesst den Berührungspunct ein. — Aber jeder dieser Fälle umfasst noch mehrere Fälle.

Kreisfunctionen, — unter diesem Titel betrachtet der Vf. die sogenannten trigonometrischen Linien; merkwürdig ist die neue Benennung *tangens versus* für den Unterschied der Tangente und des Radius. S. 151 ist der Übergang der Tangente aus dem Positiven durchs Unendliche in das Negative nicht erklärt; S. 152 die Formel für Sin. (a+b) auf einem zu weitläuftigen Wege gesucht. Man findet hier und in der folgenden Trigonometrie und Tetragonometrie eine Menge Formeln zusammengedrängt, unter anderen auch ziemlich umständlich Formeln, die man zu wirklicher Berechnung der Kreisfunctionen anwenden könnte. Es ist uns unmöglich, hier mit der Anzeige oder Beurtheilung in's Detail zu gehen, da wir sonst die Grenzen einer Recension zu sehr überschreiten würden. Unter dem Titel unordentlich gekrümmte Linien (welcher eben nicht der passendste ist, da die gleich zu erwähnen-

Digitized by Google

den Linien eben so regelmäfsig, wie der Kreis, nur nicht gleichförmig gekrümmt sind) werden die Kegelschnitte, die Cissoide, Conchoide, Cardioide, Cycloide betrachtet. Dann geht der Vf. zu den Flächen über. — — Eine Linie in Verbindung mit einer Fläche, — der Vf. giebt hier trigonometrische Formeln für die Winkel, welche eine schief gegen eine Ebne gezogene Linie mit geraden Linien in dieser Ebne macht. Zwey Linien in Verbindung mit einer Ebne, und zwar beide senkrecht, — oder schief mit gewissen Bestimmungen u. s. w. — Hier werden viele einzelne Fälle betrachtet und durch Anwendung der Trigonometrie erläutert. Lehrsätze von zwey Ebnen, von drey Ebnen (die grofsentheils zur körperlichen Trigonometrie gehören), von vier Ebnen und dem durch vier Ebnen eingeschlossenen Körper. — Körper von fünf Ebnen eingeschlossen, von sechs Ebnen eingeschlossen. Krummflächige Körper, Kegel und Kegelschnitte, Cylinder, Kugel, wo bey der letzteren auch der Inhalt sphärischer Dreyecke mit der ganzen Kugelfläche verglichen wird.

Diese Anzeige mag genügen von einem Buche, von dem sich, ohne umständlich in das Detail der Formeln einzugehen, keine specielle Beurtheilung geben läfst. Das Buch ist Zeuge von dem Fleifse seines Vfs.; ob gerade alle Untersuchungen, die es enthält, besonders nützlich sind, darüber denken vielleicht verschiedene Leser ungleich, manchem aber werden sie wenigstens eine angenehme Unterhaltung gewähren. B.

NATURGESCHICHTE.

Jena u. Leipzig, b. Gabler: *Naturgeschichte für gebildete Frauenzimmer und Liebhaber der Natur*, von *Georg Gottfried Zinke*, der Arzneywissenschaft Doctor u. s. w. I Th. Säugthiere. Mit 24 Kupfertafeln. 1806. VI u. 219 S. 8. (m. ill. K. 2 Thlr. 12 Gr. m. schw. K. 1 Thlr. 16 Gr.)

Der Gedanke ist nicht übel, für die Gebildeteren unter dem schönen Geschlechte das Wissenswerthe aus dem grofsen Gebiete der Naturgeschichte zu einem schönen Ganzen zu ordnen. Man erwartet in einem solchen Werke nicht neue Untersuchungen, Entdeckungen und gelehrte Erörterungen, aber desto mehr, dafs das Wahre und Wissenswerthe auf eine geschmackvolle Art zusammengestellt, in der Werkstätte des eigenen Geistes verarbeitet, und mit dem Schmucke einer schönen Sprache bekleidet werde. Der Vf. hat zwar aus den besten naturhistorischen Schriftstellern geschöpft; allein sehr wäre zu wünschen, dafs er im Vergleichen noch sorgfältiger, im eigenen Verarbeiten der gesammelten Materialien freyer und in der Auswahl des Wissenswerthen feinsinniger gewesen wäre. Er folgt *Schreber'n*, einem sonst classischen und bewährten Schriftsteller, zu ängstlich, selbst in Hinsicht der Worte. Statt mehrerer Beyspiele, die sich ohne vieles Suchen darbieten, nur folgendes:

Schreber III, S. 411.

Der Luchs hat ein vorzüglich scharfes Gesicht, einen viel feineren Geruch als andere Katzen, und Schlauigkeit genug, die Orter, wo das Wild seine Gänge und Wechsel hat, auszuspüren. Sobald er ein Wild entdeckt, weifs er sich ihm unter dem Winde zu nähern, oder es auf einem Baume zu belauren; hat er es erreicht, so wirft er sich auf selbiges und greift mit den Krallen so tief ein, dafs er nicht herunter zu bringen ist u. s. w.

Zinke S. 73.

Der Luchs übertrifft in Absicht des scharfen Gesichts und Geruchs alle Katzenarten, und durch seine List weifs er den Ort bald auszuspüren, wo das Wild seinen Wechsel hat. Seinen Raub belauert er unbemerkt unter dem Winde oder auf einem Baume; er schwingt sich auf diesen und schlägt seine Klauen in dessen Körper ein, so dafs er auf keine Art wieder herunter zu bringen ist u. s. w.

Sonst hat der Vf. zwar *gröfstentheils* das Wissenswerthe zusammengetragen; aber manche Thiere, denen er nicht hold zu seyn scheint, sind zu kurz abgefertiget. Es ist überhaupt wohl nicht die richtige Ansicht, wenn diejenigen Thiere, die nach des Vfs. Meinung von geringem Nutzen sind, so gar unvollständig beschrieben werden. So heifst es z. B. von dem zottigen Ameisenfresser: Er hat die Gröfse eines Jagdhundes, eine Mähne auf dem Rücken und einen Wedelschwanz, mit welchem er sich im Schlaf gegen den Regen schützt und im Zorne bewegt er ihn. — Das ist alles! Bey der Beutelratze ist weder die Farbe noch die Gröfse des Thieres angegeben. Bey dem Cayopollin ist die ganze Beschreibung: „Er bringt seine Jungen auf den Bäumen zur Welt." Von dem Stinkthier ist eben so wenig gesagt. Es würde nicht schwer seyn, noch mehrere Beyspiele dieser Art anzuführen.

Unter den Unrichtigkeiten hat sich Rec. besonders folgende angemerkt. Das frühere oder spätere Wechseln der Haare hängt bey den Säugthieren keinesweges allein von der Witterung, sondern vielleicht noch weit mehr von der Nahrung ab; Hirsche und Rehe, die in fetten Weiden gehen, werfen z. B. früher die alten Winterhaare ab als andere, die in dürftigen Verzäunungen und kleinen Thiergärten weiden. — Die jungen Füchse sind nicht weifslich gelb, sondern dunkelbraun, und haben mit der Farbe der erwachsenen Füchse gar keine Ähnlichkeit. — Die Wasserratte ist nicht, wie hier geschieht, mit der Wanderratte zu verwechseln; diese ist von jener wesentlich unterschieden.

Endlich läfst sich auch in der Sprache des Vfs. gar Manches tadeln. Besonders scheint er mit dem *für* und *vor* noch nicht auf dem Reinen zu seyn. Er schreibt Vorr. S. 7: „sichert bey tausend Gefahren *für* ihren gänzlichen Untergang." S. 25 heifst es: „Freylich sind die Menschen *nach* den Weltgegenden, *des* Climas, der Lebensart, *der* Sitten u. s. w. verschieden." Hier regiert die Präposition *nach*, das eine Mal den Accusativ, das andere Mal den Genitiv! — Von dem Iltis heifst es S. 85: „Sein *Ausdruck* ist schlechter, wie bey dem Marder;" was soll das heifsen? — Ebendas.: „Das Fell des Iltis wird nicht sonderlich geachtet, weil es sehr *widerwärtig* riecht;" müfste doch heifsen: „*widrig* riecht." Der

Digitized by Google

Vf. ſchreibt öfter *gejagd* für *gejagt*. — S. 182 beſchreibt er die Farbe der Rennthiere, dann folgt: „auſser *jetzt* gefärbten Rennthieren gieht es auch ganz weiſse, ſchwarze und weiſsgefleckte,“ ſollte heiſsen: auſser jenen Farben findet man auch an den Rennthieren noch die ſchwarze u. ſ. w. In ihren Heerden, heiſst es a. a. O., „in ihren Heerden beſtehet ihr gröſster Reichthum und Glückſeeligkeit,“ ſollte heiſsen: und *ihre* Glückſeeligkeit.

Die Kupfer ſtehen weit unter der gemeinen Mittelmäſsigkeit, ja die illuminirten Kupfer ſind ſchülerhaft bearbeitet; für gebildete Frauenzimmer hätte man recht vorzügliche Darſtellungen erwarten ſollen.

— d d F. —

Bern, auf Koſten des Herausg. u. in Commiſſ. b. Burgdorfer u. h. Füſsly u. C.: *Das Muſeum der Naturgeſchichte Helvetiens in Bern*, oder *Beſchreibungen und Abbildungen der merkwürdigſten Gegenſtände, die in den naturhiſtoriſchen Sammlungen auf der Bibliotheks-Gallerie in Bern enthalten ſind.* Herausgegeben von *Friedrich Meisner*, Prof. der Naturgeſchichte und Geographie in Bern. No. 1 u. 2. 1807. (21 Gr.)

Nicht leicht kündiget ſich ein Unternehmen ſo nützlich an, als das gegenwärtige. Es verdient daher auch eine ausführlichere Anzeige als ſo manche ephemeriſche Producte der naturhiſtoriſchen Literatur unſerer Tage. Man findet in den Herausgebern Männer, die die ſchönen Zwecke naturhiſtoriſcher Sammlungen mit Wahrheit zu würdigen und verſtändig auszuſprechen wiſſen.

Voraus geht eine Geſchichte der Entſtehung des Muſeums der Naturgeſchichte Helvetiens in Bern. Die Grundlage zu dieſem Cabinet wurde erſt im J. 1802 durch die Sammlung ſchweizeriſcher Vögel gelegt, die der verdiente Prediger *Sprüngli* hinterlaſſen hatte. Die wohldenkende Stadtregierung ſorgte nicht nur für eine ſchickliche und geſchmackvolle Aufſtellung dieſer Sammlung, ſondern ſie bewilligte auch groſsmüthig eine jährliche Geldunterſtützung zur Erweiterung. Bald zeigte ſich ein gröſseres Intereſſe für die Sammlung durch freywillige Beyträge und durch das Hinzukommen ganzer Sammlungen. Das Muſeum ſteht zu gewiſſen Stunden Jedermann offen, und die Vorſteher machen es ſich zur Pflicht, mit wahrer Humanität die Fragen der Neugierigen zu beantworten, und jede Gelegenheit zu ergreifen, um Aberglauben und Vorurtheile auszurotten, und den Samen nützlicher Erkenntniſſe auszuſtreuen. Rec. hält dieſes Beyſpiel für deſto preiswürdiger, je mehrere Naturaliencabinette er kennt, die ſeltene Schätze enthalten, die aber weder zur öffentlichen Belehrung dienen, noch mit neueren Beytragen vermehrt, noch endlich auch in ihrer Ordnung nur erhalten werden. Nachahmungswerth iſt bey dieſem Muſeum beſonders der Umſtand, daſs es hauptſachlich die vaterlandiſchen Producte aufnimmt, und auf dieſe einen beſonderen Werth legt. Die vaterländiſche Naturgeſchichte ſollte immer, beſonders bey Anlegung neuer Sammlungen, den Vorzug haben.

Den Anfang in No. 1 macht die Beſchreibung und Abbildung zweyer junger Steinböcke (*Capra ibex*); beide wurden in den Gebirgen zwiſchen Piemont und Savoyen erlegt. Man ſieht es ſogleich der Beſchreibung an, daſs ſie nicht aus Büchern zuſammengetragen, ſondern aus der Natur ſelbſt genommen iſt. Von der groſsen Sorgfalt dieſer Beſchreibung zeugen die genauen Dimenſionen der Theile beider Thiere, die lehrreichen Vergleichungen der Hörner des Schädels u. ſ. w. mit anderen verwandten Thierarten; ein Umſtand, den man in ſo manchen anderen Naturbeſchreibungen ſehr zum Nachtheil der Wiſſenſchaft vermiſst. In den ſchweizeriſchen Alpen findet man dieſes merkwürdige Thier faſt gar nicht mehr; bloſs in den ſavoyiſchen und piemonteſiſchen Alpen iſt es noch anzutreffen. Die Abbildungen des Männchens und Weibchens ſind untadelhaft. In No. 2 werden die Steinkrähe und die Steindohle, beides auch Alpenbewohner, beſchrieben. Die Beſchreibung iſt eben ſo ſorgfältig als die vorige, es herrſchet darin derſelbe wiſſenſchaftliche Geiſt und dieſelbe weiſe Auswahl des Wichtigeren; nur vermiſst Rec. hier die ſo nützlichen Vergleichungen mit anderen Vögeln dieſes Geſchlechts; die rothen Füſse und der rothe Schnabel unterſcheiden dieſe beiden Vögel von den meiſten übrigen Krähenarten. Ein bedeutender Zuwachs für die Wiſſenſchaft und eine dankenswerthe Berichtigung des Syſtems iſt die ſehr gründliche Unterſuchung und der Beweis, daſs die Steinkrähe mit dem *Corvus ſylvaticus Geſsner's* oder dem *Corvus eremita Linné's* ein und derſelbe Vogel iſt. Die Bergdohle unterſcheidet ſich von der Steinkrähe hauptſachlich durch die gelben Füſse und den gelben Schnabel, und lebt in gröſseren Schaaren auf den Gebirgen. Noch etwas mehr hätte wohl von dem Nutzen oder Schaden, den dieſe Thiere anrichten, beygebracht werden können. Druck und Papier ſind ſchön, wie es ein ſo vorzügliches Werk verdient, dem jeder Naturfreund eine lange Exiſtenz wünſchen wird. rz.

KURZE ANZEIGEN.

Technologie. *Carlsruhe*, b. Macklot: *Gemeinnütziges Kunſtbuch. Erſte Abtheilung, enthaltend eine Anweiſung zu Verfertigung von allerley Tinten, Farben, von Spielkarten, Kloſterbildern, Siegellack u. ſ. w. Auch wie man Tinten-, Fett-, Oel- und andere Flecken aus leinenen, ſeidenen und wollenen Zeugen und Papier bringen, endlich wie man allerhand Metallwaaren putzen kann. Zweyte Abtheilung, enthaltend eine Anweiſung zu chemiſchen, mechaniſchen, optiſchen, mathematiſchen, vermiſchten, ſo wie auch zu Karten-, Schreib- und Rechen-Künſten von der leichteſten und faſslichſten Art.* 1807. zuſammen 352 S. 8. (1 Thlr.) Es ſind ſeit mehreren Jahren eine Menge ſolcher Kunſtbücher und Magieen zum Vorſchein gekommen, ſo daſs es kaum noch der Mühe lohnt, darauf zu achten, zumal wenn die Gegenſtände ſo ganz planlos zuſammengerafft ſind, wie es hier geſchehen iſt. Von dem Inhalt iſt gar nichts zu erwähnen, weil die Titel ihn hinlänglich angeben. r r r.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 MÄRZ, 1809.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Hartknoch: *Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Perſonen aus den gebildetern Ständen*, herausgegeben von Dr. *Joh. Georg Aug. Hacker*, königl. ſächſ. Hofprediger. Viertes Bändchen. 1808. 254 S. Fünftes Bändchen. 252 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir haben die drey erſten Bändchen dieſer Sammlung (1808. No. 65.) empfehlend angezeigt. Auch dieſe Bändchen enthalten manche treffliche Formulare zur Taufhandlung, Confirmationshandlung, ehelichen Einſegnung und Abendmahlshandlung. Vorzüglicher Erwähnung verdienen wieder die unter letztere Rubrik gehörigen drey Formulare von Hn. OHPr. *Reinhard*. In ihnen, ſo wie in ſeinen Predigten, findet man weiſen Hinblick auf die Zeitumſtände, und Benutzung der gerade jetzt gemachten Erfahrungen. So iſt in dem zweyten Formulare zur Abendmahlshandlung die Feyer derſelben trefflich dargeſtellt als Stärkungsmittel zu einer ſtandhaften Ertragung der Übel der Zeit, zur Ausſöhnung mit denſelben, und zur Erhebung des Geiſtes über ſie. Mögen ſolche Muſter zugleich die Grenzen bezeichnen, innerhalb welcher die Hinweiſung auf Zeitereigniſſe ſich halten muſs, um den andächtigen Sinn nicht zu zerſtreuen! Als ein fehlerhafter Verſuch dieſer Art iſt das vierte Formular von M. *Seltenreich* zu betrachten. Es führt ſogleich zur ſpeciellſten Erinnerung an die letzten kriegeriſchen Leiden, und will dieſe Erinnerung an die vorjährigen Zeitereigniſſe in einige Verbindung mit der Abendmahlsfeyer ſetzen. Natürlich kann dieſs nur auf eine ſehr künſtelnde, den andächtigen Sinn ſtörende, vielleicht ſogar leidenſchaftliche Regungen in der friedlichen Bruſt erweckende Art geſchehen. „Wie ganz anders dachte man vor Eröffnung des Feldzugs! mit welcher kühnen Sprache bezeichnete man die Tapferkeit, von der man Beweiſe geben wollte u. ſ. w." Welche Stellen in einer Abendmahlsrede! Welche Aufregung widriger Gefühle! So, wie der Vf. zu Werke geht, läſst ſich freylich auch die heterogenſte Betrachtung mit der Abendmahlsfeyer verbinden! — Neue Rubriken und neue Vff. finden wir in folgenden Beyträgen. *Warnungsrede vor dem Meineyde*, vom M. *Pöge*. Der Vf. hat die Schwierigkeiten, welche ihm der Stand, die Confeſſion und das angeſchuldigte Verbrechen des Schwörenden entgegenſtellten, ſehr glücklich gelöſt. *Vorſtellungsrede bey einer Probepredigt*, vom Super. *Poyda*. Zunächſt gehört wohl dieſe vor einem *gemiſchten* Auditorium gehaltene Rede nicht in dieſe Sammlung; ſie empfiehlt ſich auch nicht als Muſterarbeit. Der Vf. ſpricht in den erſten fünf Seiten ſehr ſelbſtgefällig von ſeinen Gefühlen. Was er ferner in Beziehung auf den verſtorbenen Prediger ſpricht, der ſich *aus Schwermuth* ſelbſt entleibte, iſt ſehr manirirt, und für ſein gemiſchtes Auditorium viel zu dunkel. Wozu bedurfte es auch ſo vieler Windungen und Entſchuldigungen? Geradezu muſste von dem ganz bekannten Falle geſprochen, und geſagt werden, daſs der Leidende, der auf dieſer Höhe innerlicher Quaal ſteht, nicht mehr frey handelt, und das höchſte Mitleid verdient. Was der Vf. von dem Unglauben des Zeitalters vor dieſer Gemeine ſagt, iſt nicht klug geſagt. Man ſoll irrige Vorſtellungen von Chriſto und Chriſtenthum, welche Tauſende noch nie gehört haben, ihnen nicht erſt bekannt machen. Warum ſchlieſst der Vf. ſeine Rede ganz im moſaiſchen Tone? — Begräbniſsrede von demſelben Vf. Sie erhebt ſich nicht über das Gemeine, und verdiente alſo keine Stelle in dieſer Sammlung. Was der Vf. auf den zwey letzten Seiten, beſonders mit einem höchſt undelicaten Hinblick auf die Geſchwiſter der Verſtorbenen ſagt, die ſich doch nicht um eines reichern Erbes willen, des Todes einer würdigen Schweſter gefreut haben werden, iſt höchſt fehlerhaft. Rec. begreift nicht, wie ſo etwas ohne Erröthen geſprochen werden kann. — *Formulare zur Abkündigung für Verſtorbene*, von M. *Friſch*. Für Gegenden, wo ſolche Abkündigungen üblich ſind, können ſie als Muſter dienen.

Das fünfte Bändchen enthält ebenfalls 1) Formulare und Materialien zu Reden bey der Taufhandlung, von Hn. OHPr. *Reinhard*, vom Herausgeber, von Hn. Paſt. *Seltenreich*, und vom Hn. Diac. *Trautſcholdt* in Friedrichsſtadt bey Dresden. 2) Formulare und Reden bey der kirchlichen Einſegnung der Wöchnerinnen von Hn. P. M. *Seltenreich*. 3) Formulare und Materialien zu Reden bey der Confirmationshandlung von Hrn. Superint. *Poyda* und Hn. Diac. *Trautſcholdt*. 4) Formulare und Materiallen zu Reden bey der ehelichen Einſegnung, von Hn. P. *Bauer* in Frohburg, von Hn. M. *Friſch* in Freyberg, von Hn. P. M. *Seltenreich*. 5) Materialien und Abendmahlsreden vom Herausgeber und Hn. P. M. *Seltenreich*. 6) Reden bey der Amtsjubelfeyer eines Schullehrers, von Hn. P. *Thienemann* in Kohren — Worte an *Schröckh's* Grabe geſprochen, von Hn. General-

Digitized by Google

superintend. D. *Nitzsche*. 7) Formulare bey der Abkündigung Verstorbener, von Hn. Mittagsprediger M. *Frisch*. V. Pf.

Glückstadt, b. Schneider: *Glück und Unglück*. Von D *Johann Otto Thiefs*, königl. dänischem Prof. auf Bordesholm. 1808. 172 S. kl. 8. (20 Gr.)

Auch diese Schrift des geistvollen Vfs. theilt manche geistreiche Bemerkungen mit; aber auch sie hat jene Eigenheiten seiner übrigen Schriften dieses Fachs, welche ihnen nicht zur Empfehlung dienen. Vom Glück und Unglück soll diese Schrift handeln, von welcher der Titel keinen zweyten Theil verspricht; aber bald erfahren wir, dafs sie nur die Einleitung zur Untersuchung über das Glück und eine vorläufige Prüfung der beliebtesten Arten menschlicher Glückseligkeit enthalten soll, dann aber, wenn in einem zweyten Buche das Unglück, wie es im gemeinen Leben am häufigsten erscheint, näher betrachtet worden, erst in einem dritten Buche die weitere Untersuchung über das Glück und die Resultate der in den beiden ersten Bändchen angestellten Untersuchungen folgen werden. Die Lesung dieser Schrift wird übrigens, wie die der übrigen moralischen Schriften des Vfs., durch den ihm eigenen, zuweilen in schneidenden Gegensatzen sich gefallenden Ton, noch mehr aber durch die sonderbare Eigenheit gestört, beynahe jede, auch die unbedeutendste Aufserung mit Stellen aus der heiligen Schrift und aus griechischen, römischen und deutschen Schriftstellern zu belegen. So gehört diese Schrift nur zur Hälfte dem Vf., denn diese 11 Bogen enthalten nicht weniger als 396 theils sehr lange, theils kürzere, meist wörtlich abgedruckte Citate. Wozu stehen sie hier? Hat die Wahrheit, in sofern der Vf. solche wirklich ausspricht, in seinem Munde nicht Kraft genug, um erst ein überzeugendes Ansehen aus dem Munde Anderer zu borgen? Oder sollen diese Citate die Belesenheit des Vfs beurkunden? Würde diese Belesenheit in den classischen Schriften des Alterthums nicht immer seltener, man müfste sehr vor dieser Erkaufung des Textes in den Noten warnen. — Ob die Untersuchungen des Vfs. zu befriedigenden Resultaten über die behandelte Materie führen, lafst sich erst nach Erscheinung der beiden versprochenen Bändchen beurtheilen. In dem vorliegenden werden in 7 Capiteln folgende Gegenstände mit ungemeiner Freymüthigkeit behandelt, und mit vielen feinen und treffenden Bemerkungen begleitet: Glück und Glückseligkeit überhaupt, Fortuna, Fatum, Bestimmung, Zufall, Glück machen, Freyheit, Vorsehung, Verdienst, Schuld, Glücks-, Unglücks-Fall, Wohlseyn, Wohlbefinden, Wohlverhalten, Wohlstand, glückliche Staatsverfassung, Privatgüter, angeborene Gesundheit, Adel, ererbtes Vermögen, Ältern, Kinder, Bürgerfreiheit, Tyrannenglückseligkeit, Brod, Reichthum, Glücksspiel; Handel, göttlicher Segen, kaufmännischer Werth, Ehre, Nachruhm, guter Name, grenzenloser Ruhm, Schönheit, Wollust, Wohlleben, Wohlstand, Selbstgenufs, Zufriedenheit, häusliches Glück, Liebe, Freundschaft, Einsamkeit, Gesellschaft, contemplatives Leben, Glück der Wissenschaften und Künste, der Religion, der Weisheit und Klugheit, der Unschuld und Tugend, Friede. — Die Vergleichung dieser Rubriken mit der geringen Bogenzahl, deren halber Raum nur den Betrachtungen des Vfs. gewidmet ist, zeigt, dafs mancher der angegebenen Gegenstände sehr kurz abgefertigt werden mufste. V. Pf.

1) Offenbach, b. Brede: *Unterricht und Gebete für katholische Christen*. Von Prof. *Brand*. Mit Genehmigung der geistlichen Oberen. 1807. 211 S. 8. (8 Gr.)

2) Grätz, b. Ferstl.: *Neuestes Gebetbuch für Katholiken, welche Gott nach der Lehre Jesu anbeten*. 1805. 283 S. 8. (16 Gr.)

3) Ebendaselbst: *Die heilige Charwoche*, oder *Anleitung, diese Zeit dem Geiste des Christenthums gemäfs zuzubringen*. Aus dem Mefsbuche, dem Breviere und anderen liturgischen Werken zusammengetragen von *Johann Baptist von Winkler*, Pfarrer zu St. Johann im Sagathale. 1808. 496 S. 12. (1 Thlr. 2 Gr.)

Dafs die Zahl der katholischen Erbauungs- und Gebet-Bücher besonders seit einigen Jahren beträchtlich vermehrt worden, ist eine literarische Thatsache. Auch mufs Rec. offenherzig bekennen, dafs er den meisten darunter den Vorzug vor vielen protestantischen Schriften dieser Gattung einräumen mufs, weil sich darin der Geist des ächten Gebets besser ausspricht, und dem religiösen Gemüthe ein reicherer Genufs dargeboten wird. In Rücksicht des Formellen, besonders des Styls, stehen indefs die im südlichen Deutschlande erscheinenden ascetischen Schriften denen des nördlichen offenbar nach, und die blofs formelle Kritik hat daher hier einen reichlicheren Stoff des Tadels.

Indefs zeichnet sich No. 1 auch von dieser Seite vortheilhaft aus. Der den Gebeten vorausgeschickte Unterricht besteht in kurzen Begriffsentwicklungen aus der christlichen Glaubens- und Sitten-Lehre, in Erinnerungen über den besonderen Gemüthszustand des Betenden u. s. w. Alles kurz und bündig. Die Gebete selbst zeichnen sich durch Kürze, so wie durch Stärke und Würde der religiösen Empfindung aus.

Der gröfste Theil der in No. 2 enthaltenen Gebete bezieht sich auf die kirchlichen und gottesdienstlichen Verhältnisse des katholischen Christen; doch sind auch die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, so wie die allgemeinen des menschlichen Lebens berücksichtiget. Zuweilen sind der Abwechselung wegen Gesänge eingemischt. Auch dieses Buch hat seine Vorzüge, wenn gleich die Monotonie zu sehr hervorsticht, und zuweilen nicht die passendsten Ausdrücke gewählt sind. Die Anrede: „werthester Jesu!" S. 80 u. a. St. müssen wir auch dahin rechnen.

Dafs das Verdienst des Vfs. von No. 3 nicht gar

Digitized by Google

zu hoch anzuschlagen sey, sagt schon der Titel, welcher Hn. *v. W.* nur als Sammler ankündigt. Das von ihm Gewählte würde noch zweckmäfsiger seyn, wenn Vieles, was blofs den Priester angeht, weggeblieben wäre. — ft —

1) Hoinkhausen, b. d. Vf.: *Der heilige Gesang, oder vollständiges katholisches Gesangbuch für den öffentlichen Gottesdienst und die häusliche Andacht.* Herausgegeben von *M. L. Herold*, Pfarrer zu Hoinkhausen im Herzogthum Westphalen. Mit Gutheifsen der geistlichen Behörde. Zweyte, verb. Aufl. 1807. XX u. 548 S. 8. (8 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Choralmelodieen zum heiligen Gesange, oder vollständigen Gesangbuche für den öffentlichen Gottesdienst und die häusliche Andacht.* Herausgegeben für Schullehrer und Chorsänger von *M. L. Herold* u. s. w. 1808. 154 S. 8. oder 20 halbe Bogen. (1 Rthlr.)

3) Ebendaselbst: *Versuch einer Sammlung vierstimmiger Choralmelodieen zu dem katholischen Gesangbuche bey dem öffentlichen Gottesdienste und der häuslichen Andacht.* 1807. 144 S. 4. (2 Thlr. 8 Gr.)

Hr. *H.* würde allein schon um der edlen Absicht willen, womit er den Ertrag dieser drey Schriften zur Stiftung eines Armenfonds für arme Schulkinder und Hausarme seines Kirchspiels bestimmt, das gröfste Lob verdienen; wie vielmehr also nicht, da zu der löblichen Absicht die lobenswerthe Ausführung des Plans kommt! Der Vf. hat die Gesänge aus den besten katholischen Gesangbüchern zusammengetragen, und, in Verbindung mit einigen sachverständigen Männern, überall, wo es nöthig schien, Verbesserungen angebracht. Auch sind mehrere neue Lieder hinzugekommen, welche neben den vorzüglicheren älteren zu stehen würdig sind. Hr. *H.* hat nicht Unrecht, wenn er No. 1 Vorr. S. VIII sagt: „Im eigentlichen Verstande ist diese Sammlung als ein vollständiger Lieder-Katechismus zu betrachten, in welchem dem erwachsenen Christen der genossene mangelhafte jugendliche Unterricht in den Glaubens- und den so wichtigen Tugend-Lehren nicht blofs besser und verständlicher ins Gedächtnifs zurückgerufen, sondern vielmehr auf eine rührende und beseligende Art ans Herz gelegt werden soll." Zuweilen hätte doch in alten Liedern weniger verändert werden sollen, wie z. B. S. 511:

Komm, heiliger Geist, o *dritte Person!*
Von einer Natur mit Vater und Sohn u. s. w.

Auch die beiden zu diesem Gesangbuche gehörigen *Choral-Bücher* No. 2 und 3 sind in ihrer Art sehr zweckmäfsig. In No. 2 sind zu den alten bekannten Melodieen auch mehrere neuere, im einfachen Discant mit untergesetztem Texte, geliefert worden. Die Noten sind noch die alten, rhomboidenförmigen Zeichen, womit der moderne Violinschlüssel contrastirt. In No. 3 sind 165 vierstimmige Melodieen für den Orgelgebrauch, worunter einige von dem ungenannten Herausgeber, der sich einen musikalischen Dilettanten nennt, und in der lesenswerthen Vorrede viel Gutes über den Kirchengesang gesagt hat, herrühren. Rec. hat mehrere darunter dem ächten Kirchenstyle angemessen gefunden. Doch scheinen ihm die meisten etwas zu niedrig zu stehen. Das Ganze ist auf gutes Papier mit typographischer Eleganz gedruckt. — ft —

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. 1) *Dresden* u. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am Reformations-Feste 1807 über d. Evangel. a. 23 S. n. Tr.* gehalten von D. *F. V. Reinhard.* 1807. 38 S. gr. 8. (4 Gr.)

2) Ebendas.: *Einige Bemerkungen über d. Geist d. Protestantismus.* Aus d. Franz. d. Hn. D. *Blessig* in Strasburg. Ein Anhang zu obiger Pred. 1808. 30 S. gr. 8. (3 Gr.)

3) Ebendas.: *Predigt am Reform.-Feste 1808 über d. Evangel. am 20 S. n. T.*, d. 30 Oct. gehalten von D. *F. V. Reinhard.* 1808. 39 S. gr. 8. (4 Gr.)

4) *Jena*, in d. akad. Buchh.: *Dafs die Wiedervereinigung der protest. und röm. Kirche nicht nur keinen Gewinn verspricht, sondern wesentlichen Nachtheil droht.* Eine Predigt am Reform.-Feste 1808 über Röm. 14, 19 gehalten von D. *Joh. Gottl. Mayerhoff*, Consistorialr. u. Sup. z. Jena. 1808. 38 S. gr. 8. (4 Gr.)

Zu bekannt ist die vortreffliche Predigt No. 1, als dafs wir glauben dürften, durch diese verspätete Anzeige etwas zu ihrer Verbreitung beyzutragen. Aber fehlen darf dieses gewichtige Wort, geredet zu rechter Zeit, in unsern Annalen nicht. Tief ist unser deutsches Vaterland durch den Sturm der Zeit niedergebeugt, aber Gottlob! die Edeln der Nation; sie, die man, im edelsten Sinne des Worts, *Männer des Volks* nennen kann, haben Besonnenheit, Muth und Eifer sich erhalten, und fahren fort, mit Weisheit und Kraft zu wirken, dafs es besser werde. Und wer gäbe nicht Hn. *R.* gern und freudig einen ehrenvollen Platz unter diesen Männern? Vorzüglich interessant sind seine Vorträge an dem grofsen Feste der Protestanten. Einst gesammelt werden unsere spätesten Enkel sie noch mit dankbarer Freude und mit Bewunderung des Mannes lesen, der Luthers Werk von so vielen und zum Theil weniger beachteten Seiten, immer aber als ein segenvolles Werk, so vortrefflich dargestellt hat. *Die Kirchenverbesserung hat die Ehre des bürgerlichen Lebens gerettet; hat die Ordnung desselben wieder hergestellt; hat das Glück desselben erhöht.* Dieis ist das Thema, das vielleicht noch nie auf einer protest. Kanzel benutzte, überhaupt wohl noch nie *ex professo* abgehandelte, gewifs aber noch nie *so* ausgeführte Thema dieser Predigt. Was der ehrwürdige Mann dieses Vortrags wegen gelitten hat, gehört nicht hieher. Aber wie diese Predigt auf Männer, die mit ihm in Einer Linie zu stehen verdienen, gewirkt hat; davon giebt No. 2 einen herzerfreuenden Beleg. Hr. D. *Lofler*, um sie in Frankreich auch unter Mitglieder der röm. Kirche zu verbreiten, liefs sie ins Franz. übersetzen, und sandte die Übersetzung an D. *Blessig* nach Strafsburg. Dieser gab ihr in den „*Bemerkungen*" (*Reflexions sur l'esprit du Protestantisme*) die Zugabe, die, wie Hr. *L.* mit Recht sagt, eine so schöne Zierde der Übersetzung ist; eine Zugabe, bey der es zweifelhaft bleibt, ob sie dem Herzen, oder den Kenntnissen, oder dem Vortrage ihres Vfs. mehr Ruhm bringe. Der deutsche Verleger der *Reinhard*'schen Pred., der wackere, für alles Gute so lebhaft sich interessirende *Hartknoch* erbat sich von D. *Lofler* die Erlaubnifs und erhielt sie gern, diese *Bemerkungen* des D. *Blessig's* in einer deutschen Übersetzung der Predigt als Anhang zuzugesellen, liefs aber, mit Recht, alle die Notizen weg, die D. *Blessig* von *Reinhard* als Menschen und Schriftsteller fürs Ausland nöthig hielt, weil, wie *Hartknoch* sehr wahr sagt, *Reinhard* unter uns keines Zeugnisses bedarf, und weil auch ein Unbekannter unter uns neuerlich alles, was in Beziehung auf diese Predigt und gewisse dadurch veranlafste Äufserungen gesagt werden konnte, aus *R's.* eigenen Schriften verständig und genügend beygebracht

Digitized by Google

hat. Diese *Bemerkungen* sprechen mit tiefer Einsicht und mit edler Offenheit für den Protestantism, leugnen einzelnen Gliedern der röm. Kirche ihre grosen Fortschritte im Streben nach Wahrheit nicht ab, behaupten aber mit Recht, dass, wenn von der *Gesammtheit* die Rede sey, die protest. Kirche als diejenige genannt zu werden verdiene, bey der dieses Forschen und Streben nach Wahrheit das charakteristische Kennzeichen ist. Sie verhehlen es nicht, was so bitter uns vorgeworfen wird, dass Luther oft sich selbst widerspreche, machen aber aufmerksam darauf, wie eben dieß von dem hohen edeln Geiste dieses Reformators zeige, dem seine Meinung wenig, aber die Wahrheit alles galt, der also, wenn er später sich von der Irrigkeit früherer Behauptungen überzeugte, jene als irrig willig fahren liess, und seine, nach seiner Überzeugung, richtigeren Ansichten der Welt darlegte. Sie zeigen aus der Geschichte, dass Widersprüche auch in der röm. Kirche sehr häufig, auch in *ipsissima sancta curia* sich finden, und behaupten mit Recht, „dass in einer Wissenschaft, wo sich keine Verschiedenheit der Meinungen zeigte, man auch keine Fortschritte bemerken würde." Sie verhehlen es endlich nicht, dass es Unwürdige unter den protestant. Theologen giebt, die die „Tafeln des Evangeliums zerbrechen, das Wort aus Gott zum Range eines Buches herabsetzen, das nur so viel gilt, als man es gelten lassen will; dass es eine Menge Deutsche giebt, deren unersättliche Sucht nach neuen Meinungen trefflich durch eine Philosophie unterstützt wird, die alle Verhältnisse des Sichtbaren zum Unsichtbaren aufhebt, die durch eine unverständliche mystische Sprache alles verdunkelt, die das Christenthum zu einem blossen Volksglauben herabsetzt u. s. w." „Aber, heisst's in diesen *Bemerkungen*, man muss unter diesen Schriftstellern den unterrichteten, festen und bescheidenen Mann nicht mit jenen oberflächlichen, unruhigen und unheiligen Menschen verwechseln, die über alles absprechen, ohne irgend etwas gründlich untersucht zu haben, die alles leichtsinnig behandeln, weil ihr Kopf von Kenntnissen eben so leer als ihr Herz von religiösen Gefühlen ist. Auch werden diese tadelnswerthen Ausschweifungen keineswegs von der Majorität der Protestanten gebilliget, sondern vielmehr von allen heildenkenden Gelehrten und ehrlichen Theologen ihrer Confession bestritten und verworfen." Der Vf. d. *Bemerk.* kommt nun auf *B.* zurück, und giebt ihm das Zeugniss: „dass er sich, ohne darnach zu fragen, was die Journale dazu sagen würden, für die unmittelbar-göttliche Autorität des Christenthums nicht in zweydeutigen Ausdrücken, sondern nachdrücklich, gerade und offen erklärt habe." „Möchten doch, setzt Hr. *B.* hinzu, alle evangel. Lehrer sich an den Spruch erinnern, den Luther als Symbol des Grundes seiner Lehre unaufhörlich wiederholt hat: *Verbum Domini manet in aeternum*; möchten sie nie den Völkern die Bibel, die er ihnen öffnete, wieder verschliessen, und auf der Kanzel, wie einst die Scholastiker, irgend eine Philosophie des Tages vortragen! In diesem und nur in diesem Sinne müssten wir fürchten, die *Tempel der Vernunft* wiederhergestellt zu sehen." Das unwandelbare Princip der Protest. über diesen Gegenstand drücken die Bemerkungen kurz so aus: „Du hörst auf Protestant zu seyn, sobald du dich weigerst, die heil. Schrift zur göttlichen Norm und höchsten Leiterin deines Glaubens zu nehmen, so wie du nicht mehr Protestant bist, sobald du einem Anderen dein Recht und deine Verpflichtung, selbst zu sehen und zu denken, überträgst und irgend einer menschlichen Autorität dich zu leiten überlassest." Man kann nun schon selbst sich sagen, was Hr. *B.* von einer *Vereinigung* der protest. u. röm. Kirche halt. „Die Protest., sagt er, zeigten immer ein wenig Widerwillen gegen alle solche Friedensvorschläge, wäre es auch nur wegen eines grammatischen Zweifels. Man braucht nämlich immer das Wort *Vereinigung*, hat aber eine *Wiedervereinigung* im Sinne." Endlich schliessen die Bemerkungen mit herzlichen Wünschen, „dass Protest. und Katholiken keine Antipathie gegen einander hegen, beide ihre Einsichten und ihre vorzüglichen liter. und religiösen Producte benutzen, und statt Projecte zur Aussöhnung vorzulegen, lieber durch immer genauere Unterscheidung des Wesentlichen in der Religion von Nebendingen zu dieser Aussöhnung den Weg bahnen möchten."

Vielleicht gaben diese *Bemerkungen* dem Hn. D. *Reinhard* Veranlassung, in No. 3 *eine höchst nöthige Erinnerung an den ächten Geist der evangelischen Kirche* zu geben. Er stellt ihn dar als einen Geist der strengsten Untersuchung, der in Glaubenssachen alles menschliche Ansehen verschmäht: der tiefsten Ehrfurcht gegen das Ansehen und die Belehrungen Gottes in der Schrift; des reinsten Eifers für wahre Tugend und Frömmigkeit; gemeinnütziger Thätigkeit für jeden würdigen Zweck; menschenfreundlicher Duldung gegen anders denkende christliche Brüder. — Hierauf zeigt er, dass die lebhafte Erinnerung an diesen Geist nicht blos nützlich, sondern höchst nöthig sey. Und zwar zur Prüfung unserer selbst, ob wir auch sind, wofür wir gelten wollen; zur Beurtheilung des Zustandes, in welchem die evangelische Kirche sich gegenwärtig befindet; zur Ermunterung ihn immer herrschender unter uns werden zu lassen. — Lichtvoll und kräftig und in einer edlen schönen Sprache, wie wir es von einem *R.* gewohnt sind, ist auch dieses interessante, unseren Zeiten sehr angemessene Thema ausgeführt.

Das bekannte Reunionsproject aller christlichen Gemeinden, vom Jurisconsulten *Beaufort* dem franz. Kaiser übergeben, und ähnliche in neueren und neuesten Zeiten auch unter uns zur Sprache gekommene, diesen Gegenstand betreffende Meinungen, Vorschläge und Vermuthungen hatte der Vf. von No. 4 wohl bey der Ausarbeitung derselben im Auge. Was D. *Bretsig* in seinen „Bemerkungen" nur mit wenigen Worten, aber ungemein treffend und kräftig berührt, das wird in dieser Predigt ausführlich umwunden, mit aller möglichen Klarheit und mit siegenden Gründen dargestellt. Die Wiedervereinigung beider Confessionen verspricht darum keinen Gewinn, weil *die bisherige Trennung kein Übel* ist, denn *der Zweck des Christenthums lässt sich in beiden Kirchen erreichen*, die Beruhigung der Gemüther und die Besserung der Herzen kann unter den Bekennern beider Religionsparteyen Statt finden; das Wesentliche und die Hauptsache der Lehre Jesu ist hier und dort dasselbe. Noch mehr, *die Wiedervereinigung ist dem Zwecke des Christenthums nicht einmal günstig, und die bisherige Absonderung beider Kirchen ist gerade dazu geeignet, denselben zu befördern.* Denn die Verschiedenheit der Menschen verlangt Verschiedenheit der Mittel, und die Christen sind einander in vieler Hinsicht so ungleich, dass sie auch in Ansehung der Religion einer ungleichen Behandlung bedurften. Die römische Kirche wirkt vorzüglich durch Hülfe der Sinne und der Phantasie aufs Herz, und giebt denen, die nicht selbst zu prüfen vermögen, eine geschlossene Reihe von Glaubenssätzen, und kommt auf diesem gebahnten und betretenen Wege zu ihrem Ziel. Die protest. Kirche wendet sich zuerst an den Verstand, befördert durch das Licht, welches sie diesem anzündet, die nöthige Wärme fürs Gute, verstattet ihren Bekennern das Recht, sich einzig an Vernunft und Schrift zu halten, und erreicht auf diesem Wege ihre Absicht. Jetzt weiss also jede Kirche was sie will, jede ist einer gewissen Classe von Christen vorzüglich angemessen. Bey der Vereinigung geht ein grosser Theil dieser Vortheile verloren, die neue allgemein seyn sollende Kirche hat weder die Kraft der einen noch die Wirksamkeit der anderen, ihre Lehren und Gebräuche enthalten nichts Ganzes, nichts Zusammenhängendes und Vollendetes. — Auch die *äussere Ordnung und Ruhe wird durch die gegenwärtige Einrichtung nicht im geringsten gefährdet.* Beide Kirchen bestehen schon lange gesetzmässig neben einander; beide haben ihr eigenthümliches, abgesondertes, ihnen zugemessenes Gebiet; beide geniessen gleichen Schutz, gleiches Ansehen und gleiche Rechte. Die alte Zwietracht, nicht eine unvermeidliche Folge der Trennung, sondern das Werk der Leidenschaften, die Frucht des Neides, des Stolzes, der Habsucht u. s. w. ist abgethan, und niemand wird sie jetzt erneuern wollen. Auch selbst die gelehrten Streitigkeiten unter den Wortführern beider Kirchen, die doch auch nicht, um das Reich der Wahrheit zu erweitern und zu befestigen, ganz unnütz waren, haben längst aufgehört. Die Vereinigung bringt also keinen Nutzen, *droht aber auch wesentlichen Nachtheil, und lässt für die gute Sache alles fürchten.* Nachtheil für den katholischen Christen, der dabey bedeutend verlieren würde; für den Protestanten, der viel, unendlich viel dabey aufopfern müsste, besonders Freyheit im Denken, im Sprechen, im Lesen, in der Wahl der Mittel, seinen Verstand zu bilden u. s. w. — Der Raum erlaubt uns nicht, einen grösseren Auszug dieser vortrefflichen Arbeit zu geben. Wenn auch der Zweifel noch übrig bleibt, ob ein solches Thema mit Schicklichkeit vor ein gemischtes Publicum *auf die Kanzel* gebracht werde: so verdient doch diese Schrift, als solche, allgemein verbreitet und sehr beherzigt zu werden.

J. J.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 MÄRZ, 1809.

ALTE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Crusius: *Johannis Zonarae et Photii Lexica ex Codicibus manuscriptis nunc primum edita, observationibus illustrata et indicibus instructa.* III Tomi. 4to. (32 Rthlr.)

Auch unter den besonderen Titeln: *Joh. Zonarae Lexicon* ex tribus Codicibus MSS. nunc primum edidit *Jo. Aug. Henr. Tittmann.* II Tomi. *Photii Lexicon* e duobus apographis edidit *Godofr. Hermannus.* Accedit *Jo. Alberti* index suppletus et auctus.

Durch die Bekanntmachung dieser Glossarien haben sich beide Herausgeber gewiss ein Verdienst um die Erweiterung der griechischen Sprachkunde erworben. Der vielfache Nutzen solcher Werke ist anerkannt, und es würde überflüssig seyn, hier weitläuftig dabey zu verweilen. Wir gehen also gleich zur Anzeige der Art über, wie die Herausgeber diese Glossarien behandelt haben.

Hr. D. *Tittmann* hat dem von ihm besorgten Lexico des Zonaras sehr ausführliche Prolegomena vorangeschickt. Er zeigt darin erst die Handschriften an, aus denen diese Ausgabe genommen ist. Es sind ihrer zwey, ein augsburger S. 80. n. 2 in Reisers Katalog, und ein dresdner, den Matthäi aus Moskau mitgebracht hatte. Hiezu kam noch ein Apographum, das sich in der kulenkampischen Bibliothek zu Göttingen befand; von welchem Codex diese Abschrift genommen sey, suchte der Herausg. vergeblich auszumitteln. Einen pariser Codex, von dem Rochefort eine sehr mangelhafte Notiz gegeben hatte (*Notices et Extraits des Manuscrits de la bibliotheque du Roi T. I, p.* 131 *ff.*), konnte er nicht erhalten; sein Schreiben an Langlès deshalb blieb selbst unbeantwortet. — Die augsburger Handschrift ist aus dem 14ten Jahrhundert, die dresdner um ein Jahrhundert alter: aber diese ist, so wie die kulenkampische Abschrift, viel vollständiger; sie hat nicht nur sehr viele Glossen, die in der augsburger fehlen, sondern auch die, welche beide haben, sind in der dresdner ausführlicher, mit den Namen und Stellen der berücksichtigten Schriftsteller, mit reichhaltigern grammatischen und etymologischen Bemerkungen, so, dass sich die augsburger zu der dresdner verhalt, fast wie ein Auszug zu dem vollständigern Werke (S. XXI); die Zusatze beider sind im Texte selbst durch Klammern unterschieden, oder in den Noten angezeigt. Alle drey Handschriften werden von S. X bis XIX genau und ausführlich beschrieben. Beyläufig kommen noch andere Bemerkungen vor, z. B. S. XII, wie unsicher es sey, aus den Schriftzügen, die in einer Handschrift vorkommen, auf ein bestimmtes Alter derselben zu schliefsen; so sey die Handschrift, aus welcher Villoison des Apollonius *Lexicon Homericum* herausgegeben, nicht aus dem 10ten, sondern dem 13ten oder 14ten Jahrhundert. Nach der Nachricht von den zum Grunde gelegten Codd. folgen S. XXIII Notizen von anderen Codd. desselben Lexici. Diese sind: ein anderer dresdner Codex pl. D, n. 142; ein pariser, den Rochefort beschrieben hat, n. 2408; ein münchner n. 263; fünf wiener n. 32, 120, 154, 178, 332; ein berner Codex, ein moskauer n. 21; vier venetianische in der St. Marcus Biblioth.; vier Coisliniani bey Montfaucon (von zwey Codd. in der ehemaligen königl. Bibl., n. 1708 den du Cange bey dem *Glossario graeco* gebraucht, und einem anderen, den *Alberti* beym Hesychius benutzte, wahrscheinlich n. 2062, die beide mit dem jetzt erschienenen übereinstimmen, war es ungewiss, ob sie nicht selbst zu den Coisl. gehören. Übersehen hat der Herausg. das *Lexicon MS. in Bibl. regia*, welches Ruhnkenius *Epist. crit. II, p.* 213 anführt, vergl. mit Zonarae *Lex.* T. II, p. 1357 unter μῆλη); ein Codex Bartholini zu Kopenhagen, und zwey mediceische. Die Proben, welche anderwärts von diesen Handschriften gegeben sind, oder, wie von den wiener Codd., hier zuerst gegeben werden, stimmen ganz mit dem hier gelieferten Abdrucke überein, und es wäre zu wünschen, dass Gelehrte, welche Zugang zu jenen gröfseren Bibliotheken haben, die in denselben befindlichen Handschriften unseres Lexici mit dem gedruckten Text sorgfältig vergleichen, und die Abweichungen und Zusatze bekannt machen möchten.

Nachdem der Herausg. S. XLIV von dem Titel des Werkes gehandelt hat, συναγωγὴ λέξεων συλλεγεῖσα ἐκ διαφόρων βιβλίων παλαιᾶς τε Φημι γραφῆς καὶ τῆς νέας καὶ αὐτῆς δήπου τῆς ϑύραθεν, welchen er übersetzt: *Collectio vocabulorum, facta ex variis libris, tum veteris nimirum et novae scripturae, tum ipsius utique profanae*: geht er S. XLVII in der inneren Einrichtung desselben, und zur Vergleichung mit anderen Glossariis, dem des Hesychius, des Suidas, des Phavorinus und dem Etymol. M. über. Das gegenwartige Lexikon unterscheidet sich von allen anderen bekannten darin, dass es die Glossen nicht in durchgängiger alphabetischer Ordnung aufführt, sondern die Worter, welche die Anfangsbuch-

Digitized by Google

ſtaben unter ſich gemein haben, in fünf Claſſen ordnet, ἀρσενικόν, θηλυκόν, οὐδέτερον, ῥῆμα, ἐπίῤῥημα, z. B. τὸ Α μετὰ τοῦ Σ. Ἀρσενικόν· Ἀσαφής — Ἀσαλής. Θηλυκόν· Ἀσάμινθος — Ἀστάρτη. Οὐδέτερον· τ' ἄσσα — Ασσώριον. Ῥῆμα· ἄσαι — ἀσχημονήσωμεν. Ἐπίῤῥημα· ἀσμένως — ἀσφαδάστως; woraus eine Unbequemlichkeit beym Nachſchlagen entſteht, welcher der Herausgeber durch einen ſehr genauen *Index Gloſſarum S.* 1901 — 2120 abzuhelfen geſucht hat. Uebrigens hat der Vf. des vorliegenden Lexici, ſo wie die übrigen Gloſſatoren, ſeine Bemerkungen aus älteren Grammatikern, aber mit Beſonnenheit und Urtheil, zuſammengetragen. Er ſcheint dieſelben Quellen benutzt zu haben, aus denen der Vf. des Etymol. M., Suidas und Heſychius ſchöpften, welches aus der groſsen Ähnlichkeit unſeres mit den genannten Lexikographen in den Gloſſen und der Erklärung derſelben (ſo gebrauchen Zon. und das Etym. M. oft bey einerley Artikeln ganz dieſelben Formeln, ἐγὼ δὲ νομίζω, βέλτιον δέ etc.) erhellt. Dieſe Vergleichung wird von S. L an genauer angeſtellt. Mit dem Heſychius ſtimmt dieſes Lexikon mehr, als mit allen anderen zuſammen; aber an vielen Stellen weicht es von ihm ab, iſt ausführlicher in der Erklärung, hat oft die Stellen der Autoren, die im Heſych. fehlen, erhalten, und leiſtet in dieſer Rückſicht vortreffliche Dienſte, um dieſen zu verbeſſern oder zu unterſtützen. (Eine genauere Vergleichung verdiente das Lex. Zon. noch mit den Gloſſen des Heſychius, die vollſtändiger in einem handſchriftlichen *Lexicon rhetoricum* ehemals in der Bibl. zu St. Germain, erhalten ſind, und die Ruhnkenius vorzüglich in dem *Auctario emendationum ad Heſ.* angeführt hat. So viel wir bis jetzt haben bemerken können, ſtimmt Zon. mit dieſem ächten, vollſtändigern Heſychius nicht überein, und man möchte dadurch zu dem Schluſſe veranlaſst werden, Zon. habe nicht mehr den ächten Heſychius (vor dem 10ten Jahrh., ſ. Ruhnk. *Praef.*), ſondern nur einen, wiewohl vollſtändigern, Auszug vor ſich gehabt). Die auffallende Übereinſtimmung mit Suidas, woraus Valckenaer *ad Theocr. Adoniaz. p.* 297 ſchloſs, *S.* habe zum Theil den Zon. compilirt, will Hr. *T.* lieber dadurch erklären, daſs er annimmt, Suid. und Zon. hätten einerley Quellen benutzt, aber das Lexikon S. ſey ſpäterhin aus dem Zon. interpolirt worden, wiewohl er zugleich annimmt, das Lexikon Zon. ſey älter als das des Suidas. Vorzüglich erhellt aus den homeriſchen Gloſſen, daſs Vieles im Suidas aus dem Zon. genommen ſey, da ſie oft bey dieſem richtig und vollſtändig, bey jenem verworren und verſtümmelt ſeyen. Daſs der Vf. des Etymol. M. dieſes Lexikon benutzt habe, zeigt der Herausg. S. LIX vorzüglich dadurch, weil im Lexikon mehrere Bemerkungen zerſtreut vorkommen, die im Etymol. zuſammengeſtellt ſind; und im Lexik. oft die Namen der Grammatiker, die eine angeführte Bemerkung gemacht haben, angeführt werden, die aber bey denſelben Bemerkungen im Etym. fehlen. Er vermuthet ſelbſt, daſs das λέξικον ἄλλο oder δεύτερον, welches im Etymol. oft angeführt wird, kein anderes, als das unſrige, ſey. Endlich hat auch Phavorinus ſein Lexikon mit vielen Gloſſen und Erklärungen des Zon. bereichert, wobey zugleich Beyſpiele gegeben werden, wie der Suidas ſchon durch Vergleichung mit dem Ph. hätte verbeſſert werden können. Sein Urtheil faſst der Herausgeber zuletzt noch in folgenden Worten zuſammen S. LXIII: *Lexicon noſtrum poſt Heſychium omnium, quae ſuperſunt, copioſiſſimum, doctiſſimum, accuratiſſimum, ad Suidam, Etymologum, reliquosque et ipſum Heſychium innumerabilibus locis emendandos, caſtigandos aut confirmandos, denique ad auctorum loca vel edita, vel in eo uno ſervata, illuſtranda praeſtantiſſimum eſſe cenſeo.*

Zuletzt handelt der Herausgeber von dem Verf. des Lexici S. LXIII. Dieſer lebte wahrſcheinlich nach Pſellus, vor dem Vf. des Etym. M. und Euſtathius auch vor oder zugleich mit Suidas. Denn Pſellus wird öfters angeführt, Euſt. aber nie. Daſs der Vf. des Lexici der Geſchichtſchreiber Zonaras unter Alexius und Johann Comnenus am Ende des 11ten und zu Anfang des 12ten Jahrhund. ſey, macht der Herausg. aus verſchiedenen Umſtänden wahrſcheinlich. Daſs ein *Lexicon Zonarae* ſich in der Bibliothek des H. Stephanus befand, nach deſſen Tode Joſ. Scaliger den Caſaubonus darum bat, der es aber nicht finden konnte, und daſs Stephanus ſelbſt in ſeinem Theſauro Manches aus einem *Lexicon vetus*, wie er es citirt, anführte, was ſich in dem jetzt gedruckten findet, giebt ſchon Anlaſs zu dieſer Vermuthung. Wahrſcheinlicher wird ſie noch dadurch, daſs die *Gloſſae Xenophontiae*, welche Valckenaer zum Herodot und Ammonius, und Ruhnken. zum Timaeus unter dem Namen des Zonaras anführen, und die von Leunclavius aus einem wiener Codex excerpirt, auf der leidner Bibliothek ſind, mit den in dieſem Lexico enthaltenen ganz übereinſtimmen. Zwar iſt in dem wiener Codex n. 32 die Bemerkung: μέχρι τῶνδε ὁ Ζωναρᾶς; und überhaupt rührt in keinem der wiener Handſchriften der Name des Vfs. von der Hand her, die den Codex ſelbſt geſchrieben hat. Aber zu einem der veneianiſchen Codd. iſt von alter Hand hinzugeſchrieben: Ἰωάννου τοῦ μοναχοῦ, ὡς ἐγὼ νομίζω. Daſs dieſer Johannes monachus Zonaras ſey, hatte ſchon Morell vermuthet, und wird hier genauer dargethan S. LXX. Eine Stelle findet ſich aber in dem Lexico ſelbſt, die dieſem Raiſonnement entgegen zu ſtehen ſcheint. Unter dem Worte ἤλεκτρον S. 986 χάλκωμα ἢ ἄλλοτυπον χρυσίον, μεμιγμένον ὕλῃ καὶ λιθείᾳ, οἷας ἦν κατασκευῆς ἡ τῆς ἁγίας Σοφίας τράπεζα, ὁπανεξαίρετος ὁ θεοῦ ναός. Nun wurde aber die Sophienkirche im J. 1204 von den Franken geplündert, und jene Tafel wurde zerſchlagen und unter die Soldaten vertheilt. Wer alſo davon in der vergangenen Zeit redet, οἷας ἦν κατ., der muſs erſt nach dem J. 1204 gelebt oder wenigſtens geſchrieben haben; ein Umſtand, der dem Zeitalter des Zonaras widerſpricht. Allein der Herausg. ſetzt das ἦν auf die Rechnung von Abſchreibern, die nicht lange nach jener Eroberung Conſtan-

Digitized by Google

timopels lebten, und will ἐστὶ lesen, wie es auch wirklich bey Suidas heifst. Man sieht, es ist noch keinesweges bewiesen, dafs Zon. der Vf. dieses Lexici sey; man könnte die Zweifel dagegen selbst noch durch den Umstand vermehren, dafs weder der Etymol. M. noch Suidas, die, nach des Herausg. Vermuthung, beide nach Zonaras lebten, niemals den Zon. als Vf. eines Lexici erwähnen, sondern ersterer eben dieses Lexikon blofs unter dem Titel Ἐτυμολογικὸν ἄλλο oder δεύτερον anführt (s. S. LX). Allein wahrscheinlich wird es doch dadurch, dafs man aus den Randanmerkungen in den Mss. sieht, dafs zu der Zeit, da diese Anmerkungen hinzugeschrieben wurden, Zonaras für den Vf. gehalten wurde (S. LXXI), und noch mehr dadurch, dafs aus dem ganzen Zeitraume, in welchen dieses Lexikon gehört, kein Lexikograph aufser Zonaras bekannt ist.

Nach den Prolegomenis folgen *Anecdota e variis Codicibus collecta:* I. *Specimen Lexici inediti e Cod. Augustano S. LXXVII—XCI.* II. *Macarii Hieromonachi Ecloga e Lexico Suidae* aus einem dresdner Codex S. XCI—XCVI. III. *Ex Cyrilli Alexandrini Glossario* aus einem moskauer Codex, wovon sich eine von Matthäi verfertigte Abschrift auf der dresdner Bibliothek befindet — CXIV. IV. *Mich. Pselli versus politici περὶ ὀνομάτων ex Cod. Dresdensi.* V. *Scholia in librum medicum e Cod. August. S. CXVIII.* VI. *Specimen variarum lectionum Etymologici Ms. in Cod. Aug. S. CXXII.*

Den Text des Zonoras selbst hat der Herausgeber mit vielem Fleifs auszustatten gesucht. Die Noten enthalten nicht nur Vorschläge zur Verbesserung corrupter Stellen und Vergleichung mit anderen Lexikographen, sondern auch, so viel dieses sich thun liefs, Angabe der Stellen, welche der Lexikograph vor Augen hatte, auch anderer, wo das erklärte Wort vorkommt, so wie Nachweisung dessen, was über dasselbe Wort sich in Werken älterer und neuerer Philologen findet, so dafs dieses Lexikon nicht nur durch sich selbst, sondern auch durch die Anmerkungen des Herausg. eines der unentbehrlichsten Hauptwerke für den Philologen geworden ist. Am Ende folgt noch 1) der oben erwähnte *Index glossarum.* 2) *Index auctorum, quorum vel nomina vel loca in Zonara laudantur.* 3) *Index locorum scripturae sacrae.*

Photii Lexicon ist von älteren und neueren Gelehrten, z. B. den Erklärern des Hesychius, von Valckenaer, Ruhnkenius, Porson u. a., so unzähligemal als eines der wichtigsten Glossarien aus Handschriften angeführt worden, dafs gewifs jeder Philolog die Bekanntmachung dieses Lexici mehr als die irgend eines anderen wünschen mufste. Dieses Verdienst um die alte Literatur hat sich Hr. *Hermann* erworben, unterstützt von Hn. Hofr. *Beck* und Hn. D. *Tittmann.* Der erstere lieferte aus seiner, letzterer aus der dresdner Bibliothek Abschriften des Lexici. Beide beschreibt der Herausg. in der Zueignungsschrift an Hn. *Beck* also: *Alterum horum apographorum, quod e Regia bibliotheca, quae Dresdae est, Tittmanno commodatum fuerat, a diversis manibus scriptum, quum aliis in rebus fere consentit cum exemplo Wolfiano, tum eamdem, quam illud, lacunam habet, omissis omnibus, quae post vocabulum ὑμενῶδες p. 454 usque ad χοροῦ ἱστασθαι p. 475 leguntur. Hoc apographum litera D. indicavi. Alterum, quod Tu, Becki, e praestantissima Tua bibliotheca mihi utendum concessisti, litera B significatum, fere ubique sequutus sum. Hoc exemplum, etsi a duabus manibus scriptum, quarum una, paulo minus fida, scripsit ea, quae sunt ab initio ad p. 87. ante ἰαγγορεῖ, et historiam de Polydamante Scotussato in fronte libri, quae inserta est post v. ποινάν, altera omnia ab ἰαγγορεῖ p. 87 usque ad finem, tamen, ut nitidissime scriptum est, ita etiam accuratissime scriptum videtur, quippe non modo multis in locis altero apographo plenius, sed etiam nunc compendiis, quae sunt in codice ipso, ubi ambigua videbantur, servatis, nunc notato in margine, ubi in codice aut vacuum spatium, aut aliud quidpiam esset, quod memoratu dignum judicari posset.* In den Noten hat der Herausgeber sich blofs auf die Angabe der Abweichungen in den Handschriften eingelassen, ohne die zahlreichen Verbesserungen Anderer oder seine eigenen anzuführen, oder Vergleichungen mit anderen Lexikographen anzustellen, oder die Stellen nachzuweisen, auf welche sich die Glossen beziehen u. s. w. Dadurch wäre dieses Werk zu sehr erweitert worden, das doch nur *appendicis loco* seyn sollte, und auch die Kürze der Zeit erlaubte dieses Verfahren nicht. Mit Recht sagt der Herausg.: *Ita existimabam, qui Photio uterentur, malle debere singula, quemadmodum apud eum scripta essent, quam emendata cognoscere.* Aufserdem findet sich das Meiste von dem, was *Ph.* hat, auch beym Hesychius, Suidas, Harpocration, Timäus und anderen Lexikographen, so dafs sich erwarten läfst, dafs Jeder, der den *Ph.* gebraucht, auch die übrigen Werke der Art benutzen wird. — τ.

Lemgo, b. Meyer: *P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon libri XV.* Des *Ovidius XV Bücher der Verwandlungen* mit Anmerkungen und einem Wörterbuche zum Nutzen der Jugend herausgegeben von *A. L. Meinecke*, Director der Schule zu Osterode. I Th. 1807. VI u. 504 S. II Th. 1808. 430 u. 208 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Mit Recht sagt der Herausgeber im Anfange seiner Vorrede, dafs uns bis jetzt noch eine eigentliche Schulausgabe der Verwandlungen des Ovidius fehle. Um diesem Mangel abzuhelfen, entschlofs er sich, die Metamorphosen zu bearbeiten, und er würde sich ein bleibendes Verdienst erworben haben, wenn er planmäfsig und mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet das Werk unternommen hätte. So aber, wie jetzt die ersten 7 Bücher erschienen sind, mufs Rec. es für ein verunglücktes Unternehmen erklären, und jeden Lehrer warnen, es seinen Schülern in die Hände zu geben, da es, nach Art der Ausgaben *ad modum Minellii* eingerichtet, für diejenigen, die einige Fortschritte gemacht haben, zu wenig enthält, und dieses zu schwankend, für diejenigen aber, die noch zurückgeblieben sind, viele Schwierigkeiten

Digitized by Google

unerörtert läfst, ihnen viel Falfches und Unbeftimmtes giebt, und, ftatt zu nützen, nur fchaden kann.

Bey jedem Abfchnitte befindet fich eine kurze Angabe des Inhalts; Stellen, die durch poetifche Verfetzung der Wörter und Sätze etwas fchwierig find, werden durch Bezeichnung der Conftruction aufgehellt, durch lateinifche Wörter oder durch eine deutfche Überfetzung werden die fchwierigeren Wörter erklärt. Bey manchen Anfpielungen, oder wo Fabeln nur kurz berührt werden, find diefe ausführlicher erzählt, doch nicht immer, und nicht mit der gehörigen Vorficht, da nie auf die Verfchiedenheit der fabelhaften Sagen in diefer oder jener Gegend, in früheren oder fpäteren Zeiten Rückficht genommen wird. Eben fo wenig findet der Schüler etwas über das Abweichende der Sprache Ovids von den Schriftftellern der früheren Periode. Die äfthetifchen Bemerkungen, zu denen Ovid fo häufig Gelegenheit giebt, beftehen meiftentheils in Exclamationen oder abgedrofchenen Redensarten, wie: „das ift fehön, das ift, nach meinem Gefühl, trefflich u. f. w."

In der Erklärung hat Hr. *Meinecke* gewöhnlich Gierig, Lenz und Vofs zu Vorgängern, meiftentheils wird auch die Uberfetzung des letzteren angeführt, und manchmal dabey noch eine profaifche. Nur an einigen Stellen trifft man auf eine eigene Erklärung des Herausgebers. Wahres und Falfches findet fich in den Anmerkungen durch einander; oft hat fogar Flüchtigkeit im Arbeiten Mifsverftand jener Führer verurfacht.

Zum Beweife will Rec. nur einige Stellen anführen, fo wie fie ihm gerade in die Hand fallen. Was lernen Schüler aus Bemerkungen, wie folgende: über das wiederholte *dat* bey VI,73 etc., welches einen fo ftarken Effect hervorbringen foll? Was foll es nützen, wenn bey *defenditur aegide pectus* hinzugefetzt wird: es fey ftarker als *eft circa pectus aegis*, oder *habet aegida circa etc.* Eben fo wenig fagend ift die Bemerkung zu VI, 128: der fpondeifche Hexameter thut, nach meinem Gefühl, hier treffliche Wirkung. Welche Ideen der Schüler von Synonymik erhalte, wenn VI, 246 gefagt wird, dafs *fremit, rumor it, fermonibus occupat etc.* ganz gleichbedeutend feyen, fällt leicht in die Augen. Als praktifcher Schulmann hätte Hr. *Meinecke* wiffen follen, dafs Erklärungen wie VI, 172, *fine thure*, ohne Anbetung, ohne Verehrung, nur irre leiten, fo vergl. man 3, 16. 27. Falfch ift die Bemerkung S. 393 zu VI, 239 u. f. w. „Es ift mir aber unbegreiflich, wie die anderen Kinder eine andere Übung anfangen konnten, da ihre Brüder in ihrem Blute fchwammen." Es find nicht nach einander folgende Übungen, fondern gleichzeitige, man vergl. V. 220 und 241 *transierunt*. Oft wird der Schüler auf Bemerkungen bey anderen Stellen verwiefen, meiftentheils aber findet fich dort nichts, fo VI, 341. 3, 19. 343. Wir würden diefs nicht befonders gerügt haben, wenn nicht 3, 24 weitläuftig bemerkt wäre, dafs in Gierigs Ausgabe ein Vers aus der Odyffee falfch citirt fey. Zu unbeftimmt find die Bemerkungen über den Pallaft des Sol. 2, 19, 30, zu 7, 810; fo wie gewöhnlich das, was der Erklärung bedurfte, übergangen wird, z. B. 3, 31. 52. Dafs Hr. *Meinecke* fich nicht deutlich gedacht habe, für welche Schüler feine Ausgabe beftimmt feyn folle, erhellet aus dem bisher Gefagten, und aus Anmerkungen, wie zu 2, 33, *quaeque ait etc.*, für *et ait, quae*, man fehe 1, 6. 2, 39. 3, 355. 6, 18. Bey 2, 47, fagt Hr. *Meinecke* zu *vix bene*, was unfer *kaum nur* gut ausdrückt, das *bene*, das Ovid fo liebt, vergleiche ich *mit den Franzofen; eh bien*, nun gut! Was werden fich Schüler daraus nehmen können? Wozu dienen Anmerkungen wie 3, 418: Ovid ift hier ziemlich tautologifch?

Doch, wir würden nicht enden, wenn wir alles, was falfch, nur halb richtig, oder nicht hinlänglich erklärt ift, anführen wollten. Der Text ift meiftentheils nach Heinfius abgedruckt, oft folgt der Herausgeber Hn. Gierig, oder Hn. Lenz, bisweilen ftellt er feine eigene Meinung auf, fo 7, 399, wo aber die von Lenz und Gierig angenommene Lesart fich fchon bey Anderen findet. Eigenthümliche Meinungen traf Rec. noch bey 6, 2. 3. 132. 829. Mit feinen Vorgängern tadelt Hr. *Meinecke* Ovids, freylich häufig zu fpielenden, Witz; nur läfst er fich gar zu oft durch feine Führer verleiten, auch das zu tadeln, was keinen Tadel verdiente.

F. L.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Frankfurt* a. M., b. Wilmans: *Le nouveau Robinson, pour fervir à l'amusement et à l'inftruction des enfant*, par Mr. *J. H. Campe*. Traduction revue et corrigée d'après la derniere édition originale, enrichie de notes Allemandes et d'un vocabulaire complet par *J. B. Engelmann*. Troisième édition entièrement retouchée. 1809. 598 S. 8. (1 Thlr.) Ohne uns auf die Verbefferungen in diefer dritten Ausgabe, wozu eine genaue Vergleichung mit den vorhergehenden erfoderlich wäre, einlaffen zu können, bedarf es bey einem Buche, wie diefes, blofs unferer dürren Anzeige, welcher wir die Verficherung beyfügen, dafs es fich, als Überfetzung, in Betreff der Sprache recht gut lefen läfst. Papier und Druck find fauber, die Druckfehler am Ende angezeigt, die deutfchen Anmerkungen zur Verftändigung der Wortbegriffe im Anfange haufiger als weiterhin, das beygefügte Vocabular reichhaltig. Dafs der Preis fo billig geftellt werden konnte, ift ein Beweis mehr, wie ftark der Verbrauch diefes Lefebuchs für Kinder feyn müffe, deren Väter zum Theil fchon aus demfelben Unterricht und Vergnügen gefchöpft haben; eine Glorie, die unter den heutigen Schriftftellern diefes Fachs äufserft wenigen zu Theil wird. Dvl.

Oldenburg, b. Schulze: *The polite Preceptor, or a Collection of entertaining and inftructive Eſſays, ſelected from the beſt Engliſh writers, and arranged in the moſt natural order; with a view to inſpire into the minds of youth the love of virtue, and the principles of true taſte and juſt reaſoning.* Vol. II. 1808. 311 S. 8. (20 Gr) Was wir von dem erften Theil diefer blindlings nach der englifchen Ausgabe abgedruckten Sammlung halten, haben wir im vorigen Jahrgange diefer A. Lit. Zeit. (Num. 252. S. 179) deutlich genaufert. Der zweyte Theil ift auch in Hinficht der Fehler die Fortfetzung des erften. Wir haben alfo die Lefer blofs dahin zu verweifen.

Oh.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MARZ, 1809.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

LANDSHUT, bey Krüll: יְסוֹד הַלָּשׁוֹן הָעִבְרִי d. i. *hebräiſche Sprachlehre* von *Sebaſtian Mail*, Dr. der Philoſophie und Theologie, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen, bibliſchen Einleitung Hermeneutik und Exegeſe auf der königl. baieriſchen Ludwig-Maximilians-Univerſität zu Landshut. 1808. 252 S. gr. 8. Nebſt 5 Tabellen in Folio. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wir ſind mit dem Vf. vollkommen überzeugt, daſs die Theologie nie eine ſolide Wiſſenſchaft werden wird, wenn nicht gründliche Kenntniſs der Bibelſprache ihr zum Grunde liegt; wir kennen die Abneigung des Zeitalters vor dem Studium der alten, beſonders der orientaliſchen Sprachen: aber das Bedürfniſs einer neuen Grammatik, oder die Möglichkeit, daſs dadurch das Studium der Sprache gehoben werde, leuchtet uns nicht ein. Bedürfniſs entſteht aus Mangel. In wiefern Hr. *M.* Mangel an einer guten hebräiſchen Grammatik fand, ſagt er nirgends, ungeachtet er gleich zu Anfange der Vorrede die Menge hebraiſcher Sprachlehren anerkennt. Eben ſo iſt (S. IV) die Vorausſetzung, daſs ſich in einer Grammatik nicht viel Neues ſagen laſſe, weil doch einmal in der todten Sprache nichts mehr geändert werden könne, durch die Sprachlehren von *Danz*, *Meiner*, *Vater* u. a. hinlänglich widerlegt; und in dem Satze: „Läſst ſich alſo das, *Was* gelehrt wird, nicht mehr abändern: ſo läſst ſich doch das *Wie* abändern" — liegt eine Zweydeutigkeit, die den Vf. zu manchen Miſsgriffen verleitet. Des Vfs. Zweck war, „eine gründliche und faſsliche Sprachlehre zu liefern, ohne dabey die mögliche Kürze, die für eine Sprachlehre ſo ſehr empfehlend iſt, zu vergeſſen." Er überging daher die Geſchichte der hebräiſchen Sprache und der hebräiſchen Sprachlehren (als ob die mögliche Kürze bloſs in der Weglaſſung ganzer Theile beſtünde!), und vermied alles unnöthige (?) Philoſophiren über Sprachen; endlich wollte er auch, was wir ſehr billigen, nicht polemiſiren, noch auf orientaliſche Dialekte hinweiſen, von denen keine Kenntniſs vorausgeſetzt werden kann. Letzteres hätte denn doch hie und da mit Nutzen geſchehen können, ohne daſs der Vf. den Anfängern, für welche er ſchrieb, unverſtändlich geworden wäre. — Überhaupt laſſen wir dem genauen Sprachſtudium und dem Fleiſse des Vfs. volle Gerechtigkeit widerfahren; wir ſprechen ſeiner Grammatik Eigenthümlichkeit in der Bearbeitung nicht ab: können ihr aber dennoch nur ein bedingtes Lob beylegen. Durch gute Anordnung der Materien, durch Vollſtändigkeit und deutlichen Vortrag empfiehlt ſie ſich vor vielen anderen: dagegen aber fehlt es nicht ſelten an richtiger Auffaſſung und Beſtimmtheit der Regeln, an Praciſion des Ausdrucks und an jener Kürze, wodurch ſich die *Danziſche* Grammatik ſo ſehr auszeichnet. Der Ausnahmen ſcheinen nicht viel: aber der Vf. ſtellt gewöhnlich Regel und Ausnahmen neben einander, ſo daſs der Anfänger in ſtetem Schwanken gelaſſen wird, und bisweilen ſtatt der Regel gar keine Regel findet. Auch ſind die Eigenthümlichkeiten der Sprache zu wenig durch Paradigmata verdeutlicht. Eine Hauptaufgabe war dem Vf., Syſtem in ſeine Grammatik zu bringen: aber doch opfert er hie und da das Syſtematiſche dem Bedürfniſſe des Anfängers auf. Das Beſtreben nach Deutlichkeit und nach Syſtem artet oft in Weitſchweifigkeit aus, die ſich beſonders in den Eingängen zu den einzelnen Abſchnitten zeigt; wir halten dafür, daſs ſich das Syſtematiſche in der Behandlung dem Leſer unvermerkt aufdringen müſſe, ohne daſs ihm bey jedem Gliede ausdrücklich wiederholt werde, wie es mit dem Ganzen zuſammenhange.

Hr. *M.* theilt ſeine Sprachlehre in zwey Theile: I. *Grammatik im engeren Sinne.* II. *Syntaxe.* Der *erſte* Theil zerfällt in 7 Abtheilungen: 1. *Vom Leſen der hebr. Sprache.* Nächſt der deutſchen Benennung der Buchſtaben giebt der Vf. auch die hebräiſche an; ſo wie er durchgängig die *hebräiſche* Terminologie mit aufführt. Die kurze Erläuterung des Alphabets macht ſelbſt bey ſolchen Conſonanten keine Bemerkung, deren Ausſprache in der Tabelle entweder ungewiſs gelaſſen wird, als: ו *v* oder *w*, ז *ſ* oder *z*, oder durch deutſche Buchſtaben, wie ח durch *ch*, nicht deutlich ausgedrückt werden konnte. Die Endbuchſtaben wurden nach S. 10 zuerſt als Zahlbuchſtaben erfunden, um die im Alphabet fehlenden Hunderte zu ergänzen. Rec. hält den Gebrauch dieſer Buchſtaben ſtatt der Zahlen nur für einen ſpäteren Nothbehelf, und glaubt, daſs man zuerſt ſich derſelben am Ende der Wörter in kalligraphiſcher Rückſicht bediente. Die Einwendung, daſs dieſe Buchſtaben ſchon da gebraucht worden ſeyen, als noch Wort an Wort geſchrieben wurde, entkräftet dieſe Annahme nicht. Wie die Tauſende durch Buchſtaben bezeichnet werden, iſt nirgends angeführt. Die Eintheilung in lange und kurze Vocale wird mit Recht beybehalten. Über das *Schwa* giebt der Vf. S. 19 die

allgemeine Regel: „das Schwa ist mobil, wenn der Consonant nicht leer gesprochen werden kann.“ Wenn ist dies? Dürfen wir bey der Aussprache des Hebräischen unserem Organe folgen? Warum nicht bestimmter: Das Schwa ist mobil zu Anfang einer Sylbe? Nach S. 20 soll sich das verstohlene Patach auch in der Mitte des Worts finden, und überhaupt soll da, wo zwey kurze Vocalzeichen unmittelbar auf einander folgen, das zweyte ein verstuhlenes seyn und für Schwa stehen. Die Benennung *verstohlenes Vocalzeichen* ist nicht gut gewählt: das Patach furtivum bey Gutturalbuchstaben hat denn doch eine ganz andere Function als die nicht blofs den Gutturalen eigenen Halbvocale. — Die Hauptbemerkung S. 23 gehört nicht in den 4., sondern in den 2 §.; auch ist in שָׁמַר und יִחְבֹּשׁ der Punct des ש nicht Stellvertreter des Cholem. In der Sylbentheilung steht der Vf. mit sich selbst im Widerspruche, wenn er S. 26 das Schwa nach einem langen Vocale zur vorhergehenden Sylbe zieht. In פָּסְלָה soll die erste Sylbe פָּסְ heifsen, „weil auch zusammengesetzte Endsylben lange Vocale haben.“ Aber gilt nicht das letzte blofs von *betonten* Endsylben? Und wie läfst sich damit S. 33 die Regel über Kametz chatuph z. B. in קָדְשׁוֹ, vereinigen? — „יַעֲבֹר hat zur ersten יַע; in יַעַבְרוּ bildet יַעַב nur Eine Sylbe, oder es hat eine ordentliche und eine verstuhlene Sylbe.“ Warum soll denn blofs עַב eine verstohlene Sylbe heifsen, da ja das erste Patach unter י ebenfalls aus Schwa entstehet? Oder wenn יַעַב nur Eine Sylbe bildet, wie kann denn das erste Patach Hauptvocal einer ordentlichen Sylbe werden? Unter der *Tonsylbe*, S. 27, versteht der Vf. diejenige, die mehr *gedehnt* wird. Das *Dehnen* aber ist nicht alleiniger Charakter der Tonsylbe, da sie fast eben so oft geschärft ausgesprochen werden mufs. Dafs die Hebräer, wie die Griechen, Ton und Quantität der Sylbe unterschieden, beweisen die vielen Fälle, wo die Tonsylbe entweder einen kurzen Vocal hat, wie in קָטַל oder einen kurzen statt des langen annimmt, wie in קְטָלְתִּי (von קָטַל). Bemerkenswerth und nur aus dieser Ansicht zu erklären ist das Sagol, das bey grofsen Accenten an die Stelle des Schwa tritt, und welches der Vf. S. 43 für eine Anomalie erklärt, die man wohl bemerken, aber nicht mehr ändern könne. Dieselbe Bemerkung kehrt S. 49 wieder, wo er den Widerspruch, in welchem das Punctationssystem in Rücksicht des Sagol stehe, nur dadurch zu lösen vermag, dafs er annimmt, Sagul sey zweyfach (*anceps*). Dafs der Ton nie auf der vorvorletzten Sylbe steht, hatte erinnert werden sollen. Wenn er S. 28 sagt, dafs die vorvorletzte Sylbe nicht den *Accent* habe: so scheint dies noch einen Nebenton voraussetzen, von welchem wir weder etwas wissen, noch hier etwas lesen. Dafs die neuerdings zu sehr vernachlässigten Accente nach ihrer Hauptbestimmung, der Trennung oder Verbindung, aufgefafst werden, ist zu loben; wenn Hr. *M.* aber die Abhandlung derselben in prosaische und metrische übergeht, „weil sie auch in *Kimchi's* Grammatik nicht vorkomme“: so hatte er wenigstens einen besseren Grund anführen sollen. S. 29: „Hat ein Wort zwey Accentzeichen: so hat das letztere *mehr* den Ton;“ richtiger: ist es ein und derselbe Accent: so hat die Sylbe den Ton, bey welcher der erste steht; sind sie aber verschiedener Art: so hat ihn die Sylbe, bey welcher der letzte steht. Ersteres ist der Fall bey Paschta, z. B. יִרְדֹּם. Ganz unsystematisch wird zwischen den Paragraphen von den Accenten und den kritischen Zeichen die Lehre vom Kametz chatuph eingeschaltet.

2. *Von der Technik der hebr. Sprache.* Hierunter versteht Hr. *M.* „die Fertigkeit (?), die Wörter nach allen Redetheilen zu bilden und abzuändern;“ also im Ganzen genommen das, was man sonst die Lehre von der *Veränderung der Vocale* nannte. „Ich will in meiner Grammatik, sagt er, zu keinem blinden Nachbilden, sondern zu einer Sprachkenntnifs führen, die von allem, was vorgeht, das *Wie* und *Warum* angeben und selbst alles bilden kann.“ Abgerechnet, dafs gegen das Letztere gar viele Stellen streiten, wo sich der Vf. auf die Willkühr bey der Bildung der Sprache beruft: so erinnert dies und einige andere Stellen, wo die Ausdrücke so gewählt sind, als ob man die Sprache erst machen müfste, z. B. *Es ist zu setzen*, *es mufs verwandelt werden*, zu sehr an die *Danzische* Manier, von welcher Hr. *M.* sonst entfernt ist. Die Technik selbst ist in XII allgemeine Regeln zusammengefafst, denen nicht selten die nöthige Bestimmtheit und Allgemeinheit fehlt. So ist Reg. II, wenn ein Wort einen Zuwachs, der den Ton hat, erhält, blofs von Abkürzung der vorausgehenden Sylben die Rede; der Verlängerung in mehreren Fällen ist nicht gedacht. „Die Abkürzung ist von zweyerley Art: a) Vocale werden ganz weggeworfen und Schwa dafür gesetzt, b) lange Vocale werden in kurze verwandelt. *Ersteres* geschieht bey *einfachen*, letzteres bey *zusammengesetzten* Sylben.“ Bey dem Ersteren dachte der Vf. nicht an die Formen der Zeitwörter, wo der Vocal der zusammengesetzten Sylbe oft wegfällt; und das Letztere gilt nur dann, wenn die zusammengesetzte Sylbe eine zusammengesetzte bleibt; im entgegengesetzten Falle bleibt oder wird sie ausgedehnt, z. B. דָּבְרִי von דָּבָר, פָּסְלוֹ von פֶּסֶל. Die Unvollständigkeit dieser Regel zeigt sich S. 73 u. 163 f., wo der Vf. neue Veränderungen anzunehmen genöthiget ist. „Die Abkürzung kann überdies *einfach* oder *allmöglich* seyn, z. B. in דָּבָר hat die einf. che Abkürzung דָּבְרִי, die allmögliche דִּבְרֵיכֶם.“ Was ist aber דִּבְרֵיכֶם? Gibt es noch einen höheren Grad der Abkürzung über der allmöglichen? oder ist es nur eine verschiedene Art derselben? Einfacher und bestimmter sagt *Vater*: wenn der Ton um Eine Sylbe fortrückt: so erfolgt die einfache; rückt er um mehrere Sylben fort: so erfolgt die allmögliche? Aber freylich pafste dann das Beyspiel דִּבְרֵיכֶם nicht. Eben so unrichtig ist die folgende Regel: „a) Gewöhnlich trifft die (einfache) Abkürzung die erste Sylbe; ist diese keiner Abkürzung empfänglich: so trifft b) die Abkürzung die zweyte Sylbe.“ Die erste Bemerkung pafst weder auf die

Digitized by Google

Verba, noch auf die *nomina saegolata*; und nach der zweyten müfste עוֹלָמִים nicht עוֹלָמִים, sondern עֹלָמִים, nicht מְשִׁקּוּלִים, sondern מְשֻׁקָּלִים haben. S. 41. „In der Mitte eines Wortes können zwar zwey vocallose Buchstaben auf einander folgen; doch wird auch hier *öfter* (wie unbestimmt!) das erste Schwa (auch das einfache?) in einen kurzen Vocal aufgelöst, *vorzüglich* (uns dünkt, das zusammengesetzte, von welchem hier die Rede seyn mufs, *immer*) wenn ein Kehlbuchstab vorhanden ist." Am wenigsten hat uns der Anfang der VI Regel befriediget. „Die Vocale werden *oft* mit einander verwechselt, d. h. in Formen, die nach der Analogie ganz *gleichgültig* (*sic!*) seyn sollten, wird bald der eine, bald der andere *willkührlich* gesetzt, z. B. מָלְכוּ von מֶלֶךְ, צָדְקוּ von צֶדֶק." Dieses *willkührlich* konnte leicht auf den Gedanken führen, es werde statt מָלְכוּ auch מָלָכוּ, und statt צָדְקוּ auch צָדָקוּ gesagt. Aber so ist es nicht. *Willkührlich* sagt er, „weil diese Veränderungen auf keinem festen Grund beruhen." Welchen festeren Grund verlangt denn Hr. *M.*, als den Sprachgebrauch? Nehmen wir von מֶלֶךְ die Grundform מָלָךְ, von צֶדֶק die Grundform צָדָק an: so liegt ja der Grund, warum beide in der Abänderung von einander abweichen, klar am Tage. Dafs es aber drey milleliſche Formen gebe, מָסַל, מָסָל, מָסְל, behauptet Hr. *M.* S. 133 selbst; nur stellt er mit anderen Grammatikern die zweyte Form als ungewöhnlich dar, und wirft die dahin gehörigen Wörter irrig in die erste Classe. Die Form מָסְל ist, eben so wie מָסָל, zwar selten in ihrer Urform, aber desto häufiger in ihrer Abänderung noch da, und sollte durchaus in der Grammatik als besonderes Paradigma aufgestellt werden. Die *willkührlichen* Verwechselungen der Vocale scheinen uns überhaupt gar zu willkührlich angenommen zu werden. Wir können uns, bey der durchgängigen übergrofsen Regelmäfsigkeit in der Vocalsetzung, durchaus nicht überreden, dafs hier blofser Zufall oder Willkühr (in dem Sinne, wie sie der Vf nimmt) obgewaltet haben sollte. — In שָׁמָּה, לָמָּה ist der lange Vocal vor dem Dagesch eben so sonderbar nicht, da es ja Tonsylbe bleibt. S. 55. „Die Kehlbuchstaben haben ein verstohlnes Patach am Ende, wenn der vorhergehende Consonant nicht Patach oder Kametz hat." Besser: nach einem langen Vocal, aufser Kametz. „Patach ist überhaupt der Lieblingsvocal der Kehlbuchstaben, z. B. זֶרַע u. s. w." Warum nehmen denn aber א und ה (in גָּבָהּ, מָצָא) Kametz statt Patach an? Die Endsylbe ה־ soll kürzer seyn, als הָ־, (S. 57) und die Verwandlung des ה־ in ה֫־ im Imperativo der לה sey daher zu erklären, „weil der Imperativ die mögliche Kürze liebe (S. 105); ferner soll ה allein dieses Sonderbare haben, dafs bey der Abkürzung ה֫־ in ה־ verwandelt werde; aber auch aus רִי wird רִי, aus חֵיל wird חֵל.

3. *Von den Zeitwörtern.* Der Vf. beginnt, gegen *Vater*, die Formenlehre nach der älteren Methode mit den Zeitwörtern. Die dafür angeführten Gründe genügen jedoch dem Rec. nicht. Die Beantwortung der Frage, welche Gattung von Wörtern die ursprüngliche gewesen sey, hat auf die Anordnung der abzuhandelnden Theile keinen Einfluss, und die Auctorität der Wörterbücher, welche das Verbum als Stammwort oben an stellen, kann der Grammatik nicht zur Norm dienen. Dafs die Bildung der Zeitwörter *alle* Regeln der Nennwörter umfasse, ist eine ungegründete Vorausetzung; und was die *Beurtheilung* der Bildungsart der Wörter betrifft, so ist diese von Anfängern, für die Hr. *M.* schrieb, überhaupt nicht zu erwarten. Rec. scheint die Methode, die Ableitung der Wörter der Formenlehre voran gehen zu lassen, und den hebräischen Sprachunterricht mit Regeln über Vocalveränderungen, Etymologie u. s. w. anzufangen, gerade ein Grund zu seyn, warum so vielen Jünglingen das Studium dieser Sprache verleidet werde. Soll denn der Schüler sich jedes Wort erst schaffen, ehe er es beugen und abandern lernt? Wozu ein Raisonnement über Formenbildung, das ohne vorläufige Bekanntschaft mit den Hauptformen und ohne einen gewissen Wörtervorrath gar nicht verständlich ist, noch weniger Interesse haben kann. Kann denn der Anfänger nicht מֶלֶךְ, מְלָכִים, מַלְכִּי, מַלְכֵי lernen, ohne sich vorher durch die vielen Regeln über die Sägolata und ihre Abstammung durchzuarbeiten? Gesetzt aber auch, der Anfang wird mit dem Verbe gemacht: so mufs gar mancherley anticipirt oder einstweilen übergangen werden, was weit besser vorausgeschickt würde, z. B. die Lehre vom Genus, von der Formation des Nennworts (bey den Participien), besonders von den Fürwörtern. So wird hier die Ableitung der „Af- und Präformanten" des Zeitworts erst bey dem Pronomen (S. 160) nachgeholt. — Die Eintheilung in *reguläre* und *irreguläre* Verba verwirft der Vf. und zieht die Benennung: *vollkommene* und *unvollkommene* Zeitwörter vor. Was man sonst *Conjugationen* nannte, nennt er richtiger *Gattungen*, und zählt deren sieben, die er nach der alten Weise von פָּעַל benennt. Zum Paradigma wählt er אָסַל, weil es mit פָּעַל zwey Radicalbuchstaben gemein hat. Passend wird S. 64 mit der pielischen Form unser deutsches *fallen*, *fällen* verglichen: aber weniger richtig die vorgesetzte Sylbe *be* mit der Form Hiphil; denn *be* modificirt nicht blofs die Bedeutung, sondern verändert sie oft ganz, z. B. *fehlen*, *befehlen*. S. 68 nimmt Hr. *M.* nach *Elias*, (seinem gewöhnlichen Führer) das Präteritum und den Imperativ als Grundlage der Abänderung an. Allein die Gründe, warum er den Imperativ statt des Infinitivs wählte, sind nicht genügend. Abgerechnet, dafs er sich in Püal und Hophal einen Imperativ erst schaffen mufs, ohne S. 70 „das Richtige," d. h. beziehungsweise zu antworten: so erfodert die Art der hebräischen Formenbildung, deren Entstehung sich psychologisch nachweisen lafst, den Infinitiv nothwendig als Grundlage. Im Praterito nämlich wird die Person *angehängt*: קְטַלְתָּ *getödtet — du*; im Futuro steht sie *voraus*: תִּקְטֹל du — *todten*, gleichsam um anzuzeigen, dafs der Hebräer im ersten Falle sich die (vergangene) Handlung früher dachte als die Person, im zweyten die Person früher, als die (noch zukünftige) Handlung. Beym Befehlen war der Personalzusatz unnöthig, man durfte dies

Digitized by Google

Handlung nur in der Grundform ausſprechen, da die Perſon gegenwärtig ſeyn muſste, an die der Befehl erging. Beſteht nun die Formation bloſs in der Zuſammenſetzung der Perſon mit den beiden Hauptformen: ſo iſt es widerſprechend, daſs die eine Grundform, als Imperativ ſchon eine Perſon in ſich ſchlieſsend, mit noch neuen Perſonen zuſammengeſetzt worden ſeyn ſollte (*er-tödte du* u. ſ. w.). Daſs aber der Infinitiv, als perſonenloſe Form, die frühere ſey, und Anfangs zugleich auch die Stelle des Imperativs vertreten habe, iſt nicht nur dem Kindesalter der Welt angemeſſen, ſondern auch durch die Analogie anderer Sprachen, in deren früheren Documenten, z. B. im *Homer*, oft der Infinitiv ſtatt des Imperativs gebraucht wird, hinlänglich begründet. — In den 5 Tabellen, welche die Formen der Zeitwörter enthalten, verurſacht es Verwirrung für den Lernenden, daſs im Fut. die 1 Perſon voranſteht, da man im Prät. mit der 3 Perſon anzufangen genöthigt iſt. — Bey den unvollkommenen Zeitwörtern ſtellt der Vf. diejenigen zuſammen, die ſich in der Abänderung mehr gleich kommen, nämlich 1) פא, 2) פי und פנ, 3) עי und עע, 4) לה und לא. Ob wir ihm gleich in dieſer Anordnung nicht beypflichten können: ſo rechnen wir doch dieſen Abſchnitt zu den gelungenſten. Der Vf. ſtatuirt weder Verba פו noch Verba עי, weil in den Wörterbüchern nur Verba פי und עו aufgeführt werden. Allein das Lexikon kann nur als Auctorität früherer Grammatiker gelten, keineswegs die Wahrheit der Sache beurkunden. Wenigſtens hatte es die Überſicht erleichtert, wenn die beiderley Formen dieſer Verba, die unſtreitig vorkommen, von einander getrennt und neben einander aufgeführt worden wären. Die Formen סֹבֵב, סֻבַּב etc. will Hr. *M.* nicht für eigene Gattungen gelten laſſen, und findet es überhaupt unnütz, die Zahl der Gattungen, wie von einigen Grammatikern geſchieht, zu ſehr zu vermehren. Rec. iſt in ſo fern ſeiner Meinung, daſs dieſe Formen nicht neben den gewöhnlichen Gattungen, ſondern nur als Ausnahmen oder ſeltnere Formen aufzuführen ſind. Wenn er aber das Verfahren, dieſe Formen aus dem Arabiſchen abzuleiten, (S. 102) dadurch abweiſen will, daſs der Anfänger im Hebräiſchen noch nichts vom Arabiſchen verſtehe: ſo wäre das eben ſo viel, als wenn man die griechiſchen Declinationen aus der lat. Grammatik verdrängen wollte, weil der angehende Lateiner noch kein Griechiſch verſteht. Auch הִשְׁתַּחֲוָה iſt ihm nur eine Seltenheit der hithpaeliſchen Form, wo das ו für Dageſch forte ſteht. Aber alsdann müſste wohl das ו dem ח vorangehen.

4. *Von den Nennwörtern.* Ebenfalls mit ſichtbarem Fleiſse bearbeitet. Wörter mit Dageſch forte, wie בַּגָּד, בַּלָּט u. ſ. w. will der Vf. nicht für pieliſch anerkennen, denn die (willkührliche?) Verwechslung der langen und kurzen Sylben mit Dag. forte ſey ja im Hebräiſchen ſehr häufig; auch laſſe ſich nicht zeigen, daſs die Bedeutung pieliſch ſey, u. ſ. w. Er will ſie daher lieber *ſchwere* nennen, weil ſie, wie Piel, mit Dag. f. erſchwert ſind. Eine *verſtärkte* Bedeutung darin finden zu wollen, erklärt er mehr für eingebildet als wirklich. Gleichwohl ſcheinen ihm Wörter, deren *dritter* Radical Dag. f. hat, zur *Verſtärkung* des Ausdrucks oder zur vorzüglichen Schönheit ſo geändert zu ſeyn; er vergleicht damit die verkleinernden Nennwörter im Deutſchen, z. B. Sohnchen (als ob die Sylbe *chen* im Deutſchen verſtärkte oder verſchönerte!). Noch inconſequenter erſcheint der Vf. in der Verwerfung der pieliſchen Nennwörter, wenn er in der Folge die heemantiſchen Buchſtaben aus den übrigen Gattungen der Zeitwörter ableitet. — Die Lehre vom Geſchlecht der Nennwörter iſt zu kurz; beſſer gefiel uns die Lehre vom *Verbande* (*ſtatus conſtructus*) derſelben. Zweckmäſsig trennt der Vf. vollkommene und unvollkommene Nennwörter von einander; aber es hätten von jeder Form eigene Paradigmen gegeben werden ſollen. Die Beywörter erwähnt der Vf. bloſs in einer Anmerkung.

5. *Von den Fürwörtern*, nach ihrer gewöhnlichen Eintheilung. Bey der Ableitung der Afformanten und Präformanten findet Hr. *M.* die meiſte Schwierigkeit in dem י der 3 Perſon Fut. „Es müſste von הוּא herkommen, und alſo eigentlich ו ſeyn.“ Rec. ſcheint es natürlicher, dieſes י aus dem ה, als dem charakteriſtiſchen Buchſtaben der dritten Perſon, abzuleiten. Um die Form nicht mit Hiphil zu verwechſeln, trat der nächſtverwandte Buchſtabe י an die Stelle des ה; das ו dafür zu wählen, war das verbindende ו hinderlich. — Von den *Anhängefürwörtern* giebt Hr. *M.*, mehrerer Deutlichkeit wegen, eine beſondere Tabelle für Zeitwörter, und eine andere für Nennwörter. Bey den erſteren unterſcheidet er die vergangene und zukünftige Zeit, bey den letzteren die ein- und vielfache Zahl. Die Bemerkungen über die Suffixa bey Zeitwörtern ſind unvollſtändig, und bey den Suffixis der Nennwörter ſind die Paradigmen דָּבָר und גָּבָה nicht hinreichend. — Den Artikel leitet der Vf. aus הֵן ab, ohne dieſe Annahme weiter zu begründen. „Folgt ein Kehlbuchſtabe oder ר, ſo hat das ה art. *oder* der kurze Vocal kann *auch* ſtehen bleiben.“ Solche ſchwankende *oder auch* verwirren.

6. *Von den Partikeln*, (*Präpoſitionen*, *Adverbien* und *Conjunctionen*). Ziemlich weitläuftig, aber doch nicht immer vollſtändig genug. Zu den *Präpoſitionen*, welche die Anhängefürwörter der vielfachen Zahl zu ſich nehmen, iſt אֵת hinzuzuſetzen. Nicht alle Präpoſitionen werden wie Nennwörter behandelt; מִן z. B. nimmt in der 1 Perſon nicht י, ſondern גִּי (מִמֶּנִּי) zu ſich. Von den *Nebenwörtern* wird meiſtens die Ableitung angegeben, aber der Anfänger oft in Zweifel gelaſſen, welche er zu wählen habe.

7. *Von den Zahlwörtern.* Dieſe betrachtet der Vf. als urſprüngliche Benennungen. Eben deſshalb widmet er ihnen eine beſondere Abtheilung; warum er dieſe aber erſt nach den Partikeln folgen läſst, davon ſehen wir den Grund nicht ein. — S. 199 ff. folgt eine gute Überſicht der Serbuchſtaben in alphabetiſcher Ordnung, worin die Fälle zuſammengeſtellt werden, wie und wo jeder ſerviret.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 MÄRZ, 1809.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

LANDSHUT, b. Krüll: דִּקְדּוּק הַלָּשׁוֹן הָעִבְרִי d. i. *hebräiſche Sprachlehre*, von *Sebaſtian Mall* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stuck abgebrochenen Recenſion.*)

II. Theil. *Syntaxe.* Die Anordnung der Materien ſo wie die Ausführung des Ganzen hat des Rec. vollen Beyfall: allein im Einzelnen trifft man auf manche unrichtige und ſchwankende Behauptung. In jedem Satze finden ſich drey Stücke: *Subject*, *Prädicat* und *Copula*; alles Übrige iſt nur als Erweiterung (?) des einen oder des anderen anzuſehen. Die Syntaxe zerfällt daher in 4 Abtheilungen: 1) *Von dem Subject.* S. 205. „Das Nennwort kann in der vielfachen Zahl ſtehen, wenn etwas Unbeſtimmtes ausgedrückt wird: auf den Bergen Ararat d. i. auf einem Berge.“ Dieſe Regel iſt ſo ausgedrückt falſch. Der Plural zeigt hier offenbar das Collective an, welches wir im Deutſchen durch die Sylbe *ge* ausdrücken (das *Gebirge*). Eben dieſs läſst ſich auf mehrere Fälle anwenden, die vom Vf. ohne weitere Begründung hingeſtellt werden, z. B. auf den ſogenannten *Pluralis majeſtatis*, der alsdann nicht mehr ſo auffallend erſcheint, und die Vergleichung des deutſchen *Wir* der Groſsen und der Anrede durch *Sie* nicht nöthig macht; ferner auf den Fall, wo durch den Plural der Superlativ bezeichnet wird u. ſ. w. Dafs das Pronomen bey zwey verbundenen Nennwörtern an das Eigenſchaftswort angehängt wird, dafs das Pronomen der dritten Perſon ſowohl *ſuus* als *ejus* bedeutet, ſo wie die Umſchreibung des Fürworts *ſelbſt* durch נֶפֶשׁ und עֶצֶם, iſt unerwähnt geblieben. — Sind auch die ſyntaktiſchen Regeln der hebräiſchen Sprache nicht ſo ſcharf zu beſtimmen, wie in anderen cultivirten Sprachen: ſo ſollte doch wenigſtens da, wo ſie beſtimmt ſind, das Allgemeine und Gewöhnliche herausgehoben und nicht durch die unbeſtimmten Ausdrücke *bald bald*, oder *häufig*, *oft* u. ſ. w. die Ausnahme neben die Regel geſtellt werden, wie hier S. 212: „die beſtimmenden Fürwörter richten ſich im (in) Geſchlechte und Zahl *bald* nach dem Nennworte, auf das ſie ſich beziehen, *bald* nicht.“ Offenbar erſcheint hier das Regelmäſsige auch im Hebräiſchen als Regel, und die für letzteres angeführten Beyſpiele deuten beſtimmt auf die Falle hin, wo das ſcheinbar Irreguläre Statt findet. Wer wird aus Beyſpielen, wie: *dieſs* ſind Engländer, *dieſs* iſt ein Tiſch u. ſ. w., die Regel ziehen, dafs die beſtimmenden Fürwörter im Deutſchen bald ſich nach dem Nennworte richten, bald nicht? Dafs der Ausdruck: אִישׁ אֶל־אָחִיו auch von lebloſen Dingen gebraucht werde, iſt unrichtig. In der angeführten Beweisſtelle: פְּנֵיהֶם אִישׁ אֶל־אָחִיו bezieht ſich אִישׁ und אָח nicht auf פָּנִים, ſondern auf das Pronomen, und die Conſtruction iſt: *in Rückſicht ihres Geſichts (quod attinet ad faciem eorum) iſt einer gegen den anderen.* — 2) *Vom Prädicate*, welches Adjectiv oder Subſtantiv ſeyn kann. S. 213: „Das Adjectiv ſteht bald als Pradicat bald als Epitheton,“ hätte zugleich bemerkt werden ſollen, dafs im letzteren Falle das Adjectiv gewöhnlich den Artikel bey ſich hat, im erſteren aber nie. — 3) *Von der Copula* (oder vom *Zeitworte*). Wie die Fürwörter, ſo ſoll auch jedes Subject das Hülfswort *ſeyn* vertreten. Wir fragen, warum gerade das Subject? Warum nicht das Prädicat? Doch *ſeyn* liegt weder in dem einen noch in dem anderen, ſondern in beiden zugleich. Überhaupt kann man nicht ſagen, dafs die hebr. Sprache von dem Worte *ſeyn* nur ſehr ſelten Gebrauch mache, da ſie dieſes Verbindungswort gar nicht hat. יֵשׁ ſteht nicht für *ſeyn*, אַיִן nicht für *nicht iſt* — jenes heifst *vorhanden*, dieſes *nicht vorhanden*, und beide ſind Prädicate; die Stelle der Copula vertreten ſie nicht, vielmehr erfodern ſie ſelbſt dieſe hebräiſche Ellipſe. Daher kömmt es auch, dafs ſie das Zeitverhältnifs nicht ausdrücken. Eben ſo lieſse ſich wohl auch הָיָה von dem ausgelaſſenen *ſeyn* unterſcheiden. — Nichts ſagend iſt die Regel vom Infinitiv (S. 226). Regieren denn die Zeitwörter den Infinitiv alle auf gleiche Weiſe? Und verdiente nicht die Conſtruction der einzelnen Partikeln mit demſelben eine nähere Erörterung? — Vom Gebrauch der *Zeiten* ſagt der Vf: „Mir ſcheint es, dafs man nur bedacht war, die Copula oder Handlung auszudrücken. Unbekümmert um den Zeitbegriff, ſetzte man bald die eine, bald die andere.“ Geben wir auch zu, dafs die Hebräer bey der Wahl des Ausdrucks eben nicht immer kritiſch verfuhren: ſo dünkt uns doch, dafs ſich für den Gebrauch der beiden Zeiten allgemeine Regeln feſtſetzen laſſen. Beſonders verdient hiebey, was bisher nur wenig geſchah, auf die Folge der Zeiten geachtet zu werden. Steht nicht gewöhnlich das Präteritum für die beſchreibende, das Fut. mit ו *converſ.* für die erzählende Form? Macht nicht das Präteritum den Vorderſatz, das Futurum mit ו *converſ.* den Nachſatz? Zeigt die Verbindung des Prät. mit dem Praterito oder Futuro, des Futurl mit dem Präterito oder Futuro, des Imperativs mit dem Präterito oder Futuro u. ſ. w. nicht lauter einzelne Nüancen ihres Gebrauchs? Und iſt es nicht widerſinnig zu ſa-

Digitized by Google

gen, dafs der Hebräer eine eigene Form für das hiſtoriſche Perfectum habe, und zu gleicher Zeit anzunehmen, er bekümmere ſich nicht um das Zeitverhältniſs? Findet endlich das ſogenannte ו *conversiv. praeteriti* oder der Gebrauch des Präteriti ſtatt des Imperativa, nicht ſeine Erklärung nur in obiger Verbindung der Zeiten? Genauer iſt die Lehre von der Conſtruction des Zeitworts mit Nennwörtern; nur hätte der Vf. durch einzelne Beyſpiele auf die Verſchiedenheit der Bedeutung hinweiſen ſollen, welche mehrere Zeitwörter durch verſchiedene Conſtruction erhalten; er hätte manche elliptiſche Redensarten erklären können, die im Hebräiſchen ſo häufig ſind. Die Regel, dafs die Präpoſition ל auch das Object, das Subject und das Genitivverhältniſs bezeichne, ſollte nicht ſo kahl hingeſtellt ſeyn. — 4) *Von den Partikeln.* Dieſer Abſchnitt, der in jeder Sprache die meiſten Schwierigkeiten hat, iſt verhältnifsmäſsig viel zu kurz. Bey den *Präpoſitionen* „kann von der Regierung eines Caſus keine Rede ſeyn, weil die hebräiſchen Nennwörter keinen haben; alſo kann בָּעִיר *in die Stadt* und *in der Stadt* bedeuten." Hier iſt nicht der Mangel an Caſus, ſondern die Unbeſtimmtheit der Präpoſition der Grund des doppelten Gebrauchs. בְּעֵבֶר הַיַּרְדֵּן heifst nach ſeiner eigentlichen Bedeutung nicht: *jenſeits des Jordans*, ſondern: *beym Übergange des J.*; daher die doppelte Bedeutung: *dieſſeits* und *jenſeits* des J. — Von den *Conjunctionen* werden blofs אִם, אֲשֶׁר, אַךְ, גַּם, וְ, כִּי, erwähnt. Über die übrigen Partikeln, meint der Vf., könne die Syntaxe nichts bemerken, als dafs ihr Gebrauch gleichfalls verſchieden ſey und durch Übung erlernt werden müſſe. Im letzten §. wird vom *Artikel* gehandelt. Gut, nur hätte dieſer §. bey den Fürwörtern mitgenommen werden ſollen. — Als ein Nachtrag folgt noch das *ſamaritaniſche* Alphabet.

Χρμ.

SCHÖNE KÜNSTE.

Heidelberg, b. Engelmann: *Heidelbergiſches Taſchenbuch auf das Jahr* 1809, herausgegeben von *A. Schreiber.* 300 S. Taſchenform. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unter den Taſchenbüchern fürs Jahr 1809 behauptet das *Schreiber*'ſche einen ſehr ehrenvollen Rang. Die Beſchaffenheit der Beyträge ſowohl, als die zum Theil ſchon rühmlich bekannten Namen ihrer Verfaſſer, ſichern demſelben die theilnehmende Aufmerkſamkeit der kunſtliebenden Leſer, zumal aus der gebildeten für feinere Genüſſe empfänglichen Claſſe.

Der Apoll von Belvedere von *Overbek* (deſſen freundliche Muſe, die ſo lange ſtumm war, unſere jetzige poetiſche Armuth doppelt erquickt), iſt ſehr paſſend an die Spitze des Ganzen geſtellt, um beſtimmt den Geiſt, der dieſes beſeelt, anzukündigen: der Dichter klagt den Muſengott an, dafs er „mit unthätigem Köcher" zuſehe, wie „die zahllos wimmelnde Brut der Afterpoeten der eiſernen Zeit den Sieg zu gewinnen drohe." Dieſer entſchiedene Charakter der Abneigung von dem neueren poetiſchen Unfuge behauptet ſich durchaus, indem alle Beyträge eine beſtimmt-markirte Geſtalt haben, und nirgend flatternde Geſpenſter-Erſcheinungen uns in den Weg treten. (Sogar *Iſidorus*, der doch ſonſt den Nebelgebilden nicht abhold iſt, hat *in Hans Sachſens Feyerabend und Tod* einmal geredet, wie andere Menſchenkinder, und wir wünſchen, da ihm Innigkeit und Wärme nicht abgeſprochen werden kann, dafs er ſich öfter herablaſſen möge, ſeine Anſchauungen zu Fleiſch und Bein zu geſtalten). *Das Haidekräutchen* und *das häusliche Feſt* (ebenfalls von *Overbek*) verdienen eine auszeichnende Erwähnung; letzteres inſonderheit intereſſirt durch Beziehung auf bekannte perſönliche Umſtände des Dichters, und die elegiſche Schwermuth, welche ſich, gepaart mit ſanfter Gemüthlichkeit, darin ausſpricht, ſo wie des Dichters patriotiſche Liebe für ſeine altberühmte Vaterſtadt, geben dieſem Liede einen ganz eigenthümlichen Reiz. — Auch dem geiſtreichen und berühmten *Verfaſſer des goldenen Kalbes* verdankt das *Schreiber*'ſche Taſchenbuch einen ſehr achtungswerthen Beytrag, der aus einer handſchriftlichen Novelle, den Proſelyten, entlehnt iſt, und mit ſpielendem Witze Wahrheiten andeutet, die, bey dem herrſchenden Gange zur Schwärmerey, einer ernſthaften Beherzigung werth ſind. — Einige Überſetzungs-Fragmente aus Äſchylos vom jüngeren *Voſs* ſind, als für ſich verſtändliche Theile eines Ganzen, ihrer Stelle in hohem Grade würdig. Die edle Einfachheit des Tones und die gediegene Fülle des Rhythmus, welche dieſe Überſetzungen charakteriſiren, gewähren einen Eindruck von Kraft und Erhabenheit, der uns in die Zeiten altgriechiſcher Gröfse verſetzt. Einige, dem Rec. nicht zuſprechende Ausdrücke, z. B. *Wilderung* für Wildniſs, und manche ihm unzuläſſig ſcheinende Spracheigenheit, z. B.:

Wo weder Laut du noch Geſtalt der Sterblichen *anſchauſt*,

wurden ihm durch andere glücklich gewagte Wortbildungen vergütet. Allgemein gefallen wird z. B. das neue Zeitwort *misachten*:

Misachten was der Vater ausſprach, bringt Gefahr.

Ein eigenes Gedicht des Hn. *Voſs* auf *die Vermählung der Erbprinzeſſin von Weimar* verdient den Platz, der ihm neben einigen ſinnvollen Worten des genialen *Knebel*, die gleichfalls an dieſe verehrte Fürſtin gerichtet ſind, vergönnt ward. — Von zwey artigen ruſſiſchen Volksliedern (mitgetheilt von *Doppelmayer*) möge dem kürzeren hier ein Raum vergönnt ſeyn: Es iſt ein gewöhnliches Lied, welches die unverheiratheten Jünglinge und Mädchen der neuvermählten Frau am Tage nach der Hochzeit vorzuſingen pflegen, eines der älteſten ruſſiſchen Volkslieder:

Tanz nur, ſchön Häschen, *) tanz,
Spring, Braut, im Ringeltanz!
Doch blick' auch in deinen Freuden
Nach des Ehſtands rauhen Seiten.
Tanz nur, grau Häschen, tanz,
Spring', Braut, im Ringeltanz!
Siehſt du keine Leiden grinzen,
Nicht den Argwohn nach dir blinzen?

*) Der Haſe, als ſchüchternes Thier, Bild der Schüchternheit ruſſiſcher Landmädchen. —

Digitized by Google

Tanz nur, ſchön Häschen, tanz,
Spring, Braut, im Ringeltanz!
Wie in deutſchen Feſtungsmauern,
Wirſt du als Gefangne trauern.
Tanz nur, ſchon Haschen, tanz,
Spring, Braut, im Ringeltanz!
Sklavin biſt du, eine Kette
Bindet dich ans Ehebette.

Des Herausgebers eigene Beyträge zeichnen ſich durch eine ihm ganz eigenthümliche Zartheit aus, und durch einen leiſen Anſtrich von elegiſcher Wehmuth. Auch in den weniger bedeutenden unter ſeinen *proſaiſchen* Aufſatzen erkennt man eine warme Phantaſie und eine rege Empfänglichkeit, welche von allen Gegenſtänden die intereſſante Seite auffaſst, und ſogar dem Unbelebten aus der Fülle der eigenen Empfindung Lebensodem und Seele einzuhauchen weiſs. Für die Mittheilung einiger, zum Theil aus alten Chroniken geſchöpfter Erzählungen, welche eine weit würdigere Unterhaltung gewähren, als die ſonſt in Taſchenbüchern ſo gewöhnlichen moraliſchen Gemälde *à la Fontaine*, ſo wie für die aufgenommenen, zum Theil ſehr ſeltenen, älteren Gedichte, verdient der Herausgeber unſeren beſondern Dank. Auch die in einer ſo gefälligen, naiven Manier erzählten *Mährchen* von *Schuppius* werden allgemein intereſſiren. — Einen Hn. *Blomberg* lernen wir als Satyriker kennen; ſein Talent des Witzes und ſeine unbefangene Anſicht über den Zuſtand unſerer Literatur laſſen von einer reiferen Entwickelung des Dichters Vieles hoffen. Sein Gedicht: *der Blocxberg*, in welchem Rec. einen gewiſſen Mangel an Klarheit ungern bemerkt, wäre wegen der ihm zum Grunde liegenden Idee einer lichtvolleren Ausführung würdig. Ein Satyriker, wie Hr. *Bt.*, der als Gegner der poetiſchen Modeformen, und als Verfechter des weſentlich Schönen gegen vergänglichen Zeitgeſchmack aufzutreten ſtrebt, muſs vor allen Dingen einer claſſiſch-gediegenen Form mächtig zu werden ſuchen, und je vorzüglicher das Talent, deſto dringender dieſe Verpflichtung. — *Das Begräbniſs* von *Werneburg*, *Amors Irrthum* nach *Priors Cupid miſtaken* von *Buri*, und einige kleinere Gedichte von *Gerning* ſind, jedes in ſeiner Art, nicht ohne Verdienſt. Die das Büchlein zierenden Kupfer hat der Herausg. ſelbſt ſo paſſend als ſchon charakteriſirt, und Rec. hat nichts hinzuzufügen, als den Wunſch, dafs Hr. *Schreiber* an der verſprochenen Fortſetzung ſeines Taſchenbuches nicht behindert werden möge. O. J. D. M.

Leipzig, b. Fleiſcher d. J.: *Minerva.* Taſchenbuch für das Jahr 1809. Mit 8 Kupfern. 208 S. Taſchenform. (1 Thlr. 12 Gr.)

Es möchten wohl Viele, die dieſs Taſchenbuch in die Hand nehmen, bey dem Namen *Minerva* an Krieg und Kriegsgeſchichten denken, und etwas dergleichen hier erwarten. Dieſer falſchen Vorſtellung wegen hat der Herausgeber nicht wohl gethan, dieſem Taſchenbuche, das nur, wie alle anderen, durch Erzählungen, Aufſätze und Gedichte unterhalten ſoll, einen ſo leicht miſsverſtändlichen Titel zu geben, ſo ſehr ihn auch der Erklärer des erſten Titelkupfers, auf welchem Amoretten und kleine Grazien mit den Waffen der ernſten Göttin ſpielen, zu vertheidigen ſucht. Freylich konnte der Inhalt um einen paſſenden Titel wohl leicht verlegen machen, weil er ſo gemiſcht und ſo verſchiedener Art iſt, dafs er überhaupt die Grenzen eines Taſchenbuchs, von dem man eher angenehme Unterhaltung als Belehrung und ernſte Beſchäftigung erwartet, hie und da zu ſehr verletzt und überſchreitet, ſo dafs wir ſelbſt nicht wiſſen, welcher Gattung von Leſern wir dieſs Büchlein eigentlich empfehlen ſollen. Nach einigen guten Kupfern über Scenen aus *Schiller's* Gedichten, deren beſtimmtere Auffaſſung man vielleicht beſſer der Kraft und Willkühr einer jeden Phantaſie überlieſse, wozu hier noch jedesmal eine erbauliche Betrachtung und Anwendung in Verſen kommt, ſpricht zunächſt eine ſchöne Erzählung: *Stille Liebe* von *C. Pichler* das gefühlvollere Herz an, und ſchildert den Zuſtand einer edlen Seele, die ſich lange Zeit den Beſitz des Geliebten verſagt, weil ſie ohne gleichen körperlichen Reiz ihn nicht zu verdienen glaubt. Man ſieht hier, wie Menſchen von hochherzigen Geſinnungen ſich weit ſchwerer finden und vereinigen, als andere von oberflächlichem Charakter. Den Schluſs wünſchten wir kürzer und nicht ſo treu der Wirklichkeit und Convenienz nachgebildet, von der bey einer Geſchichte des Herzens doch immer nur die poetiſchen Momente zu brauchen ſind. Wenn einmal, wie hier, die Liebe zu ſichtbaren Flammen auflodert, dann iſt alle weitere Zögerung quälend und unnatürlich. — Das Gedicht: *Vergangenheit und Gegenwart* nennt der Vf. *Karl Streckfuſs* mit Recht ein Fragment, denn es iſt ohne Anfang und Ende, und könnte eben ſo gut noch lange fortgeſetzt als unbeſchadet in neue Fragmente zerſchnitten werden: Malereyen ſind es, die nicht wiſſen, um welchen Gedanken ſie ihre Farben verbreiten ſollen, bunte Kleider, zu denen noch der Mann fehlt. — Die *glückliche Inſel* von *E. A. W. von Zimmermann* enthält eine ſchöne Schilderung von dem Entſtehen und Aufblühen der Inſel Helena, die der Phantaſie ein angenehmes Bild giebt. Deſto ſchrecklicher nimmt ſich dagegen wieder ein Gedicht von *Hagemeiſter an einen Neugebornen* aus, das die Erde zur Hölle macht. Die *Iſis-Veſper* von *Böttiger* iſt unterrichtend, aber für ein Taſchenbuch zu gelehrt. — Die *Blumenleſe* aus einem Stammbuche giebt manches Artige, und intereſſirt durch berühmte Namen. — Die *Römerin Octavia* von *S.* ſtellt einen recht würdigen weiblichen Charakter zur Nachahmung auf. Dieſer folgt wieder ein Gedicht: *die Freundſchaft und die Kunſt*, das ſich wegen der guten Verſe und einzelnen ſchönen Gedanken beſſer leſen, als im Ganzen verſtehen und zur Einheit eines paſſenden Bildes auffaſſen läſst. — Bemerkungen über das männliche und weibliche Geſchlecht von *Kant* machen den Beſchluſs. — Hier iſt alſo mancherley für Viele, aber vielleicht wenig für Einzelne. T. Z.

Leipzig, b. Fleiſcher d. J.: *Der ewige Muſenalmanach junger Germanen.* (Ohne Jahrzahl.) 552 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Rec. kann von ſolchen Sammlungen, wenn ſie

Digitized by Google

sich nicht besonders durch den Herausgeber oder durch einen eigenen Zweck empfehlen, nicht viel halten, und mufs sie bey der sich immer mehr und mehr anhäufenden Anzahl derselben für eine blofse Buchmacherey ansehen, die, wenn sie auch zur weiteren Verbreitung des Guten und Schönen dient, doch keines lauteren Verdienstes sich rühmen kann, sie mag für die Zeit oder für die Ewigkeit bestimmt seyn. Diese Sammlung nun nimmt geradezu das Pradicat der Ewigkeit an, was wohl nicht vielmehr sagen will, als: *gedruckt in diesem Jahre.* Sollte es ernstlich damit gemeint seyn: so müfste man fragen: wer ist denn der Mann, der hier diesen bedeutenden Stempel aufdrückt? In der That würde ein Jeder neugierig zugreifen, wenn ein grofser, allempfänglicher Geist sich einmal der Mühe unterzöge, dasjenige von deutschen Gedichten auszuzeichnen, was er für das Beste hielte. Aber Sammlungen, wie diese, macht wohl häufig auch für sich ein Liebhaber der Kunst, woraus er für seine besuchenden Freunde gelegentlich eine geistreiche Unterhaltung schöpft, und zugleich seinen Geschmack offenbart, ohne diesen gerade als Richtschnur dem gröfseren Publicum zu empfehlen. Ferner, was soll der Beysatz: *junger Germanen* sagen? Am besten wohl *für* junge Germanen, die nach dieser Sammlung ihren Geschmack bilden sollen; denn auf die Autoren kann es nicht gehen, da diese sich von dem Anfange des 17 Jahrhunderts an bis auf unsere Tage, von Tscherning, geb. 1611, bis auf Christian Schreiber, geb. 1781, erstrecken, und in Absicht des inneren Werths häufig, sowohl von der Jugend wie vom Alter, etwas an sich tragen. Wie in den meisten Sammlungen steht auch hier Gutes, Mittelmäfsiges und Schlechtes unter einander; das Gute nimmt freylich den meisten Platz ein, aber dieis ist auch so bekannt, dafs nicht leicht ein Käufer damit etwas überkommen wird, das er nicht schon besafse: so finden sich hier von *Schiller* allein 45 Gedichte, die gewifs schon gröfstentheils auf jeder Schule declamirt sind. Dieses Buch wäre also nur für solche, die, durch die Geschäfte zerstreut, mit den eigenen Sammlungen der Dichter sich nicht eben beschweren, und hieran schon genug haben wollen, und da gebe denn der Himmel, dafs sich nicht viele in diesem Falle befinden mögen. Wer indefs Lust hat dieses Buch zu kaufen, der kann darin immer einen angenehmen Spaziergang anstellen: ihm begegnet darin Erzählung und Lied, Lehr- und Gelegenheits-Gedicht, alles bunt durch einander; was nicht schön ist, mufs ihm wenigstens merkwürdig seyn. Bald erklingen ihm Oden und Lieder aus dem 7 jahrigen Kriege, bald Volkslieder, bald Clavierarien, die er sonst wohl oft hat singen hören, bald lebenslustige Studentenlieder, von allem etwas, wie es die meisten gern haben. Dabey lernt er neben den berühmtesten Dichtern noch manchen anderen kennen, von dem er vielleicht in seinem Leben nichts gehört hat; und hinten findet er das Verzeichnifs derselben mit Vornamen und Geburt. Doch mufs wohl darauf gerechnet seyn, dafs er von hinten nach vorne zu liest, denn umgekehrt bleibt ihm im Buche immer ungewifs, von wem dieses oder jenes Lied sey, weil kein Name darunter steht, und er das Lied im Register unter den Verfassern erst aufsuchen mufs. — Als eine Sammlung von Gedichten überhaupt kann dieis Buch immer noch mit seinen Brüdern wetteifern. T. Z.

Berlin, b. Dunker u. Humbold: *Vergifsmeinnicht.* Sammlung auserlesener Stellen von griechischen, römischen, italiänischen, portugiesischen, spanischen, englischen, französischen und deutschen Schriftstellern in der Originalsprache mit deutscher Uebersetzung. *Ein Taschenbuch, vorzüglich zum Gebrauch für Stammbücher.* Herausgegeben von *Karl Müchler.* 1809. XVIII u. 252 S. Taschenf. (20 Gr.)

Diese Sammlung, obgleich sie ebenfalls nichts als Sammlung ist, kündigt wenigstens einen Zweck an, und versucht durch den berühmten Namen ihres Herausgebers Eingang zu finden. Wir wollen ihr in diesem Versuche nicht hinderlich seyn, und der Dame, die etwa ein Motto für das Stammbuch ihres Verehrers sucht, die Freude gönnen, ihn mittelst dieses Wegweisers durch einen Spruch des Euripides, Anakreon oder Ovidius zu überraschen, sowie dem unbelletristischen Geschäftsmann, aus dieser Quelle eine Sentenz von la Bruyere, Corneille, Racine oder Klopstock und Goethe zu schöpfen, deren Werke er seither vielleicht nur dem Namen nach kannte.

Z.

Göttingen, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Gedichte von Karl Thorbecke.* Erstes Bändchen. 1807. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

An diesen Producten ist keine poetische Schöpfungskraft, die sich immer in frischen Zügen einer gewissen Originalität offenbart, sondern nur Wohlgefallen am Schönen, Lust und Trieb zur Nachahmung, und ein musikalisches Talent, dem es glückt, einen bestimmten Ton zu treffen, nebst etwas Gemüthlichkeit sichtbar. Am meisten gefällt uns daran, dafs kein übermäfsiger Schimmer und Glanz, wie sonst bey Afterpoesieen, mit Stolz und Anmafsung den Leser zu blenden und zu täuschen sucht, welches entweder daher kommt, weil der Vf. die Wortmalerey nicht ganz in seiner Gewalt hatte, oder, weil er in der Kunst wirklich die Natürlichkeit liebt. Wir stimmen für das Letztere, weil er sich vorzüglich als einen Nachahmer *Goethe's* zeigt. Ubrigens versucht er eben so gut *Goethe*'sche Lieder, als *Schiller*'sche Gesänge, Horazische Oden als Anakreontische Scherzgedichte, Sonnette und Stanzen, wie Hymnen und lehrende Epigramme; er ist zur Zeit eben so fromm und gottesfürchtig, schmachtend und traurig, als heiter und lustig, wenn es darauf ankommt, mit seinem Mädchen ins hohe Korn zu springen. Manche seiner Gedichte fangen recht wohllautend an, und haben etwas Anmuthiges und Wahres im Ton: aber wenn man den Gedanken verfolgt, so erhält man keine Befriedigung. T. Z.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 MÄRZ, 1809.

JURISPRUDENZ.

STUTTGARDT, b. Löflund: *Drey und dreyſsig Aufſätze über Teſtamente, Erbſchafts- und andere Theilungen, beſonders Theilungs-Berechnungen, Gant- und verwandte Rechts-Geſchäfte, für Rechtsgelehrte und Schreiber*, von H. E. F. Bolbey, Amtsſchreiber zu Waiblingen. 1808. VIII u. 452 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Der Vf., der ſich ſchon in mehreren Schriften mit glücklichem Erfolge bemühte, das wirtembergiſche Privatrecht, beſonders in ſolchen Puncten, aufzuklären, wo es in die Manipulationen der Schreiberey eingreift, verdient auch für das vorliegende, auf dieſelben Gegenſtande beſchränkte Werk unſeren Dank. Er würdigt ſein Buch ſelbſt (Vorr. S. 1) mit folgenden Worten: „Dieſe 33 Abhandlungen haben, nach meiner ungeheuchelten Überzeugung, einen ſehr unbedeutenden literariſchen Werth; aber dieſer kann höchſt unbedeutend und ihre Bekanntmachung denn doch ſehr nützlich ſeyn.“ Dieſes Urtheil des Vfs. iſt richtig, ohne daſs ihm ſelbſt der erſte Satz deſſelben nachtheilig ſeyn könnte. Alle rein praktiſchen Bücher, welche Anleitung geben, die Geſetze auf vorkommende Fälle anzuwenden, die bürgerlichen Handlungen mit Klugheit einzuleiten, und die entſtandenen Handel mit Geſchicklichkeit zu bearbeiten, trifft das Schickſal, daſs ſie längſt bekannte Rechtsſätze vortragen, und alſo das Reich der Theorie nicht mit neuen Wahrheiten bereichern. Aber es gehören groſse theoretiſche Kenntniſſe, eine ſcharfe Beurtheilungskraft und eine gewiſſe Gegenwart des Geiſtes dazu, über die Vorfälle zu urtheilen, und ſie, nach der Vorſchrift der Geſetze, zu entſcheiden.

Da der Vf. das Feld der Jurisprudenz und der Schreiberey durchwandert hat: ſo muſs man ihm beſonders Dank dafür wiſſen, daſs er hauptſachlich ſolche Gegenſtande bearbeitete, die weder der bloſse Juriſt, noch der bloſse Schreiber vollkommen gut bearbeiten kann; und es wäre zu wünſchen, daſs ſich der Vf. noch weiter mit dergleichen Gegenſtänden beſchäftigte, deren es in dem Lande, wo er lebt, noch eine Menge giebt, die noch nicht gehörig bearbeitet ſind, eben deſswegen, weil ſie ſich bisher nur in den Händen entweder der bloſsen Juriſten oder der bloſsen Schreiber befanden.

Einige der vorliegenden Abhandlungen erſcheinen hier nicht zum erſtenmale. No. XIII, XV und XXIX ſtehen, mit wenigen Veränderungen, ſchon in des Vfs. *Betrachtungen über verſchiedene Rechtsmaterien*; No. XXIV im *Magazin für wirtembergiſche Schreiber*, 3 Heft, und No. XXVIII im *juridiſchen Archiv*, 5 Bd. 2 Heft. Soviel im Allgemeinen. Wir wollen nun die einzelnen Abhandlungen kurz durchgehen.

No I. *Über ſchriftliche und mündliche myſtiſche Privatteſtamente.* Hier wird der von *Griesinger* aufgeſtellten ſechſten Teſtamentsform noch eine ſiebente, nämlich die eines *mündlichen myſtiſchen Privatteſtaments*, beygefügt. Rec. glaubt, daſs Hr. B. ſein Hauptthema, ſammt den zwey Nebenfragen, befriedigend ausgeführt hat. Zwey Fehler, die hier S. 9 und 14 ſtehen, hat der Vf. weiter unten S. 415 ſelbſt wieder verbeſſert. Der wirt. Gerichtsbrauch iſt auch ganz für des Vfs. Meinung. No. II. *Über die Sociniſche Cautel, oder die Vorſicht, welche man zu beobachten hat, wenn einem Notherben mehr als der Pflichttheil, aber unter einer Bedingung verſchafft wird.* No. III. *Von der Enterbung in guter Abſicht.* Zwey ganz unbedeutende — nicht Aufſätze, ſondern Paragraphen; der erſte aus *Thibaut* genommen, der zweyte in jedem Compendium ſtehend. No. IV. *Über die weſentlichen Verſchiedenheiten zwiſchen den Theilungsberechnungen nach der Praxis der Schreibſtuben und nach dem G. R. vom 20 July 1683.* Ein mit Fleiſs verfaſster Aufſatz. Mit Recht giebt der Vf. der in dem G. R. vorgeſchriebenen Methode den Vorzug, richtig entwickelt er den Sinn des Geſetzes, giebt ein Beyſpiel der beiden Methoden, und macht eine treffende Bemerkung über die Behandlung der Leichenkoſten in den Erbtheilungen. No. V. *Von der Reviſion, wenn Vater und ſeine Kinder, bey der mütterlichen Theilung, um ihre verſchiedenartigen Anſprüche, in demſelben Theilzettel abgefertiget werden.* Dieſe Abfertigung in demſelben Theilzettel iſt eine fehlerhafte Praxis der wirtembergiſchen Schreibſtuben. Eine ſolche Praxis iſt aber hartnäckig. Der Vf., welcher dieſe fehlerhafte Praxis mit der Wurzel ausrotten zu können verzweifelt, bemüht ſich, durch einige vorgeſchlagene gute Mittel, ſie wenigſtens in ſo weit unſchädlich zu machen, daſs ſie nicht in Unbilligkeit und Bösartigkeit ausarte. — No. VI. Hier hebt der Vf. drey Fälle aus, in welchen eine geſetzliche Entſcheidung, ob im Zweifelsfalle während der Ehe erworbene Güter zur Errungenſchaft gehören, zu wünſchen wäre. Der zweyte Fall iſt zu deutlich, als daſs er eine geſetzliche Beſtimmung erfoderte. Der dritte iſt durch eine allgemeine und anerkannte Praxis ebenfalls zu beſtimmt, als daſs er durch den von *Weishaar* in neueren Zeiten dage-

Digitized by Google

gen erhobenen Zweifel, der in *Weishaars* eigenen Behauptungen seine beste Widerlegung findet, erschüttert werden könnte. Der erste Fall ist allerdings durch die so verschiedenen Meinungen der Rechtsgelehrten sehr schwierig geworden, und eignet sich ganz zu einer gesetzlichen Entscheidung. So lange aber diese fehlt, möchte Rec. der Meinung des Vfs. keineswegs unbedingt beypflichten. No. VII. *Über die Revision der Fahrnifs.* Diese Abhandlung enthält mehrere gute Bemerkungen. Was S. 50 über die Gefahr der fungiblen Dotalstücke behauptet wird, hat vor dem Vf. schon *G. A. Renz D. Jura rei uxoriae ad norm. societ. bon. conjug. exacta* §. 10. §. 13 der nicht angeführt ist, behauptet. Aber nicht alles, was bey deutschen Instituten der Natur des Instituts gemäfs wäre, ist auch heutzutage immer Rechtens. Die Einwirkungen des römischen Rechts haben heterogene Theile vereiniget, und aus dieser Vermischung entstand ein dritter ganz neuer Körper, den man nicht mehr blofs nach seinen Elementartheilen, sondern nach der ganzen Mixtur, beurtheilen mufs. Ob in diesem, oder jenem Falle ein römischer oder deutscher Grundsatz einen Fall entscheiden soll, wird nun *quaestio facti*, und hier sind der ganze Gang der deutschen Gesetzgebung, das Zeitalter, in dem ein deutsches Gesetzbuch verfafst wurde, die Tendenz desselben, die Meinungen der Rechtsgelehrten, welche an dem Gesetzbuche arbeiteten, und die Vergleichung mehrerer analoger Stellen desselben, die auf gewisse Sätze hindeuten, oft weit zuverlässigere Führer, als blofse Argumentationen aus der Natur eines Instituts, die sehr häufig mit dem Willen des Gesetzgebers im Widerspruche steht; wie die meisten deutsch-römischen Institute klar beweisen. Aus diesem Grunde kann Rec. auch die Behauptung des Vfs. im §. 4 nicht billigen; denn diese beruht auf einer willkührlichen Prämisse, deren Unrichtigkeit durch die Worte des Landrechts: „bevorab wenn solche Stücke u. s. w." aufser Zweifel gesetzt wird. Denn aus diesen Worten blickt der romanisirende Jurist hervor, dem die *aestimatio venditionis causa* vor den Augen schwebt, und der sich, nach dem Geiste seines Zeitalters, wenig darum bekümmert, ob seine römische Ansicht der Natur des Geschaftes gemafs ist, oder nicht. Eben so wenig kann Rec. die Meinung des Vfs. von den abgenutzten Kleidern billigen, die er im §. 5. No. 1 vortragt. Seine Prämisse ist abermals willkührlich, und widerspricht dem klaren Sinne des §: „Also und hinwiederum u. s. w." des L. R., der durch das zweyte Landrecht von 1567 sein Licht erhält, worin deutlich verordnet wird, *dafs dem Weibe für die Kleider, obschon etwas, während der Ehe, vernossen, keine Aestimation gegeben werden solle.* No. VIII, IX, X enthalten einige kurze und richtige, aber minder schwierige Bemerkungen über das wirtembergische Privatrecht. In No. XI rügt der Vf. mit Recht einige Inconsequenzen der Schreiberpraxis, und macht gute Vorschläge dagegen, die Rec., mit wenigen Ausnahmen, alle billigt. No. XII enthält gute Bemerkungen und Vorschläge über die Frage: Was mufs eingeworfen werden, wenn von einem Descendenten eine der Collation unterworfene Sache veräufsert worden ist? Die Abhandlung No. XIII steht schon in des Vfs. Betrachtungen über verschiedene Rechtsmaterien S. 316 ff., und ist hier blofs mit einigen neuen Anmerkungen und einem neuen Anhange, worin es der Vf. hauptsächlich mit *Pfizer* zu thun hat, bereichert. Der Vf. beklagt sich über *Pfizer*, dafs er ihn mehrmal mifsverstanden habe. Dieses ist ganz richtig, und Hr. *B.* disputirt gut gegen seinen Antagonisten, den der Drang, durch abweichende Meinungen und durch Widerlegungen anderer geschätzter Schriftsteller sich bemerklich zu machen, nur zu oft verwirrte, und auf Abwege führte. No. XIV enthält einen richtig entschiedenen Theilungsfall zwischen den Kindern erster und zweyter Ehe. In No. XV zieht der Vf. gegen *C. G. Gmelin* und einen Spruch der Juristenfacultät in Tubingen vom J. 1785 zu Felde. Allein es ist wohl nur ein eingebildeter Sieg, den Hr. *B.* über diese seine Gegner davon zu tragen glaubt. Hn. *Gmelin's* und der Juristenfacultät Behauptung bleibt, trotz aller Angriffe des Vfs., fest stehen, und das ganze Räsonnement des Letzteren wird durch die einzige Bemerkung entkraftet, dafs allerdings auch schon nach römischem Rechte ein ähnliches uneigentliches Eigenthum, wie das der wirt. Communordnung, existirt habe, dafs nämlich nach L. 30 *C. de jur. dot.* eine Frau, deren Ehemann insolvent und concursmäfsig wurde, selbst *res dotales venditionis causa aestimatas* mit der Eigenthumsklage habe zurückfodern können, ungeachtet diese Stücke in das wahre Eigenthum des Mannes übergegangen waren. Diese L. 30 *C. de jur. dot.* ist die beste Apologie für das uneigentliche Eigenthum der wirt. Communordnung; denn warum sollte nicht der Herzog Karl von Wirtemberg, eben so gut als Justinian, gewissen Personen, *per modum privilegii*, die Eigenthumsklage, ohne Eigenthumsrecht, haben verleihen können, gleichsam als wenn sie das letztere gehabt hatten? No. XVI ist nur gleichsam ein Anhang der vorhergehenden Abhandlung und bedarf keiner weiteren Beantwortung. Aber dieser Aufsatz beweist, dafs der Vf. seinen Gegenstand von allen Seiten kennt, und die Vorschläge desselben findet Rec. wirklich gut. In No. XVII stellt der Vf. eine Meinung auf, die Rec. nicht billigen kann, da sie nicht nur die dem Vf. bekannten Gründe, sondern auch das wirt. Landrecht 4 Th. 9 Tit. §. 2 und 12 Tit. §. 1 u. 2 ein hofgerichtliches Urthel bey *Häberlin* S. 351, zwey Gutachten der Juristenfacultät in Tübingen und den ganzen Geist des Landrechts (s. *Griesinger* VIII Band. §. 288), so wie *Harpprecht* und *Hochstetter Annot. ad Jus Wirt.* §. 27. p. 4 gegen sich hat. — In No. XVIII A) entscheidet der Vf. zwey Rechtsfragen über die statutarische Nutznieisung. Die erste Frage: ob die statutarische Nutznieisung der Ehegatten auch bey der testamentarischen Erbfolge Statt finde, wird unrichtig negativ entschieden, da es bekannt ist, dafs *im Zweifel* die statutarische Nutznieisung auch bey der testamentarischen Erbfolge Statt finde, und dafs man von dem Testirer *im Zweifel* annimmt, dafs er sich den allge-

Digitized by Google

meinen Gesetzen in seiner Verordnung gefügt habe. Dieser Grundsatz wird nicht nur durch das wirt. Landrecht 4 Th. 9 Tit. „Wo auch u. s.", sondern auch durch die allgemeine Praxis, sowohl in als ausser Wirtemberg (s. *Harpprecht* Vol. II. Disp. 76 §. 26), ausser allen Zweifel gesetzt. Die zweyte Frage: ob die statutarische Nutznieſsung durch Testamente dem Gatten von dem Gatten entzogen werden könne, entscheidet der Vf. ganz richtig gegen *Weishaar*. Aber seine Gründe sind weder entscheidend noch erschöpfend. Namentlich beweist sein erster Grund *zu viel*, weil in den vom Vf. angezeigten Titeln des Landrechts S. 441, 451 u. 452 auch die Errungenschaftshälfte, den bloſsen Worten nach, nur auf die Intestaterbfolge gestellt ist, obwohl es nicht dem mindesten Zweifel ausgesetzt seyn kann, daſs sie auch auf die testamentarische Erbfolge gehe. Es lassen sich für die Lehre des Vfs. ganz andere, weit wichtigere und weit entscheidendere Gründe anführen, nur hier nicht. Daſs *Weishaar* die Stelle in den Cons. Tub. Vol. 8. Cons. 89. n. 87 et 88, auf die er seine Meinung stützt, misverstanden habe, beweist die No. 83 u. 85 desselben Gutachtens deutlich; denn hier billiget der Consiliensteller *Schöpff* ausdrücklich die Meinung *Harpprecht's*, welche *Weishaar* mit *Schöpff* widerlegen will. Die dritte Frage, welche der Vf. in dieser No. Lit B) entscheidet, ist, nach Rec. vollkommener Überzeugung, wieder unrichtig entschieden. Der aus *Thibaut* entlehnte Satz kann, trotz seiner Richtigkeit, dem Vf. zu seinen Absichten nichts helfen. Die Nutznieſsung von dem Vermögen der Kinder, welche das römische Recht nur dem Vater bewilligte, hat das wirt. Statut auch der Mutter bewilliget, und nach dem Geiste der wirt. Gesetzgebung, der überall im Landrechte herrschend ist, soll die Mutter, in Absicht auf die Nutznieſsung, ganz gleiche Rechte mit dem Vater genieſsen. Wenn nun, wie nicht zu leugnen ist, der Vater im Wirtembergischen, noch heut zu Tage, unter Berufung auf die No. 117. Cap. 1, die Nutznieſsung des seinem Kinde von einem Ascendenten zu hinterlassenden Pflichttheils, als ein ihm nicht zu entziehendes Recht, verlangen kann: so muſs auch der wirt. Mutter, wegen dieser Gleichstellung der väterlichen und mütterlichen Nutznieſsung, eben dieses Recht zustehen, um so mehr, als die statutarische Nutznieſsung der Mutter mehrere und wichtigere Rechte in sich begreift, als selbst die römische Nutznieſsung des Vaters, und als wir berechtiget sind, zu behaupten, daſs selbst die No. 117 Cap. 1 auch der Mutter Erwähnung gethan haben würde, wenn dieser nach römischem Rechte, wie dem Vater, überhaupt eine Nutznieſsung auf dem Vermögen ihrer Kinder bewilliget gewesen wäre. Auch steht des Vfs. Meinung noch überdieſs die wirt. Praxis bestimmt entgegen. S. Cons. Tub. Vol. 2. Cons. 136. n. 8. In No. XIX entscheidet der Vf. zwey sehr wichtige Fragen des W. R. wieder ganz unrichtig. Der Kürze wegen bezieht sich Rec. dieſsfalls auf *Grieſinger's* neuerlich erschienenen IX Bd. des Commentars über das wirt. Landrecht §. 322 u. 323. Was der Vf. S. 191 Note (a) bey *Weishaar* nicht verstehen kann, ist sehr leicht zu verstehen, und sehr richtig von *Weishaar* gesprochen. In No. XX sind die Zweifel, welche der Vf. gegen *Röslin's* und Anderer richtige Behauptung vorbringen will, von gar keiner Erheblichkeit. Der Vf. vergiſst alle Pflichten eines Interpreten, verliert sich in ein vages Räsonnement, und streitet mit ganz unbedeutenden und nichtigen Conjecturen gegen die deutlichen Worte der wirt. Gesetze und die stärksten Gründe seiner Gegner. Auch gegen das, was der Vf. in dieser No. Lit. B über den Abzug der Legate vorträgt, gilt dieselbe Bemerkung. Auch hier will er, aus *ungewiſſen* Conjecturen des Willens der Erblasser, gegen die anerkanntesten und klarsten gesetzlichen Grundsätze streiten, ohne zu bedenken, daſs dieses dem Interpreten nie erlaubt ist, und daſs die Erblasser es sich selbst beyzumeſſen haben, wenn sie gegen das, was die Gesetze einmal *im Zweifel* annehmen, und was der Dispoſition der Erblasser überlassen bleibt, keine besondere Anordnung machen. In No. XXI hat sich der Vf. wieder selbst ausgeschrieben. Die Sache war nichts weniger als schwierig. Der Rechtsfall No. XXII, der wirklich manche Schwierigkeiten hatte, ist von dem Vf. sehr richtig entschieden worden. In No. XXIII hat der Vf. nichts Neues vorgetragen, sondern nur wiederholt, was Andere vor ihm gesagt haben. Die Abhandl. No. XXIV ist wieder nur ein neuer Abdruck aus einem schon längst erschienenen Buche, obgleich diese Abhandl. 47 Seiten einnimmt. Die Abhandl. No. XXV enthält nichts Neues; aber Rec. billigt die Grundsätze des Vfs. in der Hauptsache. In No. XXVI rügt der Vf. richtig einen auffallenden Widerspruch des D. *Pfizer*. In No. XXVII sind die Bemerkungen des Vfs. im Allgemeinen meistens richtig; aber *Klüber*, *Gmelin*, *Danz*, *Bunz* und Andere hatten diese Ideen schon längst angegeben, und der Vf. suchte dieselben nur weiter auszuspinnen und mit mehreren Worten aufzuputzen; was er überhaupt nicht selten zu thun pflegt. Ganz überflüssig ist S. 280 Not. (a) die Excursion gegen *Bunz*, der ja ganz bestimmt nur von einem von *beiden Eheleuten* unterschriebenen Schuldscheine spricht. In No. XXVIII und XXIX hat der Vf. abermal zwey frühere Aufsätze wieder abdrucken lassen, und mit diesem Abdrucke 75 Seiten ??? angefüllt. In No. XXX wärmt der Vf. seine früheren unrichtigen Begriffe über den Vorbehalt des Eigenthums auf der verkauften Sache wieder auf. Uneingedenk der *L.* 6. §. 1. *D. de contrah. emt.* und der *L.* 34. *D. de Reg. jur.* setzt er stets den einzigen und letzten Zweck und den auf diesen gegründeten wechselseitigen Willen der Contrahenten aufser Augen, verliert sich in unnöthige Spitzfindigkeiten, und sucht mit diesen die deutlich ausgesprochene Absicht der Contrahenten zu vereiteln. Er will *Thibaut* und *Bunz* widerlegen; erörtert ihnen bekannte Sätze, und will ihnen über Dinge Belehrung geben, die diese weit besser, als er selbst, verstanden haben. Er hat besonders von dem Letzteren einzelne Nebensätze angegriffen, und auch

Digitized by Google

wirklich einige Nachläſſigkeiten in der Darſtellung aufgedeckt: aber trotz dieſer Fehler hat *Bunz* in der Hauptſache weit richtiger geſehen, als der Vf., dem dasjenige, was *Ant. Faber*, *Berger*, *Gottfr. Maſcov*, und Andere hierüber gründlicher und beſſer geſchrieben haben, gänzlich unbekannt geblieben iſt. Was der Vf. in No. XXXI und XXXII vorträgt, iſt richtig und befriedigend; gehört aber, da es nur die praktiſche Manipulation und den Calcul betrifft, mehr in das Fach des Schreibers, als des Rechtsgelehrten. Der Aufſatz No. XXXIII konnte dem Vf. nur ſehr wenig Mühe koſten. Nach demjenigen, was ihm von den Erklärern des W. L. vorgearbeitet war, konnte er die zerſtreuten Theile mit leichter Mühe ſammeln und näher zuſammenſtellen.

Ma.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Magdeburg*, b. Heinrichsbofen: *Über das Geſchäft des Friedensrichters in correctionellen und peinlichen Unterſuchungsſachen.* Nebſt einem Anhang über die Behandlung der Injurienſachen, vom Tribunalsrichter *Darguth.* 1809. 22 S. 8. Der Vf., welcher während des Trimeſters, wo ihm die Führung der peinlichen Unterſuchungen oblag, häufige Bemerkungen darüber gemacht hat, „daſs einige Friedensrichter in dem durch das 15 Bülletin ihnen zugetheilte (n) Geſchäft (e) der Conſtatirung des *corporis delicti* zu viel, andere aber zu wenig, auch wohl beides zugleich in derſelben Sache thaten," hat ſich hiedurch bewogen gefunden, die gegenwärtigen Blätter zu ihrer Belehrung abdrucken zu laſſen. — Da über die Gegenſtände, welche der Vf. abhandelt, nunmehr (bereits unter dem 29 Dec. v. J.) eine die Sache erſchöpfende Inſtruction des Hn. Juſtizminiſters erſchienen iſt, die ſich eben ſo ſehr durch die klaren Anſichten, welche ſie darbietet, auszeichnet, als die gegenwärtige Schrift durch Dunkelheit, die aus unnützen Diſtinctionen entſteht, und durch einen barbariſchen und im höchſten Grade fehlerhaften Vortrag misfällt: ſo iſt dadurch dieſe Schrift bey ihrer Geburt ſchon überflüſſig geworden. Wenn der Vf., bey aller von ihm geſchehenen Beſchränkung der Functionen des Friedensrichters in peinlichen und correctionellen Angelegenheiten, jene dennoch weiter ausdehnt, als es die Meinung des Geſetzes war: ſo will dieſerhalb Rec. mit ihm nicht rechten, da, vor der Erſcheinung der miniſteriellen Inſtruction, jener Irrthum wohl nicht anders als durch ein genaueres Studium der Quellen des königl. Decrets vom 27 Jan. v. J. vermieden werden konnte, und von dieſen ſcheint der Vf. nichts zu ahnden. Er vermeint, daſs der Friedensrichter in der Unterſuchung ſo weit fortſchreiten müſſe, daſs ſich aus ſeinen Verhandlungen die Frage beurtheilen laſſe: ob eine förmliche, es ſey correctionelle oder criminelle, Unterſuchung einzuleiten ſey, und überträgt alſo dem Friedensrichter ein ganzes Stadium der Unterſuchung, nämlich die vollſtändigen ſogenannten Scrutinien-Verhandlungen. Der Juſtizminiſter ſagt dagegen ausdrücklich in ſeiner angeführten Inſtruction: „der Friedensrichter hat weiter nichts zu thun, *als was jeder anderer Hulfsbeamter der Policey bey Criminalfuchen zu thun hat;*" ferner: „den Friedensrichtern (welche, *wenn von Vergehen und Verbrechen die Rede iſt*, nur als Hülfsbeamte der Policey zu betrachten ſind) iſt eine weitere Unterſuchung der Vergehen und Verbrechen, *ſo wenig als den übrigen Hulfsbeamten der Policey*, geſtattet. Ihre Befugniſs zur Mitwirkung in peinlichen Sachen beſchränkt ſich auf den Drang der Umſtände und die Nothwendigkeit. *Es iſt ein Irrthum, wenn man in einigen Diſtricten den Friedensrichter zur erſter Einleitung des peinlichen Verfahrens berechtigt glaubt.*" Dieſe wenigen Worte gewähren eine unendlich deutlichere Vorſtellung von dem friedensrichterlichen Geſchäfte, als des Vfs. pedantiſche Abtheilungen und Unterabtheilungen, die nichts helfen, als einen Leſer, der auch nur ahndet, wie ein guter Vortrag beſchaffen ſeyn müſſe, von der Lectüre des Buches zurückzuſcheuchen. Iſt es nun aber auch dem Vf. zu verzeihen, wenn er den Geſichtspunct *nicht ganz* richtig faſste, den er allerdings ſehr nahe trat, da es ihm an allen Hülfsmitteln gänzlich gefehlt zu haben ſcheint (obgleich niemand ohne ſolche etwas zu ſchreiben unternehmen ſollte): ſo verdient es doch keine Entſchuldigung, daſs er dem Publicum ſo wenig Achtung beweiſt, eine mit den gröbſten Sprachſchnitzern angefüllte Schrift, ohne ſie einem kritiſchen Freunde zur Correctur anvertraut zu haben, ſofort abdrucken zu laſſen: nicht anders, als wäre eine Druckſchrift eine Relation, die, nachdem ſie von den Herren Collegen geleſen wurde, auf ewige Zeiten reponirt wird. Stellen wie: „ſo frägt es ſich zuvor über die Definition des *corporis delicti.*" — Es *ſpricht* gegen Jemanden . . . . entweder a) aufgenommener Beweis . . . oder b) *indicia*, die . . . finden ſich nicht ſelten. Wann wird endlich die Zeit kommen, wo man ſich überzeugt, daſs ein dem öffentlichen Druck beſtimmter Aufſatz andere Eigenſchaften haben müſſe, als Blätter, die man entweder zu ſeiner Belehrung, oder für ſeine nächſten Umgebungen aufſetzte? Wie mancher tüchtiger Geſchäftsmann verſcherzte den, als ſolcher, erworbenen Ruf durch die unzeitige Begierde, *zum Beſten der Menſchheit* ſein *opusculum* gedruckt bewundern, und einen hohen Gönner zuſenden zu können!

F . . . . k.

Staatswissenschaften. *Leipzig*, b. Solbrig: *Was iſt Politik?* 1808. 40 S. 8. (8 Gr.) Eine kleine ſeltſame Schrift, deren Vf. wahrſcheinlich ein junger Mann iſt, der es herzlich gut meint, ſich bieder und natürlich zeigt, mit deſſen Werkchen es aber übrigens nicht viel zu bedeuten hat. Politik ſey an der Tagesordnung; wie das Liedchen Marlbrough den Reiſenden, ſo verfolge ſie jeden ehrlichen Mann, er möge ſich ſtellen, wie er wolle. Und dennoch hätten die Wenigſten wohl einen richtigen Begriff von der Politik; eine Unterſuchung der Bedeutungen dieſes Worts könne daher weder überflüſſig noch unnütz ſeyn. (welches wohl ſo ziemlich einerley iſt). Etymologiſch heiſse Politik die Wiſſenſchaft von der zweckmäſsigen Einrichtung einer Stadt, dann eines Staats, alſo Staatswiſſenſchaft. Was Ariſtoteles eigentlich Politik nenne, ſey dunkel und unbrauchbar für uns; es ſeyen eine Menge Sätze aus dem Staatsrecht und der Staatsverwaltung. — Ferner nehme man den Ausdruck Politik für Klugheit, Schlauheit, Pfiffigkeit: ſo *Chriſtian von Wolf*, ſo der gemeine Mann. Daher dann weiter die Meinung, als ſey Politik die Kunſt zu verläumden, zu betrügen, Cabalen und Intriguen zu machen — „eine teufeliſche Kunſt," die aber viel geübt werde, z. B. auf Univerſitäten, „wo dieſes ſcheuſsliche Ungeheuer im Dunkeln umherſchleiche, und raubgierig die Ehre und das Verdienſt manches würdigen Gelehrten zu zerfleiſchen ſuche." Ja, der Vf. verſichert, das ſey der Fall ſelbſt auf den berühmteſten Univerſitäten unſeres Vaterlandes. Aber „er wendet ſeinen Blick bald hinweg von dieſen Grauelſcenen," um zu bemerken, daſs die Geſchichte aller Zeiten predige, wie dieſe Politik auch in der Staatsverbindung abſcheuliches Unheil ariſtifta, z. B. unter Friedrich Wilhelm II, der einer Menge Ausländer die einträglichſten Bedienungen u. ſ. w. gegeben habe. Der gröſste Staatsmann aber müſſe auch der redlichſte Menſch und beſte Chriſt ſeyn; vor allen ſey dieſes dem Fürſten nothwendig: der König von Sachſen, welcher die Politik des ehrlichen Mannes ſtets bewährt, und die Königswürde, die Souveranetät und das Herzogthum Warſchau (wie zur Belohnung) erhalten habe, könne beweiſen, wie viel das austrage. — Weiter heiſse Politik die Kunſt nachzugeben, wo man zu ſchwach iſt, ſein Recht zu behaupten. In dieſer Bedeutung hätten die Deutſchen die Politik immer ausgeübt ſeit dem raſtadter Congreſſe. Wenn man aber von „einem *ſyſtematiſchen* (!) Begriffe" ſprechen wolle: ſo könne von dieſen Bedeutungen nicht die Rede ſeyn. Alsdann müſſe man mit *Schlozer* unter Politik die Lehre vom Staate, die Staatsgelahrtheit verſtehen, welche der Inbegriff alles deſſen ſey, was ſich auf Staat und Regierung beziehe. Dann wird noch auf ein paar Seiten aufgezählt, was der Vf. nach *Schlozer* zu dieſer Staatsgelahrtheit rechnet, und das Ganze mit einer gehörigen Anzahl Anmerkungen, in welchen der Vf. ein Specimen ſeiner Gelehrſamkeit und Beleſenheit giebt, beſchloſſen.

λ — φ.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 MÄRZ, 1809.

ÖKONOMIE.

HALLE, in Commiſſ. b. Hemmerde u. Schwetſchke: *Landwirthſchaftliche Zeitung für das Jahr* 1807 u. 1808, oder *Repertorium alles Neuen und Wiſſenswürdigen aus der Land- und Haus-Wirthſchaft für praktiſche Landwirthe, Kaufleute und Fabricanten.* Unter der Leitung einer Geſellſchaft praktiſcher Landwirthe herausgegeben von *G. H. Schnee*, Prediger zu Groſs-Oerner etc. der Jahrgang beſteht aus 12 Monatsheften, jeder von etwa 6 Bog. in kl. 4. (Preis des Jahrgangs 2 Rthlr. 16 gr.)

Obgleich dieſe Zeitſchrift das nicht iſt, was ihr Titel verſpricht, nämlich ein Blatt, das die Neuigkeiten des Tages enthält, und den Leſer mit den Umſtänden des Augenblicks bekannt macht, um ſie nach ſeiner individuellen Lage zu ſeinem Beſten zu nutzen; ſondern nur eine Sammlung von neuen Aufſätzen über landwirthſchaftliche, und — zuweilen auch — techniſche und kaufmänniſche Gegenſtände: ſo hat ſie doch in dem Betrachte, dafs ſie ſo mancherley nützliche Kenntniſſe ſehr allgemein und ſchnell verbreitet, Wifsbegierigen reichlich Belehrung ertheilt, und unter ihr Publicum einen gewiſſen Eifer bringt, Verbeſſerungen ſeines Geſchäftsganges auszuſinnen, zu verſuchen, und ſich die Reſultate gegenſeitig mitzutheilen — kurz, als Beförderungsmittel der allgemeinen Bildung ein groſses Verdienſt. Mit Vergnügen ſehen wir, dafs dieſes auch erkannt und geſchätzt wird, und dafs dieſe Zeitung jetzt mit zu den geleſenſten Blättern in Deutſchland gehört. Sichtbar erhält ſich ihr innerer Werth im Steigen; die Aufſätze nehmen von Tage zu Tage an Intereſſe zu, und ſelbſt der Vortrag wird immer ſprachrichtiger, gefälliger und eleganter; und es iſt für den Beobachter gewifs ein erhebender Anblick, ſo viele Menſchen, die nichts weniger als eine gelehrte Bildung gehabt haben, gleichwohl ſo gut ſchreiben zu ſehen.

Die ſtehenden Artikel dieſer Zeitung ſind noch immer die Erndte- oder vielmehr Wirthſchafts-Berichte, die Nachrichten von der Witterung, und die Verzeichniſſe der Fruchtpreiſe. So, wie dieſe aber jetzt gegeben werden, ſcheinen ſie uns doch nicht ganz zweckmäſsig. Die Erndteberichte haben erſtlich den groſsen Fehler, dafs ſie ſelten ſehr richtig ſind. Sie enthalten die Beobachtungen des Berichterſtatters gewifs nur von ſeinem Orte, aber gemeiniglich als ein von dem Erfolge in der ganzen Gegend abgezogenes Reſultat. Was für auffallende Verſchiedenheiten treten aber nicht ſchon innerhalb weniger Meilen ein! Wir müſſen daher wünſchen, wenn ja dergleichen Berichte ferner noch ertheilt werden ſollen (ob wir gleich nicht ſehen, was ſie eben für Nutzen bringen können), dafs die Orte, wo die Beobachtungen gemacht ſind, namentlich angegeben werden mögen. Zweytens haben wir aber auch das daran auszuſetzen, dafs dabey kein allgemeiner Plan, der allein auf das wirklich Nützliche und Intereſſante gerichtet wäre, befolgt wird.

Die Witterungsbeobachtungen verdienen als hiſtoriſches Datum für die Zukunft freylich aufbehalten zu werden: wozu ſollen ſie aber in einem ſolchen ökonomiſchen Blatte dienen? Was nur irgend für einen Gebrauch könnte der Landwirth, der einige Meilen von dem Orte der Beobachtung wohnt, davon machen; und wenn ſich kein Gebrauch davon machen läſst, müſsten ſie nicht lieber wegbleiben? Die Verzeichniſſe der Fruchtpreiſe können den Leſern einen zweyfachen Nutzen gewähren, erſtlich den, die Handelsſpeculation zu beſtimmen; und zweytens den, zu Anſchlägen, Berechnungen und Vergleichungen zu dienen. Jenen erſten Nutzen haben ſie aber ſo, wie ſie in dieſer Zeitung ertheilt werden, nicht, indem ſie in der Regel immer um 6 Wochen zu ſpät kommen, alſo erſt in einer Zeit, in der ſich die Conjuncturen ſchon längſt wieder geändert haben. Um zu Anſchlägen und Überſichten zu dienen, würden ſie aber den Geſchäftsmännern gewifs am angenehmſten am Schluſſe jedes Jahres unter Eins, u. unter einen einzigen Geſichtspunct gebracht, erſcheinen.

Von allen übrigen Aufſätzen den Inhalt hier anzuführen, würde der Raum, den wir in Anſpruch nehmen dürfen, nicht verſtatten: aber Einiges zu erwähnen, und dabey unſere Gedanken zu ſagen, können wir nicht unterlaſſen. Im Jahrgang 1808, S. 16 tadelt Hr. *Roſenthal* den Hn. *Müller*, dafs er in ſeiner Bierbrauerkunſt geäuſsert habe: „nach ſeinen Grundſätzen erhalte man ſtatt zehngradiges jetzt zwanziggradiges Bier, alſo ein Product, *das noch einmal ſo ſtark* ſey." Dieſes „noch einmal ſo ſtark", meint Hr. *R.*, könne nicht anders verſtanden werden, als *„vom doppelten Gewichte"*, oder wovon das Mafs, das vorhin nur 2 Pfund 8 Loth gewogen habe, nur 4½ Pfund wiege. Aber wie unrecht verſteht hier den ſo bekannten Kunſtausdruck der Mann, der über Technologie doch ſelbſt ſo viel Alphabete geſchrieben hat? Heifst denn „zehnlöthige Soole auf zwanzigl0thige gradiren" nicht, dafs das Gefäſs voll Soo-

le, welches vorhin zehn Loth Salz aufgelöft enthielt, nun zwanzig enthält; wiegt denn darum diefe Soole nunmehr zwey Pfund, anftatt dafs fie vorhin 1 Pf. wog; und kann es nicht eben fo mit dem Biere feyn? S. 25 — 28 wird die fehr wichtige Beobachtung mitgetheilt, dafs bey dem Verbacken des mit Tollkorne vermifchten Getreides ein ganz geringer Zufatz von Mays die Wirkung des Tollkorns vernichtet. Wenn das Tollkorn wirklich fo gefährlich ift, woran wir aber doch noch zweifeln: fo verdient die Sache gewifs weiter unterfucht, und ganz in das Reine gebracht zu werden. S. 28 und an mehrern anderen Stellen, find Erfahrungen mitgetheilt, nach welchen der fibirifche Lein keinen brauchbaren Baft hat, folglich feines Nutzens wegen gebauet zu werden nicht verdient. Auch von unferen Unterfuchungen ift diefes bis jetzt das Refultat gewefen. Vielleicht aber haben wir Unterfucher alle in der Behandlung gefehlt? Da diefer Lein, wenn der Baft davon fonft gebraucht werden kann, vor dem gemeinen fo grofse Vorzüge hat: fo wünfchten wir, dafs die Fortfetzung der Verfuche noch nicht ganz aufgegeben werden möchte. S. 30. Bemerkungen über die Drehkrankheit der Schafe verrathen Unbekanntfchaft mit der fonft fehr bekannten Sache. S. 31. Ein Auffatz von *Petri* über die Schafzucht in Rufsland erfchöpft zwar diefen Gegenftand nicht, enthält aber fehr fchätzbare Beyträge dazu. S. 46 und an mehreren anderen Stellen ift in einem Auffatze über das flache und tiefe Pflügen vieles, aber doch noch nicht alles für und wider vorgebracht; auch diefe Lehre ift noch einer weiteren Erörterung werth. S. 47 wird zu Vertreibung der Wickelraupe das Räuchern mit Hornfpähnen vorgefchlagen, welches aber im Grofsen nicht ausführbar ift. S. 54. Ein fehr fchätzbarer Auffatz von Hn. *Corthum* zu Zerbft über den Weinbau und deffen Verbefferung in Deutfchland. Hr. C. läfst uns alles von der Wahl der Sorten erwarten, von Klima und Boden nur wenig fürchten. S. 69 verwirft Hr. *Rofenthal* die Himmelsgerfte zum Verbacken gänzlich, weil der Teig davon flieffe, wie von ausgewachfenem Getreide. Diefes zu fchnell gewagte Urtheil wird aber weiterhin von einem Anderen durch beffere Erfahrung mit Recht widerlegt. S. 81 erwähnt Hr. *Rofenthal* einiger Preffchlöcke von Weidenholz, und wie am Ende der Mangel an dergleichen Holze zur Anfchaffung von eifernen in der Gegend von Nordhaufen Veranlaffung gegeben habe. Da fo wenig weidene als eiferne Preffchlöcke in Deutfchland fehr bekannt feyn möchten: fo würde eine umftändlichere Nachricht davon dem Publico gewifs willkommen feyn. S. 85 wird ein ungemein empfehlungswerther Contract eines Schäfereyherrn mit feinem Schafmeifter mitgetheilt. S. 102 u. a. m. St. Erzählungen von Verfuchen mit ausländifchen Getreidearten. Nützlich und gut; aber leider! ift es bisher mit allen nur bey der Spielerey im Kleinen geblieben, für das Publicum alfo kein Nutzen daraus erwachfen. Der Fehler liegt gemeiniglich darin, dafs der eine Landwirth die Verfuche immer mit zu vielerley Arten anfängt, aber der Arbeit damit nicht vorkommen kann, und die Sache dann, ohne Refultat gefunden zu haben, wieder liegen läfst. Viel weiter würden wir feyn, wenn einer nur Eine Art zu verfuchen unternommen, davon aber auch nicht eher wieder abgeftanden hätte, bis er zu einem endlichen Refultate gekommen wäre. S. 109 ff. Hn. *Albanis Beaumont* Gefchichte feiner Merinofchäferey — fehr einladend; aber wie lange kann es dauern, dafs ein Lamm zu 6 Piftolen verkauft wird? S. 143. Mittel gegen das Buglahmwerden der Pferde. Dergleichen Quackfalbereyen müfsten in diefer, fonft auch wiffenfchaftlich guten Zeitung nicht vorgefchlagen werden! S. 177. Das Recept zu der vom Hn. P. *Lampadius* erfundenen Wagenfchmiere. Sonderbar, dafs von diefer in diefer Zeit fo oft empfohlenen Compofition Niemand bemerkt hat, dafs fie nur im Trocknen gebraucht werden kann, im Naffen aber weggewafchen wird. S. 178 fchlägt Hr. *Schmalz* vor, gegen Schnecken den Acker mit zerfchnittenen Kürbiffen zu beftreuen, die fie lieber freffen als das grasartige Wintergetreide. Indem fie das Kürbisfleifch genieffen, werde ihnen das Getreideblatt entwachfen. Wohl nur im Kleinen ausführbar, zumal da es lange dauert, ehe den Schnecken die Saat entwächft. S. 181. Sollen die Sperlinge vertilgt werden? Ein fehr zweckmäfsiges, der Aufmerkfamkeit werthes Gutachten nicht über das „ob", fondern über das „wie." S. 211. Erfahrung, dafs das Abbrechen der Blüthen der Kartoffeln den Knollen an ihrer Vervollkommnung, wo nicht hinderlich, doch dazu auch nicht förderlich fey. Wir ftimmen dem Vf. völlig bey, und halten das Abbrechen der Blüthen, infofern es das frühere Abfterben des Krautes verurfacht, wirklich für nachtheilig. S. 213. Irdenes Kochgefchirr feuerfefter zu machen, foll man es zuerft mit einer dünnen Leimmaffe einigemale überziehen und trocknen, darauf aber mit Leinöl beftreichen! S. 225. Um die Bereitungen aus Flachs und Hanf gegen das Verftocken zu fichern, follen fie vor der Verarbeitung in eine Lohbrühe geweicht werden. S. 250 u. a. m. St. werden Erfahrungen angeführt, woraus fich ergeben foll, ob das Hornvieh mit rohen Kartoffeln ohne Gefahr gefüttert werden kann. Noch widerfprechen fich dieffelben aber fo fehr, dafs die Frage unentfchieden geblieben ift. S. 364 u. a. m. St. finden fich Auffätze über die wirthfchaftliche Taxe der Inventarienftücke bey Pachtübergaben. Man hat aber darin den Punct, worauf es doch allein ankömmt, überfehn, dafs eine folche Taxe als nicht vorhanden betrachtet werden mufs, wenn weder in dem Pachtcontracte etwas darüber beftimmt, noch auch bey den vorigen Übergaben defsfallfige Grundfätze feftgefetzt find. S. 364 wird gerathen, da, wo der weifse Kopfkohl nicht gerathen wolle, Wirfing und Sav. ekohl dafür zu bauen, indem diefe Kohlarten ficherer gerathen und nicht weniger ertragen. S. 393 fehr gute Erfahrungen von der Ergiebigkeit der Kühe an Milch und von dem Gehalte der Milch an Butter nach der Verfchiedenheit der Nah-

Digitized by Google

rungsmittel. S. 401. Wetterprophezeihungen für das Jahr vom 1 Oct. 1808 bis dahin 1809, die bis jetzt (den 27 Januar 1809) ziemlich eingetroffen sind. S. 403 ein sehr glaubwürdiges Zeugnifs des Hn. Amtm. *Gülke* zu Remda bey Rudolstadt von der Güte der Brennerey-Einrichtung des Hn. *Schmalz* in holzernen Gefäfsen. S. 420. Dafs Verwalter nicht nach Procenten zu lohnen seyen; weil sie dann nur für die gegenwärtige Erhöhung des Ertrags der Güter gleichgültig gegen die Verschlechterung desselben für die Zukunft sorgen werden. S. 421. Erfahrung von einem schlechten Erfolge der Einimpfung der Schafpocken. Nach unserer Beobachtung ist der gerühmte gute Erfolg oft nur Täuschung, indem die Pocken von selbst aufgehört haben, und das Vieh, das durch die Impfung gerettet seyn soll, sie gar nicht gehabt hat. S. 430 erzählt Hr. *Schw.*, wie ihm das Säen der Linsen vor dem Winter gelungen ist. Sollte dies aber nicht Folge der Gelindigkeit des Winters oder anderer günstiger Umstände gewesen seyn? S. 466 wird gerathen, statt des sogenannten holländischen Klees den gemeinen Wiesenklee künstlich anzubauen. Ein sehr guter Rath, da dieser Klee allerdings eine Abart ist, die sich für unser Klima und unseren Boden besser schickt! *a.*

B O T A N I K.

Berlin, b. Schüppel: D. *Carol. Ludov. Willdenow*, Bot. et Hist. nat. Prof. publ. ordin., *Hortus Berolinensis, sive Icones et Descriptiones plantarum variorum vel minus cognitarum, quae in horto regio botanico Berolinensi excoluntur.* Fascic. III — VI. 1804 — 7. Fol. (16 Thlr. 16 Gr.)

Hr. Prof. *Willdenow* fährt unverdrossen fort, in diesem immer wichtiger werdenden Werke, uns mit manchem seltenem Gewächse bekannter zu machen, wenn gleich sehr zu wünschen wäre, dafs für eines und das andere, schon bekannte, ein anderes seltenes, woran es ihm bey seinem ansehnlichen Vorrathe noch ganz unbekannter Pflanzenarten nicht fehlen kann, gewählt worden wäre, da zumal dieses Werk, bey seinem allmählichen Fortschreiten auch an Kostbarkeit zunehmen mufs. *Fascic. III.* Tab. XXV. *Prenanthes cordata;* neu, aus Pensylvanien. Diese Art wurde ehehin, so wie *Prenanth. rubicunda*, und wahrscheinlich auch *Prenanthes foliis trilobis. Amoen. acad. II. p.* 560. *tab.* 4. *fig.* 23 für eine Spielart der *Pren. alba* gehalten, von der sie nun auch Hr. *W.* mit Recht entfernt gehalten. Tab. XXVI. *Centaurea straminea* ist die *Cent. prolifera Vent.*, die schon im *horto Cels.* Tab. 16 abgebildet worden. In ihrem Vaterlande ist sie *acaulis*, deshalb wird *Cent. glomerata Vahl. symb. II. p.* 94, nun auch von Hn. *W.* (*Spec. Pl. T. III. P. III. p.* 2312) mit Recht hieher gezogen. Tab. XXVII. *Solanum Humboldtii*, aus Südamerika am Rio negro. Unstreitig viel ähnliches mit dem gem. *S. lycopersic. L.* Es unterscheidet sich doch durch viel kürzere Kelchblättchen und kleinere Früchte. Vielleicht die nämliche Art, welche schon *C. Bauhin* unter der Benennung: *Solanum racemosum ceraforum forma, Pin. p.* 167, kannte, und welche *Ruiz* und *Pavon* an der Seeküste von Peru so häufig angetroffen haben? Tab. XXVIII. *Kochia dentata.* Ist auch sonst unter dem Namen: *Kochia atriplicifolia, Sprengel* erst. Nachtr. zu der Beschr. des botan. Gartens zu Halle p. 35. No. 46 bekannt. Vergl. *Roth* N. Beytr. zur Botan. I. n. 3. p. 377. Der Charakter *generis* verdient mit dem von Hn. *Roth* (*Schrader* Journ. f. d. Bot. 1800. p. 307) angegebenen verglichen, und besonders im Bezuge dessen, was Hr. *W.* hier über den *Kelch* angiebt, verbessert zu werden. Tab. XXIX. *Salvia chamaedrys.* Hieher gehört auch *Salvia chamaedryoides. Vahl. Enum. I. n.* 68. *p.* 251, woselbst auch das Hn. *W.* unbekannt gewesene Vaterland dieser Salbey-Art, nämlich Peru, angegeben wird. Tab. XXX. *Lobelia goodenoides.* Hieher gehört als Synonym: *Lobelia pallida. Sprengel Roth* N. Beytr. u. f. w. I. n. 71. p. 165, unter welchem Namen dieses schöne Gewächs daselbst ausführlich beschrieben worden ist. Tab. XXXI. *Ilex Cassine.* Ist die ehemals von dem Vf. unter *Ilex Cassine L.* gebrachte und für eine Spielart derselben geachtete *Ilex angustifolia Aiton*, die jedoch schon von *Walter* und *Michaux* als eine eigene Art unter *Ilex Dahoon* gewürdiget worden. Die *Var. a*, die schon *Miller* unter *Ilex caroliniana* kannte, sey die *Linnéische* Art dieses Namens nicht, obwohl eine eigene Art. Tab. XXXII. *Eupatorium teucrifolium.* Aus Nordamerika. Nun auch von dem Vf. seitdem in seinen *Spec. Pl. T. III. P. III. n.* 13. *p.* 1753 bekannt gemacht. Das *E. pilosum Walt. carol.* 199, welches der Vf. hiebey, doch nur zweifelhaft, anführt, kann kaum mit *E. teucrifol.* vereiniget werden. Die Blätter an jenem sind ungleich schmäler, deutlich gestielt, der Blüthenstand zusammengedrungener, eher als Afterdolde, als für Doldentraube anzuerkennen. Tab. XXXIII. *Chrysanthemum aretioum.* Tab. XXXIV. *Pelargonium inodorum.* Neu. Vom Vorgeb. d. g. H. wahrscheinlich. Ein Sommergewächs. Tab. XXXV. *Trillium pendulum*, aus Pensylvanien. Das ist eine der Spielarten des *Trill. rhomboid. Michaux fl. bor. americ. I. p.* 215, unter welche derselbe auch, wie Hr. *W.* richtig bemerkt hat, das *Trill. erectum L.* sehr inconsequent gebracht hat. Tab. XXXVI. *Ficus venosa.* Aus Ostindien? Vom Vf. nun auch in seinen *Spec. Pl. T. IV. P. II. n.* 16. *p.* 1136 bekannt gemacht, nur mit der Bemerkung, dafs das *Aitonsche* Synonym hinwegfallen müsse. *Fascicul. IV.* Tab. XXXVII. *Pelargonium penicellatum.* Vom Vorgeb. d. g. H. Viel ähnliches mit *P. speciosо*, doch durch eirunde, eingeschnitten-fägzähnigte Blätter, so wie durch ein auch zwey Blüthen tragende Blumenstiele verschieden. Tab. XXXVIII. *Nymphaea advena.* Aus Nordamerika. Schon durch des Vfs. *Spec. Pl. II. n.* 2. *p.* 1152 bekannt. Sie sey doch von der *Aitonschen* Pflanze gleiches Namens verschieden. Tab. XXXIX. *Nymphaea odorata.* Ebendaselbst einheimisch. Tab. XL. *Hemionitis dealbata.* Aus Amerika, am Rio negro. Hr. *W.* zieht hier das *Acrostichum ebenum L.*, jedoch zweifelhaft, an. Indessen

ſagt *Swarz* (*Schrader* Journ. f. d. Bot. 1800. p. 13), unter *A. Calomelanos, hujus junior planta.* Tab. XLI. *Acroſtichum Calomelanos* Linn. Folglich gehöre dieſes *Acroſt. ebenum L.* hieher, unter gedachter Bedingung. Tab. XLII. *Centaurea pubeſcens.* Neu. Das Vaterland unbekannt. Tab. XLIII. *Saxifraga vernalis.* Iſt die *Saxifrag. virginienſis. Michaux fl. am. bor. I. p.* 269 (nicht 261). Tab. XLIV. *Anemone thalictroides L.* Tab. XLV. *Convallaria pubeſcens* Aus Penſylvanien. Neu! Hr. *W.* ſagt: *medium quaſi tenet inter Convall. Polygonat. et multiflorum.* Tab. XLVI. *Hypochoeris hiſpida.* Das Vaterland dieſer zweifelsohne neuen Art iſt noch unbekannt. Hr. *W.* hat die Saamen derſelben unter dem Namen *Leontod. tuberoſum* erhalten. Tab. XLVII. *Leontodon obovatus.* Vom Vf. ſchon in ſeinen *Spec. Pl. III. p.* 1546 bekannt gemacht. Tab. XLVIII. *Borbonia alata.* Neu. Von dem Vorgeb. d. g. H. *Faſcic. V.* Tab. XLIX. *Ricinus viridis.* Aus Oſtindien. Nun auch vom Vf. in ſeinen *Spec. Pl. IV. P. I. n.* 2. *p.* 565 angezeigt, mit der Angabe des *Ricin. ruber. Rumph. amb. IV. tab.* 41 und *Rheed. mal. II. p.* 60. Tab. L. *Cluytia alaternoides Linn.* LI. *Cluytia polygonoides Linn.*, doch mit Ausſchluſs der in den *Spec. Pl. II. p.* 1475 angeführten *Burmän.* und *Plukent. ſynonym.* LII. *Cluytia daphnoides*, iſt auch zugleich *Cluyt. polygonoid. Thunb. prodr.* 13. LIII und LIV. *Heracleum gummiferum.* Neu! Aus Afrika: zweyjährig. Der Vf. traf die Saamen dieſer Pflanze immer unter dem *Gummi ammoniaco* an, die er oft ausgeſäet, ohne daſs einer aufgegangen, bis es ihm endlich glückte, wieder einige wahrzunehmen, die ihm reif zu ſeyn ſchienen, und welche er vorher zwey Tage über an einem temperirten Orte unter Waſſer hielt. Dieſe gingen nun alle nach zwey Jahren auf, und erwuchſen zu der beſchriebenen, und hier auf 2 Kupfertafeln vortrefflich abgebildeten Pflanze. Doch konnte Hr. *W.* weder aus der Wurzel noch aus dem Stamm derſelben ein *Gummi ammoniacum* gewinnen, gleichwohl iſt er geneigt zu glauben, daſs dennoch dieſes Gummi von der genannten Pflanze erhalten werde. LV. *Scrophularia lyrata.* Aus Portugall. Nach ſchon gefertigter Kupfertafel erhielt Hr. *W.* dieſe nämliche Pflanze vom Hn. Prof. *Link* auch unter dem Namen *Scroph. ebulifolia.* Wenn Hr. *W.* hier äuſsert, *valde affinis S. Sambucifoliae:* ſo ſteht Rec. an, der dieſe Pflanze auch zu kennen glaubt, ihm dieſes zuzugeſtehen; gerade dieſe Art würde er hier nicht mit derſelben verwandt achten. LVI. *Scrophularia tanacetifolia.* Neu! Vielleicht aus Nordamerika. LVII. *Scrophularia lucida Linn.* LVIII. *Scrophularia multifida.* Neu. Das Vaterland derſelben iſt noch unbekannt. LIX. *Scrophularia chryſanthemifolia.* Dieſe iſt die von Hn. *W.*, *nicht aber von Linné*, wie irrig behauptet wird, unter *Scrophularia canina L.* angeführte *var. β.* Mit dieſer darf nicht verwechſelt werden eine andere Art, die auch ſonſt bald für *var. β.* der *Scroph. canin. L.*, bald für eine eigene Art ausgegeben wird. LX. *Stachys molliſſima.* Neu. Aus Corfu. Verwandt mit der *St. circinnata.*, von welcher auch die Blühen, um den Vergleich zwiſchen beiden herzuſtellen, nebenan gezeichnet ſind. *Faſcic. VI.* Dieſer *Faſcic.* ſchlieſst zugleich, nach dem bekannten Plane des Vfs., den *erſten* Theil dieſes Werkes; der enthält überdieſs das ganz in Kupfer geſtochene ſchöne Titelblatt, die Vorrede, welche die Geſchichte des königl. Gartens erzählt, und den Grundriſs deſſelben, auf dem wir den Buchſtaben P, welcher, zufolge der beygefügten ichnographiſchen Explication, den *introitum in hortum* anzeigen ſoll, vermiſſen. LXI. *Ribes triflorum.* Neu! Gehört unter die zweyte Abtheil. d. Gatt. *Groſſularia.* Aus Nordamerika. LXII. *Anthemis rigeſcens.* Neu! Dem Vf. iſt das Vaterland derſelben noch unbekannt. LXIII. *Statice ſpathulata. Deſfont.* LXIV. *Aſpalathus hiſpida. Thunb.* Schon von dem Vf. in *ſ. Spec. Pl. III. P. II. n.* 16. *p.* 956 bemerkt. LXV. *Plectranthus paroiflorus.* Wahrſcheinlich aus dem ſüdlichen Amerika, obgleich dem Vf. das Vaterland dieſes ſchönen Gewächſes damals noch unbekannt war. Rec. hat daſſelbe mehrere Jahre gezogen, muſste es aber wegen deſſen Empfindlichkeit ſtets im Glashauſe halten, und hat bemerkt, daſs ſelbiges in der Folge, an dem Ende des Stammes, woſelbſt derſelbe in die Wurzel übergeht, ſo wie an ſeinen unteren Gelenken fleiſchigtſaftige Knollen anſetze, von gleicher Subſtanz deſſelben, und daher bald, wenn dieſes geſchieht, aus Vollſaftigkeit abſterbe. LXVI. *Galium triflorum. Michaux.* LXVII. *Aſter humilis Willd. Spec. Pl. III. P. III. p.* 2038. LXVIII. *Stellaria Arenaria Linn.* LXIX. *Geum intermedium.* Das Vaterland iſt unbekannt. Viel ähnliches mit *G. rivale L.* Der Vf. erinnert, daſs ſelbiges von dem *G. intermedio Ehrh.* verſchieden zu ſeyn ſcheine. LXX. *Helianthus macrophyllus.* Neu. Aus Nordamerika. LXXI. *Caldaſia heterophylla.* Iſt die *Bonplandia geminiflora Cavan.*, und gehört in die *Pentandria Monogyn.* Da jedoch der Vf. bereits eine andere Gattung zur Ehre des Hn. *Bonplands* errichtet hat: ſo erhielt ſolche, auf *Humbolds* Anrathen, den Namen des D. *Joſeph Caldas*, eines noch in Amerika lebenden Botanikers. LXXII. *Viola Sororia.* Neu. Aus Nordamerika.

† †

Neue Auflagen.

Osnabrück, b. Crone: *Die gelehrte Hauswirthin.* Ein Handbuch für Frauenzimmer, welches die ganze Kochkunſt, ſowohl Tafel- Faſten- als Civil-Speiſen, alle Arten Backwerk, Eingemachten, Geraucherten, Liqueurs, Sommer- und Winter-Getränke, Geleen u. ſ. w. in 872 Rubriken umfaſst. Mit einem Anhang vom Kochen, Fleiſs, Sparſamkeit, Ordnung, Trenſchiren und Vorlegen. Von einer Freundin der Kochkunſt. 2te verm. und verb. Aufl. 1808. 355 S. 8. (20 Gr.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 MÄRZ, 1809.

CHEMIE.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Die Chemie in ihrer Anwendung auf Künste und Handwerke* vorgestellt von *J. A. Chaptal*, Mitglied und Schatzmeister des Senats, Grofs-Officier der Ehrenlegion u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Anmerkungen begleitet von *Sigismund Friedrich Hermbstädt*, kön. preuss. geh. Rathe u. s. w. Erster Band, welcher die beiden ersten Theile des Originals enthält. Mit 11 Kupfern. Zweyter Band mit einem Kupfer, welcher den dritten und vierten Theil des Originals enthält. 1808. Zusammen 921 u. XXVII S. Vorbericht. 8. (5 Thlr.)

Dafs die chemischen Kenntnisse ein vorzügliches Licht über Künste, Fabriken und mehrere Handwerke verbreiten, und dafs daraus für solche viel Nutzen und Vortheil zu ziehen sey, ist durch Erfahrung hinlänglich auch unter den Deutschen bestätigt. Deshalb verdient der Gedanke, eine Chemie blofs für Künstler und Handwerker für jetzige Zeit zu entwerfen (*Hoffmann* hatte ihn schon viel früher), alle Aufmerksamkeit, um so mehr, da ihn ein *Chaptal* ausführte, der sich schon bey mehreren Gelegenheiten in der technischen Chemie vortheilhaft ausgezeichnet, und der, wie er in der Vorrede sagt, seit 30 Jahren viele Etablissements eingerichtet, und noch eine viel gröfsere Zahl besucht hatte. Was der Vf. in der Vorrede über Fabrikenanstalt, deren Einrichtung, Verbesserung und Fortgang sagt, verdient in jeder Hinsicht Beherzigung, und Rec. hat diefs mit vielem Vergnügen gelesen. Diefs machte ihn auf das Buch selbst lüstern, indem er darin einen grofsen Schatz von neuen unbekannten Anwendungen der Chemie auf Künste, Fabriken und Handwerke zu finden glaubte, und veranlafste ihn, durch einen genauen Auszug auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Erster Theil. Erster Titel. Von den chemischen Wirkungen. Es werden hier vorzüglich die chemischen Affinitäten erörtert, und dabey auf *Berthollets* Mafsverhältnifs mit Rücksicht genommen. 1 *Cap. Von den natürlichen Ursachen, welche die chemischen Wirkungen modificiren.* 1 *Abschnitt. Von den Modificationen der chemischen Wirkungen, welche durch Cohäsion und die Unauflöslichkeit der Körper veranlafst werden.* Cohäsionsveränderungen, wobey die Affinitäten noch berücksichtigt werden. 2 *Abschn. Von der Modification in den chemischen Wirkungen, welche durch die Elasticität veranlafst werden.* 3 *Abschn. Von der Modification der chemischen Wirkungen, welche von Wärmestoff abhängig sind.* Der Wärmestoff wird vom Vf. als eine eigene Flüssigkeit betrachtet. Er sey der Moderateur der Affinität und Cohäsion; zugleich wird auf die Fälle hingedeutet, wo der Wärmestoff als frey und gebunden betrachtet werden könne. Unzuverlässigkeit der Meinungen über die gleichförmige Ausdehnung der Gasarten bey gleichen Temperaturen. 4 *Abschn. Von den durch die Wirkung des Lichtstoffes veranlafsten Modificationen.* Der Lichtstoff wird vom Vf. ebenfalls als ein eigenthümliches Fluidum betrachtet. Es heifst hievon S. 21: „Betrachtet man den Einflufs des Lichts auf die chemischen Wirkungen: so erkennt man, dafs viele Verbindungen von ihm abhangig sind, dafs solches Zerlegungen veranlafst, und dafs dasselbe in sehr vielen Fällen bald entfernt, bald eingesaugt wird, je nachdem seine Affinitäten dieses zulassen.“ Beym Reiben vieler Körper werde erst Wärme, und dann Licht hervorgebracht; man könne daher den Grundsatz festsetzen, dafs in allen denjenigen Operationen, welche Wärme produciren, durch eine Beschleunigung derselben auch Licht hervorgebracht werde; ja in allen Fällen, wo eine Entwickelung der Wärme Statt finde, müsse auch eine Production des Lichts geschehen, welches wir aber bey einer langsamen Entwickelung nicht bemerken. Es scheine, dafs alle Körper, wenn man sie mit Lichtstoff sättige, roth oder leuchtend werden. Übrigens sey die Existenz des Lichtstoffes von der Wärme unzertrennlich; denn die Wirkung der Wärme producire allezeit Licht. Der Wärme- und Licht-Stoff concurriren beständig mit einander, verwirren sich auch wohl in vielen Fällen mit einander, und scheinen dann identisch zu seyn; doch scheine der Wärmestoff leichter als der Lichtstoff absorbirt zu werden. 5 *Abschn. Von den Modificationen, welche von der chemischen Wirkung abhängig sind, die durch den Druck der Atmosphäre veranlafst werden.* Aufser den bekannten Wirkungen des Drucks der Luft werden noch die kleinsten Theilchen der Körper dadurch einander genähert und ihre Affinität vermehrt. *Biot's* Erfahrung, dafs eine verhältnifsmäfsige Menge Sauerstoff- und Wasserstoffgas, stark zusammengepresst, Wasser gebe. 6 *Abschn. Von den Modificationen der chemischen Wirkungen, welche durch die Lebenskraft veranlafst werden.* (Nichts unbekanntes, und hätte hier ganz wegbleiben können). 2 *Cap. Von den Mitteln, deren sich der Chemiker bedient, um die kleinen Wassertheilchen der Körper zur chemischen Wirkung vorzubereiten.* Es gehören hieher

Digitized by Google

die mechanischen Operationen, Lösung, Kryſtallisation und die Wärme als Vorbereitungsmittel zur chemischen Wirkung. *Anwendung der Wärme* mittelſt der Ofen, *dem Brennglaſe und dem Blaſerohr in zwey Abtheilungen.* Allgemeine Grundſätze über die Zuſammenſetzung der Öfen, über die Wahl und Anwendung der Brennmaterialien und über die Wirkung der Luft in den Öfen. (Den Torf hat man nicht bloſs deſshalb zu verkohlen verſucht, um ihm den unangenehmen Geruch zu entziehen, und ſeinen Transport weniger koſtbar zu machen, ſondern ihn als Schmelzmittel, wie andere Kohlen, brauchen zu können). Vergleichung der Wirkung der Koaks, Steinkohlen, Eichenholzkohlen und des Eichenholzes. Über die Anwendung des Brennglaſes ſehr kurz, etwas länger aber verweilt der Vf. beym Gebrauch des Lothrohrs ohne und mit Sauerſtoffgas. In einigen folgenden *Abtheilungen* und *Abſchnitten* von den Schmelzöfen, Öfen mit Blaſebälgen oder mit gezwungenem Luftzügen, Windöfen mit freyen Luftzügen und Abdampfungsöfen. Zugleich von den Häfen, Schmelztiegeln und dem Gebrauch der Waſſertrommel. Von der Abdampfung ſowohl im Groſsen bey Fabrikanſtalten als auch bey kleinen Experimenten. Bey kleinen Verſuchen geben abgeſchnittene Kolben oder Recipienten die beſten Abrauchſchalen. Das Abſchneiden oder Auseinanderſchneiden könne am beſten mit einem glühenden Eiſen geſchehen, womit man um den Recipienten hinfährt, nachdem man ihn an der Stelle, wo man ihn abzuſchneiden gedenkt, mit einem Faden umgürtet hat, den man mit einem Kütt aus Thon und Haaren befeſtiget. Am zweckmäſsigſten ſey es, den Recipienten nach der Richtung des Halſes hin zu ſpalten, wo man zwey gleich groſse Abrauchſchalen zugleich mit Ausgüſſen erhalte. Die Kanten dieſer Schalen, welche die Hände verletzen, und zum Zerſpringen Gelegenheit geben, ſeyen leicht vor einer Glaslampe abzurunden. 7 *Abſchn. Anwendung der vorhergegangenen Grundſätze auf die Deſtillationsöfen.* Zum Beſchlagen der Retoeten wird fetter Thon mit Pferdemiſt zu einem Teige angeknetet, empfohlen; der Pferdemiſt enthalte einen ſchleimigen Saft, der in der Hitze erhärte. Bey der Deſtillation aus der Blaſe, z. B. bey der Brantweindeſtillation, wird auf eine Art Woulfiſchen Apparats aufmerkſam gemacht, der allerdings bey zweckmäſsiger Einrichtung vortheilhaft ſeyn kann. Der Apparat beſteht in einem Keſſel, der mit einem Rohre verſehen iſt, welches in ein zweytes Gefäſs führt. Dieſs iſt wieder vermittelſt eines Rohres mit einem dritten verbunden, und von da werden die Dämpfe in die Schlangenröhre zur Abkühlung geführt. Der Keſſel ſowohl, als die übrigen Geräthe, werden mit der zu deſtillirenden Maſſe gefüllt, und ſo werden die Flüſſigkeiten in den verſchiedenen Geräthen durch die übertretenden Dämpfe ſo erhitzt, dafs der Geiſt überdeſtilliren kann. Reiner werde der Geiſt, wenn man in den Keſſel bloſs Waſſer, und in die übrigen Geräthe die zu deſtillirende Flüſſigkeit bringe. Man ſoll hiedurch nicht nur Feuermaterial erſparen, ſondern auch mehr und einen reineren Geiſt erhalten. Der 8 *Abſchn.* zeigt die Reſultate der Wirkung des Wärmeſtoffs bey verſchiedenen Graden auf mehrere einfachere und zuſammengeſetzte mineraliſche Körper in zwey Tabellen; Erfahrungen von *Lavoiſier, Guyton, Ehrman Geyer, Darcet, Sauſſure* u. ſ. w.

II *Theil. Von den Körpern, auf welche ſich eine chemiſche Wirkung äuſsert.* 1 *Cap. Von den gasartigen Flüſſigkeiten.* In *einigen Abſchnitten* von der Bereitung des Sauerſtoffgaſes, den Veränderungen, welche die Luft bey der Reſpiration erfährt, von den Wirkungen der Luft bey der Reſpiration und von dem Stickgaſe. Läſst man Ammoniumgas in eine mit oxygenirtem falzſaurem Gas über Queckſilber geſtülpte Glocke: ſo bemerke man eine lebhafte Flamme; der Reſt ſey Salzſäure und reines Stickgas. Eben ſo, wenn man oxygenirte Salzſäure in liquides Ammonium leite. Von dem Waſſerſtoffgaſe. 2 *Cap. Von dem mineraliſchen Theile unſeres Planeten. Erſter bis zwölfter Artikel* von der Kieſel- Alaun- Zirkon- Glycin- Ytter- Talk- Kalk- Baryt- und Strontian-Erde, Kali und Natrum. Baryt, Strontianerde und Kalk, wie es auch ſchon in deutſchen Handbüchern geſchehen iſt, werden den kalifchen Subſtanzen beygezählt. Am reinſten erhalte man die Thonerde durch Ammonium aus dem Alaun. Die Barytерde käme nach *Vauquelin* durchs Behandeln des ſalpeterſauren Baryts im Feuer, wobey Sauerſtoffgas und Stickgas entweichen, am reinſten zum Vorſchein. *Welther* probiere die Güte der Pottaſche dadurch, dafs er ein Mafs voll von der aufgelöſten Pottaſche in ein Glas ſchüttet und dazu ein ähnliches Glas verdünnter Schwefelſäure, die aber immer von gleicher Stärke angewendet werden müſſe. Man rühre alles um, und verſuche, ob die Flüſſigkeit die Lakmustinktur röthe. Röthe ſie ſolche nicht: ſo gieſse man noch ein Mafs hinzu, und wiederhole die Probe. Röthe es noch nicht: ſo werde noch ein Mafs hinzugegoſſen und damit fortgefahren, bis die Flüſſigkeit die Lakmustinktur röthe. Je mehr von der Schwefelſaure nöthig ſey, deſto beſſer ſey die Pottaſche. Die Löſung der Pottaſche bewirke *Welther* dadurch, dafs er ſolche in einem eiſernen durchlöcherten Gerath über dem Waſſer ſchwebend erhalte. *Kennedy* fand bey der Analyſe der Baſalte, auf denen das Schloſs zu Edinburg ſteht, Natron. Die Scheidungen des Natrons aus dem Kochſalze und aus dem ſchwefelſauren Natron ſind unter den Deutſchen ſchon hinlänglich bekannt. Der 2. *Abſchnitt* dieſes Cap. zählt die verſchiedenen Metalle ihren vorzüglichſten Eigenſchaften nach auf. Beym Platin ſind jetzt 8—9 verſchiedene Metalle vorgefunden worden. Bey der Schrotbereitung werde dem Bley Arſenik zugeſetzt (die deutſchen Schrotgieſser ſetzen etwas Operment zu). *III C. Von einigen vorzüglich verbrennlichen Subſtanzen.* 1 *Abſchn. Von den einfachen verbrennlichen Subſtanzen*, als *Schwefel, Phosphor* und *Kohlenſtoff.* Im J. 1778, da man in Paris unter den Boulevards des Thores St. Antoine grub, fand man in den Fundamenten der Bruſtwehren beträchtliche Quantitäten

Digitized by Google

Schwefel. 2 *Abſchn. Von den zuſammengeſetzten verbrennlichen Subſtanzen.* Von den fixen und flüchtigen Ölen, Kampher, Caoutchouc oder elaſtiſchen Harz. Von den Erdharzen, Steinkohlen, Bernſtein, Gajat. (Nicht *Trommsdorf*, ſondern *Kind* machte die Bereitung des künſtlichen Kamphers vermittelſt des Terpentinöls durch gasartige Salzſäure zuerſt bekannt.) Wie in Bordeaux der Thee bereitet werde; das Verfahren lehrt nichts beſonderes. 4 *Cap. Von einigen zuſammengeſetzten Subſtanzen, die aus dem Pflanzen- und Thier-Reich gezogen werden*, als Pflanzenſäfte durch Extraction mit Waſſer, durch Einſchneiden (Balſamharze, Schleimharze). Zucker, Schleim, Salzmehl und Gallerte, Bouillontafeln, Tiſchlerleim, flandriſcher Leim und Mundleim. Zum Mundleim weiche man den feinſten Tiſchlerleim mit kaltem Waſſer ein. Von dem dadurch aufgequollenen Leim gieſse man das Waſſer ab, laſſe ihn über dem Feuer ſchmelzen, und thue die Hälfte ſeines Gewichts geſtoſsenen Zucker hinzu, deſſen Auflöſung durch ein beſtändiges Bewegen befordert werde. Dieſe Zuſammenſetzung gieſse man auf ein Stück mit gutem Olivenol beſtrichenes Marmors, und laſſe den Leim kalt und feſt werden. Man dehne ihn dann auf einer zuſammengelegten Serviette aus, bedecke ihn mit einer anderen Serviette und beſchwere es mit einem Brete. Die Serviette wird erwärmt und das Preſſen erneuert. Hierauf ſchneide man den Leim in Tafeln, und laſſe ihn abtrocknen. Leim aus Kalberfüſsen und Handſchuhleder. Fiſchleim. Er werde aus den Schwimmblaſen des Stors bereitet. Man thue die friſchen Blaſen in Waſſer, wende ſie um, und ſchneide ſie der Länge nach in Streifen, welche auf groſsen Baumblättern zum Trocknen ausgelegt werden. Denn mache man das erſte Häutchen davon los, und reibe ſie, um ſie von der Epidermis zu befreyen. Hierauf rolle man die weiſsen und glänzenden Häute zuſammen, und laſſe ſie abtrocknen. Von *dem Gerbeſtoff.*

III Theil. 5 *Cap. Von den Säuren.* In 15 *Abſchnitten.* Braunſteinoxyd mit Schwefel in Kugeln zuſammengeknetet, gab bey der Verbrennung bloſs ſchweflichte Säure. Bey der oxygenirten Salzſäure von dem Bleichen der Baumwolle, des Flachſes, Hanfes, Reinigen der Kupferſtiche und Bücher, Zerſetzung der Kerkerluft u. ſ. w. Der Wein enthalte freye Apfelſaure. Die Bedingungen zur Eſſigentſtehung beſtehe in einer zweckmäſsigen Menge vegeto-animaliſcher Subſtanz, vorhandenem geiſtigem Stoff, Berührung der Luft in einem anhaltenden Grad der Wärme 18—20° R., in einem ſauren Ferment und leichter Bewegung. (Bloſs Weingeiſt und Waſſer gaben bey einer zweckmäſsigen Temperatur, ob gleich nicht alle dieſe Bedingungen bey einander ſind, Eſſig.) Brenzliche Säuren durch Deſtillation vegetabiliſcher und animaliſcher Subſtanz (hat man ſchon durch Deſtillation animaliſcher Subſtanzen, die Fettigkeiten ausgenommen, Säuren erhalten?) ſeyen vorzüglich zur Schwarzbeize brauchbar. Die Sauerkleeſaure diene in den Druckereyen vorzüglich, um den Beizgrund wegzunehmen. *Von der Vermiſchung und Verbindung der Körper unter einander.* 1 *Cap. Von der Vermiſchung der Gasarten unter ſich. Von der Vermiſchung des Sauerſtoffgaſes mit dem Stickgaſe* (atmoſphäriſche Luft). Eudiometer. Bey der Anwendung des Salpetergaſes habe *Berthollet* gegen *Humbold* bewieſen, daſs das beym Gebrauch des ſchwefelſauren Eiſens erſcheinende Stickgas erſt bey der Einwirkung entſtehe. Durch Sauerſtoffgas und Stickgas könne man keine atmoſphäriſche Luft durch Kunſt zuſammenſetzen. 2 *Cap. Von der Verbindung und Miſchung der Erden unter einander.* In Beziehung auf die Vegetation (ſehr oberflächlich), auf die Töpferarbeit, und auf die Bereitung des Glaſes. In 5 *Artikeln.* Von der Fabrication der Schmelz- oder Glas-Hafen, Wahl der Materialien zur Compoſition des Glaſes, vom Glasſchmelzen, von der Bereitung des Glaſes, und von dem nöthigen Brennmaterial. (Nichts unbekannt.) 3 *Cap. Von den Verbindungen der Metalle, oder von den Metallverſetzungen.* 4 *Cap. Von der Scheidung der Metalle.* Durch Sauren, durch Oxydation, durch andere Metalle, durch die verſchiedenen Grade ihrer Schmelzbarkeit, und durch Sublimation. 5 *Cap. Von der Verbindung des Sauerſtoffs mit den Metallen oder den Metalloxyden.* In 16 *Abſchnitten* von dem *Arſenikoxyd* und der *Arſenikſäure*, dem *Kobaltoxyd* (Saflor, blaue Stärke, Schmalte), dem *Wiſsmuthoxyd* (weiſse Schminke, Perlweiſs), dem *Zinkoxyd*, dem *Spieſsglanzoxyd* (Spieſsglanz, Glas, Spieſsglanzblumen), dem *Braunſteinoxyd* (Glasſeife, braunes und weiſses Oxyd deſſelben), den *Bleyoxyden* (graues Oxyd, Maſſicat, Mennig, Glatte), *Eiſenoxyd* (Eiſenmohr, Eiſenſafran, Colcothar, Braunroth), den *Kupferoxyden* (Kupferhammerſchlag, Bergblau, Grünſpan), den *Queckſilberoxyden* (Queckſilbermohr, rother Queckſilberpräcipitat), den *Silberoxyden* (Knallſilber), den *Goldoxyden* (Knallgold, Purpur des Caſſius), dem *Tungſteinoxyde* (Tungſteinſaure), dem *Molybdänoxyde* (Molybdänſaure). *Thenard's* Kobaltcompoſition um das Ultramarin zu erſetzen: 3 Theile durch Ammonium aus dem Alaun niedergeſchlagener Thonerde werden mit einem Theil phosphorſauren Kobalt vermengt und eine halbe Stunde lang geglühet; den phosphorſauren Kobalt erhalte man durch gegenſeitige Affinität vermittelſt ſalpeterſauren Kobalts und phosphorſauren Natrons. Die Eigenſchaft des Wiſsmuthoxyds, die Haare zu ſchwarzen, liege nach *Hermbſtädt* in dem Schwefelwaſſerſtoff als Beſtandtheil der Haare. Das durch Salpeterſäure bereitete Queckſilberoxyd erſcheine mit einer vortrefflichen rothen Farbe, wenn man nach ſeiner erſten Entſtehung nochmals Salpeterſäure darüber gieſse, und ſolche durch Erhitzung davon abdeſtillire. (Iſt das ätzende ſalzſaure Queckſilberoxyd oxydirtſalzſaures Queckſilber?) (Die knallende Eigenſchaft des Knallſilbers bemerkte zuerſt *Kunkel.*) (*Lentins* vorzüglichere Art, den mineraliſchen Purpur zu bereiten, fehlt hier.) 6 *Cap. Von der Verbindung des Sauerſtoffs mit dem Waſſerſtoff* (Waſſer). 7 *Cap. Von den Verbindungen des Schwefels.* Verbindungen mit den Alkalien, Erden

Digitized by Google

und Metallen. Mit Urin abgeriebener Zinnober soll eine vorzüglich schöne Farbe erhalten. Auch habe *Payssé* wahrgenommen, dass, wenn man den holländischen Zinnober unter Wasser vor den Lichtstrahlen schütze, und von Zeit zu Zeit mit einer Glasrohre umrühre, man eine Farbe von grosser Schönheit erhalte. *Woulf's* Verfahren, Musivgold darzustellen; auch habe *Boullion* ohne Quecksilber ein gutes Musivgold erhalten. Acht Unzen salzsaures Zinn werden durch kohlenstoffsaures Natrum gefällt, und mit 4 Unzen Schwefel behandelt; es gab ein schönes Musivgold, welches aber die Elektrisirmaschine nicht belebte. 8 *Cap. Von den Verbindungen des Wasserstoffs.* Seine Verbindung mit dem Stickstoff (*Ammonium*). Seine Verbindung mit dem Schwefel, dem Phosphor und der Kohle.

IV Theil. 9 *Cap. Von der Verbindung der Schwefelsäure.* In 8 *Abschnitten* von der Verbindung der Schwefelsäure mit dem Kali, Natron, Kalkerde, Talkerde, Alaunerde oder Thonerde, Eisen, Kupfer und Zink. Die natürliche Entstehung der schwefelsauren Kalkerde oder des Gypses wird, wie es auch sehr wahrscheinlich ist, von der Verwitterung der Schwefelkiese abgeleitet. (Nicht immer geben Schwefelkiese zur Entstehung der schwefelsauren Talkerde Gelegenheit; sie wittert hie und da an Gebirgen aus, wo man keine Spur von Schwefelkies findet.) 100 Theile Thon, 50 Th. salpetersaures Kali und 50 Th. Schwefelsäure zu 40 Graden, werden aus einer Retorte destillirt. Man erhalte Salpetersäure, und der Rückstand gebe Alaun von der ersten Qualität. Aufser dem rothen und grünen Eisenoxyd habe *Thenard* noch ein weisses gefunden. In den französischen Fabriken tauche man das Kupfer, welches man vitriolisiren will, in Wasser, und überziehe die nasse Oberfläche mit einer Lage gepülvertes Schwefels. Man bringe dann die Kupferplatten in einen bis zum Rothglühen geheizten Ofen, und nehme sie noch warm wieder heraus, um sie in einen mit Wasser gefüllten Kessel zu tauchen. Dieselbe Operation werde so lange wiederholt, bis das Kupfer völlig in Vitriol umgewandelt ist. 10 *Cap. Von der Verbindung der Salpetersäure* mit dem Kali; Entstehung des Salpeters und Bereitung des Schiefspulvers. Alles schon aus der eigenen Abhandlung des Vfs. über diesen Gegenstand bekannt. 11 *Cap. Von der Verbindung der Salzsäure.* Darstellung des Kochsalzes, Salmiaks, salzsauren Zinns, und ätzenden und versüfsten Sublimats. Bey der Bereitung des Salmiaks, soll vorzüglich durch das kohlenstoffsaure Ammonium Gyps zersetzt, und das dadurch entstehende schwefelsaure Ammonium wieder durch Kochsalz zersetzt werden. *Hermbst.* ist die Zersetzung des Gypses durch Ammonium nicht nach Wunsch gelungen. 12 *Cap. Von den Verbindungen der oxygenirten Salzsäure mit Kali.* 13 *Cap. Von den Verbindungen der Weinsteinsäure.* Säuerlich weinsaures Kali. (Bey der Reinigung desselben fehlt die Anwendung der Kohle.) 14 *Cap. Von den Verbindungen der Essigsäure.* Verbindung des Essigs mit dem Bley- und Kupfer-Oxyd. Bleyzucker- und Grünspan-Bereitung. 15 *Cap. Von den Verbindungen der Sauerkleesäure.* Sauerkleesalz. 16 *Cap. Von den Verbindungen der Boraxsäure.* Borax. Holländischer und chinesischer Borax sey nur in Ansehung der Reinheit verschieden, und komme aus einer Fabrik. 17 *Cap. Von den Verbindungen der Blausäure.* Berlinerblau. 18 *Cap. Von den Verbindungen der Gallussäure.* Dinte. Tabellarische Übersicht über die beste Zusammensetzung der Dinte. 19 *Cap. Von den Verbindungen der Kohlensäure mit dem Bley.* (Schieferweifs, Bleyweifs). Aufser dem gewöhnlichen Verfahren, das Bleyweifs durch Essigdämpfe zu bereiten, giebt der Vf. noch ein anderes aus Glätte an. 100 Theile salzsaures Natrum werden in 4 Th. Wasser aufgelöst, damit 400 Theile gemahlene Glätte zu einem Teige angerieben. Nachdem es weifs geworden, wird das Natron durch Auslaugen davon geschieden, und dasselbe dann mit verdünnter Schwefelsäure behandelt. Von dem entstandenen schwefelsauren Bley soll damit die Schwefelsäure durch Kali oder Natron geschieden werden. 20 *Cap. Von der Verbindung des Gerbestoffs.* Vorzüglich seine Verbindung mit der Gallerte und Anwendung davon auf die Gerberey. Behandlung der Häute von dem Waschen bis zum Einlegen in die Lohe. 21 *Cap. Von den Verbindungen der Alkalien. In sechs Artikeln* von den Materialien zur Seife, ihre Bereitung und Gebrauch. (Alles bekannt.) — 22 *Cap. Von den Verbindungen des Alkohols.* Weingeistfirnisse. 23 *Cap. Von der Verbindung der festen austrocknenden Öle;* vorzüglich mit den Harzen (fetter Firnifs). 24 *Cap. Von den Farbestoffen* (Färbekunst). *In* 10 *Abschnitten.* Von den Farbestoffen, Beizen, von der Natur der Zeuge, von der Vorbereitung der Zeuge. *Von der Vorbereitung des Farbestoffs,* durch Wasser, Alkalien, Säuren, Öle. Von Bereitung der erdigen und metallischen Beizen. Vom Färben der Zeuge. Von zusammengesetzten Farben. Kunst, die Farben zu schönen, zu bleichen und lebhaft zu machen. 25 *Cap. Von der Gährung.* Sehr mager.

Rec. hält nun zwar dieses Buch für ein gutes Handbuch der Chemie, welches auch den Gewerbe treibenden Landsleuten des Vfs. sehr willkommen seyn kann, kann aber nicht bergen, dass es ihn in Beziehung auf Künste, Fabriken und Handwerke für Deutschland nicht befriedigt hat. Es fehlt uns nicht an eigenen Handbüchern, und selbst Hr. *Hermbstädt* ist bisher schon ernstlich bemühet gewesen, uns für mehrere Zweige der Technik mit eigenen Lehrbüchern zu beschenken, deren wir gewifs noch mehrere von ihm zu erwarten haben. Aus dem hier gelieferten Auszuge wird es sich daher leicht beurtheilen lassen, ob blofs wahres Bedürfniss für den deutschen Künstler, Fabricanten und Handwerker, oder andere Rücksichten diese Übersetzung veranlafst haben.

M.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 MÄRZ, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WINTERTHUR, in der Steiner'schen Buchhandlung: *Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts und der allgemeinen Staatsklugheit nach den Gesetzen der Natur*, von *Carl Ludwig von Haller*, (Prof. der Staatskunde und Geschichte an der Akademie zu Bern.) 1808. XXIV und 305 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wir haben dieses Buch mit Vergnügen gelesen, und nicht ohne mannichfaltige Belehrung. Es zeugt von Gelehrsamkeit in der Historie und von Beobachtungsgeist. Aber in den Grundideen scheint uns ein grosser Irrthum zu liegen. Die ganze Ansicht ist — der Verfasser mag so stark dagegen protestiren wie er will — aus der Geschichte hervorgegangen, und lässt sich darum hin und wieder, scheinbar genug, aus der Gaschichte beweisen und durch sie belegen. So lange man daher blofs die Vergangenheit im Auge behält, wie sie war, und die Gegenwart, wie sie ist, mit ihr vergleicht, findet man viel Vortreffliches. Aber anders wird die Sache, wenn man auch die Zukunft bedenkt, und den eigentlichen Geist in den rechtlichen Verbindungen vergangener und gegenwärtiger Zeit zu erfassen sucht. Denn von einer lebendigen Natur, die in sich selbst arbeitet, und von einem allgemeinen Menschengeist hat der Vf. keine Idee; ja, nicht einmal vom Recht scheint er uns einen klaren Begriff zu haben. Uns kommt vor, als seyen Kenntnifs schöner Zeiten in der Vergangenheit und Ermüdung über die traurige Gegenwart die beiden Factoren dieses Werkes, wobey aber der Geist fehlt, der beide, Vergangenheit und Gegenwart, zu durchdringen vermocht hatte. Daher ist es denn möglich, dafs Hr. *v. H.* das Unglück dieser letzten Zeit den Philosophen zuschreiben kann, ohne zu begreifen, dafs diese ja aus der Zeit hervorgingen, und zu der Zeit gehörten! Doch wir sind es der Gelehrsamkeit des Verfassers, wir sind es seinem Ernst, seiner Polemik, wir sind es der Wichtigkeit des Gegenstandes, wir sind es dem Zeitalter, welchem Untersuchungen dieser Art in mehr als einer Rücksicht von dem gröfsten Interesse seyn müssen — wir sind es diesem allen schuldig, weitläuftiger Rechenschaft zu geben von diesem Buche, und es genauer zu prüfen. Wie Hr. *v. H.* „nicht gegen die irrenden Menschen, sondern nur gegen ihre falschen Lehren," streitet: so wollen auch wir nicht gegen ihn, sondern gegen seine Meinung sprechen, und wir hoffen dieſs strenger zu erfüllen, als er gethan hat. Wir werden nicht mit Erbitterung reden, und uns solcher Worte, wie *absurd*, *faseln*, und vieler anderer, diesen ähnlich, die wir bey ihm finden, gänzlich enthalten. Wir haben ja nicht die Absicht, fremde Irrthümer zu vertheidigen, noch fühlen wir uns durch seine Polemik angegriffen!

In der *Einleitung* wird zuerst bemerkt, dafs, so weit Geschichte und Erdkunde reichen, überall gesellschaftliche Verhältnisse von Herrschenden und Untergebenen angetroffen würden. „Wie sind diese Verhaltnisse von Herrschaft auf der einen Seite, und von Abhängigkeit oder Dienstbarkeit auf der anderen entstanden? Wie können sie *rechtmäfsig* entstehen, da doch jeder Mensch, *als solcher*, dem anderen gleich ist, und wenn man von allen übrigen Verschiedenheiten, Bedürfnissen und Verträgen absehen will, noch heut zu Tage Keiner das Recht hat, dem freyen Willen des Anderen zu nöthigen?" Die Beantwortung dieser Frage macht die Wissenschaft, welche Hr. *v. H. allgemeine Staatenkunde* nennt, und aus welcher er das *allgemeine Staatsrecht*, oder die Lehre von den Rechten und Verbindlichkeiten zwischen Herrschenden und Untergebenen, und die *höhere Staatsklugheit*, die er in seinem Sinn sehr passend die *Makrobiotik der Staaten* nennt, herleitet. Die drey Wissenschaften können übrigens nicht getrennt werden, jede setze die andere voraus. Die Allgemeinheit der Staaten hätte beweisen sollen, dafs sie ihren Grund *in allgemeinen und nothwendigen Gesetzen der Natur* haben müfsten; aber die Speculation habe sie dennoch immer *nur* aus der Vernunft *oder* der Willkühr der Menschen, und zwar aus dem freyen Gesammtwillen aller Untergebenen herzuleiten gesucht. — Wer wird hier nicht schon an dem philosophischen Geist des Vfs. irre, und wer wird folglich dessen Widerwillen gegen die Philosophie nicht begreiflich finden? Die allgemeinen und nothwendigen Gesetze der Natur werden der Vernunft entgegengesetzt, und diese jenen nachgestellt! Die Vernunft wird der Willkühr, und diese dem freyen Gesammtwillen gleichgesetzt! Und war nicht vorher gesagt, dafs Keiner das Recht habe, den freyen Willen des Anderen (der sonach doch anerkannt wird) zu nöthigen? Nun sollen die Staaten durch nothwendige Gesetze, ohne den freyen Willen der Menschen, entstanden seyn: folgt daraus nicht, dafs sie *unrechtmäfsig* sind? Im Übrigen ist es wohl nicht wahr, dafs man das Staatsverhältnifs nur aus dem Gesammt-

Digitized by Google

willen *aller Untergebenen* hergeleitet habe. Dieſs ſcheint uns ein eingeſchwärzter Zuſatz. Denn *Untergebene* giebt es nur in Beziehung auf die Herrſchenden; alſo nur erſt *innerhalb* des Staats; folglich kann wohl kein Philoſoph den Staat ſelbſt durch die Untergebenen gebildet haben. „Den Beweis der inneren Falſchheit und Unmöglichkeit der ganzen philoſophiſchen Staats-Theorie" (dieſer aufgeſtellten Staats-Theorie), auf welchen Hr. *v. H.* gewaltig viel hält, führt er auf folgende Art. Die Meinung, dafs die Menſchen durch einen Vereinigungs- und Unterwerfungs-Vertrag (*pactum unionis et ſubjectionis*) Staaten errichtet hätten, um das Recht oder den Frieden zwiſchen Allen zu handhaben, widerſpreche nicht nur der Geſchichte aller Zeiten und Völker, ſondern ſie beruhe auf willkührlichen falſchen Hypotheſen. Denn einmal ſey es falſch und unmöglich, dafs die Menſchen je zerſtreuet und aufser aller Geſellſchaft gelebt hätten: eheliche Verbindungen, Verbindungen zwiſchen Ältern und Kindern, zwiſchen Menſchen von ungleichen Kräften, müſsten immer Statt gefunden haben. Zweytens ſey es falſch, dafs in dieſen natürlichen Geſellſchaften keine Sicherheit exiſtirt habe. Denn die Menſchen ſeyen von Natur gutmüthig und haben moral. Gefühl; wenn man ſich nur klug betrage, Widerſtand leiſte, Andere um Hülfe anrufe: ſo habe es mit der Unſicherheit nichts zu bedeuten; am Ende ſey ja der Erdboden groſs genug, und man könne auswandern oder entfliehen. Gewifs eine herrliche, wünſchenswerthe Sicherheit! Und doch wird etwas ſpäter noch hinzugefügt, dafs eine durch einen bürgerlichen Vertrag geſtiftete Rechtsgenoſſenſchaft und die von ihr geſchaffene Staatsgewalt keine gröſsere Sicherheit zu bewirken vermöge, als in den natürlichen Geſellſchaften Statt finde: denn die übertragene Gewalt könne gemiſsbraucht werden. Drittens wäre *die Stiftung* des bürgerlichen Vertrags mit unüberwindlichen Schwierigkeiten und gewaltſamen *Rechtsverletzungen* begleitet geweſen. (Nach Hn. *v. H.* exiſtirten alſo ſchon Rechte *vor* dem bürgerlichen Vertrag; daher iſt es nicht zu verwundern, dafs er ſchon vorher Freye und Unfreye annimmt.) Und dieſs iſt nun der ganze Beweis, mit welchem der Vf. die philoſophiſche Staatstheorie vernichtet zu haben glaubt, und nach welchem er ſich zu dem kecken Ausſpruch berechtiget fühlt, „dafs *demnach* das philoſophiſche Staatsſyſtem in allen ſeinen Vorausſetzungen falſch und ſelbſt als Idee betrachtet (als ob ein philoſophiſches Syſtem auch noch etwas anderes wäre!) *abſurd* und vernunftwidrig ſey." Aus dieſer Argumentation iſt klar, dafs Hr. *v. H.* im Grunde nur leugnet, die Staaten, die bis jetzo in der Welt exiſtirt haben oder noch exiſtiren, ſeyen durch einen förmlichen und auf einmal abgeſchloſſenen bürgerlichen Vergleich entſtanden. Aber wird denn das behauptet? Die Frage iſt ja nicht, wie gegebene Staaten factiſch entſtanden ſeyn mögen (das geht den Philoſophen nichts an, das hat die Geſchichte zu berichten, wenn ſie es vermag), ſondern die Rede iſt davon: wie der Staat angeſehen werden muſs als *Rechts*geſellſchaft, oder wie und wodurch Rechte und Pflichten im Staate entſtehen können? Schon der Umſtand, dafs diejenigen, welche einen bürgerlichen Vertrag zur Begründung alles Rechts im Staate annehmen, nicht einig darüber ſind, wer dieſen Vertrag ſchlieſsen ſoll, hätte Hn. *v. H.* doch auf andere Gedanken bringen ſollen. Denn wenn von einem Factum die Rede geweſen wäre: ſo hätten die Abweichenden ja mit hiſtoriſchen Gründen für ſich kämpfen müſſen. Oder iſt es möglich, dafs Hr. *v. H.* ſolchen Männern, wie er nahmhaft macht, die Abſurdität zutrauen kann, ſie wüſsten nicht, ein Factum müſſe durch Zeugen und nicht durch Räſonnement bewieſen werden?

Nach dieſem Beweiſe tritt nun der Vf. mit ſeiner eigenen Theorie näher. Zuerſt zeigt er, dafs alle geſelligen Verhältniſſe einen natürlichen Urſprung hätten — eine Behauptung, die in unſerem wunderloſen Zeitalter ſchwerlich Widerſpruch finden wird. Aber der Stand der Natur, der, wie vortrefflich bemerkt wird, niemals aufgehört habe, faſſe geſellſchaftliche Verhältniſſe von Herrſchaft auf der einen, und von Dienſtbarkeit auf der anderen Seite in ſich: ſo herrſche der Vater, der Hausherr, der Anführer, der Lehrer, der Grundbeſitzer. Keiner von dieſen Herrſchenden habe ſeine Gewalt *durch* die Untergebenen erhalten, keiner von dieſen ſeine Freyheit oder irgend ein früheres Recht aufgeopfert. Dieſe Behauptung iſt eben ſo falſch, als es falſch iſt, „dafs der Obere immer *vor* dem Unteren exiſtire." Dagegen wollen wir gern die Behauptung zugeben, „dafs ſich die Unteren dem Oberen durch *einzelne* förmliche oder *ſtillſchweigende* Dienſtverträge anſchlieſsen." Wenn aber dieſes die Meinung des Vfs. iſt: ſo iſt offenbar, dafs er mit ſeiner Theorie bey weitem nicht ſo ſehr von der ſ. g. und tief verdammten philoſophiſchen abweicht, als er ſelbſt glaubt. Denn er wäre nicht gegen den Vertrag, ſondern nur gegen die Einheit der Zeit beym Vertrage; im Übrigen leitete er ja das ganze Verhältniſs von Oberen und Unteren, oder von Herrſchenden und Dienſtbaren — wiewohl nicht ohne einigen Widerſpruch mit ſich ſelbſt — ab vom Vertrage, und es wäre purer Wortſtreit, wenn er in ſeinen einzelnen Dienſtverträgen etwas anderes ſähe, als die Philoſophen in ihrem Vertrage. Faſſe er nur alle die einzelnen Verträge auf in ihrer Mitte, und gleichſam in ihrem Durchſchnittspuncte: ſo wird er zu einem Vertrage Aller mit Allen gelangen, durch welche ſie ſich vereinigen und unterwerfen. — Nun giebt er ferner zu, „dafs durch veränderte Umſtände, wenn die Macht des Einen oder das Bedürfniſs des anderen aufhört, der Freye dienſtbar und der Dienſtbare frey werden könne." Er, der die Behauptung der Philoſophen ſo gefährlich findet, dafs die höchſte Macht im Staate beym Volke ſey! Aber was heifst ſein Satz anders als: die Dienſtbaren entziehen ſich der Gewalt der Herrſchenden, ſobald ſie wollen und können? Alſo iſt nicht wohl einzuſehen, wie nach ſeiner Anſicht die Macht der Herrſchenden feſter gegründet ſeyn ſoll, als nach der be-

Digitized by Google

ſtrittenen. Und in der That: welchen feſteren Grund könnte ſie haben, als *den Willen der Untergebenen!* — Was das Geſetz der Natur anlangt, welches dieſem Verhältniſſe zum Grunde liegen ſoll, „daſs nämlich jede Herrſchaft auf einer natürlichen Überlegenheit beruhe, jede Abhängigkeit oder Dienſtbarkeit aber auf einem Bedürfniſſe:" ſo kennen wir ein ſolches Geſetz nicht. Die Herrſchaft mag alle Zeit irgend eine Macht vorausſetzen, aber nicht die Abhängigkeit ein Bedürfniſs. Wir könnten dieſs durch Beyſpiele im Groſsen wie im Kleinen widerlegen. Aber mit Worten muſs man nicht ſpielen wollen, und etwa den Zuſtand von der einen Seite ein Bedürfniſs nennen, welcher durch die Macht von der anderen hervorgebracht iſt! Und wozu braucht es dieſes Geſetzes bey den vorigen Dienſtverträgen? Aber dieſe Verträge vergiſst Hr. *v. H.*, oder denkt ſie ſich wenigſtens ſo, daſs ſie nur von der einen Seite, von der der Unteren, verbindlich, mithin keine Verträge ſind, ſondern nur eine Ergebung auf Discretion. Denn wer erwartet nicht, daſs, wenn gezeigt werden ſoll „der Unterſchied zwiſchen rechtmäſsiger Macht und dem Miſsbrauche der Gewalt," die Grenze durch den Vertrag beſtimmt ſeyn, und daſs alſo nach dieſem entſchieden werden wird? Das geſchieht aber nicht, ſondern es wird nur geſagt, „eine *nützliche* Macht herrſche rechtmäſsig, und nicht eine ſchadliche Gewalt." Aber wer ſoll über das Nützliche entſcheiden? Die Vorſchrift: „Was du nicht willſt u. ſ. w." iſt recht gut, aber wenn ſie ausreichte: ſo bedürften wir weiter keiner Geſetze. Freylich wird geſagt: „Unterdrückung, Miſsbrauch ſey es, fremde Rechte zu beleidigen, Bedürfniſſe zu ſchaffen, ſtatt ſie zu befriedigen;" aber mit dem Rechte wird immer geſpielt. — Die Mittel gegen den Miſsbrauch ſind ungefähr dieſelben, die ſchon einmal gerühmt ſind; ja, es heiſst hier: „Den möglichen Miſsbrauch der höchſten Gewalt, d. h. derjenigen, die keine höhere über ſich hat, durch menſchliche Einrichtungen hindern zu wollen, iſt ein Problem, welches ſich ſelbſt widerſpricht. Denn dazu müſste jener Gewalt eine noch höhere entgegengeſetzt werden: dann aber wäre dieſe die höchſte und von ihr wieder ein Miſsbrauch möglich. Die höchſte Gewalt kann alſo nur durch Moralität und Religioſität gezügelt werden." Richtig! wenn die höchſte Gewalt nur allein Geiſt und Leben hätte, wir übrigen aber Maſchinen wären ohne Vernunft und Gemüth, ohne Gefühl für des Lebens Luſt und Leiden! Was iſt Deſpotismus, wenn nicht Herrſchaft nach ungehinderter Willkühr? Es iſt unrichtig, daſs die Gewalt gemiſsbraucht werden muſs, um deſpotiſch zu werden; es hat Deſpoten gegeben, die beſſer waren als das Geſetz anderer Länder, aber darum hörten ſie nicht auf, Deſpoten zu ſeyn. Gewiſs, Hr. *v. H.* will keine Ungerechtigkeit, keinen Deſpotismus; er will das Gerechte und Gute, aber ſeine Grundſätze, conſequent verfolgt, führen nothwendig zum Deſpotismus; und Fürſten, die Hang dazu haben, werden Gründe in ihm finden, ihr Beſtreben, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu entſchuldigen. Dieſs wird ſich noch weiter zeigen.

Der Staat wird von unſerem Vf. auf folgende Art definirt: „er ſey nichts weiter, als ein natürliches geſelliges Verhältniſs zwiſchen Freyen und Dienſtbaren, was (welches) ſich von anderen ähnlichen Verhältniſſen" — (des Haushalts, der Schule u. ſ. w.) — „nur durch die Unabhängigkeit ſeines Oberhaupts unterſcheide; — mit Einem Worte ſey er ein ſelbſtſtändiges, d. h. für ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt beſtehendes geſelliges Verband." Von einem Zwecke des Staats will der Vf. nichts wiſſen; und wenn die Staaten ſich ſo ganz natürlich und von ſelbſt gemacht haben, ſo iſt es allerdings richtig, daſs die Menſchen, die zuerſt im Staate lebten, keinen weiteren Zweck dabey hatten. Aber hat der Staat, als Idee, deſswegen keine Bedeutung? Ins Leben kommen wir auch alle ſo ziemlich natürlich: hat das Leben deſswegen keinen Sinn? und iſt es lächerlich nach der Beſtimmung des Menſchen zu fragen? Aber in einer Note giebt Hr. *v. H.* ſo weit nach, daſs, wiewohl kein gemeinſamer Zweck in einem ſolchen geſellſchaftlichen Verbande beſtehe, doch eine Menge von Privatzwecken Statt finden, die ſich alle auf das Leben und angenehm leben reduciren lieſsen. Wenn nun alle dieſe Privatzwecke wieder aufgefaſst würden in ihrem gemeinſamen Weſen: würden wir alsdann nicht auch einen gemeinſamen Staatszweck haben? Überhaupt kann die Definition des Staatsrecht klar beweiſen, wie leblos man ſich die Sache denkt. Das eigentliche Weſen des Staats und deſſelben charakteriſtiſchen Unterſchied von anderen menſchlichen Verbindungen ſetzt der Vf. lediglich in etwas Negatives, nämlich in die Unabhängigkeit, und zwar in die Unabhängigkeit des Oberhauptes, welches er, ſo wie Dienſtbare, durchaus für nothwendig hält. Dieſe Unabhängigkeit aber, die man allgemein für nothwendig zu halten pflegt, wenn auch in einem anderen Sinn, ſcheint uns indeſs nicht weſentlich zum Staate zu gehören. Wäre ſie nothwendig: wie viele Staaten zählte denn wohl Europa in dieſem Augenblicke? Wie viele hätte es zuvor gezählt? Unſer Vf. nennt „denjenigen einen Unabhängigen oder Fürſten, der weiter keinem dient." Aber ſoll das heiſsen: derjenige ſey unabhängig, welcher blos ſeinem eigenen Willen folgt, und nie einem fremden: ſo iſt ſelbſt der ärgſte Deſpot kein Fürſt; kein Freyer, auch Erdient; alsdann iſt kein Staat zu finden. Der Pabſt, die Kirche gaben auch Königen Befehl, denen dieſe zu widerſtehen nicht wagten. Ja, wie vielen Befehlen mögen ſie gehorchen, die in der Form von Bitten und Schmeicheleyen an ſie kommen! Oder ſoll nur geſagt werden: derjenige ſey unabhängig, der durch keinen äuſseren Zwang zu irgend einem Thun veranlaſst wird? Aber alsdann fragen wir wieder: iſt nicht die Abweſenheit dieſes Zwangs mehr im Begriff als in der Wirklichkeit? Die groſsere Macht iſt unleugbar bey den Untergebenen (denn der Fürſt iſt Ein Menſch!), und es läſst ſich hiſtoriſch beweiſen, daſs Fürſten durch ihre Unterthanen gezwungen ſind, wenn ſie nicht verſtanden, früher dieſem Zwang, der ihrer harrte, auszuweichen. Verſtehe

Digitized by Google

aber dieſes der Untergebene eben ſo gut: ſo exiſtirt auch für ihn kein Zwang, und er iſt folglich eben ſo unabhängig wie der Fürſt. Und wenn wir uns daran erinnern, daſs dieſer Staat — Staat unter Staaten iſt, und daſs zwiſchen ihm und dieſen Berührungen und Verhältniſſe Statt finden: ſo ſehen wir wieder neue Bande der Abhängigkeit. Kein Staat iſt unabhängig unter Staaten; ſo lange Staaten neben einander exiſtiren, ſo lange ſind ſie von einander abhängig. Wer Unabhängigkeit für nothwendig zum Weſen des Staats hält, der muſs an der Idee feſthalten, und ſich nicht darauf einlaſſen, daſs es mehrere Staaten neben einander geben mag, und dann iſt es überflüſſig, die Unabhängigkeit anzuführen. Das Streben nach Unabhängigkeit liegt in der Natur der wirklichen Staaten, aber die Erreichung würde nur durch Beſiegung und Unterwerfung aller Staaten möglich ſeyn. Überhaupt, wo ein Verhältniſs Statt findet, da ſind die Glieder deſſelben abhängig; daher ſind weder die Staaten unabhängig noch ihre Fürſten. Aus dieſem Allen erhellt unſtreitig, daſs die Definition der Staaten von Hn. *v. H.* gewiſs nicht beſſer iſt, als andere, ja ſie ſcheint uns eine der ſchlechteſten. Wie viel richtiger ſchon *Grotius: Coetus perfectus liberorum hominum juris fruendi et communis utilitatis causa.*

Seiner Definition vom Staate indeſs gemäſs, erklärt der Vf. einen Fürſten dahin, „daſs er nichts anderes ſey, als ein unabhängiger durchaus freyer Menſch, der keinen Oberen über ſich hat: oder umgekehrt — jeder Menſch, den Glück und Umſtände vollkommen frey machen, wird *eo ipso* ein Fürſt.“ — Kann es nach dieſer Definition einen vollkommneren Fürſten geben, als Robinſon Crusoe? oder, wenn wir auch das vorige geſellige Verband mit hineinziehen, als eine Familie in der Wüſte, auf einſamer Inſel? „Wenn hinwiederum eine Geſellſchaft oder eine Corporation von Menſchen, welchen Zweck ſie auch haben mag, ſich bis zu dieſer gänzlichen Freyheit emporzuſchwingen vermag: ſo wird ſie eine Republik genannt, und dieſe ſind daher nichts anderes, als unabhängige Communitäten.“ Alle Staaten ſind daher entweder Fürſtenthümer (Einzelherrſchaften) oder Republiken (Vielherrſchaften). Die Eintheilung von *Montesquieu* in Republiken, Monarchieen und Deſpotieen, die Hr. *v. H.* durchaus fehlerhaft nennt, iſt wenigſtens wohl nicht ſchlechter als die ſeinige. Die beſtimmtere von *Heeren* in Deſpotieen, Autokratieen und Republiken hat er nicht einmal des Nennens werth gefunden. Oligarchie und Ochlokratie ſind, nach ihm, mögliche Corruptionsarten jeder Republik; Tyranney iſt eine Verderbniſs der Monarchie, und Deſpotie, als Miſsbrauch der Gewalt, kann allen Staaten gemein ſeyn. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs wir dem Vf. ſo wenig bey dieſer Eintheilung unſeren Beyfall geben können, als wir ſeine Definition vom Staat u. ſ. w. gelten laſſen. Mit dieſe fällt auch jene. Sie iſt nur von der äuſseren Form hergenommen, nicht aber aus dem Weſen herausgegriffen. Zwiſchen England und Athen, zwiſchen Frankreich und Rom iſt gewiſs eine gröſsere Ähnlichkeit in Anſehung der Verfaſſung, als zwiſchen den erſten Reichen und Perſien oder der Türkey. Oder ſollen dieſe keine Staaten ſeyn? Aber alsdann taugt die Definition vom Staate nicht. Nach unſerer Überzeugung iſt das Weſen des Staats Eins und unveränderlich; aber dieſes Eine Weſen kann ſich in der Zeit offenbaren auf eine ſehr verſchiedene Weiſe. Daher wird es ſchwer ſeyn, für die wirklichen Staaten einen Eintheilungsgrund zu finden, der wirklich ein Grund wäre. Vielleicht thäte man am beſten, ſich an das Weſen zu halten, und die Formen aus der Geſchichte zu lernen. — Über die bekannte Frage: „welche Verfaſſung die beſſere ſey, die monarchiſche oder republikaniſche?“ ſagt der Vf.: „ſie falle zu einer elenden Spitzfindigkeit herab.“ Es iſt gewiſs, dieſe Frage iſt völlig ungereimt, wenn man ſie aufwirft auf ein gegebenes Land mit einem Volk, in einem gegebenen Zuſtande. Denn die Geſchichte aller Zeit beweiſet, was in dem Gedanken eines lebendigen Volksgeiſtes nothwendig liegt, daſs nur dasjenige Kraft erhalten und Wurzel ſchlagen kann, was aus dieſem Geiſt hervorgeht; daſs man einem Volke wohl eine Verfaſſung aufzwingen mag, die ſeiner Natur widerſpricht, daſs aber dieſe Verfaſſung nie Leben und Gedeihen erhalten wird. Aber wenn man die Frage auffaſst bloſs in Beziehung auf die Idee des Staats, abgeſehen von den Eigenthümlichkeiten der Wirklichkeit, in welcher ſie ſich darſtellt: ſo iſt ſie weder ſpitzfindig noch unbeantwortlich, und es iſt uns ziemlich unbegreiflich, wie jemand, ohne von jenem Gedanken auszugehen, ſie ſo ſchnell auf die Seite ſchieben kann. Am allerwenigſten können wir es loben, wenn man ſie, wie Hr. *v. H.*, nur in Beziehung auf die Herrſchenden oder in Beziehung auf die Untergebenen betrachtet, aber nicht in Beziehung auf beide zugleich. Denn es iſt zu erwarten, daſs die Herrſchenden bleiben wollen, was ſie ſind; es iſt möglich, daſs beſtimmte Untergebene bey jeder Veränderung verlören, „weil jede Verfaſſungsart ihre eigenen Vortheile und Nachtheile hat;“ aber damit iſt über die Frage nichts ausgemacht. Conſequent hingegen iſt es, den Unterthanen die Entſcheidung über die Natur der Herrſchaft abzuſprechen. Der Vf. erkennt ja keine Delegation der Herrſchaft an, ſondern ſie beruht nach ihm auf eigenen Rechten. Das glaubt er damit bewieſen zu haben, daſs keiner geben könne, was er nicht hat, die Unterthanen alſo keine Unabhängigkeit geben können, weil ſie ſelbſt keine haben! Wenn daher nur die Herrſchaft an ſich rechtmäſsig ſey, d. h. wenn die Gewalt nicht gemiſsbraucht wird: — ſo können die Unterthanen wohl klagen und ſeufzen, auch dürfen ſie davon gehen, wenn ihnen das Bleiben nicht gefällt; aber ſie ſind nicht befugt die Herrſchaft zu verändern. Alſo muſs es beym Alten bleiben, und etwas Neues geſchieht nicht ohne Ungerechtigkeit. Das lehren Philoſophie und Geſchichte! —

(*Die Fortſetzung folgt.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MÄRZ, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WINTERTHUR, i. d. Steinerischen Buchhandlung: *Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts und der allgemeinen Staatsklugheit nach den Gesetzen der Natur*, von *Carl Ludw. von Haller* u. s. w.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Das Resultat dieser Untersuchungen fasst der Vf. also: 1) Die Fürsten herrschen aus eigenen, nicht aus anvertrauten Rechten; 2) sie sind nicht Administratoren eines gemeinen Wesens, nicht Diener des Staats, nicht oberste Beamte des Volks, auch nicht Oberhäupter der Staaten, sondern sie sind unabhängige, selbstständige Wesen, die nur ihre eigene Sache verwalten; 3) das Regieren ist ein Recht und keine Pflicht; 4) sie sind nicht für das Volk, sondern für sich (welches jedoch, inconsequenter Weise, durch die Flickwörter: „nicht allein, sondern auch vor allem aus und wesentlich" — gemildert wird); 5) ein Fürstenthum ist kein gemeines Wesen, sondern eine Privatexistenz, *magna familia;* 6) wird noch versichert, dass dieses System (?), so fest es auch die Autonomie der Fürsten gründe, doch keineswegs dem Despotismus vortheilhaft sey; es gebe nur nach der natürlichen Gerechtigkeit jedem das Seinige, und sey für Fürsten und Unterthanen gleich befriedigend. Wahrscheinlich schlug Hn. *v. H.* das Herz ein wenig, und er hielt für nöthig, die zu fürchtende Indignation durch diese Versicherung etwas zu besänftigen.

Diess sind die Grundgedanken, auf welche dieses neue System des Staatsrechts und der Politik gebauet wird. Wir dürfen uns nicht länger aufhalten, hoffen aber genug gesagt zu haben, um sie im gehörigen Lichte zu zeigen. Wir haben uns bey der 50 S. langen Einleitung etwas weitläuftiger ausgelassen, um bey dem Werke selbst schneller verfahren zu können.

Der *erste Theil* handelt *von den Fürstenthümern oder Monarchieen.* Sie seyen die ersten, natürlichsten, dauerhaftesten Staaten, und entstanden von oben herab durch successive Aggregation. Es gebe drey Principien der Oberherrschaft: *Überlegenheit an Eigenthum, an Muth oder Geschicklichkeit, an Geist oder Wissenschaft.* Aus ihnen, und dem ihnen entsprechenden Bedürfniss des Lebensunterhalts, des Schutzes, der Belehrung, entstünden die drey Arten von Monarchieen, die in der Geschichte vorkämen: 1) *Patrimonialstaaten*, oder die Erb- und Grund-Herren; 2) *militärische Staaten* oder das Generalat; 3) die *geistlichen Staaten* oder Theokratieen. — Sollten wohl alle Staaten der Geschichte (sie geht bis auf diesen Tag!), an deren Spitze ein Fürst stand, oder deren Oberhaupt ein Fürst war, auf die hier angegebene Weise entstanden seyn, oder sich zu einer dieser Classen zählen lassen? Wir zweifeln gar sehr; und sollte kein Staat, mit einem Monarchen an der Spitze, auf eine andere Weise entstehen können? Wir zweifeln noch mehr.

Das *erste Hauptstück* handelt nun von *den Grundherren oder den Patrimonial-Fürsten*, deren Ursprung ganz natürlich sey. „Die ersten unabhängigen Menschen finden sich *unter* den freyen Landeigenthümern. Diese bilden die eigentlichen Erb- und Grund-Herren." Aber warum sind denn nicht *alle* freyen Landeigenthümer unabhängige Menschen? Warum sind diese nur *unter* jenen? Wenn das Eigenthum sie unabhängig macht: so sind sie es alle, und der Ausdruck ist falsch, oder das Eigenthum thut nicht so grosse Dinge, wie doch behauptet wird. Und woher das Grundeigenthum? Hr. *v. H.* leitet es lediglich aus der Occupation her: die Erwerbung durch Vertrag sey erst dann möglich, wenn der Boden schon einen früheren Besitzer gehabt habe. Es ist unbegreiflich, wie dieser Satz: die Besitznehmung gebe ein Recht, noch immerfort behauptet werden kann, und zwar von Männern, welche die natürliche Gleichheit der Menschen als solcher gleichfalls behaupten. Die Occupation, welche Niemand hindert, und die Niemand bemerkt, ist in rechtlicher Rücksicht eine durchaus gleichgültige Handlung; sie kann einen ruhigen Besitz geben, aber nie einen rechtlichen; oder wie sollte die frühere Zeit, der unvermeidliche Zufall, dass ich später kam als Du, Dir ein Recht geben können, mich von dieser Sache auszuschliefsen, und folglich mir die Pflicht auflegen, mich ihrer zu enthalten? Soll ich auf Gottes Erde keinen Anspruch haben, weil Ihr sie schon getheilt habt, ehe ich war? Nein, die Occupation giebt kein Eigenthum. Die Gesetze aber sind so wenig *nach* dem Eigenthum entstanden, wie Hr. *v. H.* behauptet, als *vorher*, sondern sie sind entstanden *mit* dem Eigenthum. Die gegenseitige Anerkennung des beiderseitigen Besitzes macht diesen Besitz zum Eigenthum, und eben diese Anerkennung ist der Anfang der Gesetze. Der Staat geht weder aus dem Eigenthum hervor, noch das Eigenthum aus dem Staate, sondern mit dem Eigenthum ist die Nothwendigkeit des Staats gegeben, und es giebt kein gewisses Eigenthum, als im Staate. Beide, Staat und Eigenthum, haben einen tieferen Grund in der allgemeinen Menschenvernunft, die sich in Zeit und Individuen offenbaren muss. Hr. *v.*

Digitized by Google

H; wolle unsere Stimme nicht zu „den rauhen" zählen, die ihm, wie er hofft, „nicht mehr entgegentönen werden." „Er sieht nicht ein, warum er vor diesem *Kant* auf die Knie fallen soll;" Rec. noch weniger, warum er vor diesem *Haller!* — Consequenter Weise lässt der Vf. alle landesherrl. Rechte auf der doppelten Basis der *Unabhängigkeit* und des *Grundeigenthums* beruhen. Es sind vorzüglich folgende: 1) Nur Gott allein ist über dem Fürsten, und darin besteht die eigentliche Souveränität; sein (des Fürsten) Wille ist Gesetz für alle seine Untergebenen. (Zum Trost wird uns gesagt, dass die moralischen Gesetze viele Pflichten auflegen.) 2) Führung des Krieges, Friedensschlüsse und andere Verträge sind des Fürsten Sache. Im Kriege müssen die Unterthanen helfen aus moralischer Pflicht, aus Interesse, nach Verträgen; freywillig auf des Fürsten Kosten: die Conscription wird verworfen. 3) Anstellung, Beförderung, Verabschiedung, gleichfalls. Hr. *v. H.* schreibt dem Fürsten das Recht willkührlicher Verabschiedung zu. 4) Oberste Gerichtsbarkeit, die aber weniger ein Recht seyn soll, als eine Wohlthat, welche er seinen Unterthanen erweiset. Er selbst ist keinem Gericht unterworfen. Wenn er indess offenbare Verbrechen beginge, und sich als ein erklärter Feind seines Volks (?) betragen sollte: so wird den Unterthanen „am Ende" das Recht (?) der Nothwehr oder der Flucht erlaubt. 5) Staatsfinanzen sind des Fürsten Finanzen, über welche er seinen Unterthanen keine Rechenschaft zu geben braucht. Domänen sind seine eigenthümlichen, und nicht National-Güter; Regalien kann er ausschliefsend machen; Manufacturen, Fabriken u. s. darf er anlegen: wer ihm dazu die Befugniss absprache, der machte ihn zum — Sklaven. — Es hat uns gewundert, bey dieser Gelegenheit etwas „von dem gemeinen Besten" zu hören. Woher kommt hier das gemeine Beste, da Alles nur Sache des Fürsten ist? Aber wir begreifen Vieles nicht. 6) Taxen, Sporteln, Emolumente, ist der Fürst von seinen Unterthanen zu fodern berechtigt für Dienste (?), die er ihnen in Privatangelegenheiten geleistet. Wer sie nicht zahlen will, der braucht ja nur den Dienst nicht zu verlangen! Man darf sich ja nur ruhig mit Füssen treten lassen, um der Obrigkeit nichts zu zahlen, damit sie dieses wehre. Ja, Taxen und Sporteln „sind billig, spornen den Fleiss, sind vortheilhaft für die Parteyen, auch für den Fürsten (dem sie die Nothwendigkeit ewiger Gehaltserhöhungen ersparen), und nicht im mindesten unwürdig." Dagegen aber habe 7) der Patrimonialfürst kein Recht, von seinen Unterthanen directe Steuern und Auflagen zu erheben. Aus seiner Unabhängigkeit oder aus seinem Länderbesitz fliesse nicht das Recht auf das erworbene Eigenthum seiner Unterthanen. Hat er die Beyhülfe derselben nöthig: so muss diese nachgesucht und bewilligt werden. Dies führt auf *Landstände*, die nur sich selbst, nicht ihre Untergebenen repräsentiren, und die Steuern nur wie aus ihrem Eigenen bewilligen, aber die Beyhülfe der Untergebenen wieder ansprechen können. Was einmal gesteuert ist, das werde Eigenthum des Fürsten; und die Nachkommen erben die Steuerpflicht der Väter mit dem Vermögen derselben. Späterhinzugekommene einzelne Unterthanen seyen schuldig, sich den eingeführten Steuern zu unterwerfen. Directe Steuern, Kopfsteuer, Vermögensteuer u. a. seyen in Monarchieen gehässig. (Aber die Frage war vom Recht; das Gehässige gehört in die Politik). — Hr. *v. H.* weifs sich, den Philosophen gegenüber, gar viel mit diesem Punct. „Durch die seltsame Idee, dass der Staat ein gemeines Wesen und die fürstliche Würde ein Amt sey, haben die Staatslehrer dem willkührlichsten und unbeschränktesten Besteuerungssystem Thor und Thür geöffnet. Nach diesen Grundsätzen ist kein Mensch auf dem Erdboden mehr, der noch einen Groschen als den seinigen betrachten könnte. Conscriptionen und Auflagen, lauter Soldaten und Steuereinnehmer, das hat Europa seiner gerühmten Philosophie zu danken." Es giebt Menschen, die Unsinn predigen; aber wir dächten, die Philosophie wäre sehr unschuldig. Die Sache ist klar: Der Staat bedarf zu seiner Fortdauer Geld; den Aufwand muss derjenige bestreiten, welcher im Besitz des Vermögens ist. Gehört dem Fürsten dieses Vermögen: so kann er von den übrigen Menschen so wenig Steuern verlangen, als er ihrer bedarf; gehört es Allen: so müssen Alle beytragen, damit der Staat bestehe. Es kommt daher nur darauf an, was vernünftiger ist: Einen frey zu machen und die übrigen zu Sklaven und steuerfrey, oder Alle frey und steuerbar. 8) Darf der Fürst gemeinnützige und wohlthätige Anstalten errichten, z. B. Strafsen, Schulen, Zuchthäuser. Indess sind das Wohlthaten des Fürsten, nicht Schuldigkeiten. Um die Tabelle zu schliessen, bemerkt Hr. *v. H.*, „dass es unmöglich sey, alle Rechte oder Befugnisse eines Fürsten der Materie nach aufzuzählen," welches auch recht gut seyn möchte, wenn nur die Form bestimmt angegeben wäre. Er thut zwar den Ausspruch: „der Fürst sey zu Allem befugt, was in seinem Vermögen stehe, und keine fremden Rechte beleidige"; aber das Uebele ist, dass er uns diese fremden Rechte gar nicht kennen lehrt. Die landesherrliche Macht könne veräufsert werden, mit dem Grundeigenthum. Aus der Erblichkeit von diesem folge die Erblichkeit der Patrimonialreiche; die Erbfolge aber richte sich nach dem Willen des letzten Besitzers, oder nach Landesgewohnheit. — Hr. *v. H.* ereifert sich bey dieser Gelegenheit gewaltig gegen den blöden Sinn der Lehrer des Naturrechts, welche behauptet, dass es von Natur weder Erbfolge noch Testamente gebe. Gewiss, der Name: Naturrecht, hat zu manchen Irrthümern Anlass gegeben, weil Viele nicht wissen, was sie unter der Natur denken sollen. Zu diesen gehört auch unser Vf., er, der da meint, „das Recht der Natur könne durch einige Civilgesetze in die Schranken der Billigkeit gewiesen werden." Er hat keine Idee vom Naturrechte; und daher ist sein richterlicher Ausspruch: „man solle jene Doctoren, welche Erbfolge und Testamente für naturwidrig ausgeben, dadurch bestrafen, dass man ihre Verlassenschaften der allgemeinen Occupation Preis gebe." nur ein wenig spafshaft. Über Untheilbarkeit, Recht der Erstgeburt u. s. w. wird mehr gesagt, wie es zu seyn pflegt, als

Digitized by Google

warum es alſo Recht ſey. — Wir übergehen den Paragraphen über die Erweiterung der landesherrlichen Macht. Einen Punct jedoch können wir nicht unberührt laſſen. Der Vf. rechnet zu den Mitteln, durch welche die landesherrliche Macht vergröſsert werden kann, auch die *Uſurpationen*, und macht dabey folgende Bemerkung: „Die Uſurpation bezieht ſich nur auf den vorigen Beſitzer (den Fürſten), nicht aber auf ſeine Angehörigen oder Unterthanen. Dieſe letzteren ſind daher (in ſofern ſie nicht in ihren eigenen Rechten gekränkt werden) zu einem *ewigen* Widerſtand gegen den urſprünglichen Uſurpator nicht verpflichtet, und ohne Auffoderung oder Mitwirkung ihres verdrängten Herrn auch *nicht immer* berechtigt." Welch ein elendes Verhältniſs zwiſchen Fürſten und Unterthanen! Iſt es nicht offenbar, daſs die Unterthanen nichts ſind, und daſs die Exiſtenz der Fürſten die unſicherſte iſt, die es geben kann? Eben ſo übergehen wir die Urſachen des Verluſtes der Unabhängigkeit oder des Untergangs der Staaten; aber der Seltſamkeit wegen mag hier folgender Satz ſtehen: „Es iſt durchaus unrichtig, daſs der Staat (das ſelbſtſtändige Weſen) auch *durch den Untergang des Volks*, z. B. durch die Ausrottung, Auswanderung oder Zerſtreuung *ſämmtlicher Unterthanen*, zu Grunde gehe." — Denn der Herr wird ſchon Diener und Untergebene wieder bekommen! — „Wenn hingegen auch alle Untergebenen unverſehrt bleiben, und nur der Freye, d. h. der Fürſt, wegfällt: ſo geht der bisherige Staat *eo ipſo* zu Grunde!"

Wir haben ſchon oben bemerkt, daſs der Vf. ſeine Politik ſehr ſchicklich eine Makrobiotik nenne; denn ſie geht nur darauf, den Leichnam eines gegebenen Staats ſo lange als möglich vor dem Untergange zu ſchützen. Ihn auf immer zu retten, und vor dem Tode zu bewahren, darauf thut ſie ſogleich von vorn herein Verzicht, wohlwiſſend, daſs kein Staat ewig dauern könne; ſie will nur verhüten, daſs die ihm von Gott beſtimmte Lebenszeit nicht durch eigene Schuld verkürzt, ſondern durch eine gute Diät, wo möglich, über jenen Punct hinaus verſchoben werde. Schon daraus wird einleuchten, daſs Hn. *v. H's.* Staatsklugheit nichts mehr iſt, als eine gemeine Politik, die nur darauf hinausgeht, das traurige Verhältniſs zwiſchen Fürſten und Unterthanen, wie es bisher dargeſtellt wurde, zu erhalten und zu conſolidiren. Es iſt die Politik, welche jeder Fürſt, der ſich von ſeinen Unterthanen alſo getrennt glaubt, wie der Vf. ihn trennt, befolgen wird, wenn er klug iſt u. Verſtand hat. Eine höhere Politik, oder die allgemeine u. wiſſenſchaftliche Politik, können wir nur diejenigen nennen, welche, indem ſie die Natur und das Weſen des Staats ſowohl in Beziehung auf ihn ſelbſt als in Beziehung auf andere Staaten begreift, von der einen Seite das Ideal des Staats im Auge behält, von der anderen aber den gegebenen Zuſtand der Wirklichkeit beachtet, und ſich beſtrebt, dieſen Zuſtand, nach Zeit und Umſtänden, jenem Ideal gemäſs zu geſtalten. Die Grundſätze der Politik, welche Hr. *v. H.* giebt, ſind nun für ſeinen Zweck ſehr gut, nur zweifeln wir, ob ſie vollſtändig ſeyen; wir glauben wenigſtens, ſie könnten noch ſehr vermehrt werden. Beſonders haben wir uns gewundert, daſs er den Fürſten gar nichts ſagt über die Freyheit der Preſſe. Wir erwarteten, er würde ihnen einen vollkommenen Preſszwang vorſchlagen, und überhaupt Unterdrückung aller Cultur, ſoviel als nur immer möglich. Denn wir halten dafür, daſs in dem Verhältniſſe, in welches er Fürſten und Unterthanen ſetzt, den Erſten nichts mehr zuwider ſeyn kann, als die Entwickelung der Vernunft in den Letzteren. So wie nämlich die Unterthanen ſich zu höherer Cultur erheben: ſo müſſen ſie immer lebendiger durchdrungen werden vom Gefühl ihrer Menſchlichkeit und von der Einſicht, daſs die Fürſten auch Menſchen ſind, und daſs das äuſsere Haben übereinſtimmen ſollte mit dem innerlichen Seyn, da die Welt Allen gemein iſt und ein Jeder Anſprüche auf ſie hat: kurz, es iſt nothwendig, daſs republicaniſche Ideen in den Unterthanen entſtehen, die für die Fortdauer eines ſolchen Staats nothwendig verderblich werden müſſen. Hr. *v. H.* legt ja das ganze Unglück der neueſten Zeit den Philoſophen und ihrer ſchädlichen Einwirkung bey; hätten die Fürſten die Cultur zu unterdrücken und die Freyheit der Preſſe zu vernichten gewuſst: ſo würden dieſe verderblichen Irrthümer der Philoſophen nicht verbreitet ſeyn, und Alles wäre, wenn es anders Gottes Wille geweſen, beym Alten geblieben. — Ferner ſcheint er uns auch bey weitem nicht Rückſicht genug auf fremde Staaten genommen zu haben, da es doch gewiſs iſt, daſs das Schickſal des einen Staats durch die andern beſtimmt wird. Dieſem Umſtand muſs die Politik abzuhelfen ſuchen. Dagegen möchte wohl Einiges, welches der Vf. angiebt, ſchwerlich in die Politik gehören, z. B. der Geiſt des Kriegs, oder kriegeriſche Tugenden, die der Fürſt haben ſoll. Bekanntlich kommt der Geiſt von oben herab, wie alle gute Gabe.

Das *zweyte Hauptſtück* ſpricht mit viel gröſserer Kürze *von den unabhängigen Feldherren oder den militäriſchen Staaten* (deren Oberhaupter Feldherren, Heerführer, Herzoge, *Imperatores*, aber lächerlich, Kaiſer genannt würden). Der Urſprung des Generalats ſey natürlich und rechtmäſsig, „weil *der Vertrag* zwiſchen dem Anführer und *jedem einzelnen* Begleiter freywillig ſey." Der Anführer werde Fürſt und ſtifte ein Reich, wenn er unabhängig ſey; dadurch entſtände eine Vermiſchung des Generalats mit der Grundherrſchaft, und hieraus entſprängen mancherley Modificationen in dem Verhältniſſe der Untergebenen zu dem Fürſten. Denn dieſes Verhältniſs werde immer Spuren ſeines militäriſchen Urſprungs an ſich tragen. Z. B. die Untergebenen werden zu Steuern und Dienſtleiſtungen verpflichtet werden, mit welchen die Waffengefährten des Eroberers nicht beläſtiget werden dürfen; die urſprünglichen Getreuen werden durch Statthalterſchaften, Länderverſchenkungen u. ſ. belohnt: daraus entſteht ein neuer Adel. In wichtigen Reichsangelegenheiten werde der Fürſt dieſe Groſsen zu Rathe ziehen: daraus Reichsſtände; die Privilegien des ſiegenden Volks machen die ſ. g. Nationalfreyheiten in Monarchieen aus; die begünſtigten Groſsen gerathen nach und nach mit dem Fürſten in einen Kampf, in welchem dieſer meiſtens unterliegen muſs u. ſ. w. Man ſieht: Alles dieſes ſind gute Sätze zur Erklärung der Er-

Digitized by Google

ſcheinungen in der Geſchichte, durch Nachweiſung ihres äuſseren Grundes. — Der Hauptunterſchied zwiſchen Patrimonial- und militäriſchen Staaten ſey der, dafs in jenen der Fürſt ſein Grundeigenthum als die Hauptſache anſieht, die Herrſchaft über die Menſchen aber als Nebenſache; dafs aber in dieſen die Sache ſich umkehrt. — Es hat uns gefreuet, dafs Hr. *v. H.* das *Lehnweſen* in Schutz nimmt. Das war von ihm zu erwarten und conſequent. Aber es iſt zu bedenken, dafs, wie vortrefflich auch das Lehenweſen für die Zeit ſeiner Entſtehung und ſeiner Blüthe geweſen ſeyn mag, daſſelbe doch nur eben, wie alle menſchlichen Einrichtungen, für eine beſtimmte Zeit war. Alle diejenigen, die etwas tadeln, welches ſich, nicht etwa durch Eines Menſchen (Königs, Fürſtens) kühnen Willen, ſondern welches ſich aus dem Weſen des Volks oder dem Geiſte einer Zeit machte, und darum zu den übrigen Erſcheinungen dieſer Zeit in einem nothwendigen Verhältniſſe ſtand und die Ergänzung derſelben war — Alle dieſe ſtehen gewifs in einem groſsen Irrthum. Aber in einem nicht kleineren Irrthum ſtehen auch diejenigen, welche daſſelbe an ſich loben und preiſen, als wäre es nun geeignet für alle Zeit. Wenn von *dem Adel* geſagt wird: „er ſey nicht eine menſchliche Inſtitution, ſondern ein Spiel (kein guter Ausdruck!) der Natur“: ſo iſt das eben ſo wahr, als wenn es von irgend einer anderen Erſcheinung in der Geſchichte geſagt würde, aber auch nichts wahrer. Das Leben ſelbſt iſt keine menſchliche Inſtitution, folglich auch die Äufserungen deſſelben nicht. Wenn man aber das Eine, welches durch Menſchen geſchieht, den Menſchen zuſchreibt, warum nicht auch das Andere? Auch dieſes hat uns gefreut, dafs Hr. *v. H.* die Vertheidigung des Adels übernimmt; nur Unwiſſenheit und Unverſtand kann auf den Adel ſchimpfen. Aber dafs ſich die adlichen Herren nur ja nicht einbilden, als würde ihnen, ihren Anmafsungen, ihrem Unverdienſt, ihrer Rohheit, ihren Briefen und Proben — das Wort geredet! Die Steuerfreyheit kann gewifs, wie Hr. *v. H.* behauptet, Recht ſeyn, und aus dem beſonderen Verhältniſs des Adels flieſsen: aber daraus folgt nicht, dafs ſie nicht Unrecht werden könnte, wenn dieſe beſonderen Verhältniſſe ſich etwa änderten. — Die Makrobiotik für Staaten dieſer Art iſt vortrefflich. Die gegebenen Regeln ſind durch die Geſchichte bewährt, aus ihr genommen, und darum geltend fürs Leben. Aber eine höhere Politik finden wir ſo wenig hier als vorher. Manches wäre wohl einzuwenden gegen die Bemerkungen, oder gegen die Schlufsbetrachtungen: aber es iſt uns hier nicht vergönnt.

Im *dritten Hauptſtück* wird gehandelt *von den unabhängigen geiſtlichen Herren* oder *den Prieſterſtaaten* (Theokratieen). Zur Bewirkung der Herrſchaft komme es zwar nicht auf den Werth der Lehre an, durch welche der Lehrer die Jünger an ſich zieht; aber eine groſse und dauernde Herrſchaft könne nur durch religiöſe und nützliche Lehren bewirkt werden: nur dieſe hätten gebietende Kraft und ſeyen den Menſchen Bedürfnifs. Die geiſtliche Herrſchaft gehe blofs auf die Gemüther, ſie beruhe auf der Überlegenheit an Geiſt, der Gehorſam aber beruhe auf dem Leben. Ein ſolches Verband zwiſchen einem Lehrer und ſeinen Jüngern ſey das freyeſte von allen. Mifsbrauch der geiſtlichen Herrſchaft ſey möglich, aber der liege nicht in ihr, ſondern in der Art ihrer Anwendung. Der Zweck derſelben beſtehe lediglich in möglichſter Erhaltung, Verbreitung und Befeſtigung der Lehre. Befeſtiget aber werde die Herrſchaft nur durch die Vereinigung der Glaubigen in eine äufsere Geſellſchaft oder ſichtbare Kirche; ihre Erhaltung erfodere eine beſondere Verfaſſung. Als Lehrer ſeyen die geiſtlichen Herren immer unabhängig (geiſtliche Fürſten), aber ihre Herrſchaft werde nicht eher unter die Staaten gezählt, bis ſie auch in weltlicher Rückſicht von aller Abhängigkeit befreyet ſeyen. Dieſs ſey nur möglich durch den Beſitz eines Grundeigenthums. Die Erwerbung deſſelben könne auf mancherley Art rechtmäfsig ſeyn: durch das Schwerdt zur Vertheidigung der Lehre, durch Schenkungen der Gläubigen, durch Verträge. Aus dieſer Entſtehungsart der Theokratieen nun entſpringen in ſtaatsrechtlicher Rückſicht verſchiedene Modificationen, z. B. dafs die Kirchenverfaſſung immer die Hauptſache bleibe; dafs die prieſterliche Herrſchaft durch Lehre und Glauben mit den grundherrlichen Rechten vereiniget werde; dafs ein Kirchenadel entſtehe, der alle Übrigen verdunkelt; dafs die Behandlung der Untergebenen nothwendig milde und freundlich bleibe; dafs die Domänen unveräuſserlich, die Nachfolge nicht erblich ſey u. ſ. w. — Mit Freude haben wir dieſen Abſchnitt über die geiſtlichen Staaten geleſen und ihre Vertheidigung. In reinrechtlicher Rückſicht möchte allerdings geſagt werden können, dafs Hr. *v. H.* den Begriff des Staats nicht feſt genug gehalten habe: aber iſt denn im wirklichen Leben etwas iſolirt? und greift nicht alles genau in einander? Zur Erklärung der Erſcheinungen in der Geſchichte, in ſo weit dieſelben aus anderen Erſcheinungen erklärt werden können, hat er viel Vortreffliches geſagt. — Den Untergang der geiſtlichen Staaten leitet der Vf. theils her (wodurch alle Staaten untergehen) aus dem Verluſt der äuſseren Unabhängigkeit, theils aus Vernachläſſigung, Erſchlaffung, Verderbnifs der Lehre. — Die *Makrobiotik* der geiſtlichen Staaten (die wir keinesweges für überflüſſig halten, wenn gleich kaum noch ein geiſtlicher Staat exiſtirt), die natürlich in vielen Puncten von der Makrobiotik der übrigen Staaten abweicht, iſt ſehr lehrreich. Erſt hier räth Hr. *v. H.* u. a. die Einſchränkung der Preſſe an. „Uneingeſchränkte Preſsfreyheit heifst nichts anderes, als dafs Jeder ſich zum Lehrer und Arzt aufdringt, der gar nicht dazu befugt iſt, und Irrthum ſtatt Wahrheit, Gift für Arzney giebt; das Urtheil darüber mufs *am Ende* doch Jemand überlaſſen werden.“ Wirklich? Das Urtheil über die Wahrheit? Dann freylich haben die Fürſten (beſonders die geiſtlichen) den meiſten Anſpruch darauf. — Schade, dafs Hr. *v. H.* ſich nicht zu mäfsigen weifs! Wie vortrefflich iſt die Anmerkung über den Verfall der Religion gedacht! Wie gut, was er vorſchlägt zur Belebung und Erweckung religiöſer Geſinnung! und doch, welche gehäſſige Seitenblicke ſind hineingeworfen!

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 MÄRZ, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WINTERTHUR, in der Steinerischen Buchhandlung: *Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts und der allgemeinen Staatsklugheit nach den Gesetzen der Natur*, von *Carl Ludw. v. Haller* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der *zweyte Theil* ist *den Republiken oder freyen Communitäten* gewidmet. Mehrere Menschen, zu einem gemeinsamen Zweck in eine Communität vereinigt, bilden, wenn diese Communität frey ist, eine Republik. Eine Republik sey nichts anderes als eine unabhängige Gesellschaft oder Genossenschaft. Zu ihrer Entstehung geben gleiche Kräfte und gemeinsames Bedürfniss Veranlassung. Ihr Zweck sey irgend ein gemeinsamer Vortheil, welchen man durch Vereinigung der Kräfte zu erreichen suche, und daher sehr verschieden. Wir führen diess nur kurz an, weil wir uns nicht aufs Disputiren weiter einlassen dürfen. Sonst, wie viel liesse sich gegen die Entstehung sagen, selbst aus der Geschichte! Wie beschränkt ist es, den Zweck der Republiken mit der Absicht zu verwechseln, welche vielleicht die Menschen hatten, die in die erste Verbindung, aus welcher die Republik erwuchs, eintraten! Nachdem darauf gezeigt ist, wie die Republiken zur Unabhängigkeit kommen, werden die natürlichen Rechte im Inneren einer Republik deducirt, z. B. dass Niemand zum Eintritt in eine Genossenschaft gezwungen werden könne, dass aber auch die Gesellschaft nicht schuldig sey, Menschen aufzunehmen, wenn sie nicht wolle; dass die höchste Gewalt bey der Communität der Genossen, und dass nach der Majorität der Stimmen zu entscheiden sey u. s. w. (Für die Stimmenmehrheit wird hier ein guter Grund angegeben: „was die Mehrheit will, das kann sie auch durchsetzen.“ Das Dilemma aber: „dass entweder die Majorität entscheiden müsse oder die Minorität, oder keine von beiden,“ taugt nicht. Die Einstimmigkeit ist übersehen; oder sollte gar keine Einheit der Stimmen möglich seyn? Wir erinnern an die vereinigten Niederlande). Bey dem Satze: „dass eine Genossenschaft von ihren Mitgliedern Steuern fodern könne, so viel sie nöthig finde,“ wird bemerkt, „dass die Genossen nicht nach ihrem Vermögen beytragen müssten, sondern der eine so viel als der andere.“ Dann heisst es in der Note: „Wem würde es einfallen, bey einer Association zum geselligen Vergnügen, einem Cassino, einer Tanz- oder Lese-Gesellschaft die Mitglieder nach ihrem Vermögen bezahlen zu lassen?“ Wir fragen von unserer Seite: wem wird es einfallen, Einigen nur den Dudelsack zu vergönnen, während Andere bey voller Musik tanzen? Oder diesen mit seinem Buche in die dunkele Ecke zu stellen, da jener zwey Lichter hat oder mehr? — Republiken bedürfen gewisser Statuten, welche die innere Ordnung bestimmen, und die Constitution heissen. Sie bestimmen die Bedingung der Aufnahme und Ausschliessung, die Formen der Versammlung und Berathschlagung, oder die Übertragung der Gewalt an einen stellvertretenden Ausschuss. Dieser bedarf alsdann wieder, gleichsam als engere Genossenschaft, einer Constitution über seine Composition, Organisation u. s. w. Eben so das Regierungscollegium. — Republiken können Rechte auf Personen und Sachen erwerben, zu welchen sie alsdann in einem herrschaftlichen Verhältnisse stehen. Sind sie völlig frey: so ist die Genossenschaft ein collectiver Fürst, der dieselben landesherrlichen Rechte hat, wie die Patrimonialfürsten, jedoch mit Modificationen, die nothwendig aus der Natur collectiver Herrschaften entstehen. Was als Ursache des Untergangs der Republiken angegeben wird, das lässt sich gewiss Alles mit Beyspielen aus der Geschichte belegen. — Die Makrobiotik der Republiken ist im Sinne des Vfs. höchst vortrefflich. Sie werden in der doppelten Rücksicht betrachtet: als Grundherren, und in dieser Rücksicht muss ihre Politik, mit einigen Modificationen, dieselbe seyn, welche den Patrimonialfürsten empfohlen wurde; und als Communitäten, in welcher Rücksicht sie eine eigenthümliche Politik zu befolgen haben. Der Zweck sey, die Gesellschaft selbst zu erhalten, und zwar in dem Zustand inneres Friedens. Die Hauptmittel wären zunächst weise Statuten oder Constitutionsgesetze, deren Regeln dargelegt werden. Dann aber zweytens ächt republikanische Tugenden. Ungern liest man die beständigen Angriffe auf *Montesquieu*. Wir sind völlig mit Hn. *v. H.* einverstanden, dass *Montesquieu* von vielen überschätzt wird, und dass man sich sehr in Acht nehmen muss beym Lesen desselben, um nicht durch blendende Sätze irre geführt zu werden. Das rhapsodische Hinschütten seiner Gedanken, sein Streben nach dem Auffallenden, nach Paradoxen, nach Witz, mag bey einem so ernsten Gegenstande Tadel verdienen. Dennoch bleibt es ausgemacht, dass er viele, höchst vortreffliche Ideen giebt, und dass man ihn nicht studiren [illegible] kann,

Digitized by Google

ohne sehr viel zu lernen. Wenn man ihn beurtheilen will: so muss man ihn natürlich nach seinen Principien beurtheilen. Gehen wir von den unsrigen, die er nicht anerkennt, aus: so müssen ja wohl einzelne Sätze bey ihm als durchaus falsch erscheinen. Hier wird z. B. gesagt: „*Montesquieu's balance des pouvoirs*, die man unter desselben hochgepriesene Erfindungen rechne, scheine in der Hölle ausgebrütet, und Satan selbst hätte keinen ärgeren Rath zur Zerstörung jeder Republik geben können." Hr. *v. H.* predigt gegen diesen Grundsatz, der nur Krieg und Zwietracht im Inneren der Genossenschaft organisire, Liebe, Hochachtung und Zutrauen. Aber bedenkt er denn nicht, dass Liebe, Hochachtung und Zutrauen keine Dinge sind, die erzwungen werden können, oder auf welche man rechnen darf? Wäre jedes Menschen Brust voll von Liebe und Vertrauen für alle Anderen: so bedürften wir gar keiner Staaten und keines Zwangs. Und hat er vergessen, dass er einen §. früher selbst lehrt: „dass auch bey den besten Gesinnungen Zwietracht in Republiken nicht vermeidlich sey; dass Bürger übermächtig werden mögen; dass ein Jeder nebst dem gemeinsamen Interesse noch sein eigenes Privatinteresse habe, welches er bey Collisionen vorzuziehen pflege, und dass durch diese und ähnliche Dinge die Republiken untergehen können?" — Drittens werden lehrreich die politischen Anordnungen und Hülfsmittel angegeben, diese nothwendigen republikanischen Tugenden zu erwecken und zu beleben.

Hr. *v. H.* verspricht „eine vollständige, mit allen historischen Beweisen und mit einer viel reicheren Literatur versehene Entwickelung dieser Wissenschaft, die in etwa vier Bänden herauskommen soll." So wenig wir auch mit ihm in den Grundideen zusammenstimmen: so freuen wir uns dieses Versprechens, und bitten ihn, dasselbe nicht unerfüllt zu lassen. Ein solches Werk kann nicht anders als heilsam wirken zur Erkenntniss der Wahrheit.

Schliesslich bemerken wir noch, dass dieses Handbuch in einem gediegenen Styl, einfach und deutlich geschrieben ist, und dass die Sprache selten an den Schweizer erinnert. Nicht oft kommen Ausdrücke vor, wie *des Kants seine Hypothese, giltet* u. s. w. Auch der Verleger hat für gutes Papier gesorgt.

Nmtg.

ÖKONOMIE.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Populäres Lehrbuch der Ökonomie mit Rücksicht auf die Bedürfnisse Österreichs und Ungarns und auf den Zustand der Landwirthschaft im österreichischen Kaiserthum*, verfasst von *Karl Georg Rumi*, Rector u. Prof. zu Iglo in Ungarn. 1808. Erster Band. XII u. 547 S. Zweyter Band. 541 S. 8. (4 Thlr.)

Die Einrichtung dieses Buches trifft mit den bekannten *Beckmann*'schen Grundsätzen der deutsch. Landw. bis auf einige, fast immer unbedeutende Abänderungen überein. Anmerkungen sind gemeiniglich zu Paragraphen, und diese zu eigenen Abschnitten erhoben worden. Die hauptsächlichste Abweichung aber besteht darin, dass der Weinbau, dessen *Beckmann* nur beylaufig Erwähnung thut, in einem eigenen Abschnitte und auch ziemlich gut abgehandelt worden, wobey uns der Vf. einigermaßen mit dem Verfahren der ungarischen Weine bekannt macht. Sofern der Vf. dieses Lehrbuch zunächst für Schulen und Landwirthe in Ungarn und überhaupt in österreichischen Staaten schrieb, verdient seine gute Absicht unseren Beyfall; aber tadelnswerth bleibt es immer, dass er ein so bekanntes Buch, wie das *Beckmann*'sche ist, mehr oder weniger wörtlich ausschrieb. Wollte Hr. *R.* einen Commentar zu jenem Buche liefern: so wird er doch selbst einsehen, dass Commentiren und Ausschreiben verschiedene Dinge sind. Auch hätte man von einem Zuhörer der *Beckmann*'schen Vorlesungen etwas Vorzüglicheres erwarten sollen. Was dem Vf. eigen ist, besteht blos darin, dass er mehrere der neuesten Schriften angezogen, welche bey *Beckmann* noch nicht stehen, dabey auch hie und da die Urtheile der jenaischen und hallischen Literaturzeitungen kurz angedeutet hat, was unseres Erachtens in landwirthschaftlichen Büchern mehr nachgeahmt werden sollte, weil der Landwirth in wissenschaftlicher Rücksicht vor allen anderen in einer üblen Lage ist. — Da übrigens der Vf. gewöhnlich unterlassen hat, das Seinige vom Fremden zu trennen: so weiss man auch nicht, auf wessen Rechnung das wirkliche Gute oder Unhaltbare falle. Auf jeden Fall würde bey weniger Eilfertigkeit der Vortrag im Allgemeinen gewonnen haben. So heisst es S. 351: „Das Weibchen eines Hamsters geht einen Monat trächtig, und wirft ein Paar mal *über das Jahr* 3 bis 9 Junge. S. 376. Beym Futterbau ist weniger Arbeit nöthig, als bey Ackern: Im 2 B. S. 22. Man schneidet den Zweig *ober* dem Topfe ab. S. 416. Die *Hennen* brüten u. s. w. Gar oft zeigt der Vf., dass er mit dem praktischen Gewerbe der Landwirthschaft nicht gehörig bekannt ist: denn er nimmt so Manches für baare Münze an, was es nicht ist; erklärt manche Meinung für erwiesene Wahrheit, welcher noch der nöthige Beleg abgeht. Es wäre für das landwirthschaftl. Gewerbe ein Glück, wenn alles so leichte ging, wie der Vf. meint. Z. B. S. 418. „Das Moos (auf Wiesen) kann man leicht auf aufgestreuten Gyps und durch Austrocknen nasser Stellen der Anger (wie der Vf. öfter die Wiesen nennt) ausrotten." Oft sind die Begriffe bekannter Dinge verwechselt; so werden S. 237 die Beetfurchen Wasserfurchen genannt, welche etwas ganz anderes sind. *Riem's* Schriften würden ihm die Sache deutlicher gemacht haben. Bey den Erdarten sind mit Recht die leider! noch so üblichen Eintheilungen und Benennungen getadelt. Von *Sinter* in seiner trefflichen Darstellung der höheren Landwirthschaftswissenschaft ist unstreitig das Bessere über diese Lehre gesagt worden. — Das Wollkraut (*Anthyllis vuln. Linn.*) soll Thon anzeigen; Rec. fand es stets nur auf sandigen Hügeln. Dass in Norwegen S. 93 die Äcker durch Ablesen der Steine so unfruchtbar geworden sind, dass solche wieder darauf gebracht werden mussten, ist wohl ein Missverständniss. S. 102—118. Über die Urbarmachung der Moräste, Moorfelder und

Brüche ist der Vf. desto weitläuftiger, weil in Ungarn, seiner Versicherung zufolge, der 10te Theil Sumpf ist. Um den Flugsand zu binden, werden der Sandhafer (*Elymus aren.*), Sandschilf (*Arundo aren.*), Sandriedgras (*Carex aren.*) und die Quecke (*Trit. repens. Lin.*) empfohlen, und ihnen wider die gemeine Erfahrung so viele Wirksamkeit zugeschrieben, dafs man im folgenden Jahre schwedische Luzerne (Sichelklee, *Medicago falcata*), Luzerne (*Medic. fativa*), selbst Esparcette (*Hedys. onobr.*) als gutwachsend darauf erbauen könnte. Diese wachsen sicher nicht eher, bis der Boden durch eine lange Cultur die dazu nöthige Fruchtbarkeit erlangt hat. — Die Mischung der Erdarten kann keinesweges so allgemein und unbedingt, wie hier S. 137 empfohlen werden. Abgerechnet, dafs wirklich mehr Kenntnisse dazu gehören, als die wenigsten Landwirthe besitzen, wenn das Ubel nicht noch gröfser gemacht werden soll, wie Rec. besonders bey der Mischung des Sandes in Thon mit angesehen hat: so ist es in den wenigsten Fällen wegen der grofsen Kosten nicht zulässig. S. 148 soll der Gyps auf Wiesen, die mit Klee besäet sind, so zuträglich seyn, dafs man sie 8—10 mal mähen könnte — doch nicht etwa in einem und demselben Jahre? Die Erfahrung hat sicher noch kein Beyspiel über die Hälfte dieser Angabe aufgestellt. — Allgemein verrodeten Dünger auf Äcker zu verlangen, ist zwar eine gewöhnliche Lehre, aber sie ist es in vielen Fällen mit Unrecht. Gleich nachtheilig ist das unbedingte Verlangen, den Dünger beynahe Jahre lang früher in die Äcker zu bringen, als sie besamt werden. S. 287 wird dem Teichschlamme, dem verfaulten Rasen, der Asche, den alten Lehmwänden, gegen die bewährteste Erfahrung, viel zu wenig Wirkung auf die Fruchtbarkeit der Äcker zugestanden. So ist auch die grüne Düngung im Allgemeinen eben so wenig zu verwerfen, als das Obenaufdüngen, welche Letztere auf den Wiesen die einzig mögliche ist. Dafs der Pflug S. 202 mit einem Sturze den Vorzug vor dem mit zweyen haben soll, kann Rec., der mit beiden umzugehen weifs, durchaus nicht zugestehen. Was über die Gröfse der Räder gesagt wird, deutet auf Mifsverständnisse. Was soll das heifsen: „insonderheit ist eine solche Gröfse der Räder zu empfehlen, dafs der Pflug in derselben horizontalen Richtung mit dem vorgespannten Viehe sey?" — Ferner: derjenige Pflug, dessen Grindel (Gründel) mit dem Zugviehe dieselbe Gröfse hat, ist mit der Fläche des Bodens parallel. Seine Gröfse hängt von der Gröfse seiner Räder ab." Hätte der Vf. den Haken in Schlesien und eine andere Art im Erzgebirge kennen gelernt, er würde nimmermehr gesagt haben, dafs mit demselben nicht viel auszurichten sey. Indefs läfst er ihm doch wieder in anderen Stellen, z. B. S. 232, 455 Gerechtigkeit widerfahren. S. 233 wird beyläufig erwähnt, dafs man in Deutschland 14 Tage vor der Saat (dem Säen) als üblich pflüge. So gut sich diese Methode immer zeigen mag: so ist sie gewifs noch viel seltner, als sie bey lockerem Boden angewandt werden sollte. Bey solchem findet sie Rec. deshalb für nöthig, weil, wenn es nicht geschiehet, sich der Boden erst alsdann setzt, wenn die jungen Pflanzen in ihrem ersten Wachsthume begriffen sind, die Wurzeln zerreifsen, Höhlungen, Rinde u. s. w. entstehen — dann ganze Saatfelder verkümmern, ohne dafs man die Ursachen ahndet. Warum der Vf. dagegen beym Sommergetreide das Säen unverzüglich hinter dem Pfluge anräth, ist nicht angegeben, und auch nicht abzunehmen. S. 242. Vom Pferche kann der Vf. schwerlich einen deutlichen Begriff haben; er sagt unter anderen: „In Pferch stellt man im Frühjahre Anfangs die Hämmel, dann im Herbste, wenn die Witterung kälter wird, die Schafmütter und Lämmer. — S. 262. Wo ein Scheffel Roggen ausgesäet wird, sollen $1\frac{1}{3}$ Scheffel Weizen erfoderlich seyn. Man kehre den Satz um, so wird man der Wahrheit näher kommen. S. 266. Wenn die Saatfurche nicht tiefer als 4 Zoll, und nicht breiter als 7 Zoll genommen, der Same hinter dem Pfluge in die Furche so eingesäet wird, dafs auf 1 Fufs Länge ohngefähr 20 Roggenkörner kommen, und von der folgenden Furche bedeckt wird; so soll man, nach *Szabo*, das 4te Korn erbauen, wenn im Vergleich mit dem gewöhnlichen Säen man mit dem 10ten zufrieden ist —. Da wäre ja auf einmal das schwere Problem gelöst.

Was den botanischen Theil betrifft: so hat der Vf. gar wenig Wünsche befriediget. Es scheint, als habe er mehr thun wollen, als *Beckmann* gethan hat; aber das ist ihm nicht gelungen, und doch hätte er gerade hier seinen Vorganger am leichtesten übertreffen können. Er hat noch öfter als dieser unterlassen, die Linnéischen Benennungen anzuführen, und, wo er es that, dieses zu bemerken vergessen. Oftmals sind mehrere Synonyme angezogen, und hinterdrein noch der Charakter der Species lateinisch angegeben, wozu man den Autor selbst aufsuchen mufs. Bald sind wiederum die Benennungen von Varietäten statt der einer Species angenommen. Das Anziehen des botanischen Namens soll Deutlichkeit bewirken: aber wie es hier geschehen, mufs die Verwirrung nur noch gröfser werden. Am besten dürfte es seyn, wenn nur der Linnéische Name in Parenthese eingeschaltet wird. Dank verdient es aber, dafs der ungarische und slav. Name bey vielen Pflanzen beygefügt ist. Es wäre zu wünschen, dafs es bey allen geschehen wäre. Man wird aus diesem Wenigen schon abnehmen, dafs der Vf. es nicht vermochte, die noch vielen geltenden, und noch immer aus einem Buche ins andere kommenden, Unrichtigkeiten bey den landwirthschaftlichen Pflanzen, zu beseitigen, wozu es doch wohl endlich einmal Zeit wäre. S. 292. Die 6zeilige Wintergerste wird, gegen den Bericht des Vfs., in Sachsen nirgends gebauet. S. 310. In der tarontaler Gespannschaft wird der Sumpfreifs (*Oryza paluftris*) angebauet, so dafs die Türken von hier welchen holen, wenn er bey ihnen mifsrathen. Der Bergreifs (*Oryza mont.*) soll dagegen nicht gut arten. Ein Lächeln erregt es, wenn man liest, dafs man das Getreide, wenn es sich lagert, abhauen und die Felder von Neuem bestellen soll; desgleichen wenn Wind und Platzregen vom Lagermachen freygesprochen werden, da sie es doch öfter bewirken, als das so sehr beschuldigte Dickstehen. Überhaupt zeigen sich in dem Abschnitte über den Getreidebau manche Unrichtigkeiten, die ein Schriftsteller

Digitized by Google

ler in unſeren Tagen vermeiden ſollte. Ein Gleiches gilt in der Lehre von Futterkräutern. Der wichtige Gegenſtand über das gehörige Verhältniſs zwiſchen Getreidefeldern und Wieſen iſt viel zu ſeicht abgehandelt. — Es ſind nur leere Worte, wenn der Vf. ſagt: „Man baue Futterkräuter, und dann wird man Futter genug haben." S. 385 wird das ſibiriſche Hanegras fälſchlich für ein zartes Futter ausgegeben. Das Waſſergras (*Poa aquatica*) iſt ebenfalls kein vortreffliches Futter, welches Empfehlung verdient. Rec. fand bey genügenden Verſuchen, daſs es weder Pferd noch Rind gern fras, ja beide es im Gemenge liegen lieſsen. Der Igelskolben (*Sparganium erectum*) iſt wohl aus Verſehen in das Verzeichniſs der guten Futterpflanzen gekommen. Unter den Hecken oder Befriedigungs-Pflanzen wird dem Hagedorn der Vorzug zugeſtanden. Des Kreuzdornes, welcher ihm zum wenigſten an der Seite zu ſtehen verdient und jetzt ſehr empfohlen wird, iſt gar nicht gedacht worden.

Der 2te Band fängt in der *Beckmann*'ſchen Ordnung mit dem 5 Abſchnitte: von der Cultur der Obſtbäume, an. Ein Pflaumenbaum ſoll, S. 40, wenn ihm bey Kränklichkeiten die ſchadhaften Äſte genommen werden, noch 30-40 Jahre dauern und Früchte tragen. Die Obſtſorten ſind nicht verzeichnet, ſondern die Leſer werden auf *Beckmann* verwieſen. Der ſechſte Abſchnitt iſt S. 72 — 122 neu hinzugekommen, und handelt vom Weinbau, den *Beckmann* nur beyläufig anführte. Dieſe Lehre iſt dem Vf. gut gelungen. — S. 213 ſoll der Leinſame von voriger Arndte nichts mehr taugen, was der Erfahrung widerſpricht. S. 214 ſollen die Deutſchen den Flachs zu zeitig ausraufen, und es wird behauptet, daſs dieſs die Urſache ſey, warum ſie immer neuen Samen aus Mitau und Riga ziehen müſsten. Daſs dem Winterrübſen die Erdflohe nicht ſchaden ſollen, ſtreitet gegen die gemeine Erfahrung. Rec. hat es erlebt, daſs ſie ganze Felder verwüſteten, und ſolche neu beſtellt werden muſsten. Bey dem Saflor, S. 242, iſt die Behauptung falſch, daſs ſolche Pflanze Mannshochwachſe; auch werden von ihr nicht die Staubfaden, ſondern die Kronenblätter geſammelt. In der Lehre von der Bienenzucht bleiben nicht nur manche Wünſche übrig, ſondern es hat ſich auch manches Irrige eingeſchlichen. So ſollen S. 464 Magazinkörbe koſtbar zu transportiren ſeyn, das Wachs in denſelben braun und ganz ſchwarz werden, weil man es bis zum dritten Jahre darin laſſen müſste, ehe man es ausſchneiden könnte. So können die beſten Dinge in üblen Ruf gebracht werden. Die Jagd und Gewinnung der Mineralien ſind mit Recht ausgeſchloſſen, weil ſie eigene Gewerbe begründen.

Der zweyte oder allgemeine Theil iſt ebenfalls, wie bey *Beckmann*, kurz abgefertiget, da die hieher gehörigen Lehren doch von der äuſserſten Wichtigkeit für den praktiſchen Landwirth ſind.

Der Gebrauch dieſes Lehrbuches iſt durch den Mangel eines Regiſters, ja ſelbſt einer Inhaltsanzeige, ſehr erſchwert; beides befindet ſich doch bey *Beckmann*, deſſen Beyſpiel den Vf. vor dem Überſehen eines ſo weſentlichen Stückes hätte ſichern können. J. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Göttingen*, b. Dieterich: *Über das Amt der Hypothekenaufſeher im Königreiche Weſtphalen.* Von *G. P. Becker.* 1809. 28 S. u. 7 Tabellen. gr. 8. Das königliche Decret vom 22 Sept. 1808 gab dem Königreiche Weſtphalen eine neue Einrichtung des Hypothekenweſens, oder ſetzte vielmehr nur den Beamten und ſeine Verhältniſſe feſt, welcher jenen bereits mit dem *Code Napoleon* eingeführten Adminiſtrationszweig verwalten ſollte. Es iſt dieſer Beamte ein Secretär des Diſtrictstribunals, welcher einzig für das Hypothekenweſen von dem Könige ernannt wird. Sein officieller Name iſt: *Greffier-conservateur des hypothequet.* In denjenigen Städten, deren Bevölkerung mehr als 10000 Seelen beträgt, hat er einen Secretär-Gehülfen (*commis-greffier*), der beſonders mit dem Hypothekenweſen *der Stadt* beauftragt iſt. Dieſer Gehülfe wird von dem Hypothekenſecretär vorgeſchlagen und von dem Tribunale ernannt. Es führen beide ihre Geſchäfte unter der Aufſicht des Tribunals. Der Gehalt des erſten Secretärs iſt eben ſo hoch als der eines Tribunalrichters erſter Claſſe, alſo 2000 bis 4000 Franken. Auſser dieſer Beſoldung erhält er 3000 Fr. Bureaukoſten, dahingegen berechnet er die Gebühren, welche proviſoriſch auf 1 pro Cent des inſcribirten Capitals feſtgeſetzt ſind, jedoch mit Ausnahme für begünſtigte Foderungen. Dieſe Einrichtung hat unſtreitig groſse Vorzüge vor derjenigen, welche in Frankreich eingeführt iſt, denn indem ſie den Hypothekenſecretär ganz der Aufſicht des Tribunals unterordnet, können ſehr viel Mifsbräuche und Unordnungen vermieden werden, die möglicher Weiſe ein ſich allein überlaſſener Hypothekenbewahrer ſich zu Schulden kommen laſſen könnte. „Das Hypothekenſyſtem, ſagt mit Recht der Vf., iſt gröſstentheils neu für uns und in ſeiner Grundanſicht (!) durchaus abweichend von dem ſonſt bey uns eingeführten. Leben und Bewegung geht darin von dem Conſervateur aus: einem verlorenen Manne, ſobald er die Zügel fahren läſst. Denn eine Verantwortlichkeit, wie ſie nirgends weiter in dem Grade vorkommt, ruhet auf ſeinem bedeutenden Amte, das volle Obacht und pünctliche Genauigkeit zur unerläſslichen Bedingung macht." — Der Vf., ſelbſt Hypothekenſecretär, hat ſich alſo kein geringes Verdienſt um ſeine Collegen erworben, indem er ihnen auf eine äuſserſt zweckmäſsige und plane Weiſe den ganzen Gang des ihnen anvertrauten Geſchäfts vorgezeichnet und Schemata zu den Regiſtern mitgetheilt hat, die ſie theils nach dem Geſetze zu führen verbunden ſind, theils zu ihrer eigenen Erleichterung und Überſicht des Ganzen führen müſſen. Der Vf. hat mit Recht vorzüglich den *nouveau traité des privileges et hypothequet* von *Comeille* benutzt, und auch aus dieſem einige Tabellen wörtlich abdrucken laſſen. Rec. enthält ſich, etwas Weiteres aus dem angezeigten Werkchen zu bemerken, da er das, was *allgemein* von dem weſtphaliſchen Hypothekenweſen intereſſiren kann, angeführt hat, niemand aber, dem das Hypothekengeſchäft beſonders angeht, dieſes wohlgerathene Büchlein ungeleſen laſſen darf. Den Hypothekenſecretären ſelbſt iſt aber ſehr anzurathen, es ganzlich zu ihrem Führer zu wählen. Folgende Bemerkung, ſo unweſentlich ſie zu ſeyn ſcheinen wird, kann jedoch Rec. nicht unterdrücken. Die Hypothekenbewahrer ſind und heiſsen in Weſtphalen *Secretare* des Tribunals (*Greffier-conservateur*). Warum erwähnt der Vf. nirgends dieſes *geſetzlichen und einzigen* Titels dieſer Beamten, ſelbſt nicht in den officiellen Unterſchriften unter den Formularen? Schämt er ſich des ehrenvollen Titels eines *Greffier?* Es hat in Frankreich ein ſolcher gleichen Rang mit den Richtern. Doch, es ſcheint den Deutſchen die Sucht, ſich höhere, oder nach Jemandes Meinung *ſonorere* Titel anzumaſsen, angeboren zu ſeyn. Schon hörte man hin und wieder in Weſtphalen von *Ober*-Präfecten ſprechen; den Herren *Unter*-Präfecten hat das *Unter* erſt beſonders von dem Miniſter anempfohlen werden müſſen; von Departements-, Diſtricts-, Municipal-Räthen und vorzüglich Räthinnen hört man auch bereits reden, und gewiſs wird es nicht lange dauern: ſo werden wir ſogar den Titel „*Herr Familien-Rath*" vernehmen.

F.....k.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 MÄRZ, 1809.

THEOLOGIE.

MÜNSTER u. LEIPZIG, b. Waldeck: *Bibliſche Anthropologie.* Von Dr. *Franz Oberthür*, ordentl. öffentl. Lehrer der Dogmatik an der hohen Schule zu Würzburg. Erſten Bandes 1 und 2 Hälfte. 1807. 528 S. Zweyter Band. 1808. 522 S. Dritten Bandes I Abtheil. 1808. 294 S. II Abtheil. 1809. 426 S. 8. (6 Rthlr. 8 gr.)

Der materielle Theil dieſes Werkes iſt im Ganzen ſo vortrefflich, daſs es Rec. als eins der vorzüglichern Producte der neuern Theologie empfehlen würde, wenn nicht der formelle Theil deſſelben ſo reichlichen Stoff zum Tadel darböte. Hätte Hr. *O.* ſeine bibliſche Anthropologie in Einen Band zu concentriren, und alle unnützen Wiederholungen zu vermeiden gewuſst: ſo würde ſie ſich nicht nur beſſer leſen, ſondern die Haupt-Ideen der Schrift würden ſich auch leichter überſehen laſſen, und auch wahrſcheinlich mehr Eingang finden. Wir geben, indem wir das Werk näher charakteriſiren, zugleich die Beweiſe unſeres Lobes und Tadels. Daſs die verſchiedene Confeſſion des Rec. hiebey keinen Einfluſs habe, verſteht ſich von ſelbſt. Obnedieſs könnte dieſs nur bey einigen, gröſstentheils aufserweſentlichen Puncten der Fall ſeyn, wie jeder Sachverſtändige ſogleich einſehen wird.

Unter einer *bibliſchen Anthropologie* verſtehet Hr. D. *Oberthür* eine Darſtellung der ganzen moraliſchen Natur des Menſchen, wobey der Stoff aus der Bibel, als der eigentlichen Haupt-Quelle, genommen und nach der bibliſchen Tendenz verarbeitet wird (I Bd. S. 16). Die bibliſche Anthropologie iſt eigentlich der zweyte Theil einer nach des Vfs. Plane entworfenen Dogmatik, oder eines vollſtändigen Syſtems aller religiöſen Wahrheiten, aus welchen die Theorie des chriſtlichen Glaubens beſtehet, wohin auch die erſten Grundwahrheiten der praktiſchen Religion gehören, welche in der eigentlichen Moral mehr auseinander geſetzt und zur näheren Anwendung erklärt werden. Eine *bibliſche Theologie* iſt der erſte Theil dieſer Dogmatik, und enthält die Lehre von Gott, Religion, Offenbarung, oder Gottes beſondere Anſtalten zur Leitung des Menſchengeſchlechts zu ſeiner Beſtimmung.

Die bibliſche Anthropologie ſoll der *philoſophiſchen* nicht entgegengeſetzt ſeyn, ſondern dieſe mit in ſich aufnehmen, beſtätigen und erweitern (S. 6, 7). Sie heifst auch nicht in dem Sinne eine bibliſche, in welchem einige Theologen eine *bibliſche Dogmatik* geſchrieben haben, um ſie nämlich von der ſcholaſtiſchen und ſymboliſchen, wie das Weſentliche in der Religions-Theorie von menſchlichen Zuſätzen und allem Entbehrlichen — wie ſie ſagen — zu unterſcheiden und zu ſondern. „Dieſe Sonderung, fährt der Vf. S. 14 fort, war gemeiniglich das Werk einer gewiſſen Politik, wie ehemals einige Gelehrten ſich mit der Diſtinction halfen, daſs etwas nach der Philoſophie wahr ſeyn könne, was die Theologie nach der Offenbarung verwerfe und für falſch erkläre, wenn ſie von der Inquiſition eine ſcharfe und nachdrückliche Cenſur ihrer freyen Meinungen fürchteten: ſo ſcheinen auch dieſe eine ſoteriſche (eſoteriſche) Dogmatik für den kleineren Haufen ausgewählter Schüler, aus der Bibel, und eine exoteriſche aus den ſymboliſchen Büchern, und nach der Weiſe der Local- und Temporal-Orthodoxie für den groſsen Haufen, oder beide zum beliebigen Gebrauch nach Erfodernifs der Umſtände geſchrieben zu haben. Eine in dieſer Art *rein bibliſche Dogmatik*, daſs alles Philoſophiren über bibliſche Lehren davon ausgeſchloſſen wäre, würde dem Begriffe und der Abſicht einer Dogmatik gar nicht entſprechen, die eigentlich eine Philoſophie über die Bibel ſeyn, das heifst, die darin zerſtreuten, und oft auf die verſchiedenſte Art, in mancherley Tropen und Wendungen vorgetragenen Wahrheiten ſammeln, ſie durch Räſonnement, nämlich durch Folgerungen und Vergleichungen entwickeln, erweitern, erklären, anwenden, in eine natürliche, einfache, dem Zeitalter und dem Volke verſtändliche Sprache, mit einem ſich durchaus gleichen Vortrage einkleiden, dann in ein Syſtem und zu einer vollſtändigen Religions-Theorie verbinden, und alſo blofs reine Reſultate einer genauen Kenntnifs der Bibel, eines freyen Studiums ihrer Interpreten, der ganzen Kirchengeſchichte, der Menſchen und der Zeiten, endlich eines geübten und geprüften, nur das Zweckmäſsige, nur das Brauchbare, aus dem ſo vielfachen, in dieſen Quellen gehäuften Stoffe wählenden, und zum rechten Zweck für das Gewählte richtig und geſchickt leitenden äſthetiſchen Sinnes liefern muſs."

Alles vollkommen wahr, und ein Wort zu ſeiner Zeit, das aber beſonders den neueren proteſtantiſchen Schriftſtellern gilt, geredet. Dennoch können wir die von dem Vf. vorgeſchlagene, und in Anſehung des einen Theils wirklich zur Ausführung gebrachte, Trennung der bibliſchen Theologie und Anthropologie nicht billigen. Daſs man die wiſ-

ſenſchaftliche Dogmatik und Moral von einander abſonderte, war ſchon in manchem Betracht ſehr nachtheilich (obgleich dieſe Trennung auch von unverkennbaren Vortheilen begleitet war); allein bey der Bibellehre fällt das Unſtatthafte und Nachtheilige einer ſolchen Abſonderung recht in die Augen. Lehre und Handlung, Glaube und Thun, Gott und Menſch, ſtehen in der heil. Schrift in unzertrennlicher Verbindung. Sie kennt nur den *religiöſen Menſchen*, d. h. den Menſchen im Verhältniſs zur Gottheit, als Schöpfer, Geſetzgeber, Vergelter. Auch hat der Vf. in ſeiner Darſtellung ſelbſt die öftere Berührung und Erörterung der *Theologie* nicht vermeiden können, ſo wie wir überzeugt ſind, daſs ihm die noch zu erwartende Darſtellung der Theologie nur unter der Vorausſetzung; daſs er die Anthropologie wieder berückſichtige, gelingen könne. Der Vf. hat dieſs auch ſelbſt gefühlt, und III B. 1 Abth. S. 7 eingeſtanden: „daſs er die Lehre von Chriſtus zwiſchen der bibliſchen Anthropologie und Theologie habe theilen müſſen, ohne daſs er ſelbſt noch das Wie? anzugeben wiſſe!“ Auch an anderen Orten muſs er die Vermiſchung deſſen, was er doch getrennt wiſſen will, anerkennen. Vgl. S. 173. 176. 192 u. a. St. Dieſe nothwendig gewordene, öftere Wiederholung konnte nur durch die von uns gewünſchte Behandlung der Theologie und Anthropologie, als Identität, vermieden werden. Indeſſen läſst ſich nun die einmal getroffene Einrichtung nicht mehr abändern, und wir wünſchen daher nur, daſs Hr. *O.* die bibliſche Theologie, deren Grundzüge er ſchon ſehr richtig entworfen hat, bald möge nachfolgen laſſen, damit alsdann doch ein weniger zerſtückeltes Ganzes entſtehe. Beſſer wäre es freylich geweſen, wenn Hr. *O.* ſeinen urſprünglichen Plan, die bibliſche Theologie *zuerſt* herauszugeben, ausgeführt hätte. Er klagt aber (III B. 1 Abth. S. 8), daſs er dem Drange der Umſtände hiebey habe nachgeben müſſen.

Die ganze Anthropologie wird unter folgenden IV Hauptſtücken abgehandelt: I. Ideal des Menſchen, wie es Natur und Offenbarung aufſtellen, und die Glückſeligkeit, wozu der nach dieſem Ideal ringende Sterbliche beſtimmt iſt. Dieſes reichhaltige Thema macht den Inhalt des ganzen I Bandes aus. II. Abweichung des Menſchen von ſeiner Beſtimmung durch Sünde. Der Sündenfall des erſten Menſchenpaares. Moraliſches Verderben des Menſchengeſchlechts, oder überwiegender Hang der Sinnlichkeit in jedem einzelnen Menſchen, eine Folge der Sünde unſerer erſten Eltern; trauriges Loos des Sünders. Dieſer Gegenſtand wird im II B. abgehandelt. III. Gottes Rathſchluſs, das gefallene Menſchengeſchlecht wieder herzuſtellen. Jeſus von Nazareth, der Menſchenerlöſer. Dieſer Stoff wird im III B. verarbeitet. Das IV Hauptſtück wird von den letzten Dingen des Menſchen, oder von den verſchiedenen Schickſalen des Menſchen nach ſeinem Tode, von den wechſelſeitigen Verhältniſſen der Verſtorbenen zu den Lebendigen, und vom Ende dieſer Schöpfung handeln — „aber, ſagt der Vf. I B. 1 Abth. S. 18, nicht ſowohl dogmatiſch als hiſtoriſch, weil doch nichts von allem dem, was man gewöhnlich unter dieſer Aufſchrift vorzutragen pflegt, an ſich eine eigentlich praktiſche Tendenz hat, und von Manchem der wahre Sinn nicht einmal noch ſo ganz ſicher beſtimmt werden kann.“ Dieſer Gegenſtand bleibt dem noch zu erwartenden IV Bande, womit wahrſcheinlich das ganze Werk geſchloſſen wird (eine ausdrückliche Erklärung hierüber haben wir nicht gefunden), vorbehalten.

Gegen dieſe Eintheilung und Anordnung, welche eigentlich die bey den Dogmatikern gewöhnliche iſt, läſst ſich nichts erinnern. Eben ſo wenig im Allgemeinen gegen die Darſtellung der bibliſchen Lehren ſelbſt. Es iſt ſehr löblich, daſs ſich Hr. *O.* dabey von der beliebten Accommodationstheorie, welche durch den ſogenannten Rationalismus nur in einer anderen Wendung erſcheint, frey zu erhalten gewuſst, und dem Buchſtaben der heil. Schrift keine Gewalt angethan hat. Gegen den Vorwurf, den ihm neuere proteſtant. Theologen wahrſcheinlich machen dürften, daſs er die Bibel nach den dogmatiſchen Grundſätzen ſeiner Kirche interpretirt habe, wird ſich Hr. *O.* leicht verantworten können. Der an ſich vollkommen richtige hermeneutiſche Kanon, daſs die Bibel nur aus ſich ſelbſt erklärt werden müſſe, darf nur nicht zu einer Licenz gemiſsbraucht werden, welche man bey keinem Proſanſchriftſteller zugeſtehen würde. Gerade gegen dieſe Ausleger, welche den bibliſchen Schriftſtellern *ihren Rationalismus* ſo gern aufdringen möchten, und es durch zwangvolle, willkührliche Erklärungen wirklich thun, muſs man jenen Kanon von neuem einſchärfen. Die kirchliche Interpretation (bey den Katholiken ſowohl als Proteſtanten, welche letztere allerdings auch eine kirchliche Interpretation haben) trägt in der That weit weniger in die heil. Schrift hinein, als die in den neueren Zeiten beliebt gewordene Interpretationsmanier aus derſelben herausträgt. Die *Analogia fidei* iſt doch wenigſtens ein Princip, das, gegen die Principloſigkeit ſo mancher Schrifterklärung gehalten, groſse Achtung verdient.

Hr. *O.* erſcheint in dem ganzen Werke als ein ächter Schriftheolog. Er ſetzt überall die heil. Schrift als Offenbarungsurkunde voraus, und ſchiebt dem Offenbarungsbegriffe ſelbſt keine fremdartigen Ideen willkührlich unter. Seinen Grundſatz hierüber finden wir III B. 2 Abth. S. 95—96 in folgenden Worten (in beſonderer Beziehung auf die Satisfactionslehre) ausgeſprochen: „Wenn die Bibel einmal entſcheidend geſprochen, ſo gilt kein Räſonnement *a priori* mehr dagegen. Es kann dann von der Nothwendigkeit, Entbehrlichkeit, Nützlichkeit, Schädlichkeit einer Lehre ferner keine Rede mehr ſeyn. Nur höchſt wohlthätig kann die Lehre der Bibel dem menſchlichen Geſchlechte ſeyn, verkündiget von Gott durch dieſes untrügliche Organ, als ein von ſeiner Weisheit gewähltes Mittel, irgend einem Bedürfniſſe der Menſchheit abzuhelfen, oder es ſeiner Beſtim-

Digitized by Google

mung näher zu bringen. Eine bibliſche Lehre für entbehrlich erklären, verräth Kurzſichtigkeit und Übereilung. Man kennt ſeine Bedürfniſſe nicht, ſchlieſst von ſich auf Andere, und von ſeiner gegenwärtigen Stimmung und Lage auf alle zukünftigen und möglichen Momente des Lebens, wo verändertes Gefühl, veränderte Lage, erweiterte Einſicht, eine ganz andere Stimmung, nicht blofs die Wohlthätigkeit einer ſolchen Lehre erkennen, ſondern auch fühlen machen kann, dafs ſie unumgänglich nothwendig ſey. Wollte der Dogmatiker aus der Bibel nur ſolche Lehren in ſein Syſtem aufnehmen, oder davon ausſchlieſsen, die er ſeiner individuellen Einſicht und Empfindung nach für nothwendig oder entbehrlich hält: welche Verſchiedenheit würde da in der Darſtellung und im Umfange der einen für das allgemeine Beſte der Menſchheit getroffenen Anſtalt Gottes, der Offenbarung und der Bibel herrſchen?"

Bey dieſer Anſicht von Offenbarungsglauben und Bibel iſt leicht zu erwarten, dafs ſich der Vf. in keinem weſentlichen Puncte von der allgemeinen Kirchenlehre entfernt haben werde. Nur zuweilen würde ihn, wenn man ſtreng verfahren wollte, ein Vorwurf hierüber treffen. Dieſs iſt, um ein Beyſpiel anzuführen, in der Lehre von der Erbſünde der Fall. Nach B. II. S. 343 iſt in dieſem Dogma das aufgehobene Gleichgewicht zwiſchen der Vernunft und Sinnlichkeit und der uns allen angeborene Hang zum Böſen die Hauptſache. „Dieſer bleibt, wenn ich ihn auch nicht gerade *Erbſünde* nenne, nicht für imputabel halte, und keine Imputation im Auguſtinianiſchen Sinne annehme. Nur eigentlich darauf gründet ſich auch die ganze Lehre von der Gnade; und wenn der Zuſammenhang noch anderer verwandter Lehren, als der von Chriſtus, dem Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, dem Erlöſer der Menſchen u. ſ. w. mit der ſo einfach dargeſtellten Lehre von der Erbſünde etwa nicht ſo leicht überſehen werden könnte, und man glauben ſollte, nur durch das Medium der inneren Moralität und Imputabilität jenes angeborenen Erbübels oder einer wirklichen, aus was immer für Urſachen geſchehenen Imputation der Sünde Adams könne der Zuſammenhang, hergeſtellt und die Allgemeinheit der Erlöſung Platz haben und begriffen werden: — ſo hat man wohl jene Grundwahrheit noch nicht aufmerkſam genug, noch nicht von allen Seiten betrachtet. Bey einer neuen Reviſion dieſes Gegenſtandes, die wir unten anſtellen wollen, finden wir doch vielleicht den bis jetzt meiſt überſehenen Bewährungspunct aller dieſer verwandten Wahrheiten, und überzeugen uns von dem Zuſammenhange derſelben unter einander, ohne zur Imputation der Sünde Adams im Auguſtinianiſchen Sinne, als zu einem Verbindungsmittel, unſere Zuflucht nehmen zu müſſen."

Rec. mufs aber bekennen, dafs in dieſer ganzen Darſtellung (auch nach der am Ende des zweyten Bandes gegebenen Recapitulation) das wahre Moment der kirchlichen Lehre nicht getroffen ſey. Wie locker erſcheint doch der von dem Vf. angegebene Zuſammenhang gegen die feſte Verkettung aller mit dieſem Dogma verwandten Lehren in dem dogmatiſchen Syſteme! Von der Beſtimmung des Dogma's durch die tridentiniſche Kirchenverſammlung heifst es S. 347: „Sie iſt ganz die Auguſtinianiſche; nur nicht ſo entwickelt und beſtimmt, wie man ſie beym Auguſtinus ſelbſt findet." Dagegen wurde vorher S. 345 geſagt: dafs es nur ſo ſcheine, als ob die Kirchenverſammlung mit jener Theorie völlig übereinſtimme; und in den folgenden S. 348. 349 wird nach dem Proteſtanten *Chemnitius* und dem Katholiken *Andradius* angenommen: „dafs dieſe Synode, nach dem Beyſpiele anderer Synoden, hier weiter nichts beſtimmt habe, als dafs alle Menſchen von Adam die Erbſünde empfangen, worin dieſe aber beſtehe, mit Fleifs ganz mit Stillſchweigen übergangen und uns die Freyheit gelaſſen habe, darüber zu denken, was jedem gut dünkt." Dazwiſchen ſtehen einige Bemerkungen über das Temporelle und Occaſionelle in den Decreten der Kirchenverſammlungen überhaupt und der tridentiniſchen insbeſondere; desgleichen die Andeutung eines Zweifels: ob man auch wohl mit Recht dieſe Synode für eine *allgemeine* halten dürfe? Hier iſt eine Art von Latitudinarismus, wovon Rec. kein Freund iſt. Ähnliche halbirte Vorſtellungen und Inconſequenzen ſind uns noch zuweilen vorgekommen.

Die exegetiſchen Unterſuchungen gehören nicht zu den vorzüglichſten Partheien dieſes Werkes. Sie ſind zwar im Allgemeinen ſo beſchaffen, dafs man mit den Reſultaten des Vfs. zufrieden ſeyn, und ſich über keinen den bibliſchen Schriftſtellern angethanen Zwang beklagen kann; aber der Gelehrte wird ſich durch die allgemeinen, durch keine philologiſche Genauigkeit unterſtützten, Räſonnements des Vfs. ſelten befriedigt fühlen. Wahrſcheinlich glaubte Hr. *O.*, die eigentlich exegetiſchen Bemerkungen, welche man in einer ſolchen Schrift allerdings zu erwarten berechtiget iſt, um der nicht-theologiſchen Leſer willen, weglaſſen zu müſſen. Für dieſe hätte dann aber auch die gelehrte Terminologie und alle Scholaſtik vermieden werden ſollen. Dafs bey manchen Dogmen die ſcholaſtiſchen Eintheilungen zwar angeführt ſind, dabey aber der bibliſche Grund hievon nicht gehörig erörtert wird, iſt ebenfalls nicht zu loben. Gerade in einer ſolchen Schrift verlangt man eine detaillirte Belehrung hierüber. Wir führen blofs II Bd. S. 80 ff. zum Beweis an. Dagegen verdienen die *praktiſchen Bemerkungen* vorzüglich empfohlen zu werden. Der Vf. iſt nicht nur mit den Bedürfniſſen des Religionslehrers bekannt, ſondern er weifs auch den Dogmen ſelbſt ihre praktiſche Seite abzugewinnen, und durch ſeine Bemerkungen den fruchtbaren Gebrauch der chriſtlichen Glaubens- und Sitten-Lehre zu befördern. Dieſs iſt in einem ſo vorzüglichen Grade der Fall, dafs wir den praktiſchen Werth dieſes Werks überhaupt höher anſchlagen müſſen, als den theoretiſchen. Nach einer oben ſchon angeführten Äuſserung des Vfs. haben die noch

Digitized by Google

abzuhandelnden Lehren von den letzten Dingen an und für sich keine praktische Tendenz, daher er sie auch mehr *historisch* als *dogmatisch* abzuhandeln verspricht. Wir wünschen nicht, dafs der Vf. dieſs buchstäblich nehmen und erfüllen werde. Wir sind überzeugt, dafs auch diese Lehren, so gut wie die anderen, kein bloſs speculatives Interesse haben, und dafs sich auch hiebey der schon von den Scholastikern vertheidigte Satz: *Theologia est habitus practicus* vollkommen bestätige. Es kommt nur darauf an, dafs das praktische Moment gehörig hervorgehoben werde. Indem wir dem Vf. das hiezu erforderliche Geschick vollkommen zutrauen, hoffen wir auch, dafs er sich nicht selbst durch eine unrichtige Vorstellung den wahren Gesichtspunct verrücken werde.

Nicht so günstig, wie über den materiellen Theil dieses Werks, können wir über den formellen desselben urtheilen. Oft muſs die Weitschweifigkeit die Stelle der Gründlichkeit ersetzen, und auch da, wo man dem Vf. vollkommen beypflichtet, findet man es unangenehm, dafs er so weit ausholt, und erst nach langen Umschweifen zu dem weit näher liegenden Resultate gelangt. Demnächst vermiſst man eine gute Methode und Ordnung des Vortrags. Hr. *O.* scheint über eine Materie niederzuschreiben, was und wie es ihm einfällt; findet er in der Folge noch etwas hinzuzufügen oder zu berichtigen, so geschieht dieſs, ohne dafs das Vorhergesagte verändert wird. Daher rühren so viele Anakephaleosen und Retractationen, der vielen identischen Wiederholungen; welche einen sehr unangenehmen Eindruck machen, nicht zu gedenken. Das beständige Hinweisen auf frühere oder künftige Bemerkungen, oder wohl auch auf andere Schriften des Vfs., worin er denselben oder einen verwandten Gegenstand abgehandelt, besonders auf die *Idea biblica ecclesiae*, ist dem Leser ebenfalls sehr beschwerlich, und bewirkt eine nachtheilige Zerstückelung der Ideen. Schon beym mündlichen Vortrage sollte so etwas nur äuſserst selten vorkommen; beym schriftlichen aber kann der Leser mit Recht eine gröfsere Aufmerksamkeit vom Autor verlangen. Er soll durchaus nicht niederschreiben, was und wie es ihm in die Feder kommt. Wir haben schon ein Bekenntniſs angeführt, worin es heiſst: „Die Lehre von Jesus — — muſs ich zwischen der Anthropologie und Theologie theilen. *Wie?* das kann ich selbst noch nicht genau vorausbestimmen.“ Dieſs setzt doch offenbar voraus, dafs der Vf., als er dieſs schrieb, mit seinem Gegenstande selbst noch gar nicht im Reinen war, sondern dafs er erst während des Schreibens experimentirte. Eine solche *negligentia* ist wenigstens keine *grata!*

Wir müssen daher den Vf. recht sehr bitten, nicht nur bey Ausarbeitung des noch zu erwartenden letzten Theils, sondern auch bey der versprochenen *biblischen Theologie* die Form mehr zu beherzigen, und die von uns nur zum Theil angezeigten Fehler zu vermeiden. Er hätte es sich im entgegengesetzten Falle nur selbst zuzuschreiben, wenn der gröfste Theil des Publicums sein an sich schätzbares Werk für unlesbar erklärte, was wir sowohl um des achtungswerthen Vfs. als auch um des theologischen Publicums willen, keineswegs wünschen.

mcr.

Quedlinburg u. Blankenburg, b. Ernst: *Abriſs der bey dem Religionsunterrichte unentbehrlichſten Hülfskenntniſſe.* Erste Abtheilung, welche die beym Religionsunterrichte nothwendigsten Naturkenntniſse enthält, von *Johann Wilhelm Heinrich Ziegenbein*, herzogl. braunschw. lüneburgisch. Consistorialrathe und Superint. zu Blankenburg. 1806. 290 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. glaubt mit *Reimarus*, dafs das Christenthum die Wahrheiten der natürlichen Religion voraussetze und zum Grunde lege, dafs ferner die natürliche Religion durch eine Physikotheologie begründet, und der Glaube auf ein Wissen gebauet werden müsse; die Physikotheologie setze aber eine genaue Kenntnifs der Natur voraus, und der gegenwärtige Abriſs sey dazu bestimmt, zur Erlangung jener Naturkenntniſse eine Anleitung zu geben. Dieſs ist der Zusammenhang, in welchem die in diesem Buche vorgetragenen Naturkenntniſse mit dem Religionsunterrichte stehen. Unsere Leser können nun hieraus selbst urtheilen, in wie fern dieſs die *unentbehrlichſten* Hülfskenntniſse bey der Religion genannt werden können. Sind diese Kenntniſse, welche in diesem Buche vorgetragen werden, bey dem Religionsunterrichte wirklich unentbehrlich: so mag es bis jetzt noch sehr schlecht um die Religionskenntniſs bestellt seyn, da gewifs dem gröfsten Theile derer, welche diese zu haben glauben, solche Kenntniſse abgehen, als hier vorgetragen werden. — Da übrigens der Vf. seine Materialien aus guten Quellen geschöpft hat: so kann sein Abriſs als ein Leitfaden beym Unterricht in der Naturwissenschaft gute Dienste leisten, gesetzt auch, dafs man diese Kenntniſse beym Religionsunterrichte nicht durchaus nothwendig und unentbehrlich finden sollte. Sie sind in folgenden 5 Abschnitten vorgetragen. 1) Der Körper des Menschen. 2) Die Seele des Menschen. 3) Das Weltgebäude. 4) Die Erde. 5) Die drey Naturreiche.

O. m. r.

Fortsetzungen.

Glogau, b. Günter: *Predigtentwurfe über die Sonn- und Festtags-Evangelia.* 2te Abth. 1808. In fortlauf. Seitenzahl. 556 S. 8. (18 Gr.) S. Recens. der ersten Abth. 1807. No. 74.

Eisenach, b. Wittekind: *Handbuch der Erfindungen*, von *Gabr. Christ. Benj. Busch*, fürstl. schwarzburg. sondershäusischem Consistorial-Assessor, Superintendenten, Oberpfarrer und Ephorus der Schulen zu Arnstadt. 4ten Theils 2te Abth., den Buchstaben F enthaltend. 4te, ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 1808. 451 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Duisburg und *Essen*, b. Bädeker und Kürzel: *Quartalschrift für Religionslehrer.* Bearbeitet von einer Gesellschaft westphälischer Gelehrten, und herausgegeben von *B. C. L. Natorp*, Prediger zu Essen. 4ter Jahrg. 3tes Quartal. 1808. 195 S. 8. (16 Gr.) S. Recens. des ersten Jahrg. 1807. No. 125.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 MÄRZ, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Braunes: *Beyträge für die deutsche Schaubühne, in Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Schauspieldichter*, von *Aug. Wilh. Iffland*. Zweyter Band. 1808. 290 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Dieser Band enthält zwey Stücke: *Duhautcours* oder *der Vergleichscontract*, Schauspiel in 5 Acten nach dem Französischen des *Picard*, und: *Heinrich des Fünften Jugendjahre*, Lustspiel in drey Acten, nach dem Französischen des *Alex. Duval*. Beide sind von sehr ungleichem Werth, und das letztere verdient vor dem ersteren bey weitem den Vorzug. Jenes hat seinen Gegenstand aus der bürgerlichen Welt gewählt, deren Sitten und Verhalten es unter den gegebenen Umständen treu nach der Wirklichkeit darstellt, womit es zugleich die Absicht einer moralischen Besserung verbindet. Es wird nämlich darin umständlich und ausführlich gezeigt, wie es bey falschen Banquerotten herzugehen pflege, und wie es betrügliche Kaufleute anfangen, bey allem Aufwand und Wohlleben durch Vorspiegelungen von Unglücksfällen und Anfertigung unächter Papiere sich in den Besitz eines gröfseren Vermögens zu setzen, wobey der im Titel angegebene *Duhautcours* als ein erfahrner Betrüger, der ohne eigenes Vermögen es zu seinem Geschäfte macht, dergleichen in Verbindung mit anderen und *für* andere ins Werk zu richten, von Anfange bis zu Ende die Hauptrolle spielt. Das Stück beginnt mit der Zubereitung zu einem Feste, das die Gläubiger bis auf den letzten Augenblick in dem Glauben, einen reichen Mann vor sich zu sehen, erhalten mufs. Gegen einen geringern Schuldner wird dabey noch Stolz und Härte ausgeübt, bis der Augenblick kommt, da man selbst auf die Geduld und das Mitleiden anderer Anspruch macht. Plötzliche Unglücksfalle werden vorgeschützt, und falsche Schuldbriefe bestochenen Gläubigern vorgelegt, die den vorgeschlagenen Vergleich zu 20 pC. eingehen müssen. Da aber ein strenger rechtlicher Kaufmann sich dieses nicht will gefallen lassen: so wird der Betrug entdeckt und das Unternehmen scheitert. Der Kaufmann bekehrt sich noch zu guter Zeit, bereut und bekennet, und alle Schuld fällt nun auf den genannten Betrüger, der das ganze Werk eingeleitet hat. Da nun auch der Neffe die Tochter jenes vorher hart behandelten Kaufmanns heirathet, und mit seinem Vermögen beyspringt: so hat zuletzt alle Noth ein Ende, und es bleibt weiter nichts übrig, als den Zuschauern wohlmeinend den Spiegel hinzuhalten. — Allerdings ist dieser Gegenstand sowohl in historischer Rücksicht, in Absicht dessen, was wirklich geschieht, als auch in moralischem Betracht sehr wichtig; ob er aber auch in ästhetischer Hinsicht die volle Genüge leiste, bezweifeln wir, weil die Kraft der Natur in den Charakteren der Menschen sich hier nicht genug entwickeln und zeigen kann. Der Bösewicht steht schon fertig da, der alles tragen soll; das Merkwürdige bleibt nur noch die Art und Weise in der äufseren Ausführung des Betruges; diese Mafsregeln aber — so historisch-interessant sie an sich sind — verwickeln die Aufmerksamkeit des Zuschauers so sehr in die Geschäfte und Rechnungen des Kaufmanns, dafs er eher die Geduld darüber verlieren, als sich daran ergötzen wird. Ein ausführlicher Unterricht von dem Hergange solcher Dinge pafst mehr in eine Erzählung, Schilderung oder Abhandlung, als in ein Schauspiel, worin man es nur mit dem Herzen des Menschen und seinen unmittelbaren Handlungen will zu thun haben. Was an Eigenthümlichkeit der Charaktere in diesem Stücke zum Vorschein kommt, ist gegen das Übrige zu wenig, und auch zu flach und zu flüchtig aufgefafst. Einzelne derbe Striche, die oft willkührlich hingeworfen sind, können den vollen Umrifs nicht ersetzen. So ist es z. B., wenn die Frau des Kaufmanns als eine Modenärrin soll gezeichnet werden, und sie in der Unterredung mit ihrer Nachbarin spricht: „Vertrauen sie mir Ihren Kummer, liebes Kind! Ach, mein schöner Aufsatz, mein Gott, der schöne Aufsatz, ich bin ganz in ihn vernarrt.“ Das ist zu handgreiflich, und quillt nicht, wie von selbst, aus dem inneren Leben hervor. Poetisch und das Innerliche näher berührend scheint uns im ganzen Stücke nur die Stelle zu seyn, wo während der festlichen Musik, die aus dem Tanzsaale herüberschallt, der Kaufmann von Angst und Unruhe ergriffen wird. Doch ist mancher andere einzelne Zug hie und da auch interessant, und wirkt wenigstens als poetische Andeutung. Das Ganze möchte aber schwerlich auf dem Theater volle Unterhaltung gewähren. — An Nachlässigkeiten in der Übersetzung fehlt es auch nicht, z. B. *bey* aller Autorität verbiete ich dir — statt *mit* aller; ich *habe* viel gereist statt ich *bin*; *Händel* schliefsen statt Handelsverträge; Sie fürchten sich *für* Ihren Neffen statt *vor*; mein Oheim hat heute Briefe von Hn. Franval haben müssen — steif für: hat *gewifs* Briefe erhalten; seinem Rath gefolgt *hätte* für gefolgt *wäre*; und folgender Satz: „Ich wünsche

Ihnen Glück, mein Herr, wenn Sie so glückliche Operationen machen können, um, ohne dafs Sie es noch empfinden, drey Viertheile von Ihren Vorschüssen verlieren zu können" — wie unbeholfen! Da übrigens in dem Stücke alles so kaufmännisch hergeht: so mufs noch als eine grofse Unwahrscheinlichkeit gerügt werden, dafs der Kaufmann nach dem Ball auf das Vorgeben eines plötzlichen Unglücks sogleich seine Bilanz will gezogen haben, die er seinen Gläubigern überreicht, ohne dafs ihnen das Unmögliche davon einfallt. Bey der übrigen Geschäftsgenauigkeit sollte doch dieser Punct auch ein wenig motivirt seyn.

Besser ist das zweyte Stück: *Heinrich des Fünften Jugendjahre;* ja, es hat sogar etwas Ausgezeichnetes, in sofern die Hauptcharaktere Personen der höheren Stände sind, und gleichwohl das Lustspiel nicht blofs in seinen Wendungen und Redensarten, sondern in wirklichen Handlungen, in einem Spiel des Naturells und in ächt komischen Situationen besteht, so dafs der Schauspieler hier die seltenere Gelegenheit erhalt, seine Bildung und äufsere Würde mit unwillkührlicher Charakterlaune zu verbinden, und in ein reges Leben zusammen zu schmelzen. Das Gewohnliche ist nämlich, dafs sich das Komische der Würde nicht nahern darf, ohne dafs diese zugleich lächerlich wird; hier soll aber beides mit einander verbunden werden, die Würde soll neben dem Komischen in einer Person bestehen, und beides soll in freyer Eintracht wirken. Besonders schwierig, wenn man es genau nehmen will, scheint die Stelle, wo der *Prinz*, der *lustige* Prinz, sich in grofser *Angst* befindet, weil hier drey Elemente sich vereinigen sollen; durch die Angst soll noch die Laune hindurchschimmern, und bey beiden sollen wir den Prinzen nicht vergessen, der gerade eine solche Situation erst recht wichtig macht. Da das Stück schon auf den meisten Bühnen gegeben ist: so kann man den Inhalt desselben als bekannt voraussetzen. Das Tadelnswerthe davon ist der erste Act, der zu sehr blofse Einleitung geblieben, und nicht genug selbst auch Handlung geworden ist. Im zweyten Acte gewährt es grofses Vergnügen, zu sehen, wie das verschiedene Interesse der Personen sich bald hier, bald dort berührt, und hin und her ein leichtes Spiel und Widerspiel treibt, bis zuletzt der Prinz in der grösten Verlegenheit sitzen bleibt. Der grundehrliche Schiffscapitän in der Mitte, der allein nichts von allem weifs, was um ihn vorgeht, steht wie ein Felsen da, der unbewufst das Ganze in leichte Wellen bricht, bis er am Ende selbst ein Spiel der Wellen — ein Gegenstand des Scherzes und des fröhlichen Lachens wird. So fällt der Strahl des Komischen hin und wieder und zurück. — In dem Titel sind die Jugend-*Jahre* dem Wortverstande nach anstofsig, und andere haben sich auf mancherley Weise dagegen zu helfen gesucht; um Weitschweifigkeit zu vermeiden, könnte man vielleicht mit dem Titel: *die Jugend* Heinrich des Fünften, zufrieden seyn, in sofern man nämlich aus diesem einzigen Abenteuer schon das ganze Jugendleben Heinrichs erkennen kann. — Das Meiste in dieser Übersetzung ist fliefsend und lebendig, doch kommen auch Stellen vor, wo andere einen bessern Ausdruck getroffen haben. Zu den Nachlässigkeiten gehört es wieder, wenn es heifst: zufrieden *vor* dem Abend, statt *mit* dem Abend, und wenn der Prinz sagt: Lafs uns an unsre *Ausschweifungen* denken, statt: an unsere Streiche. — Schwer läfst sich entscheiden, ob der Herausgeber, oder Andere dieses Stück früher übersetzt haben: aber man kann verlangen, dafs darauf Rücksicht genommen werde, weil sonst das Publicum eine Sache zwey bis dreymal bezahlen mufs, und auf diese Weise leicht ganze Bände anschwellen können, die, wie es nun mit dem vorliegenden der Fall ist, zu dem Uberflüssigen und Entbehrlichen gehören. T. Z.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Neue Lustspiele* von *Theodor Hell.* Zweyter Band: *Der Haustyrann; Ein Tag aus dem Jugendleben Heinrichs des V; die Verwechselung; Herr Habicht unter Siegel.* 1808. 351 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebendas.: *Glückswechsel oder die Marionetten.* Ein Lustspiel in fünf Aufzügen nach dem Französischen von *Th. Hell.* 1808. 164 S. 8. (16 Gr.)

3) Ebendas.: *Das Strudelköpfchen.* Ein Lustspiel nach dem Franzosischen von *Th. Hell.* 1808. 77 S. 8. (8 Gr.)

4) Ebendas.: *Die beiden Väter, oder der Blumenkelch.* Ein Lustspiel in zwey Aufzügen nach *Dupaty* von *Th. Hell.* 1808. 148 S. (16 Gr.)

5) Ebendas.: *Er ist es selbst.* Ein Nachspiel von *Th. Hell.* 1808. 55 S. 8. (6 Gr.)

6) Leipzig, b. Hartknoch: *Bianca von Toredo.* Eine dramatische Dichtung in fünf Acten von *Karl Winkler.* 1808. 152 S. gr. 8. 8. (1 Rthlr.)

So wie sich von Zeit zu Zeit Schauspieler finden, die, ohne besonderen Beruf zur Dichtkunst, bey ihrem nachahmenden Geschäft auf dem Theater sich mancherley Vortheile zur Hervorbringung des Effects merken, und nachher durch eine Zusammenstellung von solchen Scenen und Auftritten, die eine auffallende Wirkung hervorzubringen pflegen, selbst einige theatralische Producte liefern, die, mit Geschicklichkeit gefügt und dem Geschmack des Publicums angepafst, nachher ebenfalls im Stande sind, bey der Aufführung eine angenehme Unterhaltung zu gewähren: so treten zuweilen auch unter den Zuschauern federgeübte Schriftsteller als Theaterdichter auf, die mit Liebhaberey für die Schauspielkunst aus dem Alten, was sie gesehn und gehört haben, etwas Neues zusammensetzen, und bey ihrer Mosaik oft so viel Klugheit und Application zeigen, dafs sie mit ihren Producten den glanzenden Vorbildern sehr nahe kommen. Dieses geschieht, je nachdem der Poltergeist des Stücks sich ihnen nicht widerspenstig beweist, und die Fabel, die sie gerade brauchen, ihnen Effectscenen herleiht, bald mit mehr, bald mit geringerem Glück. Derjenige aber, der mit solchen Nachahmungen aus dem Leben selbst zu schöpfen, und die Wirkung solcher Scenen im Voraus zu berech-

Digitized by Google

nen weifs, gilt ihnen für den Meifter und für ihr unnachahmliches Mufterbild. Ein folcher ift *Kotzebue*, deffen Talent in diefer abfchildernden Effectmethode noch von keinem feiner Nachahmer übertroffen ift. Der Vf. diefer vorliegenden Luft- und Schau-Spiele, Hr. *Theodor Hell*, oder, wie er eigentlich heifst, *Karl Winkler*, gehört ebenfalls zu feinen Schülern und Nachfolgern, ob er gleich, wie man fieht, in der Flüchtigkeit auch den Franzofen etwas abgelernt, und fich fo feine Arbeit noch mehr erleichtert hat. In dem erften Bande feiner Luftfpiele, der in diefen Blättern (1806. No. 179) fchon gewürdiget worden, lieferte er grofstentheils eigene Producte, *hier* grofstentheils nur Überfetzungen und Bearbeitungen franzöfifcher Stücke, wobey er allerdings einige Gefchicklichkeit und Theaterkenntnifs an den Tag legt.

Unter No. 1 rechnen wir den *Haustyrannen* in 5 Acten, der von feiner eigenen Feder herrührt, zu den fogenannten Familiengemälden, die gewöhnlich einen moralifchen Zweck haben, und mehr pfychologifches als poetifches Inhalts find. Damit ift es gerade bey diefem Stücke um fo fchlimmer, weil auch die Perfonen felbft fich nicht recht verlebendigen, und man in ihnen noch zu nackt und deutlich den allgemeinen Begriff fieht, wonach fie zufammengefetzt find. Befonders ift der Charakter des Haustyrannen nur nach der Oberfläche aufgefafst und dargeftellt, nicht aus der Natur ans Gefühl gebracht; fein Poltern erfchreckt uns nicht; fein Zorn flammt nicht aus dem Temperamente hervor; fein Zanken verräth die Willkühr des Vfs. Bekehrt wird er dadurch, dafs alle ihn verlaffen, welches Mittel freylich anfchlagen mufs, aber wir zweifeln an dem Beftand, ob er gleich zuletzt ganz ehrlich und offen fagt: „wenn ihr noch unruhig feyd, die Zeit möchte meine alte Gewohnheiten wieder herbeybringen: fo droht mir nur alle drey, mich auf der Stelle zu verlaffen, und mein Herz wird feinen Fehler wieder gut machen. Ich fehe endlich ein, dafs man nur gegen fich felbft ftrenge, gegen feine Mitmenfchen fanft, gefällig, nachfichtig feyn mufs, und dafs, wenn Tugenden uns Achtung verfchaffen, nur Sanftmuth es ift, was uns Liebe erwirbt." — Das folgende Luftfpiel: „*Ein Tag aus dem Jugendleben Heinrichs des* 5, fonft die Jugendjahre u. f. w. betitelt, ift zu bekannt, als dafs es noch einer weiteren Erörterung bedürfte. Diefe Überfetzung braucht fich der anderen, die fchon davon vorhanden find, gerade nicht zu fchämen. Es kommt hiebey nicht auf buchftäbliche Treue, fondern auf das Treffen der gangbaren Sprache des Lebens und der Gefellfchaft an. In diefer Hinficht wäre ihr freylich mehr Kürze und Naivetät zu wünfchen, was indefs nicht damit erzwungen wird, dafs der Capitain z. B. fagt: es wird mir gleich fo *quabblicht* ums Herz, welcher Ausdruck nicht einmal ganz richtig ift, fondern mehr durch Vermeidung allgemeiner Begriffsworter, z. B. wenn Georg fpricht: da haben wir den *unfchuldigen Bewegungsgrund*, wo es ftatt deffen bey einem anderen Überfetzer beffer heifst: ja, es ift richtig, *fie kommen in aller Unfchuld*. — Die *Verwechfelung* oder *Kleider machen Leute*, ein Nachfpiel vom Herausgeber, befteht darin, dafs zwey Liebhaber in der Kleidung und im Betragen ihre Rollen taufchen müffen, damit der Liebhaber der Nichte nicht der Tante gefalle, und feiner Braut entzogen werde. Weil aber die Tante durchaus ihre Einwilligung der Nichte verfagt, bevor fie nicht felbft verheirathet ift: fo wird noch eine zweyte Intrigue erfodert, um die fchriftliche Erlaubnifs der Tante zu entlocken. Diefs gefchieht auf eine recht glückliche, überrafchende Weife, obgleich die Mittel felbft aus älteren Stücken entlehnt, und hier nur neu verknüpft find. — *Herr Habicht* oder *der Hauswirth unter Siegel* ift ein Schwank, worin einige Laune und mehr Charakterbeftimmtheit, als in den anderen Stücken, aber mit zu ftarken Zügen herrfcht. Der um den Hauszins mahnende Wirth verkriecht fich aus Furcht vor feinem Miether, der ihn einmal durchgeprügelt, in einen leeren Bücherfchrank, wo er, von dem Gerichtsdiener, den er felbft vorher rufen liefs, eingefiegelt, capituliren und Nachficht geloben mufs. Die dem Vf. eigene Manier des Wortwitzes ift immer noch diefelbe, und zeigt fich hier z. B. wenn Habicht fagt: ich bin fehr müde, und man ihn darauf zum Sitzen nöthiget, er aber fortfahrt: nein, nein, müde, fehr müde Ihres ewigen Auffchubs.

No. 2. *Glückswechfel* oder *die Marionetten*, nach dem Franzöfifchen, hat dem Rec. von allen am beften gefallen. Es ift reich an Charakterfcenen, wie fie nur ein guter Sittenmaler auffaffen und wiedergeben kann, und auch die Idee wird durch das Ganze gerechtfertigt. Diefe befteht in der Behauptung eines Puppenfpielers gegen feinen Freund, dafs die Menfchen den Marionetten ähnlich wären, und von Umftänden, wie diefe von Fäden, geleitet würden. Und da fein Freund gleich darauf eine grofse Erbfchaft thut, während der Edelmann des Dorfs feinen Reichthum einbüfst: fo läfst er wirklich, indem er es wahrfcheinlich macht, dafs die Erbfchaft feines Freundes wieder an einen anderen fällt, die Menfchen wie Marionetten auftanzen.

No. 3. *Das Strudelköpfchen* hat die Bekehrung einer jähzornigen Frau zum Gegenftande, welche dadurch bewirkt wird, dafs der Mann, der diefe Eigenfchaft gleich nach der Hochzeit an feiner Frau entdeckt, ebenfalls fich fehr jähzornig gebehrdet, worüber fie in fich geht und ihren Sinn ändert. Dergleichen als Idee ift zwar recht hübfch, aber in einem Act wirklich ausgeführt und dargeftellt kann es nur wenig Glauben finden, befonders wenn der Frau zuletzt noch ausdrücklich gefagt wird, dafs alles Verftellung gewefen.

No. 4. *Die beiden Väter* oder *der Blumenkelch* ift in Alexandrinern abgefafst, in welchen der Vf. fich nicht frey zu bewegen weifs, und oft bey Verletzung des Abfchnittes mit leeren Redensarten blofs zur Ausfüllung fich behilft, ftatt mit neuen Wendungen und bedeutenden Reimwörtern zu überraschen.

Sie hatten unten fchöne Sachen gnug zu fehn.
Wir müffen, uns zu rächen, beide uns verftehn.

Digitized by Google

Ausſehe. Herr John es willig thut. Iſt arm er oder reich? Konnte ich. Brauchen, taugen; leerte, Erde; hatt' ich, hatt' g. Hier hat man gleich alle möglichen Freyheiten und Nachläſſigkeiten bey einander. Zwey Väter ſind über die Liebe ihrer Kinder einverſtanden und quälen ſie nur noch zur Strafe, weil ſie ſolche geheim gehalten. Das iſt der ganze Inhalt des Stücks, welchem der Blumenkelch einer Roſe, woraus ein geheimer Brief hervorgeht, den Namen giebt.

No. 5. *Er iſt es ſelbſt* — nämlich der Mann, der als Liebhaber vor dem Fenſter ſeiner Frau Abends auf- und niedergeht, und auf ein Bild, welches ſeine Frau malt, eiferſüchtig iſt, das ihn gleichfalls ſelbſt vorſtellt. Ein magerer Gegenſtand!

No. 6, eine *dramatiſche Dichtung* — ſoll weiter nichts ſagen, als: ein Schauſpiel in Jamben, in dem Ernſte eines Trauerſpiels gehalten. Es ſtellt den groſsen Wetteifer zweyer Freundinnen dar, die keine Aufopferung ſcheuen, um ſich einander zu retten. Kaiſer Heinrich VI, König von Sicilien, läſst Tancrets Enkelin, Eliſabeth, ergreifen, um ſie als die letzte Thronerbin aus dem Wege zu ſchaffen. Bianca, ihre Freundin, giebt ſich für die Princeſſin aus, und läſst ſich ſtatt ihrer ins Gefängniſs führen, woraus ſie von dem Hauptmann, der ſie liebt, wieder befreyt wird. Eliſabeth aber, die dieſs nicht weiſs, ſtellt ſich zur freywilligen Gefangenſchaft, um ihre Freundin daraus zu erlöſen, und wird endlich nur mit Mühe nach Heinrichs Beſiegung von dieſer wieder in Freyheit geſetzt. Da ſehen wir ſie denn zuletzt in Ketten auf der Mauer einer Feſtung, von dem Commandanten auf der Stelle mit der Hinrichtung bedroht, ſobald die Veſte fallen würde; aber es heiſst endlich zum Troſt, nachdem die Mauer durchbrochen, und die Soldaten ſchon öfters die Schwerdter aufgehoben: Bianca und Toredo dringen aus dem Thurm hervor, eilen auf Eliſabeth zu, ſchlagen die Soldaten, die um ſie ſtehen, hinweg, und Eliſabeth ſinkt, vom überraſchenden Moment übermannt, in Bianca's Arme. Alſo Reiz genug, um vom Theater herab die Zuſchauer in Spannung zu erhalten, moraliſcher und pathologiſcher Reiz, woraus aber noch kein Kunſtintereſſe hervorgeht, das allein auf einer ſchönen Darſtellung der Wahrheit beruht. Die viele Verſchwendung edler Geſinnungen mit groſsen Worten überſchüttet, ſo zu ſagen, die handelnden Naturen, und laſst ſie zu keiner eigenthümlichen Erſcheinung kommen. Alle klügeln und vernünfteln wie Verſtandesmaſchinen, und ſagen oft das am wenigſten, was ſie einem natürlichen Gefühle nach ſagen ſollten. Alle ſprechen, wie der Vf. Poetiſche Bilder gelten häufig für Poeſie, da ſie doch nur einen proſaiſchen Gedanken umſchreiben. Mit den eingemiſchten Reimen und gereimten Abgangsverſen iſt der Vf. auch nicht immer glücklich. Am meiſten zu loben ſind noch einige lyriſche Ergieſsungen, und vor allem der Plan und die theatraliſche Anordnung des Stücks. T. Z.

JENA, b. Frommann: *Lodovico Arioſto's* (Ludwig Arioſt's) *raſender Roland*, überſetzt von *J. D. Gries*. I Th. 385 S. II Th. 414 S. III Th. 434 S. IV Th. 419 S. 1808. gr. 8. (9 Thlr.)

Es wäre ein höchſt beſchwerliches und völlig undankbares Geſchäft, wenn wir, um von der Beſchaffenheit dieſer Überſetzung Rechenſchaft zu geben, von allen den 46 Geſängen einen umſtändlichen Bericht erſtatten müſsten. Glücklicherweiſe finden wir dieſer Mühſeligkeit uns überhoben, indem ein paar Stanzen ſchon hinreichend ſind, um von der Art und Weiſe, wie der Überſetzer die ſämmtlichen 4842 Stanzen verdeutſcht hat, einen anſchaulichen Begriff zu geben. So mag ſich denn, ohne daſs wir ein Wort weiter hinzufügen, der Werth oder Unwerth der Nachbildung durch ſich ſelbſt ausſprechen. Wir ſetzen den aus dem eilften Geſange genommenen beiden Probeſtanzen auſser dem Originale noch die Verdeutſchung zur Seite, welche *A. W. Schlegel* im zweyten Bande des *Athenäums* als einen Verſuch gegeben hat; durch dieſe doppelte Gegeneinanderſtellung wird die Manier des Überſetzers ſich deſto deutlicher erkennen laſſen.

65 Stanze.

Era il bel viſo ſuo quale eſſer ſuole
Di primavera alcuna volta il ciela
Quando la pioggia cade, e a un tempo il Sole
Si ſgombra intorno il nubilaſo velo;
E come il raſignuol dolci parole
Mena nei rami allor del verde ſtelo,
Coſi alle belle lagrime le gieme
Si bagna Amore, e gode al chiaro lume.

68 Stanze.

Vinceano di candor le nevi intatte,
Ed iran più che avaria a toccar molli:
Le poppe ritondette pareau latte,
Che fuor' de' giunchi allora tolli
Spazia fra lor tal diſcendea, qual fatte
Eſſer veggiam fra piccolini colli
L'ambroſe valli, in ſua ſtagione amene
The'l verno abbia di neve allora piene.

Gries.	*A. W. Schlegel.*
Ihr holdes Antlitz war, wie ſich zu zeigen	Ihr ſchönes Antlitz war ſo anzuſchauen,
Im Frühling manchesmal der Himmel pflegt,	Wie ſich im Frühling wohl der Himmel weiſt,
Wenn, während Tropfen ſich zur Erde neigen,	Wenn, während milde Regen niederthauen,
Die Sonne rings den Wolkenflor zerſchlägt.	Die Sonne rings der Wolken Flor zerreiſst;
Und wie die Nachtigall aus grünen Zweigen	Und wie die Nachtigall auf grünen Auen
Alsdann die ſüſsen Melodieen regt:	Im Laube dann den Liederreihn ergeuſst,
So badet Amor in den holden Zähren	So badet in den Thränen, die erquicken,
Die Flügel ſich, ſonnt ſich im Glanz der Hehren.	Die Flügel Amor, ſonnt ſich an den Blicken.
An Weiſse muſs der Schnee den Gliedern weichen,	Den friſchen Schnee an Weiſse überwinden,
Das Elfenbein fühlt nicht ſo ſanft ſich an.	Das Elfenbein an Glatte, die Geſtalt;
Der Milch ſind ihre Brüſtchen zu vergleichen,	Es gleichen ihre Brüſtchen, weich gegründet,
Die man ſo eben ins Gefäſs gethan.	Der Milch, die ſchaumend im Gefaſs noch wallt,
Ein Raum ſenkt zwiſchen ihnen ſich, dergleichen	Und zwiſchen ihnen iſt ein Raum gegründet,
Wir oft, umringt von kleinen Hügeln, ſehn,	Der ſanft ſich ſenkt, der Anmuth Aufenthalt,
Wenn Winter das in Schatten eingehüllte	Wie zwiſchen kleinen Hügeln ſchatt'ge Thale,
Sonſt ſo anmuth'ge Thal mit Schnee erfüllte.	Wo noch der Schnee nicht ſchmolz vom Frühlingsſtrahle.

Druck und Papier verdienen alles Lob.

Ha. Ha.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 MÄRZ, 1809.

AUSLANDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Frankfurt a. M. b. Vf. u. Leipzig in Comm. b. Fleiſcher (von der 21 Ausg. an vorgeblich Frankfurt und Leipzig:) *Praktiſche franzöſiſche Grammatik* (,) *wodurch man dieſe Sprache auf eine ganz neue und ſehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann*, von *Joh. Valent. Meidinger*, Lehrer der franzöſiſchen und italiäniſchen Sprache zu Frankfurt am Mayn. 20 durchaus verbeſſerte und vermehrte Original-Ausgabe. 1806. 680 S. 21 Auflage. 1805. 592 S. 22 Aufl. 1806. 592 S. 23 Aufl. 1807. 592 S. 24 Aufl. 1808. 503 S. 8. (18 Gr.)

2) Coburg u. Leipzig, in der Sinner'ſchen Buchhandlung: *Johann Valentin Meidingers praktiſche franzöſiſche Grammatik.* Neue durchaus umgearbeitete, und mit neuen Aufgaben verſehene Ausgabe, von *Johann Friedrich Sanguin.* 1805. 544 S. 8. (20 Gr.)

No. 1. Wozu eine Recenſion eines Buches, welches ſo oft aufgelegt, von ſo vielen öffentlichen und Privat-Lehrern gebraucht worden iſt, und noch gebraucht wird? — könnte wohl mancher fragen. Weil dieſe Lehrer das Buch entweder gar nicht, oder ſehr falſch beurtheilt haben müſſen, und höchſt wahrſcheinlich es ihnen nicht einmal in den Sinn gekommen iſt, zu unterſuchen, ob daſſelbe brauchbar ſey, oder nicht. Unſer Bericht ſoll das Publicum in Stand ſetzen, ein gründliches und gerechtes Urtheil darüber auszuſprechen.

Daſs ein zum Unterrichte beſtimmtes Buch nach einem überlegten Plane ausgearbeitet; daſs die Definitionen, welche die Grundlage dieſes Unterrichts ausmachen ſollen, verſtändlich, deutlich, richtig; daſs die auf dieſe Definitionen gegründeten Regeln beſtimmt, ſicher, vollſtändig; daſs die zur Verdeutlichung der Regeln angegebenen Beyſpiele paſſend ſeyn ſollen: dieſes ſind die erſten und unentbehrlichſten Erfoderniſſe, ohne welche kein Lehrbuch auf Brauchbarkeit Anſpruch machen kann. In wiefern Hr. *M.* dieſen, nichts weniger als übertriebenen und unbilligen, Foderungen der Kritik Genüge geleiſtet habe, werden wir treu berichten.

In jeder brauchbaren Grammatik findet man die zum etymologiſchen Theile gehörigen Definitionen von den Regeln des Syntax abgeſondert. Hr. *M.* hat dieſen gebahnten Weg verlaſſen, um ſeinen eigenen Weg zu gehen. Warum? darüber Auskunft zu geben, hat er nicht geruhet. Dem Regiſter nach ſollten keine, oder nur ſehr wenige Regeln in dieſer Grammatik zu finden ſeyn. Will man aber ſich die gewiſs nicht geringe Mühe nicht verdrieſsen laſſen, die ganze Grammatik des Hn. *M.* Bogen für Bogen zu unterſuchen: ſo findet man Definitionen und Regeln, alles ohne Ordnung, unter einander geworfen. Das allein, was man in jeder Grammatik über Ausſprache und Orthographie findet, iſt von dem grammatiſchen Theile abgeſondert; jedoch mit Ausnahmen: denn einige orthographiſche Regeln haben wir unter den Conjugationen bemerkt. Was zu jedem beſonderen Theile gehört, werden wir nach der Ordnung darſtellen.

1) *Ausſprache.* Daſs Hr. *M.* die Lehre von der Ausſprache der Buchſtaben aus keiner reinen Quelle geſchöpft habe, ſieht man gleich aus dem erſten Satze, wo er ſagt, daſs die franzöſiſchen Buchſtaben meiſtens wie die deutſchen ausgeſprochen werden. Das Wörterbuch der franzöſiſchen *Académie* iſt ihm eben ſo unbekannt, als die *Grammaire générale et raisonnée* von dem Jahre 1664; kein Wunder alſo, daſs er keine Kenntniſs hat von der wahren Ausſprache der Mitlauter (*appellation moderne des consonnes*). Die Anmerkung zu dieſem erſten Satze: „Der wahre Laut aller franzöſiſchen Buchſtaben kann nicht wohl mit Worten beſtimmt, noch die *Töne* gehörig *ausgedrückt* werden, weil deren mehrere mit den deutſchen keine genaue Ähnlichkeit haben u. ſ. w." iſt jetzt richtig abgeändert worden. „*Einige* brauchen auch das *w* in den fremden Namen", ſagt er aber noch immer in einer anderen Anmerkung. Die Regeln der Ausſprache hat Hr. *M.* in Hauptregeln und ausführlichere Regeln eingetheilt; man darf es aber nicht ſo genau mit dieſer Eintheilung nehmen: unter den letzteren würde man viele finden, die zu den erſteren gehören. Dieſe Regeln einzeln zu unterſuchen, würde uns zu weit führen; wir können aber verſichern, daſs mehrere ganz unrichtig ſind, andere nur halb wahr, d. h. nur in gewiſſen beſondern Fällen, und daſs die als Beyſpiele angeführten Wörter öfters gar nicht dazu paſſen. Hier einige Belege: „*Ai* hat einen *Mittelklang* zwiſchen *ä* und *e* (wie wird dieſes *e* ausgeſprochen?) 1) in *j'ai*, wie auch am Ende der erſten Perſon des *Futur* und des *Parfait défini* . . . 2) Wie auch in folgenden Wörtern: *confrairie*, *Mai*, *je sais*, *plaisir*, *raison*, *laisser*, *aisé* etc. — In dem erſten Falle wird *ai* wie das ſcharfe *e* (*é*) ausgeſprochen; in dem zweyten wie *ä* (*è*) bey allen angeführ-

Digitized by Google

ten Wörtern. — „*Ail* und *aille* wird *faſt* wie im Deutſchen ausgeſprochen." — Welche deutſche Wörter haben dieſe Endung? — „*e* wird wie ein kurzes *ä* in dem Verbindungswort *et*, und, ausgeſprochen." — Nein, es wird ſcharf (*é*) ausgeſprochen. — „*a* vor *y* wird wie ein ſcharfes *e* geleſen, und macht mit dem *y* eine Sylbe aus; z. B. *pays* oder *païs* lautet faſt wie *pei*. — In dem Wörterbuch der *Académie*, 5te Auflage, lieſt man: „*I. tantôt caractère ſimple, tantôt caractère double... Caractère double, ce ſont deux I accouplés, dont le premier finit une ſyllabe; et le ſecond en commence une autre, comme dans Citoyen... pays etc., qui ſe prononcent comme s'il y avoit Citoi-ien... pai-is. C'eſt mal-à-propos que quelques Auteurs ou Imprimeurs écrivent Citoïen, etc. avec un ï tréma.*" Daſs das Werk von *Domergue* über die franzöſiſche Ausſprache Hn. *M.* nicht bekannt ſey, das ſoll Niemanden wundern; wie auch daſs er die Interpunctionszeichen *Unterſcheidungszeichen* nennt.

2) *Etymologie.* Damit das Publicum und Hr. *M.* ſelbſt recht einſehen, wie richtig ſeine Begriffe von den verſchiedenen Redetheilen ſind, werden wir ſeine Definitionen einzeln unterſuchen. „Die Artikel ſind einzelne Wörter, welche das Geſchlecht, den Beugfall, die Zahl (wovon?) anzeigen". Hier ſey uns erlaubt zu fragen: 1) wie der franzöſiſche Artikel das Geſchlecht anzeigt, wenn das franzöſiſche Hauptwort mit einem Selbſtlaut oder mit dem ſtummen (nicht ausgeſprochenen) *h* anfängt, und wenn das Hauptwort im Plural ſtehet? 2) wie der Artikel den Beugfall des Hauptsworts anzeigt, da die Endung der Hauptwörter, in der franzöſiſchen Sprache, keiner anderen Anderung unterworfen wird, als der, welche die Zahl bezeichnet? 3) Da dieſe Änderung der Endung der Hauptwörter die Zahl zu bezeichnen beſtimmt iſt, warum ſollte man auch den Artikel zu dieſer Beſtimmung nehmen? — Seinen unbeſtimmten Artikel ſetzt Hr. *M.* auch mit den Zeitwörtern! Ob er die Beſchaffenheit und die wahre Beſtimmung des Artikels vermuthet habe, ſieht man noch daraus, daſs er die eigenen Namen (*nomina propria*) ohne Ausnahme mit dem *unbeſtimmten* Artikel declinirt haben will. Sein unbeſtimmter Artikel iſt übrigens weiter nichts, als die Vorwörter *à* und *de*. Dieſe unbeugſamen oder unveränderlichen Worter declinirt Hr. *M.*, wohlverſtanden, ohne ſie zu verändern. Hier konnte man wieder fragen, wie das Geſchlecht, der Caſus und die Zahl der eigenen Namen durch dieſen unbeſtimmten Artikel bezeichnet werden? worin die Declination dieſes Artikels beſtehe? worin der Unterſchied der vier Arten von Artikel? Man erlaube uns hier ein paar neue und merkwürdige Regeln zu erwähnen, die wir bey der Declination des unbeſtimmten Artikels finden. 1) Der beſtimmte Artikel wird den Namen der Perſonen, wie im Deutſchen, vorgeſetzt, wenn dieſe Namen im *Pluriel* ſtehen, oder wenn man zwey oder mehrere, die einerley Namen führen, unterſcheiden will, als: *Les Charles ont été la plupart braves. Ce n'est pas le Charles dont nous parlons.* (Wir möchten wohl wiſſen, aus welchem franzöſiſchen Schriftſteller Hr. *M.* dieſe Beyſpiele genommen hat.) 2) Wenn im Deutſchen zwey Hauptwörter beyſammen ſtehen, die eine *Sache* anzeigen: ſo wird der *Genitif de* dazwiſchen (zwiſchen die deutſchen Hauptwörter?) geſetzt; z. B. *Un Maître de langue*, ein Sprachmeiſter (der wäre alſo eine *Sache!*); *une pipe de tabac*, eine Pfeife Toback; *la ville de Paris*, die Stadt Paris. Es iſt übrigens leicht einzuſehen, wie ſolche Regeln bey der Declination des unbeſtimmten Artikels paſſen; und auf dieſe folgen fünf oder ſechs andere von der Art. Aus dem Vorwort *de* macht Hr. *M.* nicht nur einen unbeſtimmten Artikel und einen Genitiv, ſondern auch einen Theilungsartikel; bey dieſer Gelegenheit lernen wir: „die Wörter, ſo im *Singulier* dieſen Artikel haben, haben meiſtens keinen *Pluriel*." Deſſen ungeachtet hat er auf derſelben Seite (48) und auf der vorhergehenden zwey Hauptwörter, bloſs im Plural, mit dieſem Artikel declinirt, geſetzt. — Die Definition des Fürworts iſt die gewöhnliche; eine beſſere von Hn. *M.* zu verlangen, das würde eine übertriebene Foderung ſeyn. Bey den perſönlichen Fürwörtern iſt zu merken, daſs er *moi*, *toi*, *soi* als beſondere Fürwörter anſieht, die er alleinſtehende perſönliche Fürworter nennt, wahrſcheinlich weil ſie nach den Zeitwörtern und Vorwörtern geſetzt werden. Dieſe Fürwörter declinirt er mit ſeinem unbeſtimmten Artikel (*à* und *de*), wie faſt alle anderen, obgleich dieſe Fürwörter nie eine unbeſtimmte Bedeutung haben können. Man könnte wohl glauben, er wiſſe nicht, was beſtimmt oder unbeſtimmt iſt; denn er ſetzt unter die unbeſtimmten Fürwörter mehrere Worter, deren Bedeutung ganz beſtimmt iſt (und von welchen einige keine Fürworter ſind), als: *chaque*, *chacun*, *l'un et l'autre*, *nul*, *tout*, *tous etc.* — O, Hr. *M.* richtigere Begriffe von den Zeitwörtern hat, ſieht man aus folgender Erklarung: „Das Zeitwort zeigt ein Thun, Leiden oder Seyn und verſchiedene Zeiten an... Die, welche ein Seyn anzeigen, zeigen weder ein Leiden, noch ein Thun an, oder nur ein ſolches, welches ſich auf den activen Gegenſtand allein bezieht, z. B. *dormir*, ſchlafen." — Rec. muſs geſtehen, daſs er nicht ſcharfſinnig genug iſt, um in dem Worte *ſchlafen* die Begriffe von einem *Thun* und von einem *activen Gegenſtand* zu finden, und um zu begreifen, wie dieſe Zeitworter der Mittelgattung (*verbes neutres*), welche weder ein Thun, noch ein Leiden anzeigen, bald *neutres actifs*, bald *neutres paſſifs* ſeyn können (S. 183). — „Das Mittelwort (*Participe*) zeigt verſchiedene Zeiten an (als wenn die Beziehungen der Zeit durch das Participium allein bezeichnet werden könnten), und wird conjugirt und declinirt (!); z. B. *La dite femme m'a dit que le tableau parlant avoit parlé.*" — Die Worter *dite*, *dit*, *parlant*, *parlé* ſollten verſchiedene Zeiten bezeichnen! Welche Zeiten? Hr. *M.* hat vergeſſen es zu ſagen, wie auch die von ihm erfundene Art der Conjugation der Mittelwörter anzugeben. Nicht weniger merkwür-

Digitized by Google

dig ist, was er über die *Modi* der *Verba* lehrt: „Der *Indicatif* zeigt an, wie (die Art der Handlung?) etwas gethan, gelitten oder *erzählet* wird, wie auch die Zeit, wann etwas gethan, gelitten oder erzählet *worden ist*" (also nur die gegenwärtige und die vergangene Zeit!). Anstatt der Erklärung von dem *Subjonctif* findet man: „Der *Conjonctif* erfodert, dass der *Indicatif* oder ein *Bindwort* dabey stehet." — Dieser *Modus* wird also immer nach einem anderen Zeitwort im *Indicatif* oder nach jedem Verbindungswort gesetzt?! Folgende Sätze sollten also grammatikalisch unrichtig seyn: Mr. *M., eussiez-vous écrit dix grammaires, il n'en seroit pas moins vrai que vous n'avez pas les premières notions de cette science. Puissiez-vous sentir votre incapacité! Puisse le public ouvrir enfin les yeux!* — Was er von dem *Infinitif* sagt, übertrifft doch alles: „Der Infinitif *stellet die Handlung des Zeitworts vor*, ohne die Person zu benennen." (Das Zeitwort handelt und der *Modus* stellt diese Handlung vor!!) — Dem *Indicatif* giebt er nicht mehr zwey kaum vergangene Zeiten, sondern ein *Imparfait* und *Parfait défini*, die er genauer als in den früheren Ausgaben unterscheidet; aber noch immer sind die Begriffe zu verworren und zum Theil zu widersprechend, als dass sie den Unterschied zwischen zwey Zeiten der Zeitwörter der französischen Sprache, die durch eine einzige Zeit oder Form im Deutschen ausgedrückt werden, begreiflich machen könnten!) Hr. *M.* giebt auch dem *Subjonctif* nicht mehr zwey *imparfaits* und zwey *plusqueparfaits*; sein erstes *imparfait* und sein erstes *plusqueparfait* sind richtig in *Conditionnel présent* und *Conditionnel passé* verwandelt worden, welche eben so wenig zum *Subjonctif* gehören, als das *Futurum*, welches er diesem *Modus* ehedem gab, jetzt aber *Futur composé* (besser *antérieur*) nennt. Die Definitionen der Vorwörter (*prépositions*) und der Nebenwörter (*adverbes*) dürfen wir nicht übergehen: „Die Nebenwörter bestimmen genauer die *Bedeutung* der Zeit- und Bey-Wörter, und zeigen an, *wie dieselben verrichtet werden* (S. 26 f.). Die Vorwörter werden den Nenn- und Für-Wörtern (nicht den Zeitwörtern?) vorgesetzt, verschiedene darauf folgende *Umstände* genauer zu bestimmen." (Die Zeitwörter und Beywörter werden *verrichtet*; die *Umstände* folgen den Nennwörtern und den Fürwörtern!!) — Ein ganzes Buch würde man schreiben, wenn man alle falschen Begriffe, Ungereimtheiten u. s. w., die in dieser Grammatik vorkommen, aufzählen wollte. Um die Grenzen einer Recension nicht zu weit zu überschreiten, müssen wir hier unsere Anmerkungen über den etymologischen Theil beschliessen.

3) *Syntax.* Ob Hr. *M.* weiss, was Syntax ist, ob er für überflüssig und unzweckmäfsig hält, die Regeln von den blofsen Definitionen abzusondern, wollen wir hier unentschieden lassen. Wir haben schon bemerkt, dass die Regeln des Syntax unter die Definitionen, Declinationen und Conjugationen zerstreut durch einander hingestellt sind; den Gehalt einiger dieser Regeln wollen wir ganz kurz prüfen. Die einzige Regel über die Construction, welche wir, dem Register nach, finden, ist dieselbe, welche man in der franz. Grammatik von *Hilmar Curas* nachschlagen kann, mit einigen unbedeutenden Veränderungen. Nach dieser Regel besteht der Satz aus zwölf Theilen, deren jeder mit einer Zahl bezeichnet ist. Hier ist keine Rede weder von Subject, noch von Prädicat, noch von verschiedenen Arten von Sätzen. Diese Regel, welche nur auf einen Fall passen kann, mufs als allgemein angenommen werden; übrigens halten wir es für unmöglich, dass man sich aus derselben einen richtigen und deutlichen Begriff von der französischen Construction machen kann. Wie könnte man auch richtige Regeln von einem Grammatiker erwarten, welcher lehrt (S. 254), dass „die Deutschen zuweilen Zeitwörter oder *ganze Phrases* auslassen, welches ihnen aber die Franzosen nicht *leicht nachmachen*." Wir lesen in dem Register: Von der *Regierung* der Zeitwörter;" wir schlagen nach und finden: „Die meisten Zeitwörter regieren im Französischen den Beugfall (in der franz. Sprache haben die Namen Beugfälle?), den sie im Deutschen regieren .... Allein *viele* gehen vom Deutschen ab (wie bestimmt!) ... Im Französischen regieren *meistens* den *Genitif* die Zeitwörter, die im Deutschen eins von den Vorwörtern für, über, mit, in u. s. w. nach sich haben, z. B. *être content*, *être amoureux*, *être en peine*, *avoir pitié de etc.*" — Konnte Hr. *M.* nicht sehen, dass hier die *préposition de*, die er den *Genitif* nennt, von einem Beyworte oder von einem Hauptworte regiert wird! *Gérondif* nennt er den *Infinitif* nach einem Vorworte. „Das *Gérondif* mit *de*, sagt er S. 122, wird gebraucht nach den Zeitwörtern und Redensarten, die im Französischen einen *Genitif* oder *Ablatif* regieren." Diese Regel, genau und bestimmt ausgedrückt, sagt: das Vorwort *de* wird vor dem Infinitif gesetzt nach den Zeitwörtern und Redensarten, nach welchen das Vorwort *de* gesetzt wird!! Auf der folgenden Seite stehet: „Das *Gérondif* mit *à* wird gebraucht nach den Beywörtern *facile*, *aisé*, *agréable*, *beau etc.*" — Wer eine franz. Grammatik schreibt, sollte nicht wissen, dass die *préposition de* eben so oft als *à* nach allen diesen Beywörtern gesetzt werden mufs? Wer würde folgende Regel verstehen: „Das *Gérondif* mit *pour* wird gebraucht, um das deutsche um; weil etc. auszudrücken." Wird wohl jeder Schüler, ja selbst jeder Lehrer errathen, dass Hr. *M.* hätte sagen sollen: Das Vorwort *pour* vor einem *Infinitif* wird im Deutschen durch die *préposition* um (umzu), weil u. s. w. übersetzt. Von derselben Art ist das folgende: „Das erste *Participe* (in *ant*), so man nicht declíniren kann, wird: *meistens* anstatt des deutschen *Indicatif* gebraucht ... zuweilen auch anstatt des *Nominatif* eines beziehenden Fürworts .... Wenn dieses Participe anstatt eines Beywortes stehet: so wird es verändert: u. s. w." — Dieses *Participe*, von den franz. Sprachlehrern *gérondif* genannt, wird also an die Stelle 1) eines ganzen *Modus* (des deutschen Indicativs), 2) eines Nominativs, 3) eines Beyworts gesetzt; es

wird nicht declinirt, und wird doch verändert!! Ein Buch, in welchem ſolches Zeug in Menge vorkommt, wird ſelbſt in öffentlichen Schulen ſeit mehreren Jahren gebraucht; es konnte *vier und zwanzig Mal* aufgelegt werden, öfters nachgedruckt, als Muſter von italianiſchen und engliſchen Grammatiken genommen werden!!! Seitdem dieſes Buch ein ſo unerhörtes, ſo beyſpielloſes Glück gemacht hat, iſt Deutſchland mit praktiſchen Grammatiken von aller Art, für alle Sprachen überſchwemmt worden. Verſtehet Hr. *M.*, verſtehen ſeine zahlloſen Nachahmer, was praktiſche Grammatik heiſst? Wer würde ſagen praktiſche Theorie einer Sprache? Unwiſſende Lehrer brauchten ein Buch, mit welchem ſie jeder Art von Arbeit überhoben ſeyn konnten; ob dieſes Buch mittelmäſsig oder unter aller Kritik ſey, darum haben ſie ſich nicht bekümmert: aus dieſem einzigen Grunde konnte es möglich werden, daſs dieſe Grammatik ſo lange und von ſo vielen gebraucht wurde. Zum Beſchluſs verſichern wir noch, daſs man mehrere allgemeine und beſondere Regeln der franz Sprache in dieſem Buche vergebens ſuchen würde; daſs ſehr viele von den franzöſiſchen Beyſpielen zu den Regeln unpaſſend, unfranzöſiſch ſind; daſs die Aufgaben leer, voll von Plattheiten, von niedrigen, pöbelhaften Redensarten, und für den Geſchmack verderblich ſind. Wenn ſich Hr. *M.* über dieſe Recenſion beſchweren wollte, würden wir ihm mit Leſſing ſagen: „Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunſtrichter mit dem kritiſirten Buche in der Hand gut machen kann, iſt dem Kunſtrichter erlaubt."

Schlieſslich bemerken wir noch, daſs mit keinem Buche die Nachdrucker einen ſolchen Unfug getrieben haben, als mit dieſer Grammatik; ja die Unverſchämtheit derſelben geht ſo weit, daſs ſie, nicht zufrieden, den Vf. und rechtmaſsigen Verleger ſeines Eigenthums zu berauben, auch noch das Publicum auf die ſchändlichſte Weiſe betrügen, indem ſie ihm ſtatt der richtigen Münze eine falſche, verrufene in die Hände liefern, die ganz auſser Curs gekommen iſt. Von der Art ſind die oben ſogenannten 21—24 Ausgaben oder Nachdrücke, deren geringere Seitenzahl ſchon anzeigt, daſs ſie nach den älteſten noch ganz unverbeſſerten Ausgaben abgedruckt und folglich in den Schulen neben den neueren rechtmaſsigen Ausgaben gar nicht zu gebrauchen ſind. Hier finden ſich noch die zwey *Imparfaits* im *Ind.* und *Conj.*, das *Fut.* im *Conj.*; hier lieſt man von einem *Beziehungsartikel* und ähnlichen Unſinn in Menge; hier wimmelt es von Druckfehlern, die zum Theil die grobſte Unwiſſenheit des Betrügers verrathen. Dieſe Nachdrücke ſind übrigens daran kenntlich, daſs ihnen der Name des Verlegers fehlt, daſs ſie ſich nach *Wailly umgearbeitete* nennen, und daſs (welche Gewiſſenhaftigkeit!) die Privilegien des römiſchen Kaiſers und der ſchweizer Eidgenoſſenſchaft nicht vorgedruckt ſind. — Wann wird doch endlich dieſem Unweſen des Nachdrucks geſteuert, wann endlich auch der Schriftſteller in ſeinem Eigenthume geſchützt werden! Aber was Wunder, da ſelbſt ſonſt ſolide Buchhandlungen mit ſolchem unrechtmaſsigen Gute Schacher treiben!

No. 2. Aus der eben recenſirten Grammatik, oder aus jeder anderen ſchlechten oder mittelmäſsigen eine gute zu machen, wäre allerdings ein verdienſtliches Werk. Ob aber der Mann, der im Stande wäre, den ganzen Umfang dieſer Unternehmung ins Auge zu faſſen, und ſie zu vollbringen, ſich ſolcher Arbeit unterziehen würde, daran zweifeln wir ſehr. Denn, unſerer Überzeugung nach, könnte er mit weniger Anſtrengung und Zeit eine eigene Sprachlehre ſchreiben. Aus Hn. *Sanguins* Erklärung über ſeine Umarbeitung läſst ſich ſchon ſchlieſsen, ob eine brauchbare Grammatik daraus entſtehen konnte. „Ich bearbeitete ganz neu, ſagt er in ſeiner Vorrede, die Lehre von der Ausſprache; verwarf, mit wenigen Ausnahmen, ſämmtliche deutſche Aufgaben . . . zugleich ſetzte ich jeder Aufgabe unmittelbar die Regel vor, auf welche ſie ſich bezog . . . In den Zeitwörtern machte ich die nöthige Abänderung, in Anſehung der Orthographie, und gab den verſchiedenen Zeiten die Benennung, welche ſie bey den neuern franzöſiſchen Sprachlehrern führen . . . Die Geſpräche erweiterte und verbeſſerte ich; ich reinigte ſie von den gemeinen, niedrigen, pöbelhaften Ausdrücken . . . und auf gleiche Art änderte ich das Nöthige an den ſogenannten Hiſtörchen . . . In Anſehung der Orthographie, der unüblichen, veralteten, unrichtigen und barbariſchen Worte . . . wird man durchaus die verbeſſernde Hand gewahr werden."— Aus dieſen Äuſserungen ſieht man zur Genüge, daſs der eigentliche grammatikaliſche Theil, eben ſo, als der Plan, unverändert geblieben iſt, und wirklich haben wir gefunden, daſs die Definitionen, die Regeln u. ſ. w., die wir in der obigen Recenſion gerügt haben, in dieſer umgearbeiteten Ausgabe buchſtablich angenommen worden ſind. — „*Meidingers* Grammatik hat doch wenigſtens das Verdienſt einer guten Methode", ſagt Hr. *S.* — Wie könnte eine gute Methode in einem planloſen Buche ſich finden, in welchem alles verworren durch einander hingeſtellt iſt? Oder ſollte die ganze Methode darin beſtehen, daſs auf jede ſogenannte Regel viele deutſche Aufgaben folgen? Dieſe Einrichtung hat zwar ihr Gutes; aber die von Anfange bis zu Ende gleich groſse Anzahl der überſetzten untergelegten Wörter begünſtiget und vermehrt die Trägheit der jungen Leute, die alles gedankenlos, flüchtig nachſchreiben; am Ende findet man, daſs nur ſehr wenig in ihrem Gedächtniſs ſich eingeprägt hat. Dieſe Einrichtung iſt auch daran Schuld, daſs ſie jede Vorbereitung zu dem Unterrichte des Lehrers für überflüſſig halten; daher weniger Anſtrengung, und, wie natürlich, langſamere Fortſchritte.

Vx.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 MÄRZ, 1809.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Sommer: *Allgemein faßlicher Unterricht in der Declination der deutschen Nenn- und Beywörter.* Nebst einer Beyspiel-Sammlung zur Übung dieser, so wie einiger anderer Redetheile, von *August Friedrich Petschke*, Lehrer der Taubstummen zu Leipzig. 1807. 104 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. entwarf diese Schrift (laut der Vorrede) zu dem Unterrichte der *ihm anvertrauten* Taubstummen, um in dem *ihm anvertrauten Amte* so viel Nutzen zu stiften, als möglich (S. 1). Er hat *Heinsius neue deutsche Sprachlehre* (Berlin. 1801. 8.) sehr getreu benutzt, wie man bey der flüchtigsten Vergleichung gewahr wird; aber auf seinen Zweck wenig Rücksicht genommen. Denn wie will er wohl die ihm anvertrauten Taubstummen dahin bringen, dass sie sich von folgenden Wörtern einen Begriff selbstthatig bilden? S. 7: das Bacchanal, Corroborans, die Monstranz, der Domicellar, Patriarch, Enthusiast, Scholiast, Apostat, die Fatalität, S. 9 das Emblem, Dilemma, der Dämon, der Idiotismus, S. 10 die Cäsur, Clausur, S. 11 das Reservoir, der Cocon, das Cemen, Tentamen, S. 18 der Absces, Access, Accord, das Activ, der Affront, S. 19 das Amulet, Apostem, Äquivalent, der Atom, das Attentat, Attribut, Axiom, S. 21 der Cement, Choral, das Cölibat, der Commentar, das Compromiss, Concordat, Confortativ, der Context, S. 26 das Ideal, Idiom, S. 27 das Idol, Impediment, Incolat, Intervall, S. 30 das Notariat, der Official, das Parlament, der Part, das Pasquill, Patriciat, Patronat, S. 31 das Placat, Pontificat, Postulat, Pradicament, Präservativ, der Prätext, das Problem, Priorat, Project, S. 32 der Recess, das Recidiv, Recitativ, Regal, der Regress, das Rescript, S. 33 der Saturn, das Scapulier, S. 34 das Segment, der Sensal, *das* Servitut, (Hr. P. meint damit ohne Zweifel die Zwangspflicht, Dienstbarkeit, Dienstpflicht, wie es *Kinderling* verdeutscht; aber da heisst es *die* Servitut.) S. 35 das Stratagem, S. 36 der Success, das Supplement Symptom, System, Theorem und viele andere. Warum will Hr. P. die Köpfe der Taubstummen mit so vielen, für sie unverständlichen Wörtern beschweren? Es scheint, als habe er ganz vergessen, was er selbst in der *Georgia* (1806. No. 49. S. 385. No. 55. S. 429. 430. No. 66. S. 521. 522) schrieb: „Begriffe, die auf das Hören Bezug haben, fallen durchaus bey dem Unterrichte der Taubstummen weg, und ich darf wohl behaupten, dass es unmöglich sey, den Taubstummen *von allen* und *jeden Wörtern* und *Redensarten einer Sprache* deutliche Begriffe beybringen zu können. Wie kann ich einem Menschen, dem ein Sinn fehlet, einen Begriff von diesem ihm fehlenden Sinne beybringen, z. B. dem Blinden den Begriff vom Sehen, dem Taubstummen den Begriff vom Hören, und von den, durch den Gebrauch dieser Sinne entstehenden Empfindungen? Einen Begriff von einer Empfindung, die er in seinem Leben nicht gehabt hat, noch jemals haben wird? — Ich und viele tausend Menschen haben nie von einer Ananas oder von der Frucht des Brodbaums gegessen, und wir alle können uns durchaus von der Empfindung, die das Essen dieser Früchte hervorbringt, keine Vorstellung machen, oder es dadurch wissen, wenn es uns Jemand durch eine auch noch so deutliche Beschreibung beybringen wollte, weil wir diese Empfindung selbst gehabt haben müssen, wenn wir deutliche Begriffe davon haben sollen. Das Rindvieh — um mich, wenn es dessen bedarf, eines einleuchtenden Beyspieles zu bedienen — frisst mit Wohlbehagen auf der Weide Gras, wir können uns davon, wie ihm dies schmecken moge, keinen Begriff machen, weil wir nicht diese Empfindung gehabt haben. (Hr. *P.* thate wohl, den Unterschied zwischen subjectiver und objectiver Natur sich von irgend einem Gelehrten deutlich machen zu lassen.) Wie kann man nun noch behaupten, dass man diesen Leuten Begriffe von solchen Dingen durch Zeichen beybringen könne, wovon sie durchaus keine Empfindung haben? — Ganz natürlich ist hier die Frage: was soll der Taubstumme lernen? Da sein Ideenkreis und seine Kenntnisse beschränkt bleiben, und er mit grosen Schwierigkeiten zu kämpfen hat: so besteht dies nur in dem Nothwendigsten.“ Wenn Hr. *P.* hierin Recht hat; wenn bey dem Unterrichte der Taubstummen manches weggelassen werden muss, was sich durch das Ohr dem Verstande und Gemüthe klar genug darstellt, aber nicht bis zur Anschauung des Auges erhoben werden kann: warum bewahrte ihn diese Uberzeugung nicht vor dem grosen Fehlgriffe, eine Menge Wörter hinzuschreiben, die sich nur dem Gedächtnisse des Taubstummen einprägen lassen, und deren Bedeutungen ihm ewig fremd bleiben müssen? Warum führt er ferner Wörter an, die im gemeinen Leben nie vorkommen? S. 26 *der Hatschnir*, ein Wort, das nur an dem kaiserlichen Hofe zu Wien üblich ist. S. 27 *der Knauf*,

ein gröfstentheils veraltetes Wort. S. 28 *der Kux*, welches nur noch im Bergbaue gebräuchlich ist. S. 41 *die Atzel*, soll das *die Alster* seyn oder *die Assel* oder gar *eine Perrücke?* Und was ist S. 50 *die Fissur?* Ein Druckfehler kann es nicht seyn, diese sind am Ende des Büchleins berichtigt. — Andere Wörter mit zwar erklärbaren Bedeutungen, wie S. 20 *der Bastard*, S. 39 *der Hundsfott*, (warum schrieb Hr. P. in der beygefügten Parenthese *Hundsfutt?* vielleicht weil es die Leipziger so aussprechen?) S. 43 *die Hure*, S. 46 *die Vettel*, wünschten wir gar nicht zu finden. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Zu welchem Zwecke steht S. 30 *der Pennal* (*neuer Student*), und was soll es dem Taubstummen helfen, wenn Hr. P. S. 25 bey dem Worte *Grath* (welches auch blos in einigen Provinzen üblich ist.) die Erklärung *tranchant*, *bavure*, S. 29 bey *Mohr — moire* und *mavais*, bey *Mond — luna*, S. 50 bey *Effecten — des biens* u. s. f. einklammert? — Hr. P. schmeichelt sich, wie er in der Vorrede sagt, neue Resultate gefunden zu haben, weil er nicht weiss, was Andere (*Adelung*, *Campe*, *Heynatz*, *Moritz* und einige Aufsätze im *neuen deutschen Mercur*) schon vor ihm über den Gegenstand schrieben, der ihn jetzt beschäftigte. Er bildet sich ein, durch diese Schrift der Sprache einen grosen Dienst zu leisten; aber seine Bemühung hat den Fehler, dass sie sich nur mit Kleinigkeiten beschäftigt: der Geist der Philosophie muss auf Sprachverbesserern ruhen, oder sie flicken ewig, statt dem Kleide einen anderen Schnitt zu geben. Oft ist Hr. P. mit sich selbst im Widerspruche. So sagt er S. 9: „Das Anagramm, Emblem, Dilemma. Diese werden, in Ansehung der Declination behandelt, wie bey *um* erinnert worden ist (*um* im Plur. in *en* verwandelt). Einige wenige, die sich noch dagegen sträuben, z. B. Clima, Comma u. s. f. müssen zur Zeit noch nach den Regeln der lateinischen Declination behandelt werden, und man saget daher im Plural *Climata*, *Commata*. Ich glaube aber, dass auch endlich die Zeit noch kommen werde, wo man *Climen* und *Commen* sprechen und schreiben wird dürfen. Denn meiner Meinung nach hat es vielen, an das Lateinische zu sehr gewöhnten Ohren, vor vielleicht 50 Jahren, wohl eben so fremd, ja wohl gar widerwärtig geklungen, wenn manche, die sich über die steife Pedanterie ihres Zeitalters wegsetzten, sich erlaubten von *Epigrammen*, *Idiomen*, *Axiomen* u. s. w. zu sprechen.“ Und dennoch behauptet er auf eben derselben Seite: „Der Katechismus, Idiotismus. Diese Wörter nach französischer Sitte abzukürzen, und Barbarism (?), Idiotism u. s. w. zu schreiben, ist in Ansehung der Aussprache nicht wohl zu billigen.“ — Hr. P. meint S. 11, das Wort *Grenadier* sey aus dem Französischen entlehnt, und er ärgert sich darüber; doch dieser Ärgernis könnte er überhoben seyn, wenn er unser deutsches Wort *Granatier* gebrauchen wollte. — Vom Wohlklange hat Hr. P. ganz eigene Begriffe. S. 171 „Das dem dritten Falle im Singular der ersten und zweyten Declination angehängte *en*, welches schon im zweyten vorkommt, wird von vielen deutschen Schriftstellern, als müssig und schleppend, *wiewohl sehr mit Unrecht*, weggelassen. Es fliesst doch wohl ungleich besser, wenn man sagt oder schreibt: auf dem Birnbaume, der in meinem Garten zunächst dem Hause stehet, habe ich in diesem Jahre u. s. w., als wenn man dieses *e* wegläst?“ Die *e* am Ende der Wörter haben in allen lebenden Sprachen eine grose Verfolgung ausstehen müssen: der Franzose würdigt die meisten nicht der Ehre, dass er sie aosspricht; der Engländer begegnet ihnen oft mit der nämlichen Verachtung, oder giebt ihnen den Ton des *i*; und unter uns sah es vor nicht allzulanger Zeit in manchen Büchern aus, als wenn die Vf. eine Jagd mit dem armen *e* gehalten hätten. Indessen ist es wahr, sie haben sich ein wenig stark eingedrungen, und Hn. P's. Meinung, alle vertriebenen *e* zurück zu berufen, ist gar nicht zu billigen; denn die Überhäufung der Vocale verursacht eben so sehr Kakophonie, als die Überhäufung der Consonanten. Rec. würde die kurze Regel festsetzen: „jedes *e* muss ungekränkt bleiben, wenn es ein grammatisches Merkmal ist.“ — Bey einer Schrift, welche von der Sprache handelt, muss noch bemerkt werden, dass ihr Vf. den Waldvogel *Guckuck* S. 26 halb ober- und halb niedersächsisch *Guckuk* schreibt. — Die *Übungen der Declination* (Declinationen) *und anderer Redetheile* bestehen grosentheils in Fragen S. 70 — 104. Diese sind zwar verständlich; allein *Pestalozzi* sagte gewiss ein wahres Wort: „Das eigentliche Katechesiren, vorzüglich über abstracte Begriffe, sey häufig nichts als ein papageyenartiges Nachsprechen unverstandener Töne; das Sokratisiren sey bey Kindern (auch bey erwachsenen Taubstummen) unmöglich, denen theils der Hintergrund der Vorkenntnisse, theils die äuseren Mittel der Sprachkenntnisse mangelten. Oft sey es eine blose Wort- und Satz-Analyse, ein Wiedergeben vorgesagter oder halb angedeuteter unverstandener Redensarten. In wenig Tagen gehe selbst das ungefähr Begriffene wieder verloren, und alle peinliche Mühe des Lehrers, nicht aus seinem Kunstgeleise gebracht zu werden, sey vergebens gewesen.“ Die von Hn. P. entworfenen Fragen arten noch dazu in ein planloses Geschwätz und ein weitschweifiges Katechesiren über Dinge aus, welche die Sinne und der Menschenverstand die Taubstummen von selbst lehren. Z. B. S. 73: „Wessen Nahrung ist das Gras und das Heu? die Knochen? das Aas, das auf dem Anger liegt? Zu wessen Kleidung gehören die Beinkleider? das Leibchen oder das Mieder? der Frack? das Corsett?“ Durch die Beantwortung solcher Fragen lernen die Taubstummen nichts, sie bleiben an nöthigen positiven Kenntnissen, welche besonders die Taubstummen nicht nachholen können, um so weiter zurück, je länger man sie durch jene verkehrten Verstandesübungen in der Unwissenheit erhalten hat. Überhaupt ist bey dem Unterrichte der Taubstummen die sokratische Heuristik ein viel zu weiter Weg, als dass man ihn hier ohne Nachtheil einschlagen könnte: auf ihm wird ihre Verstandeskraft nie ihr Ziel erreichen. —

Digitized by Google

Genug von einer Schrift, welche, (so oft sie von ihrem Vorbilde, *Heinsius neuer deutscher Sprachlehre*, abweicht, so verworren, unrichtig und ungründlich ist, dass sich allein ihr Vf. davon Nutzen versprechen kann! Das Schwerfallige, Schleppende, Matte und Schläferige der Schreibart brauchen wir nicht zu rügen, es erbellet hinlänglich aus den ausgehobenen Stellen. Mit Missvergnügen bemerkt man, dass es diesem Schriftsteller ganz an der Geistesbildung mangelt, seinem Gegenstande etwas Anziehendes zu geben. Ad.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Hannover, b. d. Gebrüdern Hahn: *Französische Sprachlehre* nach einer praktischen Methode bearbeitet, für Lehrer und Lernende, von *J. F. Schaffer*, Lehrer der französischen Sprache in Oldenburg. 1805. 541 S. 8. (18 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Aufgaben zum Übersetzen* aus dem Französ. ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Französische. 1805. 118 S. 8. (5 Gr.)

3) Halle, in der Waisenhaus-Buchhandlung: *Kleine französische Sprachlehre* für die unteren Classen. Zunächst für die Lehranstalten des königl. Pädagogiums und Waisenhauses zu Halle, von Dr. *Friedr. Chr. Kirchhof*, Lehrer am königl. Pädagogium. 1805. 92 S. 8. (12 Gr.)

No. 1. Die sogenannte praktische Methode des Hn. *Schaffer* besteht darin, 1) dass, sowohl in den französischen Beyspielen, als in den deutschen Aufgaben nichts vorkommen soll, als was bey den vorgetragenen Regeln anwendbar ist; 2) dass der Lehrling alle Wörter auswendig lernen muss, welche in den Beyspielen vorkommen, ehe er zu der Regel übergehe, die in diesen Beyspielen in Anwendung gebracht ist. Diese Wörter machen die 4te Abtheilung des Buches aus; die 3te enthält *Stoff zum Lesen und Übersetzen* (was besonders abgedruckt, unter dem Titel No. 2 verkauft wird). Die Grammatik bestehet also nur aus den zwey ersten Abtheilungen. Die erste enthält die Lehre von der Aussprache, von der Orthographie und eine Erklärung der sogenannten Redetheile; in der zweyten kommen diese Erklärungen wieder vor, das Übrige von der Etymologie und die Regeln mit den Beyspielen und Aufgaben.

Jedermann weiss, wie neu die Methode des Auswendiglernens der Vocabeln sey. Ob der erste Theil der Methode des Hn. *Sch.* neuer sey als der zweyte, ist auch Jedem bekannt, der Gelegenheit gehabt hat, die Grammatiken von *Curas*, von *Peplier* u. a. m. zu sehen. Übrigens ist es uns aufgefallen, dass Hr. *Sch.* mehr als einmal von seiner Methode abgewichen ist. Wir haben nämlich in den Beyspielen und Aufgaben Wörter bemerkt, deren Anwendung in weiter unten folgenden Regeln vorgetragen wird.

Dass Hr. *Schaffer* zu der Classe der gewöhnlichen Grammatiken-Schreiber gehöre, sieht man gleich aus den Definitionen, die er aus verschiedenen Quellen geschöpft haben soll. Hier einige Belege: „Ein Wort ist ein Ton, bey welchem man sich irgend etwas vorstellen kann ... Eine Sylbe ist aus einfachen *Tönen* und *Lauten* zusammengesetzt, welche man Buchstaben nennt" (das ganze Wort ist ein Ton, und die Sylbe besteht aus Tönen! Ein geschriebenes oder gedrucktes Wort bestehet aus Tönen und Lauten!!) ... „Töne, die mit zwey Buchstaben Ähnlichkeit haben etc.... Der Ton ist eine Veränderung der Stimme bey der Aussprache eines Wortes u. s. w." — Definition der Casus, S. 24: „Ein Gegenstand kann sich in ganz verschiedenen Verhältnissen befinden, als das Wort *Vater* in folgenden Ausdrücken: der Vater schreibt, das Haus des Vaters u. s. w. ... Diese Verhältnisse macht man an den Nennwörtern bemerklich, indem man das kleine Wort, welches das Geschlecht anzeigt, verändert. Eine jede dieser sechs Veränderungen nennt man einen Beugefall." — S. 32: „Ein Nennwort kann in der Rede gewisse Verhaltnisse zu den anderen Wörtern haben. Ein jedes dieser Verhältnisse nennt man einen Beugefall." — Von gleichem Werth sind fast alle seine Erklärungen; äusserst merkwürdig ist die des Genitivs: „Wenn ein Gegenstand den anderen besitzet, oder der andere ihm angehöret, so muss der besitzende im Genitiv stehen, als *le père de la mère;* hier ist die Mutter der besitzende Gegenstand (?), und muss also im Genitiv stehen u. s. w" (Wenn man also sagt: *le propriétaire de la maison*, so ist das Haus der besitzende Gegenstand!!) Unbegreiflich wäre es, dass Leute, die solchen Unsinn in ihrer Muttersprache zu schreiben im Stande sind, sich für fähig halten können, die Sprachlehre einer fremden Sprache zu schreiben, wenn man nicht wüsste, dass Unwissenheit mit Eigendünkel gepaart ist. Wie ein solcher Schreiber die Regeln vorgetragen haben kann, lässt sich bald errathen; wir können mit der Versicherung beschliessen, dass dieser Theil dem anderen gleich sey.

No. 2. Einige Stücke aus der Götterlehre, theils französisch, theils deutsch, einige Anekdoten, wie man sie in *Meidingers* Grammatik findet, ein paar Erzählungen aus dem Französischen übersetzt, ein sogenanntes französisch-deutsches Worterbuch von drittehalb Bogen, mit einigen Erklärungen und grammatikalischen Anmerkungen, alles mit Druck- und Sprach-Fehlern reichlich versehen, machen den Inhalt dieses Lese- und Übersetzungs-Buches aus. „Auf Verlangen meiner Verleger erscheint dieses kleine Werk," sagt Hr. *Sch.* in der Vorrede. Also zum Vortheil der Ersteren, mehr als zur Ehre des Letzteren! Und wirklich, wenn man diese Stücke und seine Anmerkungen durchliest, findet man manche Stellen, die keine vortheilhafte Meinung von den Kenntnissen des Vfs. in der französischen Sprache einflössen können. Hier nur einige Belege: „Die Vorwörter *sur*, *sous*; *dans*; *hors* haben immer eine *Regierung* ... Dagegen sind *dessus*, *dessous*, *dedans*, *dehors* Nebenwörter. Diese Nebenwörter werden zu Vorwörtern, die den Accusativ regieren, wenn zwey davon zusammen stehen: *Il y a des an-*

Digitized by Google

maux dessus et dessous la terre; le mouchoir n'est ni dedans ni dessus la commode. Hier darf man nicht sagen: *il y a des animaux sur - sous la terre; ni dans ni sur la commode.*" — Wir werden uns begnügen, dem Hr. *Sch.* zu sagen, dafs seine Redensart eben so fehlerhaft als die andere ist. Die Franzosen sagen: *sur la terre et dessous; ni dans la commode ni dessus.* Was soll man von einem Sprachlehrer denken, der in seinem so kleinen Lese- und Übersetzungs-Buche folgende Fehler ungebessert lassen kann: *Un filou entra dans une maison où demeura une veuve ... Esope allant un jour dans une petite ville, il rencontra un voyageur ... Frederic ayant un jour travaillé jusqu'à minuit .. sonna pour appeller ... comme il s'avançoit pour le reveiller, il appercevoit un papier écrit .... Les hommes parlent par paroles etc.* Dafs alle diese Aufgaben aus der *Meidinger*'schen Grammatik abgedruckt sind, haben wir schon bemerkt.

No. 3. Hr. *K.* hat diesen Auszug aus seiner gröfseren, 1803 herausgegebenen Grammatik für die ersten Anfänger bestimmt, „die nur mit Auswendiglernen der Formenlehre beschäftiget werden müssen, weil sie eine philosophische Behandlung der Sprache noch nicht fassen können." Aus dieser Bestimmung folgt es, dafs alles, was zu dem Elementarunterricht nicht nothwendig gehört, ausgeschlossen, und das Nöthige mit der möglichsten Deutlichkeit und Kürze behandelt werden mufste. Nicht nur in dieser Rücksicht hat sich Hr. *K.* vor der Legion der Grammatikenschreiber ausgezeichnet, sondern auch durch sein Bestreben, in den, bis jetzt von so vielen verkannten, Geist der französischen Sprache einzudringen. Hier findet man nichts von der Declination der Wörter, die nicht declinirt werden, von viererley Artikel u. s. w. . Aber die Erklärung, dafs „die Franzosen die Präpositionen *de* und *à* brauchen, um den *Genitivus*, *Dativus* und *Ablativus* der Lateiner auszudrücken," befriediget den Rec. nicht ganz. Er vermifst hier die ganze Formenlehre, die er nicht über die Fassungskraft der Schüler in den unteren Classen hält, wenn sie mit der gehörigen Klarheit und Bestimmtheit vorgetragen wird. Richtige und deutliche Definitionen der Redetheile müssen dieser Lehre zum Grunde dienen. Übrigens wenn die ersten Anfänger eine philosophische Behandlung der Sprache noch nicht fassen können: so wäre wohl das Beste, sie mit allem grammatikalischen Unterricht zu verschonen, bis ihre Fassungskraft entwickelt worden wäre. Man übe sie unterdessen im Lesen und Übersetzen des Französischen. Wenn sie eine beträchtliche Menge Redensarten durch diese Übung erlernt haben: lasse man sie das Übersetzte französisch vortragen. Warum sollte man immer die Schwierigkeiten vervielfältigen, anhäufen? Die Vff. der französischen Grammatiken für Deutsche haben bis jetzt auf das Allgemeine der Sprachlehre zu wenig Rücksicht genommen. Sollten nicht diese allgemeinen Erklarungen und Grundsätze zuerst auf die Muttersprache und dann auf die fremde angewendet werden?

In der Überzeugung, dafs Hr. *K.* bey seinem ersten Versuche nicht stehen bleiben wird, will ihm Rec. einige Winke geben, die nicht ohne Nutzen seyn möchten. Wenn der Vf. den ersten Abschnitt von der Aussprache der Buchstaben und Sylben genau untersucht: so wird er finden, dafs die Nasenlauter (*nasales*) zu den Mitlautern gehören, nicht unter die Selbstlauter; dafs in der Lehre über die einfachen Selbstlauter vieles stehe, was der deutschen Sprache gemein ist, und folglich hier überflüssig; dafs alles, was hier über die kurzen und langen Selbstlauter stehet, durch den folgenden Satz kurz und bestimmt ausgedrückt wird: die mit dem *accent circonflexe* (^) bezeichneten Selbstlauter werden gedehnt ausgesprochen. Von dem stummen *e* (*e muet*) wird gesagt, dafs es wie ö kurz ausgesprochen wird, und das Wort *demeure*, welches Hr. *K. dömör* ausgesprochen haben will, wird als Beyspiel angegeben. Welcher Franzos würde das erste *e* von diesem Worte *demeure* wie den zusammengesetzten Laut *eu* aussprechen? Was in *Adelung's* Wörterbuche über die Aussprache von diesem Buchstaben steht, könnte besser benutzt und auch hier angewendet werden. Diese Anmerkungen werden wohl hinreichend seyn, um Hn. *K.* von der Nothwendigkeit zu überzeugen, diesen ganzen Abschnitt genau zu revidiren. Viel richtiger als in den meisten Grammatiken ist hier die Erklarung von dem Gebrauch des Artikels. Die Meinung, dafs es nur einen Artikel giebt, ist nicht unter den besten französischen Grammatikern selbst allgemein genug, dafs man als Grundsatz lehren kann, die französische Sprache habe nur einen Artikel. Da die Artikel Wörter sind, welche die Bestimmtheit oder Unbestimmtheit der *Nomina appellativa* anzeigen: so folgt nothwendig daraus, dafs es zweyerley Artikel geben mufs, einen für die Bestimmtheit und einen anderen für die Unbestimmtheit. Das Wort *un* und die Präposition *de* mit dem Artikel *le* machen im Französischen den unbestimmten Artikel aus. Blofs und allein der Euphonie wegen sind die Wörter *du* und *au* für *de le* und *à le* in Gebrauch gesetzt worden. Wie sehr die Franzosen auf den Wohlklang bey der Bildung ihrer Sprache Rücksicht genommen haben, ist bis jetzt zu wenig geachtet worden. Rec. beschliefst diese Anzeige mit der Versicherung, dafs diese kleine Sprachlehre mehr Wahres und Richtiges enthalte, als die vorher und in No. 74 recensirten bogenreichen Grammatiken, und dafs sie mit Nutzen gebraucht werden könne. Vx.

Neue Auflagen.

Grätz, b. Ferstl: *Französische und deutsche Gespräche* oder *Anleitung zur vollkommenen Kenntnifs der der französ. Sprache eigenen Ausdrucke* (*Idiotismen*). Für alle Fälle des menschl. Lebens bearbeitet von der *Frau v. Genlis*. Als ein nothwendiger Anhang zur neuen ganz umgearbeiteten Ausgabe der franz. Grammatik von *J. V. Meidinger*. 2te, viel verm. u. verbess. nach *Mozin's* französ. Gesprächen mit deutschen Übungsaufgaben versehene Auflage. 1809. 196 S. 8. (12 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 MÄRZ, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GENT, b. Goesin-Verhaeghe: *République des champs Elysées ou Monde ancien*, ouvrage posthume de *M. Charles Joseph de [illegible]ave*, ancien conseiller du conseil en Flandres, membre du conseil des Anciens. 1806. Vol. I. XXXVIII u. 266 S. Vol. II. 251 S. Vol. III. 266 S. 8.

„Die Mythologie ist die allegorische Geschichte eines Volkes, das im Besitz gewesen von allem, was göttliche und menschliche Weisheit für das Glück der Menschen thun kann. Dieses Glück ruhte nun vornehmlich auf Gerechtigkeit und Religion. Die Religion hatte das Wochensystem geheiliget, das in seinem engen Kreise die fünf Grundpfeiler eines vollkommenen Staates begreift, indem es den Saterdag oder Sonnabend, den Sonntag und den Montag dem Ackerbau zutheilt, den Dingsdag oder Dienstag der Justiz, den Wonsdag oder Mittwoch dem Gewinne, d. h. dem Handel und den Gewerben, den Donnerstag dem Gottesdienste, vorzüglich der Verehrung des obersten oder *juper*sten Gottes *Jupiter*, den Freytag, der lateinisch *dies veniae* oder *Junonis* heissen sollte, der Erholung und dem Freyen. Die Gerechtigkeit dagegen hatte in anderen Sternbildern andere Mahnungen und Warnungen, in dem Zodiakus aber, dem Diener und Ordner des Lebens (von ζωή und διάκονος), ein Zwölftafelgesetz an das Firmament geschrieben, das durch die Wage z. B. Gewähr leistet für das Eigenthum, durch den Schützen zur Jagd aufruft, durch den Wassermann zu brüderlichen Liebesmahlen, durch die Fische gleich daneben zur Mässigkeit, durch die Zwillinge zur Ehe, durch den Löwen zur Emsigkeit in der Ernte. Die Republik selbst war am Himmel mit dem Lichtgürtel bezeichnet, der, gemeinhin Milchstrasse genannt, nur im Griechischen seinen wahren Namen behalten hat, sintemal *Galaxie* oder *Galathie* das Land Gallien bedeutet.

„Wie so das Werk der Civilisation in das grosse Goldbuch eingetragen und eben dadurch vollendet war, herrschte die goldene Zeit. Leider nicht lange. Die Mythen, ursprünglich Zeichen und Mahnungen, verkehrten sich nach und nach in Fabeln, die Mysterien oder Mahn-Sterne in Geheimnisse, der völkerschöpfende Demiurgos in den Weltschöpfer. Weil indess die gesellschaftlichen Einrichtungen geblieben sind, so wird auch die Mythologie, wie ärgerlich sie verunstaltet ist, noch immer geehrt, gleich einem incognito reisenden Fürsten.

„Mit dieser Ansicht der Mythologie gelangen wir denn auch dahin, wohin keiner von allen gelangt ist, die früher, meist von Asiomanie geleitet, danach aus gewesen sind, nach Elysium: ja wir haben die Freude [der Vf. ist aus dem Schelde-Departement], Elysium in Gallien zu entdecken.

„Gallien fanden schon die Römer weit von der goldenen Zeit, und sie stellten es noch geflissentlich in ungünstiges Licht. So verschrieen sie als Menschenopfer die Executionen der Criminaljustiz, und liessen verschallen jene Verse, woran die gallische Jugend oft zwanzig Jahre lernte, weil sie das Höchste enthielten, was göttliche und menschliche Weisheit aufgestellt hat, einen vollständigen Cursus aller Wissenschaften des ersten Ranges. Doch haben sie uns nicht verhehlen können, dass die Gallier vom Pluto abstammten. Pluto aber ist Sohn des Saturnus, Bruder des Jupiter: also die Gallier himmlischer Abkunft. Pluto herrscht in der Hölle, Saturnus in Elysium: also Hölle und Elysium in Gallien. In der Hölle werden die Todten gerichtet und begraben: also in der Hölle die Gräber der Ur-Gallier. Pluto ist Neffe des Atlas: also die Gallier verwandt den Atlanten.

„So einleuchtende Wahrheiten wurden verkannt, als mit der goldenen Zeit auch die Kunde der elysischen Republik verloren ging, so dass Elysium, der Garten jener Seelen-Wollust, die ein tugendhaftes Leben begleitet, gedacht wurde als ein Ort sinnlicher oder gar übernatürlicher Genüsse, und gesucht bald in einem besonders glücklichen Klima, bald in der anderen Welt. Homerus zuerst und allein beschreibt es wahrhaft und genau, Odyss. 4, schlechtweg als ein Land an den Enden der Erde, wo sich bequem leben lässt, weil die schlimmen Jahreszeiten nicht lange dauern, und die Sommerhitze gekühlt wird durch frische Seewinde. Was aber die Enden der Erde seyen, sagt Homerus freylich nicht, aber Virgilius sagt es,

extremique hominum Morini Rhenusque bicornis,

und Solinus und St. Paullinus und eine Urkunde v. J. 1156. Also setzt Homerus die elysischen Felder an den Rhein; es sind *de helische Kampen* am Helium, einer ehemaligen Mündung jenes Stromes. Nicht anders Aristophanes: wie hätte er ein Stück *die Frösche* betiteln können, wenn er nicht einen Wink hätte geben wollen auf das Land, das Lord Bolingbroke das Froschland zu nennen pflegte? Und Tacitus, der die Elysier neben die Naharvalen setzt, d. i. neben die Nieder-Gallier. Da nun herrscht *Rhadamanthys*, ein *Rathmann*, roth (ξανθός), weil

die Elyſier rothhaarig waren, wie Adam, wie die erythraiſche Sibylle (oder Spille, Spinnerin), wie die meiſten Götter, wie die heutigen Niederländer. Da liegt an der Grenze oder *Kimme* die von nachtumhüllten *Kimmeriern* bewohnte Hölle, d. h. der Kirchhof der Elyſier, geſchickt zum Geiſterbeſchwören, und zugleich das Mutterland der Pontus-Kimmerier und der Aſen Odins, von deſſen Walhalla noch jetzt ein Arm des Rheins Waal oder Vahalis heiſst. Daſſelbe Höllenland oder Holland, unter einem anderen Namen Seeland oder Selig-Land, *inſulae fortunatae*, iſt der Garten der Heſperiden, der ja auch an den Enden der Erde, am Rande des Oceanus liegt; daſſelbe der Götter Vaterland, nach Ilias 14, 300; daſſelbe Atlantis. Denn *Atta* heiſst in den Sprachen des Nordweſtens von Europa noch jetzt Vater, *Atland* Vaterland; ſo nannte man billig die Wiege der Götter und Fabeln. *Atlanten* hieſsen die vaterlich waltenden Regenten des Landes. *Ate* heiſst Atzung, Nahrung: daher das homeriſche Epithet πολύφορβος. *Uranus*, der erſte König, iſt der *Ur-Ahn* des Volkes; ſein Sohn *Atlas*, der die Laſt des Himmels trug, d. h. nach einer an den Himmel geſchriebenen Conſtitution regierte, iſt als *Atel-as* der Stifter des Adels; *Saturnus* die Saat-Uhr (wie *Mercurius* die Markt-Uhr) vermählt mit *Rhea*, der Reihe und Regel und *raison:* von den Germanen *Teutſon* genannt, d. i. *Zeit-Sohn*, von den Ägyptern *Thoth*.

„Homerus bezeugt ferner, daſs dieſe Atlanten die Erfinder aller Künſte und Wiſſenſchaften geweſen, und die erſten Philoſophen auf Erden: denn er nennt den Atlas ὁλοόφρων, All-Wiſſer. Und das wundere keinen. Füglich kann, was am ſchwerſten ſcheint, ſogar die Aſtronomie in den Moraſten des Rheins geboren ſeyn, wiewohl da die Nächte neblig ſind und die Kälte alle Regſamkeit des Geiſtes lähmt. Hat doch unter derſelben Breite Copernicus beobachtet und Carteſius und Tycho Brahe und Newton; giebt doch, nach einer geſunden Philoſophie, gerade die Schwierigkeit dem Genie den Stofs; iſt doch allein die Noth Mutter der Künſte: an Noth aber fehlt es ſicherlich nirgends weniger als in Holland. Nur daſs man nicht Denkmale von dem Wiſſen der Druiden in Holland fodere: wer fodert Denkmale vom Urſprung des Chriſtenthums in Bethlehem? Zumal da die Germanen den Himmel zum Pantheon gewählt hatten, und da es keine Druiden mehr giebt. Genug daſs ſie in ihren Jüngern fortgelebt haben.

„Jünger der Druiden ſind alle Weiſen des Alterthums: die *Magier*, die Forſcher der *Macht* der Dinge, d. h. der Natur; die *Chaldäer* oder Kalden oder Kelten mit ihrem offenbar *belgiſchen* Gotte *Bel;* die *Brachmanen* oder Schulweiſen (σχολὴ heiſst Muſse, Muſse aber hat, wer *brach* liegt; noch heut zu Tage heiſsen in Gent allein mehr als zwanzig Menſchen Brackmann) zuſammt dem indiſchen Bacchus oder Backer oder Backer, der erfunden hat, Speiſe und Trank durch Feuer zuzurichten, und alſo eher Gott des Bieres iſt, des *geſiedeten* Zythus, als des Weines, wiewohl ſein Thron, die Tonne zu beidem paſst; nicht minder die ägyptiſchen Prieſter. Denn in Ägypten ſind eingeſtandenermaſsen die Götter in Thiergeſtalt eingewandert, d. h. die Geſetzgaber der alten Kirche mit der himmliſchen Miliz des Zodiakus, vor allen die Sachſen oder Saiten, die Waſſerbaumeiſter der Atlanten, die den See Moeris oder Meer (wie das harlemmer Meer) gegraben, um dem Lande Fiſche zu ſchaffen, und, durch Erhöhung des Bodens vermittelſt der ausgegrabenen Erde, Fruchtbarkeit, und die Pyramiden, Myten oder Haufen von πυρός, gebaut zu Kornmagazinen, nebenher zu Sternwarten und Leuchtthürmen, ferner das Labyrinth, das beſtimmt war, wie der Name Pſamm-Etichus beſagt, zum Zuſammen-Eten zu gemeinſchaftlichen Mahlen der Gläubigen. Die Saiten hatten ſchon in ihrem Vaterlande groſse Dinge gethan, vorzüglich ihr Oberſter Her-kules oder Kühl-herz, der, gezeugt in dreymal vier und zwanzig Stunden, d. h. in einem Klima, wo die Nacht des Winter-Solſtitiums ſo lange dauert, nachdem er als Kind die Schlangen gewürgt, d. h. die Schiffahrt auf geſchlängelten Flüſſen erfunden, und nachdem er ſich einweihen laſſen, natürlich nicht in Eleuſis: denn wer möchte nach Attika gehen, um ſich vorzubereiten auf Arbeiten am Nieder-Rhein? ſondern in Hel-Huys, Höll- oder Heilig-Haus, welchen Namen die Athener und Hellenen bey ihrer Auswanderung aus Atlantis und Holland in ihr neues Vaterland übertragen haben — in ſeiner eilften Arbeit den Kerberus gebändigt, d. h. ſtehende und verpeſtende Gewäſſer abgeleitet, in ſeiner zwölften aber die Äpfel der Heſperiden geraubt, d. h. die Sternkunde erlernt (denn Sterne ſind die goldenen Äpfel, wie auch die Sonne vorzugsweiſe Apollon oder Appel heiſst) und auf die Seefahrt angewandt. Daher er ſich auch mit der Hebe vermählt hat, d. h. mit der Ebbe, die hier das ganze Meer vertritt, wie in dem Namen Oedipus (Menſchenbeobachter, Lookman) der Fuſs den ganzen Menſchen. Seit dieſer Vermählung heiſst er der T'Hebaniſche; daher der Name mancher Städte, auch der böotiſchen, die durch das Räthſel der Sphinx erinnert wurde für Findel- und Waiſen-Häuſer und für Spitäler zu ſorgen. Als Grenzpfahle der Schiffahrt ſetzte Herkules ſeine berühmten Säulen, das Gat oder Thor des Mittelmeers (Gades, Cadix); die Säulen des Thoth ſind der Stein der Weiſen.

„Wenn ſo die Erde von Holland aus bevölkert worden iſt: ſo iſt ſie nicht weniger von Holland aus benamet worden. Atlas ſelbſt hat den Chartenſammlungen ſeinen Namen gegeben und dem Berge in Afrika, durch den er die erſte Mittagslinie gezogen hatte. Atlanten ſind die Adler, die den Mittelpunct der Erde gefunden, Delphi oder d'Helft: adlerhaft himmelan ſtrebende Apoſtel der Civiliſation, die, wie ſie die Gottheit in der Sonne mitten am Himmel anbeteten, ſo den Apollo, die ſittliche, wiſſenſchaftliche und geiſtige Sonne, mitten auf Erden verehren gelehrt: von dieſem *Lehren* iſt der *Larnaſſus* oder Parnaſſus benannt, von der *Pütte*, dem begeiſternden Brunnen, die Pythia; Gelahrte oder Volkslehrer

Digitized by Google

sind auch ursprünglich die *Laren* der Römer. Atlanten sind ferner die Phönicier, von *venten* verkaufen; ihr Phönix ist ein Segelschiff, das vom Nord-Kinn oder vielmehr, da zwey *n* zusammengeschrieben *ein m* geben, Nord-Kim nach Aethiopien fährt, und, wann die bunten Waaren abgesetzt sind, den Handel von vorn anfängt: Tyrus ist eine Colonie von Dover (Deure, Thür), Sidon von St. Omer (lat. Sithium d. h. Sithuin oder Seezaun, wie Neptunus Nep- oder Kneipzaun, griechisch Poseidon von πέζειν (sic)): diese Sidonier am Canal meint Homerus Odyss. 4, 84, und ihnen gehört das feste Schloss Skylla, wo sie unrechtmäfsigen Zoll eintrieben, sowohl von grofsen Schiffen ποτητά oder ποτήρια *scyphi*) als von kleinen (πελειάδες von πλείειν *plier*; schiffen ist ja nichts anderes als *faire plier les eaux*).

„As oder Az bedeutet im Atlantischen das Eine und das Erste, und ist darum, noch mehr aber, weil es das A und das Z, den Anfang und das Ende, enthält, der herrlichste Name für die Gottheit; daher auch im Kartenspiele das As mehr gilt als irgend eine andere Karte. Davon ist Asien benannt. Afrika hingegen ist *afgerückt* von Spanien, mit dem es sonst zusammenhing. Spanien, zu griechisch Spania, ist in derselben Beziehung ein *gespaantes* oder gespänntes Kind, in Beziehung auf Gallien aber *Iberien*, das Land *über* Gallien. Aethiopien ist der Gegensatz von Europa: jenes das heifse Land, von *eet*, woher *été*, und von Ops, wie die Erde heifst, weil sie alles *op* sich trägt, während sie, in Bezug auf das Meer, die Veste oder Vesta heifst, und, insofern wir auf ihr gehen, *Ge*; dieses das kalte Land, von *huiveren* schauern, woher *hyver*. In diesem grofsen kalten Lande liegt wieder ein kleineres kaltes Land, *Keltike*, gegenüber dem Wohl-Lande Welschland oder Gallien, wie in Afrika die *baare* und nackte *Barbarey* dem *lieben* und angebauten Lande *Libyen*. Indien endlich ist das Land der *indigenae*, derer die zuerst von der Sonne beschienen werden, Skythien das Schutzland für Auswanderungen aus dem Westen, wie Schottland für solche aus England, dem Trinakrien des Homerus, weil *Angleterre* handgreiflich so viel ist als *terre à angles*.

„Solchem Lichte erschliefst sich nun auch der mystische Sinn des Homerus, dieses würdigen Mentors, der, die lauterste Sittlichkeit, Tugend und Gottesfurcht predigend, dermafsen verkannt worden ist, dafs ihn Plato, der sich freylich auf Mystik nicht besser verstand als auf Etymologie, verbannt hat, und dafs man der Frau Dacier ein Verbrechen gemacht hat aus ihrer Übersetzung.

„Dafs Homerus kein Grieche war, erhellet aus seiner Vermischung der Dialekte und eben aus jenem Namen *Mentor*, der nichts im Griechischen bedeutet, aber im Atlantischen einen Gelehrten, mithin einen Erzieher. Da nun Homerus, der ein Schulmeister war, so gut wie Orpheus, Pythagoras, Sokrates, Plato und Aristoteles, unter diesem Namen sich selbst aufgeführt hat: so ist er offenbar ein Atlante, geboren, wie Orpheus der Sithonier und Odin der Sachse, zu St. Omer. In dortiger Gegend lassen sich auch die Irren des Ulysses auf das bestimmteste nachweisen.

„Ulysses kommt nämlich in das Land bey Blankenburg, wo die Dörfer Vlissegem (*Ulyssis aedem*) und Lissewege (Ulysses-Weg, wie Lissabon Ulysses-Bahn) noch von ihm zeugen; unweit Assebroek, dem *Asciburgium* des Tacitus, und Lombaerds-Yde, dem Stammsitze der Longobarden und ihrer athelingischen Könige, wie auch der idäischen Daktylen und ihrer Nachbarn, der Phrygier oder Friesländer; dann über Flissingen oder Ulyssingen auf der Insel Walchern nach der Insel der Kirke, genannt Aea, die Wasserinsel, oder, von dem Carroussel (*carrus Solis*) und den anderen Schauspielen, die da jährlich gefeyert wurden, Schouwen, die Schauinsel, lateinisch *Scaldia*, das Vaterland der Skalden, wie Helisch-Heim oder Hom der Helikon ist, das Vaterland der Musen. In der Hauptstadt auf Schouwen, Zierickzee, hat schon Justus Lipsius Circäa erkannt [*sed vani et lascivi vereor lusus isti ingeniorum sunt*, sagt der treffliche Mann zu Tac. German. 3]. Kirke selbst, die merkwürdigste Göttin des Alterthums, ist weder Zauberin — dagegen sträubt sich der gesunde Menschenverstand — noch Buhlerin: ein Bordell hätte Homerus nicht ein heiliges Haus genannt; sondern sie ist die alte Kirche, die hohe Mutter der Gläubigen, in üblen Ruf gekommen, wie die katholische Kirche zu der babylonischen Hure. Ihre Zauber sind *Heil*mittel, von denen sie πολυφάρμακος oder sehr heilig heifst, insofern *heilig* und *heilend*, *sanctus* und *sanans*. Eins ist, wie auch ihr Vater Helios heifst als der grofse *Heil*meister, oder Sonne von *jonen*, Partic. *gesund*. Die zahmen Bestien zeigen die Wirkung der Religion auf verwilderte Herzen. Was sie an den Gefährten des Ulysses thut, sind Prüfungen, Vorbereitungen zur Weihe; die Verstockten behandelt sie mit Recht als schweinartige Wilden. Nicht so den Ulysses. Von oben her erleuchtet und gestärkt fügt der sich willig, als sie ihn ermahnt, sich der alten Irrthümer abzuthun; ja wie fromme Polen den Sabel ziehn während der Messe, wie die Gemeinde aufsteht, wenn das Evangelium gelesen wird: so zieht er in Begeisterung das Schwerd, sich zum Kampfe erbietend für den neuen Glauben. Da sinkt Kirke auf ihre Kniee, der Vorsehung zu danken für die Bekehrung eines solchen Mannes; und dann ladet sie ihn ein, nicht zu Fleischeslust, wozu sie ja schon zu alt war, sondern zu geistiger Vermählung mit der Kirche. So trägt ihm nachher in dem Filial von Atlantis, Ogygien oder Irrland, Kalypso die Ehe an, d. h. eine mit literarischer Unsterblichkeit lohnende Stelle an der atlantischen Universität.

„Nach einjährigem Noviciat zu den Mysterien zulässig, die, als *verhehlt*, in der Hölle begangen werden, fährt Ulysses mit bufsfertigen Thränen, über das göttliche, das Götterland bespülende, Meer in das Helium, zum Reiche des *Pluto*, des Emblems der *blutigen* Opfer, und der Persephone, der zerstörenden Mörderin nach Schreveifus, die zu neuem Leben einweihend das alte ertödtet. Den Wasserfall

Digitized by Google

Odyſſ. 11, 513 bezeichnet Helvoetsluys die Höllenflufsſchleuſe; die ſtarken Pforten v. 276 erkennen wir in den Schlöſſern Helvoet und Briel. Den Acheron (von ἄχρος) bildete die Waſſermaſſe, die ſich ſpäter in die Mündungen der Maafs und der Schelde vertheilt hat; den Pyriphlegeton das Rhyn-Vliet, das pure und reine Flevum; vom Kokytus dauert eine Spur in dem Namen Kauken oder Chauken, die in Aſien den Kaukaſus angebauet haben; der Styx war ein Waſſerbau, das Palladium des Landes; Kerberus endlich heifst, dieſsmal, das geſammte Waſſer, das Holland umgiebt und hütet, das dreyfache, des Rheins, der Maafs und der Schelde, deren weſtlicher Arm noch immer den Namen Hund führt; Hund nennt auch Homerus das dreyköpfige Untbier, wohl wiſſend, dafs Kerberus eigentlich nur die Kirch-Bahre bedeuten kann, den bey ter-Vere auf Walchern ſtehenden Nachen des Charon, des Fährmanns der Karonjen (*des charognes*), die ſonſt noch εἴδωλα καμόντων genannt werden, d. h. *Leichen*, matte aber noch *gleichende* Ebenbilder von Menſchen: ſchon in Verweſung übergegangene entzögen ſich dem Gerichte des Minos oder Mannus, oder Menas, des Richters zu Manrik auf dem linken Ufer der Leck, unweit des Haſpelthales Aſphodelos, zwiſchen den Dörfern Aſper und Delem.

„Wie denn alſo Ulyſſes dieſe heilige Stätte betreten hat, betet er zuvörderſt inbrünſtig zu unbeſeelten Hirnſchädeln, ἀμένηνα κάρηνα, d. h. zu Reliquien, woraus hervorgeht, dafs die atlantiſche Religion die Verehrung der Heiligen gebot. (Zwey andere Dogmen derſelben Religion, die zeitlichen Belohnungen und Strafen, und die Erlaſslichkeit aller Sünden, enthüllt nachher Tireſias, der Zehrkönig, der Hüter und Vorſteher der verweſenden Leichname, deſſen Amt Achilles verbittet, wenn er von ſich weiſet νεκύεσσι κατατεθνηκόσιν ἀνάσσειν.) Dann träufelt er das Blut in die Grube, und beſtebt die Proben, denen ſich alle unterwerfen mufsten, die Helden, d. h. Geweihte, von *hehlen*, werden wollten. Er wird von Schatten umdrängt, mit denen er nicht eher verkehrt, als ſie durch Trinken des Opferblutes ſich als Genoſſen derſelben Communion legitimirt haben; er ſpricht ſeine Mutter, die ſich verwundert, wie er ὑπὸ ζόφον ἠερόεντα gekommen ſey, d. h. in die holländiſche Atmoſphäre; er ſieht den Hollenrichter und die Heroen und die Gequälten: alles phantasmagoriſche Erſcheinungen, heilſame Gaukelſpiele, beſtimmt und geſchickt das dürre Wort durch lebendige Anſchauung zu befruchten. Wohl erſonnen iſt auch die Furcht vor der Gorgo, ein Behelf gegen vorwitzige Fragen.

„Wie dieſe Hollenmyſterien das Vorbild aller übrigen geweſen ſind, derer z. B., ſo die nach Samothrake zuſammengetreckten und in Phrygien die Chorbanden oder Korybanten feyerten und allmählich entſtellten: ſo iſt die foderative Regierung der Elyſier, die der Name *Borsſele*, d. h. Saal oder Comitium der Boreer bezeugt, im Amphiktyonen-Gerichte nachgebildet worden. Denn dafs auch die Boreer oder *Hyperboreer*, d. h. die Ober-Bärenländer, mit Recht nach Holland geſetzt werden, zuſammt den Arimaſpen, die eben, mit den *Armen* ihre *Späher* oder Gucker oder Fernröhre richtend, nicht nur die Bären am Himmel entdeckt haben, ſondern auch den 19jährigen Cyclus oder *Meton* (von *meten* meſſen) und überhaupt alles *met de Mate* zu findende, d. h. die Mathematik: das ergiebt ſich ferner noch aus dem Namen des Ortes *Bornhem*, wo man eine Statue des Jupiter gefunden hat, vermuthlich des Jupiter Hammel oder *Ammon*, da in der Nähe ein Hafen *Amelberg* liegt. Der Lehrſtand aber in Elyſium, die Hüter des Schatzes der Künſte und Wiſſenſchaften, dieſes wahren Goldes, nach dem auch die Argonauten oder Minyer, die Minner und Liebhaber, ſchifften: das waren die *Greffiers* der Arimaſpen, die *Greifen*."

Dieſs wird genug ſeyn und übergenug, um einen Begriff zu geben von einem Buche, dem der Vf. und der Vorredner, *G. B. Liégeard*, ein Mitglied zweyer gelehrter Geſellſchaften in Frankreich, nachrühmen, dafs es den Schleyer zerreifse, der die alte Geſchichte verborgen, dafs es der Wahrheit ſiegen helfe über dickes Gewölk der Vorurtheile, dafs es den Fabeln das Gift benehme, das die Unſchuld bisher daraus geſogen. Andere werden an dieſer Apokolokyntoſe der alten Welt kaum etwas zo loben finden, aufser etwa den Patriotismus und die Keckheit.

Δμ.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. Ohne Angabe des Druckorts: *Sirius oder die Hundspoſt von Spandau nach Berlin.* Erſtes Bändchen. 232 S. Zweytes Bdchen. 238 S. 1808. 12. (1 Thlr. 18 Gr.). Dieſes nach der Vorrede bey den dermaligen Zeitumſtänden zur Gemüthserheiterung beſtimmte Buch hat, wie ſchon der Titel vermuthen laſst, lauter berliniſche Localitaten zum Gegenſtande, welche der Vf. mit ſatyriſcher Laune der Reihe nach vorzuführen bemüht iſt, die er aber ſo höchſt langweilig, mit ſo armlichem Witze und in einer ſo platten und geiſtloſen Manier behandelt hat, dafs ſich ſchwerlich ein Leſer finden mochte, dem es möglich wäre, auch nur das erſte Bändchen ganz zu durchlaufen, es müfste ihn denn die eitele Neugier treiben, zu ſehen, ob auch dieſe oder jene Örtlichkeit berührt worden ſey. Der unaufhörlich witzelnde Vf., der es ſich beſonders angelegen ſeyn laſst, recht viele gelehrte Notizen zum Beſten zu geben, bringt es in ſeiner faden Spafsmacherey nicht weiter als bis zum Spielen mit Worten, und auch in dieſer Art des Witzes ſteht er noch auf der unterſten Stufe. Doch wozu über ein ſolches werthloſes Product auch nur ein Wort noch verlieren?

Ha. Ha.

Jena, gedruckt bey Johann Chriſtian Gottlob Etzdorf, 1808.

Monatsregiſter

vom

März 1809.

I. Verzeichniſs der im Monat März in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Ambroſin oder der Mann des Berufs und der Pflicht. 1. 2 Theil 59, 467.
Ammon Inbegriff der evangeliſchen Glaubenslehre 52, 410.
— — Religionsvorträge im Geiſte Jeſu für alle Sonn- und Feſt-Tage des Jahrs. 3 Bd. 51, 407.
Anekdoten, Charakterzüge und Kriegsfahrten aus dem Leben des Prinzen *Heinrichs* von Preuſſen. 2. 3. 4 Sammlung 58, 461.
Arioſto's raſender Roland, überſetzt von *Gries.* 1—4 Th. 73, 583.

B.

Beantwortung, gründliche, der Frage: warum iſt es von ſo vielen Regenten mit den Bemühungen, die Völker zu beglücken, auch noch nicht Einem gelungen? 57, 456.
Becker über das Amt der Hypothekenaufſeher im Königreiche Weſtphalen 71, 567.
Beſchreibung der Feſtung Gibraltar 57, 456.
Bleſig einige Bemerkungen über den Geiſt des Proteſtantismus. Aus dem Franz. 62, 493.
Bolley 33 Aufſätze über Teſtamente, Erbſchafts- und andere Theilungen 66, 521.
Brand Unterricht und Gebete für katholiſche Chriſten 52, 492.
Briefe über das Studium der Medicin 55, 437.
Buſch Handbuch der Erfindungen. 4 Theils 2 Abth. 4 Aufl. 72, 575.

C.

Campe le nouveau Robinſon. Trad. p. *Engelmann.* 3 éd. 63, 503.
Chaptal die Chemie in ihrer Anwendung auf Künſte und Handwerker vorgeſtellt. Aus dem Franz. Mit Anmerkungen von *Hermbſtädt.* 1. 2 Bd. 68, 537.

D.

Derguth über das Geſchäft des Friedensrichters im correctionellen und peinlichen Unterſuchungsſachen 66, 527.
Descriptinn de la forteresse de Gibraltar. Trad. de l'Allemand p. *S. G. D—r.* 57, 456.

E.

Eſchenmayer Vorſchlag zu einem neuen Steuer-Syſteme 57, 449.

G.

Gebetbuch, neueſtes, für Katholiken 62, 492.
Gebhardt über den Unterſchied zwiſchen Servituten und Zwangs- und Bann-Gerechtigkeiten 53, 424.
v. *Genlis* franzöſiſche und deutſche Geſpräche. 2 Aufl. 75, 559.
de Grave République des champs Elysées ou Monde ancien. 1. 2. 3 Vol. 76, 601.
Grundriſs der reinen Logik, der reinen Moral, der empiriſchen Pſychologie und der Geologie 56, 446.
Gutmann Magazin von moraliſchen Erzählungen für alle Fälle der Sittenlehre alphabetiſch geordnet. 1. 2 Bd. 56, 447.

H.

Hacker Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Perſonen aus den gebildeteren Ständen. 4. 5 Bdchen. 61, 489.
v. *Haller* Handbuch der allgemeinen Staatenkunde 69, 545.
Hanſeſtädte, die, Hamburg, Lübeck und Bremen 67, 455.
Hauswirthin, die gelehrte. 2 Aufl. 67, 535.
Heil das Strudelköpfchen 73, 580.
— — die beiden Väter oder der Blumenkelch 73, 580.
— — Er iſt es ſelbſt 73, 580.
— — Glückswechſel oder die Marinnetten 73, 580.
— — neue Luſtſpiele. 2r Bd. 73, 581.
Herold Choralmelodieen zum heiligen Geſange oder vollſtändigem katholiſchen Geſangbuche 62, 495.
— — der heilige Geſang, oder vollſtändiges katholiſches Geſangbuch. 2 Aufl. 62, 493.

I.

Jahr, das, 1806 und Deutſchlands Souveräne zu Anfang des Jahres 1807 58, 465.
Ideen zu einer leicht ausführbaren Steuerperequation in einem Staate wie das Großherzogthum Baden 54, 432.
Iffland Beyträge für die deutſche Schaubühne. 2r Bd. 73, 577.

K.

Kirchhof kleine franzöſiſche Sprachlehre für die unteren Claſſen 75, 597.
Krug: Denklehre oder Logik 56, 441.
— — Syſtem der theoretiſchen Philoſophie. 1 Th. 56, 441.
Kunſtbuch, gemeinnütziges. 1. 2 Abtheil. 61, 487.

L.

Legendre Eléments de Géométrie. 6 édit. 60, 473.
Lexica *Joh. Zonarae* et *Photii* ex codd. mss. nunc primum edita. III Tomi 63, 497.
Lüdger Gramatica sucinta del Idioma Aleman 58, 465.

Digitized by Google

M.

Mell hebräiſche Sprachlehre 64. 505.
Merezoll Predigt am Reformationsfeſte d. J. 1808 62. 493.
Meidingers praktiſch franzöſiſche Grammatik. 20 Ausgabe, und d. Nachdrücke. 21—24 Ausgabe 74. 585.
— — — praktiſch franz. Grammatik. Neue umgearbeitete Ausgabe von *Sanguin* 74. 585.
Meisner das Muſeum der Naturgeſchichte Helvetiens in Bern. No. 1. 2. 61. 487.
Minerva. Taſchenbuch für d. J. 1809. 65. 517.
Müchler Vergißmeinnicht 65. 520.
Muſenalmenach, der ewige, junger Germanen 65. 518.

N.

Natorp Quartalſchrift für Religionslehrer. 4 Jahrgang. 3s Quartal 72. 576.

O.

Oberthür bibliſche Anthropologie. 1—3 B. 72. 569.
Ovidii, P., *Nasonis* Metamorphoseon libri XV. Des *Ovidius* XV Bücher der Verwandlungen mit Anmerkungen und einem Wörterbuche von *Meinecke*. 1. 2 Th. 63. 502.

P.

Petſchke allgemein faßlicher Unterricht in der Declination der deutſchen Nenn- und Beywörter 75. 593.
Phatii Lexicon ed. *Hermannus* 63. 497.
Plank Bemerkungen über den erſten pauliniſchen Brief an den Timotheus, in Beziehung auf das kritiſche Sendſchreiben von *Schleiermacher* 61. 401.
Preceptor, the polite. Vol. II. 63. 504.
Predigtentwürfe über die Sonn- und Feſttags-Evangelien. 2 Abth. 72. 575.

R.

Redemacher Briefe für Aerzte und Nichtärzte über die Aftermedicin und deren Nothwendigkeit im Staate 55. 433.
Reinhard Predigt am Reformationsfeſte 1807 62. 493.
— — Predigt am Reformationsfeſte 1808 62. 493.
Rouſſeau Entwurf einer ſyſtematiſchen Ueberſicht der Geſchichte des römiſchen Rechts 54. 427.
Rumi populares Lehrbuch d. Oekonomie. 1. 2 Bd. 71. 565.

S.

Schaffer Aufgaben zum Ueberſetzen aus d. Franz. ins Deutſche u. aus d. Deutſchen ins Franz. 75. 597.
— — franzöſiſche Sprachlehre 75. 597.
Schön Lehrbuch der reinen niederen Geometrie in Verbindung mit der Anleitung zur Feldmeßkunſt 60. 473.
Schreiber heidelbergiſches Taſchenbuch auf das Jahr 1809 65. 515.
Schweins Syſtem der Geometrie mit einer Einleitung in die Größenlehre 60. 473.
Sirius oder die Hundspoſt von Spandau nach Berlin. 1. 2 Bdchen. 76. 607.
Staat, der, in der Idee 54. 431.
v. *Stamford's* nachgelaſſene Gedichte. Mit einer Vorrede von *Marcard* 59. 471.
Stuhlmann Probe einer Pſalmenüberſetzung, mit Einleit. und Anmerkung. von *Gurlitt* 58. 413.

T.

Thiefs Glück und Unglück 62. 491.
Thorbecke Gedichte. 1 Bdchen. 65. 520.

U.

Ueber das Princip, die Grenzen und den Umfang der Policey 57. 453.
Ueberſicht der allgemeinen Hypotheken- und Depoſital-Ordnung, der Sportulcaſſen- und der Kanzley- und Regiſtratur-Reglements 53. 413.

V.

Verſuch einer Sammlung vierſtimmiger Choralmelodieen zu dem katholiſchen Geſangbuche 62. 493.
v. *Voſs* Farcen der Zeit 59. 468.

W.

Wälder, romantiſche 59. 465.
Was iſt Politik? 66. 521.
Weiſse Geſchichte der kurſächſiſchen Staaten. 5r Bd. 58. 457.
— — neueſte Geſchichte des Königreichs Sachſen ſeit dem prager Frieden bis auf unſere Zeiten. 1 Bd. 58. 457.
Willdenow Hortus Berolinenſis. Fasc. III—VI 67. 535.
Winkler Bianca von Toledo 73. 589.
v. *Winklern* die heilige Charwoche 62. 493.
Wittich einfaches Syſtem des heutigen Civilrechts. 2—3 Bd. 53. 417.

Z.

Zeitung, landwirthſchaftliche, für das Jahr 1807 und 1808, herausgegeben von *Schnee* 67. 529.
Ziegenbein Abriſs der bey dem Religionsunterrichte unentbehrlichſten Hülfskenntniſſe 72. 576.
Zieke Naturgeſchichte für gebildete Frauenzimmer und Liebheber der Natur 61. 485.
Zonarae, Joh., Lexicon ed. *Tittmann*. II Tomi 63. 497.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademiſche Buchhandlung in Jena 62.
Anonyme Verleger 57. 58. 62 (3) 76.
Bädecker und Kurzel in Duisburg und Eſſen 72.
Braunes in Berlin 57 (2). 73.
Brede in Offenbach 62.
Burgdorfer in Bern 61.
Crone in Osnabrück 67.
Cruſius in Leipzig 62.

Digitized by Google

Didot in Paris 60.
Dieterich in Göttingen 51. 52. 58. 72.
Dunker und Humbold in Berlin 65.
Engelmann in Heidelberg 65.
Ernst in Quedlinburg und Blankenburg 72.
Felsecker in Nürnberg 60.
Farstl in Grätz 60 (2). 75.
Fleischer, Benj., in Leipzig 74.
Fleischer d. J. in Leipzig 56. 65 (2).
Frommann in Jena 73.
Füsly u. Comp. in Bern 61.
Gabler in Jena und Leipzig 54. 61.
Göbbels und Unzer in Königsberg 56.
Göschen in Leipzig 57.
Gösin-Verdaeghe in Gent 76.
Grau in Hof 54.
Günter in Glogau 56. 72.
Hahn in Hannover 59. 75 (2).
Hartknoch in Leipzig 62 (4). 73.
Heinrichshofen in Magdeburg 66.
Hemmerde und Schwetschke in Halle 67.
Hinrichs in Leipzig 58. 73 (5).
Hoffmann in Hamburg 52.
Keil in Köln 55.
Kratzsch in Hamburg 57.
Krüll in Landshut 64.
Löflund in Stuttgardt 66.
Macklot in Karlsruhe 59. 61.
Mayer in Lemgo 63.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 54. 67.
Müller in Karlsruhe 54.
Perthes in Hamburg 58.
Realschulbuchhandlung in Berlin 59. 68.
Renger in Halle 65.
Richter in Leipzig 53.
Röwer in Göttingen 51.
Scheumburg u. Comp. in Wien 71.
Schneider in Glückstadt 62.
Schulze in Oldenburg 63.
Schüppel in Berlin 67.
Sinner in Coburg 74.
Solbrig in Leipzig 66.
Sommer in Leipzig 75.
Steinersche Buchhandlung in Winterthur 69.
Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 60. 65.
Waisenhausbuchhandlung in Halle 75.
Waldeck in Münster und Leipzig 70.
Weigel in Leipzig 55.
Weise in Berlin 69.
Wilmans in Frankfurt am Mayn 53. 65.
Wittekind in Eisenach 72.

III. Intelligenzblatt des März.

Ankündigungen.

Akademische Buchhandlung in Frankfurt an der Oder Verl. 20, 155.
Akademische Buchh. in Jena Verl. 21, 171. 23, 188.
Andreäische Buchh. in Frankfurt am Mayn Verl. 19, 146.
Beckersche Buchh. in Gotha Verl. 18, 137. 138. 139.
Breitkopf u. Härtel in Leipzig neue Musikalien 18, 142.
Brentano Anzeige betr. die altdeutsche Liedersammlung: des Knaben Wunderhorn 19, 147.
Dieterich in Göttingen Verl. 17, 136.
Fleckeisen in Helmstädt u. Braunschweig Verl. 21, 167.
Fleischer, Joh. Benj. Georg, in Leipzig Verl. 21, 168.
Friedenspräliminarien. 2s Heft 19, 145.
Frölichsche Buchh. in Berlin Verl. 23, 185.
Gelahrtenbuchhandlung, neue, in Hedamar Verl. 24, 196.
Geroldsche Buchh. in Wien Verl. 23, 188.
Gräff in Leipzig Verl. 17, 131. 21, 162. 163.
Hartmann in Riga Verl. 17, 135.
Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 23, 188.
Hainsius in Leipzig und Gera Verl. 17, 136. 18, 140. 141. 19, 148.
Hasinger geograph. Hand-Atlas über alle Theile des Erdbodens 24, 197.
Hinrichs in Leipzig Verl. 21, 167.
— — — — — neue Landcharten 21, 170.
Hoffmannische Buchh. in Weimar Verl. 21, 165. 167.
Joachims Buchh. in Leipzig Verl. 18, 140. 24, 196. 197.
Kümmel in Halle Verl. 21, 168.
Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam Verl. 21, 167.
Mohr und Zimmer in Heidelberg Verl. 17, 134. 19, 146. 147. 148.
Nicolovius in Königsberg Verl. 17, 132, 133. 19, 146. 21, 165. 166.
Pauli und Comp. in Coblenz Verl. 19, 145.
Perthes in Gotha Verl. 18, 141, 142. 24, 200.
Realschulbuchhandlung in Berlin Verl. 21, 161.
Schwan und Götz in Mannheim Verl. 21, 164.
Sprengel Linnael philosophie botanica 21, 168.
Stettinische Buchh. in Ulm Verl. 24, 193.
Vos in Dessau und Leipzig Verl. 23, 185.
Waltherische Hofbuchh. in Dresden Verl. 23, 186.
Weiss in Berlin Verl. 19, 148. 21, 168. 169. 170. 171. 23, 187. 24, 194. 196.
Witte über Deutschlands Rindvieh-Racen 22, 181.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Baader in Ulm 17, 129.
Bajer in Anspach 17, 129.
Biener in Leipzig 22, 178.
Clodius in Leipzig 20, 178.
Eberl in Burghausen 17, 129.
Frölich in Amberg 17, 129.
Grafer in Bamberg 17, 129.
Hauptmann in Bamberg 17, 129.
Kappler in Inspruck 17, 130.

Digitized by Google

Lechner in München 17, 129.
Marandi in Trient 17, 130.
Muller in Amberg 17, 130.
Muller in Kempten 17, 129.
Paulus in Bamberg 17, 129.
Schubauer in München 17, 129.
v. Stahremberg in Neuburg 17, 129.
Stephani in Kaſtell 17, 129.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Göttingen, Stiftungsfeyer, Preisvertheilungen u. neue Preisfragen der königl. Societät der Wiſſenſchaften am 19 Nov. 1808 20, 155.
Jena, die herzogl. mineralogiſche Societät feyert ihren 2ten Bundestag am 29 Jan. 20, 166.

Univerſitäten u. and. öffentliche Lehranſtalten.

Bayern, königl. Verordnung, die neue Einrichtung der Lyceen und Gymnaſien betr., nebſt Ernennung von Kreisſchulräthen 17, 129.
Dilingen behält nach der neuen Schulorganiſation ein Lyceum und Gymnaſium 17, 130.
Frankfurt an der Oder, Vertheidigung der Univerſität gegen eine Schrift von *Schmals* 22, 182.
Halle, Preisfrage und Promotionen 22, 181.
Leipzig, Promotionen, Gedächtnißreden, nebſt Nachricht von der Commiſſion zur Reviſion u. Reformation der Univerſität 22, 177.
Wittenberg, Promotionen, Disputationen, Gedächtnißreden und Feſtprogramme 22, 179.

Vermiſchte Anzeigen und Nachrichten.

Berichtigung einer Stelle der Biographie *Fernows* in der Hall. Lit. Zeit. 20, 157.
Brentano an Hn. Hofr. *Voſs* in Heidelberg, daß man keine Kirchenlieder an ihn gedichtet 18, 142.
Bücherauction in Helmſtädt 22, 184.
— — — in Weimar 19, 149.
Erinnerungen über die Beurtheilung von *Marcus* Entwurf einer ſpeciellen Therapie in den heidelberger Jahrbüchern und der Hall. Lit. Zeit. 21, 174.
Fiedler in Jena Bücher zum Verkauf 21, 173.
Friedrich aus Norwegen Bemerkungen über die Meteorolithen in Mähren 17, 130.
Joachims Buchhandlung in Leipzig für Freunde unterhaltender Lectüre 20, 157.
Kieſewetter in Berlin Anzeige den Verkauf ſeiner Lehrbücher betr. 21, 174.
Laſſaulx Bemerkung über die Rec. ſeiner Ueberſetzung des Code Napoléon in der Jen. A. L. Z., nebſt der Gegenbemerkung des Rec. 20, 158.
Marker in Leipzig Bücher zum Verkauf 21, 173.
Martini in Jena Antikritik 20, 159.
Meiſners Sammlung von Handzeichnungen in Fulde wird zum Verkauf ausgeboten 20, 157.
Perthes in Gotha Anzeige *Schloſſers* bibliſche Geſchichte betr. 19, 152.
Schröterſche Buchh. in Chemnitz Anzeige, die Bibliotheca eſpaſiola und italiena betr. 21, 175.
Senefelder, Gleisner u. Comp. in München höchſtwichtige Nachricht die Steindruckerey betr. 23, 189.
Ueber die Bemerkungen über *Thierſchs* Tabellen im Int. Bl. 1809. No. 4 18, 145.
Vorſchlag, ein 21, 175.
Voſs in Deſſau und Leipzig Anzeige, die Bildungsblätter betr. 23, 191.
— — — — — die Zeitung für die elegante Welt betr. 23, 192.
Weidmanniſche Buchh. in Leipzig Anzeige, die Supplemente zu *Fabricii* Bibl. lat. betr. 17, 136.
Wolf in Berlin Antwort auf die Frage, ob er bey ſeiner Abhandlung über eine milde Stiftung Trajans *Pittarellis* Schrift ungebraucht gelaſſen habe 19, 152.

Digitized by Google

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1809.

SECHSTER JAHRGANG.

ZWEYTER BAND.

APRIL, MAY, JUNIUS.

JENA,
in der Expedition dieſer Zeitung,
und LEIPZIG,
in der königl. ſächſiſchen Zeitungs-Expedition.
1809.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 APRIL, 1809.

THEOLOGIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Daniel aus dem Hebräisch-Aramäischen neu übersetzt und erklärt mit einer vollständigen Einleitung und einigen historischen und exegetischen Excursen*, von *Leonh. Bertholdt*, D. und aufserord. Prof. der Philos. und zweytem Universitätspred. zu Erlangen. I Hälfte. 1806. XXVIII u. 284 S. II Hälfte. 1808. VIII u. mit fortlauf. Seitenzahl bis 858. gr. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Das Buch, das wir noch unter Daniels Namen im Kanon haben, ist aufser Zweifel in mancher Rücksicht eins der schwierigsten. Diese neue Bearbeitung verdient daher um so viel mehr unsere Aufmerksamkeit, da sie zugleich von der Gelehrsamkeit und dem Prüfungsgeist des Vfs. auf eine rühmliche Weise zeugt. Wenn man ihm auch in seinen hier aufgestellten Ansichten und Resultaten nicht überall beystimmen kann, sondern vielmehr manches gewagt und übertrieben findet, indem auf andere Ansichten und ihre Gründe nicht genug geachtet ist, und mehreres auf Voraussetzungen oder Behauptungen beruhet, die nicht hinreichend begründet sind: so ist doch der Fleifs und der Scharfsinn des Vfs. nicht zu verkennen, und die Schrift selbst giebt reichlichen Stoff zu neuen Untersuchungen, die immer zur näheren Würdigung jenes alten und ehrwürdigen Denkmals etwas beytragen werden.

Nach der Vorrede steht eine ausführliche kritische Einleitung in das Buch Daniel, darauf folgt die Uebersetzung nach den Abschnitten des Buchs mit vorgesetzten erklärenden Uebersichten, und unter der Uebersetzung stehen Anmerkungen, welche die Wort- und Sach-Erklärung und die Kritik betreffen. In der *Einleitung* wird zuerst von den Lebensumständen Daniels geredet. Sie liegen meistens im Dunkeln. Sodann untersucht der Vf., ob Daniel der Vf. des unter seinem Namen bekannten Buches sey. Er bemerkt vorläufig, nach der gelehrten Bildung, welche Daniel erhalten hatte, und nach seinen Verhältnissen, da er ohne Zweifel zur Befreyung aus dem Exil mitgewirkt habe, lasse sich von ihm eine seinen Landsleuten mitgegebene Anweisung zur neuen Organisation des Staats und der kirchlichen Verfassung, oder eine Geschichte seines Volks in den Ländern des Exils erwarten; aber diesen Erwartungen entspreche das ihm beygelegte Buch nicht. Dieses enthalte vielmehr die ungewöhnlichsten und sonderbarsten Dinge, und eine detaillirte Schilderung einiger Epochen der weit späteren Geschichte Asiens und der palästinensischen Juden, welches sehr befremdend sey. Allerdings ist es dieses, wenn man keine Gabe der Weissagung oder Vision annimmt: aber nach [der] Bildung und der Beschäftigung Daniels, wovon wir wenigstens einige historische Winke haben, läfst es sich doch zunächst erwarten, dafs er gerade solche Stücke werde hinterlassen haben. Sie sind ganz seiner Erziehung und seinem Charakter angemessen, wenn sie uns auch in der weiten Entfernung von dem Geist und der Denkungsart der Zeiten noch so sonderbar vorkommen. Wer will es gerade erwarten, dafs Daniel einen Organisationsplan oder eine Geschichte seiner Zeit hätte schreiben müssen, wenn man die Richtung erwägt, die sein Geist durch die Erziehung in Babylonien erhalten hatte? Der Vf. giebt es zu, dafs die Sprache des Buchs für Daniel zu sprechen scheine, und dafs das Charakteristische in der Darstellung von der Art sey, dafs man darin eine Frucht erkenne, die nur dem Boden entsprossen sey, auf welchem Daniel lebte: aber er bemerkt zugleich, dafs dieses alles nicht entscheidend sey, und keineswegs die Möglichkeit ausschliefse, dafs es auch ein späterer Jude geschrieben habe. Die Mischung althebräischer und babylonischer Ideen treffe man seit der Erneuerung des jüdischen Staats überhaupt unter den Juden an. Auch aus der Sprache könne nichts für Daniel gefolgert werden, der Wechsel des Hebräischen und Aramäischen sey auch in dem kanonischen Esdras, und dieser Wechsel der Sprachen in beiden Büchern habe einen ganz anderen Grund, als den allgemeinen Mitgebrauch des hebräischen und aramaischen Idioms. Die dem Daniel eigenthümlichen Hebraismen sind auch in dem gegen das Ende der Regierung Artaxexes Longimanus geschriebenen Esdras. Die Manier des Vortrags in dem letzten Theil des Buchs komme zwar den während des Exils und kurz nach demselben geschriebenen prophetischen Schriften gleich, aber sie nähere sich noch mehr einigen Büchern von einem späteren Ursprung, z. B. dem vierten Buch Esdras. Der Vf. gesteht es selbst, dafs sich durch diese Gründe die Sache noch nicht zur überwiegenden Gewifsheit bringen lasse, und dafs man sich in Ansehung der Aechtheit darauf berufen könne, dafs Daniel in dem gröfsten Theil des Buchs selbst in der ersten Person spreche, und auch in den übrigen Stücken als der Aufzeichner angegeben werde, dafs das Buch von jeher den Namen Daniel gehabt habe, und dafs das N. T., Josephus und der Talmud es ausdrücklich dem Daniel zuschreiben. Er antwortet aber dar-

auf, dafs doch nur in den 6 letzten Capiteln von Daniel in der erften Perfon geredet werde, in den übrigen fey von ihm in der dritten Perfon die Rede; dafs in mehreren altteftamentlichen Büchern der angebliche Vf. rede, z. B. in dem Prediger und der Weisheit Salomo's, die doch in die Zeiten nach dem Exil gehörten; dafs fich unter den fpäteren Juden der Mifsbrauch eingefchlichen habe, ein fchriftftellerifches Product unter einem alten berühmten Namen zu Markte zu bringen, und dafs fich daraus die Aufichrift hinlänglich erklären laffe. In der Folge fetzte aber die allgemeine kirchliche Tradition die Autorfchaft Daniels als unbezweifelte Thatfache feft, und diefer folgte Jefus, Jofephus und der Talmud. Ihre Anführungen feyen alfo unverwerfliche Data zur Gefchichte des Buchs, aber bey der Unterfuchung über die Entftehung deffelben feyen fie auf der Wage der Kritik von keinem Gewicht. Allein auch diefe Erinnerungen find noch nicht überwiegend, wenn man fie unparteyifch erwägt. Dafs in den erften Capiteln von Daniel in der dritten Perfon geredet wird, ift noch gar kein Grund, woraus man etwas gegen ihn als Vf. fchliefsen kann. Es ift bekannt, dafs die Schriftfteller im erzählenden Ton gewöhnlich fo von fich fprechen. Der Prediger und die Weisheit Salomo's find Bücher von ganz anderer Art, und können eigentlich mit der Schrift unter Daniels Namen nicht verglichen werden. Dafs fich nach dem Exil auch der Mifsbrauch eingefchlichen habe, prophetifche Vifionen zu dichten, müfste näher erwiefen werden. Bedenkt man die Ehrfurcht der Juden gegen die Prophetengabe: fo läfst fich nicht wohl denken, wie ein fpaterer Schriftfteller diefen Mifsbrauch gewagt, und noch weniger, dafs man eine folche Dichtung in den Kanon aufgenommen habe. Auch dafs Jefus und Jofephus, blofs einer kirchlichen Tradition folgen, müfste mehr hiftorifch begründet werden. Der Vf. fucht nun näher zu zeigen, dafs der Urfprung des Buchs in weit fpätere Zeiten falle. Er glaubt, dafs der fonderbare und auffallende Inhalt fchon zu dem Verdacht eines fpäteren Urfprungs diefer Schrift berechtige. „Die Propheten vor Daniel zeichneten nur die Zukunft in allgemeinen Gemälden, und haben keine fo fpeciellen Schilderungen, wie wir fie hier antreffen, denen von der Beftimmtheit einer hiftorifchen Relation faft gar nichts fehlt." Allein wir haben doch auch einzelne Weiffagungen anderer Propheten, die das Detail der Begebenheit umftändlich und beftimmt angeben, und in anderen würden wir es vielleicht ebenfalls erkennen, wenn wir eine detaillirte Nachricht in der Profangefchichte hätten. Uberdiefs ift es auch wirklich nicht an dem, dafs alles in der prophetifchen Schilderung fo deutlich und beftimmt vorgetragen fey, dafs man, wie der Vf. fagt, ein Compendium der Gefchichte diefes Zeitalters zu lefen glaube. Wie hätte man fonft manches fo verfchieden deuten können, wie die Gefchichte der Erklärung lehrt? Auch in die Behauptung kann Rec. nicht einftimmen, „dafs fich hier nichts von der höheren moralifchen Tendenz, die in anderen Propheten angetroffen werde, finde, fondern dafs alles auf die rohe jüdifche Politik hinftrebe, und dafs es unendlich fchwer fey, nur einen Funken von dem heiligen und reinen Feuer wahrzunehmen, von welchem fonft die göttlichen Seher entflammt find." Daniel erfcheint doch durchaus als ein frommer und religiöfer Mann. In feinem ernften Gebet bittet er Gott mit Bekümmernifs und Unterwerfung um Hülfe für fein Volk und die Wiederherftellung des Tempels. Darüber erhält er nun Aufichlüffe, die natürlicher Weife die Schickfale feines Volks betreffen, aber doch immer in Rückficht auf die Erhaltung der Religion unter manchen politifchen Drangfalen, und zur Stärkung im Glauben für diejenigen, die jene trübfeligen Zeiten erleben würden. Wie kann man diefes ein blofses Hinftreben auf rohe jüdifche Politik nennen? Wird nicht zuletzt C. 12, 4. 10 auf jene Abficht des erhaltenen Aufichluffes hingewiefen? Der Vf. führt nun ferner an, was die Kritik im Befonderen gegen die Achtheit des Buchs einzuwenden habe: 1) dafs griechifche Wörter in dem Buche vorkommen, die an keine frühere Abfaffung denken laffen, als höchftens, aber doch noch unwahrfcheinlich, unter Darius Hyftaspis; 2) dafs die Sprache in den 5 letzten Cap. noch unter den Hebraismus der allerjüngften Bücher herabfinke; 3) dafs das Buch viele fpätere oder doch in dem Zeitalter Daniels in Oberafien noch unbekannte Ideen und Gebräuche enthalte, z. B. den Ausdruck Götterfohn C. 3, 25, das Beten zu drey beftimmten Zeiten mit dem Geficht nach Jerufalem, die Angelologie; 4) dafs fich hier faft durchaus die nämliche Anficht der Dinge finde und diefelben Ausdrücke, wie in den weit fpäteren Büchern; 5) dafs das Buch Unrichtigkeiten enthalte, die Daniel unmöglich niedergefchrieben haben könne, z. B. dafs Cap. 8, 1. 2 von der Burg Sufan geredet wird, die erft in fpäteren Zeiten die Winterrefidenz der perfifchen Könige wurde, und dafs C. 5, 11 Belfchazar ein Sohn Nebucadnezars genannt wird; 6) dafs man auf Stellen fällt, die, wenn Daniel fo von fich felbft gefchrieben habe, auf keine Weife mit feinem Charakter zu vereinigen find, und 7) dafs fich die unangemeffene Stellung des Buches im Kanon nicht erklären laffe, wenn es wirklich von Daniel gefchrieben wäre. Alles diefes hat der Vf. mit vielem Scharffinn weiter ausgeführt, und anfchaulich zu machen gefucht. Aber doch läfst fich auf manches gut antworten. Z. B. Was die vorgeblich griechifchen Wörter betrifft: fo ift es noch gar nicht ausgemacht, dafs fie aus dem Griechifchen in das Orientalifche übergegangen find. *Jahn* in f. Einleitung 2 Th. S. 623 hat fchon eine nähere Quelle gezeigt, woraus diefe Wörter herzuleiten find. סרחמים C. 1, 4 hat doch wirklich nur eine zufällige Ähnlichkeit mit dem griechifchen προτιμοι; weit übereinftimmender ift *Phardomim* oder *Pardomim*, im Perfifchen, welches Vornehme, Magnaten bezeichnet. Die Einwendung, welche der Vf. S. 182 dagegen macht, dafs jenes Wort ins Perfifche aus der nämlichen Quelle wie in die hebraifche Sprache gefloffen fey, hat keine Wahr-

Digitized by Google

scheinlichkeit. Wie sollte das griechische προτιμοι dahin gekommen seyn? Wenn dies auch möglich wäre: so ist es doch um so viel weniger wahrscheinlich, da wir andere Wörter im Daniel finden, die gar nicht Griechisch sind, aber aus dem Zendavesta sehr gut erläutert werden. Die meisten anderen Wörter, worauf man sich beruft, sind Namen von Instrumenten; aber diese haben die Griechen selbst aus dem Orient bekommen. Bey dem zweyten Grund ist auf die Erinnerung von *Stäudlin* nicht befriedigend geantwortet. Nach der Erziehung und der Lage, worin sich Daniel befand, ist gerade ein solcher Hebraismus nicht befremdend. Warum sollen wir denn gerade Chaldäismen oder Anschmiegungen an die Nationalsprache der Chaldäer und Medismen erwarten? Kennen wir denn die Nationalsprache der Chaldäer und die medische Sprache und ihren bestimmten Unterschied vom Ostaramäischen in den damaligen Zeiten so genau? Wurde nicht in Babylonien das Aramäische geredet? Wenn der Hebraismus sich von dem Hebraismus in Esdras, Nehemias und Esther unterscheidet: so ist dieser Unterschied doch wirklich so grofs nicht; und wäre er auch noch auffallender als er wirklich ist: so mufs man doch auch das Eigenthümliche jedes Einzelnen in Denkart und Sprache in Betracht ziehen. Auch zwischen Esdras, Nehemias und Esther ist wieder ein Unterschied. Die gröfsere Annäherung zum Rabbinischen hätte erwiesen werden müssen. Rec. findet sie nicht, sondern im Gegentheil unterscheidet sich die Sprache vom eigentlichen Rabbinischen. Persismen sind aber allerdings in Daniel. Dafs das Buch wirklich spätere und zu Daniels Zeiten noch unbekannte Ideen und Gebräuche enthalte, ist nicht eigentlich erwiesen. Dafs Nebucadnezar von einer bemerkten Erscheinung den Ausdruck Götterfohn gebraucht, ist doch, wenn man auf orientalischen Sprachgebrauch achtet, so befremdend nicht. Dafs man in Oberasien noch nichts von Götterfohnen gewufst habe, bis die Griechen ihre theogonischen Ideen dort etablirten, würde wohl schwer zu erweisen seyn. Es ist wohl aufser Zweifel, dafs man schon früher die Benennung Gotterfohn im Orient von Königen gebrauchte, und dafs auch Engel Götterfohne genennt wurden, läfst sich aus Hiob 38, 7 bestätigen. Dafs das Beten dreymal am Tage mit dem Gesicht nach Jerusalem durchaus eine Sitte weit späterer Zeiten sey, möchte auch wohl schwer zu erweisen seyn. Pf. 55, 18 sagt doch schon David, dafs er des Abends, Morgens und Mittags zu Gott bete. Aus anderen Stellen sieht man auch, dafs er sich bey seinem Gebet zum Heiligthum hinwendete. Auch aus 1 Kön. 8, 38. 44. 48 und 2 Chron. 6, 34. 38 erhellet deutlich, dafs es schon alte Sitte war, sich bey dem Gebet nach Jerusalem hinzuwenden. Wie kann es also auffallend seyn, dafs Daniel nach C. 6, 11 diese Sitte beobachtete? Bey der Behauptung, dafs die Angelologie in dem Buche unmöglich den Zeiten Daniels könne angepafst werden, vermifst man ebenfalls den ordentlichen Beweis. Der Vf. gesteht zwar selbst, dafs Daniel an der Quelle fafs, woraus die späteren Juden ihre näheren Bestimmungen dieser Lehre geleitet haben, sagt aber zugleich, das Dogma liegt hier schon so ausgebildet und in seiner ganzen Vollendung da, wie es erst in weit späteren Zeiten erscheint. Allein wie wird dieses erwiesen? Die späteren Juden berufen sich bey ihrer Engellehre auf Daniel. Dieser ist die Quelle, woraus sie vorzüglich schöpften. Sie würden die babylonisch-persischen Vorstellungen nicht aufgenommen haben, wenn ihnen Daniel nicht darin vorgegangen wäre. Dafs man in Zacharias zwar schon Spuren der babylonischen Theorie, aber doch nicht alles, was Daniel davon enthält, findet, ist kein Beweis, dafs damals jene Theorie noch in ihrem Werden gewesen sey. Wer will es erwarten, dafs einer alles hat, was der andere hat? Die Erziehung und Bildung, welche Daniel in Babylonien erhalten hatte, läfst schon einen stärkeren Einfluss der babylonischen Weisheit auf seine Denkungsart erwarten, als bey Zacharias. Dafs zu den Zeiten Daniels noch nicht eine Anzahl Engel den Divan Gottes ausgemacht hätten, läfst sich ebenfalls nicht behaupten. Schon in Hiob wird von einem Divan Gottes geredet, und es ist überhaupt eine sehr alte Vorstellung, dafs sich Gott der Engel als Diener bediene und sie zur Ausrichtung seiner Befehle aussende. Dafs die 7 Amschaspands der Parsen erst nach Darius Hystaspis ihre besonderen Benennungen erhalten hätten, und dafs die Namen Gabriel und Michael bey Daniel gewifs eine spätere jüdische Erfindung seyen, hatte auch näher erwiesen werden müssen. Die Unrichtigkeiten, welche Daniel nicht niederschreiben konnte, würden wichtiger seyn, wenn sie nur evidenter und die Schwierigkeiten so unauflöslich wären, wie der Vf. glaubt. Wenn auch Susa in Elymais niemals dem babylonischen Hof angehörte: so konnte doch leicht ein Anlafs seyn, dafs Daniel einsmals zu Susa war. Susa war eine sehr alte Stadt nach Strabo und Herodot, die nachher Darius Hystaspis weiter ausbauete und verschönerte. Was Daniel zu Susa zu thun hatte, läfst sich nicht bestimmen. Es folgt nicht einmal aus Cap. 8, 27, dafs er königliche Amtsgeschäfte dort gehabt habe. Man kann die Stelle füglich so verstehen: Daniel wurde nach dem Gesicht, welches er zu Susa hatte, krank, aber er erholte sich wieder, und war nun wieder im Stande, die königlichen Geschafte zu besorgen. Gesetzt, er hätte auch dort königliche Geschäfte gehabt: so braucht es noch keine Gesandtschaft an den persischen Hof daselbst gewesen zu seyn, und dann fallt der Einwurf weg, dafs erst nach Cyrus Susa die Winterresidenz der perlischen Könige gewesen sey. Auch der Einwurf, dafs Belschazar, den der Vf. mit vielen Anderen für Nabonned halt, ein Sohn Nebucadnezars und Nebucadnezar sein Vater C. 5, 11. 13. 18 22 genannt wird, ist nicht entscheidend. Die Geschichte ist hier gar zu mangelhaft und unsicher; als dafs wir hier den Schriftsteller eines historischen Irrthums geradezu beschuldigen, und daraus folgern könnten, die spätere Abfassung dieses Abschnitts sey unwider-

ſprechlich gewiſs. Es iſt noch gar nicht hiſtoriſch gewiſs, daſs Nabonned kein Sohn Nebucadnezars geweſen ſey. Bloſs aus dem Fragment des Megaſthenes ſchlieſst man, Nabonned könne kein Sohn von Nebucadnezar geweſen ſeyn: aber Megaſthenes iſt ſo zuverläſſig nicht, wie ſchon Strabo erinnert, und die Stelle von ihm kann, wie Michaelis bereits bemerkt, auch anders verſtanden werden. Eben ſo lieſse ſich auch zeigen, daſs die Folgerung übereilt ſey, der Concipient des Buchs habe den ſpätern Darius Hyſtaspis mit Cyaxares II verwechſelt, und habe dieſem daher den Namen Darius beygelegt. Rec. muſs aber hier abbrechen, um nicht zu weitläuftig zu werden. Der letzte Grund, daſs ſich die Stellung des Buchs im Kanon nicht erklären laſſe, beruhet auf der Vorausſetzung, daſs das Buch urſprünglich dieſe Stellung gehabt habe. Der Vf. glaubt, daſs man es deſswegen unter die Hagiographa geſetzt habe, weil es ſpäterhin erſt zum Vorſchein kam, und dieſe Sammlung erſt im hasmonäiſchen Zeitalter geſchloſſen wurde. Es iſt ihm dabey bemerkenswerth, daſs Daniel die Stelle erſt nach dem Buch Eſther einnimmt; vielleicht beruhe dieſe Ordnung auf einer Schätzung des Alters beider Schriften. Allein nach den älteſten Zeugniſſen iſt es ſehr zu bezweifeln, daſs das Buch urſprünglich dieſe Stellung gehabt habe. Joſephus zählte es wenigſtens unter die 13 prophetiſchen Schriften, und Jeſus nennt Daniel ebenfalls einen Propheten. Auch ſpätere Verzeichniſſe geben dem Buch eine andere Stellung. Inzwiſchen glaubt der Vf., daſs durch ſeine Bemerkungen die ſpätere Abfaſſung der Schrift unbezweifelt gewiſs gemacht werde. Natürlicher Weiſe bekommt nun alles eine andere Anſicht. Der erſte Theil Cap. 1—6 enthält nun ſpäter niedergeſchriebene Relationen, aus dem Munde des Volks aufgenommen, in den Hauptthatſachen ganz verunſtaltet, mit vielen Zuſätzen der Unwiſſenheit, des Aberglaubens und des Haſſes überladen, kurz, es ſind jüdiſche Aggadoth oder Mährlein. Der zweyte Theil des Buchs enthält keine Vorherſagungen, ſondern Schilderungen vergangener oder geſchehener Dinge in ein prophetiſches Gewand gekleidet. Die Einkleidung ſoll nichts weiter als ein verſchönerter Geſchichtsvortrag ſeyn. Der Vf. bemerkt zugleich, die Idee dieſer Einkleidung ſcheine aus dem Geiſt des Zeitalters herausgegangen zu ſeyn. „Von der Zeit des Exils an war der Glaube an Vorherſagungen erſt recht lebendig und mit der Zeit immer feiner ausgeſponnen worden. Wenn es nun ein Glück genannt werden kann, eine allgemein herrſchende Idee aufzufaſſen und zu benutzen, um einer Schrift unter einer gewiſſen Form um ſo eher Eingang und Leſer zu verſchaffen: ſo iſt die Methode, geſchichtliche Sachen in einem prophetiſchen Gewande vorzutragen, allerdings glücklich gewählt. Denn auf dieſen allgemeinen Glauben an Vorherſagungen iſt ſie berechnet. Warum ſollte keiner der ſpätern Hebräer ſo etwas zu thun im Stande geweſen ſeyn?" Die Frage könnte aber auch ſo geſtellt werden: Würde es ein ſpäterer Hebräer aus dem makkabäiſchen Zeitalter, da man eine ſolche Achtung und Ehrfurcht gegen die heiligen Bücher und ihre Verfaſſer bewies, gewagt haben, dem Namen eines alten Propheten ſo zu miſsbrauchen, daſs er ſeine Geſchichte den Daniel als Weiſſagung in den Mund legte? und würden die Nation und ihre religiöſen Vorſteher, die ſo ſorgfältig in Anſehung der heiligen Bücher ſich bewieſen, ein ſolches Buch in die Sammlung ihrer h. Bücher aufgenommen haben? Rec. kann wenigſtens dem Vf. nicht beyſtimmen, wenn er ſagt: in der Sache ſelbſt liege gar nichts, was dieſer Anſicht der 6 letzten Capitel entgegenſtehe. Der Vf. ſucht nun ferner den Beweis zu führen, daſs in dem Buche Daniel neue beſondere Aufſätze von verſchiedenen Verfaſſern geſammelt ſeyen. Die Abſchnitte werden alſo beſtimmt C. 1, C. 2, C. 3, 1—30, C. 3, 31—C. 4, 34, C. 5 u. 6, C. 7, C. 8, C. 9, C. 10—12. Daſs ſie von verſchiedenen Verfaſſern herrühren, wird dadurch unterſtützt, daſs nicht allein einzelne Abſchnitte mit einander in offenbarem Widerſpruch ſtehen, ſondern auch im Vortrag und Styl unterſchieden ſind. Schwerlich wird aber der Vf. Viele überzeugen. Im Ganzen herrſcht doch wirklich einerley Manier in dem Buch, und die Widerſprüche ſind nicht von der Art, daſs man ſie für offenbare Widerſprüche erklären müſste. In dem Verfolg ſucht der Vf. die Gegend und die Zeit der Abfaſſung der einzelnen Abſchnitte näher zu beſtimmen. Der erſte Abſchnitt, Cap. 1, ſoll in Babylonien etwas nach den Zeiten des Artaxerxes Longimanus geſchrieben ſeyn. In Anſehung der Zeit beruft ſich Hr. *B.* auf das gebrauchte Wort פרתמים, der Grund des Beweiſes fällt aber nach der vorhin gemachten Bemerkung, weg. Der Concipient des zweyten Abſchnitts ſcheint dem Vf. in Oberaſien, wenigſtens in Syrien gelebt zu haben, und der Aufſatz ſelbſt nach Ptolemäus Philadelphus geſchrieben zu ſeyn. Daſs der Concipient verſchieden ſey von dem, der Cap. 1 geſchrieben hat, wird aus dem V. 1 angegebenen Regierungsjahr des Nebucadnezar geſchloſſen, weil dieſes mit Cap. 1, 1, ſtreite. Aber wie verſchieden werden die Regierungsjahre der Regenten bey den alten Schriftſtellern überhaupt berechnet! Wenigſtens iſt es zu raſch geurtheilt, wenn man es gleich für einen offenbaren Widerſpruch erklärt. Aus dem Wort נמבה V. 6 wird geſchloſſen, daſs der Aufſatz in die Zeiten nach Xerxes gehore, aber es wird dabey vorausgeſetzt, daſs das Wort das griechiſche *νομισμα* ſey, welches noch gar nicht erwieſen iſt. Den dritten Abſchnitt hält Hr. *B.* noch für jünger als den zweyten, und vermuthet, daſs der Vf. ihn in Oberaſien geſchrieben habe, wenigſtens müſſe er einige Zeit ſich dort aufgehalten haben, weil er die babyloniſchen Staatsbeamten und Sitten ſo gut kannte. Der Aufſatz ſcheint ihm Veränderungen erlitten zu haben.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 APRIL, 1809.

THEOLOGIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Daniel aus dem Hebräisch-Aramäischen neu übersetzt und erklärt, mit einer vollständigen Einleitung und einigen historischen und exegetischen Excursen*, von *L. Bertholdt* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Der Verf. des vierten Abschnitts soll ein palästinensischer Jude von einem sehr späten Alter seyn. Die Gründe, die dafür angeführt werden, sind nicht sehr bedeutend, z. B. der Concipient soll sein jüngeres Zeitalter dadurch verrathen, dass er dem Nebucadnezar das griechische מתנם in den Mund legt, aber es kann nicht erwiesen werden, dass es ein griechisches Wort sey, es ist ohne Zweifel persisch. Auch wird aus Cap. 4, 6, vrgl. mit Cap. 2, 48 geschlossen, der Vf. habe den Unterschied der Wörter חרטמין u. חכמין nicht gekannt, er habe beides für dasselbe gehalten, und nicht gewusst, dass das letztere der allgemeine Name der verschiedenen Classen, das erstere aber eine besondere Classe gewesen sey. Allein diese Erinnerung ist ungegründet. Der Vf. wusste wohl, dass חכמין der allgemeine Name war, und dass der andere eine gewisse Classe bezeichnete. Er gebraucht ihn selbst eben so V. 3, und nennt darauf die verschiedenen Classen V. 4, wie es auch Cap. 2, 2. 12 geschiehet. Wenn Daniel der Obervorsteher der Weisen war: so war er auch der Obervorsteher einer besonderen Classe davon, und konnte als ein solcher angesehen werden. Wie kann dies also als Grund angegeben werden, dass der Vf. dieses Abschnitts von jenem im 2 Cap. verschieden seyn müsse? Der fünfte Abschnitt soll in Ansehung der Zeit des Ursprungs mit dem vorhergehenden nahe zusammenstehen, aber doch einen anderen palästinensischen Verfasser haben. Der Grund, der unter anderen aus Cap. 5, 11 hergenommen ist, wird nach der vorhin gemachten Bemerkung Niemand als bedeutend vorkommen können. Auch der Grund, der für das jüngere Zeitalter aus dem Wort רברבנין abgeleitet ist, wird wohl Niemand einleuchten. Der Vf. sagt, das Wort bezeichne ganz eigenthümlich die höheren Staatsbeamten, aber es komme in den älteren aramäischen Schriften in der Bedeutung *magnates* fast gar nicht vor, erst in den jüngeren Targumim werde es häufig gebraucht. Aber wo sind denn die älteren aramäischen Schriften, wenn die einzelnen Abschnitte im Daniel so jung sind, wie sie der Vf. macht, und wie will der Vf. beweisen, dass das Wort erst später in Gebrauch gekommen sey? Den sechsten Abschnitt setzt Hr. B. allernächst den Bedrückungen, welche die Juden von Antiochus Epiphanes leiden mussten. Der zweyte Aufsatz wird nach seiner Ansicht darin parodirt, und Palästina soll ebenfalls das Vaterland dieses Abschnitts seyn. Weil der siebente Abschnitt auf den vorhergehenden zurückweiset: so muss er nach der Annahme, dass verschiedene Verfasser seyen, erst nach demselben geschrieben seyn. Hr. B. glaubt aus Cap. 8, 23 die Zeit bestimmt angeben zu können, nämlich unmittelbar nach Antiochus Epiphanes Tode. Er soll ebenfalls in Judäa geschrieben seyn. Der achte Abschnitt wird einem jüdischen Priester nach der Tempelentheiligung unter Antiochus beygelegt. Die besonderen Beweise, die für den späteren Ursprung aus dem Abschnitt selbst angeführt werden, haben bey unparteyischer Untersuchung wenig Beweiskraft, und sind zum Theil gesucht. Ohngefähr in die nämliche Zeit, aber doch etwas später, fällt der neunte und letzte Abschnitt, der auf den vorhergehenden zurückweiset und auch mit anderen Abschnitten bekannt ist. Er soll nach der hier gegebenen Ansicht tief in das hasmonäische Zeitalter fallen, und unter allen der jüngste im Buche seyn. Das Resultat von diesem ist also: Wir haben eigentlich nichts von Daniel, sondern nur *Danieliana* in unbestimmtem Sinne. Der Verf. des letzten Aufsatzes sammlete die übrigen, und fügte sie seinem eigenen Schriftchen bey. Er stellte sie Anfangs in getrennte Absätze zusammen, in späteren Zeiten wurden sie aber von den Abschreibern unmittelbar in einander eingefügt. Das Letztere wird dadurch bestätigt, dass noch Josephus von mehreren Büchern redet. Hr. B. nimmt an, dass eine solche Anstalt, die man die grosse Synagoge nennt, wirklich existirt habe, glaubt aber, dass der Geschäftskreis dieses Collegiums sich überhaupt über alle religiösen Angelegenheiten erstreckt habe, und dass nur eine besondere Congregration niedergesetzt war, um für die Sammlung heiliger Schriften zu sorgen. Dieser Congregation habe nun, da die Sammlung der prophetischen Schriften sey geschlossen gewesen, nur die Classe der כתובים, die erst gegen das Ende des makkabäischen Zeitalters für geschlossen erklärt wurde, offen gestanden, und diese Classe habe davon den Namen, weil כתב, von jener Congregation gebraucht, so viel heisse, als in die Sammlung der heil. Schriften aufnehmen oder einregistriren. Auf diese Weise sey also das von Daniel benannte Buch tief im makkabäischen Zeitalter in seiner heutigen Gestalt aufgenommen worden. Allein wenn die Juden von den Männern der grosen Synagoge reden, die den Ezechiel, die 12 kleinen Propheten, den Daniel und

des Buch Esther gesammelt hätten: so reden sie nicht von einer späteren unter den Makkabäern noch fortdauernden Congregation, sondern von einer frühern, die gleich nach der Rückkehr aus dem Exil zusammentrat. Die συναγωγη γραμματεων 1 Makk. 7, 12 kann dazu nicht gerechnet werden. Dass eine solche Congregation noch unter den Makkabäern fortgedauert habe, hätte anderweitig erwiesen werden müssen. Nach dem, was wir wissen, war Simeon der Gerechte zu den Zeiten Alexanders des Grossen nur noch von den Männern der grossen Synagoge übrig. Sie war also nicht fortdauernd. Wenn daher jene Stelle der Talmudisten als historisch richtig angenommen wird: so kann sie von Hn. B. nicht für seine Behauptung angeführt werden. Sie ist ihr vielmehr geradezu entgegen, und behauptet eine frühere Aufnahme des Daniels in den Kanon, da die Sammlung der prophetischen Schriften noch nicht geschlossen war. Damit stimmen auch andere historische Zeugnisse und Winke überein, die die höhere Kritik, wenn sie richtig verfahren will, nicht aus den Augen verlieren darf. Die Nachricht, dass schon dem Alexander ein Exemplar der Weissagungen Daniels vorgezeigt sey, wie Josephus erzählt, erklärt Hr. B. geradezu für eine grobe Lüge. Allein es lässt sich doch mehreres zur Vertheidigung der Hauptsache in dieser Erzählung sagen, wie *Jahn* richtig in seiner Archäologie bemerkt hat; und wenn man auch die Ächtheit dieser Nachricht bezweifeln will: so bleibt doch immer die bekannte Stelle gegen den Apion 1, 8 merkwürdig. Nach dieser gehöret kein prophetisches Buch in den jüdischen Kanon, das nach Artaxerxes ist abgefasst worden. War aber dieses, wie man aus Josephus siehet, eine angenommene Regel: so muss das Buch Daniels frühe vorhanden gewesen seyn; denn dass Josephus den Daniel unter die Propheten gerechnet habe, leidet keinen Zweifel. Dass Josephus und Jesus blos der allgemeinen kirchlichen Tradition gefolgt seyen, lässt sich leicht sagen: aber dass die Tradition auf Irrthum oder Verwechselung beruhe, und dass man damals keine sicheren Gründe mehr hatte, worauf man bauen konnte, ist so leicht nicht zu erweisen. Erwägt man dabey, wie genau und sorgfältig die Juden nach dem Exil in Ansehung ihrer heil. Bücher waren, und wie ihre Gewissenhaftigkeit eben durch die Verfolgungen unter Antiochus Epiphanes noch erhöhet wurde: so ist es nicht wohl zu denken, wie ein Buch, das erst nach diesen Zeiten zum Vorschein kam, noch unter die h. Bücher hatte können aufgenommen werden, und gar keinen Widerspruch hätte finden sollen. Wäre damals etwa um das Jahr 164 oder 160 vor Christo, der Kanon noch nicht geschlossen gewesen: wie kam es denn, dass Jesus Sirach, der doch ungefähr 20 Jahre früher schrieb, nicht auch in den Kanon kam? Der Vf. giebt in der Folge eine kritische Geschichte der einzelnen Abschnitte, die aber Rec. nur kurz berühren kann. Es wird gezeigt, dass von dem Buche Daniels noch eine andere Recension müsse vorhanden gewesen seyn, aus welcher die alexandrinische Version geflossen sey. Die Abweichungen dieser Version können nicht blos vom Übersetzer abgeleitet werden, sondern müssen in einer anderen Recension ihren Grund haben, die bald umgearbeitet und zusammengezogen, bald erweitert war. Man findet hier manche gute Bemerkungen, die zu neuen Untersuchungen Anlass geben können. Zuletzt wird in der Einleitung von den Übersetzungen und Erklärungen des Buchs Daniels gehandelt. Es wird kein vollständiges Verzeichniss von diesen Schriften gegeben, sondern nur diejenigen, die dem Vf. aus besonderen Rücksichten einer namentlichen Anführung werth zu seyn schienen, sind genannt und kurz beurtheilt. Neben *Geier* hätte doch auch *Propheta Daniel modo novo atque hactenus inaudito reseratus, auctore J. H. Jungmanno.* Francof. 1681 können angeführt werden. Er hat mehreres Eigene.

Der erste Theil enthält noch die Übersetzung der 3 ersten Abschnitte mit erläuternden Anmerkungen. Die übrigen Abschnitte sind in dem zweyten Theile übersetzt und erklärt. Als Excurse sind noch angehängt eine Zeittafel zum Buche Daniels, eine Abhandlung über die inneren Verfassungsformen des babylonisch-chaldäischen Reiches, und ein Aufsatz über das Mager-Institut in Babylonien. Die Übersetzung sucht das Original treu wiederzugeben. Diejenigen Abschnitte, die sich dem poetischen Vortrag nähern, sind rhythmisch übersetzt. Jedem Abschnitt ist eine ausführliche erklärende Übersicht vorgesetzt, worin nicht allein der Inhalt dargestellt, sondern auch die vorzüglichsten Meinungen älterer und neuerer Ausleger gesammelt und kritisch geprüft sind. Die unter dem Text der Übersetzung stehenden Anmerkungen sind exegetisch und kritisch, wobey die Übersetzungen fleissig genutzt sind. Rec. will nur einiges Wenige als Probe von der Erklärung des Vfs. ausheben. In der erklärenden Übersicht zum ersten Abschnitt wird die Schwierigkeit V. 1, wo vom 3ten Regierungsjahr Jojakims die Rede ist, aus einander gesetzt und gezeigt, dass die hier erzählte Belagerung und Einnahme Jerusalems in das 7te Regierungsjahr Nebucadnezars und in das 11te Regierungsjahr Jojakims falle. Der Vf. meint, der Irrthum sey dem Referenten zu verzeihen, da er in späteren Zeiten geschrieben, und blos aus der mündlichen Tradition geschöpft habe. Doch findet er noch einen anderen Ausweg, der allerdings annehmlicher ist. Jojakim wurde in dem 8ten Jahre seiner Regierung dem neubabylonischen Reiche zinsbar; zählte man nun in Babylonien von diesem Zeitpunct an die Regierung Jojakims: so ist das 3te Jahr eigentlich sein 11tes Regierungsjahr und das siebente Nebucadnezars, und nun ist alles mit einander in Harmonie. Übrigens ist, nach der Meinung des Vfs., der hier erzählten Begebenheit durch die Tradition ein wunderbares Ansehen gegeben; der eigentlichen Thatsache ist ein reicheres Gewand angelegt. Sollte es aber wohl nothwendig seyn, diess anzunehmen, wenn man sich die Lage und Denkungsart jener Zeiten recht vergegenwärtiget? Das Wort סחב V. 5 ist dem Vf. nicht Name gewisser besonderer Gerichte, sondern mit בשר V. 10 synonym. Er hält es für ein ursprünglich chaldäisches oder auch assyrisches Wort, für einen technischen Ausdruck aus der Hofküche. Den

Digitized by Google

Ausdruck כגילכם übersetzt er *Leute eures Gelichters*. Er glaubt, er sey aus der Sprache des gemeinen Lebens genommen. Die Bedeutung von גיל *orbis* und daher *aetas aequalis* ist aber doch mehr begründet. Sie wird auch durch die Übersetzungen bestätiget. In der erklärenden Übersicht des zweyten Abschnitts werden die verschiedenen historischen Ansichten der hier erzählten Vision angeführt und genauer geprüft. Der Vf. stimmt der fünften Erklärungsart bey, nach welcher das Haupt auf das babylonisch-chaldäische Reich, Brust und Arme auf das persische, Bauch und Lenden auf das macedonische unter Alexander, Schenkel und Füsse auf die aus demselben entstandenen Reiche und das syrische und ägyptische insonderheit, und der Stein endlich auf Jesus Christus gedeutet wird. Doch macht er dabey die Modification, dass der Stein oder das von demselben symbolisirte Reich sich gar nicht historisch deuten lasse, sondern blos das idealische Messiesreich der Juden bezeichne. Er findet überhaupt in diesem Abschnitt etwas aus den Traditionen späterer Zeiten, den Traum selbst sieht er aber nicht einmal als Bestandtheil der Tradition, sondern als Fiction an. V. 43 ist, wie der Vf. sagt, eine Anspielung auf einen Vorfall, der sich in den Tagen des Aufstellers dieses Aufsatzes vor seinen Augen zugetragen hat, nämlich auf die erzwungene Verbindung der Seleuciden und Lagiden zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus und des Antiochus Theos. V. 5 wird übersetzt: *der Traum ist mir entfallen*. Allein אור scheint doch am richtigsten von dem Syrer ausgedrückt zu seyn und mit dem arab. وصدق *firmus fuit* zusammen zu stimmen. Auch Abenesra erklärt es durch קיימא ושמח. Das Wort גולי wird aus der Bauart der Babylonier, aus an der Sonne getrocknetem Leimen, der im Schutthaufen allmählich wieder aufgelöst wird, erläutert: *eure Häuser sollen zu einem Moraste gemacht werden*. Bey V. 24 wird das doppelte על mit Recht in Schutz genommen, aber das folgende אול als unächt verworfen. In den Handschriften, worin das eine על ausgelassen war, fehlte nur das Verbum, welches durch אול ergänzt wurde. V. 29 ist Hr. B. geneigt, die Lesart, welche der Syrer ausgedrückt hat, על־לבבך der gewöhnlichen על־משכבך vorzuziehen. Bey V. 47: *er liess ein wohlriechendes Rauchwerk vor ihm anzünden*, wird ganz richtig bemerkt, dass in dieser Handlung Nebucadnezars keine religiöse Tendenz zu suchen sey. Es ist von der im Orient herrschenden Sitte die Rede, nach welcher man wohlriechende Sachen vor einer Person, die man recht auszeichnend ehren will, anzünden lässt. Der Vf. erinnert, dass נסך wie das Arab. نسق *bonum gratumque fecit odorem* zu nehmen sey; doch könne man ihm auch die gewöhnliche Bedeutung *fundere, effundere* lassen, und dann sey hier eine Oblation von wohlriechenden Wassern zu verstehen. In der erklärenden Übersicht zum 9ten Cap. wird von den 11 verschiedenen Standpuncten, von welchen man in der Berechnung der 70 Jahrwochen ausgegangen ist, und den ältern und neuern Erklärungsversuchen S. 541—626 ausführlich gehandelt. Nach der Darstellung des Vfs. sind die 70 Jahrwochen keine arithmetische, aus der Chronologie zu berechnende, sondern eine allgemeine prophetische Zeitangabe. Sie haben aber dessenungeachtet eine historische Beziehung, und der Concipient umfasst mit ihnen den Zeitraum von der Zerstörung Jerusalems durch Nebucadnezar bis zum Tode des Antiochus Epiphenes. Er theilt sie in drey besondere Perioden: 1) die sieben ersten Hebdomeden erstrecken sich von der Zerstörung Jerusalems durch Nebucadnezar bis zu dem König Cyrus, der den Exulanten die Erlaubniss zur Rückkehr gab. 2) Die folgenden 62 Hebdomaden laufen von der Rückkehr aus dem Exil herab bis auf den Anfang der Religionsbedrückungen des Antiochus Epiphanes, und 3) die letzte oder 70ste Hebdomade erstreckt sich von dem Anfang der Religionsbedrückung des Antiochus Epiphanes bis zu seinem Tode. Cap. 11, 44 werden die *Gerüchte von Osten und von Norden* von den kriegerischen Unternehmungen der Parther in Osten und der Armenier in Norden verstanden; allein davon kann hier nicht wohl die Rede seyn: denn in dem Vorhergehenden wird von dem Aufenthalt des Antiochus in Ägypten geredet, und damit wird das, was in diesem Vers bemerkt ist, unmittelber verbunden. Freylich kann das Präfix ו, welches der Vf. durch *endlich* ausdrückt, verschiedentlich genommen werden; aber es ist doch gesucht, zu einer viel späteren Geschichte hier überzugehen, und von der Hauptsache, von der Bedrückung der Juden, nichts weiter zu sagen. Rec. versteht am liebsten diese Gerüchte von den Unruhen in Palästina, von denen die Geschichte zwar nicht besondars redet, woraus sich aber die Erbitterung des Antiochus gegen die Juden nach seiner Rückkehr aus Ägypten erklären lässt. Die Beschreibung der Bedrückung der Juden und die Befreyung davon ist hier die Hauptsache. Deswegen kann auch Rec. in die Erklärung nicht einstimmen, die von dem folgenden 45 V. gegeben wird, nach welcher der Raubzug des Antiochus in die Provinz Elymais beschrieben werden soll. Der Vf. übersetzt: *Er wird sein Grosszelt zwischen einem grossen See und einem Berge aufschlagen, einen Tempel angreifen, aber sein Ende erreichen*. Er will auf die Autorität des Syrers צבא statt צבי lesen; allein würde es alsdann nicht heissen müssen צבא על קדש, wie sonst das Wort construirt wird, und ist es nicht gesucht, קדש hier durch Tempel zu übersetzen? Bey להר erwartet man doch auch natürlich ein näher charakterisirendes Beywort. Achtet man auf jüdischen Sprachgebrauch: so versteht man unter הר צבי קדש am richtigsten den Tempelberg zu Jerusalem, und erklärt den Ausdruck בין ימים von dem mittelländischen und todten Meer. Es ist von der Belagerung Jerusalems die Rede, welche Antiochus nach der Rückkehr aus Ägypten unternahm. An den Tempel in Elymais, dessen Lage man nur aus dieser Stelle errathen will, aber nicht geographisch nachweisen kann, würde man auch schwarlich gedacht haben, wenn das folgende עד קצו לא die Ausleger nicht verführt hätte. Aber es ist dieses nur ein allgemeiner Wink, dass das Unternehmen des Antiochus wieder scheitern würde. In dem folgenden 12 Cap. soll nun von den idealischen messianischen Zeiten die Rede seyn; die Zeit der-

Digitized by Google

grofsen Noth wird von dem Tag Jehovahs, an welchem er Gericht über alle Völker hält, erklärt, und der Verfolg foll von der Auferftehung und der Aufnahme des edleren Theils der Iſraeliten in das meſſianiſche Reich handeln. Rec. kann ſich dieſes unmöglich als die richtige Erklärung denken. Der Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden iſt zu genau beſtimmt, als dafs man davon abſpringen könnte. Wie kann ורבעת ההיא mit dem Vf. durch *und endlich* überſetzt werden? Es bezieht ſich offenbar auf das nächſtvorhergehende, wo von der Verfolgung des Antiochus die Rede war, und iſt alſo von der harten Bedrückung his an ſeinen Tod zu erklären. Auf dieſe Bedrückung wird auch nachher beſtimmt wieder zurückgewieſen. Es werden hier die Anſtalten zur Vereitelung des Unternehmens des Antiochus und die nun eintretende Hülfe beſchrieben. Zugleich wird aber auch dieſe Zeit als eine Zeit der grauſamſten Bedrückung, die nie ihres Gleichen gehabt habe, charakteriſirt, wie ſie auch die Geſchichte der Makkabäer darſtellt. Warum mufs denn והיתה überſetzt werden: *darauf* wird eintreten? Wie kann man bey ימלט עמך bey einem ſo genauen Zuſammenhang an die Aufnahme zu Bürgern des meſſianiſchen Reichs denken? V. 2. 3 iſt nach dieſer Verbindung nicht von der eigentlichen Auferſtehung, ſondern bildlich zu nehmen. Wer auf die orientaliſche Tropenſprache und ihren Gebrauch achtet, wird dieſes nicht befremdend finden. Genug, der Verfolg des Cap. weiſet deutlich genug auf die Zeiten der Bedrückung unter Antiochus zurück. T. D.

Hannover, h. Hahn: *Leitfaden zu Unterredungen und Wiederholungen mit und für Confirmanden, über die für ſie wichtigſten Gegenſtände der Religion und Sittlichkeit.* Von *J. C. A. Holſcher*, Conſiſtorialrath und Paſtor prim. (an) der neuſtädter Hof- und Stadt-Kirche. 1808. 189 S. 8. (12 Gr.)

Bey der Reichhaltigkeit des hannöveriſchen Landes-Katechismus, ſagt der Vf. in dem Vorberichte, mufs man, wenn man zweckmäfsig, d. i. den Bedürfniſſen der Jugend, mit der man es hier zu thun hat, gemäfs verfahren will, bald Manches weglaſſen, bald Manches hinzufügen, bald Einiges mehr hervorheben, oder anders ordnen. Das erſte iſt keine Empfehlung eines Buches, das aus nicht mehr als 146 Seiten beſteht; in welchem für die Confirmanden nicht zu viel geſagt ſeyn kann. Das *Wegzulaſſende* mufs alſo für die Jugend nicht ſeyn, und müſste alſo billig ganz geſtrichen werden. Und freylich, was ſollen ſich die Kinder dabey denken, wenn geſagt wird: Vater, Sohn und heiliger Geiſt ſind nur ein Einiger Gott? Und wozu ſollen ſie das wiſſen und glauben, wenn es auch wahr wäre? Macht denn dieſer Glaube einen Unterſchied in der religiöſen Erkenntnifs, Geſinnung und Handlung? Wenn er vielleicht Einfluſs auf die Erlöfung und Heiligung des Menſchen haben ſoll: ſo iſt dieſes nicht deutlich angezeigt, und die Theorie ſcheint müſſig da zu ſtehen. Und wenn nach der Dogmatik darüber commentirt, und das Geheimniſs der Satisfaction und der heiligenden Gnade aufgeſchloſſen werden ſollte: ſo würde doch die Jugend eben ſo wenig, als der erwachſene Haufe, in moraliſcher Hinſicht etwas gewinnen; vielmehr würde nach einer ſtrengen Conſequenz dieſe Theorie der Moralität ſelbſt nachtheilig ſeyn, nicht zu gedenken, dafs der bibliſche Grund jener Lehren noch gar nicht ausgemacht und entſchieden iſt. Wozu alſo dieſe und die mit denſelben zuſammenhängenden dogmatiſchen Lehren, die ſich in dem hannöveriſchen Katechismus noch häufig finden? Warum alſo ein Commentar über ein Buch, das ſo manche Lehren enthält, die der Jugend nicht nützen? — Die zweyte, in dem Vorberichte aufgeſtellte Bemerkung über den hannöveriſchen Katechismus empfiehlt ihn eben ſo wenig. Denn wenn darin das fehlt, was in dem Commentar noch hinzugeſetzt iſt: ſo fehlt nicht Manches, ſondern ſehr Vieles, und er iſt alſo höchſt unvollſtändig. Wenn endlich noch Einiges mehr hervorgehoben oder anders geordnet werden mufs: ſo iſt der Stab in Form Rechtens über dieſes Buch gebrochen, und es heifst ſo viel: der hannöveriſche Katechismus iſt das nicht, was er ſeyn ſoll, und er ſollte alſo billig nach und nach vergeſſen, und nicht durch Commentare gleichſam von Neuem aufgelegt und empfohlen werden. Der moraliſche Theil hat Rec. von jeher gefallen, aber der theoretiſche durchaus nicht; und auch gegen jenen iſt manches Erhebliche zu erinnern, beſonders, dafs die Sittenlehre mehr das Reſultat der Selbſtliebe, als der Selbſtachtung iſt, und mehr einer feinen Klugheitslehre, als einer eigentlichen Sittenlehre, ähnlich ſieht. Vorliegendes Buch ſelbſt enthält zuerſt eine Einleitung über die Stimmung, die Pflichten und Fertigkeiten junger Chriſten, die zur feyerlichen Ablegung ihrer Gelübde näher vorbereitet werden. Die erſte Frage iſt hier: Wovon hängt die Reife zur Confirmation ab? Die Antwort: 1) Allgemeine Überzeugung und Gefühl von der höheren Beſtimmung des Menſchen und der Wichtigkeit der Religion überhaupt, insbeſondere das feyerliche Bekenntnifs der Lehren und Grundſätze, welche das ganze künftige Leben leiten, für uns, die Unſrigen und die menſchliche Geſellſchaft — hier ſcheint uns die Form der Antwort auf die Frage nicht zu paſſen. Die Frage müſste denn blofs müſſig u. nur als Anzeige des Hauptinhaltes da ſtehen. Aber ſo müſste doch wenigſtens Verbindung in den Worten des Textes ſeyn, welche wir hier ganz vermiſſen, denn wir können kein Zeitwort finden, worauf ſich dieſer Vortrag bezieht. Auch vermiſſen wir bey mehreren Fragen die paſſende Form der Antwort, ſo wie wir auch mehrere unrichtige Vorſtellungen gefunden haben. Z. B. S. 9, 12. Übrigens herrſcht hier das ganze alte theologiſche Syſtem, obgleich in moderner Sprache und Form, die weniger Klarheit und Conſequenz der Gedanken und Lehren zeigt, als die ältere, beſtimmtere, und folgerechtere. Es ſind manche unrichtige oder unerweisbare Sätze aufgeſtellt. Die hinzugefügte väterliche Ermahnung über die beſte Anwendung der Jahre nach der Confirmation in Hinſicht auf die ſittlich religiöſe Ausbildung iſt herzlich, und gute Eindrücke zu machen fähig; wir empfehlen ſie den jungen Leſern recht angelegentlich. Auch ſind die damit verbundenen Gebetsübungen und religiöſen Gedanken nicht ohne Werth. O.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 APRIL, 1809.

JURISPRUDENZ.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch's Erben: *Kritische Einleitung in das gesammte Recht des französischen Reichs*, von dem Regierungsrath *Schmid* zu Hildburghausen. I Theil, *bürgerliches Recht*. Ersten Bandes erste Abtheilung. 1808. Zweyte Abtheilung. 1809. XII u. 479 S. 8. (2 Thlr.)

(*Fortsetzung der in No. 29 abgebrochenen Collectivrecension.*).

Als Vorbereitung zum Studium des Codex Napoleon nimmt das vorliegende Werk ebenfalls eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Es liefert zugleich den Anfang einer Bearbeitung des *Code Napoleon* selbst, welche nach Rec. Einsicht, so weit sie vorliegt, das Gelungenste ist, was bisher eine deutsche Feder über diesen Gegenstand geliefert hat. Der Vf. verbindet mit einer sehr anziehenden Darstellung philosophischen Scharfsinn. Er zeigt überall Belesenheit, gründliche Geschichtskenntnisse und Quellenstudium. Er will, wie er in der Vorrede sagt, den Leser in das Innere der französischen Gesetzgebung einführen.

Die erste Abtheilung verbreitet sich über folgende Gegenstände: *I. Über das Verhältniss des positiven Rechts zur Wissenschaft.* — Eine treffliche, tiefgedachte Abhandlung! Die hier angestellte Untersuchung ist für die Bedingungen der Anwendbarkeit der französischen Civilgesetzgebung auf deutschem Boden von entscheidender Wichtigkeit. Oberflächlichkeit bey der Darstellung dieser Bedingungen wäre unverzeihlicher Leichtsinn. Rec. will erst dem Ideengang des Vfs. folgen, dann seine eigene Ansicht entwickeln und hienächst auf die Nutzanwendung zurückkommen. — Blosse historische Untersuchungen, meint der Vf., über die Veranlassung der Gesetze und über die Absicht des Gesetzgebers können unmöglich die Wissenschaft des positiven Rechts zu ihrer Vollkommenheit erheben. Denn das von dieser Wissenschaft zu construirende Gesetz ist nicht aus der Willkühr des Gesetzgebers, sondern aus einer Vernunftnothwendigkeit hervorgegangen. Diese aber ist ewig und unabänderlich, wie die menschliche Natur selbst. Die Philosophie ist daher keineswegs, wie *Feuerbach* sagt, die unterthänige Dienerin, sondern, wie *Almendingen* gegen ihn behauptet hat, die Beherrscherin des Gesetzes. Das Gesetz kann nämlich nur in sofern gelten, als es das an sich Rechte mit dem, was Rechtens ist, in Einklang bringt. (Allen Spielraum will dadurch Hr. *S.* der Willkühr des Gesetzgebers nicht entziehen. Sie soll ein zweyfaches Feld behalten, einmal da, wo das Recht subjectiver Ansichten fähig ist, zweytens da, wo es die Sicherheit und Ruhe der Gesellschaft fodert, die äusseren Merkmale des Daseyns eines Rechts durch willkührliche Zeichen zu bedingen.) — Ist nun aber das Gesetz nur um des Rechts willen da, ist es nur in sofern anwendbar und gültig, als es dem Recht zusagt: so ist der Gesetzgeber, gleich dem Richter, nur ein Diener der rechtlichen Ordnung. Es gehört Vernunftmässigkeit, keineswegs eine unerreichbare Vollständigkeit zu den unerlasslichen Foderungen an einen den Bedürfnissen der Menschheit entsprechenden Codex. Indem es der preussischen Gesetzgebung vorzüglich um Vollständigkeit zu thun war, haschte sie nach einer Chimäre. Indem sie die selbstständigen Aussprüche einer selbstständigen Vernunft überall in etwas Gegebenes und Positives verwandelte, und dem vernünftigen Ermessen des Richters, wo möglich, allen Spielraum zu entziehen suchte, wurde sie der Wissenschaft schädlich, ohne die Zahl der Processe zu vermindern. Die französische Gesetzgebung ist in dem C. N. einen umgekehrten Weg gegangen. Sie hat nur herrschende Vernunftwahrheiten und einfache Maximen ausgesprochen. Ihre Willkühr hat sie vorzüglich in der Bestimmung der Formen gezeigt, an welchen das Daseyn — nicht der Inhalt — eines Rechts erkannt wird. Eben dadurch hat sie der Wissenschaft ein unermessliches Feld, der selbstthätigen Vernunft eine feste Herrschaft, und der endlichen Versöhnung zwischen Theorie und Praxis eine Grundlage gesichert. Beide mussten bisher in Deutschland jede ihren eigenen Weg fortgehen. Die Theorie schöpfte oft aus einem von der Philosophie verlassenen Gesetz, die Praxis eben so oft aus einer dem Gesetze widersprechenden Autorität. Hätte der Theoretiker die Kritik des Gesetzes nach den Foderungen des Rechts angestellt: so würde der Praktiker nicht genothigt worden seyn, der Billigkeit wegen, vom Buchstaben des Gesetzes abzuweichen; und hätte sich die Praxis nicht so oft von der blossen Autorität fesseln lassen: so würde die Theorie bey der Praxis selbst Licht und Aufklärung haben suchen müssen. — Consequenz und Scharfsinn kann man dieser Ansicht nicht absprechen. Allein das Verhältniss der Wissenschaft zum positiven Recht stellt sie nicht naturgemäss dar. Sie ist aus einer metaphysischen Abstraction, nicht aus der anthropologischen Wirklichkeit hervorgegangen. Darüber ist Rec. mit dem Vf. vollkommen einig, dass Willkühr und Laune mit dem Amt der Gesetzgebung wenig oder nichts zu thun haben, und dass selbst für den Praktiker die Philosophie sich

triumphirend und herrfchend über den pofitiven Willen des Regenten erhebt. Die Wiffenfchaft des pofitiven Rechts erfcheint allerdings auf einer fehr niedrigen Stufe, wenn fie nur nach dem fragt, was der Gefetzgeber hiftorifch gewollt hat, und nicht vielmehr nach dem, was er im Geift feines Volkes und der gefellfchaftlichen Ordnung wollen mufste. Aber darum kann doch die Wiffenfchaft bey der Conftruction des pofitiven Gefetzes nicht aus dem nackenden Rechtsbegriff, oder aus demjenigen fchöpfen, was für die Vernunft unbedingt und unter allen Vorausfetzungen wahr ift. Die Gefellfchaft entwickelt fich im Zufammenftofs anthropologifcher Umgebungen. Herkommen oder Vertrag bildet den Mechanismus der öffentlichen Macht. Die Sitten erhalten durch Erziehung, Lebensart, Klima, Religionsbegriffe, Stand der Wiffenfchaften und andere Urfachen eine eigene Haltung. Selbft das Verftandwefen, Staat genannt, fteht, im Gegenfatz der Gefellfchaft, unter dem Einflufs derfelben. Aus ihrer vereinigten Wirkung entfpringt der Zuftand der Civilifation oder der Nationalcultur. Durch die aufzuftellende Gefetzgebung foll diefe Cultur in den Individuen gefchützt werden. Es kömmt dabey auf nichts weniger, als auf die Erhaltung desjenigen an, was dem Volke feine Nationalität giebt, was es zum Mitgenoffen eines gefitteten Zeitalters, zum felbftftändigen Gliede in einer grofsen Kette macht, was es an die gebildete Vor- Mit- und Nach-Welt knüpft, und in der Gefchichte der Menfchheit gerade an die Stelle fetzt, von welcher es nicht gewaltfam verdrängt werden kann, ohne dafs es in Barbarey und geiftige Knechtfchaft verfinkt. Die aufzufuchende Gefetzgebung läfst fich daher unmöglich anders, als mit beftändiger Rückficht auf die Individualitäten des Nationalculturzuftandes finden. Sie kann in ihrer höchften Vollkommenheit nichts anderes feyn, als ein Reflex des zu veredelnden Zeit- und Volks-Geiftes. Hier giebt es nun freylich keine Willkühr. Die menfchliche Natur und ein beftimmter Zuftand der Gefellfchaft find die Oberfätze, aus welchen das pofitive Gefetz als Conclufion nothwendig folgt. Diefe grofse, von unferen Gefetzgebungsmetaphyfikern fo oft vergeffene Wahrheit ift nichts weniger als neu. Der *Esprit des lois* von *Montesquieu* lieferte dazu einen in unferen Tagen zu fehr verachteten Commentar. Jedes in der Gefchichte felbftftändig aufgetretene Volk hatte im Ganzen nie eine andere, als eine ihrem Charakter zufagende Legislation. Die barbarifchen Inftitute des fogenannten Mittelalters waren die nothwendigen und wohlthätigen Reactionen der Individualitäten eines rohen Zuftandes. Der gerichtliche Zweykampf des 11 und 12 Jahrhunderts hafste, wie *Montesquieu* gezeigt hat, harmonifch in das Ganze, und wirkte für Wahrheit und Recht. Unter einem Volke, unter welchem der Tapfere die Lüge für eine Zuflucht des Feigen hielt, und beide an das eigene Bewufstfeyn nicht feller, als an eine finnliche Hölle glaubten, unter diefem Volke mufste fich das Gewiffen im Gottesurtheil kraftvoller und zuverläffiger ausfprechen, wie in unferen gerichtlichen Schwüren. Je fchwerer es war, affirmative Thatfachen durch fchriftliche Urkunden zu verewigen, defto mehr fah man fich genöthigt, den Beweis verneinender Behauptungen durch den Eid zuzulaffen. Gegen die Gefahr des Meineides aber wirkte der gerichtliche Zweykampf. So ftehen die felifamften Gewohnheiten und Gefetze mit der Cultur in der genaueften Verbindung, und können nicht eher, bis diefe den Weg gebahnt hat, abgefchafft werden. Jede Gefetzgebung ift unvollkommen, welche gegen die Individualitäten der Sitten und gegen die Begriffe der Gebildeten im Volke anftöfst. Daher fo manche Widerfprüche zwifchen einer finfteren Theorie und einer humaneren Praxis. Im gewöhnlichen Zuftand der Gefellfchaft find diefe Widerfprüche faft unvermeidlich. Die Cultur des Geiftes geht ihren eigenen felbftftändigen Gang. Dagegen bedarf es ungewöhnlicher Erfchütterungen, es bedarf eines heftigen äufseren Reizes, bis der träge pofitive Gefetzgeber in einem neuen Gefetzesbuchftaben dem Genius des Zeitalters huldigt. Bis dahin weifs die Praxis mit Gefetzen nichts anzufangen, welche der nämliche Genius für Geburten der Barbarey und Finfterniss erklärt hat. Um nicht ihm zum Spott zu werden, mufste die Rechtspflege die Verordnungen des juftinianeifchen und kanonifchen Rechts gegen Juden und Ketzer unvollzogen laffen. Um einem Zuftand von Empörung gegen diejenige Vernunft zuvorzukommen, welche fich mit triumphirender Herrfchaft in den Schriften eines philofophifchen und humanen *Sonnenfels* am Ende des 18ten Jahrhunderts offenbart hatte, mufste gegen den Anfang des 19ten, ungeachtet der deutlichen Vorfchriften der Carolina, und *Carpzovs* und *Quiftorps* Lehre, die Tortur aus den Gerichten verfchwinden. Eine ächt reformirende, philofophifche Gefetzgebung huldige daher der Denkart und den Sitten, dem Zeitalter und der Nation. Sie erzeuge Harmonie zwifchen dem Geift der letzteren und dem pofitiven Willen des Beherrfchers. Sie gehe verjüngt hervor aus den beftehenden Einrichtungen, und trage hinein, was, nach der Gefammtheit der Volkscultur, hinein getragen werden mufs. Diefer Gefichtspunct fcheint Rec. für die Feftfetzung des Verhältniffes der Rechtswiffenfchaft zum pofitiven Gefetz weit fruchtbarer, als der vom Vf gewählte Standpunct. Auch geht daraus eine weit einfachere und befriedigendere Anficht über die Bedingungen der Aufnahme des *C. N.* in Deutfchland hervor. Der Rechtswiffenfchaft werden die pofitiven, in verfchiedenen Zeitperioden, unter mancherley Umftänden erlaffenen Gefetze als ein geiftlofer und unbeholfener Stoff dargegeben. Sie haucht ihm nicht blofs Zweckbeftimmung und Einheit, fondern auch Humanität und Übereinftimmung mit Cultur und Sitten ein. So entfteht aus der Legislation eine Jurisprudenz für das Leben. Der Geift, aus dem fie hervorgegangen ift, befeelt auch ihre Schöpfung. Die deutfche Jurisprudenz mufste folglich — auch bey unverändertem Gefetze am Ende des 18 Jahrhunderts ganz anders ausfehen, wie im Anfange des 17ten. — Die Wiffenfchaft des pofitiven Rechts ift daher allerdings ein fortwährendes Streben, im Willkührlichen das Nothwendige, im Gegebenen das ohnehin Geltende, im

Digitized by Google

rohen Gesetzesbuchstaben eine Vernunftgesetzgebung darzustellen. Diese Vernunftgesetzgebung ist aber nicht, wie der Vf. behauptet, absolut, sondern relativ; sie ist nicht geltend für alle Zeitalter und Völker, sondern für ein bestimmtes Zeitalter und Volk; sie ist, mit einem Wort, nicht metaphysisch, sondern anthropologisch; sie stellt nicht das unbedingt Wahre, sondern das bedingt Wahre, das Zusagende und Schickliche dar. — Es hat sich über das ganze gebildete Europa Ein Zeitgeist verbreitet. Er hat die Völker des Südens und Nordens zu einer verwandten Familie verbunden. Der nämliche Zeitgeist hat indessen die Eigenthümlichkeiten jedes einzelnen Zweiges der grosen Familie — die Nationalität — nicht verwischt und verwischen können. Er ist vielmehr selbst durch die Nationalität individualisirt worden. Daher spricht sich der Zeitgeist anders beym Franzosen und Deutschen, und wieder anders beym Britten aus. — Der *C. N.* ist aus dem europäischen Zeitgeist und aus der französischen Nationalität zugleich hervorgegangen. In der ersten Hinsicht ist er ein schönerer Spiegel der europäischen Cultur, als die bisher herrschenden, in Zeiten der Finsternis und Halbcultur entstandenen Gesetze. In der zweyten Hinsicht dagegen findet er sich nur für Franzosen im Einklang mit Denkart und Sitten. Darf er in der ersten Hinsicht unverkennbare Ansprüche auf Universalität machen: so haben in der zweyten Hinsicht diejenigen Völker, für welche er Gesetz werden soll, eben so heilige Ansprüche auf eine ihrer Nationalität zusagende Modification, Ansprüche, welche der deutsche Rechtsmetaphysiker, keineswegs aber der Weltreformator zu misskennen scheint. — *II. Frankreichs Gesetze vor der Revolution.* — Eine sachreiche und gedrängte äusere französische Rechtsgeschichte. Sie ist — ungeachtet ihrer Wichtigkeit — keines Auszugs fähig. Frankreichs Edicte und Ordonnanzen sollten billig von unseren Juristen auf das genaueste studirt werden, eben so das ehemalige französische Lehnrecht und die daraus entsprungene Gerichtsverfassung. Die *coutumes franchises, fors* und *us*, waren folgenreich für den Inhalt des *C. N.* Es würde sich aus der Darstellung derselben mit Evidenz zeigen lassen, dass keineswegs metaphysische Abstractionen und unbedingt nothwendige Vernunftansichten, sondern die Blüthen des langst Bestandenen und historisch Entwickelten in den eigenthümlichsten Institu ten des *C. N.* aufgenommen worden sind. *III. Die bürgerliche Gesetzgebung während der Revolution.* — Die auf die Civilgesetzgebung einflussvollen Operationen der constituirenden und gesetzgebenden Nationalversammlung, des Nationalconvents und der gesetzgebenden Behörden unter dem Vollziehungsdirectorium werden aufgezählt. Indem die *assemblée constituante* das Lehnrecht, die Patrimonialgerichtsbarkeit, alle Einschränkungen des Grundeigenthums, die Verkäuflichkeit der Richterstellen, die Geburtsdistinctionen und so vieles Andere Schlag auf Schlag vernichtete; indem sie die Grundsäulen des in Frankreich bestehenden ollen lichen Rechts stürzte: legte sie das Fundament zu der noch jetzt im *C. N.* vorhandenen Civilgesetzgebung. Der Vf. giebt sich keine Mühe, dies zu zeigen. Der Zusammenhang des öffentlichen und Civil-Rechts drängt sich dem Leser unaufgefodert auf. Und dennoch leugnet man, dass in den Staaten der rheinischen Conföderation die Einführung des *C. N.* die Assimilation deutscher und französischer Administration, Justizpflege und selbst der Grundverfassung, zur Folge haben müsse! — Übrigens wird der deutsche Jurist in dieser Abhandlung vieles lernen, was er nicht gewusst hat, auch anderswo nicht leicht findet, z. B. S. 98, n. 29 eine kurze und lichtvolle, obgleich nicht erschöpfende Darstellung des Enregistrement. — *IV. Bürgerliche Gesetzgebung Napoleons.* — Erzählung bekannter Ereignisse. Der Vf. lasst sich fast zu tief in die Geschichte des öffentlichen Rechts ein, welche doch seit 1799 für das bürgerliche Recht ohne bedeutende Folgen blieb. Demjenigen, der mit stürmender Hand die Verpflanzung des *C. N.* auf deutschen Boden fodert, sollte man die Worte zurufen, mit welchen Frankreichs Regierung am 21 Dec. 1800 die dem gesetzgebenden Körper vorgelegte Schilderung der Lage der Republik schlos: „Nicht Regierung, Tyranney wäre es, zu verlangen, dass der Mensch heute verleugne, was er noch gestern bekennt hat. Die Zeit vollende ihr Werk; sie gebe den Einrichtungen Reife; nur durch Alter werden sie ehrwürdig für alle." — Das chronologische Verzeichnis der seit dem Anfange der Consularregierung erlassenen, auf das Civilrecht sich beziehenden Gesetze geht nur bis zum 20 Juli 1807.

Die zweyte Abtheilung beginnt mit einer Übersetzung der vom verstorbenen *Portalis* im Namen der Vff. des *Code civil* gehaltenen *Einleitungsrede*. Hr. *S.* nimmt von dieser Einleitungsrede die Veranlassung zur weiteren Darlegung seiner Ansichten über den Hauptcharakter des *C. N.* und über die Bedingungen der Universalisirung desselben. Das *compte rendu* des unsterblichen *Portalis* ist in Deutschland nicht sehr bekannt. Es ist nicht blos in Ansehung der Darstellung ein Meisterstück. Man findet hier keine Metaphysik, aber desto mehr Lebensphilosophie, weise Benutzung der Erfahrung und Geschichte, tiefe Blicke in die menschliche Natur und in das Wesen der Gesetzgebung. Die Scheidelinien zwischen dem Gebiet der Legislation und der Doctrin, der Wissenschaft und der Praxis wird zart und fest gezeichnet. Bey folgenden Stellen scheint *Portalis* den jetzigen Moment ahnend ins Auge gefasst zu haben: „Die Menschen verändern ihre Beherrscher leichter als ihre Gesetze." — „Das Amt des Gesetzgebers ist nicht sowohl obrigkeitlich als priesterlich. Er darf nie vergessen, dass die Gesetze der Menschen wegen, nicht die Menschen der Gesetze wegen da sind; dass sie dem Charakter, den Gewohnheiten, der Lage eines Volks angepasst seyn müssen; dass man in der Gesetzgebung mit Neuerungen sparsam seyn muss, weil man wohl die Vortheile einer neuen Einrichtung durch die Theorie erkennen, aber nur durch die Praxis ihre Nachtheile finden kann; dass man das Gute stehen lassen muss, wenn man des Besseren nicht ganz gewiss ist; dass man bey Verbesserung eines Misbrauchs auch die Gefahren der Verbesserung zu

Digitized by Google

bedenken hat; dafs es thöricht feyn würde, in Dingen, welche nur einer relativen Vollkommenheit fähig find, nach abfoluter Vollkommenheit zu ftreben; dafs, anftatt die Gefetze zu ändern, man immer beffer thut, fie den Bürgern durch neue Gründe achtungswürdiger zu machen." (S. 187) — „Es ift immer gut, das zu erhalten, deffen Vernichtung nicht nothwendig ift; die Gefetze müffen die Gebräuche fchonen, fo lange fie nicht fehlerhaft find. Nur gar zu oft urtheilt man, als wenn das menfchliche Gefchlecht in jedem Augenblicke anfange und endige, ohne Verbindung zwifchen der gehenden und kommenden Generation. Aber die Generationen find in ewigem Wechfel durch einander gefchlungen und gemifcht. Ein Gefetzgeber würde feine Einrichtungen von allem entblöfsen, was fie auf der Erde einheimifch machen kann, wenn er nicht forgfam die Bande beachten wollte, durch welche die Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart verknüpft, und die Nationalähnlichkeit eines Vulks in den künftigen Gefchlechtern fo lange erhalten wird, bis es ganz ausgerottet wird, oder in einen Verfall, der fchlimmer als Vernichtung ift, verfinkt." — Treffliche Lehren der Weisheit und Mafsigung im Munde eines franzöfifchen Legislators, eines Miturhebers des *C. N.* felbft! Möchten fie an den politifchen und weltbürgerlichen deutfchen Verehrern deffelben nicht verloren feyn! — Was Hr. *S.* von S. 270 — 293 ausführt, ift vom höchften Intereffe. Es findet fich hier alles beyfammen, was für die unmodificirte und unvorbereitete Einführung des *C. N.* gefagt werden kann. Die Ideen des Vfs. kurz und treu darzuftellen ift fchwer. Dennoch findet fich Rec. dringend aufgefodert, ihm zu folgen. Er findet fich hier an der gefährlichen Klippe, an welcher Deutfchlands befte Köpfe gefcheitert find, und an welcher die Ruhe des Privatlebens nothwendig wird fcheitern müffen, wenn ihre Anfichten in höheren Regionen Eingang finden. — Im Privatrecht — fagt der Vf. — folgt der Gefetzgeber entweder einem politifchen oder einem rein-bürgerlichen Princip. Dort beftimmt er die Rechte des Einzelnen gegen Einzelne nach dem wandelbaren, an Ort und Zeit gebundenen Bedürfniffen der Verfaffung, nach Rückfichten auf Handelspolitik, Staatswirthfchaft u. f. w., hier nach den ewigen und unabänderlichen Foderungen des Rechts; dort herrfchen Zwecke des Gefetzgebers, hier Zwecke der Vernunft vor. Eine Gefetzgebung, welche mit Entfernung jedes Nebenzwecks einzig und allein die unwandelbaren Gefetze der Vernunft aufftellt, enthält in fich felbft die Bedingungen ihrer Univerfalität; fie ift in jeder Verfaffung und auf jeder Stufe der Cultur gültig. Die Menfchheit erhält in ihr ein Palladium des bürgerlichen Rechts, auf welches legislatorifche Willkühr keinen Einflufs haben darf. Entfpricht der *C. N.* diefem Ideal: fo mufs er allgemeines Recht des grofsen Völkerbundes werden. Modificationen nach Denkart und Sitten find unter diefer nämlichen Vorausfetzung weder nöthig noch möglich. Modification nach dem Individuellen läfst fich bey einer auf das Univerfelle berechneten Gefetzgebung nicht einmal denken. Höchftens müfste nur da abgeändert werden, wo der *C. N.*, gegen feinen eigenen Zweck, das rein-bürgerliche Princip verlaffen hätte, und fich von politifchen Zwecken hätte leiten laffen. In der nämlichen Anficht findet fich die Beantwortung der weiteren Frage: ob der *C. N.* als Principalgefetzgebung, als fubfidiarifches Recht, oder gar als ein Mittelglied aufzunehmen fey? Enthält er, feinem Grundcharakter nach, nothwendige Normen des bürgerlichen Rechts: fo kann er unmöglich erft dann zur Anwendung kommen, wenn es an willkührlichen und zufälligen Beftimmungen fehlt. Es wäre ungereimt, das feiner Tendenz nach abfolut Gültige dem bedingt Gültigen nachzufetzen. Aus diefer nämlichen Anficht erklärt fich endlich die dem *C. N.* fo oft zum Vorwurf gemachte Unvollftändigkeit. Sollte er univerfell werden: fo durfte er nicht das Ganze, fondern nur das rein-bürgerliche, oder dasjenige Privatrecht umfaffen, auf welches Verfaffung, Religion, Finanzwefen u. f. w. nur einen negativen Einflufs behaupten. Es folgt ferner, dafs mit der Annahme des *C. N.* keinesweges die Annahme anderer Gefetzbücher Frankreichs, z. B. der bürgerlichen Procefsordnung, des Handelsgefetzbuchs u. f. w. verknüpft fey. (Aus der Tendenz der in Frankreich gehaltenen Reden der Miniftet und Staatsräthe geht aber doch gerade das Gegentheil, oder die Abficht hervor, auch diefen beiden Gefetzbüchern eine Univerfalherrfchaft zu verfchaffen.) Dem rein-bürgerlichen und eben darum univerfellen Rechte bleiben jene auf Verfaffung, Organifation und Handlungsintereffe berechneten Gefetzbücher fremd. — Einen gewiffen Glanz kann man der Anficht des Vfs. nicht abfprechen. Sie ift mit Confequenz durchgeführt; fie erhebt eine der erhabenften politifchen Ideen des Weltreformators in die höhere Region des Weltbürgerlichen; fie drückt ihr den fchönen Charakter einer moralifchen Nothwendigkeit auf. Je fchmeichelnder indeffen diefe Vorftellungsart ift, defto dringender findet fich die Kritik zur kalten Prüfung derfelben aufgefodert. Was hülfe der Traum einer von metaphyfifchen Idealen berauschten Phantafie beym Erwachen in einer traurigen Wirklichkeit? Nach der unmodificirten und unvorbereiteten Verpflanzung des *C. N.* auf deutfchen Boden könnte diefes Erwachen nicht ausbleiben, und dann würde man fich zu fpät erinnern, dafs Napoleon der Grofse — zu fehr genialifcher Kenner der Menfchen und der Volkergefchichte, um fich rechtsmetaphyfifchen Chimaren hinzugeben — eine folche Aufnahme des *C. N.* nie verlangt hat. Es fragt fich daher vor allen Dingen: ift überall ein rein-bürgerlicher, an keinen Stand der Cultur, an keine Umgebungen von Raum und Zeit gebundener Vernunftcodex objectiv möglich? Wäre die Frage zu verneinen: fo wäre es freylich ganz überflüffig zu unterfuchen, ob der *C. N.* jenen objectiven Vernunftcodex darftelle? Nicht überflüffig dagegen wird die Unterfuchung der weiteren Frage: ob es den Vff. des *C. N.* auch nur entfernt eingefallen ift, in diefem Sinn und aus diefen Gründen auf die allgemeine Verbreitung der franzöfifchen Civilgefetzgebung Anfpruch zu machen? —

(Die Fortfetzung folgt.)

Digitized by Google

JENÄISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 APRIL, 1809.

JURISPRUDENZ.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch's Erben: *Kritische Einleitung in das gesammte Recht des französischen Reichs*, von dem Regierungsr. *Schmid* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Vernunftmäfsigkeit ist freylich die unerläfsliche Bedingung der Anwendbarkeit jeder positiven Gesetzgebung, der Grundcharakter aller menschlichen Anstalten, als Schutz und Beförderungsmittel der Cultur. In diesem Sinne giebt es allerdings eine ewige, in sich selbst gültige, unbedingt nothwendige, über alle Willkühr erhabene Vernunftlegislation. Aber sie ist nur formell, keinesweges materiell; sie liegt aller positiven Gesetzgebung zum Grunde, bestimmt aber nicht ihren Inhalt; sie sagt aus, was mögliches Recht werden kann, nicht aber, was wirkliches Recht werden mufs. Sie gleicht dem Elementarfeuer der organischen und anorganischen Natur. Wir wissen wohl, dafs dieses Feuer, als Weltseele, alle Wesen durchströmt, dafs es den belebten u. leblosen Körpern Haltung, Farbe, Schwere, Elasticität etc. giebt, ohne selbst irgend eine dieser Eigenschaften zu besitzen. Aber das reine elektrische Fluidum ist darum doch nirgends zu haben; von seinem Vehikel läfst es sich niemals trennen. Gerade so läfst sich keine von empirischen Bedingungen gereinigte Vernunftgesetzgebung denken; alles, was für ein Volk und für ein Zeitalter Gesetz werden soll, mufs aus dem Volke und aus dem Zeitalter hervorgehen, es ist an die Farbe der Verfassung, des Handelsverkehrs, der Nationalität, der Religion, Sitten und Gebräuche und endlich der Willkühr, der Herrschermacht und der Politik gebunden. Wer, wie der Vf., eine von allen Umgebungen der Zeit und des Raums, von allem Vergänglichen und Örtlichen unabhängige und dennoch objective und materielle Gesetzgebung für möglich hält, darf mit gleicher Consequenz von der menschlichen Seele erwarten, dafs sie sich ohne körperliche Hülle offenbare. Verlangt man dennoch einen objectiven weltbürgerlichen Codex: so kann er keine anderen als verneinende Sätze enthalten. Er kann nicht aussagen, was Recht sey, sondern was nie und unter keiner Bedingung Recht werden dürfe; er erklärt keinen einzigen Vertrag, weder seiner Form noch seinem Inhalte nach, für verbindlich; den Grundsatz dagegen, dafs alle Verträge in allen Formen unverbindlich sind, erklärt er für legislatorischen Unsinn. Er bestimmt im Criminalprocefs die Erforschungsmittel der Wahrheit nicht; aber er verbietet die Tortur als einen Frevel am Heiligthum der Sitten: er bestimmt nicht die Rechte der Juden und Ketzer; er läfst aber die fanatischen Verordnungen des justinianeischen u. kanonischen Rechts, ohne dafs es derogirender Gesetze bedarf, unter dem Fluche der zum Bewufstseyn ihrer Würde erwachenden Menschheit untergehen. Solche verneinende Gesetze sind allerdings eine unschätzbare Eroberung der Vernunft; in einem Codex vereinigt, würden sie indessen zum Schutz der gesellschaftlichen Ordnung bey weitem nicht hinreichen. Dafs auch der *C. N.* etwas ganz anderes, als verneinende Vorschriften enthalte, kann dem oberflächlichsten Beobachter nicht entgehen. Die Verfasser desselben dachten endlich nicht entfernt daran, für das französische Volk ein rein weltbürgerliches Civilgesetzbuch aufzustellen. Wäre dieis ihre Absicht gewesen: so hätten sie entweder aus reinen Vernunftabstractionen, oder aus der ganzen Weltgeschichte, aus den Gesetzgebungen aller Zeiten und Völker schöpfen, die Orakel des Alterthums, Confucius, Moses, Solon, vor allen anderen aber den Schöpfer hoher legislatorischer Ideale, Plato, zu Rathe ziehen müssen. Von allem dem thaten sie nichts. Sie hatten Frankreich und immer nur Frankreich, und das dort geltende *droit écrit* und *droit coutumier* im Auge. Das Beste aus jenem und diesem zu einem Ganzen zu verschmelzen, und den Foderungen des Zeitalters, so wie den Bedürfnissen der Nation anzupassen, das war ihr höchstes Ziel. Blickten sie ja über Frankreichs Grenzen hinaus: so blieben sie beym gleichzeitigen Europa stehen. Forschten sie in den Schätzen des preussischen Landrechts nach, ohne sie zu benutzen: so geschah das nicht deswegen, weil sie dieses Landrecht nicht für weltbürgerlich genug hielten, sondern weil es den Geist der französischen Nation nicht aussprach. Im Rausche weltbürgerlicher Begeisterung hatte diese Nation vierzehn Jahre zuvor das englische Institut der Jury's und Friedens-Gerichte aufgenommen: aber dieser Rausch war längst vorüber; Nationalität hatte über Kosmopolitismus gesiegt, und von Englands Civilgesetzen nahm die Gesetzgebungscommission gar keine Notiz. Im *C. N.* findet sich auch fast kein einziges Institut, welches nicht entweder schon da gewesen, oder durch die besondere Tendenz der Revolution erzeugt worden wäre. Der mit Recht bewunderte Familienrath war in mehreren Provinzen längst eingeführt; die Gütergemeinschaft des *C. N.* fand sich in den *coutumes* der Stadt Paris; die Verordnungen über die *actes de l'état civil* in einer Menge von Ordonnanzen und Edicten. Dafs die Aufnahme derselben der Kirche abgenommen wurde, ging nicht aus einem weltbürgerlichen, sondern aus einem

politiſchen Zwecke, aus dem von der Staatsverfaſſung ausgeſprochenen Grundſatz hervor, daſs die Kirche in bürgerliche Verhältniſſe nirgends eingreifen dürfe. Von allem, was aus dem römiſchen Recht im *C. N.* aufgenommen wurde, verſteht es ſich ohnehin von ſelbſt, daſs man es nicht als weltbürgerlich, ſondern als relativ paſſend aufnahm, daſs man es aufnahm, weil es einmal da, weil es in den geſellſchaftlichen Zuſtand längſt und innig verwebt war, und weil man nichts Weiſeres und Beſſeres an ſeine Stelle zu ſetzen wuſste. Endlich läſst ſich auch von keinem einzigen Inſtitut, von keinem einzigen affirmativen Grundſatz des *C. N.* nachweiſen, daſs er in einem objectiven Vernunftrecht abſolut gegründet ſey, oder, was eben ſo viel heiſst, daſs ſich das Gegentheil ohne Unvernunft nicht würde denken laſſen. Rec. will die Wahrheit dieſer Behauptung durch zwey ſehr einfache Beyſpiele bewähren, und es dann dem geiſtvollen Verfaſſer ſelbſt überlaſſen, ob er noch ferner dem *C. N.* einen Grundcharakter beylegen will, welchen keine Geſetzgebung unter dem Monde haben kann, um aus einem chimäriſchen Grundcharakter die Bedingungen für die Aufnahme deſſelben in Deutſchland abzuleiten. Der *C. N.* hat bekanntlich aus dem römiſchen Recht das *jus in rem*, aus der Fundamentalverfaſſung dagegen den Grundſatz aufgenommen, daſs die Ehe ihrem Weſen und ihrer Natur nach ein rein bürgerliches, und kein religiöſes Verhältniſs ſey. Ein objectiver Vernunftcodex weiſs indeſſen nichts von einem *jus in rem*, und ein heiliges Bedürfniſs der menſchlichen Natur findet in der rein bürgerlichen Ehe keine Befriedigung. Beides läſst ſich ſtreng beweiſen. Das *jus in rem* iſt keineswegs der weſentliche und nothwendige Ausfluſs des Eigenthums, ſondern ein zufälliges von der Willkühr des Geſetzgebers dem Eigenthümer beygelegtes Privilegium gegen den dadurch hart gedrückten unſchuldigen Dritten. Bey den Römern ſtand dieſes Privilegium bekanntlich unter dem Namen *dominium civile* oder *dominium Quiritium* dem *dominium naturale* gegenüber, ſtand nur dem römiſchen Bürger zu, und fehlte dem freyen Nichtbürger, ſo vollſtändig auch ſonſt das Civilgeſetz ſeine Perſönlichkeit anerkannt hatte. Hätte Caracalla nicht das römiſche Bürgerrecht allen Unterthanen des Reichs geſchenkt, und dadurch das bisherige privilegirte Eigenthum zum gemeinen Eigenthum erhoben: ſo würde wahrſcheinlich im juſtinianeiſchen Recht der Unterſchied zwiſchen *dominium naturale* und *civile* ſtehen geblieben ſeyn, und dann hätte man vielleicht in Frankreich und Deutſchland über die Frage geſtritten, ob das römiſche *dominium civile*, das gegenwärtige *jus in rem*, nicht mit den Eigenthümlichkeiten des römiſchen öffentlichen Rechts zuſammenhänge, und daher bey uns nicht anwendbar ſey. Den Grundſatz des deutſchen Rechts: Hand muſs Hand wahren, wo man ſeinen Glauben gelaſſen hat, muſs man ihn ſuchen, wird wenigſtens Niemand für vernunftrechtswidrig erklären. Er hat mit dem *jus in rem* gleiche Anſprüche auf Univerſalität, und weil beide neben einander nicht beſtehen können, ſo müſste wenigſtens das *jus in rem* aus dem *C. N.*, als weltbürgerlichem auf das unbedingt Gültige beſchränktem Vernunftcodex, nach des Vf. eigenen Foderungen, wegbleiben. Dann würde aber das ganze Sachenrecht des *C. N.* eine andere Geſtalt erhalten, die *action en revendication* und ſelbſt die *action hypothécaire*, und mit beiden die Lehre von Evictionsleiſtung (Art. 1626 — 1640) wegfallen. — Die rein bürgerliche Ehe ſchmeichelt freylich der Theorie, welche eine von der poſitiven Religion unabhängige Civilgeſetzgebung fodert. Wie aber, wenn die Ehe kein bürgerliches Verhältniſs wäre, kein möglicher Contract ſeyn könnte, wenn eine Civilehe, ein bürgerliches Geſetz, welches von der kirchlichen Weihe keine Notiz nimmt, gradezu dem Weſen der Ehe widerſpräche? — Durch einen Contract werden Handlungen zugeſagt. Der Contrahent unterwirft ſich im Nichterfüllungsfall einem Zwang. Der Staat übernimmt die Garantie, und zwingt auf Anrufen und zum Vortheil des Berechtigten. Von den Triebfedern der Handlungen wird keine Notiz genommen. War das Verſprechen nur ernſtlich gemeint, nur freywillig abgelegt, ſo iſt das Innere des Verſprechers dem anderen Theil eben ſo gleichgültig, als dem Geſetz. Alles anders bey Eingehung der Ehe. Das neue Paar ſichert ſich Liebe und Treue zu bis in den Tod, identificirt ſeine Leiden und Freuden an der Schwelle einer geheimniſsvollen Zukunft, übergiebt dem anderen ſein Lebensglück im Glauben an Tugenden, für deren Daſeyn die ganze Aufſenwelt keine Bürgſchaft zu leiſten im Stande iſt. Dieſe ganze Zuſicherung iſt kein Gegenſtand eines Verſprechens. Denn das Verſprochene muſs von der Willkühr abhängen; Liebe und Haſs aber ſind der Willkühr nicht ſubordinirt. Die eheliche Vereinigung kann daher nichts anderes ſeyn, als eine wechſelſeitige Erklärung über Gefühle und moraliſche Entſchlieſsungen. Für ihre Wahrhaftigkeit kann nur das ſchuldloſe Herz, für ihre Fortdauer nur die Achtung für innere überſinnliche Geſetze haften. Das Civilgeſetz hat mit dem Allem nichts zu thun. Kein Theil kann ſein Verhältniſs zum Staat und zu einer obrigkeitlichen zwingenden Macht zum Unterpfand der Erfüllung darbringen. Ein Verhältniſs aber, welches das Civilgeſetz nicht zu garantiren vermag, ſoll und kann es auch nicht ſanctioniren. Für das Weſen der Ehe kann wenigſtens eine ſolche Sanction weder Bedeutung noch Folgen haben. Die feyerliche eheliche Erklärung kann eben darum nicht im Angeſicht des Staats, ſondern nur im Angeſicht der Geſellſchaft, als einer den Geſetzen der Moral huldigenden Vereinigung, abgelegt werden. Dieſe Geſellſchaft, nicht der Staat, wird zum Zeugen verletzter Gelübde angerufen; für ſie, nicht für den Staat wird die Ehe mit heiliger Weihe umgeben. Iſt nun aber, nach anthropologiſchen Geſetzen, die poſitive Religion nichts anders, als das nothwendige Feyerkleid der Moral: ſo erhebt ſich die eheliche Vereinigung, ihrem Weſen nach, zur Würde einer religiöſen Handlung. Ihre Garantie und Sanction kömmt der Kirche, nicht dem Staate zu. Das Civilgeſetz kann der Kirche vorſchreiben, in welchen Fällen ſie das Siegel der Gültigkeit der Ehe aufdrücken ſoll, oder nicht; allein dieſes Siegel ſelbſt kann es nicht, ohne naturwidrig zu verfügen, für bedeutungslos und irrelevant erklären. Die Ehe, als bloſser bürgerlicher Contract — eine Anſicht, welche

Digitized by Google

das Sittenverderben des Zeitalters und der Widerwille gegen hierarchiſche Anmaſsungen für eine Eroberung der Philoſophie zu halten geneigt iſt — iſt im Grunde nichts anderes, als eine Herabwürdigung des älteſten und erhabenſten ſittlichen Inſtituts. Wenn ſich der knechtiſche Sinn der meiſten deutſchen Bearbeiter des C. N. dieſe für die Menſchheit wichtige Wahrheit niederzuſchreiben ſträubt: ſo mögen ſie die feurige Rede des Tribuns *Carrion Niſat* über den religiöſen Charakter der Ehe leſen. Sie wurde im Angeſicht der Regierung und der Nation gehalten, und noch im vorigen Jahr von Firmin Didot ſtereotypiſch gedruckt, ohne daſs ſie, ſo viel man bis jetzt weiſs, weder dem Vf. noch dem Drucker und Setzer Gefahren gebracht hätte. Vom höheren Charakter der Ehe wurde *Napoleon* längſt ergriffen. Er bemerkte im Staatsrath, daſs ſich die Ehegeſetze nach der Religion eines Volkes richten müſsten. Er ſchrieb, ſtatt einer kalten Notariatsbeurkundung, die ſchöne Feyerlichkeit des 75 Art. des C. N. vor — eine Feyerlichkeit, welche nur der Gegenwart eines Prieſters bedürfte, um ſich zu religiöſer Würde zu erheben. Er führte, durch die Erſchwerung der vertragsmäſsigen Eheſcheidung, die Ehe auf die erſte Stufe ihrer moraliſchen Hoheit zurück — denn es iſt Foderung der Sitten, daſs die öffentliche Losſagung von feyerlich übernommenen Pflichten, ohne die dringendſten Urſachen, nicht geſtattet werde. — Seinem Genie endlich — wenn Rec. frohe Erwartungen nicht täuſchen — iſt es vorbehalten, den Nothſtand ſelbſt aufzuheben, aus welchem die Zwittergeburt der revolutionären Geſetzgebung — die rein bürgerliche Ehe — hervorgegangen iſt. Hebt der Weltreformator den allerdings widernatürlichen Antagonismus zwiſchen Staat und Kirche auf, vereinigt er in ſich ſelbſt die höchſte weltliche und prieſterliche Gewalt, conſtituirt er ſich, als Oberhaupt der religiöſen Geſellſchaft, zum Executor von Geſetzen, welche ihrem Inhalt und ihrer Quelle nach von dem Civilgeſetz durchaus verſchieden ſind: ſo wird es des Nothbehelfs der rein bürgerlichen Ehe nicht mehr bedürfen; der mit der Kirche identificirte Staat ſelbſt wird den rein religiöſen Charakter der Ehe als auch für ihn ehrwürdig und geltend anerkennen. — Auf jeden Fall aber gebührt der rein bürgerlichen Ehe in einem objectiven Vernunftrechtscodex — wenn er auch je von einer ſterblichen Hand könnte niedergeſchrieben werden — keine Stelle.

Nachdem der Vf. S. 293 eine kurze Überſicht der franzöſiſchen Gerichtsverfaſſung vorangeſchickt hat, beginnt er S. 317 einen von Artikel zu Artikel fortgehenden hiſtoriſch kritiſchen Commentar zum C. N. ſelbſt. Er reicht nur bis zum 33 Art. Rec. trägt kein Bedenken, dieſem Theil des Werks den Vorzug vor allem Übrigen einzuräumen. Jede Verfügung des C. N. wird aus ihrer Quelle erläutert, und mit unbefangener Freymüthigkeit zergliedert. Zwiſchendurch werden Frankreichs wichtigſte Inſtitute, z. B. das kaiſerliche Familienſtaatsrecht, das neue Adelsinſtitut, die Judenordnung u. ſ. w. lichtvoll erläutert. Fehler gegen die franzöſiſche Jurisprudenz — ſo weit ſie Rec. kennt — denn Anſprüche auf vollſtändige Sachkenntniſs wäre unbeſcheidene Anmaſsung im Munde eines Deutſchen — finden ſich ſelten, deſto häufiger dagegen kritiſche Blicke, welche man in franzöſiſchen Juriſten vergeblich ſucht, zu welchen die beſſeren Deutſchen dagegen ſich bisher nicht haben erheben wollen. Zu jenen Fehlern möchte Rec. die S. 294 vorkommende Behauptung rechnen, daſs Friedensgerichte in der Inſtanzenhierarchie die erſte Stufe bilden. Dieſe Bezeichnung kömmt nur den Tribunälen erſter Inſtanz zu, welche der Vf. eben ſo irrig S. 299 für die zweyte Stufe erklärt. Es ſind nämlich nur die Gerichte erſter Inſtanz, gleich den Appellationshöfen, in der Regel, mit der ganzen Fülle derjenigen Attribute bekleidet, welche die franzöſiſche Geſetzgebung dem Richteramt beylegt. Den Friedensgerichten ſind, als Ausnahme, nur einzelne richterliche Functionen übertragen. Dieſe Ausnahmen ſind einſchränkend zu erklären und im zweifelhaften Fall iſt gegen die Competenz der Friedensgerichte zu entſcheiden. Von aller Erkenntniſs über die Ächtheit einer Urkunde, ſo wie über die Vollziehungsart ihrer eigenen Urtheile, ſind die Friedensgerichte ausgeſchloſſen (*Lepage questions sur le code de la procédure civile p.* 4). Weil von dem Friedensgerichte an das Tribunal erſter Inſtanz appellirt wird: ſo kann man jenes als delegirte Richterbehörde betrachten, die aber doch im Grunde mit der delegirenden Stelle die nämliche Staatsgewalt vorſtellt. — Zu häufige Genuflexionen vor den Namen bekannter Schriftſteller wünſchte Rec. hinweg. Wer philoſophiſch und ſelbſtſtändig denkt und ſchreibt, wie der Vf., ſollte ſich auch durch den Ausdruck ſeines Selbſtbewuſstſeyns von gemeinen Nachbetern unterſcheiden.

B. G. F.

Halle, b. Schimmelpfennig u. Comp.: *Die Inſtitutionen des römiſchen Rechts*, als Grundlage zu Vorleſungen darüber. Von D. *C. G. Konopak*, ord. Prof. d. R. zu Halle. 1807. 581 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Der Zweck dieſes Lehrbuchs iſt, wie ſchon zum Theil der Titel angiebt, theils ein bloſs empiriſcher, die angehenden juriſtiſchen Praktiker mit den Elementen des römiſchen Rechts, zum Behuf der modernen Praxis derſelben, bekannt zu machen, theils ein bloſs ſubjectiver, um dem Vf. bey dieſem Unterricht zum Leitfaden zu dienen. Nach dieſer Beſtimmung des Zweckes müſſen ſich denn auch die Anfoderungen der Kritik an dieſe Schrift richten. Die Kritik wird alſo ſich ſchon damit begnügen müſſen, wenn das vorliegende Lehrbuch, in Vergleichung mit der ſchon vorhandenen groſsen Menge ähnlicher Werke, hinter dieſen nicht zurückſteht; was ihm von jedem unparteyiſchen Beurtheiler zugeſtanden werden muſs. Von Aufſtellung einer ſpeculativen Anſicht der ſittlich rechtlichen Organiſation überhaupt, und des römiſchen Rechts als der beſonderen, (in der Geſchichte) objectiv gewordenen Form dieſer Idee insbeſondere, kann hier überhaupt ſo wenig die Rede ſeyn, als von der durch die Wiſſenſchaft und ihre Idee gefoderten Einheit und Totalität der Darſtellung.

Das 1 Cap. der Einleitung §. 1—16 enthält die Be-

Digitized by Google

griffe von Handlung, Geſetz, Recht, Rechtswiſſenſchaft u. ſ. w., welchen Rec., ſo wie ſie hier ſtehen, ſeine Beyſtimmung nicht geben kann, weil ſie, abgeſehen davon, daſs ſie groſsentheils in ſehr dunkeln Phraſen abgefaſst, und den Foderungen einer populären Darſtellung (für den geſunden Menſchenverſtand, der hier allein in Anſpruch genommen werden kann,) entgegen ſind, auch überdieſs den Leſer ſtets über das wahre Weſen und die nothwendige Natur des Objects in Ungewiſsheit läſst. So iſt z. B. das Geſetz nichts anderes als *die Einheit* für die einzelnen Handlungen *als Vielheit*, d. h. dasjenige, was unter der Form des *Allgemeinen* daſſelbe Identiſche darſtellt, was die einzelne Handlung unter der Form des Beſonderen ausdrückt; oder dasjenige, unter welches die Handlungen ſubſumirt und wonach ſie beurtheilt werden. Unſer Vf. dagegen ſagt, es ſey: *der Erkenntniſsgrund der Nothwendigkeit der Verbindung zwiſchen zwey Dingen*; was für Anfänger theils zu abſtract ausgedrückt iſt, theils auch als Abſtraction nicht wahr iſt; denn bey einem Geſetz iſt überhaupt nie von einer Verbindung zwiſchen zwey Dingen anders als höchſt zufällig (und indirect) die Rede. Perſon (heiſst es in §. 96) iſt jeder Menſch, welcher Subject bürgerlicher Rechtsverhältniſſe *ſeyn kann*. Durch ſolche Definitionen erhält der Leſer über das Weſen der Perſönlichkeit keinen Begriff. Die Definition eines dinglichen Rechts (§. 195) hätte beſtimmter und kürzer ſo gefaſst werden können: ein dingliches Recht iſt dasjenige, vermöge deſſen eine Sache ganz oder auch nur zu beſtimmten Zwecken und theilweiſe als Object der Freyheitsſphäre eines Individuums conſtituirt wird. — Dadurch iſt denn auch das dingliche Recht von dem Recht der Foderungen weſentlich unterſchieden, indem ſich letzteres unmittelbar auf die Handlung oder Handlungsweiſe *einer Perſon* bezieht, und nur zufällig oder mittelbar auf eine Sache. Es iſt dann daraus von ſelbſt klar, daſs ein dingliches Recht ſich nie auf eine Handlung einer Perſon unmittelbar (direct) beziehe, und daſs es ein harter Widerſpruch iſt, zu fragen: ob ein dingliches Recht oder auch eine *ſervitus* insbeſondere in *faciendo* beſtehen, d. h. auf die Handlung oder Handlungsweiſe einer Perſon (directe) ſich beziehen könne. — Eine ſolche Frage iſt, ſelbſt empiriſch betrachtet, um ſo lächerlicher, da ſelbſt das römiſche Recht das dingliche Recht beſtändig und überall von der *Obligatio* unterſcheidet, und die Frage, ob ein dingliches Recht auch eine Foderung ſeyn könne, ganz beſtimmt verneint. Ganz irrig und ſich ſelbſt widerſprechend iſt es, wenn in §. 199 geſagt wird: *Nicht weſentlich* beym Eigenthumsrechte, aber doch ſtets mit demſelben verbunden, wenn nicht eine Abſonderung aus beſonderen rechtlichen Gründen erhellt, ſind 1) das Benutzungsrecht an der Sache, *jus utendi fruendi re*, und 2) der Beſitz, *poſſeſſio*.

In §. 219—231 giebt der Vf. eine Verbeſſerung der Theorie der Acceſſion und ihrer bisherigen Eintheilung in *acceſſio naturalis*, *induſtrialis* und *mixta*. Die Theorie des Beſitzes iſt die Baſis aller dinglichen Rechte, denn Beſitz iſt nichts anderes, als das Seyn einer Sache in der Freyheitsſphäre eines beſtimmten Individuums. Je nachdem nun dieſes Seyn der Sache in der Freyheitsſphäre eines Individuums entweder ein bloſs körperliches und phyſiſches, oder ein intellectuelles und rechtliches, oder endlich beides zugleich iſt, iſt die *Poſſeſſio naturalis*, *civilis* oder beides zugleich, deren weſentliche Differenzen der Vf. nicht genau, ſondern nur nach der Wirkung und den Folgen beſtimmt. Ganz unrichtig iſt des Vfs. Definition von *Poſſeſſio*, wenn er in §. 232 ſagt: Beſitz iſt dasjenige Verhältniſs eines Menſchen zu einer körperlichen Sache, vermöge deſſen ihm eine unmittelbare Einwirkung auf ſie in jedem Augenblicke möglich iſt. — Abgeſehen von vielen anderen Einſeitigkeiten, wollen wir dagegen nur das Beyſpiel anführen, daſs man auf ſeines Nachbars Sachen (Haus, Grundſtück etc.) jeden Augenblick unmittelbar einwirken kann, ohne daſs es je jemanden eingefallen iſt, zu behaupten, man beſitze auch die Häuſer, Grundſtücke u. ſ. w. ſeiner Nachbarn; eben ſo hat man Beſitzungen in fremden Welttheilen, wo eine unmittelbare körperliche Einwirkung auf ſie unmöglich iſt. Dem ſo eben gegebenen Begriff von Beſitz als Beſonderheit entſpricht der des Beſitzes als Totalität, nach welchem derſelbe mit der geſammten Freyheitsſphäre eines Individuums identiſch iſt, und wovon das Seyn einer Sache (als Einzelnheit) in derſelben den beſonderen Beſitz oder den Beſitz als Beſonderheit und im gewöhnlichen Sinn conſtituirt. Aus dieſem wird denn auch das §. 242 Geſagte berichtigt werden müſſen, wo behauptet wird, auch die bloſse phyſiſche Unmöglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung auf die Sache ziehe den Verluſt des Beſitzes nach ſich. — Kürzer hätte der Begriff einer Dienſtbarkeit in §. 267 wohl ſo gefaſst werden können: ein an eine fremde Sache zuſtehendes, durch die Willkühr des Eigenthümers nicht zu veränderndes dingliches Recht.

Der Vf. hat, ſo viel möglich, in den Noten auf Vereinigung der ſich widerſprechenden Fragmente, Conſtitutionen u. ſ. w. des juſtinianeiſchen *Corpus juris* hingearbeitet. Dabey iſt denn die bisher ganz überſehene Regel zu beherzigen, daſs in unendlich vielen Fällen ein ſolcher allgemeiner Vereinigungsverſuch theils zu gar nichts führt, theils ganz unmöglich iſt, weil das Privatrecht überhaupt und das im *Corp. J. Juſt.* insbeſondere enthaltene Privatrecht, als in der bloſsen Individualität und deren Sphäre conſtituirt, im Allgemeinen ſtets eine unauflösliche Differenz darſtellt, die nur in der Beſonderheit, ſowohl überhaupt, als vorzüglich in der Beſonderheit des jedesmaligen einzelnen Rechtsfalles, zur ſittlich rechtlichen Totalität u. ſomit zum wahren Recht ſich conſtituiren läſst, nicht aber in der Allgemeinheit der Abſtraction des Geſetzes; was vorzüglich *Thibaut* in ſeinen Verſuchen zum Theil ſo trefflich und belehrend für beſondere Fälle gezeigt hat, woraus denn nothwendig hervorgeht, daſs es nicht bloſs auf ein Haſchen nach Indifferenzirung, ſondern ſehr oft auf die Darſtellung des Grundes und der Nothwendigkeit des Beſtehens der Differenzen und Widerſprüche ankomme, eben damit das Privatrecht wahrhaft Recht ſey, das als ſolches ſeine wahre ſittlich rechtliche Natur nur in der Vollkommenheit und Selbſtſtändigkeit der Beſonderheit und Individualität erhält.

Mn.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 APRIL, 1809.

MEDICIN.

Leipzig, b. Köhler: *Handbuch der Anatomie nach Lebers Umriſs der Zergliederungskunſt zum Gebrauch der Vorleſungen ausgearbeitet* von D. *Joh. Chriſtian Roſenmüller*, Anat. et Chirurg. Profeſſ. Ordin. in Leipzig. 1808. VIII u. 456 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der rühmlichſt bekannte Vf. war, der Vorrede zufolge, von dem Verleger zu einer neuen Ausgabe von *Leber's* ſchon längſt vergriffenem und doch noch häufig geſuchtem Umriſſe der Zergliederungskunſt aufgefodert worden. Dazu aber konnte ſich Hr. R. mit einer, ſeinem Herzen Ehre machenden Berückſichtigung des, damals immer noch mit der gröſsten Thätigkeit für die Wiſſenſchaft lebenden, 81 (nicht 89) jährigen Greiſes, nur in ſofern entſchlieſsen, als er ſich anheiſchig machte, ein Handbuch ohngefähr von dem Umfange und Plane des *Leber*'ſchen Umriſſes zu liefern, ohne an dieſem ſelbſt ein Plagiat zu begehen. So entſtand dieſes, bey ſeiner geringen Bogenzahl dennoch ſehr vollſtändige, und daher, auch neben den bereits vorhandenen, guten anatomiſchen Compendien, gewiſs recht willkommene Handbuch.

Der Plan deſſelben iſt folgender: Nach einer kurzen Einleitung in die Anatomie überhaupt, in welcher der Vf. zugleich von den feſten und flüſſigen Theilen des menſchlichen Körpers auf die gewöhnliche Weiſe handelt, folgt die Oſteologie, die Syndesmologie, die Myologie, die Angiologie, die Adenologie, die Splanchnologie, die Nevrologie, und den Beſchluſs des Werkes macht ein vollſtändiges Regiſter aller im Handbuche vorkommenden, fremden ſowohl als deutſchen, Benennungen.

Was nun zuvörderſt dieſen Plan betrifft, ſo hätte Rec. gewünſcht, dafs Hr. R. — wie dieſes bereits von allen Neueren geſchehen iſt — die Adenologie, (abgeſehen von den Saugadern und Saugaderdrüſen, welche ja ohnehin einen Theil der Angiologie ausmachen,) mit in die Splanchnologie verwebt, und dieſe ſelbſt wieder der Angiologie vorausgeſchickt hätte: Erſteres ſchon aus dem Grunde, weil dadurch die Beſchreibung mancher Organe, oder manches Syſtems von Organen, von welchen dieſe oder jene Drüſe ein Theilganzes ausmacht, auf dieſe Weiſe zuſammenhängender und in ſich ſelbſt organiſcher geworden wäre; Letzteres deſshalb, weil es dem Anfänger äuſserſt ſchwer, ja hin und wieder unmöglich ſeyn dürfte, die Verzweigung mancher Gefäſse richtig zu faſſen, ohne ſich vorher eine genaue Kenntniſs aller Theile derjenigen Organe erworben zu haben, in welche ſich jene verzweigen.

Was aber die Darſtellung der einzelnen Abtheilungen ſelbſt anlangt, deren jeder wieder eine zweckmäſsige Einleitung vorausgeſchickt iſt: ſo findet dieſe Rec. durchaus wohl gerathen, ſo, dafs er glaubt, jeder Anfänger, welcher während der Demonſtrationen die nöthige Aufmerkſamkeit anwendet, könne ſich, mit Hülfe dieſes Handbuches, in der geſammten menſchlichen Anatomie gehörig orientiren. Auch muſs Rec. als etwas ſehr Zweckmäſsiges an dieſem Handbuche rühmen, dafs der Vf. den deutſchen Benennungen faſt durchgehends die älteren beygefügt, ja, dafs er hin und wieder ſogar blofs dieſe angegeben hat, ohne es ſich beykommen zu laſſen, das groſse Heer der bereits vorhandenen deutſchen Namen noch durch neue zu vermehren, die, genau genommen, doch mehr ſchaden als nutzen. Denn für den Mann von Sprachkenntniſſen, und ſollten ſich dieſe auch nur ſo weit erſtrecken, um ein Wort richtig analyſiren zu können, ſind dergleichen Verdeutſchungen wohl ohnehin ſehr überflüſſig, und für den Laien in älteren Sprachen das Studium der Anatomie nur noch mehr erſchwerend: indem ein ſolcher nebenher den ältern Kunſtnamen doch noch mit zu lernen gezwungen iſt, wenigſtens ſo lange, bis man etwa allgemein dahin übereinkommt, alle jene Benennungen völlig zu verbannen — was wohl ſchwerlich ſo bald geſchehen dürfte. Überdieſs müſſen ſich dieſe Schwierigkeiten nicht nur für einen ſolchen, ſondern ſelbſt für den Sprachkenner häufen, wenn verſchiedene Männer von Anſehen einen und denſelben älteren Namen wieder verſchieden verdeutſchen, wie z. B. die *muſculos ſplenios*, welche von *Schaarſchmidt* und *Mayer* milzförmige!! von *Sömmerring* bauſchähnliche, von *Hildebrandt* und unſerem Vf. riemenförmige Muskeln überſetzt werden; zu geſchweigen, dafs durch eine ſo unnöthige Namenhäufung obendrein diejenigen, die zu träge oder zu unvermögend ſind, ſich durch Hülfe der Anatomie zu einer deutlichen Durchſchauung ihrer geſammten Organiſation, und zu alle dem, was nothwendig hieraus folgt, zu erheben, nur noch mehr in dem lächerlichen Wahne beſtärkt werden, als ſey auch die Anatomie nichts weiter, als ein blofser Gedächtniſskram.

Übrigens wird es jeder Leſer dem Vf. Dank wiſſen, dafs er auch den anatomiſchen Theil der *Gall*'ſchen Lehre gehöriges Ortes, und zwar ſehr faſs-

Digitized by Google

lich erörtert hat; nicht minder, dafs von ihm auch der *defcenſus teſticuli*, und, als ein Anhang zu den weiblichen Genitalien, das menſchliche Ey als ſolches, und in ſeinen verſchiedenen Entwickelungsperioden, mit aufgeführt iſt. Dafs *Okens* Beobachtungen hiebey ungenüzt geblieben ſind, rührt wohl daher, dafs dieſelben bey Erſcheinung dieſes Handbuches noch nicht durch *Kieſer* auch an einem menſchlichen Fötus beſtätiget worden waren.

In ſo fern nun nach Obigem zu erwarten ſteht, dafs dieſes ſchätzbare Handbuch bald vergriffen ſeyn dürfte: ſo erlaubt es ſich Rec., hier noch Einiges beyzufügen, was er in die zweyte Auflage deſſelben zu möglichſter Vervollſtändigung aufgenommen, oder in ſelbiger abgeändert wünſchen möchte.

Da in der zweckmäſsigen Einleitung zur *Oſteologie* alles, die Knochen im Allgemeinen Betreffende, ſehr vollſtändig angegeben iſt: ſo dürfte hier doch auch eine kurze Oſteogenie noch eine Stelle verdient haben, ſo wie die gewöhnliche Eintheilung der Nähte in wahre und falſche, ſamt ihren Unterabtheilungen; vielleicht auch S. 19 unter den übrigen Nathen die *futura frontalis*, obgleich derſelben, als einer weniger bleibenden Nath, beym Stirnknochen Erwähnung geſchieht. — Die *foſſam glandulae lacrymalis* würde Rec. gleich bey der unteren Fläche der *pars orbitalis oſſis frontis* bemerkt haben. — Von dem *foram. condyloid. poſter.* S. 27 hätte erinnert werden können, dafs es unbeſtändig ſey. — Am *oſſe parietali* iſt der *lineae ſemicirc.*, ſo wie an den Seitenrandern der *pars baſilar. oſſ. occip.* der Furche für den *ſinus petroſus poſter.* nicht gedacht. — Im *veſtibulo* geſchieht der *pyramis oſſea*, ſo wie der *macula foraminulenta* im Boden der *cavitas hemiſphaerica* ſowohl ala derjenigen vor der *cav. ellipt. canalis ſemicirc. poſter.* keine Erwähnung. — Zur Vollſtändigkeit würde Rec. zu den Worten S. 37: „Eine groſse Menge von feinen Löcherchen befindet ſich am Umfange des *modioli*," etwa noch hinzugeſetzt haben: im Boden des *meat. auditor interni* (*tractus ſpiralis foraminulentus*), von welchen das Mittelſte, etwas gröſsere, durch die Achſe der Spindel führt (*canalis centralis modioli*). — In ihr (der *foſſa pterygoidea*) S. 41 iſt ein ſchmaler Eindruck, in welchem die *tuba Euſtachii* liegt, ſcheint Rec. zu unbeſtimmt. — An der *maxilla ſuperior* dürfte noch die *futura intermaxillaris*, ſo wie am Unterkiefer der *ſulcus mylo-hyoideus* Erwähnung verdient haben.

In der *Syndesmologie* hätte die *ſynchondroſis oſſium pubis* und *ſacro-iliaca* ausführlicher behandelt, die *cartilago interarticularis clavicolae et acromii* mit aufgeführt, und von der *cartilag. intermed. triang. carpi* noch bemerkt werden können, dafs ſie mit ihrer *baſi* am unteren Rande der *cavitas ſemilunar. radii* hafte. — Nach No. 7. S. 118 dürfte das ſtarke *lig. inter os piſiforme et hamatum* noch eine Stelle verdient haben. — Im Hüftgelenke iſt der *maſſa adipoſo-glandulosa*, wenigſtens mit ausdrücklichen Worten, nicht gedacht. Endlich würde Rec. für: *lig. ileo-lumbale ſuper. et infer. etc. lig. fibulae calcanei* u. ſ. w. lieber die von *Weilbrecht*, *Sömmerring*, *Loder* u. a. angenommenen Namen: *lig. pelvis anticum ſuper. et infer. etc. lig. fibulae medium perpendiculare etc.* gebraucht haben.

In der *Myologie* möchte der *m. orbicularis oris* wohl füglicher den *Zygomaticis*, dem *buccinator*, *depreſſ. ang. or. quadrat. menti* und *naſalis labii ſuper.* nachzuſetzen geweſen ſeyn. — Der *ſterno-thyreoideus* legt ſich, genau genommen, an die *lin. obliquam cartilag. thyr.*, und eben ſo entſpringt der *thyreo-hyoideus* wieder von dieſer. — Der *genio-gloſſus* haftet mit ſeinen unterſten Faſern auch am oberen Rande der *baſis oſſis hyoid.* — Der *palato-pharyngeus* und *gloſſo-palatinus* wirken beym Schlingen auch auf die Mandel. — Dafs der *circumflexus palati* an der äufseren Seite des *pterygoidei interni* liege, iſt ein Druckfehler. — Von den *cruribus diaphragmatis* hätte etwa noch angeführt werden können, dafs dieſelben auf der rechten Seite gewöhnlich um eine *vertebra* tiefer, als auf der linken entſtehen. — Die Inſertion des *ſupra ſpinati*, *infraſpinati* und *teretis minoris* hätte durch Erwähnung der *impreſſionum tuberc. majoris humeri* noch genauer beſtimmt werden können. — Die Muskeln des Vorderarmes, der Hand und Finger würde Rec. lieber nach ihrer Lage neben und hinter einander, und hier wieder erſt die oberflächigeren und ſodann die tieferen, als nach ihrer gemeinſchaftlichen Wirkung aufgeführt haben, weil er überzeugt iſt, dafs dadurch das richtige Auffaſſen derſelben ungemein erleichtert, und ſo der Zuhörer von ſelbſt in den Stand geſetzt wird, ſich auch das organiſche Zuſammenwirken derſelben richtig vorzuſtellen. — Den *abductor indicis* und *interoſſeus internus primus* möchte Rec. mit *Sömmerring* u. A. lieber für den erſten *interoſſ. extern.* als für zwey beſondere Muskeln halten. Füglicher hätten wohl auch die Sehnenſcheiden der oberen Extremität den von ihnen bedeckten Muskeln voran ſtehen können, wie dieſs bey der unteren Gliedmaſse wirklich der Fall iſt. Von der Anordnung der Muskeln der unteren Extremität gilt übrigens daſſelbe, was Rec. ſchon bey den Armmuskeln bemerkt hat.

Angiologie. Hier hat Rec. noch zu bemerken: bey der *Art. thyreoidea ſuper.* die *ramos muſculares;* bey der *a. linguali* die *a. hyoideam;* bey der *maxillari externa* die *a. palatinam adſcendentem*; ſo wie die genauere Beſtimmung des Verlaufes ihres *rami ſubmentalis* gegen die *a. ſublingualem.* — Die *a. pharyngeam adſcendentem* ſah Rec. gewöhnlich früher als die *facialem* aus der *Carot. faciali* abgehen. — Bey der *a. maxillari interna* S. 211 vermiſst Rec. die *a. pterygoideam*, *maſſetericam*, die *ramos temporales profundos* und die *a. buccinatoriam.* Wären dieſe auch an ſich unbedeutend: ſo ſind ſie es doch weniger wegen der ähnlichen Verzweigung der kleineren Äſte des *rami tertii v. quinti paris.* — Die *a. maxill. infer.* ſetzt ſich, äufser ihrem *ramo mentali*, auch mit einem tieferen Zweige im Unterkiefer zu den vorderen Zähnen fort. — Auch die beiden *a. ciliares poſticae longae* S. 219 verbreiten ſich durch den *orbic. ciliaris* vorzüglich in die Iris. — Bey der *a. vertebrali* S. 214

Digitized by Google

hätten die 4 Krümmungen genauer bemerkt werden können, die der Stamm von ſeinem Austritte aus dem *proceſſ. transverſ. epiſtrophei* an, bis zu ſeinem Eintritte ins *foram. magnum oſſ. occip.* beſchreibt. — Die *arter. pudendam* möchte Rec. lieber für die Fortſetzung des Stammes der *hypogaſtrica* als für einen Aſt der *iſchiadica* angeſehen wiſſen. — Bey der *a. epigaſtrica* dürfte noch ihre Lage gegen den *annulus inguin.* und *funic. ſpermat.* mit haben angegeben werden können.

Venen. Genauer genommen ergieſsen ſich, auſser der *v. coronar. magna*, noch mehrere kleinere Venen unmittelbar in das *atrium dextrum*. — Die *v. ophthalm. cerebralis* communicirt doch wohl mehr mit der *v. fac. intern.*, als daſs ſie ſich vom *ſinu cavernoſo* her in ſie ergöſſe.

Adenologie. Rec. bekennt, daſs ihm die Exiſtenz der *gländ. Haverſianarum*, nachdem er die *Bichat*ſchen Verſuche hierüber wiederholt hat, gleichfalls ſehr zweifelhaft geworden iſt.

Splanchnologie. Von der *Arachnoidea* wünſchte Rec. noch angeführt, daſs ſie ſich ſcheidenartig über die Gefäſse und Nerven des Hirnes und Rückenmarkes auch gegen die *dura meninx* fortſetze, und von hier aus die innere Fläche derſelben überziehe. — So wäre von den Urſprüngen der Rückenmarksnerven noch zu beſtimmen geweſen, daſs bloſs von den hinteren Wurzeln derſelben ihre *Ganglia* gebildet werden. — Die *Taeniam* S. 294 würde Rec. lieber als die unmittelbare Fortſetzung der *crurum poſter. fornicis* längs dem inneren und concaven Rande des *cornu Ammonis* charakteriſiren. Was der Vf. von der *commiſſura cerebri anter. et poſter.* in Bezug auf das *corpus calloſ.* angiebt, möchte Rec. denſelben noch einmal genau mit der Natur zu vergleichen bitten. — Daſs die *Choroidea* an ihrer inneren Fläche vom Blauen in das Grünliche ſpiele, S. 302, hat Rec. im Menſchenauge noch nie beobachtet. — So läugnet auch in dieſem *Kiefer*, und zwar mit ſehr groſser Wahrſcheinlichkeit, den *canalis Fontanae*. — Eben ſo dürfte auch, was *Troxler* bereits, geſtützt auf die vortreffliche *Sömmerringſche* Zeichnung, behauptet hat, und was faſt unwiderſprechlich aus *Wrisbergs* Darſtellung (*Commentat. Vol. I. Tab. 1. Fig. 2*) hervorgeht, die *membrana pupillaris*, als ein eigenes Blättchen, ſchwerlich anzuerkennen ſeyn. — *Corona ciliaris* nennt Rec. nach den beſten Auctoritäten lieber das *pigment. nigrum*, was nach Ablöſung des *corp. ciliaris* ſtrahlenförmig auf dem *humor vitreus* und der *zona ciliaris*, dem Verbindungshäutchen zwiſchen dem *humor vitr.* und dem Rande der Linſenkapſel zurück bleibt. — So dürfte auch der Name: Kryſtalllinſe, Kryſtallkörper, beſſer als: Kryſtallfeuchtigkeit ſeyn. — Bey der *membrana ſemilunari* iſt der, in der Adenologie beſchriebenen *carunc. lacrymal.* nicht wieder Erwähnung gethan. — Der knorpliche Theil der *tuba Euſtachii* S. 312 geht u. ſ. w. *in die Höhe*, ſoll heiſsen: in die *Tiefe*. — Wie der *N. mollis* in den häutigen Labyrinth gelange, S. 313, hätte der Deutlichkeit halber noch kurz erörtert werden können. — Bey der Zunge S. 319, und ihren Muskeln S. 146 vermiſst Rec. den *m. lingualis*. — Der Ausdruck S. 332: *Bronchia*, die die *Pleuram durchbohren*, könnte, wenigſtens bey dem Anfänger, eine falſche Vorſtellung erwecken. — Um S. 337 dem zweydeutigen: *Unter* dieſer Stelle u. ſ. f., *Noch weiter nach unten* u. ſ. w. auszuweichen, würde Rec. vielleicht kurz geſagt haben: Zwiſchen dem *limbo foſſae ovalis* und der, dem rechten Ventrikel näher gelegenen Mündung der groſsen Kranzvene u. ſ. w. finden ſich die Spuren u. ſ. w.

Nevrologie. Der menſchliche Riechnerve iſt wohl ſchwerlich, auſser, wie *Sömmerring* beobachtet hat, in der früheren Periode des Fötus, hohl. — Den *N. infraorbitalis* würde Rec. als Fortſetzung des Stammes des *r. ſecundi n. quinti* betrachten, und ihn daher erſt nach den übrigen Zweigen deſſelben beſchreiben. — Von dem *ramo maxillari infer. ramitert. nervi quinti paris* gilt daſſelbe, was oben von der *art. maxill. infer.* bemerkt worden iſt. — Die Nerven für den *m. tenſor tympani* und *ſtapedius* kommen aus dem Stamme des *n. duri* ſelbſt. — Zu den gröſseren Zweigen des *n. lumbalis primi* oder auch des *ſecundi* möchte Rec. doch auch den *n. inguinalis* oder *inguinalis externus*, wenn der *ſpermat. externus*, als ſolcher, mit dem Namen *inguinalis internus* belegt wird, zu rechnen kein Bedenken tragen.

— + —

Leipzig, b. Hinrichs: *Handbuch der neueſten Entdeckungen in der Heilmittellehre, nebſt einer Abhandlung über die Principien dieſer Diſciplin*, von Dr. *Karl Friedrich Burdach*. 1806. 352 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieſe Schrift iſt eigentlich der dritte Theil von *Segnitz Handbuch der praktiſchen A. M. Lehre*, und iſt auch mit dieſem abgeſonderten Titel wirklich verſehen. Es iſt ein Nachtrag von denjenigen Arzneymitteln, welche ſeit der Erſcheinung der beiden erſten Theile in mehrern Gebrauch gekommen ſind. Nur ſind freylich beide Vf. nicht von einerley Grundſätzen ausgegangen. Der Vf. der zwey erſten Bände hat den empiriſchen Geſichtspunct angenommen, die Arzneymittel naturhiſtoriſch angeführt, die Beobachtungen praktiſcher Ärzte über ihre Heilkräfte nach der damals gangbaren Noſologie und Therapie beygefügt, und dadurch ein dem Praktiker wirklich recht nutzbares Werk geliefert. Der Vf. des gegenwärtigen Buches hat demſelben durch eine fleiſsigere Bearbeitung des theoretiſchen Theiles einen höheren Werth zu geben geſucht. Jede, den menſchlichen Organismus afficirende Potenz, ſagt er, wirke durch eine beſondere, der chemiſchen Verwandtſchaft analoge Affinität auf einzelne organiſche Gebilde. Dieſe Veränderung der Lebensthätigkeit einzelner Organe iſt nur quantitativ; qualitativ verſchieden iſt die Wirkung eines Heilmittels nur in ſo fern, als es das eine oder andere Organ ſpecifiſch afficirt. Dieſe ſpecifiſche Affection beſteht alſo nur in einer Erhöhung oder Verminderung der Lebensthätigkeit. Die Erſcheinungen jeder Krankheit haben eine gewiſſe Ähnlichkeit mit den Erſcheinungen, welche das für dieſe be-

Digitized by Google

ſtimmte Krankheit paſſende Heilmittel durch Überreizung hervorbringt. Die Wirkungen der Heilmittel hängen alſo lediglich von den Geſetzen der Lebensthätigkeit ab, und werden auf der einen Seite durch die Stärke der Gabe, auf der anderen durch die Empfänglichkeit des Organismus (und der Organe) beſtimmt. *Hahnemann's* Princip, welches, wie man ſieht, dieſen ähnlich iſt, muſs nach den Geſetzen der Erregung modificirt werden, wenn es als Regulativ der Therapie dienen ſollte. Doch hat *Hahnemann* ſich Verdienſt durch den Satz erworben: Die Überreizung, welche ein Medicament macht, iſt gleich der Krankheit, gegen welche daſſelbe wirkſam iſt. (Alle dieſe Principia fodern immer noch einige Vorſicht und ſind nur bedingungsweiſe zuzulaſſen. Die Wirkung des Brechweinſteins z. B. in voller Wirkung iſt Erbrechen; aber welcher Arzt wird ihn in geringer Gabe gegen Erbrechen anwenden? So können ohne Mühe noch mehrere Arzneymittel aufgefunden werden, bey welchen jene Grundſätze durchaus nicht Statt finden. Wahr iſt es jedoch, daſs ſie auch auf viele angewendet werden können.) Der Vf. giebt nun ferner die Wege an, auf welchen man zur Erkenntniſs der Kräfte eines Arzneyſtoffs gelangen könne; ſie ſind aber die ſchon bekannten. Ganz richtig beruhiget er ſich aber nicht bloſs bey dieſen empiriſchen Wegen, ſondern ſucht auch die Speculation mit denſelben zu vereinigen. Vortrefflich iſt die Gradation der Thätigkeiten, worin ſich die Natur darſtellt, §. 14 ausgeführt worden, nach welcher der m. Organismus für mechaniſche, chemiſche, vitale (organiſche) und pſychiſche (intellectuelle) Einwirkungen empfänglich iſt, wovon jedoch immer die obere Claſſe die untere in ſich begreift. Jede Thätigkeit äuſsert ſich durch Sollicitation von Seiten einer anderen entgegengeſetzten. Einwirkende differente Thätigkeiten verſtärken die Lebensthätigkeit, differente bringen ſtarke (vermehrte) Erregung hervor. Je indifferenter, deſto unbedeutender die Wirkungen im Organismus, deſto mehr wirkt er als bloſser Stoff, bloſs mechaniſch und nährend. (Der Vf. ſcheint alſo beides für eins zu halten, was doch ſchwerlich der Fall iſt. Oder ſollte wirklich die Ernährung nur in einer mechaniſchen Aggregation der Theile beſtehen?) Alle Stoffe theilen ſich in ſauerſtoffhaltige und für Sauerſtoff empfängliche. Die Lebensthätigkeit des Organismus erſcheint unter zwey Formen, Bewegung und Empfindung; ſo erſcheinen auch in den organiſchen Theilen nur zwey Formen, die Muskel- und Nerven-Faſer. (Auch gegen dieſe Dichotomie laſſen ſich gegründete Einwendungen machen, obſchon der Vf. auf Einwendungen zum Theil Rückſicht genommen hat. Der *Turgor vitalis* der Haut, die Senſation der Haare, die Action der Iris u. ſ. w. laſſen ſich nicht füglich unter eine der beiden Faſerfunctionen bringen.) Der Charakter des Muskels iſt vornehmlich Stickſtoff und Kohlenſtoff, folglich muſs Sauerſtoff, als der differenteſte Körper, ſpecifiſch auf dieſes Syſtem einwirken. Der Charakter des Nervenſyſtems iſt Sauerſtoff, folglich müſſen brennbare Stoffe, vorzüglich Waſſerſtoff, als eigenthümliche Reize daſſelbe afficiren. (Auch hier dürfte es nicht ſchwer werden, mancherley Exceptionen aufzufinden, welche dieſem Syſtem widerſprechen. Rec. giebt inzwiſchen zu, daſs nach dem gegenwärtigen Stande unſerer phyſiologiſchen und pathologiſchen Kenntniſſe eine Eintheilung der Arzneymittel nach chemiſchen Principien immer noch die gewiſſeſte und annehmlichſte iſt.) So haben wir alſo zwey Hauptclaſſen von Heilmitteln: 1) Körper, welche in ihrer Miſchung hauptſachlich Sauerſtoff, 2) Körper, welche hauptſachlich Waſſerſtoff enthalten. (Hiezu kommt noch die Claſſe der differenten Körper, wie der Vf. ſie oben nannte, welche minder als Reize, mehr bloſs als Stoffe, mechaniſch und als Vehikel gewiſſer phyſiſcher Einflüſſe wirken. Aber wir bekennen nochmals, daſs wir dieſe Eintheilung nicht für ausreichend halten.) Die einzeln abgehandelten Heilmittel ſind folgende: *Acidum nitri*; phyſiſche Beſchaffenheit, chemiſche Verhältniſſe, pharmaceutiſche Kenntniſs, allgemeine Wirkungen auf den m. Organismus, Anwendung in einzelnen Krankheitsformen, Arzneyformeln. *Acidum phosphori.* (Der Vf. ſpricht unter anderen von dem Nutzen deſſelben bey entzündlichen Nervenfiebern!) *Acidum ſalis.* (Der Vf. beſtreitet mit leichten Gründen, daſs es kein allgemeines Fiebermittel geben könne, folglich auch die Salzſäure es nicht ſey. Wir verweiſen ihn an Hn. *Markus*, der ihn eines Beſſeren belehren mag. Dieſer Artikel iſt nicht genügend bearbeitet.) *Aether aceti.* (Sehr kurz von einem der herrlichſten Belebungsmittel!) *Ammonium ſulfuratum*, *Hydroſulfur ammoniacale* (unter d. Deutſchen wenig gebrauchlich). *Argentum nitricum*, *Lapis infernalis.* (Neuerer Zeit von den Engländern gegen Epilepſie empfohlen.) *Arſenicum.* (Sein Gebrauch wird mit Recht in Schutz genommen, mit Unrecht die *Cosmiſche* Miſchung verworfen. Warum fürchten wir uns bloſs vor dieſem Gifte ſo ſehr, und nicht eben ſo vor vielen anderen?) *Calcaria ſulfurata*, *Calx antimonii ſulfurata* (entbehrlich). *Chelidonium majus* (problematiſch). *Chenopodium mexicanum* (auch nach des Rec. Meinung wirkſam, obſchon überflüſſig). *Digitalis purpurea*, Aufmerkſamkeit auf den Boden für den Apotheker empfohlen. Gut abgehandelt. *Galvanismus*, der weitläuftigſte Artikel, von S. 113 bis 243, unverhältniſsmäſsig mit ſeinem Einfluſs auf die Praxis. *Hordeum praeparatum.* *Kali*, *Sal tartari*, ſehr gut abgehandelt; der Vf. ſcheint zu viel von ihm zu erwarten. *Phellandrium aquaticum.* *Phosphorus*, gröſste Vorſicht empfohlen. *Rhus radicans* und *toxicodendron*, der Vf. empfiehlt ihn zu Verſuchen gegen Waſſerſcheu. (Wir dürfen dagegen nicht verſuchen, ſondern müſſen das Gewiſſe für das Ungewiſſe nehmen.) *Sabina*, als ein ſthenifirendes Mittel gegen aſthenifche Zuſtände empfohlen. Im Anhange werden noch *Amygdalus perſica*, *Carbo vegetabilis*, *Coccinella ſeptempunctata*, *Cynips roſarum*, *Gelatina* (hat auch den Verſuchen des Rec. nicht entſprochen), *Pyrethrum* (mit Unrecht vergeſſen), auf ähnliche Weiſe abgehandelt. Wir ſchlieſſen, dieſe Anzeige indem wir dem Vf. unſeren Beyfall mit ſeiner Arbeit zu erkennen geben, und ihn zu ähnlichen aufmuntern. Etwas weniger Weitläuftigkeit im theoretiſchen Theile würde die Schrift für praktiſche Ärzte noch brauchbarer machen. Fj.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 APRIL, 1809.

PHILOSOPHIE.

KIEL, in der akad. Buchh.: *Die Anfangsgründe der Erkenntnifs der Wahrheit in einer Fibel für noch unbefriedigte Forfcher nach diefer Erkenntnifs*, von *C. L. Reinhold*, Prof. der Philof. zu Kiel. 1808. XVI u. 84 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. diefes Buchs war ehemals in der philofophifchen Literatur fo rühmlich bekannt, dafs jede Schrift, welche mit feinem Namen im Publicum erfchien, auf allgemeines Intereffe zum Voraus Anfpruch machen konnte. Wahrend der neuen und neueften Revolutionen im Gebiet der Philofophie fchien er aber in den Augen des Publicums von jenem hohen Rang und Anfehen fo viel verloren zu haben, dafs (was dem philofophifchen Publicum keineswegs zur Ehre gereicht) fein blofser Name, fo wie derfelbe einft zum Studium einer Schrift antrieb, jetzt die meiften davon zurück hielt. — Daher ift auch in unferen Tagen, ungeachtet der grofsen und allgemein verbreiteten Schreibewuth, *Reinholds* philofophifche Anficht, unferes Wiffens, von keinem mit erfoderlichem Ernfte, Tief- und Scharffinn geprüft, mit unparteyifcher Wahrheitsliebe gewürdiget, und das Verhaltnifs derfelben zu den übrigen Anfichten der Zeit, befonders in Rückficht der wichtigften und heiligften Angelegenheiten der Menfchheit ausgefprochen worden. Nichtsdeftoweniger fuhr *Reinhold* mit ungewöhnlicher Wahrheitsliebe fort, feine Uberzeugung auch einem ihm abgeneigten und ungünftigen Publicum vorzutragen, und ift jetzt noch nicht müde geworden, trotz allen Unannehmlichkeiten, welche fein Verfahren ihm bis dahin zugezogen hatte, feine Philofophir-Methode, als die einzige und allein wehre der herrfchenden Philofophir-Art der Zeit, obfchon von Niemand unterftützt, entgegenzuftellen. Auf gegenwartige Schrift fetzt er nun auch ein neues und ganz befonderes Vertrauen, und hat die nicht ungegründete Hoffnung, fie werde mit gröfserem Intereffe, als feine übrigen Schriften deffelben Inhalts, gelefen werden, weil fie mit allen feinen früheren Verfuchen nur das Beftreben gemein hat, die allgemein verkannte Eigenthümlichkeit des Denkens in feinem Unterfchiede und Zufammenhange mit dem Anfchauen zu enthüllen, und nicht ohne Rückficht auf die öffentlichen Belehrungen, welche dem Vf. in den letzten Jahren, befonders von *Fichte* und *Schelling*, zu Theil wurden, verfafst, das endliche Refultat eines über drey Jahrzehend hindurch mit der Aufgabe der Philofophie als Wiffenfchaft unabläfslich befchäftigten Lebens ift, und daher mit Recht als das Vermächtnifs des Vfs. an die Nachwelt, angefehen werden kann.

Zu diefer Schrift bewog ihn befonders die nicht ungegründete Rückficht, dafs der Unterfchied des Überfinnlichen und des Sinnlichen, des Rechts und der Gewalt, gegenwärtig theils nicht geachtet, theils durch That und Wort verleugnet werde, und dafs die Lehre von der Unterordnung des Sinnlichen unter das Überfinnliche, der Gewalt unter das Recht, welche Unterordnung das Wefen der Wahrheit im Erkennen, und der Rechtfchaffenheit im Handeln ausmacht, durch die herrfchenden Philofophieen der Zeit fo fehr überglänzt und überfchrieen fey, dafs felbft diejenigen, welche über jenes Wefen der Wahrheit und Rechtfchaffenheit in ihrem geläuterten Gefühle mehr als jemals einverftanden find, doch durch den Zeitgeift befangen, in ihren wiffenfchaftlichen Begriffen von einander getrennt und entfernt bleiben. — Daher kömmts, dafs diefe Männer entweder fchweigen, oder fich unter einander entgegen arbeiten, während das populäre Indifferenziren des Überfinnlichen und des Sinnlichen durch das Nichtachten des Unterfchiedes und das damit zufammenhängende Indifferenziren des Rechts und der Gewalt durch Übermacht und Ohnmacht — fich lauter und allgemeiner als in irgend einem Zeitpuncte der Gefchichte ausfpricht, und die herrfchende Gefinnung und Denkart in dem endlich auch hinzugekommenen fpeculativen Indifferenziren des Denkens und des Anfchauens, des Seyns und der Erfcheinung, des Objectiven und Subjectiven die Theorie zu ihrer Praxis aufzufuchen fcheint. — Bey diefer Anficht der Dinge glaubt *Reinhold*, dafs jeder, dem die Wahrheit am Herzen liegt, und der den gegenwärtigen Zuftand der Philofophie, als der angeblichen Wiffenfchaft der Erkenntnifs der Wahrheit, mit den übrigen Zeichen der Zeit vergleicht, und beides unbefangen und ungeblendet in ernftliche Erwägung zieht, bald gewahr werden müffe, dafs gegenwärtig für die Erkenntnifs der Wahrheit entweder nichts, oder etwas noch nie Gefchehenes gethan werden könne und müffe, und dafs das Wort, welches jetzt für die Wahrheit gefprochen wird, ein völlig neues feyn müffe, wenn es anders der Wahrheit zu Statten kommen, und ein Wort zu feiner Zeit feyn foll. — Dieles völlig neue Wort mufs eine uralte und höchft einfache Frage, welche die eigentliche und einzige Aufgabe für die Philofo-

phie, als Wiſſenſchaft, ausmacht, die aber beſonders in den letzteren Zeiten durch die Verhandlungen der Philoſophen von Profeſſion, über die Unerforſchlichkeit und Anſchaulichkeit, die Subjectivität, Objectivität und die Abſolutheit, ſo wie auch durch die öffentlichen Anſtalten und Vorkehrungen für das gemeine Weſen, Aufrechthaltung des Rechts und Sicherheit des Lebens und Eigenthums, nach und nach völlig unverſtändlich geworden und in Vergeſſenheit gerathen iſt, wieder öffentlich zur Sprache bringen und ſich darüber verſtändigen.

Für dieſe neue Unterſuchung iſt aber auch die günſtigſte Zeit vorhanden, weil durch den herrſchenden Geſchmack des Zeitgeiſtes die alte und ſchwer zu beſiegende Gefahr, zur Erforſchung der Wahrheit durch etwas anderes als die Wahrheit ſelbſt aufgemuntert und eingeladen zu werden, beſeitiget iſt, und das alte Miſsverſtändniſs, welches unter mancherley Geſtaltungen und Wendungen die Forſcher in Parteyen entzweyt hielt, endlich den höchſten Grad ſeiner Entwickelung und Reife erreicht hat, ſo dafs ſeine eigentlichen bisher verborgenen Elemente auffallend ſichtbar hervortreten müſſen. —

Es liegt nämlich ausdrücklich am Tage, dafs in der Idee der Wahrheit die Einheit mit der Verſchiedenheit zuſammenhängen, und dafs dieſer Zuſammenhang zum Weſen der Wahrheit gehören müſſe. Auch iſt nicht weniger gewifs, dafs die Frage und der Streit nur das *Wie?* von dieſem Zuſammenhange betreffen müſſe, und dafs das eigentlich Auszumachende nur die beſtimmte Weiſe ſeyn könne, wie die Einheit als ſolche nothwendig und ohne Widerſpruch mit der Verſchiedenheit in der Wahrheit vereiniget ſeyn könne.

Die neueſten Dogmatiker behaupten, die Erkenntniſs der Wahrheit ergründet zu haben, weil ſie den Zuſammenhang der Einheit mit der Verſchiedenheit durch das Wegſehen vom Unterſchiede entdeckt zu haben, und in der abſoluten Identität der Einheit und des Gegenſatzes die Wahrheit an ſich ſelbſt anzuſchauen glauben; während die neueſten Skeptiker die Wahrheit für unerforſchlich und die Anerkennung dieſer Unerforſchlichkeit für das Weſen der Philoſophie erklären, weil ſie die Unmöglichkeit jedes Verſuches, den Zuſammenhang der Einheit mit der Verſchiedenheit zu erklären, einzuſehen glauben. — Dieſes Miſsverſtändniſs hat ſeinen Grund in nichts weiter, als in der herkömmlichen Vermengung und Verwechſelung der Einheit (Identität) mit dem Zuſammenhang (Nexus) und der Verſchiedenheit (Diverſität) mit dem Unterſchiede (Differenz).

Dieſe ſehr gewöhnliche Vermengung und Verwechſelung muſs unvermeidlich eine verworrene Anſicht der Wahrheit zur Folge haben, welche ſich gemeiniglich dadurch ankündiget, dafs man ſich entweder um die Idee der Wahrheit gar nicht bekümmert, oder dieſelbe nach vergeblichen Verſuchen ihrer Entwickelung dahin geſtellt ſeyn läſst. Wer aber bey dieſer Vermengung und Verwechſelung dennoch philoſophiren will, gelangt am Ende nothwendig zur Anſicht der modernen Dogmatiker, welche die Abſolutheit als Einheit der Einheit und der Verſchiedenheit anſchauen, oder der modernen Skeptiker, welche nichts als Relativität denken zu können und zu müſſen glauben. — In dieſem Nichtkennen und Verkennen der erſten Anfangsgründe der Wahrheit begegnen ſich ausdrücklich der in unſeren Tagen vollendete Dogmatismus und Skepticismus. Der Streit zwiſchen beiden wird unter einem gemeinſchaftlichen Miſsverſtändniſs und für daſſelbe geführt, und kann durch Enthüllung und Aufhebung deſſelben für die Wahrheit entſchieden werden. — So ſehr auch die Verſchiedenheit der neuen und neueſten Philoſophie in mancher Hinſicht in die Augen fällt: ſo iſt doch auch ihre gemeinſchaftliche Eigenthümlichkeit dem ſcharfſinnigen Prüfer nicht weniger einleuchtend. Dieſe gemeinſchaftliche Eigenthümlichkeit beſteht nämlich darin, dafs das ehemals zu weit getriebene Vertrauen auf die Begriffe nun durch ein unbeſchränktes Vertrauen auf die Anſchauung niedergeſchlagen und erſetzt wird. Das tranſcendentale, empiriſche, intellectuelle und abſolute Anſchauen bemächtigte ſich des Philoſophirens, und trat als weſentlichſte Function deſſelben auf. Dem Denken, welches ſeine alten Anſprüche auf die Herrſchaft über das Nichtdenken durch ſeine Uneinigkeit mit ſich ſelber verwirkt hatte, wurde das Anſchauen zuerſt ausdrücklich als ſeines Gleichen beygeordnet, endlich eben ſo ausdrücklich als das Herrſchende vorangeſtellt, und der Rang des durch ſich ſelbſt Wahren und Gewiſſen, welches ſonſt dem Gedanken eigenthümlich war, ging von demſelben auf die Anſchauung hinüber.

Denjenigen, welche ihre Anſchauung für die eigentliche Idee der Wahrheit halten, und als wahre Erkenntniſs geltend machen, ſteht ein nicht unbedeutendes philoſophiſches Publicum entgegen, welches theils an dem kritiſchen Beyordnen des Denkens und Anſchauens feſthält, theils zwiſchen demſelben und dem älteren Unterordnen des Anſchauens unter das Denken hin und herſchwankt. — Dieſem Publicum iſt die Idee der Wahrheit nichts weiter als der leere Begriff einer Übereinſtimmung, bey welchem von dem Übereinſtimmenden weggeſehen iſt: ihm iſt die wahre, die ergründete und ergründende Erkenntniſs der Wahrheit entweder eine ſich ſelbſt ausſprechende Unmöglichkeit, oder aufs Höchſte die ſogenannte Annäherung zu dem ewig Unerreichbaren, welche nicht weniger Unmöglichkeit iſt. — Ungeachtet aller bisherigen Verſuche, die Wahrheit zu erkennen, bleibt gleichwohl noch eine Vermuthung übrig, welche unter den ſtreitenden Parteyen bis jetzt nicht ausdrücklich zur Sprache gekommen iſt, nämlich die Vermuthung, dafs die eigentliche oder wahre Idee der Wahrheit eben ſo wenig eine Anſchauung als ein Begriff iſt und ſeyn kann. — Und wäre die Idee der Wahrheit über alles, was Anſchauung und Begriff iſt, und heiſsen kann, wirklich erhaben: ſo müſste eben deſswegen jede vorgebliche Anſchauung der Wahrheit blofs eingebildet, und jeder Begriff derſelben leer ſeyn; und

Digitized by Google

die wahre Erkenntnifs der Wahrheit könnte nur in der deutlichen Entwickelung der von Anfchauung und Begriff fich wefentlich unterfcheidenden Idee der Wahrheit beftehen.

So viel ift gewifs, dafs es ein Gefühl der Wahrheit giebt, welches der Erkenntnifs derfelben vorgeht, und ohne welches das Beftreben nach ihrer Erkenntnifs, oder das eigentliche Philofophiren fich nie würde eingefunden haben. Diefes Gefühl, welches nicht die Idee der Wahrheit ift, kündiget feine Verwandtfchaft mit der Idee der Wahrheit dadurch unverkennbar an, dafs es fich durch kein auch noch fo glänzendes Lehrgebäude der vernünftelnden Phantafie, weder in allen Zeitgenoffen, noch in den Nachkommen auf die Länge befangen und überwältigen läfst. Durch diefes unfterbliche Gefühl behauptet die Wahrheit ihr ewiges Leben an der Menfchheit gegen alles Nichtgeachtet- und Verkanntwerden durch die Menfchen.

Nicht weniger gewifs ift, dafs es einen Schein des Denkens geben könne, der fich für wirkliches Denken ausgiebt, und dafs wegen und durch diefen Schein des Denkens das wirkliche und wahre Denken einige Zeit verkennbar und räthfelhaft werden kann, felbft auch für diejenigen Forfcher, welchen durch ihr reines und lebendiges Gefühl die Erkenntnifs der Wahrheit noch fo fehr ans Herz gelegt ift.

Gleichwohl behauptet das wirkliche oder wahre Denken feine Erhabenheit über das Scheinbare durch einen, felbft in feinem Verkanntwerden, oberherrlichen Einflufs auf die Methode des Verkanntwerdens felber; denn das Verkanntwerden gefchieht durch Anfchauung und Begriffe, und felbft an den Anfchauungen und Begriffen ift etwas Unftreitiges enthalten, welches der Idee der Wahrheit angehört, und woran fich das wahre Denken über kurz oder lang orientiren wird und mufs, und wodurch es über jene Anfchauungen und Begriffe hinaus zu fich felber und zur eigentlichen Idee der Wahrheit gelangen wird. — Diefes Unftreitige ift, dafs die Wahrheit nur in dem Verhältnifs des Erkennens und des Seyns beftehen könne, und dafs fich nur erft durch diefes Verhältnifs auch das ftreitige Verhältnifs des vernünftigen und des finnlichen Erkennens, und des unbedingten und bedingten Seyns ausmachen laffe. — Worin nun aber diefes Verhältnifs zwifchen Erkennen und Seyn beftehe, ift das Auszumachende, und dafs es weder auf dem Wege der abfoluten Dogmatiker, noch auf dem Wege der Skeptiker, noch auf dem Wege derjenigen, welche zwifchen beiden Parteyen das Mittel halten, ausgemacht werden könne, zeigt die Gefchichte unferer Zeit unwiderfprechlich. Gleichwohl wird es durch Vergleichung der ftreitenden Anfichten jedem Forfcher gewifs, dafs der alte Streit über das Wefen der Erkenntnifs der Wahrheit endlich ohne Wiffen und Willen der ftreitenden Parteyen zu derjenigen Vereinfachung des Streitpuncts und Beftimmtheit der Frage gekommen fey, durch welche jedem Parteylofen, dem ernftlich um die Erkenntnifs der Wahrheit zu thun ift, die entfcheidende Antwort fich von felbft aufdringen mufs. Die einfache und beftimmte Frage ift diefe: Befteht das Verhältnifs zwifchen Erkennen und Seyn in der unbedingten Einheit, oder nur in der blofsen Verfchiedenheit, oder aber in dem Verhältnifs der Einheit zur Verfchiedenheit, und kann diefes Verhältnifs Gleichheit, Verwandtfchaft, Ähnlichkeit, Annäherung feyn und heifsen? — Die Antwort auf diefe Frage mufs, um von den neuen und alten Streitigkeiten frey zu bleiben, von dem ausgehen, was keinem Streite unterworfen, fondern an und für fich gewifs ift, und erft von diefem Unftreitigen und an und für fich Gewiffen aus können die Streitigkeiten gehoben, und die Wiffenfchaft begründet werden. Diefes Unftreitige, an und für fich Gewiffe, von dem die philofophifche Unterfuchung ausgehen mufs, befteht in nichts weiter als in dem, dafs die *Einheit die Einheit*, und *die Verfchiedenheit die Verfchiedenheit* fey.

Worin das Verhältnifs der Einheit zur Verfchiedenheit beftehe, und umgekehrt das Verhältnifs der Verfchiedenheit zur Einheit, warum diefe zwey Verhältniffe nicht eines, und warum das erftere voranftehen müffe, mufs fich erft aus der Entwickelung und durch die Entwickelung ergeben. Diefes Verhältnifs der Einheit zur Verfchiedenheit, und umgekehrt, ift das noch unaufgelöfte Räthfel, vor deffen Auflöfung die Philofophie nicht aufhören kann, mit der Mode zu wechfeln, bald aus der Mode, bald wieder in diefelbe zu kommen, und im Gebiete ihrer Wiffenfchaft durch doppelfinnige Kunftworte über das Princip, das Unftreitige, die Wahrheit zu ftreiten, während die eigentliche, den ftreitenden Parteyen unbekannte, Veranlaffung des alten Mifsverftändniffes durch die Herkömmlichkeit und Gemeinüblichkeit gehaltlofer Formeln verborgen, und im Verborgenen aufbewahrt wird.

Aus der richtigen Entwickelung aber jenes Verhältniffes ergiebt fich dann auch das wahre Verhältnifs zwifchen Erkennen und Seyn, Unbedingtem und Bedingtem, Überfinnlichem und Sinnlichem, Subjectivem und Objectivem, Seele und Leib, und allem, worüber die Philofophie Auffchlufs zu geben hat, und geben kann. — Eine folche Entwickelung, die mit der beftimmteften Präcifion die möglichfte Vollftändigkeit verbindet, liefert die angezeigte Fibel. Möchte fie einer ernftern Aufmerkfamkeit und einer parteylofern Prüfung gewürdiget werden, als einige von den letztern Schriften deffelben Verfaffers! Diefs mufs der fehnliche Wunfch Aller feyn, welchen die Wiffenfchaft und die wichtigften Wahrheiten für die Menfchheit nahe am Herzen liegen. Denn wer auch die Anfichten des Vfs. nicht als die Seinigen anerkennen kann, wird doch, falls er fie kennt, und mit parteylofer Wahrheitsliebe beurtheilt, geftehen müffen, dafs *Reinholds* Syftem eine ganz eigene Stelle in der Gefchichte der Philofophie verdiene, und fchon deshalb allen Liebhabern der Philofophie empfohlen feyn müffe. — Das *Reinhold*'fche Syftem ift eben fo weit vom Dualismus als vom Pantheismus

Digitized by Google

entfernt: von jenem, indem es ausdrücklich leugnet, dafs es zwey von einander unabhängige Wesen geben könne; von diesem, indem es weifs, dafs Gott als das denkende Urwesen, und als das schaffende Princip — über dem Wesen der Dinge, über der Natur im Allgemeinen, und auch über dem erzeugenden Princip stehe, und dafs also nicht das Wesen der Dinge, nicht die Natur, nicht das erzeugende Princip Gott seyn könne. Durch seine Unwandelbarkeit und Bestimmtheit schliefst es auch allen Skepticismus und Indifferentismus aus, und giebt sehr wichtige und bedeutende Aufschlüsse über die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit. Es wäre zu wünschen, dafs diese letztere praktische Seite des Systems mehr als bisher herausgehoben, und dargestellt, und das Verhältnifs derselben zu den übrigen Philosophieen der Zeit, besonders in Hinsicht auf das Einzelne, gezeigt würde; vielleicht könnte dieses mehr zur Empfehlung beytragen, als alle blofs theoretischen Darstellungen, welche bis dahin versucht wurden. Der Vf. scheint einigermafsen derselben Meinung zu seyn, indem er seine Leser zuerst auf die Schlufsanmerkung, in welcher die Resultate des Systems enthalten sind, verweiset; und wir können deshalb nicht umhin, einige Stellen aus dieser Schlufsanmerkung zum Schlusse dieser Anzeige wörtlich beyzusetzen. Sie sind folgende:

„Das wahre Philosophiren geht von der Unterscheidung der Einheit als solcher in ihrem Verhältnifs zur Verschiedenheit, folglich vom Denken in seiner Anwendung, als dem Mittelpuncte aller Einverständigung aus — und steigt durch die Analysis der besagten Einheit bis zum Leben, als der Offenbarung des denkenden Urwesens an der Natur im Allgemeinen hinauf, und von diesem, als von dem obersten Grenzpuncte der wahren Erkenntnifs der Wahrheit herunter zum menschlichen Einzelwesen als solchem in seiner Gattung, welches die Offenbarung des denkenden Urwesens als solche im denkenden Einzelwesen und der unterste Grenzpunct der wahren Erkenntnifs der Wahrheit ist. — Sonach gelangt das Denken, welches in der Analysis seiner Anwendung im individuellen Bewufstseyn des Philosophirenden von sich selbst ausging, durch die Vollendung dieser Analysis als der philosophischen Erkenntnifs in ihren Elementen wieder zu sich selber als zum Denken im menschlichen Individuum als solchem in seiner Gattung zurück. In der menschlichen Individualität als solcher in ihrer Gattung, besitzt das philosophische Wissen nicht mehr und nicht weniger als die Charaktere der Wahrheit im Allgemeinen, oder die Elemente der wahren Erkenntnifs im Menschen, und in diesem Sinne ist das philosophische Wissen die Erkenntnifs der menschlichen Natur, und der Mensch findet die Wahrheit nur in seinem Bewufstseyn." —

„Durch unser Menschenwesen in seiner Gattung gehören wir mit allen vernünftigen Einzelwesen im Reiche des vernünftigen Urwesens in eine Classe, und sind, sobald unsere Individualität einmal zu seiner Erkenntnifs gelangt ist, und das Leben an sich mit unserer Individualität sich vereiniget hat, schon diesseits des Grabes zum unsterblichen Leben erwacht. Aber durch unsere Specialität, die uns als Bewohnern dieses Erdballs in dem von unserer Sonne beherrschten Weltgebäude eigenthümlich ist, unterscheiden wir uns als irdische Menschen, und als sterbliche von unserer unsterblichen Gattung, durch die wir zu Bürgern des Reichs Gottes berufen sind. So viel weifs der Philosoph im Allgemeinen und durchs Allgemeine. Das Besondere aber und Individuelle der besagten Species — die sich vorzüglich für die Menschengattung ausgiebt — das Besondere dieses Erdballs, dieses Sonnensystems, vermag auch der Philosoph nur analogisch, empirisch, erfahrungsmäfsig, sinnlich kennen zu lernen: durch empirische Naturlehre, empirische Psychologie, empirische Physik, für welche Letztere allein die Mathematik vermittelst der Lehre vom Körperwesen, und Mafs und Zahl, reine Verstandeserkenntnisse an die Hand zu geben vermag."

„Von dem Besonderen und Einzelnen auch nur eines einzigen Individuums ist für kein denkendes Einzelwesen, eine reine, die Individualität, wie sie an sich und der Wahrheit nach ist, erkennende Erkenntnifs möglich. Die reine Erkenntnifs des Individuellen ist allein dem denkenden Urwesen eigenthümlich, welches alle und jede Einzelwesen erkennt, weil alle und jede nur durch sein göttliches Denken sind, was sie sind, ist das Vorrecht unseres himmlischen Vaters, der unsere Haare auf unserem Haupte gezählt hat, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, und dessen specielle und individuelle Vorsehung auf dem Gebiete der empirischen Erkenntnifs Geheimnifs und Gegenstand des Glaubens — für die reine Erkenntnifs aber und im Allgemeinen eben der hauptsächlichste Gegenstand des philosophischen Wissens ist."

Nachdem der Vf. das Verhältnifs des philosophischen Erkennens zur Empirie bestimmt, die Geschlossenheit und Unwandelbarkeit von jenem, so wie auch die Unendlichkeit und Wandelbarkeit von diesem dargestellt hat; nachdem er ferner den Unterschied zwischen dem reinen oder wahren und dem gewöhnlichen Denken angegeben hat: beschliefst er das Buch mit folgenden Worten: „Endlich, da die wahre Erkenntnifs der Wahrheit ihrem Wesen nach in der Offenbarung Gottes an der Natur am menschlichen Einzelwesen besteht: so ist alle sogenannte Moralität, die nicht ihrem Wesen nach wirkliche und ausdrückliche Religiosität ist, Widerspruch an sich selber, täuschender Schein, Wahn unseres Eigendünkels. Das durch die Wahrheit, als solche, bestimmte Thun und Lassen des Menschen, die wahre moralische Güte, die innerliche Rechtschaffenheit, kann allein in der Furcht und Liebe Gottes bestehen, welche aus jener in das menschliche Bewufstseyn eingetretenen Offenbarung entspringt, und die Triebfeder und Richtschnur des menschlichen Handelns als eines der Natur gemäfsen Lebenswandels wird. Indem sich die individuellen Veranlassungen unseres Handelns, welche immer nur in empirischen Erkenntnissen bestehen können, an die einmal ins Bewufstseyn eingetretene reine Erkenntnifs anschliefsen: tritt die Wahrheit als solche an die Stelle der durch sie verdrängten Willkühr oder Selbstheit im Menschen, und beherrscht die Selbstliebe, welche sich selbst überlassen, oder der Verwirrung des Übersinnlichen und des Sinnlichen preifs gegeben, in Eigennutz und Wohllüstigkeit übergeht. Nur die wahre, aus dem Urwahren hervorgehende und zu demselben zurückführende Erkenntnifs, nur das Vor-Augenhaben Gottes in der Wahrheit kann in dem gebrechlichen Menschen die übermenschliche Kraft ausmachen, die das Wesen der wahren Tugend ist, und die allein den Entschlufs: *für die Pflicht es mit jedem Reize und mit jedem Schrecknisse der Sinnlichkeit aufzunehmen*, ohne Anmafsung zu begründen, und in der Wirklichkeit auszuführen vermag. Diese Kraft, das Göttliche im Menschen, kann weder in der Erfahrung, noch in der Speculation gesucht und gefunden werden: sie wird vielmehr in beiden auf die mannichfaltigste Weise verkannt, gemifsdeutet und verleugnet. Aber sie ist von jeher bey allen Gewissenhaften aus dem Gefühle der Wahrheit im Glauben des Gewissens hervorgegangen. Gleich wie endlich dieser Glaube von jeher in den Besseren unter den Erdenbewohnern gegen den vulgären und gegen den speculirenden Aberglauben und Unglauben gekämpft und gezeugt hat, und nie aufhören wird zu kämpfen und zu zeugen: so wird er auch für das einmal errungene philosophische Wissen, und dieses wird für ihn kämpfen und zeugen; und Beide werden ungemischt und ungetrennt mit einander ihre gemeinschaftliche Angelegenheit geltend machen, auf dafs *die Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Erden*."

T. u. B—z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 APRIL, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Frölich: *Syſtematiſches Handbuch der Staatswiſſenſchaft, mit vorzüglicher Rückſicht auf die Literatur derſelben.* Von D. *Friederich Benedict Weber*, ord. Prof. der Ökonomie- und Cameral-Wiſſenſchaften zu Frankfurt an der Oder. Erſter Band. Erſte Abtheilung. 1804. XXVIII u. 676 S. Zweyte Abtheilung. 1805. XX u. 798 S. 8. (6 Rthlr. 8 gr.)

Den Zweck dieſes Werkes giebt der Vf. dahin an: in einer möglichſt ſtrengen ſyſtematiſchen Ordnung, mit der möglichſten Vollſtändigkeit, in einer zweckmäſsigen Kürze des Vortrags, den Umfang und die Gegenſtände der Staatswirthſchaft, d. h. der Policey- und Finanz-Wiſſenſchaften zu unterſuchen und aus einander zu ſetzen, u. ſ. w. In ſofern alſo der Vf. unter *Syſtem* eine nach irgend einem Plane geordnete Darſtellung der Gegenſtände einer Wiſſenſchaft verſteht, wollen wir über den Zweck und Titel des Werks nicht mit ihm rechten; in ſofern aber unter Syſtem die Zurückführung der Wiſſenſchaft auf ihr Princip und die Entwickelung derſelben aus dieſem Princip und nach der Ordnung, welche dem Princip ſelbſt entſpricht, verſtanden wird, in ſofern können wir der Arbeit des Vfs. dieſes Prädicat keineswegs zugeſtehen.

Die in neueren Zeiten häufigen Bearbeitungen der ſogenannten Staats-Wirthſchaft ſind — des philoſophiſchen Firniſſes ohngeachtet, mit dem man ſie zu überziehen ſuchte, und der insbeſondere bey den brittiſchen und franzöſiſchen Schriftſtellern ſichtbar iſt — groſsentheils in den Grenzen der Empirik ſtehen geblieben. Daher die Heterogenität, die Verworrenheit, die Vermiſchung deſſen, was man gewöhnlich Praxis und Theorie nennt; — über welche der Vf. mit Recht klagt. Aus *dieſem* Geſichtspuncte hat allerdings jede geordnete Anreihung der Gegenſtände dieſer Wiſſenſchaft ſelbſt dann ihr unverkennbares Verdienſt, wenn ſie auch auf keinem Princip ruht, indem ſie doch ein gefügtes Ganzes bildet, das dem philoſophiſchen Forſcher die wahrhaft ſyſtematiſche Anordnung, durch die Klarheit der Überſicht des Umfangs, erleichtert. Hat eine ſolche Darſtellung zugleich den Vorzug der Deutlichkeit und Vollſtändigkeit in Beziehung auf die empiriſche Maſſe: ſo iſt ſie in ſofern allerdings für die Wiſſenſchaft ſelbſt Gewinn. Nur mufs ſie dann dieſe Vortheile nicht durch Theorieen verkümmern, welche, indem ſie ſich, bey philoſophiſcher Sichtung, als geiſtlos ausſprechen, die Verarbeitung der Materialien erſchweren, und ſtatt die Wahrheit zu befördern, ihrer Ergründung vielmehr neue Hinderniſſe in den Weg legen. So ſehr wir in dieſer Hinſicht zweifeln müſſen, dafs dieſes Werk, wie der Vf. glaubt, dem angehenden *theoretiſchen* Staatswirthe nützlich ſeyn könne: ſo ſehr hätten wir gewünſcht, er möchte ſich überhaupt gar nicht in das Gebiet der Theorie gewagt, ſondern einzig darauf eingeſchränkt haben, die Anſichten der Staatswirthſchafts-Lehrer ohne eigenes Urtheil vorzutragen, oder, wenn auch dieſes unvermeidlich war, ſich dabey immer, ohne Rückblicke auf eine ſchwankende, nicht philoſophiſch begründete, alſo allenthalben als incohärent ſich ausſprechende Theorie, auf den einzelnen Gegenſtand zu beſchränken. Dann würde das unleugbare Verdienſt dieſer Bearbeitung, vorzüglich ſo viel die ſtaatswirthſchaftliche *Literatur* betrifft, reiner, und der Gewinn für die Wiſſenſchaft bedeutender ausgefallen ſeyn.

Aus dieſem Geſichtspuncte würde der gelehrte Vf. der Nachſicht der Kritik keineswegs bedürfen. Sie würde ihm vielmehr für den hohen Grad von Studium und Fleifs, der in dieſem Werke unverkennbar iſt, Dank wiſſen; ja ſie mufs ihn unter dieſer Bedingung allerdings zu deſſen Fortſetzung ermuntern. Deſswegen können beynah alle Erinnerungen, welche die Kritik bey dieſem Werke zu machen hat, nur den gänzlichen Mangel eines wirklichen Syſtems, und die unvermeidlichen Folgen dieſes Mangels treffen, nämlich die Unrichtigkeit des bey weitem gröfsten Theils der theoretiſchen Sätze, welche der Vf. aufſtellt. Um dieſs *vollſtändig* zu beurkunden, müfste man allerdings ein eigenes Buch ſchreiben. Wir können alſo, nach dem Raume dieſer Blätter, dem Anſpruche, den der Vf. und das Publicum auf Beurkundung hat, anders nicht Genüge leiſten, als indem wir 1) einige der theoretiſchen Hauptſätze prüfen, auf welche der Vf. ſein ſogenanntes Syſtem baut; 2) bey einzelnen Gegenſtänden die Irrthümer bezeichnen, welche in dem theoretiſchen Theile ſeines Werkes, aus dem gänzlichen Mangel eines Princips, unvermeidlich entſtehen mufsten.

Vorher aber noch einige Worte über das, was der Vf. *ſyſtematiſche* Anordnung nennt. Er theilt nämlich die Staatswirtſchaft in die Policey- und Finanz-Wirthſchaft. Von dieſer Eintheilung, über die wir uns ſogleich weiter äufsern werden, ausgehend, enthält der erſte Band, aufser der *Einleitung* in die

Digitized by Google

Staatswirthſchaft, die *erſte* Hauptabtheilung, nämlich das Syſtem deſſen, was er *Policey*-Wiſſenſchaft nennt; und das in der zweyten Abtheilung des erſten Bandes fortgeſetzt wird. Der *zweyte* Band ſoll die Finanzwiſſenſchaft enthalten.

Von der Policeywiſſenſchaft begreift, nach des Vfs. Angabe, die erſte Abtheilung des 1ſten Bandes, auſser der *Einleitung*, den erſten oder *theoretiſchen* Theil der Policeywiſſenſchaft. — Die einzelnen Unterabtheilungen, in welche Hr. *Weber* ſein Syſtem zerſtückelt hat, hier ſammtlich anzugeben, würde uns zu weit führen, und wir können darüber um ſo ruhiger auf das Werk ſelbſt verweiſen, als dieſe Zerſtückelung, ſo geordnet ſie erſcheinen mag, doch an ſich bloſs willkührlich iſt.

Wir kommen alſo nun auf die Prüfung einiger der Hauptſätze, auf welche der Vf. das, was er ſein Syſtem nennt, geſtützt hat. In der *Einleitung* in die Staatswirthſchaft treffen wir ſogleich S. 3 auf den Begriff des *Staatsvermögens*. Unter dieſem verſteht Hr. *W.* „eine *Vereinigung* (?) alles der Maſſe der Staatsbürger zuſtehenden Vermögens;“ und dieſes Vermögen ſelbſt ſoll nach ihm beſtehen: „in dem materiellen, auſser dem Menſchen befindlichen, ſogenannten irdiſchen (!!) Gut, und in der Arbeit der Staatsbürger.“ Er verſteht alſo unter Staatsvermögen einmal den Stoff und die Hervorbringungskraft, und darin hat er an ſich ganz Recht; nicht aber, wenn er dieſes Vermögen *Staats-Vermögen* nennt. Denn wie will er alsdann denjenigen Theil deſſelben nennen, den er eben allda dem Staate, oder vielmehr, wie er dann richtiger hinzuſetzt, der oberſten Staatsgewalt (Staatsverwaltung) als unmittelbares Staatseigenthum zutheilt? — Wir übergehen die gefährlichen Folgerungen, welche ſich aus dieſer Form der Darſtellung ziehen lieſsen, und bemerken nur, daſs Hr. *W.* unter dem, was er Staatsvermögen nennt, offenbar das Volks-, das National-Vermögen verſteht. Aber in welchen Widerſpruch mit ſich ſelbſt verfällt er nicht, wenn er, wahrſcheinlich von *Smiths* einſeitigen Anſichten verleitet, S. 4 die Arbeit den unmittelbaren Fonds alles Einkommens einer Nation nennt, da ſie doch gröſstentheils ohne Stoff ſich gar nicht zu äuſsern vermag! Von nun an reihen ſich denn freylich Irrthümer an Irrthümer; denn ſo heiſst es gleich darauf: Der Betrag des geſammten Nationaleinkommens mache den Nationalreichthum aus! — Reichthum iſt ja nach dem klaren Begriffe des Worts nur die höchſte Stufe der Vollkommenheit des Nationalvermögens. Indeſs giebt der Vf. doch am Ende dieſes Paragraphs, obgleich abermals in ſchiefen Ausdrücken, die ſichere Begründung (Erhaltung, Bewahrung) des Nationalvermögens, und Erhöhung deſſelben zum Nationalreichthum, als den Zweck der Staatswirthſchaft an. Oh man nun gleich dieſen Satz aus der dunkeln Darſtellung erſt hervorgraben muſs: ſo ſteht er denn doch wahr und richtig, wie er iſt; da, und nun hofft man, den Vf. auf dem richtigen Wege zu finden. Mit welchem Erſtaunen ſieht man alſo in den folgenden §§., daſs er aus jenem von ihm ſelbſt richtig dargeſtellten Satze eine ihm durchaus fremde Definition der Staatswirthſchaftswiſſenſchaft abzieht. (Daſs die Benennungen Cameralwiſſenſchaft, Staatspolicey wiſſenſchaft u. ſ. w. gänzlich falſch ſind, hätte hier in der Note doch bemerkt werden ſollen.) Hr. *W.* definirt nämlich die Staatswirthſchaft als die Wiſſenſchaft, welche die Grundſätze und Regeln lehre, nach welchen der Staat (ſoll heiſsen die Staatsverwaltung) ſowohl ſelbſt für das geſammte Staatsvermögen (Nationalvermögen) zu ſorgen, (nämlich für deſſen Erhaltung und Vereinnehmung) daſſelbe (zu jenem Zweck) zu leiten und zu verwalten (mit nichten!), „als auch aus demſelben, oder deſſen Ertrag, einen gewiſſen Theil als öffentliche, oder Staats-Einkünfte zu erheben habe, um ſo (!) den möglichſt gröſsten Nationalreichthum zu begründen“ u. ſ. w. Wie kommt nun auf einmal die Verwaltung der Staatsverwaltungs-Einkünfte (die Finanzwirthſchaft) in den Begriff von Staatswirthſchaft, nachdem doch der Vf. ſelbſt unmittelbar vorher deren Gegenſtand richtig angegeben hatte? Daſs die Wiſſenſchaft der Verwaltung der Staatsverwaltungs-Einkünfte ein Zweig der Staatshaushaltung ſey — wer wird das leugnen? Aber was hat ſie mit dem Nationalvermögen zu ſchaffen? Allerdings müſſen alle Zweige der Staatshaushaltung mit den Geſetzen der Staatswirthſchaft zuſammenhangen; eben deſswegen iſt dieſe ein Theil der Staatshaushaltung. Das Nationalvermögen kann ſchwer zum Reichthum ſchreiten, wenn die Staatsfinanzen ſchlecht verwaltet werden; das iſt aber bey allen Zweigen der Staatshaushaltung der Fall; denn ſo kann z. B. bey einer fehlerhaften Civilgeſetzgebung und Juſtizverwaltung das Nationalvermögen ſich auch nicht vermehren. Deſswegen ſind dieſe jedoch kein Theil der Staatswirthſchaft; alle aber, wie wir ſogleich ſehen werden, Theile der Staatshaushaltung, mithin im ſchweſterlichen Bunde. Der vom Vf. ſelbſt richtig angegebene Gegenſtand der Staatswirthſchaft iſt vielmehr: Bewahrung des Nationalvermogens, alſo des Nationalſtoffs und der Producte; und Erhöhung beider. Das ſind ihre Grenzen, als Wiſſenſchaft. Aus jener durchaus irrigen Anſicht fällt nun der Vf. im 3 §. in die gänzlich geiſtloſe Abtheilung der Staatswirthſchaft in Policeywiſſenſchaft und Finanzwiſſenſchaft. Und dieſs iſts, was denn dem ganzen Werke den Stempel des Mangels alles philoſophiſchen Princips aufdrückt.

Was er unter der Finanzwiſſenſchaft verſteht, wiſſen wir bereits. Wir laſſen die von ihm gegebene Definition auf ſich beruhen; ſie ſelbſt beurkundet, daſs ſie der Staatswirthſchaft ganz fremd iſt, ſo wie das, was er S. 6 und 7 ferner über Finanz- und Cameral-Wiſſenſchaft ſagt, eine gänzliche Verwirrung aller richtigen Begriffe. — Nach Abzug der Finanzwirthſchaft bleibt ihm für die eigentliche Staatswirthſchaft dasjenige übrig, was er Policeywiſſenſchaft nennt und alſo definirt: „Die Wiſſenſchaft, welche die Grundſätze und Regeln lehrt, das Staats- (National-) Vermogen durch Abwendung

Digitized by Google

oder Verhütung aller daſſelbe betreffenden gemeinſchädlichen Übel zu erhalten, zu ſichern, und ſo das Beſte deſſelben zu befördern."

Das Unrichtige dieſer Definition zeigt ſich von ſelbſt. Der Zweck der Staatswirthſchaft wäre alſo nur die *Abwendung* des Übels? alle active Beförderung des Nationalreichthums wäre alſo von ihr ausgeſchloſſen? Wer mag ihre Grenzen dahin einengen? — Daſs bey *betreffenden* Übeln keine *Verhütung* mehr möglich ſey, verſteht ſich ohnehin. Und was heiſst das: *gemeinſchädliche* Übel? An ſich iſt jedes Übel *ſchädlich*, und die Staatswirthſchaft ſoll, wenn auch ihr Spielraum einzig aufs *Verhüten* eingeengt iſt, doch wohl nicht bloſs ſolche Übel verhüten, die alle Staatsbürger treffen würden. Das National-Vermögen iſt aus dem einzelnen Vermögen aller Staatsbürger zuſammengeſetzt. Und kein einzelnes Vermögen kann vermindert, beſchädiget werden, ohne Nachtheil für das Ganze.

Indeſs ſind wir vielleicht im Grunde mit Hn. *W.* einig, wenn er ſich ſchon nichts weniger als beſtimmt ausgedrückt hat; allein rechtfertigen laſst es ſich durchaus nicht, wenn er das, was eigentlich einzig für die Staatswirthſchaft übrig bleibt, Policeywiſſenſchaft nennt, alſo, ſeinem eigenen Begriffe von Staatswirthſchaft untreu, zwey ganz verſchiedene und abgeſonderte Wiſſenſchaften zuſammenwirft. Offenbar iſt er dazu verleitet worden, weil er die Finanzwirthſchaft als einen Beſtandtheil der Staatswirthſchaft betrachtete, der ſie durchaus nicht iſt. Wollen wir indeſs der furchtbaren Folgen nicht gedenken, welche die Ausdehnung des Worts *Policey* und der Miſsbrauch deſſelben nach ſich gezogen, und die als die treue, nie fehlende Gehülfin des regelloſeſten Deſpotismus der Menſchheit vielleicht tiefere Wunden als die verderblichſten Kriege geſchlagen hat: ſo zeigt ſich doch in des Hn. *W.* eigenem Werke auf die auffallendſte Weiſe, wie viel ſeine Definition für das Definitum zu eng iſt; ſo lieſse ſich doch wohl der ganze Abſchnitt von der mediciniſchen Policey u. ſ. w. nur durch die gewaltſamſten Zerrungen und Renkungen, unter dem oben angegebenen von ihm angenommenen Begriffe von Staatswirthſchaft, *ſub voce Policey*, ſubſumiren.

Und überhaupt, was ſoll denn dieſe Tendenz, die Wiſſenſchaften durch Terminologiekargheit zu generaliſiren? — Iſt es denn dem ruhigen und menſchenfreundlichen Beobachter nicht klar, daſs ſie den gefährlichſten Leidenſchaften der Macht, der Herrſchſucht, dem Stolze, der Eitelkeit fröhnt, und daſs es mit der Menſchheit nicht beſſer wird, bis die Rechte und Pflichten der Staatsverwaltung gerade durch Specialiſirung der Wiſſenſchaften, und, was die unmittelbare Folge davon iſt, durch klare und ſchneidende Beſtimmung ihrer Grenzen, in allen Zweigen der Staatshaushaltung, ihre unverrückbaren Markſteine erhalten werden? — Man ſieht nun aus Obigem, an welchem Hauptgebrechen das vorliegende Werk krankt. Die wahre Staatswirthſchaftskunde iſt in der Policey und — nach dem, was noch folgen ſoll — in der Finanzwiſſenſchaft ertränkt.

Das, was wir davon vor uns liegen haben, und, nach jener richtig geſtellten Anſicht, einzig als *Policey*-Wiſſenſchaft in dem weiteſten Sinne dieſes Worts betrachten können, iſt allerdings eine ſchätzbare Zuſammenſtellung. Aber auch ihr fehlt es freylich an einem Princip, und muſs, nach allem bisher Geſagten, daran fehlen. Doch dieſe Lücke iſt zu ergänzen, ſobald ein feſtes Princip für die Staatspolicey aufgefunden iſt. Daran haben aber leider! unſere Policeyſchriftſteller bisher nicht gedacht, und doch thut es ſo ſehr Noth, wenn nicht die Policey in ein uneingeſchränktes, mit dem Grundprincip der Staatsvereine unvereinbares Recht ausarten ſoll, *alle* Handlungen der Staatsbürger deſpotiſch nach einem willkührlichen Zweck zu leiten, die Staatsbürger in Maſchinen zu verwandeln, und alle bürgerliche Freyheit gänzlich zu vernichten.

Wir gehen nun zwar zu den einzelnen Bemerkungen über; wir müſſen aber dabey immer darauf zurückblicken, daſs dieſe theils in dem oben bemerkten Hauptgebrechen ihren Grund haben, theils wieder auf dem Mangel eines Princips der Staatspolicey beruhen. Wir heben alſo nur ſolche aus, die zu Beurkundung unſeres Urtheils über den Geiſt des Werks im Ganzen dienen, und auch bey dieſem können wir uns nicht weiter ausdehnen, als es der Raum dieſer Blätter geſtattet.

So erklärt S. 7 der Vf., daſs die Staatswirthſchaft, obwohl ſie allerdings als eine für ſich beſtehende Wiſſenſchaft anzuſehen ſey, dennoch einen Theil einer gröſseren Wiſſenſchaft, nämlich der *geſammten* Cameralwiſſenſchaft ausmache. Wir wollen dem offenbaren Widerſpruch, der ſchon in dieſem Satze liegt, nachſehen; aber unbegreiflich iſt es allerdings, wie der Vf. die Staatswirthſchaft, als deren Gegenſtand er doch ſelbſt die Bewahrung und Erhohung des Nationalvermögens anerkennt, für einen Theil der Cameralwiſſenſchaft angeben mag, mit welcher ſie, nach dem allgemeinen Sprachgebrauche dieſes Worts, nicht die mindeſte Verwandſchaft hat; denn ſie geht von ganz anderen und höheren Zwecken aus. Allein die gleich nachfolgende Definition der Cameralwiſſenſchaft überhaupt zeigt, daſs der Vf. von der Staatswirthſchaft gar keine klare Anſicht hat; er verwirrt dieſe Begriffe noch mehr, indem er eingeſteht, daſs die Cameralwiſſenſchaften zu der noch ausgebreiteteren Wiſſenſchaft der *Staatsregierungskunſt* gehöre. Um uns in dieſem Chaos von widerſprechenden Sätzen für die klare Anſicht unſeres Urtheils einen Leitfaden zu verſchaffen, ſehen wir uns alſo gezwungen, die richtige Abtheilung und Unterordnung dieſer hier durch einander geworfenen Wiſſenſchaften aufzuſtellen.

Staatshaushaltungskunde iſt nämlich *die* Wiſſenſchaft, welche die Grundſatze enthält, wie der Staatsverein *ſeinem Zwecke gemäſs zu leiten ſey*. — Theile dieſer Staatshaushaltungskunde ſind: *Staatswirth-*

Digitized by Google

ſchaftskunde, und deren Gegenſtand die Bewahrung und Erhöhung des Nationalvermögens. *Staats-Finanz-Wirthſchaftskunde*, die Lehre, das zu Erhaltung des Staatsvereins erfoderliche Staats-Verwaltungsvermögen, den Staatsſchatz, *zweckmäſsig* zu ſammlen und zu verwalten. — *Staats-Policeykunde.* Von dieſer iſt zwar noch immer eine ſchneidende Definition erſt zu finden. Sie kann aber keinen anderen als den negativen Gegenſtand haben, alles, was das phyſiſche und ſittliche Wohl der Staatsbürger in ſtrengem Bezug auf den geſellſchaftlichen Verein gefährden könnte, abzuhalten; und endlich die *bürgerliche, peinliche Staats-Geſetzgebungskunde*, deren Gegenſtand iſt die Sicherung des Eigenthums der einzelnen Staatsbürger im weiteſten Sinne dieſes Worts, in dem er zugleich Freyheit, Perſönlichkeit umfaſst.

In obige ſonach wirklich *einzeln für ſich beſtehende* Wiſſenſchaften löſt ſich die ganze Staatshaushaltung auf. Der Mangel einer klaren Anſicht hierüber iſt aber Schuld, daſs die ſtaatswirthſchaftlichen Schriftſteller alle jene Wiſſenſchaften durch einander geworfen, und insbeſondere die ſogenannte *Policey*-Wiſſenſchaft zu einem ungeheueren Umfange ausgedehnt haben; wodurch ſie in zahlloſe Widerſprüche gefallen ſind. Allerdings hat jede dieſer Wiſſenſchaften, in ihrer untergeordneten Eigenſchaft als Theil der Staatshaushaltungskunde, ihr eigenes, geſchloſſenes Gebiet, ob es uns gleich unmöglich fallt, hier den umſtändlichen Beweis davon zu führen. Das oben angegebene Princip der Staatshaushaltungskunde bewacht die Grenzen dieſer Gebiete; und wenn die Staatspolicey oft mit der Staatswirthſchaft zuſammen zu flieſsen ſcheint: ſo kommt es einzig daher, weil der Begriff der Staatspolicey kunde noch nicht ſchneidend genug beſtimmt, obwohl allerdings beſtimmbar iſt.

Es würde uns zu weit führen, aus einander zu ſetzen, wie wenig dann das Princip, welches der Vf. S. 9 von der Staatswirthſchaft angiebt, mit dem reinen Begriffe dieſer Kunde ſich vereinen laſſe; indem er es theils dahin einengt, daſs die Arbeit der Nation nicht beſchränkt werde, alſo die Vermehrung des Stoffs ausſchlieſst, und ihr wieder einen bloſs negativen Spielraum zuweiſet, theils abermal die Finanzwiſſenſchaft in die Definition der Staatswirthſchaftskunde aufnimmt. Unmöglich kann man ferner dem Vf. beypflichten, wenn er S. 12 das phyſiokratiſche und landwirthſchaftliche Syſtem als gleichbedeutend annimmt; noch weniger, wenn er behauptet, das landwirthſchaftliche Syſtem beſchränke die Manufacturen und Fabriken, vermindere die Quantität der Waaren oder Kunſtproducte, und ziehe einen hohen Preis derſelben herbey. Gerade umgewendet: die Erhöhung der Maſſe der Urproducte ſchafft Fabriken und Manufacturen; denn woher nehmen denn dieſe den bey weitem gröſsten Theil ihres Materials? Gerade die *Vermehrung* der Urproducte *vermindert* deren Preis, und macht alſo dadurch dem Fabricanten möglich, wohlfeiler zu arbeiten. Der Vf. fährt dann fort, das Syſtem der vorzüglichen Begünſtigung des Ackerbaues, der Urproduction — denn das iſt es ja eigentlich und einzig, was man unter Landwirthſchaftsſyſtem verſtehen kann — mit dem phyſiokratiſchen Syſtem zu vermiſchen, das, weil es den Ackerbau als die Urquelle alles National-Reichthums angab, von ihm ausſchlieſsend alle Abgaben erheben wollte. Man iſt nun längſt aufgeklärt, daſs das Ganze ein leerer Wortſtreit war, der gar keiner ernſten Prüfung mehr bedarf: ſo wie wir denn auch wirklich erſtaunten, von Hn. *W.* den längſt verworfenen Satz S. 18 wieder ernſtlich behaupten zu hören: Manufacturiſten gehörten zu der unproductiven Claſſe; und dabey zum Beweis die bekannten *Quesnoy*'ſchen Tabellen angeführt zu ſehen, über deren Gehalt doch kein denkender Staatswirth mehr zweifelhaft ſeyn, oder ſie für etwas weiter als eine witzige Spielerey anſehen wird. Die ganze Sache hätte in unſeren Zeiten einzig hiſtoriſch angeführt werden ſollen. Leider hat Hr. *W.* einen anderen Weg betreten, iſt aber bey der Prüfung dieſes Syſtems eben deſswegen in nicht geringe Inconſequenzen verfallen. Denn ſo bekennt er S. 25, im Widerſpruch mit S. 18, die ſogenannte ſterile Claſſe ſey in der That nicht ganz (!) unfruchtbar. Er behauptet S. 27, das Syſtem der Phyſiokraten habe *vieles Gute;* es hebe aber vieles die *Möglichkeit ſeiner Anwendung* auf!! u. ſ. w. Man ſieht die Verworrenheit der Begriffe auch aus dem hiſtoriſchen Grunde, den der Vf. gegen das Landwirthſchaftsſyſtem anführt, daſs nämlich der einzige Verſuch zu deſſen Einführung im Badiſchen miſslungen ſey. Bekanntlich betraf dieſer nur das phyſiokratiſche Auflagenſyſtem; und daſs er dort miſslang, war wohl nicht zu verwundern, denn der Verſuch wurde, wie Rec. aus dem Munde des ehrwürdigen Markgrafen, nachherigen Kurfürſten und Groſsherzogs, weiſs, auf ein *einzelnes* Dorf bey Pforzheim eingeſchränkt!

Überhaupt iſt dieſe ganze Sache nun, wo man über die Beſtandtheile des Nationalvermögens, und die Quellen des Nationalwohls weit mehr im Reinen iſt, gar keiner Würdigung mehr werth. Wenn daher der Vf. S. 35 §. 11 zu dem *wahren* Syſtem, nämlich dem der natürlichen Freyheit zurückkehrt: ſo iſt um ſo mehr zu bedauern, daſs er, ſtatt, wie hier der Ort war, und wie es die Pflicht des ſtaatswirthſchaftlichen Schriftſtellers unerläſslich heiſcht, die offenbare Wahrheit, alſo Nothwendigkeit dieſes Syſtems für alle Staaten, darzuſtellen, ſich in der Behauptung umherdreht, die Anwendung deſſelben ſey bey der ungleichen Cultur u. ſ. w. nicht möglich! Die Nichtbefolgung kann der Staatswirthſchaftslehrer zwar geſchichtlich anführen, aber nie muſs er ſich irgend eine Aufſerung erlauben, die dem ohnehin nur allzuregen Geiſt des Egoismus der Regierungen ſchmeichelt. Vielmehr muſs er ſtets für das, was er als wahr, mithin als nothwendig, und alſo auch als möglich erkennt, ſeine weltbürgerliche Stimme erheben.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 APRIL, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Frölich: *Syſtematiſches Handbuch der Staatswiſſenſchaft, mit vorzüglicher Rückſicht auf die Literatur derſelben.* Von *Friedrich Benedict Weber* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Nimmermehr können wir ferner in der folgenden Einleitung zum Syſtem der von Hn. *W.* ſogenannten Policeywiſſenſchaft (S. 64. §. 1) die Definition unterſchreiben, „dafs ſie die Wiſſenſchaft ſey, welche die Grundſatze und Regeln lehre, das Staats-*Vermögen* durch Verhütung aller *gemeinſchädlichen* Übel zu erhalten u. ſ. w.“ Der Vf. mag hier nun unter Staatsvermögen das National-, oder das Staats-Verwaltungsvermögen verſtehen: ſo iſt die Definition ganz unrichtig; denn jenes iſt der Gegenſtand der Staats-, dieſes der Finanz-Wirthſchaft. Auch hier werden alſo wieder alle Begriffe durch einander geworfen; und Hr. *W.* hat zu den 24 unlogiſchen Definitionen der Policeywiſſenſchaft, die er in der Note anführt, leider! die 25ſte hinzugefügt. — Eben ſo irrig iſt es, wenn S. 65 behauptet wird, es ſey dem *Staate* (ſoll heifsen der Staatsverwaltung) durchaus unmöglich und es exiſtire daher für ihn (ſie) kein Recht noch Pflicht, das poſitive Glück der Bürger zu befördern und zu verbreiten. — Allerdings hat die Regierung dieſe Pflicht; und dafs ſie wirklich im Begriffe vom Staat liege, iſt von philoſophiſchen Staatswirthſchafts-Lehrern gründlich dargethan worden. — Der vom Vf. angegebene Grund, weil Niemand ſich zwingen laſſe glücklich zu ſeyn, paſst freylich nicht; denn aus dem Begriffe von Pflicht folgt an ſich durchaus kein Zwangsrecht. Wer ſich aber vollſtändig überzeugen will, dafs Hr. *W.* auch von der Policeywiſſenſchaft keine klare Idee habe, der leſe nur, was er §. 7 S. 83 ff. über den Unterſchied der Policeywiſſenſchaft von der Staatsregierungskunſt, der Politik, den Cameralwiſſenſchaften und der Juſtiz ſagt. Nicht genug, dafs er mit allem dem, was er ſelbſt vorher, z. B. S. 7, behauptete, durchaus in Widerſpruch geräth: ſo iſt es doch wohl ganz unlogiſch, die Policeywiſſenſchaft der Staatsregierungs-Kunſt (Staatshaushaltung), von der ſie doch nach ſeiner eigenen hier wiederholten Aufserung ein Theil iſt, und ſo auch S. 84 den Cameral-Wiſſenſchaften (wo übrigens die ganze Stelle N. 3 gar keinen Sinn bietet) entgegen zu diſtinguiren. Die hierauf folgende, übrigens richtige Abſonderung von der Juſtiz hätte ihn auf jenen Mifsgriff aufmerkſam machen ſollen.

Nach dem bisher Geſagten können wir nun dem gegenwärtigen Werke weder den Titel eines *ſyſtematiſchen* Handbuchs überhaupt, noch weniger den eines Handbuchs der *Staatswirthſchaft* zugeſtehen. Wir können es nur als ein Handbuch zwey einzelner Theile der Staats-*Haushaltung*, nämlich der Staatspolicey-Kunde und — der Ankündigung in der Vorrede gemäfs — der Finanzwirthſchafts-Kunde gelten laſſen. Um ſo bedauerlicher iſt, dafs Hr. *W.* nicht eifriger um eine feſte, ſichere, erſchöpfende, alſo logiſch richtige Definition der Staatspolicey-Kunde bemüht geweſen iſt. Er ſelbſt erkennt S. 72 die Nothwendigkeit derſelben; er ſelbſt erkennt dort die für die Rechte der Staatsbürger aus dem Mangel eines ſolchen Begriffs erwachſende Gefahr: und doch iſt alles, was er zu Feſtſtellung dieſes Begriffs anführt, nichts weiter als entweder Andeutung deſſen, was die Policeywiſſenſchaft nicht iſt, oder eine äuſserſt ſchwankende Beſchreibung der zur Policey gehörigen Gegenſtände.

Ohne eine beſtimmte Definition wird es aber in dieſer Wiſſenſchaft nie klar werden. Die traurigen Folgen dieſes Mangels zeigen ſich auch in gegenwärtigem Werke. Eine Menge der Staatspolicey offenbar fremder Gegenſtände iſt in ſie aufgenommen, und ihr Gebiet, vorzüglich mittelſt der ſo gefährlichen mannichfaltigen Eingriffe in das Gebiet der Juſtiz, auf eine wahrhaft niederſchlagende Weiſe ausgedehnt. Man gehe das ganze Werk durch, und es wird kaum eine einzige menſchliche Handlung ſich denken laſſen, für welche dieſe Staatspolicey nicht eine Regel, ein Zwangs- oder Einſchränkungs-Geſetz in Bereitſchaft hätte. So wird z. B. S. 164 der Staatspolicey ſogar das Recht eingeräumt, den Gerichten und Advocaten zu befehlen, dafs ſie die Parteyen zum Vergleich bereden ſollen. Wie? Auch da, wo das Recht des einen Theils, ſo wie die Habſucht oder Bosheit des anderen Theils klar iſt? Werden nicht dadurch dieſe verderblichen Leidenſchaften offenbar in Schutz genommen und aufgeregt? — Ob übrigens eine dergleichen geregelte Glückſeligkeit den menſchlichen Neigungen zuſage? Ob nicht unter allen dieſen Vorſichts-, Sicherheits- und Beſchränkungs-Anſtalten der bürgerliche Wohlſtand zu Grabe gehe? Ob nicht dieſe grenzenloſe Ausdehnung der Staatspolicey ins Gebiet der Juſtiz, welche dem unſeligen Hang zum Vielregieren freundlich die Hand bietet, den angemeſſenſten Druck begünſtige, dem

Staatsbürger kaum einen Schatten von wahrer bürgerlicher Freyheit übrig lasse, und am Ende, wenn sie so fortschreitet, Europa entvölkern müsse — das möchte einer ernsten Prüfung nicht unwerth seyn. Vielleicht ist nie etwas Wahreres gesagt worden, als, dass das Geheimniss der Beförderung des öffentlichen Wohls das *Ey des Columbus*, d. h. weit einfacher sey, als man denkt. Wer den grossen Einfluss der Schriftsteller, vorzüglich der staatswirthschaftlichen, auf die öffentlichen Staatshandlungen kennt, kann nur trauern, wenn er sieht, dass diese, theils aus literarischer Eitelkeit, theils, wie gewiss hier der Fall ist, kraft der Liebe, mit der sie ihre Wissenschaft umfassen, unaufhörlich auf die *Erweiterung* ihres Gebiets arbeiten, ohne zu bedenken, wie verderblich diese Tendenz für die gedrückte und gefesselte Menschheit in einem Zeitalter der Hypercultur ist, wo der Geistes-Arbeiter immer mehr werden, und ihre Zahl sich einzig durch Vielherrschen auf Kosten der bürgerlichen Freyheit und des bürgerlichen Wohlstandes erhalten kann.

Es ergiebt sich von selbst, dass nach dem bisher Gesagten, dem Raume dieser Blätter und dem Zweck einer Anzeige gemäss, über die *zweyte* Abtheilung des ersten Bandes sich nicht viel mehr sagen lasse. Nach dem, was wir oben über die Unbestimmtheit des Begriffs der Staatspolicey bemerkt haben, wird man es natürlich finden, dass nicht allein diese ganze voluminöse zweyte Abtheilung ebenfalls sich einzig mit der sogenannten Staatspolicey beschäfftigt, sondern selbst die Gewerbpolicey, die örtliche Policey, und die Policey-Praxis, auf eine *dritte* Abtheilung aussetzt.

Diese *zweyte* Abtheilung enthält zwey Hauptstücke, nämlich: die *Bevölkerungs*-Policey, und die eigentliche *Cultur-Policey*, in strengem Sinne; unter der die Erziehungs-, Lehr- und Bildungs-Policey, die Sitten-Policey, dann die geistliche, Religions- oder Kirchen-Policey begriffen wird. Es ist auch hier durchgängig das nämliche Verdienst in Absicht des empirischen und historischen Theils, und der Literatur; durchgängig der nämliche Mangel an einem festen Princip der wahren Staatswirthschaft. Um diess einigermassen zu beurkunden, verweisen wir auf das, was gleich Anfangs über die Bevölkerungspolicey gesagt wird. So richtig die S. 6 im Eingang des §. 2 vorgetragenen Sätze sind, so unbestimmt und schwankend sind die daraus gezogenen Folgerungen. Es wird nämlich in jenem Eingang zugegeben, das wahre glückliche Verhältniss und Mass der Bevölkerung eines Staats sey dasjenige, welches die möglichst grösste Qualität der *dem Grund und Boden* des Staats abzugewinnenden, daraus zu erzeugenden Nahrung, und das möglichst höchste Verhältniss der die ganze Masse der Bürger hinlänglich befriedigenden Arbeit und Beschäftigung bestimmen und leiten. Nicht zu gedenken, dass nicht *der Grund und Boden* den einzigen Bevölkerungs-Massstab abgiebt, da die Lage eines Staats, z. B. am Meere, an schiffbaren Flüssen u. s. w. an einem fabrikarmen fremden Staate, bedeutenden Einfluss auf den Bevölkerungs-Massstab haben kann: so giebt es überhaupt keinen Massstab der Bevölkerung. So wie Wirkungskreis Nahrung, also Wohlstand Menschen, also Bevölkerung Menschen erzeugt: so hält auch deren Mangel die Bevölkerung in ihren natürlichen Grenzen. Alle Bemühungen, die Bevölkerung zu regeln, sind also eben so unweise, als unmenschlich. Der Mensch strebt nach Wohlstand; wenn er ihn da, wo er geboren wurde, nicht mehr findet, so wandert er aus, sucht ihn anderwärts, und bevölkert andere Gegenden. Uebervölkerung ist also ein Unding, und alle Bestrebungen, der Bevölkerung einen bestimmten Markstein zu setzen, haben nur dazu gedient, und können nur dazu dienen, indem sie in die heiligste Menschenrechte eingreifen, die rein national-ökonomistische Bevölkerung zu hemmen. J—n.

Königsberg, b. Nikolovius: *Staatswirthschaft* von *Christian Jacob Kraus*, öff. Lehrer der praktischen Philos. und der Cameralwissenschaften auf der Königsberger Universität. Nach dessen Tode herausgegeben von *Hans von Auerswald*, geheimen Ober-Finanzrathe, ostpreussischem Kammerpräsidenten, Curator der königshergschen Universität und Ritter des rothen Adlerordens. 1808. I Th. XXXXII u. 280 S. II Th. XXIV u. 264 S. III Th. XXXIV u. 326 S. IV Th. XL u. 351 S. 8. (5 Thlr. 20 Gr.)

Je seltener es ist, in unseren Tagen Männer anzutreffen, welche gleich *Kraus* bey tiefer Gelehrsamkeit und sonstigen trefflichen Geistesanlagen, dennoch die Producte ihres Forschens der Mit- und Nachwelt mitzutheilen Anstand nehmen, und den wenn gleich engeren Kreis einer unmittelbar praktischen Wirksamkeit dem oft eitlem Ruhme vorziehen, als Schriftsteller in der literarischen Welt, sey es auch nur ephemer, zu glänzen: um desto mehr verdienen solche Männer und ihre Werke von den Zeitgenossen bemerkt und gewürdigt zu werden. In mehr als einer Rücksicht ist die Geschichte des Vfs. sehr interessant, denn ihm ward das grosse Glück zu Theil, das den mehrsten theoretischen Gelehrten leider gänzlich versagt ist, nämlich des vertrauten Umgangs mit gebildeten, in hohen Posten stehenden Geschäftsmännern zu geniessen. Gewiss ein unschätzbares Glück, zumal für den staatswissenschaftlichen Gelehrten! Wie manches ist hier nicht, worüber allein die Erfahrung, die Praxis befriedigende Aufschlüsse geben kann! Wie unsicher und schwankend bleibt hier nicht immer auch das consequenteste System, welches keine Rücksicht auf Erfahrung nimmt! Häufigere Verbindungen der Art zwischen Gelehrten von Profession und Geschäftsmännern würden gewiss für beide gleich vortheilhaft werden. Die ersteren würden weniger pedantisch, weniger von der Systemsucht befallen werden, sobald sie die Unzulänglichkeit ihrer noch so schulgerecht aufgebauten Systeme in manchen Fällen eingesehen hätten, die letzteren dagegen würden aufhören mit vornehmthuender Geringschätzung auf die Theoretiker herabzusehen, und sie als Pedanten zu behandeln, von deren Geschwätze

Digitized by Google

man *in praxi* nun einmal keinen Gebrauch machen könne, indem hier die Routine eine ungleich sicherere Führerin abgebe. Sie würden inne werden, dafs Praxis ohne Theorie nur im Dunkeln tappt, dafs nur diese die allgemeinen Gesichtspuncte und Ideen angeben kann, welche den Praktiker bey seiner Thätigkeit leiten, welche er den Umständen und der jedesmaligen Lage der Dinge gemäfs modificirt zu realisiren suchen mufs. So würde endlich der Streit zwischen Theorie und Praxis aufhören, der von beiden Seiten von gleich viel Einseitigkeit und Beschränktheit zeugt.

Das vorliegende Werk, das einzige, welches aufser einigen kleineren Schriften aus der Feder des Vfs. flofs, der nach dem Zeugnisse seines Freundes des Hn. *v. Auerswald*, einen beynah unüberwindlichen Widerwillen gegen das Autorwesen befafs, rechtfertigt vollkommen das Urtheil, welches der Herausg. über ihn fällt. Es beurkundet ihn als einen selbstdenkenden Mann, der die Gegenstände, über welche er schrieb, sich vollkommen zu eigen machte, der damit aber auch zugleich ein an Angstlichkeit grenzendes Bestreben verband, seine Ideen deutlich, jedoch mit Vermeidung alles unnöthigen Wortaufwandes, wiederzugeben, wodurch zuweilen sein Styl dunkel und schwerfällig wird. Die Ordnung, welche der Vf. in seinem Werke befolgt, ist gröfstentheils die von *Adam Smith*, dessen Ideen er auch beynah durchgängig ohne Abweichung folgt. Eben deshalb enthält sich auch Rec. einer weitläuftigeren Anzeige der einzelnen Abschnitte und Capitel, und begnügt sich das Buch denen zu empfehlen, für die es bestimmt ist. P. d. G.

PÄDAGOGIK.

Leipzig, b. Gräff: מורה לבני ברכה oder *Kinderfreund und Lehrer.* Ein Lehr- und Lese-Buch für die Jugend jüdischer Nation und für jeden Liebhaber der hebräischen Sprache. Von *Moses Philippsohn*, Lehrer an der jüdischen Haupt- und Frey-Schule zu Dessau. 1 Th. 1808. 165 S. 8. (14 Gr.)

(Dasselbe Buch auch blofs mit hebräischen Lettern. 14 Gr.)

Eine nützliche Schrift, sowohl wenn wir auf den Gebrauch für die jüdische Jugend, als auf das Interesse sehen, welches der Freund der hebräischen Literatur daran finden wird. Wir betrachten das Buch zuerst in der letzten Beziehung. Der 3 Abschn. enthält *Gedichte*, *Gebete*, *Sittensprüche*, *Erzählungen* und *Fabeln*. Unter dieser Rubrik findet man mehrere hebräische Übersetzungen bekannter deutscher Lieder. Wir wissen nicht, ob sie von Hn. *Ph.* herrühren, oder schon früher vorhanden waren. Diese neuen Übersetzungen der deutschen Gedichte sollen, nach der Vorrede, dazu dienen, „damit die erwachsenen Anfänger erfahren, dafs man die schwersten Gedanken in die an Wörtern so arme Sprache übertragen kann, und damit sie die Kürze, Naivität (Naivetat) und morgenländische Schönheit dieser Sprache kennen lernen, und dadurch Lust zur Erlernung derselben bekommen.“ Rec. glaubt und wünscht, dafs diese Absicht allerdings dadurch erreicht werden könne, und er mufs diese Übersetzung im Allgemeinen für vorzüglich erklären. Nur darf man hier keine buchstäblich treuen Übersetzungen, sondern nur Paraphrasen erwarten, wie dies einige Proben, die wir, wie sie uns der Zufall in die Hände giebt, ausheben, sogleich beweisen werden. Das bekannte Schullied:

Segne, Vater! meinen Fleifs,
Und beglücke mein Bestreben,
Mir zum Heil und dir zum Preis
Weise und gerecht zu leben —

wird S. 34 so paraphrasirt:

בָּרְכֵנִי אָבִי בָּרֵךְ עָמָלִי
הַצְלַח יְגִיעִי וְלֹא אֵלֵךְ לְבַהָלָה
לַעֲשׂוֹת אֵיךְ אֶצְדִּיק מַעֲלִי
לִהְיוֹת לִי לָשׁוּב וְלָךְ לְתִהִלָּה

Jeder Sachkundige sieht von selbst ein, dafs hier der Sinn zwar im Allgemeinen getroffen, aber das eigenthümliche Colorit verwischt sey. Besonders erscheinen die Worte: וְלֹא אֵלֵךְ לְבַהָלָה als ein dem Originale völlig fremder Zusatz. Eben so ist es in dem schönen Liede von *Hölty:*

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab. —

dessen Übersetzung sich S. 36 so anfängt:

בְּנִי שְׁמוֹר אֱמֶת וְרֵעָה אֱמוּנָה
עַד כִּי הוּבַל לִשְׁאוֹל
וּמִן בַּל דֶּרֶךְ נְכוֹנָה
בַּל חֵס וָטֶן וְשָׁמְאוֹל

Eben so ist es S. 42, 47, 51 u. a. St. Die Erzählungen S. 69 ff. sind gröfstentheils aus dem *Midrasch* und *Talmud* genommen, und meist richtig und gut übersetzt. Doch möchten wir S. 87 die Worte: עִם עקש חמתחל nicht durch: „dem Tückevollen sey unversöhnlich“ geben.

Die Abschnitte I, II, IV und V sind dem Unterrichte der jüdischen Jugend gewidmet und im Ganzen beyfallswürdig. Die Vocale werden in *gedehnte* und *geschärfte* eingetheilt, wofür aber die hebräische Terminologie: קטנים und חנוכת גדולים nicht einmal spricht. Die ganze Anweisung ist sehr kurz und erstreckt sich nur aufs Lesen. Dafs יונה S. 7 ohne Weiteres durch *Wirthin*, שדה S. 14 durch: *ein musikalisches Instrument*, und בני S. 15 durch *mein Lied* übersetzt wird, können wir nicht billigen. Die Übungen in dem sogenannten Jüdisch-Deutsch S. 94 ff. sind sehr ausführlich und zweckmäfsig; die vorausgeschickten Erinnerungen aber möchten wohl zu unbefriedigend seyn. Der letzte Abschn. handelt *von der Religion* in folgenden Abtheilungen: Einleitung in die geoffenbarte Religion. Wer ist der Schöpfer der Natur? Was ist Gott? Von der Einheit Gottes. Wo ist Gott? Allweisheit und Güte Gottes. Heiligkeit Gottes. Unsterblichkeit der Seele. Hr. *Ph.* sagt hierüber in der Vorr.: „das *Neueste* hier ist die *alte* Methode, die ich vorgesucht habe.“ Sie bestehet darin, dafs die Beweisstellen des A. T. hebräisch und

Digitized by Google

deutſch angeführt und kurz erklärt und angewendet werden. Der Herausgeber verſpricht in der Fortſetzung dieſer Schrift, deren baldige Erſcheinung von der guten Aufnahme dieſes erſten Theils abhangen ſoll, ſowohl die übrigen Eigenſchaften Gottes, als die übrigen Glaubensartikel und Geſetze der Iſraeliten im weiteren Umfange zu erklären, auch zuletzt ein hebraiſches Wortregiſter mit beygefügter Überſetzung zu liefern. Da Rec. die Zweckmäſsigkeit des Unternehmens ſchon anerkannt hat: ſo liegt hierin zugleich auch der Wunſch, daſs es die verdiente Unterſtützung finden möge. K.

Dilingen, (Dillingen), gedruckt auf Koſten des Vfs. b. Brönner: *Pädagogiſche Reiſe durch Deutſchland.* Von *Joſeph Rockl*, Prof. der Pädagogik, Äſthetik und Geſchichte in Dilingen. Veranlaſst auf allerhöchſten Befehl der bayeriſchen Regierung. Im Jahre 1805. Mit *Salzmanns* Bildniſs. 1808. XII u. 406 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Seit langer Zeit iſt uns auf dem Gebiete der pädagogiſchen Literatur kein ſo klägliches Machwerk vorgekommen, als das vorliegende. Bey einer, auf jeder Seite ſich offenbarenden Armſeligkeit des Geiſtes, und bey einer völligen Unkunde alles deſſen, was zum Weſen guter Schul- und Erziehungs-Anſtalten gehört, äuſsert der Vf. eine bald ins Lächerliche, bald ins Abgeſchmackte fallende Keckheit und Untrüglichkeit im Urtheilen, und ein unverzeihlich indiscretes Betragen gegen verdienſtvolle Männer, die ihn mit zuvorkommender Artigkeit aufgenommen hatten. Von keiner der Lehr- und Erziehungs-Anſtalten, die der Vf. in Salzburg, Wien, Prag, Dresden, Berlin, Deſſau und Halle beſuchte, erfährt man irgend etwas Inſtructives oder Leſenswerthes. Wo noch etwas Gutes vorkommt, da iſt es aus anderen Schriften, groſstentheils *wörtlich* abgeſchrieben. — Der Styl iſt den Sachen völlig analog, ſchwülſtig, pretiös, voller Sprachfehler, und jeden Augenblick die Geſetze der guten Schreibart verletzend. Nicht einmal die Namen der bekannteſten Männer weiſs der Vf. richtig zu ſchreiben, ja von zehn Namen, die er anführt, ſind gewiſs immer neun verſtümmelt. So lernen wir z. B. hier einen *Niemayr*, *Häuſinger*, *Dolze*, *Mäuſel*, *Tyllich*, *Stephens*, *Meierotto* u. ſ. w. kennen. — Wir würden die Langmuth unſerer Leſer miſsbrauchen, und, ganz gegen den Zweck unſeres Inſtituts, der Anzeige gehaltvoller Schriften den Raum beſchränken, wenn wir uns bey der Beurtheilung dieſes elenden Buches länger verweilen, und zu jeder unſerer Behauptungen Belege aufſtellen wollten. Dieſs geſchieht ja wohl in anderen Zeitſchriften. Sollte aber der Vf. die Belege auch von uns wünſchen: ſo ſtehen ſie ihm dutzendweiſe zu Gebote. Übrigens wollen wir Hn. *R.* gern zugeſtehen, daſs er es überall herzlich gut meint; denn er verſichert an verſchiedenen Orten, ganz durchdrungen zu ſeyn von der Wichtigkeit ſeines Berufs, und bey manchen Declamationen über Lehr- und Erziehungs-Kunſt gerath er gewaltig in Feuer. L. Th.

KURZE ANZEIGEN.

Kinderschriften. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Erſtes Buch für Kinder* oder *A B C- und Leſe-Buch* nach den neueſten pädagogiſchen Grundſätzen entworfen von *Ernſt Hold*. Mit 90 ſchwarzen und colorirten Kupfern. 1808. 127 S. 8. (18 Gr.) Nicht nach *neuen*, ſondern nach *den neueſten* pädagogiſchen Grundſätzen hat Hr. *H.*, wie der Titel ausſagt, dieſes Elementarbuch entworfen, und er hielt es daher für überflüſſig, dieſe Grundſätze in einer Vorrede anzugeben. Allein da die neuen, neueren und neueſten Syllabir- und Leſe-Methoden ſo ſchnell auf einander gefolgt ſind, und gegenwärtig noch ſämmtlich, nebſt der alten und uralten, in der Praxis angetroffen werden: ſo mochte wohl Mancher in Zweifel gerathen, welche neueſten Grundſätze hier zu verſtehen ſeyen. Durch dieſe Bemerkung wollen wir jedoch dem Büchlein ſeinen Werth nicht im mindeſten ſchmälern; wir erkennen es vielmehr für ein zweckmäſsig eingerichtetes, mit Fleiſs und Sachkenntniſs ausgearbeitetes Werkchen, das ſich bey jeder Methode mit Nutzen gebrauchen läſst. Der Vf. ſchickt die Buchſtaben nach der gewöhnlichen Folge voraus, und nennt dabey jeden Buchſtaben bey ſeinem Namen. Es ſtehen deutſche und lateiniſche Buchſtaben, letztere in Antiqua- und Curſiv-Schrift, erſtere auch nach den geſchriebenen Zügen, neben einander, ſo wie überhaupt in dem ganzen Buche deutſche und lateiniſche, groſsere und kleinere, Antiqua und Curſiv-Schrift mit einander abwechſelt, ſo daſs der kleine Schüler ſchon frühzeitig Übung findet, verſchiedene Schriftarten zu leſen. Es folgen die Buchſtaben nach ihrer Verwandtſchaft, eben ſo die Sylben, die ein-, zwey- und mehr-ſylbigen Wörter. Der unvermerkte Übergang von den leichteren Sylben zu ſchwereren, bey welchen letzteren immer wieder von den einfachen Lauten ausgegangen wird, z. B. *u, uf, uft, Duft, Grnft; a, ar, arm, armt, harmt, wurmt, ſchwurmt* u. ſ. w., trägt viel zur Erleichterung des Leſenlernens bey. Die Ausſprache von *ch, c, q, x, ph* wird erſt in dem 16 Abſchnitt und zwar durch *Regeln* angegeben: allein die Regel von e iſt zu unbeſtimmt, und nicht *q*, ſondern *qu* lautet wie *ku*; auch der Beyſpiele zu dieſen ſchwereren Buchſtaben ſind verhältniſsmäſsig zu wenig. Nach mehreren Wörtern und einzelnen Satzen werden die Leſezeichen angeführt, die bis dahin in der Rede nicht vorkamen. Alsdann folgen die Erklarungen der Kupfer und Erzählungen. Die letzteren, mit denen einige Fabeln und ein paar Naturbeſchreibungen abwechſeln, ſind nicht alle neu; aber ſie empfehlen ſich den kleinen Leſern durch ihren anziehenden Inhalt und durch eine kindliche Sprache. Die Kupfer ſind, im Ganzen genommen, gut gerathen, nur wünſchten wir, daſs hie und da, wenigſtens auf jedem Blatte, das Verhältniſs der einzelnen Figuren zu einander genauer beobachtet worden ware. Damit ſich jedoch die Käufer nicht durch das lockende Aushangeſchild von *neunzig* ſchwarzen und colorirten Kupfern irre leiten laſſen: ſo bemerken wir, daſs dieſe 90 Kupfer ſich auf 17 Octavblättern befinden, unter denen 12 illuminirte ſind. Die groſseren beziehen ſich auf die Erzählungen, die kleineren (8 auf einer Octavſeite) haben ihre beſonderen Erklarungen, die bisweilen ziemlich unvollſtändig ſind, z. B.: „16) Die *Sage* braucht der Mann, wenn er im Winter nicht auf dem Felde arbeiten kann; 35) die *Zange* braucht der Zimmermann u. a.“ (Das Kind fragt zunächſt: *wozu?*) Oft fehlt die Erklarung ganz, und mitunter in Fällen, wo es dem Kinde ſchwer werden möchte, den Sinn zu errathen. Einige Ausdrücke, z. B. *Muſen*, hätten erläutert, und No. 73 hätte der Name *Phönix* immerhin dazu geſetzt werden können. S. 43 lieſt man: *da Kind* ſt. das Kind; S. 46 ſteht: *der Storch freſſt Fiſche*, zweymal: S. 44 ſteht *Hörnee* ſt. Geweihe; S. 53 die *Hennen* ſt. Hühner.

Xρμ.

Leipzig, b. Fleiſcher d. j.: *Tandeleyen und Scherze für unſere Kinder*, von *J. A. C. Lohr*. Zweytes und letztes Bandchen mit vier Kupfern. (Ohne Jahrzahl.) 158 S. 4. (2 Thlr.) In dieſem zweyten Bandchen ſind ſiebzehn Erzählungen von verſchiedenem Werthe, und wir können unſer günſtiges Urtheil vom erſten Bande (1807, No. 194) nicht ganz auf dieſen zweyten anwenden. In Rückſicht des feinen Papiers, des ſchönen Drucks und der gut gerathenen Kupfer ſteht er indeſſen dem erſten nicht nach. Die Kupfer ſind aber nicht colorirt, wie dieſs beym erſteren Bande der Fall war.

O. m. r.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 APRIL, 1809.

ÖKONOMIE.

1) Leipzig, b. Martini: *Der neue sächsische Bienenmeister.* Eine Zeitschrift, herausgegeben von *Johann Gottfried Lukas*, Schulmeister in Nischwitz bey Wurzen u. s. w. Erstes Bändchen. 1 Stück. 1807. XVI u. 104 S. 2 St. IV u. 138 S. Zweytes Bändchen. 1 St. 1808. XII u. 162 S. 8. (1 Thlr. 10 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Entwurf eines wissenschaftlichen Systems der Bienenzucht.* Von *J. G. Lukas.* Erster Theil. 1808. VI u. 318 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

In No. 1 glaubte Rec. eine Zeitschrift zu finden, bestimmt die Neuigkeiten im Bienenfache von Zeit zu Zeit in zwanglosen Heften bekannt zu machen; allein diese Erwartung wurde für diesmal getäuscht. Der Vf. ist fast durchaus polemisch zu Werke gegangen, besonders gegen den verstorbenen Matuschka, und hat dabey die Grenzen so sehr überschritten, dass man statt der gewünschten Belehrung nur die Äusserungen des Unwillens und der bösen Laune erhält. Die erste Abhandlung des zweyten Heftes ist die einzige wahrhaft lesenswarthe. Desto mehr erwirbt sich das 1 Heft des zweyten Bändchens unseren Beyfall. Es enthält aber bey weitem das Mehreste von fremder Hand. Selbst *Staudtmeister* lieferte Beyträge dazu. I. *Von der Pflege der Bienen im Sommerhalbenjahre.* Vom *Herausgeber.* II. *Ein Gespräch: der junge Wurster und sein Pathe.* Enthält eine Neckerey gegen Wurstern, die ein würdiger Pendant zum ersten Band ist. III. *Schreiben an den Herausg. über den Flug der Bienen auf den rothen Klee.* Von *Homilius.* Lesenswerth. Dazu IV ein anderes *Schreiben* von *M. Mauke*, das sich den Beyfall jedes Forschers versprechen kann. V. *Über den Bienenflug auf den rothen Klee, in Bezug auf vorstehende beide Abhandlungen.* Von *Staudtmeister.* Es wird der seit einiger Zeit zur Sprache gebrachte Gegenstand nach der bekannten Manier des Vfs. beseitiget. VI. *Kurze Beschreibung der erzgebirgischen Bienenzucht.* Von *Homilius.* Der Herausg. hat einige unerhebliche Anmerkungen dazu gemacht. Die Beschreibung verdient ihr Lob. Eine solche Beschreibung muss jedesmal, sowohl für die Gegend, von welcher sie genommen wird, als auch fürs Ganze ihr Gutes haben. Möchte es daher doch recht viele geben, welche, wie *Homilius*, ein Gleiches thäten! VII. *Mein Verfahren mit einem unruhigen Schwarm, der den Wiederauszug drohte.* Von *Staudtmeister.* Ein Fall, der bey Nachschwärmen öfter als bey Vorschwärmen vorkommt. Hr. *St.* brachte einen Schwarm, der eine ganze Woche lang alle Tage kam, bald zurück ging, bald sich anlegte, am 7 Tage, nachdem er in ein von Schilf in Form eines Lagerstockes leicht gemachtes Behältnis eingefangen war, in den Keller, der ganz verfinstert wurde. Er begoss ihn nach und nach mit 3 Gläsern Wasser. Gegen Abend ward der Schwarm ruhig, u. konnte nach seinem Willen mit einem Lagerstocke leichtlich vereiniget werden. Die dabey gemachten Bemerkungen verdienen Beherzigung. So auch VIII. *Hülfe zweyer weiselloser Bienenstöcke*, von *Ebendemselben.* Desgl. IX. *Über mein Mittel gegen den Bienenstich*, von *Ebend.* Man soll das zarte Blatt einer weissen Kohlpflanze auf die verwundete Stelle legen. X. *Was ich aus Erfahrung bey dem Bienenstiche anrathen kann.* Vom *Herausg.* XI. *Mein letzter entscheidender Versuch mit faulbrutigen Bienen u. s. w.* Von *Demselben.* Ist nicht befriedigend. XII und XIII. *Theorie und Kunst, Ableger zu machen.* Von *Dems.* Der Vf. hat uns diese schon mehrmals gelehrt. XIV. *Von der Vereinigung der Schwärme in Lagerstöcken.* Von *Staudtmeister.* XV. *Nachricht von Riems Tode.* Von *Staudtmeister* und *Lukas.* Hr. *St.* erwägt hier die Verdienste *Riem's* um die Bienenzucht mit Wahrheit und Würde, bemerkt aber auch mit wissenschaftlicher Freymüthigkeit dessen Fehler, ohne der Fraundschaft, in welcher beide standen, Abbruch zu thun. XVI. *Kurze Nachrichten.* — Rec. hat von dieser Schrift desshalb eine ausführliche Anzeige gemacht, um die Bienenväter selbst urtheilen zu lassen, worauf sie in der Folge zu rechnen haben. Er wünscht dem Unternehmen Unterstützung, dem Herausg. aber das Talent, seine Gegner auch im Widerspruche zu gewinnen.

In No. 2 wagt der Vf. mit kühnem Muthe ein wissenschaftliches System der Bienenkunde aufzustellen, oder, wie er in der Vorrede sagt, die Bahn dazu zu brechen, wobey er uns ans Herz legt, dass dazu noch mit keinem vernünftigen Gedanken vorgearbeitet sey. Nur die Beobachtung der Natur habe ihn geleitet. Dabey bekennt er aber bescheiden, dass in dieser grossen Werkstatte noch vieles zu beobachten sey, und er erwarte desshalb auch Nachfolger, die einst ihr Ziel weiter als das seinige hinaus stecken können. Da gegenwärtige Schrift eine neue interessante Ansicht der Bienenkunde giebt, die sie zu ihrer endlichen Vervollkommnung bedarf, weil nur durch Betrachtung von mahreren Seiten reine Kenntnisse zu erlangen sind: so halten wir uns für verpflichtet, dabey zu verweilen, und durch Angabe des

Inhalts einen Begriff von des Vfs. Syſtem zu geben. Indeſs iſt es nicht unſere Meinung, dieſe ganze neue Theorie, viel weniger das Einzelne in Schutz zu nehmen oder zu beſtreiten.

Das 1 Bändchen umfaſst den theoretiſchen Theil. Nach einer vorausgeſchickten Einleitung über die Meinungen und Grundſatze bey der Bienenkunde überhaupt, theilt der Vf. den Vortrag in drey Curſus, die er Stufen nennt, ab. Jede derſelben iſt in Abſchnitte getheilt, dieſe wiederum in §§. *Erſte Stufe. Elementarkenntniſſe.* 1 Abſchnitt. *Von den verſchiedenen Gattungen der Bienen in einem Stocke — Mutterbiene, Arbeitsbienen und Drohnen.* Die letzteren ſieht der Vf. als der Natur unweſentlich an, weil ſie weder für die Zeugungsgeſchäfte, noch für ſonſt etwas beſtimmt wären. Er beruft ſich dreiſt auf die Erfahrung, daſs ſie noch Niemand, weder im Stocke noch auſser demſelben, geſchäftig geſehen habe, ob er gleich zugiebt, daſs ſie ſo emſig, wie die viel kleineren Arbeitsbienen, fliegen. Nur den Bienenwirthen gäben ſie nützliche Anzeigen. Denn, ſagt er S. 30, ihr Daſeyn deutet ſo viel an, daſs ein Stock mit vielen Drohnen auch mit dem nothwendigſten Zeugungsgeſchäfte der Arbeitsbienenbrut in gutem Stande ſey, und von ſeinem Honigvorrathe keinen zu verzehren nöthig habe, ſo lange er die Drohnen dulde. So iſt auch die Witterung fruchtbar, und für die Bienen Nahrung im Felde, ſo lange die Drohnen von den Arbeitsbienen nicht gebiſſen werden. Man kann auch durch die Drohnen beurtheilen, in welchem Verhältniſſe die Stöcke zu einander ſtehen, z. B. wie weit einer in ſeinem Zeugungsgeſchafte vorgerückt oder zurück ſey. Wenn ſich bey einem Bienenſtocke noch keine Drohnen ſehen laſſen: ſo zehrt er noch von ſeinem Vorrathe, obgleich ein anderer ſchon längſt Honig einſammelt. Es giebt zwar viele Meinungen über den Zweck der Drohnen und ihre Beſtimmung von der Natur; aber man kennt ihn noch nicht aus natürlichen Gründen. Sie ſcheinen das Product von der bis zum Übermaſse geſtiegenen Zeugungskraft zu ſeyn, ſo wie der Honig und der Wachstafelnbau im Gegentheil das Übermaſs von Productionskraft iſt. Wie nun beide Kräfte mit einander ſteigen und fallen: eben ſo ſteigen und fallen auch Drohnen und Honig, als ihre Erzeugniſſe. Folglich müſſen Drohnen auch wegen des Honigerzeugniſſes hauptſächlich da ſeyn, wir mögen nun ihr Geſchäft beſtimmen können oder nicht. 2 Abſchn. *Von den Sinnen der Bienen.* Enthält manches Treffende. 3 Abſchnitt. *Von dem natürlichen Bedürfniſſe der Bienen, in einer Wohnung zu leben.* Sowohl ihr weicher Körper, als ihr Product bedürfen Schutz gegen ſchädliche Einflüſſe der äuſseren Natur und gegen Nachſtellungen ihrer Feinde. 4 Abſch. *Von den Eigenſchaften der Bienen, ihre Wohnungen zu bewachen und ſich zu vertheidigen.* 5 Abſchn. *Von den Dingen, welche die Bienen lieben und leiden, und welche ſie im Gegentheil verabſcheuen und fliehen.* Der Vf. entwickelt hier den Begriff, wie man die Liebe der Bienen zu etwas und im Gegentheil die Abneigung zu verſtehen habe, recht gut, und macht beide zu einem Naturtriebe, der dem Menſchen nicht anzupaſſen ſey, weil die freye Willkühr, die der Menſch in einem vorzüglich hohen Grade hat, den Bienen fehle. — Die Bienen gewöhnen ſich ſogar an Dinge, die ſie ſonſt nicht gut leiden können, z. B. ſchwarze Farbe — ſchonen ihren Wärter bis auf einen gewiſſen Grad der Reizung. Mit Recht rügt der Vf. die Meinung derer, welche den Bienen eine Handlungsweiſe zuſchreiben, wie ſie der Menſch hat — denn dadurch wird man zu irrigen Vorſtellungen verleitet. „Anſtatt, daſs wir von Liebe und Abſcheu, von Leiden und Fliehen reden, ſo ſollte man vielmehr von beſtimmten Kräften und Geſetzen der Natur handeln. Nur durch die Sinnen wird auf die Bienen gewirkt, daher müſſen ſie manches angenehm und manches widerlich finden, nicht als ob in ihnen angenehme und widrige Vorſtellungen erregt werden könnten, denn dieſe ſind mit dem Bewuſstſeyn verknüpft, welches man den Thieren (im Allgemeinen wohl gegen die Erfahrung) abſpricht." So ſollen die Bienen S. 62 beym Berühren mancher Gegenſtände, als Ameiſen, Horniſſe, Haare, Federn u. ſ. f. convulſiviſche Zufalle davon bekommen, und die Stellen von Mauſen angefreſſener Honigtafeln Jahrelang nicht wieder berühren, ſelbſt die Wohnungen deſshalb verlaſſen. Da man nach dem 6 Abſchn., welcher *von der Neigung der Bienen und ihrer Ausartung* handelt, ihnen im eigentlichen Verſtande keine Neigungen, Triebe und Begierden beylegen kann, weil ſie keine moraliſchen Weſen ſind: ſo bedient man ſich ſolcher Ausdrücke nur als uneigentlicher Redensarten, um die verſchiedenen Naturkrafte und Geſetze nach dem Unterſchiede der verſchiedenen Grade ihrer Wirkſamkeit zu bezeichnen. So können die Naturkräfte nicht zu allen Zeiten alle in Bewegung ſeyn, ſondern müſſen erregt werden. So denken wir uns die Anregung der Bienen, Honig zu ſammeln, als eine Neigung. Es müſſen ſich zu dieſer Anregung äuſsere Verhältniſſe vereinigen. Treten aber dieſe nicht alle ein, welche als Bedingungen dieſe Kraft erregen und beſtimmen: ſo fliegen die Bienen dennoch nicht aus, um Honig aufzuſuchen, wenn ſie auch wirklich ausfliegen könnten. Der Hunger kann ſie nicht, wie andere Thiere, zum Ausfluge nöthigen. Der 7 Abſchnitt handelt *von dem Ausfluge der Bienen.* Es haben zwar die Bienenväter bey dem Ausfluge der B. einen Unterſchied bemerkt; aber dieſs Wiſſen iſt ohne deutliche Erkenntniſs geblieben. Er zeigt ſich von dreyerley Art, als *völlig unbeſtimmter Ausflug*, welcher Statt findet, wenn die Arbeitsbienen keine Mutterbiene noch Brut von derſelben haben, wenn ſie, wie im Frühlinge und im Herbſte der Fall am meiſten eintritt, kraftlos aus Mangel an Nahrung ſind, entweder wenn es dem Stocke daran fehlt, oder auf der Weide keine zu finden iſt. Der *unvollkommene Ausflug* zeigt ſich, wenn die B. noch keine beſtimmte Richtung haben, wie im Frühjahre die erſten Ausflüge bey allen Stocken ſind. Schlechte Stöcke be-

Digitized by Google

halten ihm lange; gute, bis Blumen genug da sind. Der *vollkommene Ausflug* ist dann, wenn alle Bienen beym Aus- und Ein-Fluge in gerader und schneller Bewegung ab- und zufliegen, keine langen und wiederholten Kreise in der Luft machen. 8 Abschnitt. Das Vorspiel ist ein besonderer Ausflug der Bienen und rührt von einer subjectiven Bestimmung her, welche die Organisation zum Zweck hat. Sie sind gemeiniglich die Anfange zu Schwärmen. Die Meinung mancher Gelehrten, als bewirkten solche nur junge Bienen, um sich im Fluge zu üben, hat der Vf. widerlegt. 9 Abschn. *Von dem Geschäfte der Production und Reproduction.* Die Bienen finden auf der Weide nur Stoff, Pflanzensafte und Blumenstaub. Für den Ersteren haben sie in ihrem Leibe eine Honigblase, und den Letzteren tragen sie an den Hinterfüssen heim. Honig und Wachs ist im eigentlichen Verstande nur ein Product der absoluten Natur der Bienen; denn weder einzelne, noch mutterlose Bienen können Honig und Wachs erzeugen. Der Vf. bestreitet hier die verschiedenen Meinungen der Gelehrten. 10 Abschn. *Von der Bauart und Stellung der Wachstafeln.* Unter Ersterer versteht man die Art und Weise, wie die Bienen ihre Wachstafeln und Zellen bauen; Letztere bedingt die Ordnung derselben. Hier hatte der Vf. mehr sagen sollen, weil dieser Punct sein System sehr nahe angeht. Seine Gegner werden diese Schwäche benutzen. — Es giebt Bruttafeln, Honigtafeln, Arbeitsbienenbrut und Drohnenbrut. 11 Abschn. *Von der Erzeugung der Brut.* Obgleich die Kraft zur Zeugung der Brut in der Natur der Bienen die stärkste ist: so vermindert oder verliert sie sich mit der Tracht gänzlich. Erst erscheinen die Arbeitsbienen, dann die Drohnen und endlich die Mutterbiene. Ein guter Bienenstock hat vom Frühjahre bis in den spaten Herbst Brut zu Arbeitsbienen. Diese bewirken die Arbeitsbienen in Gemeinschaft mit der Mutterbiene, und so kann man dies die wahre Brut nennen. Ist aber die Mutterbiene weg oder unfruchtbar: alsdann sollen sich gemeine Mütter befruchten, dass sie Eyer in die Zellen legen, und dies kann als falsche Brut angesehen werden. Hier hat der Vf. wohl ohne zureichenden Grund bemerkt, dass auf diesen Fall nur Drohnen entstünden, welche denjenigen, die in gesunden Stücken erzeugt sind, nur in der Gestalt ähnlich wären. Man nennt diese Brut auch Buckelbrut, weil die Deckel der Zellen erhaben erscheinen. 12 Abschn. *Von der Vermehrung und Verstärkung der Bienen durch die Brut* Beide unterscheiden sich durch den Begriff zwischen Verstärkung und Zeugungskraft. Diese geht der Kraft zur Vermehrung und Verstärkung voraus. Sie bestimmt sich allemal aus dem Producte der Ersteren. Der Grund dieser Bestimmung aber ist Nahrung und Wärme, und also von den Einflüssen der äuseren Natur abhangig. Es giebt dabey sehr viele Verhältnisse, welche einem Bienenvater von besonderer Wichtigkeit sind. 13 Abschn. *Von der Fortpflanzung der Bienen durch das Schwärmen.* Da der Vf. den Bienenstock als Einheit nimmt: so ist nach ihm das Schwärmen eben das, was bey anderen Thieren die Geburt ist. 14 Abschn. *Von der Verminderung und Abnahme der Bienen.* Beides sind verschiedene Begriffe. Die Verminderung bewirkt die Natur der Bienen zu seiner Zeit eben so wohl, als sie die Vermehrung bewirkte. Die Abnahme aber ist zufällig, und kömmt von äuseren Ursachen her. Es wird bewiesen, dass jene aus eigenem Antriebe der Natur der Bienen geschehen muss, wo nach den Gesetzen der organisirte Körper bis auf seine wesentlichen und nothwendigen Glieder wieder eingeschränkt werden soll. Wenn aber äusere Ursachen gedacht werden müssen, wodurch die Bienen weniger werden: so ist das mehr als Verminderung, es ist Abnahme, die in der Natur nicht seyn soll. Die Kalte des Winters, das Thauwetter, plotzliche Veränderung der Luft, Localumstände, die mannichfaltigen Feinde der Bienen bewirken die, den Bienenvätern allemal Verlust bringende Abnahme. 15 Abschn. *Von der Stärke und Schwäche der Bienen.* 16 Abschn. *Von der Mutterlosigkeit und anderen Krankheiten.*

Die *zweyte Stufe* befasst sich mit den *gelehrten physikalischen Kenntnissen*, d. i. welche die Elementarkenntnisse erweitern, begründen und mit einander fester verbinden. 1 Abschn. *Von einigen körperlichen Theilen der Bienen als bestimmten Kennzeichen der verschiedenen Gattungen.* Sie sind zur genaueren Kenntnis der Bienen nöthig, und werden durch anatomische und chemische Zerlegung erlangt. 2 Abschn. *Von der Organisation.* Diese ist in der neuen Theorie wesentlich, und vom Vf. gut auseinander gesetzt. Ein Bienenschwarm, als Bienenschwarm genommen, ist nach ihm ein organisirter Körper, d. i. die sämmtlichen dazu gehörigen Bienen müssen als eine Einheit betrachtet werden. Jede einzelne Biene ist in der absoluten Totalität ein bestimmtes Organ von dem absoluten Bienenkorper, versehen mit Lebenskraft durch das absolute Leben des Bienenkorpers. Ihr Körper und Leben sind aber nicht absolut, weil sie im isolirten Zustande nicht organisiren, produciren, zeugen und überhaupt ihre individuelle Natur den schädlichen Einwirkungen der äuseren Natur nicht widerstehen können. Der individuelle Körper und sein Leben sind nur in so fern als absolut zu betrachten, als sie in Verbindung aller übrigen Organe in ihrer bestimmten Reihe stehen. So wie jede Biene ein Organ ist, so sind mehrere, zu gewissen einzelnen Geschäften bestimmt, ein Glied, alle in bestimmte Ordnung verbunden, ein Organismus. Das Ganze ist für unsere Betrachtung ein System. Der 3 Abschn., *vom Organismus der Bienen*, ist fast zu gelehrt gerathen. 4 Abschn. *Von den Spuren der absoluten Productivität.* 5 Abschn. *Von der verschiedenen Wirksamkeit der Productionskraft überhaupt und ihren Abwechselungen.* 6 Abschn. *Von den natürlichen Kunsttrieben der Bienen.* Der von den Naturforschern angenommene Kunsttrieb, welcher von uralten Zeiten her so viel Beyfall erhalten hat, wird vom Vf. für nichts anderes angesehen als eine unbehülfliche Krücke. Die regelmässige Form der

Digitized by Google

Zellen ist ein Gebilde, wie es die Natur überall zeigt, z. B. in den Schneeflocken. Die Bienen kommen nicht anders zum Scheine der Vernunft als vermittelst der Sensibilität, die in Irritabilität und zuletzt in Bildungstrieb übergeht, wenn sich ihre organische Natur durch die anorganische bestimmt hat, und organisiren kann. 7 Abschn. *Von den sogenannten Kunstproducten und ihren Bestandtheilen.* 8 Abschn. *Von der Zeugungskraft.* 9 Abschn. *Von den Erkenntnissgründen zur Geschlechtslehre.* Blofs das Ansehen *Reaumurs* ist die Ursache, warum man in diesem Puncte so lange Irrthümer beybehielt, und in der Wissenschaft nicht fortschritt. *Bonnet* ist der einzige, welcher Reaumürn der Übereilung für fähig hielt. Die Zeugungskraft nimmt ihren Ursprung in der absoluten Productivität, und ist ein Zweig der Productionskraft überhaupt. Welcher Mensch, fragt der Vf. S. 215, kann bey gesunder Vernunft von den Bienen eine individuelle Paarung nach Art der Fliegen und anderer Insecten sich vorstellen, wenn er nicht das Vorurtheil hat, als lebten die Bienen nur auf eine gesellschaftliche Weise zusammen? welches ja aber schon durch den blofsen Augenschein zu widerlegen ist. Nur durch die thierische Wärme werden sie alle fruchtbar gemacht. Die Meinung, dafs sich zwey Bienen mit einander begatten können, läuft deshalb wider die gesunde Vernunft, weil sie, einzeln betrachtet, keine absolute Natur haben, als welche sie im isolirten Zustande leben, produciren und zeugen könnten. Den zur Zeugung erfoderlichen Befruchtungsact kann man sich nicht als eine individuelle Paarung einzelner Geschlechter vorstellen, weil ein solcher Begriff dem Begriffe der Organisation zuwider läuft. Die Bienen machen daher im Verhältnifs zu anderen Insecten, welche sonst den Bienen sehr nahe stehen, eine Ausnahme, da die ganze Einrichtung ihrer Natur von allen eine solche Ausnahme ist, die ihres Gleichen auch weiter nicht hat. 10 Abschn. *Von den Eyer legenden Müttern.* Die Mutterbiene ist unter allen Bienen die fruchtbarste, macht mit dem Eyerlegen in dem Zeugungsgeschäft den Anfang und auch das Ende. Die Fruchtbarkeit der Drohnenmütter dagegen zusammen genommen, ist nur geringe, und entwickelt sich dann nur, wenn der Organismus innerlich durch das Zeugungsgeschäft, und äufserlich durch das Productionsgeschäft, zu einer gewissen Stufe der Vollkommenheit gelangt ist. Bis zu dieser ist der Bildungstrieb nur allein auf die Mutterbiene eingeschränkt, und keine weibliche Arbeitsbiene wird organisirt und fruchtbar gemacht, weil sich die Natur durch die Bildungskraft zu einer höheren Stufe der Ausbildung noch nicht erhoben und bestimmt hat. 11 Abschn. *Von den verschiedenen Perioden der Zeit zur Ausbildung der Brut.* Die ursprünglichen Actionen der Zeugungskraft können wir nicht beobachten, sondern nur bemerken, dafs eine kurze Zeit dazu gehört, binnen welcher das Ey, als Product derselben, seine Vollkommenheit erreicht. Das Ey liegt drey Tage in der Zelle, und es gehet eine kleine Made aus demselben hervor, welche höchstens den 7ten Tag die Zelle füllt, wo die Bienen solche alsdann mit einem Deckel verschliefsen, den die junge Biene ohngefahr den 11ten Tag durchbeifst und auslauft. 12 Abschn. *Von den verschiedenen Sphären der Brut, worin sie ihre Ausbildung erhält.* 13 Abschn. *Von den Lehren über das Geschlecht der Eyer und Maden.* Diese Lehre, worüber in unseren Bienen-Büchern so viel geschrieben worden, ist ohne Grund und widernatürlich, weil weder das Ey, noch die Made auf derjenigen Bildungsstufe stehen, wo die Producte nach entgegen gerichteten Tendenzen erst ausgebildet werden, dafs mit Grund das Geschlecht durch eine besondere Eigenschaft zu erkennen seyn sollte. 14 Abschn. *Von der Gestalt einer Made und der in der Metamorphose aus ihr hervorgehenden neuen Gestalt einer Nymphe.* 15 Abschn. *Von der Vergleichung der verschiedenen Revolutionen.*

Die *dritte Stufe*, von den *wissenschaftlichen Kenntnissen.* Hiebey darf man sich nicht denken, dafs diese hier vorgetragene wissenschaftliche Kenntnifs zunächst auf die Bienen gehe, sondern es ist mehr ein langweiliges Räsonnement über das Erlangen der Kenntnisse überhaupt.

Rec. glaubt durch die Angabe des Wesentlichen, das in diesem nützlichen Buche enthalten ist, theils eine Übersicht der hier aufgestellten Theorie gegeben, theils Sachkenner angeregt zu haben, dieselbe ihrer unparteyischen Beurtheilung zum Nutz und Frommen der Bienenkunde zu unterwerfen. Möchte es deren doch recht viele geben, welche ihre Erfahrungen und Prüfungen mit dieser neuen Theorie verglichen, damit es endlich gelänge, in die Bienenwissenschaft, für die dem Scheine nach schon so viel gearbeitet worden, Wahrheit zu bringen! Dem zweyten, als praktischen, Theile sehen wir erwartungsvoll entgegen.

J. P.

KURZE ANZEIGEN.

Ökonomie. *Leipzig*, b. Fleischer: *Bienenkatechismus für das Landvolk.* Von *J. L. Christ.* Mit 1 verb. Kpf. 3te stark verm. und verb. Auflage. 1807. VI u. 210 S. 8. (9 Gr.) Ein schon so bekanntes Bienenbuch, wie das vorliegende, bedarf keiner weitläuftigen Beurtheilung. Dafs diese neue Aufl. beträchtliche Vorzüge vor den vorigen habe, versteht sich von selbst, da der Vf. seinen Schriften immer mehr Vollkommenheit zu geben bemühet ist. Ob er gleich der Magazin-Bienenzucht überall das Wort redet: so läfst er doch auch die Freunde der strohernen Halbkörbe und der einfachen Strohkörbe nicht ohne Belehrung und Rath. Auch verdient er über das gehört zu werden, was er über Weifellefigkeit, Reserve-königinnen, Bienenräuberey u. s. w. sagt, Das Ganze ist in 6 Cap. abgetheilt, und enthält 223 Fragen in der bekannten *Christischen Manier.* Ein vollständiges Register erleichtert den Gebrauch des Buches nicht wenig. — sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 APRIL, 1809.

MATHEMATIK.

BERLIN, in der Realſchulbuchhandlung: *Handbuch der Statik feſter Körper, mit vorzüglicher Rückſicht auf ihre Anwendung in der Architektur.* Aufgeſetzt von *J. A. Eytelwein*, kön. preuſſ. geh. Oberbaurathe etc. 1808. Erſter Band, mit 10 Kupf. 384 S. Zweyter Band, mit 7 Kupf. 424 S. Dritter Band, mit 5 Kupf. 198 S. gr. 8. (7 Rthlr. 12 gr.)

Die Statik der feſten Körper iſt jedem Baumeiſter unentbehrlich, der in ſeinem Fach mit Einſicht zu Werke gehen, und ſeine Anſtalten nicht aufs Gerathewohl treffen will. Nichts deſto weniger mangelte es bisher an einem zweckmäſsigen Handbuche, worin ihre Anwendung auf die bey der Baukunſt vorkommenden Fälle gezeigt, und zu ihrer Berechnung hinreichende Anleitung gegeben wäre. Dieſem Mangel hat der Vf. des vorliegenden Handbuchs abzuhelfen geſucht, und das Hauptſächlichſte aus der Statik feſter Körper mit gewohnter Gründlichkeit abgehandelt; auch wird von ihm die Anwendung derſelben auf die am häufigſten vorkommenden Gegenſtände der bürgerlichen Baukunſt ſehr treffend gezeigt, ſo daſs ſein Werk jedem Architekten gewiſs eine ſehr willkommene Erſcheinung iſt.

Um das Buch deſto brauchbarer für Anfänger zu machen, hat der Vf. alle Lehren der Statik, wo dieſs nur möglich war, ohne höhere Analyſis vorzutragen ſich beſtrebt, wo es aber unthunlich blieb, die Darſtellung durch die möglichſte Deutlichkeit erleichtert, und bey jeder Integralformel auf *Pasquichs Analyſis* mit Bezeichnung der Stelle hingewieſen, wo man den Beweis der Elementarlehren zu ſuchen hat; übrigens die ſchwierigern Unterſuchungen mit Sternchen bezeichnet, damit der Anfänger dieſe Stellen ſo lange überſchlagen könne, bis er die Statik in dem ganzen hier vorkommenden Umfang zu erlernen ſich geſchickt gemacht hat. Die Kenntniſs der Analyſis endlicher Gröſsen, und der Lehre von den Kegelſchnitten, iſt jedoch vorausgeſetzt, übrigens in dem Buch alles mit hinlänglicher Vollſtändigkeit ausgeführt, und allenthalben ſehr ſchicklich die Mittelſtraſse zwiſchen ermüdender Weitſchweifigkeit und zu groſser Kürze, wodurch der Vortrag undeutlich wird, beobachtet. — Dieſs im Allgemeinen. Rec. geht nun zur näheren Anzeige des Inhalts über.

In der *Einleitung zum erſten Bande* werden die Grundbegriffe von Kraft, Widerſtand, Druck u. ſ. w. erklärt, und feſtgeſetzt, was man unter *Statik* zu verſtehen habe. Um die Statik feſter Körper von der Statik der flüſſigen zu unterſcheiden, nennt ſie der Vf. S. 3 *Geoſtatik*. Dieſer Name will Rec. nicht gefallen, weil hier von keinem Gleichgewicht der Erde die Rede iſt; er würde dafür lieber *Stereoſtatik* wählen, wenn man durchaus eine Benennung zum Unterſchied von Hydroſtatik haben, und nicht mehr, wie es bisher gewöhnlich war, unter dem bloſsen Wort *Statik* die Lehre vom Gleichgewicht *feſter* Körper verſtehen wollte. Der Vf. warnt übrigens in der Einleitung mit Recht vor der Verwechslung der wiſſenſchaftlichen Begriffe: *Schwere* und *Gewicht*, ob ſie gleich im gemeinen Leben als einerley geltend gebraucht werden. Doch hält Rec. nicht dafür, daſs man ſtatt *ſchwerer* beſſer *gewichtiger* ſage, da dieſs Wort nicht gebräuchlich iſt. Er glaubt überhaupt nicht, daſs es hier der Einführung eines neuen Wortes bedürfe. Man braucht ja, um das Wort ſchwerer zu vermeiden, nur zu ſagen: der Körper wiegt mehr, oder er hat mehr Gewicht.

Im *erſten* Capitel, welches *die Grundlehren der Statik* enthält, oder vom Gleichgewicht mehrerer Kräfte, die auf einen Punct wirken, handelt, wird der Lehrſatz vom Parallelogramm der Kräfte ohne Beyhülfe des Hebels auf eine neue und einfachere Art erwieſen. Rec. gefallt die Darſtellung im Ganzen wohl; aber wenn es §. 9 heiſst: „Mehrere Kräfte, welche nach verſchiedenen Richtungen auf einen Punct wirken, halten den Punct in Ruhe, wenn ſie im Gleichgewicht ſind. Wäre kein Gleichgewicht vorhanden: ſo muſs ſich der Punct bewegen, und er kann ſich nur nach einer Richtung bewegen;" hierauf aber ſogleich §. 10 geſagt wird: „Zwey Kräfte, die nach verſchiedenen Richtungen auf einen Punct wirken, können einander nicht im Gleichgewicht erhalten, weil keine Kraft den Druck der anderen völlig aufhebt, es muſs daher von beiden Kräften ein Druck nach einer gewiſſen Richtung entſtehen": ſo ſcheint hiebey die Folge, woraus die mittlere Richtung der Kräfte abgeleitet wird, wie auch der Satz, daſs bey ſchiefer Richtung keine Kraft den Druck der anderen völlig aufhebt, aus §. 5 nicht begründet genug. Der Mangel lieſse ſich jedoch leicht ergänzen. Übrigens glaubt Rec., der Beweis vom Parallelogramm der Kräfte laſſe ſich noch einfacher führen, als hier geſchehen iſt. Folgendes mag zur Probe ſeine Darſtellung für zwey Kräfte andeuten, die Ausführung gehört nicht hieher. Ein Punct werde von zwey Kräften, deren Richtungen zwar verſchieden ſind, jedoch in einer Ebene liegen, ge-

Digitized by Google

drückt. Man zeichne einen Winkel der Richtung der Kräfte gleich, und drücke die Gröfse derfelben durch die Länge der ihn begrenzenden Linien aus; fo ift klar, weil die Kräfte im Scheitel des Winkels auf einen einzigen Punct drücken, folglich der Druck von beiden fich hier vereinigen mufs: fo kann diefe zufammengefetzte Kraft hier nicht anders, wie eine einzige, wirken. Man drücke daher auch fie durch eine Linie aus, die man von willkührlicher Richtung und Länge zeichnet. Soll nun diefer Kraft eine andere das Gleichgewicht halten: fo mufs fie von eben der Gröfse und ihr gerade entgegengefetzt feyn, oder auf fie ftofsen. Denn nur auf diefe Art wird es verhindert, dafs eine der anderen ausweichen kann. Kräfte aber, die einander ausweichen können, heben fich in diefem Falle nie ganz auf. Stellt man nun die der vorigen gerade entgegengefetzte und gleiche Kraft wiederum durch eine Linie dar: fo mufs fie die erftere vollkommen decken, und es ift einleuchtend, dafs fich diefelbe nur dann, und auf keine andere Art, wiederum in zwey von eben der Gröfse und den beiden erfteren entgegengefetzter Lage zerlegen laffen wird, wenn fie beym Aufeinanderftofsen auf diefe erfteren mit ihnen ein Parallelogramm bilden, deffen Diagonale die in den Scheiteln der gegenüberftehenden Winkel vereinte Kraft darftellt. — Rec. weifs übrigens fehr wohl, dafs der Beweis vom Parallelogramm der Kräfte ohne Beyhülfe des Hebels feine grofsen Schwierigkeiten hat. Aufser den im §. 17 angeführten *Bernoulli, Lambert, d'Alembert* und *de la Place*, die fich damit befchäftigt haben, hat kürzlich Hr. Major und Prof. *Manuel Pedro de Mello* zu Coimbra, auf Veranlaffung der königl. dänifch. Gefellfchaft der Wiffenfchaften zu Kopenhagen, welche den Beweis des Parallelogramms der Kräfte, aus den erften und einfachften Grundfätzen der Bewegung abgeleitet, zur Preisfrage machte, unter 13 Concurrenten den Preis erhalten. (S. *Gilberts Annalen der Phyfik* 29ften Bnds. 3tes Stück. S. 350.) Das 2 Cap. handelt *vom Gleichgewichte mehrerer Kräfte, welche auf einen einzigen Punct wirken, oder vom Hebel und der Drehungsaxe.* Hier wird die Lehre vom Hebel aus dem Parallelogramm der Kräfte abgeleitet, und der *Carteffanifche* Grundfatz nebft dem von der virtuellen Gefchwindigkeit erwiefen. *Ide* in feinem *Syftem der Mechanik* (Vorrede S. XII) glaubte nicht, dafs man den letzteren unter den erfteren Sätzen der Statik gleich Anfangs mit Nutzen aufftellen könne. Hr. E. aber hat durch feine lichtvolle Darftellung gezeigt, dafs man diefes allerdings könne; ja, er hat fogar in der Folge Anwendungen davon gemacht, ohne einmal des Infinitefimal-Calculs fich zu bedienen, worin die vollkommenfte Klarheit herrfcht. — Das 3 Cap. handelt *vom eigenthümlichen Gewicht der Körper*, und enthält eine fehr vollftändige Tafel davon. Im 4 Cap. wird der *Schwerpunct* betrachtet, und ausführliche Anleitung gegeben, ihn fowohl für Linien, als Flächen, Körper und Oberflächen der Körper von regelmäfsiger und unregelmäfsiger Geftalt zu finden. Beym §. 126 erinnert Rec.: Die Abfchnittsfläche der Parabel A'B'C'A' Fig. 71 ift eigentlich nicht $= \frac{2}{3}$ A'K.B'I, fondern $= \frac{2}{3}$ A'K.C'K $- \frac{1}{3}$ A'K.C'K $= \frac{1}{3}$ A'K.C'K. Diefer Werth ift um etwas Weniges gröfser, als der von Hn. E. angegebene, welcher aber darum meiftens den Vorzug verdient, weil die Krümmung A'B'C' für eine Parabel gemeiniglich etwas zu flach ift. Die erfte Idee zu der im §. 126 gelehrten Methode, den Schwerpunct einer jeden von einer krummen Linie begrenzten Fläche zu beftimmen, wenn auch das Gefetz, nach welchem die Curve geftaltet ift, unbekannt wäre, gab nicht *Chapmann*, wie in der Anmerkung zu §. 127 gefagt wird, fondern *Thomas Simpfon*, ein Engländer, der durch mehrere fcharffinnige mathematifche Unterfuchungen berühmt ift. *Chapmann* und *Don Juan* in ihren Werken *sur la conftruction des vaiffeaux* haben nur Gebrauch von *Simpfons* Verfahren gemacht. Es kann übrigens auch bey auswärts gehenden Winkeln und Curven, die der Axe die erhabene Seite zukehren, angewendet werden, wo die Parabelflächen alsdann nur vom Inhalt des Trapezes abgezogen werden dürfen, wovon aber Hr. E. nichts erinnert hat. — Bey §. 152 hätte noch angemerkt werden können, dafs, wenn fich der Körper in zwey ähnliche Hälften theilen läfst, man nur nöthig habe, den Schwerpunct derjenigen Fläche zu berechnen, wodurch der Körper in zwey ähnliche Hälften gefchnitten wird. Im 5 Cap. wird die *Stabilität der Körper auf wagerechtem Boden* unterfucht. Bey §. 161 ift die Figur fo gezeichnet, als ob die Auflöfung der Frage mit Hülfe des Kraftenparallelogramms gefchehen follte: das ift aber der Fall nicht; auch braucht man, um die Darftellung deutlicher zu machen, nur zu fagen: wenn die Kraft, welche den Körper umftürzen foll $= S$, das Gewicht deffelben aber $= Q$ ift: fo mufs S multiplicirt mit der Schwerpunctshohe das Moment der Kraft feyn, welche den Umfturz bewirkt, und Q multiplicirt mit der horizontalen Weite bis zum Loth aus dem Schwerpunct, das Moment, welches diefer Kraft widerfteht. Bey §. 165 hätte bemerkt werden können, dafs, weil fich $S' = \frac{3B(b+B)^2}{4(2b+B)}$ LG auf den Ausdruck $S' = \frac{3}{4}B\left(B + \frac{b^2}{B+2b}\right)$ LG bringen läfst, S' mit b zugleich wächft und abnimmt, woraus alfo der wichtige Satz folgt, dafs von zwey fenkrechten Trapezien von einerley Grundfläche das die gröfste Stabilität hat, welches oben breiter ift, und eine gleichdicke Mauer auf eben der Grundfläche feffer fteht als eine andere, die nach oben zu fchmäler ift. Im 6 Cap. wird die Lehre *von der Rolle und dem materiellen Hebel* vorgetragen; im 7 *von der Wage*, im 8 *von der Reibung* gehandelt. Unbefchadet der Deutlichkeit hätte das 8 Capitel dem 6ten und 7ten vorangehen können; alsdann würde bey der Rolle, dem Schubkarren §. 176 und der Wage §. 178 der Einflufs der Friction mit haben betrachtet werden können, und hiedurch die Unterfuchungen für die Ausübung

Digitized By Google

brauchbarer geworden seyn. Das 8 *Cap.* handelt *von der schiefen Ebene, dem Keil und der Schraube.* In §. 202 S. 253 scheint die Bemerkung, dass alle Kräfte, welche zwischen V und V' fallen, die Last in Ruhe erhalten, entbehrlich. Denn es versteht sich von selbst, dass die Kraft, welche eine Last zu erheben im Stande ist, auch gross genug seyn müsse, um eben diese Last in Ruhe zu erhalten. — Die §§. 203 bis 209 enthalten musterhafte Darstellungen, um die Übereinstimmung der Lehre vom Parallelogramm der Kräfte, vom Hebel und von der virtuellen Geschwindigkeit zu übersehen. Von letzterer allein ist noch weiter eine schöne Anwendung §. 214 gemacht. Im 9 *Cap.* wird *vom Rad an der Welle* gehandelt und §. 230 die Aufgabe: an einem Haspel die Kraft zu finden, welche mit der Last und Reibung an den Zapfen in den Pfannen das Gleichgewicht hält, nach aller Schärfe aufgelöst, auch jede Veränderung des Zuges von Kraft und Last, wie nicht weniger der nach der Richtung dieses Zuges sich abändernde Druck der Zapfen auf die Pfannen genau berechnet, und gezeigt, was jede Veränderung in der Richtung des Zuges, auch die Voraussetzung anderer Lehrbücher, der Druck der Zapfen wirke beständig vertical unterwärts, für einen Unterschied in den Resultaten giebt. — Das 10 *Cap. vom Räderwerk und der Gestalt der Zähne, Kämme und Daumen*, ist ausführlich, dabey vorzüglich schön ausgearbeitet, und giebt sehr deutliche und praktische Anleitung zur richtigen Verfertigung der Zähne und Kämme. Nur wird hier sogleich vorausgesetzt, dass die Epicykloide diejenige Linie sey, welche unter allen die beste Gestalt der Zähne, Triebstöcke und Kämme gebe, ohne dieses vorher zu erweisen. Zwar wird §. 246, bey Erwähnung der besten Gestalt derselben, auf den Anhang verwiesen; hier aber findet sich darüber weiter nichts, sondern die Eigenschaften der Curve als solcher, wie sie zu zeichnen, eine Gleichung für sie, ihre Länge, ihr Krümmungshalbmesser u. s. w. zu finden sey, werden nur im Allgemeinen aus einander gesetzt. In einem Handbuch, das zum Selbstunterricht und für Anfänger bestimmt ist, hätte wohl die nöthige Untersuchung über die obige Frage von der besten Gestalt zuvörderst vorausgehen und gelehrt werden sollen, dass man bey Maschinen, welche durch Zahn und Getrieb bewegt werden, hauptsächlich auf zweyerley zu sehen habe, 1) dass die Bewegung gleichförmig, oder die Kraft immer dieselbe und gleich gross bleibe; 2) dass die Reibung vermieden werde. Nun wäre zu zeigen gewesen, dass beide Bedingungen zusammen, und selbst die letztere allein vollkommen oder in aller Strenge zu erhalten, unmöglich bleibe, daher man sich mit der ersten Bedingung begnügen und zufrieden seyn müsse, die Gestalt der Zähne und Getriebe so anzuordnen, dass die Kraft immer gleich gross — mithin der Gang der Maschine gleichförmig bleiben könne, welche Eigenschaft durch die Natur der Epicykloide bestimmt werde. Auf diese Art würde der Vortrag an Deutlichkeit gewonnen haben. Auch hätte Rec. gewünscht, dass die vom Hn. Mechanikus *Uhlhorn* zu Oldenburg angegebene Methode, die Gestalt der Zähne oder Kämme und Triebstöcke mittelst eines von ihm dazu erfundenen sehr leicht zu verfertigenden Werkzeuges zu zeichnen, hier mit angegeben wäre. Sie steht in den *Beyträgen zur Verbesserung des Mühlenbaues, zwey von der hamburgischen Gesellschaft zu Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gekrönten Preisschriften.* Hamburg, b. Perthes. 1804. gr. 4. Durch diese Maschine zeichnet sich die Gestalt der Zähne oder Kämme, bey der vorgegebenen Gestalt der Triebstöcke, oder umgekehrt, auf das richtigste und genaueste; sie ist also dem §. 253 gelehrten Verfahren weit vorzuziehen.

Im *zweyten Bande* wird zuerst, oder im 11 *Cap.*, welches darin den Anfang macht, *von den gespannten Seilen* gehandelt. Es zerfällt in 4 Theile. Der 1 untersucht die Eigenschaften der von den Franzosen zuerst also benannten *Seilmaschine*, worunter die Verbindung mehrerer Seile oder Fäden unter einander, um Kräfte daran ins Gleichgewicht zu bringen, verstanden wird. Diese Untersuchungen führen den Vf. zu den 3 Fundamentalgleichungen für die *Kettenlinie*. Bey der im §. 301 angeführten Abhandlung von *Couplet sur le tirage des charettes et des traineaux* hätte auch *Krönke's* vortreffliche Schrift: *Versuch einer Theorie des Fuhrwerks mit Anwendung auf den Strafsenbau.* Chemnitz, 1801. gr. 4. erwähnt zu werden verdient. Wenn auch der Vf. die Lehre von dem Zug der vor Schlitten, Karren und Wagen gespannten Thiere nicht vollständig abhandeln wollte, und dieß ausser seinem Plan lag: so ist doch bey jedem Bauwesen sehr oft die Rede von Herbeyschaffung der Materialien, Abtragung von Hügeln u. s. w. Hiebey entsteht natürlich die Frage über die vortheilhafteste Fortbringung der Lasten; und es war daher gut, auf einen der besten Bücher zu verweisen, wo man sich deßhalb näher Raths erholen kann. Auch wäre in §. 302 die Bemerkung an ihrem Orte gewesen, dass für mehrere Pferde es einigen Vortheil gewähre, das kleinste Pferd zunächst am Schlitten ziehen, dann das grösste Pferd darauf folgen zu lassen, damit das zunächst am Schlitten gehende den Druck V nicht allein leide, welches geschehen würde, wenn man das grösste Pferd zunächst an den Schlitten spannen wollte. Des 11 *Cap.* zweyter Theil betrachtet *die Reibung eines um einen Cylinder gespannten Seils.* D ss dieser vom Seile nicht bewegt werden, sondern fest stehen solle, setzt der Vf., ohne dieser Bedingung zu erwähnen, voraus. Nun handelt er im dritten Theile *von der Steifigkeit der Seile*, und bringt den von *Prony* gegebenen bekannten Ausdruck $F = \frac{\delta^{2,7}}{r}(2{,}45 + 0{,}053\,Q)$ auf die geschmeidigere Form $F = \frac{\delta^2 Q}{3500\,r}$; wo r und δ sich auf rheinländisch Fussmass beziehen. Hr. *E.* giebt keine besondere Formel für bereits stark gebrauchte Seile, vermuthlich weil der Lastzuwachs, der aus der Steifigkeit des Seils entsteht, fast immer gegen die übrige Last

gering ist, ohnehin auch für die gewöhnlichen Fälle der Ausübung die Kraft ein wenig gröfser genommen zu werden pflegt, als sie die Rechnung giebt. *Prony's* Formel für gebrauchte Seile, wo $F = \frac{\delta^{1,4}}{r}(2{,}45 + 0{,}033\,Q)$ ist, hätte jedoch wenigstens eine Anführung verdient. Da übrigens Hr. *E.* seiner Formel nicht darum, weil sie besser mit den Versuchen harmonirt, sondern darum, damit sie bey der Ausübung leichter zu behandeln seyn solle, die angeführte Form gegeben hat: so glaubt Rec. berechtiget zu seyn, den *Prony*'schen Formeln, als welche wenigstens unmittelbar aus Versuchen abstrahirt und so genau damit harmonisch gemacht worden sind, als möglich war, den Vorzug zuzugestehen, zumal da die geschmeidigere Form des *E.* Ausdrucks, wenn man mit Logarithmen rechnet, fast in gar keine Betrachtung kommt, und man mit der Berechnung jener Formeln so bald fertig ist, als mit der Berechnung von dieser. Um sich indessen gewifs zu überzeugen, dafs die *Eytelw.* Formel mit der Erfahrung nicht besser übereinstimmt, wie die *Prony*'sche, hat Rec. die S. 32 angeführten ersten 5 Versuche, wo die letztere Formel am meisten von der Erfahrung abweicht, nach beiden Formeln berechnet und erhalten

	nach der *Eytelw.*	nach der *Prony*'sch.	die Erfahrung gab
für No. 1	1, 341	3, 4268 (nicht 12,045, wie S. 37 behauptet wird)	2
2	6, 554	10, 047	11
3	11, 80	14, 668	17
4	22, 29	23, 892	31
5	32, 78	33, 150	43.

Der vierte Abschn. des 11 *Cap.* handelt *von Rollen und Flaschenzügen.* Im §. 321 und 322 hat der Vf. die Rechnung auf den Fall nicht ausgedehnt, wenn die Kraft oder Last nicht vertical wirkt. Beym Bauwesen kommt es aber doch sehr oft vor, dafs die Richtung nicht vertical ist. Eine allgemeine Auflösung mit Rücksicht auf jede Richtung des Zugs, die übrigens fast mit den nämlichen Worten hätte abgethan werden können, würde daher dem Anfänger vortheilhafter gewesen seyn. Das 12 Cap. hat *die Vertheilung des Drucks auf die Unterstützungspuncte der Körper* zum Gegenstand. Diese Lehre ist grofsen Schwierigkeiten unterworfen. Die älteren Mathematiker haben sich bey derselben blofs mit den Bedingungen des Gleichgewichts begnügt, die aus der Verlegung der Umdrehungspuncte fliefsen. *D'Alembert* (*opuscules de mathem. Tome* 8. *p.* 36) bewies aber, dafs alsdann die Auflösung unbestimmt bleibt. *Euler* war der erste, welcher in der Abhandlung *de pressione ponderis in planum cui incumbit* (m. s. den 18 Band der *Nov. comm. acad. Scient. Petrop.* 1773. S. 289 und f.,) sowohl für den Fall, wenn die Stellen, wo die Last unterstützt ist, wie blofse Puncte betrachtet werden, als auch für denjenigen, wenn sie durch eine ganze Fläche getragen wird, eine bestimmte Auflösung gab. Sein Verfahren beruht auf dem Grundsatz: dafs unendlich kleine Änderungen allemal den Kräften proportional sind, die sie hervorbringen, wobey die Ebene als fest und unbiegsam angenommen wird. Hr. *E.* hat zwar *Eulers* Methode für den Fall benutzt, wenn eine horizontale Ebene in etlichen Puncten unterstützt und irgendwo mit einem Gewichte belastet ist, auch zur grofseren Deutlichkeit ein Beyspiel in Zahlen berechnet; *Eulers* Methode genügt ihm aber nicht, wenn man für eine gerade in mehreren Puncten unterstutzte Linie den Druck sucht, welchen jede Stütze von einer zwischen derselben an der festen Linie aufgehängten Last leidet. Die Auflösung dieses Falles läfst sich aus derjenigen, die man für eine in mehreren Puncten unterstützte und mit Gewichten beladene Fläche findet, nicht herleiten, denn die Winkel werden nun entweder $= 0°$ oder $= 180°$, folglich auch die Triangel, in welche sich die Figur zerfällen lafst, $= 0$; und man erhalt, wenn P das Gewicht, welches die Ebene belastet, Q; Q'; Q'' etc. aber die Pressungen auf die einzelnen Unterstützungspuncte bedeuten, $Q = \frac{0}{0}P$; $Q' = \frac{0}{0}P$; $Q'' = \frac{0}{0}P$ etc. Ausdrücke, die an sich unbestimmt sind. Nun, sagt er, kann man zwar mit Hülfe der von *Euler* angenommenen Vorausetzung, dafs die Unterlagen in dem Verhältnifs nachgeben, wie sie gedrückt werden, und sich daher durch die Unterstützungspuncte eine von der unterstützten Ebene verschiedene — jene irgendwo durchschneidende Ebene legen läfst, die Gröfse des Drucks auf die einzelnen Stützen bestimmen; man sieht aber bald ein, dafs diese Voraussetzung auf Resultate führen müsse, welche deshalb bey einer geraden Linie unstatthaft seyen, weil alsdann die von der Last entferntere Stütze einen grösseren Druck leiden müsse, als die näher gelegene. Hr. *E.* halt ferner die Voraussetzung einer vollkommen unbiegsamen Linie um so weniger für zufällig, weil, wie er sagt, die langen Baukörper von der Beschaffenheit seyen, dafs sie sich schon durch ihre eigene Last biegen, und selbst lange Steine, besonders aber Balken, nicht als unbiegsame Körper angesehen werden — überdiefs länglichte, zwischen zwey Stützen belastete Körper nur in fofern weiter entlegene und in einerley Horizontale liegende Stützen pressen können, als jener eigenes Gewicht sie auf die entfernteren Stützen herunterbiege, wobey aber eine zwischen den mittleren Stützen angebrachte Belastung noch dazu beytrage, dafs der Druck auf die entfernteren vermindert werde. Diefs sind die Gründe, welche Hn. *E.* bewogen, die *Eulersche* Methode zu verlassen, und den Druck einer an mehreren Puncten unterstützten Linie aus der Natur der elastischen Curve zu entwickeln.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

Neue Auflagen.

Eisenach, b. Wittekind: *Anfangsgründe der gemeinen Arithmetik und Algebra* von *Franz Christoph Frenzel*, Director und Professor des Gymnasiums zu Eisenach etc. Zweyte Auflage. 1809. VI und 96 S. 8. (6 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 APRIL, 1809.

MATHEMATIK.

BERLIN, in der Realſchulbuchh.: *Handbuch der Statik feſter Körper, mit vorzüglicher Rückſicht auf ihre Anwendung in der Architektur.* Aufgefaſst von *J. A. Eytelwein* u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stuck abgebrochenen Recenſion.)

Rec. iſt dem Vf. in ſeinen Darſtellungen und Rechnungen Schritt vor Schritt gefolgt; er ſchätzt zwar deſſen Verdienſt, eine neue Anſicht eröffnet zu haben, ob aber hiemit dieſe Materie *für die Ausübung* nun völlig im Reinen ſey, bezweifelt derſelbe. Die nach der *Eulerſchen* Methode ſich ergebenden Reſultate finden für Theorie und Praxis eben ſo gut wie die *Eytelweinſchen* Statt; denn unabhängig von der Vorausſetzung und Hypotheſe, daſs die Unterlagen in dem Verhältniſs nachgeben, in dem ſie gedrückt werden, oder daſs unendlich kleine Änderungen den Kräften proportional ſeyen, die ſie hervorbringen, folgen die nämlichen Reſultate ebenfalls aus der Lehre vom Gröſsten und Kleinſten, wenn man annimmt, der Druck werde ſich ſo gleichförmig vertheilen, als es die Natur der Sache erlaubt, oder die Verſchiedenheit zwiſchen dem Druck der Stützen werde ſo gering ſeyn, als es die Umſtände verſtatten, daher die Werthe $(Q-Q')^2+(Q-Q'')^2+(Q'-Q'')^2$ etc. als *minimum* betrachtet, und ſie hienach entwickelt. Wenn alſo auch die *Eulerſche* Rechnung in manchen Fällen ergiebt, daſs die von der Laſt entferntere Stütze einen gröſseren Druck leide, als die näher gelegene: ſo ſcheint Rec. dieſs noch keineswegs ein *widerſprechendes*, mit der Natur der Sache unvereinbares *Reſultat*, wie in der Vorrede zum *Eytelw.* Handbuch und §. 341 deſſelben behauptet wird. Man denke ſich eine gerade Stange, die übrigens als elaſtiſch oder als unelaſtiſch angenommen werden kann, bey ihren beiden Enden an zwey Schalwagen horizontal angebunden und in jede der freyen Wagſchalen Gewichte zugelegt, bis die Wagezungen einſpielen. Nun beſchwere man die Stange zwiſchen ihren beiden Enden irgendwo mit einem Gewicht. Die Entfernung des Gewichts $= P$ vom linken Ende der Stange ſey $= a$, und die Länge der Stange überhaupt $= 1$: ſo wird man in die Wagſchale zur linken ein Gewicht $= \frac{(1-a)P}{1}$, in die zur Rechten aber ein Gewicht $= \frac{aP}{1}$ legen müſſen, wenn die Zungen der Wagſchalen unverrückt bleiben ſollen. Ferner denke man ſich hinter a eine dritte Wage auf die nämliche Art, wie die vorhergehenden angebracht: ſo wird ſich der Faden unter ihr beym Einſpielen der Zunge an die Stange anlegen, aber noch nicht ziehen, auch werden ſich bis zum Gleichſtehen mit der Reibung Gewichte in dieſe Wagſchale legen laſſen, ohne daſs ſich noch die horizontale Lage der Stange verändert. Legt man in die nämliche Wagſchale mehr Gewichte zu: ſo wird ſich die Stange an dem einen Ende herauf begeben und am anderen ſinken; nimmt man aber von letzterem Ende ſo viel als nöthig an Gewicht weg, und legt es erſterem zu: ſo wird ſich der horizontale Stand wieder völlig genau herſtellen laſſen. Nun iſt einleuchtend, daſs ſich auf unendlich vielfältige Art die Gewichte aus einer Wagſchale in die andere umlegen laſſen, ohne daſs das Gleichgewicht und der horizontale Stand der Stange im geringſten geſtört werden, auch daſs der nämliche Erfolg eben ſo gut mit ſo viel Wagen als man will, wie mit den hier beſchriebenen dreyen, bewerkſtelligt werden könne. Es bedarf übrigens keiner Erinnerung, daſs die Wagſchalen hier die Stellen der Stützen verſehen. Man denke ſich nun wieder einen auf verſchiedenen Stützen ruhenden geraden Balken, der irgendwo zwiſchen ihnen belaſtet iſt: ſo fragt ſich: auf welche Art wird denn jetzt eine jede von ihnen gedrückt werden, nachdem man aus dem beſchriebenen Verſuch geſehen hat, daſs das, unbeſchadet des Gleichgewichts, auf unendlich viel Arten geſchehen kann, und leicht aus eben dieſem Verſuch zu abſtrahiren iſt, daſs die geringſte in der Ausübung kaum bemerkbare Kleinigkeit die Preſſung auf die Stützen beträchtlich ändern kann? Wie läſst ſich alſo der für irgend einen vorgegebenen Fall wirklich exiſtirende Druck ausmitteln? — Soll man nach der *Eulerſchen* oder nach der *Eytelweinſchen* Methode verfahren? Beide beruhen auf richtigen und einleuchtenden Theorieen, beide liefern Reſultate, die in der Ausübung Statt finden können. Die *Eulerſchen* Reſultate folgen ſogar, wie ſchon oben dargethan wurde, aus doppelten, von einander ganz unabhängigen Grundſätzen, und wenn *Eulern* zur Laſt gelegt werden will, daſs es keine völlig harten und unbiegſamen Körper giebt: ſo kann man bey der *Eytelweinſchen* Methode ebenfalls deſiderıren, daſs die Rechnung vollkommene Elaſticität vorausſetzt, die man in der Ausübung nicht antrifft. Rec. zweifelt übrigens keineswegs an der Übereinſtimmung der von Hn. *E.* angeſtellten, für die Denkſchriften der kön. Akad. d. Wiſſ. beſtimmten Verſuche mit ſeiner Theo-

rie, (m. f. die Vorrede des Handbuchs); sie konnten aber eben so gut für *Eulers* Calcul übereinstimmend gemacht werden. Diefs erinnert unwillkührlich an Hausens Heber, m. f. *Gehlers phyf. Wört.* 2 Th. S. 581. Man fiebt alfo wohl, fo lange fich die Elafticität nicht für jeden einzelnen Fall genau beftimmen, fo lange fich keine vollkommen gerade und ebene Flache finden lafst, und fo lange die geringfte Verfchiedenheit hierin durch ein einziges, dem Balken auf der einen Stütze unterliegendes Sandkorn die Preffung auf die übrigen *beträchtlich* zu ändern im Stande ift: fo lange wird wohl für die Ausübung keine der bekannten Methoden genügend befunden werden. Indeffen verdienen die *Eytelw.* Bemühungen neben den *Eulerfchen* das gröfste Lob, beide Theorieen machen dem Scharffinn ihrer Erfinder Ehre; und wenn es allgemein bewiefen werden kann, dafs bey der *Eulerfchen* der Druck auf die entferntere Stütze ftets gröfser herauskommt, wie der auf das naher gelegene — (Hr. *E.* behauptet, dafs das alfo bey ihr erfolgen *müffe*): fo verdient die *Eytelweinfche* den Vorzug, weil, wenn unter fo vielen in der Ausübung unbeftimmbaren Dingen oder blofsen Möglichkeiten nun einmal dennoch etwas Beftimmtes angenommen werden foll, dasjenige zu wählen ift, was der Natur der Sache nach eher und leichter erfolgen kann. Rec. hat den allgemeinen Beweis der obigen gegen die *Eulerfche* Theorie gemachten Behauptung nicht finden können, ob er gleich durch ein nach derfelben in Zahlen berechnetes Beyfpiel fand, dafs die Behauptung in diefem Fall zutraf. Zum Unglück konnte er *Eulers* Abhandlung felbft nicht nachlefen. — Im 13 Cap., welches *die Statik der gebräuchlichften Holzverbindungen* enthält, wird von dem *Sparrenfchub*, den *gebrochenen Dächern*, dem *Vortheil*, der daraus entfpringt, *wenn Bohlendächer nach einer Kettenlinie gekrümmt find*, der leichteften Art, wie man ein folches Dach bey einer gegebenen Tiefe und Höhe nach diefer Linie krümmen könne, am Ende von *Häng- und Spreng-Werken* kürzlich gehandelt, und im Ganzen alles fehr fchön aus einander gefetzt. Im §. 350 findet Hr. *E.* den Schub eines wider eine verticale Wand angelehnten Sparrens $= \frac{1}{2} P \cot. \alpha$, und den Druck längs des Sparrens auf den Boden, wo er eingezapft ift, $= \frac{P}{2 \sin. \alpha}$; wo P das Gewicht des Sparrens und α den Winkel bedeutet, den er mit dem Horizont macht. Rec. kann fich nicht überzeugen, dafs diefe Ausdrücke richtig find; fie würden es feyn, wenn die Kraft gefunden werden follte, welche im Stande wäre, die verticale Wand durch eine unter irgend einem Winkel dawider geftemmte Stange aus der Stelle zu drücken, wo aber alsdann P das Gewicht der Wand bedeuten müfste, allein hievon ift die Rede nicht. Man fragt blofs: wieviel drückt der Sparren auf feine Einzapfung oder Unterlage, nach der Stellung, die er hat, durch fein eigenes Gewicht hinauswärts. Das ift von der verticalen Wand weg, nicht nach ihr zu. Das Unftatthafte in der Anwendung des Kräftenparallelogramms für den hier befchriebenen Fall fällt fogleich in die Augen, wenn man $\alpha = 0°$ fetzt; alsdann nämlich giebt die Formel fowohl den Druck des Sparrens längs feiner Fläche, als auch feinen Schub $= \infty$; da doch derfelbe hier offenbar $= 0$ feyn follte. *Fontana* war, fo viel Rec. weifs, der erfte, welcher in den *memor. di matem. e fifica della Soc. Ital. tom. III* die Auflöfung des §. 350 vorgelegten Problems fo gab, wie es hier fteht. Die richtige Formel für den Druck des Sparrens nach feiner Länge fcheint Rec. vielmehr $= \frac{1}{2} P \sin. \alpha$ und der Sparrenfchub $= \frac{1}{2} P \sin. \alpha \cos. \alpha$; auch kein Unterfchied hiebey zu feyn, der Sparren mag mit feinem oberen Ende auf der verticalen Wand aufliegen, oder nur angelehnt feyn; denn die Sparren und Wandbalken werden hier als blofse Linien in den Calcul eingeführt, und bey Linien fällt wohl zwifchen Anlehnen und Aufliegen der Unterfchied weg. Aus gleichen Urfachen hält Rec. auch die §. 351 und 357 für unrichtig berechnet. — Das 14 Cap. befchäftigt fich mit der *Statik der Gewölbe und Widerlagen.* Es wird hier zuerft von *Tonnengewölben* gehandelt, und bis zum §. 376 aus einander gefetzt, unter welchen Umftänden ein Gewölb im Gleichgewicht wäre, deffen Steine ohne Reibung und Cohäfion vorausgefetzt würden; dann wird die Dicke und Länge für aus Kreisbogen, Ellipfen, Parabeln, Kettenlinien geformte, auch für das fchiefrechte Gewölbe gefucht und die Stärke der Widerlagen beftimmt; hierauf werden die Fälle, wenn die Steine des Tonnengewölbes ohne Reibung und Cohäfion nicht im Gleichgewicht bleiben, endlich das Beftreben der Gewölbfteine zum Ausweichen betrachtet. Von der *Brechungsfuge*, oder derjenigen Fuge, wo die meifte Gefahr zum Umftürzen des darunter befindlichen Gewölbftücks nebft Widerlage vorhanden ift, lehrt Hr. *E.* §. 415 folgendes: Bezeichnet W das Moment der Verticalpreffungen, mit welchen das Gewölbe nebft der Widerlage der Umdrehung um den Endpunct der letzteren auf den Boden widerftehet; W' aber gilt für das Moment der Horizontalpreffungen, welche die Gewölbemaffe um denfelben Punct nach horizontaler Richtung umzuwerfen ftrebt, und man fetzt $W - W' = D$: fo ift diejenige Fuge, wo D feinen kleinften pofitiven oder feinen gröfsten negativen Werth erhält, die Brechungsfuge. Nun fucht er für ein gleich dickes Gewölbe aus vollem Kreife W und W', und findet am Ende, dafs die Brechungsfuge zunächft bey dem Scheitel des Gewölbebogens angenommen werden müffe. Rec. glaubt nicht, dafs man fo rechnen könne. $W - W'$ ift der Überfchufs der Verticalpreffungsmomente über die der Horizontalpreffungen; nun aber verhindern diefe das Herunterfallen und Ausbröckeln der Steine, fo wie jene es befördern, folglich müfste diefemnach die Brechungsfuge eher dahin zu fetzen feyn, wo D feinen gröfsten pofitiven und kleinften negativen Werth erhält, das wäre alfo zunächft an der Widerlage. Es ift begreiflich, dafs das nicht Statt finden kann. Die Sache lafst fich aus folgendem Gefichtspunct betrachten.

Einmal kann man fo fchliefsen: Wenn es bey gleicher Güte der Steine und gleichem

Digitized by Google

Einfluſs der Witterung auf das Gewölbe eine Stelle geben ſoll, wo es, falls bey deſſen Errichtung nicht auf das vollkommenſte Gleichgewicht unter den Steinen geſehen wurde, ſeiner Natur nach am leichteſten ſchadhaft werden kann: ſo muſs dieſe da zu finden ſeyn, wo das Moment der Horizontalpreſſungen ein Kleinſtes, das der Verticalpreſſungen aber ein Gröſstes giebt. Nun iſt das Moment der Horizontalpreſſungen

$W' = b r^2 \varphi$ (cof. e c φ — Sin. φ) + krb φ cotang. φ;

und das Moment der Verticalpreſſungen, oder

$W = B + br^2 + br(\frac{1}{2} b\varphi - r \cos. \varphi - r \varphi \text{ Sin. } \varphi)$.

Ein ähnliches Verfahren wie S. 204 ergiebt, daſs für W' der gröſste und für W der kleinſte Werth an der Stelle wo $\varphi = o$ iſt, oder beym Scheitel des Gewölbes erhalten wird. In ſo weit giebt alſo dieſe Schluſsfolge einerley Reſultat mit dem, welches Hr. E. findet. Fürs zweyte aber kann man ſich auch folgende Vorſtellung von der Sache machen. Die Cohäſionskraft iſt mit dem Normaldruck einerley, folglich muſs die Stelle, wo dieſer ein Kleinſtes wird, die gefährlichſte für das Verwittern des Gewölbes ſeyn. Der Normaldruck iſt aber $= \frac{b\varphi}{\text{Sin. } \varphi}$; und dieſer wird am kleinſten für $\varphi =$ tang. φ; das iſt für $\varphi = o$. Alſo muſs wohl ein Gewölbe bey gleicher Güte der Steine und gleichem Einfluſs der Witterung immer zuerſt oben am Scheitel zu verwittern anfangen. Es braucht aber gerade daſelbſt nicht ſogleich merklich auszubröckeln, ſondern die Steine können durch allerley zufällige Urſachen ſich nach und nach verzehren oder ſchwinden, und weil die von der Verwitterung ſich ergebende Leere durch das Nachrutſchen oder ſogenannte Sich-ſetzen der übrigen Steine des Gewölbebogens ſogleich wieder ausgefüllt wird: ſo entſteht die Möglichkeit, daſs der Fehler am Scheitel entweder noch lange unentdeckt bleiben kann, oder doch unbeträchtlich ſcheint, während deſſen er bereits an einer anderen Stelle ſehr ins Auge zu fallen angefangen hat. Es fragt ſich daher: welches wird die Stelle ſeyn, wo der Fehler am erſten ſichtbar werden muſs? — Um dieſe Frage zu beantworten, darf man nur den Druck ſuchen, welcher Fig. 223 nach MC ſchiebt. Er iſt $= \frac{b\varphi}{\text{Sec. } \varphi}$, und wird am gröſsten für $\varphi =$ cotang. φ, das iſt, für $\varphi = 49°\,17'\,36''$. An dieſer Stelle alſo kann ſich das Gewölbe zuerſt von einander geben, und ſein Aufreiſsen dem Auge ſichtbar werden. *De la Hire* und *Belidor* berufen ſich auf die Erfahrung, daſs cirkelförmige Gewölbe gegen den 45ſten Grad am erſten ſchadhaft werden. Nun läſst ſich nicht wohl denken, daſs dieſe Männer unrichtig oder falſch beobachtet haben; es bleibt alſo ziemlich wahrſcheinlich, daſs es ſich mit dem Auseinandergeben der Gewölbebogen an die beſchriebene Art verhalten müſſe. — Von § 420 an bis § 426 werden die Eigenſchaften der *Kuppelgewölbe* unterſucht, und allgemeine Regeln aus den Gründen des Differential- und Integral-Calculs entwickelt, in wie weit die Steine vor dem Ausweichen geſichert ſind, auch von der Dicke und der Preſſung der Gewölbſteine gehandelt. Bey § 426 hätte noch *Salimbeni degli archi e delle Volte, Verona* 1787, als ein in aller Rückſicht zu empfehlendes Werk angeführt zu werden verdient. — Das 15 Cap. unterſucht *die Feſtigkeit der Materialien*. Die Darſtellung und Auseinanderſetzung der hier zur Sprache kommenden Gegenſtände iſt vortrefflich, auch alles ſehr ausführlich und deutlich. Zuerſt wird von der *abſoluten Feſtigkeit* gehandelt, und die *Muſſchenbrökſchen* Verſuche in verſchiedenen Tabellen, hernach einige neuere Verſuche vom Hn. Schiffbaudirector *Quantin* beygebracht. Weil ſich aber bey den *Muſſchenbrökſchen* Verſuchen eine ſo groſse Verſchiedenheit über die abſolute Feſtigkeit der Holzarten findet, auch noch keine Verſuche deſshalb in Anſehung derjenigen Hölzer, welche bey dem Vf. einheimiſch ſind, angeſtellt waren: ſo hat dieſs denſelben bewogen, ſelbſt Verſuche hierüber anzuſtellen, welche er im § 433 umſtändlich beſchreibt, und in eine Tabelle bringt. Die §§. 434 und 435 enthalten Verſuche über die abſolute Feſtigkeit der Seile, und § 436 noch eine beſondere Tafel über die Feſtigkeit mehrerer Materialien. Dann wird die *reſpective Feſtigkeit* 1) *der Balken*, ſodann 2) *der prismatiſchen*, 3) *derjenigen Körper* überhaupt unterſucht, *deren Querſchnitte ungleich ſind*. Hierauf beſchreibt der Vf. 4) umſtändlich ſeine über die *Biegſamkeit* und *reſpective Feſtigkeit mehrerer Holzarten* angeſtellten ſehr ſchätzbaren Verſuche, und abſtrahirt aus denſelben treffliche Formeln für die Ausübung. Die Verſuche wurden von dem verdienſtvollen Vf. darum angeſtellt, weil es bey dem Einfluſs des verſchiedenen Klima auf die Feſtigkeit ſelbſt von einerley Holzarten wünſchenswerth war, mehrere genaue Verſuche darüber zu haben, bis jetzt aber noch wenige Bemühungen deſshalb bekannt ſind, wohin nur die von *Parent*, *Muſſchenbrök*, *Buffon*, *Belidor* und *Girard* gezählt werden können, welche aber mit Recht dem Vf. nicht genügten. Denn die *Parent*'ſchen Verſuche ſind bloſs mit Eichen und Fichten, im Kleinen, die *Muſſchenbrök*'ſchen zwar mit beynahe allen Holzarten, aber auch nur im Kleinen, angeſtellt — überdieſs die Zeit nicht angegeben worden, wie lange das Gewicht vor dem Bruch gelegen hat, auch fehlt die Angabe, um wie viel ſich der Körper bis zum Brechen gebogen hat. Eben das war bey den *Belidor*'ſchen zu deſideriren, obgleich die Verſuche mit gröſseren Stücken Holz angeſtellt wurden, die jedoch ſich bloſs auf Eichen beſchränkten. Die *Buffon*'ſchen Verſuche ſind zwar mit ſtarken eichenen Balken angeſtellt; die Zeit, welche während der Belaſtung verfloſs, und die Biegung ſind angegeben: aber die Belaſtungen folgten zu ſchnell hinter einander, und die Vermehrung derſelben war auf einmal zu ſtark. Die *Girard*'ſchen Verſuche über reſpective Feſtigkeit des Eichen- und Kiefern-Holzes betreffen lediglich das Biegen derſelben, weil kein Holzſtück zum Zerbrechen verwandt wurde. Den Beſchluſs dieſes Capitels macht die Unterſuchung über die *rückwirkende Feſtigkeit*, worunter diejenige zu-

Digitized by Google

verſtehen iſt, welche Statt findet, wenn ein ſenkrecht geſtellter Körper an ſeinem oberſten Ende belaſtet wird. — Im §. 440 wird der Regel des *Galilei* erwähnt, aber nicht geſagt, worin ſie beſteht, und was *Galilei* eigentlich lehrte, welches doch zum Verſtändniſs des §. 458 nöthig geweſen wäre. Im §. 467 berechnet Hr. *E.* die *reſpective Feſtigkeit eines Kettenrings* für den Fall, wenn der Zug, welcher den Ring zerbrechen ſoll, in der Richtung der Ringsebene, und der Bruch ſenkrecht auf dieſelbe in der Mitte zwiſchen dem Befeſtigungs- und Angriffs-Punct geſchieht, und bringt das Reſultat heraus, daſs, unter übrigens gleichen Umſtänden, ein Ring, welcher weiter iſt, mehr reſpective Feſtigkeit beſitzen müſſe. Rec. hat die hier gewählte Darſtellung nicht befriedigt. Er ſieht nicht ein, wie man die eine Bruchsebene des Rings als cylindriſche Röhre, die andere aber als vollen Cylinder in Rechnung bringen könne; überdieſs dürfte es wohl nicht verſtattet ſeyn, das Reſultat, welches die Rechnung für eine cylindriſche Röhre in dem Falle liefert, wenn die Brechungsebene parallel mit dem Querſchnitt der Röhre läuft, ſo gerade zu für den Fall zum Grunde zu legen, wenn der Bruch ſenkrecht auf die Ringsebene geſchieht. Rec. glaubt, daſs ſo zu rechnen ſey. Wenn durchs Anſpannen einer Kette mit runden Ringen, wie hier vorausgeſetzt werden, einer aus denſelben bricht, nicht zerreiſst: ſo muſs dieſs nothwendig in der Mitte zwiſchen den beiden Angriffspuncten des Rings, oder bey A und B Fig. 248 geſchehen. Die Bruchsebenen ſind Cirkel, und es iſt eben ſo viel, als ob zwey Cylinder über der auf die Berechnungsebenen ſenkrechten Drehungsaxe nach den Querſchnitten der Cylinder zerbrochen würden. Iſt alſo der Halbmeſſer des Rings, mit Einſchluſs ſeiner Dicke, = c; die halbe Dicke = ρ; ſo hat man aus §. 464: $P = \frac{5\pi\varkappa\rho^4}{4ah}$. Weil nun hier a, oder der Abſtand der Kraft P von der Drehungsaxe $= \sqrt{2}\,(c-2\rho)^2$, und h oder Abſtand der am meiſten ausgedehnten Fiber $= 2\rho$ iſt, übrigens aber die Kräfte doppelt oder auf zwey Brechungsebenen wirken: ſo erhält man

$$P = \frac{5\pi\varkappa\rho^3}{2\sqrt{2}(c-2\rho)^2} = \frac{5\pi\varkappa\rho^3}{2(c-2\rho)\sqrt{2}} = \frac{5,55\,\varkappa\rho^3}{c-2\rho}.$$

Für die Zahlen des §. 468, wo $\varkappa = 78140$; $\rho = \frac{1}{6}$ und $c = \frac{2}{7}$ Zoll iſt, wird P = 6027,2 Pfund. Hn. *Quantins* Verſuch gab aber 10160 Pfund, es iſt jedoch dabey nicht angemerkt, ob die Kette wirklich zerbrach, und nicht vielmehr zerriſs; überhaupt iſt auch dieſs in dergleichen Fällen wohl ſchwer zu unterſcheiden, und man kann ſich dabey leicht trügen. Wegen der Zähigkeit des Eiſens, glaubt übrigens Rec., müſste der Ring — welcher ohnehin von gutem ſchleſiſchem Eiſen war — eher zerreiſsen als brechen. Wäre alſo derſelbe durch die Gewalt des Zugs der Maſchine wirklich nicht zerbrochen, ſondern zerriſſen, und man ſetzt, weil die Kettenringe bekanntlich an den Enden zugeſchweiſst werden müſſen, für die abſolute Feſtigkeit eines geſchweiſsten Stückes Eiſen die Hälfte der abſoluten Feſtigkeit eines ungeſchweiſsten oder völlig ganzen Stückes: ſo erhält man für die abſolute Feſtigkeit des Kettenrings, mit welcher er dem Zerreiſsen widerſteht, $K = \frac{2}{3}\pi\varkappa\rho^2$; welches in den oben bemerkten Zahlen giebt K = 10228,5 Pfund, das von dem Werth, welchen die Erfahrung gab, nur um 68½ Pfund verſchieden iſt.

Aus der obigen Gleichung für P folgt nun, (wie in *Ide's Syſtem der Mechanik* §. 300 S. 282) das Gegentheil des Reſultats, welches Hr. *E.* findet, oder: unter übrigens gleichen Umſtänden muſs ein Ring deſto leichter brechen, je weiter er iſt, und das ſcheint auch ſehr natürlich; denn die Kraft, welche beym Anſpannen der Kette den Ring zu zerbrechen ſtrebt, läſst ſich in zwey andere zerlegen, eine parallel mit dem Zug der Kraft, und die andere ſenkrecht auf denſelben, erſtere wird auf die Trennung der Cohäſion der Materie, letztere auf das Herunterbiegen verwandt, nun iſt, bey einem runden Ring das Moment der erſten dem Moment der anderen gleich, und je gröſser die Hebelsärme ſind, deſto geringer ſind die Kräfte für das Gleichgewicht. Daher bleibt *Ides* Behauptung, daſs es ſehr zweckmäſsig ſey, den Kettengliedern eine länglichte Form zu geben, nach Rec. Dafürhalten, um ſo richtiger, je wahrſcheinlicher es iſt, daſs ein Kettenglied aus gutem zähem Eiſen geſchmiedet, eher zerreiſst als bricht.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Elementarbegriffe oder Entwickelung vieler Begriffe zur Beſtimmtheit im Denken und zum Verſtändniſs vielgebrauchter Wörter. Ein Handbuch beym öffentlichen und häuslichen Unterricht, und ein Nachtrag zu ſeinen Vorbereitungen* von *J. A. C. Lohr.* Erſte Abtheilung, welche die leichteren Begriffe enthält. Zweyte mit Zuſätzen vermehrte Auflage.

Auch unter dem beſonderen Titel:

Denkübungen in Entwickelung vieler wichtiger Begriffe und Erklärung häufig gebrauchter Wörter u. ſ. w. 1809. XII und 242 S. 8. (21 Gr.)

Ebendaſ.: *Italiäniſche und deutſche Geſpräche oder Anleitung zur vollkommenen Kenntniſs der, der italiäniſchen Sprache eigenen Ausdrucke (Idiotismen).* Für alle Fälle des menſchlichen Lebens bearbeitet von der *Frau von Genlis.* Als ein nothwendiger Anhang zu den neueſten Ausgaben der italiäniſchen Grammatiken von *J. V. Meidinger* und *D. A. Filippi.* 2te viel verm. u. verbeſſ. mit deutſchen Übungsaufgaben verſehene Aufl. 1809. 196 S. (12 Gr.)

Ebendaſ.: *Nouvelle Grammaire italienne pratique par Jean Nicolas Meidinger.* Cinquième Edition revue, corrigée et conſidérablement augmentée par l'Auteur. 1809. XII u. 404 S. 8. (16 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 APRIL, 1809.

MATHEMATIK.

BERLIN, in der Realſchulbuchh.: *Handbuch der Statik feſter Körper, mit vorzüglicher Rückſicht auf ihre Anwendung in der Architektur.* Aufgeſetzt von *J. A. Eytelwein* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Der *dritte Band* führt auch den beſonderen Titel: *Theorie derjenigen tranſcendenten krummen Linien, welche vorzüglich bey ſtatiſchen Unterſuchungen vorkommen.* Er enthält ſehr ſchätzbare Unterſuchungen über die Eigenſchaften der *Cykloide, Epicykloide, Hypocykloide, Abwickelung des Kreiſes, der logarithmiſchen Linie, der Spiralen, der Kettenlinie* und der *elaſtiſchen Linie.* Von allen dieſen Linien werden nicht nur die Unterabtheilungen, z. B. bey der Cykloide die geſtreckte und verkürzte, bey der Epicykloide auſser dieſen noch die ſphäriſche, bey den Spiralen die archimediſche, paraboliſche, hyperboliſche und logarithmiſche u. ſ. w. ebenfalls durchgegangen und ihre Eigenſchaften unterſucht, ſondern es wird auch ausführliche Anleitung zur Berechnung einer jeden Gattung gegeben, und da, wo der Calcul für die Ausübung auf Unbequemlichkeiten oder Weitläuftigkeiten führen will, dieſen mit vielem Scharfſinn begegnet.

Zum §. 134 erinnert Rec.: Hr. E. findet hier für die elaſtiſche Curve zwar ganz richtig $dy = \frac{(A^2 - x^2)\,dx}{\sqrt{B^4 - (A^2 - x^2)^2}}$; er irrt ſich aber §. 138, indem er $\frac{1}{\sqrt{1 - f^2 z^2}}$ in eine Reihe auflöſt, und ſie $= 1 + \frac{1}{2} fz + \frac{1.3}{2.4} fz^2 + \frac{1.3.5}{2.4.6} f^3 z^3 + \ldots$ ſetzt; die Reihe iſt vielmehr $1 + \frac{1}{2} f^2 z^2 + \frac{1.3}{2.4} f^4 z^4 + \frac{1.3.5}{2.4.6} f^6 z^6 + \ldots$ Durch dieſen Verſtoſs wird die ganze weitläuftige Rechnung bis zu Ende des §. 139 unrichtig und unbrauchbar. Der Werth für y, den man durch die Integration findet, iſt und bleibt aber immer ſehr complicirt, wenn man ihn auf die Art, wie Hr. E. gethan hat, ſucht. Setzt man $A^2 - x^2 = u$: ſo iſt $dy = -\frac{u\,du}{2\sqrt{A^2 - u}\sqrt{B^4 - u^2}}$. Wird aus $\frac{1}{\sqrt{A^2 - u}}$ die Wurzel gezogen: ſo erhält man $\frac{1}{\sqrt{A^2 - u^2}} = \frac{1}{A}\left(1 + \frac{u}{2A^2} + \frac{3u^2}{8A^4} + \frac{5u^3}{16A^6} + \ldots\right)$ und $\frac{1}{\sqrt{B^4 - u^2}} = \frac{1}{B^2}\left(1 + \frac{u^2}{2B^4} + \frac{3u^4}{8B^8} + \frac{5u^6}{16B^{12}} + \ldots\right)$

Beide Reihen mit einander multiplicirt, giebt $\frac{1}{AB^2}\left[1 + \frac{u}{2A^2} + u^2\left(\frac{3}{8A^4} + \frac{1}{2B^4}\right) + u^3\left(\frac{1}{4A^2B^4} + \frac{5}{16A^6}\right) + \ldots\right]$

Dieſe Reihe mit $\frac{1}{2}\,u\,du$ multiplicirt, integrirt, und dann in einen ihr beynahe gleichgeltenden Bruch verwandelt, giebt

$$y = \frac{(76B^4 - 144A^4)u^3 - 192u^2}{768AB^2 - (2304AB^6 - 3072A^5B^4)u} + \text{Conſt.}$$

Für $y = o$ iſt $u = A^2$, woraus die Conſtante beſtimmt = übrigens der Bruch, wenn man ihn in einer genaueren Näherung haben will, leicht darauf eingerichtet werden kann.

Im *Nachtrag*, welcher ſehr brauchbare *Näherungsformeln für verſchiedene trigonometriſche Linien* enthält, entwickelt Hr. E. die aus unendlichen Reihen abgezogenen Näherungsformeln jedesmal aus der Verwandlung der Reihe in einen Kettenbruch. Es bedarf aber gerade keines Kettenbruchs hiezu. Um ſich die Arbeit zu erleichtern, braucht man nur die Reihe in einen ihr beynahe gleichgeltenden Bruch, zuerſt in allgemeinen Gröſsen ausgedrückt, zu verwandeln, und dann die Werthe der allgemeinen Gröſsen aus der Natur der Reihenglieder zu ſuchen. Z. B. für die Tangente eines Winkels φ iſt die Reihe $\text{tang.}\,\varphi = \varphi\left(1 + \frac{1}{3}\varphi^2 + \frac{2}{15}\varphi^4 + \frac{17}{315}\varphi^6 + \frac{64}{2835}\varphi^8 + \frac{1382}{155925}\varphi^{10} + \ldots\right)$. Man ſetze was in der Klammer ſteht $= \frac{1 - \alpha\varphi^2}{1 - \beta\varphi^2}$: ſo iſt dieſer Bruch $= 1 + (\beta - \alpha)\varphi^2 + \beta(\beta - \alpha)\varphi^4 + \ldots$; daher $\beta - \alpha = \frac{1}{3}$, und $\beta(\beta - \alpha) = \frac{2}{15}$. Man erhält alſo $\text{tang.}\,\varphi = \frac{\varphi(15 - \varphi^2)}{15 - 6\varphi^2}$. Verrichtet man die Diviſion wirklich: ſo iſt $\frac{15 - \varphi^2}{15 - 6\varphi^2} = 1 + \frac{1}{3}\varphi^2 + \frac{2}{15}\varphi^4 + \frac{4}{75}\varphi^6 + \frac{8}{375}\varphi^8 + \frac{16}{1875}\varphi^{10} + \ldots$ Wird nun dieſe Reihe von der obigen abgezogen: ſo erhält man $\frac{\varphi^6}{1575}\left(1 + \frac{88}{45}\varphi^2 + \frac{81018}{47125}\varphi^4 + \ldots\right)$. Die in Klammern eingeſchloſſene Reihe kann abermals auf die ſchon erwähnte Art in einen

Digitized by Google

Bruch verwandelt werden, wo man dann bekommt: $\text{tang.}\varphi = \varphi\frac{(15-\varphi^2}{(15-6\varphi^2} + \frac{\varphi^5\,(3732300-4017491\,\varphi^2))}{1575\,(3732300-364581\,\varphi^2)}$ welcher Ausdruck ſchon ſehr genau iſt.

Rec. ſchlieſst mit der Verſicherung, daſs ihm die Durchgehung dieſes trefflichen Werks ſehr viel Vergnügen gemacht hat; er wünſcht, daſs es recht bald in den Händen aller derjenigen, welche ſich mit Mechanik und Architektur beſchäftigen, ſeyn möge, der Ankauf deſſelben wird gewiſs Niemanden gereuen. Möchte zugleich dieſs nützliche Buch in Kurzem eine zweyte Auflage erleben, und es dem verdienten Vf. alsdann gefallen, den Inhalt deſſelben auch noch auf den Bau der Brücken, den Seitendruck des Erdreichs gegen Mauern, auf Rammaſchinen, auf die Verbreitung des Schalles bey Anlegung von Kirchen, Theatern, Sprachgewölben u. dergl. Gegenſtände mehr zu erweitern, oder dieſelben in einem beſonderen Theile abzuhandeln. —

Von Druckfehlern iſt das Buch ziemlich rein; Rec. will jedoch die wenigen, die ihm aufgeſtoſsen ſind, hier bemerken. Im 1 Theil. Auf Taf. IV fehlt in der 105 Figur, zwiſchen den Buchſtaben C und O, da, wo der Halbmeſſer ſich endiget, der Buchſtabe D. Auf Taf. V fehlt in der 118 Figur, da, wo die Linien Oa und Va zuſammenſtoſsen, der Buchſtabe E. Im zweyten Theile: S. 84 Z. 6 iſt zu leſen $\frac{ag}{2\,\text{Sin.}\alpha}$. S. 116 Z. 19 iſt ſt. QBT zu leſen PBT. S. 237 Z. 11 u. 13 iſt ſt. AD zu leſen AB. S. 276 Z. 12 iſt ſtatt NGV zu leſen NGQ. S. 317 Z. 3 iſt ſtatt $\frac{2x^3-xr^2}{8} + \frac{r^4}{8}\text{arc. Sin.}\frac{x}{r}$ z. leſ. $\frac{2x^3-xr^2}{8}\sqrt{(r^2-x^2)} + \frac{r^4}{8}\text{arc.Sin.}\frac{x}{r}$. S. 326 Z. 6 muſs es heiſsen 4,0318621 = log. 10761, 23. S. 326 Z. 7 muſs es heiſsen P = 10761 Pfund. Im dritten Theile: S. 166 Z. 4 v. u. muſs es heiſsen $r = -\frac{dv^3}{dx\,d^2y}$. bχ.

Göttingen, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Geometrie nach einem neuen Plane bearbeitet, aus den Schriften der Alten und Neuen geſammelt und mit neuen Sätzen vermehrt*, von *Ferd. Schweins*, der Philoſ. Doctor und Privatlehrer zu Göttingen. — Zweyter Theil, enthaltend das 3te, 4te, 5te Buch von den Kreisfunctionen. Mit einer Kupfertafel. 1808. XXXVIII und 650 S. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Das ganze Buch beſteht aus einer dicht aneinander gedrungenen Reihe von algebraiſchen Formeln, die nur ſelten durch einige Zeilen deutſches Textes unterbrochen wird, und man findet hier vielleicht alle Formeln beyſammen, die je zu Beſtimmung der trigonometriſchen Functionen ſind ausgedacht worden, — unter denen dann freylich auch viele vorkommen, die nicht ſo brauchbar und nützlich ſind, als andere. Ein Auszug läſst ſich aus einem ſolchen Buche nicht wohl geben; wir begnügen uns daher, nur etwas von dem Inhalte umſtändlicher mitzutheilen.

Drittes Buch. Kreisfunctionen. Unter Kreisfunctionen verſteht der Vf. die ſogenannten trigonometriſchen Linien. — Zuerſt Erklärung ihrer Bedeutung. — Ausdrücke, welche eine der Kreisfunctionen durch die andere angeben. Ausdrücke für Summen und Differenzen verſchiedener Kreisfunctionen für einerley Bogen z. B. Sec. a + tang. a. — Die trigonometriſche Linie für beſtimmte Bogen, $\frac{1}{3}\pi$, $\frac{1}{4}\pi$, $\frac{1}{5}\pi$, u. ſ. w. Kreisfunctionen für Bogen die gröſser als 90 Grad ſind. — Da die Bogen a, $\pi - a$, $\pi + a$ u. ſ. w. alle gleiche Sinus haben: ſo entſteht die Frage: was für Sinus die Bogen $\frac{a}{n}$, $\frac{\pi-a}{n}$ u. ſ. w. haben; hierüber handelt der Vf. ſehr umſtändlich. Kreisfunctionen der Bogen a + b, oder a — b, oder 2a u. ſ. w. Dieſer Abſchnitt, welcher von S. 79 bis S. 174 geht, enthält allein 781 Formeln, unter denen indeſs eine ſehr groſse Menge bloſs als Beyſpiele zu betrachten iſt, indem man die allgemeinen Formeln für a + b auf Bogen wie $\frac{1}{3}\pi + a$ und ähnliche anwendet. Dann folgen Kreisfunctionen für die Summe dreyer Bogen. *Viertes Buch.* Entwickelung der Kreisfunctionen in Reihen. — Reihen, die ſich aus Formeln von der Form, wie Sin. $a^n = (1 - \text{Cos. } a^2)^{\frac{n}{2}}$ ergeben; ferner Reihen, die aus Formeln wie tang. $a^2 = \frac{1-\text{Cos. } 2a}{1+\text{Cos. } 2a}$ folgen. — Reihen für Sin. na; Cos. na; tang. na u. ſ. w.; für Sin. a^n u. ſ. w. Reihen, welche den Bogen durch die trigonometriſchen Functionen ausdrücken, auf eine eigenthümliche Art abgeleitet. — Formeln von der Art, wie 2 Cos. $na = (\text{Cos. } a + \text{Sin. } a\sqrt{-1})^n + (\text{Cos. } a - \text{Sin. } a\sqrt{-1})^n$. Ausdrücke für ſolche Producte, wie Sin. a^n. Cos. am. auch Sin. a^n. Sin. ma. Endlich Formeln, wo die trigonometriſchen Functionen durch unmögliche Potenzen der Grundzahl des natürlichen Logarithmen-Syſtems ausgedrückt werden. *Fünftes Buch.* Summirung der Kreisfunctionen. — Summen der Reihen Sin. a + Sin. 2a + Sin. 3a + und ähnlicher. Auch Sin. a. Sin. c. + Sin. (a + b). Sin. (c + d) + Sin. (a + 2b). Sin. (c + 2d) + +

Das ganze Buch zeugt von ſehr ausdaurendem Fleiſse und groſser Gewandtheit im algebraiſchen Rechnen; ob aber nicht der Formeln gar zu viele auf einander gehäuft ſind, und ob es viele Leſer geben werde, die Geduld genug haben, um ſich durch dieſen Wald von Formeln durchzuarbeiten, darüber müſſen wir Jeden ſelbſt urtheilen laſſen. — Druckfehler ſind uns ziemlich häufig vorgekommen. B.

Leipzig, b. Barth: *Anfangsgründe der Mathematik* von *Gerh. Ulr. Ant. Vieth*, fürſtl. anhalt-deſſauiſchem Schuldirector und Prof. der Mathematik. Zweyte, verbeſſerte Auflage. Erſter Theil. Arithmetik und Geometrie. 1805. XVI und 342 S. — Zweyter Theil. Statik, Optik und Aſtronomie. 1806. X und 349 S. 8. (2 Rthlr.)

Da dieſes Lehrbuch, welches auch den Titel:

Lehrbuch der reinen und angewandten Elementarmathematik führt, ſchon hinlänglich bekannt iſt: ſo halten wir es für überflüſſig, eine weitläuftige Anzeige des Inhalts hier mitzutheilen. Wir bemerken daher bloſs, daſs die Auflage wirklich eine verbeſſerte iſt, daſs nämlich manche Sätze umgearbeitet, anders geordnet, auch wohl einige ganz neu eingeſchaltet ſind. Der Vf. theilt in der Vorrede zum erſten Bande ſelbſt ein Verzeichniſs der wichtigſten Veränderungen mit, die ſich im erſten Bande befinden. Im zweyten Theile ſind unter anderen in der Aſtronomie überall die neueren Entdeckungen eingetragen. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Breslau*, b. Korn d. ä.: *Zwey mathematiſche Abhandlungen. I. Vertheidigung der Theorie der Parallellinien nach dem Euklides. II. Beytrag zu den Unterſuchungen der Eigenſchaften der trigonometriſchen Linien*, von M. *Joh. Ephr. Scheibel*, Prof. d. Math. Mit 1 Kupfer. 1807. 51 S. 8. (8 Gr.) Die erſte Abhandlung enthält Bemerkungen zu *Euklides* Vortrag der Lehra von Parallellinien, unter anderen auch einige exegetiſche über den eigentlichen Sinn des griechiſchen Textes. Da dieſe nicht wohl einen Auszug erlauben: ſo heben wir nur eine aus, nämlich daſs nach dem Zeugniſs alterer Schriftſteller das berühmte 11te Axiom eigentlich kein Axiom, ſondern in der urſprünglichen Form des *Euklidiſchen* Werkes ein Poſtula: oder vielmehr ein Lemma oder Lehrſatz geweſen ſey. Solcher Lehrſatze, ſagt Hr. *Sch.*, hat *Euklides* mehrere, ohne ſie zu erwähnen, angenommen, z. B. daſs die Kreiſe in der 1 und 22 Propoſition einander ſchneiden. Ob *Euklides* hieran recht wohl that, ſolche Lehrſatze (λαμβανομενα, wie Hr. *Sch.* ſie nach Archimedes nennt,) vorauszuſetzen, daran möchte man doch zweifeln. Denn ſonſt lieſse ſich auch manche andere, im Euklides ſtreng erwieſene, Propoſition eben ſo gut auf Commo annehmen. Übrigens iſt es richtig, daſs Euklides Vortrag an Bundigkeit und Kürze einen groſsen Vorzug vor manchem ſeiner Verbeſſerer hat, beſonders auch den, daſs er nichts erſchleicht, ſondern offen geſteht, dieſer Satz müſſe ohne Beweis angenommen werden.

Die zweyte Abhandlung hat den Zweck, den Grund der Verſchiedenheit in den Zeichen der trigonometriſchen Linien, je nachdem die Winkel weniger als 90 oder mehr als 90, 180, 270 Grad betragen, in einer Conſtruction zu erläutern. Stellt man ſich (um bey der Tangente und Secante ſtehen zu bleiben,) einen horizontalen Durchmeſſer des Kreiſes unbegrenzt verlängert vor, und rechnet die Bogen von dem linker Hand liegenden Endpuncte des Durchmeſſers an: ſo zieht der Vf. nun nicht die Tangente an dieſem Endpuncte, ſondern am anderen Endpuncte des Bogens. Wenn nun der Bogen $< 90°$ iſt: ſo ſchneidet die Tangente den links liegenden Theil jenes verlängerten Durchmeſſers mit demjenigen Ende, der gegen den Anfangspunct des Bogens zuliegt, — dann ſind Tangante und Secante poſitiv. Für Bogen, die $> 90°$ und $< 180°$ haben, ſchneidet die Tangente mit ihrem anderen Ende den entgegengeſetzten Theil des verlängerten Durchmeſſers, daher Tangente und Secante negativ ſind. Wenn der Bogen $< 270°$ und $> 180°$ iſt: ſo ſchneidet wieder der Theil der Tangentenlinie, der gegen den Bogen, welchem die Tangente angehört, zu liegt, den verlängerten Halbmeſſer und zwar an ſeinem negativen Ende, die Secante bleibt alſo negativ, die Tangente wird aber poſitiv u. ſ. w. Der Vf. verdient für dieſe ſehr ſinnreiche Conſtruction allen Dank; doch bemerkt Rec., daſs ihm eine einfachere, welche eben das leiſtet, was Hr. *Sch.* verlangt, ſchon vor einer Reihe von Jahren durch Hn. Prof. *Thibauts* akademiſchen Vortrag bekannt geworden iſt, deren nähere Auseinanderſetzung nicht hieher gehört. B.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Über Newtons, Eulers, Käſtners und Conſorten Pfuſchereyen in der Mathematik*, von *Karl Chriſt. Langsdorf*, geh. Hofr. u. Prof. zu Heidelberg. Mit 1 Kupfer. 1807. 72 S. 8. (9 Gr.) Der Titel dieſer Schrift iſt etwas unpaſſend gewählt; denn nach demſelben ſollte man denken, daſs Hr. *L.* ſelbſt es ſey, welcher *Newton*, *Eulern* und *Kaſtnern* Pfuſchereyen vorwerfe. So verhält ſich die Sache aber nicht; ſondern Hr. *L.* tritt hier als Vertheidiger der genannten Schriftſteller gegen einen Ungenannten auf, der ſich in einem von uns an dieſen Blättern 1807, No. 251 recenſirten Buche grober Ungezogenheiten gegen dieſelben ſchuldig gemacht hatte. Rec. hat dort Gelegenheit gehabt, einige Behauptungen des Vfs. in ihrer Blöſse darzuſtellen. Daſſelbe iſt denn auch der Zweck des Hn. *L.* in dieſer Schrift. Er berichtigt zuerſt einiges, was jener Schriftſteller über negative Groſsen u. ſ. w. geſagt hat, und geht dann zu den Vorwürfen über, die er den Aſtronomen macht. Hier aber verfällt Hr. *L.* in einen Rechnungsfehler, der, wie es uns ſcheint, die Reſultate ganz unbrauchbar macht. Hr. *L.* will nämlich unterſuchen, ob zwey verſchiedene Planeten unſeres Sonnenſyſtems in irgend einem Puncte ihrer Bahn gleiche Geſchwindigkeiten haben können. Er nimmt zu dieſem Zwecke die halbe Axe der Bahnen und die Abſtände der Sonne vom Centro der Bahn, (beides in Halbmeſſern der Erdbahn ausgedrückt,) aus *Lalande* an, und ſucht nun die kleinſte und groſste Entfernung der Planeten von der Sonne. Er begeht aber hiebey den Fehler, daſs er die Abſtände der Sonne vom Centro der Bahn, in Halbmeſſern der Erdbahn ausgedrückt, ſo in die Rechnung bringt, wie dieſer Abſtand in Theilen der halben Axe derjenigen Planetenbahn, wozu er gehört, in Rechnung gebracht werden muſs. Dadurch kömmt er zu dem auffallenden Irrthume, Uranus kleinſten Abſtand von der Sonne $= 1{,}75$ Halbmeſſer der Erdbahn, den gröſsten Abſtand $= 36{,}41$ zu ſetzen, und bringt heraus, Uranus ſey der einzige Planet, der irgendwo in ſeiner Bahn ſich eben ſo ſchnell, wie die Erde bewege. Dieſer Übereilung ungeachtet, ſind wir doch mit Hn. *L.* überzeugt, daſs die Einwürfe jenes Ungenannten ſich leicht heben laſſen; auch zweifeln wir nicht, daſs Hr. *L.* Gelegenheit finden werde, eine Berichtigung dieſer Rechnung bekannt zu machen, und alle Vorwürfe ſeines Gegners von ſich abzulehnen. B.

Osnabrück, b. Crone: *Wahrheiten aus beiden Trigonometricen auf eine neue Art bewieſen*, von *P. Mauritz Eilmann*. S. O. M. 1 Kpf. 1808. 38 S. 8. (9 Gr.) Die Lecture dieſer Schrift wird dadurch ſehr unangenehm gemacht, daſs der Vf. ſich einer groſsen Menge ungewöhnlicher und die Überſicht der Rechnung für den, der an andere Zeichen gewöhnt iſt, ſehr erſchwerender Zeichen bedient. So z. B. ſetzt er des Bogens A Sinus $= a$, Coſinus $= \mathfrak{a}$, Tangens $= \widehat{a}$, Cotangens $= \widehat{\mathfrak{a}}$, des Bogens $\frac{1}{2}$ A Sinus $= a$, des Bogens A + B $= S$, Sinus $= \mathfrak{s}$ u. ſ. w. Man erhält ſo ein Heer von Bezeichnungen, die ſchwer zu behalten ſind, und die uns gar keinen Nutzen zu haben ſcheinen, weil kein anderer Schriftſteller ſich ihrer bedient, und man alſo doch die Formeln erſt in die gewöhnlichen Zeichen überſetzen muſs, um ſie mit anderen, ſonſt bekannten Formeln vergleichen zu können.

Aus dem Buche ſelbſt läſst ſich kein Auszug geben. Die Beweiſe ſind allerdings auf eine andere als die gewöhnliche Art geführt, und da jede neue Anſicht ihr Gutes hat und beytragen kann, die Lehrſatze beſſer einzuſehen oder ſie ſich feſter einzuprägen: ſo glauben wir, daſs auch dieſe Schrift manchem belehrend ſeyn wird. Unrichtigkeiten ſind uns nicht aufgefallen. Schade aber iſt es, daſs viele Druckfehler ſich eingeſchlichen haben, und daſs das ſehr blaſs geſtochene Kupfer ſich nicht gut ausnimmt. Dem uns mitgetheilten Exemplare iſt ein ſchriftliches Verzeichniſs von Druckfehlern beygelegt, welches hier mitzutheilen wir uns verpflichtet halten: S. 10. Z. 7 von oben ſtatt — lies —; S. 31. Z. 17. v. u. ſt: Fig. 5. l. Fig. 3. — S. 31. Z. 21. ſt. w — v = < d lies w″ — v″ = < d. S. 36. Z. 15. l. C. l. C. S. 37. Z. 6. v. u. ſt. Coſ. lies Cot. — S. 37 allenthalben ſtehe l. D. F.

Digitized by Google

Berlin, b. Maurer: *Allgemeines Marktbuch beym Ein- und Verkauf, worinnen ein bis hundert und zehn Pfund, von sechs Pfennigen bis zu acht und zwölf Groschen, genau ausgerechnet sind, um ohne Nachrechnen augenblicklich finden zu können, wieviel die verkaufte oder verhandelte Summe beträgt.* Nebst einem Anhange von Gewichten, Maßen und Münzen und deren Vergleichung, auch Resolvirungs- und Interess-Tabellen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1806. gr. 12. (7 Gr.) Der weitläuftige Titel liefs Rec. einen ganz gewöhnlichen Rechenknecht vermuthen; allein er fand sich nicht unangenehm getäuscht, denn dieses Buch zeichnet sich unter allen ähnlichen zu seinem Vortheil aus, und wird seinem Zwecke entsprechen. Man hat viel über den Werth oder Unwerth solcher Nothhelfer gestritten, und die Meisten haben sie ganz verworfen; allein warum soll man gerade die Erleichterung einer Arbeit oder Mühe nicht gebrauchen? Nur muss derjenige, der sich ihrer bedient, dasselbe auch ohne Buch zu rechnen verstehen, und dieses ist bey den hier vorkommenden Exempeln sehr leicht. Sind wohl alle kaufmännischen Tabellen zu Wechselreductionen, Arbitragen u. s. w. etwas anderes als Rechanknechte? Gleichwohl werden sie sehr geschätzt. Es kommt übrigens bey einem solchen Buche alles auf die Richtigkeit der Facite an, sonst ist es ganz unnütz. Rec. hat sich die Mühe genommen, die vorliegenden Tabellen bis auf wenige genau nachzurechnen und hat auch nicht Einen Fehler gefunden. Selbst *Martini* Haushalter, unstreitig das beste Buch dieser Art, hat diesen Vorzug nicht, denn hier findet man genug falsche Posten. — Die hier gebrauchten groben Ziffern hätten billig kleiner seyn können, dadurch würde die Schrift an Wohlfeilheit beträchtlich gewonnen haben; selbst das Format könnte bequemer seyn. Bey einer neuen Ausgabe mögen die Verleger diese Erinnerung beherzigen. W + A.

Magdeburg, b. Hessenland: *Praktischer Wegweiser der Interesse, Interesse von Interesse und der Zeitrechnung*, für Bankiers, Finanziers und Juristen von *Christoph Friedrich Hoff*, Stifter und Unternehmer der neuen Handlungsschule in Magdeburg. 1805. 4 Bog. gr. 8. (8 Gr.) Wer die älteren Schriften des Vfs. besitzt, hat nicht nöthig, sich diesen Wegweiser anzuschaffen; denn er findet nichts als wörtliche Excerpte aus jenen, vorzüglich aus des Vfs. Rechenbuche von 1802. Aber auch solchen, die jene Werke nicht haben, kann diese Schrift nicht als nützlich empfohlen werden. Man kennt die Methode des Vfs., seine Werke mit einer Menge Aufgaben aus allen Fächern zu überladen, wodurch sie zwar an Reichhaltigkeit der Materie gewinnen, aber dennoch, weil durchgehends der Beweis der Auflösungen fehlt, wenig Nutzen stiften. Hier ist besonders ein Gegenstand gewählt worden, der ohne Anwendung der Abgaben gar nicht gründlich erläutert werden kann. Da nun diese gänzlich fehlt: so ist leicht zu erachten, dass alles nur sehr oberflächlich und mangelhaft abgehandelt worden. Überdiess ist die Sprache holprich und undeutlich. So fängt z. B. die Schrift selbst ohne allen Eingang S. 1 also an. „Interesse wird von demjenigen Gelde eingenommen, welches als Capital auf einen bedungenen Zins ausgeliehen ist, und diess sind *Privat-Zinsgeschäfte*. *Interessen*, die im *Debet* oder im *Credit* den jährlichen *Conto Corranten* vom Tage des Empfangs an bis zum Schluss des Jahres *zur Last*, oder auch im *Guthaben* berechnet werden, und auf beiden Seiten mit den gemachten Rechnungen und Zahlungen durch einander addirt und *Schuldrest und Zinsrest*, nach balancirten Abschluss, auf neue Rechnung als *Saldo* oder *Bestand*, entweder im Debet oder im Credit vorgetragen sind, heissen *Rechnungszinsen* u. s. w." Wer wird aus dieser Erläuterung einen richtigen Begriff von Zinsen schöpfen können? Eben so heisst es S. 4: „Der Zahlungstag hat eine gröfsere Jahreszahl und wird daher der Subtrahendue, der *Tag* des Ausleihens eine *kleinere*, und wird daher der Subtractor. Z. E.

1804 Jahre 8 Monat 29 Tage, Einnahme
1803 — 4 — 4 — Ausgabe
1 Jahr 4 Monat 25 Tage, Verzinsungszeit
oder 16⅔ Monate.

Hier hätte sollen vorhergesagt werden, dass das Jahr nur zu 360 Tagen (kaufmännisch) gerechnet sey; auch ist ja öfter der Fall, dass bey der Ausgabe oder dem Subtractor eine gröfsere Anzahl Tage als bey der Einnahme steht. Das Ganze schränkt sich auf die gewöhnlichen Berechnungen der gemeinen Interesse, wie auch der Interesse auf Interesse und des Interusuriums (der Vf. schreibt Interusorium) ein, ohne im mindesten die Anwendung dieser Rechnungsarten auf die Leibrenten, Tontinen, Assuranz, Remission u. a. m. zu erwähnen. Dieses ist schon deshalb ein grofser Fehler, weil der Vf. für Juristen schreibt, denen diese Operationen sehr nöthig in der *Matheſis forensis* sind. Der Gebrauch der Logarithmen ist ihm ganz unbekannt, daher geräth er auf ganz seltsame Regeln, diesen Mangel zu ersetzen und Aufgaben aufzulösen, wozu sie unentbehrlich sind. So hat er, um nur Eins anzuführen, S. 12 die ihm schon oft vorgerückte, ganz falsche Operation, ein Capital mit Interesse auf Interesse zu verdoppeln, überhaupt zu verzwölffachen, abermals beygebracht. W + A.

Vermischte Schriften. *Göttingen*, b. Dieterich: *Betrachtungen über den wahren Anstand und über die Mittel, die Haltung des Körpers zu verschönern.* Ein Handbuch für Erzieher, Künstler etc. Nach dem Französischen des *Mereau*, weiland Hoftanzmeisters zu Gotha frey bearbeitet von *Carl Reinhold*, herzogl. weimar. (Ex-) Hof-Schauspieler. 1808. 147 S. kl. 8. (16 Gr.) Das ausgezeichnete Lob, das *Iffland* im berl. Damenkalender und im Theateralmanach 1807 seinem ehemaligen Lehrer, dem verst. Tanzmeister *Mereau*, ertheilt, ist nach aller Kundigen Urtheil ein sehr verdientes. Um aber des wackeren Mannes *Reflexions sur le maintien*, die ebenfalls *Iffland* vor Kurzem bekannt gemacht hat, recht zu würdigen, muss man erwägen, dass *Mereau* ein geborner Franzos war, dass er an einem Orte schrieb, wo der Hof und die Poeten in französischer Tournure wetteiferten, und endlich, dass er vor 50 Jahren schrieb. Es begreift sich also, dass der kleine Tractat in Bezug auf jene Zeit vortrefflich seyn kann, und gleichwohl für uns durchaus unbrauchbar ist. Denn das Allgemeine versteht sich von selbst, und kann nicht aus Büchern erlernt werden, wenn es einmal fehlt. Wer aber das Specielle des Anstands einem Franzosen von A. 1760 ablauschen will, beginnt eines Theils etwas Unmögliches, anderen Theils etwas Abgeschmacktes, oder — um beides zusammenzufassen — er wird ein Baron allemand. Ein solcher Baron allemand muss der in allerley literarischem Erwerb — das nach *Lichtenbergscher* Eintheilung keine Ehre, sondern Geld (mitunter aber auch Prügel) bringt — wohl versirte Hr. *Reinhold* seyn, der gegenwärtige Übers. (die nach seiner Versicherung dem Original in mancher Rücksicht vorzuziehen ist,) allen Erziehern, der gebildeten erwachsenen Jugend und allen guten Müttern, „*für die Toilette*" *sc.*, empfiehlt. Was sich der für das leibliche Wohl der lieben Jugend so enthusiastische Mann gedacht haben mag, als er unter anderen ein ganzes Cap. von der Methode, wie Kinder *ihre dreyeckigen Hüte* auf und abzusetzen haben, frisch weg verdeutschte, lasst sich nur aus einem hohen Grad von Besinnungslosigkeit, oder auch aus einer neuerdings beliebt gewordenen Methode, der Stationen möglichst viel zu machen, vernünftigerweise herleiten. Das auf dem Titel prunkende *frey bearbeitet* hätte sich lieber hier aussprechen sollen. Denn jetzt hat es keinen anderen Einfluss gehabt, als des Übers. Unkunde im Französischen unter dem weiten und faltigen Mantel *freybearbeiteter* Phrasen zu verstecken. Aber die Ohren gucken denn doch durch. S. 37 schreibt der Übers. z. B. zwey, durch den Reim ziemlich merkliche Alexandriner aus *Destouches* beherzt als simple Prosa hin. Wie wohl er mit *Destouches* bekannt seyn muss! — Sein eigener Styl ist der eines dreisten Routiniers, der, zu schwatzen gewohnt, überall mit Unverschämtheit auftritt, und sich allmählich eine gewisse Fertigkeit erschwatzt, der manches gelingt, die aber keinen Augenblick ihrer selbst gewiss ist, und eben so viel Deutsch versteht, wie ein Quintaner. Sachen wie: *mir soll blafs genugen, — weder* auf das Linkische, *und* auf das Edle aufmerksam machen, — eine Hand in der Weste *placiren*, — und ein durchgängig monströser Periodenbau charakterisiren unseren Sudler. Wir wollen ihm wünschen, dass ihm das, was ihm auf der literarischen Bühne schmählich misslingt, auf einem höheren Gerüst besser glücken möge. Von dort verkündige er denn auch schon gewohnt, den Gellertschen Gukuk nachzuahmen, die Wunderkraft seines Buches. Denn „*über den Werth meiner Übersetzung hat einzig und allein das Publicum zu richten*," sagt Hr. R. ahndungsvoll in der Vorrede. *Schlegel* hat schon vom Hn. v. *Kotzebue* gesagt:

In den Vorreden da pocht er, und klatscht gemein in den Stücken
Thut ihm das Gleiche denn: pocht Kenner! und klatsche nur Volk.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 APRIL, 1809.

NATURGESCHICHTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen.* Von *Alexander von Humboldt.* Erster Band. 1808. 334 S. 12. (1 Thlr. 21 Gr.)

Um dieses Werk richtig zu beurtheilen, muss man die Absicht, in welcher der Vf. es schrieb, nicht aus den Augen verlieren. Bedrängten Gemüthern, heisst es in der Vorrede, sind diese Blätter vorzugsweise gewidmet. Überblick der Natur im Grossen, Beweis vom Zusammenwirken der Kräfte, Erneuerung des Genusses, den die unmittelbare Ansicht dem fühlenden Menschen gewährt — sind die Zwecke, nach denen der Vf. strebte. Hiebey veranlasste ihn der Reichthum zur Anhäufung einzelner Bilder, welche den ruhigen Totaleindruck des Ganzen stören, und Gefühl und Phantasie zu sehr ansprechen. Indessen, so sehr er diesen Mangel fühlte, so wenig vermochte er doch ihn zu verbessern. Rec. findet in diesen wenigen Worten so ziemlich alles erschöpft, was über diese Ansichten zu sagen wäre. Auch die leisen Ausbrüche von Melancholie und sanfter Schwärmerey, auf die man hin und wieder trifft, ja, welche über das Ganze einigermafsen ausgebreitet sind, lassen sich aus diesem Gesichtspuncte vollkommen rechtfertigen. Selbst das kann die Absicht nicht verdunkeln, wenn es sich finden sollte, dass das dargebotene Mittel nur in sofern wahrhafte und dauernde Hülfe geben könne, als es zum eigenen Umgange mit der Natur auffodert, welche, wenn gleich nirgend so reich und prachtvoll, wie unter dem tropischen Himmel, doch überall gross und schön ist. Unterdessen wünscht Rec., dass es dem Vf. nie an Musse und Heiterkeit des Geistes gebrechen möge, die gesammelten Materialien auch in einer strengeren Form zu bearbeiten, und die Resultate noch ferner zur öffentlichen Kunde gelangen zu lassen. Der Leser erhält hier, was der Titel angiebt, Gemälde, das ist, einzelne Parthieen der wundervollen Naturwelt, welche das Continent von Südamerika darbietet, mit brennenden Farben in einer durchaus edeln Sprache dargestellt. Öfters wird zwischen den ähnlichen Erscheinungen dieses und anderer Erdstriche und Welttheile Vergleichung anstellt; selbst die Geschichte muss dem Vf. helfen, seine Gemälde zu schmücken. Es finden sich drey Aufsätze, wovon nur Einer bereits gedruckt worden, dem, so wie den anderen beiden, Erläuterungen und Zusätze da, wo einzelne Puncte der Gemälde nicht ausgeführt genug schienen, hinzugefügt worden sind. — In der ersten Abhandlung: Über die Steppen und Wüsten, wirft der Vf. einen Blick auf die bedeutendsten Ebenen des Continents. In Deutschland ist als eine wahre Steppe zu betrachten die trockene Heide, welche von Jütland bis an den Harz, von der Elbe bis an den Ausfluss der Schelde gehet, und welche das Heidekraut wie ein Pflanzenzug bedecket. Im gemässigten Asien reicht eine hohe Steppe, mit dünnem Grase und Salzpflanzen bedeckt, von der chinesischen Mauer bis zum See Aral, vom Altai bis zum Gebirge Mustag. Völlig pflanzenleer ist, die Oasen abgerechnet, die grosse Wüste Sahara in Afrika, die eigentlich schon in Arabien ihren Ursprung nimmt. Der Vf. schätzt ihren Umfang dreymal so gross, als den des mittelländischen Meeres. Mehr *eine dünnbewachsene Steppe* ist in Südamerika die grosse Ebene zwischen dem Küstengebirge von Caracas und dem Orinoco, und die noch grössere, welche der Platafluss durchströmt, und welche sich südlich bis fast an die magellanische Meerenge fortsetzt. Jene ist eine beynahe wagerechte Fläche, so dass an mehreren Orten, in einem Bezirke von mehr als 30 Quadratmeilen, kein Theil einen Fuss höher als der andere zu liegen scheint. Doch zeigt dieser alte Meeresboden, der mit einer mächtigen Formation von altem Conglomerat ausgefüllt ist, hie und da Bänke, gebrochene Flötzschichten, die grell ansteigen, zwey bis drey Fuss höher als das übrige Gestein liegen, und sich bis in eine Länge von 10 — 12 geographischen Meilen ausdehnen. Mitten unter dem Äquator liegend, hat diese Ebene doch ein bey weitem kühleres Klima, als die afrikanische Wüste, und eine dünne Pflanzendecke. Doch bietet sie eine doppelte Gestalt dar; in der heissen Jahreszeit nämlich ist der Himmel tiefblau, der Luftkreis dunstvoll, die Erde staubig, die Pflanzendecke verbrannt, und, was merkwürdig ist, so wie viele Tropenpflanzen sich entblättern, so vergraben sich auch Crocodille und andere Amphibien im Letten, und liegen scheintodt wie im nördlichen Afrika, wo die Kälte sie in den Winterschlaf versenkt. In der Regenzeit tritt an die Stelle der Erstarrung das üppigste Pflanzenwachsthum, die zahlreichen Flüsse schwellen an, füllen sich mit den erwachten Crocodillen und Riesenschlangen und überschwemmen das Land. — In den Anmerkungen sind noch manche merkwürdige Notizen beygebracht, wovon wir einige ausheben wollen. In dem See von Valencia, in einem Thale des Küstengebirgs

Digitized by Google

von Caracas, fand sich die *Typha angustifolia* L. Auf einer Insel dieses Sees wird die merkwürdige Art *Solanum* gebauet, deren Früchte eßbar sind, und die *Willdenow* unter dem Namen *S. Humboldti* beschrieben hat. — Das Maximum der Wärme ist nach dem Vf., wenn man eine Reihe von Jahren betrachtet, und die Beobachtungen im Schatten angestellt werden, in allen Erdstrichen an der Newa, am Senegal, am Ganges und am Orinoco gleich gros, nämlich zwischen 30 und 32 Grad Reaumur. Aber, mochte Rec. hinzusetzen, dieses Maximum nimmt doch nach den Polen zu ab, und wo ist dieser Punct gegen Norden und gegen Süden? — Die grosse Kühle an der peruanischen Küste unter dem Wendekreise ist Folge der in Nebel gehüllten Sonnenscheibe und eines Stroms kalten Meerwassers, der mit Ungestüm von der magellanischen Meerenge gegen Norden fortsetzt. — Im Orinoco, besonders in den Catarakten von Atures und Maypures nehmen Granitblöcke, selbst weisser Quarz, soweit sie das Wasser berührt, einen schwarzen Überzug an, der nicht um $\frac{1}{100}$ Linie ins Gestein dringt, und kohlenstoffhaltig zu seyn scheint. Die damit überzogenen Steine geben, befeuchtet, schädliche Ausdünstungen, und man hält ihre Nähe für eine fiebererregende Ursache. — Die Erde, welche die Otomaken am Orinoco verzehren, ist ein fetter, milder, mit etwas Eisenoxyd vermischter Letten von gelblich-grauer Farbe. Sie kneten ihn in Kugeln, und brennen diese an einem schwachen Feuer, bis die Rinde röthlich wird. Beym Essen wird die Kugel wieder befeuchtet. Ein Indianer verzehrt in Einem Tage $\frac{3}{4}$ bis $\frac{1}{1}$ ℔ Erde; dabey leidet das Befinden nicht; auch sind diese Menschen überhaupt feist, aber nicht dickhäuchig. — In der zweyten Abhandlung: Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, bemerkt der Vf. nach einigen Betrachtungen über die allgemeine Ausbreitung des Lebendigen in der Natur, wie die Verbreitung der Pflanzen an gewisse Gesetze gebunden sey. Sie überziehen den nackten Boden nach und nach, erst Kryptogamen, dann Gräser, dann Kräuter, dann Sträucher und Bäume. Eben so hängt sie vom Himmelsstriche ab. In der Hälfte des Jahres erstarrt, wenig mannichfaltig und schön ist die Vegetation nach den Polen zu; ewig jung, reich und prachtvoll zwischen den Wendekreisen. Bey diesem allgemeinen Charakter haben die Tropenländer, wie alle anderen, eine gewisse Physiognomie. Die Pflanzendecke ist es vornehmlich, was dieselbe bewirkt, und zergliedert man diesen physiognomischen Eindruck: so findet man 19 Pflanzenformen, welche ihn bestimmen. Diese sind folgende: Palmen, Scitamineen, Malven, Mimosen (wohin *Mimosa, Gleditsia, Tamarindus*), Heidekräuter, Orchideen, Casuarinen (Bäume mit schachtelhalmähnlichen Zweigen, wohin auch *Ephedra, Colletia* u. s. w.), Nadelhölzer, Pothosgewachse (wohin *Pothos, Dracontium, Arum*), Lianen (wohin *Paullinia, Banhinia, Banisteria, Bignonia*), Aloegewächse, Gräser, Farrnkräuter, Lilien, Weiden (wohin auch *Banksia* und *Protea*), Myrthen, Melastomen und Lorbeergewächse. — Rec. erlaubt sich einige Bemerkungen über das Gemälde, wovon er so eben die Grundlinien gezeichnet. „Raderthiere, sagt der Vf., Brachionen und eine Schaar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. In Scheintod versenkt schweben sie vielleicht jahrelang in den Lüften, bis der Thau sie zur Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen wirbelnden Körper einschliesst, und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, den alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht." Es hätte verdient angemerkt zu werden, dass dieses eine blosse Hypothese sey, um die schnelle Entstehung lebendiger Wesen in stehendem Gewässer zu erklären. — „Unentschieden ist, wo grösere Lebensfülle verbreitet sey, ob auf dem Continent oder im unergründeten Meere." Uns dünkt, der grösere Reichthum des Meeres sey nicht zu bezweifeln. — „Wie wenn man ein Land entdeckte, in welchem holzige Schwämme z. B. Clavarien und Moose hohe Bäume bildeten?" So sehr es zu wünschen wäre, so hegt doch Rec. solche Hoffnungen nicht. — Die oben aufgezählten 19 Pflanzenformen sollen, wenn wir den Vf. recht verstanden haben, die seyn, welche den Charakter einer Gegend zu bestimmen vermögen. Aber kommen denn alle anderen, besonders europäischen Pflanzenformen hiebey in gar keinen Betracht? Nicht die Doldengewächse, die Pflanzen mit Ballblüthen, mit Lippenblumen, mit zusammengesetzten Blumen? Haben sie nicht etwas sehr Ausgezeichnetes und sind sie nicht im Stande, den Charakter eines Erdstriches zu bestimmen? — Auch aus den Anmerkungen zu dieser zweyten Abhandlung wollen wir einiges ausheben. Die senkrechte Höhe des Chimborazo ist nach dem Vf. 3340 Toisen. In einer Höhe von 2850 Toisen umschwirrten ihn einige Insecten, die er aber nicht erhaschen konnte. Die Region zwischen 1600 und 3000 Toisen über der Meeresfläche ist der gewöhnliche Aufenthalt des Kondors. Aus der Kleinheit, in welcher der Vf. diesen Vogel über seinem Kopfe schweben sah, verglichen mit der gewöhnlichen Grösse desselben, berechnete er die Höhe seines Fluges zu 3639 Toisen, eine Höhe, in welcher das Barometer kaum noch auf 12 Zoll steht. Der nämliche Vogel senkt sich aus diesen Höhen bisweilen plötzlich bis zum Meeresufer, wo das Barometer 28 Zoll hat, herab; eine in der That merkwürdige physiologische Erscheinung. — Das Leuchten des Seewassers wird nach unserem Vf. bisweilen durch leuchtende Mollusken bewirkt, wie *Forster* schon angab; mehrentheils aber erkennt man im leuchtenden Wasser dergleichen selbst durch starke Vergrösserung nicht. Die wahrscheinlichste leuchtende Ursache sind faulende Fasern abgestorbener Mollusken, die sich im Wasser aufs feinste zertheilen, und dasselbe zu einer gallerthaltigen Flüssigkeit machen. Sonderbar ist dabey, dass eine Erschütterung und ein elektrisch geladener Luftkreis, wo z. B. ein Gewitter bevorsteht, dieses Leuchten erwecken und verstärken. Auf seiner Fahrt nach Südamerika legte der Vf. zuweilen eine Medu-

Digitized by Google

fe auf einen zinnernen Teller; und fchlug er dann mit einem anderen Metall gegen denfelben: fo waren die kleinften Schwingungen hinlänglich, das Thier leuchten zu machen. — Das dritte Gemälde fchildert: die Waffer falle des Orinoco bey Atures und Maypures. Bis zu den Quellen des Orinoco ift noch Keiner vorgedrungen, und fabelhaft ift, was man vom Urfprunge deffelben aus einem See vorgegeben. Er läuft zuerft von Often nach Weften am fudlichen Abfalle des Gebirges Parime hin; hier fallen mehrere Flüffe in ihn, die fich durch eine fchwarze Farbe des Waffers auszeichnen. Dann wendet er fich nördlich und durchbricht die Gebirgskette, und hier liegen die berühmten Katarakten von Atures und Maypures, die vor dem Vf. von wenig Europäern befucht worden. Bald verlafst der Strom die Gebirgskette, fich wieder öftlich wendend, und indem er bis zu feinem Ausfluffe auf beinahe holiger Fläche hinläuft, fcheidet er die undurchdringlichen Wälder der Guyana in Südoften von den unermeflichen Ebenen von Caracas in Nordweften. Der Fall des Orinoco bey Maypures ift nicht wie der des Niagara ein einmaliges Herabftürzen einer mächtigen Waffermenge von einer grofsen Hohe, fondern eine zahllofe Menge kleiner Cafcaden, die wie Staffeln auf einander folgen und eine Meilenlänge des Fluffes einnehmen. Sie werden durch Felfenmaffen verurfacht, über und zwifchen denen der Fluss durchgleitet, fo dafs oft kaum ein 20 Fufs breites Fahrwaffer übrig bleibt. Auffallend war es dem Vf., das Getöfe dreymal ftärker bey Nacht als bey Tage zu hören; follte dieles nicht einen mehr fubjectiven als objectiven Grund haben? Uberall zeigen fich Spuren eines vordem weit huheren Waffer ftandes, dergleichen auch an den Geftaden europäifcher Flüffe bemerkt wird. Mit Erftaunen bemerkte der Vf., dafs das ganze Gefalle des Raudals (fo nennen die Spanier einen Waffer fall diefer Art) vom Anfang bis zum Ende kaum 28 — 30 Fufs betrug, das wilde Aufchäumen des Fluffes alfo faft nur eine Folge der Verengerung des Bettes durch zahllofe Klippen war. Weniger umftändlich ift der Raudal von Atures befchrieben. Er ift dem von Maypures ganz ähnlich. Aufgethürmte Granitkugeln bilden hier Felsdämme und Höhlen; bald ftürzen die Waffer über diefe weg, bald dringen fie mit dumpfem Getöfe ins Innere derfelben. Der Vf. wagte es nebft dem Hn. *Bonpland*, die letzte untere Halfte das Raudals mit dem beladenen Kanon zu paffiren, wobey fie mehrmals auf den Klippen ausfteigen mufsten, und einmal 1½ Stunde auf einer diefer Infeln bey Einbruch der Nacht unter einem fürchterlichen Gewitterregen und in der Beforgnifs, von ihren Indianern mit dem Schiffe verlaffen zu feyn, zubrachten. Endlich befchreibt der Vf. noch die am Raudal von Atures belegene weitberufene Höhle von Ataruipe; eine Art von Gewölbe, welche das Orinocowaffer bey höherem Stande ausgewafchen, das Nationalbegräbnifs des vertilgten Völkerftammes der Aturer. — In den Anmerkungen gefchiehet noch einer Merkwürdigkeit Erwähnung, welche vorkömmt an der fudlichen Küfte der Infel Cuba, im Meerbufen von Xagua, 2 bis 3 Meilen vom feften Lande. Mitten im Meere nämlich brechen mit Ungeftüm und hohem Wellenfchlag Quellen füfsen Waffers aus. Die Küftenfchiffe verfehen fich daffelbft mit folchem, und je tiefer man fchöpft, defto füfser ift es. Auch wird dort häufig die Fluskuh, *Trichechus manati*, erlegt, ein Thier, welches fich nicht in falzigem Waffer aufhalt.

T.

STUTTGARDT, b. Steinkopf: *G. C. C. Storr Idea methodi foffilium.* Auch unter dem Titel: *Mufeum phyfiognoflicum, methodo, cujus per partes fingulas ratio redditur, digeftum defcriptumque.* Partis I. oreognofticae liber I methodologicus. 1807. XXVI u. 222 S. 4. (3 Thlr.)

Der Vf. hatte vor, feine naturhiftorifche Sammlung zu befchreiben, eine Mufeographie zu liefern, wie er fich ausdrückt. Da er aber nicht weifs, ob fein Lebensziel ihm noch zu einer langen Arbeit Mufse genug geftatten werde: fo befchlofs er, das Ganze in einzelne Theile zu fpalten, fo dafs jeder Theil ein Ganzes ausmache. Er liefert im vorliegenden Werke eine fonft fogenannte Philofophie der oryktognoftifchen Mineralogie, wo er aus logifcher Nothwendigkeit abgeleitet, die Gefetze aufftellt, nach welchen die Eigenfchaften der Körper aufgefafst werden müffen. Die Tendenz diefer Schrift geht dahin, die bisherige Form der Oryktognofie ganz umzufchaffen. Rec. zweifelt, dafs des Vfs. Anfichten je irgend einen Grad von Allgemeinheit erlangen werden, und glaubt, dafs auch in der That die Wiffenfchaft eben nichts verlieren dürfte, wenn diefe neue Bearbeitung derfelben nicht anerkannt wird. Das ewige Kleben an der Form ftumpft den Geift ab; und was wird damit gewonnen, wenn nun die Verfchiedenheiten der aufseren Geftalt bis in ihre kleinften Zufalligkeiten verfolgt und geordnet find? Es würde ein anhaltendes Bemühen fodern, fich nur mit allen den neuen Benennungen irgend vertraut zu machen, welche das ganze Buch durchwimmeln, und wir würden ein Buch fchreiben müffen, um diefes vorliegende Buch genau zu würdigen. Wir können daher nur einen höchft dürftigen Begriff vom Ganzen geben, und müffen es den Kunftkennern überlaffen, ob fie Luft haben, fich durch diefs mühfame Gebäude felbft durchzuwinden. Der Vf. betrachtet die Körper erftlich nach den Verfchiedenheiten der Materie, zweytens der Form. Diefe letztere Abtheilung enthält wieder: 1) *Rationes conftitutionis molecularum*, 2) *Junctionis rationes*, 3) *Schemata ficturae*. Wir führen aus der erften Abtheilung die Eintheilung der geringeren Verfchiedenheiten in der *Crafis* der Mineralkörper als Beyfpiel auf, welche unter der Benennung *nomi* aufgeftellt werden und zwar *Dianome*, *Hyponome*, *Catanome*, *Perinome*, *Epinome*. Wir heben *Catanomen* aus:

Catanamarum eft conjugatae aquae rationes contendere? Graduum potiorum varietas ad quintuplex discrimen referenda.

1) *Oreorum anhydrorum: aquae conjugatae immunium.*

2) *O. submerorum: perhibum aq. conj. continentium.*
3) *O. synhuphydrorum: a. c. modica imbutarum.*
4) *O. syndyhydrorum: a. c. copiam notabilem foventium.*
5) *O. syncathydrorum: a. c. largissima fetorum.*

Von der zweyten Abtheilung heben wir als Probe die Eintheilung der *Crystall. dijugatarum* aus:

A. *Cr. dij. diastrophae dichotomiam intestinam semissique alterius dimotionem passae, quam efficere videtur parti crystallulorum inter congressionem illata polarum subversio, diastrophica declarant tum harmoges lineamentis, tum et ad dijugationis cardines deprehendendis cicatricibus.*

AA. *Cicatricibus notantur, hinc in canthum prominentibus, illinc in crenam retractis:*

I. *C. d. antistrophae: semissibus e regione inversis*
a) *diastrophe diagonia;* b) *diastr. longitudinali*
α) *cicatricibus lateralibus*
β) *cicatr. terminalibus.*

II. *C. d. hypostrophae: semisse altero super alterum ad sextantem circuitus circumacto.*
a) *Diastrophe diagonia.* b) *D. transversa.*

BB. *Cicatricibus utrinque in crenam subhiascentem retractis discrepant:*

C. d. parantistrophae: semissibus diastrophe verticali subhallucinata inversis.

CC. *Cicatricum expertes sunt:*
C. d. cryptantistrophae: semissibus diastrophe ad amussim semissante verticali inversis.

B. *Cryst. dij. adiastrophae.*

Diese begreifen wieder nicht weniger als 16 Unterabtheilungen. Wem schwindelt nicht bey solchen ins Unendliche zertheilten Kleinkrämereyen! Muss da nicht der Geist entweichen, wo die Form so die Oberhand erhält! BF.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Duisburg* u. *Essen*, b. Bädecker u. Kürzel: *Abhandlung über das schleichende Nervenfieber, für angehende Ärzte* von *Pantal. Ludw. Muller*, A. in der Gräfsch. Limburg. 1808. 64 S. 8. (8 Gr.) Der Vf. sagt in der Vorrede, dass er, nach seiner angegebenen Behandlungsart, so glücklich gewesen sey, selten einen an diesem Fieber Kranken zu verlieren; dagegen seyen viele gestorben, welche nach anderen Grundsätzen behandelt worden. Eine solche Versicherung spannt die Erwartung! — Was die Theorie des Vfs. anlangt: so glaubt derselbe, es gebe nur ein einziges Fieber in der Natur, dessen scheinbare Verschiedenheiten blos als verschiedene Formen angesehen werden müssen, die blos von der verschiedenen Beschaffenheit und Modification der Reize, der Lebenskraft und ihrer mannichfaltigen Reaction bestimmt werden. So sey der Unterschied zwischen hitzigen und schleichenden Nervenfiebern nicht wesentlich, und habe auf die Curmethode keinen wesentlichen Einfluss (!). Die wahre Schwäche des Nervensystems liege bey beiden zum Grunde; nur sey sie beym hitzigen mit übermässiger, beym schleichenden mit zu wenig Reizfähigkeit verbunden. (Und dieses sollte keinen Unterschied in der Behandlung machen?) In den meisten Krankheiten finde man ein Bestreben der Natur, der Krankheitsursache entgegen zu wirken, allein in diesem Fieber nur selten. (Was die Ärzte Naturbemühungen nennen, findet wenigstens beym hitzigen NF. eben so gut, als bey anderen Fiebern Statt. Oder soll man die heftigen Erscheinungen, welche man beobachtet, hier nicht, wie bey anderen Fiebern, *Conamina naturae* benennen?) Die Verbindungen, welche das schleichende NF. eingeht, sind: 1) mit Frieseln oder Petechien. Es ist diess blos die Verbindung des NF. mit inflammatorischer Diathesis oder mit dem Schein der Localentzündung (!) — 2) mit gallichten Zufällen, 3) mit Schleim. Diese macht manchmal nicht nur ausserordentliche Beschwerden, sondern tödtet auch bisweilen (der Schleim? Der Vf. hält die schleimausleerenden Mittel dennoch für unzulänglich zur Heilung der Krankheit?), 4) mit faulichten Zufällen. Die Ursachen sind schwächende Potenzen aller Art (der Vf. rechnet dahin auch Genuss der Melonen und allzuvieles Tabakreuchen, welche beide wohl selten, freylich aus entgegengesetzten Gründen, als Ursachen anzuklagen seyn dürften. Auch rechnet er verschiedene chronische Hautkrankheiten, Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, Gicht, Gift, der Himmel weiss, in wiefern, hieher). Die Diagnosis halt er für leicht. Die Cur zerfallt in 2 Theile: 1) Radicalcur. In der Geburt wird oft das NF. durch Brechmittel erflickt. Einige Stunden nach denselben rühmt der Vf. Herzstärkung, Wein, Naphtha, Opium, Zimmtinctur u. s. w. Dauert die Krankheit schon einige Zeit: so muss die Erhaltung der Lebenskräfte die erste und vorzüglichste Heilenzeige seyn. Hiezu dienen Opium, Bisam, Quecksilber, Bibergeil, Kampher, *Serpentaria, Valeriana, Angelica, Contrayerva* (!), *Jedvaria*, Chamillen, eine Menge bitterer Mittel, Wein, Branntwein u. s. w. Damit kommt man jedoch nicht immer allein aus, sondern es muss 2) die symptomatische Cur berücksichtiget werden, nämlich gastrische Unreinigkeiten, welche oft mehr Rücksicht verdienen, als man anderer Zeit zugeben will, Schleim, Erbrechen, Durchfall, Verstopfung, heftige Schweisse, Friesel, Speichelfluss. Was der Vf. hierüber und über die Diät sagt, ist im Allgemeinen recht gut; nur ist es nichts Neues, und wir erfahren durchaus nicht, wodurch sich die glücklichere Behandlung des Vfs. von anderen, unglücklicheren, unterscheidet. Sie ist die jetzt gewöhnliche, und angehende Ärzte, welche ihren *Vogel, Frank, Reil, Hufeland, Hecker* u. s. w. studiren, können dieser Abhandlung ganz entübrigt seyn. Sie hat unsere Erwartung getäuscht.

Fj.

Altona, b. Hammerich: *Über die Luftröhrenbräune der Kinder.* Eine kurze, zunächst für Nichtärzte bestimmte Anleitung, diese gefahrvolle Krankheit richtiger zu beurtheilen und sicherer zu verhüten. Von D. *W. Z. Wolf* zu Altona. 1808. 47 S. 8. (6 Gr.) An dieser kleinen Schrift ist die Kürze und der gute Wille des Vfs. das beste. Sie schildert die Gefahr, welche zwey verwandte, hier nicht genau getrennte Krankheiten, der *Croup* und das *Millarsche Asthma*, für unsere Jugend haben, ganz nach der Wahrheit, ohne tief in die Ursachen und Anzeigen, sie zu heilen, einzudringen. Mit Vorbedacht, sagt der Vf., habe er hier beide Krankheiten nicht getrennt; die Gleichheit der Ursachen und der Heilmethoden berechtige ihn dazu. Hätte er gesagt, die Ähnlichkeit der Gefahr bey gleich schnellem Verlauf, Ähnlichkeit in einzelnen Symptomen und im Ausgange könne ihn entschuldigen: so möchte er Recht haben. Aber die Ursache und Methode sind, jene nicht so sehr als diese, verschieden. Der Croup herrscht epidemisch, befällt fast immer Knaben, macht nur geringe Nachlässe, und ist offenbar eine Entzündungskrankheit. Die Krampfbräune ist ein Übel spastischer Art, welches sporadisch, öfter Mädchen, in periodenweisen Anfällen ergreift. Hier hilft Bisam, wenn er in Zeit und richtiger Gabe gegeben wird; dort muss eine kraftvolle entiphlogistische Methode angewendet werden. Der Vf. glaubt, seitdem man eine übertriebene Abhartungsmethode eingeführt habe, besonders seitdem man den Kindern in der kalten Jahreszeit die Haare schneide, und sie mit entblösstem Halse gehen lasse, seitdem sey die Krankheit allgemeiner, eine Meinung, die auch der treffliche *Lentin* zu Hannover hatte. Er will, man solle den Kindern vom Herbste bis zum warmeren Frühlinge die Haare nicht in die Dicke schneiden (nicht ausschneiden, auslüften. Unerwiesen ist, dass ein vollkommen ausgebrochener Schnupfen und feuchte Nase, diese Krankheit nie entstehen lasse). Seit 8 Jahren hat keins der Judenkinder zu A. diese Krankheit gehabt, welches der Vf. den wärmeren Kopfbedeckungen zuschreibt. Alle Erkaltungszufälle soll man bey Kindern sehr aufmerksam behandeln. Mit Recht warnt aber der Vf. vor der unbedingten Anwendung von Brechmitteln bey solchen Kinderkrankheiten, und empfiehlt dagegen eine diaphoretische Methode. Zum Schlusse rühmt er *Autenrieths* Versuche für die prakt. Arz., über deren Werth der Rec., welcher sowohl die hautige Bräune, als das *Millarsche* Asthma seit einigen und zwanzig Jahren ziemlich häufig beobachtet hat, mit dem Vf. dennoch nicht einerley Meinung ist.

Fj.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 APRIL, 1809.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in der Weidmannſchen Buchhandlung: *Geſchichte Griechenlands.* Eine freye Überſetzung des engliſchen Werkes von *William Mitford*, durch *Heinr. Karl Abr. Eichſtädt*, H. S. Hofrath, ordentl. Profeſſor und Oberbibliothekar bey der Univerſität zu Jena. Sechſter Band. 1808. 658 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr. Schreibpap. 3 Rthlr.)

Mitfords groſses Werk über Griechenland nahet nun in der ſchönen deutſchen Überſetzung, welche durch ihren natürlichen Gang der Erzählung und reinen Vortrag den Leſer kaum auf den Gedanken kommen läſst, daſs er eine Überſetzung vor ſich habe, ſeiner Beendigung entgegen. Noch Ein Band reicht ohne Zweifel hin, um bis zum Antritte Alexanders des Groſsen, das heiſst, bis zur Vollendung des Ganzen zu führen. In dem gegenwärtigen Bande finden wir *M.* faſt einzig mit ſeinem Lieblingsſchriftſteller, dem Xenophon, beſchäftigt, und erhalten dadurch den Vortheil einer äuſserſt ſorgfältigen, in das kleinſte Detail gehenden Behandlung. Man darf ihn im eigentlichſten Verſtande als einen fortlaufenden kritiſchen Commentar zu den Hellenicis dieſes Schriftſtellers betrachten, in welchem zwar die Angaben anderer Quellen nicht vernachläſſigt, aber nur dann als gültige Zeugen anerkannt werden, wenn ſie dem Xenophon nicht widerſprechen. In dieſer Anordnung konnte der deutſche Bearbeiter nichts umändern, da er kein eigenes Werk, ſondern die Überſetzung eines längſt ſchon wegen ſeiner Vorzüge ausgezeichneten Buchs liefern wollte; der Leſer verliert auch wenig durch die gezeigte Vorliebe, da *Mitford* mit vielem Scharfſinne ſich oft mehr an die verſteckt hingeſtellte Geſinnung Xenophons, als an ſeine buchſtäblichen Äuſserungen hält, und nicht immer in das Lob einſtimmt, welches der Grieche ſo freygebig an Lacedämon, und vorzüglich an ſeinen Unterſtützer Ageſilaus verſchwendet. Noch ein anderer beträchtlicher Vortheil erwächſt aus *M's.* Bearbeitung für jeden Philologen, beſonders aber für den zu höherer Kenntniſs emporſtrebenden Studirenden; weil Rec. kein anderes Werk kennt, welches mit gleicher Genauigkeit dem Xenophon Schritt vor Schritt folgte, und durch die Benutzung anderweitiger Angaben nicht bloſs die genaueſte Kenntniſs des geſchichtlichen Zuſammenhangs beförderte, und die Chronologie berichtigte; ſondern auch philologiſche Unterſuchungen über die wahre Lesart in vielen Fällen anſtellte. Dieſs iſt auch wahrſcheinlich die Urſache, warum der Überſetzer ſich dieſsmal keine bedeutenden Abkürzungen des Originals erlaubte, welches für manche Leſer beynahe zu ausführlich ſcheinen mag, da der ganze Band nur einen Zeitraum von 37 Jahren umfaſst. Wahr iſt es, Thucydides hat eben ſo ausführlich, im Grunde noch ausführlicher geſchrieben; dieſen aber liebt man in der umſtändlichen Ausmalung auch der geringen Gegenſtände, weil er aus ſeiner tiefen Menſchen- und Geſchichts-Kenntniſs immer etwas allgemein Intereſſantes einzuflechten verſteht, und weil ſein Ganzes in der That nichts anders als eine Darſtellung des Kampfes zwiſchen Ariſtokratismus und Demokratismus iſt, bey deſſen vollſtändigem Überblicke auch die kleinen in die Kette ſich ſchlieſsenden Glieder nicht fehlen durften. Xenophon hingegen gefällt mehr als angenehmer Erzähler, der in die Länge ermüdet, weil er weniger das innige Mitgefühl des Leſers durch die Fülle ſeines Denkens zu erregen weiſs, und weil der von ihm bearbeitete Stoff bey weitem nicht mehr das Wichtige, das allgemein Anziehende der älteren Geſchichte der Griechen hat. In früheren Zeiten erſcheinen ſie als hochgebildetes Volk mit der vollſten Äuſserung von geiſtiger und phyſiſcher Kraft; jetzt in ausgearteter Verfeinerung, mit ſchwindender Kraft, mit vielfach getrenntem, nach dem kleinlichſten Eigennutze berechnetem Intereſſe. Eine groſse Handlung, hohe auf Nationalwohl hinſtrebende Gedanken, verſchwanden aus der Seele des Griechen, ſeitdem er von einem auswärtigen Gegner nichts weiter zu fürchten hatte. Die ganze Politik verlor ſich nun in ein Syſtem, welches im Kleinen das Vorſpiel von unſerem ſchimäriſchen Gleichgewichte der europäiſchen Staaten war. Sparta wollte durchaus die einmal errungene und gemiſsbrauchte Praeponderanz über alles, was griechiſchen Namen führte; es wollte dem Monarchen Aſiens ſich fürchterlich zeigen, ohne die erfoderliche innere Kraft zu beſitzen. Mit Nachdruck widerſetzte ſich endlich Theben der übertriebenen Anmaſsung, und durch die Umſtände begünſtigt gelang ihm ſein nur dem Anſcheine nach gefahrliches Unternehmen. Das allmählich wieder emporſtrebende Athen bemächtigte ſich der Rolle des Ausgleichers. Mit heimlichem Vergnügen und indirecter Unterſtützung begünſtigte es Anfangs Thebens Ringen nach Selbſtſtändigkeit, wendete ſich aber ohne nähere Veranlaſſung plötzlich wieder auf Lacedämons Seite, als Theben übermächtig wurde. Die kleinen Staaten, denn dieſs waren im Grunde alle übri-

gen, ſchmiegten ſich an eine der beiden hervorragenden Republiken, weniger nach ihrer Convenienz und Vorliebe, als nach dem Gebote der eiſernen Nothwendigkeit. Sie bekriegen ſich gegenſeitig, jagen zur Gegenpartey gehörige Bürger aus ihren Mauern, Städte werden zerſtört, und eine neue auch angelegt. Alle dieſe Streitigkeiten zielten aber nicht zu einem gemeinſchaftlichen groſsen Zwecke hin; kleinliche Gezänke leiteten jeden Theil zu widrigen Handlungen. Wir finden Balgereyen, wie ſie zur Zeit des Fauſtrechts in Deutſchland ſo häufig zum Vorſcheine kommen; ſie ſchwinden dahin, und erregen zum Theil den Widerwillen, ſelten die Theilnahme der Nachwelt.

Aber auch bey dieſen kleinen Störungen der Theilnahme, welche faſt alle in der Natur des Gegenſtandes liegen, geht gewiſs kein aufmerkſamer Leſer ohne vielfache Belehrung und Erweiterung ſeiner bisherigen Anſichten von dem Studium dieſes Theils. Er verſetzt ſich ganz in die ſonderbare Verwickelung jenes Zeitalters, und abſtrahirt, ſelbſt aus Xenophons Erzählung, durch Beyziehung der von *Mitford* benutzten übrigen Quellen, daſs die Spartaner die eigentliche Triebfeder des allgemeinen und dadurch ihres eigenen Verderbens waren. Dieſer Staat, in ſeiner Verfaſſung nur einzig auf Unüberwindlichkeit in ſeinem Inneren berechnet, hatte ſchon ſeit dem perſiſchen Einfalle, zwar nicht ſeinen gymnaſtiſchen Übungen, wohl aber ſeinen urſprünglichen Grundſätzen entſagt, ſich in auswärtige Angelegenheiten gemengt, die ihm fremd bleiben muſsten, wenn die Entbehrlichkeit des Geldes, die Einfachheit der Sitten, die Härte in der Lebensweiſe erhalten werden ſollten. Der glückliche Erfolg lockte weiter; nach Athens Beſiegung iſt nicht weiter von der alten Hegemonie die Rede, welche die griechiſchen Staaten der ſpartaniſchen Tapferkeit und Kriegskenntniſs willig zugeſtanden, ſondern man dehnte ſie zu einer Art von Oberherrſchaft aus, welche allen Republiken, beſonders aber den Colonieen, fühlbar wurde. In welcher Deſpotengeſtalt ein ſpartaniſcher Harmoſtes in Byzanz und allen umliegenden Gegenden erſchien, wie Jedermann ſich unter ſeine, wenn auch gewaltſamen Verfügungen ſchmiegte, lernen wir am vollſtändigſten aus dem nämlichen Xenophon; aber wir lernen es nicht aus ſeiner griechiſchen Geſchichte, wo er als Lobredner Lacedämons erſcheint, ſondern aus ſeiner Anabaſis, wo es ihm unmöglich wird, ſeine Empfindlichkeit über erduldete Ungerechtigkeit und Härte völlig zu unterdrücken. Die hervorragenden Männer im Staate fühlten zu innig das Glänzende ihrer Rollen, als daſs ſie nicht ſuchen ſollten, ihnen langwierige Dauer zu verſchaffen. Kriege erwuchſen daher in Kleinaſien, nicht gegen den Monarchen der Perſer ſelbſt, ſondern gegen einige ſeiner Satrapen, während man andere zu ſchonen ſuchte. Der Vorwand war die Freyheit der griechiſchen Städte Kleinaſiens, welche auch die Koſten bezahlten, während daſs die europäiſchen Bundesgenoſſen ihr Contingent an Mannſchaft und Schiffen zu liefern hatten, ohne den geringſten Vortheil aus allen dieſen Unternehmungen hoffen zu dürfen. Sparta ſelbſt lieferte wenig, konnte ſehr wenig liefern. Die Zahl des herrſchenden Theils, oder der eigentlichen Spartaner, ehemals die vorzüglichſte Stütze des Staats, war äuſserſt zuſammengeſchmolzen, diente meiſt nur als Officiere unter den Truppen: und doch nur dieſe wenigen wollten ausſchlieſsend herrſchen; die eigentlichen Kriegsdienſte verſah der mit ſeiner untergeordneten Lage äuſserſt unzufriedene Lacedämonier. Alſo Schwäche im Inneren und viel Glanz, aber wenig reelle Kraft von Aufsen. Dieſe Lage konnte bey aller Sorgfalt Sparta's, den Griechen den Aufenthalt und die Kenntniſſe ihrer Stadt zu erſchweren, nicht lange verborgen bleiben. Die wichtigſten Städte benutzten die Verwicklung der Spartaner in den aſiatiſchen Krieg zu einem Bündniſſe, in welchem ſie ſich gegenſeitige Hülfe wider jede Anmaſsung von Oberherrſchaft zuſicherten. Sparta war nicht namentlich als Veranlaſſung des Bundes angegeben; aber es fühlte, daſs er einzig gegen ſeine Anſprüche gerichtet ſey, nahm ihn als eine Kriegserklärung, hoffte das aufſteigende Ungewitter durch Entſchloſſenheit und Schnelligkeit zu beſchwören, und ertheilte den Befehl an den in Aſien gegen die Perſer mit Überlegenheit kämpfenden Ageſilaus, mit ſeinen Truppen nach Böotien überzuſetzen. Dieſer fand aber die Gegner ſchon in Faſſung, und wagte keinen entſcheidenden Schritt; die Athenienſer, in Verbindung mit dem Satrapen Pharnabazus, ſchlugen die Flotte der Spartaner zweymal, und vernichteten dadurch für immer ihre, zu keiner Zeit auf eigene Kraft gegründete Marine. Athens lange Mauern wurden durch Konon wieder hergeſtellt; Argos vereinigte ſich mit Korinth zu einer demokratiſchen, folglich feindlichen Republik; Gefahren häuften ſich von allen Seiten, und Sparta, um ſeine bisherige Gröſse vom gänzlichen Schiffbruche zu retten, nahm ſeine Zuflucht zur feinſten Politik. Durch ſeinen Abgeordneten, Antalcidas, knüpfte es Unterhandlungen mit Perſien an, welche bald in das Reine gebracht wurden, da aller Vortheil auf Seite der letztern war. Unvermuthet erſchien der Satrap Teribazus, und legte den verſammelten Staaten Griechenlands ein offenes königliches Schreiben vor, in welchem allgemeiner Friede angekündigt, jedem Staate der Beytritt zugeſtanden, den Widerſtrebenden aber gemeinſchaftlicher Krieg von allen Verbündeten um ſo mehr gedrohet wurde, weil der Friede allgemeine Gleichheit und Freyheit predigte. Denn alle griechiſchen Städte, klein und groſs, ohne Ausnahme, ſollten frey ſeyn; nur die aſiatiſchen nicht, da ſie dem Könige gehörten, und die drey Inſeln Imbros, Skyros und Lemnos bleiben den Athenienſern. In der Überſetzung, S. 222, iſt dieſe Stelle nicht ganz rein ausgedrückt; man kommt auf den Gedanken, als habe der König auch die aſiatiſchen Städte freygegeben. Athen trat bey, weil es vortheilhaft bedacht wurde, und weil es von der Vereinigung der Perſer mit den Spartanern am meiſten zu fürchten

Digitized by Google

hatte; alle kleinen Städte ohnehin, da sie unbeschränkte Freyheit zu finden glaubten, auch die gröfseren, theils durch Hoffnungen, theils durch Furcht bewogen, konnten sich nicht entziehen. Das einzige Theben zauderte mit der Einwilligung; aber gerade auf diese Stadt war es vorzüglich angetragen: sehr ernsthafte Anstalten von spartanischer Seite erzwangen daher die Theilnahme derselben. Dieſs ist der berüchtigte Frieden des Antalcidas, an welchem die Griechen mit Recht so vieles zu tadeln hatten. Xenophon stellt ihn in das möglichst schöne Licht; aber selbst aus seinen Angaben leuchtet das Herabwürdigende und allgemein Schädliche desselben hervor. Persien kommt ohne Schwerdtstreich zu dem Besitze der vielen griechischen Städte in Asien, welche so leicht konnten geschützt werden, und bisher geschützt worden waren. Sparta nahm die Miene des Grofsmüthigen an, indem es freywillig abtrat, was es nicht länger behaupten konnte, nämlich eine Art von Oberherrschaft über die übrigen Staaten. In der That gewann es durch den Frieden einen noch gröfseren Einfluſs, als er bisher gewesen war. Denn Korinth und Argos, welche in Vereinigung gefahrlich werden konnten, mufsten sich wieder trennen; die Menge der nun dem Namen nach frey gemachten kleinen Städte wurden durch die Natur der Sache die entschiedensten Anhänger der Spartaner, nicht bloſs aus Dankbarkeit, sondern weil ihnen mächtiger Schutz gegen die Staaten, unter welchen sie bisher gestanden hatten, unentbehrlich war; und Theben, der Hauptgegner, welchen Sparta zu fürchten hatte, lag nun ohne Anstrengung und Krieg in Unthätigkeit. Denn bisher war er Besitzer aller böotischen Städte, und hatte über eine bedeutende Volksmasse zu disponiren; jetzt sind diese Städte frey, werfen sich in Spartas Arme, und Theben lebt in einer Art von immerwährendem Belagerungsstande. Asien war also verloren, das europäische Griechenland hingegen gehorchte den Winken der Spartaner, und sie bedurften zur Erhaltung der künstlich erworbenen Oberherrschaft keine bedeutende Anstrengung eigener Kraste; sie blieb befestigt durch die Beyträge der Bundesgenossen an Volk und Geld. Befestigt auf einige Zeit, in die Länge konnte bey dem Mangel innerer Stärke, und bey dem vielfachen Mifsbrauche des Ansehens die Lage nicht dauern. Eine Recension ist nicht berechtigt, alle die einzelnen von Lacedämon begangenen und durch *Mitford* mit richtiger Würdigung erzählten Gewaltthatigkeiten auszuheben. Die verhafsteste derselben, Thebens Wegnahme mitten im Frieden, mag die Stelle der übrigen vertreten. Sparta strafte den Urheber der bösen That, aber an dem Besitze von Theben war ihm zu viel gelegen, als dafs es die Besatzung aus der Citadelle zurückgezogen hätte. Alles Zutrauen war durch diese Handlung dahin; eine Revolution befreyte Theben von seinen Unterdrückern, und mit schnellen Schritten eilten diese ihrem Verderben entgegen; die Bundesgenossen werden lau, und der Krieg eine Zeitlang mit Abwechslungen fortgeführt. Endlich verliert Sparta sogar das entscheidende Treffen bey Leuktra, die erste grofse Feldschlacht, welche es je verloren hatte. Man erstaunt auf der einen Seite über die Geringfügigkeit des wirklichen Verlustes, so wie auf der anderen Seite über die ausgebreiteten Folgen, welche er hervorbrachte. Geblieben waren im Treffen 400 Spartaner und 1000 Lacedämonier, und dahin ist für immer Spartas Einfluſs auf Griechenland; es mufste sich innerhalb seines eigenen Bezirks zu schützen suchen. Gleich Anfangs konnten zwar die zwey grofsen Generale der Thebaner, Epaminondas und Pelopidas, welchen Xenophon nicht hinlangliche Gerechtigkeit widerfahren läfst, das errungene Übergewicht wenig benutzen, weil sie von Seiten Thessaliens zu fürchten hatten, und weil Athens Politik fürchtete, die Thebaner möchten an Sparta's Stelle zu treten strehen. Aber bald traten die meisten kleinen Staaten selbst im Peloponnesus, der bisherigen Bedrückungen müde, zu ihnen über; und ungeachtet die Mafsregeln derselben sich häufig änderten: so konnte doch Sparta nicht hindern, dafs Megalopolis nahe an seiner Grenze erbauet wurde, dafs die Messenier wieder in den Besitz ihres alten Vaterlandes kamen, wodurch die Halfte des bisherigen Gebietes verloren ging, und dafs Epaminondas zweymal Lakonika, welches nie einen Feind gesehen hatte, siegend durchzog: nur die Hauptstadt selbst vertheidigte man mit Entschlossenheit und Glück. Die Schlacht bey Mantinea sollte endlich über das Schicksal Griechenlands entscheiden, und es entschied für die allgemeine Schwache aller Staaten. Epaminondas siegte, fiel aber im Treffen, und durch den Tod dieses ausgezeichneten Mannes sind alle Ansprüche Thebens auf die Hegemonie dahin. Sparta war viel zu schwach und in seinem Innern beschäftigt, um weitere Gedanken auf auswärtigen Einfluſs nähren zu dürfen. Unter den übrigen Republiken fand sich keine hervorragend genug, um an die Spitze des Ganzen zu treten; Griechenland bleibt daher von nun an den nie aufhörenden Balgereyen der Einzelnen überlassen. Schon jetzt wäre vielleicht der Fall eingetreten, dafs ein Fremder Gebieter des Ganzen hätte werden, und dadurch die alte Kraft herstellen können, wäre nicht der unternehmende und mächtige Thessalier, Jason, dessen hohen Geist und Kraft *Mitford* S. 370 fgg. trefflich schildert, unvermuthet durch Verräthers Hand gefallen. Die Besiegung und Vereinigung Griechenlands war in etwas späteren Zeiten dem Macedonier Philipp vorbehalten. — Aus wenigen unserer Geschichtsbücher werden sich diese Verwicklungen so leicht zur reinen Übersicht ausziehen lassen, als aus diesem Theile von *Mitfords* Werke. Der Anhang, welcher Xenophons Schicksale mit scharfsinniger Untersuchung schildert, ist eine schätzbare Zugabe dieses Theils. Vd. Ilg.

Dresden, b. Walther: *Chronologische Übersicht der Universalgeschichte des 18ten Jahrhunderts. Aus*

Digitized by Google

dem Französischen des Abbé Mann u. s. w. 1805. 40 B. 4. (1 Thlr. 20 Gr.)

Allerdings besitzen wir noch keine chronologische Geschichte, die sich über das ganze so wichtige 18te Jahrh. ausbreitet. Wie viel müfste jedoch ein solches Werk umfassen! Der Zweck, den sich der Vf. des vorliegenden Buches vorgesetzt hat, schliefst noch lange nicht alles das ein, was man von einer Chronik mit Recht fodern kann. Er richtete seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Angabe der Thronfolge der regierenden Herren und auf die genaue Bestimmung ihres Antritts und Absterbens; er führt, neben den wichtigsten Kriegsvorfällen und Friedensschlüssen, auch die Stiftung der Ritterorden und der Universitäten an; er nennt am Ende eines jeden Jahres die vornehmsten in demselben verstorbenen Männer; er läfst aufserordentliche Naturerscheinungen und Unglücksfälle nicht unerwähnt. Aber es herrscht in der Aufzeichnung dieser Dinge eine Unvollständigkeit, die sich bey dem Publicum, das ein solches Werk zum Nachschlagen gebrauchen soll, durch den von dem Vf. eingestandenen Mangel an Büchern nicht gut entschuldigen läfst. Wir wollen, unser Urtheil zu rechtfertigen, nur 3 Jahre etwas genauer durchgehen. Im Jahr 1789 fehlt: die Revolution von Genf am 13 Febr.; die im Jan. erfolgte Zusammenberufung der französischen Generalstände; Josephs II Aufhebung des souveränen Raths von Brabant und der Gerechtsame der *Joyeuse Entrée* vom 23 Jul.; die Schlacht bey Martinjestie vom 22 Sept.; die Eroberung Belgrads vom 8 Oct. Bey dem Jahre 1790 vermissen wir: das am 29 März geschlossene Vertheidigungsbündnifs zwischen Preussen und Polen; das Seetreffen bey Reval vom 14 May; den Congress zu Reichenbach vom 14 Jun.; den Frieden zu Werelä vom 14 Aug.; Kaiser Leopolds II Wahl am 30 Sept. Bey dem Jahre 1791 fehlt: die Publicirung des neuen preussischen Gesetzbuches vom 20 Marz; Wilberforce's Antrag wegen der Abschaffung des Sklavenhandels vom 20 April; die polnische Revolution vom 3 May; der Tractat von Pavia vom 18 May; der Definitivfriede zu Sziftow vom 4 Aug.; Potemkins Tod am 16 Oct. Man sucht also manches, selbst sehr wichtige Ereignifs in dieser Chronik vergebens auf. Seine Brauchbarkeit ist daher gar nicht aushelfend. Bey den Verstorbenen fehlt sehr oft ihr Todestag. Von dem, was angeführt wird, ist manches nicht recht bestimmt. So gab z. B. Rufsland, als es mit der Pforte den Frieden zu Yassy schlofs, derselben nicht alle Eroberungen zurück. In dem summarischen Verzeichnisse der seit 10 Jahren mit den europäischen Staaten vorgefallenen Veränderungen, und besonders des durch den Krieg von 1792 bis 1802 entstandenen Provinzenwechsels fehlen die statistischen Angaben von dem Flächeninhalte und der Volksmenge. Die Darstellung des vom (deutschen) Reiche durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, sowohl an Land als an Einwohnern, erlittenen Verlustes ist aus einer im Jahre 1798 erschienenen Übersicht entlehnt. Sowohl diese als die Darstellung sämmtlicher Veränderungen, welche, zufolge der auf dem Congresse zu Rastadt festgesetzten und im lüneviller Friedenstractate bestätigten Bedingungen, mit den deutschen Reichsländern vorgefallen sind, gehört noch zu den Angaben, welche die Ansprüche, die dieses Werk auf Brauchbarkeit macht, einigermafsen rechtfertigen.

Jg.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Helmstädt: Pauli Jacobi Bruns Programma: Comparatur privilegium ab Imperatore Friderico II a. 1219 Goslariae datum cum legibus hujus civitatis antiquis.* 1805. 26 S. 4. Der Wunsch des Hn. *Gildemeister* in *Haberlins* Staatsarchiv (51. 326), dafs das Studium der in so vieler Hinsicht wichtigen älteren Stadt- und Land-Rechte mehr befördert werden möchte, bewog den für das alte deutsche Recht so verdienten Vf., das auf dem Titel bemerkte Thema für diese Gelegenheitsschrift zu wählen. Welch ein schätzbares Geschenk dadurch allen Freunden des älteren deutschen Rechts gemacht sey, braucht nicht erwähnt zu werden. Die goslerschen Rechte sind durch *Leibnitz* fehlerhaft herausgegeben und noch so unbearbeitet; das Privilegium Friedrichs II enthält das Stadtrecht, aber die Verzeichnisse solcher Urkunden haben dasselbe nicht aufgenommen. Der Vf. hat schon länger für eine neue Ausgabe dieses Rechts gesammelt, aber leider ist zu ihrer Erscheinung wenig Hoffnung, da kein Buchhändler den Verleg wagen will, und der Vf. durch die wenige Unterstützung seiner schätzbaren *Beyträge* nicht zu einer solchen Arbeit aufgemuntert ist. Schade wäre es um dieses Unternahmen, da der Vf. gerade so viel dafür thun kann, da ihm so manche Hülfsmittel zu Statten gekommen sind, welche viele andere schwerlich nur einmal erlangen würden. Er war so glücklich, 7 Codices vergleichen zu können, von denen der eine halberstadter, den Gebrauch des goslarschen Rechts in Halberstadt und Wernigaroda beweiset. Das Alter des goslarschen Rechts setzt der Vf., vornehmlich jenes Privilegiums wegen, in den Anfang des 13 Jahrhunderts herauf. Daran liefse sich wohl zwaifeln. Friedrichs Privilegium enthält nur die Grundzüge eines Stadtrechts, und zeigt, wie wenig ausgebildet damals die Verfassung und der Zustand der Stadt noch war. Das Vorhandenseyn der in einer Sammlung aufgenommenen Gesetze in früheren Zeiten erlaubt uns nicht, den Ursprung der Sammlung selbst so weit hinauf zu ziehen. Der Vf. liefert dann das Privilegium nach einzelnen Paragraphen, und fügt die entsprechenden deutschen Gesetze, nach seiner Recension, begleitet mit vielen schätzbaren Bemerkungen, bey. Wir berühren nur das Eine, dafs die S. XII bemerkte Meinung von *Leibnitz*, der im Privilegium genannte Ort Hildegesborch sey Ilsenburg, schwerlich richtig ist. Er erinnert sich nicht, diesen Ort je so geschrieben gefunden zu haben, der Ort mufs eine Reichsgrenzfestung gewesen seyn, was Ilsenburg nie war, auch darf er wohl nicht so sehr in der Nähe Goslars gesucht werden. Nach dem *Annal.* und *Chronogr. Saxo* wurde Hildegesburg 1129 von Albert dem Bär erobert und verbrannt. Wir wissen aber nicht, dafs damals das Kloster Ilsenburg dieses Schicksal genabt hätte, obgleich andere Vorfälle dieser Art aufgezeichnet sind, und die bey Ilsenburg gelegene Veste war schon vorher vom Abt ganzlich zerstört. Die Lage Hildegesburgs ist also ganzlich unbekannt, und wahrscheinlich existirte dasselbe 1219 nicht einmal mehr, und Goslar liefs ein altes Recht nur darum mit aufnehmen, um nachher überhaupt vom Reichsdienst fray zu seyn, oder die ursprünglichen Bezirke, in welchen sie allein zu dienen pflichtig waren, vorsorglich bekannt bleiben zu lassen.

H. St. F.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 APRIL, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

MÜNCHEN, b. Senefelder, Gleissner und Comp.: *Albrecht Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen*, in lithographischer Manier gearbeitet von *N. Strixner*. Sieben Hefte, zusammen 46 Blätter nebst dem gedruckten Inhaltsverzeichniss. Fol.

Als im abgewichenen Jahre in dieser A. L. Z. No. 67 unsere Anzeige eines Theils von dem Werk erschienen war, welches jetzo vollendet vor uns liegt: so behaupteten viele wackere Kunstfreunde, denen weder *Albrecht Dürers* Originalhandzeichnungen zu München, noch die lithographischen Nachahmungen derselben bekannt waren, unser Lob sey übertrieben und parteyisch. Nachdem aber späterhin einigen dieser Schwachgläubigen die zu jener Zeit blofs noch in einzelnen Exemplaren ausgegebenen Blätter zu Gesichte gekommen: so änderten sie ihre Meinung und erklärten im Gegentheil, wir hätten noch lange nicht genug Gutes davon gesagt. Mag dem nun seyn wie ihm will, der Zweck ist erreicht, wenn es uns gelang, die Aufmerksamkeit des Publicums auf den schätzbaren Nachlass einer schönen Zeit und eines grossen, herrlichen, der deutschen Nation Ehre bringenden Künstlers zu lenken, dessen Name mit Achtung genannt werden wird, so lange wahrer Geschmack und Cultur nicht gänzlich erloschen sind, und möge der Himmel verhüten, dass solches jemals geschehe!

In Betracht des in diesem Hauptwerke von *A. Dürer* im Allgemeinen herrschenden Geistes, der besonderen Eigenschaften der einzelnen Stücke, wo und in welcher Art alles ausgeführt ist u. s. w., haben wir in gedachter erster Anzeige bereits ausführliche Nachricht mitgetheilt, und verweisen also auf dieselbe, indem wir sonst befürchten müssten zu wiederholen, was den meisten unserer Leser schon bekannt ist. Wir beschranken uns demnach hier auf die Bemerkung, dass zu den ehemals angezeigten 20 lithographischen Tafeln nach *A. Dürers* Handzeichnungen nun noch 23 andere Stücke aus gleichem Werk hinzugekommen, so dass nun das Ganze 43 Blätter in ununterbrochener Numernfolge, nebst Titel, Vorrede und *A. Dürers* Bildniss, also zusammen 46 Blätter enthält, denen noch ein gedrucktes Inhaltsverzeichniss beygefügt ist.

Da in der mehrerwähnten ersten Anzeige der Inhalt der Blätter im Einzelnen nur berührt worden, so wie die verschiedenen hervorstechenden Eigenschaften derselben zur näheren Entwicklung des Kunstcharakters überhaupt es erheischet, nicht aber in gehöriger Vollständigkeit der Reihe nach, weil diese damals noch nicht ununterbrochen bestand, und mit den jetzt erschienenen Blättern erst die Zwischenräume ausgefüllt worden sind: so ist es, weil doch manches Stück in Beziehung zu dem folgenden steht, zweckmäfsig, wenn wir gegenwärtig die Darstellung eines jeden Blatts, so wie sie auf einander folgen, nur kurz bemerken, ohne uns bey den schon vormals beurtheilten weiter aufzuhalten; hingegen aber bey Gelegenheit über die Vorzüge der neuhinzugekommenen das Nöthige beyfügen.

Das Titelblatt. Oben mit Kunstschreibezügen verziert, die in ein Fratzengesicht endigen, unten mit einem Einhorn und Krannich in einfach landschaftlicher Umgebung. — *Albrecht Dürers Bildniss* nach einem Originalgemälde in der schleifsheimer Gallerie; Brustbild mit einer Hand. Es unterscheidet sich von den übrigen Blättern des Werks dadurch, dass es wie mit schwarzer Kreide gezeichnet scheint, und nicht vorzüglich gerathen ist, da hingegen in jenen überall Federzeichnung sehr gut nachgeahmt worden. — No. 1. Ein im Gezweige der Arabeske sitzender Mann auf der Schalmey blasend. — No. 2. Eine Heilige, welche wir für die heilige Clara gehalten, soll zufolge des Verzeichnisses die heil. Barbara seyn. — No. 3. St. Sebastian. — No. 4. St. Georg. — No. 5. Der urinbeschauende Arzt. — No. 6. Ein *Ecce Homo*. — No. 7. Ein Ritter, der gegen den Tod das Schwerdt zieht. — No. 8. Der Wohlthätige. — No. 9. Die Seelen im Fegefeuer. — No. 10. König *David* spielt knieend auf der Harfe: sein königl. Mantel wirft schöne Falten; der Kopf verdient auch bemerkt zu werden, er ist voll Wahrheit, Leben und Charakter. — No. 11. *Johannes der Evangelist*, dem die Maria mit dem Christkinde erscheint. — No. 12. *Ein Candelaber*, welchen zwey Genien schwebend halten, und wieder auf sein Fussgestelle einzusenken suchen. — No. 13. *Die heilige Dreyfaltigkeit*. — No. 14. *St. Georg* zu Pferde, ganz geharnischt. Er hält eine Fahne, und unter des Pferdes Füfsen liegt der von ihm überwundene Drache. Der Künstler hat seine Figur meisterhaft in den schmalen Raum zu fügen gewufst, die Ansicht von vorne gewählt und das Pferd ganz in Verkürzung gezeichnet, welches dem Ganzen Fülle und Reichthum gegeben. Als ein schickliches Beywerk ist in dem unteren Raume des Blatts ein noch lebender Drache an-

Digitized by Google

gebracht, welcher ein Menschengerippe benagt. — No. 15. *Die heilige Apollonia*, schön drappirte und ungemein anmuthig gewandte Figur; unten sieht man einen grofsen Vogel, der nach Mücken hascht, sehr geistreich gezeichnet. — No. 16. *Der heilige Matthias.* Würdig im Ganzen, vornehmlich ist der Kopf von edlem Charakter. Unten im Blatt sieht man die Versuchung eines Einsiedlers, vermuthlich des heil. Antonius; ein niedliches Weiblein tritt heran ihm eine Schale reichend, und vom Rücken her bläst der Teufel mit einem Blasebalg höfen Rath ihm ins Ohr. Gröfsere Naivetät, Einfalt und Wahrheit, ja in gewifsem Sinne, reizendere Figuren giebt es nirgends als der Heilige und das Weiblein, welches kömmt ihn zu versuchen: jener sitzt verschlossen, in sich gekehrt, starr und steif mit einer fast grotesken Unempfindlichkeit; diese ist ohne frechen Ausdruck, sondern hat im Gegentheil den Schein von verschämtem Wesen und feiner Buhlerey, der ihr wohl steht, und sie in der That reizend macht. — No. 17. *St. Andreas.* Eine auf *Dürers* gewöhnliche Weise gut drappirte Figur; der Kopf ist natürlich, hat aber vielleicht nicht so viel Edles in den Zügen, als der Gegenstand erfodert. Unten im Blatt wird ein springender Dammhirsch bemerkt und zwey geflügelte Löwen, welche letzteren das Ornament des Fufsgestelles ausmachen, worauf der Apostel steht. — No. 18. *Der heilige Maximilian*, unten ein Auerochse. — No. 19. *Christus.* Unter ihm ein Engel im Kampf mit dem Höllendrachen, und ganz unten ein König im Wagen sitzend, vor welchen ein Ziegenbock gespannt ist, dieser wird von einem auf dem Steckenpferde reitenden Kinde gelenkt. — No. 20 und No. 21. Ein *betender Engel* und ein anderer Engel, der ein Rauchfafs hält. Unten sind auf diesen beiden Blättern treffliche Gruppen kämpfender Männer angebracht. — No. 22 und No. 23. *Die Verkündigung Mariä.* — No. 24 hat im unteren Raume die Gefangennehmung Christi. Christus ist dargestellt mit ruhiger Würde den Kriegsknechten entgegentretend, die, man begreift nicht aus welcher Ursache, nebst Judas erschrocken theils schon liegen, theils über einander stürzen. Auf der Seite des Heilandes zieht Petrus voll Eifer das Schwerdt, Johannes in tiefer Wehmuth scheint ihn zurückhalten zu wollen, und ein anderer Apostel sieht mit gespannter Aufmerksamkeit was vorgeht. Diese sämmtlichen Figuren dürfen zu den geistreichsten gerechnet werden, auch ist das Ganze in Hinsicht auf geschickte Anordnung zu loben. Höher im Blatt erscheint still trauernd auf Wolken eine Mater dolorosa: die Falten ihres Gewandes sind breit und grofs, aber mit scharfen, zum Theil etwas verworrenen Brüchen. — No. 25. *Ein bewaffneter Mann;* unten lockt ein Fuchs auf der Flöte blasend Hühner an sich: alles lebhaft, in hohem Grade geistreich mit naiver Laune gezeichnet, so dafs dieses Blatt eins der anziehendsten ist. — No. 26. *Ein Ritter*, wird vom Tod verfolgt, der Teufel stürzt aus der Höhe herab ihm den Pafs zu verrennen. Des Reiters Flucht, die Eile des nachsetzenden Todes, die Bereitschaft des bösen Geistes, jenen mit seinen Krallen zu packen, ist alles trefflich ausgedrückt. — No. 27. *Ein Eremit* am Krückenstock gehend, in der einen Hand hält er das Paternoster, vor ihm steht ein brüllender Löwe von einem Insect umschwirrt, hinter dem Einsiedler her gehen zwey Spielleute: alle diese Figuren sind in ausgezeichnetem Mafse geistreich, lebendig, wahrhaft; und eben solche gute Eigenschaften können von den Vögeln, die in den Zweigen der Arabeske sitzen, gerühmt werden. — No. 28. *Herkules zielt nach den Harpyien*, eine kräftige, sehr lebhaft bewegte Figur, und vielleicht unter *Albrecht Dürers* heroischen Darstellungen aus dem Alterthum die beste. — No. 29. *Ein indianischer Krieger.* Man sieht wohl, wie zur Zeit, da diese Zeichnungen verfertigt worden sind, die Nachrichten aus beiden Indien noch als Neuigkeiten betrachtet wurden, und *Albr. Dürer* hat daher in diesem Werke Verschiedenes von dorther angebracht. Der erwähnte Krieger ist mit einer Federmütze, dergleichen Kragen und Schurz bekleidet; in der linken Hand hält er den Schild, in der rechten einen Stab, welcher oben in eine Art von Kolbe endigt. Das Basement, worauf diese gut gezeichnete Figur steht, ist ein Löffel, wie man deren viele von Buxbaumholz künstlich geschnitzt, noch in den Kunstkammern antrifft. — No. 30. *Ein Araber mit einem Kamele.* Mensch und Thier sind vortrefflich gelungen. — No. 31. *Ein schlafender Mann.* Die tiefe Ruhe ist in demselben ganz unverbesserlich ausgedrückt; unten im Blatt sitzt ein kleiner Genius, der einen Korb mit Trauben auf dem Haupt trägt, neben ihm springt ein zottiges Hündchen. — No. 32. Unten, *ein Dreyfufs*, dessen Schaale von Chimären oder eigentlich geflügelten Ziegen getragen wird; unter der Schaale desselben brennt Feuer. Die Arabeske zu beiden Seiten zeigt aufgehangene Vögel nebst einem Satyr in eben dem Zustande. — No. 33. *Herkules der den Löwen getödtet.* Unten ein zerlumpter Saufer, den eine Loffel ganz anschreyt. — No. 34. *Ein Bewaffneter.* Unten eine auf ihrem Stuhl eingeschlafene Frau; der Rocken steht ihr zur einen Seite, auf der anderen der Krug, vor ihr ein Topf, worin die vollen Spindeln stecken. Naturgetreuere Darstellung wird selten zu finden seyn, als diese Figur es ist, und nicht minder gerathen in seiner Art, derb, tüchtig und mannhaft, ist auch der gedachte Bewaffnete. — No. 35. *Ein Chor Musikanten.* In Hinsicht auf Anordnung ganz vortrefflich; was den Ausdruck betrifft, so wie die Verschiedenheit des Charakters der Figuren, überaus kräftig, wahr und abwechselnd. Es ist dieses, was viel sagen will, eines der erfreulichsten und schätzbarsten Stücke der ganzen Sammlung. — No. 36. *Maria* betend, wird von einem Engel gekrönt. Ist gleich das Costüme aus *Dürers* Zeit, und wahrscheinlich gar eine nürnbergische Jungfrau nach dem Leben gezeichnet: so mufs man doch gestehen, dafs der Künstler in der Wahl des Modells glücklich gewesen, und dafs ihm der Charakter jungfräulicher Unschuld und Zartheit vollkommen gelang. Unten im

Digitized by Google

Raume ſteht ein geflügeltes Kind oder kleiner Engel, welcher ſingt und auf der Zither ſpielt, den linken Fuſs hat derſelbe auf das Haus einer kriechenden Schnecke geſetzt. Vieles lieſse ſich über dieſen anmuthigen Gedanken, über die tiefere Bedeutung deſſelben, und über das Naive in der Darſtellung oder Ausführung dieſer Figur ſagen: doch ſie eignet ſich ohne Zweifel mehr für bildende Kunſt und Geſtaltung, als für das Wort, und ſo wollen wir nur überhaupt anmerken, daſs der liebliche, ächt poetiſche Gehalt der Erfindung, unſeres Bedünkens, dem der geſchätzteſten antiken Gemmen dieſer Art nicht nachſteht. — No. 37. *Wirthſchafterin vom Markte kommend.* In der einen Hand trägt ſie einen Korb mit Eyern, in der anderen etwas, ſo einem Käſe ähnlich ſieht, auf dem Haupt ſitzt ihr eine Gans, und unter den Füſsen iſt Steinpflaſter angedeutet, ſo nämlich, daſs es wieder als Körner eines groſsen Saamenkopfs, etwa Zwiebel oder Mohn, oder Granatapfel, behandelt iſt, welcher zum Fuſsgeſtelle dient. Nie haben wir in Producten neuerer Kunſt gemeine Natur in gröſserem Geſchmack und Style, und mit ſo liebenswürdiger Einfalt dargeſtellt geſehen, als in dieſer Figur, ſie ruht ſo feſt, ſo tüchtig auf ihren Füſsen, hat ſo beſtimmte, ſtrenge Umriſſe, ſo angemeſſene, kaum merkliche Wendung und Bewegung des Körpers, daſs man zu gleicher Zeit an das Leben ſelbſt, und an ein Bild von Erz erinnert wird. Ob wir vielleicht ein zu günſtiges Vorurtheil für dieſes Stück gefaſst haben, bleibt Sachverſtändigen zu beurtheilen überlaſſen: unſerer individuellen Meinung nach aber iſt ſie *Albrecht Dürers* Meiſterſtück und unübertrefflich. — No. 38. Hoch auf Wolken *ein betender Engel*, unten Bacchus oder Silenus nackend auf einem Faſs ſitzend, beſchäftigt den Becher zu leeren, ihm gegen über ein Satyr, welcher auf der Rohrpfeife bläſst. Unſer Künſtler hat, wie es ſcheint, hier wieder, wie ſchon mehrere Male in dieſem Werk geſchehen, dem Weltlichen das Himmliſche, ſinnlich irdiſchen Genüſſen die überirdiſche Ruhe und Seligkeit entgegengeſetzt darſtellen wollen. Die Figur des betenden Engels iſt rein, ſanft, zugleich würdig und lieblich. — No. 39 beſteht bloſs aus *Arabesken;* das Hauptbild iſt ein Hahn, der auf einer Saule ſitzt und kraht. — No. 40. *St. Auguſtinus* oder *St. Ambroſius* im biſchöflichen Ornate, eine treffliche, edle Figur, im unteren Raume des Blatts ſieht man das Chriſtkind auf einem Eſel reiten, mit der Rechten ertheilt es den Segen, und hält in der Linken den Reichsapfel, ein kleiner Engel ſteht vor ihm, und breitet ſein Gewand auf die Erde aus, wunderbar, lieblich, und eine Anſpielung auf den Einzug Chriſti in Jeruſalem, oder wenn man will, Darſtellung deſſelben unter Figuren von Kindern, in der Art, wie auf einigen antiken Basreliefen der Tod des Hektors und die Trauer der Andromacha u. ſ. w. geſehen wird. — No. 41. *Ein Engel* auf Wolken knieend, betet inbrünſtig, ſein Gewand ſchlägt ſehr ſchöne Falten; unten im Blatt vertheidigt ſich ein Mann zu Fuſs, mit einer Hellebarde bewaffnet, gegen einen geharniſchten Ritter. Unmöglich könnten dieſe beiden noch lebhafter und ausdrucksvoller gezeichnet ſeyn, beſonders iſt der Mann zu Fuſs ein vollendetes Bild von ſicherem Muth, von Kraft und Feſtigkeit. — No. 42. Unten halten zwey kleine trauernde Engel aus Wolken *das Schweifstuch* mit dem dornengekrönten Haupt des Erlöſers, deſſen Charakter würdig, der Ausdruck ſchmerzhaft iſt. Im Raum zur Seite ſteht auf einem Gefäſs, woraus drey Waſſerſtrahlen ſich ergieſsen, ein ſehr maleriſch gekleideter kleiner Engel, mit beiden Händen einen Lorbeerkranz in die Höhe haltend, in welchem ein Schild und auf demſelben *Dürers* Name gezeichnet iſt. — No. 43 ſtellt *vier tanzende Figuren* dar, im Gezwelge der Arabeske ſitzt der Spielmann. W. K. F.

München, b. Seneſelder, Gleiſsner u. Comp.: *Muſterbuch der lithographiſchen Druckerey* von *A. Seneſelder, F. Gleiſsner* und Comp. in München. 1ſtes Heft. 10 Blätter Fol. enthaltend, nebſt dem Verzeichniſs und Nachricht an das Publicum. (Preis dieſes erſten Hefts 2 Lbthlr.)

Schon vor einigen Jahren kamen aus verſchiedenen Gegenden von Deutſchland rohe Verſuche in der Lithographie zum Vorſchein; allein es mag nun Unbekanntſchaft mit dem wahren Verfahren, oder die geringe Geſchicklichkeit derer geweſen ſeyn, die ſolche Verſuche machten, genug die Sache war unerfreulich, und es ſchien nicht, als ob viel Erſprieſsliches von der neuen Erfindung zu hoffen wäre. Nun aber tritt dieſe Kunſt aus München in ſolcher verbeſſerter Geſtalt hervor, und legt Proben ihres bereits erworbenen Vermögens ab, welche allerdings zu ſehr günſtigen Erwartungen berechtigen. Was indeſſen möglicher Weiſe noch auf dieſem Wege bewirkt werden kann, läſst ſich nicht im Voraus beſtimmen, eben ſo wenig als zur Zeit, da die erſten Verſuche im Kupferſtechen geſchehen ſind, Jemand Blätter wird geahndet haben, wie *Wille, Strange, Woolet* und andere ſie geliefert. Wenn aber die Lithographie auch keine weiteren Fortſchritte mehr machen ſollte, ſondern auf dem Puncte beharren müſste, worauf ſie, vermöge der vor uns liegenden Probeblätter aus München, wirklich ſteht: ſo ſcheint ſie doch ſo mannichfaltiger Anwendung fähig und ſo beträchtliche Erſparungen von Zeit und Koſten anzubieten, daſs wahrſcheinlicherweiſe ihr manches, was bisher von der Typographie gethan worden, wie auch alle die geringeren Arbeiten der Kupferſtecherkunſt zufallen werden.

Es ſollen überhaupt 4 Hefte ſolcher Probeblätter verſchiedener Anwendung der Lithographie durch Hn. *Seneſelder* in München erſcheinen, wovon wir hiemit das erſte Heft aus 10 Blättern beſtehend, anzuzeigen haben. Zwar geſtehen wir, daſs uns das Verfahren bey den verſchiedenen Manieren nicht ſo genau bekannt iſt, als etwa nöthig ſeyn dürfte, um über die gröſseren und geringeren Schwierigkeiten einer jeden Manier, wie auch von den Vortheilen, welche ſie gewähren, entſcheidend zu urtheilen; wir müſ-

Digitized by Google

sen in dieser Hinsicht uns beynahe ganz auf die Angaben des Herausgebers verlassen: hingegen soll treu berichtet werden, wie ein jedes von den im vorliegenden ersten Heft enthaltenen Probeblättern ausgefallen ist.

I. Das Titelblatt. In vertiefter geschnittener Manier, welche mit der Kupferstecherkunst wetteifern, sie aber in Menge und geschwinder Lieferung der Abdrücke weit übertreffen soll. Die Schrift auf diesem Blatt ist nicht weniger schön und zart, als ob sie in Kupfer gestochen wäre, und die ganze Arbeit, wie berichtet wird, in 10 Stunden vollendet worden, welches freylich einen sehr bedeutenden Vortheil verspricht, denn der fleissigste Kupferstecher würde eben diese Schrift kaum in so vielen Tagen in Kupfer gegraben haben liefern können.

II. Die Dedication. Erhobene Manier. In Hinsicht auf Reinlichkeit und Deutlichkeit der Buchstaben wäre dieses Blatt etwa mit dem gewöhnlichen schönen typographischen Druck zu vergleichen.

III. Nachahmung englischer Holzschnitte aus dem Werke *The Chase* in erhobener Manier auf Stein gezeichnet. Völlig täuschend. Der Zeitaufwand soll auf diese Weise zehnmal geringer seyn, als wenn die Arbeit in Holz geschehen sollte.

IV. Nachahmung einer im königl. bayerischen Zeichnungscabinette befindlichen Handzeichnung von Rafael mit dem Pinsel auf Stein gezeichnet. Erhobene Manier. Die flüchtigen Striche einer leichten Federzeichnung sind in diesem Blatt sehr gut nachgeahmt, ond überdiefs verdient die Bekanntmachung eines vortrefflichen Entwurfs von Rafael den Dank der Kunstfreunde. Man sieht den Leichnam eines frommen Bischofs auf der Bahre liegen und Kranke herbeykommen, um von der Wunderkraft, die von diesen heiligen Resten ausgeht, zu genesen. Das Ganze ist vortrefflich angeordnet und höchst geistreich mit wenig Strichen ausgeführt.

V. Nachahmung eines radirten Kupferstichs von Dietrich mit der Feder auf Stein gezeichnet. Sehr gut, und in Betracht einer gewissen Weichheit der Striche hat diese Nachahmung sogar noch Vorzüge vor dem radirten Original.

VI. Nachahmung einer die Madonne mit dem Kinde darstellenden Handzeichnung des *Fra Bartolomeo di San Marco*, mit der Feder gezeichnet. Auch dieses Stück kann für befriedigend gelten und hat das Ansehen einer leichten Radirung; der gelblichte Ton veralteten Papiers ist ihm mit einer zweyten Steinplatte aufgedruckt, und in der Nachricht wird gesagt, dass man vermittelst mehrerer Platten Abdrücke mit verschiedenen Farben, wie auch mit vieler Präcision illuminirte Landcharten liefern könne, wovon künftig im zweyten Heft eine Probe soll gegeben werden.

VII. Zwey Musikproben. *a*) Handschrift vom Hn. Abt *Vogler*; der Nachricht zufolge vom Originalpapier durch Uberdruck auf den Stein abgelöst, und auf denselben fixirt. *b*) Probe von Musikschrift, auf die Steinplatte selbst geschrieben. Erstere ist rein und leserlich, letztere schön und zart in dem Masse, wie gestochene Musik.

VIII. Ein Kopf nach Rafael. Mit Kreide auf Stein gezeichnet; so reinlich, dass er den auf Kreidemanier in Kupfer gestochenen nicht nachsteht, er hat vielleicht etwas mehr Weichliches, und jene hingegen mehr Kraft.

IX. Probe einer Vorschrift in vertiefter geschnittener Manier. Was hierüber anzumerken seyn mochte, ist bereits oben beym Titelblatt geschehen.

X. Ein Idealplan als Vorschrift zu geodätischen Zeichnungen in der nämlichen Manier. Er leistet in Hinsicht auf Reinlichkeit und zarte Abstufung der Schraffirungen alles, was in dieser Art wünschenswerth seyn kann.

W. K. F.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Magdeburg*, b. Hänel: *Sammlung auserlesener Lieder für Freymaurer.* 1808. 208 S. 8. (18 Gr.) Wohl denen Gesellschaften, wo Scherz und Gespräch das Gemüth zu einer so frohen Stimmung erhebt, dass Gesang Bedürfniss wird! In so glücklicher Eintracht müssen Liedersammlungen, wie diese, jedem Kreise willkommen seyn. Sie ist zwar zunächst für Freymaurer bestimmt, aber auch andere werden daran Theil nehmen können. Die meisten Lieder sind der Liebe und Freude gewidmet, und aus anderen guten Sammlungen mit glücklicher Auswahl zusammengetragen. Auch viele auf besondere wiederkehrende Fälle, wie z. B. beym Jahreswechsel, zum Geburtstage des Königs, bey der Trennung von Freunden, werden bey gleichen Gelegenheiten gern von anderen Gesellschaften aufgenommen und gesungen werden. Die schlechtesten sind gerade die speciellsten, und können sich im Gesange nicht gut ausnehmen. Es geht hier mit dem Text, wie sonst mit Compositionen, wenn sie sich auf den Ausdruck des Einzelnen einlassen: die allgemeine, herrschende Stimmung, die durch das Ganze hindurchtönen muss, wird dadurch häufig unterbrochen und gestört, oder: die prosaischen Einzelnheiten wollen nicht zu einem gemüthlichen Einklange und zur harmonischen Singbarkeit zusammenschmelzen. Auch ist man in Gefahr, dass man damit gerade am ersten vorbeytrifft, wenn Personen und Umstände zufällig anders ausschlagen, als in dem Liede berechnet und vorausgesetzt ist. Manches bekannte Lied ist auch dadurch zum besonderen Gebrauch gewaltsam umgestempelt, dass *du* Wort *Maurer* hineingesetzt ist, aber oft mit Unrecht und auf eine unschickliche Weise. Warum musste: *des Pilgers Pfad, ihr Bruder etc.* hier in des *Maurers* Pfad sich verwandeln, da doch der Maurer ebenfalls Pilger bleibt? T. Z.

Augsburg u. *Leipzig*, b. Stage: *Aus Neigung wird Liebe oder der Namenstag.* Ein Lustspiel in drey Aufzügen von *J. B. J.* 1808. 32 S. 8. (3½ Gr.) „Sophie. Wenn mir je etwas ein Räthsel war, so ist mir eines dieser Brief — Er nennt mich nicht mehr Schwester — Er lebt, da man ihn schon längst als todt erklärte — er verlangt mein Herz — Warum aber fühlte ich auch schon längsten mehr als Schwesterliebe zu ihm?“ Aus diesen Worten kann man sowohl den Styl als den Inhalt des Stücks ersehen. Auch der verwunderten Sophie löst nachher der angekommene General das Räthsel, indem er sagt: „Hr. Major und Sophie, ihr seyd keine *Geschwisterige*.“ Dieses Tempelchen auf den Namenstag der gnädigen Frau ist auch mit vielen Landesproducten behangen, nämlich mit österreichischen Redensarten, die das Werk recht patriotisch zieren. Noch merkwürdiger ist aber, dass drey Acte auf zwey Bogen vorübergehen. Wenn man denkt, das Essen soll kommen, dann wird schon wieder abgedeckt; die Leser werden also gebeten, sich für diesmal den Appetit vergehen zu lassen.

T. Z.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 APRIL, 1809.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LANDSHUT, b. Thomann: *Das Ganze der christlichen Sitten- und Glaubens-Lehre* anbequemt dem christlichen Kirchenjahre, *in drey vollständigen Jahrgängen von Sonntags- und Fest-Predigten* bearbeitet und vorgetragen von *P. F. A. Furthner*, Stadt-Pfarr-Prediger an der St. Martins-Kirche in Landshut. *Erster Jahrgang.* 1808. 608 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die sogenannten *Jahrgänge* der Predigten, worin ein Hauptstück der christlichen Glaubens- oder Sitten-Lehre ein ganzes Jahr hindurch in zusammenhängenden Vorträgen entwickelt wird, waren vor längerer Zeit sehr beliebt. Man meinte, dadurch mehr Ordnung und Plan in den von der Kanzel zu ertheilenden Religionsunterricht zu bringen, und überdiefs mit gröfserer Vollständigkeit eine religiöse Hauptmaterie erschöpfen zu können. In der Folge ist man von dieser Sitte zurückgekommen, indem man mit Recht fürchtete, dafs der etwanige Vortheil solcher Jahrgänge schwerlich den Nachtheil, nämlich das *Ermüdende* für den Zuhörer, und den *Zwang* für den Prediger, die ordnungsmäfsig folgende Abhandlung dem jedesmaligen gegebenen Text anzupassen, aufwiegen möchte. Ordnung und Zusammenhang wird der verständige Prediger in seine auf einander folgenden Vorträge zu bringen wissen, ohne die Fessel schwerfälliger Jahrgänge.

So wie indefs in vorliegender Sammlung die Idee eines solchen Jahrgangs benutzt ist, haben wir wenig dagegen. Der Vf. hat nicht ein besonderes Hauptstück gewählt. Die sämmtlichen religiös-sittlichen Grundwahrheiten will er in drey Jahrgängen von Predigten zusammenfassen. Der Plan ist mit Einsicht angelegt. In diesem *ersten* Bande sind zusammen 77 Vorträge enthalten, deren jeder etwa einen halben Bogen einnimmt. Den Anfang macht die Lehre von Gott und den göttlichen Eigenschaften — Advents- und Weihnachts-Zeit; — dann von dem Unterschied des Sittlich-Guten und Bösen — Fasten- und Passions-Zeit; — Religiosität in ihrem Wesen und Aufserungen — Sonntage bis und nach Pfingsten. Man sieht leicht, dafs der Vf. hier weniger ängstlich gebunden war, auch den kirchlichen Zweck der besonders angeordneten Festzeiten wohl vereinigen konnte. Er giebt, was Rec. sehr billigt, zumal den hohen *Festen*, was ihnen gebührt. Die Heiligerhaltung ihres Gegenstandes bleibt die Hauptsache, und dieser wird der nach Folge des Jahrgangs näher auszuführende Gedanke untergeordnet.

Uberhaupt haben wir an dem Vf. einen wackern Prediger kennen gelernt, der es weifs, was er will, der nicht ohne Philosophie zu Werke geht, der es mit Begründung und Belebung des bessern religiösen Geistes unter seinen Zuhörern ernstlich meint. Er sucht die speciellen Grundsätze seines Kirchenglaubens durchgängig mit der Vernunft in Übereinstimmung zu bringen; er verweist auf die Bibel, und stellt besonders die biblischen Exempel nachdrücklich und eingreifend auf; er läfst auf die helleren und wichtigern Ansichten des reinen Christenthums ein genügendes Licht fallen, ohne doch bey dem Schwachgläubigen anzustofsen. Seine Methode können wir nicht besser als mit den eigenen Worten des Vfs. angeben. Er sagt in einer seiner Predigten: — „Ich mag keine Gefühle erregen, welchen nicht einige verständige Begriffe zum Grunde liegen; ich möchte aber auch diese, die Erkenntnifs des denkenden Geistes, in Sachen der Religion nicht blofs aus uns selber, sondern um der Bewährung willen, diese aus den geschichtlichen Urkunden herholen. Wir glauben, was die allgemeine (katholische) Kirche von jeher geglaubt hat, aus dem Grunde nur um so bereitwilliger, wenn wir versichert sind, dafs diefs nämliche, was unserem Geiste nach kurzem Nachdenken einleuchtet, was unser Herz bey einiger Annäherung wohlthätig erwärmt — von Alters her der Gegenstand des Glaubens für alle die besseren und verständigeren Menschen gewesen sey." — Der Vortrag ist gröfstentheils verständlich, oft stark und lebendig und — was dem Rec. am meisten wohlgethan hat — väterlich wohlmeinend und herzlich.

Je unverhaltener wir indefs die vorzüglichen Eigenschaften dieser Predigten loben: desto mehr werden unsere tadelnden Anmerkungen den Vf. nur den Wunsch erkennen lassen, dafs die künftigen Jahrgänge uns in höherem Grade befriedigen. Zuvörderst scheint es uns, als wäre der Plan der *einzelnen* Vorträge nicht lichtvoll genug aus ihnen selbst hervorgehend. Bey einer wohlgeordneten Rede müssen die Hauptgedanken, wie die Saulen, wovon das Ganze getragen wird, immer hell und die Betrachtung zusammenhaltend, vor dem Hörer dastehen. Diefs wird nach der Manier des Vfs., trotz des gebrauchten a. b. c. und wohl gar (was ganz gewöhnlich vorkommt) des *α. β. γ.* der Unterabtheilungen, nur bey dem sehr geübten Hörer möglich seyn. Für den Leser wird es durch die ausführlicheren Uberschriften der Predig-

ten erleichtert. Wo die Vorträge faſt ganz *Homilieen* werden, und ſich in der Verbindung ihres Ideenganges an den Text enge anſchlieſsen (wie bey II), da gefallen ſie uns vorzüglich. Ja, wir wünſchten, daſs ſie dieſs öfter wären. Denn der *Text* wird nicht genug, oder doch nicht leitend genug benutzt. Die paar Worte deſſelben, die gewöhnlich über die Predigten geſetzt ſind, können nicht viel mehr ſeyn als Motto. Die übrigen Texttheile werden oft kaum erwähnt, weit weniger angewandt. Je mehr der Vf. ein Freund des *bibliſchen* Religionsunterrichts iſt, je mehr einzelne Vorträge es beweiſen, daſs er den Text *in ſeiner Kraft* geltend und nutzbar zu machen verſteht: deſto mehr wünſchen wir, daſs er hierauf recht gefliſſentlich ſeinen Fleiſs verwende. Anſtatt deſſen, was hiedurch ſeine Vorträge *mehr* bekommen möchten, kann auf der anderen Seite manches weggeſchnitten werden. Nicht zu gedenken, daſs die Diction überhaupt des Gedrängten ermangelt, daſs der Vf. oft gar zu bequem ſpricht, und es ſich z. B. nicht übel nimmt, eine ganze Menge völlig überflüſſiger Partikeln, wie es weitläufige Erzähler machen, neben einander zu ſtellen („wie benutzt der Menſch das Geſehene?" heiſst es einmal, „*nicht mehr ſo faſt nur* durch den Verſtand u. ſ. w."): ſo kommen öfter Wiederholungen vor in den Gedanken ſelbſt und in ihrer Form, die vermieden werden konnten, oder es werden gewiſſe redneriſche Parthieen (wenn z. B. Salomo S. 29 gefragt wird: wer biſt du?), die an ſich gewiſs nicht ohne Wirkung ſind, doch im Verhältniſs zu dem Zweck des Vortrags viel zu lang ausgeſponnen. Hier würde ſchon ein *richtiger Geſchmack* dem Vf. das Rechte weiſen. Dieſer wird ihn zugleich bewahren vor gewiſſen *Witzſpielen*, die auf den Gebildeten nur einen unangenehmen Eindruck machen. Wir rechnen dahin, wenn die Predigt am Feſt Epiphan. von der ſpielenden Idee ausgeht und immer darauf zurückkommt, daſs der Stern, den die Weiſen ſahen, „die Tugend beleuchtet und das Laſter in Schatten geſetzt habe;" — wenn *Maria* der ſtille keuſche Mond und Jeſus die allerleuchtende Sonne genannt wird; wenn es von *Kain* heiſst, ſein Herz habe den Reſt vom Schlangengifte der Verführung (ſeiner Eltern) hineingeſogen, Muttermilch habe ſich in ſeiner verdorbenen Natur zur Galle verkocht (*ſic*), Vaterthränen die kindliche Bruſt nur mit Bitterkeit erfüllt; — desgleichen den *verjüngten Maſsſtab* S. 29, deſſen Sinn noch dazu den meiſten Zuhörern dunkel bleibt. Der Witz iſt gerade *die* Seelenkraft, die jeder Prediger als Religionslehrer lieber ganz gefangen nehmen ſollte unter die ernſte Vernunft, als daſs er ihr ein gefahrliches Spiel geſtattet, wodurch der ganze Zweck ſeines Wirkens verfehlt werden könnte. — Der gute Geſchmack vermeidet überdieſs platte Ausdrücke, z. B. wenn David ein ärmlicher *Hirtenjunge* genannt wird. Doch dieſes, wie die fremden Wörter *Auditorium, Univerſalmonarchie*, Religionscultus (wovon es gar im guten Sinne heiſst: ihn *mitmachen*), *patriotiſch* u. a. ſind dem Vf., ſo ſehr ſie uns in Erſtaunen ſetzten, vermuthlich nur entſchlüpft, und werden für die Folge gewiſs wegbleiben. Daſſelbe hoffen wir von den widerlichen *Provincialismen*, als: *Geſchwiſterte*, *innert* ſtatt innerhalb, *Verluſt* ſt. Verluſt, *nachhin* ſt. nachher, *ſelbes* und *ſelbe* ſt. daſſelbe und dieſelbe u. ſ. w., wovon die Süddeutſchen ſich ſo ſchwer losmachen. Das Wort *Schrofen* (S. 559) verſtehen wir gar nicht. Auch Fehler der Rechtſchreibung, als: *bochen* ſt. *pochen*, *Neugung* ſt. *Neigung* u. ſ. w. ſcheinen provinciell zu ſeyn. — Zum Schluſs die Frage an den braven Vf.: warum er die übertriebene Höflichkeit einiger Jüngerlein auf den Kanzeln nachahme, und ſeine Zuhörer mit *Sie* und *Ihnen* anrede? — Wir unſeres Orts billigen dieſs ganz und gar nicht. Die Jüngerlein brauchen ſo etwas wohl als *captatio benevolentiae*. Männer aber, die ſo ernſt und väterlich ans Herz reden, wie unſer Vf., ſind mit dem alten guten *Ihr* und *Euch* des Beyfalls und der Liebe ihrer Zuhörer gewiſs. NA.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Die Gefahren der Zeit für unſere Jugend*, allen Altern und Menſchenfreunden ans Herz gelegt von M. *Johann Theodor Euſebius Müller*, Diakon. zu Schönberg bey Görlitz. 1808. 124 S. 8. (10 Gr.)

Vor einiger Zeit erſchien vom Hn. Diak. *Müller* eine Abhandlung: *Über die öffentliche Religioſität des Zeitalters*, mit Berückſichtigung der gegenwärtigen Kriſe in Hinſicht auf Glauben und äuſsere Gottesverehrung. Die in derſelben aufgeſtellten Grundſätze hat er in 4 Predigten für ſeine Zuhörer auf eine populäre Art bearbeitet, und ſie in der vorliegenden Schrift dem gröſseren Publicum mitgetheilt. In der erſten Predigt muſs der vorgeſchriebene evangeliſche Text, Matth. 22, 34—46, auf eine etwas gezwungene Art Veranlaſſung geben, *über die Gefahren der Zeit für unſere Jugend*, zu ſprechen. Zuerſt zeigt der Vf., daſs die Feſtigkeit des Glaubens und ein wahrhaft frommer Sinn, durch die faſt allgemein herrſchende Zweifelſucht, erkünſtelte Wärme und Gleichgültigkeit gegen ernſthafte und wichtige Gegenſtände ſehr gefährdet werden; und dann ſucht er es den Altern einleuchtend zu machen, wie leicht die Tugend ihrer Kinder durch den Leichtſinn und die Selbſtſucht der Zeit, durch die überhand nehmende Gewalt der Beyſpiele und durch die unvermeidlichen Folgen der Zeitereigniſſe untergraben werden könne. — In der *zweyten* Predigt ſpricht der Vf. *von dem Beherzigenswerthen der Gefahren der Zeit für unſere Jugend*, nach Matth. 18, 1—11. Die Gefahren der Zeit verdienen Beherzigung, weil ſie das wahre Wohl der Nachkommenſchaft unausbleiblich bedrohen, indem ſie 1) die Zufriedenheit und Glückſeligkeit unſerer Kinder zerſtören, und 2) ihnen den Verluſt des ewigen Heils zuziehen können. Damit ſteht der Schluſs der Predigt im Widerſpruch, indem dort behauptet wird, daſs die Religion in den letzten Tagen gewonnen habe, daſs durch Erziehung und Unterricht ungemein viel für Tugend und Sittlichkeit gethan ſey, und daſs wir der Löſung der

Digitized by Google

wichtigen Aufgabe: Freyheit mit Gesetz befriedigend zu vereinen, näher gerückt waren. — Die *dritte* Predigt beantwortet die Frage: *Wodurch können wir die Gefahren der Zeit für unsere Jugend vermindern?* nach Matth. 9, 1—8. 1) Durch Beförderung eines *sittlich-bescheidenen*, aber männlichen Sinns (giebt es denn auch einen unsittlich-bescheidenen Sinn?); 2) durch treue Sorge für eine gründliche Kenntniss der Religion; 3) durch Liebgewinnung der Kinder für gesellige und häusliche Tugenden. — Die *vierte* Predigt, die eigentlich gar nicht hieher gehört, handelt: *über die in unseren Tagen vorzüglich zu beachtende eigene Ansicht des Stifters unserer Religion von sich und dem Evangelium*; oder wie es in der Predigt selbst heisst: *über den bildlichen Unterricht Jesu über sich selbst*, nach Joh. 14. 6. Dieses Bild enthält 1) lichtvolle Klarheit, 2) umfassende Vollständigkeit, 3) strenge Wahrheit, und 4) lebendige Kraft.

Diesen Predigten, die in einer herzlichen, würdevollen und ächt biblischen Sprache abgefasst sind, und die manches Treffliche und Beherzigenswerthe enthalten, fehlt es an überzeugender Kraft, an edler, männlicher Beredsamkeit und an einer lichtvollen, logischen Anordnung der Gegenstände. Vieles wird abgehandelt, was gar nicht im Thema liegt, und manches mit Stillschweigen übergangen, worüber man mit Recht Belehrung erwarten durfte. Auch muss die Länge der Predigten und die häufige Wiederholung derselben Gedanken die Aufmerksamkeit der Zuhörer sehr ermüden, und den guten Eindruck schwächen. Ausdrücke, wie folgende: Gott ist der *Liebhaber des Lebens* S. 9; Gott *verbindet* unsere Wunden S. 11; die Christen sind *geweihte Lichtfreunde* S. 27; es sind uns noch tiefer verwundende *Streiche* aufbehalten S. 48; Luther fing an, den *undurchdringlichen Vorhang voll Bilder mit entschlossener Hand aufzuheben* S. 122 u. s. w. — hätten sorgfältiger vermieden werden sollen. Auch musste der Titel des Buchs bestimmter angeben, was der Leser desselben eigentlich zu erwarten habe. L. Th.

Hannover, b. Hahn: *Reden und Predigten bey der Taufe, bey dem Abendmahle und bey der Vorbereitung zu demselben*, von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von *Georg Friedrich Götz*, erstem Pred. bey der evang. lutherischen Gemeinde zu Cassel. 1808. VIII u. 404 S. 8. (18 Gr.)

Diese Sammlung, die dem würdigen Herausg. von den Verlegern aufgetragen worden war, enthält 16 Taufreden und eben so viel theils Beichtreden, theils Abendmahlspredigten. Sämmtliche Vorträge sind schon anderswo gedruckt gewesen, drey Taufreden ausgenommen, die vom Herausg. herrühren. Ausser diesen hat derselbe noch 3 Abendmahlspredigten aus seinen eigenen bekannten Predigtsammlungen herausgehoben. Die Namen der übrigen genannten VV. sind *Biederstädt*, *Baldenius*, *Dapp*, *Frommüller*, *Hudtwalker*, *Litzmann*, *Mehlis*, *Meyer*, *Münter*, *Seyfert*, *Tiede*, *Troschel*. Die übrigen Reden sind aus *Henke's* Eusebia, aus den Homilieen für Landgemeinden, und den Predigten zur Widerlegung und Vertilgung wichtiger praktischer Vorurtheile in Absicht auf Religion und Christenthum genommen. Die Sammlung erklärt Rec. zwar gerne für zeitgemäss, sofern angehende Prediger hier das Wichtigste von dem vorfinden, was auch sie bey Taufen, bey der Abendmahlsfeyer und der Vorbereitung dazu zu sagen haben, auch Anleitung erhalten, bey solchen Gelegenheiten mit religiösem Ernst auf den eigentlichen Zweck der Handlung hinzusehen, diesen richtig ins Auge zu fassen, und an ihrem Theile erreichen zu helfen, auch die Umstände der Zeit und des Orts dazu hinlänglich und weislich zu benutzen. Aber der Vortrag ist in keiner dieser Reden so beschaffen, dass man ihn musterhaft nennen könnte; insonderheit fehlt die Lebhaftigkeit der Darstellung, welche nach Rec. Urtheil alle Predigten, besonders aber diejenigen haben müssen, die auf Veranlassung der feyerlichsten Religionshandlungen gehalten werden, bey welchen die Herzen nicht kalt und gleichsam in niedrigen Regionen bleiben, sondern sich erwärmt zum Himmel erheben müssen. Dsr.

Leipzig, b. Barth: *Abdankungs- oder Leichen-Reden für Landgemeinden*, nebst einer kurzen Anleitung zur psychologischen Würdigung derselben verfasst und herausgegeben von M. *Gottlob Einert*. 1808. 253 S. 8. (20 Gr.)

Wenn die voranstehende *Anleitung*, welche der Titel verkündigt, nicht ganz befriedigt, indem der Vf. seinem Gegenstande tiefer auf den Grund hätte gehen sollen, und indem sich darin aus vielen Worten nur das schwankende und unbefriedigende Resultat ergiebt: „diese Reden dürfen nichts Schulgerechtes, keine Spur der Disposition oder tiefer Meditation an sich tragen, sondern als Erzeugniss des Mitgefühls, wie erst beym Anblick der Leidenden und Trostbedürftigen entstanden, in das bekümmerte Herz übergehen:" so hat man desto mehr Ursache, mit den Reden selbst zufrieden zu seyn. Rec. hat sonst oft in solchen auch gedruckten Reden am Grabe, leere Gemeinplatze und kahle Tiraden gefunden, aber gerade das, was er für die Hauptsache in denselben hält, geflissentliche Benutzung des vorliegenden Falles und insonderheit der Lebensumstände des Verstorbenen, gänzlich vermisst. Eben diese fleissige Benutzung ist es, die wir mit Vergnügen in Hn. *E's.* Reden wahrnehmen, und von welcher Seite wir sie vornehmlich angehenden Predigern, zumal auf dem Lande, empfehlen. Die schwerste Aufgabe für sie wird es seyn, Mannichfaltigkeit und Kraft in diese nicht selten vorkommenden Amtsreden zu bringen. Es ist diess unmöglich, wenn sie sich nicht eine genaue Kenntniss der Lebensverhältnisse des Verstorbenen zu erwerben suchen, und wenn sie es nicht verstehen, eine solche Anwendung zu machen, dass eben sowohl daraus *Trost* hervorgehe für die Theilnehmenden, als *Lehre* und *Wink* für ein würdiges und besonnenes Leben, zum Frommen der

Digitized by Google

übrigen Anwesenden. Auch in dieser letzteren Rücksicht leistet Hr. *E.* mehr als gewöhnlich. Durch Wärme und Lebendigkeit des Vortrags weiss er auch den gewöhnlichen Trostgründen und den sich oft wiederholenden Ansichten des Todes den Schein des Matten und Stumpfen zu benehmen. — In manchen Wendungen und Übergängen der Rede ist jedoch eine gewisse Einförmigkeit, die wohl zu vermeiden war. Besonders ist der Dank, welcher in jeder Rede für die Leichenbegleitung abgestattet wird (woher, beyläufig sey dies gesagt, der wunderliche Name *Abdankungsreden* seinen Ursprung haben soll) allzusehr in demselben Ton. Auch wird das Gebet, dass Gott den Todten „einen sanften Schlummer in des Grabes Stille" oder „Ruhe auf dem Acker ihres Gottes" schenken möge, viel zu oft wiederholt, und doch ist es nur Phrase. Dieser Schlummer kommt, um mit dem Katechismus zu reden, auch wohl ohne unser Gebet. — In dem Vortrag wünschten wir noch mehr Gleichmafsigkeit. Denn zuweilen störte uns ein kostbarer oder zu gesuchter Ausdruck. Eine Rede hat davon mehr als die andere. In No. XVII ist viel Schwulst. No. V ist lahm, besonders in den Troftgründen. Auch dass die Rede oft einen iambischen Tonfall bekommt und darin eine Zeitlang bleibt, ist nicht zu loben. An anderen Stellen werden die Perioden oft unbeschreiblich lang und schleppend, und dadurch unverständlich, als S. 41 u. 42. — Betheurungen, wie die „*bey Gott*," darf am allerwenigsten der Prediger dadurch entweihen, dass er sie, wie hier S. 48, ganz ohne Noth anbringt. Auf der folgenden Seite stofsen wir auf einen erstaunlich matten Vers u. s. w. Jedoch dieser Tadel soll dem Vf. nur beweisen, dass er wohl thun werde, für die Zukunft seine zum Druck bestimmten Arbeiten einer strengeren und genaueren Revision zu unterwerfen. — Die angehängte, zum Gedächtniss eines braven Schulmeisters *Hohne* gehaltene Predigt, hat dem Rec. vorzüglich gefallen. Sie macht dem Herzen, wie dem Geschmack des Vfs. Ehre. NA.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Christliche Erweckungen auf alle Tage in der Woche, in Freuden und Leiden, in Gesundheit und Krankheit; auch Fest-Abendmahls- und Erndte-Betrachtungen*, von *Johann Ludwig Ewald*, d. h. Schr. D. und kurbadenschem Kirchenrath in Karlsruhe. 1808. 220 S. 8. (8 Gr.)

Ebendaselbst: *Erbauungsbuch für die Jugend beiderley Geschlechts, mit Betrachtungen auf jeden Morgen und Abend eines jeden Wochentags, Fest-Confirmations- Abendmahls- Andachten und für das Krankenbett.* Allen gutgesinnten Kindern gewidmet von *Johann Ludwig Ewald*. Mit einem Titelkupfer. 1808. 162 S. 8. (8 Gr.)

Die asketischen Bücher des Hn. *E.* gehören zu den besseren und empfehlenswerthen, weil sie mit dem Faslichen und Herzlichen ihres Tons die Wahl praktischer Materien und eine fleifsige Anwendung biblischer Beyspiele und Motive verbinden. Wir würden sie unbedingt loben, wenn der gute Ton in denselben sich gleich bliebe, und nicht zuweilen in das Kindische und Spielende verfiele, wenn in der Wahl der Materien mehr Mannichfaltigkeit und ein mehr erschöpfendes Eindringen sichtbar wäre, wenn die biblischen Beyspiele nicht an manchen Stellen zu sehr gehäuft, sondern gleichmafsiger vertheilt wären.

Sonderbar ist es, dass der Vf. in der Vorrede zu No. 1 seine Leser als Menschen eines besonderen Standes anredet, unter dem er länger als 30 Jahr gelebt habe, ohne doch diesen Stand kenntlich zu machen. Vermuthlich ist der Mittelstand gemeint, denn eine speciellere Beziehung finden wir in dem Buche nicht. Gewöhnlich sind für jeden Tag, am Morgen zwey und am Abend zwey Betrachtungen. Oft sind wir auf interessante Gegenstände der Betrachtung gestofsen, als am *Sonntag:* „über erlaubtes Vergnügen und Beschäftigung am Sonntag" — man kann durch Besuchen des Gottesdienstes nichts verdienen, auch keine Erfüllung einer Pflicht dadurch ersetzen. Am *Montag:* „Trost, wenn man die Früchte seiner Arbeit nicht ruhig geniefsen oder nicht genug verdienen kann. Am *Donnerstag:* „über Heftigkeit, mürrisches Wesen." Eine Seltsamkeit ist es, dass hier, wie in No. 2, von dem Namen der Wochentage, also am Dienstag vom Dienen, am Donnerstag vom Donner u. s. w. Stoff zu moralisch-religiösen Betrachtungen hergenommen wird. Der Vf. nimmt es sich dabey nicht übel, am Donnerstag die üble Laune mit der Gewitterschwüle zu vergleichen, die vor dem Donner vorhergeht. Doch wir lassen ihm diese Liebhaberey, wenn die Betrachtungen nur gedankenreicher wären. Oft sind sie weitschweifig und voll Wiederholung. — Die Abendmahlsandachten gefallen vornehmlich durch das Rührende ihres Tons. Auch kommen nur wenig spielende Vergleichungen vor, wie zwischen dem Sünder und dem, für welchen ein Anderer die Schulden bezahlt, ihm sein ordentliches Auskommen verschafft, und ihn ermahnt, ordentlich hauszuhalten. Dass der Ausdruck hie und da vernachlässigt sey, davon führen wir zum Beweis die Stelle an: „Jesus wollte *machen*, dass er selbst nicht vergessen werde." Die unangenehme Schreibart *bäten, Gebät, fülen, Gefül* — die hier durchgängig befolgt ist, wissen wir mit nichts zu entschuldigen.

Für No. 2 werden dem Vf. diejenigen Ältern Dank wissen, die mit ihren Kindern Erbauungsbücher dieser Art lesen. Rec. versichert, dass sie gute Materialien zu sittlichen Erweckungen, und zu religiösen Ansprachen für die Jugend darin finden werden. Aufser dem gewöhnlichen Stoff zu Selbstprüfungen, trifft man hier auf die Fragen: „Was hat ein Kind zu arbeiten? — Über den Freyheitadurst der Jugend — wodurch wird man frey? wovon soll man sich frey machen? und wie? — Wie soll man die Bibel lesen? — Was hierüber beygebracht wird, ist, wenn nicht immer genügend, doch eingreifend und das Nachdenken weckend. Das Kindliche des Tons, das der Vf. in seiner Gewalt hat, kommt ihm dabey zu Statten. Auch die Lieder sind hier besser. In No. 1 sind sie oft nicht viel mehr, als ein Cento seltsamer Reime, wie der Käfer (??) *flattert*, und der Vögel Schaar *schnattert*. NA.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 APRIL, 1809.

GESCHICHTE.

LEIPZIG und GERA, b. Heinsius: *Apologie der Gräfin Lichtenau, gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie.* Erste Abtheilung. 298 S. Zweyte Abtheilung. XII und 303 S. 1808. kl. 8. (2 Rthlr.)

Diese Apologie, welche fast zu einer Biographie geworden, scheint dem Grundtone nach von der Gräfin selbst verfasst zu seyn; ihre eigenthümliche Ansicht und ein weibliches Talent sprechen aus derselben: eine nachhelfende grammatische Hand, welche die Eigenthümlichkeit des Weibes zu schonen wusste, findet man häufig.

Ob nicht einige unrichtige Angaben in dieser Schrift enthalten, ob nicht ausser den Auslassungen, welche durch Verhältnisse nothwendig wurden, viele Thatsachen verschwiegen sind, durch welche die Erzählung eine andere Farbe gewonnen hätte: diese Untersuchung wäre ein noch zu frühes Geschäft, bey welchem viele noch lebende Menschen auf eine indiscrete Weise zur Schau gestellt, viele noch lebende Zeugen abgehört werden müfsten. *Verschönerungen* der Thatsachen mögen hier nicht selten seyn; aber die *wesentliche Wahrheit* im Leben der Gräfin, wodurch es seine Individualität erhielt, hat hier nicht verleugnet werden können, und giebt eine Norm, nach welcher Alles, was hier verschleyert und verschönert ist, fast ohne weitere Beyhülfe, auf seine eigentliche Gestalt und Blöfse zurückgebracht werden könnte. Jene wesentliche Wahrheit dünkt uns diese: in der Natur der Gräfin ist ein inniges, weibliches Gefühl, welches seine Bedürfnisse nur durch die Phantasie befriedigen kann. Sie hatte eine Anlage zum *romantischen* Leben, welche überschattet durch das Schicksal von frivolen Eindrücken, so wie durch keine sorgfältige Erziehung früh aus der Rohheit hervorgearbeitet, zu Zeiten in ein irres und *romanhaftes* Streben sich verwunden hat. Von diesem Punct aus begreift man leicht die anfänglich auffallende Erscheinung, dafs alle Männer, die selbst eine Anlage zum Romantischen hatten, und wenn sie dieser Frau noch so sehr an Cultur überlegen waren, dennoch von ihr und ihrer Art mächtig gefafst wurden, sobald sie in ihre Nähe kamen; dafs selbst solche Männer, die von keinem romantischen Geist besessen sind, doch durch den Zauber, welcher von ihr ausgeht, befangen genug werden, um sich zu romantischen Stimmungen zu stacheln, wie sauer es ihnen werden mag. Die meisten Männer hatten wenigstens einen Instinct, dafs sie jener Frau nur durch einen gewissen poetischen Schein interessant werden konnten, welche Gründe der Politik, des Eigennutzes, oder welche Eindrücke von einer Frau, die auf einen mächtigen König so viel Einfluss zu haben schien, ihnen den Wunsch, ihr interessant zu werden, eingeben mochten.

Der Kronprinz, welcher sie im ersten Aufblühen ihrer Schönheit zur Geliebten erkohr, hatte selbst einen romantischen Strich in seiner Denkart, und sein Bedürfnifs eines Lebens voll Gefühl und Phantasie war stets in ihm mächtig geblieben, wiewohl er bey seiner überströmenden sinnlichen Fülle, und unter seinen Umgebungen, diese Anlage nicht einem vorherrschenden geistigen Hauche zur Entwickelung überlafsen konnte. Aber das Leben dieser beiden Geliebten war bey weitem nicht so durch physischen Genufs verschlungen, wie die gewöhnliche Vorstellung es will. Der Kronprinz selbst unterrichtete unausgesetzt drey Jahre hindurch die Geliebte in Geschichte und Geographie, nicht blofs, weil er derselben, um sie dem scharfen Blicke seines grofsen Oheims zu entziehen, keinen Lehrer geben durfte, sondern weil es ihm Freude war, seine eigene Bildung auf die Gefährtin seines Herzens überzutragen: „er lehrte sie treulich, und nach derselben Methode wieder, wie er selbst in der Jugend unterrichtet worden war." Beym Lesen historisch-politischer Schriften, wie die *Memoiren* der Madame *Stael*, redete er *gegen die Einmischung der Weiber in politische Angelegenheiten*. Die Reize der Poesie entsprachen am meisten den Naturanlagen Beider. Sie lasen Homer, Virgil, Shakspeare u. s. w. in französischen und deutschen Übersetzungen; Rousseau's *Heloise* war ihnen besonders theuer: aber die Geliebte durfte nicht wagen, in Voltaire's berüchtigte *Pucelle* einen Blick zu thun. Dieser trauliche, geistige Verkehr, untermengt von dem sinnlichen Entzücken, gab dem Verhältnisse fast die Innigkeit eines *ehlichen;* „und dieses Band, sagt die Gräfin, hat so lange gehalten, bis der Tod es zerrifs; das Publicum sah es, nur kannte es den Stoff nicht, aus dem das Band gewebt war, und schob also den möglichst schlechten unter." Gleichwohl wurde dieses trauliche Zusammenleben nicht zu einer trägen Gewohnheit, von welcher sich der Kronprinz nicht hätte trennen mögen. Wenn die Entfernung der Geliebten nöthig war, um ihr die Vollendung zu geben, welche er sich dachte: so willigte er

gern darein. Er liefs sie nach Paris reisen, damit sie sich in der französischen Sprache mehr vervollkommnete, und von dem berühmten *Vestris* im Tanz unterrichtet würde. Seit seiner Thronbesteigung, und schon vorher, war, nach der Gräfin Versicherung, seine Liebe zu ihr eine nur geistige, und ging in blosse Freundschaft über. Seine feurige Sinnlichkeit liebte den Wechsel, und seiner ungeheuren Genufsfähigkeit ward von allen Seiten der überschäumende Becher der Lust dargeboten. Aufserdem beruft sich die Verfafferin auf den Beweis ihrer Behauptung in jenen Briefen, welche nach dem Tode des Königs bey ihr gefunden und zurückbehalten wurden; auch auf eine geheime Urfache dieser Veränderung, die zu verschweigen die Klugheit gebiete: und welchen Grund könnte man haben zu zweifeln, dafs sie in diesem Punct die Wahrheit fage? Warum hätte sie nicht gestehen sollen, dafs der Vater ihrer Kinder ihr, als König ganz dasselbe war, was er ihr als Kronprinz gewesen?

In Allem, was sie weiter über das Verhältnifs zwischen ihr und dem Monarchen fagt, ist gewifs wesentlich Wahrheit; denn es geht nothwendig aus der Naturanlage beider hervor, und kann keine blosse Erdichtung seyn: sie hat sich offenbar viel zu wenig begriffen, und kann sich viel zu wenig begreifen, als dafs sie ein solches Gedicht hinzustellen vermöchte. — Das innigste Vertrauen blieb zwischen ihnen: schwerlich konnte Friedrich Wilhelm der Zweyte noch eine weibliche Natur finden, welche der seinigen so zufagte, wie diese; und waren nicht jene Zeiten dahin, wo er in frischer Jugendkraft, in fast unbemerkter, fast forgenloser Traulichkeit mit einem weiblichen Wesen leben konnte, wie er mit diesem gelebt hatte? Wirklich wäre defshalb für die Gräfin keine Urfache gewesen, auf seine nachherigen Liebschaften irgend eifersüchtig zu seyn, und sie versichert, dafs sie es nicht gewesen. Ob sie aber bey denselben so ganz unbefangen und unthätig geblieben sey, als uns hier gefagt wird, darüber mufs, so lange keine kritische Untersuchung der dahin gehörigen Thatfachen veranstaltet werden mag, die Beantwortung der Frage entscheiden: Wird die ehemalige Geliebte eines Königs, die fortdauernd seine vertrauteste Freundin ist, sich aller Einmischung in seine nachherigen Liebesverhältnisse enthalten? Wird es eben diese Geliebte vermocht haben, die fast in romantischer Liebe gelebt hat, welche Beiden die Blüthe ihres Daseyns war? So durchaus grobsinnlich waren doch gewifs nicht die späteren Verbindungen des Königs mit dem weiblichen Geschlecht, dafs sie nach der genauen Kenntnifs der Gräfin von seiner Empfindungsweise, den Erinnerungen ihrer Liebe, und ihrer trauten, fortdauernden Theilnahme für ihn, nicht ein interessanter Gegenstand für sie gewesen wären.

Wenn die gleichgültige Unbefangenheit, welche sie in diesem Punct bewiesen haben will, geneigt macht zu argwöhnen, dafs sie sich eben hier nicht frey von Intrigue erhalten habe: so ist doch unverkennbar, dafs überhaupt ihre Natur keinen Hang zu derselben hatte. Solche Menschen, die mit Wohlbehagen an Genüssen der Empfindung und der Phantafie hangen, hegen nicht den Geist der Intrigue und des Eigennutzes, so wie ihnen auch nicht daran gelegen ist, einen anderen Einfluss auf die Aufsenwelt auszuüben, als durch die Eindrücke, welche ihre Perfönlichkeit macht. Aus dieser Rücksicht legen wir auch dem Berichte Glauben bey, welchen sie über den vom Gerücht ihr aufgebürdeten ungeheuren Reichthum erstattet. Sie hatte zu viel Reizbarkeit für feineren Genufs, zu viel Bedürfnisse der Phantafie, als dafs sie die Geschenke des gütigen Monarchen hätte von sich weisen sollen, oder Verzicht leisten auf ein Vermögen, welches ihr auch für die Zukunft ein genufsreiches Leben sicherte: aber Habsucht oder gar Gier zu stehlen und rauben, sind einer solchen Natur fremd, wenigstens unter den Deutschen; bey anderen Nationen, insonderheit den Franzosen, ist der Hang zu einem innigen und romantischen Leben viel häufiger von einer unromantischen Sucht durchlochert. „In meinen Handen, fagt die Gräfin, fand sich eine *carte blanche* an die vornehmsten Bankiers in Italien; ein verführerisches Papier für viele an meiner Stelle! Aber der König kannte mich schon, und wufste, dafs ich keines Mifsbrauchs desselben fähig war; auch habe ich ihm diese Karte zurückgegeben, ohne den *allermindesten Gebrauch* davon gemacht zu haben, indem die ausgesetzten Reisegelder vollkommen hinreichten. Wem dieis nicht genügt, dem habe ich nichts weiter zu fagen." — Der obigen Betrachtung zufolge glauben wir auch ihrer Versicherung, dafs sie nicht darauf ausgegangen sey, solchen, die sich um ihre Gunst bewarben, Ämter, Stellen und königliche Gnadenbezeugungen zu verschaffen. Gleichwohl braucht sie nicht in Abrede zu seyn, dafs einige aus ihrer Umgebung sich mitunter einer besonderen Gunst des königlichen Cabinets erfreuen; denn sicher waren viele bereit, Gefälligkeiten an diejenigen zu spenden, welche der Vertrauten des Monarchen werth zu seyn schienen! — Am freyesten von aller Intrigue war die Gräfin gewifs in politischen Angelegenheiten. Denn von ihrer ursprünglichen Art und Neigung lagen dieselben gänzlich feitab, und ihr Kopf war jener Berechnungen nicht fähig, ohne welche man sich nicht leicht in das politische Spiel mischt. Aufserdem waren die nachdrücklichen Worte des geliebten Kronprinzen wider den Einfluss von Weibern auf die Politik ihr zu sehr im Gedächtnifs, als dafs sie gewagt hätte, unter ihm als Monarchen dagegen zu handeln. Vielmehr bekam sie durch die Erinnerung an dieselben eine solche Haltung, dafs sie in diesem Puncte, und vielleicht einzig in ihm, eigentliche *Klugheit* ausübte. Wie zweckmäfsig wufste sie den englischen Gefandten, Lord Heinrich Spencer, zu behandeln, welcher durch sie den König abhalten wollte, den baseler Frieden mit Frankreich abzuschliefsen, und als eine Erkenntlichkeit dafür 100000 Guineen auszuzahlen versprach! Selbst die Schwächen ihrer Natur wufste sie gegen

Digitized by Google

Angriffe zu decken, welche sie in politische Händel verwickeln konnten. Die gerichtliche Untersuchung, welcher sie unterworfen wurde, hat dies hinlänglich bewiesen, und einer von den offenherzigsten Männern, der bekannte *Brenkenhoff*, schreibt ihr nach derselben: „Wohl hielt ich es für möglich, verschmitzte Emissarien fremder Höfe hätten Sie unter der Vorspiegelung, dass Sie dadurch dem Könige und dem Staate einen Nutzen stifteten, verleitet, sich in der besten Absicht von der Welt in ein oder anderes Staatsgeschäft zu mischen; ausserordentlich freue ich mich aber, dass auch dieses nicht einmal der Fall gewesen ist." — Männer, wie Lord Bristol, welcher Pitt's Vertrauter war, und die französische Revolution fanatisch hasste; wie Sir Arthur Paget, englischer Interims-Gesandter in Berlin, der schöne Freund der Gräfin, mochten die Verbindung zuerst mit ihr angeknüpft haben, um durch sie politischen Einfluss auf den preussischen Hof zu gewinnen, und der letzte bittet sie in einem Briefe im Namen Gottes, dass sie den König zum Handeln bewegen solle: aber der Friede von Basel ward doch geschlossen, und Paget hat, wie es scheint, seine innige Anhänglichkeit an die Gräfin so wenig für England benutzen können, als Bristol seine romanhafte und schwärmerische Verehrung derselben, welche er in Hass verwandelte, als er von Berlin aus die irrige Nachricht bekam, die Gräfin habe sich zu politischen Intriguen mit Frankreich verleiten lassen, dessen Gouvernement sie wahrscheinlich nie versuchte. „Mit ihr gebt euch keine Mühe, sie ist unbestechlich!" hiess es zur grossen Freude des Königs in einer Depesche an den französischen Gesandten in Berlin, welche man kurz vor Ausbruch des preussisch-französischen Krieges aufgefangen hatte.

Uns scheint es sehr für den geistigen Werth des Monarchen zu sprechen, dass es ihm Vergnügen machte, sein Verhältniss zu der Geliebten seiner kräftigeren Jahre wie ein Ganzes nach inneren Beziehungen durchgeführt zu wissen. Wie gern sah er ihre italiänischen Reisen, das Interesse, welches sie der schönen Kunst abgewann! Die Naturanlage zu einem romantischen Leben blieb unvertilgt in ihr und in ihm, und hat beiden die besseren Freuden ihrer Tage gewährt. Selbst die kleinen Merkmale romanhafter Augenblicke ihrer Liebe bewahrte er bis zu seinem Tode, wenigstens nach der Gräfin Überzeugung. „Es geschah, erzählt sie, gleich im ersten Jahr unserer Bekanntschaft, bey Gelegenheit des Unterrichts, dass er mir bey seinem fürstlichen Ehrenworte betheuerte, mir, wenn ich früher als Er sterben sollte, als derselbe zärtliche Freund, wie bisher, die Augen zuzudrücken. Mit einem Federmesser, das er eben, um eine Feder zu corrigiren, in der Hand hielt, machte er sich einen Ritz in den Ballen der linken Hand; drückte das Blut aus, und schrieb mir diese Versicherung auf einen kleinen Zettel von ungefähr drey Zeilen nieder. Diese Handlung erschütterte mich so sehr, dass ich mich hierüber nicht zu fassen wusste. Er benutzte die dadurch hervorgebrachte Stimmung, und verlangte von mir ein Gleiches. Ich nahm dasselbe Messer, und wollte mir damit einen Ritz in den Daumen der linken Hand machen: allein der Schnitt ging zu tief, und ich hatte längere Zeit daran zu heilen. Die Worte, die ich mit meinem Blute niederschrieb, waren die Erwiederung seiner eigenen, nämlich: dass ich ebenfalls bis zum Tode seine unveränderliche Freundin bleiben und ihn nie verlassen wolle. Die Narbe dieser Schwärmerey (wie man es immerhin nennen mag) trage ich noch an meiner Hand; *und nach seinem Tode wird man zuverlässig unter seinen Papieren meinen Zettel gefunden haben.*"

Wenn aus diesem Verhältnifs zwischen Friedrich Wilhelm dem Zweyten und der Gräfin Lichtenau sich hinlänglich ergiebt, welche wesentliche Wahrheit in ihrem Leben wir auch in ihrer Apologie finden: so verschafft die merkwürdige Gallerie von Mannern, die ihr anhingen, und deren Briefe an sie der zweyte Theil in einer Auswahl enthält, über diese Wahrheit weitere Aufschlüsse und Belege.

Lord *Bristol*, welcher englische Freymüthigkeit und Bizarrerie mit italiänischer Glut verband, und welchen deshalb sein Zug zu einem Leben des Gefühls und der Einbildungskraft über alle gewöhnlichen Schranken fortriss, ist enthusiastischer, wie irgend ein anderer, von dem eigenthümlichen Reiz, den die Gräfin durch ihre romantische Naturanlage gewann, ergriffen gewesen. Er nennt sie nicht nur seine anbetungswürdige Freundin, deren Tugenden und Talente ihm unwandelbare Achtung in die Tiefe seines Herzens gesenkt haben; er flieht sie nicht nur, seine phantasiereichsten Genüsse mit ihm zu theilen, indem er in sie dringt, die ungesunde Stadt Rom zu verlassen, diese Gemeinde ohne Bürger, diese Senatoren ohne Senat, und diesen Himmel, halb Wasser, halb Luft, und mit ihm das irdische Paradies Neapels zu geniessen, und die Anmuth desselben durch ihre Gegenwart zu vermehren; er ist nicht nur beym Gerücht von einer tödtlichen Krankheit des Königs bereit, seine Schlösser, sein Vermögen mit ihr zu theilen, damit sie von jenen Feinheiten des Lebens, an welche ihr geschmückter Geist, ihr weites Herz gewohnt waren, sich nicht zu entwöhnen brauche, wenn für das Schicksal seiner zu uneigennützigen Freundin nicht gesorgt sey: sondern seine Sprache und seine Empfindungen tragen auch häufig die Farbe der Liebe und zärtlicher Vertraulichkeit; denn auf seiner Reise aus Italien nach Deutschland wird er sich bey jedem Schritte sagen, dass dieser Lufthauch über ihre Rosenlippen gegangen sey, sich vermischt habe mit ihrem Zephyrsathem, dass er glauben werde, wenigstens einige Atome von Athem seiner theuren Wilhelmina einzuathmen; und mit welchem Entzücken hat er ihr Bette in Berlin gemustert, wo nichts als die Schläferin fehlte. Übrigens empfand Bristol nicht blofs sehr richtig die ursprüngliche Naturanlage der Gräfin, sondern erkannte auch an ihr jene Züge, welche damit zusammenhingen. Er nennt sie die Freymüthigkeit und Wahrheit selbst, mit einem zu fühlbaren Herzen, welches sie zur Beute von mehr als einem Lump machen werde; er preiset sie über-

Digitized by Google

aus gutmüthig, aber nichts sey sie weniger als politisch.

Des Contrastes wegen möchte man dieser Verehrung des Engländers diejenige gegenüber stellen, welche ihr in einem Briefe eines *preussischen Staatsministers* bewiesen wird. So offenströmend, uneigennützig, beredt und phantasievoll und von dem Edelsten des Gegenstandes begeistert jene: so schleichend, eigensüchtig, platt und nüchtern ist diese; das Gemeinere, was der Gegenstand haben mochte, welchen er anbeten will, hat den Staatsminister angezogen, und um dasselbe zu gewinnen, manövrirt er auf seine Weise recht klug. Sein Brief ist aus dem Hauptquartier in der Karthause bey Trier vom 8 Aug. 1792. Dass er vom Wohlbefinden des Königs zuerst Nachricht giebt, ist ein natürlicher Eingang des Staatsministers an die Vertraute des Monarchen. Hastig fährt er dann damit heraus, dass der König eine Cour von Weibern bey sich gehabt habe, „welche aber, fügt er hinzu, die Gräfin zu beruhigen, dessen sie nach seiner Ansicht bedurfte, „mit allem Recht für eine Collection von Fratzengesichtern gehalten werden könnten." Allein damit ist noch nichts gewonnen; auf den getreuen Staatsdiener müssen die Flammen des Herrschers übergegangen seyn. „Für Ihren so freundschaftlich hinreissenden Brief, *gefährliche Minette*, danke ich Ihnen von ganzer Seele, ohnerachtet ichs eigentlich nicht thun sollte; denn — da denkt man sich natürlich dabey die, die ihn schrieb, nebenher die *reizendste Art des Dankes*, und dann! — wird der *Strohsack zum Kohlenbecken*." — „Einen gewissen Grad von kalter Ruhe, der vor gewissen Blicken und Briefen leider in elektrische Funken übergeht." — Ganz deutlich wagt er nicht mit der Sprache herauszugehn; denn zuletzt könnte es Hochverrath seyn, wenn er etwas antastete, was der Monarch sein nannte: und so ermuthiget er sich mit der Betrachtung, dass die ganze Lüsternheit bey ihm nur Gedanke, nicht That sey. „In Gedanken, sagt er, — *denn darum ist noch kein Dieb gehangen worden* — stehle ich Ihnen zum Abschied, einen? — — — nein 1000 Küsse! Weihwasser her! Ums Himmels willen Weihwasser! *Memento mori!*" — Man weiss nicht, ob man über diese platte Geckenhaftigkeit mehr Eckel empfinden, oder mehr lachen soll über die Knickerey des Rechnungsführers, der mit dem *Zahlzeichen* die Küsse angiebt, nach welchen er zu brennen versichert! Indessen ist die Mittheilung dieses Briefes ein Beweis von der Wahrheitsliebe der Gräfin; denn sie musste über ihre romantische Naturanlage manchen Schatten der Gemeinheit gehen lassen, weil man *so* an sie schreiben *durfte*, wiewohl derjenige, welcher sie so nehmen konnte, sich dadurch baar an aller Einbildungskraft zeigte. Nur so viel hatte er ganz richtig bemerkt, dass an einer *nüchternen* Verehrung ihr nichts gelegen war, und dies machte ihn zum Gecken.

Wir freuen uns, dem Lord Bristol einen anderen Deutschen gegenüber stellen zu können, den biederen *Hirt*, den *gänzlich ergebenen und treuherzigen wahren Verehrer der Gräfin, der gänzlich und von Herzen, jetzt und jeder Zeit zu ihren Befehlen bereit ist.* So kündiget er sich selbst an, und giebt sich recht *ehrenvest romantisch* nicht geringe Mühe, zu der Frau von regsamer Phantasie und Empfindung sich zu stimmen. „Wenn der sympathisirende Gegenstand fehlt, schreibt er ihr aus den Zaubergärten von Wörlitz: so ist es natürlich, dass die verschönernde Einbildungskraft denselben in jedem Baume, in jedem durch Hecken verschlossenen Orte, und in jeder Welle des sich spiegelnden Sees sieht. Im entfernteren Grunde werden Sie Ihren Philosophen wandelnd erblicken, tiefsinnig, aber innerlich glücklich, weil ihn *Erinnerungen selig verlebter Stunden umwallen.*" In solchem Tone vermag er freylich nicht lange zu bleiben, und er fügt bald hinzu: „Doch ich breche ab; *sonst könnten Sie denken, ich schwärme!*" — Wirklich scheint ein solches Schwärmen der Phantasie nicht so in seiner Natur zu seyn, wie die unwandelbare Treue, welche er der Freundin auch nach ihrem Sturze bewahrte, als das lose Gesindel ihres Anhangs ihr den Rücken wandte. Sein Brief, der von dieser Treue zeugt, ist der natürliche Erguss seines Herzens.

Ihrer eigenthümlichen Natur nach rührte die Gräfin häufig die Einbildungskraft und die Sinne der Männer, oder gewann sich durch die Güte des Herzens eine reine Zuneigung von ihnen und von liebenswürdigen Frauen: aber in dieser merkwürdigen Sammlung von Briefen finden wir auch Beweise, dass sie vorzüglichen Männern auch tiefe, verzehrende Leidenschaft eingeflosst hat. Ein Baron E**, welcher sie zur Zeit ihres Glücks gemieden hatte, offenbart nach ihrem Unglücke seine Leidenschaft, und richtet sein ganzes Leben darnach ein, um sie dereinst die Seinige nennen zu dürfen, und tiefer, dumpfer Schmerz wüthet in ihm, als ihn die Nachricht von ihrer Verheirathung mit einem Anderen überfallt. Ihr erklärter Geliebter war der Chevalier de Saxe, Sohn des Prinzen Xaver, zuletzt Gouverneur von Neapel. Mit so glühender Leidenschaft, wie er liebte, sind wenige Frauen geliebt worden.

Wenn man die ganze Gallerie achtungswerther Männer und Frauen überschaut, welche der Gräfin zum Theil mit Enthusiasmus anhingen, und ihr treu blieben auch in ihrem Unglücke; wenn man sieht, dass der Zauber einer romantischen Naturanlage es war, wodurch diese vorzüglichen Menschen festgehalten wurden: wer wollte in ihr dann noch das verworfene Weibshild erblicken, zu welchem lügenhafte Gerüchte und niederträchtige Schriftsteller, die ungeheure boshafte und dumme Brut in unserer literarischen Welt, sie herabwürdigen möchten? wer wollte nach der bisherigen Darlegung Ihrer Natur und Art in ihr noch eine Staatsverbrecherin wähnen? Aller Zweifel und alle Fehde hierüber hat ein Ende, wenn wir zum Schluss noch bemerken, dass der Mann, welcher unter ihren Richtern fass, das ganze Vertrauen des regierenden Königs von Preussen geniesst, hellsehend ist und unerschütterlich fest, dass *Beyme* nie aufgehört hat, der Gräfin Achtung zu bezeigen.

CW.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 APRIL, 1809.

ALTE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Observationes criticae in Aeschyli tragoedias tragoediarumque reliquias.* Scripsit *Car. Frider. Wunderlich*, philosophiae Doctor et facultatis philosophicae Gottingensis Assessor. 1809. VIII u. 196 S. 8. (14 Gr.)

Diese Observationen, ein rühmlicher Beweis des Talents und der Geschicklichkeit ihres Vfs., wurden zunächst durch die *Schützische* Ausgabe des Äschylus veranlasst, in welcher, wie Hr. *W.* durch zahlreiche Belege darthut, weder die Varianten nach einem bestimmten Plane und mit der nöthigen Genauigkeit und Vollständigkeit angegeben, noch die in Ausgaben anderer Schriftsteller gelegentlich angebrachten, oder in kritischen Schriften empfohlenen Verbesserungen und Erläuterungen äschyleischer Stellen gehörig benutzt sind, auch viele unnöthige und willkührliche Änderungen sich vorfinden. Die Art, wie Hr. *W.* seine Ausstellungen vorträgt, hat nicht unseren Beyfall. Dem jungen Gelehrten steht allerdings so gut als dem älteren das Recht zu, begründeten Tadel auszusprechen: aber je weniger er selbst Bedeutenderes aufzuweisen hat, desto unziemender ist es für ihn, einen so absprechenden und unglimpflichen Ton anzunehmen, als unser Vf. sich nicht blos gegen Hn. *Schütz*, sondern auch gegen Andere erlaubt, und die Misbilligung, die er sich dadurch nothwendiger Weise zuziehen mus, wird um so gröser seyn, wenn ihn selbst mehr als einmal der Vorwurf der Nachläßigkeit trifft. Dies ist in der That bey Hn. *W.* der Fall. So heisst es S. 13 f.: „*Pers.* 713 *ad verba* ὡς εἰπεῖν ἔπος *haec notavit* [*Schützius*]: *Sic Guelf.* ὡς ἔπος εἰπεῖν *Vit. Ald.* ὡς ἔτος εἰπεῖν *Rob. Sed ipse* [*Robortellus*] ἔτος *tamquam operarum vitium in* ἔπος *mutandum dixerat. Vellem praeterea causam adjecisset, cur scriptura, quam recepit, praeferenda ipsi visa sit. Legibus scilicet metri anapaestici altera positura verborum* ὡς ἔπος εἰπεῖν *adversatur.*" Abgesehen davon, dass die Angabe des Grundes, warum Hr. *Sch.* ὡς εἰπεῖν ἔπος vorzog, ganz unkundige Leser vorausgesetzt hatte, und mithin als unnütze Weitschweifigkeit füglich vermieden werden konnte, erinnern wir nur, dass das Metrum der Stelle nicht anapästisch, sondern trochäisch ist. Ein anderes Beyspiel findet sich S. 57 f., wo der Vf. über ein Fragment beym Stobäus:

ἐρῶ γὰρ χρέων
δίκην ἀκουσαν ἀγνοσαν εἰς Φάος βροτοῖς.

sich so äusert: *Haud erat, cur viri docti* ἐν χρόνῳ *reponerent. Nam metrum certe hac emendatione non indiget.* Ferner S. 75., wo er am Ende eines jambischen Trimeters statt χρημάτων ὑπεργεγώς, welches sprachwidrig ist, weil die Sache, die den Vorzug giebt, im Dativ zu stehen pflegt, lesen will χρήμασιν περιγεγώς. (Beyläufig, ein Wort ὑπεργίγνεσθαι kennen wir gar nicht, und wenn uns nicht alles täuscht, so mus χρημάτων ὑπεργέμων gelesen werden.) In den *Addendis et corrigendis* kommt der Vf. auf eine Stelle des Sophokles, Trach. 1262:

ἀνάπαυε βοήν, ὡς ἐπίχαρτον
τελίως ἀκούσιον ἔργον.

„*quem locum mutando ita corrupit Erfurdt:* ὡς τελεοῖς, *ut perficias;* ἀνάπαυε βοήν, ὡς τελεοῖς *soloece.*" Ein Jeder sieht leicht, was es mit diesem angeblichen Solöcismus für eine Bewandtnis hat. Τελεοῖς ist nämlich nicht blos Optativ des Präsens, sondern auch, was Hr. *W.* übersahe, Conjunctiv.

Das Lobenswertheste in dem Buche sind die zum Theil sehr gut durchgeführten grammatischen Bemerkungen über griechischen und römischen Sprachgebrauch, und die häufig gelungenen Versuche, die Vulgate nicht blos im Äschylus, sondern auch in anderen griechischen und lateinischen Schriftstellern zu vertheidigen; ein Bestreben, welches dem jüngeren Kritiker desto mehr Ehre macht, da es ohne vorhergegangenen Kampf mit dem aus allzu grosser Lebhaftigkeit entstehenden Hange zum Verändern nicht leicht Statt findet. Mit Erörterungen dieser Art soll uns Hr. *W.*, zumal wenn er ein wenig leiser auftritt, allemal sehr willkommen seyn. So bringt er, um wenigstens ein paar Beyspiele des Guten und Beyfallswürdigen anzuführen, für die bisher sehr bestrittene Meinung, dass ἄν nach dem Präteritum weggelassen werden könne, S. 174 eine entscheidende Stelle des Äschylus bey, S. Th. 990:

ὡς ὄντ' ἀναστατῆρα Καδμείας χθονός,
εἰ μὴ θεῶν τις ἐμπεδῶν ἔστη θεοῖ
τῷ τοῖδ',

wo man eigentlich ὄντ' ἄν erwartete. S. 131 wird die Ursache, warum die Verba des Fürchtens und Trauerns im Griechischen und auch im Lateinischen mit dem Genitiv construirt werden, sehr gut und auf eine Art erklärt, die mit *Hermanns* Meinung im *Mus. antiqu. stud. Vol. I. p.* 145 zusammentrifft. Nicht immer indes sind wir mit dem Vf. einverstanden, z. B. wenn er S. 175 schreibt: *Si infinitivis praesentis vel aoristi (etiam participiis) accedit particula ἄν, necesse est, ut protasis praecesserit vel ex antecedentibus*

Digitized by Google

commode suppleri possit. Das ist schwerlich allemal der Fall; richtiger hat *Matthiä* in der griech. Grammatik §. 507 die Sache bestimmt. Noch weniger können wir die S. 177 aufgestellte, ganz unphilosophische Regel gut heifsen, dafs nach vielen griechischen Verbis der Infinitiv des Aoristi, des Futurs, und bisweilen auch des Praesens *ohne Unterschied* stehe, z. B. nach ὑποδέχομαι, αὐχῶ, φημί, ὑπισχνέομαι, ἀπειλῶ, ὄμνυμι, ἐλπίζω, νομίζω, δοκῶ, ἡγοῦμαι, συντίθεμαι, οἶομαι u. a. Wie ungegründet dieſs sey, wollen wir durch Vergleichung zweyer vom Vf. angeführter Stellen zeigen. Vom Arion heifst es Herodot I, 24: ἀείσας δὲ ὑπέδεκτο ἐωυτὸν κατεργάσασθαι. Hier wird eine momentane Handlung bezeichnet, die zwar zukünftig ist, deren Vollendung aber als in einen unbestimmten Theil der Zukunft fallend gedacht werden soll, daher der momentane Aoristi. Ganz anders verhält es sich aber mit Aeschyl. Agam. 516, wo der Herold spricht:

οὐ γάρ τοτ' ἦλθον τῇδ' ἐν Ἀργείᾳ χθονὶ
θανὼν μεθίξειν φιλτάτου τάφου μέρος.

Hier wäre der Aoristi μετασχεῖν völlig unstatthaft, denn μετέχειν τάφου μέρος ist etwas Fortdauerndes. Von S. 95 an verbreitet sich Hr. *W.* über das Verbum δηλοῦν und dessen Construction. Er behauptet zuvörderst gegen *Brunck* zu Sophokl. Antig. 471, dafs das Activum δηλῶ nicht für das Passivum δηλοῦμαι stehen könne, und beweist sodann, was auch von Anderen schon, namentlich von *Hermann* zum Viger S. 752 gezeigt war, dafs mit den Verbis, welche eine Declaration bedeuten, häufig Participia statt der Infinitive verbunden werden. In Folge dieſses Beweiſses wird nun die Construction der sophokleischen Stelle in den Addendis, wo die im Buche selbst vorgetragene Erklärung stillschweigend zurückgenommen ist, so angeordnet: δηλοῖ τὸ γέννημα τῆς παιδὸς ὠμὸν ὂν ἐξ ὠμοῦ πατρός, *ingenium puellae prodit ferociam se habere ex patre feroce.* Aber wohl zu merken, das Particip steht nicht im Texte, und so wird durch jene Erklärung ein Solöcismus in die Stelle gebracht von derselben Art, wie der Eurip. Orest. 800 war, ποῦ γάρ ἂν δείξω φίλος, welchen *Porson* und *Hermann* mit allem Rechte wegegeschafft haben. Unter solchen Umständen sehen wir keinen hinreichenden Grund, die *Brunck*'sche Meinung geradezu für verwerflich zu halten, wiewohl man auch, was aber Hr. *W.*, nach dem weiterhin S. 101 f. Gesagten zu urtheilen, ebenfalls nicht gelten lassen wird, zu δηλοῖ, in activer Bedeutung genommen, unbedenklich τὸ πρᾶγμα hinzudenken könnte. Aus demselben Grunde ist auch des Vfs. Erklärung zweyer äschyleischer Stellen, Agam. 101 ἀγαθὰ φαίνουσ' ἐλπίς, und Prometh. 109: ἡ δι-δάσκαλος τέχνης πάσης βροτοῖς πέφηνε, und zweyer euripideischer, Electr. 1234 φαίνουσι τινὲς δαίμονες, und Bacch. 184 Διόνυσον ὃς πέφηνεν ἀνθρώποις θεός, wo auch allemal das Particip des *verbi substantivi* hinzugedacht werden soll, ohne Zweifel falsch. Die zweyte und letzte dieser Stellen haben nicht die mindeste Schwierigkeit, und in der ersten ist die Lesart schon wegen der Varianten unsicher. Desto mehr aber mufs man an der vorletzten anstofsen, weil sich sonst, so viel uns bekannt ist, nirgends ein Beweis findet, dafs φαίνειν für φαίνεσθαι gesagt worden sey. Will man sich also nicht mit der Analogie des Gebrauchs anderer Active, wie κρύπτειν, καλύπτειν, κυκλοῦν, begnügen: so wissen wir keinen anderen Rath, als anzunehmen, ein Glossator habe zu οἶδε, φαίνουσ' geschrieben, wie man in dem Hermanns Buche *de emend. rat. Gr. Gramm.* angehängten Fragment des Herodian περὶ ἡμαρτημένων λέξεων öfters σφάλλουσι für σφάλλονται findet, τινὲς aber für ergänzende Erklärung der Genitive θεῶν.τῶν οὐρανίων zu halten. Dann würde die Stelle folgendermafsen lauten:

ἀλλ' οἵδε δόμων ὑπὲρ ἀκροτάτων
δαίμονες, ἢ θεῶν τῶν οὐρανίων·
οὐ γὰρ θνητῶν γ' ἦδε κέλευθος·
τί τοτ' εἰς φανερὰν
ὄψιν βαίνουσι βροτοῖσιν;

und so das Zusammengehörende besser verbunden werden. Zuweilen hat auch Hr. *W.* verschiedenartige Fälle mit einander verwechselt, wie S. 52, wo ἃ μηδὲ δρᾶν καλὰ eine ganz andere Ausdrucksart ist, als οὐ δίκαιά σε κενὸν χωρεῖν.

In der Vertheidigung angefochtener Stellen ist Hr. *W.*, wie wir schon erinnert haben, öfters glücklich. So Prom. 112, wo Hr. *Schütz* nach *Stanley's* auch von *Brunck* gebilligter Conjectur τοιῶνδε πόνοις ἀμπλακημάτων τίνω hat drucken lassen. Hier rettet unser Vf. das gewöhnliche τοιάσδε durch die Bemerkung: τοιόσδε *saepe causam continet, ob quam aliquid factum sit*, und durch Anführung einer ähnlichen Stelle, Choeph. 40. In Sophokl. Electr. 47, wo Erfurdt mit *Reiske* ἄγγελε δ' ὅρκον προστιθεὶς geschrieben hat, erklärt Hr. *W.* die Vulgate ὅρκῳ sehr gut durch ἄγγελε δ' ὅρκῳ, προστιθεὶς αὐτόν, und auf gleiche Art in einer anderen Stelle, Antig. 23 σὺν δίκῃ χρησθεὶς δικαίᾳ durch σὺν δίκῃ δικαίᾳ, χρησθεὶς αὐτῇ. Wir setzen hinzu, dafs Oedip. Col. 475 οἷος νεαρὰς (l. νεωρούς) νεοπόκῳ μαλλῷ βαλών, die Lesart zweyer Handschriften und des römischen Scholiasten, λαβών, wegen jener beiden Stellen den Vorzug zu verdienen scheint. *Tacit. Annal. III. c.* 62, wo in den Ausgaben steht: „*Aphrodisienses posthac et Stratonicenses dictatoris Caesaris, ob vetusta in partes merita, et recens D. Augusti decretum attulere. Laudati, quod Parthorum irruptionem, nihil mutata in populum Romanum constantia, pertulissent*" — wollte man *laudantis* lesen, eine Verbesserung, die auch der neueste Herausgeber stillschweigend zu billigen scheint. Hr. *W.* setzt nach *attulere* blofs ein Comma statt des Puncts, und bezieht *laudati* auf *attulere: decretum attulere, quo erant laudati.* Selten zeigt er zu grofse Anhänglichkeit an die gewöhnliche Lesart, wie S. 14 f., wo er Aschyl. Eum. 593 die Vulgate beybehält und so interpungirt:

πῶς γάρ σ' ἐδρύψεν ἐντὸς, ὦ μιαιφόνε,
ζώσης, ἀπεύχει μητρὸς αἷμα φίλτατον;

Singula verba, sagt er, *ut sensus eorum recte accipiatur, gestu ac voce adjuvanda sunt.* Wir wundern uns über ein solches Urtheil aus der Feder unseres Vfs., der nach seinem eigenen Geständnifs S. 36 *Aeschyli*

Digitized by Google

orationem perceptam habet. Anderen, die ihren Aſchylus auch geleſen haben, wird jene Anordnung ohne Zweifel eben ſo wenig aſchyleiſch vorkommen, als folgende Verſe beym Stobäus *Eclog. phyſ. L. I. c.* 4.

οὐδὲν καλύπτει νὺξ κακῶς εἰργασμένον,
ὅτι δ' ἂν πρᾶξῃς δεινόν, νόμιζ' ὀφᾶν τινα.

die Hr. *W.* S. 78 dem Aſchylus zuſchreiben zu müſſen glaubt, ſo ſehr auch ſchon der Rhythmus des letzten Verſes dieſer Meinung entgegen iſt. In der Erklarung mancher Stellen weicht der Vf. von ſeinen Vorgängern ab, ohne jedoch immer hinlänglichen Grund zu haben, oder etwas Beſſeres zu geben. Daſs z. B. Hr. *Schütz* Äſchyl. Choeph. 304 ff.

ἀλλ' ὦ μεγάλαι Μοῖραι, Διὸς
τῷδε τελευτᾶν
ἢ τὸ δίκαιον μεταβαίνει.

die letzten Worte durch *via et ratione juſtitiae* überſetzt, ſoll deſswegen falſch ſeyn, weil der Chor nicht habe glauben können, daſs die Schickſalsgöttinnen die Mörder unrechtmäſsiger Weiſe beſtraft haben würden, und weil τὸ δίκαιον nicht *juſtitiam* bedeute. Der erſte Grund iſt ein wenig ſpitzfindig; was aber den zweyten anlangt, ſo müſſen wir Hn. *W.* fragen, wie er τὸ δίκαιον S. Th. 1051 verſteht, welche Stelle er ſelbſt S. 179 anführt. Übrigens ſind wir überzeugt, daſs er ſehr Unrecht habe, wenn er zu τελευτᾶν hinzugedacht wiſſen will δότε Ὀρέστην und auch als Subject von μεταβαίνει, Ὀρέστης ſupplirt, daſs vielmehr der Sinn kein anderer als folgender ſey: *At o magnae Parcae, Jovis nutu ſic finite, uti Juſtitia poenas perſequitur.*

Muthmaſsliche Änderungen findet man in dieſer Schrift ziemlich ſelten, und wir müſſen bekennen, daſs ſie dem Vf. bey weitem weniger gelingen, als die Zurückweiſung fremder Verbeſſerungsvorſchläge. Am beſten hat uns die Emendation des 239 V. in den Sieben gegen Theben gefallen, wo Hr. *W.* αὐτὴ σὺ βουλοῖς καὶ σὲ καὶ πᾶσαν πόλιν zu leſen anrath. Tρ.

Berlin, b. Frölich: *Der prahleriſche Krieger. Aus dem Lateiniſchen des Plautus metriſch überſetzt. In fünf Akten.* 1805. X u. 176 S. 8. (12 Gr.)

Der Überſetzer dieſes plautiniſchen Luſtſpiels, der ſich hinter der Vorerinnerung *K. F. Mally* unterzeichnet hat, verſpricht in der Folge eine Überſetzung der ſämmtlichen Komödien des Plautus, und giebt dieſes Stück als eine Probe derſelben. Man hüte ſich aber, dieſe Probe als eine achte, wahrhafte Probe des zu erwartenden Ganzen anzunehmen: denn erſt in 2 Jahren (ſo verſicherte der Vf. im J. 1805), wo nämlich auch die anderen Komödien des Plautus erſcheinen ſollen, wird den Überſetzer „ein tieferes Studium der Metrik und eine genau angeſtellte Sammlung der Fragmente alter Komödie, die ihn jetzt ernſtlich beſchäftigen, zu gröſserer Beſtimmtheit in der Wahl der Formen geführt haben, und dann ſoll auch dieſes Stück ſeiner erhaltenen neuen Idee gemäſs anders bearbeitet werden.“ Sonach wäre es ja wohl ſchicklicher und zweckmäſsiger geweſen, wenn Hr. *M.* ſeinen Verſuch bis zu dem Zeitpuncte, wo, ſeiner Verſicherung nach, ſeine metriſche Idee zur völligen Reife gediehen ſeyn wird, ausgeſetzt und uns ſtatt des Etwas, das man für Nichts anſehen ſoll, lieber auch gar nichts gegeben hätte. Man wird alſo auch, unter den vorwaltenden Umſtänden, das für jetzt Gegebene nur nach ſeiner jetzigen Geſtalt und ſeinem jetzigen Werthe, abgeſehen von all den herrlichen Vollkommenheiten, die es am Tage ſeiner metriſchen Wiedergeburt erlangen wird, anſehen und beurtheilen müſſen.

Schon der Anfang der Vorerinnerung lieſs Rec. wenig Erfreuliches von dem neuen Überſetzer des Plautus hoffen. „Der Verſuch dieſer Überſetzung, heiſst es hier, erſcheint mit der fröhlichen, unbefangenen Keckheit und Zutraulichkeit, mit welcher man Alles, was nur von der plautiniſchen Muſe herrührt, empfangen und fortpflanzen ſoll. Er will deſswegen auch keine andere Entſchuldigung ſeiner Exiſtenz haben, als das allgemein gefühlte Bedürfniſs zu lachen, welches aus den *wäſsrigen Überſchwemmungen* der Humanitäts-Kochkunſt unſerer letzten Jahre ſo ziemlich noch ohne ſonderlichen Schaden ſich gerettet hat. Man iſt freylich dadurch etwas an fade Brühen gewöhnt worden, und geiſtreiche Würze will etwas zu ſtark beiſsen. Doch hoffe ich getroſt zur Reizallmacht des *Brown*'ſchen Syſtems, daſs dieſe directe Aſthenie des Zwergfelles wird geheilt werden, und vielleicht hat Plautus das Glück, in der Scale der Reize, welche den Normalzuſtand zurückführen, einen Platz zu bekommen — dann hat er brav gethan.“ Wer einer Überſetzungsprobe vom Plautus mit ſolchem verwirrten und aberwitzigen Zeuge praludiren kann, berechtiget wahrlich zu keinen ſonderlichen Erwartungen.

Und doch muſs Rec. geſtehen, daſs ſelbſt dieſe geringen Erwartungen noch getäuſcht worden ſind. Er glaubte wenigſtens auf wohlgebildete Verſe Rechnung machen zu dürfen, aber auch hier fand er ſich betrogen. Er muſste Verſe leſen, wie folgende: S. 103

Pyrgop. Iſt ſie Wittwe
Oder verheurathet? Pal. Beides zugleich.

S. 131: Wenn man aus einem tiefen Brunnen zum
Rande ſteigt, dann Gefahr am groſsten iſt
Zu fallen u. ſ.

Der Geiſt der Überſetzung ſelbſt iſt nicht beſſer, als dieſe Verſe. Der erſte Akt (der keine *erſte* Scene haben kann, weil er keine zweyte hat), der zu den komiſchſten Expoſitionen des Plautus gehört, hat in der Übertragung auch faſt keine Spur ſeiner eigentlichen Natur beybehalten. Man leſe den Anfang:

Sorgt, daſs mein Schild die Sonne überſtrahle,
Wenn *fleckenlos* am Firmament ſie glüht;
So daſs es *einſt, gefaſst von nerv'ger Fauſt,*
Im *wilden* Schlachtgetümmel *Fronten breche,*
Mit ſeinem Glanz der Feinde Antlitz blende.

Wie durchwäſſert ſind dieſe Zeilen gegen das Original! *Gefaſst von nerv'ger Fauſt* f. *ubi uſus veniat,* iſt eine ganz unſtatthafte Veränderung; in den letzten Zeilen aber geht das Wortſpiel, *aciem in acie,* was doch auszudrücken war, gänzlich verloren. Auch in der Anrede in den folgenden Verſen, die der Offi-

Digitized by Google

cier an sein Schwerdt richtet, hat Hr. *M.* einen Missgriff gethan, indem er aus der dritten Person die zweyte gemacht hat. Plautus hat gar ein feines Gefühl für das Lächerliche, und er wusste wohl, dass es weit gravitätischer sey, hier in der dritten, als in der zweyten Person zu reden. Uber die Übersetzung von *fratrem facere ex hostibus, aus der Feinde Mitte den Bruder zu erbeuten*, wollen wir nichts sagen, da die Stelle so angefochten und schwierig ist. — Die folgende Antwort des Parasiten:

Er ist schon hier und steht
Wo deine Majestats-Gestalt das Glück
Mit Tapferkeit vereint.

ist gar nicht zu verstehen. Man muss den Text zu Hülfe rufen. Ein schlimmer Umstand für eine Übersetzung. — Aus den Worten:

Ist das nicht der, den ich errettete
Bey Gurgustien, wo Bombomachydes (Bombomachides)
Der Enkel des Neptun die Volker führte?

hätte Hr. *M.* ersehen können, dass man die Eigennamen, besonders wenn sie gebildet sind, um Lachen zu erwecken, sinnverwandt übersetzen müsse. Der Spass, der in den *campis Gurgustidoniis* und *Bombomachides Cluninstaridysarchides* liegt, musste, mit den nämlichen Worten wiedergegeben, erst einen langen Commentar erhalten, wenn er verstanden werden sollte, und dann würde am Ende, aus Langerweile über die Note, Niemand mehr darüber lachen können. —

Hattst du dich angestrengt: so wär dein Arm
Dem Elephanten durch das Fell zum Maul
Heraus durch alle Eingeweid' gedrungen.

Wie kläglich deutlich ist hier nicht die Übersetzung gegen das plautinische *per corium, per viscera, perque os elephanti brachium transmitteres.* Im Lateinischen ist eine Art von Klimax sehr wohl zum Lachenerregen geeignet, im Deutschen ist daraus eine Beschreibung geworden, die nicht frostiger seyn könnte. — *Wenn ich nicht zehren will: so muss ich hören*, ist gerade das Gegentheil von dem, was Plautus sagen will. Oder soll *zehren* vielleicht so viel heissen als *mich abzehren?* Ja dann! — *Doch schreib' ich nie was auf, behalt' ich so, at nullos habeo scriptos, sic memini tamen.* Welch Deutsch! — Die Übersetzung des V. 66. 67:

Ja! zwey beschworen auch
Dich heut wie im Triumph vorbeyaufuhren.

giebt gar keinen Sinn. — — Von der Art ist nun fast die ganze Arbeit. Man weiss in der That kaum, welcher Sprache Hr. *M.* am unkundigsten ist, ob der lateinischen oder der deutschen. Wollte Rec. alle mit einem Strich bemerkten Stellen anführen: so würde nicht viel vom ganzen Buche übrig gelassen werden. Zum Schlusse setzen wir nur noch den Anfang des vierten Akts hieher, und wünschen damit von Hn. *M.*, als Übersetzer des Plautus, auf immer Abschied zu nehmen.

Pyrgop. Wohl herrlich bleibt's, wenn, was man unternimmt,
Dem kühnsten Wunsche schnell entgegenreift!
So sandt' ich heute meinen Parasiten
Hin zu Seleucus, ihm dem König, um
Die Mannschaft, die ich warb, zu ihm zu führen,
Sie schützen ihm den Thron, ich sitz in Ruh.
Pal. So denke doch einmal an Dich, und lass
Seleucus jetzt nur seyn. Ich bringe Dir
Gana neue, köstlich' nie erhörte Botschaft.
Pyrgop. So lass ich denn Vergangenheit nun ruhn u. s.

Die letzten Worte drücken das Lateinische aus: *Imo omnes res posteriores pono.*

M. E. G.

KURZE ANZEIGEN.

PHILOLOGIE. *Frankfurt a. M.*, b. Hermann: *Griechisches Lesebuch nebst einer Grammatik für die ersten Anfänger* von *Joh. Phil. Krebs*, des herzogl. nassauischen Gymnas. in Weilburg Conrector. 2te, ganz umgearbeitete Aufl. 1807. XX u. 356 S. gr. 8. (1 Thlr.) Da die erste Auflage dieses Lesebuchs vom J. 1801 (186 S. kl. 8), als ein auf gereifte Schulerfahrung gegründetes Erleichterungsmittel des ersten Sprachunterrichts, verdienten Beyfall erhielt: so entschloss sich der würdige Vf. zu der gegenwartigen, sehr erweiterten Überarbeitung. — Das Ganze zerfällt in *zwey* Haupttheile, von welchen der *erste* ein *grammatisch geordnetes Lesebuch* enthält. In diesem wird dem Anfanger, nach einem wohl berechneten Stufengange, hinlangliche Gelegenheit gegeben, das Erlernte durch vielfältige Anwendung zu einem sicheren Eigenthume zu machen, um bey fortgesetzter Selbstthatigkeit desto schneller fortschreiten zu können. Findet sich auch diese Ansicht in ähnlichen Lesebüchern, so darf doch nicht unbemerkt bleiben, dass sie hier auf eine vorzüglich zweckmässige Art durgeführt werden ist. Überall sind die aus guten Profanscribenten gewählten Beyspiele so geordnet, dass der Lehrling die *ganze* Auflösung *selbst* finden kann; die in den Anmerkungen gegebene Hülfe vermindert sich allmählich nach einer sorgfaltigen Berechnung des schon Erlernten; auch verdient die Quantitatsbezeichnung der vorletzten besonders gleichgültigen Sylben allen Beyfall. Dagegen möchte die gegenwärtige Ausdehnung des Lesebuchs für den Schulgebrauch einiges Bedenken erregen. In der ersten Auflage sollten einige Erzählungen aus *Palyan* den Übergang zu einer Chrestomathie, z. B. von *Heinzelmann*, machen; in der zweyten enthält ein dreyfacher Anhang, ausser einigen leichteren Lesestücken, eine Charakterschilderung aus *Xenophon* und ausgewählte Gedichte aus *Homer, Hesiod, Tyrtäus, Erinna, Moschus* und *Theokrit*, um sich an die *Anika* von *Jacobs* anzuschliessen. Zu einem solchen Übergange fand *Jacobs* bekanntlich einen *zweyten Cursus* für nothwendig, und dennoch zeigte die Erfahrung auch hiebey mancherley Schwierigkeiten: wenigstens würde Rec. die Lectüre der Anika für *mittlere* Classen gelehrter Schulen nicht unbedingt empfehlen. So nach möchte es doch wohl gerathener gewesen seyn, die in der ersten Auflage festgesetzte Einschrankung beyzubehalten, oder die Erweiterungen mehr für Anfanger zu berechnen.

Der *zweyte* Haupttheil enthalt eine, mit dem Lesebuche in der genauesten Verbindung stehende, *Grammatik für die ersten Anfanger*. Ihre Nothwendigkeit sucht der Vf. aus zwey wesentlichen Fehlern der übrigen griechischen Grammatiken darzuthun; indem diese theils schon vorn herein zu vieles einmischen, was dem ersten Anfänger noch nicht unumgänglich nothwendig ist, theils besonders im Abschnitte vom Verbo die Regeln vom Activo, Passivo und Medio nicht auf eine für den Lernenden zweckmässige Art von einander scheiden und zertrennt vortragen. Die erste Ausstellung würde allerdings beachtet werden müssen, wenn hier vom *Selbstunterrichte* die Rede ware; die zweyte kann mit Hülfe guter Formenlehren, wie die von *Berghauer, Thiersch* u. a. sind, unter der Leitung eines einsichtsvollen Lehrers ohne Schwierigkeit beseitigt werden. Defshalb kann auch Rec. vorliegende Grammatik nicht für einen nothwendigen Theil eines griechischen Lesebuche für Anfanger halten, erkennt aber in derselben einen sehr schätzbaren Beytrag zur Methodik für angehende Lehrer. Nur die eine Frage möge ihm hiebey der würdige Vf. gestatten: Sollte es bey dem erweiterten Umfange des Lesebuchs und bey der im Ganzen noch bestehenden Einrichtung unserer Wörterbücher, nicht zweckmässig gewesen seyn, den Anfanger mit den am häufigsten vorkommenden *unregelmässigen Verben* bekannt zu machen (vgl. S. 298)? Die in der Vorrede S. 12 ff. gegebenen Andeutungen liessen ein vorzüglich brauchbares Verzeichniss erwarten.

L—s.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 APRIL, 1809.

AUSLÄNDISCHE LITERATUR.

1) Gotha, b. Steudel u. Keil: *English Library. Authors in Profe* Vol. IV. Containing the fourth part of *Tom Jones*. (Auch unter dem Titel: *The Hiſtory of Tom Jones a Foundling*, by *Henry Fielding*. Esq. in four Volumes. Vol. IV.) 1804. XVI u. 448 S. 8.

2) Ebendaſelbſt: *Engliſh Library. Authors in Profe.* Vol. V. Containing the firſt part of *Roderic Random*. XVI und 286 S. Vol. VI. Containing the ſecond part of *Roderic Random* 284 S. Vol. VII. Containing the third part of *R. Random*. (Auch unter dem Titel: *The adventures of Roderic Random*, by *T. Smollet*, M. D. With the life of the author. In three Volumes. Vol. I. II. III.) 1805. 329 S. 8.

3) Ebendaſelbſt: *Engliſh Library. Authors in Profe.* Vol. VIII. Containing the firſt part of *Triſtram Shandy*. 1805. XXIV. u. 232 S. Vol. IX. Containing the ſecond part of *Triſtram Shandy*. 1805. 268 S. Vol. X. Containing the third part of *Triſtram Shandy*. 1806. VIII u. 199 S. Vol. XI. Containing the fourth part of *Triſtram Shandy*. (Auch unter dem Titel: *The Life and Opinions of Triſtram Shandy*, Gentleman, by *Sterne*. With the life of the author. In four Volumes. Vol. I. II. III. IV.) 1806. 255 S. 8. (Jeder Band 12 Gr.)

Wir müſſen leider die ſchon bey der Anzeige der erſten 3 Theile dieſer Sammlung (J. A. L. Z. 1805. No. 177) gemachte Bemerkung wiederholen, daſs der Punct, wodurch die gegenwärtige Ausgabe *bleibenden* Werth erhalten haben würde, völlig vernachläſſigt worden iſt. Es hätten nämlich durchaus mehrere der vorzüglicheren Ausgaben mit einander verglichen, und ſo der Text von den vielen, ſelbſt in den engliſchen Ausgaben ſich findenden Fehlern gereinigt werden müſſen, ſtatt daſs ihre Anzahl jetzt nicht wenig vergröſsert worden iſt. Bey No. 1 iſt, wie ſchon gezeigt worden, aller Wahrſcheinlichkeit nach der baſeler Abdruck zum Grunde gelegt; und man findet hier wieder in Übereinſtimmung mit demſelben folgende nicht unbedeutende Fehler: S. 58. Z. 22. *exiſted* ſt. *exiſting;* S. 75. Z. 2 *anſwer* ſt. *anſwered;* S. 294. Z. 3. v. u. *to have diſinherited him* ſt. *to have him diſinherited* (*es dahin zu bringen, daſs er enterbt würde:* denn es macht einen groſsen Unterſchied in der Bedeutung, ob in Verbindungen dieſer Art der Accuſativ oder Caſus des Objects vor oder nach dem Participio Paſſivi ſteht. Im letzten Falle wird nämlich das Perfectum Activi gebildet; im erſten hingegen iſt das Participium ſtets paſſiviſch zu erklären); S. 333. Z. 18 *ſtep* für *ſup* u. ſ. w. — Aufserdem haben ſich nicht unwichtige neue Fehler eingeſchlichen, ja ganze Zeilen ſind ausgelaſſen worden, wie z. B. S. 317 nach Z. 7 die Worte: *at this levity, and ſpoke with the utmoſt contrition;* und S. 355 nach Z. 12 *but half his; but he generally ſtands by thoſe.* —

Nach welcher Ausgabe der Abdruck von No. 2 geliefert worden iſt, kann Rec. zwar nicht beſtimmen; aber auch hier wäre Berichtigung des Textes durch angeſtellte Vergleichung mehrerer Ausgaben, und kritiſche Sichtung der verſchiedenen Lesarten erſtes Erfodernifs geweſen, ſollte dieſer Abdruck ſich vor ähnlichen Unternehmungen wirklich auszeichnen. Mag es ſeyn, daſs von *Smollet* in einer ſpäteren Ausgabe, als der, welche Rec. bey der Vergleichung zum Grunde gelegt hat, die S. 6. Z. 18 nach *partner of his heart* fehlenden Worte: *for whoſe eaſe he would have ſacrificed the treaſures of the eaſt.*, oder auch die Zuſätze *his rancour could ſuggeſt,* — und *who had recommended me to him*, von denen jener S. 31 in der letzten Z. nach *language*, und dieſer S. 139. Z. 5 nach *Crab's letter* vermiſst wird, geſtrichen worden ſind; allein unmöglich kann dieſes in Hinſicht der S. 9. Z. 27 nach *at a village hard by* fehlenden Worte (*of which he had been Dictator time out of mind*) der Fall ſeyn, da ohne dieſelben es unerklärbar bleibt, warum der Schulmeiſter aus Furcht vor dem Groſsvater den kleinen *Roderic* unentgeltlich unterrichtet habe (S. 10). — Doch nicht bloſs Mängel dieſer Art entſtellen vorliegenden Abdruck, ſondern den Sinn völlig vernichtende Druckfehler, (wie z. B. S. 32. Z. 9 *adding* ſt. *added;* S. 53. Z. 8 *to mut a Chriſtening* ſt. *to m. at. a C.* u. ſ. w.), die hier alle aufzuzählen zu weit führen würde, häufen ſich zu ſehr, als daſs man nicht unwillig auf den Corrector werden ſollte. — Noch ſieht ſich Rec. durch mehrere, in den beiden letzten der vorliegenden Werke befindliche Stellen, die vielleicht ſelbſt wenige Lehrer ohne Erläuterung verſtehen möchten, bewogen die bey der Anzeige der drey erſten Theile des *Tom Jones* gemachte Bemerkung in Betreff der Nothwendigkeit einiger erklärender Anmerkungen zu wiederholen. Beſonders werden dieſelben wahrſcheinlich im *Roderic Random* bey den ſo häufig vorkommenden Ausdrücken vermiſst werden, die aus der Sprache der

Digitized by Google

Matroſen entlehnt ſind, und bey denen uns alle Wörterbücher im Stich laſſen. Dieſen Mängeln wird jedoch bey einem neuen Abdrucke abgeholfen werden können, der um ſo eher zu erwarten iſt, da eine ſo gute Auswahl der Schriftſteller getroffen worden. Wer lieſt nicht mit Vergnügen die Werke eines *Smollet*, der, wenn er auch nicht von dem Geiſte eines *Fielding* belebt wurde, wenn er gleich zuweilen das Schickliche aus den Augen ſetzte, und das Zartgefühl beleidigt, dennoch durch die heiſsende Satyre, womit er die Laſter und Thorheiten der Menſchen überhaupt und ſeiner Landesleute beſonders züchtiget, uns unwillkührlich anzieht, und bey dem wir, da alle ſeine Schilderungen aus dem wirklichen Leben genommen worden ſind, ſo manchen Zug finden, der uns auſserdem verborgen geblieben wäre? — Wen reiſst nicht *Sterne* durch ſeine unerreichbare Laune ſelbſt dann fort, wenn gehäufte, und den Faden faſt zerreiſsende Abſchweifungen uns ein wenig unwillig machen könnten? Bewunderung würden wir gewiſs ſchon dann ſeinem Geiſte zollen, wenn von allen ſeinen Schriften nur der Abſchnitt von *le Fevre* ſich uns erhalten hätte. — Von dem letzteren Schriftſteller iſt die Lebensbeſchreibung hinzugefügt worden; allein von *Smollet* hat ſie Rec., ungeachtet der Titel ſie verſpricht, vergebens geſucht. Rw.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Gräff: *J. Fr. Ad. Krug's ausführliche Anweiſung die hochdeutſche Sprache recht ausſprechen, leſen und recht ſchreiben zu lehren.* Nach ſeiner in der Bürgerſchule zu Leipzig betriebenen Lehrart. 1808. 220 S. 8. (20 Gr.)

Schreib, wie du ſprichſt, ſagen die Lehrer der Orthographie; richtiger würden ſie ſagen: *Schreib, wie du ſprechen ſollſt.* Aber wie ſoll man ſprechen? Dieſs iſt die ſchwere Frage, die erſt gelöſt werden muſs, ehe man den Grundſtein des orthographiſchen Gebäudes legen kann. *Adelung* ſagte: Sprich, wie der gebildete Oberſachſe oder Meiſsner ſpricht. Aber der Oberſachſe ſpricht nicht die hochdeutſche Sprache, ſondern nur einen Dialekt der hochdeutſchen Sprache, und zwar einen Dialekt, den die anderen Hochdeutſchen Germaniens nicht in allen Fällen für rein hochdeutſch halten, und zu dieſem Unglauben hinreichende Gründe zu haben ſcheinen. Andere Grammatiker ſuchen das reine Hochdeutſch in dem Vereine der gebildetſten Hochdeutſchen, unangeſehen, ob dieſe an der Elbe, Weſer oder Donau wohnen. Unſtreitig flöſſe dieſe Quelle reiner für das Hochdeutſche, als die von *Adelung* geprieſene; ſchlimm nur, dafs es um jene Einheit ſo ſchlecht ſteht. Hr. *K.* verſucht einen anderen Weg, und entwickelt die reine Ausſprache *a priori* aus der Beſchaffenheit der Sprachorgane. Die Reſultate, welche auf dieſem Wege gewonnen werden, haben allerdings das Gute, dafs ſie keinem Wechſel unterworfen ſind; ſie bleiben, einmal richtig gezogen, unverändert dieſelben, ſo lange unſere Sprachorgane dieſelben bleiben. Dennoch fragt es ſich, ob dieſer Maſsſtab ganz unbedenklich an die hochdeutſche Sprache angelegt werden kann. Einmal iſt eine Theorie, die von den Sprachorganen abgezogen wird, eine Theorie für alle Sprachen, wofern die Sprachorgane aller Menſchen, die nicht mit Organenfehlern behaftet ſind, gleiche Natur und gleiches Weſen haben. Aus einer ſolchen Theorie würde daher eine gewiſſe Gleichheit für alle Sprachen hervorgehen, die wenigſtens dermalen nicht angetroffen wird. Sodann iſt zu bedenken, dafs der Körper jeder Sprache das Product einer gewiſſen Willkühr iſt, folglich wohl einen relativen, aber keinen abſoluten Maſsſtab ertragen kann. Zu Luthers Zeiten ſprach man anders als jetzt, und wer recht ſprechen wollte, muſste ſprechen, wie man ſprach; über 100 Jahr ſpricht man vielleicht, oder gewiſs vieles wieder anders als jetzt; und ſo wird es wahrſcheinlich noch lange fortgehen, wenn wir nicht, wie die Franzoſen, durch eine eiſerne Akademie die Bildungsperiode vor der Zeit gewaltſam ſchlieſsen wollen. Bey dieſer Lage der Sachen halten wir einen abſoluten Maſsſtab für die richtige Ausſprache nicht anwendbar, geſetzt, dafs auch die gröſste Sanftheit, Fülle, oder welche Eigenſchaften ſonſt man zu den Tugenden einer Sprache zählen mag, durch denſelben erzielt werden. Wir haben den Körper der Sprachen für das Product einer gewiſſen Willkühr erklärt; unter dieſer Willkühr verſtehen wir aber nicht ein blindes Hineingreifen in den Vorrath der menſchlichen Laute, vielmehr ſind wir überzeugt, dafs jeder Sprache ein eigenthümlicher, beſtimmter Bildungsgeiſt zum Grunde liege, dem gemäſs die Organe ſich engen und weiten, ſich wölben und ebnen, ziſchen, ſtoſsen, ſchnarren, kurz! jedes Manövre ſich anüben, um die Töne ſo zu bilden, wie es der zum Grunde liegende individuelle Sprachgeiſt erheiſcht. Hat man dieſen Geiſt ergriffen: ſo iſt der Maſsſtab gefunden, der, an die zweifelhaften Fälle angelegt, das Richtige d. i. das dem individuellen Bildungsgeiſte Gemäſse nachweiſet. Hr. *K.* geht bey ſeiner Theorie mit von dem Satze aus, dafs *die* Ausſprechart, welche ſich durch organiſche *Leichtigkeit* und *Bequemlichkeit* empfehle, der entgegenſtehenden vorzuziehen ſey. Wenn von Schönheit und Vollkommenheit einer Ausſprachart im Allgemeinen die Rede iſt: ſo iſt dieſer Satz keinem Zweifel unterworfen; allein dafs auch bey der Ausſprache der deutſchen Sprache von demſelben ausgegangen werden müſſe, oder auch nur dürfe, dieſs, glauben wir, hätte vorher nachgewieſen werden müſſen. Da die Sprache überhaupt, und die Art der Pronuntiation insbeſondere, den Geiſt und Charakter einer Nation ziemlich deutlich ausſpricht: ſo betrachten wir vorzüglich die letzte als eine heilige Sache, an welcher der Sprachkünſtler nur behutſam die Auswüchſe abſchneiden, keineswegs aber den Wuchs ſelbſt in eine beliebige Form hineinſchneiden darf. Vielleicht gehört etwas *Hartes*, *Rauhes* und *Schwerfälliges*, wovon Hr. *K.* unſere Ausſprechart befreyen will, gerade zum Charakter der deutſchen Nation, folglich auch zum Charakter der Pronuntia-

Digitized by Google

tion der deutſchen Sprache. Wäre dieſes: ſo könnte ein Unternehmen, unſere Ausſprechart der italiäniſchen Leichtigkeit und Bequemlichkeit im Ausſprechen anzunähern, ſchwerlich Beyfall finden. Aus dieſen Gründen tragen wir Bedenken, dem Vf. beyzutreten, wenn er lehrt, den Buchſtaben *g* in den Wörtern *Bügel*, *möglich*, *legen*, *hegen* u. ſ. w. als Zungenbauch (*j*) auszuſprechen. Sollte dieſe Ausſprache als Regel aufgeſtellt werden: ſo würde es auch conſequent ſeyn, die Schreibung nach derſelben umzuändern, alſo *Bügel*, *möglich*, *legen* ſtatt *Bügel*, *möglich*, *legen*. Es ſcheint uns aber beſſer, die Grenzen zwiſchen den Buchſtaben *j*, *g*, *ch*, *k* ſo zu ziehen, daſs keiner in das Gebiet des anderen hinüber ſtreife. Eine Ausſprache, welche das *g* bloſs als ſanften Gaumenſchluſs und Gaumenhauch, und das *ch* bloſs als ſcharfen Gaumenbauch, und nicht als Zungenhauch hält, klingt gewiſs kraftvoller, wenn auch nicht ſanfter als die vom Vf. empfohlene. Auch iſt nicht abzuſehen, daſs eine Umwandlung des *g* und *ch* in den Zungenhauch die *Mannichfaltigkeit* und *Abwechſelung* ſo bedeutend vergröſsern werde, da wir ſchon im Sprechen und Schreiben den Zungenhauch haben; und geſetzt, dieſs wäre der Fall: ſo berechtiget es doch nicht zu der genannten Anderung. Wenn *g* als ſanfter Gaumenſchluſs in Wörtern, wie *Lüge* u. a. ſchwer auszuſprechen iſt: ſo hat die deutſche Sprache dieſs mit anderen, z. B. der franzöſiſchen — *ligue etc.*, gemein.

Doch wir müſſen unſere Leſer mit dieſem gewiſs ſehr gehaltvollen Buche von vorn hinein bekannt machen.

Das Buch kann aus zwey Geſichtspuncten betrachtet werden, einmal als Anweiſung, wie man ſelbſt recht ſprechen, leſen und ſchreiben ſoll, dann als Anweiſung, wie man dieſes einer groſsen Zahl von Kindern lehren ſoll. In Beziehung auf das letzte hat der Vf. gleichſam vollſtändige Lehrcurſe mitgetheilt. Dieſe nun, wir bergen es nicht, liege es in der Sache, liege es in dem Ungewöhnlichen, kurz! dieſe Lehrcurſe frappiren, und wenn jemand verſucht wird, ſie zu perſifliren: ſo wird er durch die Aufſenſeite wenigſtens entſchuldigt. Die erſten Curſe betreffen die Bildung der Mundſtellungen und Grundtöne nach Länge und Kürze. Die Methode iſt vom Exercierplatze entlehnt; alles geſchieht nach Commando und Tact, auf folgende Art: Lehrer. Kinder, ſeht mich jetzt alle ſcharf an; wenn ich geſagt habe: *Mund weit!* dann macht Ihr alle den Mund auf, als wenn ihr Athem holt; aber nicht eher, als bis ich winke: Achtung! *Mund weit!* — Hier folgt nun erſt eine Bedenkpauſe, dann winkt der Lehrer, und ſo ſperren auf einmal alle Kinder den Mund weit auf. Der Lehrer ruft weiter: *Feſt* gehalten die Stellung! und ſo bleibt die ganze Claſſe *Mund weit*, bis der Lehrer in gleichem Tempo *Mund zu!* commandirt hat. Hr. K. legt groſsen Werth auf dieſe Commandomanier, und rühmt, daſs durch die Mundſtellungsmethode auch die Kinder mit fehlerhafter Mundorganiſation zu einer richtigen Ausſprache gebracht würden. Wir ehren dieſen Erfolg, glauben aber doch, Folgendes erinnern zu müſſen. Der Lehrer hat in ſeinem Geſchäfte zwey Wege vor ſich, den natürlichen und den künſtlichen. Wir huldigen, als pädagogiſchem Grundſatze, der Meinung, daſs die Kunſt nicht einhelfen dürfe, wo die Natur ausreiche. So lernt das Kind von der bloſsen Natur, ſeine Füſse zum Gehen, ſeine Hände zum Greifen gebrauchen, und wo geſunde Hände und geſunde Füſse — ſind, da gelingt Greifen und Gehen, ohne daſs die Kunſt nöthig habe, hülfreiche Hand zu leiſten. Eben ſo lernt das Kind von der bloſsen Natur ſeine Sprachorgane zum Sprechen gebrauchen, und ohne zu wiſſen, welche Theile es in Bewegung ſetzen muſs, um ein Wort hervorzubringen, ſpricht es nach und nach alle Wörter aus, und zwar ſo richtig oder ſo falſch, als dieſelben ihm vorgeſprochen werden. Da nun die Natur ſo weit hilft: ſo hat der Lehrer nichts weiter zu thun, als ſeinen Kindern die Wörter ſo vorzuſprechen, als er will, daſs ſie ausgeſprochen werden ſollen. Wozu braucht die Kunſt den Mund zu ſtellen, wo derſelbe ſchon durch die Natur geſtellt wird? Die Kunſt ſoll nachhelfen, nicht eingreifen, vielweniger vorgreifen. Aber der Vf. wird hier einwenden, daſs des Lehrers Pflicht ſey, dem Kinde nicht bloſs zur Hervorbringung des *Was?* ſondern auch zur Einſicht des *Wie?* zu verhelfen. Wir antworten: *Alles Ding hat ſeine Zeit*, und ſetzen hinzu, daſs es die neuere Pädagogik wohl in keiner Sache ſo ſehr verſehen hat, als darin, daſs ſie *alles Ding zu jeder Zeit* lehren will. Die Einſicht in den Mechanismus des Sprechens gehört für den Lehrer; dem Schüler genügt die Praxis. Überhaupt ſollten die Pädagogen bedenken, daſs, wenn dem Kinde alles hell und klar vor die Seele geführt wird, die vorgeführten und aufgenommenen Gegenſtände ſich mit der Zeit wohl verdunkeln, aber nicht weiter erhellen können, daſs das Kind dagegen an dunkeln oder halberleuchteten Gegenſtänden einen Stoff hat, an dem es ſich, vermöge ſeines natürlichen Thätigkeitstriebes, beſtändig übt, und deſſen Erhellung ihm ſelbſterworbenes, daher bleibenderes Eigenthum giebt. Wenn ein Lehrer aber Kinder zu unterrichten hat, deren Organe fehlerhaft ſind: dann muſs allerdings die Kunſt hinzukommen; für ſolche Kinder finden wir die Mundſtellungsmethode, mit und ohne Commando, geeignet.

Sehen wir ab von der pädagogiſchen Seite des Buchs, und betrachten daſſelbe bloſs in Beziehung auf die Sprache: ſo müſſen wir ihm einen hohen Werth beylegen. Kein Theil der Grammatiken iſt ſo unbefriedigend, als die Lehre von der Ausſprache. Es fehlt dieſer Lehre noch an Polen, Aquator, an Länge und Breite, um die Laute topographiſch nachweiſen zu können, daher hilft man ſich denn mit Vergleichungen, die ſelten zu etwas Weiterem, als zu einer Ähnlichkeit führen. Könnte die Ausſprechtheorie ſo topographiſirt werden, wie die Geographie; könnten wir jeden Laut in dem Munde ſo anweiſen, wie wir einen Ort auf der Erd- und Himmels-

Digitized by Google

Kugel nachweiſen: ſo würde es mit dem Ausſprechen der Mutterſprache, wie der fremden Sprachen, auf einmal anders und beſſer ausſehen. Zu wünſchen wäre es, dafs uns Hr. K. mit ſeinen, ſeit mehr als 10 Jahren gemachten Verſuchen, zur Begründung einer Theorie des menſchlichen Sprachmechanismus beſchenkte. Nach vorliegender Anweiſung iſt man berechtigt, etwas Vorzügliches und Gediegenes zu erwarten. Dieſe Anweiſung enthält eine Analyſe und Fixirung der Sprachelemente, wie man ſolche nicht leicht beſſer ſonſt wo findet. Wir verweiſen unſere Leſer in dieſer Hinſicht auf das Buch ſelbſt, da ein Auszug nur die Hülle, z. B. die neuen Benennungen der Buchſtaben u. ſ. w., nicht gut den Kern darlegen kann, und erlauben uns noch einige Bemerkungen zu den hin und wieder eingeſchalteten Epiſoden. Hr. K. will, dafs das Wort *Bedienter* aus *Bedienender* entſtanden ſey, und tadelt diejenigen, welche daſſelbe vom paſſiven Particip ableiten. Rec. bemerkt dagegen, dafs es auffallend wäre, wenn aus den vom Vf. angegebenen Gründen dieſes einzige Wort contrahirt, und alle ähnlichen, z. B. *mahnender, lohnender, wohnender*, ſelbſt *dienender*, in ihrer Form geblieben ſeyn ſollten. Da *Bedienter* nicht das einzige Wort ſeiner Art iſt: ſo mufs daſſelbe wohl auf einem anderen Wege in ſeinem Beſitzſtande behauptet werden. Die Sache liegt ſo. Die deutſche Sprache bildet aus dem paſſiven Particip, die Bedeutung des Verbs mag tranſitiv, intranſitiv oder retroitiv ſeyn, Haupt- und Bey-Wörter, und legt dieſen den Begriff des Verbs als Sache der Gewohnheit, des Amtes u. ſ. w. bey, kurz! verwandelt den Handlungsbegriff in einen Zuſtandsbegriff; ſo wird aus geſoffen ein *Verſoffener*, aus gelaufen ein *Verlaufener*, aus gelegen *verlegen*, aus geleſen *beleſen*, aus geliebt *beliebt*, aus gelebt *belebt*, d. i. mit dem, was zum Leben gehört, begabt, aus gedient ein *Bedienter*, d. i. ein mit dem Dienen Beauftragter.

Auch was der Vf. gegen *Adelung* über die Wörter *morgend* und *lebendig* erinnert, befriedigt nicht. *Adelung* hat noch immer Recht, wenn er behauptet, dafs beide Wörter gegen alle Analogie der deutſchen Sprache gebildet ſeyn. Dafs *lebendig* aus *lebenig* entſtanden ſey, hebt die Schwierigkeit des Tons auf der zweyten Sylbe noch nicht. Und für das *d* in beiden Wörtern iſt mit den Beyſpielen *offen-t-lich* u. a. nichts geſagt; dieſe würden paſſen, wenn die Wörter hieſsen: *morgentlich, lebentlich*. — Schön und gründlich ſpricht der Vf. über die Vorſylbe *ent*, der er zwey entgegengeſetzte Bedeutungen beylegt. Jedoch darf man auch hier nicht zu raſch abſprechen. Vielen Wörtern ſcheint der Trennungsbegriff nicht mehr zuzuſprechen, und dennoch findet ſich, wenn man die feinen Schattirungen der Synonymie aufſucht, dafs der Trennungsbegriff denſelben weſentlich zum Grunde liegt. So ſetzt der Vf. die Wörter: *entſchlafen, entbrennen*, unter die zweyte Claſſe, in welcher *ent* für *in, an, ein*, ſtehe; allein ſucht man den Unterſchied zwiſchen *entſchlafen* und *einſchlafen*, zwiſchen *entbrennen* und *anbrennen* auf: ſo findet man, dafs die letzten ſich auf den Zuſtand, *in welchen über-*, die erſten auf den Zuſtand, *aus welchem heraus*gegangen wird. So *entſchläft* der Menſch, wann er ſtirbt; er ſchläft ſich aus der menſchlichen Geſellſchaft hinaus. Ein Heuhaufen wird dadurch *angezündet*, dafs man demſelben ein Zündmaterial nahe bringt; er *entzündet* ſich, wenn die Urſache in ihm liegt, folglich von innen heraus gewirkt wird. Ein Gleiches geht bey mehreren Verben dieſer Art hervor, wenn man durch Hülfe der Synonymie die Urbedeutung gewinnen kann. — An einer anderen Stelle nimmt Hr. K. das *h* als Dehnungszeichen in Schutz, und tadelt den Geiſt unſeres Zeitalters, der aus Bequemlichkeit das Zweckmäfsige und Nützliche nicht achte. Hier wird doch wohl unſerem Zeitalter zu nahe getreten. Nicht Bequemlichkeit hat einige Orthographiſten vermocht, das *h* als Dehnungszeichen ausmerzen zu wollen, ſondern der Überflufs der Dehnungszeichen, da wir bald das *h*, bald Verdoppelung des Vocals, bald die Vereinfachung des Conſonanten zu ein und demſelben Behufe anwenden. Jene Orthographiſten ſcheinen deſshalb eben keinen Tadel zu verdienen. ſt.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Hinrichs, u. *Paris*, b. Treuttel u. Würtz: *Nouvelle Grammaire allemande à l'usage des François et de ceux qui possèdent la langue françoise*, ou Methode pratique pour apprendre facilement et à fond la langue allemande. Contenant des observations sur les différentes parties de la Grammaire, des dialogues familiers, des morceaux de littérature allemande, tirés des ouvrages de deux auteurs célèbres, avec un vocabulaire pour faciliter l'intelligence de ces morceaux, et enfin, un recueil des mots les plus nécessaires pour parler, suivi de l'indication du genre et de la déclinaison de chacun de ces mots. Par *Ch. Benj. Schade*. Sixième edition refondue et considerablement augmentée. 1808. XIV u. 448 S. 8. (21 Gr.)

Leipzig, b. Cruſius: *Gemeinverſtändliches Rechenbuch für Schulen, worin hauptſachlich nach Thalern, Groſchen und Pfennigen gerechnet wird*, von *Friedr. Gottlieb Buſſe*, königl. ſächſ. Commiſſionsrathe, Prof. der Math., Phyſik u. Bergmaſchinenlehre an der Bergakademie zu Freyberg u. ſ. w. 4te verbeſſ. Aufl. 1808. 1ſter Th. XXVIII u. 148 S. 2ter Th. M. 1 K. IV u. 282 S. 8. (16 Gr.)

Ebendaſ.: *Anleitung zum Gebrauche meines Rechenbuches* von *Friedr. Gottl. Buſſe*, königl. ſächſ. Commiſſionsrathe, Prof. der Mathematik, Phyſik und Bergmaſchinenlehre an der Bergakademie zu Freyberg u. ſ. w. 4te verbeſſ. Aufl. 1ſter Th. M. 1 K. XXIII u. 112 S. 2ter Th. XVI u. 158 S. 8. (8 Gr.)

Nürnberg, in der Expedition der allg. Handlungszeitung u. des Verkündigers: *Geld- und Münz-Wiſſenſchaft für Geſchäftsleute, oder Verzeichniſs der vorzüglichſten Gold- und Silber-Münzen der alten und jetzigen Zeit in und auſser Europa, mit Angabe ihres Werthes im Vier und zwanzig Guldenfuſs, im Zwanzig-Guldenfuſs und im ſächſiſch. Gelde, auch ihres Gehalts an feinem Golde oder Silber in holländiſchen Aſſen, nebſt den erfoderlichen Erläuterungen.* 2te ſehr vermehrte Aufl. 1807. 36 S. 4. (8 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 APRIL, 1809.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Crusius: *Formula Confutationis Augustanae Confessionis cum latina e Codice Mscr. qui in Bibliotheca Julii Pflugii Cizensi asservatur, tum germanica ex Actis Tabularii Moguntini nunc primum in lucem edita.* Cum lectionibua vulgatis contulit notisque illustravit *M. Christ. Gottfried Müller*, Rector Scholae, et Bibliothecae episcopalis Cizensis praefectus. Accessit formula confutationis Confessionis Tetrapolitanae latina nunc quoque primum edita. 1808. LXXXVI und 224 S. 8. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Hr. Rector *Müller* hat die Verdienste, die er sich schon um die Reformations- und um die Literär-Geschichte durch mehrere der Welt mitgetheilte Schätze aus der pflugischen oder aus der zeizischen Stifts-Bibliothek erworben hat, beträchtlich durch diese neue Schrift vermehrt, die nicht weniger als drey Acten-Stücke aus dem sechszehnten Jahrhundert in sich hält, welche den Historiker und den Literator in der Gestalt, in der sie sich ihm hier darstellen, durch ein mehrfaches Interesse anziehen werden. Dies würde schon der Fall seyn, wenn Hr. *M.* weiter nichts als die Documente selbst, so wie er sie fand, gegeben hätte: aber er hat den mühsam-gelehrtesten Fleiss auf die specielleste Untersuchung ihrer Entstehungs-Geschichte, und einen noch mühsameren auf die Vergleichung desjenigen, was er uns mittheilte, mit demjenigen, was wir schon hatten, verwandt, und dafür gebührt ihm von allen, welche den Werth davon schätzen können, ein desto grösserer Dank, je kleiner ihre Anzahl ist. Aus dieser Ursache liegt es aber auch, wie wir glauben, jedem Recensenten dieses Werkes ob, seine Anzeige davon so einzurichten, dass es dem gröfseren Theil der gebildeten Leser wenigstens möglich wird, den Fleiss und die Mühe zu berechnen, die darauf verwandt worden sind.

Das erste von ihm mitgetheilte Document ist ein neuer lateinischer Text jener Confutations-Schrift der augsburg. Confession, welche im J. 1530 von mehreren katholischen Theologen auf Befehl des Kaisers zusammengetragen, und den 3 Aug. den protestantischen Ständen vorgelesen wurde. Diese Schrift kam bekanntlich nicht eher vollständig in das Publicum, bis sie Fabricius im J. 1573 in seiner zu Cölln herausgekommenen Harmonie, und Chyträus im J. 1578 in seiner Geschichte der augsburg. Confession drucken liefs, worauf sie auch noch von Cölestin in seine Geschichte des augsburg. Reichstags aufgenommen wurde, die im J. 1597 an das Licht trat. Allein da diese drey Ausgaben, oder wenigstens zwey davon, nämlich die erste und die zweyte, mehrfach von einander abwichen: so blieb es nicht nur zweifelhaft, welche von beiden für die ächtere und authentischere zu halten sey, sondern man bekam Gründe zu vermuthen, dass wohl in keiner der authentische Text enthalten seyn möchte; und diese Vermuthung wurde durch alles, was man sonst von der Geschichte der Formel wusste, noch beträchtlich verstärkt. In der zeizischen Stifts-Bibliothek fand nun Hr. *M.* unter den Papieren des ehemaligen Bischofs Julius von Pflug eine Handschrift, welche ebenfalls jene lateinische Confutation enthielt, und sie wahrscheinlicher, als eine der schon bekannten, in ihrer ursprünglichen Form enthalten konnte. Pflug war ja selbst auch auf dem Reichstage zu Augsburg im Gefolge des Herzogs Georg von Sachsen gegenwärtig, und nahm ohne Zweifel an den theologischen Verhandlungen, die darauf betrieben wurden, einen lebhaften Antheil, wenn er schon keine öffentliche Rolle dabey zu spielen hatte. Allem Ansehen nach verschaffte er sich also zu Augsburg selbst das merkwürdige Actenstück, das schon für den blosen historischen Sammler auch dadurch mehr Werth bekommen musste, weil es nach der Absicht und nach dem Befehl des Kaisers nicht in das Publicum gebracht werden sollte. Bey den mehrfachen Verbindungen, worin er stand, und nicht nur mit den anwesenden katholischen Theologen, sondern auch mit mehreren Geschäftsmännern stand, die zu dem Personale der maynzischen und der Reichs-Kanzley gehörten, konnte es ihm auch nicht fehlen, das Stück aus einer sicheren Hand zu erhalten: wie sehr es ihm aber selbst um ein genau correctes Exemplar zu thun war, können die kleinen Verbesserungen beweisen, die er selbst mit eigener Hand hie und da in der Handschrift anbrachte. Diese Umstände würden wohl jeden Untersucher auf die Vermuthung gebracht haben, dass er hier die Confutation ungleich wahrscheinlicher in ihrer ächten und ursprünglichen Form vor sich haben dürfte, als sie sich bey Fabricius und Chyträus finden mag: allein bey einer genaueren Prüfung ihres Inhalts machte Hr. *M.* noch andere und weitere Entdeckungen, durch welche dem historisch literarischen Werth seines Fundes vielleicht noch etwas zuwuchs.

Schon die Aufschrift der pflugischen Formel musste einen Verdacht bey ihm erregen, ob sie auch hier wirklich in der Gestalt zu finden sey, in wel-

Digitized by Google

cher sie zuletzt aus den Händen ihrer Verfasser in die Hände des Kaisers kam; denn in dieser Aufschrift heisst sie: *Responsio data Lutheranis d. 1 Aug.*, man weiss aber gewiss, dass die Vorlesung der ächten Confutation erst den 3 Aug. vor sich ging. Der Vermuthung, dass ein blosser Fehler des Copisten den dritten August in den ersten verwandelt haben könnte, liess sich bey der sonst von ihm bewiesenen Sorgfalt, und bey der Genauigkeit, womit Pflug andere kleine Fehler des Copisten corrigirte, nicht wohl Raum geben: durch dasjenige hingegen, was sonst von der Entstehungs-Geschichte der Confutation bekannt ist, wurde Hr. *M.* sogleich auf eine andere Muthmassung geleitet, bey der er gewiss der Wahrheit möglichst nahe gekommen seyn mag. Diese Confutation musste ja, nachdem sie den 13 Jul. dem Kaiser von ihren Verfassern übergeben worden war, auf seinen Befehl und auf das Gutachten der Reichs-Stände ganz umgeschmolzen und geändert werden. Es ist selbst wahrscheinlich, dass sie noch mehr als einmal geändert wurde; wenigstens findet man in einem Briefe von Justus Jonas an Luthern die Nachricht, die er von dem Hof-Caplan der Königin von Ungarn erfahren haben wollte, dass sie fünfmal umgeschmolzen worden sey. In eben diesem Briefe findet man auch, dass die Confutation den 30 Jul. dem Kaiser von ihren Verfassern auf das Neue übergeben — so wie man hernach in Palatins Annalen, und bey Sleidan bestimmt angegeben findet, dass sie den 1 August von dem Kaiser den katholischen Reichsständen vorgelegt wurde. Aus dieser letzten Angabe vermuthet aber Hr. *M.*, dass der Kaiser und die Stände auch jetzt noch eine neue Änderung verlangt haben möchten, durch welche die Confutation erst die Gestalt erhielt, in welcher sie hernach den 3 Aug. auch den protestantischen Ständen mitgetheilt wurde, und nun bringt er durch eine so scharfsinnige als glückliche Zusammenstellung mehrerer äusserer und innerer Merkmale heraus, dass die Formel in der pflugischen Handschrift gerade in jener Gestalt enthalten sey, welche sie vor ihrer letzten Änderung hatte, oder in welcher sie den 30 Jul. dem Kaiser übergeben wurde. Dies ist in den Prolegomenen S. I—LXI ausgeführt.

Sollen wir nun — was am schicklichsten seyn wird — unser Urtheil über den Gehalt des von Hn. *M* dafür geführten Beweises sogleich hier einschieben: so geht es kürzlich nur dahin, dass er zu den Aufsätzen seiner Hypothese fast etwas mehr Materialien verbrauchte, als eigentlich nöthig waren, und ihr dadurch selbst ein schwächlicheres Aussehen gab. Er hätte wenigstens, was er S. XLVI auch selbst zu fühlen schien, nicht nöthig gehabt, so mühsam zu errathen, bey welchen Veranlassungen und aus welchen Ursachen die Confutation gerade fünfmal habe umgeändert werden müssen, denn die Angabe des Hof-Caplans der Königin von Ungarn von einer fünfmaligen Umschmelzung der Formel durfte wohl nicht so wörtlich genommen, und die Veranlassungen zu zwey oder drey dieser Umschmelzungen mussten wirklich nur errathen werden, weil man in der Geschichte des Reichstags nichts Sicheres oder Bestimmtes darüber findet. Dass das schöne Machwerk der katholischen Theologen mehrmals in eine andere Form gegossen worden seyn musste, dies konnte er schon aus inneren Zeichen beweisen, und dies hat er durch die genaueste Collation seiner pflugischen Abschrift mit den schon vorher bekannten; und mit dem deutschen Exemplar, das wir jetzt besitzen, auf das überzeugendste dargethan. Durch die Zuziehung des letzten wurde das Resultat der Collation entscheidend. Denn wiewohl es sich fand, dass seine Handschrift in nicht weniger als 800 Stellen von dem Text bey Fabricius und Coelestin abwich: so hätte doch daraus allein noch nicht mit Sicherheit auf eine mit der Formel noch vor ihrer öffentl. Vorlesung vorgenommene mehrmalige Änderung geschlossen werden können, weil gewiss, wie auch Hr. *M.* S. LVI selbst gesteht, nach dem Reichstag noch manches darin geändert wurde. Die bey der Collation sich ergebende vielfache Übereinstimmung der pflugischen Abschrift mit dem deutschen Exemplar reichte aber auch in Verbindung mit ihrer Aufschrift schon zu dem Beweise hin, dass sie die Confutation in einer der letzten Formen enthalte, welche sie vor ihrer öffentlichen Vorlesung erhielt, und damit hatten wir uns schon begnügen können. Doch so gewiss diese seyn mag: so möchten wir doch fast glauben, dass Hr. *M.* für seine pflugische Handschrift noch etwas mehr hätte gewinnen können, wenn er gewollt hätte, und dass er selbst dies mehrere mit leichterer Mühe hätte gewinnen können. Er vermuthet, dass die Formel auch in der Gestalt, welche man ihr nun gegeben hatte, dem Kaiser missfallen und deswegen noch einmal habe geändert werden müssen; und er vermuthet dies S. XLV vorzüglich daraus, weil man sie sonst *ohne Zweifel* auch den protestantischen Ständen schon am 1 Aug. vorgelesen haben würde: aber es lässt sich wahrhaftig schwer absehen, warum man dies annehmen müsste. Sie war den 30 Jul. am Sonnabend von den katholischen Theologen dem Kaiser übergeben worden. Den katholischen Ständen musste sie jetzt auch erst noch vorgelegt werden, weil der Kayser bisher über alles, was zu der Sache gehörte, mit diesen communicirt hatte. Dies geschah dann, sobald es möglich war, nämlich am Montag den 1 Aug. Wenn sie aber auch völlig damit zufrieden waren: so musste doch erst ein Schluss darüber gefasst werden, und war es wohl möglich, dass sie jetzt doch noch am nämlichen Tage den protestantischen Ständen hätte mitgetheilt werden können? Für den Umstand aber, dass man sie ihnen nicht schon den nächstfolgenden Tag vorlas, findet man ja eine andere Ursache in der Geschichte. Es wurde beschlossen, dass sie in deutscher Sprache vorgelesen werden sollte. Man musste also ihren Verfassern noch eine Nacht und einen Tag geben, um sie ins Deutsche zu übersetzen; dazu konnte man jedoch diese Zeit für hinreichend halten: allein dies war nicht der Fall, wenn man noch andere und weitere Änderungen von ihnen verlangt hätte; mithin ist es wahrscheinlicher, dass jetzt mit der lateinischen Confutation gar keine, so wie mit der Confutation überhaupt

Digitized by Google

keine Hauptänderung mehr vorgenommen wurde, und so hätte Hr. *M.* behaupten können, dafs sie wirklich in der pflugischen Handschrift in der Gestalt enthalten sey, in welcher sie zuletzt aus den Händen ihrer Verfasser in die Hände des Kaisers kam. Freylich scheint man dann, wenn man die Ächtheit des deutschen Exemplars anerkennt, annehmen zu müssen, dafs sie in der Übersetzung noch einige Veränderungen erlitten habe. Die lateinische pflugische Formel weicht nicht nur hin und wieder von der deutschen ab, sondern sie hat in einigen Stellen mehr als die deutsche, so wie die deutsche in anderen mehr als die pflugische hat. Aber bey der Schnelligkeit, womit die Übersetzung gemacht werden mufste, konnte ja ohnehin keine wörtliche Treue erwartet werden. Der Drang der Zeit konnte die Verfasser selbst verleiten, hin und wieder etwas abzukürzen und wegzulassen, und doch konnten sie sich dabey auch erlauben, noch einiges Zweckdienliche, was ihnen unter dem Schreiben einfiel, hinzuzufügen, wenn es sich, wie z. B. einige Citate, mit ein paar Worten anbringen liefs; mithin lassen sich jene Verschiedenheiten der deutschen Formel von der lateinischen immer noch ohne die Vermuthung erklären, dafs der Kaiser ihre nochmalige Umschmelzung verlangt habe. Giebt man hingegen diese Vermuthung auf: so hebt sich manches von selbst, was dabey einigen Anstand macht. So glaubt z. B. Hr. *M.*, die Hauptänderung, welche man noch mit der Formel vorgenommen haben wollte, möchte darin bestanden haben, dafs der Kaiser nicht mehr darin als selbstsprechend aufgeführt werden sollte: aber er gesteht selbst S. LXI, dafs auch die Übersetzer noch in mehreren Stellen den Kaiser sprechen lassen, und hätten sie wohl bey aller Eilfertigkeit diese Stellen ungeändert lassen können, wenn man ihnen ausdrücklich gesagt hätte, dafs man vorzüglich wünschte, sie geändert zu sehen? Doch einen noch gröfseren Anstand macht bey jener Vermuthung der Eingang und der Schlufs, welche der Formel angehängt sind. Hr. *M.* nimmt S. XLVIII sehr richtig an, dafs dieser Prolog und Epilog nicht von den theologischen Verfassern der Confutation herrühre, sondern erst in der kaiserlichen oder in der Reichs-Kanzley hinzugefügt worden sey. Dieis geschah jedoch wahrscheinlich nicht früher als bis es ausgemacht war, dafs die Formel ihre Gestalt behalten und öffentliche Schrift werden sollte; wenn aber der Kaiser für nöthig hielt, dafs auch jene Form, welche sie den 30 Jul. hatte, noch einmal geändert werden müsse, wie kam jetzt schon der Prolog und der Epilog hinzu? Setzt man hingegen voraus, dafs der Kaiser schon am 30 Jul. die ihm übergebene Formel annehmlich oder wenigstens erträglich fand: so erklärt sich dieis sehr leicht. Der Kaiser beschlofs, sie in dieser Form zuerst den katholischen Ständen mit dem Antrag mitzutheilen, dafs sie ihre Beystimmung dazu geben möchten. Da er an dieser nicht zweifeln konnte: so liefs er in der Zeit vom Sonnabend auf den Montag den Eingang und den Schlufs dazu in der Reichskanzley aufsetzen. Da man darauf zu dem Schlusse kam, dafs die Confutation in deutscher Sprache den Protestanten vorgelesen werden sollte: so mufste freylich auch Eingang und Schlufs in das Deutsche übersetzt werden. Das lateinische Exemplar, an das man ihn schon lateinisch angehängt hatte, blieb aber ohne Zweifel in der Reichs-Kanzley, und dieis war es, von welchem Pflug eine Abschrift erhielt.

Doch Rec. fühlt, dafs er sich durch das Vergnügen, womit er Hn. *M.* in seiner historischen Untersuchung über dieis Document gefolgt ist, zu weit hinreifsen liefs. Denn fast hätte er ja darüber vergessen, dafs er noch von zwey anderen, deren Bekanntmachung wir ihm zu danken haben, Rechenschaft zu geben hat. Glücklicherweise bedarf aber der Werth und die Schätzbarkeit von diesen keine weitläuftige Erörterung, denn sie fällt sogleich von selbst in das Auge.

Das zweyte der hier gelieferten Documente ist die deutsche Confutation, und zwar aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach ganz in der Gestalt, in welcher sie den protestantischen Ständen auf dem Reichstag vorgelesen wurde; denn sie ist hier zwar nicht aus dem Original-Exemplar selbst, aus welchem sie dort vorgelesen wurde, aber doch aus einer Handschrift abgedruckt, die schwerlich anderswoher als aus dem Original-Exemplar genommen seyn konnte. Dafs man nun die deutsche Confutation bis jetzt noch nie und noch nirgends in dieser ächten Urform gehabt hatte, dieis bezweifelt jetzt kein Gelehrter mehr. Die deutschen Formeln, welche Chyträus, Cölestin und Fabricius drucken liefsen, kündigten sich selbst auf die unverkennbarste Art als spätere Übersetzungen aus der lateinischen an. Von zweyen darunter sind uns ja selbst die Namen der späteren Übersetzer bekannt geworden. Von einer vierten, welche die Jesuiten zu Dillingen ihrer Brille auf den evangelischen Augapfel einrücken liefsen, war man zwar zuweilen geneigt, etwas günstiger zu denken: aber durch eine Collation, welche Hr. K. R. *Gabler* neuerlich damit anstellte, (S. LXIII) ist es jetzt entschieden, dafs ihr nicht nur ebenfalls blofs der Charakter einer späteren Übersetzung zukommt, sondern dafs sie wörtlicher Abdruck der im J. 1598 herausgegebenen Fabricianischen ist. Wohl mag es also dankenswerth seyn, wenn uns jetzt einmal die deutsche Confutation in ihrer ächten ursprünglichen Gestalt mitgetheilt wird: aber es wird in eben dem Verhältnifs dankenswerther, in welchem ihre Ächtheit oder ihre unmittelbare Abstammung von dem ächten Original unbezweifelbarer ist; und dieis dürfte wirklich bey der von Hn. *M.* gegebenen Formel der Fall seyn. Er erhielt sie aus der hinterlassenen Bibliothek des sel. Weber, der sie, wie er selbst noch der Welt bekannt machte, in einem Fascikel von Reichstags-Acten des J. 1530 in dem mainzischen Archiv gefunden, und aus diesem eine genaue Abschrift davon erhalten hatte. Aus einer sichereren Quelle konnte sie also nicht leicht kommen; Hr. *M.* hätte aber leicht zeigen können, dafs wirklich ihre Ächtheit durch den Ort, wo sie gefunden wurde, noch mehr gesichert wird, als ehemals die Ächtheit der eben daselbst gefundenen augsb. Confession dadurch gesichert werden konnte. Es ist wenigstens viel leichter denkbar, dafs sich unter die

Digitized by Google

Reichstags-Acten vom J. 1530 in dem mainzischen Archiv eine von dem Original abweichende Abschrift der ausgsburg. Confession als eine solche Abschrift ihrer Confutation hineinverirren konnte. Denn von jener waren gewiss schon auf dem Reichstag mehrere verschiedene Exemplare in Umlauf, und von dieser gab es vielleicht, zu der Zeit, da die Abschrift in der Reichskanzley gemacht wurde, noch gar keines, als das Original-Exemplar, aus dem sie vorgelesen worden war.

Den nämlichen Umstand hätte Hr. *M.* auch auf eine gewisse Art benutzen können, um das Interesse des dritten Documents etwas zu erhöhen, das er dem Publico mitgetheilt hat. Dies ist die von einigen katholischen Theologen ebenfalls auf Befehl des Kaisers aufgesetzte Widerlegung der sogenannten *Tetrapolitana* oder des Bekenntnisses, welches die vier oberländischen Städte, Strasburg und Lindau, Costanz und Memmingen besonders übergeben hatten. Auch sie wurde, wie man gewiss weiss, den 17 Oct. in der Reichsversammlung vorgelesen, und dadurch ebenfalls öffentliche Schrift; aber auch sie wurde den Abgeordneten der 4 Städte eben so wenig weiter mitgetheilt, als die augsburg. Confession den protestantischen Ständen, und dadurch konnte es, da sich ihr doch nie die Wichtigkeit der letzten zuschreiben liess, desto leichter geschehen, dass sie niemals in das Publicum kam. Aus der Apologie, welche die 4 Städte im J. 1531 zu Strasburg darauf herausgaben, erhellt man zwar klärlich, dass sie eine Abschrift davon bekommen haben mussten: natürlich durften sie es jedoch um des Kaisers willen nicht wagen, sie mit ihrer Apologie herauszugeben; in der Folge hingegen konnte die Confutation um so eher vergessen werden, da ja die Confession selbst beynahe vergessen wurde. Unter den pflugischen Papieren fand aber Hr. *M.* auch eine Abschrift der Confutation, und da sich nicht zweifeln liess, dass sie Pflug ebenfalls zu Augsburg selbst erhalten haben möchte: so fand er zugleich darin einen eigenen Beweis ihrer Aechtheit, und hielt sie deswegen mit Recht für würdig in das Publicum gebracht zu werden. Er hat jedoch einige Zweifel nicht verschwiegen, die man sich nach ein paar Angaben Sleidans von dieser Confutation leicht darüber aufsteigen lassen könnte, ob man hier wirklich auch eine Abschrift des ächten Originals vor sich habe. S. LXXXI — LXXXIII. Diesen Angaben Sleidans zufolge muss sie, wie man zuerst glauben möchte, im Original eine etwas andere Form gehabt, und nach einigen Stellen der Apologie muss sie selbst etwas mehr enthalten haben, als man in der pflugischen Handschrift finden kann. Hr. *M.* ist daher auch nicht abgeneigt, anzunehmen, dass sie eben so, wie die Confutation der augsburg. Confession nach der Vorlesung in verschiedenen Privatabschriften noch nachgeändert, auch wohl mit einigen Zusätzen vermehrt worden, und eine solche Abschrift in die Hände der Strasburger gekommen seyn könnte: wir glauben aber, dass sich die Sache auch ohne die Hülfe dieser Vermuthung zum Vortheil der pflugischen Handschrift ausmachen lassen dürfte. Diese Confutationsschrift wurde gewiss weder von ihren Vffn. selbst, noch sonst auf dem Reichstage für so wichtig gehalten, dass man sich sehr bemüht hätte, Abschriften davon zu nehmen und zu erhalten. Jene Angaben Sleidans von ihrem Inhalt und die angedeuteten Stellen in der dagegen erschienenen Apologie sind auch bey weitem nicht so bestimmt, dass man anzunehmen gezwungen wäre, ihre Vff. müsten ein anderes Exemplar vor sich gehabt haben. Wenn man es aber um deswillen nicht mehr anzunehmen nöthig hat, und es um des ersten willen nicht einmal wahrscheinlich finden kann, dass noch während des Reichstags zu Augsburg mehrere Recensionen der Confutation in Umlauf gekommen seyn sollten: steigt nicht dadurch die Wahrscheinlichkeit fast zur Gewissheit, dass die pflugische Abschrift aus dem Original-Exemplar selbst genommen seyn muss? T. P. G.

Giessen, b. Heyer: *Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte* von Dr. *Joh. Ernst Christ. Schmidt*. Zweyte völlig umgearbeitete Ausgabe. 1808. 437 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Dass diese zweyte Ausgabe wirklich völlig umgearbeitet sey, lehrt der erste Anblick. Sie ist auch der Bestimmung, zu Vorlesungen gebraucht zu werden, gemässer eingerichtet, als die erste. Unter christlicher Kirchengeschichte versteht der Vf. die Geschichte der religiösen und sittlichen Cultur, in so fern diese durch das Institut der christlichen Kirche befördert wurde. Er begreift unter derselben Geschichte der *Verbreitung* des Christenthums, der *inneren Verfassung* der Kirche und der *Religions-* und *Sitten-Lehre*, und sagt, dass hiedurch das ganze Gebiet der Kirchengeschichte bestimmt sey. Für die Geschichte der *theologischen Literatur* ist, seiner Meinung nach, hier kein Ort, und die Schriftstellerey kommt nur dann in der Kirchengeschichte in Betracht, wenn sie in das Wirken der Kirche für den moralischen und religiösen Zweck eingreift, S. 4. Und doch findet man in dieser Kirchengeschichte so viel Geschichte der theologischen Literatur, als in irgend einem Lehrbuche, mehr, als wir selbst in einem Lehrbuche für gut finden, und als in jenen Zweck eingreift. Des Verhältnisses der Kirche zum Staate ist in dem Begriffe der Kirchengeschichte zwar nicht gedacht, es ist aber in der Geschichte selbst nicht ganz mit Stillschweigen übergangen. Die dem Buche überhaupt beygefügte Literatur ist zwar reich und ausgewählt, aber nachlässig; meistentheils sind Druckort, Jahr-, Bände-, Seiten-Zahl nicht beygefügt, oft die Titel unrichtig angeführt, welches wir bey einem Lehrbuche doppelt misbilligen müssen. Übrigens zeichnet sich diese Lehrbuch durch Übersicht und treffend angebrachte Winke und Andeutungen aus. Die am Ende beygefügten Zeittafeln sind sehr kurz. Der Druckfehler sind nicht wenige. Wir wollen nur einige bemerken. S. 125 *Religion* für *Reliquien*. S. 180 *Blugey* st. *Clugny*. Ebend. *Canealdoli* st. *Canaldoli*. S. 184 ist nach: *Longobarden* ausgelassen: *unternahm*. S. 222 wird die *Bekehrung* (Belehnung) mittelst eines Scepters ertheilt. qun.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 APRIL, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DRESDEN u. LEIPZIG: *Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiete der Wiſſenſchaft in die Geſchichte des Tages*, von R. v. L. 1809. VI u. 184 S. 4. (2 Thlr. 20 Gr.)

Unter obigem Titel erſcheint hier eine gehaltreiche Schrift, welche gewiſs Niemand, der die Ereigniſſe des Tages mit Aufmerkſamkeit zu unterſuchen ſtrebt, ohne lebhaftes Intereſſe aus der Hand legen wird. Das Ganze ſoll nach des Vfs. eigener Erklärung angeſehen werden als Erläuterung einer beygefügten Weltkarte, welche, ſtatt der gewöhnlichen Eintheilung in Welttheile, die Erdoberfläche nach den beſtehenden Staatenverhältniſſen der 12 wichtigſten Staaten eintheilt, und dieſe ſammt ihren Kolonieen durch verſchiedene Colorite von einander unterſcheidet. Allein der Leſer wird bald finden, dafs dieſe Schrift ungleich mehr enthält, als der beſcheidene Vf. anzeigt. Zuerſt ſpricht er über Projection und über den Gebrauch der Karten für das Studium der Geſchichte und Geographie, über Handeln und Wiſſen, über Wiſſenſchaft und Kunſt, Geſchichte und Mathematik und Philoſophie in eigenen Abſchnitten und kömmt dann im 4 Abſchn. auf die Eintheilung der Erde. Mit Vergnügen hat Rec. geleſen, was hier über die verſchiedenen Eintheilungsarten, über die verſchiedenen Arten von Grenzen, über den Unterſchied der Staaten des Alterthums von den heutigen u. ſ. w. beygebracht iſt. Vorzüglich ſind es jedoch die folgenden Abſchnitte, welche für jeden denkenden Beobachter des gegenwärtigen politiſchen Zuſtandes der cultivirten Welt das gröſste Intereſſe haben werden. Der 6 Abſchn. führt die Überſchrift: Europa im Gegenſatze von Indien. Wird Europa die Beherrſcherin der Welt bleiben, ſo wie ſie gegenwärtig es iſt? Dieſe Frage wirft hier zuerſt unſer Vf. auf. Jahrtauſende, meint er, wird noch Europa die Herrſchaft über die Welt behaupten, wenn man von dem, was war, auf das, was ſeyn wird, ſchlieſsen darf. Er ſucht dieſs vorzüglich durch die Behauptung zu erweiſen, Europa ſey in Hinſicht der gleichmäſsigen Cultur aller Erdſtriche, ſowohl dem Orte als der Zeit nach, vor allen anderen Welttheilen begünſtigt. Dieſs möchten wir jedoch nicht ſo ganz unbedingt mit dem Vf. behaupten. Uns ſcheint Amerika wo nicht mehr, doch wenigſtens vollkommen eben ſo viele Vorzüge von der Natur erhalten zu haben als Europa, ſowohl was das Klima und die Lage, als auch vorzüglich was die Communication im Innern betrifft. Denn welcher Welttheil hat ſich wohl einer gleich vortheilhaften Waſſercommunication zu rühmen? Allerdings läſst ſich nicht leugnen, dafs Europa in hiſtoriſcher Hinſicht ſehr viel voraus, und dafs hier die Cultur die gröſsten Portſchritte gemacht hat: allein eben ſo wenig kann man ſich verhehlen, dafs, bey dem überhand nehmenden militäriſchen und finanzlichen Drucke in Europa, das ungleich ſchneller fortſchreitende Amerika daſſelbe wohl früher, als unſer Vf. erwartet, eingeholt haben möchte.

Zwey Wege ſind es vorzüglich, auf welchen Länder und Völker zur Cultur gelangen, entweder innere ungeſtörte Entwickelung der verſchiedenen Naturanlagen, oder aber die Ausbildung, welche durch die Reibung und den Verkehr der verſchiedenen Völker von aufsen her hineingetragen wird. Wohl hat unſer Vf. Recht, wenn er behauptet, dafs nur durch die Reibung und Wechſelwirkung entgegengeſetzter Kräfte und Naturen Neues, Lebendiges und Grofses erzeugt wird, dafs alle unthätige Ruhe, dafs jeder ſtagnirende Zuſtand in der moraliſchen und intellectuellen Welt den Untergang herbeyführt. Dieſe Reibung geſchieht auf doppelte Art, entweder durch gegenſeitige Reaction, wie beym Handel und bey den gewöhnlichen Kriegen, oder durch einſeitige Action, wie bey der Verbreitung der Religionen und bey Volkerwanderungen. Bey dieſer letzteren Art nimmt man, wie unſer Vf. bemerkt, unverkennbar eine Action des Orients auf den Occident wahr; die des Occidents auf den Orient war bis auf die neuere Zeit wenig beträchtlich.

Da die bisher eingeführte Eintheilung in Welttheile in politiſcher und commercieller Rückſicht ſo ſehr willkührlich und unfruchtbar iſt: ſo ſtellt unſer Vf. in einem eigenen Abſchnitte eine neue Eintheilung in Europa und Indien auf, welcher vorzüglich der commercielle Geſichtspunct zum Grunde liegt. Er theilt nämlich hier die ganze Erdoberfläche in 2 Theile: den, welcher vorzugsweiſe producirt, und den, welcher die Erzeugniſſe des anderen Theils fabricirt und conſumirt. Der Name Indien iſt, wie man ſieht, ſehr weit gefaſst, wie denn auch hier von einem Nord-, Süd-, Weſt- und Oſt-Indien geſprochen wird. Unſer Vf. giebt hierauf eine geſchichtliche Überſicht der Handelswege nach den Indien, und unterſcheidet dabey die phöniciſch-karthaginienſiſche Handelsperiode bis Alexander und Rom, dann die byzantiniſche Periode bis auf die Türken und die Kreuzzüge, und endlich die portugieſiſch-ſpaniſche, holländiſch-engliſche, und engliſch-däniſche Periode. In

der Darſtellung des Zuſtands des Handels der alten Welt dient hier hauptſaechlich *Heeren's* claſſiſches Werk: Ideen über Politik und Handel der alten Welt, als Leitfaden. Die Erzählung der Veränderungen, welche der indiſche Handel ſeit dem 16 Jahrhundert erlitten, verſpart der Vf. auf eine gelegnere Zeit.

Der 7 Abſchn.: England im Gegenſatze des Continents, iſt einer von denen, welche gewiſs mit dem lebhafteſten Intereſſe werden geleſen werden. Um über das wechſelſeitige Verhältniſs Englands und des Continents zu reden, muſs man zuerſt, wie hier ſehr richtig bemerkt iſt, diejenige Vorſtellung feſtſtellen, worauf dieſs ganze Verhältniſs baſirt iſt, nämlich die des politiſchen Gleichgewichts und des Weſens des Handels und des Kriegs. Es ſoll alſo auch hier zuerſt über die Theorie des Gleichgewichts geſprochen werden. Unſer Vf. ſcheint die Idee der Machtgleichheit als Grundlage dieſes ganzen Syſtems anzunehmen, und polemiſirt dagegen allerdings ſehr überzeugend: ganz anders aber möchte wohl das Reſultat ausfallen, ſobald man die Idee der Gleichheit vor dem Rechte, nicht an Rechten, welche Anſicht nach unſerer Überzeugung durch die Geſchichte bewährt wird, als Princip des politiſchen Gleichgewichts aufſtellt. Wenn daher der Vf. in der Geſchichte des pol. Gleichgewichts, welche er in einer eigenen Unterabtheilung folgen läſst, behauptet, daſs daſſelbe noch nie exiſtirt habe: ſo hat er allerdings in dem Sinne Recht, in welchem er das Wort braucht; allein man ſieht leicht, daſs dabey alles am Ende auf Wortſtreit hinausläuft. Darin aber geben wir ihm vollkommen Recht, daſs eine jede Univerſalmonarchie ihrer Natur nach nur momentan ſeyn könne. — Nach vorausgeſchickten Aphorismen über Handel und Krieg, werden nun England und der Continent in eigenen Paragraphen einander gegenübergeſtellt. Die ganze Lage und Beſchaffenheit Englands ſcheint es ſchon zu einem Haupthandelsſtaate beſtimmt zu haben. Beynah nothwendig muſste hieraus das gegenwärtige, von England in Bezug auf den Continent befolgte Syſtem hervorgehen. Damit ſoll jedoch das Betragen Englands gar nicht vertheidigt werden, wenn es auf dem Meere ſchon ſeit langer Zeit eine ähnliche Rolle ſpielte, welche es Frankreich auf dem Continente zu ſpielen verwehren will. — Der Continent hat in den letzten Jahren eine totale, unwiederbringliche Veränderung erfahren. Denn nicht nur die Grenzen der Länder und die Namen ihrer Gebieter haben ſich verändert, ſondern eine ganz neue Natur und Organiſation bildet ſich in allen ſeinen Theilen, und keine menſchliche Macht iſt im Stande, die gänzlich veränderten Maſſen in die alte oder jetzt vielmehr ſchon veraltete Bildung zurückzuführen. Ein wahres, nicht genug zu beherzigendes Wort! Vergeblich iſt einmal der Wunſch und muſs es nothwendig immer bleiben, wenn ſich gleich darauf noch vielleicht die Hoffnung von Tauſenden ſtützt, das alte politiſche Syſtem von Europa in ſeinen alten Formen wieder auferſtehen zu ſehen! Ganz Europa hat ſich gegenwärtig in 2 Theile aufgelöſt, den Continent und das europaiſche Inſelland. Alle kleineren Staaten des Continents ſind mit den beiden gröſseren Kaiſerreichen in Oſten und Weſten verbunden. Ob dieſe Veränderung wohlthätig geweſen ſey oder nicht, darüber mag der Vf. noch nicht entſcheiden; — zu ungewiſs bleibt auch immer alle Berechnung der Zukunft, wo ſo gewaltig viel an das Leben und die Perſönlichkeit Einzelner geknüpft iſt. Mit vielem Scharfſinne wird hierauf die Lage der übrigen Hauptſtaaten des Continents geprüft, in wiefern von ihnen eine Oppoſition gegen Frankreich möglicher Weiſe zu erwarten iſt, welcher vielleicht das neue Gebäude über kurz oder lang erliegt. Wenn jedoch unſer Vf. die Vortheile einer genauen Verbindung mit Frankreich für Rufsland entſcheidend hoch anſchlägt, und dagegen den durch Englands Feindſchaft zerſtörten Handel im Oſten nur für gering achtet: ſo möchten wir ihm darin nicht unbedingt beypflichten.

Die allerdings ſehr wichtige Frage, wie wenn England ſich weder zum Frieden bequemen ſollte, noch dazu gezwungen werden könnte? wird in einem eigenen Abſchnitte unterſucht. Englands Lage hat ſich allerdings in der letzten Zeit gar ſehr verändert, allein ganz und gar nicht auf die Art, wie man wohl gröſstentheils auf dem Continente glauben mag. Wohl iſt England beynah gänzlich von deſſen Häfen ausgeſchloſſen: dagegen aber iſt es ihm gelungen, durch einen Zuſammenfluſs glücklicher Umſtände und Entdeckungen, der meiſten Erzeugniſſe des Continents gänzlich entbehren zu können, und in Amerika einen Markt für ſeine Waaren zu finden, der vielleicht ſehr bald den bisherigen europaiſchen noch übertrifft. Einen dauernden Frieden zwiſchen England und dem Continente hält daher auch unſer Vf. bey der jetzigen Lage der Dinge für unmöglich, indem erſteres zu jeder Zeit im Stande ſey, den Handel des Continents zu ſtören, ſobald dieſer in irgend eine ſeiner Anmuthungen nicht willigen wolle. England aber allein den Fernhandel zur See zu überlaſſen, ſey ſehr bedenklich, weil es alsdann 1) in Englands Macht ſtände, ohne Concurrenz willkührliche Preiſe feſtzuſetzen; weil es 2) dadurch eine der Freyheit des Continents gefahrliche überwiegende Kriegs-Energie erhielte; 3) weil man nicht abſehe, woher der Continent das Capital nehmen ſolle, um den Engländern ihre Waaren zu bezahlen, und, weil dadurch endlich 4) alle Induſtrie auf dem Continente zu Grunde gehen würde. Es ſey uns jedoch erlaubt, gegen dieſe allerdings ſehr ſcheinbaren Gründe, einige nicht ganz zu überſehende Bemerkungen hier beyzubringen. Was den erſten Punct betrifft: ſo iſt doch wohl zu bedenken, daſs hier nicht von einem einzelnen Handelsmanne, ſondern von einer ganzen handelnden Nation die Rede iſt. Findet nicht aber unter dieſer ſelbſt ſchon eine ſtarke Concurrenz Statt? Läſst ſich wohl unter dieſer ſo leicht eine allgemeine Vereinigung über die Erhöhung der Waarenpreiſe als möglich denken? und würde nicht bey einem unmäſsig erhöhten Preiſe die verminderte Conſumtion die Engländer ihres ei-

genen Intereſſe wegen vermögen, ſich mit einem mäſsigern Gewinne zu begnügen? Noch weniger ſcheint uns die militäriſche Übermacht Englands zu fürchten. Es liegt in der Natur eines See- und Inſel-Staats, daſs er kein erobernder Staat in dem Sinne werden kann, als dieſes bey groſsen Continentalmächten allerdings zu fürchten iſt. Die Erfahrung der letzten Jahre hat es ja wohl zur Gnüge beſtätigt, wie wenig die pecuniären Unterſtützungen von Seiten Englands zureichten, um ſeinen Verbündeten auf dem Continente den Sieg zu verſchaffen. Mag endlich der Handel für England immerhin gewinnreicher ſeyn, als für den Continent: ſo wird doch auch dieſer dabey gewinnen. — Die Bedürfniſſe, welche England bey vollkommen freyem Handel doch eher von dem europäiſchen Continente, als aus entfernten Welttheilen ziehen würde, würden wenigſtens zum Theil dasjenige erſetzen, was der Continent für Englands Producte bezahlen müſste. Daher können wir uns auch unmöglich davon überzeugen, daſs ir dem angegebenen Falle die Induſtrie des Continents nothwendig zu Grunde gehen müſste. Mag dieſs immerhin mit einzelnen Zweigen derſelben, mit einzelnen Gewerben der Fall ſeyn: ſo würde doch immer der Verluſt im Ganzen ſehr problematiſch erſcheinen müſſen, ſo lange man eingeſtehen muſs, daſs der Continent die von England gelieferten Waaren nicht in gleicher Güte und zu gleich billigen Preiſen zu liefern im Stande iſt. — Allein was wird der Continent bey einem fortgeſetzten Kampfe mit England gewinnen? Er wird es vielleicht am Ende dahin bringen, daſs er ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe ſelbſt producirt. — Der Seehandel wird, ſo lange der Continent keine überwiegende Marine erhält, dennoch in den Händen der Engländer bleiben. Wenn aber unſer Vf. behauptet, daſs das Übergewicht des Seehandels ſich vorzüglich nur auf Vernachläſſigung des Landhandels gründe: ſo können wir ihm hierin unmöglich Recht geben. Wohl mag der Landhandel bis jetzt mehr, als billig, vernachläſſigt worden ſeyn: allein dennoch muſs man eingeſtehen, daſs dieſer nie Welthandel werden, nie in der Ausdehnung mit gleich geringem Koſtenaufwande betrieben werden kann, als der Seehandel. Eben ſo wenig möchte wohl von den Vorſchlägen, die Binnenmeere, das Mittelmeer und die Oſtſee den Engländern zu verſchlieſsen, zu erwarten ſeyn.

So viel von dem Kriege gegen den engliſchen Handel, wie unſer Vf. ihn nennt. Er ſpricht zuletzt noch von dem Kriege gegen England ſelbſt, und da er ſich von einem unmittelbaren Angriffe gegen daſſelbe nur wenig Erfolg verſpricht: ſo verweilt er deſto länger bey dem Plane, England in Oſtindien anzugreifen. Dieſe ganze Unterſuchung wird hiſtoriſch behandelt, indem, nach einer vorausgeſchickten kurzen Geſchichte der verſchiedenen nach Indien unternommenen Expeditionen, die verſchiedenen Hauptwege nach Oſtindien, 1) über Ägypten und das rothe Meer, 2) über das ſchwarze Meer und den perſiſchen Meerbuſen, und 3) über das kaſpiſche Meer und durch Perſien, näher unterſucht werden. Die Schwierigkeiten, welche ſich auf jedem dieſer Wege finden, ſind aber freylich gröſser, als ſie den deutſchen Journaliſten, und vor allen dem Hn. *von Archenholz* vorgekommen ſind. Die ganze Schrift ſchlieſst endlich mit einer Prüfung der Meinungen dieſer Herren, welche man gewiſs nicht ohne Vergnügen leſen wird. P. d. G.

ERDBESCHREIBUNG.

Gotha, b. Ettinger: *Der thüringer Wald*, beſonders für Reiſende geſchildert von *Karl Ernſt Adolph v. Hoff*, herzogl. ſachſen-gothaiſchem Legationsrath, und *Chriſtian Wilhelm Jacobs*, herz. S. G. Oberconſiſtorialrath. Erſte oder nordweſtliche Hälfte. I u. II Heft. Mit Kpfn. u. 1 Karte. 1807. XXXVI u. 690 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Dieſes lehrreiche Werk wird den Kenner und Liebhaber der Kräuterkunde, den Mineralogen und Statiſtiker auf eine gleich angenehme Art unterhalten. Bey der Verfaſſung deſſelben hatte Hr. *v. Hoff* die Mineralogie, die Botanik aber, die Technologie und die Statiſtik Hr. *Jacobs* zum Hauptzwecke. Schon ſeit dem Jahre 1792 unternahmen beide Vff. häufige Streifereyen durch den thüringer Wald. Die meiſten Nachrichten rühren daher auch von ihren eigenen Forſchungen her. Doch bemerken ſie dankbar, daſs ſie einigen Freunden, vorzüglich Hn. *Spangenberg* zu Suhl die Beſchreibung dieſer Stadt, einem Ungenannten aber die Hohenangaben von mehreren Gebirgspuncten verdanken. Mit der nordweſtlichen Hälfte des thüringer Waldes machen die Vff. den Anfang. Die Karte zu dieſer Hälfte des Gebirges bearbeitete Hr. *v. Hoff* allein. Hr. *Jacobs* bemerkt, daſs er bey den eingewebten botaniſchen Nachrichten ſein vorzüglichſtes Augenmerk auf diejenigen Pflanzen, deren männliche Geſchlechtstheile ſchon völlig entdeckt und auſser Zweifel geſetzt ſind, welche der Botaniker die *phänogamiſchen* zu nennen pflegt, gerichtet habe. Sollten aber nicht gerade diejenigen Pflanzen, deren Geſchlechtstheile entweder noch nicht entdeckt oder doch noch zweifelhaft ſind, die *kryptogamiſchen*, eine noch ſorgfältigere Aufmerkſamkeit verdienen? Hr. J. rühmt, daſs er auch hier durch handſchriftliche Beyträge unterſtützt worden ſey. Doch hören dieſe von dem pflanzenkundigen Mitarbeiter eingewebten botaniſchen Nachrichten im zweyten Hefte des Werkes, da, wo die Beſchreibung der Thäler des ſüdlichen Abhanges des thüringer Waldes anfangt, ſchon ganz auf. Selten ſind die von dem bekannten Sprachforſcher Hn. *Reinwald* zu Meinungen mitgetheilten Sprachbemerkungen. Mit dem Namen des thüringer Waldes belegen die Vff. diejenige lange aber ſchmale Gebirgsreihe, welche im Fürſtenthum Eiſenach anfängt, ſich durch das Fürſtenthum Gotha, die Grafſchaft Henneberg, und einen Theil des Fürſtenthums Coburg durchzieht, und gegen Oſten bis ins Fürſtenthum Altenburg und bis in die fürſtlich-reuſſiſchen Lande, gegen Süden aber

Digitized by Google

bis ins Fürſtenthum Bayreuth, und mit einem kleinen Striche bis ins Fürſtenthum Bamberg erſtreckt. Die Länge dieſes Gebirgszuges ſchätzen die Vff. auf ungefähr 15. die Breite deſſelben an den meiſten Orten nur auf 2 geogr. Meilen. Dieſer lange Gebirgszug hängt mit dem Fichtelgebirge, dieſes wieder mit dem Gebirge zuſammen, welches Bohmen und Baiern von einander ſcheidet. Die höchſten Spitzen dieſes langen Gebirgszuges ſind der Schneekopf und der Inſelsberg, beide im Fürſtenthume Gotha. Der erſte iſt höher als der letzte. Mithin iſt jener, und nicht, wie *Büſching* in ſeiner Erdbeſchreibung III, 2. S. 1183 angiebt, der Inſelsberg oder *Enſenberg*, welchen Namen ihm *Büſching*, nicht aber unſere Vff. beylegen, der höchſte Berg in ganz Thüringen.

Von dieſem langen Gebirge flieſsen, wie die Vff. bemerken, alle Gewäſſer entweder nach Nordoſt oder Südweſt. Wenn aber die Vff. ſagen: das Fichtelgebirge ſende ſeine Gewäſſer *in die Nordſee und in das ſchwarze Meer*: ſo dünkt uns dieſe Verſendung zu weit ausgedehnt zu ſeyn. So könnte man auch z. B. ſagen: die Lahn ſende ihr Waſſer *ins Weltmeer*. Im ganzen Bezirke dieſes langen Gebirgszuges finden ſich nur wenige Wieſen oder Heiden und nur unbeträchtliche Getreideſelder in der Nähe der Ortſchaften. Der ungleich gröſsere Theil der Waldungen, welche dieſes Gebirge bedecken, beſteht aus Nadelholz, aus Tannen und Fichten. Laubholz findet man nur in der nordweſtlichen Gegend vom Inſelsberge.

Obgleich dieſes Gebirge zu den höchſten Gebirgen in Deutſchland gezählt zu werden pflegt: ſo iſt doch die höchſte Spitze deſſelben, *der Schneekopf*, noch nicht ſo hoch, als andere Gebirge in Deutſchland, z. B. das Fichtelgebirge, das Rieſengebirge und der Schwarzwald. Die Vff. ſchätzen die Höhe des Schneekopfes auf 2760 pariſer Fuſs. Von andederen wird ſie gröſser, und zwar von einigen um mehr als 600 Schuhe angenommen. Die Schätzung der Vff. dünkt uns wahrſcheinlicher, weil die Höhe des Brocken, der höchſten Spitze des Harzes, nur auf 3486 bis 3489 Fuſs geſchätzt wird. Über die ganze Gebirgsreihe des thüringer Waldes ziehet ſich eine ſo breite Landſtraſse, daſs ſie überall mit Wagen bereiſet werden kann. Dieſe Landſtraſse läuft 25 bis 30 Meilen in der Länge auf der Höhe des Rückens des Gebirges fort, und wird der *Rennweg* oder *Rennſteig* genannt. Sie ſoll ehemals die Grenze zwiſchen Thüringen und Franken bezeichnet haben.

Die in dieſer Gegend liegenden Städte, Gotha, Eiſenach, Ruhla, Suhl u. ſ. w. geben den Vff. vielen Stoff zu intereſſanten ſtatiſtiſchen Bemerkungen. Die intereſſanteſten auszuheben, möchte ſchwer ſeyn, bey dem gemiſchten Theil des Publicums, dem ſolche Anzeigen beſtimmt ſind. Überhaupt aber iſt nicht die Abſicht dieſer Blätter, aus deutſchen Reiſebeſchreibungen, welche von Jedem leicht geleſen werden können, oder auch wohl ſchon in den Händen der Meiſten ſind, weitläuftige Auszüge zu liefern. Auszüge dieſer Art ſind gewöhnlich nur Fingerarbeit, welche dem Verfertiger mehr als dem Leſer zu Statten kommt. Unſere A. L. Z. iſt für eigentlich wiſſenſchaftliche Kritik beſtimmt, und wir können daher von ſolchen geographiſchen Werken nur in ſo fern Notiz nehmen, als ſie nach unſerem Urtheil entweder dem Publicum im Allgemeinen zu empfehlen, oder tadelnswerth ſind. Daſs von dem vorliegenden Werke das Erſte gilt, und daſs wir ihm dieſe öffentliche Empfehlung mit Vergnügen gewähren, bedarf nach dem, was bereits geſagt worden iſt, keiner weiteren Erörterung.

♃ + ☿

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Graff: *Nachtgedanken über das A-B-C-Buch von Spiritus Asper, für alle, welche buchſtabiren können.* Erſtes Bandchen. 400 S. Zweytes Bandchen. 314 S. 1809. 8. (3 Thlr. 12 Gr.) Dieſes ſatyriſirende Buch iſt allen denen zur Unterhaltung zu empfehlen, welche an einem poſſenreiſſenden, mit zahlloſen gelehrten Brocken und Anſpielungen durchmengten, mit derben Zoten gewürzten und mit gemeinen Reimereyen durchwäſſerten endloſen Geſchwatze Geſchmack finden. Jeder andere, der an ſcurrilen Witzeleyen und herbeygezogenen Spöttereyen ſich nicht ergötzt, darf ſich hier nichts als Langeweile verſprechen. Ha. Ha.

Zittau und *Leipzig*, bey Schöps: *Neue hiſtoriſch-geographiſche Räthſel.* Ein Beytrag zur Unterhaltung in geſelligen Stunden; zunächſt aber zu den Verſtandesübungen für die erwachſene Jugend. Von M. *K. G. Hergang.* 1808. X u. 80 S. 8. (10 Gr.) Mit vieler Beſcheidenheit geſteht der Vf. ſelbſt in der Vorrede, daſs dieſe Räthſel (die dem Rec. ſchon groſsentheils aus der Jugendzeitung bekannt waren) in der Poeſie wohl nie das Bürgerrecht erlangen würden. Wie er aber darein das gröſste Verdienſt derſelben ſetzen kann, iſt uns in der That unbegreiflich: es möchte denn etwa in jener Äuſserung eine — freylich mit ſich ſelbſt im Widerſpruch ſtehende Ironie verſteckt liegen ſollen. Wenn Hr. *H.* den Mangel an dichteriſchem Geiſt, die Schwerfälligkeit in der Verſification, und die Gezwungenheit der Reime ſelbſt fühlte, warum ſchrieb er die Räthſel und Charaden nicht lieber in Proſa? oder noch beſſer, warum lieſs er ſie nicht ganz und gar ungeſchrieben? Sie können indeſs doch beym geographiſchen Unterricht den Anfängern zur Erweckung der Aufmerkſamkeit und des Nachdenkens vorgelegt werden, obgleich jeder verſtändige Lehrer ſehr leicht ähnliche Aufgaben aus dem Stegereif zu Dutzenden wird machen können. Aeltere Freunde der Geographie und Geſchichte aber, denen der Vf. mit dieſen Erzeugniſſen ſeiner Muſe auch gern ein angenehmes Geſchenk machen wollte, werden ihre Unterhaltung dabey nicht finden; denn faſt alle Räthſel ſind kinderleicht. — Als ein Beweis, wie nicht ſelten die ſchönſten Dichtungen unſerer Meiſter durch höchſt proſaiſche Gedanken entſtellt werden, ſtehe hier zum Schluſs folgendes Räthſel:

Wie heiſst das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,
Das man mit Recht Europens Garten nennt,
Wo man des Tages Arbeit wenig kennt? L. Th.

Druckfehler. In der Recenſion von *Rommerdts Anleitung, geometriſche Figuren* etc. No. 41. d. J. S. 327. Z. 4. v. u. muſs es heiſsen: *der Vf. des vorliegenden Werkchens* ſt. *der Vf. deſſelben*, und S. 328. Z. 20. v. u. ſt. *jedoch* lies *ja doch*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 APRIL, 1809.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Dankwerths: *Sir William Temple.* Biographie von *Heinrich Luden.* Auch unter dem Titel: *Kleine Aufsätze, meist historischen Inhalts,* von *Heinr. Luden,* Prof. in Jena. Zweytes Bändchen. 1808. 390 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

„Es thut wohl, sagt irgendwo mit vollem Rechte ein grofser Geschichtschreiber, in der düsteren Gallerie von Gemälden superfeiner Minister, die mit vielem Geiste die Bürde und das Verderben der Völker geworden, das musterhafte Bild Ritter *William Temple's* zu finden; wir haben ihn bey aller Gelegenheit als das vollkommenste Ideal, nach welchem ein Staatsmann sich bilden soll, empfohlen." — Wohl verdiente der Treffliche gerade jetzt, da die Zeit, welche er zum Theil geschaffen hat, völlig vorüber ist, ins Gedächtnifs der Nachwelt zurückgerufen zu werden. — Für Hn. *L.* ist diese Darstellung, wie er sich in der Vorrede äufsert, zugleich Vorarbeit zu einem grösseren Werke, das ihn beschäftiget, — einer vollständigen Geschichte der vereinigten Niederlande.

Immer ist es für den Biographen sehr schwer, die Grenze festzuhalten, wo sein Stoff von der allgemeinen Geschichte, in welche jedes merkwürdige Individuum mehr oder minder eingreift, sich scheidet. Doppelt gefährlich mufste diese Klippe für den Biographen *Temple's* seyn, als dessen vornehmstes Wirken politisch und durch die vielfachsten Faden in die Staatengeschichte seiner Zeit verflochten war. — Auch sind der politischen Begebenheiten wirklich so viele und in so reichem Mafse in dieser Biographie angebracht, dafs man den Ritter selbst hie und da zu verlieren fürchtet. Wir müssen ihn achten, bewundern: aber das innerste Wesen seiner Individualität bleibt uns hier unaufgeschlossen. *Temple's,* dem Staatsmanne, gilt das Denkmal, weniger dem Menschen. In der ersteren Hinsicht ist es wirklich trefflich, in der letzteren bleibt uns mehr zu wünschen übrig. Ein kurzer Umrifs dieser lesenswerthen Schrift, deren Inhalt gröfstentheils aus *Temple's eigenen Werken* und der denselben vorangeschickten *Lebensbeschreibung,* aus *Hume's* Geschichte und der *history of England during the reigns of the house of Stuarts* 1730 geschöpft ist, möge unser Urtheil erhärten.

William Temple, geb. 1628 in London, aus einer edeln Familie, war der Sohn *John Temple's,* Oberaufsehers der Archive in Irland. Eine sorgfältige Erziehung, Studium der Alten, (welche von keiner Nation mit freyerem Sinne gelesen werden, als den Engländern,) und die grofsen Lehren der Revolution unter Karl I, in welche der Vater auf mannichfaltige Weise verwickelt war, weckten, nährten und stärkten seinen Sinn für Recht, Freyheit und Vaterlandsliebe. In seinem 20sten Jahre (1648) begab sich *Temple* nach Frankreich, wo er 2 Jahre blieb. In Flandern, Holland und Deutschland brachte er einige der folgenden Jahre zu, knüpfte Verbindungen, erwarb sich Kenntnisse aller Art, und lernte eben so vollkommen, wie die französische, auch die spanische Sprache. Nach seiner Rückkehr (1654) lebte er in stillem häuslichem Kreise, verschmähend die Dienste Cromwels. Sein Geist reifte im Umgange mit den Alten für bessere Zeiten. Bald nach der Thronbesteigung Karls II (auch für ihn ein Gegenstand grofser Freude) handelte er mit männlichem Sinne als Mitglied der Convention in Irland, und auf gleiche Weise nachher als Mitglied des Parlaments. (Wenige Züge über *Temple's* innere Natur würden die Leser schon hier vertrauter mit ihm gemacht haben. Das eigentlich Bewegende in ihm, in seinem Wirken und Streben, und die demselben inwohnende ursprüngliche Kraft ist nirgends auch nur leise angedeutet. — Oder sollte das *principium movens* überhaupt nicht darstellbar seyn? — Aber läfst sich denn ohne Erkenntnifs desselben irgend ein Individuum begreifen? — Was aber erkennbar ist, ist auch darstellbar. Wie malt uns oft Plutarch mit wenigen Zügen das Beseelende seiner Heroen! — Nicht einmal die der englischen Lebensbeschreibung beygefügte kurze, aber treffende, Charakteristik scheint Hr. *L.* vollkommen erschöpft zu haben. Auch hätten wir Manches, was in die Anmerkungen verwiesen ist, lieber im Texte gesehen. Selbst an der Stelle der Einleitung, ob sie wohl treffliche Worte an unsere eintönige Zeit enthält, wünschten wir vielmehr eine Schilderung Englands zur Zeit, da *William Temple* in dessen Geschichte eingriff.) Aus Veranlassung des ersten Krieges Karls II trat *Temple* in die für ihn aufserst erwünschte diplomatische Laufbahn ein. (Warum wünschte er denn so sehr gerade diese Laufbahn?) Er wurde nach Münster geschickt, um den Vertrag Englands mit dem Bischofe daselbst abzuschliefsen, und, während er zugleich zum Residenten in Brüssel ernannt ward, über dessen Vollziehung zu wachen. Er selbst nannte sich jetzt noch einen Neuling in Geschäften. — Doch bald hierauf brachte er die berühmte Triple-Allianz zu Stande, offenbar die schönste That seines diplomatischen Lebens,

man mag die Gesinnung, in welcher er hier handelte, oder die Schwierigkeiten, welche er zu beliegen hatte, in Erwagung ziehen. „Es war seit Karls II Thronbesteigung ein solches Schwanken in Englands Politik herrschend, dafs keiner mit dieser charakterlosen Regierung ohne Gefahr irgend eine Verbindung wagen und auf sie rechnend feste Mafsregeln ergreifen durfte." „Nicht für zwey Jahre (S. 73) könnte man auf England rechnen, sagte *de Witt* zu *Temple*, und *Temple* schrieb diefs dem Grofssiegelbewahrer nach England mit dem Zusatze: das sey nur zu wahr." Und doch gewann *Temple* den Grofspensionär für seine Plane. (Wie diefs geschah, so wie überhaupt den Gang der grofsen Verhandlungen hat Hr. *L.* in einfacher Würde dargestellt.) Als *de Witt* gewonnen war, begab sich *Temple* zu dem Grafen von Dohna, Schwedens Gesandten bey den Staaten. Ohne sich nach den Formen zu richten, die Stand und Gewohnheit zu fodern schienen, ging er in Dohna's Zimmer, nahm einen Stuhl und setzte sich neben dem Grafen, ehe dieser aufstehen konnte. „Mein Geschäft, sagte er, wird meine Freyheit entschuldigen; Ceremonieen sind erfunden, um die Geschäfte zu erleichtern, nicht um sie zu hindern; man verachtet sie mit Recht, wo diefs geschehen würde; zwischen uns ist Vertrauen und Redlichkeit nöthig." — Diese Weise gewann *Temple's* des Grafen Gemüth; er umarmte ihn wie einen vieljahrigen Freund. — Bey *de Witt* drang er nun auf Schnelligkeit der Unterhandlung. „Wenn jetzt, sagte er, die gewöhnliche Weise beobachtet und die Stimme jeder einzelnen kleinen Stadt eingeholt werden soll: so wird die Unterhandlung nie zu einem glücklichen Schlusse kommen. Wenn nicht die General-Staaten schliefsen und unterzeichnen wollen: so ist mein Geschaft vor dem Beginn abgethan, und ich gehe alles verloren." *De Witt* antwortete: „das sey ganz gegen die Verfassung ihres Staates; unterzeichnen könnten die General-Staaten wohl einen Tractat, aber um ihn zu bestätigen, müfsten sie die Provinzen und Städte befragen; sie würden ihre Köpfe wagen, wenn ihr Verfahren gemifsbilliget würde. Da erwiederte Sir *William Temple*: die müfst Ihr wagen bey einem Gegenstande von solcher Wichtigkeit für Eure Existenz, für die Rechte der ganzen Christenheit! Bedenkt, dafs in Flanderns Gefahr aller Staaten Sicherheit bedroht wird, und in Flanderns Eroberung aller Staaten Unabhängigkeit verloren geht. Eine glückliche Unternehmung reizt zu neuen; jede Eroberung mehrt die Begierde, wie die Kraft, sie zu befriedigen: was jetzt leicht zu wehren ist, wird künftig unendlich schwer seyn. Was soll uns dann vereinigen, wenn wir nun getrennt bleiben? Wir nähern uns langsamer, und ehe wir zu Hülfe kommen, seyd Ihr verschlungen; Andere folgen, und die Masse wird immer grösser. Wie leicht hemmte menschliche Kraft auf des Berges Höhe den rollenden Ball, der am Fufs unwiderstehlich vieler Menschen Leben und Werke begräbt! Darum mufs zwischen euren Bevollmachtigten und mir schnell unterhandelt, und die Übereinkunft von den Staaten bestätiget werden; alles kann und mufs in vier, in fünf Tagen geschehen; bey einer Sache von so augenscheinlich dringender Noth könnt ihr auf Zustimmung rechnen; ich habe jetzt unumschränkte Vollmacht; alles ist gut; verliert ihr den Augenblick: so verdient ihr die Köpfe zu verlieren." Darauf verliefs er ihn. Am fünften Tag nach dem Anfange der Unterhandlungen wurden die Tractaten unterzeichnet. „Gerührt und mit Enthusiasmus rief *Temple* aus: *Zu Breda Freunde, hier Brüder! De Witt* sagte zu ihm: noch keinem Minister irgend einer Macht sey gelungen, was *Temple* vollbracht habe, in 5 Tagen die Staaten zu einem Schritte von solcher Wichtigkeit zu vermögen." — Auch der bald darauf erfolgte Friede zu Aachen war grösstentheils *Temple's* Werk. Mit gleicher Würde bekleidete er hierauf die Gesandtschaftsstelle in Holland. „Die grofsen Angelegenheiten Europa's und die Wohlfahrt seines Vaterlandes beschaftigten unaufhörlich seine Seele. Das dreyfache Bündnifs fester zu gründen, zu verbreiten, vielleicht dasselbe nach und nach zu einem allgemeinen Staatenbunde zu erweitern, das war sein grofser Gedanke, sein Streben. Edel (S. 138 ff. mit Feinheit gezeichnet) sein Verhältnifs zu *de Witt*. Doch diefs schöne Wirken ward bald unterbrochen. Als Karl II sich in den Rachekrieg Ludwigs XIV mit Holland verwickeln liefs, ward *William Temple* zurückberufen. „Und also, schrieb er an seinen kindlich von ihm geliebten Vater, lofete sich das Abentheuer, das seit 3 Jahren so vielen Lärm in der Welt erregte, den allgemeinen Frieden gab und sicherte, und unserem König die Entscheidung aller Angelegenheiten benachbarter Staaten in die Hand gab, in Dunst auf! Die Politik, welche man jetzt befolgen wird, müfst Ihr aus den Zeitungen kennen lernen, und nicht mehr von mir erwarten; ich werde nicht danach fragen, und mich nicht darum bekümmern." Er zog sich in die landliche Einsamkeit nach Sheen zurück, „jenem kleinen Winkel, an welchem er mit solcher Liebe hing, dafs, so lange ihm dieser blieb, kein Mifsgeschick ihn ganz unglücklich machen konnte." Dieser Zurückgezogenheit *Temple's* verdankt die Nachwelt seine „*Observations upon the united provinces of the Netherlands*, und sein *Essay on the Original and Nature of Government*. (Um die Erzablung nicht zu unterbrechen, sagt Hr. *L.* S. 219, wollen wir in Zukunft über *Temple's* Schriften besonders reden, und sie zu würdigen versuchen. Mehr als das Allgemeinste darüber dürfte, dünkt uns, doch auch schon in der Biographie angebracht seyn.) Als Karl II des Krieges müde war, sollte *Temple* den Frieden vermitteln. Bald und auf eine ehrenvolle Weise gelang ihm diefs mit Holland. Herrlich redete er hierauf (S. 235 ff.) zu seinem Könige, als ihm dieser auftrug, auch mit den übrigen kriegführenden Mächten zu unterhandeln. In Holland fand er, obwohl einst ein redlicher Freund von *de Witt*, bald den Weg zu dem Herzen Wilhelms von Oranien. Vergebens ward, weil man dem Könige vorgestellt hatte, *Temple* eigne sich nicht zu den Unterhandlungen mit dem Prinzen, erst Arlington, dann Sir Gabriel Sylvius nach dem Haag geschickt; dem letzteren, äufserte Wilhelm, habe er nichts gesagt, welches nicht auch sein Kutscher wissen könnte. *Temple* lachte und fragte, ob

Digitized by Google

er dieſ dem Grafen Danby ſchreiben dürfte? Der Prinz erwiederte: er ſolle es ſchreiben. — Endlich kam, nicht ohne Mitwirken *Temple's*, aber auch nicht ohne Schwierigkeiten und groſsen Verdruſs für dieſen, der Friede zu Nimwegen zu Stande. — Als dieſer geſchloſſen war, wurde er Miglied des geheimen Rathes, welcher ihm zum Theil ſeine Organiſation zu danken hatte. Doch auch hier ward ſein edles Wirken gehemmt durch die Schwäche Karls II, die düſtere Schwermuth, welche ſich damals auf die engliſche Nation gelagert hatte, und durch die entgegengeſetzten Plane mehrerer ſeiner Collegen. Wie er ſelbſt indeſſen die hohe Würde dieſer Stelle behauptet habe, davon nur *ein* Beyſpiel. Im Oct. 1679, wo ſich eben das neue Parlament verſammeln ſollte, war *Temple* nach London gekommen, um den Rückſtand ſeines Gehalts (von der Geſandtſchaft her) einzufodern. Graf Sunderland verſprach ihm ſeine Hülfe, und ging mit ihm zum Könige. Dieſer ſchien ſehr gütig und freundlich; aber kein Wort von Geſchäften. Von da, mit Sunderland, in den Rath; er erwartete nur gemeine Dinge. Auch war die Sitzung alſo im Beginn, im Fortgang; als Sir William aber alles geendigt glaubte, da ſagte der König: aus vielfachen Gründen müſſe er das Parlament noch vertagen; er habe alle Folgen, die daraus entſtehen könnten, wohl überlegt, und wolle keine Einwürfe hören: er vertage es alſo auf ein Jahr: der Kanzler möge dem gemäſs verfahren. — Der ganze Rath (ausgenommen Wenige, die unterrichtet waren, und Stillſchweigen für das Beſte hielten) war wie betäubt über dieſen plötzlichen Entſchluſs, und die Weiſe ihn mitzutheilen; Einige erhoben ſich, um dagegen zu reden. Da ſtand Sir *William Temple* auf und ſagte zu dem König: „Über Eurer Majeſtät Entſchluſs will ich nichts ſagen, weil ſie keine Gründe darüber hören will; aber ich möchte mich unterwinden, ihr meine unterthänige Meinung für die Zukunft zu geben. Dieſe iſt, daſs ſie geruhen möge, alle Zeiten einen Rath zu vernehmen, und in ihm Freyheit der Debatten und Meinungen zu geſtatten: alsdann kann Eure Majeſtät noch immer entſcheiden, wie ihr beliebt. Wenn des gegenwärtigen Raths Perſonen oder Anzahl ihren Angelegenheiten nicht angemeſſen ſind: ſo ſteht es in ihrer Macht, ihn aufzulöſen, und einen anderen zu errichten von zwanzig, zehen, fünfen, wie ſie will, und dieſen wieder zu verändern. Aber, ob Räthe zu machen, die nicht rathen ſollen, in Eurer Majeſtät Macht ſteht, bezweifle ich, weil es widerſinnig wäre; und nach dem, welches ich aus früherer Zeit und der unſrigen bemerkt habe, glaube ich nicht, daſs ihre Vorfahren dergleichen je in England ausgeübt, noch fremde Fürſten jetzt ausüben in der ganzen Chriſtenheit.“ Bald nach dieſem (1681) endigte ſeine öffentliche Wirkſamkeit; er zog ſich für immer in den Privatſtand zurück. Es folgte ihm die Achtung der Nation, und die Huld Karls II, nachher Jacobs II und Wilhelms III; nur zur öffentlichen Thatigkeit lieſs er ſich nirht mehr zurückrufen. Selbſt Wilhelm III bot ihm dreymal vergeblich die Stelle des Staatsſecretars an, hörte aber doch nicht auf ſein Freund zu ſeyn, und zog ihn in den wichtigſten Angelegenheiten des Staates zu Rathe. Er ſtarb 1698. — Man ſieht, daſs Hn. *Ludens* Geſchenk, obwohl theils mehr, theils weniger Zugaben zu wünſchen wären, uns ſehr willkommen ſeyn dürfe. R. I. H.

RUDOLSTADT, b. Klüger: *Geſchichte Frankenlandes* von *Franz Anton Jäger*, der WW. Doctor. *Zweyter Theil.* 1807. 486 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.).

Mit dem erſten Theile dieſes Werkes, und mit dem Plane, nach welchem es bearbeitet worden, haben wir unſere Leſer in der A. L. Z. 1807 No. 216 bekannt gemacht. In der Bearbeitung dieſes zweyten Theils iſt ſich der Vf. gleich geblieben; und ob wir gleich darin nicht den Geiſt eines kritiſchen Geſchichtsforſchers entdecken, ſo müſſen wir ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daſs er ſich alle Mühe gegeben habe, die merkwürdigſten Begebenheiten, die nur irgend auf die fränkiſche, oder vielmehr auf die würzburgiſche und bambergiſche Geſchichte Einfluſs hatten, zu erläutern, und über die politiſchen und kirchlichen Verhältniſſe dieſer zwey Bisthümer, ſo weit es die Dürftigkeit ſeiner Quellen geſtattete, ein helleres Licht zu verbreiten. Dieſer Band zerfallt in *zwey*, der Zahl nach, fortlaufende Bücher, von welchen das *dritte* den Zeitraum: *von Erhebung des Bisthums Würzburg zum Herzogthum, bis zu deſſen Abnahme durch K. Heinrich V*, in ſich faſst. Dieſe Perioden-Abtheilung, welche mit den Jahrzahlen 1017 bis 1116 etwas näher hätte beſtimmt werden ſollen, gründet ſich auf die, am Schluſſe des erſten Theils für unbezweifelt richtig angenommene Angabe, daſs das Bisthum Würzburg vom K. Heinrich II im J. 1017 die Eigenſchaft eines *fränkiſchen Herzogthums* erhalten habe. Die Beurtheilung dieſer Behauptung haben wir bey der Anzeige des erſten Theils ausgeſetzt, weil wir mit Recht erwarteten, der Vf. würde ſich über den, für die fränkiſche Geſchichte des mittlern Alters ſo wichtigen, *ducatum Franciae orientalis* etwas ausführlicher herauslaſſen, und vorzüglich die hiſtoriſchen Zweifel zu widerlegen ſuchen, die ſo viele claſſiſche Geſchichtſchreiber dem würzburgiſchen Beſitz des fränkiſchen Herzogthums entgegen geſetzt haben. Wir fanden uns aber in dieſer gerechten Erwartung getäuſcht, und müſſen daher nur im Allgemeinen bemerken, daſs wir uns von einem *ſolchen* Herzogthum, wie es der Vf. dem Stifte Würzburg über ganz Oſtfranken zueignet, nicht überzeugt finden, und daſs der würzburgiſche Ducatus, im damaligen Sinne des Worts, weiter nichts andeutete, als die Ausübung der Gerichtsbarkeit in der würzburgiſchen Dioces. Selbſt die vom Vf. im erſten Theile dieſes Werkes angeführte Urkunde K. Heinrichs II vom J. 1017 [in *Leukfeld. antiq. Poeld. p.* 251] redet nur von einer, dem Stifte Würzburg *in toto ducatu vel comitiis orientalis Franciae* zugeſtandenen *poteſtate judiciaria*, die vormals von den königlichen Gaugrafen verwaltet wurde. Hieraus wird man aber wohl ſchwerlich den würzburgiſchen Biſchöfen den Beſitz der herzoglichen Würde beylegen können, zumal ſolche, nach dem Zeugniſſe der älteren Geſchichtſchreiber, ſich ſpaterhin in den Händen des ſaliſch-wormſiſchen Hauſes und der hohenſtaufiſchen Familie befand. Auch müſſen wir uns wun-

Digitized by Google

dern, dafs der Vf. es nicht einmal der Mühe werth geachtet, die Einwürfe zu widerlegen, welche *Gomme in differt. de ducatu Fr. or. p.* 75 gegen die Achtheit der vorhin bemerkten Urkunde vom J. 1017 vorgebracht hat, da doch dieses Diplom einen vorzüglichen Beweis ausmacht, worauf sich das fragliche Herzogthum gründen soll. — Sehr zahlreich sind die Rubriken, unter welchen der Vf. seinen Lesern von der physischen, kirchlichen und politischen Lage Franconiens den nöthigen Unterricht ertheilet. Bey vielen Gegenständen geben jedoch die Nachrichten so ganz ins Allgemeine, dafs sie auf alle deutschen Provinzen passen, ohne für die Erläuterung der fränkischen Geschichte nur die mindeste Ausbeute zu gewähren. So findet man z. B. unter dem Artikel *vermehrte Burgen* weiter nichts, als dafs nach dem Verfall der Gauverfassung die begüterten Grafen und Dynasten eine Menge Burgen angelegt, und sich davon den Namen beygelegt hätten. Diefs ist eine allgemein bekannte historische Wahrheit, die von ganz Deutschland gilt. Aber welche Familien in Franken begütert gewesen, wie sie geheifsen, welche Schlösser von ihnen erbauet worden, worin ihre Dynastieen bestanden, wie lange sie geblühet, in welchen Verhältnissen sie mit den Stiftern u. Klöstern gestanden haben u. s. w., darüber vermochte Hr. J. seinen Lesern keinen Aufschlufs zu geben. Eben so mangelhaft sind die Nachrichten, die man hier von den Reichswaldungen und von den königlichen Domainen aufgezeichnet findet; auch hätten die Pfalzen und *villae regiae*, deren es doch mehrere in Franken gab, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden sollen. — Dafs nach S. 259 das blofse Schwerd, welches sich Bischof Erlong zu Würzburg hat vortragen lassen, für ein charakteristisches Kennzeichen seiner *Herzogen-Würde* zu erklären sey, ist unrichtig, indem dasselbe, nach dem einstimmigen Urtheile der Publicisten, nur *potestatem judiciariam* andeutet, welche keineswegs den Begriff eines Herzogthums in sich *fafst*.

Das *vierte Buch* hat die Aufschrift: *Von Abnahme des Herzogthums Franken durch K. Heinrich V und dessen bald wieder erfolgter Zustellung, bis auf seine Bestätigung durch K. Friedrich I* (d. h. vom J. 1120 bis 1168). Neue und interessante historische Wahrheiten dürfen die Leser hier eben so wenig erwarten, als im vorhergehenden Buche. Der Vf. beschäftiget sich gröfstentheils nur mit den Begebenheiten der Bisthümer Bamberg und Würzburg, gleichsam als ob deren Bischofe ganz allein Besitzer und Herrn von Frankenland gewesen wären. Dieser grofse deutsche Staat fafste ja eine Menge zum Theil erloschener Graf- und Herrschaften in sich, die gerade in dieser Periode in der fränkischen Geschichte zum erstenmal aufgetreten, und als Theile des Ganzen zu betrachten sind. Die Verbindung, in welcher diese Grafen- und Herren-Familien mit den Stiftern Bamberg und Würzburg standen, ihre Schutzvogteyen über viele fränkische Klöster, ihr Antheil an den allgemeinen Volksbegebenheiten, der Umfang ihrer Länderdistricte u. d. m. durften dem Vf., wenn es ihm um Aufklärung der fränkischen Geschichtskunde zu thun war, nicht gleichgültig bleiben. Er mufste den Ursprung dieser kleinen Häuser, den successiven Erwerb und Verlust ihrer Güter, ihre Verhältnisse gegen die Stifter und Klöster u. s. w. entwickeln, um dadurch den Leser mit der Geschichte so vieler einzelner Theile, woraus das Ganze entstanden, nur einigermafsen bekannt zu machen. Freylich ein schwerer und mühsamer Gang der Geschichte, der gründliche Vorkenntnisse, eisernen Fleifs und eine genaue Bekanntschaft mit allen Subsidien erfodert, wenn man es unternehmen will, die Geschichte Frankenlandes nach ihrem ganzen Umfange zu bearbeiten. Bey dem Vf. scheint dieis der Fall nicht zu seyn. Er begnügt sich nur, dasjenige, was würzburgische und bambergische Geschichtschreiber aufgezeichnet haben, in einem neuen Gewande vorzutragen, ohne die Menge von Quellen zu benutzen, welche ihm zur Bearbeitung der fränkischen Geschichte so manche brauchbare Materialien in die Hände geliefert haben würden. — Sehr fruchtbar war dieser Zeitraum an Errichtung vieler Klöster, Spitäler, Wallfahrten und anderen frommen Stiftungen, welche auf Entwickelung der Landesgeschichte einen bedeutenden Einfluss haben. Insonderheit lernt man dadurch die Familien des hohen und niederen Adels kennen, die im Lande begütert waren, und zum Theil frühzeitig erloschen. Aber die Nachrichten, die der Vf. hin und wieder darüber mittheilt, sind durchaus unbefriedigend. Auf die Herkunft der gräflichen Stifter, auf ihren Länderbesitz, auf ihre Vogteyrechte, auf die Ausstattung der Klöster und deren nach und nach erlangten Reichthum u. d. m. ist keine Rücksicht genommen worden, um den Leser mit diesem Gegenstande der Geschichte etwas bekannter zu machen. Auch vermissen wir noch viele Klöster, die sich als merkwürdig auszeichnen. Dahin gehören z. B. Langheim, Theres, Königs- und Herrnbreitungen, Heilsbronn, Amorbach, Mönchröden, Trostadt u. s. w., welche in diesem Zeitraum ihr Daseyn erhielten, und für die fränkische Geschichte manches Datum liefern. — Bey der S. 373 mitgetheilten Urkunde vom J. 1168, worin K. Friedrich II dem Stifte Würzburg die Gerichtsbarkeit *per totum episcopatum et ducatum Wirzeburgensem* erneuert, bemerkt der Vf., dafs die darüber ausgefertigte Urkunde mit dem kaiserlichen Siegel von Gold versehen und auf rothem Wachse aufgedruckt sey. Ob er das Original davon in Händen gehabt habe, und mithin diese Angabe verbürgen könne, erfahren wir nicht. Wir hätten aber über diesen Umstand um so gewisser eine nähere Auskunft erwartet, weil man die Existenz und Achtheit dieses Diploms aus mehreren Gründen in Zweifel zieht (*Jungens Miscell.* T. I. p. 214). S. 384 bis 485 handelt der Vf. unter mehreren Rubriken von dem physischen, politischen und kirchlichen Zustand Franconiens; auch bestimmt er S. 435 die Grenzen des Herzogthums auf eine so oberflächliche Art, dafs der Leser sich davon wohl schwerlich einen deutlichen Begriff wird machen können. Im Ganzen genommen verbreitet nun zwar dieses Buch kein helleres Licht über die fränkische Geschichte, aber für blose Dilettanten kann es doch als eine brauchbare und gut geordnete Sammlung merkwürdiger Begebenheiten empfohlen werden. A. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 APRIL, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

RUDOLSTADT, im Verlag der Hof-Buch- und Kunst-Handlung: *Franz von Sonnenbergs Gedichte.* Nach deſſen Tode herausgegeben von *J. G. Gruber.* Mit dem (unähnlichen) Porträt des Dichters. 1808. XX und 233 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Selbſtberufen hat Hr. *Gruber* ſchon vor zwey Jahren ein *Etwas* über den verewigten *Sonnenberg* ans Licht geſtellt, wovon wir im Nov. 1808. No. 267 eine kurze Anzeige gegeben haben. Dieſsmal tritt er berufen und bevollmächtigt mit ſeines Freundes nachgelaſſenen Gedichten hervor: denn „*vier Tage vor ſeinem Tode nahm der Verewigte Hn. Gruber das Verſprechen ab, ſeinen Nachlaſs zu beſorgen.*" Nach Leſung des hier mitgetheilten Nachlaſſes könnte man freylich auf den Gedanken gerathen, Hr. *Gr.* habe ſeines Freundes Auftrag nur miſsverſtanden, und dieſer ſich unter *dem Beſorgen* nichts weniger als *das Drucken* gedacht. Ja, da Hr. *Gr.* die Herausgabe als eine Gewiſſensſache zu betrachten ſcheint, dürften wir an gewiſſe, hier unterlaſſene Vorſichtsmaſsregeln bey dergleichen teſtamentariſchen Verpflichtungen erinnern, und mit vollem Recht unheimliche Vermuthungen äufsern, wenn nicht *Sonnenbergs* gewiſs ſchönes, menſchliches Streben ſein ganzes, zerriſſenes Leben und ſein Tod den Spott entwaffnete, der zwar eigentlich Hn. *Gr.* träfe, aber leicht auf den Verſtorbenen gemiſsdeutet werden könnte. Wir erkennen alſo des Herausg. Beruf lieber an, und erinnern nur, daſs er die Vorrede ſehr unſchicklich mit den obenangeführten Worten beginnt; weil es nun ausſieht, als ſey er vor Verantwortung bange, und wolle mindeſtens ſeinen Willen von jeder Schuld losſagen. So weiſs ſich Hr. *Gr.* gewandt einer ſtrengern Rüge der Kritik zu entziehn, die Jeden treffen ſollte, der ein unnöthiges Buch mehr in die Welt bringt. Das vom Herausgeber gebrauchte Mittel gehört übrigens unter die erbärmlichen, und unter die gefährlichen zugleich, indem es eine groſse Hälfte der Leſer beſticht, und jedem Beurtheiler ſein Geſchäft verleidet. Von Hn. *Gr's.* jetzigen Bevorwortungen iſt das weniger zu fürchten, weil er eigentlich nur in der Dedication weinerlich iſt: in der Vorrede ſelbſt aber ſich zur didaktiſchen Würde ſteigert, und endlich — in der Anmaſsung den Culminationspunct erreichend — ſeines Freundes Genius unbeſorgt neben den klopſtockſchen ſetzt. *Sonnenbergen* rechnen wir von allen jenen Sünden nur die an, daſs er ſelbſt ſich dieſen Herausgeber wählen konnte.

Was nun erſtlich das Hiſtoriſche der vor uns liegenden 43 Gedichte betrifft: ſo ſind zwey von ihnen: *Deutſchland und Frankreich* und *Deutſchlands Auferſtehungstag*, bereits einzeln gedruckt und in unſerer A. L. Z. 1806. No. 178 von einem anderen Rec. gewürdigt. Zwey andere, *die Geburtstagsfeyer* und *das Feſt in der Hauptſtadt*, ſind aus dem *Donatoa* abgedruckt, „*auf den Rath des genialen Dichters, Herrn von — Kl.*" (Es iſt überhaupt Hn. *Gr's.* Art, wenn er Autoritäten ſtatt anderer Gründe bringt, die Namen ſeiner Heroen gar nicht, wie S. IX, oder nur nach ihren Anfangsbuchſtaben zu nennen, wie S. XIV und XV. Man ſieht leicht, was dadurch von einer Seite erreicht, von der anderen vermieden wird.) Mehrere andere Gedichte ſind zerſtreut erſchienen: die gröſsere Zahl aber iſt ganz neu.

Wer die in Hn. *G's. Etwas etc.* bekannt gemachten intereſſanten Briefe *Sonnenbergs* geleſen hat, wird ſich leicht eine Idee von ſeinen poetiſchen Arbeiten machen können: wo *Sonnenberg* ſich ſelbſt am reinſten ausſpricht, meiſtens in längeren hexametriſchen und elegiſchen Gedichten, bodenloſe Verzweiflung, raſtloſes Streben nach Vernichtung, nicht ohne Energie, wenn auch oft widrig, und in Worten und Gedanken aufs höchſte verzerrt. So ſind *Allfried und Selmina*, S. 80; ſo *Angedenken*, S. 180; ſo *Ryno und Alina*, S. 137. Wenn ſich dieſe wilde Kraft mildert: bleibt nichts als ein abgeſtorbenes Reſiduum angehäufter Bilder ohne innere Einheit, und einzelner, oft wohlklingender Verſe, ohne Zuſammenhang mit dem Vor- und Nachſtehenden. Viele dieſer Gedichte ſind den *matthiſon*'ſchen Nebelgemälden bis zur höchſten Täuſchung ähnlich. Zum Beleg ſtehe hier der Anfang des Gedichts: *der Abend*, S. 25:

Leis ſäuſelnd weht die Ficht' am Felſenquelle,
Im Wipfellaub erlöſcht das Dämmerlicht,
Und Luna's Silberboot beſchifft die Welle,
Die ſchaumend ſich am Klippenahorn bricht.
Im Lenzgeſtrauch des Blütenthales flüſtert
Ein Hügellüftchen nur: dem Weidenmoor
Entwindet ſich ein Nebelſchley'r, umdüſtert
Mit tiefem Blau ſein Binſenrohr. u. ſ. w.

Auſser der zufälligen Ähnlichkeit der Landſchaftspinſeley ohne höhere Bedeutung zeigt ſich in dieſen, meiſtens in meliſchen Strophen geſchriebenen Poeſieen auch noch die einer vollkommenen inneren Auflöſung. In der Muſik wird es auch der ſchlechteſte Componiſt nie wagen, mehrere Tonarten durch einander zu mengen, oder einen Übergang

Digitized by Google

zu verſäumen: in der Poeſie haben die meiſten kaum eine Ahndung von etwas Ähnlichem. —, Wir müſſen es noch als charakteriſtiſch von dieſer Claſſe der *Sonnenberg*'ſchen Gedichte anführen, daſs er lyriſchen Schwung durch die ſonderbarſte Vereinzelung der Gedanken zu erzwingen ſucht. So beſchäftiget ſich eine ganze Ode: *der Todtenhain*, mit der an und für ſich nicht unpoetiſchen Idee, daſs die Reſte entſchlafener Geliebten ſich in Blumen verwandeln, und ſo wieder von ſüſser Bedeutung werden; aber dieſer Gedanke wird in ſo unendliche Fäden ausgeſponnen, und in ſolche Details ausgeführt, daſs ein dem Ekel nahes Gefühl nachbleibt. Was ſoll man ſagen von Stellen, wie:

Meine Ida, in dieſer Leichenblume
Pflück' ich zitternd . . . vielleicht, ach deinen Vater!

oder wenn er endet mit dem Stoſsſeufzer:

o brech' uns ein liebend Alpenmädchen,
Brech' uns lächelnd am Tag des erſten Kuſſes!
Sieh, am Buſen der Unſchuld
Schmücken die Liebe wir noch!

ſo iſt wohl der Gipfel weichlicher, ſentimentaler Zerknirſchung erreicht, und es bedarf nicht erſt der Parodie.

Bey weitem am unglücklichſten aber iſt *Sonnenberg*, wenn er ſeine gewohnten Pfade verlaſst, und ſich zu jovialem Scherz herabſtimmt. Erſt dann, wenn man einſehen lernt, wie fremd ihm der Scherz war, wird man ſich recht innig überzeugen, wie nie der ſchöne *wahre* Ernſt, der das Lebenselement aller Poeſie iſt, einheimiſch werden konnte in der Bruſt des unglücklichen Mannes. Zwar ſind die Anwandlungen von komiſcher Laune ſelten bey ihm: aber wo ſie ſich finden, erreichen ſie auch gewiſs ein Äuſserſtes von Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit. In *Minna's Kanarienvogel*, S. 126, iſt alles concentrirt, was in dieſer Art geſündiget werden konnte.

Wie reichhaltigen Stoff die *Sonnenberg*'ſche Poeſie dem ſpottenden Humor beut, das bezeichnet eine frühere geiſtreiche Rec. des *Donatoa* in unſerer A. L. Z. 1806 No. 135. Wir haben lieber unſere Meinung ohne Ironie ſagen wollen, weil wir uns ſcheuten, die Gefühle des Verſtorbenen rauh und kalt zu berühren; wenn er uns auch ein Recht dazu giebt, indem er ſie dem Urtheil eines jeden Leſenden preis giebt. Da aber das Letztere eigentlich Hr. *Gr.* gethan hat, ſo darf der Unſchuldige nicht für den Schuldigen büſsen.

Ob *Sonnenberg* Dichter war, oh nicht: davon kann kaum noch die Rede ſeyn. Diejenigen, die ſich theilnehmend zu dem Lebenden geſellt hatten, die eigne Kraft genug beſaſsen, ruhig zu beharren bey allem Sturm und Drang ihres Freundes, und poetiſche Momente von der wahren Dichterweihe zu ſondern wuſsten, werden dem Hn. *Gr.* Dank wiſſen für dieſe Mittheilung, nicht darum, weil ihnen würdige poetiſche Geſtaltungen erſchienen wären, ſondern weil ſie einen treuen Abdruck von der ganzen Individualität des ihnen mit Recht werthen Mannes erhalten haben. Diejenigen, die ohne perſönliche Beziehungen ſind, werden nichts als eine verwirrte und zerſtörte Phantaſie wahrnehmen; ſie werden das würdige ethiſche Streben *Sonnenbergs* anerkennen; aber ſeine Gedichte höchſtens als Manuſcript für Freunde von Werth, und eben durch dieſe ſubjective Bedeutung alles Kunſturtheils unfähig finden. Wenn ſich aber jemand zeigt, der ſich öffentlich als Freund des Verſtorbenen proclamirt, und zugleich als unbedingter Verehrer ſeiner Muſe auftritt: ſo müſſen wir entweder annehmen, daſs etwas miſsverſtandene Freundſchaft das ruhigere kritiſche Urtheil befangen habe, oder wir müſſen auch geſtehen, daſs ein Mann, der ſo urtheilen kann, eben hiedurch unfähig erſcheint, wirklicher Freund eines genialen Geiſtes zu ſeyn.

Wir ſchlieſsen unſere Rec. mit der gegründeten Hoffnung, daſs Hr. *Gr.*, der unſerer Anzeige von ſeinem *Etwas* in einem *Prodromus galeatus* mit der ihm eigenen Humanität gedenkt, auch gegenwärtige unſere Anzeige in ſeiner nächſten Vorrede raiſonnirend anzeigen wird. Pw.

BERLIN, in d. Realſchulbuchhandl.: *Das Räthſel und der unterbrochne Schwätzer.* Zwey Luſtſpiele von *C. W. Conteſſa.* 1808. 153 S. 12. (12 Gr.)

Das erſte der beiden hier zum erſtenmal gedruckt erſcheinenden Luſtſpiele hat ſchon ſeit einigen Jahren auf dem weimarſchen, berliner, altenburger und anderen Theatern verdienten Beyfall gefunden. Der natürliche, ungezwungene Gang des Stücks, dem gleichwohl nichts an Intereſſe abgeht, und die einfach, aber rein gezeichneten, gut contraſtirten Charaktere; dazu der durchaus gefällige Dialog und ſeine gebildete Sprache geben dem kleinen Luſtſpiel einen Werth, der ſich auch bey der ruhigen, unbefangenen Lectüre gröſstentheils erhält. Denn man findet alles Überflüſſige verſtändig gemieden, dagegen nichts überſehen, was die neueren Komiker ſo oft der Nachhülfe des Schauſpielers überlaſſen, indem ſie kein längeres und höheres Leben kennen, als das ephemeriſche einzelner, ſchnell genug verrauſchender Theaterabende. Dadurch, daſs nur die drey zur Handlung unentbehrlichen Perſonen ohne Nebenfiguren auftreten, iſt das Intereſſe glücklich concentrirt; zugleich beweiſt es zum Voraus, daſs der Vf. nicht nöthig hatte, den Wechſel der Gefühle und Geſinnungen von aufsen willkührlich erregen zu laſſen, ſondern daſs er ihn organiſch aus den gegenſeitigen Verhältniſſen ſeiner Figuren zu entwickeln wuſste. Wenn faſt alle modernen Luſtſpiele ihr Anziehendes im Sujet haben, und dadurch ihren poetiſchen Unwerth beurkunden: ſo hat dagegen *Conteſſa* Plan und Ausführung ſo glücklich verbunden, daſs wir ſein *Räthſel* unter die beſten deutſchen Luſtſpiele zählen dürfen. — Karl, ein reicher Jüngling, führt ſeine Braut, Eliſe, einem alten Oheim, einem gutmüthigen Hageſtolz, zu, den er einſt beerben ſoll, und in deſſen Hauſe das Stück ſpielt. Der Oheim iſt auch nicht unempfindlich für die Reize ſeiner künftigen Nichte, und wir ſehn ihn gleich im Anfang der Handlung in einem Selbſtgeſpräch vor der

Digitized by Google

Thür von Elisens Zimmer. Nach Beseitigung einiger Bedenklichkeiten, ob es ihm auch gelingen werde, seinen blühenden Neffen auszustechen u. drgl., beschliefst er „ein Bischen horchen zu gehn," und hält das Ohr an die Thür. Er fährt fort:

St! da vernahm ich was. — Nein. Ich hab' nichts vernommen.
Sie ist gewifs allein, mein Neffe wird nicht kommen:
Ich klopfe an. — Doch halt! — Gesetzt, sie ruft: herein,
Was mach' ich dann? — Nun dann geh' ich hinein.

Er geht auf die Thür zu. Dann sich wieder entfernend:

Doch wenn ich drinnen bin, was werd' ich ihr dann sagen?
Ey nun, ich werde sie nach dem Befinden fragen:
Sie dankt; sie macht mir Platz; ich setze mich — und dann —
Und dann — dann findet sich! Ich geh' und klopfe an.

Indem er anklopfen will, tritt Karl durch eine andere Thür ein, einen Brief in der Hand. Ein Freund hat ihm ein Räthsel gesandt, welches die zwey Liebenden lösen sollen. Elise kommt dazu. Sie macht Karln einen scherzhaften Vorwurf, dafs er sie so lange allein gelassen. Er hat drey lange Briefe schreiben müssen. Sie wendet sich an den Oheim:

Und auch mein Onkel läfst mich höflich aus der Acht.
Ich dacht' er kommt gewifs; — ich hatte falsch gedacht.

Er erwiedert:

Ja, wenn man immer wär', wo man am liebsten wäre!
Ich wollte just, da kam mir — jemand in die Quere.

Elise hatte Langeweile gehabt. Ihr Papagey war krank, ihr Mops lahm, zum Lesen hatte sie auch keine Luft, denn vor Büchern ekelte ihr:

Was sollt ich mit dem unbequemen Wesen,
Das immer fort docirt, sich niemals unterbricht,
Nicht widersprechen läfst, und selbst nicht widerspricht?

Der Oheim fühlt sich eben so unlustig. Ihm ist

Das Trauerspiel zu lang, das Schauspiel gar zu breit,
In wenig Dichtern Geist, und Langeweil' in vielen.
Romane möcht' ich wohl, allein nicht lesen — *spielen!*

Karl erwähnt des Räthsels, und Elise findet es zur rechten Zeit gekommen. Allein der Brief, der es begleitet, enthält die Clausel, dafs ein versiegelt beyliegender Zettel mit der Auflösung nicht eher als bey der Ankunft des Freundes geöffnet werden solle. Er wolle Karls Standhaftigkeit und Elisens Ergebung prüfen, schreibt er, und das Ganze als eine Vorübung zum Ehestand angesehen haben. Elisen verdriefst es. Sie beschliefst, sich des Zettels zu bemächtigen: sie will nichts mehr vom Räthsel wissen, und klagt über allerley Übelbefinden. Der Oheim merkt, dafs ein Sturm bevorstehe, und schleicht davon:

Wir kommen bald zurück, den Weitzen einzuerndten.

Es entspinnt sich nun ein langer Dialog zwischen Karl und Elisen, aus dem wir aber nichts mittheilen, weil alles in ihm so vortrefflich ist, dafs wir nichts Einzelnes auszuzeichnen wagen; auch liegt in der Aufeinanderfolge der Gedanken zu viel Sinn und reine Auffassung, besonders weiblicher Individualität, dafs wir nichts davon aus einander reifsen mögen. Elise bietet alle kleinen Künste ihres Geschlechts auf, Karln den Zettel abzulocken, Schmeicheleyen und Vorwürfe, Erinnerung an schöne Augenblicke und reizenden Trotz, erheuchelten Schmerz und zärtliche Bitten in anmuthig verbundenem Wechsel. Je fester er auf seinem Vorsatz beharrt, desto höher steigt ihr Eigensinn, und sie glaubt, ihrem ganzen Geschlecht etwas zu vergeben, wenn sie ihrem Geliebten den Sieg läfst. In der Gewifsheit, dafs er nicht ohne sie leben könne, und immer zu ihr zurückkehren werde, weist sie ihn aus dem Zimmer, nachdem ihr alle Mittel mifslungen sind. Um seine Wiederannäherung durch Eifersucht zu beschleunigen, und zugleich eine kleine Rache an ihm zu nehmen, nimmt sie sich vor, des alten Oheims Zärtlichkeit zu erproben, den ähnliche Absichten in ihrer Nähe gehalten haben. Elise erklärt ihm vor allem, mit seinem Neffen habe sie auf immer gebrochen, und erfährt bey der Gelegenheit, dieser habe den Zettel seitdem dem Oheim zur Aufbewahrung anvertraut. Einige kleine Schmeicheleyen bewegen ihn bald, den Zettel zu holen; doch will er sich vorher eines Geständnisses entledigen, das ihn drückt, und es in einer Fabel geben. Er fängt also an, von eines alten Bären, oder vielmehr von eines Bären in seinen besten Jahren, zärtlicher Neigung zu einem Mädchen zu erzählen, und kommt bis zu der Liebeserklärung desselben. Da Elise nun auch des Mädchens Antwort wissen will, hat er diese vergessen, und fragt, was sie an der Schönen Stelle antworten würde. Sie lächelt, und spricht:

I nun, sie liefs etwa ihr Sprüchlein so erschallen:
Mein lieber Bär, du bist ein artger Bär,
Und wenn er artig ist, kann auch ein Bär gefallen.
Man liebt Gestalt und Jugend nicht allein;
Es schmeichelt sich Verstand und Herz auch bey uns ein,
Und der Gehorsam ziert so Mensch als Bär vor allen.
Drauf geht der Bär geschwind, und holt den Zettel her,
Und ist sodann mit ihm ein doppelt artger Bär.

Mit diesen Worten verläfst sie ihn in den schönsten Hoffnungen, denen er auf eine höchst drollige Weise Sprache giebt: als er aber den Zettel, den er bey sich gehabt hat, zu ihr tragen will, erscheint ihm sehr ungelegen Karl, der des Zwistes mit Elisen bereits überdrüssig ist. Der Oheim beschliefst indefs, die Gelegenheit wahrzunehmen, und Karln auf alles vorzubereiten. Da er mit allgemeinen Ausdrücken anfängt, immer nur von dem Streit spricht, und nicht recht zur Hauptsache kommen kann: glaubt Karl nicht anders, als Elise schicke ihn, und wolle durch ihn eine Versöhnung einleiten. Er versichert also dem Oheim, ohne eine nähere Erklärung zu erwarten, er willige in alles, und habe schon die Absicht gehabt, Elisen mit ähnlichen Vorschlägen entgegen zu kommen. Der alte Herr, der das Ziel seiner Wünsche schon erreicht sieht, denkt nicht an die Möglichkeit eines Mifsverständnisses, und so löst sich denn in der letzten Scene, da Elise wieder hervorgetreten ist, der angehäufte Stoff auf eine höchst gefällige Art zur Freude des jungen Paares und zur Beschämung des Oheims auf. — Mit der Zeichnung von Karls Charakter möcht' er indefs in Widerspruch stehen, wenn er am Ende des Stücks, ohne seines Freundes Ankunft zu erwarten, den Zettel entsiegelt und so-

Digitized by Google

nen Inhalt mittheilt. Dagegen ist dadurch der schönste Schluss des Ganzen gewonnen.

Das zweyte Lustspiel ist dem Französischen des *de Launay* nachgebildet: kann aber mit dem ersten gar nicht verglichen werden, und höchstens auf dem Theater Effect machen, wenn die Rolle des Thalheim mit erfoderlicher Volubilität der Zunge durchgeführt wird. Die Anlage selbst ist alltäglich, der Ausgang unbefriedigend, und die Ausführung sowohl von Witz als von Humor entkleidet.

Aus den aus *dem Räthsel* gegebenen Proben erhellt schon, dass es in Versen geschrieben ist: eben so *der unterbrochene Schwätzer*. Doch hätten wir gewünscht, auf diesen Theil der Form eben so viel Fleiss gewendet zu sehen, als auf die übrigen. Denn dass Alexandriner der herrschende Vers sind, ist unverkennbar: aber an unzähligen Stellen weicht er kürzeren Zeilen. Solche Nachlässigkeiten hätte der wackere Dichter dem Hn. *v. Kotzebue* und dem Petit-Kotzebue, *Theodor Hell*, überlassen, und sich auch in der metrischen Genauigkeit lieber an *die Mitschuldigen* und *die Launen des Verliebten* anschliessen sollen, neben denen genannt zu werden *das Räthsel* in anderen Hinsichten nicht unwerth ist. Zw.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Königsberg*, in Comm. b. Nicolovius: *Hellwig* von *Ludwig Purgold* (Lehrer am Gymn. zu Wiburg). Zum Besten der preussischen Verwundeten. 1808. 32 S. gr. 4. (6 Gr.) Es ist aus den politischen Zeitungen bekannt, dass der preussische Lieutenant Hellwig am 17 Oct. 1806 ein starkes Corps gefangener Preussen bey Eisenach mit geringer Mannschaft von ihrer überlegenen französischen Bedeckung zurück erbeutete: ein Zug, der seines Urhebers Patriotismus schön beurkundet, und der ganzen Nation würdig ist, die an Einem Tage alles, nur ihre Ehre nicht verlor. Indess gestehen wir, in dieser abgerissen dastehenden Handlung auch nicht Einen Moment zu entdecken, der sie der epischen, oder überhaupt der poetischen Darstellung eignete. Auch Hr. *Purgold* hat ihr keine neuen und bedeutenderen Seiten abgewonnen, und sich mit einer der Anlage nach kunstlosen, der Ausführung nach höchst schwülstigen Erzählung begnügt. Der antike epische Ton und der Hexameter mit allem, was ihm anhängt, auf einen ganz modernen Gegenstand angewendet, und überall mit feyerlichem Ernst gehalten, fällt um so mehr ins Komische, als alles, was zur classischen Bildung gerechnet werden muss, den hier handelnden und redenden Figuren das Fremdeste ist. Wir können deshalb nicht sagen, dass wir Hn. *Purgold's* Versprechen, die Namen aller um Deutschland und überhaupt um Europa verdienten Männer nach Kräften zu feyern, einen besonders glücklichen Fortgang wünschen, da ein Product, wie dieses, auch durch die schönsten dabey obwaltenden Zwecke vor dem Richterstuhle der Kritik nicht gerechtfertiget werden kann. — Ganz besonders auffallend ist es noch, dass Hr. *P.*, der aus einer früheren Schrift als gründlicher Freund des classischen Alterthums, und besonders als Kenner der antiken Sylbenmasse nicht unrühmlich bekannt ist, Hexameter, wie die hier vorkommenden, hat bauen können, in denen sogar die ersten Regeln der gemeinsten Richtigkeit so sehr verletzt sind, dass mehrere Fünf- und Sieben-Füssler mitunterlaufen, als:

V. 108. Edler noch, | männlicher | hallt im Ge- | murr über- | täubt dumpf.

oder V. 26. Und die | Schwerter | prüft er des | Vaters, das | gröfsre und | wieder das | gröfsre,

feinerer Fehler gar nicht zu erwähnen.

Unabhängig von dem eigenen Gehalt dieses kleinen Gedichts ist ein ihm anhängendes historisches Interesse, indem wir diese Arbeit als durch *die nordische deutsche Privatgesellschaft in Wiburg* (s. die St. petersburgische Monatsschrift. 1806. Oct. und Nov. S. 81 ff.) veranlasst betrachten können, und wir uns allerdings freuen müssen, wenn unsere Muttersprache, während ihe manche ihrer Kinder untreu werden, ihr inneres Leben bewahrend, im hohen Norden Blüten zu treiben beginnt.

Zw.

Karlsruhe, b. Macklot: *Amint.* Ein Hirtengedicht von *Torquato Tasso*. Aus dem Ital. übersetzt von *Eduard Schaul*. 1808. 184 S. 8. (18 Gr.) Der Zweck dieser in breiter und ungebildeter Prosa abgefassten Umschreibung wird nicht leicht einem Leser klar werden, da er vermuthlich dem Übers. selbst unklar geblieben ist. An höhere Verdeutschungstendenzen kann nicht gedacht seyn, nicht einmal an die untergeordnete leichtere Unterhaltung. Man muss also glauben, Hr. *Schaul* wolle durch seine Arbeit den Lehrlingen die Lesung des Amyntas — freylich auf einem höchlich zu missbilligenden Wege — erleichtern. Dann aber hatte der, wie es scheint, nach Bodonis Ausg. so ziemlich correct abgedruckte italianische Text der Version gegenüber gesetzt werden sollen, da er jetzt, ohne Sinn und Bedeutung, auf der Rückseite eines jeden Blattes steht. Auch wäre dann vor allem wörtlich treues Übertragen Pflicht gewesen, da anjetzt fast keine Periode nach den ihm eigenthümlichen Bildern und Ausdrücken wiedergegeben ist. Besonders aber sollte der, welcher für die Jugend arbeiten will, selbst in der Sprache zu Hause seyn, zu deren Erleichterung er Hülfsmittel liefern will. Dass dies nicht Hn. *Schaul's* Fall war, zeigt einestheils seine geringe Genauigkeit, anderntheils erhellt es aus offenbaren Verstossen gegen den Sinn des *Tasso*. Wir würden Proben davon geben, wenn sich deren nicht dem Neugierigen von allen Blättern entgegen drängten, und unter diesen so lächerliche, dass Hn. *Schauls* gesammte gelehrte Bildung dadurch in ein etwas zweydeutiges Licht gerath. So sind die *Novi Lini ed Orfei* S. 57 durch *„neue Lichter und Orpheuse"* wiedergegeben u. dgl. Wir sind nicht belesen genug in den französischen Übers. italianischer Dichter, um hier auf benutzte Quellen verweisen zu können. Doch trägt diese Arbeit die Manier der franz. Dollmetschungen so sichtbar an sich, dass wir kaum zweifeln, Hr. *Schaul* habe statt des ihm unverständlichen Originals jene wiedergegeben: eine Mühe, die um so eher zu sparen gewesen wäre, da bereits vor mehreren Jahren in der *Polychorda* des verstorbenen *Aug. Bode* eine treue poetische und durchaus lesbare Verdeutschung des *Amyntas* geliefert ist.

Zw.

Berlin, b. Littfas: *Sechzehn Lieder* von *Karl Muchler*. 1808. Taschenformat. 48 S. (4 Gr.) Die kleinen Liederpoesieen (die Farben, die Blumen und der Schmetterling), welche durch *Himmel* und *Hurka* schon längst als Arien bekannt und beliebt sind, und hier den Liebhabern einmal als Text ohne Musik vorgelegt werden, gehören zu der Gattung des Artigen und Sinnreichen, die sich mit dem Besingen eines Gegenstandes ohne völlige objective Beseelung, mit der blossen Anknüpfung eines Gedankens nicht weit über die Sphäre der Gelegenheitsgedichte erhebt, aber in so leichter, gefälliger Sprache, wie sie *Muchler'n* zu Gebote steht, Componisten und Sängern vorzüglich willkommen ist.

T. Z.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Der aufrichtige Kalendermann*. Ein gar curioses und nützliches Buch. Für die Jugend und den gemeinen Bürger und Bauersmann verfertiget und mit Bildern erläutert von Dr. *Christoph Gottlieb Steinbeck*. Erster Theil. Mit königl. sächs. Privil. 6te unveränderte Auflage. 1808. 166 S. 8. (6 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 APRIL, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT u. HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Über Bildung, Lehre und Wandel protestantischer Religionslehrer;* von *Johann Friedrich Jacobi*, Ober-Consistorial-Präsidenten der augsb. Confessions-Verwandten in den Departements der Ruhr, Rhein und Mosel u. s. w., Präfecturrath und Mitgl. der Ehrenlegion. 1808. 162 S. 8. (12 Gr.)

Der Titel dieser Schrift giebt dasjenige nicht ganz genau an, was man darin findet; aber der Vf. hat dafür gesorgt, dafs man alles das gerne nimmt, was er giebt. Er hat die Briefform gewählt, und versetzt sich im ersten Briefe in die Lage eines guten Sohnes, der auf einer Universität sich zu einem protestantischen Prediger bilden will, und an seinen Vater über einige Hindernisse schreibt, die er in seinem Verhältnifs dabey findet. Das zweyte und dritte Schreiben enthält die Antworten, worin der Vater ihn theils daran erinnert, dafs wahres Christenthum und wahre christliche Lehrerwürde zu allen Zeiten seit Entstehung des Christenthums ihre Hindernisse gefunden haben, theils ermahnt, und ihm den Weg zeigt, bey den jetzt vorkommenden Schwierigkeiten sich zu seinem Amte die rechte Vorbereitung zu geben, und bey denen, die er noch künftig antreffen werde, daffelbe in einer Stadt oder auf dem Lande würdig zu führen. Der vierte Brief ist wieder an den alten Vater gerichtet, aber von seinem Schwiegersohne, einem in einer Residenz im Amte stehenden Prediger. Dieser erzählt eine Unterredung, die er mit seinem Fürsten gehabt hat, sowie die Veranlassung dazu, wo am Ende der Furst ein Gutachten darüber fodert, ob und wie die beiden protestantischen Hauptparteyen könnten mit einander vereinigt werden, welches dem Schwiegervater Gelegenheit giebt, sich darüber im fünften und letzten Schreiben auszulassen.

Der Vortrag der neuesten Philosophie und das ungesittete Leben der Studirenden auf Universitäten werden als die vornehmsten Hindernisse der rechten Bildung protestantischer Religionslehrer in jetzigen Zeiten angesehen, u. in der letzten Rücksicht wünscht sogar der Vf. solche Seminaria, dergleichen die Jesuiten hatten. Aber wird nicht dabey in Bezug auf das Erste vergessen, dafs jede Philosophie nur hauptsächlich den Scharfsinn üben soll, dafs auch die neueste das kann, dafs man die Sprache jeder lernen mufs, wenn man in sie eingeweihet werden, und sie mufs verlassen können, wenn man einen populären Vortrag halten soll? Wird nicht beachtet werden müssen, dafs, wenn solche Seminaria zwar dazu dienen, etwas hervorzubringen, was eine mechanische Frömmigkeit heifsen mag, auch den darin erzogenen Lehrern einen gemeinschaftlichen Geist zu geben, wie ihn die Kirche gerne hat, dieser Geist doch auch sehr leicht jesuitisch eingeengt und gefesselt werden, und Heucheley oder blofse Werkheiligkeit, eine äufsere Form der Heiligkeit, bey welcher der innere Gehalt fehlt, entstehen kann? Protestantische Prediger müssen vielmehr frey gebildet werden, wie Rec. glaubt. Es mufs ihnen nicht gerade das vorgetragen werden, was, und so, wie sie es wieder lehren sollen, sondern sie müssen das lernen, was sie als gründlich gelehrte Kenner ihrer Religion zu wissen nöthig haben. Darunter wird ja auch das seyn, was weniger Gelehrten beygebracht werden mufs. Die Auswahl, die Vortragsart müssen sie sich selbst abstrahiren. Wie der Professor ihren Vorkenntnissen und Bedürfnissen gemäfs gelehrt hat, so müssen sie lernen, sich nach den Vorkenntnissen und Bedürfnissen ihrer Lehrlinge zu richten. Regeln kann man ihnen dazu geben; man kann ihnen in einigen Beyspielen von der ganz verschiedenen, theologischen und populären Vortragsart Begriffe beybringen, wie es ja auch auf jeder Universität geschieht; aber mechanisch sie zu der letzteren abrichten kann und mufs man nicht. Sie müssen zu philosophischen Köpfen gebildet werden; dafs dieses durch die jedesmalige Zeitphilosophie geschehe, ist nicht zu ändern. Freylich, wenn einige Lehrer der letzteren heutiges Tages sie so vortragen, dafs ihre studirenden Zuhörer sie gar nicht verstehen können, dafs sie sich vielleicht selbst nicht verstehen, wer weifs dann nicht, dafs sie zu tadeln sind? Aber offenbar mufs der akademische Vortrag ganz anders als der populäre seyn, wenn es auch nur wäre, weil er andere Zuhörer hat.

Über den Mifsbrauch der Freyheit und das zügellose Leben der Studirenden auf Universitäten wird zwar mit Recht sehr geklagt; es ist darin eine schlechte Vorbereitung zum Amte würdiger Religionslehrer: aber sollen denn diese so lange unter strenger Aufsicht bleiben, bis sie selbst die Sittenaufseher ganzer Gemeinden werden? Mufs nicht auch für sie eine Zeit kommen, wo sie lernen und anfangen, sich selbst zu regieren? Sollen sie dieis erst im Amte lernen? Nein; sind sie dazu noch nicht fähig, wenn sie auf die Akademie kommen: so schicke man sie später und besser vorbereitet dahin! Sie werden hier ihre Versuchungen finden, aber das müssen sie ja. Die Disciplin sollte etwas strenger, die

Aufsicht auf die Einzelnen genauer seyn; aber sie so lange in katholisch- oder gar jesuitisch-gearteten Seminarien zu lassen, bis sie Prediger werden, das wird nie der Weg seyn, würdige protestantische Lehrer zu bilden. Sollen sie einen gewissen gemeinschaftlichen Geist erhalten, wodurch freylich erstaunlich viel ausgerichtet werden kann: so bekamen sie ihn ehemals durch das gründliche Studium ihrer kirchlichen Dogmatik, und würden ihn auch noch dadurch bekommen können, wenn nur die Professoren daran dächten, ihn also zu bilden, und wenn nur die Studirenden mehr Einheit und Zusammenstimmung unter ihren künftigen Amtsbrüdern bemerkten. Soll innere Religiosität mehr in ihnen befördert werden: so wäre freylich darüber viel zu sagen. Es wird offenbar daran zu wenig gedacht; aber dass dazu doch solche Seminaria nicht nöthig sind, ergiebt sich aus der früheren Geschichte des Protestantismus z. B. aus der Periode der Pietisten, in welcher, wie man nicht leugnen kann, dafür viel und mit Nutzen geschah. Seminaria für künftige Prediger sind vortrefflich; aber sie müssen von der Art seyn, wie man sie in einigen protestantischen Ländern schon hat, und noch mehr vervollkommnen kann; sie dürfen nicht den jesuitischen gleichen. Sie könnten auf allen Universitäten leicht gestiftet, oder es könnten auch ähnliche Anstalten für einige von denen eingerichtet werden, die einer vorzüglicheren Bildung zu den wichtigsten Kirchenämtern fähig und würdig sind.

Unter den Hindernissen, die der nützlichen Führung des christlichen Lehramtes selbst heutiges Tages entgegen stehen, erwähnt diese Schrift nur vorzüglich des gewöhnlichen Unglaubens und der noch gewöhnlicheren Religionsgleichgültigkeit; und mit grossem Vergnügen wird man die Schilderung lesen, wie, dessen ungeachtet, redliche Prediger ihr Amt sowohl in der Stadt als auf dem Lande mit grossem Nutzen führen können. Wahr und ohne Übertreibung ist dabey fast alles; nur scheint der Vf. etwas zu viel von der Trefflichkeit des Lehrers zu erwarten. Öffentliche Religionsübung lässt sich dadurch allein nicht befördern, wenn man nicht eine verständige Kirchenordnung einführt, und die Meinung des grossen Haufens, auch dessen, der selbst nicht ganz religiös ist, dafür zu gewinnen weiss, dass Religion etwas Vortreffliches und öffentliche Gottesverehrung etwas Nöthiges sey. Der Vf. will, wie die meisten jetzigen Religionslehrer, um sich her bessern, und durch die Gebesserten wirken; ein sehr sicherer, aber langsamer Weg. Nach Rec. Meinung werden christliche Religionslehrer nützlicher seyn, wenn sie mehr, als geschieht, daran denken, wie Menschen, die noch gleichgültig gegen Religion und Tugend, oder wohl gar davon abgeneigt sind, dafür gewonnen werden, und sich überzeugt halten, dass diess unmöglich allein weder dadurch geschehen könne, dass sie ihnen sagen, wie sie seyn müssen, (was sie nicht hören mögen,) noch auch dadurch, dass sie ihnen etwas versprechen, was sie noch nicht achten. Gute Christen wird man sehr leicht zur Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen dadurch ermuntern können, wenn man diese Anstalten als Tugendmittel darstellt, oder sie an ihre Schuldigkeit erinnert, die Moralität in anderen Menschen zu befördern; aber wie viele Menschen giebt es, bey denen man durch solche Vorstellungen gar nichts ausrichtet! Soll man nun diese gar nicht, oder muss man sie nicht durch andere Bewegungsgründe zu dieser Pflicht erwecken?

Das Gutachten über die Vereinigung der Protestanten ist oberflächlich gegeben; und wie kann es anders seyn, so lange nicht gesagt wird, wie weit die Einigkeit gehen soll? Ehemals hatten die Lutheraner und Reformirten sich in der Kirchenverfassung, in den Gebräuchen, im Sprachgebrauch und wegen der Verschiedenheit der Lehrmethode getrennt. Um des Friedens willen hätte jede Partey etwas nachgeben sollen, was ihr sonst nicht gefiel; das Bessere hätte überall durchdringen sollen. Aber da es nun einmal nicht geschah, musste die Trennung erfolgen; und da sie erfolgt ist, welche Partey soll nun nachgeben, u. die Grundsätze und Einrichtungen der anderen annehmen? Oder will man aus beiden eine dritte machen, die protestantisch, und weder lutherisch noch reformirt ist? Das letzte ist schon einigermassen durch die Zeit geschehen, aber was ist dadurch gewonnen, oder was würde ausgerichtet werden, wenn es noch in grösserem Umfange erfolgte? Was anderes als eine neue Partey, mit der vielleicht viele von den beiden bisherigen nicht zufrieden wären? Die Kirchenverfassung wird doch auch entweder presbyterianisch seyn müssen, oder nicht, das Brod im Abendmahl wird gebrochen werden müssen, oder nicht. Wie kann man etwas einführen wollen, wo weder das eine noch das andere wäre? Oder welche Partey soll nachgeben? Welche muss gerettet werden? Soll es die kleinere, die vielleicht in anderen Gegenden die grössere ist? Und was ist gebessert, wenn die eine die andere verschlungen hat?

Leicht wird man gestehen, dass aus der Trennung der Protestanten von Anfang an viele Übel entstanden sind und noch entspringen; aber die meisten und grössten, die ehemals waren, sind doch vorüber. Die Zeit hat vereinigt; es ist nur übrig zu bestimmen, was noch geschehen muss, und das scheint folgendes zu seyn. Es ist gar nicht nöthig, dass die Reformirten lutherisch, oder die Lutherischen reformirt, oder aus beiden Kirchen Eine zusammengeschmolzen werde, die weder das eine noch das andere ist. Es ist gar nicht nöthig, dass das Vermögen der einen Partey der anderen gegeben, oder beide gleiche Rechte erhalten, wo sie sie noch nicht haben. Das letzte erhält und vermehrt nur die Trennung. Aber das ist nöthig, dass, wo beide Parteyen sind, jedem die Freyheit gegeben werde, zu der einen oder der anderen sich zu halten, dass nicht jemand darum zu einer anderen Religionspartey sich bekennt, weil er ein Sohn und keine Tochter ist, dass nicht jemand darum sein Kind von einem reformirten Prediger taufen lassen kann, weil er es wohlfeiler hat. Das ist nöthig, dass Einrichtungen ge-

Digitized by Google

troffen werden, nach welchen kein Prediger davon Nachtheil hat, wenn einige seiner Gemeindeglieder auch einen anderen Ritus beym Abendmahl vorzögen, als der in seiner Kirche eingeführt ist, und den er nicht abändern kann oder will. Das ist nöthig, dafs keine Prediger Einer Partey da mehr sind, wo es keine Gemeinde von derselben mehr giebt. Das ist nöthig, dafs man endlich allgemein einsehe und decretire, um der Meinungen willen dürfe man sich nie als äufserlich getrennt betrachten, denn durch diese sey man nur innerlich getrennt, und dabey könne man durch Liebe innerlich und auch durch äufserliche Bande vereinigt seyn; um des Sprachgebrauchs und der Lehrmethode willen könne man sich nicht mehr als getrennt denken, da die Protestanten darin heutiges Tags in gewisser Rücksicht sehr einig wären, nämlich sofern sie darin eine grofse Verschiedenheit duldeten; die Verschiedenheit der Kirchenverfassung und Gebräuche, worin die Lutheraner von jeher Freyheit statuirt hätten, werde und dürfe nicht als eine Scheidewand betrachtet werden, da auch jetzt schwerlich mehr ein Reformirter die seinigen als nothwendig betrachten würde, wenn er sie auch vorzöge; sie könnten daher immer in verschiedenen Ländern und Gemeinden fortdauern; wenn ein Protestant eine Art des Ritus oder der Kirchenverfassung vorzöge, und an einem Orte lebte, wo beide eingeführt wären, so könnte er zu der Partey sich halten, die ihm die angemessenere wäre; käme er aber an einen Ort hin, wo nur eine wäre, so müfste er sich darum doch zu der dortigen Gemeinde halten, wenn ihm auch die Einrichtung einer anderen lieber wäre.

Rec. ist überzeugt, dafs, wenn alles noch lange in dem Zustande bleibt, nach welchem die Protestanten äufserlich getrennt sind, und doch keine Ursache der Trennung wissen, oder wenn sie eine wissen und für wichtig halten, nicht frey eine Partey vor der anderen sich erwählen können, dadurch der wahren Religiosität ein grofses Hinderniss in den Weg gelegt wird. Diess scheint der Vf. nicht beachtet zu haben, welcher, weil er einer Totalvereinigung der Protestanten mit Recht abhold ist, gar nichts von Aufhebung der Ubel sagt, die noch jetzt aus der Trennung entstehen und durchaus gehoben werden müssen. Seine Schrift aber, die überhaupt zum Nachdenken veranlafst und reizt, wird doch auch dazu, wie zur immer gröfseren Vervollkommnung des Standes protestantischer Religionslehrer, beytragen können. Dfr.

Ansbach, b. Gaffert: *Gemeinnütziges Archiv für Prediger und Schullehrer, besonders in Franken.* Herausgegeben von einer Gesellschaft protestantischer Prediger und Schullehrer in Franken. Ersten Bandes erstes Stück. 1806. 222 S. Zweytes Stück. 1807. 154 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der jetzige Redacteur dieses Archivs ist, nach der Vorrede zum zweyten Stück, Hr. *M. Franz Ph. H. Rabus*, Mittagsprediger und Inspectorats-Verweser am Gymnasium zu Ansbach. Der Plan, nach welchem dieses Archiv angelegt ist, ist zweckmäfsig, und dafs vom zweyten Stück an die Predigtentwürfe und Predigten über die gewöhnlichen Perikopen weggelassen sind, ist eine Verbesserung desselben. Etwas zu weit griff man wohl um sich, als man auch die Recensionen und Anzeigen solcher Bücher, die in vaterländischen Buchhandlungen verlegt werden, mit in den Kreis dieses Archivs zog. — Wir wollen über einige der aufgenommenen Aufsätze unsere Meinung sagen. Stück 1, S. 17 ff. soll die Frage beantwortet werden: *Wie mufs die Confirmation der Kinder eingerichtet werden, wenn sie für die Beförderung des religiösen Sinnes wirken soll?* Voraus geht eine kurze Geschichte des Confirmations-Actus überhaupt. Dann meint der Vf.: 1) man müsse der Confirmationshandlung eine eigene Gottesverehrung, und zwar an einem Sonn- oder Fest-Tage widmen. Er hat Recht, und diess geschieht auch schon bey weitem in den meisten Gegenden des protestantischen Deutschlands. 2) Die Gottesverehrung solle sich an diesem Tage durch ungewöhnliche Feyerlichkeit auszeichnen, und dabey alles Spielende und Ermüdende vermieden werden. „Die ganze Einrichtung des äufserlichen Gottesdienstes zeige die Wichtigkeit der Handlung, das Gotteshaus sey an diesem Tage mit vorzüglicher Sorgfalt gereinigt, der Fufsboden mit Teppichen belegt, oder wo diese mangeln, mit Feldblumen oder Kräutern bestreut. Die Kanzel werde mit den besten Tüchern bedeckt, der Altar mit Blumen verziert. Statt der gewöhnlichen zwey Lichter zünde man ihrer sechs und mehrere an. Die reingeputzten heiligen Gefäfse stelle man in die Mitte des Tisches u. s. w." Hier möchte nun Rec. rathen, aufzuhören: denn wenn es *und so weiter* ging, so möchte das Spielende nicht wohl zu vermeiden seyn. Überhaupt kann man bey solchen Dingen der guten Sache leicht zu viel thun, und lächerlich machen, was man feyerlich machen wollte. Rec. unterschreibt daher gern das Urtheil des Vfs. über Hn. *Biels* Confirmationshandlung. Was gegen den Schlufs der Abhandlung über das Nachtheilige der Privatconfirmationen in vornehmen Häusern gesagt wird, ist Rec. aus der Seele geschrieben. — Der gleich darauf folgende Aufsatz: *Einige Worte über die von Predigern so häufig geführten Klagen, dafs es noch immer keine guten Katechismen gebe*, ist recht eigentlich zur Lehre und zur Warnung geschrieben. „Der Lehrer lasse es sich die gröfste Angelegenheit seyn, nicht über Katechismen zu klagen, sondern darauf zu denken, wie er seinen ihm vorgeschriebenen recht brauchbar benutze." — Was St. 2. S. 20 ff.: *Über die Kleidung der Geistlichen, besonders im Amte*, gesagt ist, zeigt, dafs auch in Franken eine Zurechtweisung über diesen Gegenstand nöthig geworden. Aus dem Aufsatze selbst spricht ein bescheidener, aber die Würde des geistlichen Standes nicht verkennender Mann. — Unter den *Casualpredigten und Reden*, die alle ihrer Stelle nicht unwerth sind, zeichnet sich besonders die Predigt am Dankfeste wegen des Waffen-

Digitized by Google

glücks der combinirten Armeen vom Pf. *Roth* zu Windsfeld, durch edle Freymüthigkeit aus. — Rec. wünscht an seinem Theile diesem Archiv einen guten Fortgang. C. D.

LEIPZIG, b. Barth: *Magazin von Aufgaben mit zu verarbeitendem Stoffe zu schriftlichen Aufsätzen, und mit Vorbericht und Beyspielen von der Art ihrer Verfertigung.* Zum Gebrauch für Lehrer in den mittleren Classen guter Schulen und zum Privatunterricht gesammelt von *Joh. Gottfried Pfannenberg*, Pred. u. Mitglied des Ministerii zu Dessau. 1808. XX u. 312 S. 8. (20 Gr.)

Die Absicht des Vfs. geht dahin, „für Schüler, die schon in *verschiedener Art* von schriftlichen Arbeiten einige Übung haben, und solche Aufsätze, Briefe u. s. f. zu verfertigen wünschen, die in ihren *künftigen* Wirkungskreis eingreifen, den sie gewählt haben, oder *wählen wollen*, eine Art von Vorbereitung zu geben, die ihrer getroffenen Wahl angemessen ist." Zugleich sollte aber auch der Lehrer „mit diesen Materialien Erleichterung bekommen, damit derselbe sich in den Stand gesetzt sähe, ohne Mühe und Schwierigkeiten unter dem verschiedenen Stoffe denjenigen aufzufinden, der den Fähigkeiten, Kenntnissen und Umständen der Untergebenen am angemessensten wäre." Der Gedanke ist gut; nur bleibt zu wünschen, dass er mit mehr Umfassung und Überlegung ausgeführt worden wäre. Die Aufgaben sind folgendermasen geordnet: 1) Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen; 2) Vergleichungen und Unterscheidungen; 3) Gleichnisse (Parabeln); 4) Aufsuchung des Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung, Endzweck und Mittel; 5) Sätze und Redensarten, die mit anderen zu verwechseln sind (Variation, Variiren); 6) zur Erklärung fremder und schwerer Wörter; 9) Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten; 10) Charaden, Räthsel, Logogriphen, Trilogriphen; 11) Briefe; 12) Gegenstände des häuslichen und bürgerlichen Verhältnisses, Rechnungen, häusliches Buchhalten, Schuldscheine u. s. w., wobey eine Anmerkung über Abbreviaturen; 14) zur Erklärung uneigentlicher Ausdrücke; 15) Übertragung der Poesie in Prosa und zur Erklärung des Poetischen; 16) das Gespräch (Dialog) und die Katechese; 17) Auszüge aus längeren Aufsätzen; 18) Geographie und Geschichte; 19) grösere Aufsätze und ausführlichere Abhandlungen.

Sieht man dieses Inhaltsverzeichniss genauer an: so findet man leicht, dass der Vf. durchaus nicht einig mit sich geblieben ist, und eigentlich ohne Plan gesammelt und zusammengestellt habe. Denn in welcher Art schriftlicher Arbeiten können wohl Schüler einige Übung gehabt haben, die nicht auch hier mit aufgeführt wäre? Wo bleibt daher die nähere Beziehung auf den künftigen Wirkungskreis? Doch mit diesem künftigen Wirkungskreise ist es überhaupt nicht zu genau zu nehmen. Denn auch in den besten Schulen kann man nicht jeden einzelnen Schüler mit seinem künftigen Broderwerb berücksichtigen: es kömmt überhaupt darauf an, sich ausdrücken zu lernen; das Formelle ist von keiner grosen Erheblichkeit. — In der Auswahl des Einzelnen ist der Vf. nicht glücklicher gewesen als in der Zusammenstellung des Ganzen. Wie schwer sind nicht manche der für Schüler bestimmten Aufgaben! Man könnte sie Mannern vorlegen; z. B. Warum ist die Ehre einem Soldaten so wichtig? Ferner kommen Dinge vor, die, wie sie hier angegeben sind, gar nicht für die Schule gehoren, z. B. S. 146. No. 28, wobey die Anmerkung steht: „Eine solche Anfrage setzt eine genauere Bekanntschaft voraus, und mus mit Vorsicht abgefasst werden. Und da man durch eine unvorsichtige und übereilte Antwort einem Handlungshause grosen Schaden stiften kann: so mus bey der Beurtheilung desselben die Feder von Redlichkeit und Wahrheit geführt seyn." Was heisst nun das? Nichts anderes, als: du Schüler, kannst diese Aufgabe nicht beantworten. — Auch gebricht es dem Vf. nicht selten an der Deutlichkeit des Ausdrucks, z. B. S. 60: „die Redensart: Jemand den Staub in die Augen streuen, lasst sich erläutern, wenn man an die Ähnlichkeit zwischen dem Staube und der dadurch verursachten Dunkelheit mit falschen Vorspiegelungen ränkevoller Menschen denkt; denn darin (?) liegt der Vergleichungspunct." Merkwürdig ist auch in dieser Hinsicht, was von den Charaden S. 65 gesagt wird: „Die Charaden oder Sylbenräthsel bestehen aus ein- oder mehrsylbigen oder zusammengesetzten Wortern, von denen man die einzelnen Sylben, aus welchen das Wort, oder die Wörter bestehen, deutlich bestimmt, beschreibt oder umschreibt, und alsdann das Ganze bezeichnet." — Für einen verständigen Lehrer, der zu wählen versteht, kann indes diese Sammlung ihres grosen Reichthums wegen von Nutzen seyn. AN.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Graff: *Der Rathgeber vor, bey und nach dem Beyschlafe, oder faßliche Anweisung, den Beyschlaf so auszuüben, dass der Gesundheit kein Nachtheil zugefügt, und die Vermehrung des Geschlechts durch schöne, gesunde und starke Kinder befördert wird.* Nebst einem Anhange, worinnen die Geheimnisse des Geschlechts und der Zeugung des Menschen erklärt sind, auch einer Nachricht, die Erfindung eines Schaamgürtels zur Heilung des männlichen Unvermögens betreffend, herausgegeben von D. *C. W. Becker*, praktischem Arzte in Leipzig. 5te sehr verm. Aufl. 1809. 140 S. 8. (16 Gr.)

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Anfangsgründe der Zeichenkunst für Kinder, auch zum Selbstunterricht für die ersten Anfänger, in Ermangelung eines Lehrers.* 3te verb. Ausg. mit 340 Figuren. 1808. Fol. (1 Thlr.)

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Übungen in der Ciceronianischen Schreibart, nebst einer Abhandlung über Periodenbau und Numerus nach Cicero und Quintilian*, von M. *Fr. Wilh. Hagen*. 1 Bds. 1 Samml. 2te verm. u. verb. Aufl. 1808. XII u. 123 S. 8. (8 Gr.)

Monatsregister

vom

April 1809.

I. Verzeichniss der im Monat April in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Anfangsgründe der Zeichenkunst für Kinder. 3 Ausg. 100, 192.
Archiv, gemeinnütziges, für Prediger und Schullehrer, besonders in Franken. 1 Bd. 1. 2 St. 100, 189.
Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst. 1. 2 Abth. 93, 129.
Aus Neigung wird Liebe oder der Namenstag von *S. B. J.* 91, 120.

B.

Becker der Rathgeber vor, bey und nach dem Beyschlafe. 5te Aufl. 100, 191.
Benes Progr. Comperatur privilegium ob Imp. *Friderico II* a. 1213 Goslariae datum cum legibus hujus civitatis antiquis 90, 112.
Burdach Handbuch der neuesten Entdeckungen in der Heilmittellehre 81, 38.
Busse Anleitung zum Gebrauche meines Rechenbuchs. 1. 2 Th. 4 Aufl. 95, 152.
— — gemeinverständliches Rechenbuch für Schulen. 1. 2 Th. 4 Aufl. 95, 151.

C.

Christ Bienenkatechismus für das Landvolk. 2 Aufl. 85, 71.
Contessa das Räthsel und der unterbrochene Schwätzer 99, 180.

D.

Daniel aus dem Hebräisch-Aramäischen neu übersetzt und erklärt von *Bertholdt*. 1. 2 Hälfte 77, 1.
Durers christlich-mythologische Handzeichnungen in lithographischer Manier gearbeitet von *Strixner*. 7 Hefte 91, 113.

E.

Eilmous Wahrheiten aus beiden Trigonometrieen auf eine neue Art bewiesen 88, 94.
Einert Abdankungs- oder Leichen-Reden für Landgemeinden 92, 126.
Ewald christliche Erweckungen auf alle Tage in der Woche 92, 127.
— — Erbauungsbuch für die Jugend beiderley Geschlechts 92, 127.
Eytelwein Handbuch der Statik fester Körper. 2 — 3 Bd. 86, 73.

F.

Fielding the history of Tom Jones a Foundling. Vol. IV 95, 145.
Formula Confutationis Augustanae Confessionis cum latine — tum germanica — nunc primum edidit *Muller* 96, 153.
Frenzel Anfangsgründe der gemeinen Arithmetik und Algebra. 2 Aufl. 86, 79.
Furthner das Ganze der christlichen Sitten- und Glaubens-Lehre in 3 Jahrgängen von Sonntags- und Fest-Predigten. 1 Jahrgang 92, 121.

G.

Geld- und Münz-Wissenschaft für Geschäftsleute. 2 Aufl. 95, 152.
v. Genlis italiänische und deutsche Gespräche. 2 Aufl. 87, 88.
Götz Reden und Predigten bey der Taufe, beym Abendmahle und bey der Vorbereitung zu demselben 92, 125.

H.

Hagen Materialien zu Uebungen in der ciceronianischen Schreibart. 1 Bd. 1 Sammlung. 2 Aufl. 100, 192.
Hergang neue historisch-geographische Räthsel 97, 167.
Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiete der Wissenschaft in die Geschichte des Tages von *v. L.* 97, 161.
Hoff praktischer Wegweiser der Interesse, Interesse von Interesse und der Zeitrechnung 88, 95.
Held erstes Buch für Kinder 84, 63.
Heischer Leitfaden zu Unterredungen und Wiederholungen mit und für Confirmanden über die für sie wichtigsten Gegenstände der Religion und Sittlichkeit 78, 15.
v. Humboldt Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen. 1 Bd. 89, 97.

I.

Jacobi über Bildung, Lehre und Wandel protestantischer Religionslehrer 100, 185.
Jäger Geschichte Frankenlandes. 2 Theil 98, 174.

K.

Konopak die Institutionen des römischen Rechts 80, 30.
Kraus Staatswirthschaft. Nach dessen Tode herausgeg. von *v. Auerswald*. 1 — 4 Th. 84, 60.
Krebs griechisches Lesebuch nebst einer Grammatik für die ersten Anfänger. 2 Aufl. 94, 145.
Krugs ausführliche Anweisung die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und recht schreiben zu lehren 95, 147.

L.

Langsdorf über Newtons, Eulers, Kästners und Consorten Fuschereyen in der Mathematik 88, 93.
Library, English. Autors in Prose. Vol IV—XI. 95, 145.
Löhr Denkubungen in Entwickelung vieler wichtiger Begriffe und Erklärung häufig gebrauchter Wörter 87, 87.
— — Elementarbegriffe oder Entwickelung vieler Begriffe zur Bestimmtheit im Denken und zum Verständniss vielgebrauchter Wörter. 1 Abth. 2 Aufl. 87, 87.
— — Tändeleyen und Scherze für unsere Kinder. 2 Bdchen. 84, 64.
Luden Biographie Sir William Temple's 98, 169.
— — kleine Aufsätze, meist historischen Inhalts. 2 Bdchen. 98, 169.
Lukas der neue sächsische Bienenmeister. 1 Bd. 2. 3 St. 2 Bd. 1 St. 85, 68.
— — Entwurf eines wissenschaftlichen Systems der Bienenzucht. 1 Th. 86, 65.

M.

Mann chronologische Uebersicht der Universalgeschichte des 18 Jahrh. Aus dem Franz. 90, 110.
Merkbuch, allgemeines, beym Ein- und Verkauf. 2 Aufl. 88, 95.

Digitized by Google

Meidinger Nouvelle Grammaire italienne pratique. 5 éd. 87. 88.
Mitford Geſchichte Griechenlands. Eine freye Ueberſetzung durch *Eichſtädt*. 6 Band 90. 105.
Muchler ſechzehn Lieder 99. 184.
Muller Abhandlung über das ſchleichende Nervenfieber 89. 145.
— — die Gefahren der Zeit für unſere Jugend 92. 124.
Muſterbuch der lithographiſchen Druckerey von *Senefelder*, *Gleisner* und Comp. 1 Heft 91. 118.

N.

Nachtgedanken über das A-B-C-Buch von Spiritus Aſper. 1. 2 Bdchen. 97. 167.

P.

Pfennenberg Magazin von Aufgaben mit zu verarbeitendem Stoffe zu ſchriftlichen Aufſätzen 100. 191.
Philippsſohn מודע לבני בינה oder Kinderfreund und Lehrer. 1 Th. 84. 61.
Plautus der prahleriſche Krieger. Aus dem Lat. metriſch überſetzt 94. 141.
Purgold Hellwig 99. 183.

R.

Reinhold Betrachtungen über den wahren Anſtand und über die Mittel, die Haltung des Körpers zu verſchönern. Nach dem Franz. des *Mercau* 88. 96.
— — die Anfangsgründe der Erkenntniſs der Wahrheit in einer Fibel 80. 41.
Röckl pädagogiſche Reiſe durch Deutſchland 84. 63.
Roſenmuller Handbuch der Anatomie nach *Lebers* Umriſs der Zergliederungskunſt 81. 33.

S.

Sammlung auserleſener Lieder für Freymaurer 91. 119.
Schade nouvelle Grammaire elémend à l'usage des Françoie. 6 édit. 95. 151.
Scheibel zwey mathematiſche Abhandlungen 88. 98.
Schmid kritiſche Einleitung in das geſammte Recht des franzöſiſchen Reiche. I Th. 1 Bd. 1. 2 Abth. 79. 17.
Schmidt Lehrbuch der chriſtlichen Kirchengeſchichte. 2 Ausgabe 96. 160.
Smollet the adventures of Roderic Random. 3 Voll. 95. 145.
v. *Sonnenberg* Gedichte. Herausgeg. von *Gruber* 99. 177.
Sterne the life and Opinions of Triſtram Shandy. 1—4 Vol. 95. 145.
Stelnbeck der aufrichtige Kalendermann. 6 Aufl. 99. 183.
Storr Idee methodi foſſilium 89. 102.
— — Muſeum phyſiognoſticum. Partis I oreognoſticae lib. I 89. 102.

T.

Taſſo Amint. Aus dem Ital. überſ. von *Schaul* 99. 184.

V.

Vieth Anfangsgründe der Mathematik. 2. 2 Th. 2 Aufl. 88. 98.

W.

Wald, der thüringer, geſchildert von v. *Hoff* und *Jacobs*. 1 Halfte. 1. 2 Heft 97. 166.
Weber ſyſtematiſches Handbuch der Staatswirthſchaft. 1 Bd. 1. 2 Abth. 83. 49.
Wolf über die Luftröhrenbräune der Kinder 89. 104.
Wunderlich Obſervationes crit. in Aeſchyli tragoedias tregoediarumque reliquias 94. 157.

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer der Stücke, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademiſche Buchhandlung in Kiel 82.
Anonyme Verleger 90. 97.
Bachmann und Gundermann in Hamburg 100.
Bädeker und Kürzel in Duisburg und Eſſen 89.
Barth in Leipzig 88. 92. 100.
Brönner in Drillingen 84.
Cotta in Tübingen 89.
Crone in Osnabrück 88.
Cruſius in Leipzig 95 (2). 96.
Dankwerts in Göttingen 98.
Dieterich in Göttingen 88. 94.
Ettinger in Gotha 97.
Expedition der allg. Handlungszeitung und des Verkündigers in Nürnberg 95.
Fleiſcher, J. G. B., in Leipzig 85. 99.
Fleiſcher d. j. in Leipzig 84.
Frölich in Berlin 83. 94.
Gaſſert in Ansbach 100.
Gräff in Leipzig 84 95 97. 100.
Guilhaumann in Frankfurt a. M. 87 (3).
Hammerich in Altona 89.
Hahn, Gebr., in Hannover 78. 98 (3).
Hanel in Magdeburg 91.
Haniſch's Erben in Hildburghauſen 79.
Hainſius in Leipzig und Gera 98.
Heſſenland in Magdeburg 88.
Herrmann in Frankfurt am Mayn 94.
Heyer in Gieſsen 96.
Hinrichs in Leipzig 81. 84. 95.
Hof- Kunſt- und Buch-Handlung in Rudolſtadt 99.
Klüger in Rudolſtadt 98.
Köhler in Leipzig 81.
Korn d. ä. in Breslau 88.
Littfas in Berlin 99.
Macklot in Karlsruhe 99.
Martini in Leipzig 85 (2).
Maurer in Berlin 88.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 88. 100.
Nicolovius in Königsberg 84. 99.
Palm in Erlangen 77. 100.
Realſchulbuchhandlung in Berlin 86. 99.
Schimmelpfennig u. Comp. in Halle 80.
Schöps in Zittau und Leipzig 92. 97.
Senefelder, Gleisner u. Comp. in München 91 (2).
Stage in Augeburg u. Leipzig 91.
Steinkopf in Stuttgardt 89.
Steudel und Keil in Gotha 95 (3).
Thomann in Landshut 92.
Treuttel und Wurz in Paris 95.
Walther in Dresden 90.
Weidmanniſche Buchhandlung in Leipzig 90.
Wittekind in Eiſenach 86.

III. Intelligenzblatt des April.

Ankündigungen.

Dieterich in Göttingen Verl. 25. 208.
Ettdorf in Jena Verl. 27. 228.
Feuilleton françois politique et littéraire 25. 205.
Fleiſcher, J. B. G., in Leipzig Verl. 25. 207. 26. 217.
Flick in Baſel Verl. 27. 225.
Franzen und Groſse in Stendal Verl. 27. 226.
Frommann in Jena Verl. 26. 218.
Gräff in Leipzig Verl. 26. 209. 210. 214.

Digitized by Google

Guilhaumsn in Frankfurt s. M. Verl. 26, 215.
Heniſch'ſche Buchh. in Hildburghauſsn Verl. 27, 228.
Haslinger in Linz Verl. 29, 248.
Hockheimers nöthige Zuſätze zu ſeinem allg. ökonomiſch-chemiſch-technologiſchen Haus- und Kunſt-Buche 28, 239.
Intelligenzblatt zu den Friedenspräliminsrien. 1. 2 Band 26, 220.
Joachim in Leipzig Verl. 26, 214. 215. 216. 218. 219. 27, 229. 230. 28, 239. 240.
Krauſe in Leipzig und Danzig Verl. 30, 255.
Krieger in Gieſsen und Merburg Verl. 26, 216.
Kunſt- u. Induſtrie-Comptoir in Amſterdam Verl. 25, 206.
Liebeskind in Leipzig Verl. 29, 248.
Oehmigke d. ä. in Berlin Verl. 32, 269.
Perthes in Hamburg Verl. 26, 218.
Schmidt in Hamburg Verl. 29, 247.
Verlags-Comptoir zu Zwicksu Verl. 27, 227.
Waiſenhausbuchh. in Halle Verl. 26, 213. 29, 247.
Wilmans in Frankfurt s. M. Verl. 26, 212.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Antoine d. ä. in Dijon 32, 266.
v. Aretin in Brixen 30, 253.
v. Aretin in München 30, 253.
d'Autel in Heilbronn 29, 241.
Beck in Braunſchweig 28, 237.
Becker in München 30, 253.
Bereſford in Dorpat 28, 237.
Bermiller in München 30, 253.
Bloſst in Alpeck 30, 254.
Blumhof in Silbach 32, 266.
Boeckh in Heidelberg 32, 266.
Borowski in Königsberg 30, 254.
v. Branca in München 30, 253.
Bredow in Helmſtädt 30, 254.
Bridel in Lauſanne 28, 237.
Bürg in Wien 28, 237.
Campe in Braunſchweig 32, 266
Cleſt in Schorndorf 29, 242.
Creuzer in Heidelberg 32, 266.
Dabelow in Halle 28, 237.
Dreyer im Preuſſiſchen 30, 254.
Dumgé in Heidelberg 32, 266.
Dzondi in Wittenberg 28, 237.
Eſchenburg in Braunſchweig 28, 237.
Fiſchbaber in Tübingen 29, 242.
Friſtheiſen in Paſſau 28, 238.
Froriep in Halle 29, 242
Geistreiter in München 28, 238.
Gerſtner in Wien 28, 237.
Geſenius in Göttingen 28, 238.
Grüſe in Anhalt-Bernburg 32, 266.
Hagen in Königsberg 28, 237.
Hausmann in Braunſchweig 28, 238.
Hazzi in Düſſeldorf 30, 254.
Herbart in Göttingen 28, 238.
v. Hinsberg in Ulm 30, 254.
Holler in München 30, 253.
v. Hormayr in Wien 28, 237.
Hufeland in Königsberg 28, 238.
Huilmann in Königsberg 28, 238.
v. Humboldt in Rom 28, 237.
Kluiber in Stuttgardt 29, 242.
Kreuzer in Paris 32, 266.
Kruger in Leipzig 30, 244.
Lamminois in Paris 28, 237.
Lehr in Stuttgardt 29, 242.
Leuz in Jena 29, 242.
Leonhard in Hanau 30, 254.
v Linden in Eſslingen 30, 254.
Löſer in Rehfeld 30, 254.
de Loncival in Paris 32, 266.
Mahir in Dillingen 30, 253.
Marcus in Bamberg 28, 238.
Münch in Möhringen 29, 241.
Murhard in Caſſel 28, 238.
Nitſch in Wittenberg 28, 237.
Oſiander in Stuttgardt 29, 241.
Orlisla in Wittenberg 28, 237.
Pazzi in Heidelberg 32, 266.
Petri in Erfurt 30, 254.
Pölitz in Wittenberg 28, 237.
Raabe in Wittenberg 28, 237.
v. Reiſach in Augsburg 30, 253.
Remer in Helmſtädt 28, 253.
v. Ribbentrop im Preuſſiſchen 30, 255.
Saint-Pere in Dijon 32, 266.
v. Schelhoſs in Ulm 30, 254.
Scherer in Wien 28, 237.
Schmid in Hilburghauſsn 28, 238.
Schott in Leipzig 30, 254.
Schubert in Dresden 28, 238.
Seeger in Heidelberg 32, 268.
Suvern in Königsberg 30, 254.
Thieſch in Göttingen 28, 238.
Trienecker in Wien 28, 237.
Weber in Dillingen 28, 238.
Werkmeiſter in Stuttgardt 29, 242.
Weſtphal im Preuſſiſchen 30, 254.
v Zoch in Wien 28, 237.
Zeller in Zürich 29, 242.

Nekrolog.

Backſtein in Stade 30, 255.
Blanchard in Paris 28, 240.
v Brühl in London 30, 255.
Claſs in Heidelberg 30, 255.
Bolzot in Paris 32, 266.
Eberhard in Halle 28, 239.
Faber in Ansbach 30, 256.
Gherardeſchi in Piſs 28, 238.
Gottſchalg zu Groſsbrembach im Weimariſchen 28, 239.
Grübel in Nürnberg 30, 256.
Holſcher in Augsburg 30, 256.
Knebel in Görlitz 30, 256.
Kirchgeſsner, Marianne, in Schafhauſen 30, 254.
Kretſchmann in Zittau 30, 256.
Kubel in Heidelberg 30, 254.
Lagnac in Berlin 30, 254.
Lenz in Gothe 30, 256.
de Puyſegur in Paris 28, 239.
Radcliffe in Broughton 28, 240.
v. Rebeur in Berlin 30, 255.
v. Riedl in München 32, 266.
Rieſenberg in Greveamühlen 30, 255.
de Sainte-Croix in Paris 30, 256.
Schneidawind in Bamberg 28, 238.
Schwarze in Görlitz 30, 256.
Slevogt in Heidingsfeld 30, 256.
v. Sprengeyſen in Meiningen 30, 255.
Steinhart in Frankfurt an der Oder 30, 256.
Thilenius in Wiesbaden 28, 239.
Ullenbroek in Amſterdam 28, 238.
Vien in Paris 32, 267.
Wagner in Berlin 28, 238.
Watermeyer in Stade 30, 256.
Zoega in Rom 28, 239.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Ancona, Preisaufgabe die dortigen Weine betreffend 29, 246.
Bordeaux, Preisfragen der Société de médecine 29, 244.
Colmar, die Société d'émulation iſt mit dem Anbau des Maulbeerbaums und der Seidenwürmer beſchäftigt 32, 267.
Dänemark, Preisaufgabe des Grafen *Reventlow* 32, 269.
Florenz, Preisaufgaben der Akademie der ſchönen Künſte 29, 245.
Gand, Preisaufgabe der Société des arts. 32, 268.

Digitized by Google

Gard-Departement, Preisvertheilung und Preisaufgaben der Akademie 29, 245.
Lüneburg, die literarische Gesellschaft macht den Vf. eine Preisschrift bekannt 29, 247.
Lyon, die Société des amis du commerce et des arts setzt jährlich Prämien aus 29, 244.
Marseille, Preisaufgaben der Société de médecine 30, 268.
Norwegen, Preise der topographischen Gesellschaft 29, 246.
Paris, den beiden Classen der physikalisch-mathematischen Wissenschaften und der schönen Künste des Instituts legt *Chladni* sein Clavi-Cylinder vor 29, 244.
— — die Preisfrage über den *Croup* wird bis zum 1 Jul. hinausgesetzt 29, 244.
— — Preisfragen der Société médicale d'émulation 32, 267.
— — Sitzung der Classe für die franz. Sprache und Literatur am 21 Dec. 28, 240.
— — Sitzung der Société d'émulation am 27 Aug. v. J. 28, 240.
— — Sitzung der Société d'encouragement pour l'industrie nationale am 1 März 32, 267.
— — Sitzung und Preise der physikalisch-mathematischen Classe des Instituts am 2 Jan. 29, 242.
Wien, Preisaufgaben des Kaisers, Surrogate indischer Arancyen betreffend 29, 246.
Wirtemberg, Ausschreiben des Königs die wiener Preisfragen über die Surrogate indischer Arzneyen betreffend 29, 246.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bayern, Normativ der Einrichtung der öffentlichen Unterrichtsanstalten 30, 251.
Bern, *Zeavieders* Geschenk an die Akademie 28, 236.
Giessen, Verzeichniss der Vorlesungen für das Sommerhalbjahr 31, 257.
Heidelberg, Preisvertheilung, Promotion, Disputation 32, 265.
Jena, Lectionsverzeichniss für das Sommerhalbjahr 1809 25, 201.
— — Promotionen, Prorectorats- und Decanats-Wechsel, Prooemium zum Lectionskatalog und Festprogramm 30, 249.
Königsberg, neue Anstalten und neue Lehrer an der Universität 28, 233.
Kopenhagen, Bescheid auf eine Anfrage das Examen philosophicum betreffend — Promotionen und *Wehrs* Vermächtniss 30, 252.
Leipzig, Einladungsschrift zu einer Rede an der Thomasschule am 1 Jan. 30, 253.
Odansee, Schulexamen am 17 Oct. 1808 30, 253.
Paris, die Generalinspectoren der kaiserl. Universität bereisen Frankreich — Beschluss des Grossmeisters die provisorische Fortsetzung des Unterrichts betreffend — Einweihung der Statue des Kaisers in der Facultät der Rechte nebst Disputation 28, 236.
— — öffentliche Sitzung der Ecole de médecine vom 24 Nov. v. J. 32, 265.
Wirtemberg, Errichtung eines Schullehrerseminariums und Aufforderung an die Candidaten des Schulstandes 31, 264.
Würzburg, Nachricht von der neuen klinisch-technischen Anstalt 28, 233.
Zürich, ein Schullehrerseminarium ist auf Kosten der Regierung errichtet worden 29, 241.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Alfieri Opere postume sind zu Florenz die 5 letzten Theile erschienen 31, 264.
Böckel Berichtigung, nebst Antwort des Rec. 32, 271.
Bücher-Auction in Buttstadt 30, 256.
— — — — in Jena 25, 208.
— — — — in Paris 31, 265.
Bücher werden zu kaufen gesucht von der Expedition der Jen. A. L. Z. 28, 240.
Cassito in Neapel giebt ein neues Buch von bisher unbekannten Fabeln des Phädrus heraus 31, 264.
Chronik der Deutschen wird in Wirtemberg verboten 29, 248.
Dannes hat eine franz. Uebersetzung des Appian geliefert 31, 264.
Frankreich, in, wird die Geschichte tabellarisch bearbeitet 31, 263
Herbart Erklärung 26, 202.
Hesiodus Werke sind von *Lanzi* ins Italiänische übersetzt worden 31, 264.
Hug Antikritik nebst Anmerkung des Directoriums der Jen. A. L. Z. 26, 219.
Homer, Lambert's Prachtausgabe desselben ist von *Bodoni* vollendet 31, 264.
Jondot hat ein Tableau historique des Nations herausgegeben 31, 264.
Italien, die Kunstakademie zu Mayland, Bologne und Venedig erhalten Erlaubniss 4 Zöglinge nach Rom zu senden 31, 262.
Jungs Theorie der Geisterkunde wird in Wirtemberg verboten 31, 263.
Lamberti s. Homer.
Lefage hat ein Tableau des changemens politiques en Europe herausgegeben 31, 264.
Munz-Auction in Dresden 26, 219. 29, 248.
Musée français, publié p. *Rabillard-Peronville* et *Laurent* 64—66 Lieferung ist erschienen 31, 261.
Naturalien-Tausch- und Handels-Büreau in Ilmenau 26, 219.
Norwich Vertheidigung der Herausgabe seines Teatro Español 27, 230.
Pallas neues botanisches Kupferwerk im Manuscript will *Geisler* herausgeben 32, 271.
Phädrus s. Cassito.
Schellenberg Anzeige, ein kleines japanisches Wörterbuch betreffend 32, 270.
Schwabe in Weimar Wünsche, die von *Cassito* herauszugebenden noch unbekannten Fabeln Phädri betreffend 32, 269.
Viel hat den Telemach in lat. Verse übersetzt 31, 264.
Villers Erklärung 25, 208.
Wirtemberg, königl. Decret den Wirkungskreis des Ober-Censurcollegiums betreffend. 31, 262.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 MAY, 1809.

THEOLOGIE.

WIEN, auf Koſten des Stifts Kloſter-Neuburg, und b. Wappler und Beck in Commiſſ.: *Biblia Hebraica.* Digeſſit et graviores lectionum varietates adjecit *Johannes Jahn*, Philoſ. et Theol. Dr., Eccleſ. Metropol. ad St. Stephan. Canonic. Capitular., Archiepiſc. Conſiſtorii Conſiliar., atque LL. OO., Archaeol. Bibl., Introduct. In V. T. et Dogm. Prof. P. O. Tom. I. XXVIII u. 500 S. T. II. 725 S. T. III. 572 S. T. IV. 568 S. 1806. gr. 8. (12 Rthlr.)

Obgleich dieſe Ausgabe der hebräiſchen Bibel keine neue Recenſion des Textes enthält, ſondern bloſs einen Abdruck des *van der hooght*'ſchen: ſo zeichnet ſie ſich doch durch manches andere ihr Eigenthümliche vor allen anderen bisherigen Ausgaben ſo ſehr aus, daſs ſie unter die bemerkenswerthen Erſcheinungen in der bibliſchen Literatur zu zählen iſt. Schon die Anordnung und Aufeinanderfolge der bibliſchen Bücher weicht von der in faſt allen hebraiſchen Bibeln beobachteten Ordnung gänzlich ab. Ohne Rückſicht auf die Eintheilung in *Geſetz*, *erſte* und *letzte Propheten* und *Hagiographa*, ſind hier nach dem Pentateuch, welcher den ganzen *erſten* Band ausmacht, im *zweyten* Bande die Bücher hiſtoriſchen Inhalts nach der Zeitfolge geordnet: Joſua, Richter, Ruth, Samuel, Könige, Esra, Esther, Nehemia. Die Bücher der Chronik ſind fragmentariſch, theils bey den Parallel-Stellen der früheren Bücher, theils als Ergänzungen bald da, bald dort, wo es der Herausgeber für paſſend hielt, eingeſchaltet worden. Im *dritten* Bande findet man die Propheten in folgender ſo viel als möglich chronologiſcher Ordnung: Amos, Hoſeas, Micha, Jeſaias, Joel, Nahum, Habakuk, Obadjah, Zephanjah, Jeremias, Klaglieder, Ezechiel, Daniel, Haggai, Zacharias, Jonas, Malachias. Der *vierte* Band enthält die übrigen poetiſchen und didaktiſchen Schriften: Pſalmen, Sprichwörter, Hiob, Hoheslied, Prediger. Daſs dieſe neue vom Herausgeber getroffene Anordnung irgend einen bedeutenden Nutzen habe, davon vermag Rec. nicht ſich zu überzeugen; wohl aber ſcheint ſie ihm mit manchen Unbequemlichkeiten verbunden zu ſeyn. Die Kenntniſs der oben erwähnten älteren Eintheilung der Bücher des A. T. bleibt doch einmal für Jeden, der ſich dem Bibelſtudium widmet, unentbehrlich. Unſtreitig wird aber der Studirende dieſe Kenntniſs ſich weit leichter erwerben und geläufiger machen können, wenn er in der zu ſeinem täglichen Gebrauch beſtimmten Ausgabe jene Eintheilung immer vor Augen hat, als wenn er bey einzelnen Fällen anderswo nachſchlagen muſs. Der Herausgeber wollte in jeder der von ihm gemachten Claſſen die einzelnen Bücher chronologiſch ordnen. Dagegen läſst ſich weiter nichts einwenden, als die Unausführbarkeit des Unternehmens, da von mehreren altteſtamentlichen Schriften die Zeit ihrer Abfaſſung nicht mit Gewiſsheit beſtimmt werden kann. Hr. Dr. J. bezweifelt ſelbſt (Vorr. S. XV), daſs er in der Anordnung der prophetiſchen Bücher, bey den ſo ſehr verſchiedenen Meinungen von dem Zeitalter einiger derſelben, Allen werde Genüge geleiſtet haben. Am allerwenigſten wird ſich die von dem Herausg. vorgenommene Zerſtückelung der Bücher der Chronik Beyfall verſprechen dürfen. Seine Abſicht war, theils die Genealogieen, die gewöhnlich nur wenig geleſen würden, durch Vertheilung derſelben an paſſende Stellen der übrigen Bücher, dem Leſer gleichſam aufzudringen (*ut lectori quaſi obtruderentur* S. XVII d. Vorr.), theils die Vergleichung der Chronik mit den parallelen Stellen der früheren hiſtoriſchen Bücher zu erleichtern. Daher habe er keinen Anſtand genommen, manche Genealogieen, wenn es die Gelegenheit mit ſich brachte, zu wiederholen. Einige kommen ſogar *dreymal* vor. So ſteht 1 Chron. II, 21—23 zuerſt neben Num. XXXII, 39—41, dann bey Joſ. XV, 18. 19. 20, und endlich Vs. 21. 22. bey Richt. X, 3. 4. Die lange Stelle 1 Chron. V, 3—26 findet ſich zuerſt neben Joſ. XIII, 15—33, dann als Supplement nach 1 Sam. XXXI, und einzelne Verſe aus derſelben ſtehen auch noch neben 2 Kon. XV, 29. Geneſ. XLVI, 11, und Exod. VI, 14. Der Herausg. muſs ſelbſt geſtehen (S. XVIII. Vorr.), bey den mehreſten Genealogieen ſey es ihm ſchwer geworden, in den hiſtoriſchen Büchern ſchickliche Orte zu finden, neben welchen ſie hätten angebracht werden können; mehrere habe er daher bey einigen Stellen des Buchs Joſua in die zweyte Columne geſetzt, wenn ſie auch über jenes Zeitalter hinaus gingen, weil die Bücher der Chronik hie und da auch die Wohnorte der angeführten Familien bemerkten, das Buch Joſua aber die Vertheilung des Landes unter die Stämme und Familien beſchreibe. Diejenigen Genealogieen aber, für welche in den früheren hiſtoriſchen Büchern gar keine ſchickliche Stelle zu finden geweſen ſey, habe er am Ende der Bücher der Könige zuſammengeſtellt. Wie ſehr durch dieſe Einrichtung das Nachſchlagen erſchwert wer-

de, leuchtet von ſelbſt ein. Am Ende des vierten Bandes befindet ſich zwar ein Regiſter, in welchem die Seitenzahl jedes Bandes, wo die einzelnen Stellen der Chronik ſtehen, verzeichnet ſind. Aber ſchon das dadurch verurſachte doppelte Nachſchlagen iſt unangenehm, und wird dieſes noch mehr, wenn man in den Fall kommt, längere Stellen der Chronik im Zuſammenhange leſen zu wollen, die man oft an drey oder vier Orten zuſammenſuchen muſs. Hr. Dr. J. ahndete (Vorr. S. XIX) ſehr richtig, er werde für die groſse Mühe, die ihm die Vertheilung der Bücher der Chronik gemacht habe, dennoch bey Manchen keinen Dank verdienen, man werde ſich beklagen, daſs durch dieſe Zerſtückelung die urſprüngliche Geſtalt jener Schriften für diejenigen, welche ſich ſeiner Ausgabe bedienen, gänzlich verloren gegangen ſey. Was er zu ſeiner Vertheidigung ſagt, iſt bloſs Folgendes: *Poſſem equidem meo jure reponere, lectorem ſequendo indicem primigeniam librorum diſpoſitionem utcunque reperturum; ſed, quia id moleſtum foret, praeſtat dicere, ut res eſt, nempe innumeras eſſe editiones, in quibus libri Chronicorum in primigenia diſpoſitione et forma ſiſtuntur et legi poſſunt.* Durch dieſe Vertheidigung, die ſo gut als keine iſt, ſcheint der Herausg. ſelbſt einzugeſtehen, daſs er einen Fehlgriff gethan habe.

Der hebräiſche Text iſt aus der *van der hooght*'ſchen Ausgabe abgedruckt, jedoch, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit Verbeſſerung der in derſelben befindlichen, und ſchon von Anderen angezeigten Druckfehler oder offenbar falſchen Leſearten. Von den Accenten ſind bloſs die gröſsern, oder die trennenden (*Reges*), und der euphoniſche Accent *Metheg* beybehalten worden. *Ex caterva reliquorum*, ſagt Hr. J., *qui Servi audiuntur, et aliunde a lectoribus fere omnibus non reſpiciuntur, non reliqui niſi eos, qui tirones docent in ſyllaba per Conſonantem clauſa Kamez diſcernere a Komez* (Die letzteren Worte ſollten heiſsen: *Kamez — a Kametz - Chatuph*). Weggelaſſen ſind ferner das *Pſik*, und im Pentateuch die Buchſtaben *Phe* und *Samech*, welche die Paraſchen anzeigen. Doch iſt zu Anfang einer jeden Paraſche der Name und die Zahl derſelben unten am Rande bemerkt. Die gewöhnlich am Seiten-Rande der hebräiſchen Bibeln befindlichen kurzen maſorethiſchen Bemerkungen ſind, mit Ausnahme derjenigen, welche ſich auf die Accente beziehen, oder bloſs die Mitte eines Buchs anzeigen, völlig ausgeſchrieben, und mit Vocal-Puncten, öfters auch mit einer lateiniſchen Erklärung verſehen, an den unteren Rand der Seiten geſetzt worden. Die poetiſchen Stellen in den hiſtoriſchen Büchern, dann die Pſalmen, Sprichwörter, Klaglieder, Hiob und Hohesllied ſind ſtichosweiſe abgeſetzt. Die gewöhnliche Eintheilung in Capitel iſt zwar, wie billig, beybehalten; aber auſserdem hat der Herausg., nach Maſsgabe des Inhalts, jedes Buch in mehrere gröſsere und kleinere Abſchnitte eingetheilt, und denſelben genaue Inhaltsanzeigen vorgeſetzt. Bey den Pſalmen ſind hier zugleich die vorzüglichſten Meinungen der Ausleger über das Zeitalter, den Verfaſſer, und die Gelegenheit jedes dieſer Gedichte kürzlich angeführt, jedoch, um dem Urtheil des Leſers nicht vorzugreifen, ohne Beyfügung eigenes Urtheils. Doch ſind bey dem zweyten, ſechzehnten, zwey und zwanzigſten, zwey und ſiebzigſten, hundert und zehenten Pſalm die Gründe, welche die meſſianiſche Anſicht empfehlen, ſichtbar hervorgehoben.

Dem hebräiſchen Text iſt eine Auswahl wichtigerer Varianten aus *Kennicotts* und *de Roſſi's* Sammlungen untergeſetzt. Der Begriff *Wichtigkeit* iſt, wenn von Varianten die Rede iſt, ſehr relativ: die Momente, welche den Herausg. bey ſeiner Wahl beſtimmten, giebt er S. XXIII der Vorrede an: *Gravitatem lectionum non ita intelligi velim, ac ſi aliquam inſignem variationem textui inducerent, ſed quod alicujus momenti eſſe viderentur, quia vel multitudine et gravitate teſtium ſuffulciuntur, vel in antiquis verſionibus aliquod praeſidium habent, aut habere videntur, vel in editionibus quibusdam leguntur, vel ab aliquo recentiori claro Critico, cujus nomen tamen, ut ſpatio parcerem, non adſcripſi, approbatae fuerunt, vel denique orationem quadam difficultate expediunt, etſi non raro correctionem librariorum ſapiant, nam exemplo ſaltem ſunt, quaenam librarii corrigere auſi fuerint.* Daſs Hr. Dr. J. in der Wahl der von ihm angezeigten Leſearten ſtrenger war, als *Döderlein* und *Meisner*, und offenbare Schreibfehler gar nicht erwähnte, iſt ſehr zu billigen; aber auf der anderen Seite ſind mehrere Varianten, die nach dem von ihm ſelbſt genommenen Maſsſtab der Wichtigkeit eine Anzeige verdient hätten, übergangen worden. So findet ſich z. B. 1 B. Moſe V, 3 ſtatt כצלמן nicht allein in mehreren Handſchriften, ſondern auch in vielen älteren Ausgaben בצלמו (mit Beth), und eben ſo haben die meiſten Überſetzer, und nicht wenige jüdiſche Ausleger geleſen. V, 18 fehlt ורמאת שנה im caſſelſchen Codex, der in dieſer Auslaſſung mit dem ſamaritaniſchen Text übereinſtimmt. X, 20 haben ſtatt בניהם ein paar Codd. übereinſtimmend mit dem ſamarit. Text, dem arabiſchen Überſetzer, und mit dem 31 Verſe לבניהם. XVII, 11 hatte Houbigant vermuthet, daſs anſtatt והיה das Foemininum והיתה zu leſen ſey, und dieſe Conjectur wurde nicht allein durch zwey de roſſiſche Codd. beſtätiget, ſondern ſie hat auch das Zeugniſs des ſamaritan. Textes, des Chaldäers und der Parallel-Stellen Vs. 13 und IX, 13 für ſich. XVII, 19 iſt nach den Worten ויאמר אלהים in einigen Codd. und alten Überſ. noch אל אברהם hinzugeſetzt. XXVII, 34 wird לאבא von den LXX und der Vulg. nicht ausgedrückt, und findet ſich auch in einem kennicottſchen Cod. nicht; in einem de roſſiſchen iſt es radirt. XXXI, 18 fehlen die Worte קניניו אשר רכש in einigen Codd., und werden auch nicht von den LXX, Syr. und Arab., auch zum Theil nicht von der Vulg. ausgedrückt. XXXI, 53 ſteht ſtatt אלהי אביהם im ſamarit. Text, und in einigen Codd. אלהי אברהם, welches Kennicott vorzieht, und in zwey kennicottſchen Codd. fehlen die Worte אלהי אביהם ganz, die auch von den LXX nicht ausge-

Digitized by Google

drückt werden. Diese und ähnliche Varianten, die doch gewiss eine Anzeige verdient hätten, vermisst man. Dagegen sind, was man nach des Herausg. Plan nicht erwartet, hie und da Abweichungen der alten Übersetzer von dem heutigen hebräischen Text angeführt, wenn auch keine Codd. übereinstimmen (z. B. 1 B. Mos. XXVI, 18. 20. XXVII, 27. XXXVI, 2. 14. 2 B. Mose IV, 24. 25), auch selbst da, wo es wenigstens noch sehr ungewiss ist, ob die alten Übersetzer wirklich anders als wir gelesen haben (z. B. 1 B. Mos. XLIX, 24, wo den LXX geradezu die Lesart וַיִּמְּצוּ für וַיָּמֹּז beygelegt wird, da sie doch eben so gut וַיָּמֹּז mit dem ähnlich lautenden וַיִּמְּצוּ für gleichbedeutend halten konnten). Auch *Conjecturen* sind in diese Varianten-Sammlung aufgenommen worden, wenn sie gleich weder Handschriften noch alte Übersetzungen für sich haben, z. B. 1 B. Mose VI, 17 und VII, 6 ist nach des Herausg. Meinung statt מַיִם zu lesen מַיִם, aus keinem anderen Grunde, als weil VII, 11 gesagt wird, es seyen alle Quellen der Tiefe (תְּהוֹם) hervorgebrochen. Bey 1 B. Mos. XIII, 18 wird die Vermuthung geäussert, dass die Worte אֲשֶׁר בְּחֶבְרוֹן zur Erklärung von einer späteren Hand eingeschaltet worden seyen, weil diese Stadt, die ehedem *Arba* oder *Kirjath Arba* geheissen hatte, erst von Caleb den Namen Hebron erhielt. XXX, 18 sey statt יְשָׁשְׂכָר wohl zu lesen יִשָּׂשְׂכָר, wegen Jerem. XXXI, 16. Bey הֵם שָׁבָת Jes. XXX, 7 wird die lowthsche Conjectur הֵמְשִׁבָּה als *verisimilis* angeführt, da doch Köcher die Unwahrscheinlichkeit derselben mit triftigen Gründen dargethan hat. In der bekannten Stelle 1 B. Mos. XLIX, 10 ist unter שִׁילֹה noch שֵׁלָה gesetzt, welchem letzteren der Herausg. den Vorzug giebt. Aber שֵׁלָה, so punctirt, wie es hier steht, findet sich in keiner Handschrift, und hat sich auch zuverlässig nie in einer Handschrift gefunden. שֵׁלָה ist nichts als eine *Deutung*, welcher das defectiv und ohne Vocalpuncte geschriebene שלה oder שלו günstiger ist, als das vollständige שילה. Aber in allen punctirten Handschriften hat von jeher שִׁלֹה oder שִׁלּוֹ, nie שֵׁלָה oder שֵׁלּוֹ gestanden. Wir verweisen auf *Buxtorf's Anti-Crit.* S. 714, wo die Sache in aller Kürze sehr deutlich und klar auseinander gesetzt ist.

Am Schlusse des vierten Theils befindet sich ein beschreibendes Verzeichniss des ganzen von Kennicott und de Rossi gebrauchten kritischen Apparats, wobey auch die brunsischen Bemerkungen zu Kennicotts *Dissert. general.* benutzt sind. Durch diese Zugabe erhält diese hebräische Bibel einen bedeutenden Vorzug vor der döderlein-meisnerschen, in welcher man eine Menge Ziffern sieht, ohne einen Schlüssel dazu zu finden. Ein anderer Vorzug dieser Ausgabe vor der eben erwähnten besteht in dem schönen, deutlichen und correcten Druck auf gutem Papier. Nur ist zu bedauern, dass die 4 Theile, aus welchen diese Ausgabe besteht, wegen ihrer Stärke nicht wohl in einen einzigen Band zusammengebunden werden können, welches für den Handgebrauch bequemer wäre. Dem Stifte Kloster-Neuburg gereicht es zur Ehre, keine Kosten gespart zu haben, um dieses, mancher Mängel ungeachtet, doch im Ganzen sehr verdienstliche Werk in einem würdigen Äuseren erscheinen zu lassen. By.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Auszug aus dem neuen Testamente, nach Zeitfolge und Inhalt geordnet und zu einem Lehr- und Erbauungs-Buche eingerichtet* von J. G. Rätze. 1807. 34 Bog. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Das Bedürfniss eines Auszugs der Bibel, sowohl des alten als neuen Test., des ersteren noch mehr, weil es gar zu viel enthält, was für die Jugend und das Volk ungeniefsbar ist, wird allgemein gefühlt, und auch unser Vf. hat sich das N. T. gewählt, um diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Aber ob mit allen diesen Auszügen das erreicht wird, was man beabsichtiget, das Volk und besonders die heranwachsende Jugend mit dem wohlthätigen Geiste der Offenbarung vertrauter zu machen, daran zweifelt Rec. Hr. R. hat, laut der Vorr., aus den *stolz*ischen, *cannabich*'schen und *luther*ischen Übersetzungen die seinige zusammengesetzt, der man das Zeugniss geben muss, dass sie sich recht gut lesen lässt, obgleich noch Mehreres darin ist, das einer Erklärung bedarf. Wenn das Kind oder auch der Erbauungsbegierige den Ausdruck Jesu liest: „lass die Todten ihre Todten begraben", wie es auch in der lutherischen Übersetzung steht: verstehen sie das? Muss einmal erklärt werden: so behalte man doch lieber für das Volk die lutherische Übersetzung, die nun einmal die kirchliche Autorität für sich hat. Zwar stossen sich unter den sogenannten Gebildeten viele an diese Übersetzung, die ihnen auch wohl Veranlassung giebt, aus unseren öffentlichen Andachtsstunden wegzubleiben: allein wer kann auf diese Rücksicht nehmen, da sie sich über viele andere Dinge bey unseren christlichen Versammlungen geärgert haben, die man auch zu ihrer Gunst geändert hat, ohne sie selbst für unsere Gottesverehrungen zu gewinnen. Für alle die Auszüge aber, die man zum Nutz und Frommen unserer lieben Jugend verfertigt hat und noch verfertiget, gebe man lieber dem unstudirten Jugendlehrer eine Anweisung, welche Stellen aus dem A. und N. T. er lesen lassen soll, mit einem für ihn nöthigen kurzen Commentar, der aber so wohlfeil als möglich geliefert werden müsste; denn man weiss wohl, dass unsere deutschen Schulmeister von ihrer Besoldung zur Anschaffung der ihnen hochnöthigen Bücher kein Geld übrig haben, wenn nicht etwa hie und da die Vorsteher des kirchlichen oder Gemeinde-Ärariums dafür sorgen. So vortheilhaft sich auch der Auszug unseres Vfs. auszeichnet: so hat er doch den Fehler eines zu hohen Preises gegen sich. Wird z. B. der Bauer um 1 Thlr. 12 Gr. einen Auszug kaufen, wenn er die ganze Bibel um halb so viel Geld haben kann?

Damit wollen wir aber dem *rätz*ischen Auszuge

Digitized by Google

durchaus nicht in den Weg treten. Zu ſeiner Abſicht, zu einem Lehr- und Erhauungs-Buche, iſt er gut eingerichtet. Die Überſetzung nach ſo vortrefflichen Muſtern, die er vor ſich hatte, iſt nicht übel gerathen. Meiſtens hat er ſich an *Stolz* gehalten. Rec. giebt daher zur Vergleichung einen Abſchnitt:

Rätze.	*Stolz.*
Als nun die Zeit der Entbindung Elisabetha nahe kam, gebar ſie einen Sohn. Und ihre Nachbarn und Verwandten, welche hörten, wie huldreich ſich der Herr gegen ſie bewieſen habe, wünſchten ihr Glück. Am achten Tage kamen die Verwandten zuſammen, das Kind zu beſchneiden, und wollten ihm den Namen ſeines Vaters Zacharias geben. Die Mutter aber ſprach: Nein, er ſoll Johannes heiſsen. Sie antworteten: Iſt doch Niemand in deiner Freundſchaft, der dieſen Namen *führe*, und winkten dem Vater, um zu erfahren, wie er ihn genannt wiſſen wollte. Dieſer foderte ein Täfelchen, und indem er ſchrieb, ſprach er: Johannes ſoll ſein Name ſeyn! Darüber verwunderten ſich alle. So erhielt er unvermuthet ſeine Sprache wieder und lobte Gott.“	Jetzt war die Zeit vorhanden, daſs Eliſabeth gebähren ſollte; ſie ward von einem Knaben entbunden. Als ihre Nachbarn und Verwandten hörten, daſs Gott ſie ſo beglückt hatte, wünſchten ſie ihr Glück. Am achten Tage kamen die Verwandten zur Beſchneidung des Knaben zuſammen und gaben ihm den Namen ſeines Vaters Zacharias. Die Mutter aber ſprach: Nicht doch! Johannes ſoll er heiſsen. Man ſagte ihr, Niemand in ihrer Familie trüge dieſen Namen, und winkte dem Vater, um ihn zu fragen, wie er ihn wollte genannt wiſſen. Dieſer foderte ein Täfelchen und ſchrieb die Worte: Johannes iſt ſein Name; worüber ſie ſich ſammtlich verwunderten. Unvermuthet öffnete ſich aber ſein Mund wieder zum Sprechen, und ſie hörten ihn Gott preiſen.

Offenbar iſt die *ſtolziſche* Überſ. richtiger: denn nicht zu gedenken, daſs in der *rätziſchen* das *führe* gegen die grammatikaliſche Regel iſt: ſo iſt auch die Begebenheit mit der Wiedererlangung der Sprache in dieſer unrichtig vorgeſtellt, wie das auch der Fall in der lutheriſchen iſt, da bekanntlich das λέγων oft weiter nichts heiſst als *folgendes*, alſo ἔγραψε λέγων, *er ſchrieb folgendes*, wie es auch *Stolz* richtig überſetzt hat. — Warum hat Hr. *R.* die *ſtolziſche* nicht lieber ganz beybehalten, da dieſe ſchon in vielen Häuſern aufgenommen iſt? Übrigens enthält dieſer Auszug eigentlich 8 Abſchnitte in fortlaufenden Nummern, deren gerade 200 ſind. Die Hauptabtheilungen ſind: 1) Jugendgeſchichte Jeſu; 2) Thaten und Lehren Jeſu; 3) Jeſu innige Liebe gegen die Seinigen in den letzten Tagen ſeines Lebens; 4) Geſchichte der Verhaftung, des Verhörs, der Mifshandlungen (warum nicht lieber *Leiden?* da hier dieſer Ausdruck *Mifshandlungen* einer Zweydeutigkeit unterworfen iſt), des Todes und des Begräbniſſes Jeſu; 5) Geſchichte der Auferſtehung Jeſu. 6) Geſchichte der Thaten, Lehren und Schickſale der Apoſtel nach der Himmelfahrt Jeſu. 7) Pauli Eifer, Liebe, Thätigkeit und Leiden für Jeſum, und für die Ausbreitung des Chriſtenthums. 8) Erläuterung, Anwendung und Ausbreitung der Lehre, der Liebe, des Todes und der Anſtalten Jeſu durch die Apoſtel. Die erſten 6 Abſchnitte nehmen den gröfsten Theil ein, nämlich 355 S. Die Capitel und Verſe aus den Schriftſtellern ſind angegeben, doch die letztern nicht, welches Rec. ein Fehler dünkt, der oft zum Nachſehen in dem angehangten Verzeichniſſe nöthigt. Leicht hätte das Buch, aus welchem der Abſchnitt genommen iſt, angeführt werden können, der Enge des Drucks unbeſchadet. Übrigens iſt nichts Weſentliches übergangen worden, und der Lehrer, der dieſen Auszug, der Abſicht des Vfs. gemäſs, zu einem Lehrbuche gebrauchen will, wird hier eine treffliche Anleitung deſſen finden, was er mit ſeinen Kindern leſen ſoll, zumal er zugleich mit dem richtigen Sinne bekannt gemacht wird. Sollte das Buch eine zweyte Auflage erhalten: ſo wird Hr. *Rätze* die kleinen Mängel deſſelben von ſelbſt zu berichtigen ſuchen. So möchte wohl in der Verſuchungsgeſchichte S. 29 nicht richtig überſetzt worden ſeyn: „Jetzt begab ſich Jeſus — in die Wüſte, wo ihn *ein* Verführer auf die Probe ſtellte:“ da es doch durchaus *der* heiſsen müſste, und ſtatt Verführer wohl beſſer *Verſucher*, wenn einmal *Satan* nicht gebraucht werden ſoll, obgleich dieſes Wort den vollkommenen Sinn der Abſcheulichkeit ausdruckt, ohne deſswegen an den Teufel ſelbſt zu denken.

Z. f. E.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Leipzig*, b. Köhler: *Quaeſtiones theologico-dogmaticae*, Candidatis theologiae examini publico ſeſe ſubjecturis propoſitae a *C. A. Hahl*. 1806. XIV u. 320 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) Da die Sitte, theologiſche Examinatoria zu halten, auf den meiſten deutſchen Univerſitaten abgekommen iſt: ſo ſind dergleichen Fragebücher für den Anfänger des theologiſchen Studiums immer von Nutzen, zumal wenn ſie ſo zweckmäſsig eingerichtet ſind, wie das gegenwärtige. Die gewöhnlichen Examinatoria, dergleichen wir erſt neulich von *Hopfner* erhalten haben, liefern mit den Fragen zugleich die Antworten, und werden ſo leicht ein Ruhepolſter der Trägheit und eine bloſse Gedächtnifsübung. Hr. *H.* hat die Antworten ganz weggelaſſen; er macht blofs den Examinator, welcher Fragen vorlegt, und es dem Examinanden überläſst, was er darauf antworten will. Er ſagt S. V: „*Plane non in eo eſſe, ut doceamus, verum id modo agere, ut lectorem exploremus.*“

Die Fragen betreffen den ganzen Umfang der dogmatiſchen Theologie, nach Ordnung der Titel, und man wird nicht leicht einen Hauptpunct übergangen finden. Der Vf. hat dabey, nach S. VI, die dogmatiſchen Schriften von *Ammon*, *Döderlein*, *Eckermann*, *Griesbach*, *Henke*, *Morus*, *Niemeyer*, *Plank*, *Reinhard*, *Storr* u. a. benutzt, und ſchon hieraus läſst ſich auf die Reichhaltigkeit der Fragen und auf die Verbindung älterer und neuerer Anſichten ſchlieſsen. Gerade bey einer ſolchen Schrift iſt dieſe Vielſeitigkeit zu empfehlen, ſo tadelnswerth ſie uns bey dogmatiſchen Lehrbüchern, worin ein Ganzes gegeben werden ſoll, zu ſeyn ſcheint. Wohl dem Candidaten, der ſämmtliche hier vorgelegte Fragen beantworten kann! Wir fürchten indeſs, leider, daſs dies bey den Wenigſten in der gegenwärtigen Generation der Fall ſeyn werde. Ja, wir haben Urſache zu glauben, daſs ſelbſt manche Examinatoren in nicht geringe Verlegenheit gerathen würden, wenn einmal das Examinatorverhältniſs umgekehrt werden ſollte! Auch dieſe mögen zu gegenwärtigem Noth- und Hulfs-Büchlein ihre Zuflucht nehmen. Sie werden dann wenigſtens keine lächerlichen Fragen vorlegen!

K.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 MAY 1809.

THEOLOGIE.

FRANKFURT a. M., b. Mohr u. HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Grundlegung zu einem auf das Gewiſſen und die Bibel gegründeten Unterrichte in der Tugend und Glaubenslehre*, von *Gottlieb Anton Gruner*. Erſter Lehrgang. 152 S. Zweyter Lehrgang. 187 S. 1808. 8. (zuſammen 1 Thlr.)

Rec. findet es ſehr zweckmäſsig, dafs der Vf. bey dem erſten Lehrgange faſt nichts als kernhafte Bibelſprüche zum Grunde legt, dagegen in dem zweyten mit den Kindern etwas philoſophirt. Vorzüglich aber verdient ausgezeichnet und zur Nachahmung empfohlen zu werden, dafs der Vf. nicht bloſs Religion lehren, ſondern auch für dieſelbe erwärmen will. Sowohl die ausgeſuchten Sprüche im erſten Curſus, als die Sprache im zweyten an vielen Stellen und die Herleitung des Ganzen aus dem Gewiſſen iſt ſehr zweckmäſsig dazu. Dafs der Vf. es auch für nöthig hält, früh mit dem Religionsunterricht anzufangen, in den Kinderſeelen vorzüglich religiöſe Gefühle zu erregen ſucht, und dann ſie Sprüche auswendig lernen läſst, die ſehr geſchickt ſind, dieſe Empfindungen dem Gemüth etwas tiefer einzuprägen, und von Zeit zu Zeit, bey Erinnerung an dieſelben, neu aufzuregen, iſt auch etwas, was Rec. allgemein nachgeahmt wünſchte. Übrigens beziehen ſich beide Lehrbücher auf einander und man kann das erſte als eine Sammlung bibliſcher Beweisſtellen für den Inhalt des letzteren anſehen; aber der beſte Gebrauch, den man von beiden zu machen hat, wird wohl der ſeyn, wenn man mit ſeinen Schülern erſt das erſte durchgeht, dann bey dem zweyten wieder an die Bibelſtellen erinnert, die zu jeder Stelle paſſen, und beym erſten Mal kurz erklärt, angedrungen und auswendig gelernt worden waren. Sowohl die Tugend- als Glaubens-Lehre handelt übrigens der Vf. auf eine ihm eigenthümliche Weiſe ab. Nachdem er die allgemeinen Principien des Moraliſch-Guten entwickelt und die Schüler mit den Krankheiten des Geiſtes und Herzens, der Trägheit, Wolluſt, Unmäſsigkeit, dem Geldgeiz, dem Ehrgeiz, der eigenſüchtigen Liebloſigkeit gegen andere, bekannt gemacht hat: theilt er die Pflichten nach den verſchiedenen Verhältniſſen ein, in welchen ſie beobachtet werden können, und inſonderheit in ſolche, die man, wenn man auch auſser aller Verbindung mit Anderen lebte, doch zu beobachten hätte, und ſolche, die aus unſeren Verbindungen mit Anderen erſt entſtehen. In der Religionslehre redet er, nachdem er ſie auf die bekannte Weiſe auf das Gewiſſen gegründet hat, von den göttlichen Eigenſchaften, die alle aus der Heiligkeit hergeleitet werden, von unſerer Ähnlichkeit mit Gott, von den Wirkungen der göttlichen Eigenſchaften auf die Glückſeligkeit der Menſchen (das iſt ſein Begriff von der göttlichen Vorſehung und iſt wenigſtens das Hauptſachlichſte davon), von der Natur und Wirkung der Reue und Vergebung der Sünden, vom Gebet und von der Unſterblichkeit unſerer Seele.

Der Vf. beruft ſich auf ſeine Erfahrung, dafs ihm ſeine Schüler und Schülerinnen von etwa 12 Jahren, in ſeinen philoſophiſchen Räſonnements gefolgt ſind, und ihn erreicht haben. Das kann ihm bey ſeiner vortrefflichen Darſtellungsgabe, ſeiner deutlichen Einſicht und ſeinem warmen Gefühl für das Vorgetragene beym mündlichen Unterrichte an vielen Stellen nicht ſchwer geworden ſeyn. Aber Rec. möchte bezweifeln, ob ſolche Kinder die erſte Begründung der Tugendlehre aus den Principien, wie ſie hier (II Lehrgang §. 1—24) vorgetragen ſind, verſtehen können. Zwar iſt alles aus dem Innerſten der menſchlichen Seele genommen; aber die Sätze ſind hier viel zu allgemein. Sie können durch den mündlichen Unterricht des Lehrers individuell und dadurch anſchaulich gemacht worden ſeyn; aber immer iſt die Sprache, in der ſie hier vorgetragen ſind, zu philoſophiſch. Wie ſchwer mufs es z. B. halten, ſolchen Kindern verſtändlich zu machen, dafs die Vernunft darin beſtehe, dafs der Menſch beſtändig nach etwas ſtrebe, ſich ſelbſt unterſcheide, ſich von allem Sinnlich-Erkennbaren um ihn her losmachen könne, und ein Bedürfnifs habe, dieſs zu thun. Man kann Kinder wohl mit dieſen Vermögen und Bedürfniſſen des Menſchen bekannt machen, die der Vf. in dieſen Begriff zuſammengefaſst hat; aber wenn man dieſe Vermögen oder Bedürfniſſe mit einem Namen benennt, bey dem ſie ſchwerlich alles das denken können, was ſie nun darunter denken ſollen: ſo befremdet und verwirrt man ſie, und bedenkt nicht, dafs es etwas Verſchiedenes ſey, Menſchen auf Thatſachen, die ſie in ihrem Gemüthe ſelbſt erfahren können, aufmerkſam machen, und dieſe unter allgemeine Begriffe bringen, und wohl gar gewiſſe Wörter der populären Sprache zu der Bezeichnung dieſer allgemeinen Begriffe beſonders zu ſtempeln. Das erſte kann leicht geſchehen und iſt ſehr nützlich, das zweyte iſt ſchon weniger nöthig, und das dritte mufs den Philoſophen allein überlaſſen bleiben. Dafs der Vf. die Tugendlehre vor der Glaubenslehre abhandelt, gefällt uns nicht, wiewohl ſchon mehrere dieſen Weg betreten haben. Zwar

mufs die Kenntnifs Gottes auf das Gewiffen, auf die Kenntnifs des Rechtes und der Pflicht gegründet werden, und fo mufs man mit den allgemeinen Principien der Sittlichkeit im Religionsunterricht den Anfang machen. Das leidet keinen Zweifel; aber die weitere Ausführung und Anwendung diefer Principien auf einzelne Verhältniffe des Lebens, oder die eigentliche Tugend- und Pflichten-Lehre mufs man auf den Unterricht in dem theoretifchen Theil der Religion folgen laffen, damit man auch durch Gründe, die aus der Religion genommen find, die Foderungen der Moral unterftützen und kräftiger machen kann, und chriftliche Religionslehrer müffen, nach Rec. Urtheil, ein rechtfchaffenes Verhalten nicht fo fehr als Pflicht, als vielmehr als Wirkung des Chriftenthums darftellen. Der Vf. felbft hat es doch nicht vermeiden können, auch in die Tugendlehre etwas Religiofes einzumifchen, obgleich diefs den Gefetzen eines kunftmäfsig geordneten Vortrags eigentlich entgegen war.

Dafs der Vf. in den zweyten Lehrcurfus gar nichts von eigenthümlich chriftlichen Lehren, auch kaum etwas von der Bibel und aus der Gefchichte Jefu einfliefsen läfst, follte man nach dem Titel nicht vermuthen, und kann Rec. nicht gut heifsen. Zwar fagt er, er habe mit gutem Bedachte die Einweihung in die Geheimniffe des Chriftenthums den Predigern überlaffen, und feinen Unterricht fo einrichten wollen, dafs Perfonen aus allen chriftlichen Parteyen daran Theil nehmen könnten, und darin wird ihn niemand tadeln. Aber da er doch einmal eine chriftliche Religionslehre fchreiben, und diefe auf die Bibel gründen wollte: fo hatte er doch auch aus der bibliſchen Gefchichte wenigftens etwas und von der Art, wie ein vernünftiger Chrift feinen Glauben auch auf die Bibel gründet, das Wichtigfte ond Nothwendigfte anbringen follen. Etwas Weniges davon ftebt zwar als Einleitung in dem erften Theile diefer Schrift, und man möchte beynahe verfucht werden zu glauben, dafs die Religionslehre im erften allein aus der Bibel, im zweyten allein aus dem Gewiffen hergeleitet werden foll. Aber diefe Trennung deffen, was bey Chriften nie getrennt werden follte, fcheint doch nicht vom Vf. beabfichtigt zu feyn, und in diefem Falle mag das, was über Bibel, Offenbarung, Jefus im erften Lehrgange ftebt, zwar für diefen allenfalls hinlänglich feyn. Manches ift hier vielleicht fogar zu viel; im zweyten aber müfste darüber nothwendig fchon etwas Befriedigenderes gefagt werden, und wenn hier fo gut, wie gar nichts darüber vorkommt, fo führt das immer, wie aus der Vorrede erhellt, ganz wider die Abficht des Vfs., dahin, dafs die jungen Leute der Bibel entbehren zu können glauben, oder doch nichts Höheres von ihr halten, als dafs die wahre Religion darin in einigen fchönen Kernfprüchen enthalten fey. Rec. würde in dem erften Curfus noch mehrere hiſtoriſche Notizen von der Bibel mitzutheilen rathen, aber fie gar noch nicht als ein Buch, das göttliche Offenbarungen enthält, wie doch hier einigermafsen gefchieht, betrachten. Im zweyten aber hält er es für durchaus nöthig zu zeigen, wie in der Bibel, befonders in der Gefchichte Jefu, das wirklich auf eine aufserordentliche Weife von Gott geoffenbart fey, was nur immer als das Vernünftigfte und Wichtigfte in der Religion uns jetzt vorkommt. Mit dem Wenigen, was der Vf. im erften Lehrcurfus von Bibel und Offenbarung fagt, dürfen fich folche Lehrlinge, denen der zweyte Lehrgang gewidmet ift, durchaus nicht behelfen. Die hohe Idee, die der Vf. dabey im erften von Jefu giebt, wo er der Heiland der Menfchen und eingeborne Sohn Gottes heifst, mufs auch da, wo fie ftebt, ob fie gleich erklärt und gerechtfertiget wird, eben fo wie die Bibelftellen, die zu diefem Zwecke angeführt werden, jetzo befremden, da im zweyten Theile keine gründlicheren Belehrungen über die Würde und das Verdienft Jefu gegeben werden.

Sonft will Rec. nur noch darüber ein paar Worte fagen, dafs der Vf. die Unruhe des Gewiffens als die nothwendige vorhandene und immer vorhandene Strafe der menfchlichen Vergehungen anfieht. Diefs ift zwar auf Kanzeln fehr gewöhnlich; aber in einem Lehrbuche follte es doch noch viel weniger behauptet werden, da die Erfahrung lehrt, dafs Mancher fich über fehr grofse Übertretungen gar keinen Vorwurf macht, wovon man die Urfachen auch öfters leicht entdecken kann. Sonft fagte man, auf die Sünde folge entweder Unruhe des Gewiffens oder immer gröfsere Verfchlimmerung der moraliſchen Natur des Sünders. Das war unftreitig richtiger, diefe Vorftellung liegt auch bey des Vfs. Lehre über die Reue und Sündenvergebung zum Grunde, ohne doch ausgeführt zu feyn, und §. 98 und anderswo ift fie ganz vergeffen.

Übrigens wird es keinem Religionslehrer gereuen, diefe Lehrbücher durchzuftudiren, weil die Meiften fowohl die Kenntnifs deffen, was, als der Art, wie fie zu lehren haben, dadurch vervollkommnen können. Wenn der Vf. fie befonders, wie auch noch auf dem Titel angezeigt ift, „*zum Gebrauch in Schulen, in Privatlehranftalten und für die häusliche Erziehung, und überhaupt für Verehrer Jefu aus allen Confeffionen, die fich im Befitze der moraliſch-religiöfen Wahrheit befeftigen wollen*", beftimmt hat: fo werden fie wenigftens den wahren Zweck bey vielen erreichen. Zu dem erfteren aber würde noch der mündliche Vortrag eines dem Vf. gleichdenkenden Lehrers hinzukommen müffen, und doch würde der zweyte Theil mehr nur zur Wiederholung des Vorgetragenen, als zur Grundlegung bey dem Vortragenden dienen können. Dfr.

Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Unterredungen über die vier letzten Hauptftücke des lutherifchen Katechismus, Gebet, Taufe, Beichte und Abendmahl* I Theil. (Auch unter dem Titel: *Unterredungen über die Lehre vom Gebet, wie fie mit der Oberclaffe einer nicht vernachläffigten Land- oder niederen Bürger-Schule gehalten werden können.*) 1806. 244 S. II Theil. (Auch unter dem

Digitized by Google

Titel: *Unterr. über das Vater unſer, wie ſie* u. ſ. w.) 1807. 300 S. III Theil. (Auch unter dem Titel: *Unterr. über Taufe, Buſse und Beichte, wie ſie* u. ſ. w.) 1808. 226 S. IV Theil. (Auch unter dem Titel: *Unterr. über das Abendmahl des Herrn, wie ſie* u. ſ. w.) 1808. 282 S. gr. 8. (Zuſammen 2 Thlr. 6 Gr.)

Der Vf., der ſich ſchon durch viele gut aufgenommene Schriften um die Verbeſſerung des Landſchulweſens und populären Religionsunterrichts ſehr verdient gemacht hat, uns aber dem Namen nach unbekannt iſt, will hier Beyſpiele zu den von ihm herausgegebenen „vorzüglichſten Regeln der Katechetik, als Leitfaden beym Unterrichte künftiger Lehrer in Bürger- und Land-Schulen (2te Auflage. in eben dem Verlag. 1806)" geben. Er citirt daher auch im erſten Bande an einigen Stellen, die ihm dazu beſonders geeignet ſcheinen, in jeder Unterredung aus jenem Buche diejenigen Regeln, zu welchen ſich hier Belege finden, giebt überhaupt aus dieſen Regeln Rechenſchaft, warum er die Unterredung ſo und nicht anders eingeleitet, angefangen, fortgeführt habe, und hat damit am Ende des erſten Bandes 57 Seiten angefüllt. Man mufs auch geſtehen, dafs die Arbeit des Vfs. von der Art iſt, dafs Schullehrer und angehende Prediger, welche dieſe Katechiſationen mit den Regeln der Katechetik vergleichen wollen, daraus ſich in der Kunſt zu katechiſiren ſehr vervollkommnen können. Fehler gegen die Regeln kommen allerdings wohl vor; aber wer kann ein [illegible] fehlerloſes Muſter erwarten? Genug dafs vie[illegible] eifterhaft iſt.

Vorzug dieſer Unterredungen iſt auch, dafs ſie nicht gar zu gedehnt ſind, und dafs daher auch Schullehrer und Prediger dieſelben mit Vergnügen leſen werden. Dieſs wird man dem Vf. um ſo höher anrechnen können, wenn man eines Theils bedenkt, wie leicht es iſt, bey ſolchen Unterredungen, in welchen man ſich zu den Fähigkeiten der Kinder aus den niedrigen Ständen herablaſſen will und mufs, für andere Leſer langweilig zu werden, und wie man doch anderen Theils den Zweck ganz verfehlt, wenn man nicht auch denen intereſſant wird, für welche man doch eigentlich ſchreiben will.

Wenn Lehrer, die über die angezeigten Materien zu katechiſiren haben, ſich aus dieſem Werke dazu vorbereiten wollen: ſo werden ſie auch das Wichtigſte finden, was darüber geſagt werden mufs, und die Belehrungen darüber ſind faſt alle wahr, bibliſch, gemeinnützig, und für ſolche Lehrlinge, als der Vf. im Auge hat, nothwendig. Wenn Rec. auch in einigen Stücken anderer Meinung als der Vf. iſt: ſo ſcheint ihm hier doch nicht der Ort zu ſeyn, das anzuzeigen, theils, weil die Verſchiedenheit nichts Weſentliches betrifft, theils, weil man aus einer ſolchen Schrift mehr Lehrmethode, als Sachen lernen will, und Rec. lieber dazu beyzutragen wünſcht, dafs dieſe Unterredungen von recht Vielen, beſonders ſolchen, die noch keine anderen ähnlichen Hülfsmittel von *Dolz* u. a. haben, zu dem Zwecke, zu welchem ſie in Druck gegeben ſind, mögen benutzt werden, als dafs er durch Tadel davon abſchrecken möchte. Doch fodert Rec. den Vf. nicht eben zur Herausgabe ähnlicher Katechiſationen über andere Lehren des Chriſtenthums auf, weil Jeder, der nicht ganz für die Katecheſirkunſt verdorben iſt, aus dieſen und ähnlichen Werken, die wir ſchon haben, genugſam dieſe Kunſt lernen kann, allzu viel Hülfsmittel der Art aber nur Prediger und Schullehrer im eigenen Denken träge machen, und ſie zu mechaniſcher Verrichtung ihrer Geſchäfte und ſklaviſcher Nachahmung gewöhnen, wodurch viel mehr verdorben als gut gemacht wird.

Dfr.

Lüneburg, b. Herold und Wahlſtab: *Verſuch einer neuen Liturgie vornehmlich in Rückſicht des nachmittägigen Gottesdienſtes für die Jugend*, von *F. H. Lindemann*, Superintendenten in Dannenberg. 1808. 140 S. 8. (12 Gr.)

Eine ſolche Einrichtung des nachmittägigen Gottesdienſtes, wodurch die zwiefache Abſicht erreicht wird, Nutzen zu ſtiften und fleiſsigen Kirchenbeſuch zu befördern, hat bekanntlich in Städten und auf dem Lande ſeine beſondern Schwierigkeiten. Die gewöhnlichen Betſtunden ſind, nach reichlich eingenommener Mittagsmahlzeit, eine zu magere, verſchmähte Koſt für den ſchlafrigen Geiſt. Mit den Schulkindern zu katechiſiren, iſt eine zu partielle, kleinliche Beſchäftigung, die den Zweck der kirchlichen Verſammlung nicht hinlänglich ausfüllt, nicht zu gedenken, dafs die Kirche gar nicht der Ort zur Belehrung für die unmündige Jugend ſeyn ſoll. Will man die erwachſene Jugend in den katechetiſchen Unterricht hereinziehen: ſo iſt ſie eigentlich demſelben ſchon *entwachſen*, glaubt es wenigſtens zu ſeyn, und ſträubt ſich dagegen bis zur Anwendung obrigkeitlicher Zwangsmittel. — Dieſe Gründe bewogen den Vf., auf eine neue Benutzung der zweyten Sonntagshälfte zu denken. Er hat zunächſt auch die erwachſene Jugend vor Augen, verſchont ſie aber mit Frage und Antwort, und wählt dabey folgenden Plan:

Er vertheilt nach Anleitung des neuen hannöveriſchen Katechismus die Hauptwahrheiten des Chriſtenthums auf alle Sonntage im Jahr, und handelt in jeder Frühpredigt eine dieſer Wahrheiten ab. „Jedem Sonntage iſt eine gewiſſe religiöſe oder moraliſche Hauptwahrheit beſtimmt, ſo dafs keine übergangen wird, jede ihren Platz findet, jeder Sonntag gleichſam ein Feſt für dieſe Wahrheit iſt." Gewöhnlich behält er die Perikopen bey; wo in ihnen aber die Materie nicht ſo vollſtändig und beſtimmt enthalten iſt, wählt er auch freye Texte, und da in ſeinem Lande der Predigt Vorleſungen aus gewiſſen Abſchnitten der Bibel vorhergehen, ſo müſſen auch dieſe auf die Materie des Vortrags Bezug haben. Er handelt z. B. am Feſte der Erſcheinung vom Werthe der Religion; beliebige Texte ſind Luc. IV, 16 — 21. 1 Timoth. IV, 8. Eſ. 42, 1 — 12. Vorleſung

Digitized by Google

Ephef. 2, 4—22. — Nachmittags wird auf denfelben Grund fortgebauet, und die gepredigte Wahrheit durch Gefang, Gebet, Rede und Vorlefung, befonders dem jugendlichen Gemüth eingeprägt und erwecklich gemacht. Die Andacht beginnt mit einem fchicklichen Gefang. Dann hält der Prediger ein felbft verfertigtes kurzes Gebet, und lieft einen paffenden Abfchnitt aus der Bibel vor. Darauf wird wieder gefungen. Nun tritt der Prediger mit einer Rede über eine kurze Bibelftelle auf, wozu der Vf. kleine Skizzen eingefchoben hat, und den Befchlufs macht wieder ein Gefang. Dabey geht der Vf. von dem richtigen Gefichtspunct aus, dafs auch Nachmittags fich alles um die einzige Hauptmaterie, wie um einen Mittelpunct, drehen müffe. Ein folcher Gottesdienft hat kaum den Schein einer Kinderlehre, und doch mufs die Jugend dabey ganz vorzüglich in Leben und Thatigkeit gefetzt werden. Ein kurzer, kraftvoller Lehrvortrag über eine einzige beftimmte Wahrheit, vermifcht mit kurzen Anreden auch an die Jugend, mit feyerlichen Fragen, die fich aber der Prediger felbft beantwortet (?), mit Erweckung grofser Empfindungen und Entfchliefsungen, mit Auffoderungen an die Jugend, da mit einem Liederverfe oder Wechfelgefang einzufallen, wo das Herz, erwärmt durch religiöfe Empfindung, fchon einen Drang fühlt, in hohen Gefang auszubrechen, und eine Hymne zur Ehre der Gottheit (!) anzuftimmen, oder auch durch eine gemeinfchaftlich ausgefprochene Bibelftelle oder Liedervers ein gemeinfchaftliches Bekenntnifs abzulegen (?) und heilige Entfchliefsungen vor Gott zu äufsern." Der Vf. verfichert grofse Wirkungen von folchen Erbauungsftunden verfpürt zu haben; auch mufs Rec. ihm das Zeugnifs geben, dafs die Bibelftellen zu Vorlefungen, Reden und beliebigen Texten, fo weit er nachgefchlagen hat, glücklich gewahlt find. Nur mufs er warnen, dafs diefe Stunden nicht durch faftlofe Reden zu weit ausgedehnt werden, fo wie er zu feinem Bedauern bemerkt, dafs der Vf. auf dem Wege ift, ein zu leidenfchaftlicher Liebhaber des verzierten Gottesdienftes zu werden. Die Kirche will er an gewiffen Feften mit Blumen und Maien ausfchmücken; und ein fchönes Gemälde, eine Rauch- und Opfer-Schaale auf dem Altare als Sinnbild des Gebets und der Dankbarkeit gegen Gott, meint er, müfste grofse Dinge thun. Rec. ruft aber hier mit *Greiling* aus: Um Gottes willen nur keine heidnifche Sinnlichkeit, keinen impofanten Pomp in unfere chriftlichen Kirchen, wo nur himmlifche, zum Unfichtbaren fich aufrichtende Gemüther anbeten follen! A + X.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. *Glogau*, b. Günter: *Vermifchte Aufsätze theologifchen Inhalts.* 1807. VI u. 128 S. 8. (10 Gr.) Der Hauptfache nach eine neue Auflage von *Langreuter's Mifcellaneen eines Landpredigers*, welche zu Deffau in der Buchhandlung der Gelehrten 1782 erfchienen. Der Vorbericht meldet, dafs fich ein (mit *B.* unterzeichneter) Verehrer des fel. *Langreuter's* dem Auftrage des Verlegers unterzogen habe, diefe neue Auflage zu beforgen. Er fand aber für gut, die Kleinigkeiten — *Aus meiner Schreibtafel* betitelt — nicht wieder abdrucken zu laffen, fondern an ihrer Statt einige andere Aufsätze verwandten Inhalts beyzufügen. Diefe neu hinzugekommenen homiletifch-afcetifchen Aufsätze find folgende: *Über Petri Fall* S. 3—47. Der Vf. findet in dem ganzen Benehmen des Apoftels weiter nichts, was ihm als widerrechtlich und ftrafbar angerechnet werden könnte, als dafs er wiffentlich zu dreyenmalen eine Unwahrheit gefagt und mit Betheurungen und Verwünfchungen beftärkt habe. Mehr als diefes drücke auch das Wort *verleugnen*, welches Chriftus von feiner That gebrauche, nicht aus, wie folches die Erzählung des Lukas unwiderfprechlich beweife. Weiterhin (S. 17) wird nun aber auch angenommen, „dafs diefer Fehltritt des Petrus ganz unvermeidlich gewefen, folglich mehr ein *Ungluck* für ihn, als eine Sünde zu nennen fey — weil er fich in einem Zuftande der Befinnungslofigkeit befand" (S. 18). Der Vf. hat diefs mit Wahrfcheinlichkeit zu entwickeln gefucht. Doch bleibt immer der Umftand zum Nachtheil Petri, dafs er ausdrücklich vorher gewarnt und ihm alles deutlich vorhergefagt wurde, übrig.

Die Aufsätze: über Joh. 14, 27. Ephef. 3, 17—19. 2 Cor. 5, 1. und Matth. 9, 3. S. 84 ff. find eigentlich Predigtauszüge, wobey der Sinn der biblifchen Stellen gröfstentheils richtig entwickelt und zweckmafsig angewendet wird. In Druck und Papier ift diefe kleine Schrift zemlich vernachläffiget.

mcr.

Hildburghaufen, b. Hanifch's Erben: *Grundregeln der Katechetik fur Landfchullehrer.* Herausgegeben von einem Jugendlehrer aus dem Weimarifchen. 1808. IV u. 87 S. 8. (8 Gr.) Der Vf. glaubt, diefes Werkchen werde fich durch feine Kurze, mit Deutlichkeit und Vollftändigkeit verbunden, vor feinen Brüdern auszeichnen. Es enthalt auch in der That keine fchlechte Anweifung zum Katechefiren, und mancher Schullehrer kann fich daraus Raths erholen; aber mit der Vollftändigkeit darf man es nicht fo genau nehmen. Selbft das, was gegeben wird, ift nicht allemal richtig, z. B. was er über das Analyfiren der Satze (S. 13) fagt: „Die Theile eines Gedankens müffen aus einander gefetzt werden; diefs nennt man analyfiren, z. B. ein gehorfames Kind kann glücklich leben. Hier find die Theilbegriffe: ein gehorfames Kind thut, was Lehrer und Eltern befehlen. Sie befehlen ihm u. f. w." Aber lieber Himmel, wo foll es mit dem Analyfiren hinaus, wenn erft über das Wörtchen „gehorfam" fo viel gefagt werden foll, dafs das Kind den angegebenen Satz felbft ganz darüber vergifst? Ift erklärt worden, was gehorfam fey (follte den Begriff davon nicht jedes Kind haben?): fo mufs blofs entwickelt werden, wie die beiden Begriffe *gehorfam* und *gluckich leben* zufammen gehören und wie das Letzte aus dem Erften folgt. Das ift die Hauptfache, aber auch immer das fchwerere. Das Übrige zerftreuet die Kinder und lenkt fie von der Hauptfache ab. Falfch ift auch die Regel, die S. 23 gegeben wird. „Man laffe an dem Satze einer Frage ein Wort fehlen, fo dafs man den Satz bis auf das eine leicht zu errathende Wort gebraucht." Nichts Elenderes giebt es aber, als wenn man diefe Regel befolgt. Denn dadurch werden eben die Kinder zu gedankenlofen Nachbetern, die wie das Echo das letzte Wort des Lehrers wiederholen oder das Endwort foppliren. Was wird dadurch genützt, wenn der Lehrer z. B. fragt: Sollen wir an Jefum Chriftum — ? und nun das Kind: glauben, hinterher ruft? S. 53 heifst es: „So find Arbeit, Mühe, Erholung, Ruhe gleichzeitige Begriffe." Was doch der Vf. felbft für Begriffe hat! Arbeit und Ruhe, diefe contraftirenden Ideen, follen gleichzeitige Begriffe feyn? Und fo liefsen fich der Ausftellungen mehrere machen.

L. M. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 MAY, 1809.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Hinrichs: *Anleitung zur Behandlung geringfügiger Rechtsſachen nach dem königlich-ſächſiſchen Rechte, nebſt einem Anhange auswärtiger, dieſen Gegenſtand betreffender Geſetze* von D. *Chriſtian Gottlieb Haubold*, Beyſitzer des k. ſ. Oberhofgerichts und der Juriſtenfacultät zu Leipzig, auch Prof. des ſächſ. Rechts. 1808. XXII u. 266 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Dieſe Anleitung beſteht aus den Vorerinnerungen und der Abhandlung ſelbſt. In jenen zeigt der Vf., daſs der Begriff einer geringfügigen Sache durch die Quellen des gemeinen Proceſſes — das römiſche, kanoniſche und deutſche Recht — eben ſo wenig beſtimmt iſt, als der Grundſatz, daſs geringfügige Rechtsſachen ſummariſch behandelt werden ſollen, deutlich durch ſie ausgeſprochen wird (§. 1), und behauptet, daſs nichts deſto weniger die *Natur der Sache* es mit ſich bringe, weniger bedeutende Rechtshändel ſummariſch zu behandeln, daſs es aber zur Beſtimmung der richterlichen Willkühr eine unerlaſsliche Aufgabe für jede zweckmäſsige Geſetzgebung bleibe, die Grenzen zwiſchen wichtigen und geringfügigen Rechtsſachen genau zu ziehen und die Behandlung der letzteren auf feſte Grundſätze zurückzuführen (§. 2). Im Verfolge zeigt der Vf., daſs die Geſetzgebung fürs Königreich Sachſen dieſem Bedürfniſſe ſeit 1612 abzuhelfen bemüht geweſen ſey, und behauptet, bey der vollſtändigen Anführung der Quellen, mit Recht, daſs dieſs im vorzüglichen Grade in der Erläuterung der alten Proceſsordnung vom J. 1724 *ad Tit.* 1. §. 6 und in dem Mandate, die Abſtellung proceſſualiſcher Weitläuftigkeiten in geringfügigen Rechtsſachen betreffend, vom J. 1753 geſchehen (§. 3—9). Zum Beſchluſs der Vorerinnerungen berührt er noch die hieher gehörige Literatur (§. 10 u. 11).

In dieſen Vorerinnerungen fanden mit Recht die Fragen: Was iſt eine geringfügige Sache? Aus welchem Grunde muſs ſie ſummariſch behandelt werden? eine Stelle; allein die Beantwortung derſelben iſt durch den Vf. keineswegs auf eine befriedigende Weiſe geſchehen. Der Begriff der geringfügigen Sache, ſo wie er nicht nur der Theorie zum Grunde gelegt werden muſs, ſondern wie er der Geſetzgebung ſelbſt zum Grunde liegt, iſt noch gar kein juriſtiſcher Begriff, und die Quelle, aus der er geſchöpft werden kann, iſt eben deſshalb nicht die poſitive Geſetzgebung, ſondern der gemeine Verſtand. — Nun fragt es ſich, welchen Begriff von geringfügigen Sachen ſuchte der Vf. in den Quellen des gemeinen Proceſſes — den gemeinen oder den juriſtiſchen? Jenen konnte er aus den Quellen des gemeinen Proceſſes nicht ableiten, und auf dieſen, den der Vf. in der That nicht fand, kam hier gar nichts an, weil er ſich nur auf die Geſetzgebung im Königreiche Sachſen eingeſchränkt hat. Hätte er aber unter dieſer auch das im Königreiche Sachſen geltende römiſche, kanoniſche und deutſche Recht verſtanden: ſo hatte der in demſelben beſtimmte Begriff der geringfügigen Sache eben ſo wenig hieher an die Spitze der Vorerinnerungen gehört, als der durch die eigentlich ſachſiſchen Rechte beſtimmte, welchem der Vf. ſeinen Platz mit Recht in der Abhandlung ſelbſt angewieſen hat.

Dieſer Begriff des gemeinen Verſtandes von einer geringfügigen Sache, welchen uns der Vf. hier ſchuldig geblieben, iſt es eben, von deſſen Beſtimmung §. 2 der Vorerinnerungen die Rede iſt. Er liegt der Geſetzgebung ſelbſt, als Gegenſtand, zum Grunde; und wird er der auf dieſelbe gegründeten Theorie nicht hinwiederum zum Grunde gelegt: ſo hat dieſe keinen beſtimmten und feſten Punct, auf den ſie ſich bezieht, und durch den ſie einen klaren Sinn und eine beſtimmte Bedeutung erhält. Der Leſer der vorliegenden Schrift muſs alſo vor der Hand dieſe Lücke, deren Ergänzung jedoch keine Schwierigkeiten hat, durch das Gefühl ausfüllen, wenn er dieſs nicht ſelbſt auf einen beſtimmten Begriff zu bringen im Stande iſt.

Aus welchem Grunde aber muſs eine geringfügige Sache ſummariſch behandelt werden? — Der Vf. ſagt uns §. 2: Dieſs bringt *die Natur der Sache* mit ſich, und beruft ſich auf *Gönner*, welcher behauptet, daſs ein richtiger Gemeinſinn für Entbehrlichkeit ſtrenger Formalitäten bey unbedeutenden Sachen ſpreche. Allein Rec. muſs geſtehen, daſs ihm dieſe Behauptungen nicht befriedigen. Liegt der Rechtfertigungsgrund von der Verknüpfung der ſummariſchen Proceſsform mit der Verhandlung geringfügiger Sachen in deren Natur, in einem *richtigen Gemeinſinn*: ſo zeige man doch, wie er durch beide gegeben iſt. Der Theoretiker hat ſein Amt noch nicht verwaltet, wenn er ſich hier auf *die Natur der Sache* und einen *richtigen Gemeinſinn* beruft, und nun einem Jeden es überläſst, ſelbſt aus ihnen abzuleiten, was der Autor aus ihnen abgeleitet haben will. Denn was giebt man nicht alles für die Natur der Sache,

was nicht alles für richtigen Gemeinſinn aus? Der Vf. hätte ſich daher wohl auf den Begriff von dem, was er Natur der Sache und was *Gönner* richtigen Gemeinſinn nennt, ingleichen darauf, wie hiedurch die Nothwendigkeit eines ſummariſchen Verfahrens in geringfügigen Sachen begründet wird, genauer einlaſſen ſollen.

Soviel über die Vorerinnerungen! Die Abhandlung ſelbſt zerfällt in den allgemeinen und beſonderen Theil. Jener enthält zwey Hauptſtücke. Im erſten handelt der Vf. von der Beſtimmung der Geringfügigkeit. Die mehreſten Geſetzgebungen und unter dieſen auch die fürs K. Sachſen ſetzen feſt, daſs Sachen, welche eine gewiſſe Geldſumme nicht überſteigen, für geringfügig erkannt werden ſollen (§. 12 u. 13). Nach der ſächſiſchen erl. Proceſsordnung *ad Tit. I.* §. 6 iſt eine Sache, die nicht über 50 meiſs. Gülden beträgt, geringfügig; in der Grafſchaft Henneberg ſchleuſsingiſchen Antheils eine ſolche, die nicht über 50 Gulden fränkiſch oder nicht über 41 Thlr. 16 Gr., in der Oberlauſitz aber eine, die nicht über 20 Thlr. beträgt (§. 14 u. 15). Dieſer Maſsſtab wird nun angewendet 1) und am gewöhnlichſten auf Geldſoderungen; 2) leidet es nach dem Mandat vom J. 1753. §. 1 keinen Zweifel, daſs die Grundſätze des Verfahrens in geringfügigen Sachen auch auf körperliche Gegenſtände, beſonders auf Grundſtücke, deren Werth nicht über 50 Gülden beträgt, anwendbar ſind; 3) erſtreckt ſich dieſs Verfahren auch über alle diejenigen *jura*, *ſervitutes*, *praeſtationes annuas* und *onera realia*, welche nicht *incertae aeſtimationis* ſind, ſondern in einen landüblichen Anſchlag gebracht werden können, und nach ſolchem jährlich über einen bis zwey Thaler nicht betragen (§. 16—18). Der geſetzliche Maſsſtab zur Beurtheilung der Geringfügigkeit einer Sache leidet Modificationen durch Nebenfoderungen auf Intereſſen, Nutzungen und Schäden. Intereſſen ſollen nämlich, nach der Erl. P. O. Tit. 1. §. 6 und dem Mandat vom J. 1753. §. 1, nicht mit dem Capital zuſammengerechnet, ſondern das letztere ſoll allein in Anſchlag gebracht werden, ausgenommen in den Fällen, wo die Intereſſen erlaubter Weiſe den Betrag des Capitals überſteigen dürfen. In Hinſicht der Nutzungen und Schäden ſchweiget das Geſetz. Der Umſtand, daſs eine Klage dinglich oder perſönlich iſt, hat keinen Einfluſs auf das Urtheil über die Wichtigkeit oder Geringfügigkeit der Sache (§. 19—22). Von dem Falle der ſubjectiven Klagenhäufung ſchweigen die Geſetze ebenfalls; in Hinſicht der objectiven Klagenhäufung aber verordnet das Mandat vom J. 1753. §. 1, daſs die Sache noch als geringfügig angeſehen werden ſoll, wenn etliche von verſchiedenen *cauſis agendi* herrührende Poſten, deren keine am Capital ſich über 50 Gülden beläuft, in einer Klage cumulirt worden, und zuſammen über 100 Gülden nicht betragen (§. 23 u. 24). Übrigens können Sachen, die im Anfange des Proceſſes wichtig waren, im Fortgange deſſelben geringfügig werden, ſo wie andere im Anfange des Proceſſes geringfügige Sachen im Fortgange deſſelben wichtig werden können. In allen Fällen der erſteren Art erkennt es der Vf. für Pflicht der Richter und Advokaten, den ordentlichen Proceſs, ſobald die Sache geringfügig wird, in das für dergleichen Sachen feſtgeſetzte Verfahren einzuleiten, ohne allererſt rechtliches Erkenntniſs deſshalb abzuwarten. Wie es in Fällen der letzteren Art zu halten ſey, wird nicht beſtimmt (§. 25—28). Streitigkeiten über *Univerſitates*, Dotations- und Alimentations-Sachen ſind in der Regel nie als geringfügig anzuſehen, und im Zweifel iſt eine Sache als *cauſa major* zu behandeln (§. 29 u. 30). Die vorgetragenen Beſtimmungen finden ihre Anwendung auf die Wiederklage, auf Exceptionen und Rechtsmittel (§. 30—34). Das ſummariſche Verfahren in Commercien-, Policey-, Handwerks-, Bau-, Rechnungs- und Geſinde-Sachen ſchlieſst der Vf. von dem Plan ſeiner Abhandlung aus, weil er den Grund, warum die Geſetze dieſe Sachen in Hinſicht ihrer ſummariſchen Behandlungsart den geringfügigen gleichſtellen, nicht in der Geringfügigkeit jener Sachen, ſondern in anderen Gründen findet (§. 35).

In dieſem erſten Hauptſtück des allgemeinen Theils wurde der Begriff der Geringfügigkeit einer Rechtsſache fürs Forum des Königreichs Sachſen *juriſtiſch* beſtimmt, der *gemeine* Begriff alſo zu einem *künſtlichen* erhoben, dann der Gegenſtand, welcher unter ihn gebracht (ſubſumirt) werden muſs, nachgewieſen, und in verſchiedenen Verhältniſſen erwogen. Rec. fand jedoch nicht überall die an Hn. *H.* ſonſt gewohnte Ordnung und Beſtimmtheit.

Die Fragen: Warum die Geſetzgebung fürs Königreich Sachſen (und ſo viele andere Lande) die Geringfügigkeit einer Sache durch einen gewiſſen Geldbetrag beſtimmt und kenntlich macht, — Warum ſie gerade *dieſe beſtimmte Summe* feſtſetzet, hat der Vf. nicht berührt, ob ſie gleich für die lebendige und beſtimmte Einſicht in die Geſetzgebung und die Theorie derſelben unentbehrlich iſt. Eine Zerhauung des Knotens durch die Bemerkung, daſs hier überall etwas Willkührliches unterlaufe, kann in einer Wiſſenſchaft, von der doch hier die Rede iſt, nicht Statt finden. Daſs übrigens kein Richter berechtigt ſey, eine Sache, die im geringſten über den geſetzlichen Maſsſtab geringfügiger Sachen hinausreicht, als geringfügig zu behandeln, verſteht ſich von ſelbſt; allein die leidige Billigkeitskrämerey verblendet in dieſem Puncte manchen Richter, und die Erinnerung des Vfs. hierüber (S. 24. §. 16) iſt daher nicht nutzlos. Rec. iſt in ſeinem Wirkungskreiſe ſchon unzählig oft Zeuge davon geweſen, daſs ſich Richter und Anwälde in dieſem Puncte verſündigten, und die Parteyen durch die Wahl der Proceſsform um Geld und Recht brachten, ſtatt ihnen beides durch dieſelbe zu erhalten. Zur Ausmittelung des Werths von ſtreitigen Grundſtücken, Servituten u. dgl. räth der Vf., ſich des Gutachtens der Gerichtsperſonen zu bedienen (S. 25. §. 17. S. 29. §. 18). Dieſs reicht auch, wie der Vf. ſagt, in den mehreſten Fällen hin, wenn ſich nämlich unter den Gerichtsperſonen ſelbſt gute und

Digitized by Google

vernünftige Wirthschaftsverständige befinden; allein Rec. würde mit noch mehr Zuversicht für das Urtheil eines zu dem Ende in Pflicht genommenen gebildeten und erfahrenen Ökonomen stimmen; denn er hat selbst Erfahrungen darüber gemacht, was es oft für ein elend jämmerlich Ding um das Ermessen der Gerichtspersonen ist.

Die Lücken in der Gesetzgebung, z. B. in Hinsicht der Anwendung des Massstabes einer *causa minuta* auf Foderung der Nutzungen und Schaden in Verbindung mit der Hauptfoderung u. s. w. sind mit Recht vom Vf. ergänzt worden; nur wünschte Rec., dass solches in Betreff der Nutzungen und Schäden mit bestimmterer Auseinandersetzung der vom Vf. gebrauchten Analogie geschehen wäre. Durch das „*es scheint, es dürfte vielleicht, es möchte,*" dessen der Vf. sich bey Aufstellung seiner Behauptungen bedient, hat er selbst die äussere Form einer festen Überzeugung der Bescheidenheit zum Opfer gebracht. Wenn übrigens der Vf. den §. 14 gegebenen Massstab für die geringfügigen Sachen im §. 18 auf Befugnisse und im §. 24 unter Voraussetzung der objectiven Klagenhäufung *lediglich anzuwenden* meint (welches noch mehr, als die Abhandlung selbst, die Inhaltsanzeige, die zum §. 25 die wahre Ansicht vollkommen alterirt, S. IX glauben lässt): so kann ihm darin wohl Niemand beystimmen. Denn im §. 14 sagt der Vf., dass eine Sache, die nicht über 50 Mfl. beträgt, *causa minuta* sey; in Hinsicht der Befugnisse aber verordnet das Gesetz, dass alle diejenigen *jura, servitutes, praestationes annuae* und *onera realia, welche nicht incertae aestimationis sind, sondern in einen landüblichen Anschlag gebracht werden können, und nach solchem jährlich über 1 bis 2 Thlr. nicht betragen*, zu den geringfügigen Sachen gerechnet werden sollen. Der Augenschein giebt es hier unwidersprechlich, dass in dieser gesetzlichen Verordnung jener Massstab im §. 14 nicht auf Befugnisse angewendet worden ist, sondern dass in derselben ein ganz neuer und eigenthümlich für die Befugnisse bestimmter Massstab festgesetzt wurde, nach welchem deren Geringfügigkeit beurtheilt werden soll. — In Ansehung der Beurtheilung der Geringfügigkeit einer Sache bey obwaltender objectiver Klagenhäufung aber disponirt das Gesetz: dass die Sache als geringfügig angesehen werden soll, wenn etliche von verschiedenen *causis agendi* herrührende Posten, deren keine an Capital sich über 50 Gülden beläuft, in einer Klage cumuliret worden *und zusammen über* 100 *Gülden nicht betragen*. Auch hier kommt offenbar keine blosse Anwendung des Massstabes aus §. 14 vor, sondern es wird vielmehr in dieser gesetzlichen Disposition ein anderer eigenthümlich für die Beurtheilung der Geringfügigkeit eines anderen Gegenstandes bestimmter Massstab festgesetzet.

Das zweyte Hauptstück des allgemeinen Theils führt die etwas unbestimmte Überschrift: *Allgemeine Grundsätze*. Der Vf. hat nämlich bisher den Begriff einer geringfügigen Sache erörtert, jetzt kommt er auf das Verfahren über dieselbe und liefert unter jener Ankündigung seine Ansicht von dem für geringfügige Sachen bestimmten Verfahren *überhaupt* (im Gegensatz des Verfahrens bey der Klage, beym Beweis u. s. w.). — Das Verfahren in geringfügigen Sachen ist seiner Natur nach *summarisch*, und gehört, wenn man unter dem unbestimmten summarischen Verfahren ein solches versteht, welches sich blos durch eine leichtere Behandlung im Laufe des gerichtlichen Verfahrens (im Gegensatze des bestimmten summarischen Verfahrens, welches einen ganz eigenthümlichen Charakter eine besondere Rechtshülfe zum Zweck, folglich wie z. B. der Mandats-, Executiv-, Wechsel-Process etc. einen genau bestimmten Lauf hat) unterscheidet, zum unbestimmten summarischen Process. Der oberste Grundsatz ist daher folgender: *das Verfahren in geringfügigen Rechtssachen hat mit dem im ordentlichen Processe gewöhnlichen alles gemein, worin es nicht entweder durch ausdrückliche gesetzliche Vorschriften, oder durch die Natur der Sache, welche eine leichtere Behandlungsart zur Ersparung des Kosten- und Zeit-Aufwandes nöthig macht, abgeändert und modificirt ist.* Von diesem Verfahren in geringfügigen Sachen gilt insbesondere (im K. Sachsen) der merkwürdige Grundsatz: *dass auch nicht einmal mit Einwilligung der Parteyen und des Gerichts eine an sich geringfügige Rechtssache durch ein Compromiss nach Art einer beträchtlichen, folglich im Wege des ordentlichen Processes behandelt werden kann* (§. 36—39).

Diesen Grundsatz von der Unabänderlichkeit des gesetzlich vorgeschriebenen Verfahrens in geringfügigen Sachen unterschreibt Rec. mit voller Überzeugung. Denn wenn auch nach kanonischem Recht ein Compromiss der Art erlaubt wäre, und wenn man auch den Grundsatz: *volenti non fit injuria*, für keine leere Formel anerkennt: so folgt doch, wie Jedem in die Augen fällt, daraus noch gar nicht, was Anwälde und Richter bisweilen daraus schliessen, dass nämlich jene Behauptung des Vfs. grundlos sey. Denn der Geist der Gesetzgebung im Kön. Sachsen hat ganz unverkennbar den §. 6. Tit. 1 der Erl. Pr. Ordn., und das Mandat vom 28 Nov. 1753 zu einem schlechthin verbietenden Gesetz in Ansehung der Zulässigkeit einer anderen, als der vorgeschriebenen Processform bey geringfügigen Sachen, gestempelt. Eine Behauptung, die jedem aufmerksamen Leser der Quellen von selbst entgegen kommt! Hat dieß aber seine Richtigkeit: so kann auch hier von einer Entscheidung der Streitfrage aus subsidiarischen Quellen nicht die Rede seyn.

Im §. 40 und 41 beantwortet der Vf. die Frage: In welchem Verhältnisse wirkt die Analogie des Verfahrens in geringfügigen Sachen auf andere summarische Processarten, besonders auf den possessorischen Process über den jüngsten Besitzstand, auf den Executiv-, auf den Wechsel-, auf den provocatorischen und auf den Concurs-Process? — und leugnet nach einer Beyfall verdienenden Erklärung des allerdings dunkeln §. 2 im Mandat von 1733 die Zulässigkeit der Unterscheidung des Besitz- und Rechts-Standes *in causis minutis* ab, so wie er im Übrigen

Digitized by Google

mit Recht behauptet, dafs dieſes Mandat, in ſo weit es der eigenthümliche Charakter der übrigen benannten Proceſsformen zuläſst, auch auf dieſe ſeinen Einfluſs erſtreckt, ſobald nach ihnen geringfügige Sachen zur Verhandlung gebracht worden ſind. — Warum der Vf. ſeine Behauptungen in der obigen nicht beſonders deutlichen Frage als eine Wirkung *der Analogie* des Verfahrens in *cauſis minutis* auf die berührten Proceſsarten auffaſst, ſieht Rec. nicht ein. Übrigens gehört das hier gelöſete Problem nicht ganz hieher. Denn in ſofern es die Behauptung enthält, dafs ſich der Gegenſtand des Begriffs von einer geringfügigen Sache auch im Executiv- und in anderen Proceſs-Arten finde, gehört es dahin, wo der Vf. den Gegenſtand des Verfahrens in geringfügigen Sachen nachgewieſen, und denſelben in ſeinen verſchiedenen Verhältniſſen erwogen und kenntlich gemacht hat. Dieſs geſchah im erſten Hauptſtück des allgemeinen Theils. In ſofern hingegen die Frage zu beantworten war, ob die Eintheilung des *poſſeſſorii* und *petitorii* auch auf den Proceſs *in cauſis minutis* anwendbar ſey, und ob die Form dieſer Proceſsart ſelbſt ſich mit dem Executivproceſs und anderen Formen verbinden laſſe oder nicht, fand ſie allerdings hier ihren Platz.

Der beſondere Theil zerfällt in drey Abtheilungen. Die *erſte* handelt vom Verfahren vor der Entſcheidung, a) in wiefern es die Hauptſache betrifft (§. 43—58), und b) in wiefern es die Hauptſache nicht betrifft, ſondern α) die Legitimation (§. 59), β) die Handlungen, die ſich auf Veränderung oder Vervielfältigung der Intereſſenten beziehen (§. 60), und γ) die Unkoſten (§. 61—66). Die *zweyte* Abtheilung handelt von der Entſcheidung und deren Vollſtreckung, und zwar beſonders a) von der Entſcheidung (§. 67—88); b) von den Rechtsmitteln gegen die Entſcheidung (§. 89—94); und c) von der Vollſtreckung der rechtskräftigen Entſcheidungen (§. 95). Die *dritte* Abtheilung ſpricht von der Behandlung geringfügiger Rechtsſachen bey den höheren Juſtizſtellen (§. 96—100). Eines Auszuges iſt, für die Grenzen gegenwärtiger Anzeige, dieſer beſondere Theil nicht fähig; er iſt gedrängt und reichhaltig: man wird nichts Weſentliches vermiſſen. Die vorſtehende, von dem Vf. ſelbſt alſo aufgefaſste Inhaltsanzeige beweiſet dieſs, aber die Vergleichung der Überſchrift der dritten Abtheilung mit der der erſten, und zweyten bringt den Vf. in den Verdacht, dafs er es mit der logiſchen Anordnung der Materialien nicht genau genommen habe. Wenn man aber in der dritten Abtheilung vom Vf. die Verſicherung bekommt, dafs von den in der erſten und zweyten Abtheilung entwickelten Regeln des Verfahrens im Allgemeinen bey den höhern und niedern Juſtizſtellen des Königreichs Sachſen Gebrauch gemacht werde, und dafs in der dritten von den blofs den hohern Juſtizſtellen *eigenthümlichen* Obſervanzen die Rede ſey: ſo ſchwindet jener Verdacht, und es bleibt nur die Erinnerung übrig, dafs die beiden erſten Abtheilungen unter einem, der dritten entgegengeſetzten Charakter — durch die Überſchriften ſelbſt — aufgefaſst ſeyn möchten.

Im erſten Abſchnitte der erſten Abtheilung §. 43 bemerkt der Vf., dafs es in der Proceſsart, von welcher hier die Rede iſt, ſtreitig ſey, ob die erhobene Klage *angebrachtermaſsen* verworfen werden dürfte (nicht wie es im Texte ein wenig undeutſch heifst: ob der *Kläger angebrachtermaſsen* abgewieſen werden könne), und giebt darüber die Meinungen einiger Dikaſterien an, ohne ſeine eigene deſshalb mitzutheilen. Rec. ſieht nicht ein, warum ein Erkenntniſs, welches die Unſtatthaftigkeit der Klage angebrachtermaſsen — ausſpricht, in dieſer Proceſsart für rechtlich unmöglich angeſehen werden könne. Der §. 4 des Mandats vom 28 Nov. 1753 dringt zwar darauf, dafs in dieſer Proceſsart ſofort *definitive* erkannt werden ſoll: allein dafs ein Erkenntniſs vorberührter Art für das, was es ſeiner Natur nach iſt, nämlich für ein Definitiv-Erkenntniſs in jener Proceſsart nicht angeſehen werden ſoll, iſt nirgends verordnet; und dieſs müſste doch der Fall ſeyn, wenn der Geſetzgeber in dieſem Puncte eine Abweichung vom Allgemeinen hätte bewirken wollen. Im Übrigen kommt es ja (wenn auch ſelbſt die E. P. O. *ad tit.* 5. §. 3 nicht verordnet hätte, dafs in jedem Falle der Verwerfung einer Klage die *rationes decidendi* beygefügt werden ſollen) in Hinſicht der *Exceptio rei judicatae* (gegen eine neue Klage) wohl auf eines heraus, ob die (erſte) Klage angebrachtermaſsen verworfen, oder ob der Beklagte von der erhobenen Klage entbunden worden iſt.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Halle, b. Kümmel: D. *Ferdinand Auguſt Hommels*, königl. poln. und kurf. ſächs. Appellations-Raths und der Pandekten öffentl. Lehrers auf der Univerſität Leipzig, *kurze Anleitung, Gerichtsacten geſchickt zu extrahiren, zu referiren, und eine Sentenz darüber abzufaſſen.* Zum Gebrauch ſeiner Zuhörer entworfen. Durchgeſehen und mit Zuſätzen vermehrt von D. *Joh. Chriſt. Weltar*, öffentl. Prof. der Rechte auf der Friedrichs-Univerſität in Halle, auch Senior der Juriſten-Facultät daſelbſt. Siebente verbeſſerte Aufl. 1808. VIII u. 364 S. 8. (21 Gr.)

Leipzig, b. Barth: *Leitfaden zum Unterrichte in der ſächſiſchen Geſchichte für Bürgerſchulen*, von M. *Joh. Chriſt. Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyſchule zu Leipzig. 2te verb. Aufl. 1809. VIII u. 100 S. 8. (5 Gr.)

Carlsruhe, b. Macklot: *Syſtem der Wirthſchaftslehre.* Ein Verſuch zu endlicher Berichtigung der bisherigen Cameralſyſteme. Von *D. F. Seeger*, öffentl. Prof. der Staatswirthſchaft und Statiſtik auf der hohen Schule zu Heidelberg. 3te Aufl. 1807. 8 u. 1 halben Bogen. 4. (15 Gr.)

Hannover, b. Ritſcher: *Weltklugheit und Lebensgenuſs*, oder *praktiſche Beyträge zur Philoſophie des Lebens.* Herausgegeben von *Frid. Burchard Beneken.* 1 Bdchen. 3te verb. Aufl. 1806. XVIII u. 259 S. 8. (18 Gr.) S. Recenſion des 2ten Bdchens der 3ten Aufl. 1806. No. 97.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 MAY, 1809.

JURISPRUDENZ.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Anleitung zur Behandlung geringfügiger Rechtsſachen nach dem königlich ſächſiſchen Rechte, nebſt einem Anhange auswärtiger dieſen Gegenſtand betreffender Geſetze* von *D. Chriſtian Gottlieb Haubold* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

In dem auf die angebrachte Klage angeſetzten Verhörtermine ſoll der Richter die Güte, wie der §. 4 des Mand. von 1753 ſagt, ungeſparten Fleiſses pflegen, und der Vf. empfiehlt zu dem Ende §. 46 dem Richter, den Kläger vorläufig über die Beſcheinigungsmittel zu befragen, womit er ſeine Klage zu erweiſen gedenkt, ſo wie den Beklagten über ſeine Exceptionen und deren Beybringung. Das Letztere leidet wohl keinen Zweifel; ob aber das Erſtere (im Termine) nicht ſchon zu ſpät wäre, iſt eine andere Frage. Der §. 3 des angezogenen Mand. ſagt: es ſoll dem Kläger frey ſtehen, ſeine Klage mündlich anzubringen, und dieſe — *es ſey denn, daſs der Kläger nichts zum Beweiſe vor ſich, auch der Eidesdelation ſich nicht bedienet hätte, als welchen Falls er damit ſofort abzuweiſen* — angenommen werden. Dieſe Verfügung aber ſcheint allerdings dem Kläger die Angabe der Beſcheinigungsmittel ſeiner Klage gleich bey Anbringung derſelben zur Pflicht zu machen. — Eben ſo wenig möchte Rec. die, ohne beſtimmte Gründe, in der Nota b zum §. 50 angeführte Behauptung des Vfs. unterſchreiben: daſs die Vorſchrift des Mand. von 1753 §. 3, vermöge welcher der Kläger mit der Klage zugleich die derſelben zum Grunde gelegten Documente in Abſchrift übergeben ſoll, nur vom Executivproceſſe verſtanden werden könne. Denn im Mandate ſelbſt iſt dieſe Beſchränkung gar nicht ausgedrückt, und der Anfang des §. 5 jenes Mandats ſagt ſogar: *Allermaſsen aber dieſes alles auf den Proceſſum executivum — keinesweges zu ziehen.* Rec. beſcheidet ſich zwar, daſs die Geſetzes-Worte „*dieſes alles*" auch keinen unbeſtreitbaren Umfang andeuten; allein bey Ermanglung beſtimmter, für die Behauptung des Vfs. entſcheidender Gründe, iſt Rec. ſehr geneigt, die vom Vf. §. 98 angeführte Obſervanz der Appellationsgerichte im K. Sachſen (vermöge welcher, wenn bey einer Klage Recognition u. ſ. w. gefodert iſt, auch dem Beklagten — auſser dem Falle des Executivproceſſes — aufgegeben wird, auf das Document ſofort im Termine *ſub poena recogniti* ſich zu erklären) für den beſſeren Ausleger des Geſetzes zu halten.

Für die Unzuläſſigkeit der Fragſtücke bey Zeugenverhören in dieſer Proceſsart erklärt ſich der Vf. §. 51 — nach der jetzigen Lage der poſitiven Jurisprudenz — mit Recht, ob man gleich kein ausdrückliches Geſetz dafür anführen kann. Doch wird man auf den Grund jener angenommenen Maxime die Behauptung nicht bauen, daſs auch der Richter ſelbſt *ex officio*, da, wo er es für nöthig erachtet, keine Fragſtücke ſtellen dürfe. Denn dieſs hieſs in der That das Recht durch ſeinen Untergang befördern. Mehr denn einmal hat Rec. Zeugenverhöre beſorgt, und auf die vorgelegten Verhörspuncte eine unbedingt bejahende Antwort erhalten, gar oft aber auch auf das *ex officio* geſtellte Fragſtück: Ob Zeuge dieſs ſelbſt gehört und geſehen habe? die Antwort bekommen: Nein, das habe ihm der Producent ſelbſt geſagt! — Dem Producten ſteht frey, ſich (als Reproducent) der nämlichen Zeugen beym Gegenbeweiſe zu bedienen, deren ſich Producent vorher gegen ihn bedienet hat; aber der Grundſatz, daſs Fragſtücke unzuläſſig ſind, ſchlieſst auch die Erlaubniſs, jene in der Form der Gegenbeweisartikel vorzubringen, aus, und hiedurch wird es bemerklich, welche Vorſicht und Redlichkeit vom Richter erwartet wird. Denn wie oft wird von ſeiner Frage, zur rechten Zeit gethan, die Anerkennung des Rechts *in foro* abhängen.

Die Frage: Ob der Eidesantrag, ſo viel den Inhalt der Klage betrifft, in dieſer ſelbſt, bey deſſen Verluſt geſchehen müſſe, oder ob der Kläger den Eid über die Klage auch im Termine oder gar noch im Verfahren antragen könne, iſt controvers, wie der Vf. §. 52 bemerkt. Er führt dort das *pro* und *contra* an, ohne ſich ſelbſt beſtimmt für das eine oder das andere zu erklären. Rec. begreift nicht, wie man bey den vorhandenen vom Vf. angeführten Geſetzen zweifeln kann, daſs der Eid über die Klage, in dieſer ſelbſt, bey Verluſt der Eidesdelation, angetragen werden müſſe. Die Schriftſteller, welche den verſpäteten (nicht *verſpätigten*, wie es im Texte heiſst) Eidesantrag als eine *mutatio libelli in modo probandi* anſehen, und jenen zulaſſen, weil dieſe vor dem Verſpruch der Sache in dieſer Proceſsart zu jeder Zeit Statt findet, drehen ſich offenbar im Cirkel, und begehen eine *petitio principii*. Denn es fragt ſich ja eben, ob dieſe zu jeder Zeit vor dem Verſpruche der Sache in dieſer Proceſsart Statt findende *mutatio libelli in modo probandi* auch den Eidesantrag unter ſich begreift oder nicht? Daſs aber die Eidesdelation in der That zu jener *mutatio libelli cet.* gehöre, kann man doch wohl nicht behaupten, wenn man findet,

dafs das Gefetz die Eidesdelation dergeftalt befchränkt und beftimmt, dafs fie den Charakter jener *mutatio libelli cet.* geradezu verliert. Die Stimme der Billigkeit, wodurch fich, nach des Vfs. Meinung, die gegentheilige Behauptung in einzelnen Fällen empfiehlt, kann bey jener Lage der Sache nicht erwogen werden, und die Meinungen, felbft der beften Rechtslehrer, gehen nicht über das Gefetz.

Über den weiteren Inhalt diefer Schrift fand Rec. nichts zu erinnern; merkwürdig aber ift die Bemerkung, mit der der Vf. den letzten §. der dritten Abtheilung fchliefst: „Das Conſiſtorium zu Leipzig endlich ift erft durch ein Refcript vom 9 Octob. 1799 ausdrücklich auf das Mandat vom Jahre 1753 verwiefen worden, nachdem es vorher deffen Nicht-Beobachtung damit entfchuldiget hatte, weil es ihm nicht befonders publicirt worden fey."

Schätzbar ift die Sammlung der unter den Beylagen S. 151 — 187 befindlichen Refcripte. Wenige Juftizbediente haben Gelegenheit, fich mit folchen einzelnen Dispofitionen zu bereichern, und die auf gegenwärtige Sammlung verwendete Mühe des Vfs. verdient daher allerdings Dank. Der Anhang S. 189 — 266, welcher verfchiedene auswärtige Gefetze über das Verfahren in geringfügigen Rechtsfachen enthält, ift natürlich von keinem Nutzen für die Praxis in Sachfen; und wenn der Vf. nicht die Abficht gehabt hat, durch diefe Sammlung den Geift der Gefetzgebung, den es hier gilt, auch in anderen Formen kenntlich zu machen, als in der, in welcher er fich in der Gefetzgebung für das K. Sachfen ausgefprochen hat, eben dadurch aber die Einficht in das Eigenthümliche und Gemeinfchaftliche der fächfifchen Gefetzgebung, in Bezug auf andere Legislationen, zu erhöhen (was freylich hier nicht in den Grenzen feines Zweckes liegt): fo dürfte jener Anhang hier eine ziemlich entbehrliche Rolle fpielen.

Übrigens hat der Vf. allerdings durch die gegenwärtige Abhandlung an einem Beyfpiele gezeigt, wie viel die Gefchichte auch der vaterländifchen Gefetzgebung, aus ächten Quellen, d. h. aus Landtagsacten und collegialifchen Deliberationen über abzufaffende Gefetze, gefchöpft, zur Erläuterung derfelben beytrage, und Rec. ift überzeugt, dafs nicht die angehenden Gefchäftsmänner es allein find, die des Vfs. Abhandlung mit Nutzen lefen und ftudiren können. Möchte nur die Erreichung des höheren Zwecks, der fich mit des Vfs. Bemühung verbinden läfst — die Richter zur eigenen Beurtheilung geringfügiger Sachen, und dadurch zur *Erfparung des mit der Actenverfendung nach rechtlichem Erkenntniffe verbundenen Koften- und Zeit-Aufwandes* zu ermuntern — weniger Hinderniffe finden, als die Erfahrung gewöhnlich in allen Angelegenheiten des guten Willens nachzuweifen pflegt. p — ζ — r.

Leyden, b. Haak u. Comp.: *Franc. Godard. van Lynden fpecimen jurid. inaugurale exhibens interpretationem jurisprudentiae Tullianae in Topicis expofitae etc.* 1805. XVI u. 164 S. 8.

Die ciceronifche Topik ift bekanntlich voll juriſtiſcher Sätze. Daher *Luzac*, welcher dem Hn. *van Lynden* den Rath ertheilte, diefe zu erläutern, Dank verdient. Von dem Vf., welcher 3 Jahre unter *Wyttenbach* Philologie, eben fo lange unter dem gelehrten *Smallenburg* u. A. Rechtswiffenfchaft ſtudirt und ſich den Philologen durch eine Schrift über den Panätius rühmlich bekannt gemacht hatte, liefs ſich eine vorzügliche Ausführung feines Vorhabens erwarten. In der That enthält auch die vorliegende Schrift viel Gutes. Es fehlt ihr nicht an ausführlichen und gründlichen Erörterungen der ciceronifchen Sätze aus den juriſtiſchen Alterthümern — welche indeffen oft ausführlicher ſind, als nöthig war, ohne eben wichtiges Neues zu enthalten. Auch ſind manchmal, zum Theil wohl aus Unkenntnifs neuerer ausländifcher Arbeiten, unrichtige Meinungen angenommen. Eben fo wenig fehlt es an erläuternden Vergleichungen mit dem fpäteren, befonders dem Pandekten-Rechte — wiewohl hier zuweilen Lücken geblieben ſind. — Gute Spracherläuterungen kommen ſeltener, aber doch hier und dort vor. Auch ſind bey den erklärten Stellen Varianten aus allen übrigens nicht näher charakteriſirten leidener Handſchriften der Topik angeführt, unter denen uns jedoch keine vorzüglichen aufgefallen ſind. — Bey dem Allen fehlt es aber an manchem Wünſchenswerthen gar ſehr. So hat der Vf., bey ſeiner ſonſtigen in den Nachweiſungen bewieſenen nicht geringen Bücherkenntnifs, wichtige Arbeiten Anderer eben über die *Topica* entweder gar nicht gekannt, oder doch wenig gebraucht. Das Letzte iſt ſogar mit dem Boethius der Fall, aus welchem noch manches Wichtige zu entlehnen war; das Erſte beſonders mittelſt einer pariſer Ausgabe von 1550 in 4., worin aufser dem Boethius auch Anmerkungen von Viſorius, Goveanus, Melanchthon u. A. ſich finden, von denen beſonders die des Goveanus viel wichtiges Juriſtiſche enthalten. Was wir aber an Hn. *van Lyndens* Bearbeitung vorzüglich vermiſſen, iſt dieſes, daſs er die in den ciceroniſchen Stellen enthaltenen juriſtiſchen Sätze ſelten ganz beſtimmt heraushebt. Die Anordnung des Ganzen iſt gar nicht lichtvoll und bequem, und dadurch ſogar das gänzliche Übergehen von ein paar juriſtiſchen Stellen der Topik veranlaſst, Cap. 4 §. 23, daſs die Verjährung eines Gebäudes 2 Jahre erfodere, indem Analogie anzuwenden ſey, Cap. 17 §. 65 vom Rathfragen der Redner und Richter bey den Rechtsgelehrten.

Die erſten 5 Capitel enthalten die ausführlich erläuterten Stellen; das 6te und 7te unter der Überſchrift: *quaeſtiones miſcellaneae* und *varii argumenti quaeſtiones*, andere kürzer berührte Sätze. In jeder dieſer Hauptabtheilungen iſt ohngefähr die in den kürzeren römiſchen Compendien übliche Ordnung befolgt. Die erſten beiden Capitel handeln vom Eherechte, das 3te vom Erbrechte, das 4te und 5te von perſönlichen und dinglichen Servituten. Das 6te Cap. erläutert einige allgemeine Sätze vom Rechte überhaupt, dann vom Eigenthums- und endlich vom Perſonen-Rechte. Das 7te handelt von Tutelen, Contracten, Worterklärungen. Kein Regiſter etwa

Digitized by Google

nach einem juriſtiſchen Syſteme oder nach Ordnung der Topik erleichtert den Gebrauch.

Der Abhandlung ſelbſt iſt als *Prolegomena* eine allgemeine Einleitung zu der Topik vorausgeſchickt. Dieſe enthält eine gute gedrängte Lebensbeſchreibung des Trebatius und eine Vertheidigung der Meinung, daſs Cicero eine andere ariſtoteliſche Topik bearbeitet habe, als die wir jetzt beſitzen, hauptſächlich gegen *Buhle*. Ein Urtheil hierüber ſtellen wir eigentlichen Philologen anheim. Unter den Stellen, welche ſich auf Erörterungen über Recht und Geſetze im Allgemeinen beziehen, wovon Cap. 6 §. 2 gehandelt wird, iſt die ciceroniſche Aufzählung aller Rechtsquellen (*Topic.* Cap. 5 §. 28) nicht ganz richtig erklärt. Das darin vorkommende Wort *leges* kann nämlich nicht mit *leges centuriatae* gleichbedeutend genommen werden, ſondern muſs auch die Plebiſcite umfaſſen, indem ſonſt dieſe wichtige Rechtsquelle gänzlich ausgelaſſen wäre. — Jetzt von einigen Stellen über das Perſonen- zunächſt das Ehe-Recht.

Im erſten Cap. §. 3 und 5 iſt dem Vf. die richtige hugo'ſche Anſicht von *confarreatio*, daſs ſie nur ein Nebengebrauch bey der *coëmtio* ſey, entgangen, und die ſie begründende Stelle *Cicero pro Flacco* Cap. 34 unrichtig gerade zum Gegentheile erklärt. — Im §. 4 kommen ein paar dem Vf. eigenthümliche, aber wohl unrichtige Anſichten über *coëmtio*, *uſus* und laxe Ehe vor.

Die erſten beiden ſollen durch Fictionen entſtanden ſeyn, welche aber in die Zeit der 12 Tafeln nicht paſſen. Die laxe Ehe iſt, nach dem Vf., erſt ſpäter bey Gelegenheit der häufigern Eheſcheidungen aufgekommen: allein ſchon die 12 Tafeln kennen eine *mulier, quae matrimonii ergo apud virum remanet*, d. h. welche in einer laxen Ehe mit ihm lebt. — Im §. 5 iſt Cap. 4 §. 18 der Topik erklärt. Hiebey wird das Wort *mulier*, wie ſeit Boethius gewöhnlich iſt, für *verheirathete Frau* genommen, und ſo der Satz herausgebracht, daſs nur diejenige verheirathete Frau, welche durch *Conventio in manum capitis* Deminution erlitten habe, ein Teſtament errichten könne. Jene Erklärung von *mulier* iſt willkührlich, und der herausgebrachte Satz ſteht im Widerſpruche mit den Rechtsprincipien. Denn wer in eines Anderen Gewalt ſich befindet — und das thut auch die *materfamilias, quae in manum convenit* — kann *kein* gültiges Teſtament errichten. Sie hat kein Vermögen, *Topica cap.* 4, §. 23, wie kann ſie denn teſtiren? Vgl. auch *Ulpian. tit.* 20, §. 15, *Galvanus d. uſufructu cap.* 9 *num. fin.* Wir verſtehen daher die Stelle vielmehr von Frauenzimmern überhaupt, welche, bis ſie eine *Capitis* Deminution erleiden, d. h. aus der väterlichen Gewalt treten, §. 3. *J. de capite minutis* (1, 16) kein Teſtament errichten können.

Im ſechſten Cap. §. 3 iſt die bekannte Definition der Gentilen *Topic. cap.* 6. §. 29 ſehr kurz abgefertigt, ohne irgend Rücklicht auf *Cicero de oratore* lib. 1, cap. 38 (nach andern Ausgaben 39), und die, unſerer Überzeugung nach, auch gegen die Erinnerungen ſeines Rec. in der halliſchen A. L. Z., beſtehende hugoſche Anſicht (Rechtsgeſchichte §. 84) zu nehmen. — Vom Sachenrechte ſind im 6 Cap. §. 2 die Stellen über *res mancipi* und *nec mancipi* gar zu kurz abgefertigt. Manche Unterſuchungen darüber, als von Treckell, Puſendorf und Hugo, ſcheinen dem Vf. ganz entgangen zu ſeyn. Bey der Stelle über Nichtigkeit der Mancipation der *res nec mancipi*, *Topic. cap.* 10. §. 45, war auf den nicht leicht damit zu vereinigenden Plinius lib. 9, cap. 35 Rückſicht zu nehmen; das, auch der Conſtruction nach, ſchwierige Cap. 5. §. 28 viel genauer zu erläutern. Um nämlich dieſe Stelle mit der richtigen Theorie in Übereinſtimmung zu bringen, müſſen die Worte *ejus rei quae mancipi eſt*, mit zum Subjecte *abalienatio* genommen werden, ſo daſs der Sinn iſt: Die Übertragung des ſtrengen Eigenthums einer *res mancipi* geſchieht durch Übergabe aus *nexus* oder *ceſſio in jure*. Die der Wortſtellung nach natürlichere Conſtruction, nach welcher *ejus rei quae mancipi eſt* als Object betrachtet und mit *traditio* verbunden wird, giebt nur dann einen mit anderen Stellen und der richtigen Theorie übereinſtimmenden Sinn, wenn man annimmt, daſs *abalienatio* Übertragung einer *res mancipi* zum römiſchen Eigenthum bedeute: eine Bedeutung, welche ſich aber ſchwerlich möchte beweiſen laſſen. — Vom Erbrechte handelt das 3 Cap. Gleich die Definition der Erbſchaft *Topica* c. 6. §. 29 iſt nicht fruchtbar genug behandelt. Für den Philologen bedurfte die negative Beſtimmung *pecunia — nec poſſeſſione retenta* einer Erläuterung, da er ohne Hinweiſung eines Juriſten weder auf die wahrſcheinlich richtige Erklärung des Goveanus, daſs damit die prätoriſche Erbfolge (*Bonorum poſſeſſio*), noch auf die des Boethius, daſs *mortis cauſa capiones* gemeint ſeyen, leicht kommen wird. Für den Juriſten verdiente die literärhiſtoriſche Folgerung aus dieſer Stelle hervorgehoben zu werden, daſs man wahrſcheinlich zu Cicero's Zeit noch keine gute Definition von Erbſchaft kannte. Denn die ciceroniſche Definition iſt keineswegs ausreichend, indem z. B. die zu der *hereditas* nicht gehörenden *mortis cauſa capiones*, nicht ausgeſchloſſen ſind. — Eine andere Stelle, Cap. 10. §. 44, worin von Subſtitutionen gehandelt wird, hätte, beſonders für Philologen, einer Erläuterung bedurft. Daſs bey der Geburt eines *poſthumus* im Teſtamente ſelbſt die 10 Monate genannt ſind, konnte zu einer intereſſanten von Goveanus ſchon angedeuteten, gewöhnlich aber überſehenen, rechtshiſtoriſchen Erörterung Veranlaſſung geben. Ob nämlich 10 Monate als Grenze der legitimen Geburt in den 12 Tafeln beſtimmt ſeyen, wird zweifelhaft; daſs wenigſtens der Gerichtsgebrauch hierauf keine Rückſicht nahm, ergiebt ſich deutlich aus Plinius lib. 7. cap. 5. p. 376 (ed. Harduini), Gellius lib. 3. c. 16; und hieraus iſt zu erklären, warum theils an dieſer Stelle des Cicero, theils an vielen Stellen der Pandekten die 10 Monate, als von den Parteyen ſelbſt genannt, aufgeführt werden. Denn da das dieſe Zeitbeſtimmung enthaltende Geſetz nicht zur Anwendung gebracht wurde, ſicherten ſich die Parteyen den Inhalt deſſelben durch ausdrückliches Bevorworten. — Was vom Nieſsbrauche vorkommt, wird im 4 Cap. erklärt. Bey Gelegenheit von *Topic.* c. 3. § 17, woraus man zu beweiſen pflegt, daſs zu Cicero's Zeiten der Qua-

Digitized by Google

fiufusfruct unbekannt war, verfucht der Vf. die Reftitution der Worte des Senatusconfults, wodurch derfelbe eingeführt worden. Bey c. 4. §. 21 hätte bemerkt werden follen, dafs, wenn diefe Stelle mit den Rechtsgrundfätzen übereinftimmen folle, *fecundus heres* Pupillarfubftitut heifsen müffe, eine, befonders für den Philologen, um deito nöthigere Bemerkung, da die bisherigen Ausleger diefes nicht deutlich eingefehen zu haben fcheinen. — Im 5 Cap. von den übrigen Servituten. Die auch dem Gedanken und Inhalte nach fchwierige Stelle *Topic. c.* 4. §. 22 hat blofs Worterläuterungen, und auch diefe nicht mit Rückficht auf die verfchiedenen darüber fchon geäufserten Meinungen erhalten. Der Fall, welchen Cicero vor Augen hatte, ift folgender. Es fügte jemand in eine gemeinfchaftliche mit Wölbungen verfehene (*fornicatus*) Wand eine andere. Hiezu mufste er einen Theil der Wand abbrechen, und leiftete defshalb *cautionem de damno infecto*. Hiebey ftürzte etwas von der gemeinfchaftlichen Wand ein. Diefen Schaden, entfcheidet Cicero, brauche der Bauende nicht zu erfetzen, weil jeder das Recht habe, in eine volle oder mit Wölbungen verfehene Mauer eine andere zu fügen, und der Einfturz durch nicht gut angelegte Wölbungen verurfacht fey. Aus diefer Darlegung des Inhalts, dergleichen man beym Vf. gänzlich vermifst, ergiebt fich, dafs Erneftl unrichtig *folidum vel fornicatum* zu *parietem directum* conftruirt. Ein Satz aus P. Scavola's Munde *Topic. c.* 4. §. 24 wird fo genommen, als ob nichts weiter darin enthalten fey, als dafs man über feinem Grund und Boden Anlagen machen konne. Schon Goveanus würde, freylich nur durch einen Wink, den Vf. darauf geleitet haben, dafs etwas Schwierigeres gemeint ift. Scävola redet von einem *folum ambitus*, einem Boden des Umfanges, gleichfam der Berechtigung, und ftellt den Satz auf, dafs diefer fo weit geht, als man ein Schutzdach fchon angelegt hat, dergeftalt, dafs auch über demfelben ein anderes gebauet werden darf, wenn nur das Waffer von demfelben nicht weiter als auf das erfte Dach fällt. Derfelbe Satz kommt, foviel dem Rec. bekannt, in den Pandekten nicht vor, wohl aber ein ganz ähnlicher in Beziehung auf den Tropfenfall *l.* 20. §. 5. *D. d. ferv. praedior. urbanor.* (8, 2), zu deffen richtiger Einlicht, allenfalls auch zu Begründung einer ausdehnenden Erklärung deffelben, die ciceronifche Stelle nicht wenig beytragen kann. — Das 7 Cap. erklärt noch die Sätze von Contracten. Im c. 10. §. 42 war *fiducia* richtiger für jede Übergabe eines ftrengen Eigenthums mit Bedingung der Rückgabe, als für die Art diefes Gefchafts, welche dem Pfandvertrage nahe kommt, zu erklären. Eben fo wenig durfte hier *procurator*, dem Zufammenhange nach, für gleichbedeutend mit *mandatarius*, welches fchon vorkommt, genommen, fondern mufste, dem von Briffonius und Erneftl (in der *Clavis Ciceroniana*) fchon bemerkten Sprachgebrauche gemäfs, für *negotiorum geftor* erklärt werden.

Diefes Detail mag genügen, um die obigen allgemeinen Bemerkungen zu rechtfertigen. Wir wiederholen übrigens, dafs fich manches Vorzügliche in dem Büchlein findet, wozu wir auch eine gute Latinität rechnen.

S — dt.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Nördlingen*, b. Becks Wittwe: *Materialien fur das Handwerksrecht und die Handwerkspolicey.* Gefammelt und herausgeg. von *Joh. Theodor Roth*, k. baier. Landesdirectionsrath in Ulm, und D. *J. D. A. Hock*, Juftizrath und Policeydirector in Schwabach. 1808. IVtes Heft. 91 S. 8. (6 Gr.) Diefes Heft enthält folgende Aufsätze: I. *Über das Verhältnifs der Handwerker zur Volkszahl.* Ift eine blofse Zufammenftellung der Volkszahl, der Meifter, Gefellen und Lehrlinge von vielen deutfchen Ländern; aber bey weitem nicht allenthalben vollftändig. Um ficbere Refultate daraus zu ziehen, oder nutzbare Vergleichungen anzuftellen, müfste nicht blofs erft die Richtigkeit der Zahlen aufser Zweifel feyn, fondern auch eine genaue Kenntnifs der ftatiftifchen Verfchiedenheit des Inneren der zu vergleichenden Länder mit zum Grund gelegt werden. Die Befchaffenheit des kleineren Landes kann ja oft mehreren Handwerkern Nahrung reichen, als das gröfsere, und umgekehrt. II. *Lehrplan und Organifation der Feyertagsfchule zu Bamberg.* Die Idee einer folchen Schule hat wohl für jedes Land einen cameraliftifchen, und, was mehr fagen will, einen moralifchen Werth. Befonders kann fie als Fortfetzung des mit dem 13 oder 14 Jahre nur zu bald abgebrochenen, und eben darum fobald in feinen Spuren erlöfchenden Schulunterrichts der niederen Bürgerjugend allenthalben eine merkbare Befchäftigungslücke ausfüllen. Defto wichtiger wird aber eine zweckmäfsige und jedem Local angeeignete Einrichtung einer folchen Anftalt, und defto lebhafter wünfcht Rec., dafs fich das Gute, das hier von der bamberger gefagt wird, auf die Dauer bewahren, und als Beyfpiel für andere Länder wirken möge. III. *Verordnungen.* 1. *Die Lehrzeit der Meifterfohne in der Provinz Bamberg betreffend.* Sie follen künftig den anderen Lehrlingen gleichgehalten werden. Vernünftig! 2. *Die freye Gewerbsausübung in der Provinz Bamberg betreffend.* Hebt die Befchränkung der einzelnen Zunftdiftricte gegen einander auf, jedoch mit Ausfchlufs des Hauftrens und der Niederlagen. 3. *Die Annahme der Lehrjungen im Bambergifchen betreffend.* Hebt die Einfchränkung der fonft vorgefchriebenen Zahl auf. 4. *Das Wandern der Handwerker betreffend.* Das Wandern ins Ausland foll nur denen geftattet feyn, deren Profeffionen dem Lande befonders nützlich, im Auslande auf einem höheren Grade der Vollkommenheit ftehen, und wefentlichen Veränderungen unterworfen find. 5. *Die Handwerksftrafen betreff.*, follen nicht über 2 Thlr. — mit Vorwiffen der Obrigkeit ftcigen, halb in die Armenfonds fallen, und zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden. 6. *Brandenburg.-bayreuthifches Ausfchreiben die Leinwebereyen betr.* (vom 4 Sept. 1789) giebt diefe im obergebirgifchen Fürftenthum frey. IV. *Actenftücke zu Beurtheilung der Rechtsfrage: Können Handwerker gezwungen werden, einem jedem um gehörigen Lohn zu arbeiten?* Was *Mevius* II. 156. *Weiffer* Abfchn. II. §. 309 bejahet, ift hier von einem (preuff.) Landes-Collegium, bey Gelegenheit der Weigerung eines Schloffers, die Kirchthurmuhr zu reparircn, verneint worden. Eigentlich und, wie Rec. dünkt, mit Recht, wollte man nur keine *Executiones ad faciendum* gegen ein Individuum, aufser im dringendften Nothfall ftatuiren, fondern Androhung des Verluftes des Zunftzwangs u. dgl. gegen eine ficb ohne ausreichende Gründe weigernde Innung. Die Herausgeber fodern die Rechtsgelehrten zu Mittheilung ihres Gutachtens über diefe Frage auf. V. *Über die Ausbildung und Vervollkommnung der Handwerker durch wiffenfchaftliche Lehren.* Aus dem allgemeinen Intelligenzblatt für Neuwirtemberg v. J. 1804. Dringt hauptfächlich auf geometrifche Vorkenntniffe. Eine zweckmäfsige Anwendung der *peftalozzi*'fchen Ideen in unferen Volksfchulen und eine damit in Verbindung gebrachte Einrichtung folcher Feyertagsfchulen, wovon oben die Rede war, würde, nach Rec. Meinung, auf diefen Zweck hin- und viel Gutes wirken.

Zum Schlufs mufs Rec. erinnern, dafs ein blofser Auszug des Wefentlichen aus Handwerksgefetzen, ftatt der vollftändigen Abdrücke, den Herausgebern diefer Materialien mehr Raum zu gemeinnützigen Aufsätzen übrig laffen würde. F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 MAY, 1809.

MEDICIN.

BERLIN, b. Braunes: *Handbuch der speciellen Pathologie.* Von Dr. *Adolph Henke*, Prof. der Medicin zu Erlangen. Erster Band. 1808. 486 S. Zweyten Bandes 1 Abth. 497 S. 8. (2 Thlr. 9 Gr.)

Der rühmlichst bekannte Vf. hat uns nicht nur ein Handbuch der allgemeinen Pathologie und eine besondere Abhandlung über die Krisen geliefert, sondern er sucht auch durch die Herausgabe einer speciellen Pathologie seine begonnene Arbeit zu vollenden. Wie schwer ein solches Unternehmen in gegenwärtiger Epoche sey, und welchen wichtigen Einfluss dasselbe auf die ganze ärztliche Theorie habe, ist allen bekannt, welche mit dem dermaligen Zustande der Medicin vertraut sind. Je wichtiger aber das Unternehmen selbst ist, desto mehr Achtung verdient der Mann, welcher sich dem Geschafte unterzieht, und desto unbefangenere Würdigung das Werk selbst, wenn nicht der gewöhnliche Weg der Routine betreten, und das Bekannte nach leeren Imaginationsbegriffen zusammengestellt wird, in welchem Falle das Werk mit der ärztlichen Theorie keine Beziehung hat. Rec. glaubt daher untersuchen zu müssen, in wiefern durch vorliegendes Handbuch den Foderungen Genüge geleistet sey, welche wir an die Darstellung der speciellen Pathologie zu machen berechtigt sind, und das Resultat dieser Untersuchung mit einer kurzen Skizze dieser Darstellung zu belegen.

Die Foderungen an die Pathologie stellt der Vf. in der Einleitung selbst auf, wo er sagt: „Das Bestreben aller pathologischen Untersuchung geht dahin, nachzuweisen, wie die krankhaften Erscheinungen, durch welche sich Krankheit aufsert, mit den allgemeinen physiologischen Gesetzen des Lebens zusammenhangen und aus ihnen hervorgehen.“ Der Standpunct der Pathologen ist in diesem Satze zwar richtig bestimmt, allein, wie Rec. glaubt, nicht mit gleichem Glücke erörtert. Denn der Vf. sagt gleich nachher: „um zeigen zu können, wie die unendliche Mannichfaltigkeit krankhafter Erscheinungen aus den einfachen Gesetzen des Lebens hervorgehen könne, ist es nothwendig, die ganze Summe der in gegebenen Fällen wahrnehmbaren Phänomene auf die ihnen zum Grunde liegenden einfachen und gemeinsamen Krankheitszustände zu reduciren.“ Es ist hieraus ersichtlich, dass der Vf. bey blosser Reflexion über das Gegebene stehen bleibt, und den Weg der wahren Naturforschung, welchem er so nahe war, verfehlt. Betrachten wir die Natur von Seiten ihrer Gesetzmässigkeit: so müssen wir einräumen, dass jede Erscheinung die Darstellung eines Naturgesetzes sey, die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen mithin gleich mannichfaltige Gesetze voraussetze. Die Idee des Lebens ist das eine Gesetz, welches in allen lebenden Individuen verwirklicht ist, und die Individualität ist das Gesetz dieser Verwirklichung selbst. Das Leben ist nirgends für sich, sondern nur in der Fülle der Dinge; alle sogenannten einfachen Gesetze des Lebens, welche nicht in den lebenden Individuen angeschaut werden, sind leere Imaginationsbegriffe der Reflexion, welche uns zur Einseitigkeit führen. Denn die Reflexion greift hier schon bey halb vollendeter Naturforschung ein, da sie doch erst nach ihrer Vollendung fruchtbar werden kann. Um zeigen zu können, wie sich dasselbe Gesetz des Lebens in der Erscheinung der Krankheit ausprage, ist es nöthig, sich erst ein deutliches Bewusstseyn von den Krankheitserscheinungen selbst zu verschaffen, d. i., sie auf die Vorgänge im Organismus zu reduciren, aus welchen sie hervorgehen, und dann sie im Zusammenhange mit dem Gesetze des individuellen Lebens anzuschauen. Dagegen ist die Reduction auf gemeinsame einfache Krankheitszustände nichts als ein voreiliges Eingreifen der Reflexion, welche das blos Gegebene, welches noch nicht zum deutlichen Bewusstseyn erhoben ist, auf ihre Kinder, das ist auf leere Begriffe reducirt. Eben diese Reduction aber, wenn sie erst versucht wird, wenn eine vollendete Anschauung der Verwirklichung der Gesetze des individuellen Lebens gelungen ist, bekömmt ein ehrwürdiges Geschaft, denn dann abstrahirt sie wirkliche pathologische Gesetze, aber keine imaginären Krankheitszustände. Dass man bisher diesen Weg noch nicht eingeschlagen hat, darin ist einzig der Grund der Verwirrungen und Misshelligkeiten in der Pathologie zu suchen. Die allgemeine Pathologie kann nie die specielle übereilen, beide entsprossen aus der Klinik, und jeder Schritt, welchen die allgemeine Pathologie über die specielle hinaus thut, ist leere Anmasung. Unsere bisherigen physiologischen Kenntnisse sind allerdings nicht hinreichend, alle Krankheitserscheinungen in ihrer Entstehung, Entwickelung u. dgl. auf das Gesetz des individuellen Lebens zu reduciren, und wir müssen uns oft mit einer blos historischen Kenntnis begnügen; allein hierin liegt ja auch der deutlichste Beweis, dass die allgemeine Pathologie mit der speciellen an denselben

ben Gebrechen leide, wenn ſich jene nicht in Erklärungen verſteigt, welche nur, wie in der ganzen Naturforſchung, mit Meinungen ſtatt Thatſachen täuſchen. Dieſe Bemerkungen, welche Rec. gleich der Einleitung zu dieſem Werke entgegenſtellt, ſollen keineswegs im Voraus ein ungünſtiges Urtheil erregen, da wir wohl auch von einer anderen Seite des Vfs. ausgebreitete Kenntniſſe und unverdroſſenen Fleiſs werden kennen lernen. Dieſes iſt der hiſtoriſche Theil der Pathologie, welchen er bey der Kürze, mit welcher er ſich faſſen muſste, mit ausgezeichneter Präciſion und ganz der Natur getreu dargeſtellt hat.

Erſte Abtheilung. *Von den Fiebern.* I Abſchn. *Unterſuchungen über das Fieber im Allgemeinen.* Der Vf. bleibt zuerſt bey dem ſtehen, was wir hiſtoriſch vom Fieber und ſeinen Erſcheinungen wiſſen, um alsdann zu prüfen, wie weit der dogmatiſche Theil der Pathologie im Stande ſey, die Natur des Fiebers zu erklären. Zu den pathognomoniſchen Erſcheinungen rechnet er: veränderte Temperatur des Organismus, veränderte Thätigkeit des arteriellen Syſtems, die typiſche Zu- und Abnahme der Fiebererſcheinungen, Veränderung der Secretionen, insbeſondere des Harns, das Gefühl der Mattigkeit und die Abmagerung des Körpers; alle übrigen ſeyen nur Eigenthümlichkeiten beſonderer Arten und Ordnungen der Fieber, oder mit dem Weſen des Fiebers nicht in Verbindung ſtehende Krankheitserſcheinungen. Unter den erklärenden Sätzen über das Fieber verdienen folgende eine Beleuchtung. „Das Fieber iſt Ausdruck einer rein dynamiſchen Krankheit, iſt Krankheit der Erregung. Miſchungsveränderungen irgend einer Art, welche im Verfolge des Fiebers wahrgenommen werden, ſind nur ſecundär. Über die Erregungstheorie und ihren Werth haben ſich dieſe Blätter zur Gnüge erklärt, woher es Rec. für überflüſſig hält, nur eine Sylbe beyzuſetzen. Eine rein dynamiſche Krankheit iſt wohl nur eine imaginäre Ausgeburt der Reflexion, welche gewiſs nicht aus den Geſetzen des Lebens dargethan werden kann. Auf derſelben Stufe ſcheinen auch jene Pathologen zu ſtehen, welche die Fieber für Krankheit der Irritabilität erklären. Es giebt wohl keine Krankheitsformen, auſser den Fieberhaften, in welchen die Veränderungen aller Functionen ſo auffallend ſind; und ſollte man die Veränderungen der Reproduction in Fiebern nicht für wichtiger anſehen, als die der Irritabilität? Auffallend iſt es, daſs die wahre Naturforſchung des Fiebers noch nicht begonnen hat, und daſs man ſich ſo leicht mit rhapſodiſchen Imaginationen zu begnügen pflegt. Neuere Handbücher liefern die Belege dazu. Wer will ſich anmaſsen, die abſolute Subordination der Säfte als Naturgeſetz auszuſprechen, wie es im obigen Satze geſchieht? Die nächſte Urſache des Fiebers iſt dem Vf. Affection der allgemeinen Vitalität: liegt aber in der Idee des Lebens, was man doch unter allgemeiner Vitalität verſtehen muſs, nichts als ein einſeitiger Dynamismus? Schon die Reflexion hätte hier die Einſeitigkeit des obigen Satzes erkennen ſollen, und dieſes um ſo mehr, wenn man den Satz aufſtellt: Das Fieber als Affection der allgemeinen Vitalität tritt alsdann zu örtlicher Krankheit hinzu, wenn durch dieſe eine ſolche Störung der Function bedingt wird, die bedeutend genug iſt, das Gleichgewicht der organiſchen Hauptſyſteme zu ſtören. Kann aber eine bloſs rein dynamiſche Störung der Einheit der Hauptſyſteme als Thatſache in der Natur nachgewieſen werden? — Daſs die Eintheilung der Fieberformen der aufgeſtellten dogmatiſchen Anſicht des Vfs. entſpreche, fodert freylich Conſequenz, und daher ordnet er dieſelben in 2 Claſſen, 1) in die mit erhöhter, 2) in die mit verminderter Lebensthätigkeit, welches wir als Corollarium der Erregungstheorie übergehen. II Abſchn. *Unterſuchungen über das Fieber mit erhöhter Lebensthätigkeit.* Die Beſchreibung dieſes Fiebers iſt viel zu grell. Denn es kommt wohl ſelten in dieſer Form vor, und meiſtens wird nur ein gründlicher Semiotiker über den Charakter des vorhandenen Fiebers entſcheiden können, wozu der Vf. mehr Anleitung hätte geben ſollen. Als nächſte Urſache des hyperſthəniſchen Fiebers wird allgemeine Hyperſthenie des ganzen Organismus mit vorwaltender Thätigkeit des Gefäſsſyſtems feſtgeſetzt, wodurch das Normalverhältniſs der drey Hauptſyſteme zu einander aufgehoben werde. Wenn das Fieber rein dynamiſche Krankheit iſt, und überhaupt nach der Erregungstheorie, ſo muſs die Störung des Normalverhältniſſes der drey Hauptſyſteme ebenfalls auf Erregung beruhen; wie nun durch eine allgemeine, ſey es nun Hyperſthenie oder Aſthenie dieſes Normalverhältniſs geſtört werden könne, iſt wohl nicht einzuſehen. III Abſchn. *Unterſuchungen über das Fieber mit verminderter Lebensthätigkeit.* Es iſt gewiſs ſehr auffallend, daſs die Erregungstheoretiker ſo viele faſt unzählige Gradationen der Aſthenie annehmen, um die vielen Krankheitsformen darunter ſubſumiren zu können, bey der Hyperſthenie hingegen bezeichnet keine graduelle Verſchiedenheit eine qualitativ verſchiedene Krankheit. Die gemeinſamen Erſcheinungen des ſogenannten aſthəniſchen Fiebers ſcheinen Rec. ſehr willkührlich entworfen; viele der aufgeführten Phänomene kommen bloſs einzelnen Arten zu. IV Abſchn. *Unterſuchungen über die nachlaſſenden Fieber.* Dieſer Abſchnitt hätte gar wohl in den vorigen aufgenommen werden können. Nun folgen in 5 Cap. kurze Monographieen des katarrhaliſchen, des gaſtriſchen Fiebers, des Nervenfiebers, des Faulfiebers, des Zehrfiebers. Die Wechſelfieber ſind im fünften Abſchnitte beſonders abgehandelt. Die Beſtimmung des Katarrhalfiebers iſt von der Art, daſs dem Leſer ſelbſt überlaſſen wird, ſich von deſſen Charakter zu denken, was er will. Denn es heiſst: die angeblichen Verwickelungen des Katarrhalfiebers, welche die Pathologen aufſtellen, die nicht entweder den ſtheniſchen oder aſtheniſchen Charakter betreffen, beruhen auf der gleichzeitigen Affection mehrerer organiſcher Syſteme u. ſ. w. Dann folgt: man führt gewöhnlich folgende Complicationen an, die inflammatoriſche, die nervoſe, die gaſtri-

Digitized by Google

ſche, die faulichte. Das Urtheil des Vfs. hierüber wird nicht beſonders ausgedrückt. Bey der inflammatoriſchen Complication nimmt er an, das Fieber ſey hyperſtheniſch, und erreiche einen höhern Grad, als bey dem gewöhnlichen, ſogenannten gutartigen Katarrh. Welches iſt nun der Charakter des gutartigen Katarrhs? iſt er hyperſtheniſch oder aſtheniſch? Was iſt nun dasjenige bey dem hyperſtheniſchen Katarrh, was die Complication ausmacht? Bey dem aſtheniſchen läſst ſich dieſes leichter begreifen, denn hier kündigt ſich die Complication in den gaſtriſchen, nervoſen u. dgl. Erſcheinungen an. Man ſtöſst hier ſehr deutlich auf das Schwanken zwiſchen vorgefaſsten Begriffen, welche die Stelle der Naturgeſetze vertreten ſollen. Die Frage, ob das Fieber mit gaſtriſchen Erſcheinungen eine eigene Fieberclaſſe ausmache, eigener Natur ſey, und einer eigenthümlichen Heilmethode bedürfe, beantwortet der Vf., nach ſeinen vorgefaſsten Begriffen, geradezu verneinend. Daſs das Fieber, wenn das Leiden urſprünglich von den Verdauungswerkzeugen ausgehe, nur ſympathiſch ſey, iſt einſeitig angenommen, und es kann durch die Erfahrung hinlänglich erwieſen werden, daſs ſich aus ſolchen Urſprüngen ein idiopathiſches gaſtriſches Fieber entwickle. Von den Störungen der Verdauungswerkzeuge während des Verlaufs des Fiebers ſoll hier gar nicht die Rede ſeyn; wenn aber dieſe gleichzeitig mit dem Fieber eintreten, wer iſt berechtigt, das eine oder das andere geradezu für ſecundär zu erklären? Man muſs das ganze Bild des gaſtriſchen Fiebers als Thatſache in der Natur auffaſſen, die Phänomene auf die Vorgänge im Organismus reduciren, und man wird ſeine Natur leichter enträthſeln, als wenn man das, was nicht in die vorgefaſsten Begriffe paſst, ohne Weiteres als irrig verwirft. Welche Veränderungen können wohl angehäufte und krankhaft veränderte Secreta oder beſtimmte Störungen der Secretionen im Blutbereitungsſyſtem hervorbringen, und dadurch eigenthümliche Fieber veranlaſſen? Dieſe Frage können nur diejenigen beantworten, welche ſich aller Theorieen begeben, und in der Anſchauung der Natur ſelbſt ihre Belehrung ſuchen. Vom Schleimfieber wird nur gelegentlich und zwar ſehr oberflächlich gehandelt, denn auch das iſt nicht genügend, was in der Abhandlung vom ſchleichenden Nervenfieber in dieſer Beziehung geſagt wird. Bey dem Faulfieber verfährt der Vf. nach denſelben Grundſätzen, wie beym gaſtriſchen Fieber, und das hitzige Nervenfieber wird ganz oberflächlich abgefertigt; dafür entſchädigen uns die viel vollſtändigeren Monographieen des Zehrfiebers, und vorzüglich der Wechſelfieber wieder.

Zweyte Abtheilung. *Von den Entzündungen.* Dieſe Abtheilung zerfällt in 2 Abſchnitte, wovon der eine von der Entzündung im Allgemeinen, und der zweyte von den Entzündungen einzelner Syſteme und Organe insbeſondere handelt. Was wir über das Weſen der Entzündung mit Gewiſsheit annehmen können, läſst ſich nach dem Vf. auf Folgendes reduciren: 1) Es iſt ausgemacht, daſs das Gefäſsſyſtem den vorzüglichſten Antheil bey der Bildung der Entzündung hat, vorzüglich wird wohl dabey das Syſtem der kleinen Blutgefäſse afficirt; aufser dieſen leiden aber auch die feineren Verzweigungen der Stämme, ja die Stämme ſelbſt. 2) Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daſs nicht allein das Gefäſsſyſtem der Sitz der Entzündung ſey, ſondern daſs die ganze organiſche Maſſe des Theils, und alle in ihn eingehenden Gebilde afficirt werden. 3) Die Congeſtion des Bluts iſt allerdings begleitende Erſcheinung, aber nicht Urſache, ſondern vielmehr Wirkung der veränderten Thätigkeit der Gefäſse. Dieſe drey Sätze ſind nicht beſtimmt genug; der Werth der Eintheilung in hyperſtheniſche und aſtheniſche Entzündungen beruht auf dem Werthe der Erregungstheorie, und am wenigſten genügt das, was über die Diagnoſe der zwey Claſſen von Entzündongen vorgebracht wird. Wenn jede Erſcheinung ein verwirklichtes Naturgeſetz iſt: ſo muſs ſchon aus den richtig aufgefaſsten Erſcheinungen die Diagnoſe der verſchiedenen Entzündungen möglich ſeyn, ſtatt daſs bey den aſtheniſchen Entzündungen alles aus der Natur des vorhandenen Fiebers, der Anlage, dem Habitus, der epidemiſchen Conſtitution und den einwirkenden Schädlichkeiten gefolgert werden ſoll. Die Erſcheinungen allein werden uns zwar nie eine vollendete Diagnoſe gewähren, allein ſie verdienen doch eine genauere Würdigung, und es iſt wohl Zeit, die Semiotik nicht mehr ſo zu vernachläſſigen. Unter den Ausgängen der Entzündung ſind die Capitel von der Eiterung und vom Brande vorzüglich gut bearbeitet. Der zweyte Abſchnitt enthält folgende Monographieen: 1) Entzündung der Häute der Blutgefäſse. Dieſe wird, nach des Rec. Dafürhalten, vom Vf. nach *Reil* zuerſt im pathologiſchen Syſteme als beſondere Gattung aufgeführt. 2) Entzündung der lymphatiſchen Gefäſse und Drüſen. 3) Knochenentzündung. 4) Roſe. Daſs der Vf. die Roſe zu den Entzündungen rechnet, damit iſt Rec. einverſtanden: aber unrichtig wird ſie hier eingereiht; die roſenartige Entzündung gehört mehr unter die allgemeinen Charaktere der Entzündung, da ſie faſt in allen Theilen des Körpers vorkommen kann. Sie iſt eine eigenthümliche Entzündung der Haut, und kann alſo in allen membranöſen Gebilden des Organismus vorkommen, und es iſt eine willkührliche Annahme, die Exiſtenz rothlaufartiger Entzündungen innerer Organe zu leugnen. In den Erſcheinungen iſt das Rothlauf von anderen Entzündungen hinlänglich unterſchieden: dieſe Erſcheinungen auf wahre Naturgeſetze zurück zu führen, hat man noch nicht gehörig verſucht, und doch möchte die Arbeit mit Erfolg gekrönt werden, wenn man den Bau und die Functionen der Membranen, und vorzüglich die krankhafte Umänderung der Secretion in denſelben mehr berückſichtigte. 5) Gehirnentzündung. 6) Augenentzündung. Beide Capitel ſind ſehr gut bearbeitet. 7) Bräune. Hier werden ſehr paſſend die Entzündung der Wege des Schlingens und der Organe des Athmens unterſchieden. Daſs die ſogenannte brandige Bräune nicht immer in Ge-

Digitized by Google

fellſchaft des Scharlachs erſcheine, darin ſtimmt Rec. mit dem Vf. aus Erfahrung überein. Kurz, aber präcis iſt die Beſchreibung der hautigen Bräune. 8) Entzündung der Ohrendrüſen. 9) Entzündung der Zunge. 10) Ohrenentzündung. 11) Pneumonie. Dieſe iſt unter allen Krankheitsformen dieſer Claſſe am ausführlichſten ausgearbeitet, es ſind hier die intereſſanteſten Bemerkungen der Beobachter planmäſsig zuſammengeſtellt, und das Bild der Krankheit mit den mannichfaltigen Abweichungen ganz der Natur getreu entworfen. Nebſt der Eintheilung in hyperſtheniſche und aſtheniſche, wird noch die katarrhaliſche, rheumatiſche, gaſtriſche, nervoſe und faulichte Pneumonie unterſchieden. Wer auch mit der Deutung dieſer Thatſachen nicht übereinſtimmt, dem genügt doch gewiſs die deutliche Darſtellung. In den Cap. 12—22 werden die Entzündung des Herzens und Herzbeutels, des Zwergmuſkels, des Magens, der Leber, der Milz, des Pancreas, der Gedärme, der Nieren, der Harnblaſe, der Gebärmutter, des Bauchfells und des Lendenmuſkels vorgetragen, welche, die gute Monographie der Leberentzündung abgerechnet, durchaus ganz kurz abgefertiget werden.

Zweyter Band. III Abtheilung. *Contagiöſe Krankheiten mit Fieber.* I Abſchn. *Unterſuchungen über die Lehre von den Contagien im Allgemeinen.* Contagium kann, nach dem Vf., nur derjenige in einem thieriſchen Organismus durch eine beſtimmte Krankheitsform erzeugte Stoff genannt werden, der durch ſeine Einwirkung auf einen anderen die gleiche oder doch höchſt ähnliche Krankheitsform hervorbringt. Einige contagioſe Krankheiten werden nur durch die Einwirkung des bereits exiſtirenden Anſteckungsſtoffes hervorgebracht, — primär contagioſe Krankheiten; — permanente Contagien. Andere werden durch allgemein wirkende Schadlichkeiten erzeugt, und produciren in ihrem Verlaufe ein Contagium, — ſecundare contagioſe Krankheiten, — temporäre Anſteckungsſtoffe. Sämtliche Contagien fallen in die Sphare der abnormen Reproduction; jedes Contagium afficirt hervorſtechend beſtimmte Organe, und wird auch nur in dieſen producirt. Der Zeugungsproceſs der Contagien ſelbſt iſt uns unbekannt, wir können nur die inneren und aufseren Bedingungen angeben, welche ſie begünſtigen. Als inneres Moment wird eine beſtimmte Abnormität der Reproduction, und zwar bey jedem Contagium in den ihm korreſpondirenden Organen angenommen, welches Rec. ſehr precär ſcheint, indem das Contagium ſelbſt Abnormität der Reproduction ſetzt, es mag dieſe vorher geſtört ſeyn oder nicht. Eben ſo ſcheinen die Behauptungen: bey der Erzeugung der temporären Anſteckungsſtoffe geſchehe jenes nur bey einer bedeutenden Herabſtimmung der allgemeinen Vitalität (?); und: manche chroniſche Contagien wirken oft längere Zeit im Körper ohne wahrnehmbare Veränderung der Vitalität — nicht auf Naturgeſetze des thieriſchen Lebens zurückgeführt zu ſeyn. Die Eigenſchaften und Verſchiedenheiten der Contagien, wie die Meinungen über ihre Wirkungen auf den Organismus, ſind vollſtändig zuſammengeſtellt. II Abſchn. *Über die contag. Krankheiten mit Fieber.* III Abſchn. *Darſtellung der verſchiedenen anſteckenden Krankheitsformen mit Fieber.* Die Pocken, die falſchen Pocken, die Kuhpocken, die Maſern, der Scharlach, die Rötheln und die Peſt werden hier abgehandelt. IV Abtheil. *Nichtanſteckende Exantheme mit Fieber.* Frieſel, Neſſelfieber, Schwämmchen.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Jena*, b. Göpferdt: *Diſſertatio inaugur. medica, ſiſtens obſervata quaedam de funeſtis belli et pugnae ſequelis, et de quibusdam mediis, miſeriam humanam cum bello conjunctam ſubievendi;* quam pro gradu Doctoris a. d. XVI Maji 1808. publico eruditorum examini obtulit auctor *Joh. Berh. Aug. Robſtius*, Schwarzburgicus etc. C. tabula aenea. 1808. 4. Der Anblick der bekannten ſchreckensvollen Kriegsſcenen in und bey Jena bewog den Vf., hier einige ſchon von anderen Schriftſtellern gemachte Vorſchläge zur Minderung des Kriegselends zu wiederholen. Feyerliche Verträge der Feldherrn ſollen nämlich die Heiligkeit der Feldhoſpitäler unter Freunden und Feinden ſichern; Verwundete ſollen vom Schlachtfelde ſchnell auf bequemen Wagen an einen Ort gebracht werden, wo chirurgiſche Hülfe ihnen geleiſtet werden könne; reines Waſſer ſoll in mehreren groſsen Faſſern an verſchiedenen Stellen eines Schlachtfeldes, beſonders wegen Belebung der Ohnmächtigen, vertheilt werden; jeder Soldat ſoll einige Binden, Charpie, etwas Wein, Eſſig u. ſ. w. bey ſich tragen. Die vom Vf. empfohlene Maſchine, wodurch Wundärzte bey Mangel geſchickter Gehülfen verletzte Theile eines Körpers während des Verbandes unterſtützen ſollen, bedarf mancher Verbeſſerung; vorzüglich ſollte man darauf ſehen, dafs eine ſolche Maſchine nicht ſo ſchwer zu transportiren wäre. — Übrigens kann Rec. nicht bergen, dafs ihm lange Zeit keine in ſo ſchlechtem Latein abgefaſste Schrift zu Geſicht gekommen iſt. Schon der Titel iſt unlateiniſch: aber wenn in der Diſſertation ſelbſt der Vf. über Gegenſtände, welche eine ſehr gute Darſtellung erlauben, ſich in ſolchem Deutſch-Latein vernehmen läſst (S. 7. 8): „*Quo facto ad hoſpitium advenimus, partam conclavit ejus aperientes, ehen! quantum adſpectum ante oculos habuimus! In quatuor hypocauſtis, repletis cujuſlibet generis vulneratis ſimul inſpiciebamus, in ſtramine comminuto jacentes, qui ſe erigebant ad videndum, quaenam nova figurae humanae in carcerem inhaſpitabilem introiſſent. Initio omnes tranquilli erant. Cum autem muchinas deliganti et linteo importati pararem, tunc linguae omnium ſolutae erant. Ex uno hypocauſto voces auxilium et ſubſidium implorantes ſe diſſeminarunt in remota. Una audita erat vox, vox miſericordiam exoſcens! Et ega nondum ligatus ſum, clara per hypocauſta ſonabat. Miſericordia! adjumentum! per deum immortalem, per Jeſum Chriſtum, per virginem Mariam! appendices erant, quae querimonias ſuffuleire deberent; et mihi animus et ſpiritus deſuit ad reſpondendum et ad reclamandum patientiam!*“; ſo wird man unwillkührlich an die *epiſtolas obſcurorum virorum* erinnert; und glaubt kaum, dafs auf einer berühmten Univerſität, welche immer ſo verehrungswürdige Lehrer der alten Sprachen beſeſſen hat, ſo etwas aufs Katheder gebracht, oder zum Druck befördert werden könne. Möchte doch das gröſsere Publicum nie erfahren, dafs die *ſummi in medic. et chirurg. honores* dergleichen Producte veranlaſsten! Oder wäre es nicht beſſer, wenn jungen Ärzten, die in der lateiniſchen Sprache ſolche Ignoranten ſind, als der Vf., und denen man ihre Penſa vorher nicht corrigiren will oder darf, erlaubt würde, ihre Diſſertationen deutſch zu ſchreiben?

ıy.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 MAY, 1809.

MEDICIN.

BERLIN, b. Braunes: *Handbuch der ſpeciellen Pathologie.* Von Dr. *Adolph Henke* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

V Abtheil. *Allgem. Krankheiten mit vorwaltendem Leiden des Gefäſsſyſtems.* Congeſtionen. Blutungen. Der ganze Abſchnitt von Congeſtionen, wie er hier ſteht, gehört eigentlich in die allgemeine Pathologie, denn hier können nicht blofs einzelne Symptome, ſondern nur concrete Krankheitsformen abgehandelt werden. In der ganzen Pathologie ſind wohl keine Krankheitsformen ſchwerer zu beſtimmen, als die Blutungen, da hier die Krankheitsform nur nach einem conſecutiven Symptom benannt iſt. Blutungen ſind nach dem Vf. Symptome derjenigen Krankheit der Blutgefäſse, wodurch der Austritt des in ihnen enthaltenen Blutes bedingt wird; dieſe Krankheit des Gefaſsſyſtems beruhe entweder auf abnormer Vitalität der Gefäſse, oder auf Verletzung der Organiſation. Unter dieſem Begriffe können nicht nur die kritiſchen nnd ſymptomatiſchen Blutflüſſe, ſondern auch mehrere andere nicht ſubſumirt werden. Denn bey vielen Blutungen iſt nicht urſprünglich das Gefaſsſyſtem afficirt, ſondern es wird es erſt durch die Krankheit, entweder durch conſenſuelle oder antagoniſtiſche Verhältniſſe der Organe. Die Blutungen von abnormer Vitalität können nicht durchgängig allgemeine Blutflüſſe genannt werden, denn immer bleibt der Blutausfluſs, allgemeine Colliquationen abgerechnet, örtlich. Wenn wir auch abnorme Vitalität bey allen Krankheiten annehmen: ſo kann dieſer Grund doch nicht für die ſpeciellen Krankheitsformen gelten, da die Vitalität in der Wirklichkeit nur als Verwirklichung beſonderer vitaler Geſetze erſcheint. Wenn wir nun in der Phyſiologie die vitalen Geſetze der einzelnen Functionen aufſuchen: ſo iſt es noch mehr unſere Obliegenheit in der beſonderen Pathologie, die ſpeciellen Geſetze, von denen die Erkrankungsweiſen abhängen, zu erforſchen, und wir dürfen uns nicht blofs mit allgemeinen Begriffen begnügen. Die Unterſcheidung hyperſtheniſcher und aſtheniſcher Blutflüſſe iſt immer ein Vorzug der ſpäteren Erregungstheorie vor den brown'ſchen Meinungen, aber das Ganze iſt dadurch nicht erſchöpft. Blutflüſſe von örtlicher Verletzung werden örtliche genannt. Bey den Unterſuchungen über die Entſtehung der Blutflüſſe hätte der Einfluſs verſchiedener Krankheiten auf ihre Erzeugung beſondere Rückſicht verdient. Als beſondere Krankheitsformen ſind abgehandelt: Naſenbluten, Bluthuſten, Blutbrechen, Hämorrhoidalfluſs, Blutharnen, Gebärmutterblutfluſs, Blutergieſsung in das Zellgewebe der Haut; durchgehends ſehr gut gelungene Monographieen. VI Abth. *Allgemeine Krankheiten mit vorwaltender Abnormität der Abſonderungen und Ausſonderungen.* In den drey Abſchnitten dieſer Abtheilung ſind allgemeine Unterſuchungen, die Darſtellung der Abnormitäten der Secretionsorgane und der Excretionsorgane, enthalten. Warum der Vf. die e Unterabtheilung gewählt hat, iſt nicht abzuſehen, da er im dritten Abſchnitte blofs von den Abnormitäten der Harnexcretion handelt; überhaupt ſind die Abnormitäten der Secretionen und Excretionen hier nicht vollſtändig abgehandelt, ſondern nur, ſofern ſie unter die Begriffe von Profluvium und Retention fallen, und ſelbſt in letzterer Hinſicht iſt nichts angegeben. Die beſchriebenen Formen ſind: 1) Schleimflüſſe, blennorrhoeae, 2) Katarrh der Naſe und der Luftröhre, 3) Schleimfluſs des Magens und Darmkanals, 4) der weiblichen Genitalien, 5) der Harnröhre; auf dieſe folgt 6) Durchfall, 7) Ruhr, 8) Cholera, 9) Harnruhr, 10) Abnormitäten der Menſtruation. Die noſologiſche Ordnung des Vfs. hat keineswegs den Beyfall des Rec. Denn auſser dem, dafs ſich die verſchiedenen Abtheilungen dieſes Werks nicht auf ein gemeinſames Princip reduciren laſſen, iſt auch hier in Hinſicht der einzelnen Formen nicht auf alle Secretionen und Excretionen Rückſicht genommen. Bey den Schleimflüſſen hätte auch die ſogenannte *phtiſis pituitoſa* ihre Stelle finden ſollen; unter denen des Magens und Darmkanals wird das Schleimfieber, die *diarrhoea mucoſa*, die Schleimhämorrhoiden und der *fluxus coeliacus* zuſammengefaſst. Der letzte und der Schleimfluſs der weiblichen Genitalien ſind ziemlich oberflächlich abgefertigt; deſto beſſer iſt die Abhandlung vom Tripper. Beym Durchfalle wird der kothige, wäſsrige, gallige, blutige, die Lienterie und der Leberfluſs unterſchieden; auffallend werden hier Fehler der Secretion und der Excretion zuſammengefaſst. Bey den Abnormitäten der Menſtruation wird das zu frühe Erſcheinen derſelben, ihr Ausbleiben und ihre Unterdrückung erörtert; bey keiner übrigen Secretion wird die Retention beſonders erwähnt; von den Abnormitäten der ſeröſen Membranen, beſonders der Haut, der Speichelſecretion u. dgl. iſt die Rede gar nicht. VII Abth. *Krankheiten mit vorwaltender Abnormität des Muscularſyſtems.* Sehr zweckmäſsig trennt der Vf. die ſpasmodiſchen und

Digitized by Google

Podagra ſichere und ſchnelle Linderung der Schmerzen. *Brechmittel* werden ſehr vom Vf. in Schutz genommen. (Rec. kann ſich nicht enthalten, hier die Bemerkung beyzufügen, welche ſich ihm ſeit mehr als 20 Jahren aufgedrungen hat, daſs die meiſten glücklichen Praktiker, auch Quackſalber, ſtarke Brech- und Purgier-Arzte ſeyen.) *Bäder* von Stahlkugeln hält der Vf. für unwirkſam, er zieht Bäder aus geſchmolzenem Eiſen vor. Die *Douche* fodere Vorſicht. Gegen *Bruſtwaſſerſucht* hat ſich die *Digitalis* am kräftigſten bewieſen. (Auch dem Rec., nur empfiehlt er nicht zu groſse Gaben.) *Brechweinſtein.* Den äuſserlichen Nutzen bezweifelt der Vf. (Rec. iſt noch ungewiſs darüber. So viel iſt gewiſs, daſs allemal ein puſtulöſer Ausſchlag auf denſelben folgt; ob dieſer wirklich heilſam iſt, kann Rec. noch nicht beſtimmen.) *Bronchocele* unterſcheidet der Vf. von *Struma* mit Recht ſo, daſs jenes Luftrohrenbruch und dieſes Kropf ſey, gegen *Wichmann. Colica.* Ein ſehr hülfreiches, faſt in allen Arten anwendbares Mittel ſey ein Umſchlag von Seife in Milch aufgelöſt, und mit Flanell oder Frieſs warm, oft wiederholt, auf den Unterlaib gelegt. Bey der *Cholera* zeigt der Vf. Mistrauen gegen den Mohnſaft, was uns wundert. Übrigens iſt dieſer Artikel in der Hinſicht intereſſant, als der Vf. zeigt, aus wie vielerley verſchiedenen Urſachen dieſes Übel entſtehen könne. *Cantharides.* Den gröſsten Nutzen haben die Blaſenpflaſter bey Metaſtaſen, wenn ſie in Zeiten gelegt werden, ehe die Abſetzung gänzlich geſchehen iſt. Sobald ſich die Metaſtaſe zu äuſsern anfängt, eben ſobald muſs das Pflaſter in die Nähe oder an den Ort ſelbſt gelegt werden. Der Vf. warnt vor Blaſenpflaſtern an den *proceſſus ſpinoſus* der erſten *vertebr. thorac.* Es ſetzen ſich dann oft Furunkeln an, welche viel Schmerz und nicht ſelten Gefahr mit ſich führen. Bey Keichhuſten und Scharlach widerräth der Vf. die Blaſenpflaſter. Bey der Lungenſucht dagegen rühmt er ſie ſehr. Wollen *Fontanellen* nicht in Gang kommen: ſo empfiehlt der Vf. Scharpiewelger mit Pomade oder Digeſtivſalbe beſtrichen, worauf Pulver von Seidelbaſtrinde geſtreut iſt. *Dentitio.* Es werden doch in derjenigen Lebensperiode, in welche das Zahnen fällt, eine Menge Kinder weggerafft, wovon vielleicht mehrere durch Blutigel und kühlende, den Stuhlgang fördernde Mittel gerettet werden könnten. Der Vf. hat die über Gebühr ſich verzögernde Zahnarbeit in Verdacht, daſs ſie den Grund zum Waſſerkopf enthalte (?). Das Durchſchneiden des Zahnfleiſches hat ſelten erwünſchten Erfolg. Vor dem inneren Gebrauche des Opiums warnt der Vf. Gegen Zahnruhr rühmt er Provenceröl und Zucker. *Drüſen.* In ihnen und dem Lymphſyſtem, vielleicht der Lymphe ſelbſt, ſucht der Vf. die Urſache des Intermittirenden und Remittirenden, ſo wie auch des Periodiſchen vieler Fieber und Krankheiten. Bey lange anhaltenden *Durchfällen* muſs theils auf die Ausdünſtung, theils auf die Harnabſonderung Rückſicht genommen werden. Der Vf. giebt die diagnoſtiſchen Zeichen beider Arten und die Mittel an, ſie zu heilen, für den erſten Fall Kalkwaſſer mit Milch, nebſt dem diuretiſchen Liniment, oder *Spirit. ſal. dulc.* mit *Eſſ. pimpinell.* und ſchleimige Tränke; für den zweyten gelinde *Diaphoretica, Spirit. Minder.* mit *Laudan.*, zuletzt *Anguſtura* mit isländiſchem Moos, dort mit Kalkwaſſer, hier mit Kampher. *Naphtha aceti* rühmt Hr. *L.* beſonders zu Anfange der Nervenfieber. Quartanfieber weichen dem *Mercur. dulcis.* Derſelbe iſt auch in Nervenfiebern nützlich. *Herpes.* Dagegen rühmt er *praemiſſis praemittendis Ungu. alb. ſimpl.* und *antipſoric. Werlhof ää. Faulfieber.* Iſt es irgend nöthig, auf Reinlichkeit zu dringen: ſo iſt es hier. Im Anfange der Krankheit, beſonders wo Seitenſtiche und Huſten da ſind, giebt der Vf. Wein- und deſtillirten Eſſig, und die Eſſignaphtha ſowohl in Getränken und Mixturen, als auch in Klyſtieren und äuſserlich auf den Leib gelegt. Das *blaue Fieber* iſt verſchieden von der blauen Krankheit, welche der Vf. im 2 B. f. *Beytr.* beſchrieben hat. Das blaue Fieber iſt eine Kinderkrankheit, zuerſt beſchrieben von *Gölis* in Wien, dann von *Jahn.* Der Herausg. fügt noch eine Beobachtung hinzu. Verſpätete *Geburt.* Der Vf. glaubt eine 12monatliche Gehurt beobachtet zu haben. Auſser mehreren Erfoderniſſen brachte das Kind 2 Schneidezahne mit auf die Welt. *Gallenblaſenſteine.* An 70 fand der Vf. bey einer Perſon, die nie gelbſüchtig geweſen war. *Gelbſucht* iſt nie verächtlich zu behandeln, da ſich oft bösartige Krankheitszuſtände dahinter verbergen. Der Vf. empfiehlt in der Regel Brechmittel, wisbadener Waſſer mit karlsbader oder Glauber-Salz geſchärft, Tiſanen und Auflöſung von *Taraz. Saponar.* und *Chelidon.* mit *Tart. tartar.* und etwas *Tart. emet.*; dabey reinigende Klyſtiere. Miſcht ſich etwas Krampfhaftes ein: ſo giebt er Pillen aus Aſant, Seife und Rhabarber, ſtatt des karlsbader Salzes mit dem Brunnen. Bey verminderter Krankheit dienen bittere, ſtärkende und Eiſen-Mittel, z. B. zu einem ſtarken Decocte von *Marrub. alb. Cent. nim.* und *fumaria* ſetzt der Vf. das *Vinum chinae ferratum.* Gelbſucht von ſcharfer dünner Galle (mit Leberentzündung) fodert einen anderen Heilplan. *Gicht.* Der Vf. will ſeinen älteren Meinungen über Gicht und Rheumatismen treu bleiben. Gegen nachbleibende Steifheit der Gelenke empfiehlt er das Einreiben des Oles der Ignatiusbohne. Auf ſeinen Rath verbrauchte der verſt. *Schröter* zu Nenndorf in Einem Sommer 8 Pf. davon mit vielem Erfolge. *Grind.* Gegen Milchgrind rühmt er auch hier wieder die *Aqua calcis*, ſowohl der Mutter, als dem Kinde gegeben. Die ganze Schrift ſchlieſst mit dem Artikel *Herzklopfen*, an welchem der Vf. ſelbſt eine geraume Zeit, furchtbar genug, gelitten hatte. Wir glauben aus dieſer Schrift, auch ſchon in obigen ganz kurzen Auszügen, ſo viel Intereſſantes und Lehrreiches dargelegt zu haben, daſs unſere Leſer gewiſs mit uns in den Wunſch ſich vereinigen, der Herausg. möge, falls er noch Einiges aus der Feder des Verewigten beſitze, uns daſſelbe nicht vorenthalten. Den Reſt dieſes Bandes nimmt eine Biographie *L's.* ein, welche wir auch abgeſondert im Drucke erhalten haben.

Fj.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 MAY 1809.

PHILOSOPHIE.

CARLSRUHE, b. Macklot: *Handbuch für Denker*, von *Carl Friedrich Schilling von Canstadt*, grosherzogl. badisch. geheim. Rath. Zweyter Theil. 1 Band. X u. 820 S. 2 Band. VIII und 612 S. 1808. gr. 8.

Von dem ersten Theil dieses Werkes haben wir in diesen Blättern (1807. No. 232) eine kurze Anzeige gegeben. Wir haben das rühmliche Bestreben, den enthusiastischen Eifer des Hn. *v. S.* für das Wahre und Rechte anerkannt und gepriesen; aber wir haben auch nicht unangedeutet gelassen, dass sich unser Lob mehr auf die Persönlichkeit des Vfs., als auf den Nutzen seiner Unternehmung für die Wissenschaft bezog. Das Werk erscheint, wie aus einer anderen Zeit, und scheint einen Vf. zu verrathen, in dessen Seele früher manche Saiten angeschlagen, manche Gedanken erregt sind, der aber alsdann sich in sich selbst verschlossen hat, um diese Gedanken, unbekümmert um die Offenbarungen des Geistes in Anderen, in sich selbst auszuarbeiten. Natürlich muss ihm da Vieles von hoher Wichtigkeit scheinen, welches für Andere diese Wichtigkeit nicht hat, und Manches nothwendig, welches Andere längst beseitigt wissen. Überhaupt mag die Form solcher Untersuchungen, ihrem Inhalt angemessen, leicht etwas Eigenthümliches bekommen, welches bey dem dermaligen Zustand der Wissenschaft, die ihren Gang fortgegangen ist, um so mehr auffällt.

In diesen beiden Bänden wird von den *Verhältnissen* geredet, auf dieselbe Weise, wie im ersten Theil. Zuerst vom *Selbst*, dann vom *Seyn* und *Daseyn*; darauf kommt eine Überschrift: *Verhältnisse*; nach diesem: *Raum*, *Staat*, *Verträge*, *Ehe*, *Eigenthum*, *Macht*, *Kräfte*, *Freyheit*, *Willkühr*, *Abhängigkeit*, *Rechte*, *Pflichten*, *Bestimmung*, *Moral*, *Tugend*, *Laster*, *Gesetz*, *Herrschaft*, *Verdienst*, *Belohnung*, *Strafe*. Aus diesen Hauptüberschriften mag die Anordnung des Ganzen schon erkannt werden; der Vf. geht ohne Bedenken von einem Puncte zu einem anderen über. Jede dieser Hauptüberschriften führt noch wieder eine Reihe Nebenüberschriften mit sich, die genauer anzeigen, wovon gesprochen wird; z. B. die Überschrift *Verhältnisse* folgende: Zustand, Schicksal, Wohl, Wohlstand, Wohlseyn, Wohlergehen, Wohlbefinden, Gutseyn, Glückseligkeit, Glück, Weh, Schlimmseyn, Unfalle, Übelbefinden, Unglück, Unglückseligkeit. Dann folgen einzelne Paragraphen über die Wesenheit, Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit der Verhältnisse u. s. w.

Um zu zeigen, wie Hr. *v. S.* die Sachen behandelt, und zugleich um ein Beyspiel zu geben von den trefflichen Ansichten, die sich im Einzelnen vielfältig bey ihm finden, besonders wenn es auf das wirkliche Leben ankommt, wählen wir den Abschnitt vom Staat (B. I, S. 297 ff.), theils weil derselbe uns interessant geschienen hat, theils weil er dem Vf. wohl am nächsten liegt. „Der Staat (heisst es, um die Wesenheit desselben zu zeigen, d. h. seine eigentliche Natur) ist eine Vereinigung vieler (?) Menschen unter eine gemeinschaftliche Regierungsform, wodurch sie ein einziges Ganzes, einen politischen Körper bilden, um mit gemeinsamer Kraft einen gemeinsamen Zweck zu erreichen.“ Er bestehe aus den Bürgern, der regierenden Gewalt und aus der Verfassung, welche letztere doch wohl mit Unrecht den beiden übrigen Bestandtheilen coordinirt wird. Nothwendig sey der Staat, aber nur darum, weil nicht alle Menschen freywillig ihrem höchsten Zweck nachstreben. „Die Staatsgewalt muss vom Staat abhängig seyn, und wird zur Gewalt dessen, unter dessen Willen sie steht. — Eine einer fremden Willkühr preis gegebene Gewalt kann nie als die eigene angesehen werden; alle Bedingungen bey der Überlassung helfen nichts, wenn die eigene Gewalt aus der Hand gegeben ist, sie erfüllen zu machen.“ Und dennoch müsse der Staat die Gewalt übertragen. Man sieht, wenn die Meinung auch ein wenig unbeholfen ausgedrückt ist: so ist sie doch gut; nur möchte mehr auffallen, dass der Vf. den Staat von den Dirigirenden trennt, die er doch vorher zu einem Bestandtheile desselben gemacht hat. „Jeder besondere Wille hat sein eigenes Interesse, welches zu befördern immer das erste Bestreben seyn wird. Wenn auch der Regent eines Staates unfehlbar wäre: so bleibt er doch ein besonderes Wesen, welches nicht der Staat ist, das eigenes Interesse hat, das sein eigenes Besserseyn zum Hauptaugenmerk macht, und das Wohl des Staats nur in so fern befördert, als der eigene Zweck es erfodert.“ Aber der Vf. giebt selbst zu, dass möglich sey, das Wohl des Staats zum Interesse des Regenten zu machen. „Könnte ein Wesen gefunden werden, das mit den zweckmässigsten Mitteln nur immer blos den gegebenen Zweck ohne eigenen Willen (ohne Erstrebung eines besonderen Interesses) verfolgte: so wäre dieses zum Herrschen geboren; allein das ist unmöglich (?). — Sind die-

jenigen, welche an der Spitze ſtehen, zu ſehr beſchränkt: ſo ſind ſie ohnmächtig; ſind ſie es nicht: ſo miſsbrauchen ſie leicht die Gewalt, ſo iſt der Staat ohnmächtig und nur der Regent iſt mächtig. Haben Viele die oberſte Gewalt: ſo durchkreuzen ſich die Intereſſen, keine Einheit, keine Energie. Hat Einer die Gewalt: ſo wird der Staat zum Mittel für dieſen Einen." „Das Verlangen nach beſſeren Verhältniſſen der Staaten iſt ein frommer Wunſch. Wenn die Verfaſſung mit dem Culturſtand der Glieder im Miſsverhältniſs ſteht — (berechnet iſt für eine höhere Geſammtcultur der Bürger) —: ſo iſt ſie nicht beſſer und kann nicht beſtehen. Philoſophiſche Vorſchläge zur Verbeſſerung der Staatsverhältniſſe ſind unausführbar; wenn das menſchliche Geſchlecht überhaupt zu höherer Cultur gekommen iſt: ſo werden ſich die beſſeren Verhältniſſe der Staaten von ſelbſt einſtellen." Dieſe Anſicht, daſs die Verhältniſſe des Staats aus der Cultur der Bürger hervorgehen müſſen, iſt ganz richtig; nur iſt nicht bedacht, daſs die philoſophiſchen Vorſchläge zur Verbeſſerung der Staatsverhältniſſe von einer höheren Cultur der Bürger zeugen. Freylich mögen ſie unausführbar ſeyn, ſo lange ſie bloſs von Einzelnen kommen, während die Mehrheit für ſie noch nicht reif iſt; aber ſie beweiſen doch alle Zeit, daſs die Bürger auf dem Wege ſind, den gegebenen Verhältniſſen zu entwachſen. — Eben ſo werden über Rechte und Pflichten des Staats recht gute, wenn gleich keine neuen, oder blendenden Gedanken geäuſsert. Den Zweck des Staats ſetzt Hr. *v. S.* in den Zweck der Glieder deſſelben, weil der Staat kein wirkliches Weſen ſey und folglich keinen eigenen Zweck haben könne. Die Glieder aber wollen durch eine Staatsverfaſſung ſich ruhigen Genuſs der Vortheile garantiren, die aus der geſellſchaftlichen Vereinigung des Menſchen für den allgemeinen oberſten Zweck Aller zu ziehen ſind. Daher ſey auch dieſes der Zweck jedes Staats, den er nicht aufgeben dürfe, und der deſswegen ſein ganzes Streben beſchränken müſſe u. ſ. w.

Bx.

Erlangen, b. Walther: *Über das Verhältniſs der Philoſophie zur Religion. Von Gottlieb Ernſt Auguſt Mehmel.* 1803. X u. 110 S. 8. (10 Gr.)

„Wie ſehr die Urtheile Einzelner über das Weſen der Philoſophie und Religion von einander abweichen, ſo kommen doch die Unterrichteten ohne Zweifel darin überein, daſs wenige Menſchen zur Philoſophie, alle zur Religion berufen ſind. Man macht es keinem, der anſpruchlos ſeine Sphäre ausfüllt, zum Vorwurf, Fremdling in der Philoſophie zu ſeyn, während daſs man von Jedem fodert, Religion zu haben. Was hat es denn eigentlich, fragt ſich daher, mit beiden für eine Bewandniſs, was iſt Philoſophie und was iſt Religion; wie gehen beide aus dem Geiſte hervor, und in welchem Verhältniſs ſteht die erſtere zur letzteren?" So giebt der Vf. ſelbſt den Zweck an, den er ſich vorſetzt, und zeichnet den Gang ſeiner Abhandlung. Die Philoſophie iſt nach dem Vf. ein Wiſſen, das ſich nicht mit dem Vergänglichen, ſondern mit dem Unvergänglichen, Überſinnlichen und Ewigen beſchäftigt. „In der Wirklichkeit iſt dieſs nicht zu ſuchen, weil in irdiſchen Dingen kein Beſtand, keine Unvergänglichkeit, keine Zuverſicht noch Gewiſsheit, kein feſtes Ziel des Lebens und der Wiſſenſchaft herrſcht." In der Wirklichkeit (der Sinnenwelt) erſcheint nach dem Vf. dem Menſchen Alles als ein Einzelnes, für ſich Beſtehendes, vom Ganzen getrennt und vergänglich. Die Erfahrung gilt nur ſo lange für ächte Erkenntniſs, als der Menſch von dem bloſsen Inſtincte des Denkens geleitet, ſich nicht über den Schein erhebt. Darauf ſpricht der Vf. von der wiſſenſchaftlichen Erfahrung, die er als eine methodiſch zu Werke gehende charakteriſirt. Aber er bekimmt doch ſeine Begriffe von gemeiner und von wiſſenſchaftlicher Erfahrung ſo gut wie gar nicht. Vermuthlich ſoll unter der letzten der nach vorläufigem Urtheil angeſtellte Verſuch verſtanden werden, auf welchem Wege allerdings die Vernunft zur Kenntniſs der Naturgeſetze gelangt, und ſo mit Grundſätzen die Urtheilskraft verſieht. Von der wiſſenſchaftlichen Erfahrung ſpricht der Vf. ſchon mit einiger Achtung. Jedoch befriedigt auch dieſe den Geiſt nach abſoluter Wiſſenſchaft nicht. Denn „man erfährt nur, um die materielle Sphäre der Erfahrung zu beſchreiben, nur, was auf eine beſtimmte Weiſe in Zeit und Raum gegeben iſt, nur das Wahrnehmbare. Der Geiſt der Natur ſelbſt, der ſich in dem Wahrnehmbaren abbildet und geſtaltet, die Geſetze ihrer Entwickelungen, Zuſammenhang, Methode, Möglichkeit und Nothwendigkeit können nicht erfahren, ſondern müſſen aus einem höheren Princip gewonnen, der Erfahrung als ein belebender Odem eingehaucht werden. — Was die formelle Eigenthümlichkeit der Erfahrung betrifft: ſo bleibt ſie ewig auf die Form ſinnlicher Anſchauung, die Form der Wahrnehmung und Beobachtung eingeſchränkt. Man kann keineswegs ſagen, daſs die Erfahrung auch ſchlieſse; die Vernunft ſchlieſst aus derſelben. Die Erfahrung iſt eine Rechenkunſt in benannten Zahlen; ob das Exempel richtig gerechnet iſt, muſst du in dieſem Falle abermals erfahren." Die Gewiſsheit, welche die Reflexion der wiſſenſchaftlichen Erfahrung hervorbringt, iſt nach dem Vf. ſtets nur eine comparative und bloſse Wahrſcheinlichkeit, da iſt, meint er, kein Fall denkbar, den man nicht einem anderen entgegenſetzen könnte. Die Zunge der Wagſchale der Gründe ſteht immer in gleicher Mitte, und der Verſtand beſitzt kein Gewicht, eine von beiden Schalen zum Sinken zu bringen. Aber „wie der Keim durch ſeine innere Kraft über die Erde hinausgetrieben wird, ſo wird der Geiſt durch den Drang des Wiſſens über Erfahrung und Reflexion hinaus zu einem Höchſten und Abſoluten getrieben. Alle Gewiſsheit iſt Überzeugung der Nothwendigkeit, dieſe aber ohne ein Unbedingtes, Abſolutes, woraus ſie begriffen wird, undenkbar. An allen Fäden der Vernunft wird daher der Geiſt zur Annahme eines

Digitized by Google

Abſo'uten emporgezogen. Der Verſtand ſucht es in der Wahrheit, der Wille in dem Gewiſſen, in dem Urbilde ſchöner Kunſt der äſthetiſche Sinn, und in den Geheimniſſen der Religion das gläubige Herz. — Es muſs ein Ziel abſoluter Gewiſsheit und eine Wiſſenſchaft geben, die, dss Abſolute ergreifend, die ewige Wahrheit als Urquelle und Bedingung der Möglichkeit aller zeitlichen Wahrheit zum Gegenſtande hat. Das iſt der Weg der Betrachtungen, die den Geiſt zur Philoſophie hintreiben." Nun kommt der Vf. auf den Begriff der Vernunft, die das philoſophirende Vermögen des Menſchen iſt. Alle bisherigen Erklärungen dieſes Begriffs befriedigen den Vf. nicht. Die Thätigkeit der Vernunft beſteht nach ihm in der Speculation. „Der Gang der Speculation iſt organiſirend, folglich jedes Glied derſelben durch die Idee des Ganzen prädeſtinirt. Die Handlung aber, welche Denken und Anſchauen mit organiſcher Nothwendigkeit in einem beſtimmten Producte ausprägt, heifst *conſtruiren;* folglich kommen alle Producte ächter Speculation durch Conſtruction zu Stande. Es iſt ein bekannter Irrthum, dafs nur die Mathematik conſtruire." Von dem Abſoluten, dem eigentlichen Object der Philoſophie, ſagt der Vf., dafs es *ergriffen* werden müſſe. Die wahre Philoſophie wird demnach wohl in einer ganz einfachen That beſtehen, und ein Philoſoph wird derjenige ſeyn, dem das Glück verliehen iſt, ſie vollbringen zu können. Von dem Abſoluten ſagt der Vf. nichts, das für eine Erweiterung der Erkenntniſs aufgenommen werden könnte. Dieſes wird befremden; denn die Vernunft ergreift es in der Anſchauung, und mag dieſe auch intellectuell heifsen, ſo müſste ſie doch eröffnen können, was ſie angeſchaut hat. Kant entwickelte die Formen des Bewufstſeyns unſerer Erkenntniſſe. Dieſe Betrachtung eines Verhältniſſes der Dinge zu den Bedingungen unſeres Bewufstſeyns führt von ſelbſt zu der Idee eines Verhältniſſes der Dinge bloſs zu ihnen ſelbſt, d. i. der Dinge an ſich. Jeden Verſuch, von dieſem Abſoluten etwas wiſſen zu wollen, ſchlägt dieſe Idee nieder. Hat denn die Philoſophie, die ſich rühmt, das Abſolute conſtruiren zu können, etwas geleiſtet, das man mit Recht von einem ſolchen Vermögen erwarten konnte? Von der Religion ſagt der Vf.: „ſie muſs ein Gebiet bilden, das der Wiſſenſchaft abgewandt, durch ein Organ ergriffen wird, welches durch Lebendigkeit und Zuverſicht alle wiſſenſchaftliche Gewiſsheit übertrifft." Der *Glaube* iſt hier das Ergreifen, und der Glaube und das Wiſſen ſind wie der Süd - und Nord - Pol einander entgegengeſetzt. Das Princip des Wiſſens iſt die ſpeculative Vernunft, das Princip des Glaubens die ganze Vernunftanlage, concentrirt im Gefühle des Herzens. Eine völlige Verkennung der Religion iſt es nach unſerem Verfaſſer, ihr Weſen in dem Gebiete der Moral zu ſuchen. Kant hat die Religion ſo verkannt, da er ſie das Erkenntniſs aller unſerer Pflichten als göttlicher Gebote nannte. „Es iſt ein wahrhaft unglücklicher Gedanke, der Religion durch die Sittenlehre eine Stütze zu verleihen. Man ſtützt nur das Sinkende, und nur das ſinkt, was keinen Halt in ſich ſelbſt hat." Dafs die reine pflichtgemäſse Denkungsart nicht auf Nichts hinausläuft, dieſe Vorausſetzung kann die Tugend wohl nicht aufgeben. Aber in dem Gedanken, dafs der Menſch und ſeine moraliſche Beſchaffenheit in gar keinem Verhältniſs zur überſinnlichen Welt ſteht, wird das tugendhafte Beſtreben wirklich als Chimäre gedacht. Kann nun die Religion wohl richtiger ausgelegt werden, als wenn ſie, wie es von Kant geſchah, für die Verſicherung des rechtſchaffenen Mannes erklärt wird, dafs die Tugend kein leerer Name iſt? Ohne dieſe Religion iſt noch nie eine tugendhafte Geſinnung geweſen. Aber eben ſo ſicher, dünkt den Rec., kann man behaupten, dafs Religion nicht möglich iſt, wenn ihr nicht wahre Rechtſchaffenheit zum Fundament dient. Uber dss Verhältniſs der Religion zur Philoſophie drückt ſich der Vf. ſo aus: „die Religion lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit in den höheren Regungen aller Herzen, die im Gefühle der Vergänglichkeit des menſchlichen Lebens Ahndungen ihres göttlichen Urſprungs haben, und mit kindlicher Hingebung, und mit Vertrauen ihr Heil von einer ewigen Vorſehung erwarten; aber erſt durch die Philoſophie wird ſie geſelbt und auf den Thron des Glaubens geſetzt."

Za.

Heidelberg, b. Pfähler: *Anti-Sextus oder über die abſolute Erkenntniſs von Schelling* (Schellings) 1807. 120 S. 8. (12 Gr.)

Der ungenannte Vf. äufsert in der Vorrede (geſchrieben im Jenner 1807): man habe bisher über die (*berg*'ſche) Behandlung der *ſchelling*'ſchen Lehre ſo ſtillgeſchwiegen, als wäre *Schelling* und ſeiner Lehre, ſo wie den Freunden derſelben, Recht geſchehen; er aber ſey nicht geſonnen, länger zu ſchweigen, und gebe daher dieſe Prüfung des *berg*'ſchen Sextus. — Wenn alſo auch der Vf. (wie es ſcheint) mit der in No. 39 und 40. 1805 unſerer A. L. Zeit. erſchienenen Recenſion jener Schrift nicht zufrieden geweſen, auch hiedurch die Sache nicht als abgethan betrachtet hat: ſo wäre doch ſicher nicht nöthig geweſen, über jenes ſich ſelbſt ganz miſsverſtehende Buch ein anderes zu ſchreiben, da *Berg* durch alle Anſtrengung einer (weil ſie nicht von einem ewig feſten Puncte ausging) falſchen und ſchwankenden Dialektik dem, was in *Schellings* Lehren ewig wahr, auf keine Weiſe ſchaden, ja auch das Zeitliche und die Hülle der Einkleidung, welche vergänglich, nicht in ihrer weſentlichen Unwichtigkeit darlegen konnte, ſelbſt nicht durch ein ſpäter geſchriebenes, weitläuftiges Werk: *Epikritik* genannt. Gerade das Stillſchweigen (auſser jener Rec., in der man das Grundfalſche wenigſtens andeuten zu müſſen glaubte,) beweiſt die Unbedeutenheit des Angriffs, weil bey nicht gänzlicher Verſtocktheit Jeder, der etwas Tüchtiges auf die Bahn gebracht, daſſelbe auch gegen Jeden, der etwas Tüchtiges dagegen aufzubringen verſteht, oder wenigſtens das Anſehen hat, als könne er das, aus allen Kräften vertheidigt. Dieſs iſt nun von *Schelling* nicht gegen *Berg* geſchehen.

Digitized by Google

da er doch gegen *Fichte* z. B. nicht ſtumm geweſen, und ſo trauen wir denn wirklich *Schellings* Einſicht und einer unbefangenen Anſicht der Sache ſelbſt zu, daſs jedes Wort auſser einer Rec. hierüber zu viel, am wenigſten aber eine eigene Abhandlung ſtatthaft ſey. Indeſſen iſt dieſe einmal da, und wir wollen kürzlich ſehen, was ſie werth iſt.

Die Einleitung enthält eine kurze Überſicht der Reflexionsbetrachtungen über das Univerſum, aus welcher uns aber das *nothwendige* Werden aller dieſer Reflexionen nicht eingeleuchtet hat. Dieſs hätte doch ſeyn müſſen, um die von der Auſsenwelt erzwungene Befangenheit des Hn. *Berg* zu erweiſen, zumal mit deſſen gänzlicher Unfähigkeit für das Philoſophiren, welches ſich aus ſich ſelbſt erzeugt. Was nun in der Abhandlung ſelbſt vom Abſoluten, von der Erſcheinung, den Gegenſätzen und Differenzen u. ſ. w. geſagt wird, giebt wohl einiges von dem, was *Schelling* geſagt, wieder: aber der Vf. verüble uns nicht, wenn wir ihm ans Herz legen wollen, daſs er zwar mit Glauben und Vertrauen aufgenommen, aber noch nicht vollkommen verdauet hat, daher denn an eine ſelbſtändige Löſung aller jener Aufgaben nicht zu denken iſt. Wer ſich das abſolute Leben durch Kampf und Mühſeligkeit nicht eigenthümlich errungen, wer nur (wenn gleich mit vieler Andacht und *Wort*-Überzeugung, auch Wortgewandheit) davon redet, iſt noch nicht fähig, auch dem ſehr untergeordneten Reflexionspunct *Bergs* ſeine rechte Stelle und Bedeutung anzuweiſen, weil er, ſelbſt noch nicht erſtarkt zum klaren Sehen, ein *hartnäckiges Beharren auf mühſam erworbener Einſeitigkeit* als *Verſtand* und ein *Schwanken von jenem einſeitigen Standpunct aus nach allen Richtungen* als gewandte *Dialektik* anſieht. Aber wir erkennen auch dieſes in dem Vf., daſs er bey mehrerer Selbſtaneignung der Kraft und Wahrheit in der Folge feſter auftreten könne, und daſs der Tag des wahren Lebens ſchon dämmert in ihm. Insbeſondere ſcheint uns, daſs der Begriff der Materie hier wohl gefaſst zu werden beginne, und mit der Bändigung und Bildung dieſes für viele unbändigen Weſens auch die Erleuchtung des Ganzen nicht ausbleiben werde. Wir wünſchen nur immer, daſs jugendliche Kräfte nicht zuerſt an verwirrten Gedanken ihre eigenen entwickeln möchten: ſelbſt an der Einſeitigkeit, wenn ſie nur eine rechte iſt, kann das Leben erſtarken, und zu eigner Freyheit ſich hinaufſchwingen. Haltungsloſe und unwiſſenſchaftliche Einfälle aber, die nur den Schein der Wohlordnung an ſich tragen, in ſich aber ohne Glauben und Wiſſen höchſtens Ideenaſſociationen ſind, gewähren dieſes nie. Deſswegen glauben wir auch nicht, daſs es dem Vf. wirklich ſo vorgekommen, als ob er, zum Übermaſs geſättigt, von Hn. *Bergs* Tafel aufgeſtanden. Es war etwas ganz anderes. K. J. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Breslau*, b. Barth: *Speculatives Dilemma für die Exiſtenz Gottes, als Beweis aufgeſtellt* von *Salomon S. Poppenheimer*. 1808. 31 S. 8. (4 Gr.) Einen verbeſſerten ontologiſchen Beweis will der Vf. geben. Folgende Stelle, die auch ſeinen Vortrag kenntlich macht, wird die Meinung des Vfs. vollſtändig ausdrücken. „Das Problem: *möglich zu exiſtiren*, muſs hier (in Anſehung Gottes) ganz wegfallen, um nicht ſagen zu können, es iſt *möglich*, daſs ein höchſtes Weſen exiſtirt, und das um ſo mehr, als der Begriff von einem höchſt vollkommenen Weſen es ſelbſt nicht leidet, daſs irgend ein ihm zukommendes Pradicat in problematiſcher Form percipirt werden ſoll, weil die Fähigkeit, problematiſirt werden zu können, ſchon ſelbſt eine Unvollkommenheit wäre: es muſs auch ferner nicht mehr heiſsen: das höchſte Weſen kann nur mit der Exiſtenz vorgeſtellt werden; ſondern es muſs heiſsen: das höchſte Weſen kann nur als wirklich exiſtirend vorgeſtellt werden. Denn mit *der Exiſtenz vorſtellen*, heiſst weiter nichts, als bloſs die Exiſtenz dem höchſten Weſen, als ein nothwendiges Pradicat beylegen, weil ſonſt dieſs Weſen kein reeller Begriff ſeyn kann, es mag nun exiſtiren oder nicht.“ Za.

Vermischte Schriften. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Zwey Vorleſungen*, gehalten in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin den 6 Aug. 1807 und den 4 Aug. 1808 in den zur Feyer des königl. Geburtstages beſtimmten öffentl. Sitzungen, von *Ernſt Ferdinand Klein*, als ordentl. Mitgl. der beſagten Akademie. 1808. 48 S. 8. (3 Gr.) Dieſe Vorleſungen des ehrwürdigen *Klein* zeichnen ſich zwar weder durch Beredſamkeit noch durch neue oder glänzende Anſichten, weder durch ihren Inhalt noch durch ihre Form aus; als philoſophiſche Unterſuchungen ſind ſie in der Manier, die vor einigen Decennien an der Tagesordnung war, und die Darſtellung iſt höchſt einfach, mager, ja dürftig: aber ſie zeugen von der vortrefflichen Geſinnung ihres Vfs., von der Anhänglichkeit deſſelben an König und Vaterland, von Vertrauen und Muth in unglückſchwerer Zeit, und von der achtungswürdigen Überzeugung, daſs ein Volk nicht Alles verloren hat, wenn es ſich nicht ſelbſt als verloren anſieht. Darum ſucht er das Vertrauen zu erwecken und zu beleben, um die Gemüther über die Unfälle der Zeit zu erheben; aber freylich thut er dieſes mit ſo weniger Kraft, ſo wenigem Nachdruck und ſo groſser Ruhe, daſs wir fürchten, er werde nicht viel erreicht haben. Wer des Arztes nicht bedarf, der mag ſich erquickt fühlen, weil er ein verwandtes Gemüth erkennt; wer aber geſunken, gebrochen iſt, der bedarf einer kräftigeren Arzney, um ſich wieder aufzurichten, und den weichgewordenen Knochen wieder zu vertrauen. Dennoch verdanken dieſe Reden wohl nicht ihrem eigentlichen Inhalt, ſondern der Wendung gegen die Verhältniſſe der Zeit, ihren beſonderen Abdruck. —

Die *erſte* handelt *von dem Werthe oder Unwerthe der National-Vorurtheile*. Der Vf. zeigt, daſs Vorurtheile bey jedem Menſchen unvermeidlich ſind, weil er nicht jedes Urtheil, welches er ſich aneignet, vollſtändig prüfen kann, wie vielmehr bey einer Nation! Indeſs ſchädliche Vorurtheile eines Volks müſſen entfernt werden; überall, wo es auf Einſicht ankömmt, muſs man ihnen den Krieg ankündigen. Aber wenn von Nationalvorurtheilen die Beſtimmung des Nationalcharakters abhangt: ſo muſs man ſie ſchonen. Ja, es könne Vorurtheile geben, die eben dadurch, daſs ſie allgemein werden, aufhörten, Vorurtheile zu ſeyn, weil ein Jeder dem Vorurtheile gemäſs zu handeln ſtrebe. Vorurtheile über den Werth der Nation, eine zu gute Meinung von der Regierung u. ſ. w. ſeyen nicht leicht ſchädlich. „Es gehört unter die vorzüglich zu bekämpfenden Vorurtheile, daſs man mehr die Meilen und die Volkszahl, als die geſetzliche Verfaſſung, die Fähigkeit und den Charakter der Nation in Rechnung bringt. Das Geiſtige hat mehr Werth als das Phyſiſche. Dieſer Gedanke tröſte und belebe uns!“ Schade, daſs es einer ſo theuren Lection bedarf, als die Preuſſen erhalten haben, um ein ſolches Vorurtheil für ein Vorurtheil anzuſehen. — In der *zweyten* Vorleſung wird unterſucht, *wie unſere Vorſtellungen und Überzeugungen beſchaffen ſeyn müſſen, wenn ſie auf den Willen wirken und in That übergehen ſollen*. Einſicht und Handeln fallen nicht zuſammen; das ſey eine bekannte Erfahrung. Der, bey welchem der Entwurf That werden ſolle, müſſe Intereſſe an den Dingen auſser uns nehmen. Dazu gelangt man nur dadurch, „daſs man durch den Vorgenuſs des Vergnügens an der Wirkung die Zukunft vergegenwärtiget u. ſ. w.“ Mit einer etwas raſchen Wendung wird auch dieſer Rede eine Beziehung auf die Feyer des Tages gegeben, an welchem ſie geſprochen wurde. β—λ—μ.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 MAY, 1809.

PADAGOGIK.

1) Duisburg u. Essen, b. Bädecker u. Kürzel: *Ein einziger Schulmeister unter tausend Kindern in Einer Schule.* Ein Beytrag zur Verbesserung der Lehrmethode und Schuldisciplin in niederen Volksschulen von *Joseph Lancaster.* Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *B. C. L. Natorp.* 1808. VIII u. 289 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

2) Ebendaselbst: *D. Andr. Bell's Schulmethodus.* Ein Beytrag zur Verbesserung der Lehrmethode und Schuldisciplin in niederen Volksschulen. Aus dem Englischen übersetzt von *F. W. Tilgenkamp,* Prediger zu Gartrop. Ein Seitenstück zu *Lancasters* Schrift: Ein einziger Schulmeister unter tausend Kindern in Einer Schule. 1808. XIV u. 128 S. 8. (12 Gr.)

In welchem traurigen Zustande sich die Volksschulen in England befinden, ist theils aus *Cattow's, Colquhon's* und *Chaptal's* Beschreibungen derselben und aus den *Reports of the society for bettering the condition and increasing the comforts of the poor*, theils aus den neueren Reisebeschreibungen, besonders aus denen von *Wendeborn* und *Göde*, hinlänglich bekannt. Auch die beiden vorliegenden Schriften geben dazu Belege genug. Man findet grosse Landgemeinden, deren Kinder ohne allen Unterricht aufwachsen, und auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt werden. Da, wo man noch Schulen findet, sind sie in der kläglichsten Verfassung, haben die untüchtigsten Lehrer und die elendesten Lehrbücher. Der Staat bekümmert sich um die Schulen gar nicht. Diese erhalten ihre Gründung, Einrichtung und Unterhaltung von den Gemeinden oder von einzelnen Familien. „*Whitbread* schlug im Parlamente vor, für jede Pfarrgemeinde eine Schule zu errichten; aber er fand so viel Widerspruch, dass man diese Angelegenheit bis auf andere Zeiten verschob. Und Hr. *Rose* war sogar der Meinung, dass die allgemein verbreitete Kenntniss des Schreibens äusserst gefährlich sey. S. VI." — Ist es da zu verwundern, wenn die *lancasterische* Elementarschule ein so grosses Aufsehn erregte, und als eine höchst merkwürdige Erscheinung mit ungetheiltem Beyfall gepriesen wurde?

Lancaster wurde, so wie unser *Pestalozzi*, durch den Anblick des vielfachen Elends, in welchem die Armen und ihre Kinder seufzen, tief ergriffen, und er beschloss, sich ihrer anzunehmen, und Schulmeister zu werden. Ob er gleich gar keine wissenschaftliche Bildung hatte, und von der gemeinnützlichen Methodik des Unterrichts nur so viel verstand, als ihn eine sehr beschränkte Erfahrung gelehrt hatte: so eröffnete er doch im Jahre 1798 zu Bourough Road (d. h. in demjenigen Theile der Stadt London, welcher über der Themse in Surry liegt) eine Schule zur Unterweisung armer Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion. Die Zahl seiner Schüler stieg in Kurzem bis auf 120, worunter sich etwa 30 Freyschüler befanden, denen er unentgeltlich Unterricht ertheilte. Der unerwartete Erfolg seiner Bemühungen erregte in ihm den Wunsch, sein Institut zu erweitern. Deshalb eröffnete er im J. 1801 eine Subscription zur Bestreitung der dabey nöthigen Kosten. Er brachte 118 Pf. Sterling zusammen, und vermehrte nun die Zahl seiner Zöglinge bis auf 330, legte eine Bibliothek an, ertheilte Prämien an die Fleissigsten, sicherte sich das Schulgebäude für eine lange Reihe von Jahren, und machte in der inneren Organisation seiner Lehranstalt bedeutende Verbesserungen. Diese fing an, Aufmerksamkeit zu erregen, und unter mehreren angesehenen Männern besuchten sie auch der Herzog von Bedford und der Lord Somerville. Beide wurden mit einer hohen Achtung gegen den Mann erfüllt, der sich der niedrigen Volksclassen mit einer so edlen Begeisterung und rastlosen Thätigkeit annahm. Sie versprachen ihm die lebhafteste Unterstützung, und haben treulich Wort gehalten. Im Frühling 1804 konnte *L.* seine Anstalt bis auf 700, und da sich innerhalb 6 Wochen über 400 Kinder zur Aufnahme meldeten, bis auf 800 Schüler erweitern. Nach den neuesten Nachrichten (London und Paris 1808. No. III. S. 272) besteht jetzt die Anstalt aus tausend Schülern, und gewinnt täglich an innerer Güte, so wie an äusserer Ausbreitung.

Diese schnell wachsende Zahl von Schülern nöthigte den wackeren *L.*, auf eine Disciplin und Lehrmethode zu sinnen, nach welcher Ein Lehrer in Einer Schulstube die grosse Menge verschiedenartiger Kinder in strenger Zucht und Ordnung halten und zweckmässig unterrichten könne. Nach manchen misslungenen Versuchen gelang es ihm auch, in seiner kleinen Welt nicht nur die gröfste Ruhe, Ordnung und Thatigkeit zu erhalten, sondern auch seine Lehrlinge vor allen übrigen durch Sittsamkeit, Geschicklichkeit und Lust zum Lernen auszuzeichnen. Und dabey wusste er eine so weise berechnete Oko-

nomie einzuführen, dafs die jährlichen Ausgaben zur Unterhaltung des Ganzen die Summe von 300 Pf. Sterl. nicht überstieg.

Die ganze Schule ist in mehrere Classen eingetheilt. Bey jeder Classe ist ein älterer Schüler als Monitor oder Unterlehrer angestellt, welcher für die Aufrechthaltung der Gesetze und für die Fortschritte eines jeden Knaben verantwortlich ist. Aufserdem sind noch 7 andere Monitoren festgesetzt, welche dafür sorgen müssen, dafs die Abwesenden notirt, die eingeführte Ordnung beobachtet, die Schreibbücher linelrt, die Schiefertafeln verschlossen werden u. s. w. Bey allen Lehrgegenständen herrscht nach einer sehr fest begrenzten Stufenfolge eine äufserst genaue Classification der Schüler. Der Unterricht im Lesen und Schreiben wird in 8, der Unterricht im Rechnen in 12 Classen ertheilt. Jede Classe bildet unter sich wieder kleinere Societäten von 12—20 Knaben, an deren Spitze immer ein Monitor steht. Alle Schüler sind zu gleicher Zeit beschäftigt, und befinden sich, so lange der Unterricht dauert, in einer ununterbrochenen Thätigkeit. Die Seele, die das Ganze belebt, ist strenge Ordnung und eine militärische Handhabung der Gesetze. Um den Fleifs, die Aufmerksamkeit und den Gemeingeist in seiner Schule stets wach zu erhalten, reizt er unablässig den Ehrtrieb der Lernenden an. Die Schüler tragen an ihren Knöpfen die Numern der Stellen, welche sie in den kleineren Societäten einnehmen, und wechseln dieselben beym Certiren, das bey allen ihren Ubungen eingeführt ist. Der Knabe, welcher No. 1 hat, trägt ein ledernes Blättchen, mit der Aufschrift: „Verdienst im Lesen, im Schreiben" u. s. w. Auch ein auf Pappe geklebtes Bild und Medaillen von Silber und geringerem Metall zieren die Brust der Verdienstvollen. Diejenigen, welche sich durch Fleifs, Sittsamkeit und schnelle Fortschritte im Lernen auszeichnen, erhalten allerley Spielzeug oder Prämien an baarem Gelde. Ja selbst theure Bücher, silberne Federn, Uhren u. dgl. macht ihnen *L.* zum Geschenk. Für die Monitoren giebt es wieder befondere Ehrenzeichen. Die *Strafen* bestehen in Verweisen, Herabsetzungen, Einsperrung nach den Schulstunden, und wenn dies nicht fruchtet, so wird dem Schuldigen ein Stück Holz von 4—6 Pfund Schwere, wie ein Halseisen um den Hals gelegt. Hilft auch diese Züchtigung nicht: so werden ihm die Füfse mit einem oder mehreren Beinhölzern gefesselt. Mit diesen mufs er in der Schule langsam auf und nieder gehen, bis er ermüdet um Freyheit bittet und Besserung gelobt. Eine höhere Strafe ist das Binden der Hände auf den Rücken und das Zusammenschnüren der Ellenbogen. Alle Sünder werden bisweilen mit einem Stücke Holz an den Halsen zusammengekuppelt, und müssen so in der Schule rückwärts umher marschiren. Auch werden wohl solche Knaben in einem Sacke oder in einem Korbe an der Decke des Schulzimmers aufgehängt — *zum allgemeinen Gelächter und Spotte der übrigen Schüler* (!!). Lebhafte und rüstige Knaben, welche am schwersten in Ordnung zu halten sind, bessert Hr. *L.* dadurch am sichersten, *wenn er sie zu Monitoren macht* (!).

Was die Schulpolicey und Disciplin der lancasterschen Lehranstalt im hohen Grade auszeichnet, ist die strengste Aufsicht, die gröfste Pünctlichkeit, eine unwandelbare Kraft des Gesetzes, und die thätigste Wachsamkeit auf den Fleifs und die Sitten der Schüler. Sehr interessant ist alles, was darüber im 4 und 7 Cap. gesagt wird. Viel Neues erfahren wir hier freylich nicht, und das Gute finden wir auch schon in unseren besseren Elementarschulen mit glücklichem Erfolge angewandt; auch möchte die unablässige Anreizung des Ehrtriebes, die Menge der positiven Strafen und Belohnungen, und das gegenseitige Bewachen der Schüler unter einander, nicht so unbedingt zu empfehlen seyn: aber es ist höchst erfreulich und lehrreich, einen Mann zu sehen, der, begeistert von einer hohen Liebe für eine gute und edle Sache, und geleitet von einem gewissen praktischen Sinn, alle Hindernisse glücklich überwindet, und sich aus eigener Kraft einen ganz neuen Weg bahnt. Das Resultat kann da, wo Kraft und Enthusiasmus wirken, nicht anders als heilbringend seyn.

Auch die Lehrkunst hat bey uns einen weit höheren Grad von Vollkommenheit erreicht, als in der lancasterschen Schule. Alles wird hier nach einem todten Mechanismus fabrikmäfsig getrieben, und nach den grofsen Fortschritten, die wir Deutschen in den letzten Decennien in der Methodik des Unterrichts gemacht haben, darf man hier nicht fragen. Mit einer so reinen Frömmigkeit und erwärmenden Herzlichkeit auch der Vf. (der zur Secte der Quaker gehört) über Religion und Christenthum spricht: so wenig konnte uns doch sein Religionsunterricht gefallen. Denn er besteht blofs in auswendig gelernten Fragen und Antworten, in gedankenlosem Herbeten von Sprüchen, und in geistlosen Katechisationen. Leider aber geht es in vielen unserer gewöhnlichen Elementarschulen nicht anders her. — In der Mutterfprache, Naturgeschichte, Geographie, Mathematik und in anderen gemeinnützigen Kenntnissen wird kein Unterricht ertheilt, und die Verstandesübungen werden ganz vernachlässiget. Bey allen diesen Mängeln mufs man aber den traurigen Zustand der Volksschulen und die ungeheure Frequenz der lancasterschen nicht vergessen. Was ihr besonders zum Verdienst gereicht, ist eine seltene Vereinfachung des mechanischen und technischen Theils der Lehrgegenstände, und ein schnelles und sicheres Erlernen des Lesens, Schreibens und Rechnens.

In demselben Geist und Sinn wirkte der Dr. *Bell*, welcher uns in der zweyten Schrift Nachricht von seinem Lehrinstitute und von seiner Methodik des Unterrichts giebt. Die ostindische Compagnie stiftete im Jahre 1789 zu Egmore bey Madras in Ostindien eine Militär-Knabenschule für 100 Kinder, und übertrug dem Dr. *Bell* die Aufsicht über dieselbe. Dieser widmete sich, trotz seiner misslichen Gesundheitsumstände, dem neuen Geschäfte mit ganzer Seele, und machte allerley Versuche, *sich* das Lehren,

Digitized by Google

und *ſeinen Schülern* das Lernen zu erleichtern. Auch er hatte, wie *Lancaſter*, über Erziehung nichts geleſen und wenig unterſucht. „Es giebt nur *ein* Buch — ſagt er ſelbſt S. 120, — aus welchem ich alles gelernt habe, was ich lehrte. Es iſt ein Buch, das für Jeden offen geſchlagen (warum nicht bloſs: *offen?*) liegt, und eines Jeden Fähigkeiten angemeſſen iſt. Nur wird Zeit, Geduld und Beharrlichkeit mit Eifer und Wärme beym Durchleſen deſſelben erfodert. Dieſes Buch heiſst — *Erfahrung* und *Thatſachen.*" Da *B.* bey ſeinen Unternehmungen von der Compagnie reichlich unterſtützt wurde, und ſeine Schule nie mehr als hundert Knaben umfaſste: ſo konnte man mit Recht mehrere Foderungen an ihn machen, als an *Lancaſter*. Er hat dieſe Foderungen auch vollkommen befriedigt; denn auſser dem Unterricht in der Religion, im Leſen, Schreiben und Rechnen, lernen die Kinder auch Grammatik, Geographie, Mathematik, Aſtronomie und Schiffahrtskunde. *B.* lieſt mit ihnen die Bibel, den Zuſchauer und *Enfield's* Sprecher. Übrigens hat ſeine Lehrmethode und Schuldiſciplin mit der lancaſterſchen ſehr viel Ähnlichkeit. Die ganze Schule iſt nach den verſchiedenen Diſciplinen in zwölf Claſſen getheilt. Die eine Hälfte derſelben beſteht aus *Aufſehern* (*Tutors*), und die andere aus *Zöglingen* (*Pupils*). Die erſteren müſſen den letzteren beym Lernen ihrer Lectionen behülflich ſeyn. Dieſs geſchieht unter der Aufſicht des *Hülfslehrers* (*Aſſiſtant-Teacher*), der auf beſtändige Aufmerkſamkeit und Thätigkeit ſehen, und den Tutoren ihre Lection überhören muſs. Über dieſem ſteht wieder der *Lehrer*, der den Hülfslehrer zurecht weiſen, ihn beym Überhören der Claſſe unterſtützen, auf Ruhe und Ordnung halten, und dem *Schulmeiſter* Bericht erſtatten muſs. Dieſer hat nun die Leitung des Ganzen, und muſs mit ſtrenger Wachſamkeit darauf ſehen, daſs Jeder ſeine Pflicht treu erfülle, und von dem eingeführten Syſtem nicht abgewichen werde. Die Oberaufſicht hat der *Curator* (*Truſtee*), deſſen ſpähendes Auge die ganze Maſchine durchdringen, deſſen thätiger Geiſt ihr Energie geben, und das Einzelne zu einem ſchönen Ganzen vereinigen muſs.

Nach dem ſehr richtigen Grundſatz Ciceros: *Pueri efferuntur laetitia, cum viderint, et pudet victos*, ſucht *B.* ſeine Schüler mehr durch einen edlen Wetteifer, als durch häufige Strafen und Belohnungen zum Fleiſs und zur Sittſamkeit anzureizen. — Den Anfang im Unterricht macht das Schreiben im Sande, das Dr. *Bell* in den malabariſchen Schulen zuerſt auffaſste, und das *Lancaſter*, ſo wie manches andere, von ihm angenommen hat. Hierauf folgt das Buchſtabiren und Sylbenleſen, ganz nach der alten unſeligen Buchſtabirmethode. Auf welche Art *B.* die Religion und die übrigen vorher genannten Wiſſenſchaften vorträgt, hat er nicht angegeben. Durch ſeinen enthuſiaſtiſchen Eifer, und durch eine unermüdliche Thätigkeit hat er reichlich erſetzt, was ſeiner Methodik etwa an innerer Güte abgehen möchte, und in den ſieben Jahren, während welcher er dem Aſylum (ſo hieſs das Inſtitut) vorſtand, hat er Wunder gethan. Im Jahre 1797 legte *B.* Krankheits halber ſeine Stelle nieder, und ging nach England zurück, wo er nun ſein Unterrichtsſyſtem, das er *ſyſtem of tuition* nennt, durch mündliche und ſchriftliche Belehrung allgemein bekannt zu machen ſucht. Eine Folge dieſer Bemühungen iſt vorliegender Schulmethodus, der in ſehr kurzer Zeit drey Auflagen erlebt hat.

Wir empfehlen beide Schriften dem Studium aller Lehrer in Volksſchulen, die es treu und redlich mit ihrem Amte meinen, und durchdrungen von der Wichtigkeit ihres Berufs, dem Beſſeren ſtets eifrig entgegen ſtreben. Es iſt nicht ſo wohl die äuſsere Form und die Methodik des Unterrichts, welche Beachtung verdient, als beſonders die innere Organiſation der Schule, der Geiſt der Ordnung und Pünctlichkeit, die genaue Kenntniſs der Kinderwelt und der freudige Enthuſiasmus, der beide Manner belebt.

Die Überſetzungen beider Werke ſind leicht und flieſsend. Dieſs gilt jedoch mehr von der erſteren, als von der letzteren, die an einigen Stellen gedehnt und ſchwerfällig iſt. Was will aber Hr. *Natorp* Seite 93 mit dem Satz ſagen: „dem Knaben macht ein Spielzeug ſo lange Vergnügen, bis es *verſchliſſen* iſt"? Hr. *Tilgenkamp* braucht einigemal (S. 86 und 75) die undeutſche Conſtruction: „ſein Geſchäft darangeben" ſtatt aufgeben. Was der Überſetzung der *lancaſter*'ſchen Schrift einen vorzüglichen Werth giebt, ſind die trefflichen Anmerkungen von *Nat.*, von S. 219 bis 280. Sie machen überall das Gute bemerkbar, berichtigen das Mangelhafte, ſtellen Vergleichungen mit unſeren deutſchen Elementarſchulen an, zeigen, was noch zu hoffen und zu wünſchen übrig bleibt, und ſprechen innig und warm zum Herzen des deutſchen Schulmannes. L. Th.

Hannover, b. Hahn: *Über Kinder und Kindererziehung für das menſchliche Leben;* als ein Anhang zu dem Buche über die Erziehung und Behandlung der Kinder in den erſten Lebensjahren, von *Chriſtian Aug. Struve.* 1806. 238 S. 8. (12 Gr.)

Es ſind einige Aufſätze mehr pädagogiſchen als arzneylichen Inhalts. I. *Was iſt Erziehung für das menſchliche Leben?* Die Idee von einer angebornen Verdorbenheit unſeres Geiſtes (S. 2) ſollte nicht ferner in Schriften aufgeklärter Männer ſpuken, zumal da der Vf. das Gegentheil hievon weiterhin (S. 21) ſelbſt lehrt. II. *Über den Werth des Kinderlebens.* Ein vorzügliches Capitel, *con amore* geſchrieben, beſonders in der erſten Hälfte. Weiterhin ein ſchönes Epiphonem über 70000 Kinder, die ſonſt nur allein in Deutſchland an der Blatterpeſt ſtarben, und wobey man ganz ruhig zuſah. III. *Das allzukalte Verhalten der Kinder. Ein Geſpräch zwiſchen Arzt und Erzieher.* Das Reden Zweyer über einen Gegenſtand iſt deſshalb noch nicht Dialog, wenn das ungezwungene, natürliche Hervorgehen der Antwort des Einen aus der Äuſserung des Anderen fehlt, wie hier. Sonſt ſind die Sachen

darin ganz gut und brauchbar. Nur wünschte Rec. eine Sticheley auf die Vorurtheile der Görlitzer gern hinweg. Solche Hakeleyen bessern Niemand; und sind die Menschen etwa anderswo besser? IV. *Die Strafen bey der Erziehung.* Viel Gutes, zuweilen Vortreffliches, aber nicht gehörig geordnet, oft nicht bestimmt genug ausgedrückt. Daher mitunter Uebertreibungen, Schiefheiten, Dunkelheiten — die natürlichen Folgen der Uebereilung. Eben dies lafst sich über V. *Über Belohnungen* sagen, und daher so manche Wiederholungen. VI. *Die Entwickelung und Ausbildung der Sprache bey Kindern.* Eins der am zweckmafsigsten ausgearbeiteten Capitel. VII. *Verhütung des Selbstmords durch Erziehung.* Die Veranlassung zu diesem Aufsatze ist so sonderbar als schrecklich. Es waren in den Jahren 1793 bis 1798 die Selbstmorde unter Kindern von 10 bis 12 Jahren in der Lausitz auffallend häufig auf geringe Veranlassung, bald aus Furcht vor Züchtigungen, bald aus Lebensüberdrufs, bald aus unerhörtem Leichtsinn. Aber seit dem letzten Jahre hat sich diese Manier gänzlich verloren. Der Vf. vermuthet hiebey auch eine unbekannte physische Ursache. Da er aber doch diese Selbstmorde gröfstentheils in der Erziehung sucht: so thut er hier seine Vorschläge. (Dafs in England am Seeufer (S. 158) sich vorzüglich viel Wasserstoff entwickele, ist ungegründet, wenigstens auf keine Art zu beweisen.) *Galls*, die Willensfreyheit auf alle Weise beschränkende und bekämpfende, hypothetische Laster- und Selbstmords-Organe hätte der wahrheitsuchende Vf. nicht mit hereinflechten sollen. Wir waren froh, dafs wir die moralische Erbsünde, jene Schändung der unendlichen Güte des Schöpfers, ziemlich los waren; nun will man sie uns sogar als physisch in uns gegründet aufreden! Doch, *ingeniorum commenta delet dies!* Im Ganzen ist dieses Capitel gleichwohl eines der durchdachtesten und ausgearbeitetsten. Doch vermifst Rec. unter den moralischen Veranlassungen zum Selbstmorde jene schiefe Erziehungsweise unserer Tage, wo der Jugend tausend sinnliche Ideen eingebildet, tausend nie zu befriedigende sinnliche Begierden in ihnen angezündet werden, statt sie auf die wahre Bestimmung des Menschen, auf das den unsterblichen Geist *einzig* beglückende Streben nach dem Unendlichen, auf die nie versiegende Quelle von Seligkeit aus täglich wachsender moralischer Vollkommenheit, innerer Reinheit und Annäherung an die Gottheit kräftig und innig aufmerksam zu machen und hinzuleiten, wodurch allein innerer Friede und Einklang mit dem Universum möglich wird. — VIII. *Etwas über die Anwendung der gall'schen Schädellehre auf die Erziehung.* Etwas Unbedeutendes. Es wird hier von *Gall* gewünscht, was er noch hätte thun sollen und nicht gethan hat. IX. *Über die körperliche Erziehung der Alten.* Eine Compilation, welche nicht unnütz ist, aber doch weniger zusammenhängt, als man wünschen sollte. So gehört *Lucian's* Tadel der Belohnung des Kinderfleifses mit Essen (S. 214) weit weniger unter die physische, als unter die ethische Erziehung. So hängt auch der Wahn der Alten von der wäfsrigen Natur des Mondes und der Schädlichkeit seines Beschei nens der schwammigen Kinderkörper — mit *Tourtelle's* fabelhafter Behauptung des Gegentheils, nämlich dafs das Mondlicht die Ausdünstung des Wassers befördere (S. 217), gar nicht zusammen. Unter den *Miscellen* (X) giebt der Vf. zuerst einen hingeworfenen Vorschlag, dafs Ältern und Erziehungskenner in gröfseren Städten zusammentreten, die besten Gedanken aus Erziehungsschriften einander mittheilen, und einander bey Erziehung ihrer Kinder berathen sollten. (Ein Vorschlag, welcher, der guten Absicht ungeachtet, nichts weniger als in unser Zeitalter pafst, wo Sybaritism, Egoism und Liebloſigkeit allen auf Sittenreinigung und Menschenveredlung hinstrebenden Gemeinsinn niedertritt). Ferner wünscht der Vf., dafs sich Personen finden möchten, die sich mit Umbildung und Besserung verderbter und entarteter Kinder befafsten!

So viel Gutes und Schönes sich auch, wie gedacht, in dieser und vielen anderen Schriften des Hn. Dr. *Struve* findet: so ist doch im Ganzen zu bedauern, dafs ein Mann von so seltener Darstellungsgabe, von so umfafsenden Kenntnissen, von so warmer Menschenliebe und so reiner Moralität, nicht durchdachte, ausgearbeitete, gefeilte Meisterstücke, die seines Talents würdig wären, der Welt und Nachwelt aufstellt, sondern nur in ewig sich drängender Eile (der Modethorheit unserer jetzigen Gelehrten) eine Menge Producte von sich presst, welche zwar viel gute, aber nur halb und halb zur Reife gediehene Ideen in Umlauf bringen, und fast auf jedem Blatte den Leser bedauern lafsen, dafs ein so fähiger Schriftsteller, voll so gutes Sinnes, das Publicum oft nur mit nachläſſig hingeworfenen, blofs hie und da etwas schraffirten Skizzen abfertiget.

N. E. D.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK, *Leipzig*, b. Barth: *Hulfsbuch für Lehrer und Erzieher bey den Denkübungen der Jugend*, von *C. Ch. G. Zerrenner*, Pred. der Kirche zum h. Geist in Magdeburg. *Erster Theil.* Zweyte durchaus verbefs. und vermehrte Ausgabe. 1806. VI u. 225 S. *Zweyter Theil.* Zweyte — — — Ausgabe. 1808. 188 S. 8. (1 Thlr.) Wir finden uns um so mehr zur Bestätigung des über die erste Ausgabe dieser nützlichen Schrift gefallten günstigen Urtheils (J. A. L. Z. 1805. No. 41. Vergl. die Rec. vom 3 Th. 1807. No. 283) bewogen, da der Vf. sein zweckmäfsiges Bestreben zur Vervollkommnung dieses Hülfsbuchs überall beurkundet hat.

Wir sind überzeugt, dafs nicht nur Jugendlehrer darin einen reichen Vorrath von Materialien zu Denkübungen, sondern auch andere Leser eine nützliche Belehrung finden werden. Schade ist es, dafs die alphabetische Ordnung nicht beobachtet worden ist; das jedem Theil angehängte Register ersetzt diesen Mangel nur unvollkommen.

— ß —

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 MAY, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Verſuch eines Commentars zu den ruſſiſchen Beſchwerden über die Beeinträchtigung des ruſſiſchen Handels durch England.* Von *Friedrich Johann Jacobſen*, königl. däniſchem Advocaten. 1808. XVI u. 71 S. 8. (10 Gr.)

Der Vf. iſt durch ſeine anderweitigen Schriften, vorzüglich durch ſein Werk über das Seerecht der Engländer und Franzoſen, rühmlichſt bekannt, und denen, die tiefer im Lande von Seehäfen entfernt wohnen, um ſo nützlicher, da er, vermöge ſeines Wohnorts und ſeiner Geſchäfte, Gelegenheit hat, Fälle zu erfahren und auch Actenſtücke einzuſehen, die jenen fehlen. Es iſt aber für alle die, welche über die wichtige Frage ſpeculiren: wie die gerechten Anſprüche der kriegführenden Mächte zur See mit den gerechten Anſprüchen der Neutralen in Harmonie zu bringen ſeyen, von Bedeutung und Werth, mit mehreren ſtreitigen Fällen bekannt gemacht zu werden; man iſt dem Vf., auch wegen dieſer kleinen Schrift, ſchon aus dieſem Grunde Dank ſchuldig. Übrigens hat er bereits entſchieden Partey ergriffen, und ſein Vaterland, ſein Stand, vermöge deſſen er als Sachwalter der Neutralen iſt gebraucht worden, foderten ihn dazu auf. Es iſt rühmlich, ſein Vaterland zu lieben; es iſt rühmlich, die Angelegenheiten derer, die man für die Unterdrückten hält, zu vertheidigen: allein im Eifer für die beſte Sache iſt auch Maſs und Ziel zu halten. Wenn in einem Privat-Rechtsſtreite die Sachwalter dieſs Ziel überſchreiten: ſo entſcheidet der Richter. Aber wo iſt der Richter in den Streitigkeiten zwiſchen den Völkern? Ihr Verein in Verträgen macht ihr poſitives Recht, bey Streitigkeiten darüber, oder in Fällen, wo dieſe ſchweigen, entſcheidet die *ultima ratio regum*. Denn wie einfach auch der Grundſatz des allgemeinen Rechts ſeyn mag: ſo kümmern ſich theils die Völker und die Groſsen darum nicht, theils iſt deſſen Anwendung, ſelbſt bey den reinſten Geſinnungen der Machthaber, oft mit ſolchen Schwierigkeiten verbunden, daſs es faſt unmöglich wird, das vorliegende Problem in der Praxis, dem leicht faſslichen Grundſatze gemäſs, aufzulöſen. Dieſs iſt auch, noch ganz abgeſehen von dem Miſsbrauche der Gewalt, wozu das Gefühl der Übermacht die Völker nur zu leicht verleitet, bereits allen aufmerkſamen Beobachtern der neueren Begebenheiten nicht entgangen, und das jüngſte und letzte Werk von *Tetens*, das Vfs. vortrefflichem Landsmanne, zeigt es deutlich genug Jedem, der daran zweifeln möchte, wie ſchwierig es immerhin ſeyn wird, dem Grundſatze des Rechts in der Anwendung bey dem Conflict zwiſchen den neutralen und kriegführenden Mächten zur See zu genügen. Die Neutralen haben Rechte, aber auch ſchon deſshalb Pflichten, ſo gut als die kriegführenden, wenn man einmal das Kriegführen als etwas Rechtliches zugelaſſen hat. Die Discuſſionen darüber ſind nicht unnütz, wie oft auch nur die Gewalt entſcheiden mag; denn dieſe Discuſſionen können, ohne uns erfreulicheren Träumen hinzugeben, auf die abzuſchlieſsenden Verträge doch einigen Einfluſs haben. Nur wünſchten wir eben dieſe Discuſſionen mit Ruhe und Würde geführt, und wir müſſen es geſtehen, unſer Vf. hat dieſs nicht immer gethan.

Der Aufruf an das ruſſiſche Volk iſt voll Bombaſtes, und ſchmahliches Schimpfen gegen England geht durch die ganze Schrift. Nach den Proben, welche der Vf. hier giebt, ſollte er ſich weiter im Rhetoriſchen nicht verſuchen. Er und die gute Sache werden offenbar mehr gewinnen, wenn er mit Ruhe und Würde die Grundſätze aufſucht, die Discuſſion fortführt und die vorkommenden Fälle erläutert. Die unterdrückte Ohnmacht ſchadet ſich ſelbſt, wenn ſie ſich unanſtändig geberdet; mit Würde benehme ſich auch das untardrückte Volk, damit es ſeinen Werth bey den Übrigen und bey den Unterdrückern ſelbſt behaupte. Die Aufſerungen des Präſidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika können den Regenten, *Tetens* Unterſuchungen den Schriftſtellern als Muſter dienen. Durch Sprudeln und Lärmen richtet man nichts aus. Wenn die Regierungen von Zeit zu Zeit von der guten Sitte gelaſſen haben, mit Würde und Anſtand ihre gegenſeitigen Streitigkeiten zu discutiren: ſo iſt das ihre Sache; wir freyen Schriftſteller ſind friedlicher Natur, und können nur durch Gründe und Beweiſe uns den Sieg verſchaffen. Man hat über die Etiquette bey Höfen geſpottet, man ſucht ſie wieder hervor, und mit Recht; man hat den ſonſt üblichen Ton in der Diplomatik verlaſſen, es wird eine Zeit kommen, wo man ihn nicht für unbedeutend mehr halten wird. Die revolutionäre Kriſis hat auch auf die Schriftſteller und ihren Ton gewirkt; aber wir ſollten auch am erſten einlenken, und wohl überlegen, daſs durch Bramarbaſiren und Ranommiren auf die Dauer nichts auszurichten ſteht. Was ſich die Regierungen gegen einander, wenn ſie im Krieg ſind, immerhin erlauben mögen, das iſt uns Schriftſtellern noch nicht erlaubt, es ſey denn, daſs dieſe vom Staat dazu beauftragt ſind, und dann hören ſie auf, frey zu ſeyn. Es iſt etwas nicht zu Billigendes dieſer Art unter däniſche Schriftſteller gekommen; aber bey ihren ſonſtigen Verdienſten bedürfen ſie ſolcher Hülfen nicht, ſie ſchaden ſich vielmehr ſelbſt

im Auslande. Wir ehren die brave Nation, wie sie Europa ehrt, wir ehren ihre trefflichen Autoren, sie können Künste der Art Anderen überlassen.

Doch wir kommen zu dem Inhalte der Schrift selbst. Sie soll verschiedene Beweise zu den Aufserungen enthalten, welche Rufsland in seiner Declaration vom 26 Oct. 1807 machte: dafs der Kaiser am meisten dadurch sey gekränkt worden, weil England gegen den bestimmtesten Inhalt der Tractaten den russischen Handel zu einer Zeit beschwert habe, als Rufsland gegen Frankreich, Englands Feind, kämpfte. Hierauf antwortete das englische Ministerium am 19 Dec. 1807, dafs es wenige Fälle von russischen Anhaltungen gegeben, und in keinem Falle sey, wenn man sich regelmäfsig darüber beschwert habe, Gerechtigkeit verweigert worden. Auch bedaure der König, dafs sich Rufsland zu Beschwerden herablasse, die von den Russen nicht ernsthaft empfunden werden könnten, die nur hervorgebracht würden, um Frankreichs Declarationen zu unterstützen. Unser Vf. setzt hinzu: eine solche derbe Unwahrheit verdient eine Rüge; es ist unmöglich, dafs die Heucheley und der Spott gegen die von England unterdrückten Flaggen weiter getrieben werden können. — Nachmals behauptete das englische Ministerium, dafs bey angestellter Untersuchung sich ergeben habe, dafs nur ein einziges wirklich russisches Schiff sey condemnirt worden; denn, sagt unser Vf., bekanntlich rechnen die Engländer die neutralen Schiffe, welche sie wegen irgend eines Verdachts oder wegen Unregelmäfsigkeit der Papiere, als feindlich condemniren, nicht zu den neutralen, und somit lassen sie sich, wenn etwa von russischer Seite mehrere angegeben werden sollten, durch den Ausdruck „wirklich russische Schiffe" die Noththür offen. Da nun bekanntlich die russische Activ-Schiffahrt und der russische Activ-Handel nach dem Auslande gering sind: so hatten die Engländer, vollends in jener Zeit, weniger Gelegenheit, in Rufsland Beschwerden zu veranlassen, als in anderen neutralen Ländern. Ferner waren sie vorsichtiger im Anhalten und Condemniren russ. Schiffe und russ. Eigenthums; erst nach der bekannt gewordenen Declaration wurden, nach dem Moniteur, zwölf angehaltene russ. Schiffe in England condemnirt. Rufsland bedient sich zur Versendung seiner Producte vorzüglich fremder Schiffe, wie weltbekannt ist, in Kriegszeiten vorzüglich neutraler. Vermöge des Vertrags vom J. 1801, scheint es dem Vf., dafs der feindliche Küsten- und Colonial-Handel, für neutrale Rechnung, den Neutralen frey stehe. Die Opposition im britt. Parlamente griff auch unter derselben Auslegung den Tractat an, aber Addington, der damalige Minister, der doch wohl wissen mufste, was das Ministerium gewollt hatte, gab das nicht zu; man weifs aber, was die Opposition alles sagt und sagen mufs. Es heifst jedoch, sagt unser Vf. ferner, dafs durch einen Vertrag zwischen Grofsbritannien u. Rufsland der freye Handel der neutralen Macht mit den Colonieen der kriegführenden, (ein für Rufsland unbedeutendes Object) sey beschränkt worden, dahin nämlich, dafs der neutralen nur gleiche Rechte mit den begünstigtesten Nationen in diesem Verkehr zustehen sollten, wodurch denn, wenn dieis Statt gefunden, England an die Grundsätze, welche für die amerikanische Flagge damals galten, wenigstens gebunden gewesen seyn würde. Wir verwundern uns billig, dafs dem Vf. der Zusatz zur Seeconvention v. J. 1801 nicht bekannt ist, welcher den $\frac{3}{15}$ Oct. desselben Jahrs zu Moskau unterzeichnet, und vom Kaiser Alexander den 13 Jan. 1802 ratificirt ward. Er steht bereits im dritten Supplement-Bande der *martens*'schen Sammlung. Es heifst darin ganz bestimmt: *Les parties contractantes sont convenues et déclarent que la liberté du commerce et de la navigation, accordée par le dit Article (Art. III, seconde Section) aux sujets des puissances neutres, ne les autorise point à transporter directement les marchandises et les denrées des colonies de la puissance belligérante dans les possessions continentales, ni vice versa de la métropole dans les colonies ennemies, mais que les dits sujets doivent jouir néanmoins par ce commerce des mêmes avantages et facilités dont jouissent les nations les plus favorisées et notament les Etats unis de l'Amérique.* — Mit Recht aber kann man fodern, dafs Jemand, der so schneidend abspricht, auch die Verträge kenne, die weiter gar kein Geheimnifs sind. — Addington sagte bey den Debatten im Parlamente: jene Convention sey um so unschätzbarer, da die Neutralen nicht Gewalt entgegen setzen dürften, sondern den Tribunalen Englands unterworfen blieben. Nun folgen Fälle, wie England gegen Rufsland verfahren sey.

Vor jener Convention v. J. 1801 war ein preufsisches Schiff, mit russischem Hanf, für russische Rechnung nach Amsterdam bestimmt, in England aufgebracht, aber freygegeben worden; der Richter Sir W. Scott erklärte indefs bey dieser Gelegenheit: dafs nach seiner Meinung es vollkommen klar sey, dafs die Ausdrücke des Tractats auf nichts hindeuteten, welches sich nicht blofs auf die Schiffahrt der beiden contrahirenden Länder beschränke. Dieis war das Losungszeichen, sagt unser Vf., mehrere Schiffe aufzubringen. Das schwedische Schiff Graeffen von Gotland (S. 64 erhellet indefs, dafs dieis Schiff auch vor dem Tractate aufgebracht war) mit russischen Masten, für russische Rechnung, von Rufsland aus nach Spanien bestimmt, ward in beiden Instanzen in England condemnirt. Ein gleiches geschah mit einem lübecker Schiff Charlotte, worauf sich russische Masten, russisches Eigenthum, von Rufsland aus nach Nantes bestimmt, befanden. Der russische Reclamant führte frühere Fälle an, die vor jener Seeconvention sich zugetragen, wo man das russische Gut in neutralen Schiffen frey gegeben habe; aber Sir W. Scott condemnirte, und bezog sich auf das Präjudicat des Appellations-Gerichts in Sachen des Schiffs Graeffen von Gotland. Unser Vf. will nun beweifen, dafs der Ausdruck *liberté du commerce et de la navigation* bestimmt gegen diese Auslegung spreche, dafs der Vertrag illusorisch sey, wenn man solche Ausnahmen machen wolle, da Rufsland so wenig eigene Schiffahrt habe; frühere Fälle und Verträge werden angeführt, unter anderen, dafs, da England in einem explicatorischen Artikel mit Dänemark dahin abgeschlossen habe, dafs unverarbeitetes Eisen und föhrene Planken für die Dänen keine Contrebande seyn sollten, es ihnen doch gar nicht zuge-

muthet habe, dafs dieſelben in Kriegszeiten nur in daniſchen Schiffen verführt werden ſollten. Wir geben es zu, dafs dieſs alles und einiges andere, das wir übergehen müſſen, da wir die ganze Schrift nicht mittheilen können, gegen die engliſche Interpretation ſpricht. Ferner heifst es: hätten die Engländer mehr, als vordem üblich, die neutrale Fahrt beſchränken wollen: ſo hätten ſie es in dem Tractate angeben müſſen. Es ſteckten ſich zwar die Engländer hinter den Ausdruck in jener Convention: „*dans les navires neutres;*" aber ſchwediſche und däniſche Schiffe, da dieſe Mächte ihr beygetreten, müſsten doch wenigſtens auch als neutral angeſehen werden. Auch das muſs man zugeben, ſeitdem die letzteren beiden beygetreten waren: aber in der erſten Convention, zwiſchen Rufsland und England abgeſchloſſen, ſind nur ruſſiſche und engliſche Schiffe darunter verſtanden, und bekanntlich ſind durch die Convention die älteren Verträge, welche ungünſtiger für Schweden und Dänemark lauteten, nicht aufgehoben worden. Auch iſt das Schiff Graeffen von Gotland wenigſtens vor der Convention und vor dem Beytritt Schwedens aufgebracht worden. Man wufste oder konnte es wiſſen, mit wem man zu thun hatte, als man abſchloſs; wefshalb denn Rec. dafürhalt, dafs von ruſſiſcher Seite in dem Tractate beſtimmt hätte auf die Entſcheidung dieſes Punctes gedrungen werden müſſen, dafs man ſich nicht mit dem allgemeinen Ausdrucke *liberté du commerce* hätte begnügen ſollen, wenn man anders leicht vorauszuſehenden neuen Beſchwerden hätte vorbeugen wollen. Oder wollte man von ruſſiſcher Seite damals den Punct im Dunkeln laſſen, weil die Umſtände eben nichts anderes erlaubten? Wie oft iſt dieſs nicht bey allen Verträgen, vollends wenn das Glück der Waffen für den einen Theil bereits entſchieden hat, der Fall! — Wir haben nie die berühmte Seeconvention von dem J. 1801 für ſehr heilbringend für die Neutralen angeſehen; England hat ſo Vieles dadurch vertragsmäfsig erhalten, was ihm zuvor nicht unbeſtritten zugeſtanden ward. Sie war die Sache eines Moments und momentaner Bedürfniſſe oder Bedrängniſſe von ruſſiſcher Seite. Dem damaligen ruſſiſchen Miniſterio konnten die Debatten im Parlamente über dieſe Convention und die merkwürdige Aufserung des ſo vorſichtigen Addington nicht verborgen bleiben. Hat das ruſſiſche Miniſterium darauf keine Erläuterung gefodert? Wir wiſſen von keinen Zuſätzen, als den bekannten, worin dieſe Frage nicht näher entſchieden wird.

S. 39 kommt unſer Vf. zur Elbblokade, wodurch auch der ruſſiſche Handel gelitten. Den 13ten Jul. 1803 erklärte der hamburgiſche Senat, dafs der die Blokade commandirende Officier, van Sittart, angezeigt, er habe die Ordre, ſich ſo vor die Elbe zu legen, dafs kein Schiff auslaufen könne, würde ſich aber ein Schiff nicht abhalten laſſen, ſo werde es nach England aufgebracht werden. Zwey hamburgiſche Archangelfahrer Spes und Irene kehrten im Sommer d. J. 1803, zum Theil für ruſſiſche Rechnung beladen, von Archangel nach Hamburg zurück: die rechtlichen Kaufleute in Hamburg, die Erben von Behrend Roofen, denen dieſe Schiffe gehörten, theilten jenes ihren Schiffern mit, und befahlen ihnen, wenn die Blokade noch nicht aufgehoben, und ſie in See oder vor der Elbe zurückgewieſen würden, ſich nicht zu widerſetzen, vielmehr einen anderen, etwa norwegiſchen Hafen zu ſuchen. Auf der Höhe von Schettland wurden ſie von einer engliſchen Fregatte angehalten, nach England aufgebracht, und von Sir W. Scott den 10 Jun. 1804, mit den ruſſiſchen Ladungsantheilen, trotz ihrer Papiere und trotz der Erklarung van Sittarts, condemnirt. Scott ſagte, der Fall käme ihm vor, wie wenn Jemand über eine Gartenmauer ſteige, und nachdem er ertappt, ſich dadurch zu rechtfertigen ſuche, dafs er ſage: er habe wieder zurückſteigen wollen. Iſt der Fall ſo, wie er hier wirklich erzählt wird, — und wir haben keinen Grund an der Wahrheit zu zweifeln: — ſo iſt das Urtheil empörend. Die fortdauernde Blokade der Elbe machte, dafs die verminderte Schiffahrt der Städte Hamburg und Altona ſich nach der Eyder zog; die Güter wurden theils zu Lande, theils zu Waſſer dahin transportirt; bald war die Wattenfahrt frey, bald nicht. Schiffe, die nie über See gekommen, wurden nach England aufgebracht, und theils frey gegeben, jedoch mit einem Koſtenaufwande, der ihrem Werthe gleich war, theils, wenn ſie Seegüter geladen hatten, condemnirt. Es werden noch andere Fälle, die bey dieſer Blokade vorfielen, angeführt, die wir, da ſie däniſche Schiffe, nicht aber den ſtreitigen Punct zwiſchen Rufsland und England betreffen, hier übergehen; es kommen mehrere Zwiſchenſchiebſel dieſer Art vor, und nicht immer iſt die beſte Ordnung beobachtet worden. Im Jul. 1807 ward die Sache der Schiffe Spes und Irene, und das darauf befindliche ruſſiſche Eigenthum vom Conſeil des Königs eben ſo beurtheilt, als von Scott. Noch werden Beyſpiele der Proceſskoſten in England und des Verzugs der Rechtspflege angeführt, und daraus die Verletzung der Verträge mit Rufsland gefolgert, die allerdings ganz beſtimmt dahin lauten, dafs die entſtandenen Streitigkeiten ſchnell abgethan werden ſollten. Der Proceſs über das Schiff Graeffen von Gotland hat ſieben Jahre gedauert, und zwar drey Jahre nach d. J. 1801; der über die Schiffe Spes und Irene aber vier Jahre. Kein Schiff, heifst es ferner, wird leicht in England zur Unterſuchung gebracht, das nicht an Gerichts-Advocaten und Aufbringungskoſten drey bis vier tauſend Thaler bezahlen müſste. Die Aſſecurſdeure auf dem feſten Lande haben deſshalb zuletzt gegen Kriegsmoleſt zu zeichnen aufgehört. Unſer Vf. wünſcht, dafs, beym künftigen Frieden, wenigſtens der Punct wegen der Aufbringungskoſten mit England ins Reine gebracht werden möge, um ſo mehr, da er noch folgenden Fall hinzuſetzt. Ein bremer Schiff, Diana, Schiffer Hendrik Nolken, ward mit einer Ladung Wein und Brantwein für ruſſiſche Rechnung, im Auftguſt 1805, von Bordaux, nach Petersburg abgeladen, und kurz nach der Abreiſe in Plymouth aufgebracht. Die Ladung lautete beſtimmt auf die Eigenthümer in St. Petersburg. Nichtsdeſtoweniger ward ſie gelöſcht, und alle Reclamationsunkoſten zur Laſt der Ladung gelaſſen. Zwar erhielten, nach vielen Weitlauftigkeiten, die Petersbur-

Digitized by Google

ger ihre Ladung, mufsten aber in England an Unkoften 1012 Pfund 8 Schilling bezahlen, und ein neues Schiff für ihre Ladung, deren ganzer Werth 1600 Pfund Sterling wer, befrachten. Die Ladung ward in Plymouth in feuchte Keller gebracht, und litt bedeutend an der Fuftage. Ohnehin fey es bekannt, heifst es ferner, dafs flüffige Waaren in England, wegen der hohen darauf liegenden Abgabe, einer wahren Plünderung durch Anzapfen unterworfen wären, welches, wenn fie euch fogleich wieder frey gegeben würden, doch immer eine Havarie von wenigftens 25 Procent ausmache. Die Ruffen, nachdem fie ein Jahr aufgehalten worden, erhielten ihre Waeren frey, aber alle Koften, die der neuen Fracht mitgerechnet, betrugen 104 Procent. Es wird hinzugefetzt, diefe Beyfpiele feyen aus englifchen Büchern oder Acten gefchöpft. Wir zweifeln nicht, dafs diefs der Fall fey: allein wir hätten doch gewünfcht, dafs der Vf. das, was die Englander, wegen eines fo exorbitanten Verfahrens, für fich anführen, auch erwähnt hätte; diefs wäre um fo nothwendiger, damit man nicht blofs die eine Partey vernähme, fondern auch die andere, und damit men bey künftigen Verträgen aufmerkfamer auf die Puncte würde, die eine nähere Beftimmung fodern. Die vorliegende Schrift hat uns eben darum nicht völlig Genüge geleiftet; fie ift mehr darauf berechnet, die Erbitterung derer, die als Neutrale fo viel gelitten, gegen England recht wacker zu erhalten, nicht aber um die Theorie mehr zu fördern: allein fo viel wir wiffen, fehlt es en Erbitterung gar nicht. Die Einrichtung, die jetzt von dem neuen ruffifchen Miniflerio getroffen wird, dafs vor einer ernennten Commiffion alle Ruffen ihre, durch die Britten feit dem Jahre 1801 erlittenen Bedrückungen engehen follen, kann etwas zur Ausbildung der Theorie fruchten; doch wünfchten wir, dafs darauf die Engländer fich vernehmen liefsen, dafs ihre Antwort uns bekannt werden möchte, und dafs von beiden Seiten mit dem durcheus nöthigen Detail verfahren würde, damit man wenigftens darüber ins Reine käme, wie die Idee des Rechts möglicher Weife in diefen Feilen praktifch dargeftellt werden könne. Dann freylich würde noch eine andere Frege feyn, wie zu forgen, dafs des getroffene Übereinkommen gehelten würde. Wir kennen kein anderes Mittel, ala eine bewaffnete Neutralität, die im Stande wäre, der Ubermacht der kriegführenden Theile zur See die Spitze zu bieten. Aber diefs würde eufaer der nöthigen Macht auch noch Eintracht von der Seite der Neutralen vorausfetzen; ift eber euch nur diefe zu erwarten? Wir wiffen es officiell, dafs Nordamerika bereits England angetragen hatte, den Handei mit ihm wieder herzuftellen, wenn es feine Cabinetsordres zurücknehmen wolle. Wir wiffen, dafs England geantwortet, diefe feyen nur die Folge von Urfachen, die von enderer Seite wären veranlafst worden. Wir können uns nicht fenguinifchen Hoffnungen hingeben, wenn wir bedenken, dafs es in franzöfifchen Blättern uniängft hiefs: Warum ftreiten wir über die Freyheit der Meere? Im Frieden hat der Streit ein Ende, und im Krieg ift's eben Krieg, wir fchlagen eure, oder ihr fchiagt unfere Flotten, dann können wir von neuem mit einander reden und bandeln. So iange Eine Seemecht fo überwiegend ift, wird fchwerlich irgend etwas gelingen, darin find wir mit dem Vf. einverftanden. Es ift aber auch nicht von England allein die Rede; man täufche fich doch nicht. Wer mit gleicher Macht an die Stelle der Britten tritt, der wird im Krieg mit anderen die neutrale Fahrt verkümmern, er wird nie zugeben, dafs feine Feinde durch die Neutralen in den Mitteln, den Krieg ferner zu führen, unterftützt werden. Weifs men es etwa nicht, defs, bey dem ernfteften Willen der neutralen Regierungen, die Privaten Mittel genug haben, feibft ihre Regierungen zu hintergehen? Hat nicht ein Däne felbft diefs Jedem gefagt, der es noch nicht gewufst hätte? Der *War in disguife* enthält wahrhaftig nicht lauter Wahrheit, aber wahrhaftig auch nicht leuter Lügen. Haben wir zu Lande nicht in früheren und fpäteren Zeiten von Übermacht, die fich Alles erlaubte, manches vernommen? Müffen in der gegebenen Lege, zu Lande wie zur See, die Schwächeren fich nicht vieles gefallen laffen? Hat *Büfch* nicht bereits Fälle angeführt, dafs Catherina, in ihrem Kriege gegen Schweden, nach ganz entgegengefetzten Grundfätzen verfuhr, als fie im J. 1780 für die bewaffnete Neutralitet euffteilte? In der Lage der Dinge, wie wir fie jetzt vor Augen haben, bleibt nur Ein heroifches Mittel für die Mindermächtigen zur See, wenn fie die Ehre ihrer Flagge aufrecht erhelten wollen, das nämlich, welches die Amerikaner ergriffen haben, ihr Embargo. Kommt es unter den Mechtigen zum Frieden: fo wünfchen wir aufrichtig, dafs er nicht durch momentane Bedürfniffe fo geboten werde, dafs man wiederum Conventionen fchliefse, die Vieles eben fo unbeftimmt laffen, ais zuvor, und die Ubermacht noch ausdrücklich begünftigen. Auf diefe vorfichtigere Abfchliefsung von Verträgen, auf die Aufftellung von Normen, welche die Rechte beider Theile vereinen, können auch die Schriftfteller Einiges wirken, wenn fie nicht einfeitig die Sache behandeln. Wir müffen annehmen, es komme eine Zeit, wo des Recht gehandhabt werden folle, und die Frage, was Rechtens feyn müffe, fteht uns wohl an, von allen Seiten zu prüfen; ihre Ausführung und der Abfchlufs gehört den Mächtigen der Erde an. Viele Puncte find noch übrig, über welche die Schriftfteller felbft noch nicht im Reinen find: wie follten es die Mächte feyn? Wir wünfchen indefs ganz befcheiden, dafs beym Friedensfchiufs nicht nur des Vfs. Foderungen wegen der Aufbringungskoften, fondern auch, dafs wegen der Gerichte, die über die aufgebrachten Schiffe und Güter fprechen, nähere Beftimmungen getroffen werden möchten. Sollen denn immer die Gerichte des kriegführenden Theils, und zwar fo componirte Gerichte wie bisher, allein über die Neutralen entfcheiden? Schon mit der Ausmitteiung eines oder des anderen Punctes würden wir uns begnügen, damit diefe oder jene beffere Gewohnheit aufkame, die euch eine Macht ift, und eine bedeutende, wo eine beffere fehlt. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 MAY, 1809.

GESCHICHTE.

LÜNEBURG, b. Herold u. Wahlstab, LONDON, b. Payne u. Mackinlay: *Geschichte von England von dem Einfalle des Julius Cäsars bis auf die Revolution im Jahre* 1688. Von *David Hume*, Esq. Aus dem Englischen übersetzt von *Gebhard Timäus*, Hauptmann und Brigademajor in der königlich-grosbritannischen deutschen Legion. Nebst einer Einleitung über die brittische Geschichtschreibung. I B. 1806. CLXXX u. 488 S. II B. 1807. 452 S. 8. (5 Thlr.)

Bereits vor 40 Jahren ist bekanntlich von *Hume's Geschichte von Grosbritannien* eine deutsche Übersetzung erschienen, welche mit Recht in sehr üblem Rufe steht. Dass dieses herrliche Werk des unvergesslichen Mannes auf eine würdigere Weise in unsere Muttersprache übergetragen werden möchte, gehörte daher schon lange zu den Wünschen des literarischen Publicums. Auch Rec. wiederholte diesen Wunsch bereits vor einigen Jahren in diesen Blättern, und die Anzahl von beynahe 800 Subscribenten, deren Namen dieser neuen vor uns liegenden Übersetzung vorgedruckt sind, ist ein redender Beweis, wie sehr ein grosser Theil des Publicums in denselben eingestimmt habe. Allein leider! hat diese neue Übersetzung der alten keinesweges den Rang abgelaufen. Es ist die eine so *schlecht* wie die andere, nur jede auf ihre eigene Weise. Jene ältere, als deren Herausgeber gewöhnlich *Dusch* genannt wird, zeigt auf jedem Blatte Spuren einer unverantwortlichen Nachlässigkeit, doch so, dass man sieht, es war sehr oft mehr Leichtsinn, als Ungeschicklichkeit, wodurch die Übersetzung so stümperhaft wurde; die Übersetzung des Hn. *Timäus* hingegen ist, um mit *einem* Prädicate ihren ganzen Charakter auszusprechen, *schülerhaft* im strengsten Sinne des Worts. — Unser Urtheil ist streng, und thut uns selbst wehe in Rücksicht auf die in der Vorrede zum I B. von Hn. *Timäus* geäusserte Bescheidenheit und auf sein an sich besonders in seiner Lage sehr löbliches Unternehmen; allein die Pflicht der Wahrheit und die Achtung für das Publicum, welches durch diese abermals *gänzlich* misslungene Übersetzung wahrscheinlich für längere Zeit um eine bessere gebracht ist, und doch gewiss von einem Übersetzer *Hume's* in unseren Tagen mehr, als vor vierzig Jahren, erwarten durfte, nöthigen uns, in diesem Falle einzig die Gerechtigkeit obwalten zu lassen. Auch ist die Übersetzung im zweyten Bande eben so wenig gelungen, als in dem ersten, so dass uns auch für die folgenden Theile fast nicht die mindeste Hoffnung der Besserung übrig bleibt. — Höhere Foderungen, deren Erfüllung einem Übersetzer in unseren Tagen zukömmt, wollen wir, da sie bey dem Charakter dieser Übersetzung nicht denkbar sind, gar nicht erwähnen. Das über sie gefällte Urtheil zu beweisen, ist das Einzige, was uns in diesem Falle geziemt. Zu diesem Ende wollen wir zuvörderst einige Proben zur Vergleichung der älteren mit der neuen Übersetzung geben, und dann eine Reihe der vielen Schülerfehler, die uns aufgestossen sind, und welche zu erschöpfen wir das ganze Buch abschreiben müssten, ausheben.

Dusch B. I. S. 1 f.

„Die Neubegierde, welche alle gesittete Nationen haben, von den Thaten und Begebenheiten ihrer Vorfahren unterrichtet zu seyn, erregt gemeiniglich ein Missvergnügen, dass die Geschichte der alten Zeiten fast immer in eine so tiefe Dunkelheit gehüllt, so ungewiss und widersprechend ist. Scharfsinnige Leute, die Musse haben, gehen mit ihren Untersuchungen oft über diejenigen Zeiten hinaus, wo alle geschriebene Monumente verfasset oder aufgehoben sind, ohne zu bedenken, dass die Geschichte vergangener Begebenheiten sogleich verloren geht oder sehr entstellt wird, sobald sie dem Gedächtnisse oder einer mündlichen Überlieferung überlassen ist; und dass die Ebentheuer barbarischer Nationen, wenn sie auch aufbehalten waren, doch denen wenig oder gar keinen Unterricht ertheilen könnten, welche in aufgeklärtern Zeiten geboren sind. Gemeiniglich machen die Zerrüttungen eines gesitteten Staates den lehrreichsten und interessantesten Theil seiner Geschichte aus; aber die plötzlichen, gewaltsamen und unvorbereiteten Staatsveränderungen bey barbarischen Nationen werden so sehr von dem Eigensinn geleitet und endigen sich so oft in Grausamkeit, dass sie uns durch ihre Einförmigkeit missfallen; und es ist vielmehr für die Gelehrsamkeit ein Vortheil, wenn sie in Stillschwei-

Timäus B. I. S. 1 f.

„Die Wisbegierde aller cultivirten Nationen, die Thaten und Begebenheiten ihrer Vorfahren zu erforschen, erweckt fast immer ein lebhaftes Bedauern, wenn wir finden, dass sich die Geschichte entfernter Jahrhunderte in Dunkelheit, Ungewissheit und Widersprüchen verliert. Scharfsinnige Männer, deren Muse es erlaubt, führen nur gar zu gern ihre Nachforschungen über denjenigen Zeitpunct hinaus, wo man literarische Denkmäler so wenig entwarf, als aufbewahrte; allein sie vergessen, dass die Geschichte vergangener Begebenheiten sich augenblicklich verliert oder entstellt wird, sobald sie blos dem Gedächtnis oder mündlicher Überlieferung anvertraut wird, und dass die Abentheuer roher Völker, waren sie auch niedergeschrieben, für ein gebildeteres Jahrhundert wenig oder gar kein Interesse haben können. Die inneren Erschütterungen eines cultivirten Staates bilden gewöhnlich den belehrendsten (bey *Hume: the most instructive and most interesting part*) Theil seiner Geschichte; da hingegen die plötzlichen, gewaltsamen und unvorbereiteten Umwälzungen barbarischer Völker so sehr von Laune und Eigensinn geleitet werden, und, so oft sich mit Grausamkeit enden, dass sie uns durch ihre Einförmigkeit ermüden und Widerwillen erregen; ja vielleicht ist es ein Glück für die Wissenschaften,

Dusch B. I, S. 1 f.

gen und Vergessenheit begraben liegen.

Timäus B. I, S. 1 f.

dass sie in Stillschweigen und Vergessenheit begraben liegen.

Dusch B. I, S. 72.

Man fing daher an, den ehelosen Stand als eine unumgängliche Pflicht der Priester zu erheben, und der Papst nahm es über sich, es dahin zu bringen, dass alle Geistlichkeit in der ganzen abendländischen Welt der Lust, sich zu verheirathen, entsagte, eine glückliche Staatsklugheit, aber zugleich das schwerste Unternehmen von allen, weil er hier den stärksten Trieben der menschlichen Natur zu begegnen hatte, und einsah, dass eben die Verbindung mit dem weiblichen Geschlecht, welche gemeiniglich die Andacht befördert, hier dem guten Fortgange seines Anschlages entgegen war. Es ist daher kein Wunder, dass dieser Meisterzug der Kunst heftigen Widerspruch fand, und dass das Interesse der Hierarchie und die Neigung der Priester, da sie jetzt in diesen sonderbaren Kampf gesetzt waren; ungeachtet der fortgesetzten Bemühungen Roms, die Ausführung dieses kühnen Entwurfs drey Jahrhunderte lang verzögerte.

Timäus B. I, S. 167 f.

Man fing daher an, den ehelosen Stand als eine unerlässliche Pflicht der Priester zu erheben, und der Papst unternahm es, die Geistlichkeit des ganzen westlichen Europa's zu vermögen, ihrem Rechte, zu heirathen, auf einmal zu entsagen. Ein glücklicher Streich der Staatskunst; aber zugleich auch eines der schwierigsten Unternehmen, weil er die heftigsten Triebe der menschlichen Natur zu bekämpfen hatte, und fand, dass eben die Verbindungen mit dem weiblichen Geschlechte, die sonst gewöhnlich die Frömmeley befördern, hier dem glücklichen Erfolg seines Vorhabens durchaus zuwider wären. Es ist daher nicht zu verwundern, dass dieß Meisterstück der Schlauheit den mächtigsten Widerstand fand, und das Interesse der Hierarchie und die Neigung der Priester, die jetzt in den sonderbarsten Wechselkampf gestellt waren, die Ausführung dieses kühnen Plans, ohngeachtet Roms beständiger Hinwirkung, während eines Zeitraums von beynahe 300 Jahren aufgehalten hat.

Dusch B. I, S. 85.

Die Freyheit, welche England so lange von den Raubereyen der Dänen genossen hatte, scheint theils daraus hergekommen zu seyn, dass sich diese Nation im Nördlichen von Frankreich niedergelassen hatte, welches alle ihre überflüssigen *Hände* beschäftigte, um das Land zu *bevölkern* und es zu vertheidigen; theils auch aus dem Muthe und kriegerischem Geiste einer langen Reihe von englischen Prinzen, welche das Land zu Wasser und Lande in einem Vertheidigungsstande erhielten, und alle Unternehmungen der Feinde entweder verhüteten oder zurückwiesen. Da jetzt aber ein neues Geschlecht von Menschen in den nördlichen Gegenden entsprossen war, welche sich ihrer Bürde nach der Normandie hin nicht mehr entledigen konnten: so hatten die Engländer Ursache, zu besorgen, dass sie wieder eine Insel besuchen würden, wohin sowohl das Andenken ihres vormaligen glücklichen Fortganges, als auch die Hoffnung sie lockte, dass sie von ihren Landsleuten Beystand erhalten würden, welche zwar schon lange in dem

Timäus B. I, S. 196.

Die Ruhe, in welcher England so lange vor den verheerenden Einfällen der Dänen geblieben war, scheint in folgenden Veranlassungen ihren Grund zu haben: erstlich die Niederlassungen dieser räuberischen Nation im Norden von Frankreich, die alle ihre müssigen *Hände*, sowohl zur *Bevölkerung* wie zur Vertheidigung derselben, beschäftigten; zweytens die Thätigkeit und der kriegerische Geist einer langen Reihe englischer Könige, die das Reich zu Wasser und zu Lande im Vertheidigungsstande erhielten, und jeden feindlichen Einfall entweder verhüteten oder zurückschlugen. Aber ein neues Geschlecht von Menschen war jetzt in den nördlichen Gegenden aufgestanden, das sich nicht länger in der Normandie enthalten konnte; die Engländer hatten also Ursache zu befürchten, dass die Dänen aufs neue eine Insel heimsuchen würden, zu der sie sowohl ihr ehemaliges Glück einladete, als auch die Erwartung des Beystandes ihrer Landsleute, die, obgleich sie sich schon seit geraumer Zeit im Königreiche niedergelassen hat-

Dusch B. I, S. 85.

Reiche sich niedergelassen hatten, aber doch noch nicht ganzlich mit den Eingeborenen vereinigt waren, noch auch ihre alten Gewohnheiten zu kriegen und zu rauben ganzlich vergessen hatten; und da der gegenwärtige König minderjährig war, und auch nach der Zeit, als er sein männliches Alter erreicht, niemals weder Muth noch Fähigkeit genug bezeigte, seine eigenen Unterthanen zu regieren, noch viel weniger einen mächtigen Feind zurückzutreiben: so musste das Volk mit Recht erwarten, von so gefährlichen Zeitläuften das grösste Elend zu erdulden.

Timäus B. I, S. 186.

ten, doch den Eingeborenen noch nicht durchaus einverleibt waren, auch ihre eingewurzelten Gewohnheiten, Krieg und Verheerung, noch nicht gänzlich abgelegt hatten. Und da der regierende Prinz minderjährig war, und auch nach erreichtem männlichem Alter nie Muth oder hinreichende Fähigkeit zeigte, seine Unterthanen zu regieren, noch weniger einen furchtbaren Feind zurückzuschlagen: so konnte die Nation mit Recht das grösseste Unglück von einer so gefährlichen Krise befürchten.

Dusch B. I. S. 186.

Der Geist Wilhelms des Eroberers war kühn und unternehmend, aber durch Klugheit geleitet: sein Ehrgeiz, der ausschweifend war, und sich von der Gerechtigkeit wenig einschranken liess, und noch weniger von der Menschenliebe, unterwarf sich dennoch den Vorschriften der Vernunft und gesunden Staatsklugheit. Geboren in einer Zeit, wo die Gemüther der Menschen noch unbiegsam und mit Demüthigung unbekannt waren, war er dennoch fähig, sie nach seinen Absichten zu leiten; und theils durch die Herrschaft seines heftigen Charakters, theils durch List und Verstellung eine uneingeschränkte Gewalt einzuführen. Er war zwar gegen die Grossmuth nicht unempfindlich, aber gegen das Mitleiden verhärtet: und er schien in seiner Gnade und in seiner Härte gleich sehr das in die Augen Fallende zu lieben, und sehen zu lassen. Die Massregeln seiner Regierung waren strenge, könnten aber nützlich gewesen seyn, wenn er sie blos gebraucht hatte, eine eingeführte Regierung zu erhalten: sie waren übel erdacht, die Härte zu mildern, welche auch bey der sanftesten Begegnung, von einer Eroberung nicht getrennt werden kann.

Timäus B. I. S. 413 f.

Seine Grösse (*vielleicht ein Druckfehler statt* Geist) war kühn und unternehmend, und doch von Klugheit geleitet; sein Ehrgeiz, unbegrenzt wie er war, und der Stimme der Gerechtigkeit wenig untergeordnet, viel weniger der Menschlichkeit, unterwarf sich doch immer den Vorschriften einer gesunden Staatsklugheit. Geboren in einem Zeitalter, wo die Gemüther der Menschen sehr unlenksam waren, und wenig an Unterwerfung gewöhnt, setzten ihn dennoch der hohe Einfluss seines heftigen Charakters und Schlauheit und Verstellung in den Stand, eine unbeschränkte Oberherrschaft einzuführen. Wenn gleich gegen Grossmuth nicht unempfänglich, so war er doch gegen die sanfteren Empfindungen des Mitleids verhärtet, und erschien in seiner Milde und in seiner Härte, gleich prahlsüchtig und gleich ehrgeizig nach Schein und eitlem Prunk. Die Grundsätze seiner Staatsverwaltung waren sehr strenge, hätten aber von Nutzen seyn können, sobald sie blos zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung in einer eingerichteten Regierung angewandt waren; allein sie waren auf die Milderung derjenigen Härte, welche selbst unter der mildesten Regierung von Eroberung unzertrennlich ist, sehr übel berechnet.

Dusch B. I. S. 244.

Die grossen Verbündnisse, wodurch heut zu Tag die europäischen Prinzen zugleich mit einander verbunden, und sich entgegengesetzt sind, und welche, ob sie gleich den kleinsten Funken der Uneinigkeit unter alle ausbreiten, wenigstens den Vortheil haben, dass sie alle

Timäus B. II. S. 92 f.

Die ausgedehnten *Verbindungen*, wodurch die europäischen Mächte gegenwärtig zugleich mit einander *verbunden* und einander entgegengesetzt sind, und die, so sehr sie auch den kleinsten Funken der Uneinigkeit über das Ganze verbreiten können, wenigstens

Digitized by Google

D.

gewaltſamen Erſchütterungen oder Eroberungen in beſonderen Staaten verhüten, waren in alten Zeiten völlig unbekannt; und die Theorie der auswärtigen Politik in jedem Königreiche machte eine nicht ſo verwickelte und verflochtene Speculation aus: der Handel hatte noch die entfernteſten Nationen nicht mit einer ſo feſten Kette verbunden: Kriege, welche ſich in *einem* Feldzuge, oft gar in *einer* Schlacht endigten, empfanden wenig von den Bewegungen entfernter Staaten.

Duſch B. I. S. 334.

Das edle und freye Genie der Alten, nach welchem ſie die Regierung einer einzelnen Perſon allemal für eine Art von Tyranney und gewaltſamer Anmaſſung anſahen, und ſich von einer geſetzmäſsigen und ordentlichen Monarchie keinen Begriff machen konnten, machte auch, daſs ſie nichts von den Rechten der Erſtgeburt und von einer Repräſentation der Thronfolge wuſsten; Erfindungen, welche ſo nöthig ſind, in den Stammlinien der Prinzen Ordnung zu erhalten, indem ſie dem regierenden Herrn Sicherheit geben. — In der Zeit, wovon wir reden, war zwar der Gebrauch der Repräſentation eingeführt, aber doch noch nicht ganz feſtgeſetzt; und die Gemüther der Menſchen waren noch zwiſchen zweyen widrigen Grundſatzen unentſchloſſen.

T.

den Vortheil haben, daſs ſie jede gewaltſame Revolution oder Eroberung in einzelnen Staaten verhüten, waren in alten Zeiten durchaus unbekannt, und die Theorie der auswärtigen Politik in jedem Königreiche bildete eine ungleich weniger zuſammengeſetzte und verwickelte Speculation, als heut zu Tage. Der Handel hatte die entfernteſten Nationen noch nicht ſo enge verkettet; Kriege, die in *einem* Feldzuge, oft in *einer* Schlacht beendet wurden, erhielten wenig Einwirkung von den Bewegungen entfernter Staaten.

Timäus B. II. S. 300.

Der edle und freye Sinn der Alten, welcher die Regierung eines Einzelnen immer als eine Art von Tyranney und wirklicher Anmaſsung betrachtete, und jeden Begriff einer geſetz- und regelmäſsigen Monarchie von ihnen entfernte, lieſs ſie ganz unbekannt mit den Rechten der Erſtgeburt und der Repräſentation der Thronfolge; Einrichtungen, die ſo nothwendig ſind, Ordnung in den Stammlinien der Prinzen zu erhalten, die Übel der bürgerlichen Uneinigkeit und der Uſurpation zu verhüten, und Mäſsigung in dieſer Art der Regierungsverfaſſung zu erzeugen, indem ſie dem regierenden Herrn Sicherheit verſchaffen. — In dem Zeitalter, welches wir beſchreiben, war freylich der Gebrauch der Repräſentation eingeführt, aber nicht durchaus nach Grundſätzen beſtimmt; und man ſchwenkte zwiſchen entgegengeſetzten Grundſätzen.

Schon aus dieſen wenigen Proben wird es unſeren Leſern klar ſeyn, daſs durch dieſe neuere Überſetzung für den deutſchen Verehrer *Hume's* eben ſo wenig gewonnen iſt, als durch die ältere. Ganz deutlich wird dieſs ihnen werden, wenn wir jetzt, unſerem obigen Verſprechen gemäſs, aus den faſt unzähligen Schülerfehlern, welche uns in der neuen Überſetzung aufgeſtoſsen ſind, wenigſtens ſo viele ausheben, als der Raum dieſer Blätter geſtattet, und erfoderlich iſt, um die Richtigkeit unſeres oben gefällten Urtheils darzuthun. — Nur in wenigen Fällen wird es zweckmäſsig ſeyn, auch die Verbeſſerung der angeführten Fehler anzudeuten, denn eben, weil ſie wahre Schülerfehler ſind, ſpringen ſie Jedem, der nur einigermaſsen weiſs, was Styl iſt, von ſelbſt in die Augen. — I Th. S. 9 bedroht Caligula die Britten *in* wahnſinnigen Einfällen mit einer Landung. S. 13. Er erfocht ſelbſt einen entſcheidenden Sieg über Galgacus, ihren Anführer. Im Original aber heiſst es: *He even defeated them in a decisive action, which they fought under Galgacus, their leader.* — Nicht ſowohl, daſs Galgacus, ſondern vielmehr daſs die Helden, welche er anführte, in einer entſcheidenden Schlacht überwunden worden ſeyen, iſt es, was *Hume* dem Zuſammenhange zufolge bemerklich machen will. S. 14. Agricola lehrte die Britten die *Gemächlichkeiten* und die Verfeinerung des Lebens kennen und ſich zu *verſchaffen*, ſuchte ſie für die Sprache und Sitten der Römer zu gewinnen, und *ihnen* Eingang zu *verſchaffen*. Ebendaſelbſt: *the more cultivated parts of the island:* die *bebauetern* und *fruchtbarſten* Gegenden der Inſel. S. 15. *Some uſurpations of the Imperial dignity by the Roman governors.* Verſchiedene Anmaſsungen der Kaiſerwürde einiger Statthalter. S. 17. *Contract the limits of the empire*, die Grenzen des Reiches *einziehen*. Ebendaſelbſt. Die Picten und Schotten überfielen ihre Nachbarn. Auſser den vorübergehenden Streifzügen dieſer vereinten Nationen (der Picten und Schotten nämlich) drohten ſie — nämlich die Picten und Schotten — obenein noch, ſich die ganze Provinz zu unterwerfen u. ſ. w. Man ſieht, ohne die Einſchaltungen des Rec. iſt die Stelle kaum verſtändlich. — Nach S. 24 *beſaſs* die königliche Regierungs*form* nur eine ſehr eingeſchränkte Macht. Nach S. 30 u. a. ſcheint Hn. *Timäus* das deutſche Wort „Feldherr" ganz fremd zu ſeyn; er ſpricht ſogar von einem *General Hengiſt* und *Horſa*. S. 42 wird die Vorliebe der Mönche zum Wunderbaren ein *Laſter* genannt. Wenn dieſe auch mit der Neigung zum frommen Betruge gepaart war: ſo bedeutet das engliſche „*vices*" hier doch nur, wie öfters, *Fehler*. S. 45. Der König von Kent beſorgt ein Bündniſs gegen ſich zu *erheben*. S. 48. Bertha gebrauchte alle Künſte der *Einſchmiegung*. S. 60. Jeder Anführer einer Partey *warf* den Staat in Verwirrung. Wahrſcheinlich nur, um das von *Duſch* gebrauchte „ſetzte" zu vermeiden. S. 70 wird von Carprold, König der Oſtangeln erzählt, daſs ſeine Gemahlin ihn zum Abfall vom Chriſtenthum bewogen habe, und dann kömmt folgende, ohne den Urtext kaum verſtändliche Periode: Überhaupt bewies er ſich zu ſchwach gegen diejenigen *Reizungen*, von denen ſich auch die weiſeſten unter den Menſchen haben hinreiſsen laſſen. Weit deutlicher wenigſtens *Duſch:* Seine abgöttiſche Gemahlin brachte ihn bald wieder zu ſeiner Religion zurück, und er bezeugte ſich nicht ſtandhaft genug, denen Verführungen zu widerſtehen, welchen die weiſeſten Menſchen unterlegen haben. S. 76. Karl der Groſse hat „*the company*" „*die Überkunft*" Alenins gewünſcht. S. 92. Die Geiſtlichen *büſsten* (*made ſome atonement for them*) die kirchlichen Miſsbräuche dadurch *ab*, daſs ſie der bürgerlichen Geſellſchaft andere Vortheile verſchafften. S. 100 beginnt die erſte Periode des zweyten Capitels alſo: „Obgleich die Königreiche der Heptarchie ſo neuerlich erſt durch Eroberung vereinigt waren, ſo umfaſste ſie doch ein ſo feſtes Band u. ſ. w. S. 102. Wie *die obrigkeitliche Perſon* die Normannen über ihre Ablichten befragte und ſie auffoderte, vor

Digitized by Google

dem König zu erscheinen, und diesem ihres Vorhabens wegen Rechenschaft zu geben, so erschlugen sie *ihn*. Doch nicht den König *Brithric*, welcher ja, wie kurz vorher erzählt worden ist, erst später an dem Gifttranke starb; also *ihn*, *die* obrigkeitliche Person. S. 115. Auf eine *verbreitete* Nachricht. S. 116. Schon in *dem* st. diesem Zeitalter; ein Fehler, welcher oft in dieser Übersetzung vorkömmt. S. 117. Alfred, vor seines Bruders Kindern auf den Thron gerufen; *so* verliefs er u. s. w. — So sehr der Vf. den Gebrauch der Participien liebt, so wenig versteht er sich auf denselben. S. 123 findet sich folgende treffliche Periode: In diese Burg hatte sich Oddune geworfen, fest entschlossen, mit Lebensmitteln, ja selbst mit Wasser schlecht versehen, wie er war, durch einen kühnen Streich der traurigen Nothwendigkeit zuvor zu kommen, sich einem barbarischen Feinde zu unterwerfen. S. 135. Die Dänen *machten* die demüthigsten *Unterwerfungen*. S. 139. Zehn benachbarte Hauswirthe bildeten eine *Verkörperung* (*Corporation*). S. 140. Jedermann wurde *Bürgschaft* für das Verhalten. S. 146. Die Aufmunterung zu den Wissenschaften, bey seinen Unterthanen, war ein anderer nützlicher Gegenstand, worauf Alfred seine Gesetzgebung richtete, und (hier sollte doch wenigstens beygefügt seyn: *wodurch er*) sehr dazu beytrug, die Englander von ihren wilden Sitten zurück zu bringen. S. 153. Um England wieder auf *eine* Stufe der Ruhe und Ordnung zu *heben*, *als* es damals fähig war zu erreichen, fehlte nur allein noch die Unterwerfung u. s. w. S. 154. Sie *glaubten* die Gelegenheit, wie gerufen. S. 159. Es scheinen die schottischen Geschichtschreiber, die, ohne *mehrere* Kenntnifs von der Sache zu haben, sie geradezu leugnen, *mehrere* Glaubwürdigkeit zu verdienen. S. 163. *Der Aufrichtigkeit dieser gezwungenen Unterwerfung* trauend — *trusting little to their Sincerity in this forced submission*. S. 172. Denn es ist eine wahre Bemerkung: dafs, je näher Religionsparteyen einander verwandt sind, desto gröfser *ist* gewöhnlich die zwischen ihnen obwaltende Erbitterung. S. 174. Auf die schwelgerischste und tobendste Art. *Ebendaselbst:* Dunstan *stiefs* den König auf eine schmähliche Weise *nach dem Gastmahle* der Grofsen zurück. S. 179. Man sagt, wie er einst zu Chester residirte, *er* acht seiner ihm zinsbaren Prinzen gezwungen habe, ihn in einer Barke auf der Dee zu rudern. S. 203. Sie überliefsen sich der Ruhe mit einer Freude, *als wenn sie ewig gedauert hätte*, st. dauern würde. S. 205. Rollo entschlofs sich *in* Nachahmung seiner Landsleute sein Glück zu machen. S. 222. Er war bereit, an der Spitze einer grofsen Armee *über* die Minderjährigkeit des Edwins und Eduards, *seinen Vortheil zu nehmen*. *Ebendaselbst:* Bey der Ständeversammlung *schob* er (*suborned*) einige Edle *unter*, welche aussagen mufsten. S. 227. Wodurch sich Godwin die Freundschaft des Monarchen *erwarb*, und zugleich den Grund zu dem unermefslichen Vermögen legte, welches er für seine Familie *erwarb*. S. 230. Er konnte den König zu keinen *mildernden, unterwürfigen Gesinnungen herunterbringen*. S. 235. Godwin wufste, dafs man allgemein glaubte, er sey ein Mitschuldiger der Grausamkeit gewesen, die an Alfred ausgeübt war, und daher in den Augen des Hardikanuts strafwürdig erscheinen mufste; vielleicht hoffte er auch, durch diese Wuth gegen Harolds Andenken sich selbst zu rechtfertigen, dafs er keinen Theil an dessen Anschlägen gehabt habe. — Diese Periode wird höchstens dadurch noch verständlich, dafs man vor dem Worte „daher" die Worte „dafs er" hinzufügt. Auch hier, wenn gleich nicht ohne Fehler, doch verständlicher der nachlässige *Dusch*: „Godwin wufste, dafs Jederman ihn für einen Mitschuldigen an dem Tode des Alfred hielt, und dafs er deswegen von dem Könige viel zu befürchten hätte; und vielleicht glaubte er, dafs er sich von aller Theilnehmung an den Anschlägen des Harold rechtfertigen würde, wenn er gegen das Andenken desselben seine Wuth ausliefs. S. 237. Es stellte sich keiner aus dieser Dynastie *auf*, dessen Ansprüche u. s. w. *Ebendaselbst: Hinreichender* Grund *genug*. S. 238. *Dieses Zusammentreffen von Umständen* zu Gunsten Eduards dürfte dennoch *seinen Erfolg* nicht *erreicht* haben. S. 243. Seine Erbitterung war *auf politischen Hinsichten* gegründet. S. 253. Sein Tod *warf* den König in neue Schwierigkeiten. S. 255. Die Regentschaft fand grofse Schwierigkeiten, die Regierung unter diesem Verein verwickelter Gefahren aufrecht zu erhalten; und als der junge Prinz sein Alter erreicht hätte, fand er seine Lage tief herabgesunken. — Wieder eine der vielen fehlervollen Perioden. S. 261. Das Glück *warf* ihm zwey Umstände in den Weg. S. 263. Diese kraftvolle Vorstellung war von einer solchen Entwickelung wohl unterstützter Thatsachen begleitet, dafs u. s. w. S. 270. Ein Thron, der schon *unter seiner eigenen Unfestigkeit wanken* müsse. S. 287. Die Normänner, *hart zugesetzt* von dem Feinde, liefsen den Muth sinken. S. 306. Zugefügtes Unrecht wurde strenge gerächet, sowohl aus Liebe zur Ehre, *als das beste Mittel* sich künftig zu sichern, st. als auch deshalb, weil strenge Bestrafung das beste Mittel war u. s. w. *Ebendaselbst: Eingehung* von Privatverbindungen, S. 331. Der Angeklagte wurde in ein geweihetes Wasser geworfen; schwamm er, so war er schuldig, *ging er zu Grunde* (st. sank er unter), so war er unschuldig.

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. Ohne Angabe des Druckorts: *Joh. Heinr. Voss Beurtheilung des neuen Lehrplans für die sämtlichen kurpfalzbair. Mittelschulen u. s. w.* Mit einer Vorerinnerung und Anmerkungen von *J. A. B.* 1805. 68 S. 8. (6 Gr.) Ein Abdruck der in unserer A. L. Z. 1805. No. 77 ff. erschienenen *vossischen* Recension, um dieselbe in Baiern, wo sie bekanntlich so viel Aufsehen erregte, und von so wichtigen Folgen für das dortige Schulwesen war, noch weiter zu verbreiten. Die *Vorerinnerung* erwähnt vorzüglich die *wismairsche* Selbstrecension in der Oberd. A. L. Z. 1805. No. XX, und die *Anmerkungen* enthalten manche weitere Erörterung dessen, was *Voss* in seiner Kritik mit scharfer Kürze gesagt hatte. M. G.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 MAY, 1809.

GESCHICHTE.

Lünzaung, b. Herold und Wahlſtab, London b. Payne und Mackinlay: *Geſchichte von England von dem Einfalle des Julius Cäſars bis auf die Revolution im Jahre 1688.* Von *David Hume*, Esq. Aus dem Engl. überſetzt von *Gebh. Timäus.*

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

S. 333. Die Mühe und die Koſten, den Staat zu vertheidigen, *lag* in England auf gleiche Art auf allen Landereyen. S. 346. *Dignified clergymen*, *bewürdete* Geiſtliche. Ebendaſelbſt: Die willige Unterwerfung aller Bewohner von Kent war eine neue *Entmuthigung* für ſie. S. 349. Er *nahm* die ganze Unterwerfung des Adels *entgegen*, oder S. 355: Er *nahm* den Triumph und die Glückwünſche ſeiner alten Unterthanen *entgegen*. S. 358. Kaum dürfte *bloſse* Muthmaſsung *allein* uns erlauben, ihm eine ſolche *Beymeſſung zur Laſt zu legen*. S. 367. Wilhelms Freygebigkeit *konnte nicht fehlen*, neue Fremdlinge in ſeinen Dienſt zu locken. S. 371. Sie hieſsen die Normänner *unbeſtrittene Herrn* des Konigreichs. S. 372. Das Volk gab *lebendige* Beweiſe einer *ohnmächtigen* Wuth. S. 378. Der König, durch *Grundſatz* geleitet. S. 389. Sie verbanden ſich zu dem Anſchlage, die königliche Gewalt *abzuwerfen*. S. 395. Man legte auf alle geiſtliche Ämter eine Wichtigkeit, *die über die Gewalt und das Eigenthum hinausging, die ihnen wirklich gehörte*. S. 400. Dieſer Umſtand *konnte nicht fehlen*, mit ſchlauen Bemerkungen *commentirt* zu werden. S. 404. Dieſer Krieg *warf* alle Provinzen in eine gewaltſame Erſchütterung. S. 419. Wilhelm *ſetzte ſeinen ganzen Erfolg* auf ſeine eigene Schnelligkeit. S. 424. Der Schrecken *von* Wilhelms Gewalt *hielt* Jedermann in Unterwürfigkeit und allgemeine Ruhe in England. S. 427. Heinrich verlor ſein Erbtheil, *und* irrete darauf einige Zeit umher, *und* oft in groſser Armuth. S. 430. Das morgenländiſche Kaiſerreich *ſtand durch* geſunkene Kriegszucht und zerrüttete bürgerliche Verfaſſung *hart auf der Neige*. S. 431. Die Araber erlaubten Jedem, *ihre* (die chriſtlichen) religiöſen Gebräuche zu verrichten. S. 432. Der Papſt wollte ſein Anſehen nicht in die Sache *ziehen*. S. 445. Kaum kehrte Wilhelm *mit ſeiner Geſundheit* zu ſeinem muthloſen Weltſinn zurück. S. 448. Die Verfaſſung jener Länder war ſehr *unfeſt*. II Theil. S. 7. Sein Amt *wahrnehmen*. S. 8. Er *gewann* ſie durch Geſchenke *auf ſeine Seite*. S. 9. Es entging Heinrich nicht, und (er) entſchloſs ſich — Auslaſſungen, wie dieſe, kommen ſehr oft bey dieſem Vf. vor. S. 10. Er *bot* Verzeihung aller Verbrechen *aus*. S. 13. Die *zarte* Lage Heinrichs. S. 16. Mathilde bewies, daſs ſie den Schleyer angelegt habe, bloſs in Folge einer allgemeinen Gewohnheit unter dem engliſchen Frauenzimmer, *welches* ſeine Keuſchheit gegen die viehiſche Gewaltthätigkeit der Normänner unter dieſem Gewande zu ſichern ſuche, *welches* bey der rohen Zügelloſigkeit jener Zeiten doch noch allgemein geachtet wurde. S. 18. Er nahm ſeine Zuflucht zu dem Aberglauben des Volks, um *ſeine Meinung* für die Gerechtigkeit *ſeiner* Sache zu gewinnen. S. 22. Sie *gaben* ihren Feindſchaften *den Zügel*. S. 24. Er *warf* die Engländer in Unordnung. S. 26. Mit Jemand *in Streit fallen*. S. 29. Um *von* dem Willen ſeiner Heiligkeit deſto ſicherer zu ſeyn. S. 32. Sodomiterey und die Gewohnheit, langes Haar zu tragen, *gewinnen* täglich *Grund*. S. 34 f. Kaiſer Heinrich V bemächtigte ſich der Perſon des Papſtes, und zwang ihn, durch einen förmlichen Tractat, dieſem Monarchen, (nämlich Heinrich V) das Inveſtiturrecht zuzugeſtehen, worüber ſie ſo lange geſtritten hatten. S. 45. Die Huldigung *entgegen nehmen*. S. 50. Die *empörſüchtigen* Baronen wurden in *Unterwerfung* gehalten. S. 54. Der König lieſs den ganzen Adel den Eid der Treue noch *einmal* ſchwören, den *ſie* ſchon *einmal* geleiſtet hatten. S. 66. Das Gefühl der Religion, welches, ſobald es in Aberglauben ausartet, oft ganz ohne *Wirkſamkeit* bleibt, den Pflichten der bürgerlichen Geſellſchaft *Kraft* zu geben, ward *von den vielfältigen Eiden nicht ergriffen*. S. 72. *Machterzwingungen*. S. 85. Dieſer Verſuch *brachte* keinen entſcheidenden Erfolg. S. 86. Ein Prinz, der *unter einem angefochtenen Rechte* regiert. Ebendaſelbſt: die *Minderung* der *Erbitterung*. S. 87. Sie *nahmen Dienſte in einem neuen Kreuzzuge*, der jetzt, *nach vorigen Fehlſchlägen* und Unglücksfällen, mit wundernswürdigem Erfolg von dem heiligen *Bernard* geprediget wurde. S. 88. Mit *mehrerem* Zartgefühl, *als groſser* Politik. S. 94. Ohne *irgend* Widerſtand oder Unterſtützung. S. 100. Die erſte Handlung *in* Heinrichs Regierung. S. 111. Ein Amt *von bedeutendem Vertrauen*. S. 120. Der Staat wird in Convulſionen *geworfen*. S. 124. Heinrich war mit einer Erklärung in ſo allgemeinen Ausdrücken nicht zufrieden; er wollte, daſs, bevor es zu ſpät ſey, die Gebräuche ausdrücklich beſtimmt würden, deren Beobachtung er verlange; und geiſtlichen Ermachtigun-

gen Schranken setzen, ehe sie vollkommen befestigt wären, und sich auf das Alterthum zu ihren Gunsten berufen könnten, so wie sie sich schon auf eine heilige Macht beriefen! — Wieder eine der vielen musterhaften Perioden! S. 140. Becket erwiederte: Allerdings habe er die Constitutionen von Clarendon gesetzmäfsig, mit guter Treue und ohne Trug und Vorbehalt, unterschrieben; allein in diesen Worten sey wirklich ein Vorbehalt für die Rechte ihres Ordens begriffen, *der, verbunden mit der Sache Gottes und seiner Kirche*, nie von ihren geleisteten Eidschwüren und Verbindlichkeiten *verlassen* werden könnte. S. 141. Er sehe *ganz in die Augen leuchtend*. S. 146. *In* diesem Versuch liefs er sich verleiten, *Gebräuche* wiederum einzuführen, die, obgleich alt, *im Begriff waren, durch eine entgegengesetzte Gewohnheit abgeschafft zu werden*, und *die* in den herrschenden Meinungen und Gesinnungen der Zeit noch ungleich gröfseren Widerstand fanden. S. 147. Der *Antipapst*. S. 150. Der Krieg war eben so *ohnmächtig in seinen Operationen*, als geringfügig *in* seinem Entstehen und seiner Ursache. S. 155. *Unehrenvolle* Bedingungen. S. 157. Beckets heftiger *Sinn*, stolz auf die Macht der Kirche, *beschlofs*. S. 175. Die Iren waren *dürftig* zur christlichen Religion bekehrt. S. 207. Wilhelm war der einzige, welcher *am bittersten* verlor. S. 210. Die Verfügung wurde vernünftiger st. *für* vernünftiger gehalten; eine Auslassung, welche sich der Vf. öfters hat zu Schulden kommen lassen. Ebendaselbst: Edel*männer*. S. 218. Aus *noch übriger* kindlicher Liebe. S. 220. Diese Unglücksfälle waren noch nicht *genug*, die Menschen von ihrer *Krankheit geistlicher Abentheuer* zu heilen. S. 232. Die ausländischen Familien hatten *tiefe Wurzel* geschlagen. S. 238. Das Dänengeld wurde *in* dieser Regierung erlassen. S. 241. Sie sahen sich *von ihm verhafst* und verachtet. S. 249. Sie mufsten ihm Summen leihen, *die* er wohl wufste, nie wieder bezahlen zu können. S. 252. Sie waren Nebenbuhler *in* Macht und *des* Ruhms. S. 253. Richard *legte sich* den Absichten seines Gegners *offen*. S. 256. Philipp foderte den Tancred auf, die Quartiere der Engländer zu überfallen, *mit der Versicherung seines Beystandes*, sie als gemeinschaftliche Feinde über die Klinge springen zu lassen. S. 258. Die Schande der Familie in *Schweigen* und Vergessenheit bringen. S. 268. Philipps Eifersucht wurde jeden Augenblick durch den Ruhm, den sich Richard durch seine Heldenthaten im Osten erwarb, aufgeregt, die, seiner Verlassung der Sache der ganzen Christenheit gegenüber gestellt, doppelten Glanz auf seinen Nebenbuhler warfen. S. 280. Die französischen Gesandten *leugneten* ihm als einen Vasallen der Krone von Frankreich *ab*. S. 282. Nachdem Richard *geneiget*, so sein Betragen zu rechtfertigen, brach er in den bittersten Unwillen aus. S. 307. Zu dieser beabsichtigten Staatsumwälzung waren die Sachen noch nicht zu ihrer völligen Reife gediehen. S 347. Die *verlorne* Lage des Königs. S. 350. Johann, zu dieser *verworfenen Lage unter eine auswärtige Macht gedemüthiget*. S. 351. Auf Anreizung des Papstes, rief Philipp aus, habe ich einen Feldzug übernommen, der *ihm* (Philipp) über 60000 Pf. St. gekostet habe u. s. w. S. 360. Die Grofsen ermuntert durch den *Schein* ihrer Gewalt und ihrer Zahl. S. 384. Die Treue, welche er von den Baronen *in ihren neuen Verbindlichkeiten* erwartete. S. 390. Die europäischen Staaten wurden *von ähnlichen Verfassungen* (*by similar institutions*) regiert. S. 397. *Wodurch* er reichen Ersatz *dadurch* erhielt, *dafs* u. s. w. S. 403. Das grofse Oberhaupt, *das* auf seinem Landsitze wohnte, den *er* gewöhnlich Erlaubnifs hatte, zu befestigen. S. 405. Der *schmachtende* Zustand des Handels. S. 447. Die königliche Gewalt war *in Grenzen gesetzt*.

Dem ersten Theile dieses in Hinsicht auf typographische Schönheit sich sehr vortheilhaft auszeichnenden Werkes ist eine Einleitung *über* die brittische Geschichtschreibung vorangeschickt. Diese besteht eigentlich aus einer, laut der Vorrede S. XII, aus Hn. *Wiggers* vermischten Aufsätzen (Leipzig, 1784) abgedruckten Abhandlung über die vornehmsten englischen Geschichtschreiber. Die Anmerkungen, welche, laut eben dieser Vorrede, fast sämmtlich von Hn. Prof. *Timäus* zu Lüneburg, dem Bruder des Uebersetzers, herrühren, und sowohl dem *wigger*'schen Aufsatze, als dem *hume*'schen Texte beygefügt sind, haben keinen ausgezeichneten Werth, und geben besonders dem ersteren das Ansehen einer nicht sehr ausgearbeiteten Compilation. Das einzig Erfreuliche in diesen beiden Bänden war für Rec. das Leben *Hume's*, von ihm selbst beschrieben, welches er immer wieder mit erneutem Vergnügen liefet. Der Gedanke, dem Schatten dieses ehrwürdigen Mannes ein Sühnopfer zu bringen, war es auch, was Rec. das Geschäft dieser undankbaren Kritik erleichterte. *Hume* und einige andere Edle seiner Zeit — welche wohlthuende Erscheinungen in Vergleich mit den düstern, nächtlichen Nebelgestalten unserer Tage!

Bis dahin, da wir gute Übersetzungen von *Hume's* und *Henry's* Geschichten haben werden, oder, welches noch mehr zu wünschen ist, bis ein deutscher Geschichtschreiber mit *Sprengels* Geist und Fleifs die englische Geschichte für die Deutschen vollendet, müssen auch Handbücher willkommen seyn, wie folgendes, dessen ersten Theil wir bereits J. A. L. Z. 1807. No. 126 beurtheilt haben:

Leipzig, b. Kummer: *Geschichte von England*, ein Handbuch von *Christoph Gottlob Heinrich*, H. S. W. Hofr., ord. Prof. d. Gesch. zu Jena u. s. w. II Theil. 1807. XVI u. 638 S. III Theil. 1808. XVI u. 558 S. 8. (4 Thlr. 8 Gr.)

Der zweyte Theil begreift die Geschichte Englands von dem Tode Eduards III bis zu dem Tode Elisabeths. Eben dieselben Vorzüge, welche wir von dem ersten Bande gerühmt haben, kommen auch diesem zweyten zu. Auch hier hat Hr. H. aus den besseren englischen Historikern das Bessere zweckmäfsig zusammengestellt. Eines nur vermissen wir hauptsächlich, nämlich, dafs der Vf. nicht an einigen Stellen längere Excurse über den Gang der Verfassung beygefügt hat. Denn obwohl seine Geschichte keineswegs blofse Regentengeschichte ist, sondern sehr oft auch der parlementarischen Ver-

Digitized by Google

handlungen, der Gesetzgebung und wissenschaftlichen Cultur Erwähnung thut: so richtet sie doch die Aufmerksamkeit nicht genug hin auf die in diesem Zeitraum so wichtigen Fragen: woher ein so grosser Despotismus in England? und wie bildeten sich zugleich neben diesem wichtige Keime zu einer die Nationalfreyheit herbeyführenden Revolution aus? Besonders der so ganz eigenthümliche Charakter, welchen die kirchliche Reformation in England annahm, sollte schärfer gezeichnet seyn. Übrigens ist in diesem zweyten Theile die Darstellung im Ganzen wieder trocken, wie in dem ersten; aber die Sprache gefälliger. — Die Geschichte der Kriege der beiden Rosen sammt ihren Folgen dürfte, wie es uns scheint, weitläuftiger geschildert seyn. Besser hat uns die Darstellung der Geschichte Heinrichs VII gefallen. Kräftig sind S. 183 die Minister dieses Königs Empson und Dudley gezeichnet, und auch er selbst ist treffend charakterisirt. „Man hat Heinrich VII, heisst es S. 187, den Weisen und den Salomo der Engländer genannt, weil er, sagt *Baco*, wie der Salomo der Juden sein Volk mit harten Auflagen drückte. — Man bewundert noch jetzt die schöne von ihm erbauete Capelle an der Westminsterabtey und sein darin befindliches prächtiges Grabmal. Möchte auch sein Ruf, sagt *Baco*, ein so schönes Denkmal erhalten haben!" Für die gelungenste Parthie im ganzen Buche aber hält Rec. die Regierungsgeschichte Heinrichs VIII. Durch charakterisirende Anekdoten insbesondere hat der Vf. diesen launenvollsten aller Könige und dessen Zeitalter nicht nur treffend geschildert, sondern auch der Darstellung selbst in diesem Abschnitte viele Lebendigkeit gegeben. „Ein gewisser Doctor, Thomas Cranmer, Fellow des Jesus-Collegiums zu Cambridge und Lector der Theologie, heisst es S. 250, befand sich eines Tages zu Waltham, wo der König auf der Jagd übernachtete, mit dem Staatssecretär Gardiner und dem Almosenier Fox in Gesellschaft. Man sprach von der Geschichte des Tages, von des Königs Ehescheidungssache." „Ich wüsste dem König wohl zu rathen," sagte Cranmer. „Und wie?" erwiederte Gardiner lebhaft. Cranmer antwortete: Er dürfte sich nur an die auswärtigen Universitäten wenden, und ihr Gutachten einholen; wenn diese des Königs Ehe mit Catharina für erlaubt erklären, so werden seine Gewissenszweifel natürlich wegfallen; sollten sie aber diese Verbindung, einem göttlichen Gesetze zufolge, für unerlaubt halten, so wird der Papst sich fügen müssen, weil eine päpstliche Dispensation das nicht legalisiren kann, was Gott selbst verboten hat. Als Gardiner den Vorschlag dem Könige hinterbrachte, rief dieser freudig aus: „*Der hat die Sau beym rechten Ohr gefasst.*" „Heinrich, heisst es ferner S. 193, kannte die Prinzessin Anna von Cleve blos nach einem Porträt von Holbein, der ihr darin sehr geschmeichelt hatte. Ungeduldig den neuen Gegenstand seiner Liebe zu sehen, ging er ihr, da sie am Ende des Jahrs 1539 in England anlangte, incognito bis nach Rochester entgegen, und fand, dass sie zwar stark und lang war, aber nicht die geringste Schönheit hatte. Heinrich ward niedergeschlagen und schwor, „sie wäre eine grose flandrische Stute, die er unmöglich lieben könne." — Schauererregend ist das Gemälde von der Regierung Mariens. „Auf der Insel Guernsey, — so weit wurde nach S. 404 der religiöse Fanatismus in jenen Zeiten getrieben, — wurde eine Frau, der Religion wegen, mit ihren zwey Töchtern, von denen die eine verheirathet und ihrer Niederkunft nahe war, zum Feuer verdammt und zum Scheiterhaufen geführt. In der Todesangst kam die letztere, mitten unter den Flammen, mit einem Kinde nieder. Ein menschenfreundlicher Zuschauer lief herbey, und riss das Kind aus der Gefahr. Aber der dabey stehende Richter befahl, es wieder ins Feuer zu werfen: und so verbrannte das neugeborene Kind zugleich mit der Mutter." Endlich ein volles Drittheil des Buches enthält eine gründliche Darstellung der Regierungsgeschichte Elisabeths. Besonders führt der Vf., unterstützt von älteren und neueren Untersuchungen, mit vieler Gerechtigkeit die Sache der unglücklichen Marie Stuart.

In dem unlängst erschienenen dritten Theile ist die Geschichte bis zum Tod der Königin Anna 1714 fortgeführt. Wir werden über diesen Theil bey der Anzeige des vierten und letzten, welcher der Vorrede zufolge schon zur Hälfte druckfertig ist, noch einige Worte beyfügen. *α. Φ.*

Berlin, h. Dunker u. Humblot: *Die Weltgeschichte für die Jugend*, von *K. Fr. Becker*, nach des Vfs. Tode fortgesetzt von *J. G. Woltmann*, Professor. X Theil. 1808. 576 S. 8. (2 Thlr.)

Hr. *Woltmann* hat die Absicht, Vieles aus der Geschichte des letzten Jahrhunderts, das *B.* überging, nachzuholen. Er beginnt daher mit einer Einleitung in die neuere Geschichte von 1714 bis 1789, oder mit einer gedrängten Übersicht desjenigen, was aus diesem Zeitraume schon in den vorigen Bänden erzählt worden ist. Die ausführlicheren Darstellungen, die in diesem Theile zuerst vorkommen, sind: das englische Anleihesystem, die Geschichte des russischen Reichs seit dem Tode Peters des Grosen, Russlands und Österreichs Krieg mit der Pforte 1736—1739, ein Nachtrag der schwedischen Geschichte, Frankreichs und Englands Kampf um die Seeherrschaft und die Colonieen, um den Besitz der Oberherrschaft in Ostindien, der nordamerikanische Freyheitskrieg, Gustav III von Schweden, Polens Theilung, Joseph II, englische, französ., deutsche Literatur. Dass diese Darstellungen meistens gelungen sind, kann man von einem so geübten Geschichtschreiber, als Hr. *W.* ist, leicht erwarten. Aber die Bemerkung, dass Hr. *W.* die Jugend, der seine Arbeit doch eigentlich gewidmet ist, nicht immer im Auge behielt, drängt sich nur zu oft auf. Schon in der Einleitung stöst man auf manchen zu künstlich, zu pretiös ausgedrückten Satz, auf manche fast seitenlange Periode, auf manche für junge Leser zu politische Ansicht. Manches ist dagegen für eben dieselben zu kurz und nicht verständlich genug dargestellt. Hieher gehört die Geschichte Russlands, die Geschichte des mongolischen Kaiserthums. Zuweilen stehen auch die erzählten Begebenheiten in keinem rechten Zusammenhange. Die Ursache liegt jedoch vielleicht darin, dass diese Dar-

Digitized by Google

ſtellungen meiſtentheils Nachholungen ſeyn ſollen. Einige neue Wörter, als: *Ermächtigung* Kronfelds S. 44, die *Begabtheit* S. 169, *Ergebniſs* S. 176, ſcheinen nicht glücklich gebildet. Dagegen hat uns die Schilderung von Pompal, von Waſhington, von Guſtav III, von Coon, vorzüglich gefallen. Die Darſtellung des literariſchen Zuſtandes einiger neuerer Nationen iſt ſehr zweckmäſsig gerathen. Aber noch fehlt ſie von vielen anderen Nationen, und dann machen nicht allein die Fortſchritte in den Wiſſenſchaften, ſondern auch die Ausbildung in den Künſten, in der feineren Lebensart, in den Erfindungen des Luxus, einen wichtigen Gegenſtand der Weltgeſchichte aus. Jg.

ERDBESCHREIBUNG.

STUTTGARDT, b. Löfflund: *Schönheiten der Natur*, gezeichnet auf einer Reiſe durch Italien in den Jahren 1802 und 1803 von *Karl Urban Keller*. Mit 20 radirten Blattern. 1805. VIII und 150 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Die in dieſem anſpruchloſen Büchlein beſchriebene Reiſe geht über Ulm, Augsburg, München, durch Tyrol nach Venedig, von da bis zur Mündung des Po zu Waſſer, auf Ferrara, Bologna, Florenz und Rom: dann nach Neapel, von wo der Veſuv, Herculanum, und Iſchia nebſt den umliegenden Inſeln beſucht werden, und zurück über Rom, Florenz, Livorno, Genua, Mailand, mit einem Abſtecher nach den borromaiſchen Inſeln, über den Gotthard durch Luzern, Zürich und Schafhauſen heim nach Stuttgardt. Neue und groſse Blicke auf die, wie es ſcheint, mit etwas zu neugieriger Haſt durchflogenen Gegenden und Gegenſtände muſs man nicht erwarten; kaum zerſtreute Notizen oder eigene Bemerkungen über das Viele, das ſich auf dem claſſiſchen Boden dem ſinnigen Beſchauer entgegen drangt. Nur das ſeine Perſon in der gröſsten Unmittelbarkeit Angehende ſcheint für unſern Reiſenden eigentlich da geweſen zu ſeyn; beqoeme oder unbequeme Herberge, gutes Eſſen, das er ſich nach ſeinem häufig wiederkehrenden Ausdruck immer *trefflich wohl ſchmecken läſst*, Furcht vor Straſsenräubern, und werthe Landsleute, auf die er in den gröſsern Örtern Italiens ſtöſst, auch wohl kleine, aber ſehr unbedeutende Reiſeabenteuer werden dem Leſer nie vorenthalten. Deſto dürftiger und unbedeutender iſt alles, was über Gegenſtände der bildenden Kunſt beygebracht wird. Doch müſſen wir dem Vf. hierin eine gewiſſe Conſequenz zugeſtehen, indem er ſich alles Räſonnements durchaus enthält, und die wichtigſten Gegenſtände, bey denen er verweilt hat, in compendiariſcher Kürze bloſs nahmhaft macht. Dadurch hat das ganze Buch den Charakter flüchtig in den Ruhepuncten einer Reiſe hingeworfener Briefe bekommen, die allerdings nicht ganz unbelebt ſind; aber doch nur dem eigentlich lebendig werden können, der ſowohl die Perſon des Reiſenden, als die von demſelben durchzogenen Gegenden ſelber kennt. Indeſſen wird man niemals durch unwiſſende Anmaſsung ausgezeichneter Bildung, oder durch den Schwall mühſam erpreſster Reflexionen beleidigt, wie ſich in mehrern neuen Reiſedarſtellungen, z. B. in der kotzebueſchen, zum höchſten Ekel des Leſenden auf jeder Seite darbieten. Nur dem Styl wäre etwas mehr Gleichförmigkeit und Reinheit zu wünſchen, da mitunter etwas gemeine Ausdrücke und Wendungen neben im hochſten Grade koſtbaren und geſchraubten ſonderbar abſtechen, ond ausländiſche Wörter unmäſsig reichlich verſtreut ſind. Doch dürfen wir auch hier nicht verkennen, daſs alle dieſe Fehler nicht ſowohl aus abſichtlichem, verkehrtem Streben, als aus einer gewiſſen Unbeholfenheit im ſchriftlichen Ausdruck entſprungen ſind, die bey bildenden Künſtlern eher ein günſtiges, als ein ungünſtiges Vorurtheil erwecken dürfte. Denn Hr. *Keller* kündigt ſich ſelbſt in der Vorrede als Kunſtler an; und er beurkundet ſeinen Beruf durch die zum Buche gehorigen, von ihm ſelbſt gezeichneten ond geätzten Anſichten einiger der anziehendſten Momente auf ſeiner Reiſe.

Dieſe landſchaftlichen Darſtellungen ſcheinen es auch eigentlich zu ſeyn, was der Schrift, als begleitendem Commentar, ihr Daſeyn gegeben hat: da der Vf. ſich auch in der Beſchreibung romantiſcher Gegenden beſonders zu gefallen ſcheint, und bey ſolchen oft länger verweilt, als es ſonſt ſeine Art iſt. Dieſe 20 Kupfertafeln nun können gewiſs auf den Dank jedes Freundes ſolcher Darſtellungen hoffen. Iſt auch der Grabſtichel nicht mit ausgezeichneter Sorgfalt und in jedes Einzelne gehendem Fleiſs geführt: ſo iſt der Stich doch rein und kraftig, und jedes Blatt ſpricht ſeinen eigenthümlichen Charakter mit lebendiger Beſtimmtheit aus. Von vorzüglichem Intereſſe und ſehr inſtructiv ſind die beiden gröſsern, nur conturirten, die in Vogelperſpective eine Anſicht von ganz Rom bis ans Meer und zu den ſabiniſchen Bergen vom Monte Mario her; und die öſtliche Ausſicht von der Spitze des Veſuvs über den neapolitaniſchen Meerbuſen auf die Stadt und das ganze Geſtade von Sorrento bis zum Poſilippo mit Iſchia, Procida und Capri zeigen: ein in der That ſehr glücklicher Gedanke, den wir ſonſt nirgends ausgeführt gefunden haben, und der doch von gleichem Intereſſe ſeyn muſs für den, der ſich dieſen Umriſs mit allen Localfarben eigener Anſchauung beleben kann, als auch für den, der wenigſtens einen ſkizzirten Überblick dieſer ſeligen Gefilde wünſcht, um doch die feſte Form zu haben, die er dann durch den Zauber ſeiner Phantaſie mit Farben des Lebens ausfüllen kann. Nächſtdem ſcheinen uns vorzüglich anziehend die Seen von Nemi, von Albano ond von Lugano, der Monte Cavo mit der Rocca del Papa, die beiden Gegenden von Ariccia, und die tiroler Alpen von Wohlfahrtshauſen her. Das Blatt mit dem Venustempel bey Baja iſt mit Schiffen und anderweitiger, charakterloſer Staffage überladen: Mola di Gaeta und die Spitze des Veſuvs haben eben kein plaſtiſches Verdienſt, ſo auch Iſchia, das wohl nur in einer groſsen Ausführung und in Farben würdig nachgebildet werden kann. Die Anſicht von Neapel hätte, wie die Graber des Virgil und Cicero, durch weniger bekannte Gegenden erſetzt werden können, da Hr. *Keller*, nach einem lobenswerthen Plan, beſonders darauf geachtet hat, daſs er minder bekannte Anſichten gab: inzwiſchen werden dieſe Blatter durch den Reiz ihrer Gegenſtände wieder entſchuldigt. P.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 MAY, 1809.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Hinrichs: *G. A. Olivier's Reise durch Persien und Klein-Asien.* Auf Befehl der franz. Regierung unternommen. Aus dem Franz. übersetzt von *K. L. M. Müller.* II Bde. Mit 8 Kupfertaf. u. 2 Karten. 1808. VI, 318 u. 336 S. 8. (3 Thlr. 16 Gr.)

Diese beiden Bände enthalten den dritten Theil der *Müllerschen* Uebersetzung von Olivier's Reise durch das türkische Reich, Agypten und Persien während der ersten sechs Jahre der französischen Republik oder von 1792 — 1798, und entsprechen der 5 und 6 Abtheilung des Originals, die viel später herausgekommen sind, als die vorigen. Unstreitig sind sie die wichtigsten der ganzen Reise; denn sie geben uns sehr schätzbare und gründliche Nachrichten von einem grosen und merkwürdigen Theile Asiens, der in neueren Zeiten wenig besucht worden ist, und durch die politischen Verhältnisse, worin er mit Frankreich stehet, die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen hat. Die Abkürzungen, die sich der Uebersetzer hie und da erlaubt hat, betreffen, wie er ausdrücklich versichert, blos die Form der Darstellung, und wir haben keine Ursache, die Versicherung in Zweifel zu ziehen. Die Reise ging von Bagdad am 18 May 1796 den nächsten Weg nach Teheran, der Residenz des damaligen Beherrschers Persiens Mehemet (Mohammed). Am 24sten erreichte die Gesellschaft den persischen Boden und wurde in Kermanchah als französische Gesandtschaft sehr höflich aufgenommen. Hatte man sich vorher über die Mässigkeit der Türken und Armenier im Genuss der Nahrungsmittel verwundert: so gerieth man hier auf der ferneren Reise über die Genügsamkeit der Perser selbst alsdann, wenn sie Gelegenheit haben, die Essluft nach Gefallen zu befriedigen, in Erstaunen. Die Stadt selbst, obgleich sie die Residenz eines Khans vom ersten Range und Hauptstadt einer grosen Provinz ist, hat nur zwischen 8 und 9000 Einwohner. Sie ist ansehnlich befestiget, aber weniger zierlich als die übrigen persischen Städte; die Gassen sind enge und schmutzig, und die Häuser von Erde erbaut. Das Monument unweit der Stadt, in einen harten Kalkfelsen gehauen, wird beschrieben und in einem Kupfer abgebildet. Hr. *Beauchamp* hatte schon im *Journal des Savans* Nov. 1790 davon gehandelt, und Hr. *Silvestre de Sacy* antiquarische Untersuchungen darüber angestellt. Das Buch, worin dieses geschehen ist, und das S. 23 angedeutet wird, hat den Titel *Memoires sur diverses antiquités de la Perse et sur les medailles des Rois de la dynastie des Sassanides.* Paris 1793. Das Gebiet der Stadt ist übrigens sehr fruchtbar und vortrefflich bewässert. Die Sicherheit, womit man jetzt durch ganz Persien reiset, verdankt man Khan Mehemet, dem Oheim und Vorgänger des jetzigen Herrschers, der eine strenge Policey einführte. Was von der Wohlfeilheit des Waarentransports von Tibet und Hindostan nach Constantinopel, die durch die Karawanserais vornehmlich befördert wird, S. 30. 31 gesagt wird, möchte noch vielem Zweifel unterworfen seyn; und sollte es wirklich gegründet seyn, dass die indischen und tibetanischen Waaren in Constantinopel und Smyrna wohlfeiler wären, als in London und Amsterdam? Das Denkmal von Bessutun wird beschrieben und abgebildet. Amadan, wo ehemals Ecbatana stand, ist jetzt grosentheils zerstört, und aus einer ansehnlichen Stadt zu einem Flecken herabgesunken. Die Seidenmanufacturen sind in Verfall gerathen, und werden auch nicht eher wieder recht in Gang kommen, als *bis alles ruhig im Lande ist, und eine feste Regierung den Ansprüchen aller Grosen ein Ziel setzt.* Nach späteren Nachrichten, die jedoch einseitig sind, geniesst das Land, seitdem Fetah Ali sich auf den Thron geschwungen hat, die vollkommenste Ruhe. Auf dem mit Schnee bedeckten Berge Elvind sammelte *Olivier* und sein Reisegefährte *Bruguiere* viele in Europa unbekannte Pflanzen, die jedoch des Rühmens nicht werth waren, das die Orientalen davon machten. Am 2 Jul. langten sie in Teheran an. Der König war abwesend. Er hatte in Mazanderan eine Armee von 60000 Mann auf die Beine gebracht, und war damit in Khorussan eingefallen, um diese Provinz mit seinem Reiche zu verbinden. In der Stadt hielten sich viele Geisseln auf, die der König fast aus dem ganzen Reiche hatte dahin bringen lassen, desgleichen die Häupter der Stämme, welche ihm verdächtig geworden waren. Die Mauern, Bazars, Moscheen und Häuser der Stadt verrathen ihre Neuheit, die sich von den Zeiten der Afghanen, die sie zerstört haben, herschreibt. Die Bevölkerung betrug noch nicht 15000 Seelen, mit Einschluss der 3000 Mann königlicher Truppen. Die Luft ist nicht sehr gesund, daher die Stadt während der heftigen Sommerhitze von vielen Einwohnern verlassen wird, die sich aufs Land begeben. Das Wasser ist sehr schlecht, und wollte den französischen Magen nicht zusagen. Die Industrie ist auf filzartige wollene Teppiche und verschiedene eiserne Geräthschaften beschränkt. Als die Ankunft des Königs von einer Zeit zur anderen

Digitized by Google

verſchoben ward, und die Geſundheit der Franzoſen den längeren Aufenthalt in der Stadt nicht räthlich machte, erſuchten ſie den Gouverneur um Erlaubniſs aufs Land zu ziehen, die verſtattet ward, und der zufolge ſie ſich nach dem Dorfe Tegrich, 3 Stunden von Teheran in einer fruchtbaren waſſerreichen Gegend, begaben. Zu verwundern iſt, daſs der König an dem Gouverneur ſeiner Reſidenz einen ſo unwiſſenden und mit Vorurtheilen behafteten Diener, wie er ſich gleich bey der erſten Audienz den Franzoſen zu erkennen gab, beſaſs. Schon vor Sonnenaufgang durchſtreiften unſere Fremden die Gegend zu Pferde, und beſchäftigten ſich nach eingenommenem Frühſtück mit den mitgebrachten Pflanzen, Vogeln, Inſecten und anderen naturhiſtoriſchen Gegenſtänden, die ſie aufbewahren wollten. Nachher ertheilten ſie den Kranken ihren Rath, wofür ihnen ſelten der gebührende Dank gezollt wurde. Aber nicht bloſs in Perſien, ſondern auch in der Türkey ſind die Moslemen ungerecht gegen die Arzte, die nicht mit ihnen einerley Religion haben. In Perſien, als dem mehr civiliſirten Lande, ſteht die Medicin in gröſserer Achtung, als in der Türkey. Indeſſen iſt ſie auch da nicht auf Anatomie und Phyſik gegründet, ſondern beruhet auf Muthmaſsungen und Gewohnheit. Das Betragen der Einwohner in Tegrich gegen die fremden Gäſte war ſehr lobenswerth. Kein Diebſtahl, keine Beleidigung ward verübt. Nur war die zudringliche Neugier läſtig. Sie ſelbſt verrathen Kenntniſſe und eine gewiſſe Bildung. Die Frauen ſind ſehr roh und unwiſſend, und von mehr Vorurtheilen beherrſcht, als die Manner. Im Hauſe ſind ſie ſehr fleiſsig. Auſser dem Hauſe, auf dem Felde, verrichten ſie keine Arbeit. Gegen die Rückkehr des Königs nach Teheran kamen auch die Franzoſen wieder zur Stadt. Auf den Rath der Aſtrologen, ohne deren Zuſtimmung Vornehme und Geringe nichts zu unternehmen wagen, erfolgte die Zurückkunft des Königs einige Tage ſpäter. Orientaliſch prachtvoll war der Einzug, aber ihn bezeichnete eine Grauſamkeit, die den ganzen Hof in Trauer verſetzte. Augen ausſtechen, Bauch aufreiſsen, Naſe, Ohren, Daumen abſchneiden waren gewöhnliche Strafen, die der König Mehemet zu verhängen pflegte. Einen Tropfen Wein zu koſten, war bey Todesſtrafe verboten. Von den Grauſamkeiten, die er während der Anweſenheit der Franzoſen, vorzüglich an einigen gefangenen Ruſſen, obgleich damals kein Krieg mit Rufsland war, verüben lieſs, werden Entſetzen erregende Beyſpiele angeführt. Dem Könige ſelbſt haben die Franzoſen nicht aufgewartet noch aufzuwarten verlangt. Sie hatten Audienzen bey den Miniſtern, die auf alle Bitten günſtig antworteten. Die Abſicht ihrer Sendung war erreicht, und ſie verlieſsen Teheran am 14 Oct., ohne vortheilhafte Meinungen von der Regierung und dem Volke mitzunehmen. Die Reiſe ging über Kom und Cachan, Stadte, die aus den früheren Reiſen *Chardin's* u. A. bekannt ſind, nach Iſpahan. Kom, die unter den Sophis mehr als 15000 Hauſer und 100000 Einwohner hatte, liegt in Ruinen. Kaum ſtehen 50 Häuſer um die Hauptmoſchee, und die Zahl der Einwohner iſt bis auf 300 geſchmolzen. Auch in Cachan liegt faſt jedes 5te Haus in Trümmern. Die Stadt iſt aber noch volkreich, und die öffentlichen Gebäude und Plätze in gutem Stande. Man verfertiget hier viele ſeidene Stoffe, Leinwand (Baumwollenzeuge), Säbelklingen u. ſ. w. Der Stich der daſigen Scorpionen wird nicht für lebensgefährlich gehalten, wenn man die örtlichen Heilmittel anwendet. Den Naturforſchern wird die Beſchreibung des Inſects mit der Abbildung willkommen ſeyn. Iſpahan gewährt nicht minder einen traurigen Anblick von eingefallenen Häuſern, Mauern, die den Einſturz drohen, und Schutthaufen. Der Umkreis der jetzt bewohnten Stadt iſt noch nicht ein Fünftel des ehemaligen, und ſtatt mehr als 600000 Menſchen wohnen hier nicht 50000. Doch fehlt es nicht ganz an Sehenswürdigkeiten, und die geſchmackvolle Bauart der Brücken wird vorzüglich gerühmt. Die groſse Hitze wird aus der auſserordentlichen Trockenheit der Luft erklärt, und dieſe findet ihren Grund in dem Mangel an Waſſer, an Flüſſen und Strömen. Dieſer Mangel ſchreibt ſich her von der Abweſenheit der Wolken um die Berge, die von allem Gehölze entblöſst ſind, und keine Feuchtigkeit einſaugen, wie andere Gebirge, auf denen groſse Flüſſe entſpringen. Die Dürre iſt ſo groſs, daſs nicht der 20ſte Theil Perſiens angebaut iſt. Indeſs ſcheint das Klima durch Anpflanzung von allerley Holzarten einer Verbeſſerung fähig zu ſeyn, wodurch die Atmoſphäre feuchter, mehr Regen erzeugt und die Gewölke auf den höchſten Gebirgen aufgehalten werden würden. Viel feuchter und gemäſsigter als das übrige Perſien ſind die zwiſchen dem ſchwarzen und kaſpiſchen Meere gelegenen Provinzen. Obgleich der Vf. das kaſpiſche Meer nicht geſehen hat: ſo hat er doch demſelben ein beſonderes Cap., das 8te, gewidmet. Ihm ſcheint es ehedem einen gröſseren Umfang gehabt zu haben, und durch einen Kanal mit dem ſchwarzen Meere verbunden geweſen zu ſeyn. Sein Spiegel ſey geſunken, dagegen der des ſchwarzen Meeres habe ſich in gleichem Stande erhalten. Da, wo die Wolga und der Don einander am nächſten ſind, ſey das Bette des erſteren um 60 — 70 Fuſs niedriger, als das des letzteren, es ſey daher das ſchwarze Meer um ſo viele Fuſs höher, als das kaſpiſche. In der Vergleichung der Perſer und Türken (Cap. 9) wird jenen der Vorzug gegeben, ſo daſs, wenn ſie Gelegenheit gehabt hätten, mehr mit den Europäern umzugehen, ſie ihnen in der Cultur nicht nachſtehen würden. Jedoch wird der moraliſche Charakter der Türken mehr gerühmt, als der der Perſer, die dem Vf. ein ausgeartetes Volk zu ſeyn ſcheinen, deſſen Laſter durch die Zerrüttungen im Lande zugenommen haben. Die langwierigen Kriege haben alſo auch hier die Folge nach ſich gezogen, die man auch in Europa bemerkt, Verderbniſs der Sitten und Verſchlimmerung des Nationalcharakters. Weitläuftig wird von der Kleidung beider Nationen gehandelt, und die Beſchreibung durch Kupfer erläutert. Sehr gegründet ſcheint uns die Bemerkung zu

Digitized by Google

seyn, dafs die einfache, freyere und weniger lästige Kleidung der Perser die Ursache der gröfseren Gewandtheit, Geschicklichkeit und anderer Vorzüge sey, die diese vor den Türken besitzen, dafs die türkische Kleidung unthätig mache, und dafs überhaupt die Kleidung vielen Einflufs auf die physischen und moralischen Eigenschaften habe. Der Tabak, den man vermittelst des Narguils, nicht der Pfeifen, raucht, ist derselbe, den man in Europa zum Schnupfen nimmt, und viel stärker als der türkische. Die Kaffeehäuser sind nicht mehr so zahlreich, und Kaffee wird nicht viel getrunken. Das Opium vertritt seine Stelle, man geniefst es aber mit Mafsigkeit. Der Weinstock wird in ganz Persien gebaut. Man bereitet daraus Wein für Nicht-Mahomedaner, und Weinbeermufs, welches mit Essig oder Wein vermischt, ein angenehmes Getränk ist, ingleichen aus den Rosinen einen Brandewein. Das Brod, gewöhnlich aus Waitzenmehl gebacken, ist besser, als in der Türkey. Nächst dem Brode ist Reis die gewöhnlichste Nahrung. Cap. 10. Die Wissenschaften führen zu Ansehen und Vermögen, und Menschen aus allen Ständen beschäftigen sich damit. Was soll man aber von ihrem Zustande urtheilen, wenn man liefet, dafs die Astrologie den obersten Platz einnimmt, und das Amt eines Astrologen das einträglichste und angesehenste ist? In den Künsten sind die Perser den Türken überlegen. Sie haben z. B. in der Kunst zu wölben es sehr weit gebracht. In der Färberey übertreffen sie die Europäer. Die Töpferarbeit ist vortrefflich, und ihr Porcellain giebt dem chinesischen nichts nach. Die königlichen Manufacturen liefern nicht mehr jene schönen seidenen und wollenen Teppiche, allein die Kunst ist nicht verloren gegangen, und in ruhigeren Zeiten werden die Arbeiten wieder erneuert werden. Dem Mangel an Wasser hat man auf sehr künstliche und mannichfaltige Art abzuhelfen gesucht. Die unterirdischen Kanäle (der Uberf. nennt sie S. 210 *Gallerien*), durch welche das aus mehreren Brunnen gesammelte Wasser eine Strecke Weges unter der Erde geleitet wird, bis es an einem anderen Orte wieder zu Tage kommt, schreiben sich aus sehr alten Zeiten her, und werden in besseren Zeiten wieder in den Stand gesetzt werden, das jetzt öde liegende Land urbar zu machen. Die in Vorschlag gebrachten neuen Handelswege, auf welchen Europa Waaren aus Persien ins Künftige beziehen soll, übergehen wir. Der vor 1795 Statt habende Handel mit Rufsland wurde nur auf 2 Millionen (Francs? Rubeln?) geschätzt. Das russische Pelzwerk findet in Persien nicht den Abfatz, den es in der Türkey hat, weil die Perser viel lieber zarte Lammerfelle tragen. Der Handel mit der Türkey ist von keiner grofsen Ausdehnung. An Indostan liefert Persien viel Kupfer, Schwefel, Rauchtabak u. s. w., jedoch an Werth viel weniger, als es aus Indien erhält; daher die Differenz mit Gold- und Silber-Münzen ausgeglichen wird. Von den Producten, die in den Handel kommen, werden folgende namhaft gemacht: Seide, womit der Handel nach Europa, Rufsland ausgenommen, ganz aufgehört hat; Wolle, grofsentheils ein Erzeugnifs des baktrischen Kameeles, dessen Wolle viel feiner ist, als die des arabischen; Pferde, wovon viele zum Reiten an die Türkey und Indostan geliefert werden; Baumwolle, Krapp, Zucker, Manna vom Alagi, welches Manna *Therenjabin* genannt wird, Mumie, Asphalt und Naphtha, *Semencine* oder *Semen contra*, ein wohlriechender Wermuth, Tuthie (Ofenbruch), Bezoar, Rosenessenz, Gummi Dragant. Zu dem Inhalt des Cap. 11 oder der Geschichte Persiens von 1694 an, als Chah Hussein zur Regierung kam, bahnt sich der Vf. den Weg durch den Blick auf die Militarverfassung Persiens zu Lande und zu Wasser. Die angefangene Geschichte wird in den 7 ersten Capiteln des 2ten Theils fortgesetzt, und ist zum Theil aus mündlichen Nachrichten, die an Ort und Stelle eingezogen sind, geschöpft. Eine bessere Quelle für die neueste Geschichte Persiens wissen wir nicht nachzuweisen. Sie erzählt auch die Begebenheiten, die sich ein paar Jahre, nachdem der Vf. Persien verlassen, zugetragen haben. Zu seiner Zeit regierte der Eunuch und Wüterich, Mehemet. Er ward 1797 auf Anstiften Sadek Khan, von einem Officier ermordet. Von den vier Prätendenten zum Throne, die sich 1798 aufwarfen, war Baba Khan, der Neffe des verstorbenen Königes, der würdigste und glücklichste. Er hatte die meisten Truppen, besafs das meiste Geld, und war Herr von Teheran, Ispahan und Schiras. Nachdem er nichts mehr von seinen Nebenbuhlern zu fürchten hatte, nahm er den Namen Fetah-Ali-Khan an. Er scheint, setzt der Vf. hinzu, bis jetzt Persien mit Gerechtigkeit regiert, und sowohl in inneren als äufseren Verhältnissen alle jene Energie entfaltet zu haben, welche für seine Lage passend ist. Wer von diesem Alliirten des grofsen Napoleon mehr wissen will, der mufs, da andere Nachrichten zur Zeit nicht zugänglich sind, sich an die französischen Journale halten.

Der Vf. verliefs Ispahan den 15 Nov. 1796 auch wegen der schlechten Gesundheit seines Gefährten. Der Weg ging über und neben Gebirgen, die zum Theil mit Schnee bedeckt waren, zwischen Granitfelsen und durch Thäler und Ebenen, und fiel bey Kengaver in den, auf welchem er vorher nach Teheran gereiset war. Auf der 14tägigen Reise nach Kengaver wird fast keiner anderen als zerstörter Dörfer erwähnt. Die Weiber zu Mikhr-Abad, die gar nicht verschleyert waren, und kein Bedenken trugen, sich mit den Reisenden zu unterhalten, erregten Verwunderung. Sie gehörten aber zu einem kurdischen Stamme. In Sarpil, nicht weit davon, waren die kurdischen Weiber, die die Reisenden bedienten, verschleyert. Am 15 Dec. kamen die Reisenden in Bagdad an, nachdem sie kurz vorher beraubt, aber durch die Thätigkeit der Obrigkeit, an welche sie sich gewandt, wieder in den Besitz des Geraubten gesetzt waren. In Bagdad fafsten sie den Entschlufs, nicht länger in jenen Gegenden zu verweilen, die *nur schon in der Vergangenheit sind, keine grofse Hoffnung zum Glück für die Zukunft geben, und gegenwärtig das Menschengeschlecht in dem allerungünstigsten Lichte darstellen.* Mit einer nach Damas bestimm-

Digitized by Google

ten Karawane würden sie schon im Jan. 1797 abgereiset seyn, wenn nicht der Janitscharen-Aga, den sie wegen einer venerischen Krankheit in Cur genommen hatten, diesen Plan vereitelt hätte. Sie reiseten daher den 2 May mit einer anderen nach Aleppo. Zu den gewöhnlichen Beschwerlichkeiten einer Reise durch die Wüste gesellten sich noch ausserordentliche. Bey einem Brunnen, dessen Wasser abführend und schwächend war, machten sie 8 Tage Halt, um auf 5 oder 600 Kameele zu warten, die zu ihnen stossen sollten. Der Vf. benutzte die Gelegenheit, verschiedene Arten kleiner Grillen oder Heimchen, davon die *Gryllodes araneoides* die häslichste ist, die bissen und über alles herfielen, zu untersuchen. Mehrmal wurde, um Waaren zu erwarten, Kameele zu kaufen und ähnlicher Ursachen wegen, ein oder mehr Tage stille gelegen. Die Horden der Araber, die sie gelegentlich besuchten, erscheinen mit ihren Harems, Bewirthung der Fremden, und in ihren übrigen Sitten, so wie man sie schon lange aus alten und neueren Nachrichten kennt. In Hit, an der Westseite des Euphrats, zählt man kaum 1000 Einwohner, lauter angesessene Araber, die den Ackerbau treiben. Für die Botanik war auch die Reise durch die Wüste gewinnvoll. Ausser anderen entdeckte der Vf. eine den Botanikern bisher unbekannte Pappel, die er *populus euphratica* genannt hat. Bey Anah verliess die Karawane die Ostseite des Euphrats, und begab sich an die Westseite. Die Zahl der Einwohner in der Stadt wird auf 3000 geschätzt. So wie die Stadt volkreicher ist als Hit: so ist sie auch besser gebaut. Von den Reisen auf dem Fluss auf aufgeblasenen Schläuchen, die nur in der schönen Jahrszeit, wenn der Fluss sehr niedrig ist, Statt finden, sah der Vf. viele Beyspiele. Cap. 10. Der Zug einer Karawane durch die Wüste wird beschrieben. Die Freundschaft der benachbarten arabischen Horde wurde erkauft, und ein junges Kameel zur Feyer des Vertrages geschlachtet. Den Franzosen schmeckte es so gut als das beste Ochsenfleisch aus der Schweiz oder Normandie. Auf dem fernern Wege stiess man oft auf Araber. Es erfolgten aber keine Feindseligkeiten, weil sie entweder zu demselben Stamme gehörten, oder Befreundete davon waren. Da man von Anah aus in der Richtung von Nordwest, und nachher gegen Norden zog: so wird die Krümmung, die der Fluss auf *d'Anville's* Charte macht, bezweifelt. Das gilt auch von der Krümmung bey Hit. Endlich kamen sie den 4 Julius in Aleppo an. Nichts von dieser Stadt, von welcher gleich zu Anfang der orientalischen Reise gehandelt ist. Sie eilten nach Latakie, um auf einem venetianischen Schiffe nach Constantinopel zu segeln. Latakie war kaum mehr zu erkennen. Ein Erdbeben hatte den 26 April 1796 zwey Drittel der Häuser eingestürzt, und die übrigen beschädigt. In Latakie bestiegen sie ein ragusanisches Schiff, das nach Cypern und von da nach Alexandrien segeln wollte. Es ging in Larnaca vor Anker. Etwas von diesem Hafen und der ganzen Insel, dem ärmsten und unglücklichsten Lande, das die Griechen in Besitz haben. Statt einer Million Einwohner, die sich von den Erzeugnissen des Bodens nähren könnten, kann man nur ungefähr 30000 Griechen, und eben so viele Türken rechnen. Da kein Schiff, das nach Marseille oder Italien segeln wollte, zu finden war: so entschlossen sich unsere Reisenden durch Klein-Asien nach Constantinopel zu gehen. Zu Cerino schifften sie sich auf einem französischen Fahrzeuge ein, das von der Pforte zu einer Art von Paketboote, um Gelder und Passagiere von der Insel nach Karamanien zu bringen, angenommen war. Die Überfahrt dauerte kaum 24 Stunden, und den 18 Sept. liefen sie in die Bay von Celindro ein. Nachdem sie den mit Wald bedeckten Taurus überstiegen hatten, kamen sie den 24 Sept. in eine Ebene, auf welcher die Stadt Karaman liegt, die einen ansehnlichen Handel treibt, an sich ein schlechter schmutziger Ort ist. In Konich, dem alten Iconium, weilten sie lange genug, um einige alte Basreliefs abzuzeichnen, und griechische und arabische Inschriften abzuschreiben. Allein sie wagten es nicht, aus Furcht vor den Erpressungen des Stellvertreters des Pascha, welcher letzterer abwesend war. Die Einwohnerzahl wird auf 12 bis 15000 geschätzt. Cap. 12 In Karahissar, der Hauptstadt einer nicht grossen, aber wegen ihrer Producte und ihres Handels wichtigen Provinz, ist die Industrie seit einigen Jahren sehr lebhaft geworden. Diese Nachricht mögen sich diejenigen merken, die sich einbilden, dass alle Betriebsamkeit im türkischen Reiche mit jedem Jahre abnehme. Die Wege von Karaman bis nach Kutayeh, einer sehr grossen, bevölkerten und handeltreibenden Stadt, die der Hauptort einer Provinz ist, sind sehr gut, so dass die Lebensmittel von einem Ort zum anderen auf Wagen können transportirt werden. Auch hier ist Grund zum Lobe der Türken. Nachdem die Reisenden über das Gebirge Tumangi Dag, welches, obgleich es mit dem Olymp zusammenhängt, doch keine so beträchtliche Höhe hat, gekommen waren, erreichten sie bald Nicäa, zu einem elenden Flecken von nicht mehr als 3000 Seelen herabgesunken. Zu Hersek, wo man sich einschifft, um über den Golf von Nikomedien zu setzen, war der Vf. Augenzeuge von der Wildheit eines türkischen Matrosen, die einem der Passagiere das Leben kostete, für den Thäter selbst keine nachtheilige Folgen hatte. Am 18 Oct. gelangten sie endlich in Constantinopel an.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stucke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Bremen u. *Aurich*, b. Müller: *Blumenkränze geselliger Freude und unschuldigen Frohsinns, gewunden für gute und frohe Menschen.* Oder *Neue zweckmäßige Auswahl von Gesängen nach meist bekannten Melodieen.* 1ster Th. 3te verbess. Aufl. VIII u. 190 S. 8. (16 Gr.)

Leipzig, b. Crusius: *Spanische Sprachlehre, nebst Übungen zur Anwendung der Grundsätze, der Wortfügung und der Schreibart.* Von *Johann Daniel Wagener*, Dr. u. Prof. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. 1807. XXIV und 309 S. 8. (18 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 MAY, 1809.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *G. A. Olivier's Reise durch Persien und Klein-Asien etc.* Aus dem Französischen übersetzt von *K. L. M. Müller* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Cap. 13. Die Sachen, die man auf der Reise an verschiedenen Orten zurückgelassen hatte, wurden im Jan. 1798 zusammengebracht, und der Entschluss wurde gefasst, ein kleines türkisches Schiff nach Coron (einem Hafen im Süden von Morea) zu miethen, das auch in Athen anlegen sollte, um durch Morea, oder über den Isthmus von Korinth nach Corfu zu kommen. Am 30 May segelte das Schiff nach den Dardanellen. Siebzehn Tage hielten sich die Franzosen in Athen auf, um die alten Ueberreste in Augenschein zu nehmen. Die Stadt hat nur 7 bis 8000 Einwohner, unter welchen 800 Türken sind, und die ganze Gegend vom Cap Sunium bis Megara auf der einen, und bis an den Parnassus auf der anderen Seite, oder das alte attische Gebiet hat nicht 8000 Seelen. Die Industrie der Athener ist fast ganz auf den Feldbau beschränkt. 12 bis 15 Seifensiedereyen sind fast beständig im Gange. Öl ist das wichtigste Product, wovon sonst viel nach Marseille zum Seifensieden verführt wurde. Der Honig vom Berge Hymettus behauptet noch seinen alten Ruf. Der Vf. erstieg den Berg zu Pferde. Er besah auch nachher die Ebene von Marathon, die durch die Schlacht zwischen den Persern und Griechen berühmt geworden ist, und die pentelischen Marmorbrüche. Cap. 14. Auf die Nachricht, dass man ohne Gefahr über den Isthmus von Korinth gehen könne, und eine englische Brigg die Fahrt im Süden von Morea unsicher mache, verliessen die Franzosen ihr Schiff, und segelten mit drey Fahrzeugen nach dem Hafen von Kenchries, der zu Korinth gehörte. Man ritt von da nach dem Hafen von Lepanto, oder dem ehemaligen Leche, wo ein Trabacolo gemiethet war, die Reisenden nach Patras zu bringen. Das Gebiet dieser Stadt ist ausserordentlich fruchtbar, und ihre Rhede sehr sicher. Der Handel ist bedeutend. Auf einem anderen kleinen Schiffe wurde die Reise nach Corfu fortgesetzt. Die Fahrt ging langsam zwischen dem festen Lande und den Inseln. Corfu war damals in den Händen der Franzosen, und der Hauptort eines der drey Departements, die im ionischen Meere gebildet waren. Die Bevölkerung wird auf 60000 Seelen geschätzt, die ihre Existenz und Unterhaltung fast allein dem Olbaum verdanken. Hr. *Oliv.* und sein Gefährte machten auf Befehl des Commissars des Vollziehungs-Directorium Excursionen in der Insel, deren Erzählung mit der Beschreibung von Bellaire verglichen zu werden verdient. Ehe sie sich auf der Fregatte, die sie nach Ancona bringen sollte, einschifften, begaben sie sich nach Butrinto, um die Ruinen der alten Stadt Buthrosum, und die Anlagen, welche die Venetianer gemacht hatten, in Augenschein zu nehmen. Endlich liefen sie den 19 Sept. in den Hafen von Ancona ein. Hier starben wenige Tage nach ihrer Ankunft Bruguiere u. Comeyras, und Olivier kehrte allein nach Frankreich zurück, wo er 1798 im Dec. zu Paris ankam.

Die Übersetzung hat hin und wieder Spuren der Flüchtigkeit, und der Styl ist zuweilen rauh und holpericht. S. 12 wird von einem Gebäude gesagt: *Blofs der vordere Theil hatte eine erste Etage, die drey anderen Seiten waren nur Parterre.* Die Meinung scheint zu seyn, dass jener Theil zwey Stockwerke, diese nur eines hoch waren. 2 Theil. S. 12. *Er hatte sich bemerkt gemacht* statt *sich hervorgethan.* — S. 176. Z. 7 v. u. wird das französische Wort *araire* beybehalten. Es scheint einen Pflug, dessen man sich in dem mittäglichen Frankreich bedient, zu bedeuten. S. 180. Z. 6, v. u. *Sigrines* mufs *Syriens* heifsen. — S. 190. Z. 3 und sonst, wird eine Distanz in *Millien* angegeben. Den wenigsten Lesern wird dieses Mafs bekannt seyn. Mille ist eine Viertelstunde Weges, nach der Eintheilung von 1801. — S. 232. Z. 2, *Latakie* statt *Aleppo.* — S. 302. Z. 13 kommt eine alte Statue des Kaisers Hadrian vor, einen *Kompafs* in der Hand haltend. Offenbar hat das französische *compas Cirkel*, zu dieser seltsamen Verdollmetschung Gelegenheit gegeben. S. 311 wird die Landenge, oder der Isthmus von Korinth bestimmt auf 4 *Meilen zweyhundert geometrische an der schmälsten Seite.* Vermuthlich ist nach *geometrische*, *Schritte* ausgelassen. Aber sollte die Länge in Meilen und Schritten bestimmt, und nicht blofs eines von diesen Mafsen gewählt seyn? — S. 331 wird 5 Dörfern auf der Insel Corfu eine Bevölkerung von 400000 Einwohnern gegeben, offenbar zu viel, obgleich die Zahl mit Wörtern, nicht mit Ziffern geschrieben ist. — Zu den Fehlern des Übersetzers zählen wir auch, dass S. 200. Z. letzte, des Korndreschens *mit Flegeln* gedacht wird. Der Zusatz ist unserer Vermuthung nach nicht im Original. Wenigstens erinnern wir uns nicht, dass von irgend einem der vielen Reisenden, deren Werke uns zu Gesicht gekommen sind, die europäische Art zu dreschen im Orient bemerkt worden sey.

Zu loben ist, dass die Kupfer des Originals nicht

vorenthalten ſind. Auf den beiden Charten von Klein-Aſien und Syrien, Meſopotamien nebſt dem von dem Vf. bereiſten Perſien, iſt die Reiſeroute des Vfs. bezeichnet. a. b. c.

ÖKONOMIE.

Leipzig, b. Gräff: *Über den Zuſtand der Landwirthſchaft in den preuſſiſchen Staaten und ihre Reformen.* Von D. *F. B. Weber*, der Land- und Staats-Wirthſchaft ordentl. Prof. zu Frankf. a. d. O. 1808. 204 S. gr. 8. (16 Gr.)

Dieſe kleine, aber gehaltreiche Schrift hat den Zweck, die Prüfung deſſen, was zu verbeſſern, und wie es zu verbeſſern iſt, nur an Einem, und zwar dem wichtigſten Gegenſtande der öffentlichen Sorgfalt, nämlich an dem Gewerbe der *Landwirthſchaft*, wie ſie ſeither in den preuſſiſchen Staaten betrieben wurde, und künftig betrieben werden kann, zu verſuchen, auf eine zweckmäſsigere Benutzung und Cultur des Bodens, als die ſeitherige war, aufmerkſam zu machen, und dem, durch die Verwüſtung des Kriegs ſo tief geſunkenen Wohlſtande wieder aufzuhelfen. Je leichter es möglich iſt, daſs der Bürger des preuſſiſchen Staates, unter dem ſo lange dauernden Drucke, den Muth und das Vertrauen zu ſich ſelbſt verliere: deſto verdienſtlicher iſt das Unternehmen des Vfs., die menſchlichen Kräfte anzuregen, und das harte Schickſal, das den bisher ſo blühenden preuſſiſchen Staat betroffen hat, zu einer lehrreichen Schule zu machen. Er verdient um ſo eher gehört zu werden, da nicht etwa die jetzt ſo allgemein ſich verbreitende ſchmähliche Sucht, die preuſſ. Nation nur anzuklagen und zu beſchuldigen, und allein alles beſſer wiſſen zu wollen, ſeine Feder geführt hat, wie er ſelbſt betheuert. Nicht zu dem groſsen Haufen der gewöhnlichen Reformatoren der Staaten gehört er, die etwas für fehlerhaft ausgeben, vieles oder alles tadeln und verwerfen, ohne zu wiſſen und daran zu denken, wie ſchwer es ſey, dem wahren Irrthume, dem gewiſſen, unverkennbaren Fehler auf die Spur zu kommen, und ſich nicht um die ſichern Mittel und Mafsregeln bekümmern, durch welche ſie allein und von Grund aus gänzlich aus dem Wege geraumt und vertilgt werden können.

Nach einer vortrefflichen Einleitung geht er in der *erſten Abtheilung* ſeiner Schrift zu den wirklichen Mangeln und Gebrechen der bisherigen Landwirthſchaft in den preuſſ. Staaten über, und deckt deren mit edler Freymüthigkeit vorzüglich *fünf* auf, und zwar folgende: 1) die allzu groſse Ausdehnung, oder unverhältnifsmäſsige Gröſse ſo vieler Landgüter. 2) Das Mifsverhältniſs zwiſchen den Hauptbranchen des Landbaues, d. h. beſonders zwiſchen dem Feld-, Futter- und Wieſen-Bau und der Viehzucht gegen und zu einander, und vom Mifsverhältniſs des Forſtgrundes zum anderen Lande in einzelnen Provinzen des preuſſ. Staates. 3) Die bisherige beſchränkte Erwerbung und Benutzung der Landgüter, und die hiedurch und auf andere Weiſe an dem Landbaue geſchehene Entziehung der beträchtlichſten Capitalien, die man lieber auf den Handel und auf Fabriken wendete. 4) Die, theils in dem rechtlichen Zuſtande und der Verfaſſung der Landwirthſchaft, und beſonders des Bauernſtandes, theils in dem moraliſchen Zuſtande des letztern liegenden Hinderniſſe der beſſern Landcultur; oder die Erbunterthänigkeit, Eigenthumsloſigkeit, der unmäſsige Frohndienſt, die ländlichen Servituten, und die Uncultur, Unwiſſenheit, Armuth und Trägheit des Bauernſtandes im Allgemeinen. 5) Der Mangel an Bevölkerung, und anhangsweiſe das Cantonweſen und die Patrimonialgerichtsverfaſſung. Lauter offenbare Gebrechen des preuſſ. Landbaues ſelbſt, von denen zwar einige nicht die Schuld der Landwirthe ſind, ſondern ihren Grund in der ſeitherigen Verfaſſung des Landweſens haben, andere aber unſtreitig bloſs den Landwirthen zur Laſt gelegt werden müſſen!

Ob nun gleich in den preuſſ. Staaten ſich einzelne, vornehmlich ehemalige, Provinzen in dieſer Hinſicht rühmlich auszeichnen, z. B. Oſtfriesland und andere weſtphäliſche Länder, Halberſtadt, Magdeburg und der Saalkreis, Anſpach und Bayreuth, und von den behaltenen beſonders Schleſien, hie und da auch die Kurmark: ſo ſind das doch nur Ausnahmen; im Allgemeinen liegt in den preuſſ. Staaten die Landwirthſchaft noch gar zu ſehr darnieder, iſt noch viel zu wenig cultivirt und benutzt worden, und der ſchlechten Landwirthe iſt noch immer die gröſsere Zahl. Iſt das aber wohl zu verwundern, wenn man hier mit den wichtigſten Gebrechen der daſigen Landwirthſchaft näher bekannt gemacht wird? Wie können z. B. ſo unverhältnifsmäſsig groſse Güter, die mehr als 3000 oder 4000 Morgen abrtbaren Landes, ja 9 bis 17000 Morgen Terrain an Feldern, Wieſen, Hutung und Lehden haben, wie es deren in Schleſien, in der Kur- und Neu-Mark, desgleichen in den verlornen Provinzen, beſonders in Südpreuſſen giebt, ordentlich bewirthſchaftet werden? *Latifundia perdidere Romam!* Oder wenn die Landgüter, beſonders in dem weniger guten Boden, gar zu vielen und weit ausgedehnten Feldbau haben; wenn die Wieſen ſich, in der Regel, gegen die Felder meiſt wie 1 zu 12 bis 20, wohl gar zuweilen wie 1 zu 30 bis 50 — ſtatt 1 zu 4 oder 5 — verhalten, oder wohl gar, wie in den höheren ſandigen Gegenden, ſelbſt hie und da im Magdeburgiſchen, ganzlich fehlen, und auch der Klee- und Futter-Bau vernachläſſiget wird: wie läſst ſich da an eine ordentliche Begattung des Landes, oder an eine ſchöne und nutzbare Viehzucht denken? Und eben ſo nachtheilig einer guten Wirthſchaft iſt das Mifsverhältniſs des Forſtgrundes zum übrigen Lande in mehreren Provinzen des pr. Staates, und noch dazu in Gegenden, wo es nicht leicht weiter transportirt werden kann, wo es z. B. Güter von 6, 7, 8, 10, ja bis 16000 Morgen Forſt, oder ſogenannte Heide giebt, die nicht mehr as 1000 oder 2 bis 3000 Morgen Feld haben u. ſ. w. — Aber

Digitized by Google

durch welche Reformen kann die Landwirthſchaft des pr. Staates von ihren bisherigen Mängeln und Gebrechen befreyt werden? Dieſer Unterſuchung iſt die *zweyte Abtheilung* gewidmet, in welcher der Vf. mit vieler Sachkenntniſs und Umſicht ſpricht, und zur Verbeſſerung der Landwirthſchaft nicht bloſs gemeinſchaftliches Zuſammenwirken der Regierung und der Nation in dieſer Sache wünſcht, ſondern es auch für rathlich hält, daſs, nach S. 101, zur Leitung des geſammten landwirthſchaftlichen Reformationsgeſchäfts, welches durch das bekannte merkwürdige königl. Edict d. d. Memel den 9 Oct. 1807 vorbereitet worden iſt, eine Art von landwirthſchaftlichem Conſeil, aus einſichtsvollen, erfahrnen, rechtsverſtändigen und zugleich mit dem Gange öffentlicher Geſchäfte vertrauten Landwirthen aus den verſchiedenen Provinzen beſtehend, niedergeſetzt werde, welches gleichſam als Mittelsperſon zwiſchen der Regierung und der Nation ſtände, um das gemeinſchaftliche Zuſammenwirken beider in ſich zu concentriren, und als das Depot dieſer gemeinſchaftlichen Operationen angeſehen zu werden. Hierauf theilt er, in Beziehung auf die aufgedeckten Mängel, ſeine Vorſchläge zur Verbeſſerung des Landbaues im Pr. mit, und verbreitet ſich I) über die Grundſätze und Maſsregeln, die zu und bey der Verkleinerung und Zertheilung der allzu groſsen Landgüter zu befolgen wären. Der Vf. will nämlich aus guten Gründen, nicht *alle* groſsen Güter, ſondern nur die *allzu* groſsen, d. h. die, welche über 3 bis 4000 Morgen pflugbaren Landes enthalten, zertheilt, und zwar, wo möglich, an thätige und einſichtsvolle Landwirthe aus den gebildeten Ständen, mit *voller ökonomiſcher Freyheit*, gebracht wiſſen. II) Von den Maſsregeln, durch welche das gewöhnliche Miſsverhältniſs zwiſchen Feld-, Futter- und Wieſen-Bau und Viehzucht, und in dieſer letzteren insbeſondere wieder zwiſchen Arbeits- und Nutz-Vieh gehoben werden kann. Hier erwartet der Vf. nichts, oder doch nur wenig von Geſetzen und Anordnungen, aber deſto mehr von muſterhaft bewirthſchafteten Gütern, an denen es doch heutiges Tages nicht fehlt, und — gewiſs mit Grund — von den Landpredigern, welche Ökonomie zu treiben haben. Daher er auch mehr *für*, als gegen die Landwirthſchaft der Geiſtlichen ſtimmt. Aber freylich müſſen ſie ſie wiſſenſchaftlich treiben, und ſich in ihrer Wirthſchaftsführung über den Bauer erheben, und gewiſs werden ſie ſo auch hier ſehr wohlthätig durch ihr Beyſpiel auf ihn wirken. Was läſst ſich nicht von den in unſeren Tagen weit vorzüglicheren Pfarrwirthſchaften für die Zukunft auch in dieſer Hinſicht erwarten! Wie viele Prediger unſeres Tages machen ſich ein Verdienſt daraus, die verſtändigſten und thätigſten Männer ihrer Gemeinden durch mündlichen und jeden anderen Unterricht für die neuere und beſſere Ökonomie zu gewinnen! Auch das ſollte doch vom Staate nicht überſehen und der Predigerſtand mehr geachtet werden! Wären freylich die neuerdings errichteten Ackerbauſchulen weniger koſtſpielig, ſo daſs Mehrere an dem Unterrichte ſolcher Inſtitute Antheil nehmen könnten: dann würde ſich eine beſſere Ökonomie allerdings noch ſchneller verbreiten. Auf Prämien und ehrenvolle Auszeichnungen muſterhafter Landwirthſchaften, ſo wie auf landwirthſchaftliche Geſetze, Anordnungen und Vorſchriften für den Bauer, rechnet der Vf. wenig, und zwar gewiſs nicht ohne Grund. III) Von den Maſsregeln, wodurch der Beſchränkung des Beſitzes und der Benutzung der verſchiedenen Arten der Landgüter und der an dem Landbau allzu häufig geſchehenden und geſchehenen Entziehung der gröſsten Capitalien abzuhelfen oder ſchon abgeholfen worden iſt. Ehedem genoſſen im pr. Staate vorzüglich die Unternehmer der beſonders vortheilhaft ſcheinenden Fabriken höchſt anſehnliche Unterſtützungen, und der ſehr einträgliche Seefuhrhandel entzog dem Landbau die thätigſten Männer und die gröſsten Capitalien, ſo daſs der Landbau nothwendig in ſeiner Cultur zurückbleiben muſste. Seit dem erſchienenen ſegensvollen Edict aber — dieſer herrlichen Frucht des Kriegs — hören alle ſeitherigen Beſchränkungen einer beſſeren Landwirthſchaft auf, und durch die ertheilte völlige Freyheit der Gewerbe wird, nach hergeſtellter Ruhe, im Pr. gewiſs auch der Landbau, dieſer wahre, unverſiegliche und unberaubliche Nationalſchatz, beſſer, als ſeither, benutzt werden, und die Landwirthſchaft bald ſchnelle und groſse Fortſchritte machen. Was der Vf. S. 69 über die Freyheit der Gewerbe ſagt, iſt ſo vortrefflich, daſs Rec. nicht umhin kann, es hier zur Beherzigung mitzutheilen: „In der Induſtrie in ihrer eigentlichen Bedeutung, d. h. der Betriebſamkeit, dem Fleiſse und der Thätigkeit *in allen und jeden* Branchen des eigentlichen Gewerbes, iſt anders niemals die höchſte Krone zu erringen, denn nur durch die möglichſt gröſste und vollkommenſte Freyheit, womit es der Willkühr der Staatsbürger allein ſelbſt überlaſſen bleibt, ſich zu dieſem oder jenem Gewerbe mit ihrem geiſtigen und materiellen Capital zu wenden, wie ſie der innere Trieb, die angeborene Neigung, das eigenthümliche Talent, der Vortheil der Gelegenheit, den jeder von ihnen allein ſelbſt am beſten zu beurtheilen weiſs, — dazu antreiben mögen. Dieſs iſt die Induſtrie, die ſich aus ſich ſelbſt erzeugt, die einzige, die feſte Wurzel ſchlägt, und die, wenn man nur von Seiten des Staates nicht gewaltſam oder künſtlich gegen ſie und an ihr arbeitet, — keiner weiteren fremden Hülfe für ſich bedarf, und — gewiſs, wenn es darauf ankömmt, den Stürmen des Schickſals widerſteht; — da hingegen die Induſtrie, welche ſich gegen eine behinderliche Beſchränkung, als Ausnahme von der Regel, oder durch eine ganz beſondere, künſtliche Erzeugung und Pflege irgendwo zeigt, gleich einer Treibhauspflanze, oft beym erſten kalten Winde, der ſie unverſehens trifft, erfriert, und aus Mangel an künſtlicher Nahrung wieder eingeht und verdorrt.“ Und kurz vorher S. 68: „Das groſse Unglück, welches wir itzt erleiden muſsten und müſſen, hätte die Pfeiler einer *allgemeinen feſtbegründeten und blühenden* Cultur des Landbaues nicht ſo leicht untergraben, oder wenigſtens nicht ſo verderblich verletzen können, als dieſs, wie ich lei-

Digitized by Google

der! sehr fürchte, unser jetziger, in gar zu vielen Gegenden, gar zu leicht, tief herab zu erschütternder und zu verwundender Landbau, unser an sich leicht zerstörbarer Handel, und besonders der Theil unserer Fabrikanlagen, den nur eine ganz besondere, künstliche Beförderung und Begünstigung erschaffen haben, der unserem Lande nicht recht eigenthümlich seyn kann, erlitten und erfahren haben mögen." Dass nun auch Rittergüter von Bürgerlichen und Bauern, und Bauerngüter von anderen, als Bauern, erworben und besessen werden können; auch diese aufgehobene Beschränkung wird die bessere und höhere Bewirthschaftung der Landgüter allgemeiner verbreiten helfen. Was der Vf. hier dem Adel zur Beruhigung sagt, mag von ihm beherziget werden! IV) Von den Mitteln und Mafsregeln, wodurch und nach welchen die theils im rechtlichen Zustande und der Verfassung der Landwirthschaft, und besonders des Bauernstandes, theils in dem moralischen Zustande des letzteren liegenden Hindernisse der besseren Landcultur, oder die Erbunterthänigkeit, die unmäfsige Dienstpflicht u. a. dgl. nachtheilige Verpflichtungen, und dann auch die Uncultur, Unwissenheit, Armuth und Trägheit des Landmanns, bey uns abgestellt und vermindert worden sind und werden können. Das schon erwähnte königl. Edict hat jedes Unterthänigkeitsverhältnifs — dieses moralische und politische Unwesen — nicht nur aufgehoben, sondern der König ist in dieser wichtigen Sache selbst auf seinen Domainen mit seinem grofsen Beyspiel vorangegangen. Die Frohndienste bestehen jedoch noch, und der Vf. hält die Aufhebung derselben, wenn sie nämlich *in qualitate* und *quantitate gemessen und sehr mäfsig*, und also den Bauern in der Bewirthschaftung ihrer Güter gar nicht hinderlich sind, so lange der Bauer nicht überall, sowohl zu einer besseren moralischen Cultur, als insbesondere zu einer bessern landwirthschaftlichen Cultur gelangt ist — also zu seinem eigenen Besten — ohne jetzt auf den Vortheil der Herrschaft zu sehen — weder für nöthig noch nützlich. Was Huth- und Trift-Servituten betrifft: so sind sie, als ebenfalls bedeutende Hindernisse der Landwirthschaft, im Pr. sehr beschränkt worden. Dagegen sollte die noch immer gar zu allgemein bestehende Braachpflicht ebenfalls dahin abgeändert werden, dafs jedem Landwirthe doch wenigstens die Hälfte der Braache — versteht sich gegen Entschadigung — frey gelassen würde. Auch das, was hier noch über Separation der Gemeinheiten und über die Art und Weise derselben gesagt wird, verdiente in den jetzigen Zeitumständen allenthalben zur Ausführung gebracht zu werden; mehr Schwierigkeiten würde der hier ebenfalls empfohlene Ackerumsatz, oder das Zusammentragen der Äcker und Grundstücke bey jedem einzelnen Gute verursachen. — Zur Verbesserung des moralischen Zustandes des Bauernstandes, seiner Uncultur, Unwissenheit und Trägheit u. s. w. nennt der Vf., als das einzige und sichere Mittel, die Sorgfalt des Staats für die bessere Erziehung der Bauernjugend, wodurch dann auch zugleich *in specie* die ökonomische Unwissenheit und Trägheit unter den gewöhnlichen Landwirthen, die Arbeitsscheu u. s. w. werde verdrängt werden. Mit Recht wünscht er bessere, in Seminarien gebildete (also nicht gewesene Soldaten — Invaliden) Schullehrer, welche im Stande sind, einen durchaus zweckmäfsigen Unterricht zu ertheilen, und auch den Sommer hindurch soll die Jugend an demselben immer fort Theil nehmen. Dafür soll der Schullehrer hinlängliche Besoldung erhalten (und nicht auch mehr, als seither im Pr., geachtet werden?) Wie viel liefse sich hierüber noch sagen; aber es bleiben ja *pia desideria!* — Endlich V) Über den Einfluss des Mangels an Bevölkerung auf die landwirthschaftliche Production und der Patrimonialgerichtsbarkeit und des Cantonwesens auf den Zustand und die Wirthschaft der Bauern. Alles lesens- und beherzigenswerth! Doch wir brechen hier ab, und empfehlen diese Lectüre jedem, den sie interessirt, insbesondere aber denen in dem preuss. Staate, welche demselben wieder aufzuhelfen verpflichtet sind.

— sch —

KLEINE SCHRIFTEN.

Ökonomie. *Leipzig*, im Compt. f. Lit.: *Der Rubsen und der Raps als Sommer- und Winter-Frucht.* Eine Schrift, in welcher die richtigen und die falschen Behandlungen angeführt werden, die man mit diesen Früchten von Anfang bis zu Ende begeht. 1808. VIII. 224 S. kl. 8. (16 Gr.) Der Rübsen und der Raps, diese bekannten Ölgewächse, welche so manchen Proceis zwischen Pachter und Gutsherrn veranlassen, manchen Ökonomen bereichern, andere an den Bettelstab bringen, jedoch schwerlich im Werthe sinken werden, verdienen allerdings eine besondere Aufmerksamkeit und gründliche Behandlung in Ansehung ihres Anbaues u. s. w. Ob wir nun gleich schon so manche Schrift über diese so einträglichen Ölpflanzen besitzen, wenn sie auch dem unbekannten Vf. fremd blieben: so halten wir doch die vor uns liegende keinesweges für überflüssig, weil sie wirklich sehr vollständig ist. Denn folgendes findet man hier ziemlich ausführlich abgehandelt: Zeit der Saat; Art und Weise der Bestellung; Düngung; Zubereitung der Felder; Einsammlung der erbauten Frucht; das Einfahren; der Ausdrusch; der Gewinn an Samen, Stroh und Kappen; Feinde des Rübsens; Aufbewahrung desselben; Verkauf und Zeit der Theurung; Betrügereyen; ob man besser thue, den Rübsen selbst schlagen zu lassen, und das Öl auf eigene Rechnung zu verkaufen; ob der Rübsen oder Raps die Felder aussauge; Betrachtung, ob der Landwirth besser thue, Winterraps oder Sommerrübsen zu saen; ob man Raps und Winterrübsen im Herbst von Schafen abhüten lassen kann; dafs auch in den Dotter die Pfeifer kommen (nicht hieher gehörig!); Anhang, Iversens Schrift den Rapssaatbau betreffend. Über alle diese Gegenstände spricht offenbar ein erfahrener Landwirth, dem man es gern glaubt, dafs er den Rübsen- und Raps-Bau im Grofsen betreibe. Vielleicht ist es ihm nicht unangenehm, noch auf einige andere Schriften über denselben Gegenstand hier aufmerksam gemacht zu werden, in welchen er vielleicht noch manches finden wird, das ihn interessirt. Rec. empfiehlt ihm daher folgende Lectüre: *F. B. Weber* über den Raps- und Rüb-Samen und deren Anbau, dessen ungemeine Vortheile und die Regeln und Grundsätze, nach welchen derselbe zu betreiben ist — in dessen kleinen ökonom. cameral. Schr. Bd. 1. S. 51—114. *Georgei* vom Rapssaat — *in Pratje* ökonom. Erfahr. Q. 1. St. 22. S. 329—344. St. 27. S. 403—424. *W. Albers* Abh. von der Cultur des Rapses im Saalkreise und dem angrenzenden Anhalt — in *Thaers* Annalen der Landw. Jahrg. II. St. VII. S. 336—351., desgl. in *Thaers* landw. Schr. Th. II. — So sehr übrigens Druck und Papier gerühmt zu werden verdienen: so viel ist an Sprache und Ausdruck auszusetzen.

— sch —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 MAY 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

Oldenburg, b. Schulze: *Sophonisbe.* Tragödie in fünf Acten, von *G. A. H. Gramberg.* 1808. 179 S. 8. (1 Thlr.)

Wenn man diese Tragödie als eine Nachbildung der antiken Dramen betrachtet, und sie mit den mannichfaltigen Versuchen vergleicht, die neuerdings im Nachahmen der alten Weise gemacht worden sind: so muss man derselben vor den mehresten in sofern den Vorzug einräumen, als sie, weit entfernt, mit ängstlicher Treue hauptsächlich den äusserlichen Formen nachzustreben, und eine blofs oberflächliche Ähnlichkeit zu erkünsteln, dahin trachtet, die Einfachheit und ruhige Erhabenheit des Antiken sich anzueignen. Betrachtet man sie aber ohne weitere Vergleichung als ein dramatisches Product: so kann man ihr kein grofses Verdienst nachrühmen. Die Hauptforderung, dafs die Idee des Werkes ächt tragisch sey, findet sich zwar erfüllt: Sophonisbe's würdevolle Ergebung in die Fügung des Schicksals ist eben so heldenmüthig, als dem Charakter der Weiblichkeit angemessen. Der Dichter hat auch nicht unterlassen, durch das ganze Stück uns schon vom Anfang an diese heroische Resignation als den herrschenden Gedanken anzudeuten, und wir ahnden ihn selbst in den Scenen, wo Sophonisbe, von Masiniſſa's Versicherung, und von günstig scheinenden Traumgesichten getäuscht, den Hoffnungen einer glücklichen Zukunft sich freudig hingiebt. Auch die Mittel sind benutzt, die Heldin in vollem Glanze und über alle Anderen hervorragend erscheinen zu lassen. Allein hierin ist des Guten zu viel geschehen, indem das Interesse für die Nebenpersonen zu sehr geschwächt wird, und Masiniſſa so wohl wie Lälius zu viel an ihrer Würde einbüfsen; in gewisser Hinsicht verliert auch selbst Sophonisbe durch dieses in Schattenstellen jener Beiden, da Masiniſſa's leidenschaftliche Schwäche ihr den Entschluſs, dem Leben zu entsagen, eher zu erleichtern als zu erschweren scheint. Was aber vorzüglich eine wahrhaft tragische Stimmung nicht entstehen läfst, und alle Vorkehrungen und Anstalten, sie hervorzubringen, gröfstentheils nichtig macht, ist der Mangel an dramatischem Leben, und die Unzulänglichkeit der poetischen Kraft, welche vornehmlich in den Scenen fühlbar wird, wo anschaulich gemacht werden sollte, wie das Schicksal eines mächtigen Staats seiner Entscheidung entgegengeht und wie es endlich so furchtbar entschieden wird. Weil der Dichter diesen Hauptmoment nicht genug hervorzuheben wufste, konnte es ihm nicht gelingen, gleich im ersten Acte uns in das volle Leben des Stücks hinein zu versetzen; nach unserer Meinung ein Hauptgebrechen, denn der erste Act entscheidet für das Ganze, indem er als der Keim anzusehen ist, aus welchem sich dieses entwickelt. Es werden zwar die Hauptumstände deutlich genug erzählt, auch geschieht am Ende Einiges, was die Lage der Dinge anschaulich macht, jedoch nur auf eine schwache gewöhnliche Weise, und jene Erzählung, an sich nicht anregend genug, verliert vollends ihre Kraft, da sie dem Pädagogen in den Mund gelegt ist, einer Person, die ohne allen Halt ist, und um so unbedeutender erscheint, je mehr sie sich bemüht, eine wichtige oder gar prophetische Miene anzunehmen. Dieser Charakter, der den betrachtenden und vorahndenden Chor zu vertreten bestimmt scheint, ist völlig mifsrathen. Am meisten befriedigen die Scenen, in welchen eine milde Heiterkeit und die Freude glücklicher Liebe athmet, und wir möchten in dieser Hinsicht den dritten Act für den gelungensten erklären. Hier wird man es inne, wie des Dichters Talente sich zur Darstellung des Friedens, der Ruhe und des beseligenden Genusses hinneigen, und vornehmlich für das Liebliche und Zarte, aber nicht für That und Kampf, nicht für das Grofse und Erhabene geschaffen sind. Sehr merklich ist es auch, wie bey solchem, seiner Eigenthümlichkeit zusagendem Stoffe die Behandlung ihm gelingt, wie leicht Styl und Diction sich fügen, und gleichsam aus Einem Stücke gebildet sind, indefs da, wo hoher Schwung und kräftiges Pathos gefodert werden, die Kraft vergeblich sich anstrengt, und Vortrag und Sprache mit einer gewissen zaghaften Behutsamkeit sich bewegen, ängstlich besorgt, nicht anzustofsen und den so genannten guten Geschmack nicht zu beleidigen. — Die jambischen Verse sind wohlklingend, und die hin und wieder eingemischten, nicht jambischen Füfse geben dem Rhythmus eine angenehme malerische Mannichfaltigkeit.

Ha. Ha.

1) Berlin. b. Weifs: *Dramatische Beyträge zur Charakteristik der Zeit.* 1808. 226 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

2) Ebendaselbst: *Neue Schauspiele* vom *Verfasser der Lanassa.* 1808. 118 S. 8. (18 Gr.)

3) Ebendaſelbſt: *Alexander in Indien*, Tragödie nach Racine bearbeitet von *Chr. Schreiber*. 1808. 176 S. 8. (20 Gr.)

Der ungenannte Vf. von No. 1 ſagt in der Vorrede, ſeine dramatiſchen Entwürfe ſeyen die Erzeugniſſe geſchäftsfreyer Stunden, und er bedürfe Aufmunterung, wenn er auf der betretenen Bahn fortſchreiten ſolle. Dieſe Aufmunterung können wir ihm nicht gewähren. Er zeigt ſich zwar als ein Mann von Kenntniſſen, und ſeine Sprache iſt gröſstentheils rein: aber zur dramatiſchen Dichtkunſt fehlen ihm die nothwendigſten Eigenſchaften, Phantaſie und Darſtellungsgabe. Das erſte Stück: *Der Literatus*, ein Singſpiel in Einem Act, hat die allgemeinſte und abgedroſchenſte Intrigue. Ein junger Mann, Ferdinand, verliebt ſich in die Tochter des gelehrten Herrn v. Helm; die geheime Liebſchaft geht ihren Gang, bis ſichs entdeckt, daſs Ferdinands Vater ihm ſeine Geliebte, als die Tochter ſeines Freundes, längſt beſtimmt hatte. — Die Gelehrſamkeit des Hn. v. Helm, von dem das Stück den Titel führt, hat auf die Fabel gar keinen Einfluſs. — Das zweyte Stück: *Der Heyrathsluſtige*, ebenfalls in Einem Acte, iſt vollends unausſtehlich; und das dritte, mit dem ſonderbaren Titel: *Die Officierfucht*, unter aller Kritik. Es hat dem Aufenthalte der Franzoſen zu Berlin ſein Daſeyn zu verdanken: eine Periode, die man mindeſtens nicht auf dem deutſchen Theater, und am allerwenigſten mit dem Hohne vaterländiſcher Krieger verewigen ſollte, wie dieſs hier S. 162 der Fall iſt. Schon die Idee, eine *officierſüchtige* Mutter darzuſtellen, iſt platt, und eben ſo iſt auch die Behandlung. — In dem letzten Stück: *Die Maske*, ſpielt eine eitle und gelehrte Närrin die Hauptrolle, und ſchwazt den abenteuerlichſten Unſinn. Z. B. S. 201: „Es iſt die unendliche Potenzirbarkeit meines Geiſtes, welche mir die Ausſicht auf mein ewiges Daſeyn eröffnet, und mich hoffen läſst, daſs ich mich Gott immer mehr nähern werde, den ich mir nach der Kategorie in der Subſtantialität nicht denken kann u. ſ. w." Die Intrigue iſt wieder ſo flach als möglich; überhaupt iſt in keinem dieſer Stücke Kenntniſs der dramatiſchen Kunſt und der Bühne ſichtbar. Eben ſo wenig können wir in ihnen *Charakteriſtik der Zeit* finden. Denn die handelnden Perſonen ſind entweder höchſte Unnatur, oder ſo flach und gemein, wie man ſie in den leichteſten, z. B. den *jünger*'ſchen Luſtſpielen allenthalben findet.

Der Vf. von No. 2 ſteht zwar bekanntlich wegen der zu kühnen Abänderungen, die er ſich mit fremden Geiſtesproducten erlaubte, in der dramatiſchen Literargeſchichte nicht in dem beſten Rufe; indeſs hat er doch der Bühne einige brauchbare Stücke geliefert. In dieſe Claſſe können wir aber die zwey Schauſpiele keineswegs ſetzen, mit denen er unter obigem Titel das Publicum heimſucht. Das erſte: *Röschen Brand aus Gräfenthal*, iſt eine neue Bearbeitung der aus dem Morgenblatte bekannten Erzählung von der *auerſtädter Mühle*, die ſchon zu einer heilloſen Spectakeloper: *die Schlacht bey Auerſtädt*, den ſpeculativen Theaterprincipalen den Stoff liefern muſste. Was Hr. P., nach der Vorrede, unter dem *Gefälligen* des Inhalts verſteht, das den Erfolg der theatraliſchen Darſtellung ſichern ſoll, vermögen wir nicht zu faſſen. Daſs aber die ſchale Epiſode im 2ten Act, 6ten bis 12ten Auftritt, von dem bleſſirten Hauptmann Malwiz mit der Fabel des Stücks nicht den mindeſten Zuſammenhang habe, alſo nur eingeflickt ſey, um das ohnehin langweilig genug ausgeſponnene Stück noch mehr zu dehnen — bekennt der Vf. in der Vorrede ſelbſt. Von der Zartheit, mit der das Sujet behandelt iſt, führen wir, auſser den ekelhaften franzöſiſchen Dialogen des La Brie und Huſaren (z. B. S. 15: *va-t-en morveux etc.*), noch das Gratial an, welches Duval dem gottloſen Andres verſpricht, und das nach S. 40 in „baaren zwanzig auf den — beſtehen ſoll!!" — Das zweyte Stück: *Der Günſtling des Königs*, in dem eine Anekdote der Mad. *Genlis* vom König Heinrich und ſeinem Günſtlinge d'Aubigne, mit unglaublicher Anſtrengung in 3 Acten ausgeſponnen wird, hat weder Plan noch Charakter. Es ſind willkührlich an einander gereihte einzelne Scenen, übrigens ganz leicht dialogiſirt. Luſtig iſt es, daſs der Vf. in der Vorrede beynahe alle Mängel dieſes ſogenannten Schauſpiels mit groſser Offenherzigkeit ſelbſt aufzählt. Wie iſt es aber möglich, daſs ein Mann, der mit der dramatiſchen Literatur nicht ganz unbekannt iſt, auf den Irrthum verfallen könne, jede intereſſante Anekdote ſey auch dramatiſcher Stoff? — Will Hr. P. ferner für die Bühne arbeiten: ſo beweiſe er vor allen Dingen ſchon in der Wahl ſeiner Sujets mehr Einſicht. Die vorliegenden zwey Stücke ſind ohne allen äſthetiſchen Werth, und nicht einmal zur Darſtellung brauchbar.

Wenn Hr. *Schreiber*, der Vf. von No. 3, auch wirklich dichteriſches Talent beſäſse, das wir ihm jedoch durchaus nicht zugeſtehen können: ſo hätte er doch zu einer deutſchen Tragödie keinen Stoff unglücklicher wählen können. Der Wunſch der in Deutſchland lebenden Franzoſen, deſſen er in der Vorrede gedenkt, hätte wohl am allerwenigſten zu Bearbeitung eines Stücks bewegen ſollen, deſſen Darſtellung dermalen wohl ſchwerlich in Frankreich erlaubt werden dürfte. (Man ſehe nur Scene 2 des 2ten Acts, hier S. 125 u. f. w.) Unter allen Trauerſpielen Racine's iſt gerade dieſs das ſchwächſte. Reich zwar an den bey dieſem Dichter ſo gewöhnlichen Tiraden, aber deſto ärmer an wahrer dramatiſcher Handlung, und an Situationen. Auch nicht Ein Charakter iſt richtig gehalten. Selbſt Porus, der ſich Alexanders Univerſal-Tyranney allein noch kraftvoll entgegenſtemmt, und einzig Intereſſe erregen könnte, läſst der Dichter in der letzten Scene zum Knechtſinn herabſinken. Taxiles, Kleophile, ſind ohnehin erbärmliche Weſen. Axiane iſt viel zu flach gezeichnet, und ſinkt zuletzt ebenfalls zur Adulation. Und Alexander, den man in der Geſchichte als einen

Digitized by Google

kühnen Abenteurer doch, wenn schon mit Abscheu, anstaunt, erregt durch seine herzbrechende Liebes-Erklärungen gegen Kleophile hier Ekel und Verachtung. — Wegen dieses ganzlichen Mangels an Correctheit der Charakterzeichnung hat dieses Trauerspiel auf der französischen Bühne nie Glück gemacht. Es war also diese Bearbeitung ein sehr unglücklicher Einfall. Uberdiefs hat Hr. *S.* auch das Verdienst Racine's, selbst in seinen schwächsten Stücken, nämlich die Harmonie des Versbaues, gänzlich zerstört. Man kann sich nichts holpericheres und eckigeres denken, als seine so genannten Jamben. Nur einige zur Probe! Racine läfst die Kleophile am Ende der 1sten Scene des 1sten Acts sagen:

Adieu, c'est à vous de vous rendre
L'esclave de Porus, ou l'ami d'Alexandre.

Dafür Hr. *S.* (S. 13):

Leb wohl, und sey *das Eine und das Ander* (!!!)
Des Porus Sklav, der Freund von Alexander!

S. 29:

Erlaube Königin, dafs der geheimen
Aufträge meines Herrn ich mich entledige u. s. w.

Unverzeihliche Härte und Verstofse gegen das Metrum findet man in Menge, beynah auf jeder Seite. Ja, Hr. *S.* scheint von der Metrik überhaupt nichts weiter zu wissen, als dafs sie darin bestehe, die Worte in *Abfätzen* abdrucken zu lassen. — Wo Hr. *S.* sein Original nur einen Augenblick verläfst, wird er ganz unerträglich. Z. B. Sc. 2. Act. 4 sagt Axiane zu Alexandern:

Non de quelque douceur que se flatte votre âme,
Vous n'êtes qu'un tyran!

Dagegen Hr. *S.* (S. 73):

Nein, wie *du deinem Thun auch schmeicheln magst*,
„Du bist nur ein Eroberer!" —

Die schönste Stelle im ganzen Stück (bekanntlich historisch) ist, wo Alexander zu dem überwundenen Porus sagt:

Comment prétendés-vous que je vous traite?
Porus. En roi.

Dagegen Hr. *S.* (S. 95):

Alexander. „Sprich *selber* wie ich dich behandeln soll?
(O Weh! O Weh!)
Porus. Als *einen* König.
Alexander. Wohl! als einen König!"

Wie matt und schal! — Das Original Racine's ist hinten beygedruckt. Für wen, sehen wir nicht ein; denn der Kritiker, dem es um Vergleichung zu thun ist, mufs doch wohl Racine selbst besitzen.

Möge Hr. *S* nie mehr auf die Idee ähnlicher Bearbeitungen fallen! I—n.

BERLIN, b. Braunes: *Emma, Rosaura's Schwester.* Vom Vf. der Rosaura. 1808. 408 S. (1 Thlr. 16 Gr.)

Kein Roman, sondern ein buntes Mancherley zur Unterhaltung und Belehrung: Erzählungen, Anekdoten, historische Notizen, kritische Untersuchungen, Sprachbemerkungen, Betrachtungen und Gedichte, die zwar an sich keinen grofsen Geist, noch weniger poetische Fülle verrathen, aber doch mit so viel Geschicklichkeit vorgetragen sind, dafs sich die Müfsigen wohl gern ein Stündchen damit beschäftigen werden. In dem gewöhnlich gesellschaftlich-erzählenden Ton ohne bestimmten Einflufs des Objects ist der Vf. am glücklichsten, weniger gelingt ihm der Scherz, und zum eigentlich Komischen, wohin er öfters strebt, hat er weder Laune noch Naivetät, noch Witz, noch Leichtigkeit genug, und er bringt es damit blofs bis zu einer gewissen Possierlichkeit, die sich mit einem Uberreste von pedantischem Wesen verbindet, das einem Gelehrten bey ungewohnter Munterkeit häufig anzuhangen pflegt. Hievon zeugt besonders das Gedicht: *der Minnesinger Salomo in der Hölle* mit Ausdrücken, wie: bey meiner Sixchen! der Furierschütz Spott, Ebren-Peter, und folgender Schlufs:

So froh gings oben; aber, ach!
Wie ging es dafür unten her,
Als Abends spat der grofse Drach'
Heimkam und fand sein Nest so leer!
Er flucht' und *hohlte sich selber fast*,
Und flog und kroch, wie toll und wild,
Seitdem, und wird's auch sonder Rast,
Bis wieder er — (hier fehlt ein; „all")
Die Pfannen sich gefüllt.

Er wagt sogar, über seine Fesseln zu spotten, und die Schranken der Form, gleich anderen grofsen Dichtern, in ein leichtes Spiel zu verwandeln, aber mit wie wenigem Glück!

Äugelt über die Gebühr,
Und entflammt in seinem Herzen
(Lieber Reim, nun hilf mir scherzen.)
Mehr und mehr der Liebe *Kerzen*.

Auch in der Prosa läfst er zuweilen einen gewissen Schulzwang spüren, z. B., wenn er sagt: „ich verbarg meinen Verdacht; unbemerkt in den dunkeln Tiefen der Bruft trat an die Stelle der Liebe ihre *Afterschwester*, Eifersucht, und ihr *Bruder*, der Hafs. Piedro gab ihnen noch eine würdige *Gespielin*, die *Rachsucht*." — In der Poesie trifft er mitunter einige Naturlaute, aber im Ganzen verwechselt er zu häufig den leichten Volkston mit der alltäglichen Umgangssprache, wovon besonders das letzte Gedicht: *Berlinade* oder *Lindenlied*, einen überzeugenden Beweis giebt.

Unter den Aufsätzen, die zugleich unterrichtend und unterhaltend sind, zeichnet Rec. besonders die Abhandlung *über die Augen*, wegen der mancherley Bemerkungen und historischen Notizen, und den Abschnitt: *altdeutscher Verstand, Witz und Sprachkraft in Sprichwortern* nebst der darin vorkommenden Erzählung aus, welche die Aufschrift führt: *Und damit erwachte ich.* Die Untersuchung aber *über die Makrobier des Herodot* mit Citaten und Hypothesen möchte für diejenigen Leser, für welche das Übrige berechnet ist, wohl zu gelehrt seyn. T. Z.

STRASSBURG, b. Silbermann: *Die Stuzia le* oder *der Perückenkrieg.* 1804. 324 S. 8. (3 Thlr.)

Digitized by Google

Hinter eine bänkelsängerische Reimerey kann allerdings ein Dichter viel Geist und Witz verstecken, und diese werden bey der angenommenen Miene der Einfalt um so leichter und angenehmer wirken, je überraschender sie kommen: allein, wenn die Naivetät, die nur auf eine ironische Weise den gemeinen Ton affectiren sollte, wirklich selbst dürftig, armselig und gemein ist, dann wird und bleibt sie weiter nichts, als eben jene bänkelsängerische Reimerey, die in ihrer Einfalt jedesmal ja auch strebt, witzig, geistreich und unterhaltend zu seyn, oder wenigstens etwas Neues und Überraschendes zu sagen und herzuleyern. Dieses vor uns liegende dicke, mit grosser Papierverschwendung gedruckte Buch nun ist ein solches in seiner Rechnung völlig irriges und in Geist und Ton völlig verfehltes Machwerk. Indem es sich an die *blumauer*'sche volksmässig travestirende Manier hält, die es aber, ohne Witz und Geschick, keineswegs erreicht, sondern wovon es nur die Hefen, das Grobsinnliche, aufgefangen hat, bemüht es sich aus allen Kräften, eine Göttergeschichte zu liefern, worin die Zeitgenossen ihre Thorheiten und Laster erkennen, und die Zuschauer Stoff zum Lachen finden sollen. Ja, wenn das Komische nur darin bestände, etwas Unsinniges zu sagen, oder nur dreistweg an einander zu flicken, wie Manche jetzt wirklich zu glauben scheinen: so möchte es dem Eigendünkel des Vfs. damit ziemlich gelungen seyn. Denn sein ganzer Kunstgriff beruht darauf, das Antike und das Moderne, das Erhabene und das Niedrige so zu vermischen, dass man, seiner Einbildung nach, sich darüber todt lachen müsste. Aber er hat vergessen, dass es bey dem Komischen nicht allein auf den Contrast, auf den Unsinn, auf das Ungereimte, sondern auf eine geschickte *Vereinigung* der contrastirenden Dinge ankommt, wodurch diese in der Erscheinung erst Einheit, Existenz, Leben, Wirklichkeit und nicht blofs Innerliche, sondern auch äufserliche Wahrheit, wenigstens für die Phantasie die *Möglichkeit* des Vorhandenseyns erhalten müssen, ohne welches alles weiter nichts entstehen kann, als ein Spiel der Willkühr, die Gaukeley eines närrischen Menschen, der Unfug eines Betrunkenen oder ein blofses Treiben von Kinderey und Albernheit. Mit welchen Wesen hat man es hier zu thun? Die Götter sind völlig als frisierte Herrn behandelt und mit allen Modethorheiten und Albernheiten versehen, so dass sie ihre Gottheit ganz und gar darüber einbüfsen; und gleichwohl sollen wir sie doch als höhere Wesen betrachten, deren irdisches Treiben bestimmt ist, mit ihrer Würde zu contrastiren, und dadurch eben das Lächerliche zu bilden. Hier ist weder der Contrast, noch die Vereinigung contrastirender Dinge beobachtet, so dass völlige Undinge daraus entstanden sind, an denen man nichts Komisches mehr, sondern nur das Abgeschmackte wahrnehmen kann. Zwey Perücken kommen in den Himmel, und entzweyen die Götter, weil einige sie als Hauptschmuck nicht übel, andere sie unleidlich finden. Die Perücke wird eine Stinkmarotte genannt, und Momus versichert dagegen im Voraus den Mercur: Heifse mich — mein Lebtag einen *Lümmel*, schleicht nicht die Narrenmode sich auch ehstens in den *Himmel*. Äolus lacht beym Anblick derselben ein Loch in die Himmelsdecke, die Damen sinken darüber in Ohnmacht, und die Perücken fallen durch das Loch auf die Erde, und zwar auf die Insel der Circe. Von dieser heifst es: „Sie schrie und that gar wunderlich, nahm einen Stuhl, und legte sich ganz allgemach in Ohnmacht." Nachher sperrt sie die Perücken in den Schweinstall, und da sie sich auf ihren Zauberspruch nicht verwandeln wollen, so untersucht sie solche näher, und findet, dass diese Borsten nur Borsten sind, worauf sie nach dem Schminktuche greift, um zu erröthen. Beschämt durch diesen Spuk, erzählt s. v. der Dichter weiter von ihr, schalt sie schier den Donn'rer einen Lümmel,

> Und schrie: Du, der sein Mensch zur Kuh,
> Und sich zum Stier gemacht, glaubst du,
> Dir dien' allein der Teufel?

Darum ruft sie die Perücken, wie sie sind, ins Leben, und diese — *küfsten Circens Wunderstab*. Zeus macht die Göttinnen auf diefs Schauspiel aufmerksam, und weil diese alle zugleich durch das Loch schauen wollen, zerbrechen sie den Tubus. Garnerin soll sie hinunter kutschen, er ist aber gerade nach Ägypten, Zeus lafst defshalb Jacobs Himmelsleiter holen, und somit steigen sie hinunter. Bey der Gelegenheit heifst es wieder vom Äolus: Er *lachte*, dass ihm der Windsack *krachte*, und nachher sogar, da die Perücken *mit einander fechten*:

> Der Gürtel riss, trotz allem Zwang,
> Und ach! . . . und ach! . . . sein Windsack sprang
> In Millionen Fetzen.

Doch des Unsinns genug! Nach den Anspielungen und den weltlichen Personen, die darin vorkommen, zu schliefsen, mufs dieses Machwerk zur Zeit der grausamen Freyheit in Frankreich zum Vorschein gekommen, und auch wohl schon früher, als auf dem Titel steht, im Druck erschienen seyn, — also eine verlegene Waare, die zu den zerbrochenen Schenktischen in die Polierkammer der französischen Revolution gehört. T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Fleischer: *Kriegs- und Belagerungs-Spiel*. Eine gesellschaftliche Unterhaltung. Mit einem illuminirten Spielplan, 56 Quadraten und 2 Würfeln. Mit der französischen Übersetzung. 1808. 7 S. 8. (16 Gr.) Dieses Spiel, das *vier* Personen eine Zeitlang recht angenehm beschäftigen kann, empfehlen wir besonders Eltern zur Unterhaltung ihrer Kinder. Denn es gewährt bey aller Einfachheit und Leichtigkeit doch viel Mannichfaltigkeit und Abwechselung, und ist wenigstens eben so unterhaltend, wie das beliebte Post- und Reise-Spiel, das Gansespiel, die Reise nach der Hauptstadt, das Zauberschlofs und andere dergleichen Gesellschaftsspiele. L. Th.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 MAY, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn.* Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende. Von *Schleiermacher.* 1808. VIII u. 176 S. 8. (18 Gr.)

Auch gelegentliche Gedanken eines *Schleiermacher* sind von reichem Gehalte; besonders behandeln diese einen jetzt wichtiger gewordenen Gegenstand mit so tiefen Gründen und umfassenden Blicken, dass wir sie dem Publicum ausführlicher vorlegen müssen. Die Schrift hat 6 Abschnitte und einen Anhang.

1) *Verhältnifs des wissenschaftlichen Vereins zum Staate.* Die Wissenschaft hat ihren selbstständigen Werth. Sie will cultivirt seyn, und da es in der Natur unseres auf Erkenntnifs gerichteten Bestrebens liegt, sich mitzutheilen: so verlangt sie zu ihrer Ausbildung einen Verein unter den Menschen, der für sich in seiner Wichtigkeit besteht, so gut wie der Staat. Beide stehen aber in einem nahen Verhältnisse. Schon als moralische Person macht der wissenschaftliche Verein auf Anerkennung und Schutz, auch wohl auf Vorrechte vor einzelnen Personen Anspruch; und der Staat bedarf allerley Kenntnisse, die ihm jener verschafft, und so müfste eine freundliche Verbindung zwischen beiden Statt finden. Sie wird aber gestört. Denn einmal entsteht ein Streit über das Gebiet von beiden, da der wissenschaftliche Verein sich mehr mit der Sprache der Nation als mit dem Staat seine Grenzen bestimmt, und da der bürgerliche aus schlechter Selbstsucht manchmal eine wissenschaftliche Sperre anlegt, es sey nun für die Einfuhr oder für die Ausfuhr — immer eine armselige Verkehrtheit, welche man leider hie und da in Deutschland sehen mufste. Fürs andere widersetzt sich der Staat dem Wesen der Wissenschaft. Er verlangt Ausbreitung in eine Menge von brauchbaren Kenntnissen, womit sie ihm nur zur Hand seyn soll: sie dagegen zieht die Speculation jenem Empiriamus vor, denn ihre Tendenz ist Einheit. Statt des wahren Vortheils nun, den der Staat von der Wissenschaft ziehen könnte, wenn die Herrschenden nicht blofs den Künstlern ähnlich blieben, sondern auch Wissende würden, fürchtet und hafst er sogar den Einflufs der Wissenschaft. So entsteht zwischen ihrem Vereine und dem Staate ein Kampf, in welchem wohl der letztere siegen mufs, und zwar am sichersten da, wo er sich das gesammte Gebiet der Sprache verbunden hat, denn ihm gehören ja die Bearbeiter der Wissenschaft an. Aus diesen Gedanken des ersten Abschn. haben sich überall noch andere erschlossen von gleich grofsem Werthe. Nur scheint doch einigea einer genaueren Bestimmung zu bedürfen. Der Staat ist hier allgemein genannt, als läge das in seinem Wesen, was nur die Schlechtheit mancher vorhandenen ist. Dieses ist nun zwar nicht die Meinung unseres Vfs. Denn Niemand deutet höher auf das heilige Wesen und die herrliche Eintracht des Staates mit dem wissenschaftlichen Verein, als Er; auch glaubt er an die Moglichkeit dieser Eintracht im wirklichen Leben, ja in dem Anhang wird sein Glaube zu einem patriotischen Vorschlag voll edler Zuversicht. Aber es wäre wohl statt der blofsen Andeutung eine Entwickelung der Idee des Staats dabey nöthig gewesen. Dafs der Staat Ausbreitung, die Wissenschaft aber Einheit der Erkenntnifs sucht, ist in einem allzuscharfen Gegensatze aufgestellt worden. Denn auch die Wissenschaft liebt, wie der Vf. selbst in dem Folgenden vortrefflich zeigt, Erfahrungen und Verrichtungen und was von der Art ist, wie Mathematik und Experimentalphysik; sie ist es, welche die Masse der Kenntnisse vergröfsert, und der Staat versteht erst aladann sein Interesse recht, wenn er sie nur frey gehen läfst. So findet Rec. auch das zu scharf gesondert, was in der Wissenschaft National-Eigenthum bleibe, und was sich dagegen in eine andere Sprache übertragen lasse. Es würde schwer seyn, die Disciplinen hienach zu ordnen, denn die meisten fallen in die Mitte: wohin anders wollte man z. B. die Jurisprudenz setzen?

2) *Von Schulen, Universitäten und Akademieen.* Neue, treffliche Gedanken! Die Wissenschaft, als das gemeinschaftliche Werk und Besitzthum aller Gebildeten, geht in ein Dreyfaches auseinander und zusammen: sie bildet den Einzelnen zur Erkenntnifs hinan, — sie wird durch den Einzelnen weiter gebildet, — ihre Idee stellt sich in der Erkenntnifs dar. Die Anstalt für das erste ist die Schule, nämlich die Gelehrtenschule, die dritte vermittelnde Anstalt giebt die Universität, und die zweyte als die höchste ist die Akademie. Diese drey Hauptformen, (welche hier zum erstenmal aus einem höheren Princip in ihrem nothwendigen Nebeneinanderseyn abgeleitet worden), sind nirgends so rein neben einander herausgetreten, als in Deutschland; und wenn gleich andere Länder Schulen und Akademieen von grösserem Style aufzeigen könnten, so fehlt es ihnen doch an wahren Universitäten. Auch ist der ganze Typus deutsch, wie schon die Vergleichung mit dem

Digitized by Google

urſprünglich deutſchen Zunftweſen beweiſet; die Schule hat die Meiſter mit den Lehrpurſchen zuſammen, die Univerſität mit den Geſellen, die Akademie mit den Meiſtern.

Das erſte nun die *Schule*. Sie iſt ihrer Natur nach gymnaſtiſch, denn ſie übt die Kräfte des Knaben, und verſucht ihn möglichſt, ſowohl von Seiten des Talents (für das Einzelne) als des Geiſtes (für die Einheit des Ganzen). Denn beides muſs ſich zur Tauglichkeit für die Wiſſenſchaft vereinigen. Sie muſs ihm daher elementariſch den geſammten Inhalt des Wiſſens in bedeutenden Umriſſen vorführen, um jedes ſchlummernde Talent für ſeinen Gegenſtand zu erwecken; aber ſie muſs auch eben ſo gut dasjenige vorzüglich behandeln, worin die wiſſenſchaftliche Form der Einheit am deutlichſten geſchaut wird, zugleich als das Hülfsmittel alles anderen Wiſſens. Grammatik und Mathematik bleiben daher die Hauptgegenſtände der Schule. Ihr gegenüber und höher ſteht die *Akademie*. Sie vereinigt die Meiſter, theils indem alle wiſſenſchaftlichen Fächer bey ihr repräſentirt werden, theils indem ſie einen lebendigen Zuſammenhang mit allen wahren Gelehrten unterhält. Ihre Arbeiten ſind das Geſammtwerk Aller; ihre Mitglieder ſtehen durch ihre verſchiedenen Zweige in der engſten Gemeinſchaft: ſie erforſcht neue Gegenſtände, prüft was neu ans Licht gebracht worden, und muntert dazu auf; ſie beſitzt einen Reichthum der Kenntniſſe mit wiſſenſchaftlichem Geiſte, welcher in ſeiner Einheit bey ihr vorausgeſetzt wird. Jede andere gelehrte Anſtalt kann erſt als ihre Tochter ihren wahren Werth erhalten. In Deutſchland könnte es höchſtens zwey Akademieen geben, eine nördliche und eine ſüdliche; doch müſsten ſich beide in Freundſchaft mit einander verbinden. Die mittlere Anſtalt iſt die *Univerſität*. Sie erzeugt und erzieht den Geiſt der Wiſſenſchaft in einem Reichthume von Kenntniſſen, welche ein Zulernen ſind zu dem, was vorher eingeſammelt worden. So iſt ſie die Nachſchule, aber zugleich iſt ſie die Vorakademie; dieſer letztere Charakter zeigt ſich beſonders in ihren *Seminarien*. Ihr Weſen iſt das Hervortreten der Philoſophie; ſie erregt einen neuen geiſtigen Lebensproceſs. Sie ſoll die mancherley philoſophiſchen Anſichten entwickeln, und daher iſt ſie auch der rechte Ort für die philoſophiſchen Streitigkeiten; wozu aber nicht etwa die formelle Speculation hinreicht, da ſich dieſe vielmehr in dem realen Wiſſen verkörpern muſs, wenn es wiſſenſchaftliche Bildung ſeyn ſoll.

Die Schule verfahrt methodiſch (im Lernen), die Univerſität encyklopadiſch (im Studium), die Akademie laſst (zur vollendeten Bildung) das Philoſophiſche, deſſen Geiſt ſie nun einmal beſitzt, wieder zurücktreten, um mit dieſem philoſophiſchen Geiſte das Einzelne der Wiſſenſchaft rein herauszuarbeiten. Dieſe drey Anſtalten ſollen ſich als einander ergänzend zum wiſſenſchaftlichen Verein gegenſeitig achten; aber ſie ſollen ſich auch in ihren Grenzen halten. Das leidenſchaftliche Herab- oder Hinaufſehen von der einen Anſtalt auf die andere beweiſet nur den Mangel des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, und das Hineinſpielen der einen in das Gebiet der anderen iſt jederzeit verderblich. So wie es in mancher Hinſicht ein vortreffliches Zeichen für eine Schule iſt, wenn es da keine Programme und Schulſchriften giebt, und ein ſehr ſchlimmes, wenn ſie ſich zum Katheder-Unterricht verſteigen will: ſo iſt es auch verderblich, wenn die Univerſität nur die fortgeſetzte Schule ſeyn, und, vollendete Gelehrte treibhäuslich bildend, im Detail der Wiſſenſchaften den wiſſenſchaftlichen Geiſt verliert; eben ſo iſt es verderblich, wenn die Akademie von Parteyſucht oder hochmüthiger Verachtung getrieben wird. Nur in dem Vereine des Ganzen gedeiht das Leben der Wiſſenſchaft.

In dieſem Abſchnitt giebt unſer Vf. mit ſo freygebiger Hand, als es ihm nur ſeine gehaltene Darſtellungsweiſe erlaubt, die trefflichſten Bemerkungen. Möchten dieſe nur recht in Umlauf kommen, um überall die Schlechtigkeit der jetzt aufkommenden Zwitteranſtalten im Gegenſatze gegen jene reinen Formen noch bey Zeiten zu erkennen! Was der geiſtvolle Lehrer auf der Univerſität auch für das Gebiet der Schule, wie der Akademie, leiſten kann, das beweiſet dieſer Abſchnitt durch die That ſelbſt. Doch ſcheint einiges noch der Berichtigung zu bedürfen. Die ſcharfe Abgrenzung der Univerſität von der Schule müſste doch nach dem Naturgeſetze der Continuität mehr einen allmählichen Übergang machen; und warum ſollte auf der Schule keine Einrichtung in Beziehung auf die Univerſität möglich ſeyn, welche den Seminarien auf der Univerſität analog wäre? Gerade hier iſt, der Erfahrung zufolge, der Sprung ſo nachtheilig. Auch möchten Manche, die das Unweſen mit anſehen, was der verfrühete philoſophiſche Geiſt auf Univerſitäten in neueren Zeiten bewirkte, Hn. *Schl.* Lobrede dieſes Geiſtes zum mindeſten gefährlich finden. Denn gleich bey dem Eintritt in die akademiſche Laufbahn pflegt die herrſchende Philoſophie den Jüngling gewaltig zu ergreifen, und als ein noch durch die Mode verſtärktes Reizmittel ihn von dem gediegenen Studium abzuziehen, und ſo geht oft der Trefflichſte durch ſeinen vorzeitigen Enthuſiasmus für die Wiſſenſchaft verloren. Auch will die Philoſophie durch ernſtes Studium des Hiſtoriſchen mühſam errungen werden; ſie iſt nicht das Erſte auf der Univerſität, ſondern das Letzte und die höchſte Blüthe; womit es übrigens ſehr wohl beſteht, daſs der Lehrer in Allem den wiſſenſchaftlichen Gang einſchlage, und zur Idee hinleite. Allein jene Begünſtigung eines Zeitübels iſt nur ſcheinbar, denn Niemand kann kraftiger dagegen ſprechen, als Hr. *Schl.* in demſelben Abſchn. geſprochen hat: „Der wiſſenſchaftliche Geiſt als das höchſte Princip, die unmittelbare Einheit aller Erkenntniſs, kann nicht etwa für ſich allein hingeſtellt und aufgezeigt werden in bloſser Tranſcendentalphiloſophie, geſpenſterartig, wie leider Manche verſucht und Spuk und unheimliches Weſen damit getrieben haben. Leerer läſst ſich wohl nichts denken, als eine Philoſophie, die ſich ſo rein auszieht, und

Digitized by Google

wartet, dafs das reale Wiſſen, als ein niederes, ganz anders woher ſoll gegeben und genommen werden; und vergeblicher für die Wiſſenſchaft würde wohl nichts die Jünglinge in den ſchönſten Jahren vorzüglich beſchäftigen, als eine Philoſophie, die keine beſtimmte Leitung für das künftige wiſſenſchaftliche Leben in allen Fachern gäbe u. ſ. w." Rec. hätte noch gewünſcht, dafs der Vf. auch nur einige Worte hinzugeſetzt hätte, wie die Philoſophie auf der Univerſität zu ſtudiren ſey, da dieſe Sache und ſeine Worte ſo wichtig ſind. — Uber die Akademie vermiſst Rec. eben ſo noch einige Worte, welche das deutlich gemacht hatten, was er damit ſagt, dafs man da Einverſtändniſs in allem Rein-Philoſophiſchen vorausſetzen müſſe, und dafs man dieſes ſchon in Richtigkeit gebracht habe. Denn wie dieſes möglich ſey, iſt ſchwer zu begreifen; auch geſteht unſer Vf. ſelbſt zu, dafs eine ſolche Vereinigung in Sachen der Philoſophie nie als wirklich vollendet angeſehen werden könne. Zwar ſagt er, es komme dort bloſs eine kritiſche Behandlung der Syſteme vor, die Akademie überlaſſe die philoſophiſchen Streitigkeiten der Univerſität, und unter Einem Volke befinde ſich auch nur Eine philoſophiſche Denkungsart, und er weiſet mit dieſem allem der Akademie den erhabenſten Standpunct an: allein wie dieſes unter Menſchen möglich ſey, leuchtet nicht ein. — An Hn. *Schl.* philoſophiſche Bemerkungen über jene drey Grundformen lieſsen ſich übrigens noch manche beſtätigende hiſtoriſche knüpfen. (Die Schulen von groſsem Style ſind wohl von England ausgegangen; Karl der Gr. lieſs durch ſeinen Alcuin die Schule von York nachbilden, und noch herrſcht zu Oxford die Schulform. Die Akademieen glänzten in Frankreich ſtärker hervor, und auch hier beweiſet der erhabene Karl durch ſeine Hofakademie, die aus den trefflichſten Männern verſchiedener Nationen beſtand, nur die Erhabenheit und Lebendigkeit der Idee jener Grundform. Was Bononien in ſeinen Studentenverbindungen war, und der edle Friedrich, der deutſche Kaiſer, mit ſo liberaler Hochachtung der Wiſſenſchaften, die Univerſitätsfreyheit geſetzlich ſanctionirend, im J. 1158 auf den roncaliſchen Feldern verordnete (*Cod. Juſt. L. 4. tit.* 13), das bildete ſich auf dem gedeihlichen deutſchen Boden um ſo freyer aus, da die beiden anderen Grundformen ſich gerade hier noch keine Alleinherrſchaft angeeignet hatten, obgleich auch hier die Schule vorhanden war, und ſogar beſſer als in anderen Landern heranwuchs, und die Akademie nicht zurückblieb.)

3) *Nähere Betrachtung der Univerſitäten im Allgemeinen.* Die Univerſität muſs alles Wiſſen umfaſſen, und jeden Zweig in ſein Verhältniſs zum allgemeinen Mittelpunct ſetzen; allenfalls mag das überwiegend ſeyn, wohin ſich das Talent einer Nation neigt. Es iſt freylich gewöhnlich nicht ſo: es fehlt am Gleichgewicht in den Wiſſenſchaften und häufig auch an Geiſt und Talent der Studirenden. So viel ſchadet nun dieſes im Ganzen nicht, als es ſchaden würde, wenn man die Univerſitäten in Specialſchulen verwandeln wollte. Denn dieſe würden den wiſſenſchaftlichen Geiſt gänzlich unterdrücken, dafür ein handwerksmäſsiges Erlernen einführen, und die kläglichſte Beſchränktheit in jedem der Fächer veranlaſſen. (S. 56) „Unüberlegt handeln diejenigen, oder ſind von einem undeutſchen verderblichen Geiſte angeſteckt, die uns eine Umbildung und Zerſtreuung der Univerſitäten in Specialſchulen vorſchlagen; ſo wie in jedem Lande, wo jene Form von ſelbſt ausſtürbe, oder wo, auch wenn es die Regierung nicht hinderte, doch nie eine wahre Univerſität zu Stande käme, ſondern alles immer ſchulmäſsig bliebe, die Wiſſenſchaft gewiſs im Rückgang und der Geiſt im Einſchlafen begriffen ſeyn müſste." Die Bildung auf der Univerſität geht von dem Allgemeinen zum Beſonderen; das Allgemeine der Speculation muſs aber durchaus durch die Realkenntniſſe der Geſchichte, Philologie u. ſ. w. hindurchgehen; hierauf beginnt erſt das Studium des Beſonderen, was der Staat fodert, jedoch in ſteter Abhängigkeit von der Philoſophie. Als Lehrform hat ſich hier mit Recht der Kathedervortrag erhalten; er hat zwey Elemente, das eine: ächte dialektiſche Kunſt, um die muthmaſsliche Anſicht des Zuhörers zu erfaſſen und etwa in ihre Dürftigkeit zurückzubringen; das andere: die productive Darſtellung, indem der Lehrer ſowohl mit Beſonnenheit und Klarheit, als mit Lebendigkeit und Begeiſterung ſein Erkennen vor den Zuhörern neu entſtehen, und von dieſen anſchauen und nachbilden läſst. Da ſich dieſe Trefflichkeiten nicht leicht in Einer Perſon vereinigt finden: ſo iſt es gut, wenn doch der eine Lehrer hat, was dem anderen abgeht. Nicht das Anhäufen der Literatur, nicht die Menge der Beyſpiele, nicht Einfälle oder Ausfälle gehören auf das Katheder, und nichts iſt erbärmlicher, als das *Ableſen* oder *Dictiren* der Hefte vom Katheder herab, welches ſehr ungelegen an die Zeit mahnt, wo es noch keine Druckereyen gab; und eher mag es hie und da an Kenntniſſen fehlen, als am rechten Vortrage. Zu dieſer Wirkſamkeit des Univerſitätslehrers muſs aber noch die nähere Bekanntſchaft mit ſeinen Zuhörern kommen, vermittelſt der Converſatorien, Examinatorien u. ſ. w. und Privatumgang beſonders mit den erlöſenſten und gebildeteſten Jünglingen. Weil ſich indeſſen die eine Univerſität mehr zur Seite des wiſſenſchaftlichen Geiſtes, die andere mehr zur Specialſchule hinneigen wird: ſo ſind immer mehrere Univerſitäten für eine Nationalbildung nothwendig; nur freylich nicht gerade ſo viele, wie in Deutſchland, welches indeſſen immer noch beſſer iſt, als Eine Form für alle, eine Centraluniverſität. Dieſe wäre für Deutſchland das groſste Unglück nach allem bisherigen.

Da unſer Vf. in dieſem Abſchn. von Studirenden ſpricht, welche eigentlich nicht ganz für die Wiſſenſchaft taugen: ſo ſetzt er voraus, dafs dieſes nicht auf der Schule vorher genugſam erkannt werden könne. Rec. iſt indeſſen der Meinung, dafs dieſes allerdings möglich ſey, und dafs man durch gewiſſe Prüfungen die wahre Würdigkeit des Jünglings für die

Digitized by Google

Univerſität wenigſtens eben ſo gut erkunden könne, als durch das nachmalige Examen die Würdigkeit für das Amt. Dem Vorſchlage, nähere Bekanntſchaften mit den Zuhörern anzuknüpfen, wünſcht Rec. recht ſehr ſeine Ausführung; er weiſs es, daſs ſie von groſsem Nutzen ſind; er weiſs, daſs Hr. *Schl.* ſelbſt ſich auch hiedurch auf der Univerſität verdient gemacht hat: aber er weiſs auch, daſs mancher Lehrer vor den Schwierigkeiten, welche damit verbunden ſind, zurückgeht, und hätte deſshalb noch einige Rathſchläge hiezu von unſerem Vf. gewünſcht. Über die Seminarien u. ſ. w. lieſse ſich auch noch einiges zu weiterem Bedenken erinnern.

4) *Von den Facultäten.* Die drey Specialſchulen ſind zwar zu den oberſten Facultäten geworden, da ſie der Staat wenigſtens ſanctionirt hat: indeſſen gebührt der philoſophiſchen, als der vereinigenden und der freyeſten, der Vorrang; die Lehrer der anderen Facultäten müſſen in ihr gleichſam eingewurzelt ſeyn. Am meiſten bedürfte die juriſtiſche einer Umbildung, nur freylich keine, wie man ſie hie und da ausführen ſieht. — Der Studirende ſolite das erſte Jahr bloſs der philoſophiſchen Facultät (welche Philologie u. ſ. w. in ſich ſchlieſst) angehören, weil er doch vorher ſeinen eigentlichen Beruf nicht erkennen kann. Auch ſollte jeder Lehrer von Zeit zu Zeit Vorleſungen in dieſer Facultät halten, und überhaupt ſollten die Grenzen ihrer Lehrfächer ihnen nicht zu ſtrenge vorgeſchrieben ſeyn, weil alle Wiſſenſchaften in einander grenzen, und weil nicht die gute Stunde der Begeiſterung für fremdes Gebiet verloren gehen ſollte. Wer ſich eine Zeitlang in einem fremden Zweige beſchäftiget hat, bringt auch friſches Leben mit für den ſeinigen. Wenn alſo die oberen Behörden die Vorleſungen Jedem vorſchreiben, und nicht die innere Freyheit der Facultät reſpectiren: ſo bringen ſie nur das wiſſenſchaftliche Leben zur Stagnation.

Die Vorſchläge für die Wiederbeſetzung der Lehrſtellen und für die ehrenvolle Verſorgung der altwerdenden Lehrer (wobey wir den wichtigen Einfluſs, den gelehrte und ehrwürdige Veteranen auch dann noch auf die Univerſität haben, wenn ſie aufhören, gute Docenten zu ſeyn, nicht berückſichtiget finden) — alles dieſes übergehen wir, ſo wie auch die ſcharfſinnige Vertheidigung des wechſelnden Rectorats und Decsnats und der Jurisdiction der Univerſität. Mit Einſicht und Umſicht beweiſet unſer Vf. die Nothwendigkeit dieſer demokratiſchen Verfaſſung und ihr gutes Verhältniſs zum Staate. Mehrere einzelne Puncte dieſer erfreulichen Vorſchläge verlangen allerdings noch Discuſſionen.

5) *Von den Sitten der Univerſität und von der Aufſicht.* Das iſt es vornehmlich, worüber man unaufhörlich klagt. Man würde aber darum nicht ſo eine Umbildung unſerer Univerſitäten verlangen, wenn man die Sache nur beſſer kennte. Die ſtudentiſche Freyheit iſt keineswegs das furchtbare Ding, wofür es ängſtliche Mütter oder vergeſsliche Staatsmänner anſehen. Im Gegenſatze gegen das Schulmäſsige iſt ſie zum freyen Studium, d. h. gerade zum wiſſenſchaftlichen, nothwendig; und ſo lange wir keine Handarbeiter bilden wollen, müſſen wir es unſeren Studenten vergönnen, freye Wahl zu haben, wie ſie ihre ſchönſten und kräftigſten Stunden anwenden wollen. Grade die den Deutſchen auszeichnende Achtung für Wiſſenſchaft, für Freyheit des Denkens und für Eigenthümlichkeit, hängt mit der ſtudentiſchen Freyheit ſo feſt zuſammen, daſs man dieſe nicht zerſtören kann, ohne einen der ſchönſten Züge unſerer Nationalität zu vertilgen. Deſshalb darf auch kein Unterſchied im Äuſsern ſeyn, ſelbſt für die Unfleiſsigen, die ja auch immer den bey weitem kleinern Theil ausmachen. Die ſtudentiſche Freyheit im Gegenſatze mit dem nachherigen Zuſtande der bürgerlichen Convenienz verdient ebenfalls Achtung. Denn in dieſer Zeit, wo ſich der Charakter bildet, ziemt es vorzüglich den Dienern der Wiſſenſchaften, ſich, in ihrer Unabhängigkeit von der Convenienz, ſelbſt zu erkennen, ſelbſtſtändig ihre Lebensweiſe zu wählen, und ſelbſthandelnd die Sitte durch Sittlichkeit zu erzeugen. Dieſe wird auch da weniger fehlen, wo man ſich mit dem Edelſten beſchäftigt; wer die Wahrheit ſucht, iſt kein ſchlechter Menſch. Vergleiche man doch nur die Ausſchweifungen der begüterten Jugend in anderen Ständen; gegen dieſe ſind wahre Kleinigkeit die Unordnungen der Studirenden, die man übrigens noch ſehr viel durch gute Policey und den Einfluſs der Lehrer und Vorgeſetzten verhüten kann. Warum will man denn nun dieſes heilſame Gegengewicht gegen die Gleichförmigkeit und Charakterloſigkeit der anderen Stände aufheben? Oder iſt jene Feigherzigkeit, Trägheit, Eigennützigkeit ein kleineres Übel, als der zuweilen erfolgende Miſsbrauch der ſtudentiſchen Freyheit? Überſehe man doch nicht, wie gerade ſie es iſt, die das Wahre und Weſentliche von den Leeren und Zufälligen dem Studirenden unterſcheiden hilft, und wie viel muſs uns an dieſer liberalen Bildung liegen, da gerade in Deutſchland die Bildung der Sitten von den ſtudirten Ständen ausgeht!

Zwar iſt jene Verhöhnung, womit die Studenten alles Nichtſtudentiſche als Philiſterey anſehen, oft ein Übel; eben ſo auch der Zweykampf. Jenes wird aber nur durch zu ſtarke Iſolirung ſchlimm; und der Zweykampf iſt eine höchſt natürliche und unvermeidliche Erſcheinung, nur iſt in den bürgerlichen Ständen der paniſche Schrecken vor dem Klirren der Degen zu groſs. — Übrigens kommen die Verdorbenheiten mancher Studirenden meiſt auf die Rechnung der Ältern oder Verſorger, weil ſie nicht beſſer auf ſie wirkten, oder ſie nicht genug kannten.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

NEUE AUFLAGEN.

Karlsruhe, b. Macklot: *Allemannifche Gedichte.* Für Freunde ländlicher Natur und Sitten von *Joh. P. Hebel.* 3te Aufl. Mit Verbeſſerungen und Kupfern. 1806. VIII und 239 S. 8. S. Recenſ. der 2ten Aufl. 1805 No. 37.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 MAY, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realſchulbuchhandl.: *Gelegentliche Gedanken über Univerſitäten in deutſchem Sinn.* Nebſt einem Anhang über eine neu zu errichtende. Von *Schleiermacher* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Gegen den zuletzt angeführten Abſchn. erlaubt ſich Rec. einige Einwendungen. Kein ſcharfſinnigerer Apologet der ſtudentiſchen Freyheit iſt noch aufgetreten, als unſer Vf. Um ſo mehr ſind einzelne Stimmen über dieſe heilige Angelegenheit der Ältern durch ihn aufgefodert. Rec. freut ſich, daſs hier ausgeſprochen worden, was der edle Studirende auch noch nach ſeiner Univerſitätszeit für jene Freyheit fühlt. Allein noch folgende Zweifel ſind hier nicht gelöſet. Der Gegenſatz gegen den Schulzwang könnte ſich ja auch wohl durch eine innere Leitung des Jünglings aufheben, ohne jene plötzliche äuſsere Befreyung; und wirklich findet es ſich ſo bey wohlbeſorgten und von Früh an wohlerzogenen Jünglingen; ſie werden allmählich frey, ſchon vor der Univerſität, ſie fühlen hier noch das Bedürfniſs der wiſſenſchaftlichen Leitung, ſtudiren nach einem vorgeſchriebenen Plane, bis ſie allmählich durch ihre tiefere Einſicht mehr Selbſtwahl erlangen, und ſie ſind allerdings fleiſsig. Gerade nun für dieſen Theil bedarf es weder jener völligen äuſseren Freyheit, noch des Geſetzes. Dagegen kommt ein groſser Theil nicht ſo gut innerlich verſorgt auf die Univerſität, und von dieſen ſchweben die meiſten in der Mitte, beſtimmbar durch den erſten Stoſs. Und dieſer erfolgt nun gewöhnlich durch die Studenten, welche imponiren, d. h. durch den im Extrem erſcheinenden ſtudentiſchen Ton. Daher gehen viele ſchon im erſten Semeſter ſowohl in Abſicht des Fleiſses als der Sitten verloren. Auch die Fleiſsigen leiden darunter, denn es gehört ſchon eine ungemeine Stärke des Jünglings dazu, wenn er dem Tone ſo ganz widerſtehen ſoll. Man höre nur die geheimen Klagen ſo mancher, daſs ſie nicht ganz Herr bleiben über ihre ſchönſten Stunden und über ihre Lebensweiſe. Es fehlt nie an ſolchen, die durch ihren angeſtimmten Ton herrſchen wollen. Was ſich alſo der Convenienz des bürgerlichen Lebens widerſetzt, iſt eine andere, noch gewaltſamer aufgedrungene, und gewiſs nicht immer eine beſſere; a ſie hat noch den Nachtheil, daſs ſie als gänzlich hetero en keinen Übergang zulaſst, weſshalb oft am erſten der, welcher durch ſeine ſtudentiſche Freyheit imponirte, unmittelbar nach der Univerſität in die kläglichſte Philiſterey verſinkt. So geht gerade hiedurch bey vielen die ſchöne Eigenthümlichkeit verloren. Gewiſs iſt es, daſs viele Ältern ſich ſelbſt die Verirrungen ihrer Söhne zuzuſchreiben haben; aber viele doch auch nicht. Denn, ſagen ſie, unſere Söhne ſind noch Jünglinge; und ſollen ſie frey und edel ihren Charakter entfalten: ſo darf auch *nichts* ſie *hierin* beſchränken, ſie müſſen alſo geſichert ſeyn gegen die Neckereyen, oder wenigſtens gegen den Ton der Schlechteren; die s erwarten wir eben von der wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalt, da unſer Einfluſs gegen jenen überwältigenden aufhört. Auch wollen die Ältern wenigſtens ſo viel Sicherheit gegen den Zweykampf, daſs ihre Söhne frey der Wiſſenſchaft leben können, ſo wie ſie wollen, ohne ſich auf jene Sitte eines barbariſchen Zeitalters einlaſſen zu müſſen. Sie werden ſich es auch nicht gefallen laſſen, daſs man ihren Schrecken als paniſch abweiſet: denn die Möglichkeit, daſs ihr Sohn durch einen unglücklichen Streich getödtet werde, oder gar einen Anderen tödte, iſt doch etwas ſehr Ernſthaftes. Rec. weiſs es wohl, daſs ſich vor der Hand nichts zur gänzlichen Vertilgung dieſer Sitte auf Univerſitäten unternehmen laſſe, da ſie ja in anderen Ständen gewiſſermaſsen gefeyert wird: aber darum hört ſie doch nicht auf, eine Unſitte zu ſeyn, welche nur ehedem ihren groſsartigen Charakter hatte, aber jetzt kleinlich geworden iſt, und ſo ganz und gar nicht mit Aufopferung des Lebens für das Vaterland und für irgend etwas Groſses zuſammenhängt. Auch zeigen genug Beyſpiele, daſs die Duellanten auf Univerſitäten nicht ſelten da die feigherzigſten Menſchen ſind, wo es gilt, und daſs dagegen die, welche ſich dem Zweykampf entzogen, am rechten Orte als Männer ſtehen bis zur Selbſtopferung. Auch möchte das vorgeſchlagene Mittel das Übel nur vergröſsern. Die Fechtübungen ſollen zur höchſten Vollkommenheit gebracht werden. Wäre es auch möglich, daſs alle Studirenden gute Fechter würden: ſo vermehrten ſich nur die Reizungen der ſprudelnden Kraft; und da die Körperſtärke doch nicht gerade immer in gleichem Verhältniſs mit der Geiſtesſtärke ſteht: ſo würden die Virtuoſen in jener ſchon ihr Übergewicht gegen dieſe geltend zu machen wiſſen. Aber wie viele übrigens treffliche Jünglinge würden ſich ſehr linkiſch im Rappiren gebehrden! Möchte es Hn. *Schl.* gefallen, einmal ſeine Gedanken über dieſe Gegenſtände weiter auszuführen; das Publicum hat ſeine ſcharfſinnige Kritik der Sit-

Digitized by Google

tenlehre nicht vergeſſen, und muſs gerade von ihm Belehrungen über jene Puncte erwarten, worin die Moraliſten nur abzuſprechen pflegten. — Ferner iſt es gewiſs, daſs der Einfluſs der Wiſſenſchaft auf die Veredlung des ſtudirenden Jünglings groſs ſey, und daſs es im gewöhnlichen Falle kein ſicheres Zeugniſs für den vortrefflichen Zuſtand einer Univerſität gebe, als wenn der Fleiſs unter den Studenten Ton iſt. Allein nicht bloſs die Wiſſenſchaft bewirkt das: auch die Geſetzgebung muſs dem Jünglinge zu Hülfe kommen. Bringt die Univerſität Gefahren mit ſich: ſo muſs ſie auch Rettung dagegen veranſtalten. Das iſt alſo die groſse Aufgabe, eine Geſetzgebung zu finden, durch welche der edle Freyheitsſinn den Deutſchen in der Bildung des Charakters und der Wiſſenſchaft auf der Univerſität *vollkommen* geſichert und gut geleitet werde. Es laſſen ſich ſogar Vorſchläge geben, welche den Studenten ſelbſt noch mehr äuſsere Rechte zugeſtehen, während ſie kräftiger von innen geleitet werden könnten. Hr. *Schl.* redet auch dieſer inneren Leitung in mehreren Stellen das Wort, z. B. bey den Seminarien und in dem Umgange mit den Studirenden räumt er ſogar äuſsere Vorzüge des einen vor dem anderen ein. Rec. iſt auch weit entfernt, die Apologie, die Hr. *Schl.* giebt, tadeln zu wollen, denn ſie ſpricht ein Wort zu ſeiner Zeit gegen die laut gewordene Miſskennung einer guten Sache: er wünſchte nur durch ſeine Zweifel ihn etwa ſelbſt zu einer mehr poſitiven Beſtimmung zu veranlaſſen. Denn durch ſolche Männer könnten wir zu einer tiefer eingreifenden Geſetzgebung für die Univerſitäten geführt werden.

6. *Von Ertheilung der gelehrten Würden.* Auch hier tritt unſer Vf. als Apologet, und zugleich mit Verbeſſerungsvorſchlägen auf. Wir übergehen dieſen Abſchnitt, weil des Guten ſo viel auch in dieſem iſt, daſs man das Buch ſelbſt leſen muſs, und wir ſchon genug vorgelegt haben, um dieſes Urtheil zu motiviren. Deſshalb enthält ſich auch Rec. ganz des Anhangs, worin Hr. *Schl.* Berlin zu einer neu zu errichtenden Univerſität empfiehlt. Wie könnte auch ein Rec., der ſeine Landesuniverſität patriotiſch liebt, unparteyiſch genug etwas dagegen einwenden, wenn ein Mann, wie Hr. *S.* mit Patriotismus für eine neue Univerſität ſpricht!

Nun ſey uns noch ein Blick auf die ganze, von Hn. *Schl.* ausgeführte Idee vergönnt! Durch ſie iſt die Einſicht in den Verein für die Wiſſenſchaft und in das Weſen der hiezu gehörigen Anſtalten, als dreyer Hauptformen, ſelbſt wiſſenſchaftlich geworden. Um ſo viel näher hat Hr. *Schl.* zur Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen dieſem Vereine, dem Staate und der Kirche, hingeführt. Über dieſes ins Klare zu kommen, hat eigene Schwierigkeiten. Dieſelben Foderungen, welche in der vorliegenden Schrift der wiſſenſchaftliche Verein macht, könnte z. B. auch der kirchliche machen: aber gegen beide ſteht der bürgerliche nicht in gleichgeltendem Verhältniſſe. Nach Hn. *S's* Idee erſcheinen ſie coordinirt, aber ganz iſt es doch nicht ſo. Allerdings iſt dieſes, wie er ſagt, nicht bloſs ein frommer Wunſch; dafür möchte es Rec. einen frommen Gedanken nennen, der an das Daſeyn einer ſolchen göttlichen Macht der Wiſſenſchaft glaubt, über welcher nichts anderes auf Erden ſteht. Dieſes giebt der Staat nicht zu, und daher überall Colliſionen. Denn der Staat will auch dieſen Verein, wie alles andere, unter ſich haben, und er hat auch einen Grund dazu. Etwas Höheres muſs es doch ſeyn, aus welchem Staat, Kirche und wiſſenſchaftlicher Verein heraustreten, und dieſes kann wohl nichts anderes ſeyn, als das Leben, das Leben der Menſchheit. In ſo weit ſind nun beide noch coordinirt. Allein das Leben ſelbſt muſs auch geordnet werden, und zwar äuſserlich; auch dieſes muſs durch Verein geſchehen, und welcher ſoll das ſeyn? Kein anderer kann es ſeyn, als der Staat. Somit tritt nun dieſer über die anderen. Seine Coordination bleibt nur noch leitende Idee in ſeiner Behandlung des kirchlichen und wiſſenſchaftlichen Vereins; aber in dem Leben ſelbſt behauptet er eine höhere Heiligkeit, denn er vertritt alle Rechte und Zwecke des Menſchenlebens überhaupt. Daher werden ihm auch immer die übrigen geheiligten Verbindungen Opfer bringen müſſen, ohne dagegen gleich Opfer verlangen zu können. Hat ja doch der Staat nicht bloſs für den einen, ſondern für die beiden, ja auch für ſich ſelbſt zu ſorgen. Dieſes ſehr verwickelte Verhältniſs, wonach alle drey einander coordinirt, und wiederum dem einen, dem Staate, ſubordinirt ſind, erſchwert die Beurtheilung aller jener Colliſionen und beſchränkt immer die reale Einrichtung der Vereine. Wenigſtens ſcheint dem Rec. dieſer Weg, wonach man das Leben vorerſt im Ganzen faſst, und hieraus das religiöſe, wiſſenſchaftliche und bürgerliche Leben ableitet, der einzige zur Löſung ſo vieler Schwierigkeiten. Vielleicht könnten wir auf dieſem Wege zu der Einſicht gelangen, wie ſich wahre Nationalbildung mit der wiſſenſchaftlichen, und zwar in jenen drey Hauptanſtalten einigt. Der Deutſche hat einen frommen Ernſt, der in der Wiſſenſchaft Herrliches gethan hat, aber der auch gern von der Sache in Diſputirſucht abirrend, ſich ſich leicht in die Eitelkeit irgend eines Pedantismus verliert. Daher iſt nicht *alles* in unſerer wiſſenſchaftlichen Bildung gut, und es wäre wohl gerade in dieſem Hauptpuncte zur Veredelung der deutſchen Nation vieles auf Schulen und Univerſitäten zu thun. Wer wünſcht nicht mit Rec., über dieſe Gegenſtände unſerer Nationalbildung unſeren Vf. einmal weiter zu hören? Vielleicht würde er auch dann das Problem löſen, in wie fern gerade die Akademie, als beſtehende Geſellſchaft beſoldeter Männer, für ein Volk nothwendig ſey, in welchem das literariſche Verkehr, vornehmlich in gelehrten Journalen, ein reges Leben und freyes Ausbilden der Wiſſenſchaft unterhält.

— — ρ — —

CASSEL, in der kön. Buchdruckerey: *Coup d'oeil sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne Protestante; en particulier*

du Royaume de Westphalie. Par *Charles Villers.* 1808. 112 S. 8. (16 Gr.)

Eine so reine Auffassung der deutschen Bildungsanstalten hat schwerlich je ein Ausländer gegeben: er spricht darin von ihnen so unterrichtet, so bestimmt, so genau, als ein Einheimischer es irgend nur vermöchte. Seine Ansichten und Urtheile verdienen desto grösere Aufmerksamkeit, da er gar nicht in den Verdacht kommen kann, dass ihn dabey ein Castengeist geleitet habe. Vor etwa 40 Jahren, um die Zeit, da Abt und seine Freunde in der Schriftstellerwelt ein Hauptwort führten, war eine Reihe von Jahren hindurch *deutscher Universitäts-Professor* ein Abname: mit welcher Glorie hat ihn der Vf. umgeben! Doch beschaue sich auch jeder, der ihn führen will, fleissig in dem Spiegel, den der Vf. (S. 87—89) für ihn aufgestellt hat!

In einem *deutschen* Blatte das Wesen *deutscher* Universitäten auszuzeichnen, würde zwecklos und pedantisch seyn. Seine Schilderung hat der Vf. Ausländern, besonders seinen Landsleuten im Königreich Westphalen, bestimmt, um ihr Urtheil über die fünf protestantischen Universitäten ihrer neuen Heimath, die ihnen eine ganz neue Welt seyn würden, zu leiten und zu erleichtern. Zur Einleitung dazu entwirft er ein kurzes Gemälde zuerst von dem eigenthümlichen Charakter, der Lage und Lebensweise deutscher Gelehrten, und von den verschiedenen Bildungsanstalten, die nach der Verschiedenheit der Stände und ihrer Bedürfnisse in Deutschland errichtet sind, um die Verschiedenheit der deutschen Universitäten von den französischen Unterrichtsanstalten desto auffallender zu machen, da der französische öffentliche Unterricht nur mit dem der deutschen Gymnasien parallel ist, und da schon aufhört, wo der deutsche Universitätsunterricht erst anfängt. Darauf verweilt der Vf. bey allen wesentlichen Puncten einer vollständigen protestantischen Universität, als Vereinigungspunct aller Haupt- und Hülfs-Wissenschaften für den theoretischen Unterricht; als Normalschule zur praktischen Bildung künftiger Lehrer und Geschäftsmänner; als Erweiterungsanstalt der Wissenschaften selbst, wobey er die Universität zu Göttingen, weil er diese am besten kennt, hauptsächlich im Auge hatte. Mit vorzüglicher Sorgfalt ist der Abschnitt von der Nothwendigkeit, eine gute Universität von den Behörden der Stadt, in der sie angelegt ist, unabhängig zu machen, und ihre Abhängigkeit blos an die oberste Behörde im Staat anzuknüpfen, und ihr eine eigene Jurisdiction über die Studirenden einzuräumen, behandelt (S. 63—69). Einen bündigern Sachwalter des bisherigen protestantischen Universitätswesens in Deutschland hätte sich das Königreich Westphalen nicht wünschen können. Zwar hat ihm mehr der Zufall (der minder grose Aufwand, den die protestantischen Fürsten bey der Stiftung ihrer Universitäten machen konnten) als die Uebersicht der grosen Vortheile, die eine solche Organisation für Lehrer und Studirende hat, die gegenwärtige Einrichtung gegeben; aber die Erfahrung von bald drey Jahrhunderten hat ihren Werth und ihre Vortrefflichkeit hinlänglich erprobt: wer möchte dieser widersprechen, zumal, wenn man nicht hartnäckig auf aufserwesentliche Dinge hält, in ihrer Anordnung immer dem Geist der Zeit folgt. Nehmt dem Lehrer seine Lehr- und Press-Freyheit, und seine Unabhängigkeit aufser von den obersten Behörden im Staate, und dem Studirenden seine alleinige Abhängigkeit von seinen Lehrern: — die Universitäten hören dann auf, die moralische Macht zu haben, die sie bisher zum grosen Segen der Wissenschaften und zur allseitigen Bildung des künftigen gelehrten Staatsbürgers besafsen. Was der Vf. darüber sagt, wird Niemand widerlegen können. In einem anderen Zeitalter würde er vielleicht sogar gerathen haben, ihnen eine der republicanischen Verfassung sich nähernde Einrichtung (wie sie ungefähr Jena, als Gesammtuniversität der sächsischen Häuser, erhalten mufste) zu geben, da eine solche Form der Geistesfreyheit so förderlich ist, und jeden Gilden- und Ephorats-Zwang entfernt hält: war möchte aber in Anregung bringen, was dem Zeitgeist zuwider ist, um nicht unleugbare Vortheile auf das Spiel zu setzen? Einen Vorwurf unserer sogenannten schönen Geister gegen den Werth unserer protestantischen Universitäten hat diese Schrift unseres Erinnerns nicht berührt, dass nach unserer Studieneinrichtung alles Heil der Wissenschaften in Deutschland von Universitätsgelehrten abhänge, die von der grosen Welt und ihrem feinen Ton getrennt lebten: aber Hr. *V.* hat in einer anderen Schrift, die wir nächstens anzeigen werden, im Vorbeygehen einige Vortheile, die aus dieser Lage der Dinge für die deutsche Gelehrsamkeit entsprungen sind, ins Licht gestellt. Es mag seyn, dass dieser Umstand das Streben nach der Eleganz in der Einkleidung etwas bey Universitätsschriftstellern verspätet hat: aber warum haben doch die schönen Geister mitten in der grosen Welt, die sie umgab, diesem Mangel an schönem Vortrag nicht durch Muster früher abgeholfen? Finden sich nicht vom Anfange unserer schönen Literatur an vorzügliche Styliften unter den Universitätsgelehrten? Hat nicht Leipzig sogar einen grosen Antheil an ihrem Anfang? und ist es für nichts zu achten, dass durch ihre Entfernung von der grosen Welt die deutschen Universitäten von ästhetischen Polissons frey geblieben sind? E.

Von obiger Schrift ist folgende Übersetzung erschienen:

Lübeck, b. Niemann und Comp.: *Über die Universitäten und öffentlichen Unterrichts-Anstalten im protestantischen Deutschland, insbesondere im Königreiche Westphalen*, von *Karl Villers*, Correspondant des National-Instituts von Frankreich u. s. w. Aus dem Franz. übersetzt von *Franz Heinrich Hagena*, Collaborator am herzogl. Gymnasium in Oldenburg. 1808. 134 S. 8. (Angehängt ist eine schematische Tabelle über die öffentlichen und besonderen Vorlesungen, die

Digitized by Google

auf einer deutschen Universität während eines halben Jahres gehalten werden. Fol.) (18 Gr.)

Man kann nicht in Abrede seyn, dass diese Übers. im Ganzen wohl gerathen ist: aber man begreift freylich nicht, für wen sie bestimmt seyn soll. *Villers's* Schrift war Ausländern geschrieben; ein Deutscher, der sie nicht im Original zu lesen vermag, wird schwerlich eine Uebersetzung derselben zur Hand nehmen.

M. G.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Joh. Aug. Henr. Tittmanni*, Theol. D. et Prof. Lips., *de rebus academicis epistola*. 1808. 60 S. 8. (8 Gr.) Die bevorstehende neue Organisation der Universität Leipzig hat zunächst dieses Sendschreiben veranlasst, welches an den durch Kenntnisse, Eifer und Charakter gleich ehrwürdigen Ober-Consistorial-Präsidenten zu Dresden, Hn. *v. Nostiz* und *Jenkendorf* gerichtet ist, und neben dem, was jene Universität unmittelbar betrifft, auch manche andere beherzigungswerthe Ideen über das Universitätswesen überhaupt enthält. Zuvörderst fasst der Vf. den Zweck der Universitäten ins Auge, nicht den gemeinen, welcher in Vorbereitung der Studirenden zu einem gewöhnlichen Staatsdienste besteht, sondern den edleren, oder vielmehr den einzig wahren, nach welchem Universitäten Bildungsanstalten für die Menschheit sind, die gegen den Rückfall in die Barbarey des Mittelalters schützen, und indem sie Vernunft und Wissenschaft pflegen und ausbilden, das Wohl der gesammten Menschheit erhöhen. Achtungswerth müssen daher der Nation die Männer erscheinen, welche, um jenen Zweck zu erreichen, ihr ganzes Leben den Wissenschaften widmen; aber um dies mit Erfolg leisten zu können, muss ihnen eine anständige Ruhe zu Theil werden, ein sorgen- und kummerfreyes Leben, bürgerliche Ehre, wie sie jedes gebildete Volk den Wissenschaften immer erwiesen hat, endlich vollkommene Freyheit, ohne welche die Wissenschaften nie gehörig betrieben werden können. Glücklich in dieser Rücksicht war zu jeder Zeit, durch die Milde der Fürsten und durch äussere begünstigende Umstände, die Universität zu Leipzig; glücklich auch während der letzteren Kriegsbewegungen, wo die Lehrer derselben, nicht ohne Missgunst des gemeindenkenden Hausens, frey von äusseren Störungen blieben. *Praedicari fatis non potest* (sagt der Vf. S. 14) *Universitatis nostrae felicitas, quae inter atroces belli superioris tumultus summa quiete fruebatur; quam homines a literis alienas nobis invidisse non mirandum est, sed qui inter doctos habentur, militibus recipiendis turbatam voluisse non credet posteritas.* — Ein anderes Bedürfniss der Universitäten, dem die Freygebigkeit der Fürsten abzuhelfen hat, ist eine reichhaltige und zum öffentlichen Gebrauch ausgestellte *Bibliothek*. Worauf es bey einer solchen ankomme, versteht sich zwar von selbst; aber es kann auch in unseren Tagen nicht oft genug erinnert werden, dass bey akademischen Bibliotheken, zumal deren Fonds nur mässig ist, nicht auf das Privatinteresse einzelner Lehrer, die durch öffentliche Anschaffungen gewöhnlicher Bücher ihr eigenes Geld ersparen wollen, auch nicht auf die Dürftigkeit der Studirenden, welche ihre nöthigsten Bücher aus den öffentlichen Bibliotheken zu entnehmen wünschen, und eben so wenig auf die Einfälle solcher Männer, welche, unbekannt mit den Fortschritten der Literatur, weder gehörige Kenntniss des Einzelnen, noch Umsicht des Ganzen besitzen, einige Rücksicht zu nehmen sey. Sehr wahr schildert der Vf. die Erfordernisse einer akadem. Bibliothek, wie sie dem, dessen Aufsicht dieselbe anvertraut ist, immer vor Augen schweben sollten (S. 17): *Bibliothecam academicam instructum esse oportet primum fontibus universarum literarum, iisque purissimis; deinde ex omni genere literarum libris praestantissimis his, qui aut ob magnitudinem pretiosiores sint, aut alium ob casum parari difficiles, denique omnibus bonae notae libris, qui quum non quotidie necessarii sint, publice parandi sunt, ut, si iis opus sit, in consilium adhibere possint.*

Die zweyte Betrachtung, die der Vf. anstellt, betrifft die Studirenden, die gewöhnlich in einem doppelten gleich schädlichen Irrthum befangen sind. Einmal, indem sie glauben, dass der Zweck des akadem. Studiums dahin gehe, alles, was erforderlich sey für ihr ganzes Leben, auf der Akademie während des wohlbekannten Triennium zu erlernen; sodann, indem sie ihre Bestimmung auf Akademieen blos darein setzen, zu künftigen Stellen im Staate sich geschickt machen oder vielmehr abrichten zu lassen. *Sunt* (heisst es S. 27), *ut libere dicam, haud pauci, qui formari et tradi sibi velint a sabis eruditos operarios, quorum memoria, labore, digitis, civitas uti aliquando possit. De anima in Universitatibus formanda, emolliendo, acuenda, nobiliore et fartiore, veri rectique amantiore, constantiore, et ad quaevis honesta faciendu et patienda promtiore reddendo, nemo cogitat. Ergo literis quoque nullam pretium, nisi quod calculi munstraverint, nullus eruditorum honos, quam operariorum, nulla studii academici ratio, quam vilis mercedis venatio.* Was aber die zweckmässige Betreibung der Studien auf Universitäten vorzüglich erschwert, ist der Mangel an gehöriger Vorbereitung, welche den Jünglingen auf den Schulen zu Theil werden sollte. Dass dieser Mangel auch auf den königl. sächs. Universitäten sehr fühlbar seyn müsse, wo wir ihn bey der bekannten guten Einrichtung der meisten sächsischen Schulen am wenigsten vermuthet hätten, erhellet aus des Vfs. offenem Bekenntniss S. 23: *Veniunt ad nos juvenes, in scholis mediocriter tantum praeparati, literarum antiquarum vix elementis imbuti, sed rationis academici studii prorsus ignari.* Der immer weiter verbreiteten Seichtigkeit im Studiren muss von den Schulen und Gymnasien aus entgegengearbeitet werden; der Jüngling, der zum akademischen Leben herangereifet ist, werde schon hier mit dem Inhalt der Wissenschaften im Allgemeinen encyklopädisch bekannt; er lerne wählen, was für sein Talent passend ist, und erfahre den Weg, auf welchem er das Gewählte finden kann! Tritt er sodann in die akademische Laufbahn: so mögen an ihm die drey sehr zweckmässigen Vorschläge erprobt werden, welche der Vf. zur Verbesserung der Universitäts-Studien S. 38 ff. darlegt. Fürs erste werde die grosse Eilfertigkeit entfernt, womit man in drey, auch wohl zwey Jahren den akademischen Cursus vollenden zu können wähnt. Bey dem so sehr erweiterten Gebiete der einzelnen Wissenschaften, wie könnte eine so kurze Zeit hinreichen, um nur einige Gründlichkeit und Festigkeit zu erlangen? Zweytens sorge man für vernünftige Studienpläne, und mache mit ihnen diejenigen bekannt, die fremd und unvorbereitet in ein neues Feld eintreten. Mögen auch bessere Köpfe, die ihren eigenen Pfad zu finden wissen, solche Wegweiser verschmähen, mögen diesen die Fesseln nachtheilig seyn, welche etwa eine geordnete Methodologie ihnen anlegt: wie viele können denn im Ganzen aus dem grossen Haufen der Ankömmlinge auf Universitäten zu jenen Besseren gezählt werden? Der grosse Haufe hingegen, wie zwecklos wählt er gewöhnlich die zu hörenden Vorlesungen, wie verkehrt und zufällig die Lehrer! Wie wenigen ist vergönnt, das zu spät wahrgenommene Hysteron Proteron in den Studien wieder gut zu machen, und auch bey diesen, wie viel Zeit, Kraft, Geld geht verloren! Endlich muss auch der akademische Fleiss wirksam ermuntert und anständig belohnt werden. Auch, was der Vf. hierüber sagt, verdient Beherzigung. Wir heben zum Schlusse nur folgende Stelle noch aus (S. 56): *Inter recti studii academici incitamenta non postremum locum ubtinere videtur proposita studiosis omnibus spes honorum et munerum, honesta et laudabilis illa, quoniam iis tantum affulget, qui honestum et laudabile in literis studium posuerunt, sed certa, aequa, summa, par offensa omnibus, qui dignos ea se praestiterint. Quid enim — ad ucuendos et confirmandos animos excellentius capiuari potest, quam si certam aequamque omnes spem habeant, si sciant, reipublicam optimarum operam desiderare, optimos honoribus afficere, optimorum virtute tutissimam se credere, si intelligant, qui optime de republica mereri possit, huic non defore occasionem optime de ea merendi, si praevideant, ad honores exoptatissimos, id est eos, qui plurimum prudentiae et virtutis desiderant, aditum patere omnibus, qui prudentia et virtute maxime excellunt; denique si sperare possint, fore, ut fama consequantur, modo effecerint, iis ut dignissimi habeantur.* ΔΠ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 MAY 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Über Universitäten, nach Schleiermacher, Villers und Tittmann*, von D. *Ludw. Wachler*, Prof. zu Marburg. Abgedruckt aus den neuen theol. Annalen. 1808. 41 S. 8.

Der hier behandelte Gegenstand hat in unseren Tagen eine solche Wichtigkeit gewonnen, dafs wir vorliegendes Werkchen, welches sich an die drey, in No. 115 und 116 angezeigten Schriften würdig anschliefst, einer besonderen Auszeichnung werth achten. Zwar enthält es nichts als eine darstellende Beurtheilung jener drey Schriften, und es ist nicht unser Zweck, eine Recension über Recensionen zu schreiben: aber der Beurtheiler ist ein Mann von vielseitigen Kenntnissen, von mehrjähriger akademischer Erfahrung und von erprobtem Wahrheitssinn; seine Beurtheilung ist mit so vielen interessanten und beherzigungswerthen Reflexionen durchflochten, dafs in diesem Fall eine Ausnahme von der Regel sehr zweckmäfsig scheint. Wir übergehen, was der Vf. zur Würdigung und Vergleichung jener oben angezeigten Schriften mit Gründlichkeit vorgebracht hat, und schränken uns blofs auf einige seiner Bemerkungen ein, welche zum Theil fruchtbaren Stoff zu neuen Bemerkungen enthalten.

Auch Hr. *W.* ist der Meinung, dafs es für die erste Einleitung in die Universitätsstudien sehr heilsam seyn würde, wenn man die *philosophische Facultät*, oder besser, einen Ausschufs derselben, verpflichtete, den angehenden Studenten zu prüfen, wissenschaftlich zu orientiren, oder symbolisch zu weihen. Die Freyheit zu studiren, oder sich auf der Universität aufzuhalten, wird dadurch nicht beeinträchtiget; nur für die, welche sich der angeordneten öffentlichen Aufsicht unterwerfen wollen, ist eine solche Einrichtung getroffen, und sie setzt die Universität in den Stand, dem Gouvernement über Amtstüchtigkeit einzelner Subjecte die gefoderte Auskunft geben, und über diejenigen, welche das Bürgerrecht in der eigentlichen literarischen Republik erlangen wollen, urtheilen zu können, obgleich die Zulässigkeit der letzteren auch auf andere Weise erforscht werden kann. — Übrigens wäre es sehr gut, wenn die Mitglieder der Specialfacultäten, unter gewissen die individuelle Studienfreyheit sichernden Bedingungen, darüber einverstanden wären, keinen Unbekannten, der sich als Zuhörer bey ihnen meldet, zu ihren Vorlesungen zuzulassen, wofern er nicht, so weit solches historisch-empirisch beurtheilt werden kann, die erfoderliche Vorbereitung dazu sich erworben hat. Ohne diese Vorkehrungen lassen sich dem alles Wissenschaftliche ausschliefsenden Handwerksgeiste im Studiren keine Schranken setzen; Jünglinge, ziemlich roh der Schule entlaufen, hören im ersten halben Jahre, ohne durch Sprachkunde, Philosophie und Geschichte vorbereitet zu seyn, Dogmatik; werfen sich in juristischen Definitionen-Kram, oder befassen sich mit medicinischen Specialdisciplinen, ohne durch Vorkenntnisse sich zu solchen Studien geschickt gemacht zu haben. Philologische zumal und historische Vorkenntnisse, wiewohl sie den Grund von allen Wissenschaften ausmachen, wie selten werden sie erworben, wie unverzeihlich bey dem gewöhnlichen Handwerksschlendrian verabsäumt! Entsetzlich ist es, dafs Universitätslehrer aus schmutzigem Eigennutz, oder aus lächerlicher Eitelkeit, welche sich mit der Zahl der Zuhörer brüstet, das Unwesen begünstigen; bedauernswürdig, aber freylich auch von Staatswegen zu beschränken in ihrem, der Wissenschaft nicht minder als dem Staatswohl verderblichen Einflusse, sind diejenigen, welche aus Factionsvorurtheil, aus Hafs gegen die der philosophischen Facultät zugeeigneten Fächer, aus unwissenschaftlichem und unverzeihliche ignoranz verrathendem Übermuthe, welcher alles entbehrlich hält, was vermeintlich nicht unmittelbar zur Sache gehört, und Allen Alles seyn zu können wähnt, der unsinnigsten Verkehrtheit Vorschub thun. Man stellt z. B. die *Geschichte* als entbehrlich dar, weil ja dem jungen, nur nach Routine und Brod strebenden Theologen in der Kirchenhistorie, dem Juristen in der Rechtsgeschichte, dem Mediciner in den Einleitungen zu den einzelnen Disciplinen das Nöthige davon beygebracht werde; man würdiget mit stolzer Miene, welche eigene Unwissenheit verbirgt, die *Sprachkunde* herab, als Etwas, das nur für Schulen tauge, aber dem akademischen Jünglinge, dessen Geist mit den Facultätswissenschaften genährt werden müsse, nicht mehr behage. So in den übrigen zur philosophischen Facultät gehörigen Fächern. Was Wunder, wenn dadurch Unwissenschaftlichkeit und Stümperey überall um sich greift!

Darin, dafs in jeder Facultät die möglichst gröfste Freyheit herrschen soll, ist Hr. *W.* billig mit *Schleiermacher* einverstanden; auch darin, dafs die Nominalprofessuren nicht stark und drückend hervortreten sollen: aber, damit keine Lücke in den Unterrichtsgegenständen für ein Semester oder einen Curs zu

befürchten ſey, dringt er mit Recht darauf, daſs jedem Lehrer ſein beſonderes Fach wenigſtens in ſo weit angewieſen werde, daſs er verpflichtet ſey, daſſelbe innerhalb des beſtimmten Zeitraums, welchen man für einen gewöhnlichen Aufenthalt auf der Univerſität annehmen kann, vorzutragen, wenn Niemand ſich gefunden hat, der es in dem gehörigen Umfange vorträgt. Für die Mehrheit der Univerſitäten, wie ſie dermalen ſind, dürfte es am rathſamſten ſeyn, wenn die Profeſſoren in Eintracht und ohne kleinliche Privatrückſichten ſich verabredeten, alle Hauptfächer wenigſtens in Jahresfriſt vorzutragen. *In Jahresfriſt;* wobey eine regelmäſsige Beobachtung der Semeſter, die man als akademiſche Studientermine anſehen kann, zur ſtrengſten Pflicht gemacht werden ſollte. Nichts iſt verderblicher und für den Studienplan der Docenten ſowohl als der Studirenden ſtörender, als wenn Vorleſungen, denen man gewöhnlich nur Ein Semeſter beſtimmt, ins zweyte und dritte hinübergeſchleift werden, wenn man dadurch den übrigen Lehrern, die ſolche Unart vermeiden, Zeit und Raum für ihre Vorleſungen wegnimmt.

Über das, was *Schleiermacher* von den *Seminarien* ſagt, worin die Schüler ſchon als producirend auftreten, und die Lehrer nicht ſowohl unmittelbar mittheilen, als nur dieſe Production leiten, unterſtützen und beurtheilen, fügt Hr. *W.* S. 21 Etwas hinzu, doch nichts erſchöpfendes: denn gerade hier ſcheint uns das *ſchleiermacher*'ſche Raiſonnement am meiſten einſeitig zu ſeyn. *Schleiermacher* will nämlich, daſs jedem Lehrer, welchem es gelingt, eine Anzahl der Jünglinge ſeines Faches näher an ſich zu ziehen, dieſe Leitung ihrer eigenen Arbeiten von ihnen ſelbſt übertragen werde, daſs jeder ſich ſein Seminarium ſelbſt bilde. Dieſem natürlichen Gange, meint er, trete der Staat in den Weg, wenn er für jede Facultät Ein Seminarium ſtifte, und dieſes mit beſonderen Begünſtigungen Einem Lehrer übertrage. Auch wenn der Staat eine beſtimmte Anzahl von Studirenden, oft ſchon bald nach ihrer Ankunft auf der Univerſität, als Seminariſten unterſtütze, verfalle er in den Fehler, reine Aufmunterungen, die nur ſelten wirklich aufmuntern, Belohnungen, ehe noch etwas geſchehen iſt, zu vertheilen. Wir geben dieſs zu, wenn von theologiſchen, juriſtiſchen, mediciniſchen Seminarien die Rede iſt. Hier iſt es leicht, Jünglinge zu vereinigen, welche, ohne auf weitere Unterſtützung Anſpruch zu machen, ſich ſchon dadurch hinlänglich belohnt fühlen, daſs ſie in der Wiſſenſchaft, die ſie künftig ehren und nähren ſoll, ſchnellere und gewiſſere Fortſchritte machen: auch der Lehrer fühlt hier, ohne eine höhere Aufmunterung und Belohnung, zwiefachen Beruf zu einem Verein, der ſich ihm ſo leicht und dabey ſo fruchtbringend ankündiget. Ganz anders aber verhält es ſich mit den philologiſchen Seminarien, welche, als die Baſis von allen übrigen, zuerſt auf einer Univerſität zu errichten, dringendes Bedürfniſs iſt. Wo finden ſich hier, ohne höhere Unterſtützung, fähige Jünglinge genug, die auf gründliche Erlernung und unmittelbare Ausübung ſolcher Studien die nöthige Zeit wenden, welche ſie zwar für nützlich anerkennen mögen, aber, bey beſchränktem Vermögen und bey der, ihnen von ihren Ältern kärglich zugemeſſenen Studienzeit, mit Hintanſetzung der eigentlichen Brodſtudien nicht mit gröſserem Zeitaufwand zu betreiben wagen? Hier muſs nothwendig zum Beſten der Wiſſenſchaften und des Staats die Studienzeit verlängert werden können; aber dieſs iſt nicht möglich, wenn nicht der Staat ſelbſt durch reelle Hülfe eingreift. Erſt dann wird auch der Lehrer der Philologie ſeinen Beruf anerkennen, nach geordnetem Plan einen ſolchen Verein von Jünglingen zu ſtiften, deſſen Fortdauer nicht dem Zufall oder den Vermögensumſtänden der Theilnehmer überlaſſen, und deſſen Beſtimmung nicht durch jährigen, oder gar halbjährigen Wechſel der Seminariſten kaum zur Hälfte erfüllt wird. Auch iſt bey dieſen Seminarien nicht zu beſorgen, daſs die einem Lehrer erwieſene Begünſtigung den übrigen Lehrern oder der Wiſſenſchaft ſelbſt nachtheilig werde; noch weniger, daſs die Jünglinge dadurch auf eine unreine Art zu dem Lehrer ausſchlieſsend hingezogen werden, der ſolche Begünſtigungen zu vertheilen hat, und daſs dadurch eine Art von Monopol entſtehe. Denn in der Regel iſt auf Univerſitäten nur Ein Lehrer der Philologie angeſtellt; und weil ſein Lehramt ohne Zweifel zu den bedeutendſten und für den Ruhm der Univerſität wichtigſten Lehrſtellen gehört: ſo wird billig vorausgeſetzt, daſs dieſe Anſtellung nicht ohne die ſorgfältigſte und gewiſſenhafteſte Prüfung des angeſtellten Subjects geſchehen ſey. Sind aber auch auf manchen Univerſitäten mehrere öffentliche Lehrer dieſes Faches, welche, wie zu erwarten ſteht, ein rühmlicher Wetteifer entflammt: ſo wähle man zum Aufſeher des Seminariums denjenigen, der ſich ſeiner Wiſſenſchaft am ſicherſten bemächtiget hat, und dieſelbe Anderen mitzutheilen am fähigſten iſt; man nehme dabey nicht die in Deutſchland ſo ſehr herrſchende Rückſicht auf das Alter; man bedenke, daſs der Älteſte zu einem ſolchen näheren perſönlichen Verkehr mit der Jugend, wenn alles Übrige gleich geſetzt wird, der Regel nach der minder geſchickte iſt; man vertraue endlich auch dem Gewählten die Aufſicht nur ſo lange an, als ihn ſeine Kräfte gehörig unterſtützen, und die fortwährende Neigung zur Sache aus dem Erfolge ſichtbar iſt. Freylich kommt es bey der Einrichtung dieſer Anſtalt vor allen Dingen auf die Überzeugung an, daſs ſie der Univerſität nicht bloſs vortheilhaft, ſondern wahrhaft nothwendig ſey: eine Überzeugung, welche in unſeren Tagen lebhafter als jemals ſeyn ſollte. Denn welche Univerſität hat je geblüht und einen dauernden Ruhm behauptet, ohne Betreibung der edeln Muſenkünſte? Und wo haben dieſe Künſte je ein bleibendes Gedeihen gefunden, wo iſt eine eigentliche Schule derſelben gebildet worden, ohne Pflege philologiſcher Seminarien? Die ſogenannten Brodwiſſenſchaften, mögen ſie auch noch ſo gründlich gelehrt worden ſeyn, wo haben ſie jemals einer Univerſität fortwährende

Digitized by Google

Auszeichnung erworben? Wie könnten sie es jetzt, da man, bey dem raschen Wechsel der Zeitumstände, kaum weifs, ob eine Brodwissenschaft, die man in diesem Halbjahr erlernt, noch in dem folgenden als solche gelten, und in Ausübung gebracht werden wird? — Deutscher Jüngling, willst du nicht Gefahr laufen, mit deinem theuer erkauften Wissen in Kurzem Schiffbruch zu leiden: so strebe jetzt auf Universitäten zuerst nach einer *allgemeinen* Bildung, welche dich zu Jedem geschickt macht, was der Wechsel des Schicksals gebeut oder anräth; eine solche Bildung aber wirst du nirgends empfahen, als aus den Händen der im edleren Sinne des Worts sogenannten, mit Geschichte und Mathematik innig verbundenen Philologie.

Aus dem, was *Schleiermacher* als Grundansicht über die *Ertheilung der gelehrten Würden* aufgestellt hat, folgert Hr. *W.* mit Recht, dafs, wie es auch sonst auf deutschen Universitäten gehalten wurde, und auf einigen wirklich noch gehalten wird, Jeder zuerst in der *philosophischen Facultät* promoviren müsse, ehe er zu dem Doctorgrade in den Specialfacultäten zugelassen werden kann, der ihm auf eine Stelle bey der Universität oder Akademie Ansprüche giebt. Das Wegwerfen der philosophischen Doctorwürde, sagt Hr. *W.*, ist unverzeihlich, ob man es gleich mit dem abscheulichen Gedanken der Unschädlichkeit entschuldigen will. — Es versteht sich, dafs, wie *Schleiermacher* S. 136 scharfsinnig ausführt, nur diejenigen, welche an der Wissenschaft selbst zu arbeiten und sie auszubilden, nicht aber das Erkannte blofs auf eine reale Weise darzustellen, und die Früchte der Wissenschaft in das Leben überzutragen sich berufen fühlen, die Höchsten sind für den durch Universitäten begründeten wissenschaftlichen Verein, dafs nur sie die Stellen ausfüllen auf der Universität und in der Akademie, und wenn sie an öffentlichen Geschäften Theil nehmen, dieses, eben wie jene das Lehren, nur als Nebensache ansehen. Sie allein sind also die eigentlichen Doctores, von denen aber auch in einem höheren Grade mufs gefodert werden, dafs sie von dem Zustande der Wissenschaft, der sie sich weihen, genaue Kenntnifs, und in der Handhabung derselben grofses Geschick beweisen. „Hier sind nun (sagt *Schleiermacher*) vorzüglich gewisse Proben der Gelehrsamkeit an ihrer Stelle, und müssen eigentlich immer von der Art seyn, dafs sie etwas Merkwürdiges bleiben für dieses Gebiet. Ein Doctor, welcher nicht gleich bey seinem Eintritt in diese Würde eine Spur von seinem Daseyn zeichnet, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und während der Epoche, in der sich die Wissenschaft eben befindet, nie ganz verschwinden kann, ein solcher ist eigentlich seines Namens unwürdig." Was nun die abzulegenden Proben der Gelehrsamkeit anlangt: so können sie theils in mündlichen Prüfungen, theils in geschriebenen und für den Druck bestimmten Dissertationen, theils in öffentlicher Vertheidigung derselben bestehen. Nach der gegenwärtigen Verfassung unserer Universitäten und nach dem Zustande der gelehrten Republik überhaupt, darf keine dieser Prüfungen von der anderen getrennt, keine für sich allein als hinreichend geachtet werden. Mündliche Prüfungen und geschriebene Dissertationen sollen beweisen, ob der in den literarischen Verein Aufzunehmende in einem einzelnen Felde des realen Wissens einheimisch, ob er mit dessen Fortschritten sowohl als Bedürfnissen bekannt, ob er im Stande sey, die erlernte Wissenschaft weiter fortzubilden. Durch die öffentliche Vertheidigung seiner Schrift aber, oder durch die sogenannte Disputation, soll er das Innere seiner Ansichten eröffnen; er soll zeigen, welcher Combinationen er fähig sey; er soll vermittelst dialektischer Consequenz bewähren, dafs er den Geist der Wissenschaft als Princip in sich aufgenommen habe. Alles dieses hat *Schleiermacher* vortrefflich entwickelt. Wenn aber derselbe klagt, dafs heut zu Tage die scholastische Form der Disputationen zu einem leeren Spielgefechte geworden; wenn auch Hr. *W.* wiederholt, dafs der Credit fast aller auf der Universität durch solche Förmlichkeit erlangten Würden tief unter den Punct der Satyre herabgesunken: so ist, um nicht auf misverstandene Aufserungen so wackerer Männer hin der Trägheit ein Polster unterzulegen, einerseits zu bedenken, dafs der Misbrauch einer an sich sehr achtungswerthen Sache den würdigen Gebrauch derselben nicht beschränken dürfe, auf der anderen Seite, dafs auch jetzt noch manche berühmte Universität den rechten Gebrauch mit Würde behauptet, dafs sie den guten Erfolg davon zu ihrem und der Wissenschaft Bestan fortwährend erfährt, und dafs mithin jene Urtheile zu allgemein ausgesprochen sind. Rec. ist am genauesten mit der Einrichtung öffentlicher Disputationen auf den königl. sächsischen Universitäten bekannt. Er weifs, als mehrjähriger Lehrer auf der berühmtesten dieser Universitäten, aus Erfahrung, dafs hier diese öffentlichen Proben mit Ernst und zweckmafsigem Anstand gehalten werden, dafs, solche Prüfungen mit Beyfall bestanden zu haben, für ein vollgültiges Zeugnifs der erworbenen Kenntnisse gelten kann. Hier wendet man noch auf die Ausarbeitung einer solchen Probeschrift, welche nicht blofs aus ein paar flüchtigen Blättern bestehen darf, die oft mit den Sibyllenblättern das verdiente Schicksal theilen, den nöthigen Fleifs; man hält die Handlung der Disputation selbst für wichtig und feyerlich. Nicht selbstbestellte Opponenten verrichten hier an dem jungen Manne, dem das Katheder eröffnet worden ist, ein Werk der Barmherzigkeit, sondern Jeder, der, als Lehrer der Universität in irgend einem Fache, Kraft und Neigung in sich fühlt, kann auf dem Kampfplatz erscheinen; diejenigen, in deren Hauptfach die Probeschrift eingreift, erscheinen natürlich am gewissesten; sie ausschliefsen wollen, hiefse nichts anders, als die öffentliche Handlung entehren, und den Feigen, der solche Ausschliefsung nur gewünscht hätte, der öffentlichen Verachtung preisgeben: aber auch andere Lehrer treten auf, unangemeldet und ohne getroffene Verabredung mit den Disputanten, und es ist ein erfreuliches und erhebendes Schauspiel, das auf den zahl-

Digitized by Google

reichen Kreis der umstehenden Jünglinge höchst vortheilhaft wirken mufs, wenn man hier oft die verdienstvollesten Veteranen der Wissenschaft, deren Namen schon Ehrfurcht gebietet, voll Ernst für ihr Amt und für die gute Sache, welche durch kein frivoles Spiel, durch keine Harlekinade entweihet werden darf, in einem prüfenden Kampfe mit angehenden Docenten erblickt, deren nachheriger Ruf und akademisches Glück nicht selten in der ersten Stunde dieser öffentlichen Probe auf das bestimmteste entschieden wird. Denn freylich tritt auch wohl der Fall ein, dafs Unwissende, die blofs täuschendem Selbstgefühl, dünkelvoller Anmafsung oder niedrigen Kunstgriffen vertrauend, sich zu akademischen Lehrern erheben wollen, in dieser Prüfung zurückgewiesen, und ganz eigentlich von dem Katheder, dessen sie unwürdig waren, herabdisputirt werden. Aber eben diese Strenge macht nachdrückliche Vorbereitung auf das Lehramt zur Pflicht; sie gebietet Fleifs und Kraftanstrengung; sie erhält den Stand der Universitätslehrer in der Achtung, welche nicht fehlen darf, wenn die Wissenschaft, durch Lehrvorträge ausgestreut, in den jugendlichen Gemüthern Wurzel fassen soll. Wir können demnach uns nicht überzeugen, dafs Disputationen, auf diese Art angestellt, und aus dem obigen Gesichtspuncte gefafst, als eine leere, unnütze, ja wohl gar lächerliche Form erscheinen, wie sie mancher, wohlwissend warum, in unseren Tagen gern darstellen möchte. Wir glauben, dafs jener würdevolle Ernst, jene wissenschaftliche Strenge bey dieser Handlung auch auf anderen Universitäten noch beobachtet werde; und sind der festen Meinung, dafs, wo diese Haupterfoderniffe der Disputationen durch Leichtsinn entweder oder durch Unwissenheit allmählich verschwunden seyn sollten, ihre Herstellung und Sanctionirung zur heiligsten Pflicht gemacht werden müfste. Denn auch hier gilt, was überhaupt auf die Universitäten so vielfache Anwendung leidet: *Nisi utile est, quod facis, stulta gloria est.* Ter.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Schleswig* u. *Flensburg*, b. Röhss, Christiani u. Korte: *Heine Universität in Berlin.* An den Hn. geh. Ober-Tribunalrath *Klein* von dem Freyherrn *v. Eggers*, Oberprocureur der Herzogthümer Schleswig und Holstein, Ritter vom Danebrog. 1809. 30 S. 8. (8 Gr.) Der Vf. verkennt keineswegs die Vortheile, welche eine grofse Stadt, vorzüglich eine Residenz, wo man im Ganzen mehr Aufklärung und die Aufklärung vielfältiger findet, für eine Universität darbietet; aber er behauptet, dafs diese Vortheile mehr auf spätere Bildungsanstalten gehen. Für jedes wissenschaftliche Fach bringe der Aufenthalt in der Residenz grofsen Gewinn, besonders dem, den Talent und Umstände zu einem höheren Wirkungskreifs berufen. Aber dem Geiste der Studien, die dem Jüngling Grundlage zu seiner künftigen Beschäftigung seyn sollen, fromme dieser Aufenthalt nicht, theils weil hier der wissenschaftliche Stolz, welcher aus der Überzeugung von dem hohen Werthe vorhergegangener Anstrengung entspringe, allzusehr unterdrückt werde, theils weil sich mit dem Mangel an äufserem Ansehen auch die Zufriedenheit mit seiner Lage bey dem Lehrer sowohl als bey dem Lernenden vermindere. Auch an eine gewisse Einförmigkeit der Lebensweise, welche die akademischen Studien fodern, an eine regelmäfsige Gewöhnung an bestimmte Geschäftsstunden sey in einer Residenz nicht zu denken: selbst die Professoren können sich hier nicht immer erheben über die mannichfaltigen Zerstreuungen einer solchen Stadt; noch gefährlicher sey die hier herrschende Verführung für die Sitten der Studirenden. Bey den meisten grofsen Städten, namentlich bey Berlin, treten noch überdiefs die Besorgnifs der nachtheiligen Folgen ein, welche aus der verhältnifsmäfsig gröfseren Theurung entspringen. „Der akademische Lehrer mufs auch mit einer gewissen Bequemlichkeit leben. Er mufs sich sein Haus gemächlich machen: denn dafs er heimisch sey, gehört zu den Pflichten seiner Lage. Sein Studium fodert manche Ausgabe, die er sich nicht versagen darf, ohne Nachtheil für die Erfüllung seines Berufs. Soll der gewissenhafte Professor zu einer ängstlichen Berechnung genöthigt seyn, ob er seinen Briefwechsel einschränken mufs, ob er sich dieses oder jenes Buch anschaffen darf, was vielleicht nicht in die Universitätsbibliothek gehört, oder ihm immer zur Hand seyn mufs?"

Endlich ist auch das nicht gut, so viele öffentliche Anstalten und Einrichtungen in der Residenz zu häufen. Der Nationalcultur zwar ist es ersprieslich, wenn der Regent von einer Anzahl gebildeter Männer in allen Fächern umgeben ist; aber es folgt daraus nicht, dafs die Residenz der Mittelpunct aller Kenntnifs seyn müsse. Das glücklichste Verhältnifs dünkt dem Vf. dieses: in der Residenz treffliche Schulen, Gymnasien, Anstalten aller Art zur Geschäftsbildung, Bibliotheken, Akademie der Wissenschaften, aber — keine Universität. Zuletzt macht Hr. v. E. noch darauf aufmerksam, dafs für die Bedürfnisse des preufsischen Staates die Universitäten zu Königsberg und Frankfurt vollkommen hinreichen, und dafs, wenn etwa noch im Mittelpunct der Monarchie eine Universität errichtet werden solle, das Gymnasium zu Breslau sich mit minderen Kosten zu einer solchen erheben lasse.

Kein Unbefangener wird in Abrede seyn, dafs alles, was zur Erreichung des auf dem Titel ausgedrückten Zwecks gesagt werden konnte, von dem würdigen Vf. auf eine verständige und lichtvolle Weise gesagt worden ist. Aft.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Kleefeld: *Hiacinthe und Camillo* oder *die Cisalpinier.* 1808. 670 S. 8. (2 Thlr. 22 Gr.) Das Merkwürdige von diesem Roman ist, dafs er von einem 13jährigen Mädchen herrühren soll. Wenn wir noch drey oder vier Jahre hinzudenken, scheint dieis allerdings möglich; denn bey einiger Erfahrung des Herzens, wie sie sich wohl unter Geschwistern, unter Nachbarinnen, und nach den Erzählungen Anderer im Zimmer machen läfst, verräth das Product noch viel Unbekanntschaft mit der Welt und einen grofsen Leichtsinn in Verknüpfung der Umstände. Äufsere Schwierigkeiten werden gewöhnlich nur mit wenigen Worten erwähnt, oder ganz umgangen, und alle Vorfälle und Scenen in das Zimmer verlegt. In der Wechselwirkung und Mittheilung der Personen herrscht aber viel Gefühl, nur ohne Tiefe und Mannichfaltigkeit. Der Styl ist ohne Perioden, flüchtig und in kurzen Sätzen; es liefs sich alles leicht weg. Sonderbar, dafs die holde Kleine so viel Vergnügen daran gefunden hat, Liebende in ein unglückliches Verhältnifs zu bringen, und sie bald durch Mangel an Gegenliebe, bald durch grausame Ältern, und bald durch weite Entfernung zu plagen. Camillo, die Hauptperson, mufs seine verlorne Hiacinthe fast durch ganz Europa suchen, und durch seine Liebenswürdigkeit erst mannichfaltiges Unglück in den Herzen Anderer anrichten, ehe er der Wiedererlangung seiner Geliebten gewürdiget wird. Und auch da noch mufs er die Probe der Eifersucht bestehen. Wir wissen nicht, ob wir einer jungen Phantasia, die schon so früh in der Erwartung des Lebens so trübe Bilder mischt, dazu Glück wünschen sollen. Dieis führt gar leicht zu der krankhaften Neigung, einen leidenden Zustand lieb zu gewinnen, statt sich von den leichteren Banden los zu machen, und auch über Schmerzen hinaus sich zum Genufs und zur Freude zu erheben. Sprachfehler, wie: sie lernt *dir* lesen; lehre *mir* die Guitarre; die Kleider schützten mich *für* jeder Verlegenheit, und: warum ist sie so zurückhaltend gegen *mir?* — wollen wir ihr lieber verzeihen. T. Z.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 MAY, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök und Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten.* Von *Johann Gottfried Eichhorn.* IV Band. 1 Abth. 1807. 2 Abth. 1808. 1116 S. V Band. 1 Abth. 1807. XVIII u. 677 S. 8. (6 Thlr. 20 Gr.)

[Von zwey Recenſenten.]

Der dritte Band dieſes Werkes nebſt der 2 Hälfte des 2 Bandes iſt zur Zeit noch nicht erſchienen. Von der bewundernswürdigen Thätigkeit des Vfs., die, wenn ſie nicht durch ſo viele andere Producte dargethan werden könnte, ſchon an dem gegenwärtigen Bande einen hinreichenden Beleg haben würde, ſtehet zu erwarten, daſs die Lücke bald ergänzt werden wird, obgleich die Zeit dieſer Ergänzung von ihm nicht beſtimmt iſt. Dieſer 4 Band enthält die *Geſchichte der ſchönen Redekünſte in den neueren Landesſprachen*, wie auch auf einem beſonderen Titelblatte angezeigt iſt. Die Nationen, deren ſchöne Literatur hier vorgeführt wird, ſind die, welche allen übrigen in Europa darin weit vorgegangen ſind, und deren Ruhm zur Zeit noch nicht erreicht, geſchweige übertroffen worden iſt, die Italiäner, Spanier, Portugieſen, Franzoſen, Britten, Deutſchen. Eine ungeheure Menge von Büchern ſind über die Dichter und Proſaiker dieſer Nationen, ihre Leben, Verdienſte und Werke geſchrieben. Das gegenwärtige iſt eine vollſtändige Gallerie der vorzüglichſten Schriftſteller, deren Bildniſſe im Tempel der Poeſie und Rhetorik der Ewigkeit überliefert zu werden verdienen. Dank dem Vf. für die unſägliche Mühe, eine ſolche Menge von Urtheilen und Kritiken über die mancherley Geiſtesproducte, die auf dem Felde der ſchönen Literatur in den neueren Zeiten hervorgekommen ſind, durchwebt mit kurzen biographiſchen Nachrichten der angeführten Heroen, zuſammengetragen, und auf eine unterhaltende Art dargeſtellt zu haben! Gewiſs kann kein Buch von einem ſolchen Umfange dieſem an die Seite geſtellt werden, und eben ſo gewiſs macht dieſes eine ganze Bibliothek entbehrlich. Wenn ein alphabetiſches Verzeichniſs der angeführten Autoren das Buch beſchloſſen hätte: ſo würde ſeine Vollſtändigkeit noch einleuchtender geworden ſeyn, weil ſchwerlich ein Autor von Bedeutſamkeit, wenigſtens unter den Dichtern, darin vermiſst werden würde. In der Geſchichte der ſchönen Redekünſte der Italiäner, Spanier und Portugieſen hatte der Vf. einen vortrefflichen Vorgänger an Hn. Hofr. *Bouterwek*, der ſie für das andere, von Hn. *E.* unternommene groſse Werk, (ſ. Jen. A. L. Z. 1809. No. 48) ausgearbeitet hatte. Dankbar geſtehet der Vf., daſs die Arbeit dieſes würdigen Gelehrten die ſeinige erleichtert habe. Er hat auch nicht bloſs die Urtheile des Hn. *B.* zu den ſeinigen gemacht, ſondern ſie mehrmalen mit ſeinen Worten ausgedrückt. Man vergleiche z. B. was *Bouterwek* von Bojardo Bd. 1. S. 317, von Sannazar Bd. 2. S. 113. 114, von Baldi S. 356, von Macchiavelli S. 280 ſagt, mit dem, was Hr. *E.* von denſelben Schriftſtellern S. 10, 19, 23, 126 berichtet, und man wird Gedanken und Worte in Übereinſtimmung antreffen. Die Bewunderer der Luſiade des portugieſiſchen Dichters Camoens werden ſtutzen, wenn ſie bey Hn. *E.* leſen, daſs dieſes Gedicht, ſo wie es nicht arm an Schönheiten iſt, auch reich an Fehlern ſey. S. 263. Anders lautete *Bouterweks* Urtheil, daſs die Luſiade an Schönheiten reich, aber auch nicht arm an Fehlern ſey, Bd. 4. S. 163. Die Verſetzung der Wörter *arm* und *reich* gehört zu den Fehlern, die man an einem ſo weitläuftigen und mühevollen Werke wohl bemerken, aber nur der unbeſcheidene Kritiker rügen wird. In der franzöſiſchen, engliſchen und deutſchen ſchönen Literatur hatte der Vf. keinen ſolchen Vorgänger, als ihm *Bouterwek* bisher geweſen war, in deſſen Fuſsſtapfen er hätte treten können. Er befand ſich, wie er von ſich ſelbſt ſagt, in einem Überfluſs der vortrefflichſten Materialien, daſs ihm oft nichts mehr als eine kritiſche Auswahl des Beſten übrig blieb. Daſs ihm dieſe meiſterhaft gelungen iſt, kann ſelbſt derjenige nicht in Abrede ſeyn, der in der Abſicht, Ausſtellungen zu machen, den gedachten Abſchnitt genau und ſorgfältig prüfen würde. —r—

Des fünften Bandes 1 Abtheilung, welche bis jetzt erſchienen, hat auch den beſonderen Titel: *Geſchichte der neueren Sprachkunde*, und erneuert die frohe Erſcheinung, das Studium der Sprachenkunde, deren groſser Werth für Literatur und Geſchichte ſich auf keine Weiſe bezweifeln laſst, durch Männer von anerkannter Gelehrſamkeit neu belebt, beſſer begründet, umfaſſender bearbeitet, und weiter verbreitet zu ſehen. Ehe noch der durch einen anderen Rec. (Jahrgang 1807. No. 164) angezeigte erſte Theil von *Adelungs Mithridates* erſchien, hatte Hr. *E.* ſchon ein ähnliches Werk unter der Feder, welches nun durch die Benutzung jenes Werkes eben ſo ſehr gewonnen hat, als es wieder den Beſitzern des

Mithridates eine belehrende Vergleichung gewährt. Beide Werke beschäftigen sich mit der *asiatischen* Sprachkunde, wiewohl bey verschiedenen Zwecken und mit verschiedener Anordnung der einzelnen Theile. Aus dem doppelten Titel des *eichh.* Werkes erhellt es schon, dass es diesem Gelehrten bey der Geschichte der neuern Sprachkunde hauptsächlich um die Literatur ihrer Bearbeitung zu thun war, während *A.* blos den Zweck hatte, die Kenntniss der Sprachen selbst zu befördern, daher aber auch nicht blos eine historische Nachricht von dem Eigenthümlichen dieser oder jener Sprache gab, sondern jene Kenntniss durch solche *Sprachproben* zu begründen suchte, woraus die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Sprachen, so wie der Grad ihrer Bildung oder Unvollkommenheit am deutlichsten in die Augen fiele. Eine andere wesentliche Verschiedenheit des *eichh.* und *adel.* Werkes besteht darin, dass *Adel.* sich blos an die Sprache hielt, und, um sich nicht in seinen eigenen Netzen zu verwickeln, die Schrift, mit welcher jede Sprache geschrieben wird, die sinesische und einige andere merkwürdige Schriftarten ausgenommen, absichtlich überging, Hr. *E.* hingegen mit der Sprachenkunde zugleich die *Schriftkunde* verbindet, weil sie, auch abgesehen von seinem besonderen Zwecke, in der Geschichte jeder Sprache vieles aufkläre. Schriftproben zu liefern, gehörte aber eben so wenig zu Hn. *E's.* Zwecke, als Sprachproben zu geben, deren Sammlung *A.* zu seiner Hauptsache machte: an der Vollständigkeit der Notizen und Literatur über die genannten Gegenstände, worauf Hn. *E's.* Werk eigentlich abzweckte, wird man dagegen nicht leicht etwas vermissen. Die Nachträge aus neueren Werken hoffen wir im folgenden Theile zu erhalten.

Hr. *E.* beginnt seine philologische Literatur mit der *Geschichte der Sprachen- und Schrift-Kunde im Allgemeinen*, worin er die vorzüglichsten Meinungen und Werke über den Ursprung der Sprachen und deren Verschiedenheit, so wie über die Mittel, die Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen zu erforschen, ferner über den Ursprung der Schreibkunst und die Verwandtschaft der Alphabete, und zuletzt noch die gemeinschaftlichen Fehler der bisherigen systematischen Verzeichnisse der Sprachen und Schriftarten kurz und bündig beurtheilt: doch bekennen wir, hin und wieder ganz anderer Meinung zu seyn. Im ersten Abschnitte *vom Ursprunge der Sprache* räumt er dem Schottländer *Monboddo* den Vorzug ein, drückt aber dessen Endresultat nicht deutlich genug, und mit scheinbarem Widerspruche aus, wenn er sagt: „Es sey kein Grund vorhanden zu glauben, dass die Sprache nur von Einem Menschenstamme erfunden worden, und alle Sprachen der Erde nur Abkömmlinge einer einzigen Stammmutter waren, ob man wohl Grund zu glauben habe, dass die Sprache keine Erfindung vieler Nationen gewesen, sondern alle gegenwärtig bekannten Sprachen von Einer Muttersprache abstammen möchten." Deutlicher drückt er sich darüber am Ende des zweyten Abschnittes über die *Verschiedenheit der Sprachen* aus. Als allgemeine *Mittel, die Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen zu erforschen*, drängten sich dem Literator die Etymologie und die Sprachproben auf, zwischen welchen die metaphysische Deutung der einzelnen Buchstaben in die Mitte tritt. Der Abschnitt von den Sprachproben ist aus *Adel.* Vorrede und Anhange zum Mithridates geschöpft: es thut uns leid, dass sich Hr. *E.* verleiten liess, *A's.* Ideen über Sprachvergleichung selbst da, wo man ihn als Orientalisten besser unterrichtet glauben sollte, zu unbedingt aufzunehmen. Hätte Hr. *E.* die oben angeführte Recension gekannt, oder *A's.* Behauptungen auf gleiche Weise geprüft: so würde er an der Güte der Vater — unser — Übersetzungen eher gezweifelt, als *A's.* Worte in verstärkten Ausdrücken wiedergegeben haben. Wenn Hr. *E.* bey der Schriftkunde in dem Abschnitte von der *Verwandtschaft der Alphabete* behauptet, dass die Erfindung der Buchstabenschrift aller Wahrscheinlichkeit nach nur einmal in der Welt gemacht sey, und daher die vielen Alphabete, in deren Gebrauch das Menschengeschlecht sich theile, von einem Mutteralphabete abstammen müssen, welches sammt seinen ersten Descendenten verloren sey: so möchten wir ihn fragen, ob er sich auch die Keilschrift, wovon doch wenigstens eine Art bereits als alphabetisch anerkannt ist, von einer gemeinschaftlichen Mutterschrift abzuleiten getraue. So lange man noch in Hinsicht des Zendalphabetes von der Zukunft manches Räthsel zum Vortheile der Schriftverwandtschaft gelöset hofft: so lange sollte man sich über die verschiedenen Schriftarten, in welche sich die bewohnte Erde theilt, kein allgemein absprechendes Urtheil erlauben, damit man nicht in den Fehler der von Hn. *E.* getadelten Vorgänger falle, welche von den wenigen ihnen bekannten Sprachen und Schriftarten sogleich auf die der ganzen Menschheit schlossen.

„Für eine systematische Anordnung der Sprachen und Schriftarten, sagt Hr. *E.* am Ende seiner Einleitung, ist es noch zu früh. Es wird daher am sichersten seyn, bey ihrer Aufzählung blos der Erdbeschreibung zu folgen, und dabey von Asien auszugehen, von welchem Welttheil aus sich allem Anscheine nach Menschen, Sprachen und Schrift in die übrigen Welttheile ausgebreitet haben. Indessen sagt ebenderselbe in der Vorrede, wenn gleich noch keine genaue Geschlechtstafel der Sprachen möglich ist: so folgt daraus noch nicht, dass sie sich überhaupt noch in gar keine Stellung nach der Verwandtschaft bringen liessen. Ein allgemeiner Zusammenhang der Sprachen ist bereits erforscht, und dieser kann ohne Bedenken zur Grundlage ihrer Classification gebracht werden." Diesem ist Hr. *E.* mehr als *Adel.* bey den asiatischen Sprachen, mit welchen er das Wenige, was man von den Völkern Polynesiens weiss, nach *Adel.* Vorgange verbindet, nachgegangen; und unter der Voraussetzung, dass ein solcher Zusammenhang von einer gemeinschaftlichen Stamm-Mutter herrühren müsse, hat er die Sprachen, welche einem

Digitized by Google

gewiſſen allgemeinen Urgepräge folgen, in Eine Claſſe unter dem Namen einer namenlos abgeſtorbenen Stamm-Mutter geſtellt, ohne bey jeder den Grad der Verwandtſchaft, in welchem ſie mit den übrigen Sprachen derſelben Claſſe ſteht, ob ſie etwa als Schweſter, oder als ihre entferntere Geſchlechtsverwandtin zu betrachten ſey, zu beſtimmen.

Die aſiatiſchen Sprachen theilt Hr. *E.* mit *Adel.* u. a. in zwey Hauptclaſſen, in die *einſylbigen* und *mehrſylbigen*, unter welchen die ſineſiſche als die einfachſte der einſylbigen Sprachen oben an ſteht. Die *einſylbigen* Sprachen theilt Hr. *E.* wieder nach der eingeführten Schriftart, welche gleichwohl *Adel.* mit Recht für keine ſichere Richtſchnur in der Genealogie der Sprachen anerkannte, in ſolche, welche die *ſineſiſchen Begriffszeichen*, und ſolche, welche mit der Religion der Buddiſten nach der Verdrängung derſelben durch die Brahmanen zugleich das *indiſche Syllabarium* annahmen, das ſie mitbrachten. Nach dieſer Abtheilung löſte ſich der annamitiſche Sprachſtamm, oder das Sprachſyſtem des ſineſiſchen Weſtlandes, unter welchem *Adel.* Tunkin, Kotſchinſchina, Kambotſcha und Laos zuſammenfaſste, in zwey Hälften auf, wovon die eine zur erſten, die andere zur zweyten Abtheilung gezogen ward. Bey den *mehrſylbigen* Sprachen bemerkt Hr. *E.*, daſs in jeder Hauptſprache ein allgemeiner Typus zum Grunde liege, nach welchem das Einzelne fortgeprägt, ein allgemeiner Riſs, nach welchem der groſse Bau, vermöge deſſen ſich die einfachen Urlaute in eine zuſammenhängende und in ſich ſelbſt verflochtene Rede reihen, fortgeführt ſey. Wo ſich dieſer zeigen laſſe, da ſey die Verwandtſchaft der Sprachen unter einander, oder ihre Abſtammung von einer längſt verſtorbenen gemeinſchaftlichen Mutter erwieſen, mögen ſie auch in Worten noch ſo ſehr von einander verſchieden ſeyn, und die über ſie vorhandenen Sprachdenkmale noch nicht hinreichen, den Grad der Verwandtſchaft zu beſtimmen, in welchen ſie mit ihr ſtehen. Nach dieſer Vorausſetzung nimmt er eine *mongoliſche*, *mediſch-indiſche*, *ſemitiſche* und *finniſche* Mutterſprache an, die in mannichfaltigen Abkömmlingen noch fortleben, und reihet an die erſten manche andere Sprachen, deren Stamm-Mutter ſich noch nicht beſtimmen läſst. Wir loben es, daſs ſich Hr. *E.* nicht begnügte, die Sprachen nur nach der Lage der Länder, in welchen ſie vorzüglich ihren Sitz haben, neben einander zu ſtellen, ſondern die Genealogie und Verwandtſchaft der Sprachen zum Hauptgeſichtspuncte bey ihrer Anordnung machte: nur tadeln wir es, daſs er dabey auf der einen Seite zu wenig auf einen gemeinſchaftlichen Urſitz des Menſchengeſchlechtes Rückſicht nahm, von dem auswandernd die verſchiedenen Stämme nach Verhältniſs ihrer äuſseren Lage den erſten Grund zum unterſcheidenden Urgepräge der zu einander gehörenden Hauptſprachen legten, auf der anderen Seite wieder bey dem Bemühen, ſo wenig Urſprachen als möglich anzunehmen, viel zu weitging, und die verſchiedenſten Sprachen unter Eine Claſſe zuſammenſtellte. Wer durch Hülfe einer auf phyſiſche und hiſtoriſche Daten gebauten Philoſophie das ganze hohe Mittelaſien auf ſeiner Südſeite, und nicht bloſs einen engbeſchränkten, abgeſchiedenen Theil deſſelben, als den Wohnplatz der erſten Menſchenvereine erkannt hat, und weiſs, daſs die Gebirgketten und Hauptſtröme von jeher die Völkerzüge leiteten, wird die Sprachſyſteme nach den wahrſcheinlichen Zuglinien zu verfolgen ſuchen, mögen ſich auch die einzelnen Abtheilungen eines Hauptſtammes in die weiteſten Fernen verlieren, oder die Zuglinien ganz verſchiedener Stämme auf die mannichfaltigſte Weiſe in einander greifen, und ſich einander unterbrechen. Hr. *E.* bemühte ſich zwar, den urſprünglichen Zuſammenhang der Hauptvölker mit wenigen Worten anzudeuten; aber er begnügte ſich mit unerwieſenen Angaben, daſs hier dieſes, dort jenes Sprachſyſtem ſich verbreitet habe, ohne auch nur im Allgemeinen zu zeigen, wie es von ſeinem wahrſcheinlichen Urſitze in dieſes oder jenes Gebiet geführt worden ſey, und wodurch es ſchon beym erſten Aufblühen ſeinen eigenthümlichen Charakter erhalten habe. Er ordnet die mehrſylbigen Sprachen Aſiens bloſs nach den allgemeinſten Zügen ihrer Verwandtſchaft unter vier beliebige Rubriken, ohne das unterſcheidende Urgepräge derſelben und deſſen Entſtehung näher zu beleuchten, und wird dadurch verführt, nicht nur die heterogenſten Sprachen in Eine Claſſe zuſammen zu werfen, ſondern auch in der Anreihung der einzelnen Rubriken eben ſo wenig als *Adel.* auf einen ſchicklichen Übergang von der rohen Armuth zu immer höherer Ausbildung zu achten. Laſst uns ſehen, wie Hr. *E.* alle aſiatiſchen und polyneſiſchen Sprachen der mehrſylbigen Gattungen unter die vier Rubriken ordnet.

A. *Sprachen der mongoliſchen Volker.* Hierunter verſteht Hr. *E.* alle Stämme mit mongoliſcher Phyſiognomie, wozu jedoch auch alle die aſiatiſchen Völker gehören, welche einſylbige Sprachen reden. „*Auſserhalb des einſylbigen Sprachengebiets*, ſagt er, trieben ſich noch mehrere mongoliſche Stämme: ein Strom derſelben trieb *aufwärts*, ein anderer *abwärts*. Der erſtere führte ſie in den mittleren Theil des hohen Mittelaſiens, beſonders auf das altaiſche Gebirge, in die heutige Mongoley, in den Hauptſitz der Mongolen und Kalmücken, bis tief in das nördliche Aſien, wo jetzt noch die Burâten, die Koraken, Tſchuktſchen und Kamtſchadalen, die Samojeden und Oſtiaken, und einige kleine Völker am ſajaniſchen Gebirge, deren Sprache und Lebensart ganz ſamojediſch iſt, Reſte ihrer weiten Ausbreitung ſind. Abwarts trieb der mongoliſche Volkerſtrom auf der einen Seite nach Japan und Formoſa, auf der anderen nach Oſtindien, wo die Parias noch ihre ſpäten Nachkommen ſind, und auf die oſtindiſchen Inſeln bis in die Südſee, wo ſie unter dem Namen der Malayen viele Jahrhunderte über ein ſehr rühriges Volk waren.“ Wir finden daher unter dieſer Rubrik nicht nur die Sprachen der Mongolen und Kalmücken in der groſsen Tatarey, ſondern auch die der genann-

Digitized by Google

ten sibirischen Völker, der Japaner, Malayen und Parias, wiewohl Hr. *E.* bey den letzten auf den Abschnitt von den indischen Sprachen verweist; bey den Sprachen der Malayen werden auch die Sprachen der neben den Malayen wohnenden Neger angegeben. Wir haben uns aber vergebens nach Beweisen umgesehen, welche Hn. *E.* berechtigten, anzunehmen, dass alle die genannten Völker von Einem und demselben Urstamme entsprossen seyen, und dass daher bey ihren verschiedenen Sprachen eine gemeinschaftliche Muttersprache zum Grunde liege. Es scheint, als habe Hr. *E.* alle Sprachen des fernen Asiens und seiner Umgebungen, deren unterscheidenden Charakter wir noch zu wenig kennen, in diese Classe zusammengeworfen, ohne irgend ein sicheres Kriterium für diese Vereinigung zu haben. Fürchtete er denn nicht *Anton's* Schicksal, welcher die persische Sprache zu den occidentalischen, und die hindostanischen zu den orientalischen zählte, weil er noch nicht wusste, dass die hindostanischen Sprachen Schwestern der persischen sind? Ist es nicht gleicher Fehler, wenn man zusammengehörende Sprachen willkührlich trennt, und wenn man ganz von einander verschiedene Sprachen zusammenwirft? Abgesehen von den Samojeden im äussersten Norden und den Japanern im äussersten Osten, von deren Abstammung und Sprache wir noch wenig Bestimmtes wissen, muss es äusserst befremden, auch die Malayen im äussersten Süden zu der mongolischen Raçe gezählt zu sehen. Der einzige Grund zur Verbindung der malayischen mit den mongolischen Sprachen scheint ihre geringe Abweichung von der ursprünglichen Einsylbigkeit gewesen zu seyn: aber in diesem Falle gehörten auch die Mantschu hieher, welche jedoch der Vf., wegen einiger Verwandtschaft mit dem Türkischen und Persischen, zu der zweyten Classe, den Sprachen der Iranier, rechnet. War nicht schon die ungeheure Ausdehnung des malayischen Sprachgebiets von vollen 200 Graden in die Länge, worin sich, neben der helleren Menschenclasse, auch negerartige Stämme mit krausem wolligem Haare finden, Grund genug, die malayischen Sprachen in eine besondere Classe zu ordnen? und sondert nicht auch die Schriftkunde, welche Hr. *E.* mit der Sprachenkunde verbindet, die Malayen von den Mongolen ab? Wie können ferner die Parias zu dem mongolischen Stamme gehören, wenn von ihnen, wie Hr. *E.* mit *Grellmann* annimmt, die Zigeuner abstammen, deren Sprachverwandtschaft mit den heutigen Indiern so gross ist, dass Hr. *E.* selbst nicht umhin konnte, das Zigeunerische als Pöbelsprache der Parias den indischen Sprachen beyzufügen?

B. *Sprachen der Iranier in Süd- und Mittel-Asien.* „Oben von den uns bekannten Ländern des Kaukasus, von Armenien und Georgien an, durch Medien, Persien und Bactriana bis in das vordere Indien herab, scheint eine und dieselbe Muttersprache in vielen Töchtern und Abkömmlingen seit Jahrtausenden gelebt zu haben und noch zu leben." Dahin rechnet Hr. *E.* mit Recht die medisch-persischen Sprachen, Zend, Pehlvi und Parsi, denen er als eine vierte Schwester das Sanskrit zugesellt. „Den Wohnsitz dieser Mutter können wir nicht in Indien suchen, weil die Indier, die sie redeten, nach allen Umständen daselbst nicht einheimisch waren, sondern als Eroberer, mit einer Anzahl von Schamanen begleitet, welchen das Segensprechen bey ihren Horden oblag, über die ältesten Landeseinwohner (die Parias) hergefallen sind, und sie, nach dem ältesten wildesten Kriegsrecht, zu ihren Sklaven gemacht haben." Dass die Hindus keine ursprünglich indische Nation sind, sondern von oben herab gegen Indien zu wanderten, bezeugen glaubhafte Nachrichten, welche *Assemann* in seiner *bibliotheca orientalis* aus syrischen Schriften gesammelt hat. Dass aber die Parias die ältesten Landeseinwohner von Indien waren, möchte schwer zu behaupten seyn, wenn anders die Zigeuner ihre Abkömmlinge sind. Indien war wohl ursprünglich von den Malayen bewohnt, welche von den nachwandernden Indiern, zu denen auch die Parias gehören, immer mehr südöstlich gedrängt wurden; man hat sogar noch manche bey griechischen Schriftstellern vorkommende indische Wörter durch Hülfe des Malayischen erklären wollen. „Derselbe Sprachenstamm, fährt Hr. *E.* weiter fort, der in Iran (in Medien, Persien und Bactriana) herrschte, dehnte sich auch bis nach Georgien und Armenien, folglich wenigstens in die Länder des Kaukasus aus, deren Sprachen man näher kennt. — Die Mutter nun, von welcher alle diese asiatischen Sprachen abstammen, und ihre erste Heimat ist ihrem Namen nach unbekannt. Man ist zwar beynahe gezwungen, auf das mittlere Asien, und zwar den westlichen Theil der sogenannten grossen Tatarey, zu rathen, zumal da die innere Beschaffenheit der tatarischen Sprachen mit den medisch-indischen viele Verwandtschaft hat." Dem zufolge finden wir unter den Sprachen der Iranier nicht nur die *indischen*, *medisch-persischen* und *kaukasischen*, sondern auch die *tatarischen* Sprachen aufgezählt, welche Hr. *E.* in die *türkische* und *mantschurische* abtheilt. Zu den indischen Sprachen rechnet Hr. *E.*, ausser dem Sanskrit und den lebenden Töchtern desselben, und ausser der Pöbelsprache der Parias, auch das Patanische, dessen einheimische Benennung Pukhto an die Pactyes des Herodot erinnert, das Panzabische und Mohrische, als fremde Sprachen mit einigem Sanskrit gemischt. Die Geschichte der medisch-persischen Sprachen beschränkt sich auf Nachrichten von Zend, Pehlvi und Parsi, von der neupersischen und kurdischen Sprache. Bey dem Zend redet Hr. *E.* natürlich auch von den Inschriften bey Tschilminar, so wie bey dem Pehlvi von den Inschriften auf Nakschi-Rustam und bey Bisotun (Kirmanschah). Die Erklärung der letzteren von *Sylvestre de Sacy* nimmt er mit Recht als unbestreitbar an; alle Versuche, die ersteren zu erklären, scheinen ihm aber misslungen zu seyn.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 MAY, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Geſchichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neueſten Zeiten.* Von J. G. Eichhorn.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Auffallend iſt hier eine Parteylichkeit des Vfs. für *Lichtenſtein*. Während er nicht leugnen kann, daſs die Keilſchrift von der Linken zur Rechten gehe oder wenigſtens zu gehen ſcheine, meint er doch, man müſſe ſein Urtheil über die Entzifferungen *Lichtenſtein's*, welcher jene Schrift von der Rechten zur Linken, alſo von der verkehrten Seite, las, auf die Zeit ausſetzen, da er ſie mit den nöthigen Sprachbeweiſen werde begleitet haben. Von *Grotefend*, welcher bloſs auf Entzifferung eines Alphabets Anſpruch macht, verlangt er eine Erklärung des Inhalts, welche man vielmehr, nachdem nun die Bahn geöffnet worden, von den Orientaliſten erwarten ſollte. Auf *Tychſen's*, *Münter's* und *Grotefend's* Wege fortzuſchreiten, oder ſie eines Beſſeren zu überführen, hätten wir vorgezogen. — Bey den Sprachen des Kaukaſus nahm es uns eben ſo ſehr Wunder, die Tſcherkaſſen nach *Reineggs* auch hier für die Amazonen der Alten erklärt zu ſehen. — Da Hr. E. unter dem Namen der Iranier alle die Sprachen Aſiens zuſammenfaſst, welche viel Europaiſches in Worten, Formen und der inneren grammatiſchen Einrichtung haben: ſo wundert es uns nicht, auch die türkiſche und mantſchuriſche Sprache hier angeführt zu leſen; nur wünſchten wir dieſe beiden ganz verſchiedenen Sprachſyſteme nicht unter der allgemeinen Benennung tatariſche Sprachen gleichſam als zwey Schweſtern einer gemeinſchaftlichen Stammmutter neben einander geſtellt zu finden. Der Vf. lieſs ſich durch den vagen Begriff der groſsen Tatarey verleiten, wofür *Adel.* richtiger die drey Abtheilungen der Tatarey in engerer Bedeutung, der Mongoley und Mantſchurey, aufnahm, da ſich die drey Hauptvölker, die Tataren, Mongolen und Mantſchu, an Sprache, und zum Theil auch an Bildung, ſo ſehr von einander unterſcheiden, daſs man nicht ohne den gröſsten Zwang eines mit dem anderen verbinden kann.

C. *Sprachen der Semiten in Weſtaſien.* Daſs hier Hr. E. etwas Vorzügliches leiſten würde, lieſs ſich von ſeiner gröſseren Kenntniſs dieſer Sprachen erwarten: ob er unſeren Erwartungen ganz entſprach, mag das Folgende zeigen. Die Hauptabtheilungen derſelben hat er mit *Adel.* gemein, in den Unterabtheilungen muſste er nach ſeiner beſſeren Kenntniſs hin und wieder von ihm abweichen. Das Mauriſche, Äthiopiſche und Maltheſiſche hat er auf die Theile ſeines Werkes verſpart, worin von Afrika's und Europa's Sprachen die Rede ſeyn wird. Bey dem Puniſchen fanden wir nicht ohne Befremden *A's.* Behauptung wiederholt, daſs Hanno's karchedoniſches Gebet in Plautus Pönulus vielleicht nicht einmal Puniſches enthalte, und an ſeiner Erklärbarkeit deſshalb zu zweifeln ſey; daſs Bochart die letzten ſechs Verſe, welche uns eine ſpäter eingeſchobene, von den unwiſſenden Abſchreibern, die darin lateiniſche Worte zu leſen glaubten, vielfältig verdrehte, prof. Auflöſung des in *Jambicis tetrametris catalecticis* abgefaſsten puniſchen Gebetes zu ſeyn ſcheinen, ſehr wahrſcheinlich für daſſelbe Gebet in libyſcher Sprache halte. Hr. E. ſcheint *Bellermann's* Verſuch einer Erklärung der puniſchen Stellen im Poenulus des Plautus, wenn er gleich deſſen Programme mit anführt, eben ſo wenig gekannt zu haben, als *Adelung*. Können wir gleich Bellermann's etymologiſche Grundſätze nicht billigen, nach welchen er Καρχηδὼν aus Καρθαγὼν verdrehet glaubt, und Φοινίκη aus Χνα mit dem ägyptiſchen Artikel *Phe* oder Φεκνα, wie *tunica* aus χιτὼν durch Verdrehung in τωνχι oder τωνιχ ableitet; und können wir gleich eben ſo wenig mit ihm einſtimmen, wenn er das proſaiſche Puniſche als Fortſetzung oder Wiederholung des vorſtehenden Gebetes erklärt: ſo erhellet doch aus ſeinem übrigens glücklichen Verſuche die Unrichtigkeit der *adelung*'ſchen und *eichhorn*'ſchen Anſichten zur Genüge. Gegen die Bemerkung *A's.*, daſs der Name *Auditamus* (beſſer *Auditamas*) in des Plautus eigener Überſetzung in dem puniſchen Texte nicht angetroffen werde, führen wir noch an, daſs dieſer Name in den Worten des Gebetes *nelech anti daſchmachon* gar nicht zu verkennen ſey. — Während Hr. E. bey der hebräiſchen, und ſelbſt auch der arabiſchen, Sprache weit über die Grenzen ging, die er ſich ſelbſt in der Vorrede ſteckt, wo er die Schilderung des geiſtigen Zuſtandes und der etwanigen Literatur der aufgeführten Völker im dritten Bande der Geſchichte der Literatur dem Publicum beſonders zu übergeben verſpricht; während daher die Behandlung dieſer Sprachen mit der Behandlung der übrigen in keinem rechten Verhältniſſe ſteht, und allein ohngefähr zweyhundert Seiten einnimmt: vermiſst man gleichwohl gerade das, was hier am rechten Orte geweſen wäre, die Darſtellung des allgemeinen Charakters der ſemitiſchen

Sprachen, welche hier nach den Anſichten eines philoſophiſchen Geſchichtforſchers und Sprachgelehrten um ſo vielmehr einen Platz hätte finden ſollen, je mehr man berechtiget iſt, von dem Verfaſſer etwas weit Beſſeres erwarten, als vor ihm *Adelung* zu geben vermochte. In der allgemeinen Beſtimmung des ſemitiſchen Sprachſyſtemes leſen wir nur eine aus *Adelung* zu kurz gezogene Überſicht des aſiatiſch-ſemitiſchen Sprachgebietes, welche *Heeren* noch beſſer lieferte; dann eine nicht gelungene, wenigſtens in der Anführung des Grundes, warum die moſaiſche Völkertafel, welche nach den beſſeren Anſichten mythologiſcher Darſtellung vielmehr Ländertafel genannt werden ſollte, die Kananiter von dem Stamme der Semiten ausſchloſs, durchaus nicht befriedigende Rechtfertigung des Namens ſemitiſcher Sprachen, welchen Hr. *E.* zuerſt gebrauchte, gegen die unpaſſende frühere Benennung der morgenländiſchen Sprachen; zuletzt folgende aus *A.* entlehnte Bemerkung: „Die Sprache der Semiten „zerfiel in drey Hauptdialekte, den *aramäiſchen* im „Norden, den *cananitiſchen* in der Mitte, und den „*arabiſchen* im Süden." Wir finden aber nichts von dem, was Hr. *E.* bey den weniger bekannten Sprachſyſtemen ſo beſtimmt zu äuſsern wagte; nichts von dem Urſitze des ſemitiſchen Volkerſtammes, wo ſeine Sprache ſich zuerſt entwickelte, und das Gepräge der rauhen Gebirgsſprachen erhielt; nichts von der Art, wie ſich die einzelnen Zweige dieſes Stammes über die unermeſslichen Ebenen ihrer nachmaligen Wohnſitze verbreiteten, und nach dem verſchiedenen Locale ihre Lebensart, Sitten und Sprache modificirten; wie ſie, was wenigſtens mit ein paar Worten geſagt werden konnte, in den Wüſten Arabiens und Meſopotamiens zu nomadiſchen Horden, in anderen Theilen Arabiens, wie in Syrien zum Feldbau und zu feſten Wohnſitzen übergingen, und wieder in anderen Theilen, wie an den phöniciſchen Küſten, blühenden Handel und Seefahrt trieben; wie die Hebräer das unſtäte Hirtenleben mit dem Feldbau vereinigen lernten, und die Babylonier zu ſchwelgeriſcher Pracht und wiſſenſchaftlicher Bildung fortſchritten u. ſ. w.

D. *Sprachen der Finnen.* Ein paar Blätter über die Sprachen von ſieben Volkern, die auf den Grenzen von Aſien und Europa wohnen, und gewöhnlich zum finniſchen Stamme gerechnet werden; in deren Sprachen aber, wie *Adel.* ſehr wahr bemerkt, wohl mehr Tatariſches als Finniſches, und wenigſtens mehr Mongoliſches enthalten iſt, als in allen den unzähligen Sprachen, welche Hr. *E.* zu Schweſtern der wahrhaft mongoliſchen Mundarten macht. Warum zählte Hr. *E.* nicht auch dieſe wenigen Völker zu dem ausgebreiteten mongoliſchen Stamme, da er kein Bedenken trug, alles dazu zu zählen, was ihm nur einige Verbindung mit denſelben durch Körperbildung oder Sprache zu haben ſchien? Geſteht er nicht ſelbſt, daſs ihre Sprachen eben ſo voll mongoliſcher als tatariſcher, ſlaviſcher und finniſcher Wörter ſind, und ſcheint er nicht die Ungarn für Verwandte der Finnen zu halten, deren mongoliſche Abkunft leichter zu erweiſen iſt, als von der groſsen Völkerzahl, die er für mongoliſch erklärt? Hätte er nicht beſſer gethan, die Sprachen der Samojeden und anderer ſibiriſcher Völker, deren Sprachen man wenig oder gar nicht kennt, nach *Adel.* beyfallswürdigem Vorgange, in Eine Claſſe mit den angeblichen finniſchen Völkern bloſs geographiſch zuſammen zu ſtellen, als ſie den mongoliſchen Völkern unterzuſchieben, oder gar wegzulaſſen? Eine willkührliche Genealogie ſcheint uns ſchlimmer als gar keine; eine bloſse Sprachengeographie in ſolchen Fällen beſſer als unerwieſene Sprachen-Verwandtſchaftstafeln. VI — VII.

Amsterdam, im Kunſt- und Induſtrie-Comptoir, und Paris b. Treutel und Würtz: *Coup d'oeil sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne.* Rapport fait à la troisième Classe de l'Institut de France par *Charles Villers*, Correspondant de cette Classe, Membre de la Société royale des Sciences de Goettingue etc. 1809. 153 S. 8.

Der berühmte Verf. dieſer Überſicht, welche er ſelbſt als Commentar zu der No. 116 von uns angezeigten Schrift betrachtet wiſſen will, hört nicht auf, ſich um die deutſchen Gelehrten und ihre Werke verdient zu machen. Wie er ſie ſeit acht Jahren einzeln, bald durch Nachrichten von ihren Schriften in franzöſiſchen Blättern, bald durch Überreichung derſelben bey dem franzöſiſchen Inſtitut, bald durch Umarbeitung in franzöſiſcher Sprache, zur Kunde ſeiner Landsleute gebracht hat: ſo ſtellt er in gegenwärtiger Schrift mehr als 200 deutſche Schriftſtellen, die ſich ſeit drey Jahren in den verſchiedenen Fächern der alten Literatur und der Geſchichte ausgezeichnet haben, jeden mit ſeinem Elogium, dem franzöſiſchen Inſtitut vor. Hätte die deutſche Nation eine Olympia, ſie würde ihm, wie einſt die griechiſche den Verkündern ihres Nationalruhms, einen Ehrenplatz unter den Kampfrichtern einräumen.

Die Worte des Lobes, die über Jeden ausgeſprochen ſind, ſoll dieſes Blatt nicht wiederholen: Jeder vernehme ſie ſelbſt aus dem Munde des Brabeuta. Aber die Freude können wir nicht bergen, welche uns der Überblick einer ſo anſehnlichen Zahl vortrefflicher Geiſter gewährt hat, die hier als Zierden des deutſchen Vaterlandes aus zwey Gebieten des weiten Reiches der Gelehrſamkeit in Eine Geſellſchaft geſammelt ſind. Hatte ſich auch hie und da einer mit eingeſchlichen, deſſen Einlaſskarte noch zu verificiren wäre — wie groſs bleibt dennoch die Zahl der erſtern! und welches europäiſche Reich, dürfen wir kühn fragen, könnte ihnen eine gleich groſse Zahl gegenüber ſtellen? Und ſo ragen Deutſche in aller Literatur und Geſchichte hervor, mitten unter dem Druck und der Noth der Zeit, die nun ſchon ſo viele Jahre Deutſchlands Wohlſtand verzehrt, und literariſchen Unternehmungen ſo ungünſtig iſt. Muth

Digitized by Google

und Ausdauern der deutschen Kraft bewährt sich auch hier aufs rühmlichste.

Mit der Auswahl der Gelehrten und der Werke, welche der Vf. zur Kunde der französischen Gelehrten bringt, wird die parteylose Kritik einverstanden seyn. Der deutsche Sectengeist hat ihn wenigstens nirgends bestochen; und wenn auch hie und da eine Schrift mitgenommen ist, die nur eine Zeitlang der grosse Debit durch das erschlichene Lob der Zeitungen, oder ein ähnlicher zufälliger Umstand, nicht aber ihr innerer Werth, merkwürdig gemacht hat: so durfte sie in einem *état actuel* der deutschen Literatur doch nicht wegbleiben. Dagegen muss der deutsche Literatur-Patriot dem Vf. es Dank wissen, dass er den Ballast in beiden Fächern mit Stillschweigen übergangen hat. Er kommt weder bey dem gegenwärtigen Zustande der deutschen Literatur in Anschlag, noch könnte die Kenntniss davon unsern westlichen Nachbarn von Vortheil seyn.

In der Einleitung zu dieser Schilderung sucht der Vf. seinen Lesern die Thätigkeit der deutschen Gelehrten für alte Literatur und Geschichte begreiflich, und den besonderen Charakter, der die deutsche Gelehrsamkeit in allen Fächern von der französischen unterscheidet, bemerklich zu machen. Die letzte Ursache von der Blüthe der alten Literatur, und dem Forschungsgeist, der in den letzten Jahren so viele Werke über die Religionsgeschichte gegeben hat, findet der Vf. in dem Protestantismus. Es gründet sich derselbe auf die Auslegung heiliger Schriften, die ohne Kenntniss der semitischen Dialekte, und der ganzen griechischen und römischen Literatur, von Gründlichkeit, Geist und Leben entblösst wäre. Die protestantische Art, die Theologie zu behandeln, führt auf eine Menge Erörterungen aus der politischen, Kirchen- und Dogmen-Geschichte, selbst der Religionsgeschichte der alten asiatischen und europäischen Nationen: alte Literatur und Geschichte sind daher den Protestanten zur Aufrechthaltung ihres Lehrbegriffs unentbehrlich. (Die Richtigkeit dieser Bemerkung bewährt auch die Zeit, in welcher neuer Schwung in diese Wissenschaften gekommen ist. Mit welcher Thätigkeit wurden sie in den ersten vierzig Jahren nach dem Anfange der Glaubensvereinigung, bis etwa auf Melanchthon's Tod, betrieben. Darauf kam in sie durch die Polemik und die Angstlichkeit der protestantischen Kirchen ein plötzliches Stocken, das bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dauerte; worauf erst wieder in Deutschland ein neuer Lauf begonnen worden, um den Weg weiter zu verfolgen, welchen die Reformatoren eingeschlagen hatten. Gleichzeitig diesem, fing sich in Deutschland auch ein neuer Eifer für das Studium der alten Sprachen und der Geschichte an: sie halfen der Reinigung des protestantischen Lehrbegriffs, und diese wieder ihnen fort.)

Daraus ist aber noch nicht die nationale Eigenthümlichkeit, durch welche sich die deutsche Behandlungsart dieser und anderer Fächer von der französischen unterscheidet, erklärlich. Um sie begreiflich zu machen, geht der Vf. auf die Zeit zurück, da man aufgehört hat, die lateinische Sprache als die allgemeine Sprache der Gelehrten zu gebrauchen. So lange sie das allgemeine Mittheilungswerkzeug war, blieben die Gelehrten aller wissenschaftlich gebildeten Völker in Europa eine einzige vereinigte Caste; es herrschte bey allen Nationen dieselbe Behandlung der Wissenschaften, dieselbe Art der Ansicht, dieselbe Studienweise, derselbe Geschmack; ihre Werke der Literatur waren von demselben Geiste durchdrungen. Seitdem die Nationen anfingen in ihrer Muttersprache die Wissenschaften zu bearbeiten, merkten sie mehr auf ihr nationales Publicum; die Gelehrten wurden nach Nationen von einander isolirt; sie hörten auf, nach einem allgemeinen, auf keine besondere Nation berechneten Typus die Wissenschaften zu bearbeiten, sondern kamen bey aller Geistescultur mehr in eine nationale und locale Weise hinein. Es kam zuletzt eine doppelte Manier in der Art, die Wissenschaften zu betreiben, zum Vorschein, eine gallische und germanische. Die germanische reiche von Bern bis nach Petersburg, und werde vom adriatischen Meer, dem Rhein, der Nordsee, und von Russlands deutschen Provinzen begrenzt, und schliesse Dänemark, Schweden und selbst Ungarn ein. Sie trage den Charakter der Einwohner, den Charakter der Ruhe, der Geduld und des bedächtigen Nachdenkens, der in das Reich der Ideen führe; die gallische hingegen den Charakter der Hitze, der Ungeduld, des Wegeilens zu dem letzten Zweck eines sichtbaren Nutzens, der zum Reich des Realismus führe. Die germanischen Idealisten stiegen bey ihrer Ruhe und ihrer aushaltenden Geduld in ihren Untersuchungen über alte Sprachen, Alterthümer und Geschichte bis in das kleinste Detail herab; die gallischen Realisten, zu ungeduldig zu einer langsamen Erörterung des Einzelnen, eilten über dasselbe zu den letzten Resultaten weg: jene arbeiteten als Gelehrte blos für Gelehrte, und wären weniger um Darstellung als um den Inhalt bekümmert; diese hingegen für den Hof und für Gelehrte, die sich nach demselben gestimmt hätten, und sähen daher Eleganz und Geschmack für die letzte Bedingung einer Geistesarbeit an: jene, in ihrer Unabhängigkeit von einer Hauptstadt und ihren conventionellen Moden, zeichneten sich durch Selbstständigkeit aus, und gingen ihrem geraden Sinne nach, der alles nahm, wie es sey; diese hingegen, an eine Abhängigkeit von der sie zunächst umgebenden grossen Welt gewöhnt, suchten derselben alles anzupassen, alles in die neueste Form zu giessen, und selbst das Alterthum zu modernisiren. Der grosse Haufe in beiden Gebieten der Literatur begrüsse sich gegenseitig mit Spitznamen: dem Gallier heisse der alles durchgrübelnde Germane *pedantisch*, dem Germanen der zum letzten Zweck des Nutzens eilende Gallier *oberflächlich*.

E.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Oldenburg*, b. Stalling: *Der Attis des Catullus im Sylbenmafs des Originals*, von *Chr. Wilh. Ahlwardt*. 1808. 18 S. kl. 4. (10 Gr.) Da in der vor uns liegenden Gelegenheitsschrift die Behandlung des metrischen Theils die gröfsten Schwierigkeiten zeigt, und er vorzüglich des Beurtheilers Neugier reizen mufs; auch Hr. *A.* selbst seine Arbeit wie die Lösung einer prosodischen Aufgabe betrachtet zu haben scheint: so wenden auch wir unser Auge zuerst und vorzugsweise darauf. Dafs der *Galliambe*, der Lyriker und Dramatiker strophische Stellen ausgenommen, unter allen antiken Sylbenmafsen dasjenige ist, welches dem Verdeutscher die gröfsten Schwierigkeiten entgegenstellt, glauben wir mit Hn. *A.* Indefs hat uns der herrliche vossische *Dithyrambus* on *Fried. Aug. Wolf* (Oden und Eleg. 3. 1. Th. 3. S. 191 königsb. Ausg.) gezeigt, welch einen hohen Grad, nicht nur von Leichtigkeit und Gewandtheit, sondern auch von Wohlklang, selbst dieser verwickelte Rhythmus in unserer Sprache erreichen könne. Von gegenwärtigem Versuch aber können wir nicht dasselbige rühmen, ungeachtet er sich nicht einmal die engen Fesseln anlegt, unter denen *Voss* frey, kräftig und stürmend daherschreitet.

Über Hn. *A's.* Ansichten von diesem Sylbenmafs bleiben wir im Dunkeln; denn eine Beleuchtung der irrigen Vorstellungen der Grammatiker und Kritiker verheifst er zu einer anderen Zeit. Inzwischen ist er nach dem vorgesetzten Schema noch selbst von *Hephästions* irriger Meinung befangen, nach welcher der Galliambe zu den *Ionicis a minore* gehört, s. *Herm. de metr.* 2, 46. S. 339. Seinen reifsenden, wie in ein unendliches Nichts ausfliegenden, der Erzählung vom Attis so angemessenen Charakter gewinnt diefs Metrum unstreitig durch die vier entschiedenen und die Eine unbestimmte Schlufskürze. Darum zieht auch Catullus im ganzen Gedicht nur dreymal, 35. 73. 76 den Tribrachys an der sechsten Stelle (nach Hermanns Abtheilung S. 340) in den Jambus zusammen. (Denn V. 14 und 78 können nicht eher angeführt werden, als bis über ihre Lesarten etwas Zuverlässiges ausgemacht ist.) Hr. *A.* aber hat sich zu seiner Erleichterung dieser Licenz so oft bedient, dafs in seiner ganzen Übers. nur 18 Verse den reinen Ausgang haben, und es durch ihn scheinen könnte, als sey der proceleusmatische Ausgang nur eine seltnere Auflösung. Viele Verse hätten sogar ohne Mühe richtig gebildet werden können, z. B.

9. Er die Klapper und das Schallhorn, dir geweihet, Cybele,

wo überdiefs die langgebrauchte Antepenultima in Κυβέλη dem Kundigen auflösig seyn wird. Also:

dir geweihet, ŏ Cybĕlĕ.

46. Und des hellen Geistes Blick schaut, was ihm fehlt und wo er weilt

statt was ihm *fehlet*. Ganz verwerflich sind Verse, wie:

60. Fern ich vom Forum, Kampfplatz, Rennbahn, Gymnasien,

und 73, die niemand für Galliamben erkennen wird, weil in ihnen drey Abweichungen von der Regel vorkommen, die Catullus immer nur einzeln angebracht hat, und von denen mindestens die zwey letzten der Natur des Verses nach schwerlich beysammen seyn dürfen. Da die Hauptschwierigkeit aber in diesen Ausgängen liegt: so ergiebt sich aus dem Gesagten, dafs diese mehr umgangen, als überwunden ist. Ungleich sorgsamer war Hr. *A.* in Nachbildung des spondeischen Ausgangs der ersten Vershälfte, der eigentlich nur dreymal verfehlt ist, V. 78. *Hol du Wilder auf! ertönt sie*, V. 79 und 82. Indefsen hat diefs löbliche Bestreben den Übers. leider zu oft zu Wortschwulst, Unverständlichkeit und Kakophonie geführt, wie

V. 81. Hat der Schweif den Rücken dir peitsch', ha die eignen Streich' erduld',

und so an anderen Stellen. — Je richtiger Hr. *A.* sonst die Sylben mifst, desto auffallender waren uns einige französirende Betonungen, wie V. 13 *Dindymene*, und 43 *Pasithea*, Worte, die als zweyte Päone gebraucht, an den proceleusmatischen Stellen von Nutzen gewesen waren. Und so müssen wir auch noch die zwey Ausgänge rügen,

V. 50. — o du Land, das mich gebar, und
V. 63. — ich ein Jüngling, ich ein Knab',

wo die feynsollenden Jamben, *das mich* und — *ling ich*, um so unerträglicher sind, als die beiden entschiedenen Kürzen stärker an den Proceleusmaticus erinnern. Wie leicht konnte der Übers. sagen:

O Gefild, so mich erzeugt hat; o Gefildĕ, sŏ mĭch gebar, und
ein Jüngling ĭch, ĭnd ĕin Knab'.

Diese nicht genugsam bekämpften, mitunter offenbar nachlässig behandelten Schwierigkeiten in der Form haben auch auf den Ton und die Haltung der Übers. unangenehmen Einfluss gehabt. Undeutschheiten, wie

V. 62. Der Gestalten welche Art giebts, die bekleidete mich nicht einst?

sind nicht selten. Die *pondera* im fünften Vers (vgl. Stat. Sylv. 3. 4. 77) konnten kaum unangemessener, als durch: *was den Mann macht*, gegeben werden; und im neunten Vers vermifst man das malerische *citata* eben so ungern, als man „die *bleiche* Schneehand" (*nivea manus*) gern entbehren würde. Wir enthalten uns aber mehrerer Ausstellungen am Einzelnen, weil die Einbufse des raschen Lebens, welches dem catullischen Stück wunderbaren Reiz giebt, doch alles überwiegt, und weil uns die gar zu sichtbare Flüchtigkeit der Arbeit wenig Lust macht, länger bey ihr zu verweilen.

Der Übers. gegenüber steht der lat. Text nach Hn. *A's.* eigener Anordnung: auf die Abweichungen desselben von den früheren Ausgaben beziehen sich die angehangten 8 Seiten Anmerkungen, die für einen künftigen *kritischen* Bearbeiter (den wir mit Hn. *A.* dem Catullus von Herzen wünschen) gar manches Brauchbare enthalten, wenn sie auch nicht als ergründende, zusammenhängende Recension zu betrachten sind. Sonst wärs er V. 5 schwerlich Scaligers nicht genügender Kritik gefolgt, der die Neueren überall zu viel Anhänglichkeit bewiesen haben: auch hatte er V. 49 Aventinus Emendation nicht stillschweigend in den Text genommen. Glücklich indefs verbessert Hr. *A.* selbst V. 54. *Et earum od omnia irem furibunda latibula*, und V. 91: *Dea magna, Dea Cybebe, Dea Dindyma*: auch sein Vorschlag zu V. 62: *Quod enim genus figurae est, ego non quod abierim?* empfiehlt sich dem Ohr; auch findet der Vers sich so in eines gelehrten Freundes noch unbenutzter Handschrift, wobey freylich das Fehlende *in* immer bedenklich bleibt. Des Übers. Urtheil für *rapida* können wir gleichfalls aus mehreren, von unserem Freund verglichenen Codicibus und der *edit. Vicent.* von 1481 bestätigen: desgleichen sein *et ubi* V. 46 und sein *libera* V. 80, jedes aus einem Mscr. Dagegen können wir ihm nicht beystimmen V. 2, weil das, auch bey aller Vertheidigung matt bleibende *at* überdiefs so wenig beym *Attilius Fortunatianus*, der diesen Vers citirt, als in irgend einer Handschrift gefunden wird. V. 7 hält Hr. *A.* mit Unrecht *Et jam* für Scaligers Correction: noch weniger ist es Druckfehler in Vossius Ausg., sondern die allein richtige Lesart aller Handschr. des Statius. V. 9 genügt der Übers. nicht mit seinen Gründen gegen *tympanum*. Was wollte er mit *Hymn. Hom.* 14, 3. *Herm.*

ἢ κροτάλων τυπάνων τ' ἰαχῇ

anfangen? V. 13 sollte des Palladius und Aventinus Correction *pecora* längst ganz aus den Ausg. verbannt seyn. Auch mit Werther auf die Löwen gedeutet, bleibt es wegen des Beyworts *vaga* unschicklich: *pectora* dagegen bieten Codd. und die ältesten Ausg. Hn. *A's.* Umstellung

Simul ite, Dindymenae vaga pectora Dominae

scheint uns übrigens sehr wahrscheinlich. V. 14 verbessert er, und nimmt in den Text:

Alienа quae petentes celeri exilia rate,

auf allen Fall kühner, als er zu glauben scheint. Die *loca aliena* scheinen uns ganz acht und durch Catull. 68, 100 *aliena terra* genugsam erklärt: in *velusti* aber, der Lesart aller Mfc., möchte wohl eine alte Corruption stecken, die das matte *exfules* veranlafst hat. V. 18 wird durch die Versetzung und Veränderung in *concitatum aere* nichts erreicht, als eine harte Stellung. In Verbindung mit dem Folgenden giebt das *concitatis erroribus* ohne *aere* mehrerer Codd. einen durchaus guten Sinn. V. 74. Hn. *A's.* verwegenes: *fonitus vagus abiit*, bringt den Text der ursprünglichen Lesart um nichts näher, und man könnte noch eine Menge gleich wahrscheinlicher Einfälle daneben stellen, was auch vom folgenden Verse gilt, wo er auf *Genetricis ad Deam aures* gerathen hat. V. 86 endlich haben schon die Handschr. *et*, so gut als im nächsten Vers *humida*.

P. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 MAY, 1809.

SPRACHENKUNDE.

BERLIN, b. Voſs: *Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unſer als Sprachprobe in beynah fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von *Johann Chriſtoph Adelung*, Hofrath und Ober-Bibliothekar zu Dresden, groſsentheils aus deſſen Papieren fortgeſetzt und bearbeitet von Dr. *Johann Severin Vater*, Profeſſor und Bibliothekar der Univerſität zu Halle. Zweyter Theil. 1809. XXIV und 808 S. 8. (4 Rthlr. 12 Gr.)

Es iſt längſt aus öffentlichen Blättern bekannt, was auch ſchon der Rec. des erſten Theiles dieſes *Mithridates* (Jahrgang 1807. No. 164) bemerkte, daſs die Fortſetzung dieſes jüngſten und liebſten Kindes der *Adelung*'ſchen Muſe, und die Redaction der theils ſchon vollendeten, theils bloſs geſammelten Materialien, ſelbſt nach dem Willen des ſterbenden Vfs., dem Hn. Prof. *Vater* übertragen worden. Welche Schwierigkeiten damit verknüpft waren, bedarf keiner langen Erörterung; und doch konnte die Verlagshandlung dem neuen Bearbeiter nur kurze Zeit dazu gewähren, wenn ſie den Verzug nicht mit zu groſsem Verluſte erkaufen wollte. Die Einheit des Werkes, von deſſen zweytem Theile ſchon vor *Adelungs* Tode 10½ Bogen gedruckt waren, foderte Gleichförmigkeit der Fortſetzung mit dem bereits Gedruckten, welche es dem neuen Herausgeb. nicht immer erlaubte, ſeiner eigenen Überzeugung zu folgen. Die ganze Anlage und ſehr vieles Einzelne muſste ſo bleiben, wie dieſer es vorfand: was man dabey mit Recht von ihm fodern kann, iſt möglichſte Prüfung und Berichtigung des Einzelnen bey der Zuſammenſtellung des Ganzen. Er nahm den richtigen Geſichtspunct, als ob ihm *A.* die Reviſion ſeiner geſammelten Materialien, ſo viel davon noch nicht ins Reine gearbeitet waren, noch während ſeines Fortlebens übertragen hätte, und als ob es ſeine Pflicht wäre, alles, was er änderte, berichtigte, tiefer verfolgte, weiter ausführte, vor dem ehrwürdigen Greiſe ſelbſt zu rechtfertigen. Hr. *V.* lieſs nichts unbenutzt, was ſich ihm zur Vervollkommnerung des übernommenen Werkes darbot: es läſst ſich aber nicht genau beſtimmen, was er hinzu arbeitete, einhaltete oder näher beſtimmte, weil er dieſes alles zu ein zuſammenhängendes Ganzes lieferte, ohne es zu unterſcheiden, was von *A.*, und was von ſeiner Hand kam. Er ſpricht, um der Gleichförmigkeit des Werkes willen, überall in *A's.* Namen, und befolgt, auch gegen ſeine Überzeugung, deſſen Grundſätze, wo er nicht ohne Widerſpruch von ihm abweichen konnte. Wir dürfen daher auch nicht mit dem Herausg. rechten, daſs er mit *A.* das Vater Unſer als Sprachprobe beybehielt, wenn er gleich ſelbſt einſah, wie vieles ſich dagegen erinnern lieſse. Es wäre freylich zu wünſchen, wenn man neben dem Vater Unſer, welches zwar wegen ſeiner Allgemeinheit den Vorzug hat, die Verwandtſchaft und Verſchiedenheit der Sprachen in Bildung und Conſtruction für den erſten Bedarf recht auffallend zu zeigen, aber als Überſetzung aus einem ganz fremdartigen Idiom keinen vollkommenen Begriff von dem Geiſte einer Sprache geben kann, zugleich einige charakteriſtiſche Originale aus den beſchriebenen Sprachen mit einer wörtlichen und freyen Überſetzung in unſere Mutterſprache begleitet fände. Allein wer kann es Hn. *V.* verargen, wenn er ſich bey einem ſo bogenreichen Werke nur auf das beſchränkte, was eigentlich im Plane ſeines Vorgängers lag? Schon genug, daſs er ſich der groſsen Mühe unterzog, Charakteriſtiken aller Sprachen, wie er ſie bey den ſchon völlig ins Reine gearbeiteten Manuſcripten über die ſlawiſchen, die ſlawiſch-germaniſchen, die ungariſche und die germaniſchen Sprachen vorfand, zu entwerfen, und die Reſultate eines mühſamen Studiums vieler Grammatiken zu einer leichten Überſicht der Hauptmomente zuſammen zu ſtellen.

A. hatte ſelbſt noch in der Einleitung die Hauptvölker Europa's nach dem wahrſcheinlichen Alter ihrer Einwanderung aus dem hohen Mittel-Aſien alſo geordnet: 1) Die *Iberier* mit den *Cantabriern* in Spanien, einem Theile von Gallien und an den Küſten des mittelländiſchen Meeres bis nach Italien. 2. Die *Kelten* in Gallien, den britanniſchen Inſeln, zwiſchen der Donau und den Alpen und in einem Theile von Italien. 3) Die *Germanier* zwiſchen dem Rheine, der Donau, und der Weichſel bis in den tiefſten Norden. 4) Die *Thracier* mit den *Illyriern* (zu welchen *A.* auch die *Pelasger*, *Griechen* und *Lateiner* zählte) im ſüdöſtlichen Europa und dem weſtlichen Aſien. 5) Die *Slaven*, jenen in Norden, und 6) die *Finnen* in dem nordöſtlichen Europa. Daraus ergab ſich folgende Anordnung der europäiſchen Sprachen, mit deren Angabe wir zugleich, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, unſere Bemerkungen verbinden wollen.

I. *Cantabriſch* oder *Baskiſch*. S. 9 — 30. Der

Digitized by Google

Herausgeber erinnert selbst in der Vorrede, dafs er erhebliche Zusätze aus *Larramendi* zu diesem Abschnitte hätte liefern können, wenn er nicht schon vor *A's.* Tode gedruckt gewesen wäre; giebt aber die erfreuliche Nachricht, dafs er von dem edeln Hn. Minister *v. Humboldt* zu Rom die Zusicherung erhalten habe, künftig die Resultate seiner vertrauten Bekanntschaft mit dem Biscayischen mittheilen zu können. Wir enthalten uns daher aller weiteren Anmerkungen.

II. *Keltischer* Sprach- und Völker-Stamm. S. 31 — 141. Was *A.* darunter versteht, ergiebt sich einigermafsen aus dessen Abtheilungen: 1) *Alte Kelten*, deren Hauptsitz Gallien war; 2) *Töchter des Keltischen* in Britannien und Ireland. A. Irländisch, *Erisch.* B. Berg-Schottisch, Hochländisch, *Galisch.* Das Wichtigste in dem Abschnitte über die alten Kelten ist ein kleines Verzeichnifs ächt keltischer Wörter, aus den alten Schriftstellern und den Denkmälern des mittleren Zeitalters gesammelt. Über die Töchter des Keltischen verdient *Goldmann's* Preisschrift vom J. 1807 (*Commentatio, qua trinarum linguarum Vasconum, Belgarum et Celtarum, quarum reliquiae in linguis Vasconica, Cymry et Galic supersunt, discrimen et diversa cujusque indoles docetur.* S. J. A. L. Z. 1809. N. 24), welche *A.* noch nicht kannte, verglichen zu werden. Der Anhang über den Ossian, welcher bereits in dem N. deutsch. Mercur, 1806. St. 5. 6, stand, hat und wird durch die patriotischen Bemühungen der schottischen *High-land Society*, und in Deutschland besonders durch den neuen Übersetzer der Gedichte Ossian's, Hn. Prof. *Ahlwardt*, von welchem wir auch eine nähere Bekanntschaft mit der galischen Sprache zu erwarten berechtiget sind, manche Berichtigungen erhalten.

III. *Keltisch germanischer* oder *kimbrischer* Sprachstamm. S. 142 — 167. Die Unterabtheilungen sind: A. *Kimbrisch in Wales und Corn-Wales.* B. *Kimbrisch in Nieder-Bretagne.* Einzelne Behauptungen, welche *A.* in der vorangesetzten Geschichte aufstellt, haben schon von den Rec. seiner *ältesten Geschichte der Deutschen* (Jahrg. 1807 No. 98 u. Intell. Bl. No. 32) gegründeten Widerspruch erfahren. In Ansehung der letztgenannten Mundart ging Hn. *A.* noch die Kenntnifs der vortrefflichen *Grammaire Celto-Bretonne par Legonidec* (Paris, 1807) ab.

IV. *Germanischer* Sprach- und Völker-Stamm. S. 167 — 338. Mit folgenden Unterabtheilungen: A. *Deutscher* Hauptstamm. 1. *Ober-Deutsch.* 2. *Nieder-Deutsch.* a) *Friesisch.* (1) Batavische Friesen. (2) Bauchische Friesen. (3) Nord-Friesen. b) *Niederländisch* oder Hollandisch. c) *Nieder-Sächsisch* oder Platt-Deutsch. 3. *Mittel-Deutsch.* 4. *Hoch Deutsch.* B. *Scandinavischer* Hauptstamm. a) *Dänisch* b) *Norwegisch.* c) *Isländisch.* d) *Schwedisch.* C. *Englisch.* Bis zum Anfange dieses grofsen Abschnittes war der Abdruck schon vor *A's* Tode vorgerückt, und auch über das Ober- und Nieder-Deutsche fand der Herausg. das Manuscript schon so ausgearbeitet vor, dafs er blofs Zusätze aus einigen neueren Schriften hinzuzufügen hatte. In der vorangeschickten Einleitung ist einiges aus der kurzen *Geschichte der deutschen Sprache*, welche *A.* der vierten Ausgabe seiner Sprachlehre (Berlin, 1801) auf 1½ Bogen beyfügte, mit Zusätzen und Verbesserungen wiederholt. In dem Aufsatze vom Ober-Deutschen bemerkt *A.* selbst, wie wenig sich aus der Gebetsformel, welche ihm zur Sprachprobe dient, die Eigenheiten der Volkssprachen in verschiedenen Zeiten und Gegenden beurtheilen lassen; liefert gleichwohl nur wenig andere Sprachproben. Beym Platt-Deutschen leugnet *A.* die Sprachproben des Nieder-Sächsischen aus Karls des Grofsen Zeiten ab, und erklärt, was man dafür ausgebe, für untergeschoben. Kurz vorher redet er von zwey kleinen Überbleibseln der ältesten Sprache der Sachsen aus dem 7ten und 8ten Jahrh., deren er bey den Angel-Sachsen in England gedenken wolle: wir haben in der Fortsetzung des *A.* Manuscripts nichts dergleichen gefunden. Aufser dem Ober- und Nieder-Deutschen hatte nämlich *A.* nichts weiter ausgearbeitet: den kurzen Text für die Sprachen des skandinavischen Stammes ausgenommen, welcher überall noch weitere Ausführungen bedurfte, fand der Herausg. von *A's.* Hand nur Materialien vor, die er zusammenstellte. Die Literatur der hochdeutschen Sprachkunde ist, so sehr sich dieis auch von einem *A.* und *V.* erwarten liefs, doch nicht vollständig; so fehlen z. B. die Sprachlehren von *G. M. Roth*, welche wegen ihrer wissenschaftlichen Darstellung mehr als andere verdient hatten genannt zu werden. Hätte nicht auch in den Sprachen derjenigen Völker, welche anders schreiben, als sprechen, besonders aber in der englischen Sprache, die Pronuntiation des V. U. wenigstens im neuesten Schriftdialekt, so viel es möglich war, angegeben werden sollen?

V. *Thracisch-pelasgisch-griechischer* und *lateinischer* Sprach- und Volker-Stamm. S. 339 — 610. Von den Unterabtheilungen dieses grofsten aller Abschnitte, welchen der Herausg. unter keiner anderen Benennung aufstellen konnte, ohne entweder der Sache oder der oben gegebenen Anordnung zu nahe zu treten, mag es genug seyn, nur die Hauptstamme anzugeben, und die Bemerkungen über jeden besonders anzuführen. Diese sind: 1. der *thracisch-illyrische* Hauptstamm in Klein-Asien und Europa. 2. Der *pelasgische.* 3. Der *hellenisch-griechische* nebst dem neu-griechischen. 4. Der *lateinische* Sprachstamm mit seinen Unterabtheilungen. Was über die thracischen und pelasgischen Volkerschaften gesagt ist, hat der Herausgeber in Absicht aller Ansichten ganz nach *A's.* Reinschrift abdrucken lassen, mit Berichtigung der Citationen alter Classiker, deren Inhalt *A.* nur aus Übersetzungen geschöpft zu haben schien. *A.* selbst theilt hier jene ganze grofse Volkermasse in zwey Hauptstämme, den thracischen in engerer Bedeutung und den pelasgischen, von welchem er zu den Griechen überzugehen beschlofs, und jenen theilt er wieder in den klein-asiatischen und den europäischen. Zu den kleinasiatischen Thraciern zählt er 1) Phrygier, 2) Thynier und Bithynier, 3) Heneter und Paphlagonier, 4) Mysier und Troer, 5) Lydier, 6) Karier, 7) Lycier: zu den europäischen 1) him-

Digitized by Google

merier, 2) Taurier, 3) Thracier im engſten Verſtande, 4) Dacier und Geten, 5) Möſier, 6) Macedonier, 7) Epiroten, 8) Abanten, 9) Illyrier, 10) Veneter, 11) Pannonier. Man muſs ſich billig wundern, wie *A.*, der, wenn er gleich ſelbſt noch in der Beſtimmung des keltiſchen Stammes zu weit ging, doch mit Recht den Unfug tadelte, mit welchem man den keltiſchen Völkerſtamm ſich über die ganze Weſt- und Nordweſt-Hälfte von Europa verbreiten liefs, ſich hier ſo ſehr vergeſſen konnte, ſo viele und ſo weit verbreitete Völker von ganz verſchiedener Abſtammung zu einem einzigen Sprach- und Völker-Stamme zu verbinden. Er erklärt es für ganz unverzeihlich, wenn neuere Sprach- und Geſchicht-Forſcher, welche unendlich beſſere Hülfsmittel haben, in der Beſtimmung deſſen, was keltiſch ſey, den unkritiſchen Griechen und Römern folgen, da es ſchon wider alle Theorie und Analogie ſey, dafs ein ſo groſser Erdtheil von Einem Volke und Einer Sprache habe beherrſcht werden können: und er begeht ſelbſt den unverzeihlichſten aller Fehler, um nichts beweiſender Daten willen, dergleichen *Mitford* in ſeiner Geſchichte Griechenlands (I, 1, 4) zuſammenſtellt, den klarſten Ausſprüchen griechiſcher und römiſcher Claſſiker nach geſunder Kritik entgegen, den thraciſchen Völkerſtamm, deſſen Exiſtenz der Rec. ſeiner älteſten Geſchichte der Deutſchen (Jahrg. 1807. No. 99) mit den gehörigen Einſchränkungen völlig leugnet, über das ganze ſüdöſtliche Europa dies- und jenſeits der Donau, hier bis an das celtiſche Noricum in Weſten, und dort in Norden des ſchwarzen Meeres bis an und über den Dnieper, nebſt dem gröſsten Theile von Kleinaſien auszudehnen. Es würde ein eben ſo dickes Buch erfodert, als Hr. *A.* geſchrieben hat, wenn man alle Trug- und Fehlſchlüſſe deſſelben mit ausführlicher Gründlichkeit widerlegen wollte: hier mag es genug ſeyn zu bemerken, dafs man ſubjective Meinungen alter Schriftſteller aus der ſpäteren Zeit nicht für objective Wahrheit nehmen, und allemal erſt unterſuchen müſſe, welchen Begriff ein Schriftſteller mit dem Worte Thracier oder Pelasger verband, ehe man aus einzelnen Stellen deſſelben hiſtoriſche Sätze folgert. Der unkritiſche Gebrauch des Namens der Pelasger hat von jeher zu den gröſsten Verwirrungen Anlafs gegeben.

Die *Pelasger* waren ein ungriechiſches Volk, das ſeinen Sitz in den fruchtbaren Ebenen Theſſaliens und in den winterlichen Gebirgen bis nach Epirus und Macedonien hatte. Hieher verſetzt ſie Homer als mächtige Bundesgenoſſen der Troer und Feinde der Griechen: Strabo's Erklärung berechtigt uns nicht, ihren Hauptort Lariſſa anderswo als am Peneus in Theſſalien zu ſuchen, welcher ungefähr die Nordgrenze des homeriſchen Griechenlandes macht. Homer kennt, eine ſehr verdächtige Stelle über Kreta's Bewohner ausgenommen, die Pelasger nirgends anders als hier, wo ſich die Spuren ihres Namens durch die ganze griechiſche Geſchichte hindurch erhalten haben. Ihre ſüdlichen Nachbarn waren die von Achilles beherrſchten Hellenen, mit welchen ſie in beſtändigem Streite lebten. Dieſe waren ſchon zu Homers Zeiten im Beſitze einer pelasgiſchen Stadt; dennoch waren ſie zu ſchwach, den mächtigen Pelasgern, die ihnen noch dazu an Cultur überlegen waren (denn in ihrem Gebiete lag Pierien mit der vortrefflichen Pferdezucht, in ihrem Gebiete lag der Muſen- und Götter-Sitz Olympus und das Orakel zu Dodona), für ſich allein zu widerſtehen. Sie verbanden ſich daher mit anderen Völkerſchaften ihres Stammes, und ſtifteten in Verbindung mit dieſen den Amphiktyonenrath oder den Hellenenbund, welcher, vom Orakel zu Delphi und von den Siegen der Dorier unterſtützt, ſein Anſehen allmählich über ganz Griechenland ausdehnte. Durch das Anſehen dieſes Bundes erhielten alle griechiſchen Volker, welche ſich mit ihm verbanden, den gemeinſchaftlichen Namen Hellenen; Pelasger hingegen nannte man alle, welche man bekämpfte und unterjochte oder vertrieb. So entſtand die Abtheilung aller Griechen in Pelasger und Hellenen, und der Mythus von den Söhnen Deukalion's. Dadurch klärt ſich nun vieles in der griechiſchen Mythologie und Geſchichte auf, was bisher unendliche Widerſprüche und die ſonderbarſten Hypotheſen veranlafste; hiemit verſchwinden auch die Schwierigkeiten, welche man in Herodots Nachrichten von den Pelasgern und Hellenen (I, 56—58) fand. Wir überlaſſen dieſe Anſicht, welche wir aus Mangel an Raum ohne alle hiſtoriſchen Beweiſe darſtellen mufsten, der Prüfung ſachkundiger Leſer, und bemerken nur, dafs keine ſubjective Meinung ſpäterer Griechen und Römer einen neueren Sprach- und Geſchicht-Forſcher berechtige, Pelasger und Hellenen als zwey verſchiedene Sprachſtämme der Griechen anzunehmen, und die wahren Pelasger mit den Thraken oder mit den Hellenen als Sprachverwandte in Verbindung zu bringen. *Adelung*, der noch nicht daran dachte, dafs im Munde der Hellenen alles Pelasger hiefs, was ihrer Übermacht in den occupirten Landen weichen mufste, oder glücklich widerſtand, macht die Pelasger mit anderen zu einem weitverbreiteten Volke, und rechnet dazu 1) die Leleger, 2) Kureten, 3) Dryoper, 4) Theſprotier, 5) Lapithen und Centauren, 6) Perrhabeer, 7) Telchinen, 8) Ektener, Hyanten und Aeoner, 9) Kaukonen, 10) Tyrrhener, 11) Arkadier, 12) Graci, Oenotrier, 13) Cretenſer, 14) Lemnier, Lesbier.

Für die *helleniſch-griechiſchen* Völker und Sprachen verſichert der Herausg. kaum ein Blatt von näherer Vorarbeit, obwohl ſehr weitläuftige Compilationen über Chronologie und Geſchichte der Griechen vorgefunden zu haben, in welchen *A.* zwar weit ausholte, aber nicht bis zu den Vorarbeiten kam, die ihn unterſtützt hätten. Dieſer Abſchnitt iſt alſo blofs von Hn. *V.*, das Stück über das Neugriechiſche ausgenommen, welches einiger Zuſätze bedurfte, ſo wie der Literatur, die Hr. *V.*, wie überall, zum Theil von *A's.* Papieren unterſtützt, hinzugearbeitet hat. Darum finden wir denn auch in der Einleitung zur Geſchichte der griechiſchen Sprache die Spuren jener beſſeren Anſicht, ohne förmliche Beſtreitung deſſen, was *A.* annahm: nur müſſen wir bemerken, dafs Hr. *V.* mit dem Namen Pelasger blofs den Begriff

Digitized by Google

spätererer Griechen verbindet, nach welchem allerdings die Grenzlinie zwischen Pelasgern und Hellenen nicht zu scharf gezogen werden darf. S. 379—394 enthalten den lesenswerthesten Theil dieses Abschnittes: in den nachfolgenden Beweisen, welche für die Identität der pelasgischen und hellenisch-griechischen Sprache mit der Hauptsprache der altthracischen Volkerschaften sprechen sollen, ist *Adelung's* Geist nicht zu verkennen, der Gewicht auf Gründe legt, welche vor einer unbefangenen Kritik, wie Seifenblasen vor dem Anhauche, verschwinden. Gegen das, was Hr. *V.* über den Charakter und die Mundarten der griechischen Sprache sagt, ist wenig zu erinnern, und in der Literatur der griechischen Sprachkunde wird man nichts Bedeutendes vermissen.

Den Abschnitt der *lateinischen Sprache* liefs Hr. *Vater* so, wie er nach *A's.* Absicht seinen Platz erhalten sollte, ganz unverändert abdrucken, ungeachtet das ausgearbeitet vorgefundene Manuscript seinen eigenen Ansichten in sehr vielen wesentlichen Stücken widersprach. Er berichtigte oder ergänzte nur einiges, was auch bey jenen Ansichten noch verwerflich oder mangelhaft war; verwebte einige Winke über die Entstehung der lateinischen Sprache in seine Charakteristik der lateinischen Töchtersprachen, und verschob, was sich über die hetrurische Sprache aus dem wenig gebrauchten *Lanzi* hätte hinzufügen lassen, auf die mit dem nächsten Bande zu vereinigenden Nachträge zu diesem Werke, weil solche Einschiebungen *A's.* Abhandlung ganz unterbrochen, und viele seiner Behauptungen aufgehoben haben würden. Den Anfang macht ein Aufsatz über Italiens Bevölkerung nach *Fréret* in seinen *Recherches sur l'origine et l'ancienne histoire des différens peuples d'Italie* (*Mém. de l'Acad. d. Inscr. Th.* 18. *Hist. S.* 72). Dann folgt die lateinische Sprache, welche *A.* als eine Mischung der pelasgischen oder altgriechischen Sprache mit der keltischen und anderen Sprachen Italiens betrachtet. Die Literatur derselben ist so vollständig angeführt, dafs man kein Werk von Belang darin vermifst. Bey den Töchtersprachen der lateinischen fand Hr. *V.* blofs einen äufserst kurzen Text, und daneben mehr oder minder beträchtliche, mehr oder weniger brauchbare Materialien auf einzelnen Blättern, welche er verarbeitete, so viel ihm möglich war. Wir können nicht umhin zu bekennen, dafs die von Hn. *V.* überarbeiteten Aufsätze durch ihre gesunde Kritik für uns überall die anziehendsten gewesen sind. Auffallend war es uns, hier sowohl, als bey der englischen Sprache, *Eichhorn's* Allg. Gesch. der Cultur und Literatur des neueren Europa, welche so viele interessante Data und Materialien für die Geschichte der gebildeten Sprachen in Europa darbietet, in einzelnen Stellen zwar benutzt, aber nirgends angezeigt zu finden.

VI. *Slavischer* Sprach- und Völker-Stamm. S. 610—696. Bearbeitet von *A.* und berichtigt vom Hn. Abbé *Dobrowsky*, welcher die ganze slavische Völkermasse, so wie sie jetzt besteht, mit dem Prokop der Sprache nach in 2 Hauptstämme theilt, in den *antischen* in Osten, und den *slavinischen* in Westen. Zu dem antischen oder östlichen Hauptstamme gehören die *Russen* und die *illyrischen Slaven*, worunter aufser dem *servischen* und *kroatischen* Stamme auch die *südlichen Wenden* oder *Winden* begriffen werden; zu dem westlichen oder slavinischen Hauptstamme die *Polen*, die *Tschechen* oder *Böhmen*, die *Serben* und die *nordlichen Wenden*. Die Ausdrücke *Slaven* und *slavisch* gelten von der ganzen Nation, *Slawinen* und *slawinisch* von dem westlichen Hauptstamme, *slawenisch* von der russischen Kirchensprache, welche man von dem heutigen Gemeinrussischen wohl unterscheiden mufs, *Slavonien* und *slavonisch* von der illyrischen Provinz dieses Namens, und *Slowaken* und *slowakisch* von den in Ungarn befindlichen böhmischen Slaven. Den Beschluss dieses Abschnittes machen die Anmerkungen der Hnn. *D. Anton* und *Dobrowsky* über die sämmtlichen slavischen V. U.

VII. *Germanisch-slavischer* oder *lettischer* Sprachstamm. S. 696—723. Bearbeitet von *A.* und berichtigt von dem verstorbenen Superintendent *Hennig*. Hauptstämme der Letten sind: die *alten Preufsen*, die *preufsischen Lithauer*, die *polnischen Lithauer* oder *Schamaiten*, und die *Letten im engeren Verstande*. Den Beschluss machen wieder *Hennig's* Anmerkungen über die sämmtlichen lettischen V. U. und ebendesselben Charakter der lettischen, lithauischen und altpreufsischen Sprache. Der grammatische Charakter der slavischen Sprachen nach *Dobrowsky* stand zu Anfange des vorigen Abschnitts.

VIII. *Romisch-slavisch* oder *walachisch*. S. 723—738. Diese gemischte Sprache theilt sich in 2 Hauptdialekte, den *dacisch-* oder *ungarisch-walachischen* diesseits der Donau, in der Moldau, Walachey, Siebenbürgen, der Bukowina, dem Bannate und Oberungarn, und den *thracisch-walachischen* jenseits dieses Flusses, in Thracien, Macedonien und Thessalien, wo sie den gröfsten Theil der Einwohner ausmachen. Jeder Dialekt zerfällt wieder in mehrere Unterarten.

IX. *Tschudischer* Völkerstamm. S. 739—769. So nennt *A.* mit Nestor und den heutigen Russen alle mit den Finnen an Sprache und Sitte genau verwandten Völker. Dafs er die vermischten Völker auf den Grenzen zwischen Europa und Asien, welche man gemeiniglich zum finnischen Völkerstamme rechnet, davon ausschliefst, weifs man aus dem ersten Theile seines Mithridates, S. 533—551 u. 495, vgl. *Eichhorn's* Geschichte der neueren Sprachenkunde. I Abth. S. 673—677. Noch weniger konnte er die Ungarn dazu zählen: es bleiben daher für den ächten tschudischen Stamm nur die *Finnen*, *Lappen*, *Esthen* und *Lieven* übrig, gröfstentheils durch Klima und Druck an Geist und Leib verkrüppelte Völkchen, welche jetzt nur noch den östlichsten Theil des bothnischen Meerbusens und den aufsersten Norden Europa's bewohnen. Die Charakteristik der finnischen, lappischen und esthnischen Sprache hat Hr. *V.* ausführlich bearbeitet, um über das Verhältnifs derselben unter sich und zu der am Ende abgehandelten ungarischen Sprache desto besser urtheilen zu können.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 MAY, 1809.

SPRACHENKUNDE.

BERLIN, b Vofs: *Mithridates, oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unſer als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von *J. C. Adelung* u. ſ. w., grofsentheils aus deſſen Papieren fortgeſetzt und bearbeitet von Dr. *Johann Severin Vater* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

X. *Einige gemiſchte Sprachen im Südoſten von Europa.* A) *Ungariſch.* S. 769—792. B) *Albaniſch.* S. 792—803. Der Abſchnitt über die ungariſche Sprache iſt noch von *A.* völlig ins Reine gearbeitet, und nach den ſchriftlichen Bemerkungen des Hn. Prof. *Rumi*, welchem *A.* denſelben zur Durchſicht mitgetheilt hatte, berichtigt, wozu Hr. *Vater* die noch unbenutzten Notizen aus den Werken des gelehrten und kritiſchen Forſchers der ungariſchen Geſchichte, des Hn. *v. Engel*, fügte. *A.* beginnt mit den hiſtoriſchen Daten über die Wohnſitze der Ungarn bey ihrer erſten Erſcheinung und in den ſpäteren Jahrhunderten; und kommt dann auf die Frage, zu welchem Hauptſtamme ſie gehören. Er leugnet nicht, dafs ſich ehedem die Ungarn ſelbſt gern von den Hunnen ableiteten, und dafs ihnen *Abulghaſi*, *Pray* u. A. darin beypflichten; aber er findet darin keinen anderen Grund als die Ähnlichkeit der Namen. Einem hunniſch-mongoliſchen Volke, von welchem der Rec. ſeiner *älteſten Geſchichte der Deutſchen* (Jahrg. 1807. No. 98. S. 172) die Abkunft der Hunugaren oder Hunno-Iguren, abgekürzt Uiguren, aus *Abulghaſi* hiſtoriſch erweisbar glaubt, gehören dieſe ſeiner Überzeugung nach unter allen bekannten Völkern am wenigſten an. Denn die ungariſche Sprache habe von allen Sprachen, die in ihr zuſammenfloſſen, von der mongoliſchen gerade am wenigſten, und der ſchöne ungariſche Körperbau trage keine Spur von der haſslichen mongoliſchen Bildung, welche, wenn ſie ſich einmal mitgetheilt habe, gewiſſermafsen unzerſtörbar ſey. Auch reiche, fährt er ganz einſtimmig mit dem eben genannten Rec. fort, die Übereinkunft der ungariſchen und tſchudiſchen Sprachen, welche bereits *Comenius*, der jüngere *Rudbeck*, *Strahlenberg*, *Joh. Eberh. Fiſcher* u. a. von Hn. *V.* in der Note aufgeführte Gelehrte bemerkten, nicht hin, den ſo ſchön gebauten Ungarn voll Geiſt und Muth von dem gröſstentheils verkrüppelten *finniſchen Stamme* abſtammen zu laſſen. Wenn man der Geſchichte und Sprache zugleich nachgehe: ſo werde man wohl der Wahrheit am nächſten kommen, wenn man die Ungarn für einen urſprünglich *türkiſch-tatariſchen Stamm* halte, der Finnen, Slaven, Woguln, Wotiaken u. a. jetzt unbekannte Völker in ſolcher Menge unterjocht und ſich einverleibt habe, dafs ſeine urſprüngliche Sprache dadurch ſey verändert worden. Um indeſs den Grad, wie nahe das Ungariſche mit allen drey Hauptmundarten des Tſchudiſchen, der finniſchen, eſthniſchen und lappländiſchen, verwandt ſey, im Einzelnen genauer zu beſtimmen, hat Hr. *V.* in der ebenerwähnten Anmerkung einen beurtheilenden Auszug aus *Gyarmathi's* bekanntem Werke hinzugefügt, und noch in einer anderen Note die Verwandtſchaft der ungariſchen Sprache mit der germaniſchen u. a. bemerklich gemacht.

Die *albaniſche* Sprache im ehemaligen öſtlichen Illyrien, Epirus u. ſ. w. enthält, wenn man ſie von dem Deutſchen, Slaviſchen, Römiſchen, Griechiſchen und Türkiſchen entkleidet, noch einen beträchtlichen Grundſtoff, der mit keiner bekannten Sprache verwandt zu ſeyn ſcheint. Dieſen will Hr. *V.* lieber von den Albaniern im Oſten des ſchwarzen Meeres zwiſchen dem Kaukaſus und dem Fluſſe Kyrus, deren Identität mit den Alanen in Europa im ſüdlichen Rufsland und bey den Völkerwanderungen vom Kaukaſus her viele Wahrſcheinlichkeit habe, als mit *Thunmann* von den Illyriern, oder von den tatariſchen Bulgaren als dem letzten Volke, welches vor den Türken in jenen Gegenden herrſchte, ableiten. Unter den Formeln des V. U. befindet ſich eine, welche auf der Meſſe zu Leipzig aus dem Munde einiger zu Zwickau wohnender albaniſcher Kaufleute aufgefafst ward (auf eine ähnliche Weiſe benutzte der Herausg. die Anweſenheit der ſpaniſchen Truppen in Hamburg); und zwey, welche *Hervas* für ſicilianiſch-griechiſch und calabriſch-griechiſch ausgab, ſind für ſicilianiſch-albaniſch und calabriſch-albaniſch erkannt.

Die *türkiſche* Sprache iſt natürlich ſchon im erſten Theile des Mithridates unter den tatariſchen, ſo wie das *Zigeuneriſche* unter den indiſchen, das *Maltheſiſche* unter der arabiſchen, und das *Rabbiniſche* unter der hebräiſchen Sprache aufgeführt. Im dritten und letzten Bande dieſes Werkes, welcher zu Oſtern 1810 erſcheinen wird, da Hr. *V.* alle die wichtigſten Vorarbeiten dazu mit einem ihm ſelbſt unerwarteten Glücke ſchon jetzt ziemlich vollendet hat, verſpricht uns der Herausg. recht vieles Neue, welches er den Unterſtützungen der beiden Hn. *v. Humboldt* u. A. verdankt. Wir verſprechen uns von dieſem Theile um

so mehr Gutes, je weniger die Vorarbeiten des Vfs. dem Herausg. Fesseln anlegen werden; und wir erwarten ihn mit desto grösserer Ungeduld, je weniger uns von den Sprachen bekannt ist, welche Hr. *V.* noch zu bearbeiten hat.

VI — VII.

Königsberg, b. Nicolovius: *Philosophische Principien einer allgemeinen Sprachlehre nach Kant und Sacy in einer ausführlichen Recension der Grundsätze des Letztern.* 1803. 210 S. 8. (18 Gr.)

Die philosophische Sprachlehre des Hn. *Sylvestre de Sacy* hat den ungenannten Vf. dieser Schrift, der ein erfahrner und denkender Schulmann ist, und ein Vertrauter *Kant's* war, bewogen, weil seine Grundsätze mit den *de sacy*'schen übereinstimmen, und nur in wenigen Stücken abweichen, erstere mitzutheilen, und besonders die *kantische* Kritik der reinen Vernunft in dem hieher gehörigen Theile derselben, zum Regulativ der allgemeinen Grammatik zu machen. Rec. findet dieses Unternehmen wichtig und nöthig, weil die grammatischen Regeln dadurch Bündigkeit und Allgemeingültigkeit erhalten, die nach *de Sacy* noch zu wünschen übrig ist; und die Ausführung scheint im Ganzen gut gerathen. Wenn aber der Vf. (S. 3) meint, dass er der erste und einzige sey, der *kantische Grundsätze* zur Auffindung und Begründung philosophischer Sprach-Regeln angewandt habe: so muss ihm die ihm so nahe liegende, und in ebendemselben Verlage herausgekommene Grammatologie von *Hasse* ganz unbekannt geblieben seyn, womit wieder nicht stimmt, dass (nach S. 1) „kaum ein Werk seyn möchte, das in diesem Fache seiner Aufmerksamkeit entgangen wäre." *Hasse* fand an *Vater* und *Hermann* Widersacher; auch unserem Vf. wird es an Widerspruch nicht fehlen: diess wird aber der guten Sache mehr nützen als schaden; und ein grosser Vorschritt ist hier geschehen. Die Lehre vom Sprachsatze ist nach *de Sacy* zu Grunde gelegt, und die allgemeine Sprachlehre nach den logischen Functionen des Verstandes, *kantischen* Grundsätzen zufolge, geordnet. Im Sprachsatze ist alles, ausser dem *Subjectum agens*, zum *Objecte* gezogen; und nachdem *de Sacy's* Sprachlehre gewissermassen recensirt, und das, was einer Erläuterung oder eines Zusatzes bedürftig schien, angegeben ist, folgt S. 21 der Auszug aus des Vfs. grammatischem System. Erste Abtheilung, vom Sprachsatze. Zweyte Abtheilung, von den Redetheilen. (S. 36.) Dritte Abtheilung, von den verbundenen oder zusammengesetzten Sätzen. (S. 164.) Zum Beschluss (S. 187): Allgemeines Urtheil über *Sacy's* Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre. Das Werk scheint dem Vf. in seiner *Anlage* vortrefflich, in *einzelnen Theilen* einiger gensuerer Bestimmungen und Festsetzungen bedürftig, besonders in Anwendung auf die deutsche Sprache, und in der *Ausführung* unvollständig, weil die Zergliederung der verschiedenen Sprachsätze in ihrer Verbindung unter einander fehlen. Hierin sucht also der Vf. das Eigene seiner Behandlung. Und gewiss ist die Redigirung des Verbi, als Haupttheils der Sprache, das alle Vorstellungen und Gedanken im Urtheil zusammenfügt, unter die *kantischen* Kategorieen, gut, und besser als bey *Hasse*, gelungen (S. 160); die Abtheilung der Verborum in Substantiva (sonst Neutra), transitiva (Activa und Passiva) und Reciproca sinnreich (S. 120 f.), und die Schematisirung der conjunctiven Sätze in *aufführende*, *umschreibende* und *vergleichende*, nach der Quantität, Qualität und Relation, wo die Modalität sich nur mit unter die Classe der vergleichenden bringen lassen muss, wovon man den Grund nicht absieht, (S. 168) scharfsinnig. Des Vfs. Bemühen, schicklichere Benennungen für die Sprachbegriffe, nach *Campe*, aufzubringen, ist löblich, wenn auch nicht immer glücklich. — Die Beyspiele sind grösstentheils gut gewählt; es wird hauptsächlich auf die deutsche Sprache, nächst ihr auf die lateinische und griechische Rücksicht genommen; auch stehen dem Vf. die slavonischen Sprachen zu Gebot, und überall findet man den denkenden und philosophirenden Kopf. Endlich nimmt der Vf. für sich dadurch ein, dass er (nach S. 2) das *nonum prematur in annum* beobachtet, *Kanten* noch bey Lebzeiten einen Entwurf seines Sprachsystems zur Durchsicht und zu gutachtlichen Anmerkungen überreicht, und von *Kant* mündliche Belehrungen erhalten haben will. Nichts desto weniger giebt es mehrere Behauptungen, in denen der Rec. mit dem Vf. nicht übereinstimmen kann. Dass das Verbum, das doch als Haupttheil, Schema der Sprache und *Grundwort* (S. 39) angegeben wird, blos die Copula seyn soll, ist wider die Logik, ob es gleich die Copula oft mit in sich schliesst. Der Dual, den einige Sprachen im Nomine und Verbo haben, wird (S. 13) für einen *Auswuchs* erklärt, da doch diese Sprachen die *zwiefachen* Verhältnisse der Dinge in der *Natur* und *Kunst* für sich haben. Subject könne man (S. 23) *Innenstand*, Object *Aussenstand* nennen, also vom innenständigen und aussenständigen sprechen. — Sehr unverständlich. *Honestas* soll subjectiv, *honestum* objectiv seyn — man könnte es lieber umkehren. S. 36 sind die Einschaltungszeichen so [ ] [: :] und so ( ) angegeben. Nur die letzteren, die zusammengenommen einen Cirkel bilden würden, sind dafür anzunehmen, die Klammern [], die ein Quadrat bilden, sind kritische Zeichen, und die mittleren nicht gewöhnlich. S. 39 sollen *Papa* und *Mama*, was die Kinder zuerst sagen, zwar für die Präcedenz des Nominis vor dem Verbo nichts entscheiden, aber doch Nomina seyn. Es ist aber bekannt, dass es nur verdoppelte Schälle der ersten Lippentöne *Pa* und *Ma*, eigentlich also Verba sind, und so viel sagen, als: das Kind hat *Pa* und *Ma* gesagt, wie man es noch im Arabischen findet. *Pronomen* als *Vertretungs-*, Verbum als *Füge-*, Adverb. als *Beyfüge-*, Praposition als *Zusatz-Wort* (S. 43 f.); Declination S. 56 als *Anpassung*; S. 60 Genitiv als *Theilfall*, Accusativ als *Wirkfall* S. 67 u. s. w. will doch nicht besonders gefallen. Dass bey Horazens *curres hydropicus* das letztere Adjectiv *adverbialiter* stehe (S. 52), ist nicht wahr-

Digitized by Google

ſcheinlich, wie kann man *hydropice currere?* aber als *hydropicus* geht es an — ſo auch *providus inſpexit*, wo *providus* mehr auf Uiyſſes geht, als einen *wiſsbegierigen* Reitenden. Die Eintheilung der Adjectiven in *abſoluta* und *relativa* (S. 53) iſt gut, aber es ſollte nicht deutſch, *vollſtändige* und *unvollſtändige*, ſondern *für ſich beſtehende* und *beziehende* heiſsen. Dafs *dives* als reich *an Gelde* mit dem Ablativ, ſonſt mit dem Genitiv conſtruirt werde, iſt bey Horaz *dives pecoris* u. ſ. w. nur *zufällig*, es kann, ohne Unterſchied, mit dem Genitiv und Ablativ verbunden werden, wie *dignus*. Der Genitiv (S. 60 f.) deute ſtets einen *Partialbegriff* an, und ihm liege ein *Totalbegriff* zum Grunde; dieſs paſst nicht auf die Verba, die den Genitiv bey ſich haben, *recordari alicujus*, *accuſare furti*. Rec. erklärt ſich den Genitiv von der *näheren Beſtimmung* eines Gegenſtand-Begriffs durch einen anderen, und folglich *recordari alicujus* für *recordantem eſſe alicujus* (zwey Nomina, nur nicht gerade Subſtantiva, kommen zuſammen: *tempus edax* (eine Freſſerin) *rerum* — und ſo auch im Deutſchen: ich werde *deſſen* gewahr — ich kenne *des Menſchen* nicht, d. h. ich bin nicht ein Kenner deſſelben (ohne dafs man *Geſtalt* oder ſo etwas ſupplire). Dafs Accuſativ (S. 67) *unmittelbare*, Dativ *mittelbare* Beziehung des thätigen Subjects auf den Gegenſtand ſey (wonach der Dativ hinter dem Accuſativ ſtehen ſollte), läſst ſich gleichfalls nicht durchführen, indem viele Dativen auch unmittelbare Beziehungen ausdrücken, z. B. ich habe *dir* wohlgethan, im Lat. *iraſcor tibi*, ſo gut wie im Griechiſchen εὐεργετεῖν τινα u. ſ. w. Die Erklärung von: ich ſterbe *dir* S. 70 iſt gezwungen. Den doppelten Accuſativ bey lehren, fragen, bitten, erklärt Rec. ſo, dafs der zweyte der *accuſativus objecti*, der ein ausgelaſſenes *quoad* zulaſst, oder *accuſativus graecus* iſt. Dafs im Griech. die Verba, die den Begriff des *Thuns* und *Redens* (S. 71) in ſich enthalten, auch den doppelten Accuſativ bey ſich haben ſollten, iſt Rec. unbekannt. S. 74 ſoll *ablativus* nicht von *auferre*, ſondern von *abferre* herkommen, als wenn nicht *aufero* für *abſfero* ſtünde, daher *abſtuli*. — Dafs *ponere*, *collocare* (S. 80) den Ablativ bey ſich hat, macht nicht die Ruhe und der beſchloſſene Zweck, den ſich der Lateiner dabey denkt, ſondern dafs man den Ort *wo* angeben kann, und nicht den Ort *wohin*. S. 85 hat ſich *pro*, *für*, unter die Präpoſitionen verirrt, die den Accuſativ bey ſich haben. Was S. 86 vom deutſchen *vor* und *für* ſteht, hat ſchon *Heinze* bemerkt; die Unterſchiede von *den* und von *dem* ſind nicht ſprachgebräuchlich gegründet; ſtelle dich neben *mich* (S. 88) iſt nicht falſch, ſondern dem Sprachgebrauch angemeſſen. Der Ausdruck: *nach der Kirche* gehen, iſt blofs provinciell, und wird auch vom Städter gebraucht. *Während* hat nicht blofs den Genitiv bey ſich (S. 92), ſondern auch den Dativ: während *dem* und *währendem* Proceſſe ſteht wohl nicht, wie *ablativi abſoluti* (S. 93), ſondern für: während *dem* Proceſſe. Dafs man ſagt (S. 106): des Herrn *Conſul* und des Herrn Conſulen*ten*; des Herrn Kaufmann und des Herrn Negotian*ten*, kommt wohl nicht davon, dafs jenes ſubſtantive, dieſes adjective Ehrentitel ſind, wie „des geheimen Rath" (ſollte geheimen *Raths*, wie dort *Conſuls* heiſsen), wer ſagt: des Herrn Conſul Frau? ſondern weil es *lateiniſche* Wörter ſind, die *en* im Genitiv haben, wie die franzöſiſchen (z. B. *Lieutenant*) ein *s*. Dafs die Deponentia, die als ſolche nicht erklärt ſind, Gerundia und Supina haben (S. 121), kann Niemanden wundern, da ſie *paſſive Endungen* haben, und nur die activen Endungen *ablegen*. Dafs in *irritari Antonium non oportet* der Infinitiv ein Nominativ ſey, iſt nicht glaublich (S. 126), denn *Antonium* kommt nicht von *oportet*, ſondern von *irritari*, und ſo iſt es der Accuſativ mit dem Infinitiv. — *Verba frequentativa*, *inchoativa*, *imitativa* u. ſ. w. gehören, weil es *Formen* ſind, und ſich in allen gebildeten Sprachen finden, z. B. im Deutſchen: *ſtechen*, *ſtecken*, *trinken*, *tränken* (hebr. *Kal* und *Hiphil*), nicht blofs in die Particulär-Grammatiken (S. 135); und hier vermiſst man eine wichtige Lehre, die auf philoſophiſchen Principien beruht. Die *Endungen* in den Temporibus und Perſonis des Verbi ſind nicht aus dem Schema der Zeit und des Raums erklärt, wie andere Grammatologen verſucht haben (S. 136). Plusquamperfectum iſt kein ſo *wunderlicher* Name (S. 141), wenn man nicht *tempus*, ſondern Präteritum ſupplirt; der Vf. will es (S. 147) die Zeit einer *vorher vollendeten Handlung* nennen. *Aoriſta* heiſsen die griechiſchen Tempora nicht (S. 147), ſondern *Aoriſti* (χρόνοι — ἀόριστοι) — *lectum* kann nicht der Nominat. vom *ſupino lectu* ſeyn (S. 152), ſondern *lectus* nach der vierten Form. Conjunctivus hat nicht den Namen von den Conjunctionen, die auf ihn wirken (S. 149), ſondern von der *Verbindung* eines Verbi mit einem anderen, das von jenem gewiſſermafsen abhängt. Der Accuſativ mit dem Infinitiv iſt als kurze Conſtruction (*quod fieri poteſt per pauca*) nicht motivirt, ſondern (S. 150) blofs als Eigenheit der Sprache angegeben. *Faciamne nec ne?* (S. 183) iſt nicht Latein; das angehangte *ne* fragt nur mit *an* — (alſo *an non*). — In Abſicht des Ausdrucks iſt *erſparen* bis dahin, ſt. *verſparen* (S. 26) wohl Druckfehler, *frägt* ſt. *fragt* (S. 183) ein Provincialism, und *bildſam* (S. 119) ſt. *bildlich* oder *bilderreich* unpaſſend. — Rec. hat ſich mehrere Stellen angeſtrichen, bey denen er etwas zu erinnern hätte: aber dieſe mögen hinreichen, um zu beweiſen, dafs er das Buch aufmerkſam geleſen habe, welches immer ein guter Beytrag ſowohl zu der *de ſacy*'ſchen Sprachlehre, als zur allgemeinen Grammatik bleiben wird.

EBST.

KURZE ANZEIGEN.

WISSENSCHAFTSKUNDE. 1) *Zullichau* u. *Freyſtadt*, b. Darnmann: *Verſuch einer neuen Eintheilung der Wiſſenſchaften, zur Begründung einer beſſeren Organiſation für die höheren gelehrten Bildungsanſtalten.* Von *Wilhelm Traugott Krug* Prof. u. ſ. w. 1805. VIII u. 64 S. 8. (6 Gr.)

2) *Magdeburg*, b. Keil: *Verſuch einer allgemeinen Ein-*

leitung in die Wissenschaftenkunde. Womit zu der im Pädagogium zu Kloster Berge anzustellenden Prüfung einladet *Friedrich Strafs*, Prof. und Rector. 1806. 64 S. gr. 8. (4 Gr.)

3) *Encyklopädische Generalkarte aller Wissenschaften und schönen Künste nach ihren Hauptiteln.* Entworfen von M. *Heinrich August Töpfer*, Lehrer der Mathematik und Physik an der Land- und Fürsten-Schule zu Grimme 1806 und gestochen von *Wilhelm von Schlieben*, Lieutenant beym Regiment Prinz Clemens in Langensalza. Fol. (16 Gr.)

Die Übersicht der engen Verbindung, welche zwischen den einzelnen Wissenschaften obwaltet, und vermöge deren eine in die andere eingreift, gewährt dem Studirenden zu mannichfaltige Vortheile, als dafs uns nicht jeder Versuch, sie zu erleichtern und zu begründen, willkommen seyn sollte. Wirklich herrscht in den bisher gebräuchlichen Eintheilungen ziemlich viel Willkühr und wenig philosophisch-wissenschaftlicher Geist; duldet man das auch, gleichviel ob gern oder ungern, in dem, was sich auf das Äufsere und Mechanische der Literatur bezieht: so können doch die gerechten strengeren Foderungen an eine allgemeine wissenschaftliche Encyklopädie, welche auf die eigentliche Geistesbildung einen so unmittelbaren Einfluss hat, durch diese Nachsicht nicht zum Schweigen gebracht werden.

No. 1 zerfällt, wie auch schon der Titel ausweiset, in zwey Theile, wovon jedoch nur der erstere eine aufmerksame Beachtung verdient. Dieser stellt eine einfache formelle Eintheilung der Wissenschaften auf, nach welcher sie in drey Familien gebracht werden. Sie sind nämlich entweder in der Art und Weise der Behandlung ihres Gegenstandes, ihrem Wesen und Zwecke nach durchaus *frey*, d. h. theoretisch und praktisch unabhängig von positiven Bestimmungen; oder durchaus *gebunden*, d. h. theoretisch und praktisch abhängig von positiven Bestimmungen; oder *gemischt*, d. h. theoretisch unabhängig, praktisch abhängig von solchen Bestimmungen. Diese Grundeintheilung der Wissenschaften leidet auch volle Anwendung auf die Künste. *Freye* Wissenschaften sind die philologischen, historischen, philosophischen, anthropologischen, mathematischen und physikalischen; auf ihrem Gebiete bewegt sich der menschliche Geist mit unbeschränkter Freyheit. Zu den *gebundenen* gehören Theologie und Jurisprudenz. Zu den *gemischten* werden die cameralistischen und medicinischen Wissenschaften gerechnet; die letzteren, wie Rec. glaubt, mit Unrecht, denn ihre Praxis lässt sich auf keinen Fall ägyptisch-positiv beschränken, sondern geht als freyes Resultat aus philosophischen, anthropologischen, physikalischen Kenntnissen und mannichfach individuell modificirter Empirie hervor. Wissenschaftlicher Geist und wahres wissenschaftliches Leben findet sich nur im Reiche der freyen Wissenschaften; ohne sie können keine gebundenen und gemischten existiren. Ihr Grundstoff ist entweder *empirisch*, wie bey Philologie und Geschichte, oder *rational*, wie bey Mathematik und Philosophie, oder *empirisch-rational*, wie bey Physik und Anthropologie. — Die Bemerkungen über Einrichtung einer höheren Bildungsanstalt, welche der zweyte Abschnitt S. 35 ff. enthält, sind zu dürftig, um nach dem vielen Trefflichen, das in unseren Tagen über diesen Gegenstand öffentlich verhandelt worden ist, berücksichtigt werden zu können.

No. 2 ist fast wörtlicher Abdruck eines Heftes, nach welchem der Vf. unterrichtete, und verbreitet sich mit beyfallswerther Fafslichkeit und Präcision über Begriff, Werth und Nutzen und Hülfsmittel der Wissenschaftenkunde; angehängt ist S. 35 ff. eine Übersicht der merkwürdigsten bisher versuchten Eintheilungen der Wissenschaften von *Bacon* an bis auf *Krug*. — Die Darstellung des Vfs., welcher auf den Ruhm, etwas Neues vorgebracht zu haben, bescheiden Verzicht thut, ist zweckmäfsig, und die Idee, auf diese Art dem Publicum von der Unterrichtsmethode in gelehrten Schulen vermittelst der herkömmlichen Gelegenheitsschriften Rechenschaft abzulegen, verdient allgemeinere Beherzigung.

No. 3 versinnlichet die *kantischen* Ideen über Verwandtschaft und Eintheilung der Wissenschaften und Künste recht anschaulich. Die Grenzen der Kunst, innerhalb deren das Genie beschränkt ist, sind durch einen Kreis angedeutet; das Fortschreiten der Wissenschaft ist durch eine aufstrebende Linie, die Gegenstände des Übersinnlichen und solcher innerhalb des Kreises der Erfahrung, wozu das menschliche Erkenntnifsvermögen unzulänglich ist, werden durch niederwärts gehende Linien bezeichnet. Bey dem encyklopädischen Unterrichte kann diese Karte gute Dienste leisten. Der Stich ist sauber.

L.

Pädagogik. *Leipzig*, b. Jacobäer: *Das Landschulwesen, oder Andeutung aller die Landschule betreffenden Gegenstände, in tabellarischer Übersicht mit literarischen Nachweisungen.* Ein Leitfaden zum Nachdenken und Selbstunterricht für alle, die sich für Volksbildung interessiren, bearbeitet von D. (d. h. M.) *J. Friedr. Heinr. Schwabe*, Prediger zu Wormstedt im Herzogthum Weimar u. s. w. 1808. XII u. 228 S. 8. Rec. hat diese kleine Schrift, deren Zweck und Inhalt der Titel umständlich angiebt, mit vielem Vergnügen gelesen; denn sie zeugt von einer langen und vertrauten Bekanntschaft mit allen Zweigen des Landschulwesens und von einem gewissen praktischen Sinn, der überall das Anwendbare und Zweckmäfsige herauszufinden weifs. Im *ersten* Abschnitt handelt der achtungswerthe Vf. von dem Zweck der Schule überhaupt und der Landschule insbesondere; im *zweyten* von der Schulordnung; im *dritten* von den zu den Schulzwecken mitwirkenden Personen; und im *vierten* von den verschiedenen Anstalten und Einrichtungen, die auf die Schule Bezug haben. Kein Gegenstand von nur einiger Erheblichkeit ist übergangen, alles aber nur kurz angedeutet und zweckmäfsig geordnet. Die eingestreuten literarischen Notizen zeugen von einer verständigen Auswahl. Beyfallswerth ist es, dafs der Vf. die bey *Niemeyer* angeführten Schriften nicht mit aufgeführt hat: denn man darf ja dieses classische Werk wohl bey einem Jeden vermuthen, dem das Erziehungswesen nicht ganz gleichgültig ist. Auffallend war es uns, dafs Hr. Sch., dem doch sonst kein Werk von Wichtigkeit entgangen ist, *Krunitz Landschulen, so wohl wie Lehr- als Arbeits-Schulen betrachtet*, nicht gekannt und benutzt hat. Diese Schrift, die eine vollständige Literatur des Landschulwesens, Nachrichten von den berühmtesten Seminarien, eine Übersicht der wichtigsten Vorschläge und Auszüge aus den besten Schriften enthält, würde ihm seine Arbeit ungemein erleichtert haben. In dem Anhange giebt er uns eine kurze Übersicht von der neuesten Geschichte und Literatur des Schulwesens, von *Hecker* bis auf unsere Zeit, die, wenn auch nicht vollständig, doch wohlgeordnet und ohne bedeutende Lücken ist. Das Lob, welches S. 188 u. f. der Rathsfreyschule zu Leipzig ertheilt wird, unterschreiben wir mit ganzem Herzen. Wenn wir es gleich nicht billigen können, dafs der Vf. die alte Buchstabirmethode so sehr in Schutz nimmt, dafs er die Naturgeschichte und Naturlehre, die Völker- und Länder-Kunde ganz und gar von den Gegenständen des Unterrichts ausschliefst, und dafs er Bücher, wie *Buchling's Katechisationen*, *Dreyfsig's Fibeln* und *Lesebücher*, *Bennin's Rechenbuch*, unter den guten Schriften mit anführt; so empfehlen wir doch dieses Werkchen aus voller Überzeugung allen denen, die mit dem Landschulwesen irgend etwas zu thun haben, besonders den Predigern, Schulinspectoren und Schulmännern. Sie werden es als einen Leitfaden zum eigenen Studium vortrefflich gebrauchen können.

L. Th.

Philologie. *Anspach*, b. Gaffert: *Leichte Aufgaben zum Übersetzen in das Lateinische und Deutsche*, nach den Regeln der Grammatik geordnet und den ersten Anfängern der lateinischen Sprache gewidmet von M. *Friedrich Ludwig Hoffmann*, Lehrer am kön. Gymnasium zu Anspach. 1808. VIII u. 79 S. 8. (6 Gr.) Diese Aufgaben sind das in der That, was der Titel von ihnen verspricht, nämlich leicht. Wenn aber der Vf. sagt, sie enthielten ganz einfache und kunstlose Sätze, die *wörtlich* in das Lateinische oder Deutsche übertragen werden könnten, um dadurch die Ähnlichkeit oder Verschiedenheit der lateinischen und der Mutter-Sprache auch schon den Anfängern sichtbar zu machen: so scheinet er sich selbst nicht recht verstanden zu haben. Bedeutende Verschiedenheiten wenigstens können sich bey wörtlichen Übertragungen nicht ergeben. Es würde den Gebrauch des Büchelchens mehr erleichtert haben, wenn der Vf. die Erklärung der Wörter nicht in ein Register gebracht, sondern gleich den Aufgaben beygefügt hätte.

M. d. g.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 MAY, 1809.

NATURGESCHICHTE.

LANDSHUT, b. Weber: *Zoologie.* Zu ſeinen Vorleſungen entworfen von Dr. *Fr. Tiedemann*, Prof. der Anatomie u. Zoologie in Landshut. Erſter Band. Allgemeine Zoologie. Menſch und Säugthiere. 1808. XVI u. 610 S. in gr. 8. (2 Rthlr. 6 Gr.)

Unſtreitig iſt es das gröſste Glück, wie für jede andere Wiſſenſchaft, ſo auch für die Naturgeſchichte, dafs ſie auf mannichfaltige Weiſe bearbeitet wird; und wenn neuere Schriftſteller nur die eine Bearbeitungsart hervorheben; ſo mögen ſie nie vergeſſen, dafs ſie nicht einmal zu ihrer Anſicht gekommen wären, wenn ihre Vorgänger nicht auch andere Wege eingeſchlagen hätten. Rec. iſt von der Wichtigkeit der vergleichenden Anatomie überzeugt, und wer könnte dieſs nicht ſeyn? allein deſswegen möchte er die Zoographie nicht zurückſetzen, ohne welche jene gar nicht exiſtiren kann. Denn was hülfe es, Körper zu zergliedern, die man nicht namhaft machen könnte, oder von denen man falſche Namen angäbe? Wie bald würde alsdann die vergleichende Anatomie zu einem Chaos von Irrthümern werden! Eben ſo wenig möchte Rec. einen verachtenden Seitenblick auf die ſogenannten Anekdoten von den Thieren werfen. Habe ich denn eine hinreichende Kenntniſs von einem Thier, wenn ich die äuſsere und innere Form ſeines Körpers betrachtet habe? Sollte nicht die Kenntniſs ſeiner Lebensart und Sitten das Vorzüglichſte ſeyn, das eigentliche Leben des Thiers, und der Hauptpunct der Vergleichung?

Rec. ſchätzt den Vf. wegen des vorliegenden Buchs aufrichtig; er hat es mit Intereſſe geleſen, wird es noch oft zur Hand nehmen, und kann es jedem Naturforſcher empfehlen: dieſs hindert ihn aber nicht, die vorhergehenden Bemerkungen hier anzuwenden, da der Vf. von ſeiner Bearbeitungsart vielleicht etwas zu ſehr eingenommen iſt; und Rec. zweifelt, ob es gut ſeyn würde, die Naturgeſchichte auf dieſe Weiſe in den Vorleſungen mit der vergleichenden Anatomie zu verbinden. Sollen nämlich die Studirenden über jeden Zweig der Zoologie ſo ausgedehnte Vorleſungen hören, ſo muſsten ſie mehrere Halbjahre damit zubringen, und hatten doch vielleicht weder die Zoographie noch die Zootomie inne: hören ſie hingegen, wie bisher üblich iſt, neben den Vorbereitungswiſſenſchaften gleich Zoologie, ſo kann ihnen darin das Nothige über Zoographie und über das Leben der Thiere geſagt werden, indem man aus der vergleichenden Anatomie nur einzelne Sätze entlehnt. Nachmals aber, wenn ſie den Bau des Menſchen durch eigene Zergliederungen, ſo wie durch die Vorleſungen kennen gelernt haben, wohnen ſie mit Nutzen einem eigenen Collegium über die vergleichende Anatomie bey. Der Mediciner hat ſo viele Fächer zu erlernen, dafs es uns nur darum zu thun ſeyn kann, ihm auf der Univerſität eine Überſicht der Botanik, Zoologie u. ſ. w. zu geben: erlaubt es ihm in der Folge ſeine Lage, und hat er Liebe dazu, ſo wird er bald das Einzelne ohne Lehrer erlernen. Wir müſſen ſogar möglichſt darüber wachen, dafs der Zuhörer nicht, zum Nachtheil ſeiner Ausbildung in anderen Fächern, zu ſehr in das Detail einer einzelnen Diſciplin gehe. Rec. kann hier aus eigener Erfahrung ſprechen; er iſt in mehreren Zweigen der Naturgeſchichte ganz Autodidactos, überliefs ſich ihnen aber zum Theil zu früh und zu ſehr, und muſste darüber Manches verſäumen, das er in der Folge, und oft daher mit gröſserer Mühe nachzuholen hatte. Für den Nicht-Mediciner würde, aus leicht begreiflichen Gründen, eine groſse Ausführlichkeit noch weniger ſeyn; der Weg, den hier unſer Vf. einſchlägt, wäre ihm gewifs nicht zu empfehlen.

Für Jeden aber, der die allgemeine Überſicht der Naturgeſchichte inne hat, ſo wie auch für Jeden, der über dieſelbe Vorleſungen hält, wird das Werk unſeres Vfs. von vielem Nutzen ſeyn, wie die nähere Anzeige deſſelben bald ergeben wird.

Die Einleitung S. 1 — 5 handelt von der Naturgeſchichte der thieriſchen Körper überhaupt, wo der Vf. von den gewöhnlichen Benennungen abweicht, und die Pflanzen-Anatomie und Botanik als Theile der Pflanzenphyſiologie, die Thieranatomie und Zoologie aber als Theile der Thierphyſiologie betrachtet, welches wenig Beyfall finden dürfte, da Botanik und Zoologie füglich als das Allgemeine, Phytotomie und Phytographie, ſo wie Zootomie und Zoographie, als das Beſondere gelten können. S. 6 — 16 ſind einige Hauptſchriften zum Studium der Zoologie (hier im allgemeinen Sinn gebraucht) angeführt, ſo wie der Vf. auch weiterhin eine gut gewählte Literatur bey den einzelnen Gegenſtänden beybringt, ſo dafs man nur ſelten beſſere Schriften nicht genannt findet.

Der erſte Theil, oder die allgemeine Zoologie, S. 17 — 97, handelt in ſieben Abſchnitten: 1) von dem Unterſchiede der organiſchen und unorganiſchen Körper, von der Eintheilung der Organismen in Thie-

Digitized by Google

re und Pflanzen; 2) von der Eintheilung der Thiere; 3) von der Verbreitung der Thiere im Allgemeinen; 4) vom Wachsthum und von der Abnahme der Thiere; 5) von der Metamorphose im gesammten Thierreiche; 6) von der Fortpflanzung der Thiere; 7) von der freywilligen Erzeugung. Der Vf. nimmt eilf Thierclassen an: 1) Säugthiere; 2) Vögel; 3) Amphibien; 4) Fische; 5) Crustaceen; 6) Insecten; 7) Mollusken; 8) Anneliden; 9) Eingeweidewürmer; 10) Radiarien; 11) Polypen. Das Schwierige der Eintheilung entgeht dem Ungeübten dadurch, dafs der Vf. von den Thieren jeder Classe eine etwas ausführliche Darstellung gegeben, keine kurze Diagnose aufgestellt hat, welche in solchen Fällen immer der beste Prüfstein ist. Der Vf. rechnet zu den Polypen auch die Infusionsthiere: doch passt seine Beschreibung jener nicht zu diesen; wie viele von diesen haben weder Mund noch After, und das Essigälchen hat wieder mehr unterschiedene Theile. Die Radiarien stehen in Hinsicht ihrer Organisation über der folgenden Classe, also nicht ganz richtig. Die Eingeweidewürmer sind, den neuesten Untersuchungen zufolge, falsch bestimmt, da ihnen hier Nerven, und (sämmtlich) ein Darmkanal zugeschrieben werden. Die übrige Reihenfolge ist zu billigen.

Der zweyte Theil handelt in sieben Abschnitten vom Menschen, und zwar 1) von den Organen der Empfindungen; 2) Org. der Bewegung; 3) Org. der Ernährung; 4) Org. des Kreislaufs des Blutes und des Athmens; 5) von den Organen der Zeugung; 6) von der Metamorphose des Menschen; 7) von seiner Verbreitung.

Der dritte und übrige Theil beschäftiget sich mit den Säugthieren. Zuerst wird in 8 Abschnitten das Allgemeine erörtert, und zwar 1) die Organe der Empfindungen; 2) die Org. der Bewegung; 3) der Ernährung; 4) des Kreislaufs des Bluts und des Athmens; 5) der Zeugung; 6) die Metamorphose; 7) die Verbreitung; 8) die Classification, und sodann wendet sich der Vf. zur speciellen Zoologie. Er theilt die Säugthiere in 12 Ordnungen: 1) 4händige Thiere; 2) Raubthiere; 3) wiederkäuende Thiere; 4) Beutelthiere; 5) Nagethiere; 6) Faulthiere; 7) zahnlose Thiere; 8) Schweine; 9) einhufige Thiere; 10) vögelartige Säugthiere; 11) amphibienartige Säugthiere; 12) fischartige Säugthiere; und der *Ornithorynchus paradoxus* und die Echidna *Lamarks* (*Ornith. Hystrix Home*, oder *Myrmecophaga aculeata Shaw*) sind im Anhange als zu keiner der obigen Ordnungen gehörig aufgestellt. Die Eintheilung hat im Ganzen, wie Jeder sieht, sehr viel Gutes, wie überhaupt, je mehrere Ordnungen der Säugthiere aufgestellt werden, desto natürlicher die Eintheilung werden mufs. Gegen die Reihenfolge liefse sich manches sagen. So sieht man z. B. nicht ein, wie No. 10 die *Chiroptera* zwischen den Pferden und Robben stehen können; eben so sind einige Namen nicht zu billigen, die *Chiroptera* sind doch eben so wenig *vögelartige* Thiere, als das fliegende Eichhörnchen, und hatten füglich Fledermäuse oder Chiropteren, oder Flatterthiere genannt werden können; eben so wenig sind die Robben, die Wallrosse, der Dugong und die Seekuh *amphibienartige* Säugthiere, denn Jeder mufs dabey an die Classe der Amphibien denken, mit deren Bau sie nichts gemein haben; noch weniger passt der Name *Schweine, Porci*, für den Elephanten, das Nashorn und das Flufspferd, die mit dem Tapir, dem Schwein und Daman in der 8ten Ordnung aufgeführt sind, und Rec. würde lieber den Namen Pachydermen oder vielhufige Thiere dafür behalten haben, da sich gegen diesen nur geringere Einwürfe machen lassen. Überhaupt ist der Vf. in der Wahl der Namen zu wenig streng, und folgt den französischen Naturforschern zu sehr, die mit Fleifs widersinnige Namen auszusuchen scheinen, wovon die oben genannte Echidna ein Beyspiel giebt. Denn wie kann man es billigen, dafs ein Säugthier Schlange genannt wird, und wer kann an den barbarischen Namen *Indri, Caudivolvulus, Setifer, Lama, Coescoes, Wombatus, Ondatra, Dugungus, Narwalus, Anarnacus* u. dgl. Geschmack finden? Rec. bittet den Vf., bey den folgenden Theilen hierauf mehr zu sehen; sonst wird unter den Fischen noch ein Hydrargyrus (Queckfilber) nach *Lacépède* vorkommen, und was solcher schönen Benennungen mehr sind. Gutgewählte Namen sind nicht blofs eine Zierde der Naturgeschichte, sie zeugen nicht blofs für die humanistische Bildung der Naturforscher, sondern begünstigen und erleichtern auch das Studium aufserordentlich. Die nordischen Naturforscher, denen die Naturgeschichte noch immer das Mehreste verdankt, müssen auch hierin fest stehen, und nicht einem schlechten Namen das Bürgerrecht gestatten.

In den Aufstellungen der Gattungen, oder Geschlechter, wie sie der Vf. nennt, folgt er ebenfalls den Franzosen zu sehr. Mag hierin noch so vieles von der individuellen Ansicht der Naturforscher abhängen: so mufs doch immer ein deutlicher Charakter zum Grunde liegen, nie ein Plus und Minus, weil man diefs nie bey dem Einzelnen bestimmen kann, bey einem unbekannten Körper also immer schwankend bleiben wird. Es fällt diefs bey den wenigen Saugthieren nicht so sehr auf, als bey den Vögeln, Fischen, Insecten u. s. w.: allein wenn man die aufgestellten Affen- und Fledermäuse-Gattungen vergleicht, so wird man doch bald das Mangelhafte finden; es sollten in Frankreich die Lehren *Linné's Philosophia botanica* doch nicht so ganz vergessen.

Bey jeder Ordnung wird das Allgemeine des äufseren und inneren Baues angegeben, und bey jeder Gattung wird wieder das Charakteristische in den Organen der Empfindungen, der Bewegung, der Ernährung, des Athmens und Kreislaufs, so wie der Zeugung, kurz aufgeführt, und wir haben kein einziges Buch, das in dieser Hinsicht mit dem vorliegenden zu vergleichen wäre; auch ist die Auswahl durchgehends zu loben. Von den Arten sind die merkwürdigsten ausgehoben, und aufser einer kurzen deutschen Bestimmung ist die Gröfse, der Wohnort und eine oder die andere Merkwürdigkeit erwähnt, so wie eine gute Abbildung, und eine Anato-

Digitized by Google

mie citirt wird; doch scheint der Vf. hierin fast blofs *Reufs* gefolgt zu seyn. So citirt er immer *Perrault's* Abh. in der pariser Akademie der Wiss., nie die deutsche Ausgabe von *Perrault*, *Charras* und *Dodart* Abhandlungen, die doch nicht selten ist; so wird nicht *Campers* Abhandlung bey dem Rhinoceros nach der holl. oder deutschen Ausgabe, sondern die in den petersburger Abh. citirt; von *Daubenton* werden nie die Numern der Tafeln angegeben, zuweilen ist er auch weggelassen u. s. w. Die Bestimmungen sind im Ganzen genau. Wenn daher der Körper des Tigers (S. 345) *weifslich* mit schwarzen Queerstreifen genannt wird: so ist das wohl nur ein Druckfehler; Rec. wenigstens hat ein paar Tiger gesehen, deren Grundfarbe goldgelb oder röthlichgelb war, und die Schriftsteller sprechen auch von einem *color fulvus*. — S. 593 — 610 ist ein Verzeichnifs der Präparate, welche sich über die Säugthiere in den Cabineten für Zoologie und vergleichende Anatomie zu Landshut befinden, von dem Vf. angehängt, der die zootomischen Präparate in Zeit von drittehalb Jahren angefertigt hat. Da über die anderen Thierclassen wahrscheinlich ebenfalls gesammelt ist: so kann dieser Anfang dem Vf. nicht anders als zum grofsen Lobe gereichen.

J. K.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: Dr. *W. A. Stütz Schriften, physiologischen und medicinischen Inhalts.* 1 Band. 1805. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Wir sehen aus vorliegendem Buch, so wie aus dem über den Starskrampf, überhaupt aber aus jeder uns zugekommenen Notiz über das wirkliche Leben des seligen Vfs., dafs in ihm eine Fülle von Anlagen sich drängte, welche bey der Reifung etwas sehr Tüchtiges versprach — ruhige, besonnene Kraft, deren insbesondere der Zustand der Medicin sehr bedarf: sie ist weggenommen in diesem Einzelnen, uns, die wir zurückgeblieben, gebührt, dieselbe, so wie er sie in voller Ausübung an Tag gelegt, zu schätzen und als innerliches Erbe unter uns aufzunehmen. So ist, was er gewollt, wenn gleich nicht vollendet, doch nicht verloren, und wir feyern das Andenken des Hingeschiedenen auf die rechte Weise.

Die Vorrede erkennt mit ächter Bescheidenheit das Vergängliche in einzelnen Beyträgen zu einer grofsen Sache; es gilt ihr keine Meinung als solche, sondern allein wie sie sich nähern kann dem Ganzen. Kurz hier ist das Zeichen einer stillen, gründlichen Begeisterung. — I. *Das Geschäft des Naturforschers* wird immer dienen, dem Anfänger das Studium zu erleichtern. Der Vf. zeigt hier mit Klarheit und annoch leichten Umrissen das Ineinandergreifen entgegengesetzter (evolvirender und involvirender) Kräfte, legt dasselbe an den Erscheinungen dar, ohne die Nothwendigkeit dieses Ineinandergreifens aus den Augen zu verlieren; durchforscht die Stufenfolge des Ineinandergreifens selbst, und zeigt zuletzt aus allem dem, das Geschäft des Naturforschers sey eben das Studium dieser innerlichen Ordnung nach der ganzen Schärfe des Unterschieds ihrer Bestandtheile, wie nach der wesentlichen Übereinstimmung derselben, in den Verhältnissen und dem Lebenslaufe der Welten, wie in der Entwickelung und den Verwandlungen der organischen Wesen. — II. *Bruchstücke zu einer künftigen Physiologie des Erdorganismus.* Wir wollen sogleich beym Eingang dieses Abschnittes Etwas erinnern, das sowohl hier als durch die ganze Schrift hin gilt. Es heifst nämlich: „In allem (S. 31) Seyn und Wirken stellt sich eine *Gesetzmäfsigkeit* dar, die auch dem oberflächlich Schauenden unverkennbar ist: alles Seyn und Wirken geht aber vorüber, und nur die überall herrschende Gesetzmäfsigkeit bleibt. So ist sie das wahre Absolute, immer Bleibende . . . das . . . Werden und Seyn, Zeit und Raum, Denken und Ausdehnung beständig evolvirt und sie andererseits immer wieder involvirt, um sie aufs neue wechselsweise zu evolviren, und hinwiederum zu involviren und so unausgesetzt weiter fort u. s. w." — Wir halten diese Ansicht für das Spiel der Naturwissenschaft, und sind überzeugt, dafs der wackere Vf. sich zum Ernste sicher noch erhoben haben würde; aber es mufs ohne Rücksicht gesagt werden, dafs man in naturphilosophischen Werken dieses Spiel immer noch überwiegend findet. Es kommen dadurch wunderliche Gegensätze, schimmernde Analogieen zum Vorschein; aber man kann sich nicht enthalten anzunehmen, die Spielenden haben die Lehre vom *Eins* noch nicht gefafst, das im Seyn und Wirken u. s. w., wie in der Gesetzmäfsigkeit, das Quellende und Haltende ist, hier in allen Beziehungen seiner selbst beachtet, dort im freyen Flufs und Bewegung. Die Natur evolvirt nicht, um zu involviren, und umgekehrt; diese geschäftige Müfsigkeit ist nicht ihr Wesen: sie trachtet, dafs ein jedes Ding vollständig sey, und führt *um der ewigen Vollständigkeit* willen alle Entwickelungen durch. Es verdriefst jedes vernünftige Wesen, einen Schritt rückwärts zu thun, den es schon vorwärts gethan, wenn's nicht ist, um jedes Momentes sicher zu seyn. — So demnach lafst uns das Spiel von Gegensätzen des Lichtes und der Schwere, der Wärme und der Kälte, der Oxydation und Desoxydation u. s. w., welches hier klar und annehmlich genug durchgeführt ist, betrachten. Es fehlt hier noch der rechte herzliche Drang um die Sache, in den das Gemüth erst dann hingerissen wird, wann es der Dinge inneres Wesen, ihr Geheimnifs und ihre Eigenthümlichkeit zu verstehen sich sehnet; da lafst es sich nun nicht weiter mit jenen spielenden Beziehungen, die aller Dinge Gemeingut sind, befriedigen. Eben so dient auch nur als Anregung, was in diesem Abschnitt weiter von dem Ausdruck der Evolution als *geradliniger* Bewegung, der Involution als *drehender* Bewegung und der Indifferenzirung als *kreisförmig fortschreitender* Bewegung gesagt wird. In welcher geraden Linie mag denn wohl die involvirende Kraft fehlen? Was ferner von der Pflanzen- und Thier-Organisation vorkommt, trägt dieselben Zeichen an sich; man sieht, dafs hier nach

Digitized by Google

dem Spiele hätte Ernſt werden können. Das Beſchreibende deſſen, was wirklich in den Geſtaltungen und Bildungen des Thierreichs gefunden wird (von S. 94 an), iſt wohlgerathen und lobenswerth, als eine inſtructive Überſicht des Thierreichs zur Erleichterung des Studiums für Anfänger. — III. *Von der Kunſt, oder der Arzt als Künſtler.* Hier gilt ſchon etwas ganz anderes und weit höheres, als wir vorher fanden, und man darf ſich den Schmerz nicht verhehlen, daſs der Tod einen ſinnvollen Künſtler ſo frühe weggenommen. Wir finden in dieſer ganzen Abhandlung den ächten Kunſtſinn, welcher den meiſten Ärzten durchaus fehlt; das Hindringen auf die tiefſte Kunſtanſchauung, auf die innere Einheit aller Kunſt; die Begeiſterung, welche dieſe Anſchauung im heilenden Künſtler erwecken und halten muſs. Die eigenen Ideen erläutert der Vf. ſehr zweckmäſsig durch die Aufſchlüſſe über die Kunſt, wie ſie von den Propyläen gegeben wurden. Wir haben anderwärts das Ziel und die Art der heilenden Kunſt zu zeichnen verſucht, und können hier nur dieſs noch bemerken, daſs, wenn viele eine ſolche Bildungsanlage zum wahren Künſtler zeigten, wie dieſer wackere Mann gezeigt hat, es bald am Ende ſeyn würde mit der Routine, und jeder ächte Künſtler würde ſich freuen der Gemeinſchaft des Arztes. Dann aber muſs das Volk eben ſo, wie der zur eigentlichen Kunſt Beſtimmte, erſt erzogen werden, und wir behaupten kühn, daſs wenige von allen Ärzten ſich nach ihrer jetzigen Sinnesart bequemen würden und gehorſam hingeben einer Bildung, wie ſie *wirklich nothwendig* iſt und *nicht länger aufgeſchoben* werden kann. — IV. *Über das Gemeinſchaftliche in Krankheiten.* Einige Krankengeſchichten, welche dieſs erläutern ſollen; übrigens Bruchſtück. V. *Erſte Beyträge zu einer meteorologiſchen Medicin.* Zuerſt im Allgemeinen von einer *geologiſchen* und *kosmologiſchen Dynamik.* Jene habe beſonders folgende Momente: 1) die *tägliche* und *jährliche Strahlenbrechung*, wofür noch vieles zu thun ſey; 2) die *tägliche* und *jährliche Erwärmung der Luft und mittelſt dieſer der Erde*; 3) der *tägliche* und *jährliche Wechſel der Feuchtigkeit und Trockenheit der Atmoſphäre*; 4) der *tägliche* und *jährliche Wechſel der Elektricität in der Atmoſphäre*; 5) der *tägliche* und *jährliche Wechſel des Sauerſtoffgehalts der Atmoſphäre*; 6) der *täglich wechſelnde Druck der Atmoſphäre*; 7) die *tägliche* und *jährliche oder jahreszeitliche Abweichung der Magnetnadel*; 8) *die tägliche, monatliche und jährliche regelmäſsig vor ſich gehende Bewegung des Meeres*; 9) *die periodiſchen Veränderungen des Mineralismus im Inneren der Erde*, welche noch ſo wenig beobachtet ſind; 10) *die täglichen und jahreszeitlichen Perioden in den Lebensbewegungen der Pflanzen*; 11) *der Thiere.* Die Momente der kosmologiſchen Dynamik wollte der Vf. zu einer anderen Zeit behandeln. Man ſieht wohl aus dieſer Angabe der Rubriken ſchon, daſs dieſe Beyträge nicht anders als fragmentariſch ſeyn können: auf das eigentliche Band, auf den Kreislauf aller Elemente, iſt noch weniger Rückſicht genommen, wenn gleich das hier Geſammelte ſchon verſtändig und ſomit gewiſs auch verdienſtlich iſt. — VI. Die *Gegenſätze im thieriſchen Organismus.* Hier führte der Vf. den Gegenſatz des Feſten und Flüſſigen aus; dann die Gegenſätze im Zellenſyſtem, im Blutſyſtem, im Nervenſyſtem; ferner die Gegenſätze dieſer das Ganze durchdringenden gegen die abgerundeten Organe, als des Allgemeinen gegen das Beſondere u. ſ. w. Nachdem er die Gegenſätze der Flüſſigkeiten unter ſich wenigſtens angedeutet, geht er zuletzt zur Betrachtung der Gegenſätze in Functionen über. Alles dieſs in einer für Anfänger nützlichen und klaren Weiſe, wodurch höhere Foderungen unausbleiblich herbeygeführt werden. Das iſt es ja doch eigentlich, was eine Schrift für den Anfänger nützlich macht. VII. *Miſcellen.* Ein kurzer Abſchnitt, der aber einige Gedanken enthält, welche den Eifer und die Tüchtigkeit des Verſtorbenen zu allen tieferen Unterſuchungen beurkunden.

K. L. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Berlin*, b. Schöne: *Ausführliche Beſchreibung einer mehrere Jahre lange gedauerten hartnäckigen Hypochondrie, wie dieſe endlich ohne den Gebrauch innerer Arzneyen ganz gründlich iſt gehoben worden.* Für alle diejenigen, welche mit der Hypochondrie behaftet ſind u. ſ. w., von einem Arzte, der ſelbſt mehrere Jahre von der Hypochondrie gequalt worden iſt. 1808. 116 S. 8. (12 Gr.) Der Titel klingt faſt wie die Titel zum Robinſon Cruſoe und Conſorten, wie dieſe endlich nach vielerley ausgeſtandenen Schickſalen glücklich wieder zu den Ihrigen gekommen ſind. Der Vortrag in dem Buche ſelbſt iſt nicht viel beſſer. Wir wollen ſuchen aus dem Gewirre von Gedanken und Worten das Eigenthümliche darzulegen. Nach der Meinung des Vfs. beſteht die Hypochondrie und Hyſterie lediglich in einer Schwäche der Eingeweide des Unterleibes, wobey der Magen eine vorzügliche Rolle ſpielt. Hiebey iſt gewöhnlich eine verſteckte Gichtmaterie im Körper vorhanden. Aus dieſer Theorie ſucht der Vf. alle Symptomen der Hypochondriſten zu erklären. In der Diät iſt der Vf. zwar nicht zu ſtrenge, doch verbietet derſelbe Mehlſpeiſen, Hülſenfrüchte, geräucherte Sachen, und rath leichtverdauliche, nahrhafte, animaliſche Speiſen. Alle die Bemerkungen, welche ſich auf dieſe Gegenſtände, die Diät und das Verhalten beziehen, ſind gut; das eigentlich Mediciniſche aber deſto verwirrter. Sonderbar iſt es, daſs das Buch lesbarer, der Styl reiner, die Ideenfolge klarer wird, nachdem die Krankheitsgeſchichte des Vfs. ihren Anfang genommen hat. Dieſs iſt ſo auffallend, daſs man faſt glauben möchte, dieſe kleine Schrift habe zwey Vf. Die Arbeit des einen, verwirrteren und ſchlechteren beginnt mit S. 1 und geht bis S. 35. Von da an bis zu Ende ſcheint der andere beſſere gearbeitet zu haben. Was uns hievon noch mehr überzeugt, iſt, daſs Eine Stelle von Wort zu Wort zweymal vorkommt, einmal S. 3, das anderemal S. 84, mit dem einzigen kleinen Unterſchiede, daſs ſie der Vf. No. 1 als ſeine Arbeit angiebt, No. 2 aber ſie dem Hn. *Metzler* in den Mund legt. Was endlich die Art anlangt, wie die Hypochondrie durch ein blofs äuſseres Mittel gehoben werde und worin daſſelbe beſtehe: ſo ſagt uns leider der Vf. nur ſo viel, daſs es ein Balſam und ein Gürtel ſeyen, wovon jener eingerieben, dieſer auf dem bloſsen Leibe getragen wird. Eine Flaſche des Balſams koſtet 8 Thlr. in Golde, ein Gürtel 8 Ducaten, oder deren Werth. Der Vf. iſt ſo menſchenfreundlich, auch Münze anzunehmen, nach S. 116. Zu einer ganzen Cur werden 6, höchſtens 8 Gläſer (nicht doch, je mehr, deſto beſſer!) Balſam erfodert. Die Addreſſen findet man S. 115. Dieſe Notiz ſcheint der Hauptgrund der ganzen Abfaſſung des Buches zu ſeyn, und Alles an dieſem und jenem erinnert an einen bekannten mediciniſchen Polygraphen und Geheimniskrämer zu Leipzig. Ob wohl die ganze Geſchichte der Hypochondrie des Vfs. wahr iſt?

Fj.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 MAY, 1809.

BOTANIK.

Amsterdam, im Kunſt- und Induſtrie-Compt.: *Exposition et défense de ma théorie de l'organisation végétale.* Par Mr. *Brisseau-Mirbel*, Chevalier de l'ordre Royal de Hollande, Sécrétaire de Sa Majesté etc. Publié par le Dr. *Bilderdyk.* 1808. XXXVIII, 295 u. 72 S. 8. Nebſt 3 Kpf. (3 Thlr. 8 Gr.)

Es iſt bekannt, daſs in neueren Schriften deutſcher Schriftſteller dem Hn. *M.* verſchiedene Irrthümer, die Anatomie und Phyſiologie der Pflanzen betreffend, zur Laſt gelegt worden. Dieſen Vorwurf abzuwälzen, ſeine Anſichten klarer aus einander zu ſetzen, und durch einige neuere Beobachtungen zu beſtätigen, iſt die Beſtimmung dieſes Buches. Es beſteht aus mehreren Abhandlungen, wovon die vornehmſten ſind: *ein Brief des Hn. M. an Hn. D. Treviranus*, und: *Beobachtungen über die eigenen Gefäſse und die Entwickelung des Baſtes.* Dem erſteren ſind im Anhange eine Anzahl Noten hinzugefügt, worin, auſser der Schrift von *Treviranus*, auch die übrige ältere und neuere Literatur berückſichtiget wird. — Der Vf. fängt damit an, daſs er die Schwierigkeiten, mikroſkopiſche Beobachtungen dieſer Art anzuſtellen, aus einander ſetzt. Wozu das? Jeder lernt ſie, der anfängt, ſich mit dem Mikroſkope zu beſchäftigen: nur Ausdauer kann ſie überwinden. Hierauf hebt die Expoſition des Syſtems an. „Die ganze vegetabiliſche Organiſation iſt Ein und daſſelbe häutige Gewebe, welches unzählige leere Räume darbeut, veränderlich in ihren Formen und Dimenſionen.“ Dieſes ſey der Fundamentalſatz des ganzen Lehrgebäudes. *Sprengel* und *Treviranus* werden ſehr getadelt, weil ſie ſich den Pflanzenbau als ein Aggregat von Blaſen und Schläuchen von verſchiedener Form und Gröſse vorſtellen, und als urſprünglich dieſes betrachten, was nach Hn. *M.* urſprünglich conſtituirt iſt, gleich dem Brodteige, der durch die Gährung voll von Löchern wird, ohne ſeine Continuität zu verlieren. Da jene die oft ſehr lockere Vereinigung der Bläschen, und die Leichtigkeit, ſie dann einzeln abzuſondern, ſo wie die Übergänge, welche ſich zwiſchen der Blaſenform und den übrigen Elementarformen auffinden laſſen, für ihre Meinung anführen: ſo wären wir begierig, die Gründe zu ſehen, welche Hr. *M.* für die ſeinige aufzeigen kann. Wie aber, fährt derſelbe fort, ſolle man ſich die Communication dieſer geſchloſſenen Räume denken? Unleugbar ſeyen unſichtbare Poren der häutigen Scheidewände zugegen: damit aber gehe es zu langſam. Poren, dem bewaffneten Auge erkennbar, bewirkten eine raſchere Verbindung. Man leugne dieſe; man glaube, er habe kleine halbkugelförmige Erhabenheiten an den Membranen, ſo wie die körnigen Niederſchläge aus den Pflanzenſäften für ſolche gehalten: aber was die erſteren betreffe, ſo habe er ein Loch im Centro dieſer Erhabenheiten entdeckt, und letztere unterſcheide er ſehr wohl von den Poren und ihrer Einfaſſung. — Hier ſoll man, unſeres Erachtens, nicht verwechſeln die vermeinten Poren des Zellgewebes und die der Gefäſse. Erſtere werden geleugnet von allen Beobachtern, bis auf *Bernhardi*, der ſich zweifelnd darüber ausdrückt. Es iſt nicht an dem, daſs Hr. *M.* das körnige Weſen von den vermeinten Poren deutlich unterſcheiden gelehrt hätte; im *Traité d'Anat. végét.* kömmt nichts der Art vor, und die angezogene Stelle im *Journ. de Phys.* ſpricht zwar von der *fecula* im Zellgewebe, aber ohne es als eine allgemeine Erſcheinung an demſelben derzuſtellen, was es doch iſt. Aber dieſe Unterſcheidung wäre auch unmöglich geweſen: denn auſser dem körnigen Weſen findet man weiter nichts Fremdartiges an den Zellenwänden. Was die Poren der poröſen Röhren betrifft, ſo werden ſie von *Link* und *Rudolphi* vertheidiget: aber dieſes ſind nicht die Poren des Hn. *M.* Vielmehr was jene hier Poren nennen, ſind bey letzterem, ſo wie bey *Leeuwenhoek* und *Treviranus*, Hervorragungen. Worin aber Hr. *M.* wiederum von dieſen abweicht, iſt, daſs er einen Porus im Centro ſieht, da denn das Hervorragende ein aufgeworfener Rand um denſelben ſeyn muſs. So ſtehen jetzt die Sachen. Wenn man indeſs die Figuren des *Traité* 10—14 mit der Natur verglich: ſo war der Gedanke natürlich, die hier abgebildeten undurchſichtigen groſsen Kreiſe auf den Gefäſsen ſeyen die Puncte, welche man darauf ſieht, und der vorgeſtellte aufgeworfene Rand ein durch Täuſchung entſtandener Zuſatz. Dieſes war daher die allgemeine Meinung; man hat Hn. *M.* darin freylich miſsverſtanden, aber nur er ſelbſt iſt Schuld daran. Setzen wir nun, es ſeyen wirklich Erhöhungen, was *Link* und *Rudolphi* Löcher nennen: iſt es wahr, daſs im Mittelpuncte ein Porus exiſtirt, wie Taf. 1. Fig. 2. 4 des vorliegenden Werkes zu ſehen iſt? Rec. konnte nie dergleichen finden, obſchon er die punctirten Gefäſse vieler Holzgewächſe zu verſchiedenen Zeiten mit einem guten Mikroſkop unterſuchte. Wie verwundert war er daher, als er ei-

nes Tages die punctirten Röhren des Saſſafrasholzes betrachtete, und die Puncte darauf den Poren der Oberhaut ähnlich fand, kleine Querſpalten nämlich, oft bloſse Puncte, mit einem ovalen oder runden Kreiſe umgeben, ungefähr wie im *kroker*'ſchen Werke: *de Plant. epiderm. t. 3. f. 1*, die Poren vom *Seſamum* abgebildet ſind. Er unterſuchte jetzt von Neuem andere Holzarten, und es gelang ihm wiederum nicht, den Porus zu finden. Weil die Gröſse der Poren und Wülſte veränderlich iſt: ſo müſſe man, glaubt unſer Vf., die erſteren annehmen, auch wo man ſie, welches oft der Fall ſey, nicht ſehe, und er tadelt Hn. *Treviranus*, daſs er ſich vom Syſtemgeiſte nicht losmachen könne, weil ihm dieſes nicht einleuchte. Laſſen wir das gut ſeyn, und betrachten vielmehr bis auf Weiteres als Ausnahmen, was nach Hn. *M.* Regel iſt, in der Erwartung, daſs die Thätigkeit unſerer Landsleute die Sache bald vollends ins Reine bringen werde. Doch wir ſind etwas vorausgeeilt. — „Je nachdem, fährt Hr. *M.* fort, „die Räume im Gewebe rundlich, die Scheidewände dünn und durchſichtig, oder jene lang und cylindriſch, dieſe dick und dunkel ſind, entſteht einer Seits zelliges, anderer Seits röhriges Gewebe. „Mit Recht hat *Grew* das Zellgewebe dem Schaum „einer Flüſſigkeit verglichen; dieſe Idee ſchlieſst „Gänge zwiſchen den Zellen, dergleichen *Hedwig*, „*Mayer* und *Treviranus* aufgeſtellt, gänzlich aus." — Wenn dieſe an ſich vollkommen wahre Vergleichung in dem Munde des Hn. *M.* befremdend klingt: ſo thut es die daraus gezogene Folge noch weit mehr. Beſteht denn der Schaum nicht aus Blaſen, wie *Grew* auch die Zellen nennet? Und wenn das Material dieſer urſprünglich runden Blaſen der anziehenden oder zuſammendrückenden Kraft, welche ſie in die vieleckige Form zwängt, einigen Widerſtand entgegenſetzt, wie es vom Pflanzenſchleime zu erwarten iſt: wird nicht die Verbindung auf einigen Puncten unvollkommen bleiben, werden mit Einem Worte nicht feine Zwiſchenräume bleiben? Es beliebt Hn. *M.*, dieſelben „erſonnen" zu nennen: aber man ſiehet ſie im faſtigen Zellgewebe, z. B. der Blätter von *Meſembryanthemum* ohne Mühe. — Ein Gewebe ſehr verlängerter Zellen, ſonſt kleine Röhren genannt, ſey die Maſſe des Holzes; in der Quere liegendes, mit jenen ſich kreuzendes Zellgewebe die Markverlängerungen der Dikotyledonen. *Leeuwenhoek* wird getadelt, der darin horizontale Röhren zu ſehen geglaubt, die doch Niemand auſser ihm beobachtet: — als, ſetzt Rec. hinzu, Hr. *M.* ſelber, der ſolche als poröſe Röhren und falſche Tracheen im *Traité* aufgeführt und abgebildet. — Ebenfalls ein Zellgewebe, deſſen Zellen aber ſehr weit und lang, ſeyen die Röhren der Pflanzen. Hr. *M.* will ſie nicht Gefäſse genannt wiſſen: „denn, ſagt er, die Gefäſse im thieriſchen Körper haben eigene Häute, auch findet man ſie in einer beſtimmten Gröſse, Zahl, Lage, Stellung. Nicht ſo iſt es mit den Röhren der Pflanzen." „Sollte man nicht faſt glauben, ſagt er anderswo, alles, was man Gefäſse in den Pflanzen nennet, ſeyen bloſse Lacunen?" Wir unſerer Seits begreifen nicht, wie die Wände der Röhren, von ringförmigen Spalten durchlöchert, oder in ein ſpiralförmig Band zerſchnitten, mit den angrenzenden Zellen gemeinſchaftlich ſeyn können. Auch widerlegt der Augenſchein dieſe Vermuthung völlig, und der Vf. ſelber ſcheint an vielen anderen Stellen die eigenen Häute der Gefäſse anzuerkennen. — Dieſe Röhren nun ſind es, welche den rohen Saft nach Hn. *M.* führen. Daſs ſie auch Luft enthalten, ignorirt er. Wo ſie fehlten, würde ihre Stelle manchmal durch Lücken erſetzt, die ſich im Zellgewebe zwiſchen den Holzlagen befänden, z. B. beym *Pinus Strobus* — hier hat der Vf. die allerdings mit zelligen Wänden begabten eigenen Gefäſse zwiſchen den Holzlagen der Nadelbäume im Sinne, die ſchon *Malpighi* kannte, und als Harzgefäſse beſchrieb, was ſie allerdings auch ſind, und keineswegs Saftgefäſse. Hr. *M.* will zwar, daſs ſie eine *résine aqueuse* führen; aber das iſt ein dunkler Ausdruck. — Es gebe ſechſerley groſse Röhren. Von der erſten Art, den poröſen Röhren, iſt ſchon geredet. Sie ſeyen im holzigen Theile der Gewächſe überall verbreitet. Ihre Stelle werde in weichen Holzarten durch die falſchen Tracheen, die zweyte Art der Röhren, erſetzt, deren Membran Querſpalten habe, mit Wülſten umgeben, die ſich manchmal ſo nähern, daſs ſie zuſammenſtoſsen, und nichts von der Membran übrig laſſen. Der Vf. betrügt ſich ungemein, indem er ſagt: daſs alle Phyſiologen über das Daſeyn dieſer Spalten und Wülſte mit ihm Eins ſeyen. An letztere glaubt vielmehr auſser ihm Keiner, den einzigen *Bernhardi* vielleicht ausgenommen, der, ſonſt wenigſtens, für Aufwerfungen hielt, was andere Spalten genannt. Hr. *M.* meint, er habe nur die Spalte innerhalb und an der Seite derſelben überſehen, und es gehe ihm damit, wie *Treviranus* mit den Poren. — Die Ringgefäſse eben dieſes Schriftſtellers ſeyen mit den falſchen Tracheen, wie ſie im *Traité* beſchrieben und abgebildet, ganz einerley. Dieſes iſt aber nicht ſo. Anderswo geſtehet Hr. *M.*, daſs ſie eine Abänderung davon ſeyen, will ſie aber nicht als eigene Art gelten laſſen. Das mag ſeyn: aber mit noch wenigerem Rechte dürfen denn die *tubes mixtes* als beſondere Art exiſtiren. — Tracheen entſtehen nach Hn. *M.*, wenn die röhrenförmige Membran in der Spirale durchſchnitten iſt. So bilde ſich nämlich ein gewundenes Band, deſſen Ränder öfters nur wülſtig ſeyen, woher dann der Durchſchnitt deſſelben eine kurze Linie ſehen laſſe, mit einer kreisförmigen Erweiterung auf beiden Enden. Zuweilen indeſſen fehle das Theilmembran zwiſchen den beiden parallelen Wülſten ganz, und der Durchſchnitt der Spirale bilde nun ein Oval oder Rund. Wie viel Willkührliches in dieſen Lehren ſey, iſt in die Augen fallend. Die gedachten Wülſte hat noch Keiner geſehen; und wenn Hr. *M.* ſich auf *Link* bezieht, dem die Spiralfiber an der innern Seite concav geſchienen: ſo trägt *Link* dieſe Beobachtung nur zweifelnd vor; auch iſt ihm noch Keiner darin gefolgt. — Mit Recht übrigens ſtatuirt der Vf.,

Digitized by Google

dafs die Tracheen nur dicht am Marke zu finden sind, gegen andere, welche sie auch in den äufsern Holzlagen, sogar in der Rinde, gefunden haben wollen. — Eine vierte Classe von Gefäfsen seyen die gemischten Röhren. Als eine ausgezeichnete Erscheinung dürften sie nicht übergangen werden. Auch *Bernhardi* und *Treviranus* hätten sie gesehen; selbst *Hedwig* habe sie vor Augen gehabt in der dunkeln Stelle *de fibr. veget. ortu* S. 25, wo er von der Verwandlung der Tracheen redet. Auch *Link* soll sie anerkennen, wie der Vf. durch ein Mifsverständnifs glaubt. Alles dessen ungeachtet möchten wir sie nicht als eine eigene Art von Gefäfsen gelten lassen. — Die 3 Gattung der Gefäfse, die perlenschnurförmigen (*vaisseaux en chapelet*) seyen eigentlich „*veines de Cellules poreuses*" oder Gefäfse, in gewissen Intervallen verengert, und daselbst mit porösen Scheidewänden versehen. Hr. *Bilderdyk* möchte sie gern insectförmige Gefäfse nennen. Man finde sie an den Stellen, wo Äste und Blätter ihren Ursprung nähmen. „*Link* versetzt sie mit Unrecht in die alten, *Treviranus* eben so unrichtig in die jungen Pflanzentheile; beide zu Liebe ihres Systems: denn nach *Treviranus* sind sie ein Zustand des Werdens der Tracheen, nach *Link* ein *status decrepitus* derselben." In diesen paar Zeilen sind mehrere grobe Irrthümer enthalten, die hier zu widerlegen, der Raum verbietet. Man sollte sich doch erst bemühen, die Meinung der Schriftsteller zu verstehen, über die man abzusprechen wagt. Richtig ist die Bemerkung, dafs diese *vaiss. en chapelet* Mittelkörper seyen zwischen den grofsen Röhren verschiedener Theile der Pflanze, sofern diese im Knoten in solche übergehen, und jenseits desselben sich in der ersten Gestalt fortsetzen. Um wie viel wahrer ist diese Ansicht, als die, wonach man in diesen Körpern verschobene und stückweis getrennte Spiralgefäfse zu erkennen glaubt! — Hr. *M.* siehet in diesem Übergange der grofsen Gefäfse in poröse Zellenreihen, so wie in der Coexistenz mehrerer Arten von den ersteren in den gemischten Röhren einen Beweis davon, dafs sie sowohl unter einander als vom Zellgewebe nur relativ verschieden sind. Bey dieser Gelegenheit verwahrt er sich feyerlich vor der ihm aufgebürdeten Meinung der successiven Verwandlung der porösen Röhren in falsche Tracheen und dieser in Tracheen; wo er von solcher Verwandlung rede, sey dieses nur als Coexistenz mehrerer Arten grofser Gefäfse in Einem Gefäfsindividuum zu verstehen. *Sprengel*, *Link* und *Rudolphi*, die selber an einen entgegengesetzten Gang von Verwandlung glauben, betrügen sich sehr; besonders sey die Dünne der Tracheen im Vergleich der porösen Röhren und falschen Tracheen ein starkes Argument dagegen, und *Links* Vermuthung für diesen fall vom Zusammenschmelzen zweyer Tracheen in eins habe weder Analogie noch Beobachtung für sich. Der Vf. will sonach, dafs, was Porus und Spalte an einem Gefäfs sey, auch immer solches bleibe, und er bedankt sich dafür, dafs *Treviranus* ihm, was die Verwandlung betrifft, Beyfall gebe: ein doppelter Fehlschufs, indem derselbe weder dem Hn. *M.* diese Meinung beylegt, noch selber daran glaubt, sofern von ausgebildeten Pflanzentheilen die Rede ist. — Die eignen Gefäfse, heifst es weiter, seyen die sechste Gattung. Sie ständen nur in der Rinde und im Marke, letzteres aber seltener. Man finde sie entweder isolirt oder in Bündel gestellt. Jene könne man passender Behälter des eigenen Saftes nennen, und mit *Link* als Aushölungen im Zellgewebe betrachten, wogegen wir nichts einzuwenden haben. Was aber die bündelförmigen eigenen Gefäfse betrifft: so werden wir in der Folge zeigen, dafs sie nicht zu den eigenen Gefäfsen zu zählen sind. — Gelegentlich gedenkt der Vf. auch noch der Lücken (*Lacunes*), doch ohne etwas Neues hinzuzusetzen. Er halt sie noch immer für Zerreifsungen des Zellgewebes auf gewissen Puncten, worin er doch sehr irrt, indem man keine Spuren solcher Zerreifsung darin siehet, und die Bildung derselben durch allmähliche Erweiterung der Intercellulargänge deutlich erkennen kann. — Nachdem vom Bau der Elementarorgane geredet worden, spricht der Vf. von der Entwickelung derselben und der Bewegung des Saftes in ihnen. Das Aufsteigen desselben geschehe ausschliefslich in den grofsen Röhren und zwar bey Dikotyledonen in der Nähe des Centrums. (Beym Weinstock finden wir, dafs es überall im Holzkörper vor sich gehe.) Über die Kraft, welche dieses Aufsteigen bewirkt, erklärt der Vf. sich nicht weiter. Die von *Malpighi* beobachtete wurmförmige Bewegung ausgerifsener Tracheen aber sey ein blofs physisches Phänomen, und die daraus gefolgerte Irritabilität der Tracheen nicht zulässig, obschon sie das Aufsteigen des Safts erklären würde. Eben so wenig will der Vf. *Grew's* Meinung von Zusammendrückung der Gefäfse durch Ausdehnung des Zellgewebes gelten lassen, eine Meinung, die uns, doch nur was die eigenen Gefäfse betrifft, vollkommen wahr scheinet. Der eigene Saft der letzteren scheine zur Verdauung beyzutragen, indem er sich dem rohen Safte beymische; alle Pflanzen besafsen ihn, es seyen aber nicht in allen Behälter für denselben vorhanden. Es könne übrigens nicht fehlen, dafs nicht der öftere Durchgang des rohen Saftes Spuren von sich in den Gefafsen zurücklasse: daher bemerke man, wenn sie alterten, einen Überzug ihrer inneren Wand, welcher sich nach und nach verdicke, und endlich den inneren Kanal ganz ausfülle. Vornehmlich sehe man diesen Vorgang an den Tracheen; auch ist Taf. 1. Fig. 9 eine solche fast verstopfte Trachee abgebildet; der Vf. erinnert aber, dafs er diese Figur nicht nach der Natur, sondern aus den Gedanken gezeichnet. Er wundert sich, dafs man einen Vorgang geleugnet, der auf bekannten Gesetzen des organischen Lebens und auf Beobachtung beruhe. Vielmehr aber hätte das Unvermögen, worin andere sich befunden, diesen Pfropf zu entdecken, Zweifel in ihm erregen sollen, ob er hier richtig beobachtet, und jene Gesetze passend angewandt. Er beruft sich zwar auf *Hedwig*; derselbe habe diese Wirkung der Ernährung im Allgemeinen

Digitized by Google

erkannt, aber in den Tracheen falsch eingesehen, indem er ein Verwachsen der Spiralfiber zu sehen geglaubt, in der That aber eine Trachee mit einem Überzuge vor sich gehabt. Woher Hr. *M.* dieses wohl wissen mag? — Ein Saft, der zum Wachsthum des Vegetabils diene, sey das Cambium. Er komme überall da zum Vorschein, wo neue Theile sich bilden. Was diese Bildung betrifft: so „zeigen die Zellen sich zuerst, wie kleine Kugeln, die sich ausdehnen; indem sie sich entwickeln. Die Gefäfse haben anfänglich die Gestalt loser Linien (*lignes deliées*); je mehr sie sich erweitern, erkennt man dunkle Querstriche auf ihnen, die sich im Verfolge als das zeigen, was sie sind, nämlich als Hervorragungen, welche die Poren, Spalten und Spiral-Einschnitte umgrenzen. Sie entstehen, indem die ursprünglich völlig ganzen Röhren durch die Ausdehnung Poren, Spalten u. s. w. bekommen, wodurch die unsichtbaren Gefäfschen dieser Haut zerreifsen und einen Callus bilden, welcher jene als ein aufgeworfener Rand umgeben mufs.“ Wir gestehen frey, dafs wir dieses vermeintlich tiefe Lehrgebäude für ungemein seicht halten. Wie ist die angegebene Entstehung des Zellgewebes mit der Meinung von der ursprünglichen Continuität desselben vereinbar? Und wie kann der Vf. sich so vergessen, dafs er hier als eigene Meinung aufstellt, was er an dem System der Hnn. *Sprengel* und *Treviranus* so heftig bekämpft? Was die *lignes deliées* sind, die die Anfänge der Röhren seyn sollen, errathen wir durchaus nicht. Die kleinen Gefäfse derselben, deren Reifsen örtliche Verdickungen ihrer Häute veranlassen soll, sind vollends ein *deus ex machina*, wodurch ganz über den Haufen gestofsen wird, was der Vf. uns von der Simplicität seines Lehrgebäudes glauben machen will. Aber er selber hat eine ganz andere Meinung davon. Er glaubt, dafs, was Vermuthung darin sey „dennoch auf einer Grundlage ruhe, welche die innigste metaphysische Verbindung mit Thatsachen der Beobachtung habe.“ Dabey fehlt es nicht an anmafsungsvollen Seitenblicken auf andere Meinungen, die eben so viel für sich haben, aber mit weit mehr Bescheidenheit aufgestellt worden sind.

Der Leser siehet aus diesem Auszuge, dafs der Vf. so wenig im Widerlegen fremder Meinungen, als in Befestigung seiner eigenen, als endlich in Erweiterung der Pflanzenphysiologie überhaupt, etwas Sonderliches geleistet hat. Dessen ungeachtet bleibt dieser Brief eine unentbehrliche Lectüre für den, der mit den früheren Schriften des Hn. *M.* bekannt ist, sofern er hier manche seiner Gedanken verständlicher vorgetragen, und manche Irrthümer stillschweigend zurückgenommen, worin freylich noch vieles zu thun übrig ist. — Von geringerer Ausdehnung, aber mehr innerem Gehalte ist die Abhandlung: *über den Ursprung und die Entwickelung der eigenthümlichen Saftgefäfse und des Bastes.* In dem Briefe an *Treviranus* stellt Hr. *M.* zwey Gattungen eigener Saftgefäfse auf, a) die bündelförmigen, b) die vereinzelten. Unter letzteren solle man wieder unterscheiden α) solche, deren Wände aus einem feinen Zellgewebe bestehen, wie die kurzen und gewundenen eigenen Gefäfse, oder vielmehr Lacunen der Weimouthsfichte, β) solche, von cylindrischer Form; im Grunde blofse lange Zellen, wie man sie gewöhnlich im Marke bemerke, γ) solche, die durch unregelmäfsige Zerreifsung des Zellgewebes der Rinde entstehen, wie die Lacunen der meisten Euphorbien. Diese verschiedenen Formen nun werden in diesem Aufsatze einer weiteren Betrachtung unterworfen, doch mehr, wie es die zufällige Folge der Beobachtungen, als der innere Zusammenhang der Materie, an die Hand gab. Die Erklärung der Zeichnungen, deren 22 auf Taf. 2 und 3 sind, ist der Faden, an welchen der Vf. seine weiteren Bemerkungen anreihet. Jene stellen vergröfserte Quer- und Länge-Schnitte von *Euphorbia Characias*, *Ptelea trifoliata*, *Schinus molle*, *Rhus typhinum* und *semialatum*, *Pistacia Terebinthus*, *Periploca graeca*, *Nerium Oleander*, *Sapium Laurocerasum Desfont.*, *Urtica urens*, *Cannabis sativa* und *Asclepias syriaca* vor, mit einer ohne Vergleich gröfseren Treue, als die Figuren sind, welche man im *Traité* und selbst noch auf Taf. 1 dieses Werks findet. — Die isolirten eigenen Gefäfse mit fleischigen Wänden fand der Vf. in der *Ptelea*, *Pistacia*, dem *Schinus*, den *Rhus*-Arten, dem *Pinus strobus*. Ihre Höhle sah er zuweilen noch mit einem feinen Zellgewebe erfüllt, und er glaubt daher, dafs die fleischigen Wände von der Zerreifsung und Seitwärtsdrückung dieses Zellgewebes entstanden, eine Meinung, die wenig Wahrscheinliches hat, da solche Zerreifsungen im Lebendigen des Pflanzenkörpers nicht Statt finden. Diese Gefäfse waren rund, wie eine Blase, in der *Ptelea* (auch im *Liriodendron Tulipifer:* fanden wir sie so beschaffen) länglicht, gekrümmt und dabey auf beiden Enden verschlossen im *Pinus strobus*. Hr. *M.* schliefst daraus mit Recht, dafs die eigenen Säfte darin sich nicht bewegen, und wir möchten dieses auf die eigenen Gefäfse überhaupt ausdehnen: denn dafs der Saft ausfliefset, wenn sie durchschnitten oder zerrissen worden, ist durchaus kein Beweis, dafs es sich auch im unverfehrten Zustande so verhalte. — Lücken, mit eigenem Safte erfüllt, ohne feinzellige Wände, fand der Vf. in der Rinde von *Euphorbia Characias* und in noch frischem Marke von *Rhus typhinum* und *Periploca graeca*. Wir unseres Orts halten diese für mehr oder minder erweiterte Intercellulargänge, und selbst die eigenen Gefäfse mit fleischigen Wänden scheinen diesen Ursprung zu haben. Der Vf. will zwar diese Gänge nicht gelten lassen: aber darin hat er sehr Unrecht. In einigen Gewächsen finden wir sie für Leiter des eigenen Safts von ziemlicher Feinheit: *Chelidonium majus*, *Euphorbia palustris*. In anderen mufsten wir auf das Daseyn derselben mehr schliefsen, indem sonst durchaus keine Quellen des eigenen Saftes aufzufinden waren, als dafs wir es deutlich zu erkennen vermocht hätten. Dieses ist der Ausdehnung der um- und anliegenden Zellen zuzuschreiben, wodurch der eigene Saft der Zwischengänge ausgedrückt, zugleich aber die Höhle derselben völlig obliterirt wird. —

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 MAY, 1809.

BOTANIK.

Amsterdam, im Kunſt- und Induſtrie-Compt.: *Exposition et défense de ma théorie de l'organisation végetale.* Par Mr. *Brisseau-Mirbel etc.*

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Von dieſen iſolirten eigenen Gefäſsen ſind nun ſehr unterſchieden die, welche der Vf. bündelförmige (*vaisseaux propres fasciculaires*) nennt. Es ſind den Abbildungen zufolge Bündel von langen Gliedern mit ſehr dicken Wänden im Verhältniſs zu dem feinen Centralkanale. Dieſe Bündel, ſagt Hr. *M.*, ſind weiſs und feſt, und theilen ſich leichtlich der Länge nach in eine Art platter, ſtarker und glänzendar Seide. Er fand ſie in *Periploca graeca*, *Nerium Oleander*, *Urtica urens* u. ſ. w. Aus allem erſiehet man, daſs ſie das ſind, was *Malpighi faſciculos fibrarum corticis* nennt, und *Anat. pl.* Tom. 1. Fig. 5—8 abbildet. Bey *Bernhardi* kommen ſie (üb. Pflanzengefäſse S. 70. 71. Taf. 2. Fig. 6. b.) als die Baſtbündel der Rinde von *Aſclepias ſyriaca* vor; *Treviranus* (vom inwend. Bau S. 141. Fig. 29—31) bezeichnet ſie als Faſerbündel der mittleren Rindenlage. *Bernhardi* nimmt a. a. O. ſeine ehemalige Meinung, daſs die Milch aus dieſen Bündeln komme, zurück, und in der That überzeugt man ſich bey einer minder oberflächlichen Beobachtung vollkommen, daſs ſie aus dem anſtoſsenden Zellgewebe hervordringe, vermuthlich aus Intercellulargängen, wie die von *Chelidon. majus* und *Euphorbia paluſtris*. Dieſemnach fallen die bündelförmigen Milchgefäſse ganz weg. — Es iſt bekannt, daſs die Rinde ſich von Zeit zu Zeit verwandle. Der Vf. nimmt an, daſs zwiſchen Holz und Rinde ſich eine doppelte Lage von Zellgewebe erzeuge; die äuſsere Lage bleibt demzufolge weich, wird nach auſsen gedrängt, und macht die eigentliche äuſsere grüne Rinde aus. Durch eine neue Lage, die ſich unter ihr erzeugt, wird ſie noch weiter nach auſsen geſtoſsen, und vertrocknet alsdenn. Die innere Lage, bey Hn. *M.* Baſt genannt, wird nach und nach hart und feſt, und vermehrt dann die Maſſe des Holzes, indem ſie durch eine neue Lage nach innen gedrängt wird. Auch ſie iſt Anfangs weiches Zellgewebe, bald aber entſtehen Faſern von feſterer holziger Maſſe darin, die ſich nach und nach ausbreiten, den weichen Zellſtoff zuſammendrücken, und ihn endlich in die Form der Markverlängerungen zwangen. Je nachdem nun die eigenen Gefäſse ſich in der erſten oder in der zweyten Lage befinden, werden ſie anders verwandelt. In jener werden ſie durch das Wachsthum nach auſsen gedrängt und vertrocknen mit ihr, während ſich in der neuen Lage neue bilden; ſo verhält es ſich mit den eigenen Gefäſsen der *Ptelea*, der *Pinus*-Arten, und mit allen bündelförmigen eigenen Gefäſsen. Liegen ſie aber in der zweyten Lage: ſo werden ſie von feſter Maſſe nach und nach eingeſchloſſen, gedrückt und verſchwinden endlich, während ſich im Nachwuchſe immer wieder andere erzeugen. — Wir erlauben uns einige Bemerkungen über dieſe Anſicht. Mit der angegebenen Verwandlung der äuſserſten Rinde und der eigenen Gefäſse in ihr hat es wohl ſeine Richtigkeit. Was den Theil betrifft, den der Vf. als Baſt bezeichnet: ſo muſs man in demſelben unterſcheiden a) die äuſsere Lage, worin das holzige Weſen ſich in getrennten, mit Zellgewebe durchwebten Bündeln befindet, von welcher Art auch die bündelförmigen eigenen Gefäſse des Hn. *M.* ſind. In dieſer Lage liegen die Olbehälter der *Ptelea* und des *Liriodendron*, vielleicht auch die Harzbehälter der *Piſtacia*. Bey *Malpighi* gehört ſie noch zur Rinde; wir möchten ſie lieber vorzugsweiſe den Baſt nennen. b) Die innere Lage, welche eine zuſammenhängende, ob zwar in Parallelogramme getheilte, von Blättern des Zellgewebes durchſchnittene Maſſe bildet. *Grew* nennt dieſe Lage den Ring der ſaftführenden Gefäſse zweyter Art; ihre Organiſation ſiehet man bey *Malpighi* (*Anat. plant.* Tom. 1. Tab. 2. Fig. 6. G. H.). Nur letztere vermehrt die Maſſe des Holzes, und es iſt daher unrichtig, wenn der Vf. dieſes auch von der erſteren behauptet. Es läſst ſich zwar ein Übergang ihrer Organiſation in die der inneren Lage ſehr wohl denken: allein dieſer Übergang wird, als wirklich geſchehend, durch die Natur nicht anerkannt. Vielmehr ſcheint es, daſs auch ſie, ſammt der äuſserſten Rinde, nach auſsen geſtoſsen werde. Was die Entſtehung der groſsen Röhren des holzigen Gewebes als eigener Gefäſse betrifft: ſo hat der Vf. das zwar nicht bewieſen; auch können letztere natürlicherweiſe nur in der innerſten Lage der Rinde zwiſchen Baſt und Splint exiſtiren. Indeſſen haben wir öfters im Junymonat in den neugebildeten groſsen Röhren des Splints von *Rhus typhinum* allerdings die deutlichſten Spuren des vor Kurzem darin geweſenen Milchſaftes geſehen. — Man ſieht hieraus, daſs dieſe Arbeit noch manches zu wünſchen übrig läſst, und beſonders wäre von den Zeichnungen in Bezug auf dieſe zweifelhaften Puncte mehr Genauigkeit zu verlangen. Indeſſen will der Vf. ſelber ſie nicht als etwas vollkommnes betrachtet wiſ-

ſen, und dieſes läſst uns hoffen, dafs er dieſem Gegenſtande noch ferner ſeine Aufmarkſamkeit ſchenken werde. — Von den übrigen beiden Abhandlungen, welche man hier noch antrifft, haben wir wenig zu ſagen. Die eine iſt eine aphoriſtiſche Darſtellung des Lehrgebäudes des Hn. *M.* von der Pflanzenanatomia, ohne erhebliches Neue. Es gehört dazu Taf. 1 eine bildliche Darſtellung der Elementarorgane der Gewächſe, noch ſehr entfernt von der Annäherung zur Wahrheit, die wir an den Darſtellungen auf Taf. 2 und 3 gerühmt haben, obgleich minder übertrieben, wie die Figuren im *Traité*. Es ſind mit einem Worte die nämlichen Zeichnungen, wie bey der Abhandlung über die Säfte u. die Organiſation der Pflanzen in den *Annales du Muséum d'Hist. nat.* Tom. VII. 274. Die andere iſt eine Vergleichung zwiſchen den Meinungen der Hnn. *Mirbel* und *Rudolphi*, von dem Herausgeber dieſes Werks Hn. Dr. *Bilderdyk* angeſtellt. Derſelbe macht, ohne ſelber die Natur befragt zu haben, den Lobredner des Hn. *M.*; er freut ſich, wo er Übereinſtimmung zwiſchen ihm und Hn. *Rudolphi* findet, und wo dieſes nicht iſt, mufs letzterer im Irrthuma ſeyn. Nicht beſſer ergeht es bey dieſer Vergleichung den Hnn. *Link*, *Treviranus* und *Bernhardi*. — In dem nämlichen Geiſte, wie dieſes Product, aber noch um ein gutes Theil dreiſter und ſelbſtgefälliger iſt die Einleitung geſchrieben, welche von dem nämlichen Vf. herrührt. *Mirbels* Schriften verdunkeln in ſeinen Augen alles, was ſonſt noch in der Pflanzenanatomie geſchrieben worden; er glaubt dabey etwas verachtend auf die Deutſchen blicken zu müſſen, und ſogar die ehrwürdige Societät, welche vor 4 Jahren die bekannte Preisfrage aufgab, worin *Mirbels* Lehren der tieferen Unterſuchung blofs geſtellt wurden, mufs ſich von ihm zurecht weiſen laſſen. Er mag es uns indeſſen verzeihen, dafs wir von ſeinem Antheile an dieſem Buche keine weitere Notiz nehmen, und mit der Bemerkung ſchlieſsen, dafs die von ihm hinzugefügte Überſetzung unter aller Kritik iſt. T.

Donaueschingen, b. Wilibald, u. Leipzig, b. Bruder in Comm.: *Flora der Gegend um den Urſprung der Donau und des Neckars, dann vom Einfluſs der Schuſſen in den Bodenſee bis zum Einfluſs der Kinzig in den Rhein.* Herausgegeben von *F. Freyherrn Rot von Schreckenſtein*, Herrn zu Immendingen u. ſ. w., kurköln. Kammerherrn, fürſtl. ſalzb. geh. Rathe u. ſ. w., und *J. M. von Engelberg*, fürſtl. fürſtenb. Hof- und Sanitäts-Rathe, Leibarzte, Landſchaftsphyſikus in der Baar u. ſ. w. Erſter und zweyter Band. 1805. 389 u. 645 S. 8. (3 Thlr. 16 Gr.)

Dieſe mit vieler Sachkenntnifs, vielem Fleifse und mit allen Rückſichten auf die Anwendbarkeit der Pflanzen auf die Cultur, die Ökonomie, die Forſtkunde, Pharmacie, veterinäre und menſchliche Medicin ausgearbeitete Flora hat ein vorzüglich wiſſenſchaftliches Intereſſe wegen der Bekanntmachung der Pflanzen in einer Gegend, die bisher in naturhiſtoriſcher Hinſicht unbekannt geblieben war. Dieſe Gegend iſt das ſüdweſtliche Schwaben, umſchloſſen vom Bodenſee, dem Rhein, der Kinzig, die bey Kehl in den Rhein fällt, der Donau und der Schuſſen, die in den Bodenſee flieſst. In einem Landſtriche, wie dieſem, der in einer Ausdehnung von 30 Stunden in die Länge, und von beynahe 20 in die Breite, ſo zu ſagen alle Klimate, alle Gebirgsformationen, alle Boden- und Waſſer-Arten enthält, darf man ſich nicht wundern, dafs ſich die ſeltenſten Pflanzen Deutſchlands und der Schweiz zuſammengedrängt finden. Am Bodenſee, dem Rhein und der Donau und in den daran ſich ergebenden Sümpfen finden wir ſehr ſeltene Pflanzen aufgezeichnet, deſsgleichen auf den hohen Gebirgen des Schwarzwaldes, worunter ſich beſonders der Feldberg, der Belchen, Blauen und Kandel im Breisgau auszeichnen. Von den ſeltenen Pflanzen, unter denen viele in den Floren der nachbarlichen Gegenden, z. B. in der ſchweizeriſchen von *Haller*, in der baieriſchen von *Schrank*, in der pfälziſchen von *Pollich*, in der tübingiſchen von *Gmelin*, in der elſaſſiſchen von *Lindner*, ja ſelbſt in der deutſchen Flora von *Hoffmann* (*Galium Bocconi, Potamogeton ferratum, Heracleum panaces, Linum flavum, Alſine ſegetalis*) fehlen, kommen unter anderen vor: *Hippuris vulgaris, Callitriche, Veronica ſpicata, montana, acinifolia, Pinguicula vulgaris, Salvia ſclarea, glutinoſa, Iris germanica, ſibirica, Dipſacus laciniatus, Scabioſa ochroleuca, Galium Halleri, rotundifolium, Isnardia paluſtris, Trapa natans, Cuſcuta epithymum, Potamogeton marinum, Lithoſpermum purpureo-coeruleum, Echium violaceum, Primula acaulis, farinoſa, Hottonia paluſtris, Lonicera periclymenum, nigra, Verbaſcum pulverulentum, Chironia ramoſiſſima, Ribes nigrum, Vitis vinifera*, wild, *Herniaria glabra, hirſuta, Chenopodium hybridum, Swertia perennis, Gentiana lutea, aſclepiadea, Bupleurum falcatum, Caucalis leptophylla, platycarpos, ſcandicina. Athamanta oreoſelinum, Peucedanum ſilaus, Laſerpitium prutenicum, Angelica ſilveſtris, Oenanthe fiſtuloſa, Imperatoria oſtruthium, Sambucus racemoſa, Staphylea pinnata, Tamarix germanica etc.* Unter den Alpenpflanzen haben wir bemerkt: *Veronica fruticuloſa, ſaxatilis, Pinguicula flavescens, Valeriana tripteris, Primula auricula, Soldanella alpina, Lonicera alpigena, Aſtrantia major, Phellandrium mutellina, Statice armeria* u. a. Die Pflanzen ſind gut beſchrieben und deutlich charakteriſirt, viele beſſer, als in anderen Floren auseinandergeſetzt, wohin wir *Veronica ſcutellata, lappago, cymbalarifolia*, alle Gräſer (beſonders *Secale cereale* und *Triticum mono- et dicoccum*, bey denen im Nachtrage *Schraders* Flora benutzt iſt, *Globularia vulgaris, Scabioſa vulgaris, Galium*, unter dieſen beſonders *G. Halleri et mollugo, Alchemilla vulgaris, Heliothropium Europaeum, Myoſotis alpina et nana, paluſtris, Symphytum, Phyteuma, Theſium, Ulmus, Gentiana, Oenanthe*, die meiſten Schirmpflanzen rechnen. — Dieſe Vortheile, welche die Wiſſenſchaft aus dieſer Flora zieht, ſind aber die wenigerbedeutenden in Vergleich mit denen, die dem Landwir-

Digitized by Google

the, dem Forſtmanne, dem Färber, dem Thier- und Menſchen-Arzte, dem Apotheker, und endlich jedem Bewohner der daſigen Gegend zufliefsen. Jede Art des Vorkommens iſt angegeben; ſelbſt die Gegenden, Berge, Flüſſe, Weiher, die Städte Dörfer und Wege ſind genannt, wo die ſeltenere Pflanze zu finden iſt; jede Art des Gebrauchs iſt mit ungemeiner Beleſenheit beſtimmt, das Einſammeln, die Bereitungsart der nützlichen Gewächſe, wie ſolches in verſchiedenen Gegenden geſchiehet, iſt gelehrt, und beſonders iſt auf die genaueſte Beſchreibung der Giftpflanzen und auf die Abwendung von daraus entſtehenden Unglückafallen Rückſicht genommen, die Geſchichte einer jeden merkwürdigen Pflanze iſt erzählt, und die Provincialnamen ſind bemerkt. Daſs daher dieſe Flora den Landeseinwohnern gefallen müſſe, und daſs ſie ſchon viel beygetragen habe zum Erwachen der Liebe für das Pflanzenſtudium, läſst ſich erwarten; das groſse Verzeichniſs der Pränumeranten aus allen Ständen, beſonders der Landgeiſtlichen, Landärzte und Schullehrer, iſt ein erfreuliches Zeugniſs für die Neigung zur der Naturkenntniſs in jenen Gegenden, und für den Antheil, den das Publicum nimmt an der Unterſtützung eines ſolchen Werkes, das nicht nur den Mitarbeitern und Herausgebern, ſondern ſelbſt dem Lande, welches ſeine Schätze ſo zu würdigen weiſs, zur Ehre gereicht.

An der Flora arbeitet eine beträchtliche Anzahl von Gelehrten, die in allen Gegenden des ſüdweſtlichen Schwabens anſäſſig ſind, ſeit Jahren die Pflanzen geſammelt, und den Herausgebern eingeſandt haben. Dabey ſind noch die Floren der angrenzenden Länder und die deutſchen, jetzt auch die badiſche von *Gmelin* verglichen, wobey eine Menge Arten berichtiget worden. Sie iſt nach dem *linnéiſchen* Syſtem geordnet, was wir für eine Specialflora in jeder Hinſicht paſſend finden, und für dieſe insbeſondere, da ſie abſichtlich darauf angelegt iſt, die Einwohner mit ihren eigenen, aber bisher verkannten, Schätzen bekannt zu machen, ſie von dem Nutzen und Schaden derſelben zu unterrichten, und ſo allmählich die Aufmerkſamkeit der gebildeten Volksclaſſen auf das wiſſenſchaftliche Studium der Botanik zu lenken. Es wäre darum ſehr am unrechten Platze, wenn man, weil es jetzt unter den Gelehrten, und dieſs unter *dieſen* mit Recht, Ton geworden iſt, ein natürliches Syſtem zu fodern, daſſelbe hier verlangen wollte. Indeſſen finden wir, daſs jedesmal auf die natürlichen Familien aufmerkſam gemacht worden iſt. Zuerſt ſind die Gattungen kurz beſtimmt, dann folgen die Arten mit Wiederholung der Gattung, die nun ausführlich beſchrieben iſt. In der Einleitung wird der Pflanzenfreund mit der Terminologie bekannt gemacht; dann folgt noch eine Anleitung zum Einlegen der Pflanzen. Das Werk erſcheint periodiſch heftweiſe, um den Ankauf zu erleichtern; die Hefte werden aber ſodann in Bände abgetheilt. Bis jetzt ſind die 5 erſten Claſſen erſchienen, und nach der Anlage zu urtheilen, mögen noch 3 ähnliche Bände folgen. Man kann nicht anders, als ſich freuen, daſs dem Unternehmen der Fortgang durch den Eifer der Mitarbeiter und Herausgeber, die alles aus bloſser Liberalität für ihr Vaterland und die Wiſſenſchaft thun, und durch die beträchtliche Zahl der Pränumeranten geſichert iſt. Auf die Reinheit der Sprache könnte mehr geſehen werden. Druck und Papier ſind vortrefflich. O.

GOTHA, b. Ettinger: *Der erſte Unterricht in der vorbereitenden Kräuterkunde* für Anfänger in der Medicin, Pharmacie, Oekonomie und für andere Freunde der Botanik, von D. *Georg Heinrich Piepenbring*, Prof. der Pharmacie und Chemie auf der Univerſität zu Marburg u. ſ. w. (jetzt zu Rinteln.) 1805. XIV u. 445 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der Fundamental-Botanik, bearbeitet für den Gebrauch zu Vorleſungen.

Der Vf. erklärt ſich am Ende der Vorrede bereit, Erinnerungen und Zurechtweiſungen, wenn ſie mit Nachſicht und Freundſchaft geſchehen, gern zu benutzen. Erbärmlichen Entſtellungen, ungerechten Tadeleyen, Animoſitäten aller Art, die heut zu Tage ſo häufig einflieſsen ſollen, damit entweder das ähnliche Werk kein Glück mache, oder der Vf. deſſelben aus ſonſtiger Rachſucht moraliſch (?) todtgeſchlagen werde, glaubt er um ſo mehr mit Verachtung begegnen zu dürfen, weil ſie gewöhnlich nur von böſen Menſchen kommen. Faſt muſs Rec. nach dieſer Erklärung des Vfs. fürchten, von ihm, wenn er dieſs Werk mit Strenge tadelt, zu der Claſſe der böſen Menſchen gerechnet zu werden; und doch kann er nicht umhin, dieſs zu thun, wenn er ſeine Recenſenten-Pflicht treu erfüllen will.

Folgende aufrichtige Bekenntniſſe des Vfs. werden zur allgemeinen Charakteriſtik dieſes Werkes dienen können. Er hält ſeine botaniſchen Kenntniſſe denen *Willdenow's* tief untergeordnet. Einen Grundriſs, der den *willdenow'ſchen* übertreffen möchte, zu ſchreiben, konnte ihm gar nicht einfallen. Er legte deſshalb *Willdenow's* Handbuch bey der Terminologie zu Grunde, und ſchrieb daraus ganze Stellen, ja ganze Seiten voll ab, weil er daſſelbe nicht glaubte begreiflicher darſtellen zu können. Was ihn aber hauptſächlich bewogen zu haben ſcheint, ein eigenes Lehrbuch zu ſchreiben, iſt die ihm nicht gefallende Ordnung der Terminologie in den meiſten vorhandenen Schriften der Art. Er fängt deſshalb von der Blüthe an. — Vorr. S. VII ſagt der Vf.: die Pflanzen werden gewöhnlich in gewiſſe Beſtandtheile eingetheilt, und zwar nach den meiſten Botanikern in: die *Wurzel*, den *Stamm*, die *Äſte*, die *Blätter*, die *Stützen*, den *Blüthenſtand* und den *Blüthenbau*. Dieſs mag eine Probe von den, wie es Rec. ſcheint, nicht recht klaren Begriffen des Vfs. ſeyn. Denn wie der Blüthenſtand zu den Beſtandtheilen der Pflanzen gezählt werden könne, begreifen wir nicht. Daſs Hr. P. dieſs aus *Jacquin's* Anleitung zur

Digitized by Google

Pflanzenkenntnifs S. 25 abfchrieb, kann wohl kaum zu feiner Entfchuldigung dienen. Das Übrige in der ziemlich gedehnten Vorrede bezieht fich meiftens auf das, was Andere gethan haben, und auf einzelne Abweichungen des Vfs., welche, wie Rec. glaubt, zu unbedeutend find, als dafs man fie als unzweckmäfsig ausheben follte.

Eine Einleitung geht der Terminologie vorher. Nach diefer find Pflanzen „*natürliche Körper, welche leben, wachfen, von einander abweichend geftaltet find, ihre Nahrung durch viele Öffnungen zu fich nehmen, und zum Theil auf, zum Theil unter ihren Standortern fich befinden.*" Es gehört doch wahrlich viel dazu, diefs zu verftehen! §. 9. „Der Theil der botanifchen Sprache, welcher die Merkmale in fich enthält, nach welchen die Namen der Pflanzen gemacht find, ift die botanifche Nomenclatur (*nomenclator botanicus*)." Diefs verfteht Rec. durchaus nicht. §. 12 werden die Hauptabtheilungen der angewandten Botanik auseinandergefetzt. Der Vf. nennt fie pharmakologifche, ökonomifche, technologifche und äfthetifche Botanik. Die letzte bezeichnet nach ihm die Eigenfchaften, durch die Pflanzen eine angenehme Empfindung in uns hervorbringen, und durch welche wir bey Anfchauung derfelben veranlafst werden, ihnen das Lob von Schönheit beyzulegen. Diefen Theil, glaubt Rec., könne man wohl erlernen, ohne gerade die *einzige allgemeine Botanik*, wie Hr. P. fich auszudrücken beliebt, recht zu verftehen. Doch der Vf. meint diefs §. 13 nicht. *Erfter Abfchnitt. Terminologie.* 1) *Blume, Blüthe, flos.* Die Blume ift zur Hervorbringung gleicher Gewachfe beftimmt — diefs kann meiftens nicht anders als durch Befruchtung gefchehen, — alfo ift die Blüthe aus mehreren Theilen zufammengefetzt. (S. 9. §. 13.) Eine fonderbare Logik! S. 49 find *calyptra* und *vaginula* nach dem Vf. *corolla muscorum.* Jetzt follte doch dergleichen nicht mehr gedruckt werden. II. *Frucht.* S. 103. Das Maul *peri-ftoma* und *peri-ftomium* (das ift ja zweyerley, und das Maul *ftoma* ift etwas drittes) nennt der Vf. den häutigen Rand, der die Mündung der Moosbüchfe umgiebt. *Zweyter Abfchn. Der Blüthenftand, inflorefcentia.* Diefs ift nach dem Vf. der Ort, wo die *Blumen* mit ihren verfchiedenen Theilen *an die Gewächfe* angeheftet find (S. 132). Wie kann er nach diefer Definition die Arten des Blüthenftandes, die man gewohnlich annimmt, aufführen, wenn *Inflorefcentia* im Allgemeinen blofs der Ort der Anheftung *der Blume an die Gewächfe!!* feyn foll. *Dritter Abfchn. Die Blätter, folia. Vierter Abfchn. Stützen, fulcra. Fünfter Abfchn. Der Stamm*, bey dem die Wurzel mitgenommen wird.

Rec. hat diefe Abfchnitte der Terminologie einzeln angegeben, fich aber nur ein paar Bemerkungen erlaubt, um nicht zu weitläuftig zu werden. Nur das fügt er noch hinzu, dafs der Vf., ehe er die einzelnen Terminologieen erklärt, fie faft immer erft der Reihe nach namentlich hinfetzt, dann unter der Überfchrift „Definition" fie wiederholt und erklärt. Dadurch ward es ihm denn möglich, mit diefer Terminologie 272 S. gr. 8. zu füllen. *Willdenow* handelte fie dagegen auf 163 S. kl. 8. ab. In der Vorrede fagt er über diefes Verfahren nichts weiter, als dafs die anfängliche Überficht und die nachherige Wiederholung ihm nützlich fcheine. Das *Warum* bleibt er aber fchuldig. Rec. kann auch nicht einfehen, wem es wohl nutzen foll, Worte wie *fimplex, feffilis* und ähnliche über ein Dutzendmal zuerft in der Überficht, und dann eben fo oft wieder mit einer Definition zu lefen. *Sechfter Abfchnitt. Linné's Syftem.* Die Claffen, Ordnungen, Unterordnungen und aus jeder Claffe einige *Genera* mit ihren Abtheilungen nach der 14 Ausgabe *Linné's*! — Weil diefe in den Händen der meiften fich findet! Ebendefshalb bedurft' es doch wohl des Abfchreibens nicht. — Zuletzt *Linné's* natürliche Familien. Diefs zufammen füllt wieder 90 S. *Willdenow* trug auf 40 S. eine für den Anfänger hinreichende allgemeine Syftemkunde vor. Hier hat man blofs das *Linnéifche* Syftem, weil — der Vf. nach feiner Idee und Methode, die Botanik zu lehren, hier nicht mehrere für rathfam hielt (Vorr. S. XII). Vielleicht will er in der Folge noch in einem weiteren Unterricht in der vorbereitenden Kräuterkunde die Syftemkunde liefern. Ein paar Proben aus diefem Abfchnitt von des Vfs. Definitionen. *Species*, Art (S. 287) heifst jede Pflanze, die aufser den Kennzeichen einer Gattung auch noch andere Merkmale hat, wodurch fie fich unterfcheidet. *Monftra* (S. 287) nennt man die abweichende Geftalt einzelner Theile oder der ganzen Pflanze. *Siebenter Abfchn. Geburtsort der Pflanzen, locus natalis.* In diefem Abfchnitt kommt denn auch die Farbe, der Geruch, Gefchmack, Mafs, Erfcheinungen bey der Vegetation, Abtheilungen und Dauer der Gewächfe vor. Eine fonderbare Ordnung! Doch faft alles diefs ift abgefchrieben, z. B. Erfcheinungen der Vegetation S. 386 fgg. aus *Hayne's Term. bot.* H. 1. S. 3 fgg. faft wörtlich. Da es nun nirgends anders eingetragen war: fo ward es wohl hier angehängt. *Achter Abfchnitt. Verzeichnifs aller Pflanzengattungen*, um die Anfänger mit der richtigen Ausfprache bekannt zu machen; weshalb die Sylben accentuirt find. So unvollftandig diefs Verzeichnifs nach dem jetzigen Zuftande der Wiffenfchaft ift: fo füllt es doch wieder 54 S., und man kann fich kaum des Gedankens erwehren, dafs es nur die Idee des Vfs. gewefen fey, ein *grofses* Lehrbuch zu fchreiben.

Wer einer Anleitung der Botanik bedarf, wird hoffentlich nach diefer Anzeige und den gegebenen Proben foviel einfehen, dafs er fich vor diefer zu hüten habe, und der Vf., dafs er wenigftens fürs erfte das Publicum und den Verleger mit botanifchen Schriften verfchonen müffe.

— β —

Fortsetzungen.

Leipzig, b. Dyk: *Allgemeines Regifter über die letzten 12 Bände der Sammlung auserlefener Abhandlungen zum Gebrauche praktifcher Ärzte.* 1808. IV u. 264 S. 8. (21 Gr.)

S. Recenfion des 21—30 Bandes. 1807. No. 55.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 MAY, 1809.

ÄSTHETIK.

HAMBURG, b. Perthes: *Vorſchule der Äſthetik, nebſt einigen Vorleſungen in Leipzig über die Parteyen der Zeit* von *Jean Paul*. Drey Abtheilungen. 1804. XXX und 758 S. 8. (4 Rthlr. 12 Gr.)

Wenn der Vf. die beſte Literaturzeitung (S. 601) fünf und zwanzig Jahre *nach* den Büchern wünſcht: ſo kommt Rec. dieſes immer noch um zwanzig volle Jahre zu früh, wiewohl eigentlich um fünf Jahre zu ſpät. Die Schuld dieſer ungewöhnlichen Übereilung tragen hauptſächlich die auf dem Titel des Buchs genannten Parteyen der Zeit, welche ſich ebenfalls übereilen, eine nämlich die andere, ſo daſs nach 25 Jahren mit Einſchluſs der bereits verſtrichenen funf, ein Recenſent Mühe haben wird, ſie einzuholen, ja ſchon jetzt, wenn wir nicht ſelbſt dem ablaufenden Quinquennium voreilen, könnte wenigſtens die vierte Cautel des Herzens (die ſinnliche Liebe betreffend, S. 705) ſich auf das Verjährungsbenefiz ihrer correlaten Cardinalſünden ſtützen, welche nach einem Luſtrum über die Kritik hinaus ſind. Auch ſteht für Vollſtändigkeit liebende Recenſiranſtalten zu fürchten, daſs dieſe Vorſchule nach der gefoderten 25jährigen Quarantaine mehr in den Köpfen und Werken der, durch ſie gegangenen Schüler vorhanden, und gleich einer Kunſt zu lieben, mehr geliebt und geübt, als geleſen ſeyn werde, wobey zwar nicht die Poeſie, aber die Literatur einbüſsen müſste, nämlich die Anzeige des Buchs. Dieſe Gründe mögen die Geſchwindigkeit, mit welcher dieſe Anzeige dem Werke ſelbſt folgt, bey dem Vf. entſchuldigen. Für den Leſer, welcher, uneins mit dem Vf., uns des Zögerns und Zauderns beſchuldigt, haben wir entgegengeſetzte, nämlich folgende: Anonyme Bücher, und die von jungen Autoren mit anonymen Namen, ſollten — auch nach S. 593 der Vorſchule — mit Liebe und ſo ſchnell als möglich angezeigt werden; ein Buch hingegen, welches gleich bey ſeiner Erſcheinung von einem erwartenden Leſepublicum aufgenommen wird, iſt ſeine eigene Anzeige, und braucht keine fremde, auſser dem Geburtsbrief des Verlegers. Späterhin, wenn die Neugierde verſchaumt hat, iſt eine Anzeige mehr an ihrer Stelle, nicht bloſs als mnemoniſches Hülfsmittel gegen die Vergeſslichkeit des Geſchlechts, ſondern als eigentliche Kritik. Denn weil ein geniales Werk immer eine Vorgeburt der künftigen Zeit iſt: ſo verkündigt ſich eine gleichzeitige Kritik entweder an ihm, oder, wenn ſie gleicher Natur mit ihm iſt, ſo fehlt ihr, wie jenem, die Empfänglichkeit gegenüber. Viele Kritiker haben daher ſchon längſt die Maxime aufgeſtellt und beobachtet, man müſſe bey ungewöhnlichen Erſcheinungen in der Literatur erſt den Erfolg abwarten, ehe man urtheile. Sie gingen aber dabey von anderen Vorderſätzen aus.

Vorſchule der Äſthetik wird vom Vf. ſelbſt für eine beſcheidene Erweiterung des einfacheren Titels *Äſthetik* ausgegeben. Er ſagt aber etwas mehr, und in beiden Fällen etwas Wahres, man mag das: *Vor*, der Zeit, oder dem Grade nach, verſtehen. Das Buch bereitet eine Äſthetik *vor*, indem es das geniale Denken aufregt, ohne welches eine Äſthetik nicht begriffen werden kann; es iſt aber auf der anderen Seite die *vorzüglichere* oder hohe Schule der Äſthetik, welche einige Grade der Meiſterſchaft ſchon vorausſetzt, um gehörig verſtanden zu werden. Dieſe Doppelſeitigkeit weiſt auch den Sprachgebrauch zur Ruhe, der ſonſt die *Poetik* zu Ablöſung der Äſthetik auf dem Titelblatte herbeyführen würde. Poetik aber in ſpecieller Bedeutung iſt eben Vorſchule der Äſthetik in allgemeiner.

Darum handelt auch *das erſte Programm von der Poeſie überhaupt*. Wie die Philoſophie das Geſpenſt einer Verſtandesunendlichkeit von der Theophanie des Abſoluten unterſcheidet: ſo ſondert die Poetik das rectificirteſte Alkohol der Proſe von dem Himmelsäther der Poeſie. Und dieſe Tendenz iſt der ſeligmachende Glaube dieſes Buches (S. 598), welches übrigens Werke genug enthält, um einige, ohne bedeutenden Verluſt, zur Ausſteuer für Bedürftige abgeben zu können.

Was iſt nun Poeſie? Die Vorrede ſchon mag weder die paralleliſirenden oder vergleichenden Definitionen, welche das zu erklärende Object an ein anderes halten, z. B. Poeſie an Philoſophie, noch die abſtrahirenden oder ausgleichenden, z. B. Poeſie ſey die Indifferenz des ſubjectiven und objectiven Poles. Solche analytiſche Formeln mögen als Formeln in ihrem Werthe bleiben: aber welcher Mathematiker antwortet denn z. B. auf die Frage, wie viel $(3+4)^2$ ſey, es ſey a^2 u. ſ. w.? Iſt nicht mit der zu definirenden Poeſie, eben ſo wohl wie mit der beſtimmten Zahl, etwas Beſtimmtes gegeben, wobey ich nicht, wie bey der bloſsen Formel $(a+b)^2$, etwas Beliebiges denken kann? Wie kann ich alſo das Beſtimmte durch die allgemeine Formel definiren? Die Formel mag richtig ſeyn, aber die Definition wird ver-

worren, und behält ihren Werth und ihre Brauchbarkeit nur als Beyſpiel zu des Vfs. Sätzen im ſechſten Programm.

Iſt aber Poeſie, nach S. 3, nichts als ſchöne (geiſtige) Nachahmung der Natur: ſo braucht dieſe Erklärung wieder einen erklärenden Commentar, um die Lyrik, das Wunderbare, das Komiſche, den Witz und manches andere, wovon in der *Vorſchule* die Rede iſt, zu umfaſſen, und bald wird die Nachahmung der Natur Zweck, bald Mittel der Poeſie ſeyn ſollen. Kann denn aber Nachahmung der Natur — man denke von der Natur ſo hoch oder niedrig als man wolle — an ſich *Zweck* der Kunſt ſeyn, und bleibt nicht jede Nachahmung durch Geſtalt, Wort oder Ton immer nur *Mittel*? Die Einſchränkung der Nachahmung auf eine *ſchöne* zeigt ſchon, daſs es nicht auf die Nachahmung, ſondern auf das Schöne abgeſehn iſt, denn ein *fac ſimile* der Natur z. B. ein Riſs zu einem Flurbuche iſt noch kein Kunſtwerk. Darſtellung von Ideen durch jene Nachahmung, möchte alſo beſtimmter das Weſen der Kunſt und der Poeſie ausdrücken. Denn, wie *Leſſing* ſagt: der Künſtler bildet, wie ſich die plaſtiſche Natur das Bild dachte, ohne den Abfall, welchen der widerſtrebende Stoff unvermeidlich macht, ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft, und ohne manches noch, was *Leſſing* hier nicht erwähnt. Was wir Idee nennen, iſt eben das Urbild, welches die Kunſt, unabhängig von Zufälligkeiten ſeiner Erſcheinung in der Wirklichkeit, nachzubilden ſucht. Darum ſchreiben wir dem Künſtler Genie zu, und nennen ihn ſelbſt Genius, weil die Gegenſtände ſeiner Anſchauung Ideen ſind, nicht wirkliche Dinge, und darum ſcheinen ſeine Erzeugniſſe aus einer fremden Welt abzuſtammen und doch uns ſelbſt ganz anzugehören, eben, weil ſie uns die Blüthen zeigen, welche wir ahnden, und deren Duft und Schattenbild wir in unſeren Umgebungen ſchon kennen. Dieſe Erklärung ſchlieſst den poetiſchen Nihilismus und Naturatheismus, wie den poetiſchen Materialismus und Naturpantheismus eben ſo ſicher aus, wie die ariſtoteliſche (S 3), aber ſie leitet auch eben ſo unſchuldig zu beiden.

Denn der Materialiſt hält ſich an die Nachahmung und an das Mittel, der Nihiliſt aber an das Schöne oder an die Idee als Zweck. Das Meinungspendel der Zeit ſchlägt bald auf dieſe, bald auf jene Seite, zur Zeit des Buchs mehr auf die idealiſtiſche, zur Zeit der Recenſion auf die materialiſtiſche der Pantheiſten, welchen alles göttlich und gut iſt, ausgenommen ein Gegner und ſeine Meinung. Es iſt dabey mit Dank anzunehmen, daſs jede der auftretenden Parteyen der Zeit nicht allein die Nemeſis ihrer Vorgängerin macht, ſondern auch Pietät genug beſitzt, ihrer künftigen Nemeſis einigen Stoff zum Zügeln und Ausgleichen vorzubereiten. Vor Kurzem noch konnte ſich ein Kritiker nicht genug über den unnützen Stoff in der Poeſie ärgern, und drang nachdrücklich auf Form; jetzt iſt die Uniform der Förmaliſten verhaſst und verfolgt. Jeder Kritiker formaliſirt ſich darüber, und weil der glatte Spiegel flach iſt, ſo traut er lieber dem ſpiegelnden See keine Tiefe zu, und lobt ſich den Feldbach nach dem Gewitter. Nächſtens — man kann es vorausſagen — zieht eine neue äſthetiſche Partey der Poeſie ihr Stoffwinterkleid aus, und glaubt, ſie habe mehr Recht, als ihre Vorgänger, wiewohl ſie dieſelbe Einſeitigkeit nur auf einer höheren Stufe erneuert, und z. B. den Optimismus zum Pantheismus und dieſen wieder höher potenziirt. Wie jede Partey mit ſich ſelbſt, eben wegen dieſer Einſeitigkeit, die unbewuſst immer von ihrem entgegengeſetzten Princip geſtört wird, in Widerſtreit iſt, zeigt §. 2 u. 3: „Nie darf der höchſte Schmerz, nie der höchſte Himmel des Affectes ſich auf der Bühne äuſsern, wie etwan in der erſten beſten Loge, nämlich nie ſo einſylbig und arm. Immer laſſen die franzöſiſchen und häufig die deutſchen Tragiker die Windſtöſse des Affectes kommen, und entweder ſagen: *o ciel*, oder *mon dieu*, oder *hélas*, oder gar nichts, oder, was daſſelbe iſt, eine Ohnmacht fällt ein. Der Natur und Wahrheit gemäſser iſt gewiſs nichts, als eben dieſe einſylbige Ohnmacht.... Allein, da die Poeſie gerade an die einſame Seele, die, wie ein geborſtenes Herz, ſich in dunkles Blut verbirgt, näher dringen, und das leiſe Wort vernehmen kann, womit jede ihr unendliches Weh ausſpricht oder ihr Wohl: ſo ſey ſie ein Shakeſpeare, und bringe uns das Wort. Die eigene Stimme, welche der Menſch ſelbſt, im Brauſen der Leidenſchaft betäubt, verhört, entwiſche der Poeſie ſo wenig, als einer höchſten Gottheit der ſtummſte Seufzer.“ Mehr als viele Definitionen enthüllen dieſe Worte das Weſen der Poeſie und das Verhältniſs ihrer Naturnachbildung zur Wirklichkeit, und der §. 4 vom Gebrauch des Wunderbaren beſtätiget ſie. Aber der Materialiſt, untreu ſeiner eigenen Theorie, verwies lieber das Wunderbare ganz aus der Poeſie, wiewohl er es aus der Natur nicht verdrängen kann, wo es, wenigſtens im Glauben daran, feſt und ewig beſteht. Liegt denn das ganze Reich der Naturkräfte ſo offen und erleuchtet vor dem Verſtande, daſs keine *terra incognita*, oder keine Nachtſeite darin mehr zu finden wäre, aus welcher das Wunderbare, verſchleyert und unerrathen, uns anblicken könnte? Wenn die *Geſchichte* von jenen dunklen Regionen zu erzählen weiſs, warum ſoll die *Poeſie*, welche, freyer als die Geſchichte, Himmel und Hölle durchwandelt, nicht mit ihrem Mondlicht jene Gegenden verklären, die der Verſtand mit ſeinen Grubenlichtern unterſucht, und doch nicht aufklärt? Die Natur, welche der Menſch *glaubt*, iſt eben ſowohl Darſtellungsmittel der Poeſie, als die, welche er *anſchaut*, nur ſey das Wunderbare Natur, d. h. es wirke nach Geſetzen, welche die Phantaſie zwar ahndet, aber der Verſtand niemals enthüllt, z. B. wenn das Körperliche und Sinnliche Geſetzen gehorcht, welche wir nur im Geiſtigen kennen, wie das Blut des Leichnams bey Annäherung des Mörders, oder der Tod des Schuldigen, welchen ein Sterbender vor Gottes Gericht ruft. Das Wunderbare darf daher weder mechaniſch erklärt werden, noch überhaupt unerklärt bleiben, es muſs ſich poetiſch erklären, indem ein geiſtiger Zuſammenhang offenbar wird, welchem gegen die Geſetze der Körperwelt, dennoch die ſinnlichen

Digitized by Google

Erscheinungen selbst huldigen müssen. Darum ist es nicht genug, *dass* ein Todter erscheint, wir wollen wissen, *warum* er ausser dem Grabe sich zeigt; so wird z. B. die Sage vom Vampyr in *Goethe's* Braut von Korinth poetisch. Dieses Streben nach Totalität des Wunderbaren, welches Geister- und Sinnen-Welt mit einem geistigen und sinnlichen Bande zugleich verbindet, ist der Grund dessen, was der Volksglaube Sympathie und Antipathie nennt, woraus durch einen Contrast derselben Art, welchen der Vf. als Grund des Lächerlichen aufstellt, der eigentliche Aberglaube (das Komische des Volksglaubens) entsteht, z. B. der Glaube an die Heilkraft eines Bades von drey Staaren gegen den Staar. Potenzirte Nihilisten, welche jene poetische Erklärung des Wunderbaren verwerfen, weil sie die Verwerflichkeit der mechanischen fühlen, zeigen selbst einen Mechanismus des Denkens, welcher Erklärung von Erklärung nicht sondern kann, und sich an das Wort hält statt an den Sinn. Denn nur, indem jener geistige Zusammenhang erscheint, legt der Dichter, wie der Vf. S. 27 sagt, „das Wunderbare in die Seele, wo allein es neben Gott wohnen kann."

Das *zweyte Programm* zeigt *die Stufenfolge poetischer Kräfte*, von der Einbildungskraft an, „der potenzirten, helleren Erinnerung," bis zum Genie, von welchem das dritte Programm handelt. Die Phantasie nämlich, die Poesie der Einbildungskraft, hat vier Stufen. Die erste ist, wo sie nur empfängt. Wenn aber Phantasie ein zeugendes, schaffendes Vermögen ist, wie kann sie empfangend genannt werden, ohne sie mit etwas zu verwechseln, was nicht sie selbst ist, sondern nur ihr Amanuensis? Es giebt freylich kein blosses Empfangen ohne Erzeugen; soll aber unter empfangender Phantasie diejenige verstanden werden, welche blos reproducirt, oder Empfangenes combinirt, aber zum Selbstproduciren zu schwach ist: so ist zwischen den ersten drey Stufen der Phantasie kein Unterschied, und selbst beym positiven Genie möchte es problematisch bleiben, ob sein Produciren sich nicht auf ein Reproduciren und Combiniren reduciren liess, da, wie der Vf. sagt, der Schreibtisch so nah am Bücherschrank steht, und jeder Jesua seinen Evangelisten mit dem Geschlechtsregister in aufsteigender Linie findet. Die zweyte Stufe ist das *Talent*. Vorragen von mehreren Kräften, z. B. Scharfsinn, Witz, Verstand, mathematische, historische Einbildungskraft u. s. w., indess die Phantasie niedrig steht. Dann wäre aber Talent nicht eine Stufe der Phantasie, sondern ein Beysammensеyn anderer Kräfte. Die dritte Stufe ist das *passive Genie*. Reicher an empfangender als schaffender Phantasie, hat es nur über schwache Dienstkräfte zu gebieten, und ihm geht im Schaffen jene geniale Besonnenheit ab, die allein von dem Zusammenklang aller und grosser Kräfte erwacht. Der Vf. ist nicht zufrieden mit dieser Erklärung, gleichwohl ist sie, bis auf die *empfangende Phantasie*, vortrefflich und gut bis auf den hohnenden Seitenblick nach dem Talentmenschen, welcher der lustige Papagey und Affe des Genius genannt wird. Wie kommen denn aber Talent und Genie überhaupt in eine solche Beziehung? Beide sind nicht einmal Grenznachbarn, die in Streit gerathen könnten, und das Genie, welches das Talent höhnt, gleicht einem Maler, der seine Farben um so mehr verachten wollte, je besser sie sind. Talent mit einem Wort, ist nichts anderes, als Energie der sinnlichen und geistigen Vermögen, oder Vollkommenheit des sinnlichen und geistigen Mechanismus im Menschen, es ist der Apparat, mit welchem die Phantasie wirkt, bildet und schafft. Die isolirte Phantasie ohne diesen Apparat, oder was dasselbe ist, ohne Besonnenheit im Gebrauch desselben, ist das, was der Vf. passives Genie nennt. Überaus treffend! Denn der schwächste Grad des Talents oder der sinnlichen Energie (nicht aber der Bildungskraft, welche allezeit positiv und zeugend ist.) ist eben das Empfangen. Sie bildet „Stumme des Himmels," welchen das Mittheilungsorgan versagt ist; reine heilige Willenamenschen im Gebiet des Schönen. Der Talentmensch ist eine Natur, welcher nur das vereinende Selbstbewusstseyn mangelt, um ein Ich zu seyn, so wie der Phantasie der organische Leib mangelt, um sich zu offenbaren. Beide Pole, den reellen des Talents und den ideellen der Phantasie vereinigt, zeigt das Genie, welches positiv und negativ zugleich ist. Darum sehe die Phantasie doch ja nicht mit vornehmem Spott auf das Talent, oder das Talent mit stolzem Dünkel auf die Phantasie — das wahre Genie thut es ohnehin niemals, ausser bey mechanischen Beschäftigungen, z. B. wenn es eben die Stufen der Bildungskraft classificirt; — das Talent an sich producirt gewiss niemals etwas dem genialen Product ähnliches, wo es aber seine Thätigkeit combinirend, etwas Drittes oder Tausendes aus 999 einzelnen Vermögen zeugt, sey es im Denken — vergl. die Note im Campanerthal S. 51 — Handeln oder Bilden, da hat es nicht *als* Talent, wiewohl *mit* Talent, sondern als Genie gehandelt. Die Phantastiker glauben solche Zeugungen zu entadeln, indem sie in ihrer Ahnenprobe Combination und Reflexion aufführen: ist denn aber nicht jede Zeugung Combination, und selbst die *aequivoca*, wiewohl von unbeobachteten Factoren? Ein goldnes Wort spricht der Vf. S. 50. „Niemand scheide zu kühn. Jeder Geist ist korinthisches Erz aus Ruinen und bekannten Metallen unkenntlich geschmolzen."

Das *dritte Programm*, *über das Genie*, erhält hiedurch seine Bestätigung, ohne dass man nöthig hat, philosophisches und poetisches Genie von dem Kunsttriebe der Virtuosen (§. 10) zu unterscheiden. Musikalisch z. B. ist nicht eine Eigenschaft des Genie's, sondern des Talentes, welches vom Genie genial, frey, schöpferisch behandelt wird. Der Tonsinn ist auf seiner niedrigsten Stufe auffassend, auf der zweyten unterscheidend (musikalisches Gehör), auf der dritten festhaltend (musikalisches Gedächtniss), auf der vierten ordnend und beziehend (musikalisches Talent); dieses bildet den Harmonisten und Contrapunctisten, mit mechanischem Talent verbunden, den fertigen Spieler, noch nicht aber den Virtuosen und Tonkünstler, in welchem Phantasie mit dem Talent zum Genie vereinigt seyn muss. In der Musik, so wie in der Malerey, gilt freylich oft das Talent für Genie, theils weil die sinnliche Energie durch den weiten Kreis der Töne und Gestalten mit ihren Verhältnissen einen Schein

Digitized by Google

von Unendlichkeit annimmt, theils weil die Steigerung des Grades der sinnlichen Energie beym Tonsinn, Farben- und Ort-Sinn ebenfalls unendlich scheint, und daher der höhere, noch unerreichte Grad mit dem Schein einer objectiv unerreichbaren Unendlichkeit täuscht: allein das geniale Product unterscheidet sich durch die darin lebende Idee unverkennbar von dem Werk des Talentes. Ein Irrthum hierüber hat seinen Sitz blofs in der Einseitigkeit des urtheilenden Subjectes, welches entweder in der artistischen Vollendung den Geist nicht auffinden kann, oder ihn darüber zu suchen vergifst. Genie ist das Allgemeine, Talent hingegen dasjenige, was das Genie für die Erscheinung individuirt, als Maler, Tonkünstler u. s. w. Genie ist daher nicht Instinct für Etwas, sondern allgemeiner vernünftiger Instinct, welcher durch alle drey Reiche der geistigen Natur, als Kunstgenie, philosophischer Geist und als Liebe lebt und waltet. Schöner und wahrer wird nicht leicht etwas über diesen Instinct des Genie's oder genialen Stoff gesagt werden, als von dem Vf. im 11ten und den folgenden Paragraphen, und wenn er dabey gesteht, mit Jacobi's und Plato's Musenpferden gepflügt zu haben, so ist es doch, wie er sagt, „für eigenen Saamen." — Das Herz des Genie's, welchem alle anderen Glanz- und Hülfs-Kräfte nur dienen, hat und giebt Ein ächtes Kennzeichen, nämlich neue Welt- oder Lebens-Anschauung. Das Talent stellt nur Theile dar, das Genie das Ganze des Lebens, bis sogar in einzelnen Sentenzen, welche bey Shakespeare häufig von der Zeit und Welt, bey Homer und anderen Griechen von den Sterblichen, bey Schiller von dem Leben sprechen. — „Das Ideal ist die Ausgleichung beider Welten durch den Genius. Wenn die Greise der Prose, gleich leiblichen versteinert und voll Erde, uns die Armuth, den Kampf mit dem bürgerlichen Leben, oder dessen Siege sehen lassen: so wird uns so eng und bange bey dem Gesichte, als müsten wir die Noth wirklich erleben, und in der That erlebt man ja doch das Gemälde und dessen Wirkung, und so fehlt immer ihrem Schmerz ein Himmel, und sogar ihrer Freude ein Himmel. Wenn hingegen der Genius uns über die Schlachtfelder des Lebens führt: so sehen wir so frey hinüber, als wenn der Ruhm oder die Vaterlandsliebe vorausginge mit der zurückflatternden Fahne; und neben ihm nimmt die Dürftigkeit wie vor einem paar Liebenden eine arkadische Gestalt an. Überall macht er das Leben frey und den Tod schön. Auf seiner Kugel sehen wir, wie auf dem Meere, die tragenden Segel früher als das schwere Schiff. Auf diese Weise versöhnet, ja vermält er — wie die Liebe und die Jugend das unbehülfliche Leben mit dem ätherischen Sinn, so wie am Ufer eines stillen Wassers der äussere und der abgespiegelte Baum aus Einer Wurzel nach zwey Himmeln zu wachsen scheinen." An diesen Sätzen selbst und ihrer Anwendung bewährt sich das Genie, welches diese Aussöhnung beider Welten in ihrer unsichtbaren Harmonie, und daher im äusseren Schmerz eben sowohl anerkennt, als in ihrer sichtbaren Erscheinung, während das Talent den Buchstaben und Geist der Ausgleichung vermischend, die Harmonie nur in der äussern Darstellung begreift, wie die misverstandenen Foderungen von äussererRuhigung am Schluss des Gedichtes beweisen, und der Vorwurf des Herzzerreissenden, wo diese fehlt, und der Name des Dichters nicht die Beruhigung des Kritikers über sich nimmt.

Von der *griechischen und romantischen Poesie* spricht das *vierte* und *fünfte Programm* manches vortreffliche, und unseren Zeiten sehr zu beherzigende Wort. *Winkelmann* schrieb über die Nachahmung der Griechen in Werken bildender Kunst; in Ansehung der Poesie wäre es eine Aufgabe für unsre Zeit, ob ihr mehr durch pedantische Nachahmung, oder durch unreife Urtheile über Nachahmung geschadet werde. Hat die griechische, — oder, wie sie der Vf. nennt, plastische — Poesie mit ihren Formen und Eigenheiten blofs antiquarischen Werth, als Stufe auf der Leiter der Vollkommenheit: so höre man auf, von der Vortrefflichkeit Homers, Sophokles, Pindars u. Anderer zu sprechen; hat sie aber poetischen Werth: so ist sie mit dem Alterthum ja nicht ausgestorben, sondern lebt in jeder Zeit und unter jedem Volk fort. Die pedantische Übertragung von Zufälligkeiten, welche in der Nachahmung bedeutungslos werden, charakterisirt freylich den Nachahmer des blossen Buchstabens, der, gleich dem abgerichteten Kanarienvogel, ausser der Melodie auch den Ton des Instruments, wonach er lernte hören lafst: aber ist der weniger Buchstäbler und Nachsprecher unverstandener Worte der Kritik, wer in der ganzen Nachbildung nur Abschattung, in der Bildung griechischer Form nur Copie alter Muster und im erweiterten Ideenkreis der neuern Zeit eine Störung der Gattung, welche die Form ankündigt, erblickt? Plastische und romantische Poesie sind die Morgen- und Abend-Röthen desselben poetischen Himmels, und wer kann sagen, der Morgen oder der Abend sey herrlicher und schöner? Indessen noch seltener als der Sinn für plastische Poesie ist der Sinn für romantische. Denn (S. 139) „da der romantische Geist, diese poetische Mystik, niemals im Einzelnen aufzufassen und fest zu bannen ist: so sind gerade die schönsten romantischen Blüthen bey der Volksmenge, welche für die lesende die schreibende richtet, einem thierischen Betasten und Ertreten ausgesetzt, daher das schlimme Schicksal des guten *Tieck* und überhaupt ächter Mährchen. Dabey erschwert noch der Wechsel des Nachsprechen einer Regel; denn die plastische Sonne leuchtet einförmig, wie das Wachen, der romantische Mond schimmert veränderlich, wie das Träumen." Besonders die Mystik und der Geisterglaube, von welchem der Vf. im § 22 als von der „Frucht und Nahrung des romantischen Geistes" spricht, sind als unerkannte Wunderblüthen einer fremden Blumenflur dem Zerblättern ausgesetzt. Der Kritiker lässt sich vom Monde lieber Steine zuwerfen als poetische Blüthen, und vergiebt Shakespear'n jede Schönheit nur um anderer Schönheiten willen, so dass jede einzelne im Schönheitscyklus zugleich Sünderin ist und vorbittende Heilige.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 MAY 1809.

ÄSTHETIK.

HAMBURG, b. Perthes: *Vorschule der Ästhetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteyen der Zeit* von *Jean Paul* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Dem *sechsten, siebenten, achten* und *neunten Programm*, über das *Lächerliche*, den *Humor*, die *Ironie* und den *Witz*, von welchen der Vf. das Wort *fein* im eigentlichsten Verstande ausspricht, wünscht er vorzüglich eine aufmerksame Betrachtung. Den besten Erklärungen des Lächerlichen fehlte immer bey aller Richtigkeit die Allgemeinheit. Nicht alles Lächerliche fand darin Platz, und viele Abtheilungen darin beherbergten gleichwohl etwas ganz anderes als Lächerlichkeiten. Von der kantischen beweiset es der Vf., aber Kant verdarb sich seinen richtigen Satz, dass im Lächerlichen etwas Widersinniges seyn müsse, nur durch die Beschränkung einer Verwandlung der Erwartung in Nichts, wobey er sich die Verwechslung mit der Verwandlung des Erwarteten in sein Gegentheil ausdrücklich verbittet. Diese kann aber allerdings lächerlich seyn, z. B. die auf den Wunsch unerwartet aus den Wolken fallende Wurst im Mährchen; dagegen ist es sehr ernsthaft, wenn der Hoheprieester das Licht rathfragt, und die Erwartung einer Antwort sich in Nichts auflöset. Nach unserem Vf. ist das Lächerliche das Widerspiel des Erhabenen, das unendlich Kleine, und da dies nur im Reiche des Verstandes gefunden werden kann, der sinnlich angeschaute Unverstand. Sinnlich angeschaut wird er, „wenn die Handlung als falsches Mittel die Absicht des Verstandes, oder die Lage als Widerspiel desselben, die Meinung darstellt und Lügen straft. — Allein ein Irrthum an sich ist nicht lächerlich, sondern der Irrthum muss sich durch ein Bestreben, durch eine Handlung offenbaren können, und Bestreben und Lage müssen gleich anschaulich seyn. Allein noch immer haben wir nur einen anschaulich ausgedrückten endlichen Irrthum, der noch keine unendliche Ungereimtheit ist. Denn kein Mensch kann im gegebenen Falle nach etwas anderem handeln, als nach seiner Vorstellung davon. Warum lachen wir gleichwohl? Hier kommt der Hauptpunct: wir leihen seinem Bestreben unsere Einsicht und Ansicht, und erzeugen durch einen solchen Widerspruch die unendliche Ungereimtheit." — Kann denn aber der Widerspruch durch Messung an *unserer* Ansicht die *unendliche* Ungereimtheit bekommen, oder muss er nicht vielmehr an einer *unendlichen* Einsicht gemessen werden, wenn das Komische nicht auf eine andere Art, als der Vf. will, im messenden Subjecte wohnen soll? — „Unser Selbstbetrug, womit wir dem fremden Bestreben eine entgegengesetzte Kenntniss unterlegen, macht es eben zu jenem Minimum des Verstandes, zu jenem angeschaueten Unverstande, worüber wir lachen, so, dass also das Komische, wie das Erhabene, nie im Objecte wohnt, sondern im Subjecte."

Wir lachen, nach des Vfs. Beyspiele, wenn in Foote's Industrie-Rittern der Kaufmann die Bezahlung der Waaren vom Arzte fodert, bey welchem die Diebin derselben die Schuldforderung für eine fixe Idee ausgegeben. Beiden vernünftigen Männern legen wir zu ihren Handlungen durch die Illusion des Komischen unsere Kenntniss der Betrügerey bey. Das Beyspiel beweist vollkommen. Warum lachen wir aber nicht, wenn in der Familie Schroffenstein Graf Sylvester bey dem Herold, der ihm Fehde wegen Mord ankündigt, im Bewusstseyn eigener Unschuld eine fixe Idee vermuthet, wiewohl dieselbe Illusion hier Statt findet, aber nicht komisch, sondern tragisch? Warum lachen wir überhaupt beym tragischen Irrthum nicht, welcher doch sinnlich angeschauet wird, sich durch Handlung offenbaret, und die Handlung dem Zuschauer früher durch jene Illusion tragisch macht, als dem Handelnden, z. B. Cäsar's Brudermord in der Braut von Messina, oder Fiesko's, oder beider Väter in dem genialen tragischen Intriguenstück Schroffenstein?

Wenn also Irrthum und Unverstand lächerlich ist: so ist er es weder als Irrthum, noch durch Anschaulichkeit, noch durch Unterschieben unserer Einsicht, wiewohl das erste und letzte oft beym Lächerlichen bemerkt wird, und sinnliche Anschaulichkeit ihm als ästhetischem Gegenstand überhaupt zukommen muss. Jeder sinnlich angeschaute Unverstand kann lächerlich seyn, ohne dass das Lächerliche deswegen in ihm besteht.

Was ist nun das Wesen des Lächerlichen? Ein Recensent, der das Einzelne festhält, kann es leichter und bestimmter, mit Hülfe der vorliegenden Theorie auffinden, als der Theoretiker, der es im grossen Zusammenhange betrachtet: allein er ist auch leichter in Gefahr, statt einer Theorie nur ein Beyspiel zu einer künftigen zu geben.

Ein Hauptingrediens des Lächerlichen ist, wie die kantische Definition angiebt, getäuschte Erwartung. Wo alles so kommt, wie es der Regel nach kommen muss, und wie der Mensch es erwartet, da lacht Niemand. Erwartet aber, wie in Jüngers Entführung, der Liebhaber seine Schöne in der Sänfte, und statt ihrer tritt sein Bedienter mit dem Schaafsgesicht heraus: so lacht das ganze Haus, so füllt den Olymp unaus-

löfchliches Gelächter, wenn Vulcan, deſſen Hinken die Götter ernſt laſst, auf einmal ſich um den Tiſch tummelt ond den Mundſchenken macht. Aber nicht jede getäuſchte Erwartung erregt deſswegen Lachen. Der Vf. hat Recht: „dem unendlich Groſsen, das die Bewunderung erweckt, muſs ein eben ſo Kleines entgegenſtehen, das die entgegengeſetzte Empfindung erregt. Im moraliſchen Reiche giebt es aber nichts Kleines — es bleibt alſo für daſſelbe nur das Reich des Verſtandes übrig, und zwar aus demſelben das Unverſtändige." Allein dem Unverſtändigen ſteht in ſeiner Sphäre nicht das Groſse, abſolut Unendliche der Vernunft gegenüber, ſondern nur ein Unendliches des Verſtandes, oder, um die Miſsdeutung zu vermeiden, die Totalität des Verſtandes. Das Lächerliche wird alſo entſtehen, wenn, ſtatt einer Totalität im Gebiet des Verſtandes, welche wir erwarten, die Unterbrechung derſelben, (oder das Unverſtändige,) der ſinnlichen Anſchauung erſcheint. Indem wir die lächerliche Handlung oder Lage gegen die Totalität der erwarteten Sphäre halten, entſteht die Anſchauung einer *unendlichen* Ungereimtheit, welche aus der bloſsen Unterſchiebung *unſerer* Einſicht, als unſerer, nicht entſtehen könnte, und die den einzigen Grund des äſthetiſchen Vergnügens an lächerlichen Gegenſtänden ausmacht. Indem zweytens die Totalität, welche unterbrochen wird, im Gebiet des *Verſtandes* liegt, wo ihre Verletzung das Unendliche der Vernunft nicht afficiren kann, wird die ariſtoteliſche Foderung begründet und befriediget, das Lächerliche müſſe weder ſchmerzlich noch verderblich ſeyn. Das Lachen der Verzweiflung ſetzt eben die gräſsliche Illoſion voraus, welche man Verzweiflung nennt, in welcher der Menſch die Vernunft als Verſtand betrachtet, wo er freylich keinen Glauben hat, ſondern ein Raub des Zweifels wird. Nur ein ſolcher lacht über die ſcheinbare Vernichtung der Vernunft in der Erſcheinung. Ein ſolches Lachen aber theilt ſich nicht mit, und iſt ſelbſt tragiſcher Gegenſtand. Indem drittens eine Totalität, die wir in der Wirklichkeit zu erwarten *berechtiget* ſind, unterbrochen wird, wird die Empfindung erweckt, wozu bloſs ſinnliche Anſchauung der Unterbrechung nicht hinreichend wäre. Totalität im Gebiet des Verſtandes können wir aber, weil ſie endlich, allemal erwarten, es wäre denn, daſs die Natur einer beſtimmten Sphäre dieſe Totalität eben ausſchloſſe. Wenn wir z. B. in einem kritiſchen Blatt leſen: Ob Hr. *** ein vorzügliches dramatiſches Genie ſey, daran glauben wir mit Recht zweifeln zu dürfen; er wirft nie tiefe Blicke ins menſchliche Herz, und wir lernen aus ſeinen Schilderungen nie etwas Neues von der Leidenſchaft ſelbſt. Es fehlt ihm faſt ganz an der, dem dramatiſchen Dichter ſo unentbehrlichen Leichtigkeit, nicht nur neue und intereſſante Situationen anzulegen, ſondern ſich auch in jede derſelben ſelbſt zu verſetzen, ond ſich durch den Mund ſeiner Perſonen mit Natur und Anſtand, und eben ſo wenig geſucht und ſchwülſtig, als platt und froſtig auszudrücken. Möchte er ſich doch die edle, natürliche, dem Gegenſtand angemeſſene Sprache eigen gemacht haben, die ons in dem vortrefflichen Gedicht Nathan ſo gefallt! Seine gezwungenen falſchen Bilder bieten ſich gewiſs keiner, und wäre es auch durch die höchſte Leidenſchaft erhitzten Phantaſie, wohl aber dem ſpielenden Witze eines kalten Dichters dar —: ſo empfinden wir eben keinen beſonderen Reiz zum Lachen. Sehen wir aber *Schiller* als Gegenſtand dieſer Kritik: ſo wird eine Erwartung getäuſcht, indem, ſtatt der vorauszuſetzenden Totalität kritiſcher Anſicht, das unendlich Kleine des kritiſchen Vermögens ſich zeigt; wir lachen daher, bis die Erwartung ſelbſt durch den Titel des kritiſchen Blattes gehoben wird, das der Vf. als Ordensbuch der franzöſiſchen Zunge charakteriſirt, denn nun finden wir Alles in ſeiner conſequenteſten Ordnung.

Dieſes ſind alſo die drey Elemente des Lächerlichen, und wenn man mit dem Vf. das Erhabene angewandtes Unendliches nennt: ſo könnte man umgekehrt das Lächerliche das auf die Unendlichkeit angewandte Endliche nennen, ſobald man unter dieſem Unendlichen bloſs eine Totalität des Verſtandes verſteht. Man kann daher dieſelbe Sache lächerlich finden und höchſt ernſthaft, je nachdem man ſie auf den Verſtand bezieht, oder auf die Vernunft, z. B. das Naive. In jedem Lächerlichen müſſen nun dieſe drey Elemente vorhanden ſeyn; die ſinnliche Anſchaulichkeit, als das allgemeine Element nennen wir nicht beſonders. Je weiter der Kreis iſt, deſſen Totalität verletzt wird, um ſo erkennbarer wird die Unendlichkeit der Ungereimtheit, ond um ſo höher der Grad des Lächerlichen. Jener Irländer z. B., der ſeiner Amme vorwarf, er ſey ein ſchönes Kind geweſen, aber ſie habe ihn umgetauſcht, verletzt ſogar die Totalität des Gefühls ſeiner Individualität. Desgleichen, je höher die Erwartung geſpannt iſt, je ſtärker alſo die Foderung der Totalität: um ſo lächerlicher iſt ihre Unterbrechung. Im traveſtirten Hamlet iſt vielleicht das Lächerlichſte, wenn der König nach einem glänzenden und affectvollen Arienritornell ſtumm abgeht. Je augenſcheinlicher endlich die unterbrochene Totalität bloſs dem Gebiet des Verſtandes angehört: um ſo reiner iſt das Lachen. Wenn z. B. in der Komödie das heimlich getraute Paar den zürnenden Vater mit dem Verſprechen, es nicht wieder zu thun, beſänftigen will: ſo würde das Lächerliche verſchwinden und einer ganz anderen Empfindung Platz machen, ſobald man andere und bedeutendere Weigerungsgründe bey dem Vater vorausſetzt, als die gewöhnlichen.

Der Witz erregt mehrentheils Lachen; gleichwohl iſt er weder ein Nichts, in welches ſich die Erwartung auflöſet, wie Kant will, noch ſinnlich angeſchauter Unverſtand, wie der Vf. will. Was wir aber in ihm belachen, iſt die Unterbrechung der erwarteten Totalität, z. B. im Wortſpiel die Totalität des Sinnes eines Satzes, wenn ein eigentliches Wort metaphoriſch, oder ein metaphoriſches eigentlich gebraucht wird, wie in Friedrichs II bekannter Antwort an eine Gemeinde, die um höhere Fenſter in ihre dunkle Kirche bat: Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben; oder der Vergleich einer rüſtig marſchirenden, aber unthätigen Armee mit einer Taſchenuhr, welche prompt geht, aber nicht ſchlägt.

Bey dieſer Anſicht des Lächerlichen findet Rec. auch nicht den dreyfachen Contraſt darin, den der Vf. gleichſam als drey räumliche Dimenſionen deſſelben

annimmt. Im Gegentheil möchte der eigentliche Contraſt darin nur ein einziger ſeyn, nämlich der der Erwartung und der Erſcheinung, oder der Totalität und der Unterbrechung. Eine Vermuthung für die Richtigkeit unſerer Anſicht dürfte vielleicht daraus entſtehen, daſs die kantiſche, ariſtoteliſche, mendelsſohniſche Erklärung, nebſt anderen, ſich in ihrer Analyſe wiederfinden. Die Zweifel, welche ſich Rec. ſelbſt dagegen macht, es ſind ihrer nicht wenig — löſen ſich alle durch Feſthalten des Begriffs: unterbrochene Totalität der *erwarteten* Sphäre im Gebiet des *Verſtandes*.

Der *Humor* — das romantiſch Komiſche — iſt nach dem Vf. „ein auf das Unendliche angewandtes Endliches." So hätte er vom Erhabenen das Weſen, das Unendliche, und vom Komiſchen die Form, die Umkehrung der Anwendung; und allerdings zeigt auch das Humoriſtiſche eine Miſchung von Erhabenem und Komiſchem, einen erhabenen Sinn in komiſcher Darſtellung, die vernichtende oder unendliche Idee des Humors iſt ſein erhabenes Weſen. „Er gleicht dem Vogel Merops, welcher zwar dem Himmel den Schwanz zukehrt, aber doch in dieſer Richtung in den Himmel auffliegt." Daſs dieſes humoriſtiſche Programm über den Humor, mit ſeinen Excurſen über Ironie, Laune, Harlekin u. ſ. w. mit vorzüglicher Liebe vom Vf. behandelt ſeyn werde, lieſs ſich vorausſetzen. Ein beſonderes Verdienſt als ein Theil der *Schule* hat dieſes Programm durch Gegeneinanderſtellung des wahren und falſchen Gebrauchs, z. B. der Ironie.

Desgleichen das *neunte* Programm: *Über den Witz*, welches die Claſſen des Witzes nicht allein benennt, ſondern auch beſetzt. Die älteſte und reinſte Art iſt der *unbildliche* Witz, in welchem der Verſtand die Vergleichung macht. „Der äſthetiſche Schein aus einem gleichwohl unbildlichen Vergleichspuncte entſteht bloſs durch die taſchen- und wortſpieleriſche Geſchwindigkeit der Sprache, welche halbe, viertels Ähnlichkeiten zu Gleichheiten macht, weil für beide Ein Zeichen des Prädicates gefunden wird." Das *Wortſpiel*, von dem der Vf. erſt ſpäter, bey dem bildlichen Witze, welchen die Phantaſie, nicht der Verſtand, erzeugt, ſpricht, gehört daher — ſo ſcheint es — mehr zu dem unbildlichen Witz. Die Verſündigung aber an dem Sylbenſpiel (Charade) und Buchſtabenſpiel (Logogryph) mag der Witz dem begünſtigten Vf. vergeben. Iſt es denn „Mattheit", wenn die Charade — die rechte thut es nicht anders — den auseinandergeriſſenen Sylbengliedern eines Wortes, ſtatt des proſaiſchen Leibes, einen poetiſchen Geiſt giebt, welcher ſie zu einem neuen Leben vereiniget, und wenn der Logogryph aus den Buchſtabenatomen des zerſtörten Worts einen verklärten Leib bildet? Die Bemerkung z. B., daſs Leben umgekehrt zu Nebel; das erdentkeimende Gras rückwärts zum erdeinſinkenden Sarg wird, iſt ſie weniger des Bemerkens werth, als die des Ur-Sprungs der endlichen Dinge aus dem Unendlichen, bey ihrem Urſprung? Und wenn nun erſt die Phantaſie jene proſaiſche Bemerkung des Verſtandes aus dem unbildlichen Witz zum bildlichen erhebt: hat ſie nicht im Sylben- und Buchſtaben-Spiel mehr Spielraum und Spielzeug als im Wortſpiel, ſo daſs eine Waiſenhausſchulbuchhandlung der Phantaſie fünf- bis ſechsmal ſo viel durch die Firma giebt, als durch den Verlag, den nicht zu berechnenden Gewinn an den Verbindungen und Beziehungen nicht einmal gerechnet?

Daſs aber der Deutſche, der — nach dem Vf. S. 318 — Witz beſtellt und erhebt, gleichwohl (nach deinſ. daſ.) Schriften, in welchen Witz ausgeſtellt wird, kalt aufnimmt, das liegt offenbar, nach S. 328, an Mangel des Geſchmacks wenn nicht des Leſers, doch des Geleſenen. Wahrer Witz — Rec. hat die Beyſpiele zu nah, um ſie für eigne Rechnung zu gebrauchen — kann jedem Wort entſprudeln, der Leſer (wenn auch nicht jeder Recenſent) ſieht ſelbſt eine Überfruchtung davon lieber, als die ſchlankſte Sterilität; nur gebähre der Autor nicht unter langen Schmerzen, den Folgen eines Sündenfalles, und noch weniger bringe er ſchwere Miſsgeburten zur Welt, die Witz und Phantaſie mit keiner Familienähnlichkeit ausgeſtattet haben. Findet man aber nicht ſolche unächte Tauſchkinder gewöhnlich bey deutſchen Witzauslegern, beſonders bey den ſogenannten bloſs witzigen Schriftſtellern, welche ofr ſtatt des Gemäldes den Farbekaſten geben? und haben nicht falſcher Witz und Humor, eben ſo wie die falſche Ironie, ihre verbrauchten ſtereotypiſchen Floskeln und Nachläſſigkeiten, und Gemeinheiten, und etwas Schmutz, den ſie den Originalen abſehen, wie Pianomacher das Schnarren des Fagotzuges dem Fagotiſten, der es gern vermied, wenn es überall möglich wäre? Vom Witz gilt daſſelbe, was der Vf. von ſeiner Untergattung, dem Wortſpiel, ſagt: „das Wort des Spiels muſs ich finden, nicht machen, ſonſt zeige ich häſsliche Willkühr ſtatt Freyheit." Wie oft aber iſt nicht der Witzling erſt als Autor Gelegenheitsmacher und Kuppler ſeines Einfalls, gleich dem Anekdotenmanne, der einen Schuſs fingirt, um ſein Hiſtörchen von der Flinte anzubringen. Wenn der ächte Witz, gleich dem Singvogel, mit leiblichen, leichten Flügeln von Zweig zu Zweig fliegt: ſo baut und füllt ſich der forcirte Witz, wie ein zacharia'ſcher Luftfiſch, erſt ſeine Luftſchwimmblaſe, die ihn haben ſoll.

Über *Charaktere* ſpricht das *zehnte* Programm, das *elfte* über *Geſchichtsfabel des Drama und Epos*, das *zwölfte* über den *Roman*, und das *dreyzehnte* über *Styl* oder *Darſtellung*. Statt eines Auszugs des Vorzüglichſten, der eine wörtliche Abſchrift dieſer vier Programmen ſeyn müſste, fügt Rec. den Wunſch an, daſs dieſe Einladungs-Programme nicht allein zum Leſen, ſondern auch zum Bilden und Darſtellen nach den darin enthaltenen Winken für Tragiker, Epiker und Romanſchreiber, einladen mögen.

Im *vierzehnten* und letzten Programm giebt der Vf. noch ein *Fragment über die deutſche Sprache*. Ein Patriot darf es mit einigem erlaubtem Stolze bemerken, wie kein Volk ſeine Sprache ſo hoch und heilig hält, als das deutſche, das ſie gern, gleich ſchweren Goldmünzen, in den Schatz legt, und ſich zum täglichen Gebrauch lieber fremder Currant und Scheidemünze bedient. Es iſt dabey eine gewiſſe Art von Eiferſucht nicht ganz zu verkennen, welche den Deutſchen veranlaſst, von ſeiner Sprache etwas geringſchätzig zu ſprechen, um andere Nationen nicht nach ihren Reichthümern lüſtern zu machen; ja er bemüht ſich, um ſeine Geſinnung nicht zu verrathen, auch wirklich ſchlecht von

Digitized by Google

seiner Sprache zu denken. Besonders jetzt, wo die Grenzen aller deutschen Länder sich bis in das innerste Frankreich ausgebreitet haben, wird jene Vorsicht doppelt nöthig, und der Deutsche hört es gern und druckt es in Zeitungen nach, wenn Ausländer seine Sprache unbehülflich schelten, und reimarm, und — wie Macdonald — untauglich zum Hexameter, weil sie keine Spondeen habe, wiewohl ihm Reime und Assonanzen überall entgegen klingeln, auch oft entgegen tönen, und ein prosodisches Längenbüreau seine Register reichlich anfüllen könnte. Die deutsche Sprache lebt daher gleich orientalischen Fürsten einsam mit ihren Räthen und Ceremonienmeistern, und mischt sich, ebenfalls wie jene, nur unter das gemeine Volk, während die höheren Classen nur Mundarten davon zu sehen bekommen. Es ist ein Verdienst des Vfs., dass er in diesem Programm dem Zeitgeist nachgiebt, welcher Witz im Grossen verlangt, und statt Ideen Nationen mobil macht, und in einander oscilliren lässt. So erklärt er sich z. B. frey gegen die strenge Etikette, welche, nach Campe, nur ächtdeutschen, nach anderen nur altdeutschen Wörtern Sitz und Stimme in Lexikon und Büchern zugesteht. Er will dagegen Auslander zulassen und neucreirte; ja er giebt manchen neuen, als Seminaristen zu lustigen Rathsstellen, den Vorzug, z. B. Pferch statt Park, — wiewohl Artilleriepark und Artilleriepferch sich wie Ursach und Wirkung verhalten würden, nicht aber umgekehrt.

Der *Anhang* des Buchs enthält die drey *Sonntagsvorlesungen* des Vfs., nicht sowohl jenaische über die Bestimmung, als vielmehr leipziger über die Stimmung der Gelehrten, nämlich in tiefem Kammerton als Stylistiker, in hohem Chorton als Poetiker, und in höchstem Cornetton als poetische Poetiker. Die *Misericordias*-Vorlesung betrifft die Stylistiker, und handelt von den verschiedenen Geschmackszungen, — nach der Analogie der Maltheserzungen — deren eine Hälfte sich auf die reelle, die andere auf die formelle Seite neigt. Polarisirende Physiologen hatten es längst bemerken können, dass der Geschmack weder auf der Zunge wohnt, noch am Gaumen, sondern dass die Zusammenwirkung beider, als organischer Galvaniplatten, auf das feuchte Medium, die Geschmacksempfindung hervorbringe; eben so entsteht auch der ästhetische Geschmack aus Zusammenwirkung der Phantasie und des Verstandes. Ein gleiches Verhältniss von beiden zur Receptivität bildet den vollkommenen ästhetischen Geschmack. Wie aber süss und bitter mehr am Gaumen, sauer und kalisch mehr auf der Zunge — wiewohl allezeit unter Mitwirkung des entgegengesetzten Organs empfunden werden: so bemerkt überwiegende Phantasie mehr das Formelle, überwiegender Verstand mehr das Reelle. So wenig, nach Kant, die Sinne trügen: so wenig irrt auch Phantasie oder Verstand hierin. Der Stylistiker, welcher eben sowohl Phantast als Verständler seyn kann, fehlt nur darin, wenn er im letzten Fall, wegen bemerkter Realitäten, das phantasieleere Ganze preist, oder im ersten Fall, umgekehrt, wegen mangelhafter Form das Ganze verwirft. Noch tiefer steht der Stylistiker, wenn er bey bemerkten Vorzügen der Art, für welche ihm der Sinn fehlt, und die er deswegen nicht als Vorzüge, sondern nur als Merkmale erkennt, das Ganze tadelt und verwirft; am tiefsten, wenn er überhaupt ohne ästhetische Geschmacksorgane Geschmackstheile fällt.

Die *Jubilate*-Vorlesung für Poetiker enthält acht Cautelen für Kopf und Herz. Die erste betrifft die Tollheit, die zweyte die Unwissenheit, die dritte Parteyliebe, die vierte das Indifferenziiren der Köpfe, die fünfte Grobianismen, die sechste Stolz, die siebente Menschenhass, die achte sinnliche Liebe. Dieses Rubrikengerippe, so wenig der Vf. dergleichen in Recensionen leiden mag, scheint Rec. hinlang ich den Geist dieser Vorlesung zu bezeichnen. Wenn aus der Klaue der Löwe, warum soll nicht aus dem Gerippe die Gestalt zu errathen seyn? Eben so giebt Rec. aus

der *Cantate*-Vorlesung, über die poetische Poesie, ein Fragment, dem Vf., der dieses Ausschreiben aus guten Gründen tadelt, zur Widerlegung aus noch besseren Gründen:

„Was wir ewig fodern, ist weniger die Gleichung der Realität und unseres Denkens, als die Ausgleichung, weniger die Erklärung, als die Ergänzung unseres Wesens. — Und doch kennt das Herz den Himmel der Gegenwart, und den Schmerz am Grabe. Überall bleibt ein Übergewicht des Realen. Es giebt einige Blitze in der ersten Liebe, zuweilen bey der Musik, bey grossen Entschlüssen, bey grossen Schmerzen, bey Entzückungen, — da giebt es Blitze, welche den ganzen Himmel stehend aufreissen, den wir suchen. Aber wer thut diess noch milder, fester, reiner, länger? Wer kann, wenn das Bild nicht zu kühn ist, gerade wie ein schönes Angesicht von einer schönen Seele, so das schöne Angesicht des urschönen Allgeistes werden? Ich denke, die Poesie? — Gerade das Höchste, was aller unserer Wirklichkeit, auch der schönsten des Herzens ewig abgeht, das giebt sie, und malt auf den Vorhang der Ewigkeit das zukünftige Schauspiel; sie ist kein platter Spiegel der Gegenwart, sondern der Zauberspiegel der Zeit, welche nicht ist. Jenes Etwas, dessen Lücke unser Denken und unser Anschaun entzweyt und trennt, dieses Heiligste zieht sie durch ihre Zauberey vom Himmel naher herab; und wie die Moral der gebende und zeigende Arm aus der Wolke ist, so ist sie das helle süsse Auge aus der Wolke. Sie kann spielen, aber nur mit dem Irdischen, nicht mit dem Himmlischen. Sie soll die Wirklichkeit, die einen göttlichen Sinn haben muss, weder vernichten noch wiederholen, sondern entziffern. Alles Himmlische wird erst durch Versetzung mit dem Wirklichen, wie der Regen des Himmels erst auf der Erde für uns hell und labend. — Niemals ist daher vielleicht der Dichter wichtiger, als in solchen Tagen, denen er unwichtiger erscheint, d. h. in unseren. Die Dichtkunst darf singen, was Niemand zu sagen wagt in schlechter Zeit. Ist einst keine Religion mehr, und jeder Tempel der Gottheit verfallen oder ausgeleert — möge nie das Kind eines guten Vaters diese Zeit erleben! — dann wird noch im Musentempel der Gottesdienst gehalten werden.“ —

Stellt nicht ein solches Fragment — wie es der Vf. von der Kritik mit Recht verlangt — den Geist des Werks dar, und zugleich den des Meisters? Und wenn das *goldene* Buch, welches der Vf. neben dem schwarzen wünscht, im Kunstwerke die Schönheit, wie ein Liebender an der Geliebten, anschauen soll: wird dieses liebende Anschauen nicht am liebsten ein Abspiegeln des anerkannten Schönen und Vortrefflichen werden?

Das schwarze Buch, als Gegenstück zu dem goldenen, hat sich der Vf. selbst an die Vorrede geschrieben, als Einladungsprogramm zum Ausladen treffender kritischer Blitze, nämlich das Druckfehlerverzeichniss. Es ist aber das unvollständigste aller Programmen, und könnte in einem Supplement zugleich sein eigenes schwarzes Buch erhalten. D. c. A.

Digitized by Google

Monatsregiſter

vom

May 1809.

I. Verzeichniſs der im Monat May in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Adelung Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde, fortgeſetzt von *Vater*. 2 Theil 120, 345.
Anti-Sextus oder über die abſolute Erkenntniſs von *Schelling* 107, 246.
Aufſätze, vermiſchte, theologiſchen Inhalts 102, 207.

B.

Becker die Weltgeſchichte für die Jugend, fortgeſetzt von *Woltmann*. 10 Theil 112, 278.
Bell's Schulmethodus. Aus dem Engl. überſetzt von *Tilgenkamp* 108, 249.
Beneken Weltklugheit und Lebensgenuſs. 2 Bändchen. 3 Aufl. 103, 216.
Beſchreibung, ausführliche, einer mehrere Jahre lang gedauerten Hypochondrie 102, 367.
Beyträge, dramatiſche, zur Charakteriſtik der Zeit 114, 298.
Biblia Hebraica. Digeſſit et grav. lect. var. adj *Jahn*. Tom. I—IV 101, 193.
Blumenkränze geſelliger Freude und unſchuldigen Frohſinns. 2 Th. 3 Aufl. 112, 287.

C.

Catullus Attis, im Sylbenmaſs des Originals von *Ahlwardt* 119, 343.

D.

Dolz Leitfaden zum Unterrichte in der ſächſiſchen Geſchichte für Bürgerſchulen. 2 Aufl. 103, 215.

E.

Emma, Roſeura's Schweſter 114, 302.
v. *Eggers* keine Univerſität in Berlin 117, 327.
Eichhorn Geſchichte der Literatur von ihrem Anfang bis auf die neueſten Zeiten. 4 Bd. 1. 2 Abth. 5 Bd. 1 Abth. 118, 329.

F.

Flora der Gegend um den Urſprung der Donau und des Neckars. Herausg. von v. *Schreckenſtein* und v. *Engelberg*. 1. 2 Bd. 124, 379.

G.

Grimberg Sophoniabe 114, 297.
Grundregeln der Katechetik für Landſchullehrer 102, 207.
Gruner Grundlegung zu einem auf das Gewiſſen und die Bibel gegründeten Unterrichte in der Tugend und Glaubenslehre. 1. 2 Lehrgang 102, 201.

H.

Haubold Anleitung zur Behandlung geringfügiger Rechtsfach nach dem kön. ſächſ. Rechte 103, 209.
Hebel allemanniſche Gedichte. 3 Aufl. 115, 311.
Heierich Geſchichte von England. 2. 3 Th. 111, 276.
Henke Handbuch der ſpeciellen Pathologie 1. 2 Bd. 1 Abth. 105, 225.
Hieronthe und Gemillo oder die Cisalpinier 117, 313.
Huſſmann leichte Aufgaben zum Ueberſetzen in das Lateiniſche und Deutſche 101, 360.
Hommels kurze Anleitung, Gerichtsacten geſchickt zu extrahiren, zu referiren und eine Sentenz darüber abzufaſſen. Durchgeſehn und vermehrt von *Wolter*. 7 Aufl 103, 215.
Hume Geſchichte von England. Aus dem Engl. überſ. von *Timäus*. 1. 2 Bd. 110, 265.

I.

Jacobſen Verſuch eines Commentars zu den ruſſiſchen Beſchwerden über die Beeinträchtigung des ruſſiſchen Handels durch England 109, 257.
Jean Paul Vorſchule der Aeſthetik. 1—3 Abth. 125, 385.

K.

Keller Schönheiten der Natur, gezeichnet auf einer Reiſe durch Italien 111, 279.
Klein zwey Vorleſungen, gehalten in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin 107, 247.
Kriegs- und Belagerungs-Spiel 114, 303.
Krug Verſuch einer neuen Eintheilung der Wiſſenſchaften 121, 357.

L.

Lancaſter ein einziger Schulmeiſter unter tauſend Kindern in Einer Schule. Aus dem Engl. überſ. von *Naterp* 108, 249.
Leutin Beyträge zur ausübenden Arzneywiſſenſchaft. Herausgeg. von *Sachſe* 106, 235.
Lindemann Verſuch einer neuen Liturgie 102, 206.
von *Linden* ſpec. jurid. inaug. exhibens interpretationem jurisprudentiae Tullianae in Topicis expoſitae. 104, 209.

M.

Materialien für das Handwerksrecht und die Handwerkspolicey von *Roth* u. *Höck*. 4 Heft 104, 223.
Mehmel über das Verhältniſs der Philoſophie zur Religion 107, 243.
Mirbel Expoſition et défense de ma théorie de l'organiſation végétale. Publié par *Bilderdyk* 123, 369.

O.

Olivier's Reiſe durch Perſien und Klein-Aſien. Aus dem Franz. überſ. von *Muller*. 1. 2 Bd. 118, 281.

P.

Pappenheimer ſpeculatives Dilemma für die Exiſtenz Gottes, als Beweis aufgeſtellt 107, 247.
Piepenbring der erſte Unterricht in der vorbereitenden Kräuterkunde 104, 382.
— — — Lehrbuch der Fundamentalbotanik 124, 381.
Principien, philoſophiſche, einer allgemeinen Sprachlehre nach *Kant* und *Sacy* 121, 353.

R.

Rätze Auszug aus dem N. Teſt. nach Zeitfolge und Inhalt geordnet 101, 198.
Regiſter, allgemeines, über die letzten 12 Bände der Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauche praktiſcher Aerzte 124, 383.
Robſtius obſervata quaedam de funeſtis belli et pugnae ſequelis 105, 231.
Rubſen, der, und der Raps als Sommer- und Winter-Frucht 118, 296.

Digitized by Google

S.

Schauspiele, neue, vom Vf. der Lanassa 114. 398.
Schilling v. Canstadt Handbuch für Denker. 2 Th. 1. 2 Bd. 107. 242.
Schleiermacher gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn 115. 305.
Schreiber Alexander in Indien, nach *Racine* bearbeitet 114. 299.
Schwabe das Landschulwesen 121. 360.
Seeger System der Wirthschaftslehre. 3 Aufl. 103. 216.
Straß Versuch einer allgemeinen Einleitung in die Wissenschaftskunde 121. 359.
Struve über Kinder und Kindererziehung für das menschliche Leben 108. 254.
Stutz Schriften, physiologischen und medicinischen Inhalts. 2 Bd. 122. 365.
Stuxiade, die, oder der Perückenkrieg 114. 302.

T.

Tiedemann Zoologie. 2 Bd. 122. 361.
Tittmanni de rebus academicis epistola 116. 319.
Töpfer encyklopädische Generalcharte aller Wissenschaften und schönen Künste nach ihren Haupttiteln 121. 359.

U.

Unterredungen über die vier letzten Hauptstücke des lutherischen Katechismus. 1—4 Th. 102. 204.
— — — über das Abendmahl des Herrn 102. 204.
Unterredungen über das Vaterunser 102. 204.
— — — über die Lehre vom Gebet 101. 804.
— — — über Taufe, Busse und Beichte 102. 204.

V.

Villers Coup d'oeil sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne 119. 340.
— — Coup d'oeil sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne Protestante 116. 316.
— — über die Universitäten und öffentl. Unterrichts-Anstalten im protestantischen Deutschland. Aus dem Franz. übers. von *Hagena* 116. 318.
Vost Beurtheilung des neuen Lehrplans für die sämmtlichen kurpfalzbayerischen Mittelschulen. Mit Vorerinnerung und Anmerk. von *B.* 110. 271.

W.

Wachler über Universitäten nach *Schleiermacher, Villers* und *Tittmann* 117. 321.
Wagener spanische Sprachlehre. 2 Aufl. 112. 288.
Wahl Quaestiones theologico-dogmaticae 101. 199.
Weber über den Zustand der Landwirthschaft in den preussischen Staaten und ihre Reformen 113. 291.

Z.

Zerrenner Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bey d. Dankübungen d. Jugend. 1. 2 Th. 2 Ausg. 118. 166

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer der Stücke, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verlegar in einem Stücke vorkemmt.)

Anonyme Verleger 110. 117. 122.
Bädecker und Kürzel in Duisburg und Essen 108 (2).
Barth in Breslau 107.
Barth in Leipzig 103. 108.
Becks Wittwe in Nördlingen 104.
Braunes in Berlin 105. 114.
Bruder in Leipzig 124.
Buchdruckerey, königl., in Cassel 116.
Comptoir für Literatur in Leipzig 115.
Crusius in Leipzig 106. 112.
Dernmann in Züllichau und Freystadt 121.
Dunker und Humblot in Berlin 111.
Dyk in Leipzig 124.
Ettinger in Gotha 124.
Fleischer, J. G. Benj., in Leipzig 114.
Gaffart in Anspach 122.
Göpferdt in Jena 106.
Gräff in Leipzig 113.
Günter in Glogau 102.
Haak und Comp. in Leyden 104.
Hahn, Gebrüder, in Hanover 108.
Hammerich in Altona 109.
Hanische Erben in Hildburghausen 102.
Herold und Wahlstab in Lüneburg 102. 110.
Hinrichs in Leipzig 103. 112. 116.
Jacobäer in Leipzig 121.
Kail in Magdeburg 121.
v. Klassfeld in Leipzig 117.
Köhler in Leipzig 101.
Kümmel in Halle 103.
Kummer in Leipzig 112.
Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam 119. 115.
Löffund in Stuttgardt 111.
Macklot in Carlsruhe 103. 107. 115.
Mohr in Frankfurt am Mayn 102.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 102.
Müller in Bremen und Aurich 112.
Nicolovius in Königsberg 107. 121.
Niemeon und Comp. in Lübeck 116.
Payne und Mackinlay in London 110.
Perthes in Hamburg 125.
Pfähler in Heidelberg 107.
Realschulbuchhandlung in Berlin 115.
Rüscher in Hannover 103.
Röhs, Christiani u. Korte in Schleswig u. Flensburg 117.
Schöne in Berlin 122.
Schöps in Zittau und Leipzig 101.
Schulze in Oldenburg 114.
Silbermann in Strasburg 114.
Stalling in Oldenburg 119.
Treutel und Würtz in Paris 119.
Unger in Berlin 102
Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 118.
Vossische Buchhandlung in Berlin 120.
Wagnar in Neustadt an der Orla 102.
Walther in Erlangen 107.
Wappler und Beck in Wien 101.
Weber in Landshut 122.
Weiss in Berlin 114 (2).
Wilibald in Donaueschingen 124.

III. Intelligenzblatt des May.

Ankündigungen.

Andreäische Buchh. in Frankf. am Mayn Verl. 33. 287.
Feuilleton français, politique et littéraire 38. 327.
Franzen und Grosse in Stendal Verl. 36, 308.
Frommann in Jena Verl. 39. 336.
Gebhard und Körber in Frankfurt a. M. Verl. 36. 3[illegible]
Hitzig in Berlin Verl. 34. 296. 39. 3[illegible]
Kümmel in Halle Verl. 34. [illegible]
Leske in Darmstadt Uebersetzungsanzeige 33. [illegible]
Niemann und Comp. in Lübeck Verl. 35. [illegible]
Realschulbuchhandlung in Berlin Verl. 39. [illegible]

Digitized by Google

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Abilgaard in Kopenhagen 35. 299.
Adler in Schleswig 35. 299.
Andreiky in Teschen 37. 315.
Balaffa in Tepolcfe 37. 314.
Ballen in Kopenhagen 35. 299.
Barla in Raab 37. 314.
Baſthalm in Kopenhagen 35. 299.
Beckmann in Göttingen 39. 332.
Bergk in Leipzig 35. 299.
Beurard in Meiſenheim 35. 302.
Bohnenberger in Tübingen 39. 332.
Borſon in Turin 35. 302.
Buffut in Paris 38. 324.
Brandenburg in Roſtock 39. 330.
Brandis in Kopenhagen 35. 299.
Bran in Kopenhagen 35. 302.
Buchner in Nürnberg 35. 298.
Budai in Debreczin 37. 314.
Bugge in Kopenhagen 35. 299.
Buſch in Frankfurt 35. 302.
Calliſen in Kopenhagen 35. 299.
Cammerer in Stuttgardt 38. 325.
Caſtberg in Kopenhagen 35. 299.
Chaptal in Paris 39. 332.
Chavannes in Vevay 35. 302.
Chmiel in Ernsdorf 37. 315.
Colbiörnſen in Kopenhagen 35. 299.
v. Collin in Krakau 36. 306.
Cretet in Paris 39. 332.
David in Prag 39. 332.
Degerando in Paris 38. 325.
Delambre in Paris 39. 332.
Duhais in Paris 38. 324. 39. 330.
v. Duttenhofer in Stuttgardt 38. 327.
v. Eggers in Kopenhagen 35. 299.
Feher in Groſs-Kovecs 37. 314.
Franke in Sternberg 39. 330.
Frik in Stuttgardt 38. 327.
Frint in Wien 36. 307.
Fritſche in Liebenwerda 35. 299.
Gall in Paris 38. 324.
Gay-Luſſac in Paris 38. 324. 39. 330.
Germershauſen in Potsdam 34. 292.
Geſt in Nürnberg 35. 298.
Glaſer in Helmſtädt 37. 313.
Gotz in Nürnberg 35. 298.
Gruner in Berlin 39. 329.
v. Gunderode in Darmſtadt 35. 302.
Gautoa-Marveou in Paris 39. 332.
Holiczky in Peſth 37. 314.
Haller in Anſpach 35. 298.
Hamberger in München 39. 332.
Hanſen in Kopenhagen 35. 299.
Harles in Erlangen 35. 302.
Hausmann in Caſſel 39. 332.
v. Haug in Kopenhagen 39. 332.
Hegel in Bamberg 35. 298.
Hegewiſch in Kiel 35. 299.
Heller in Fulde 39. 332.
Hildebrand in Erlangen 39. 332.
Hoffmann in Nürnberg 35. 298.
v. Hohenwarth in Gurk 39. 329.
Horvath in Kefzthely 37. 314.
Hopka in Wien 36. 307.
Jenner in London 34. 294.
Jerin in Laybach 36. 307.
Ith in Bern 39. 332.
v. Kamptz in Preuſſen 35. 299.
v. Kalemen in Peſth 37. 314.
Klaibe in Stuttgardt 38. 325.
Kalosvári in Kapornak 37. 314.
Kopetz in Prag 36. 306.
Kopp in Hanau 37. 315.
v. Kovachich in Ofen 37. 314.
Kovats in Debreczin 39. 330.
v. Kotzebue in Eſthland 34. 292.
Kron in Prag 36. 307.
v. Kurbelyi in Ofen 37. 315.
Lacipède in Paris 38. 324.
Lacroix in Paris 38. 324.
Lekoaics in Oed 37. 314.
Lehr in Stuttgardt 38. 327.
v. Lorenz in Wien 37. 315.
Magyar in Debreczin 37. 314.
Mahn in Göttingen 35. 299.
Malling in Kopenhagen 35. 299.
Martini in Altorf 34. 292.
Maſsmann in Kopenhagen 35. 299.
Maximilian, Prinz v. Neuwied 35. 302.
Mayer in Frankfurt 35. 302.
Mayer in Wien 36. 307.
Menageot in Paris 38. 324.
Merkel in Nürnberg 35. 298.
Mirbel in Paris 38. 325.
Mittchil in Neu-York 39. 332.
Moldenhawer in Kopenhagen 35. 299.
v. Motz in Bieber 35. 302.
v. Münchhauſen in Meiſenheim 35. 302.
Nadler in Käsmark 36. 307.
Neil in Edinburg 39. 332.
Ochſenheimer in Wien 35. 302.
Oerſted in Kopenhagen 39. 332.
Peazenkuffer in Nürnberg 35. 298.
de Perceval in Paris 38. 324.
Perſoon in Paris 39. 332.
Peſtalozzi in Göttingen 35. 299.
Pfingſten in Kiel 35. 299.
Pfeiderer in Tübingen 39. 332.
Prandt in Peſth 37. 314.
Prehm in Laybach 36. 306.
Rahn in Zürich 35. 302.
Raſchke in Biela 37. 315.
v. Recke in Mietau 34. 292.
Rehberger in Nürnberg 35. 298.
Reil in Halle 39. 332.
Reizinger in Peſth 36. 307.
Ribbentrop in Königsberg 34. 292.
Risbright in Kopenhagen 35. 299.
Ruml in Schmölnitz 37. 315.
Rush in Philadelphia 39. 332.
Saaer in Unterrodach 37. 315.
Schaffroth in Eislingen 39. 330.
Schallgraber in Krakau 36. 306.
Schenk in Nürnberg 35. 298.
Schubler in Stuttgardt 38. 327.
Schultes in Krakau 37. 313.
Schulze in Potsdam 34. 292.
Schuſter in Peſth 36. 307.
Schweigger in Bayreuth 37. 313.
Scriba in Ulrichſtein 35. 302.
Seebeck in Jena 39. 333.
Seiffarth in Liebenwerda 35. 299.
Spreagel in Halle 39. 332.
Stenbock in Eſthland 34. 292.
Stift in Wien 36. 305.
Stuhlmann in Hemburg 39. 329.
Sybold in Nürnberg 35. 298.
Szarka in Raab 36. 307.
Tauber in Moskwa 35. 299.
v. Thaer in Berlin 39. 329.
de Thury in Grenoble 35. 302.
Treilhard in Paris 38. 324.
Treſchow in Kopenhagen 35. 299.
v. Turk in Verdün 35. 302.
Uhden in Berlin 38. 324.
Vajki in Mező Komárom 37. 314.
v. Vidak in Werſchetz 37. 314.
Viaccat in Paris 38. 324. 39. 330.
Wagner in Schwetz 35. 302.
Watterhouse zu Cambridge in Amerika 39. 332.
Weber in Kiel 35. 299.
Weintritt in Wien 36. 307.
Wiborg in Kopenhagen 35. 299.
Wieland in Wien 37. 313.
Wieslow in Kopenhagen 35. 299.
Wieteri in Peſth 37. 314.
v. Witzleben in Caſſel 35. 302.
Worm in Horſens 35. 299.
Warm in Stuttgardt 38. 325. 39. 332.
Zamlich in Wien 36. 307.
Ziegel in Teſchen 37. 315.
Zoega in Rom 35. 299.
Zſchocke in Aarau 36. 302.

Nekrolog.

d'Albano d. J. in Rom 36. 308.
Bambelli in Rom 36. 308.
Böſchen in Lützen 38. 325.
Catel in Buckeburg 38. 325.
de Coſſigny in Paris 36. 308.
Dettmers in Frankfurt a. d. O. 38. 325.
Eckhold in Leipzig 36. 308.
Exx in Leipzig 38. 325.
Fark in Kaſchau 36. 307.
Fiſcher in Braunſchweig 39. 330.
v. Fuſsbender in Wien 39. 331.
Häſer in Leipzig 36. 308.
Heuſinger in Römhild 38. 325.
Hofmann in Mennheim 39. 331.
Hartebuſch in Braunſchweig 38. 325.
Jaaſſen in Lüneburg 38. 325.
Mieth in Budiſſin 38. 325.
Mued in Goslar 35. 299.
Neidhardt in Wisbaden 39. 331.
Petſch in Lommatſch 38. 325.
v. Plattoll in Altenburg 36. 308.
Rambach in Breslau 38. 325.
Rechberger in Linz 36. 307.
Reisland in Oberndorf b. Arnſt. 38. 325.
Ring in Carlsruhe 39. 330.
Rogendorf in Szephalom in Ungarn 36. 307.
Trote in Erfurt 39. 331.
Voigt in Neumburg 38. 325.
Weiſs in Dresden 38. 325.
Wezel in Ansbach 39. 330.
Wilhelmi in Arnſtadt 38. 325.
Wolf in Leipsig 35. 299.
Warzer in Bayern 39. 330.
Ziegler in Roſtock 39. 331.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Eſthland, Errichtung einer Ackerbau-Geſellſchaft 34. 292.

Eure-Departement, Sitzung und Preisaufgaben der Société d'agriculture, sciences et arts am 15 Jen. 35. 302.

Hanau, Sitzung der wetterauiſchen Geſellſchaft

für die gesammte Naturkunde am 28 Dec. v. J. 35. 302.
Island, drey gelehrte Gesellschaften daselbst 34. 295.
Königsberg, Sitzungen der kön. deutschen Gesellschaft am 18 Jan. und 10 März 34. 292.
Kopenhagen, Preisfragen der kon. Gesellschaft der Wissenschaften 33. 313.
Lenden, Errichtung eines Nationalinstituts für die Schutzpockenimpfung 34. 304.
Marseille, Preisvertheilung der Akademie 35. 302.
Moskwa, Preisaufgabe der kais Universität und der Gesellschaft für die russische Geschichte u. Alterthümer 34. 293.
München, Sitzung der kön. Akademie der Wissenschaften am 28 März 39. 332.
Oesterreich, Pramie für ein Lehrbuch der christl. Religion 34. 294.
Paris, Bericht von den Arbeiten der mathematisch-physikalischen Classe des Instituts im J. 1808 33. 273.
— — Preisfrage der mathematisch-physikalischen Classe des Instituts 34. 291.
— — Sitzung und Preise der Classe der franz. Sprache u. Literatur des Instituts am 5 April 33. 281.
— — Sitzung und Preisaufgaben der Ackerbaugesellschaft des Seine-Departements 35. 299.
Pesth, Preisaufgabe des Hn. v *Kultsar* 37. 316.
Petersburg, Preisfragen der Akademie der Wissenschaften 34. 293.
Potsdam, Versammlung der kurmärkischen ökonomischen Gesellschaft am 5 Dec. v. J. 34. 292.
Prag, Bestand der hydrotechnischen Gesellschaft 35. 302.
Warschau, Sitzung der kön. Gesellschaft der Wissenschaften am 10 Nov v J. 34. 292.
Wien, in, bildet sich eine orientalische Societät 34. 294.
— — Preisvertheilung der k. k. medicinisch-chirurgischen Joseph-Akademie 37. 315.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Cilly, Errichtung eines neuen Gymnasiums 36. 306.
Heiligenstadt, Einführung zwey neuer Lehrer am Gymnasium — Töchterschule 34. 290.
Helmstadt, Promotionen — das künftige Schicksal der Universität ist noch unbestimmt 34. 289.
Island, zwey isteinische Schulen zu Skalholt und Helum 34. 296.
Kopenhagen, Geburtstagsfeyer der Universität — neue Rectoratsinsignien — Promotion 35. 297.
— — — Jahresfeyer d. Taubstummen-Instituts 35. 298.
— — — Legat z Ausbreitung d. christl. Lehre 35. 298.
Krakau, Eröffnung des Lesezimmers der Universitätsbibliothek — neue Lehrstelle für die Aesthetik 36. 306.
Marburg, Promotionen, Prorectoratswechsel und Lectionskatalog — die Gerüchte von der Auflösung der Universität sind ungegründet 34. 289.
Nürnberg, neue Organisation des Gymnasiums und der Realschule 36. 298.
Paris, Bericht über die Ecole polytechnique 38. 312.
— — Preisvertheilung in der Specialschule der schönen Künste 38. 324.
— — Vorlesungen am Collège de France 38. 321.
Pesth, Rectorwahl bey der Universität 36. 305.
Rostock, Promotionen, nebst Weihnachts- und Ostern-Programm 39. 329.
Schemnitz, mit dem dasigen Gymnasium wird das neusohler Gymnasium verbunden 36. 305.
Ungarn, neue Beyträge zur Louison-Akademie 36. 303.
Wien, Gehaltserhöhung der Schullehrer 36. 306.
— — Rectorwahl an der Universität 36. 306.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Aarcot legt in Norwegen eine Buchdruckerey an 35. 303.
Adria, bey, sollen Nachgrabungen angestellt werden 39. 334.
Aquileja, bey, werden neue Alterthümer gefunden 39. 334.
Bayern erhält ein neues bürgerliches und peinliches Gesetzbuch 33. 286.
— — im Königreiche, wird ein gleicher Mass-Gewicht- und Münz-Fuss eingeführt 35. 304.
Beer in Böhmen giebt דת ישראל heraus 37. 318.
Bockh in Heidelberg Bemerkung über den Schluss der Rec. der sogenannten Comoedia divina in der Jen. A. L. Z. 36. 311.
Bornholm, zur gemeinnützigen Bibliothek sollen die Kirchen Beyträge liefern 35. 303.
Boissonade in Paris überreicht dem Kaiser ein Prachtexemplar von einer Uebersetzung der Iliade Homers 38. 328.
St. Brieuc, zu, sind alte Münzen ausgegraben worden 37. 318.
Buhler im Wirtembergischen beschäftigt sich mit der Glasmalerey 34. 294.
Chrysostomus s. *Panzer*.
v. Colloredo-Mansfeld, Fürst, hat zu Prag seine Gemäldesammlung öffentlich aufgestellt 34. 294.
Buss in Freyberg Antikritik nebst Antwort der Rec 36. 310.
Ceura historique et élémentaire de Peinture, davon ist die 70 Lieferung erschienen 39. 334.
Desboulières, der Mad. und Mlle., wird zu St. Roch ein Monument errichtet 35. 304.
Frick in Berlin beschäftigt sich mit der Glasmalerey 34. 294.
Giesecke findet in Grönland, dass der Sand vom Magnete stark angezogen wurde 34. 296.
Glasmalerey kömmt wieder in Aufnahme 34. 294.
Grants Werk über Brasilien ist erschienen 38. 328.
Kepplers Monument wird zu Regensburg eingeweiht 39. 334.
Langsdorf reist in die russische Tartarey und Bucharey 35. 304.
Ludwig dem Bayer wird in Bayern ein Monument errichtet 39. 335.
May in Aschaffenburg verfertigt ein pbelloplastisches Cabinet 33. 287.
Musée françois publié par Robillard-Peronville et Laurent, davon ist die 67 Lieferung erschienen 39. 334.
St. Omer, alte Drucke in der dasigen Bibliothek 35. 303.
Oesterreich, Zeitungen und Journale im J. 1809 37. 316.
Panzers Conjectur, die Jahrzahl von *Chrysostomi super Ps.* 50 *liber primus* betreffend, wird gerechtfertigt 36. 303.
Paris, zu, wird ein franz., lat. und chinesisches Wörterbuch gedruckt 35. 303.
Parmentier lehrt aus Weintrauben Syrup und Zucker bereiten 35. 304.
Portalis s. *Troschet*.
Rami Antikritik gegen die Rec. seines Musenalmanachs in der Hall. A. L. Z. 37. 319.
Sartori giebt eine Flora von Steyermark heraus 37. 318.
Dessen Naturwunder des österr. Kaiserthums ist beendigt 37. 318.
Seetzen entdeckt die Ruinen einer alten Stadt Dscherrasch 35. 302.
Thorwaldsen in Rom arbeitet einen Mars und Adonis 35. 302.
Troschet's und *Portelis* Statuen sollen zu Paris im Saale des Staatsraths aufgestellt werden 37. 318.
West in Kopenhagen verkauft seine Gemäldesammlung 35. 302.
Welfphaleu, Canal zwischen der Elbe u. Weser 34. 294.
— — — königl. Decret, die Censur betr. 38. 328.
Wiebeking hat die Canallinie zwischen der Elbe und Weser bestimmt 34. 294.
Wien, Vorstellung im Kärnerther-Theater zum Besten der Wittwe und Kinder *Schillers* 37. 318.
Wirtemberg, im Königreich, werden Bücher-Fiscale angestellt — ferner eine Commission, die Geometer zu prüfen 38. 327.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JUNIUS, 1809.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Barth: D. *Christiani Theophili Kuinoel Commentarius in libros Novi Testamenti historicos.* Volumen I. Evangelium Matthaei. VI u. 775 S. Vol. II. *Evangelia Marci et Lucae.* 1809. 711 S. gr. 8. — Auch unter dem Titel: *Evangelium Matthaei — Evangelia Marci et Lucae* illustravit etc. (5 Thlr. 4 Gr.)

Seit ohngefähr 8 Jahren haben die Freunde der biblischen Literatur zwey wichtige Commentare (von *Paulus* und von *Thiefs*) über die Evangelien erhalten, deren jeder seine Vorzüge hat, und die daher, je nachdem sie den Einsichten und Bedürfnissen der Leser entsprachen, mit Beyfall und Achtung aufgenommen worden sind. Dessenungeachtet glaubte Hr. K. keine überflüssige Arbeit zu unternehmen, wenn er, gleich seinen Vorgängern, die Evangelien nach den Gesetzen der grammatischen und historischen Auslegungskunst aufs neue zu erläutern versuchte, und seine Bearbeitung angehenden Theologen und solchen, denen kein grofser Apparat zu Gebote steht, oder deren sonstige Geschäfte nicht erlauben, viele Bücher nachzuschlagen, zum Besten ebenfalls dem Drucke überliefse. Wirklich erwecken die Regeln, nach welchen dieser neue Commentar bearbeitet ist, ein grofses Zutrauen zu dieser Arbeit, da sie ganz mit den Foderungen, die die Hermeneutik an sie machen kann und mufs, übereinstimmend sind. Da es nämlich wohl nicht bezweifelt wird, dafs die Schriftsteller des Neuen Testaments, ob sie gleich griechisch schrieben, dennoch häufig hebräisch gedacht haben, und mit der Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher und den Apokryphen so vertraut waren, dafs man fast sagen möchte, sie haben sich diese Arbeiten zum Muster, nach dem sie ihren Styl bildeten, gewählt: so ist es sehr an seinem Orte, dafs der Vf. von den Schriftstellern des Alten Testaments, der griechischen Uebersetzung derselben, wie auch von den Apokryphen (über deren Gebrauch zur Erläuterung der neutestamentlichen Schreibart erst kürzlich Hr. *M. J. H. Beckhaus* eine besondere sehr brauchbare Schrift herausgegeben hat), nach den möglichst verschiedenen Rücksichten, fleifsig Gebrauch machte, dabey aber nicht blofs die Erläuterung von Worten und Phrasen berücksichtigte, sondern vorzüglich in den Sinn derselben einzudringen und ihn sorgfältig aufzufassen und darzustellen sich bemühte, wobey er zugleich noch auf den Zusammenhang der Stellen und auf die Denk- und Sprech-Weise der damaligen Zeit sein Heuptaugenmerk richtete. Nächst diesem wollte er aus der Geschichte der Hebräer, den Alterthümern dieses Volks und des Orients überhaupt, was zur Erläuterung verschiedener Stellen des N. T. und der in ihnen enthaltenen Aufserungen, Anspielungen u. s. w. dienen kann, beybringen. Auf neue Erklärungen Jagd zu machen, lag nicht in dem Plane des Vfs.; die bereits von anderen Interpreten gegebenen werden, wenn sich nichts gegen sie einwenden läfst, nicht nur beybehalten, sondern noch mit neuen Gründen unterstützt; sollte aber eine Abweichung von ihnen notbwendig werden: so werden jedesmal mit gleicher Sorgfalt die Gründe der Mifsbilligung der alten, so wie die der von dem Vf. in Vorschlag gebrachten neuen Erklärung angeführt. Nur wenn es, der grofsen Schwierigkeit einer Stelle wegen, unumgänglich nothwendig ist, werden die verschiedenen Ansichten und Meinungen verschiedener Ausleger ausführlich angeführt. Endlich werden auch, wo es sich der Mühe lohnt, die abweichenden Lesearten berücksichtiget; bey der Beurtheilung derselben wird *Griesbach* zum Führer angenommen. Dieses sind im Allgemeinen die Regeln, nach denen der Vf. gearbeitet, und zugleich eine kurze Übersicht dessen, was die Leser zu erwarten berechtiget sind. Es würde sehr unbillig seyn, wenn man nicht diesem guten Willen, hinter welchem die Ausführung nur selten zurückgeblieben ist, volle Gerechtigkeit widerfahren, und dem Fleifse des Vfs. und seiner Gelehrsamkeit nicht das verdiente Lob ertheilen wollte. Rec. thut gewifs nicht zu viel, wenn er diese Bearbeitung der Evangelien (wenn die übrigen Bände, wie nicht zu zweifeln, mit gleichem Fleifse und gleicher Sorgfalt behandelt werden) mit zu den vorzüglichen Arbeiten rechnet, die in unseren Tagen über diese wichtigen Bücher bekannt gemacht worden sind. Der Vf. hat sich durch das Studium der Alten zu dieser Arbeit gehörig vorbereitet (— was freylich von jedem Bearbeiter des N. T. mit vollem Rechte gefodert werden kann —) und auch in ihr aus der Fülle seiner Belesenheit in den Schriften der Griechen und Römer das Nützlichste und für seinen Zweck Brauchbarste auszuwählen, und, was im Allgemeinen schon ein gutes Vorurtheil gewährt, es ohne Überladung zu geben gewufst. Eben so wenig darf der Eifer, mit dem der Vf. auf Gründlichkeit hinarbeitet, und die grammatische und lexikographische Genauigkeit, die er überall zu empfehlen bemüht ist, unbemerkt gelassen werden. Kein geringes Lob verdient auch

— in unſeren Tagen vorzüglich — die Beſcheidenheit des Vfs., mit der er die Arbeiten ſeiner Vorgänger würdiget, und wenn er von ihnen abweicht, ſeine Gegengründe, ohne dabey die ihren ſonſtigen Verdienſten ſchuldige Achtung zu verletzen, vorträgt; ſo wie die Methode, bey der Aufzählung verſchiedener Meinungen, dem noch unerfahrnen jungen Manne durch Winke zu Hülfe zu kommen, und ihn dadurch zur Entſcheidung für die Erklärung zu ſtimmen, die nach der Einſicht des Vfs. noch den meiſten Beyfall verdient; denn auſserdem würde eine Anzahl vorgetragener verſchiedener Meinungen nur Verwirrung verurſachen, und ſtatt zu belehren, in Verlegenheit ſetzen. Auch darf der Reichthum der Literatur, der in dieſem Buche überall angebracht iſt, nicht unbeachtet gelaſſen werden; vorzüglich der Gebrauch, den Hr. K. von kleinen Schriften, Programmen u. ſ. w., die nicht in den Buchhandel und oft kaum über die Grenzen der Stadt kommen, in denen ſie ihr Daſeyn erhalten, zu machen Gelegenheit hatte. Dadurch iſt dieſer Commentar ein ziemlich vollſtändiges Repertorium geworden, in welchem das Wichtigſte und Vorzüglichſte von dem enthalten und geordnet iſt, was die Gelehrten der neueren und neueſten Zeit über die drey erſten Evangelien geſchrieben haben. Es iſt freylich nicht zu erwarten, daſs der Anfänger oder überhaupt der gröſsere Theil der Leſer, für welche Hr. K. (ein Lehrer auf einer Univerſität) geſchrieben, die vielen Schriften, welche hier angeführt werden, beſitzen, oder auch nur habhaft werden und nachſchlagen kann: deſſenungeachtet aber möchte der Rec. dieſen Reichthum der Literatur nicht gerne miſſen; auch dürfte, wenn Hr. K. weniger gegeben hätte als er konnte, leicht der Fall eintreten, daſs Andere ſeine Arbeit der Unvollſtändigkeit wegen in Anſpruch nähmen. So aber kann nun der jüngere Interpret ſehen, welche Schriften der Vf. bereits für ihn geleſen; ſo erfährt er auf dieſem Wege, was über den befragten Gegenſtand wirklich ſchon gedacht und geſchrieben worden, und ſo wird er endlich auf die Stellen aufmerkſam, welche er, oft von mehreren Gelehrten, in Unterſuchung gezogen ſieht. Kennt er auch die Männer nicht, deren Schriften angeführt werden; weiſs er auch gleich nicht, welche Autorität ſie in der gelehrten Welt haben, um etwa danach ihre Ausſprüche zu ſchätzen: ſo hat dieſes nicht nur gar nichts zu ſagen; es wird vielmehr vortheilhaft für ihn ſeyn, denn er wird nun, vorausgeſetzt daſs er an Nachdenken gewöhnt iſt, frey von Autoritäten, ſich bloſs an die Sache halten, und zur Billigung *der* Meinung hingezogen werden, die mit *ſeinen* Anſichten und mit *ſeinem* Interpretationsgefühle am meiſten übereinſtimmt, und wird ſo überhaupt ſchon früh ſich gewöhnen, auf das *quis* weniger, als auf das *quid* Rückſicht zu nehmen. Freylich, wenn es auf den Rec. ankäme, ſo würde dem Anfänger vorerſt gar kein Commentar in die Hände gegeben; dafür würde er ihm rathen, ſich, nachdem er (verſteht ſich) mehrere Schriftſteller der Griechen und Römer interpretiren gehört, in hiſtoriſchen und antiquariſchen Kenntniſſen den nöthigen Unterricht erhalten, und die Sprachen, in welchen die Schriften des A. und N. T. abgefaſst ſind, fleiſsig und gründlich erlernet hat, ohne einen Führer ſich zu wählen, an der Interpretation eines ihm vorgeſchlagenen bibliſchen Autors zu verſuchen, ſeine Überſetzung und Interpretation mit den Gründen dafür niederzuſchreiben und dann erſt einen oder nach Belieben mehrere Commentare zu vergleichen. Für ſolche Anfänger der bibliſchen Exegeſe würden nun aber auch die Commentare eine andere Einrichtung, als die gewöhnliche iſt, haben dürfen; es würde aus ihnen mehreres ganz wegbleiben können. So könnten z. B. grammatiſche, antiquariſche u. dergl. Bemerkungen entweder gänzlich fehlen, oder ein bloſser Wink, ein leiſes Andeuten und Hinweiſen auf die Grammatik, auf's Lexikon würde einem ſolchen Leſer völlig genügen. Ein Commentar darf keine Grammatik, kein Lexikon u. ſ. w. ſeyn; während man ſo für alles ſorgen will, erreicht man ſeinen Hauptzweck nur ſehr unvollkommen, und (was, beſonders in unſeren Tagen, keine Kleinigkeit iſt) erſchwert dadurch auch das Ankaufen ſo eines Werkes, das nothwendig bändereicher werden muſs, als es auſserdem nöthig ſeyn würde. Doch wir kehren von dieſer Abſchweifung zu unſerem Commentar zurücke, über deſſen Einrichtung jedoch, da ſie die ganz gewöhnliche iſt, nicht viele Worte nöthig ſeyn werden, auch oben bereits darüber geſprochen worden iſt. Wir wollen, da die Behandlung ſich gleich geblieben iſt, unſer Augenmerk jetzt nur auf den erſten Band richten.

Voran ſtehen auf den 20 erſten Seiten Prolegomena in 4 §§, die Folgendes enthalten: §. 1: *De origine Evangeliorum Matthaei, Marci et Lucae.* Man begreift leicht, daſs über dieſen ſo wichtigen Gegenſtand auf ſo wenigen Seiten keine tief eingehenden Unterſuchungen angeſtellt werden konnten. Der Vf. berührt auch bloſs die von verſchiedenen Gelehrten darüber vorgetragenen Meinungen, und tritt zuletzt auf die Seite derer, die für ein hebräiſches Urevangelium ſtimmen. Von dem, was ſich gegen dieſe Hypotheſe einwenden läſst, findet man hier nichts erwähnt. §. 2 iſt überſchrieben: *Το κατα Ματθαιον ευαγγελιον.* Es wird darin vorzüglich das Wort ευαγγελιον erklärt: „*proprie ſignificat laetum nuntium quodcunque, reſpondet hebraico* בשורה *cui nonnunquam additur* טובה. *In libris N. T. adhibetur de doctrina chriſtiana; de praedicatione hujus doctrinae (atque ευαγγελισται dicuntur doctores religionis) — per metonymiam autem indicat ſingulas religionis chriſtianae partes. v. c. Commentarios de dictis, factis, et fatis Chriſti, et ſcriptores horum Commentariorum dicuntur Evangeliſtae.*" Das Wort κατα wird ſehr richtig mit dem ל *auctoris* der Hebräer verglichen. §. 3: *De authentia Cap. I et II Evangelii Matthaei.* Der über dieſen Gegenſtand geführte Streit wird zuerſt hiſtoriſch erzählt: ſodann werden die Gründe, welche *für* die Ächtheit dieſer Capitel ſtreiten (haupt-

sächlich nach *Griesbach*) angeführt und für entscheidend erklärt. Endlich §. 4: *De Genealogia Jesu.* Die Abweichungen der beiden Genealogieen beym Matthäus und Lukas werden hier erörtert, und als Resultat steht Folgendes: *Quaecunque demum ex variis illis sententiis, quas protulerunt interpretes, admittatur, hoc certissimum est, Lucam Genealogiam in evangelio infantiae Jesu, ab ipso adhibito, repertam recepisse, quoniam, aeque ac Matthaeus, sciebat Jesum de Davidis prosapia esse, atque hanc genealogiam quoque Jesu genus a Davide repetere videbat.* Weiter also, als wir bisher waren, sind wir durch diesen § nicht gebracht worden. — Es folgt nun der Commentar selbst, der sich ununterbrochen über jedes Capitel nach der Reihe verbreitet. Rec. zweifelt nicht, dass Hr. K. diese Methode zu vertheidigen im Stande seyn werde; aber auf der anderen Seite kann er doch nicht bergen, dass es, seiner Einsicht nach, weit besser gewesen wäre, wenigstens die Abschnitte *anzuzeigen*, in welchen sich beym Markus und Lukas dasselbe Factum, dieselben Lehren u. s. w. auch erzählt und aufgeführt finden. Noch findet er es immer sehr richtig, was *Paulus* z. E. in der Vorrede zum 1 Band seines Commentars sagt: „Die meisten Stücke sind nicht ohne Vergleichung von zweyen oder dreyen dieser Evangelien historisch richtig und vollständig zu verstehen. Synoptisch und neben einander gestellt, machen sie gegenseitig meist auf einen Blick deutlich, was, wenn ihre Harmonieen, Dissonanzen und Supplemente erst nach Hinweisungen durch Verszahlen auf zwey bis drey verschiedene Columnen einer anderen Ausgabe zusammen gesucht werden sollten, weit schwerer zu umfassen seyn würde." Wenn nun auch dieses, nach dem Plane des Vfs., in der bemerkten Ausführlichkeit nicht hätte geschehen sollen: so hätte doch das, was Rec. so eben bemerkt hat, ganz kurz geschehen können, und würde das Ganze wohl kaum um drey gedruckte Seiten vergrössert haben, wäre auch leicht auf einem anderen Wege wieder zu ersparen gewesen. Rec. hat wenigstens ganze Abschnitte, mehr noch aber einzelne Stellen angestrichen, bey denen sich, wie er glaubt, der Vf. weit kürzer hätte fassen können. Übrigens würde es dem Rec. auch nicht schwer fallen, mehrere Stellen anzuführen, in welchen seine Ansicht von der des Vfs. abweicht; andere, die ihm zu absprechend vorgetragen scheinen, weil sie sich auch noch anders erklären lassen u. s. w., wenn er sich nur von dem Nutzen eines blossen Verzeichnisses derselben überzeugen könnte. Sollte er aber seine Gegenmeinung zugleich mit den nothigen Gründen und Beweisen unterstützen: so würde er die Grenzen einer Recension gar sehr überschreiten müssen. — Zum Schlusse seiner Anzeige bemerkt er nur noch, dass Hr. K. diesen Bänden ein kurzes, aber gewiss sehr nützliches Verzeichniss der in dem Werke erklarten griechischen Worter u. s. w. beygefügt hat. Σλρ.

Erfurt, b. Hennings: *Der Theologe, oder encyklopädische Zusammenstellung des Wissenswürdigsten und Neuesten im Gebiete der theologischen Wissenschaften, für Protestanten und Katholiken.* Von *Johann Joachim Bellermann*, Doctor der Theologie und Director der vereinigten berlinisch-colnischen Gymnasien zu Berlin u. s. w. Dritter Theil. 1805. 230 S. Vierter Theil. 1806. 320 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Wir haben bey der Anzeige des ersten Theils dieses nützlichen Werks (Jahrg. 1804. No. 14) den Zweck desselben, welchen Hr. B. in der Vorr. zum vierten, wir wissen nicht warum, wiederholt, umständlich angegeben, die dem vorgesetzten Zwecke angemessene Einrichtung gerühmt, und nur einige Ausstellungen gegen die Wahl der Schriften gemacht, nach welchen die Fortschritte und Entdeckungen in theol. Wissenschaften dargestellt worden sind. Wir beschränken uns daher bey den beiden vorliegenden Theilen und bey den folgenden auf Angabe dessen, was man darin zu suchen hat, und fügen blos die Erinnerung hinzu, dass die Excerpte aus manchen Schriften mit zu freygebiger Hand gemacht sind. Das gilt insbesondere von den *ausführlichen Erklärungen der sämmtlichen Weissagungen des N. T.* Leipz. in d. Weygand. Buchh. 1803, aus welchen im zweyten Th. die Auszüge von S. 81 — 105, und im dritten Th. von S. 8 — 40 reichen. Bey solchen Werken, die keine neuen Gesichtspuncte aufstellen, in der Erklärung einzelner Stellen entweder nicht viel Eigenes, oder nicht viel Gründliches enthalten, ist es ja wohl hinlänglich, den Charakter des Ganzen anzuzeigen, und einige Proben von der Ausführung im Einzelnen zu geben. Da überdiess das ganze Werk auf den Nutzen der Prediger, Candidaten und angehenden Theologen berechnet ist, welche keine Gelegenheit haben, grosse Werke selbst zu studiren: so sollte man weniger solche Werke excerpiren, welche ohnedies in Journalisticis herumgehen, und für jede Lesegesellschaft der Prediger und Candidaten gekauft werden, wie z. B. das angeführte Buch, das Prediger-Journal für Sachsen u. a. Wäre es nicht für die Leser dieses Werks vortheilhafter gewesen, wenn unter der Rubrik *Exegese* so manche wichtige Untersuchungen, welche in dem weitläuftigen und überladenen Commentar des N. T. von *Paulus* angestellt sind, wenn sie auch nicht immer zu einem befriedigenden Resultate führen, dargestellt wären? Auch würde es dem Zwecke des Ganzen noch angemessener seyn, wenn zur Darstellung des Neuesten und Wissenswürdigsten in den theol. Wissenschaften nicht blos ganze Bücher benutzt, und hin und wieder auf kritische Schriften Rücksicht genommen worden wäre, sondern wenn aus diesen die neuen Gesichtspuncte ausgehoben würden, welche bisweilen bey der Beurtheilung neuer Bücher für wichtige Theile der theol. Wissenschaften gegeben werden; die vorzüglichsten Einwendungen gegen manche kühne Behauptungen und ungründliche Untersuchungen, insbesondere die Darlegung dessen, was in einer Wissenschaft noch zu leisten, worauf die Unter-

Digitized by Google

fuchung vorzüglich zu lenken ſey u. ſ. w. Auf ſolche Winke und Berichtigungen, welche nicht ſelten beym flüchtigen Leſen gelehrter Zeitungen überſehen werden, ſind angehende Theologen wiederholt aufmerkſam zu machen: und es kann in groſser Kürze geſchehen, ſo daſs es der obigen Erinnerung des Rec. nicht widerſpricht, man ſolle mehr aus gröſseren Werken, als aus Journalen excerpiren.

Der dritte Theil enthält 1) eine neue (ſehr beſchränkte, dem Ungeweiheten nicht klar werdende) Anſicht der Religion als Product der Phantaſie und des Gewiſſens; hauptſachlich nach *Stutzmann's* Einleit. in die Religionsphiloſophie. 2) Fortſetz. der ausführl. Erklärung aller Weiſſagungen des N. T. 3) Uber den Tod Jeſu, aus den hiſtoriſchen, philoſophiſchen und exegetiſchen Darſtellungen der verſchiedenen Geſichtspuncte, aus welchen der Tod Jeſu betrachtet werden kann. Brieg, 1803. 3) Einen Auszug aus: Entſtehung und Ausbildung der chriſtl. kirchl. Geſellſchaftsverfaſſung im römiſchen Staate, von D. *G. I. Plank.* Hannover, 1804. 4) Uber Stoff und Form der Dogmatik, nach *Stäudlin's* Grundriſſe der Tugend und Religionslehre, 2ter Th., und über den Begriff des Proteſtantismus, aus der A. L. Z. 1803. No. 106. — 5) Uber formale, materiale und gemiſchte Moralprincipien, ein gründlicher Aufſatz von D. *C. Chriſt. Erh. Schmid*, welcher ſich anſchlieſst an die Überſicht der Moralprincipien in vorigem Theile. — 6) a) Worauf hat ein Prediger vorzüglich zu ſehen, wenn er ſeiner Gemeinde die heilige Schrift erklären, dadurch Nutzen ſtiften und keine vergebliche Arbeit thun will? aus der reinen Auffaſſung des Urchriſtenthums, Leipz. 1803. (Sehr kurz, trivial und oberflächlich.) b) Welche Studien darf man von einem chriſtl. Prediger in unſeren Tagen erwarten, und welche Kenntniſſe ſind ihm unentbehrlich? aus *Loſflers* Magaz. f. Pred. I B. 1 St. c) Inhaltsanzeige von *Daub's* Lehrbuche der Katechetik. d) Über den öffentlichen Gottesdienſt, nach *Ribbek.* e) Vorſchläge zu einer beſſeren und zweckmäſsigeren Einrichtung der Betſtunden; aus d. Pred. Journ. f. Sachſen. f) Wie laſſen ſich die kirchl. Andachten recht feyerlich machen? aus *Löffler's* Magaz. g) Uber die Vorbereitung der Katechumenen, und h) über eine Urſache der Abnahme (des ſeltneren Beſuchens) der kirchlichen Verſammlungen; beide aus dem Pred. Journ. f. Sachſen. i) Wie können Prediger, welche ſich nicht von der Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder überzeugen können, die evangel. Wundergeſchichten zweckmäſsig bey ihrem Unterrichte darüber benutzen? Ein guter Aufſatz, welcher von einem Mitarbeiter an dem *Theologen* herzurühren ſcheint. k) Veredlung des chriſtl. Cultus durch Hülfe der Äſthetik; aus *Thomaſius* über Veredlung u. ſ. w. 1803 (widerlegend, aber nicht umfaſſend). l) Umlaufſchreiben des Kurfürſten von Pfalzbaiern an die geſammte Weltgeiſtlichkeit.

Vierter Theil. 1. a) Über den phyſikotheologiſchen Beweis vom Daſeyn Gottes; aus *Heydenreichs* Betrachtungen über die Philoſophie der natürlichen Religion. 2 Bd. verb. Aufl. 1804. b) Rechtfertigung des Glaubens aus dem Syſtem des Idealismus; aus Wiſſen, Glauben und Ahnung von *Fries*, Jena 1805. 2. a) Über Matth. 26, 28. 20, 28. Joh. 6, 51 und einige Stellen des Briefs an die Romer; aus den hiſtoriſchen Darſtellungen u. ſ. w. Brieg. 1803. b) Auszug aus dem ſchriftſtelleriſchen Charakter und Werth des Johannes, von *J. D. Schulze.* c) Errettung und Veredlung durch den Meſſias nach Pauli Briefen; aus der reinen Auffaſſung des Urchriſtenthums. 3) Fortſetzung des Auszugs aus dem obengenannten plankiſchen Werke. 4. a) der Tod Jeſu als Dogma; aus der hiſtoriſchen Darſtellung. b) Ob die Vaterliebe Gottes oder die Erlöſung durch einen blutigen Mittlertod die Grundlehre Jeſu ſey? aus: Sammlung abweichender Vorſtellungen der neuteſtamentl. Schriftſteller über einen und denſelben Gegenſtand. Leipzig. 1804. c) Wie verhält ſich die Lehre Jeſu von der ewigen Verdammniſs zur Lehre ſeiner Apoſtel hievon? ohne Angabe der Quelle. 5) Fortſetzung des Aufſatzes: Uber formale, materiale und gemiſchte Moralprincipien. 6. a) Probe einer muhammedaniſchen Katechismuserklärung. Muhammedaniſch-türkiſches Glaubensbekenntniſs mit dem neueſten Commentar deſſelben; aus Riſſalei Bergmoi. Scutari. Im Jahr der Hedſchra 1218, d. i. 1803. 86 S. 8. A. L. Z. 1804. No. 143. b) Zur Beförderung der Predigten nach den Grundſätzen der reinen Sittenlehre; aus dem Pred. Journ. für Sachſen. 7) Uber die apoſtoliſchen Kirchengeſetze, *Canones apoſtolici.* Ohne Angabe des Vfs.

Es ſind bereits Fortſetzungen dieſes Werkes erſchienen, welche wir zu anderer Zeit anzeigen werden. Hf.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. *Neuſtadt a. d. Orla*, b. Wagner: *Pauli Apoſtoli Epiſtola ad Philippenſes graece*, ex recenſione Griesbachiana nova verſione latina et annotatione perpetua illuſtrata a. *M. I. G. Am-Ende*, Paſtore et Superintendente apud Neuſtadienſes. *Editio altera.* 1808. 140 S. 8. (12 Gr.) Da Rec. die *erſte* Ausgabe nicht mit der gegenwärtigen vergleichen kann: ſo weiſs er auch nicht anzugeben, ob, und wie ſich beide von einander unterſcheiden. Geſetzt aber, daſs an dieſer Ausgabe weiter nichts neu ſeyn ſollte, als das Titelblatt: ſo dürfte doch daraus für das Publicum wahrſcheinlich kein Nachtheil zu beſorgen ſeyn, indem wohl ſchwerlich ein Beſitzer der erſten Ausgabe ſich die zweyte, welche keine Veränderungen verſpricht, anſchaffen wird; und thate es einer, ſo hatte er ja das unbezweifelte Recht, die ſogenannte zweyte Ausgabe ſogleich zurückzugeben.

Das Buch ſelbſt aber verdient unſtreitig in die Hände aller Freunde der exegetiſchen Literatur zu kommen, und als ein guter Beytrag zur Erklarung eines wichtigen, nicht überflüſſig erklarten apoſtoliſchen Briefes aufgenommen zu werden. R.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JUNIUS, 1809.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

Paris, b. Rondonneau u. Collin: *Supplément des codes Napoléon et de procédure civile, ou Recueil des Sénatus-consultes, des Lois, des Décrets impériaux, des Avis du Conseil d'Etat, des Circulaires et Instructions ministérielles, contenant des explications de ces deux codes, ou des moyens d'exécution des articles qui présentaient des difficultés dans leur application.* Publiés depuis l'an XI. Réunis et mis en ordre par *L. Rondonneau*, propriétaire du dépôt des lois. Janvier 1808. 261 S. 8.

Das *Dépôt des lois*, aus welchem diese Supplemente zu den in dem Titel genennten Gesetzbüchern hervorgingen, ist das Privetunternehmen eines thätigen Buchhandlers, des verstorbenen *Baudouin*, und eine sehr interessante und nützliche Anstalt. Baudouin kaufte im Jahr 1793 alle Niederlagen von gedruckten Quellen der Jurisprudenz, die sich zu Paris fanden, zusammen, und vereinigte so eine in ihrer Art einzige, vollständige Sammlung der französischen Gesetze und Rechte von dem Jahre 1200 an, die nun in ganzen Sammlungen oder im Einzelnen zu kaufen sind. Irrt aber Rec. nicht: so wurde die einzige, damals zusammengebrachte, ganz vollständige Sammlung, dergleichen selbst in den Staatsarchiven nicht zu finden war, vor einigen Jahren an die Regierung verkauft, und gegenwartig sind nur theilweise Sammlungen zu haben. Es war aber schon vor einiger Zeit davon die Rede, dass die officielle Sammlung der Verordnungen der capetinischen Könige von Lauriere, Secousse und Brequigny, welche unter dem Namen *Ordonnances du Louvre* bekannt ist, unter Aufsicht der Regierung ferner fortgesetzt werden soll, welches allerdings zu wünschen wäre, da der im J. 1790 erschienene 14te letzte Band dieses wichtigen Werkes nur bis zum Jahre 1460 reicht.

Mit jenen Quellensammlungen waren auch eine Menge doctrineller juristischer Werke an Boudouin gekommen, welcher sie nun nicht allein mit in seinen Buchhandel brachte, sondern auch ein *Cabinet de lecture* eröffnete, das täglich dem Publicum offen ist, und worin sich nach der vor uns liegenden Anzeige seines Nachfolgers Rondonneau findet: 1) eine Sammlung der alten und neuen Gesetze, sowohl nach der Zeitfolge, als nach den Materien geordnet; 2) eine Sammlung von Berichten, Abstimmungen, Reden und historischen Aufsätzen aus der Revolution; 3) eine grosse Menge juristischer Werke; 4) eine Auswahl der besten Werke aus anderen Wissenschaften und der schönen Literatur; 5) eine vollständige Emigrantenliste, und 6) die vornehmsten historischen, literarischen und juristischen Zeitschriften. Es ist ferner ein *Cabinet de consultation* mit dieser Anstalt verbunden, worin täglich auf mündliche oder schriftliche Anfragen rechtliche Gutachten ertheilt werden, und endlich wurde seit dem Jahr 13 (1804) eine (nunmehr mit *Sirey's Jurisprudence de la Cour de cassation* vereinigte) *juristische Zeitschrift* unter dem Titel: *Correspondance du dépôt des lois* herausgegeben, wovon wir unten eine eigene Anzeige liefern.

Aber auch als Verlagshandlung hat sich diese Anstalt seit ihrer Errichtung um das französische Recht wirklich verdient gemacht. Baudouin war nach und nach *Imprimeur de l'assemblée nationale, de la convention nationale, du corps législatif* und ging als *Imprimeur du Tribunat* mit in die jetzige Regierungsform über. In seinem Verlage erschienen unter anderen die Sammlungen der Gesetze und Decrete seit 1789 bis 1799, auf welche wir ebenfalls in diesen Blattern zurückkommen werden. Wenn er durch den jetzigen Eigenthümer Rondonneau ersetzt wurde, ist dem Rec. unbekannt, Indessen Rondonneau setzt die rühmlichen Bemühungen seines Vorgängers für die Cultur des französischen Rechts eifrig fort. Aber es scheint auch in Frenkreich manches Unternehmen zu gedeihen, welches diesseits des Rheines schwerlich zu Stande käme. Oder welcher deutsche Buchhändler möchte es wohl in der jetzigen Zeit wagen, eine Uebersetzung des *ganzen* justinieneischen Gesetzes noch dazu in zwey Ausgaben zu gleicher Zeit drucken zu lassen, wie *Hulot* in 8 Quartbänden und 38 klein Octavbänden von den Institutionen und Pandekten geliefert, und *Tissot* von dem Codex im *rondonneau*'schen Verlage angefangen hat.

Auch das vorliegende Werk ist aus der Interessenten Anstalt des *dépôt des lois* hervorgegangen, und verdient den Namen eines sehr nützlichen. Es liefert, wie schon der ausführliche Titel besagt, diejenigen Gesetze, das bürgerliche Recht und den bürgerlichen Process betreffend, welche nach Erscheinung der beiden Gesetzbücher gegeben wurden, und als nothwendiger Anhang derselben zu betrachten sind. Zwar werden dieselben schon durch das *Bulletin des lois* in die Hände aller öffentlichen Behörden, so wie durch den Moniteur zur Kenntniss eines anderen grosen Theils des Publicums gebracht, werden auch in dem *dépôt des lois* auf einzelnen Blättern abgedruckt und verkeuft: allein jene Sammlungen sind schon durch ihre Einrichtung zum Ge-

Digitized by Google

brauch allzu unbequem; das *Bulletin des lois* liefert blofs den Text der Gefetze, ohne die Motifs, und das Nachkaufen einzelner Blätter hat auch feine Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten. Es war daher ein fehr natürlicher Gedanke, lieber von Zeit zu Zeit einen Supplementband zu den beiden genannten Gefetzbüchern drucken zu laffen, der fich auch im Format an die meiften Ausgaben, wenigftens an die officiellen in 4. 8 und 12 anfchlofs; mit dem Texte der Gefetze auch die authentifchen Commentare derfelben, die von den Rednern des Staatsraths dem gefetzgebenden Corps vorgetragenen Motifs, zu verbinden; auch die in dem *Bulletin des lois* nicht anzutreffenden miniferiellen Inftructionen über die Anwendung mancher Gefetze hinzuzufügen.

Das vorliegende Werk ift denn der erfte diefer Supplementbände zu dem bürgerlichen Gefetzbuche und der Procefsordnung. Es hält in zweyerley Rückficht mehr, als der erfte Anblick verfpricht, indem er *erftens* auch diejenigen Gefetze liefert, welche vor Erfcheinung jener beiden Gefetzbücher, oder mit ihnen promulgirt wurden, und mit denfelben in Verbindung ftehen, *zweytens* auch manche in das Staatsrecht, die Staatsverwaltung und andere Difciplinen gehörige Verordnungen mit aufgenommen hat. So wie das erfte nothwendig war, fo läfst fich auch gegen das zweite wenig erinnern, da die Grenzen der verfchiedenen Theile der Gefetzgebung doch nie fo fcharf abgeftecht werden können, dafs nicht auch der blofse Civilift oft die mitgetheilten Verordnungen benutzen müfste.

Die Sammlung fängt an vom 25 Ventofe XI (13 May 1803), und läuft in chronologifcher Ordnung fort bis zum 16 September 1807, oder bis zum Schluffe der Herbftfeffion des gefetzgebenden Corps von jenem Jahre. Sie enthält aus diefer Periode 17 Gefetze im eigentlichen Sinne, 23 kaiferliche Decrete, 22 Gutachten des Staatsraths, 12 miniferielle Inftructionen und Circulare, meiftens nur im Auszuge, und 2 Senatus-Confulte.

Freylich find manche diefer Verordnungen von einem nur momentanen und ganz individuellen Intereffe, wie die Befchlüffe der Regierung, wodurch die Prinzen Ernft und Ludwig Engelbrecht von Arenberg ihre fürftliche Würde gegen das franzöfifche Bürgerrecht vertaufchten (S. 63); das kaiferliche Decret, wodurch die Ehe des Prinzen Jerôme Bonaparte, auf eine von Madame, der Mutter des Kaifers, eingelegte Proteftation, weil folche ohne ihre Einwilligung und ohne öffentliches Aufgebot gefchloffen worden, annullirt wurde; die Erhebung des Marfchalls Lefebvre zum Herzog von Danzig u. f. w. Ihre Zahl ift indeffen zu gering, als dafs fich über ihre Aufnahme mit dem Herausgeber rechten liefs. Dagegen fehlen doch manche Gefetze und andere Verordnungen, welche als nothwendige Ergänzungen des bürgerlichen Gefetzbuchs und der Procefsordnung *nicht* fehlen follten, z. B. das Gutachten des Staatsraths vom 11 Prärial XII über die Ehefcheidungen der Emigranten oder Abwefenden; das Decret vom 24 Meffidor XII über Leih- und Pfand-Häufer; das Decret vom 9 Brumäre XIII über die Benutzung der Gemeindegüter; das Decret vom 1 Germ. XIII über das Eigenthum der ungedruckten Schriften eines Verftorbenen; des Staatsraths Gutachten vom 26 Fructidor XIII über die Zeit, von welcher an die zurückgekehrten amneftirten Emigranten gültige Verträge fchliefsen können; das Decret vom 4 Ergänzungstag XIII über die Theilung der Gemeindegüter; das Gutachten des Staatsraths vom 16 Frim. XIV über die Hut und Trift; das Decret vom 10 Febr. 1806 über die Ferien der Gerichtshöfe; das Gefetz vom 25 März 1806 über die Beytreibung der Foderungen der Ammen zu Paris; das Decret vom 25 Jul., wodurch die Entfagungen des regierenden Herzogs Ludwig Prosper von Arenberg auf die Güter feiner Familie in Frankreich wieder aufgehoben wurden; das Decret vom 20 Sept. über die Errichtung einer Commiffion der Bittfchriften an den Kaifer; das Decret vom 23 Sept. über die Atteffe für diejenigen Penfionärs, welche fich nicht in den Wohnort des dazu beftellten Notars begeben können; das Decret vom 25 Nov. über das Eigenthum der Erfindungen; vornehmlich aber die Decrete vom 16 Febr. 1807 über die Sporteln der Gerichtsperfonen, Advocaten und Procuratoren und deren Liquidation, welche letztere zwar manchen Ausgaben der Procefsordnung beygedruckt find, aber doch bey den officiellen gerade vermifst werden.

Um nun von dem Inhalte diefer Nachträge zum bürgerlichen Gefetzbuche ein Wort zu fagen: fo find zur Zeit fehr wenige Ergänzungen nöthig gefunden worden. Einige der hier gelieferten Verordnungen find blofs tranfitorifch, und beziehen fich auf den Übergang aus dem vorigen Recht in das durch den Code Napoleon begründete, wie die Gefetze über die Adoptionen, Ehefcheidungen und die Rechte der natürlichen Kinder vor Promulgation der hieher gehörigen Titel des Code Napoleon. Das in dem *Code civil* noch fehlende Gefetz vom 21 Ventofe XII über die *Actes respectueux* (S. 15), ift fchon in den Code Napoleon aufgenommen (Art. 152—157), und hätte alfo auch wegbleiben können; die Arbeiten des gefetzgebenden Corps vom J. 1807 befchränken fich in Anfehung des bürgerlichen Rechts blofs auf 6 Gefetze über die Hypothekenverfaffung, den gefetzlichen Zinsfufs, die Verhaftung der Ausländer wegen Schulden, und die authentifche Erklärung der Gefetze, welche durch den Staatsrath in Form einer adminiftrativen (Regierungs-) Verordnung eintreten mufs, fobald zwey Urtel in einer Sache aus denfelben Gründen vom Caffationsgerichte caffirt worden find, und das dritte Urtel dennoch wieder eben fo ausfällt.

Hr. *R.* verfprach, alle Jahr einen ähnlichen Supplementband zu liefern, und da der von dem J. 1809 fchwächer feyn würde, in einem zweyten Abfchnitte eine fyftematifche Überficht der Befcheide, wodurch der Caffationshof und die Appellationshöfe die beftrittenften Rechtsfragen aus dem Code Napoleon, der bürgerlichen Procefsordnung und dem Handelsgefetzbuch entfchieden haben würden, zu geben. Ein Verfprechen, deffen Erfüllung allerdings nützlich feyn würde. S — d.

PARIS, b. *Rondonneau: Correspondance du dépôt des lois, sur la legislation, l'administration et*

la jurisprudence. An 1808. I Sem. 280 S. II Sem. 276 S. 4.

Dieſes Journal wurde im J. XIII (1804) im Verlage des *Dépôt des lois*, von welchem wir in vorſtehender Anzeige Nachricht gegeben haben, angefangen. Die Herausgeber haben ſich nicht genannt. Seit dem Julius 1807 erſchienen davon monatlich 6 Stücke, jedes von einem Bogen; die vorhergegangene äuſsere Einrichtung iſt dem Recenſenten, welcher nur den letzten Jahrgang vor ſich hat, unbekannt. Nach den wiederholten Anzeigen des Verlegers aber beſtehet dieſe ältere Sammlung aus 3 Bänden in 4. Mit dem 1 Jan. 1809 hat ſie abermals eine neue Einrichtung erhalten, indem ſie mit der von Hn. *Sirey*, Advocaten bey dem Caſſationshofe, in monatlichen Heften herausgegebenen: *Jurisprudence de la Cour de cassation ou Journal général des lois et arrêts en matière civile, criminelle et commerciale* (wovon den 1ſten jedes Monats ein Heft von 10 Bogen in 4. erſcheinen ſoll) vereinigt worden iſt.

Der Zweck dieſer Zeitſchrift geht ſowohl auf die Geſetzkunde, als auf die doctrinelle Bearbeitung des Rechts. In dem erſten Theile jedes Blattes wurde bisher unter der Rubrik: *Legislation et administration*, von den neuen Geſetzen, Decreten der Regierung, von den Gutachten des Staatsraths, ſo wie von den miniſteriellen Inſtructionen Nachricht gegeben, in dem zweyten aber unter der Rubrik: *Jurisprudence*, mancherley Puncte der Theorie und Praxis bald mehr bald weniger ausführlich abgehandelt. Im Ganzen wird dieſe Einrichtung auch in der Zukunft beybehalten werden, und indem ſo die drey Seiten der Rechtswiſſenſchaft, Geſetzkunde, Doctrin und Gerichtsbrauch, in einer Zeitſchrift immer verbunden werden, mufs dieſe an theoretiſchem Intereſſe und praktiſcher Wichtigkeit noch mehr gewinnen.

Der vor uns liegende Jahrgang der *Correspondance du dépôt des lois* beginnt mit einer ſyſtematiſchen Darſtellung der Fortſchritte, welche die Geſetzgebung und Verwaltung des franzöſiſchen Reichs unter Napoleon Bonaparte als erſtem Conſul und Kaiſer vom 18 Brumaire VIII bis zum 1 Januar 1808 gemacht haben. Allerdings ein intereſſantes und reiches Thema, in flüchtigen aber ſicheren Umriſſen ausgeführt, welche keinen Auszug zulaſſen. Überall ſind die Hauptverordnungen angeführt, und ſo kann dieſe Darſtellung zugleich als encyklopädiſche Überſicht der geſammten neueren franzöſiſchen Geſetzgebung betrachtet werden. Auch das Jahr 1808 bietet eine fruchtbare Erndte legislatoriſcher Arbeiten dar. Ein neuer *Adel* von doppelter Art, als perſönlicher Amtsadel und als erblicher Gutsadel, wurde durch die beiden kaiſerlichen Statuten vom 1 März errichtet, und durch das organiſche Senats Conſult vom 2 Februer eine neue hohe Reichswürde, des Gouverneurs jenſeits der Alpen, ſtiftet; am 17 März erſchien das ausführliche Decret über die Organiſation der kaiſerl. *Univerſität*, wozu noch das Decret vom 17 Sept. gehört; die Organiſation der *Gerichte* wurde durch die Errichtung eines Corps von *Juges auditeurs* bey den Appellationshöfen vermöge des kaiſerl. Decrets vom 16 März, und durch das Decret vom 30 März über die Policey und die Diſciplin der Gerichtshöfe und Tribunale vervollkommnet; die franzöſiſche *Reichsbank*, welche ſich immer mehr zur wahren Nationalanſtalt ausbildet, erhielt durch das weitläuftige Decret vom 16 Januar ihre Statuten (gerade dieſs intereſſante Decret iſt ſeiner Länge wegen nicht mit abgedruckt worden), und durch ein Decret vom 18 Mey wurden ihre Diſconto-Comptoirs, die ſie durch das ganze Reich in jeder bedeutenden Handelsſtadt haben ſoll, organiſirt; der *Caisse d'amortissement* wurde durch das Decret vom 11 Sept. ein beſtimmter Geſchäftsgang vorgeſchrieben (beſonders iſt die Beſtimmung des Art. 25, dafs immer zwey Jahre nach dem Schluſſe der jährlichen Rechnungen alle Belege derſelben verbrannt werden ſollen), die wohlthätige Stiftung der *Soeurs Vatelottes*, deren Zweck die Erziehung junger Mädchen iſt, wurde durch das Decret vom 3 Aug. wieder hergeſtellt, und ihrer Verbindung Statuten ertheilt. (Es werden nur unverheyrathete Perſonen, keine Wittwen, darin aufgenommen; ſie müſſen in klöſterlicher Zucht leben, können aber am Ende des Schuljahres austreten, und behalten Eigenthum und Verwaltung ihres Vermögens. Der Centralſitz ihrer Verbindung (Mutterſchule) iſt zu Nancy, wo eine Generaldirectrice, eine Gehülfin und eine Aufſeherin der Zöglinge das General-Conſeil ausmachen. Sie ſcheinen beſtimmt, die ſehr vernachläſſigte weibliche Erziehung durch ganz Frankreich zu übernehmen. Penſionäre dürfen ſie nicht annehmen.) Über die Abſchaffung der *Betteley* (bisher waren förmliche Päſſe zum Betteln ertheilt worden) erſchien am 5 Jul. ein ausführliches Decret. (In jedem Departement ſoll ein Armenhaus angelegt werden, auf gemeinſchaftliche Koſten des öffentlichen Schatzes, des Departements und der Städte, und Jeder, der als Bettler in dem Departement betreten wird, ſoll ergriffen und dahin abgeliefert werden.) Die kirchliche Verfaſſung der *Juden* wurde durch das Decret vom 17 März regulirt, und dem Wucher, deſſen ſie ſich hauptſächlich im Elſafs ſchuldig gemacht hatten, durch ein anderes von eben dem Tage enge Schranken geſetzt. (In Deutſchland, wo die Gleichſtellung der Juden mit anderen Bürgern ſehr an die Tagesordnung kommt, mag man ja dieſs wichtige Decret nicht aus den Augen verlieren.) Ein eignes Reglement über die *Jagd* in den kaiſerl. Forſten findet ſich in No. 62.

Alle dieſe Einrichtungen gingen als bloſse Gegenſtände der Verwaltung lediglich von der Regierung aus. Dem geſetzgebenden Corps wurden in ſeiner dieſsjährigen Sitzung nicht weniger wichtige Verordnungen zur Sanction vorgelegt. Durch ein Geſetz vom 5 Nov. wurde das Privilegium des Fiscus wegen der directen Abgaben beſtimmt; im Geſetz vom 12 Nov. wurde der Art. 2210 des Code Napoleon abgeändert, und durch das Geſetz vom 15 Nov. der Abſchätzung unbeweglicher Güter zum Behuf der von einer Eigenthums-Veränderung zu erhebenden Einſchreibgebühren (die von $\frac{1}{4}$ bis zu 5 Procent ſteigen) genauere Regeln vorgeſchrieben. Aber das wichtigſte Werk dieſer Seſſion war die neue *Criminal-Proceſs-Ordnung*, *Code d'instruction criminelle*, deren Sanction jedoch in das Jahr 1809 fällt.

Dieſs wäre das Wichtigſte aus dem legislativen Theile dieſer Zeitſchrift. Der doctrinelle Theil beſteht

theils in Entscheidungen einzelner Rechtsfragen; theils in kleinen Abhandlungen. Die Ordnung ist, wie es wohl nicht anders seyn kann, sehr zufällig. Die Fragen werden kurz gefafst, die Antwort mit Ja oder Nein, die Gründe eben so kurz angegeben, und mit der Entscheidung eines oder mehrerer Tribunäle belegt. Es ist also mehr das *Usuelle*, was man in diesen *quaestionibus forensibus* findet, als eigentliche *Theorie*. Nur in Beziehung auf das *Handelsrecht* ist eine Ausnahme gemacht, indem die den *Code de commerce* betreffenden Artikel häufiger theoretische Bemerkungen enthalten, z. B. die Abhandlung über die *Schiffe*, deren Eigenthum, Verpfändung u. s. w. (welche von No. 40 an durch 12 Nrn. fortgesetzt ist); über die *Prisen* (N. 54), über die Besetzung der *Handelsgerichte* (N. 84) und deren Competenz (N. 90) u. s. w. Doch sind auch aus den übrigen Zweigen der Rechtswissenschaft einige theoretische Abhandlungen aufgenommen, z. B. über die *Policey* und ihr Ressort (N. 61), den *Appel comme d'abus* (N. 66), den Widerruf der *Testamente* durch ein zweytes, wegen Mangel der Förmlichkeit ungültiges Testament (N. 66), über die Wirkung einer nichtigen Substitution auf die Institution (N. 70), über herrenlose Güter, *épaves* (N. 76), über die Frage: ob schwangere Weiber Schulden halber verhaftet werden können (N. 93) u. s. w.

Es geht schon aus dieser oberflächlichen Anzeige hervor, dafs diese Zeitschrift keine unbedeutende Materialiensammlung zur Ausbildung des französischen Rechts enthalt. Sie ist, da die Entscheidungen der aufgeworfenen Fragen, wie oben bemerkt wurde, fast immer mit Bescheiden der Appellationsgerichtshöfe oder des Cassationshofes belegt werden, ein treuer Spiegel der Praxis, und liefert in der Menge von Rechtsfällen (der vor uns liegende Jahrgang enthält über 600 Entscheidungen der höheren Gerichtshöfe) einen reichhaltigen Stoff zur wissenschaftlichen Bearbeitung der neuen französischen Gesetzbücher. Für den Ausländer sind Werke dieser Art unentbehrlich, wenn er tiefer in den Geist dieser interessanten Gesetzgebung eindringen will, indem er dieselbe aus ihnen erst in ihrem eigentlichen Leben kennen lernen kann. Manche Bestimmung bekommt in der Anwendung einen ganz anderen Sinn, als der todte Buchstabe zu haben scheint, wodurch sich denn mancher ansscheinende Widerspruch, manche Lücke löst und ergänzt. Zugleich ist es interessant, daraus zu erfahren, welche Rechtsfragen die höheren Gerichte vorzüglich beschäftigen, und es zeigen sich dabey manche Schwierigkeiten in der Anwendung, von welchen die blofse Theorie keine Ahndung hat. So ergiebt sich unter anderen, wie schwer es ist, die richtige Grenze zwischen der Anwendung der alten und neuen Gesetze zu finden, denn ein grofser Theil der hier abgehandelten Rechtsfälle dreht sich lediglich um die Frage, in wie weit die zur Sprache gekommenen Rechtsverhältnisse, obschon vor Promulgation der neueren Gesetze geknüpft, dennoch nach denselben beurtheilt werden müssen. Sonst mögen Hypotheken, Testamente, und die Verhältnisse der Eheleute die Gegenstände seyn, welche die meisten Processe veranlassen, nachdem durch die Abschaffung des Lehnwesens, der Hut- und Trifft-Gerechtigkeiten (wenigstens gröfstentheils), der Bann- und Zwangs-Gerechtigkeiten, der Fideicommisse, die Quellen einer grofsen Menge anderer Streitigkeiten verstopft sind. Mit dem Geiste der französischen Praxis kann man nicht immer zufrieden seyn. Es fehlt nicht an geltenden Sätzen (was man *jurisprudence constante* nennt), die wohl einer Berichtigung aus höhern Standpuncten bedürften, und an, wenigstens scheinbaren, Widersprüchen dieser *jurisprudence constante*. So ist es z. B. angenommen, dafs der Ehebruch durch Briefe und andere Anzeigen einer unerlaubten Leidenschaft bewiesen werden könne, und die Gerichtshöfe erkennen auf den Grund derselben die Ehescheidung (No. 45); hingegen die erwiesene Ansteckung mit einem venerischen Übel, woraus doch in der Regel ein unerlaubter, unzüchtiger Umgang noch weit sicherer geschlossen werden kann, soll für den unschuldigen Theil, auch nicht für den Ehemann, den doch jede Untreue der Frau zur Scheidung berechtigt, kein rechtmäfsiger Grund zur Ehescheidung seyn. (No. 63.) Ferner werden (No. 87) zwey Erkenntnisse angeführt, deren eines wegen Nichterfüllung eines Eheversprechens auf Entschädigung für den anderen Theil (und zwar sowohl wegen gehabten Verlustes als entbehrten Gewinnes, *dommages-intérêts*) erkannte, das andere die Klägerin mit einer solchen Foderung abwies. So wird (N. 92) d. Frage: Ob der aus der Emigration entspringende bürgerliche Tod dem Emigrirten die Befugnifs entzog, gemeinrechtliche Verträge (*tous les contrats, qui derivent du droit naturel et des gens*) mit voller rechtlicher Wirkung zu schliefsen? von dem Cassationshofe bejahend entschieden, und dennoch in einem anderen Bescheide desselben höchsten Gerichts die Ehe eines Emigranten, die er während seiner Emigration im Auslande geschlossen hatte (wohin sich doch die Folgen des bürgerlichen Todes gar nicht erstrecken konnten, und nach dessen Gesetzen jene Ehe allein zu beurtheilen war) sogar auf seinen eigenen Antrag für nichtig erklärt. (No. 93.) Allein es geht überhaupt durch die ganze französische Gesetzgebung und Praxis eine ganz eigene Verachtung der auswärtigen Rechtsverfassungen, welche sich, wie in vielem anderen, in dem Bestreben ausspricht, auswärtige Erkenntnisse, auswärts geschlossene Verträge, auswärts aufgenommene Urkunden als ungültig und nichtig zu behandeln. Belege lassen sich dazu in allen Zweigen der Gesetzgebung, wie in allen praktischen und theoretischen Schriften Frankreichs mit leichter Mühe in grofser Menge sammeln. Etwas liegt offenbar in den langsamen Formen des deutschen rechtlichen Geschäftsganges (den preussisch. Civilproceis etwa ausgenommen) und der Unbehülflichkeit mancher deutscher Behörden, die sich besonders bey den häufigern Berührungen, die die letzten Kriege zwischen beiden Nationen herbeyführten, in manchem schneidendem Contraste auffallend zeigten. Aber der Hauptgrund jener Geringschätzung, die wir Deutsche mit dem Übermafse des Gegentheils zu erwiedern gewohnt sind, liegt freylich tiefer; es ist aber hier der Ort nicht, dies weiter aus einander zu setzen.

Es sollten in dem vorliegenden Journale auch bibliographische Notizen und Kritiken geliefert werden. Wie aber Kritik überhaupt nicht die Sache der transrhenanischen Juristen heutiger Zeit ist: also beschränkt sich jener Theil auf unbedeutende Buchhändler-Ankündigungen weniger Werke. S—d.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 JUNIUS 1809.

MEDICIN.

Leipzig, b. Köhler: *Angiectasie, ein Beytrag zur rationellen Cur und Erkenntnifs der Gefäfsausdehnung*, von *Carl Ferd. Gräfe*, d. Arzneyk. u. W. Ar. Dr., herzogl. anhalt-bernb. Hofrath, wirkl. Leibarzt u. Vorsteher des herzogl. Hospitals zu Ballenstädt. Mit 4 Kupfert. 1808. II u. 88 S. gr. 4. (1 Rthlr. 4 gr. Auf Schweizerpap. geglätt. m. ill. K. 3 Thlr. 4 gr. Auf Schreibp. m. col. K. 2 Thlr. 12 gr. Auf Druckp. die Kupf. auf Schweizerp. 1 Thlr. 12 gr.)

Unter diesem Titel übergiebt Hr. G. dem Publicum „eine deutsche, durch manche Veränderungen und durch die hinzugekommenen Kupfertafeln vervollkommnete Ausgabe seiner im J. 1807 in Leipzig erschienenen akademischen Probeschrift: *De notione et cura angiectaseos labiorum etc.*" Den Vf. veranlafste nämlich „die Beobachtung einer eigenthümlichen Krankheitsart" (einer Lippengeschwulst an einem Knaben von 14 Jahren) „genauere Untersuchung derselben, und der Mangel ihrer richtigen Exposition, ja ihrer Erwähnung in den ärztlichen Schriften, Fälle derselben zu sammeln. Und da diese Affection die Lippen vorzugsweise ergreife, da sie an denselben (immer?) verkannt, von mehreren für Lippenkrebs gehalten worden sey: so beschlofs er, sie an diesen Theilen mit der gröfsten Treue und möglichsten Ausführlichkeit zu schildern, und sich die Mittheilung ihrer Erkenntnifs, verbunden mit erleichterter und gewisserer Heilung durch verbesserte Bandagen, besonders zur Pflicht zu machen."

Dafs nun der Vf. dieser Aufgabe in einem nicht geringen Grade Genüge geleistet habe, und dafs daher diese fleifsig gearbeitete, und, wegen der Reichhaltigkeit an Materien, keines Auszugs fähige Schrift wirklich als ein schätzbarer Beytrag zur rationellen Erkenntnifs und Behandlung der Gefäfsausdehnungen angesehen werden könne: dafür glaubt Rec. den Hauptinhalt der 12 Abschnitte derselben als den kürzesten und sichersten Beweis anführen zu können.

Der erste Abschnitt enthält: anatomisch-physiologische Betrachtung der Gefäfshäute, in Bezug auf ihre Contractiv- und Expansiv-Kraft; der zweyte: dynamische Abweichungen der Contraction und Expansion der Gefäfse, sichtbar im verletzten Normaldurchmesser derselben; der dritte: organische Abweichungen der Gefäfse vom Normaldurchmesser; der vierte: Diagnose der Gefäfsausdehnungen; der fünfte: Differenzen derselben; der sechste: Tabelle vorgekommener Angiectasieen; der siebente: Aetiologie der Gefäfsausdehnungen; der achte: Cur der Angiectasie im Allgemeinen; der neunte: Prognose bey Angiectasieen; der zehnte: Telangiectasie beider Lippen (die ausführliche Beschreibung jener Lippengeschwulst, der eigentlich diese Abtheilung ihr Daseyn verdankt, nebst deren Operation und Heilung, durch welche sich der Vf. zugleich als denkenden und gewandten Wundarzt beurkundet); der eilfte: Zusammenstellung einiger Telangiectasieen des Angesichtes; und der zwölfte endlich: Bandagen. Zuletzt folgt die Erklärung der Kupfertafeln. Blofs von der, vom Vf. im ersten Abschnitt geäufserten Meinung: dafs die innere (eigentlich von innen nach aufsen zweyte) faserichte Muskelhaut der Gefäfse vorzugsweise von der Contractivkraft, als einer belebten [?] Kraft, beherrscht werde, die äufsere Zellhaut aber, als deren Ausdehnbarkeit sich auf Elasticität [?] gründe, und folglich noch nach dem Tode fortdauern könne, als Antipode von jener auftrete, will Rec. bemerken, dafs er darin aus leicht erweislichen Gründen mit dem Vf. eben so wenig übereinstimmen könne, als in der hierauf gebauten Erklärung der sogenannten todten Einsaugung, dafs dieselbe nämlich „durch Erweiterung der Lymphgefäfse mittelst der freyern Wirksamkeit ihrer elastischen Zellhaut, über die, ihrer Lebenskraft beraubte Faserhaut," vor sich gehe; wenigstens so lange nicht, als er es noch für unerwiesen achten mufs, dafs mit dem Verschwinden der Lebensäufserungen in den höhern Systemen des Organismus, zugleich auch alles Leben und alle lebende Wirksamkeit in den niederen Systemen, und folglich auch in dem Lymphsysteme getilgt und erloschen sey.

Da übrigens der Vf. eine *deutsche* Ausgabe seiner Probeschrift liefern wollte: so hätte derselbe auch billig mehr darauf Bedacht nehmen sollen, dem deutschen Texte weniger fremde Wörter einzumischen, als wirklich geschehen ist. — So dürfte diese Schrift auch hin und wieder, durch Benutzung von *Scarpa's* Werk über die Pulsadergeschwülste, noch gewonnen haben. — Die von Hn. *G* unternommenen Verbesserungen der, von *Stückelberg* beschriebenen, vereinigenden Binde scheinen Rec. vollkommen zweckmäfsig, so, dafs er dieser verbesserten Binde durchaus vor allen bisher gebräuchlichen den Vorzug zugesteht. Die Kupfertafeln stellen das zur Sache Gehörige gut dar. — Möge es Hn. *G.* in seinem jetzigen Wirkungskreise nicht an Gelegenheit und Mufse gebrechen, uns recht oft mit ähnlicher Ausbeute zu erfreuen!

— + —

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch's Wittwe: *Alphons Leroy's Heilkunde für Mütter, oder Kunst Kinder zu erziehen und zu erhalten.* Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Dr. *Chr. Ph. Fischer*, H. hildb. Hofrath und ersten (m) Leibarzt. 1805. XXXI u. 448 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

In diesem Buche weht ein nach Freyheit ringender Geist; aber dieser Geist ist noch unausgebildet. Heterogene Elemente durchkreuzen sich noch, ohne schon zum festen, reinen Ganzen gediehen zu seyn. Die verschiedenen Gegenstände sind mehr in abgerissenen Sätzen, in Maximen aufgestellt, deren einige grosse, neue, fruchtbare Gedanken, andere halbwahre Behauptungen, andere unhaltbare Paradoxieen, andere wahre Spielereyen, und noch andere alte schädliche Thorheiten enthalten. Beyspiele werden dies erläutern. Der Vf. räth (S. 31), die Schneide der Messer und Scheeren zur Trennung der Nabelschnur, und um die Beschneidung zu verrichten, *mit Öl* oder Fett *zu bestreichen*, weil sich Rosttheilchen an der Schneide befänden, die dadurch unschädlich würden; und so solle man auch bey Operationen an älteren Personen verfahren (!) (Der Vf. konnte noch nichts von *Faust's* Empfehlung des Öls zu dieser Absicht wissen.) — Er lässt Kälte, starke Bewegung, starkes Licht die ersten 9 Tage bey dem Kinde vermeiden (!). Wenn man das Kind (S. 35) nicht durch Wickelbänder einschnürt: so verliert es kein Blut aus dem abgeschnittenen Nabelstrange, dergleichen aber sogleich selbst aus der unterbundenen Nabelschnur drang, als der Vf. die Brust eines neugebornen Kindes mit beiden Händen drückte und so das Athemholen erschwerte (!!) — Er räth (S. 37), in die unteren Theile der Brust ölige und gewürzhafte Einreibungen zu machen, um bey Neugebornen das Einathmen zu unterstützen und zu befestigen. (Unnütze Spielerey.) Er glaubt noch (lächerlicher Weise), dass es möglich sey (S. 39), dass ein im Schafwasser eingeschlossenes Kind Geschrey von sich geben könne. — Gerechter Eifer gegen das Wickeln (S. 43), welches also auch noch in Frankreich nicht abgeschafft ist. — Je früher das Kind zum Säugen gleich nach der Geburt angelegt wird (S. 55), desto leichter bilden sich die Warzen, öffnen sich die Milchröhrmündungen, wird das Milchfieber verhindert, und das Kind durch die laxirende erste Milch vom Kindspeche befreyt (!) Nur bey altmilchigen Ammen ist etwa ein Abführungsmittel nöthig (!) — Und gleich darauf (S. 56) behauptet er, ein neugebornes Kind brauche in 3. 4 bis 5 Tagen keine Nahrung zu bekommen, nur etwas Zuckerwasser und dann zum Abführen Rhabarbersaft. (Welche Widersprüche!) — Es sterben jährlich 25000 neugeborene Negerkinder in den französischen Kolonieen durch Vernachlässigung (!) — Die Kinder sollen wohl warm bedeckt werden, aber auf einem *harten* Lager (S. 60) liegen (?) — Entfernung des Neugeborenen (S. 64) von starkem Lichte und Geräusche, und wohlthätige Annäherung desselben an die Atmosphäre der Mutter (!) — Aber wie übertrieben und traumerisch ist es nicht, wenn er hinzusetzt, dass, wenn die Gliedmaßen der Kinder nicht die ersten Tage durch die thierische Wärme der Mutter erwärmt würden, sie zeitlebens über Frost klagen und immer kalte und geschwollene Glieder haben würden u. s. w. Mit Recht dagegen tadelt er die sogenannte Abhärtung der kleinen Kinder durch Kälte aus dem Beyspiele, wie die Thiermütter ihre Jungen behandeln, und durch Erfahrung; ein fast eiskalter Umschlag, auf die zu einer Geschwulst ausgedehnten Fontanelle eines n. g. Kindes gelegt, tödtete es durch Starrkrampf (S. 69). Er zieht zur Erwärmung der Kinder ein hellbrennendes Feuer (z. B. eines Kamins) der Ofenwärme vor, und glaubt, dass der wohlthätige Einfluss des Sonnenlichts dadurch nachgeahmt werde; schlafende Pflanzen würden nicht durch bloße Wärme belebt, wohl aber von vielen Lichtern. — Die Milch der Mutter (S. 74) enthalte außer den verschiedenen Nahrungsstoffen noch ein unsichtbares Element, das Lebensprincip, welches gleich entweicht, sobald die Milch mit der Luft in Berührung kömmt (!), deshalb müsse das Kind die Milch unmittelbar aus der Brust trinken; man könne ein Kind selbst mit der Milch seiner Mutter nicht gut nähren, wenn man sie erst in ein Glas gemolken habe —; wenn es zum Saugen zu schwach sey, dürfe man nur die Milch der guten Amme aus der Brust unmittelbar in den Mund des Kindes drücken, und es erhole sich (!). Daher komme der Nachtheil von der Milch einer Amme, die sich durch Laufen erhitzt, oder sich erschrocken oder geärgert habe, in welchem ersteren Falle Fieber mit Ausschlägen, und im letzteren Krämpfe und Fallsucht die gewöhnliche Folge wären; doch scheine steigender Gram der Mutter für den Säugling unter allem das tödtlichste zu seyn (!). Die neue Milch enthalte mehr Lebensprincip und die alte mehr festere Nahrungsstoffe; sie solle daher immer dem Alter des Kindes verhältnissmäßig gewählt werden (!). — Bey einer guten Amme muss, sobald der Mund des Kindes die Brustwarze ergreift, die Milch sogleich herausspritzen, nicht erst mit Anstrengung des Kindes herausgezogen werden (!!). Zu Aix starben fast alle Kinder im Findelhause innerhalb der ersten fünftehalb Monate ihres Alters, und nur dann erst ward ihre Erhaltung gesichert, als man sie, auf des Vfs. Vorschlag, an weidenden Ziegen säugen liess (!!). Die 14 bis 15000 Findlinge, die jährlich in das Findelhaus zu Paris kommen, starben bisher *fast alle:* nachdem aber mehrere derselben auch nur drey Monate von Ammen gesäugt wurden, wurden viele erhalten; hier müssen sie aber während des Stillens an andere Kost, vorzüglich Fleischnahrung, gewöhnt werden, doch kann man sie auch mit Milch von Kühen, welche grünes Futter und gute Weide geniessen, aufziehen, wenn sie auch nicht unmittelbar aus dem Euter getrunken wird, weil in dieser noch ein grosser Theil Lebensprincip bleibe. (S. 84. An den Ufern reissender Ströme treffe man nie den Kretinism an; es würden tiefe, sumpfige Gebirgsthäler, wo sich die Luft wie jede still stehende Flüssigkeit decomponire, um seine Ausbreitung zu begünstigen!) Man solle mit Fleiss auf den Verstand und die Moralität der zu wählenden Amme sehen, weil

der Säugling ihre Eigenschaften annehme (!). Stadtmütter können mit weit mehr Glück stillen, wenn sie sich aufs Land begeben (!!). Nicht eben fett, sondern von festem Fleische soll die Amme seyn (!). Die pflanzenfressenden Thiere (S. 99), wenn sie, wie zuweilen, ihre Nachgeburt verzehrten, verlören dadurch die Milch (??). Ammen, welche lange gefastet haben, dürfen den Säugling nicht anlegen; auch sey Hunger eines der besten Mittel beym Entwöhnen, die Milch zu vertreiben (!!). Handarbeit befördert die Milchabsonderung (!). Sein Rath (S. 103), den Darmkanal der Ammen mit abführenden Trankchen von Zeit zu Zeit zu reinigen, ist empirisch und verderblich. *Pinel* und *Alibert* liefsen einer Amme ein abführendes Mittel in die Haut einreiben, wovon sie selbst nicht laxirte, aber das Kind bekam einen so heftigen Durchfall, dafs es fast gestorben wäre (S. 104). Milch, welche einige Zeit in der Ammenbrust verweilt hat und nun herausgemolken wird, gerinnt leicht über dem Feuer, sie hat einen Theil des Lebensprincips verloren. Rahmreiche Milch (S. 105) ins Auge getröpfelt, verursache einiges Brennen; Milch, die kein solches Brennen verursache, sey kasereicher und nahrhafter, gebe dem Kinde mehr Faserstoff, und mache es hartleibiger. Bey 2000 Kindern (S. 107) sey kaum einmal die Operation des Zungenbandes nöthig; oft werde sie ungebührlich angewandt, nicht selten werde die Froschpulsader verletzt, und das Kind schwierig von Verblutung gerettet; auch schlage hernach die Zungenspitze sich zuweilen zurück, und das Kind ersticke sich selbst (!). Könne das Kind an einem nafsgemachten Finger saugen; so sey das Zungenband natürlich beschaffen (!). Das Vorurtheil über das Anwachsen der Zunge sey in Frankreich oft so grofs, dafs der Vf. sich zuweilen genöthigt sah, sich anzustellen, als verrichte er die Operation, und einige Fasern zu verletzen, um zu verhindern, dafs nicht ein dreister Pfuscher geholt werde, der die Pulsader verletzen und das Kind umbringen könnte. Grüne Stühle wären ein Zeichen von Säure im Magen des Kindes (!); nur bey ihrer Fortdauer wären sie bedenklich. Die Schwämmchen leitet er (in den mehreren Fällen richtig) von Verderbnissen des Magens des Kindes her, aber die dagegen von ihm empfohlenen Mittel sind gröfstentheils unzweckmäfsig. Der Rath des Vfs. (S. 113), den Kindern von Zeit zu Zeit präfervative Brechmittel zu geben, ist abscheulich. Eben so unbegreiflich ist es, wie er (S. 114) auf den unvernünftigen Gedanken gerathen konnte, dafs die Blähungen bey Kindern durch das offene Zellgewebe stechen, und so nach dem Gehirne träten u. s. w. Die Nachtheile alter Milch und der Mehlbreye sind (S. 133) gut geschildert; statt letzterer empfiehlt er eine Abkochung von Malz mit ganz frisch gemolkener Milch gemischt. Wenn er aber wiederum (S. 141) wähnt, das Waizenmehl zu dieser Nahrung durch Rösten bis zur Gilbe gesund zu machen: so fällt er wieder in Irrthum zurück. Gegen den dritten Monat hin hält er (mit Recht) eine Beyhülfe von Fleischbrühe, besonders von Hünern, zur Nahrung des Kindes für vortheilhaft. — Bey Abhandlung des Zahnens kommen eine Menge Thorheiten und Träume vor, z. B. durch ölichte, gewürzhafte Einreibungen in das Rückgrad würden alle Nerven gestärkt (?), — das Schenkelgelenk sey unter allen das gröfste, und darum wären die rothen Hinterbacken der Kinder während des Wachsthums ein Zeichen der Zahnarbeit u. s. w. Neu und wichtig dagegen ist der Satz (S. 164), dafs die Ungesundheit der Städte zum Theil in der Verderbnifs und Stockung darin der Luft enthaltenen Wassertheilchen zu suchen sey, und hierin ein Grund bey Entstehung der Epidemieen liege. — Das Lebensprincip, welches in kalter freyer Luft enthalten ist, habe man (S. 170) mit ihrer Kälte verwechselt, und fälschlich ihre Stärkungskraft in letzterer gesucht, die doch von ersterem abzuleiten sey (!) — Einschränkung der Dienlichkeit des Kaltbadens (S. 171). Er hat die nach *Rousseau's* Methode mit Kälte erzogenen Kinder am schlimmsten von Masern leiden und häufiger sterben sehn. Auch er leitet die krummen Glieder der Kinder (falschlich) von dem Gängein her, als wenn nicht bey sitzenbleibenden Kindern die Füfse und Arme sich nicht öfterer rhachitisch krümmten. — Das Winseln der Kinder bedeute, wie bey Thieren, oft weiter nichts, als dafs sie ihre abwesende Mutter rufen; das Kind werde oft augenblicklich still, wenn es die Vermehrung seines Lebens durch die Annäherung an seine Mutter fühle (!). Wenn er alles Wiegen verwirft (S. 184): so unterscheidet er das starke nachtheilige Schwänken auch alterer Kinder nicht gehörig von einem sanften Wiegen des neugebornen Kindes zur wohlthätigen Nachahmung der schaukelnden passiven Bewegung in Mutterleibe. Spielende und kindische Einfalle wird man mehrere S. 185, 186 und selbst astrologische Thorheiten (S. 192) wahrnehmen. — Die Nähe ungesunder Personen (S. 188) ist zarten Kindern schädlich, man sollte sie blofs von ganz gesunden Personen tragen und warten lassen (!). Er will (S. 194) beobachtet haben, dafs der Magnet einen grofsen Einflufs auf die Haut der Kinder hatte, und sie auf eine besondere Art färbte (!?). Das Menschengeschlecht ist schöner, stärker, verständiger, wo Überflufs an guten Nahrungsmitteln und Elementen herrscht (S. 197); Armuth verkrüppelt die Kinder (!). Die Stelle (S. 197 — 210) über Entwöhnen und über den Vorzug der Fleischkost ist voll neuer, starker und richtiger Gedanken. Neu ist der Gebrauch des Blutes von lebendigem Federvieh zur Erquickung und Starkung ermatteter und erschöpfter Kinder (S. 217), so wie die Anwendung des ausgepreßten Saftes aus halbgar am Spiefse gebratenen Ochsen- oder Schöpsen-Fleische, zu gleichem Behufe (S. 218). Wunderliche Hypothesen über die Atmosphären der verschiedenen Organensysteme im menschlichen Körper und über Verdauungen (S. 220 und 223). Neu und sehr wichtig sind die Wahrheiten S. 232, 233. In den arzneylichen Verordnungen zum äufseren Gebrauche (S. 235), sind Wahrheiten, Irrthümer und Spielereyen innig gepaart. Glaubt

der Vf. ernſtlich, daſs das flüchtige Salz aus Menſchenknochen getrieben, heilſamer als das aus anderen Knochen ſey? Gegründet iſt die Schädlichkeit der naſſen Umſchläge, um kalte Geſchwülſte in Eiterung zu ſetzen; er wechſelt ſie (S. 237) mit warmen, trocknen Umſchlägen ab, und verſichert, die Abſicht beſſer zu erreichen. An verſchiedenen Stellen (S. 218, 238 u. ſ. w.) empfiehlt er das auch bey den Alten und noch jetzt im Orient nach warmen Bädern gebräuchliche *Maſſiren* (*massage*), das Drücken und Welgern der Gelenke und Glieder mit der Hand zum Behufe der Zertheilung und Stärkung (!). Wie verderblich und empiriſch iſt nicht ſein Rath, daſs Kindern wohl 10 — 12 mal des Monats Brechmittel, beſondars Brechwurzel, gegeben werden müſsten (S. 240)! Und eben ſo falſch, ſo empiriſch und verderblich iſt es, wenn er will (S. 242), daſs man Kinder, welche viel Fleiſchſpeiſe bekommen, öfters abführen müſſe; auch faſt in allen anderen Fällen empfiehlt er ſchädlicher Weiſe öftere Abführungsmittel. Kindern, welche Anlage zum Blaſenſtein haben, giebt er alle Morgen eine Taſſe Decoct von der inneren Lindenrinde mit 7 — 8 Gran Sedativſalz und monatlich 2 — 3 mal 3 — 4 gepülverte Jüdenkirſchen. Darauf findet man eine Menge empiriſcher, ohne gehörige Angabe des eigentlichen Falles angerathener Mittel, welche in einem ſolchen Buche viel Schaden anrichten müſſen. Man findet auch (S. 247) gegen Skropheln gold- und queckſilberhaltige Schwefelleber in Pillen angeordnet. Wie iſt es möglich, daſs er den Kopfgrind (S. 249) für eine Reinigungskriſe des Gehirns und für eine faſt eben ſo nothwendige Ausſcheidung (S. 251) als den Abgang der Überreſte der Nahrungsmittel durch den Darmkanal halten kann? So ſollen auch Läuſe und Würmer eine Abſonderung des Körpers (S. 255), ja oft die Wirkung einer heilſamen (S. 256) Kriſe ſeyn. Die abgegangenen Glieder der *taenia ſolium* hält er (S. 257) noch immer für einzelne Kürbiskernwürmer. Aber hinwiederum iſt es eine ſehr nützliche Wahrheit (S. 259), daſs Kinder, welche mit thieriſchen Nahrungsmitteln ernährt werden, am wenigſten Würmer bekommen, daſs aber durch den Unrath von nicht gegohrnen Pflanzenſtoffen ihre Entſtehung begünſtigt wird. Er hält die langſame Verengung der Pupillen, den faden riechenden Athem und den ausſetzenden Puls für die beſten Wurmzeichen. Er behauptet (ziemlich paradox!), die Leichenöffnungen hätten bewieſen (S. 266), daſs beym Erbgrind das lymphatiſche Syſtem des Unterleibes voll kleiner drüſichter Knoten und die Leber groſs wäre; bey der Krätze aber finde man gewöhnlich die Lunge angegriffen, auch wohl in entzündungsartigem Zuſtande. Schädlich und falſch iſt ſeine Behauptung (S. 267), daſs das Aderlaſſen in Flechten nützlich ſey. Aber wichtig iſt ſeine Erinnerung, daſs die qualvolle Behandlung des Erbgrindes mit der Pechmütze oft Jahre lang dauere, und dann doch Skropheln, ein andermal eine ſkirrhöſe Leber und den Tod zur Folge gehabt habe (S. 268), wiewohl ſeine eigene Cur nicht weniger zuſammengeſetzt als die der Krätze iſt. Der Zahnausbruch iſt ihm noch (S. 272—281) ein ſehr gefürchtetes Ungeheuer; vermuthlich war er an den vielen hier davon erzählten Übeln ſelbſt Schuld, da er (nach S. 281) durch öftere Abführungsmittel in der erſten Kindheit geſunde Zähne erzeugen will, ein äuſserſt verderblicher Rath. Zum Erweiſe, daſs man durch angemeſſene reichliche Nahrung die Menſchen gröſser und ſchöner erziehen könne, führt der Vf. nicht uneben die Erfahrung an, er habe kleine Schoofshündchen an groſsen fetten Hündinnen ſaugen laſſen, und ſie wären weit gröſser und ſtärker (S. 284) als andere ihrer Art geworden. Ein Engländer (S. 285) nehme täglich 32 mal mehr Nahrung zu ſich als ein Araber, und der Spanier ſetze ſich in die Sonne, und genieſse täglich nicht mehr als eine Zwiebel, oder etwas Lattich, ſo ſehr könne das Licht die Nahrung erſetzen. Man ſolle für Kinder keine Nahrungsmittel wählen (S. 287), die entweder zu ſehr animaliſirt oder von der Animaliſation allzuweit entfernt ſind. Bey Kindern (S. 293) mache ein Druck aufs Gehirn Convulſionen, bey Alten bewirke er Schlag und Lähmung, wie ihn auch Verſuche an Thieren überzeugt hätten. Von der Gefahr der die Kinder befallenden Convulſionen könne man durch die noch gegenwärtige Empfindlichkeit der Haut urtheilen. Am gewöhnlichſten würden die Kinder in der Nacht von Convulſionen befallen, weil dann die Vollblütigkeit im Gehirne weit gröſser als im Wachen ſey; bey den Convulſionen ſey der Kopf an der oberen Fontanelle und an der Stirne brennend heiſs (!). Zu Kopenhagen (S. 296) ſtürben eine groſse Anzahl Kinder an Convulſionen, und viele bekämen Fallſucht, weil die ſtillenden Weiber Brantwein tränken. Vorzüglich bringe der neue Brantwein die Fallſucht hervor, wie er erfahren habe. — So wechſelt mit den abſurdeſten Ideen ein reicher Schatz von Erfahrungen und wichtiger Gedanken in dieſem Buche ab. Der Überſ hätte billig öfterer Zurechtweiſungen anbringen ſollen. Sonſt iſt die Überſetzung ziemlich flieſsend, einige Sprachfehler ausgenommen, z. B. ſie bat *den Könige* um die Erlaubniſs — Ausſchlag der *am Dickbeinen* am ſtärkſten iſt u. ſ. w.

N. E. D.

NEUE AUFLAGEN.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Drey Umſtände aus dem Leben des hingerichteten Verbrechers, welche zur Lehre und Warnung dienen können. Eine Predigt*, am Sonntage nach der öffentlichen Hinrichtung des unter dem Namen des groſsen Karl berüchtigten *Theodor Unger*, den 26 Februar 1809, gehalten von *F. B. Weſtermeier*, Domprediger in Magdeburg. 2te Aufl. 1809. 22 S. 8. (4 Gr.)

Ulm, b. Stettin: *Paulini a S. Joſepho*, Cler. Reg. Scholarum piarum Praepoſiti generalis, *Orationes XXIII* habitae in Archigymnaſio Romanae ſapientiae. Praefationem de ingenio oratorio addidit *Jo. Petr. Millerus*, Gymnaſ. Ulm. Rector. Hiſtor. et Philolog. graec. Prof. P. O. etc. Editio quinta emendata. 1809. XX u. 202 S. 8. (12 Gr.)

Leipzig, b. Solbrig: *Nützliches und angenehmes Leſebuch für die mittlere u. wiſsbegierige Jugend.* Von *M. C. Rohnke*. Mit 1 Titelkpf. 2te u. verb. Ausg. 1807. VI u. 370 S. 8. (1 Thlr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 JUNIUS, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Köhler: *Die für nöthig befundene Aufhebung der Steuerfreyheit der Rittergüter und Unterthansfrohne, unparteyisch geprüft.* 1808. 172 S. 8. (12 Gr.)

Es sind zwey höchst wichtige Fragen, mit welchen sich diese Schrift beschäftiget; Fragen, welche einen jeden verständigen und rechtlich denkenden Mann, dem sie zur Entscheidung vorgelegt werden, eben so sehr in Verlegenheit setzen, als sie von dem grofsen Haufen rasch, bald so, bald anders, je nachdem das Interesse es eingiebt, entschieden werden. Was die ewige, unwandelbare Gerechtigkeit, was die Vernunft, was das Beste des Staats, seiner Bürger, seiner Gewerbe fodert, spricht sich hauptsächlich in Ansehung der Steuerfreyheit der Rittergüter, — womit wir es zuvörderst allein zu thun haben — so bestimmt und so laut aus, dafs darüber Niemend, der unbefangenes Sinnes ist, in Zweifel bleiben kann, dafs darüber selbst diejenigen, welche ein Anderes wollen, kaum in Zweifel sind. Von der anderen Seite aber steht ein vieljähriger, vom Staate anerkannter Besitz mit jenen Foderungen im Widerspruch, und eben die ewige Gerechtigkeit, eben das Beste der Staaten und Volker, welches dort so bestimmt sich ausspricht, fodert hier zum wenigsten eben so laut und eben so dringend, dafs dieser Besitz heilig und unverletzlich seyn müsse. Die Lösung der Frage ist also höchst schwierig. Sie kann in der That, ohne eine Entweihung des Heiligen, nur dann erfolgen, wenn diejenigen, für welche der Besitz spricht, aus Achtung für die ewige Gerechtigkeit und für das absolut Gute, die Lösung herbeyführen, und eingedenk dessen, dafs Aufopferung eigener Vortheile, welche man nicht ohne Härte gegen Andere und ohne Bedrückung Anderer geniefsen kann, den edlen Mann von den gemeinen und gewöhnlichen Menschen unterscheidet, dasjenige hingeben, was ohne Entweihung des Heiligsten nicht besessen werden kann. Wer jedoch die Menschen kennt, wem die Geschichten der Völker nicht fremd sind, wird schwerlich, selbst nach dem grofsen Beyspiele jener denkwürdigen Nacht in Frankreich, hoffen können, dafs die Stimme der Wahrheit, die Macht belehrender und schreckender Beyspiele stark genug seyn werde, um Verhältnisse und Einrichtungen aufzuheben, welche einer angesehenen Classe von Staatsbürgern Vortheile und Vorzüge mannichfaltiger Art gewähren. Dazu — dieses scheint dem Rec. leider eine eben so traurige als ausgemachte Wahrheit zu seyn — wird eine mächtigere Hand erfodert. Es mufs durchgegriffen werden, oder es wird ewig bleiben wie es ist, und höchstens wird die Form sich ändern, und es wird nicht schlimmer werden. Es tritt also offenbar ein Collisionsfall ein, und alles kommt darauf an, welches Recht stärker und heiliger seyn müsse, das bestehende neuere oder das verdrängte ewige Recht, der Vortheil Einzelner oder der Vortheil des Ganzen? Rec. würde, wenn ihm diese Frage vor etwa 25 Jahren vorgelegt worden wäre, höchst wahrscheinlich keinen Anstand gefunden haben, sich für das Bestehende zu erklären. Denn — vieler anderer sehr erheblicher Gründe nicht zu gedenken, — wenn Ordnung und Zutrauen unter den Menschen bestehen soll: so mufs das heiliger seyn, was einmal zugesagt und garantirt worden ist, als was hätte zugesagt und garantirt werden sollen. Ganz anders dürfte aber selbst dem erklärtesten Feinde alles Gewaltsamen und alles Widerrechtlichen die Sache jetzt erscheinen. Von der Vergangenheit sind die Verhältnisse, von denen hier die Rede ist, auf uns gekommen, in ihr haben sie ihren Grund. Nun sind aber so viele Faden, durch welche die Gegenwart mit der Vergangenheit ehedem verbunden war, zerrissen, und nicht blofs ein allmähliches, wohlthatiges, allgemein wirkendes Fortschreiten, sondern die Willkühr, die Gewalt, die Weisheit hat sie hie und da zerrissen. Eine ganz neue Welt, im schwachen Zusammenhange mit der vergangenen, fängt an sich zu bilden. Was man sonst durch einen im Mittelalter niedergeschriebenen Buchstaben, durch eine von gelehrten Männern aufgefundene historische Wahrheit, vertheidigen und erfechten konnte, das kann jetzt gar nicht mehr, oder nur durch Gründe, welche der Vernunft — der menschlichen — einleuchten, aufrecht erhalten, oder mufs gar als Gnade erflehet werden. Die Weisheit — leider auch nur die menschliche — entscheidet und regiert rasch, vielleicht mehr als gerade nothwendig, und wie Tadler wollen, als gut ist, wo sonst die Geschichte, die Erfahrung, das Recht, bedachtlich, aber sicher und beruhigend entschied und regierte. Der Staat ist ganz etwas anderes, viel ernsteres geworden, als er sonst war, und wir alle sind mit unserer und unserer Kinder Persönlichkeit, mit unserem Eigenthum in ein ganz anderes Verhältnifs zu demselben getreten, als unsere Väter. Was sonst Ausnahme war, fangt jetzt an Regel zu werden. Wer sonst schützte,

mufs jetzt gefchützt werden, und einen Schutz, wie ihn ehedem jeder deutfche Mann gegen jeden deutfchen Mann finden konnte, giebt es gar nicht mehr. Eine neue Meinung hat fich gebildet; Beyfpiele, zwar nie vermögend, das Unrecht zum Recht, den Trug und die Unwahrheit zur Wahrheit zu machen, aber mächtig genug, um zur Nachahmung zu reizen, zu zwingen, haben ihr eine noch gröfsere Kraft gegeben. Endlich haben fchon frühere Zeiten Bedürfniffe herbeygeführt, von welchen man in jenen einfachen Zeiten, als fich Steuerpflichtigkeit und Steuerfreyheit bildeten, nichts wufste, nichts ahndete. Und nun die neueffe Zeit! Welch einen Aufwand hat fie veranlafst! Wie hat fie allenthalben den weislich gefammelten Spaarpfennig hervorgeholt! Wie hat fie, fo weit wir fehen können, die Länder in Schulden geftürzt! Wie hat fie neue, den Deutfchen bisher ganz unbekannte Auflagen nöthig gemacht! Wie hat fie den Privatwohlftand des Landmanns fowohl als des Städters erfchüttert! Welche tiefe, vielleicht unheilbare Wunden hat fie den bürgerlichen Gewerben gefchlagen! Wie hat fie, auf eine unbegreifliche, empörende Weife einen nie gefehenen Luxus, gleichfam zum Hohn der Armuth, einreifsen laffen! Wer hat, wenn von einer Verfchuldung dabey die Rede feyn foll, die Verfchuldung zu tragen? Wie wird fie — doch das, was bereits gefchehen ift, reicht mehr als hin, um einen Jeden, der da fehen will, zu überzeugen, dafs auf dem gewöhnlichen Wege nicht fortgegangen werden kann, dafs das Gelübde, die linke Hand nicht gebrauchen, fondern alles mit der rechten verrichten zu wollen — an fich ein thörichtes Gelübde — jetzt, ohne die Menfchheit zu beleidigen, nicht mehr gehalten werden kann.

Unfer Vf., welcher, wo es auf landwirthfchaftliche Erfahrung ankommt, fehr verftändig fpricht und urtheilt, hingegen von der fchriftftellerifchen Kunft und einer wiffenfchaftlichen Entwickelung der Ideen nicht viel verfteht, entfcheidet beide Fragen in dem Geifte der neueften Zeit. Jetzt, und wer ftimmt mit ihm darin nicht überein, meint er, fey die gelegenfte Zeit zu Reformen, zur Begründung eines Zuftandes, dafs nie eine Reform wieder gewünfcht werden könne. — Diefs möchte doch wohl zu viel erwartet heifsen. — Er verkennt die Schwierigkeiten nicht, welche bisher und immer noch einer Veränderung da entgegen ftehen, wo der Adel einen grofsen Antheil an den Mafsregeln der höchften Gewalt hat, und wo der redliche Fürft, durch Verfaffung und Grundgefetze gebunden, den befferen Einfichten und der Wahrheit, nicht ohne Verletzung feines Worts, Gehör zu geben im Stande ift. Auch lüfet er diefe Schwierigkeit nicht genug. Denn wenn es gleich richtig ift, dafs die Unterthanen aus dem Bauer- und Bürger-Stande nie zu einer freyen Stimme gelaffen wurden: fo erklärt diefes zwar wohl die Erfcheinung, allein es hebt die Schwierigkeit nicht. Unweife und felbft ungerecht mag eine Capitulation des Fürften mit einer Claffe von Unterthanen, wodurch die anderen Claffen und das Wohl des Ganzen beeinträchtigt werden, immerhin heifsen: allein für nichtig, für unverbindlich kann man fie doch geradezu nicht erklären. Sind doch die übrigen Unterthanen unter den Bedingungen, unter den Umftänden, wie fie find, einmal in den Staat getreten, und aufgenommen, und haben fie doch kein vollkommenes Recht zu einer Verbeffernng ihres Zuftandes, auf Koften anderer Mitbürger.

Wie der Adel in den älteften Zeiten die einzige Stütze des Staats, ja vielmehr, wie er allein den Staat bildete, wie ihm, der Gut und Blut gewagt hatte und wagen mufste, das, was erobert oder was erhalten war, zum Lohn, zur Aufmunterung zugetheilt wurde; wie er im Frieden, wie im Kampf, der einzige Genoffe des Fürften war, wird vom Vf. nicht unbeachtet gelaffen. Aber vergeffen wird auch nicht, wie er in der Folge der Zeit nicht einziger Vertheidiger des Vaterlandes durch Gut und Blut blieb; wie durch Entftehung der Städte, durch Bildung eines neuen kraftvollen Standes, durch die grofse Vermehrung der Claffe von Menfchen, welche keinen Ackerbau trieb, gleichwohl die Producte deffelben nicht entbehren konnte, der Stand ganz neue Beftandtheile bekam, die Lage und das Gewerbe des Edelmanns — Güterbefitzers — einen ganz neuen Charakter annahm; wie er nicht mehr, gleich einem Magnaten in einigen Gegenden Rufslands und Ungarns, ein Producent für den eigenen reichlichen Bedarf blieb, fondern ein Producent für den nächften Marktort, für den Welthandel ward. Die Folgen davon blieben nicht aus, blieben von dem Adel nicht unbenutzt. Genufs ward ihm lieber als Strapaze. Auch die ftehenden Armeen änderten vieles. Man foderte den Edelmann nicht mehr. Man war zufrieden, wenn er feine Bauern hergab. Er felbft diente zwar, aber gegen Sold, und nur in den oberften Stellen. Auch fein Gut gab er nicht mehr. Wenn der Fürft, wie fonft, an ihn fich wandte, um Beyträge für feine Bedürfniffe zu haben: fo legte er feinen Bauern auf, was er dem Fürften bewilligte, wies ihn auch wohl an den Städter, und half ihm patriotifch, um die Städter, diefe fparfame, fleifsige, und darum wohlhabende Menfchenclaffe zu reichlichen Beyträgen zu nöthigen, wenn fie nicht durch Überredung und durch Vorftellung des Nothftandes, oder durch Ertheilung eines Privilegiums, zu einer reichen Spende und zu einer grofsmüthig-eitlen Generofität zu bringen waren. *Freyherr* ward und hiefs nun der, fo vorher die Laften trug. Aber felbft nicht damit zufrieden, gönnte er dem Belaftigten die Vortheile nicht, welche ihm fein Gewerbe gewährte; er fing an, bürgerliches Gewerbe zu treiben, und der Flor der Städte ging allgemach zu Grunde. Es fehlte nicht an Klagen der Städte, es fehlte an kräftiger Hülfe — und die Weisheit der neueren Zeit, möchte Rec. hinzufetzen, hat mit gutem Grunde fo manches Privilegium, fo manche Einrichtung, welche dem Flor der Städte, dem Gewerbe des Bürgers erfprieflich war, als engherzig, als dem Wohl des Ganzen zuwider, als den freyen Gebrauch der Kräfte der übrigen Staatsbürger einfchränkend, aufgehoben und geändert. Sollte aber die Weisheit nicht anderswo daffelbe thun

fen, was sie hier gedurft hat? — Diefs Hervortreten des Adels zeigte sich auch im Dienst; überall suchte, überall erhielt er die ersten Stellen. Und auch an diesem Platze vergafs er sich, seine Familie, seine Güter nicht. Obgleich selbst nichts mehr gebend, wurde er zu Rathe gezogen, wenn der Staat Bedürfnisse hatte. Man gab ihm Auslösung aus einer Casse, wozu nur Bürger und Bauer steuerte. Auch hier wieder übersah er seinen Vortheil nicht, wie die Landtags-Acten zeigen. Vermöge der Landstandschaft ward er Mitregent des Landes, und immer mehr wurde es ein sanctionirtes Recht, von allen Gaben frey zu seyn; nur zu geniefsen, nichts zu leisten. Nichts, was seinem Interesse zuwiderlief, ward bewilligt; weniger schwierig war man, etwas zu bewilligen, was von dem Bauer, noch weniger, was von dem Bürger gefodert wurde. — Patriotisch freygebig hiefs daher die Ritterschaft, wenn sie grofse Summen bewilligte, welche andere bezahlen mufsten; und durch glänzende Feste und schwelgerische Gelage wurde der edle Stand belohnt, der so willig den Schweifs seiner Mitbürger hergab, die sich am Brode entziehen mufsten, was man während des Landtags verzehrte. Es fehlte nicht an Klagen und Beschwerden des überladenen Bauern- und Bürger-Standes: aber selten fruchteten sie etwas anders, als den Adel hier vorsichtiger, dort kühner zu machen. Oft machte auch ein Privilegium allem Streit ein Ende; einem Streite, welcher mit höchst ungleichen Waffen geführt werden mufste, weil alles, was mächtig wirken kann, auf Einer Seite stand. Die Richter, wenigstens die ersten unter ihnen, waren alle oder meist alle von dem Stande, gegen den es galt. Auf sie wirkte, selbst bey dem besten Willen, alles, was Gewohnheit, Erziehung, eigenes Interesse zu wirken vermag. Männer und Weiber stürmten auf sie ein. Wie nun, wenn der Wille nicht der beste war? Der Adel ward allmächtig; von ihm hing das Glück eines Jeden ab: wer hätte es mit ihm verderben wollen? Was blofs für seine Person galt, galt bald auch für seine Knechte, für sein Vieh — adeliches Vieh passirt Wege und Stege, welche der Bauer erhalten mufs, zollfrey. So entstand dieses ungleiche Verhältnifs, und dessen Folge, ein schlechtes Steuersystem. — Wie war dieses auch anders möglich, da man bey einer neuen Auflage, die sich nöthig machte, nie zu fragen pflegte, ob sie dem Wohl des Ganzen angemessen, und an und für sich zweckmäfsig sey, sondern vor allen Dingen oder allein nur darauf sahe, ob sie mit der Steuerfreyheit des Adels bestehen könne, oder ob nicht dadurch auf irgend eine Weise der Stand der Exemten zur Mitleidenheit komme. Nicht selten wurden daher, unter den nichtigsten Vorwänden, die zweckmäfsigsten Steuervorschläge verworfen. Nicht selten wurden die allerunzweckmäfsigsten Steuern ausgeschrieben, oder zweckmäfsige Vorschläge durch Modificationen und Exemtionen verunstaltet, und die Sache geleitet, dafs der Edelmann, statt beyzutragen, noch dabey gewann. Denn sollte z. B. die den Rittergütern hie und da zustehende Freyheit von Trank-, Fleisch-, Brodkorn-Steuern u. s. w. den Besitzern derselben blofs dadurch genützt haben, dafs sie bey ihren schwelgerischen Gelagen auf ihrem Gute das Fleisch und Brod wohlfeiler afsen, und den Wein, Bier und Brandewein wohlfeiler tranken, als der arme Taglöhner bey seinem kargen Mahle? Sollte der Eigennutz oder das irrende Gewissen dem Vorrechte nicht hie und da eine Ausdehnung gegeben, und selbst es so weit getrieben haben, dafs man von anderen erhob, was man selbst nicht gab? Die Schwierigkeiten, dergleichen Misbräuche zu verhüten, welche nach der gemeinen Ansicht von vielen nicht einmal für das, was sie sind, sondern für eine ganz natürliche Folge und für Bestandtheile ihres Rechts gehalten werden, geben noch einen Grund mehr gegen dergleichen Exemtionen ab, die unstreitig mehr ihren Grund darin haben, dafs die Edelleute es waren, welche die Steuern bewilligten, als sie in den ursprünglichen Gerechtsamen der Rittergüter gegründet sind.

Bey Beantwortung der Frage, ob dieses so bleiben solle, so bleiben dürfe, wird es dem Vf. leicht zu zeigen, dafs die Rittergüter, als eine der vortheilhaftesten Gewerbssphären — wie er es nennt — welche nicht nur durch keines der Hindernisse gedrückt werden, die den zins- und reihe-pflichtigen Bauerhof drücken, sondern welche im Gegentheil auf gar mannichfaltige Weise den Bauern und dessen Gewerbe, wie auch die Gewerbe der Städter, drückten, ohne Unbilligkeit, nicht ferner von den Lasten des Staats ausgenommen bleiben dürften. Unvollständiger und weniger befriedigend ist das, wodurch er die positive Rechtlichkeit einer Entziehung dieser Freyheiten darzuthun sucht, und dargethan zu haben vermeint. Mit dem ersten Einwand gegen eine Vernichtung dieser Vorrechte, dafs sie nämlich als eine Belohnung dafür anzusehen wären, dafs die Rittergutsbesitzer Mitregenten seyen, läfst sich noch wohl fertig werden. Denn wahr ists wohl, dafs es mit dieser Mitregentschaft schon lange eigen ausgesehen hat, wenn man auch nicht mit dem Vf. ganz einverstanden ist, wenn er behauptet, dafs sie mehr schade, als sie nütze. Denn es läfst sich doch nicht leugnen, dafs sie sehr nützlich seyn könne. Theuer ist sie freylich, und geleugnet kann nicht werden, dafs bisher diese Mitregentschaft viele üble Folgen gehabt, und keinem so viel genützt hat, als dem Stande der Mitregenten selbst. Eben so ist es von keiner besonderen Erheblichkeit, wenn man den Adel als eine Stütze des Landes, die den Credit aufrecht erhalte, ansehen will; denn die Erfahrung lehrt genugsam, wie es damit aussieht. Wichtiger und schwer aus dem Wege zu räumen hingegen ists, dafs es Gerechtsame sind, welche sich im grauen Alterthum gebildet haben, und durch neuere wiederholte Bestätigungen befestiget sind. Denn wenn es auch wahr ist, dafs die Übermacht an dieser Ausbildung, an dieser Bestätigung vielen Antheil hat; wenn es auch völlig gegründet ist, dafs die übrigen Stände sich nicht durch Unterstützung, durch Aufopferungen des Adels emporgearbeitet haben, mithin dem

Digitized by Google

Adel nichts, ihrem Fleifse und ihrer Industrie alles zu verdanken haben: so hebt es doch die Zweifel nicht. Immer wird man in eine Collision gerathen, und in dem Nothstande eine Entschuldigung für das finden müssen, was ohne einen Eingriff in das Bestehende nicht abgeändert werden kann. Aber eben darum sollte man auch hier stufenweise zu Werke gehen. Man sollte zuerst und sogleich die Exemtionen von solchen Steuern und Anlagen aufheben, welche zu bestimmten allgemein nützlichen Zwecken der Landespolicey, z. B. zur Erhaltung der Zucht- und Armen-Häuser, der Wege, der öffentlichen Sicherheit u. s. w., ganz namentlich bestimmt sind. Eine Befreyung von diesen, wie von anderen Policeyanstalten, z. B. von der Theilnahme an Brand-Assecurationsanstalten, wenn solche für die übrigen Unterthanen eine Zwangsanstalt sind, von den Verboten, Brantwein zu brennen u. s. w., sind schmerzende Ungerechtigkeiten und höchst ungereimt. Sodann könnte ein Gleiches in Ansehung aller persönlichen und indirecten Abgaben, des Licents, der Accise, der Trankstener, oder wie sie heissen mögen, geschehen. Denn auch diese haben keinen haltbaren Grund, und sind etwas, was mit dem Besitze von Rittergütern in keinem unmittelbaren und sicheren Verhältnifs steht, indem der Besitzer des kleinsten Ritterguts, der auf demselben mit einer grofsen Familie lebt, und viele steuerbare Länderey daneben benutzt, oder vielen Wein u. s. w. trinkt, davon grofsen Nutzen hat; dagegen der Besitzer eines grofsen Gutes, welcher in einer entfernten Stadt oder gar im Auslande lebt, und seine Ländereyen vereinzelt hat, gar keinen Gewinn davon zieht. Ohnehin kennt das Alterthum eine dingliche und persönliche Befreyung zugleich gar nicht. Zuletzt müfste die Reihe an die Grundsteuern kommen. Die Befreyung von diesen hat offenbar am meisten für sich. Besonders auffallend ist dieses, wenn die Besitzer der Rittergüter selbige erst vor Kurzem unter der Garantie des Staats erworben haben. Die Härte, welche darin liegt, diesen auf einmal eine Steuer aufzulegen, welche einen beträchtlichen Theil des Einkommens ihres, oftmals mit fremdem Gelde erkauften Gutes hinwegnimmt, ist zu einleuchtend, für den Wohlstand manches ehrlichen Mannes und für den allgemeinen Credit zu nachtheilig, als dafs sie durch den an sich wahren Satz sollte aus dem Wege geräumt werden können, dafs die Rittergüter, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäfs, nicht zum Verkaufen ertheilt worden wären. Vielleicht wäre es daher keine Unbilligkeit, wenn man bey Aufhebung der Steuern unter solchen neuen Acquirenten und älteren Inhabern einen Unterschied machte, indem jene eine ausdrücklichere Garantie des Staats, welcher ihren Kauf genehmigte, oftmals selbst der Verkaufer war, für sich haben, als diese, und weil sie noch nicht durch einen vieljährigen vortheilhaften Besitz wegen des Aufwandes entschädiget sind, durch welchen vielleicht die erste Erwerbung einer Exemtion erkauft seyn mag.

Uber die Entstehung der Frohnen, über die Nachtheile derselben, welche in eben dem Grade zunehmen, als der Bauer sich veredelt, den Werth der Arbeit und den Werth der Zeit mehr zu schätzen weifs, je mehr er den Grund derselben vergifst, und nur das Lästige davon fühlt, sagt unser Vf. viel Gutes, aber wenig Neues. Verständige Landwirthe und Güterbesitzer sind meist allenthalben von den wenigen Vortheilen überzeugt, welche Frohnen für sie, im Verhältnifs gegen die Nachtheile, welche sie für die Bauern haben, gewähren, und es liegt vielleicht eben so oft an den Bauern, als an dem Gutsbesitzer, wenn sie noch vorhanden sind. Doch ist es auch, nach des Rec. Erfahrung, richtig, dafs die Bauern; welche einmal von den Frohnen, vermöge eines temporären Contracts gegen ein Frohngeld, frey sind, höchst selten oder nie zu denselben zurückkehren wollen, vielmehr ihren Herren es Dank wissen, dafs sie ihnen die Freyheit ferner lassen. Auch eine andere Bemerkung des Vfs., dafs nämlich der Bauer, so mifstrauisch und wenig zuvorkommend er ist, und so schwer es daher oft hält, ihm etwas, was ihm wahrhaft gut und nützlich ist, aufzudringen, dagegen auch höchst erkenntlich und dankbar wird, wenn er sich endlich überzeugt, dafs man es wirklich gut mit ihm meine, und wenn er durch Erfahrung eingesehen hat, dafs eine neue Einrichtung ihm wohlthätig sey, hat Rec. zu machen Gelegenheit gehabt. Darin unterscheidet sich der Bauernstand wesentlich auf eine höchst vortheilhafte Weise von den höheren Ständen. Wer hat es nicht erfahren, wie die Grofsen, wenn sie eines Menschen bedürfen, sich herablassen, dringend und freundschaftlich werden, und wie bald sie hinterher dasjenige und denjenigen vergessen, dem sie vorher ewige Erkenntlichkeit versprachen!

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. *Magdeburg*, b. Heinrichshofen: *Darstellungen aus der Geschichte des dreyfsigjährigen Krieges.* Von *J. C. A. Rese.* Erstes Bändchen. IV u. 172 S. 8. (16 Gr.) Durch solche einzelne Darstellungen wichtiger Begebenheiten gewinnt die Gründlichkeit der Geschichte ungemein, und angehenden Geschichtschreibern ist es sehr zu rathen, solche Gegenstände für ihren Fleifs zu wählen. Sie liefern treffliche Vorarbeiten für allgemeinere Werke. Die Geschichte des dreyfsigjährigen Krieges hat so manche noch nicht genug aufgeklärte Parthie. Hr. R. hat die Eroberung von Magdeburg, die Schlacht bey Leipzig, und Wallensteins erste Belagerung von Stralsund, zu einer sorgfältigen Bearbeitung gewählt. Er schrieb sie für ein Journal, und die Geschichte der magdeburgischen Belagerung ist ein gedrängter Auszug eines weitläuftigeren Gemäldes dieser Begebenheit, das zu gleicher Zeit erscheint. Da der Vf. seine Quellen nicht angegeben hat, so kann man über die treue Benutzung derselben nicht genau urtheilen. Übrigens enthält schon diese Erzählung manchen weniger bekannten Umstand, und sie mufs für die Bewohner Magdeburgs besonders sehr unterhaltend seyn. Die Schilderung der auf die Eroberung folgenden Gräuel ist zu sehr mit einander gezogen. Der rasche Pappenheim, dessen Sturm den Fall der Stadt eigentlich nach sich zog, war auch derjenige, der die Schlacht bey Leipzig veranlafste. Die Beschreibung derselben ist sehr anziehend. Auch der letzte Aufsatz: Wallenstein vor Stralsund, enthält manches weniger Bekannte, gut erzählt. Mit Recht können wir also den Vf. auffodern, auf dem betretenen Laufbahn weiter fortzuschreiten. Jg

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JUNIUS, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Köhler: *Die für nöthig befundene Aufhebung der Steuerfreyheit der Rittergüter und Unterthansfrohne, unparteyisch geprüft* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Die Nachtheile der Frohnen sind eben so viel Gründe für deren Aufhebung. Wenn es aber auch wahr ist, dass der Bauer von seinem Gutsherrn nicht mehr den Schutz erhalten kann, den er in älteren Zeiten von ihm erhielt, und wenn auch ein solcher Schutz nicht mehr so nothwendig und nicht mehr so viel werth seyn mag als vormals: so ist es doch wohl irrig, wenn der Vf. glaubt, dass der Bauer jetzt mehr als Anfangs leiste. Denn schwerlich würde bey dem jetzigen Werth der liegenden Gründe jemand seine Grundstücke um den Preis und gegen die Leistungen weggehen, gegen welche sie der Bauer meist allenthalben inne hat. Auch wird der grösere Vortheil, welchen der Edelmann von seinem Ackerbau, auf dem keine Lasten ruhen, geniesst, gegen den Vortheil des Bauern; welcher so vieles abzuziehen hat, ehe ein reiner Gewinn übrig ist, einigermaßen dadurch wieder ausgeglichen und weniger beträchtlich, weil der Ankaufspreis oder das Capital, welches der Edelmann in seinem Gewerbe hat, weit beträchtlicher ist. Und wenn der Kaufpreis der Rittergüter oft nicht in einem solchen Verhältniss höher ist, als man erwarten sollte: so ist das eines Theils eine Folge der grossen Concurrenz, welche jederzeit bey kleinen Gütern Statt findet, anderen Theils rührt dieses daher, weil die Verwaltung und Bearbeitung eines Bauerguts manchen Aufwand anderer Art weniger erfodert, als die eines Ritterguts. Der Bauer ist Herr, Verwalter, Knecht, Tagelöhner, alles in eigener Person, und verdient alles, was diese verdienen. Die Aufhebung der Frohne durch gebietende Staatsanordnungen ist dem Rec., auch bey der jetzigen Lage der Dinge, immer eine bedenkliche Sache. Das Recht, sie zu fodern, und die Verpflichtung, sie zu leisten, gehört zu sehr zu den Privatverhältnissen; das erste ist zu sehr ein Stück des Eigenthums der Berechtigten, als dass jemand, dessen Verstande und Gefühle es lebhaft vorschwebt, dass Schutz des Eigenthums erster Zweck und erste Pflicht des Staats ist, zu einer gewaltsamen Massregel hierin rathen könnte. Mag es daher immerhin wahr seyn, dass der Staat, dass das Ganze dabey interessirt ist, dass der Ackerbau besser betrieben, dass auf den Rittergütern durch bessere Bearbeitung mit eigenen Leuten und eigenem Geschirre mehr gewonnen werde, dass nicht so manche menschliche Kraft verloren gehe, — wie z. B. geschieht, wenn ein eigner Bote zur Frohne einen tagelangen Weg mache, um der Herrschaft 1 Gr. Porto zu ersparen: — so dürfte dieses doch den Staat zu mehr nicht berechtigen, als zu einer lebhaften Aufsarung des Wunsches, zu einer Erleichterung des Geschäfts der Abänderung, nicht aber zu einem Gebote, selbst nicht zu einem Gebote der Aufhebung gegen eine nicht unangemessene Entschädigung. Gegenseitige Einwilligung muss nach des Rec. Dafürhalten eine Bedingung der Änderung bleiben. Gehen wir weiter, und heiligt man den Grundsatz, dass der Staat Verhältnisse und Benutzungsarten, die dem gemeinen Wesen nicht geradezu gefährlich und positiv schädlich sind, abändern könne: dann werden wir keines Verhältnisses, keiner Benutzungsart unseres Eigenthums sicher seyn, und bald wird man den Einen zwingen, einen Platz, der unter seinen Händen wenig einträgt, seinem Nachbar, der viel daraus produciren kann, abzugeben, bald einem Anderen aufgeben, seinen Park und eine sonstige grosse Anlage in Ackerland zu verwandeln, weil es dem Ganzen ja auch vortheilhafter ist, dass da Korn wächst, wo man jetzt lustwandelt. Es lässt sich auch keineswegs von dem Rechte des Staats, die Steuerfreyheit aufzuheben, auf das Recht desselben, mit den Frohnen eine Änderung zu treffen, eine Folge ziehen. Denn betrachtet man das ganze Steuerwesen als einen Gegenstand der Staatsverwaltung: so kann man doch nicht leugnen, dass der Natur der Sache nach mit demselben von Zeit zu Zeit Veränderungen vorgenommen werden müssen, dass daher die ewige Dauer einer Einrichtung, die dem Einen oder dem Anderen vortheilhaft ist, eben so wenig erwartet werden könne, als ein Satz des Privatrechts, der einer Classe von Staatsbürgern vortheilhaft ist, auf ewige Dauer Anspruch machen kann. Betrachtet man hingegen die Steuerfreyheit als einen Theil des Eigenthums, wie man das jetzt allerdings kann: so tritt dabey doch der Umstand ein, dass diese Ansicht der wahren Natur der Sache ganz zuwider ist, weil eine solche Freyheit eben so wenig ein Gegenstand des Privateigenthums hätte werden sollen, als man ein Staatsamt und die damit verbundenen Vortheile zu dem gemeinen Eigenthum rechnen kann. Dergleichen Irrthümer verdienen nun zwar möglichste Schonung, und dürfen nie leichtsinnig und nicht ohne erhebliche Gründe angetastet werden: allein auf ewige Dauer können sie so

wenig Anfpruch machen, als irgend etwas, was rein poſitives Urſprungs iſt. Ganz anders iſt es mit den Frohnen — nicht mit der Leibeigenſchaft. — Denn was hindert mich, welche Gerechtigkeit, welcher ewige Vernunftſatz verbietet es mir, jemanden meinen Acker unter der Bedingung hinzugeben, daſs er, und derjenige, welcher ihm im Beſitze folgt, mir dagegen gewiſſe Arbeiten und Dienſte leiſte?

Rec. pflichtet daher den raſchen Vorſchlägen des Vfs., ſo wohlthätig ſie ſeyn möchten, nicht bey, wie er es denn auch der eigenen Beurtheilung der Leſer überlaſſen will, ob es wahr ſey, daſs der Geburtsadel nie anſpruchsloſer geweſen als jetzt, ob allenthalben die Regenten eingeſehen haben, daſs der Adel ihre Stütze nicht mehr ſey, und ob ſie, wenn ſie allenfalls dieſe Einſicht haben ſollten, von derſelben Gebrauch machen werden: aber zu hart und unwahr iſts, wenn der Vf. ſagt: „Die Regenten haben eingeſehen, daſs er — der Adel — weder Bravour, noch Fähigkeit, noch Fürſtentreue, noch Vaterlandsliebe kenne; ſie haben mit ihren eigenen Augen geſehen, daſs nur Eigennutz und die Mittel, ihre hohen Bedürfniſſe zu befriedigen, das Drängen um den Fürſten und in Ämter zum Grunde haben.“ Wann wird doch Gerechtigkeit und Mäſsigung und mit ihr Friede von auſsen und von innen zu uns zurückkehren! PN.

Braunschweig, in der Schulbuchhandlung: *Die Nationalinduſtrie und ihre Wirkungen.* Ein Grundriſs zu Vorleſungen vom Hofrath *Lueder* in Braunſchweig. 1808. XXIV u. 232 S. 8. (18 Gr.)

In der Vorrede bemerkt der Vf., es ſey bedauert worden, daſs es ſeinem gröſseren Werke über National-Induſtrie und Staatswirthſchaft an einem Regiſter fehle. Er gebe hier mehr als ein Regiſter, und ungleich mehr als einen Auszug, indem manche ſehr wichtige Materien, welche in jenem gröſseren Werke fehlten, hier einen Platz gefunden hätten. Rec. zweifelt jedoch ſehr, ob *dieſe* Schrift, der nicht einmal eine Inhaltstabelle beygefügt iſt, dem Mangel eines vollſtändigen Regiſters bey dem gröſseren Werke abhelfen werde. Mit Vergnügen haben wir übrigens die Vorrede geleſen. Sie enthält ſehr zu beherzigende Gedanken, da zumal in unſeren Tagen das Ausſaſern politiſcher Begriffe, wie Hr. *Lueder* es ſehr paſſend nennt, und das Syſtematiſiren in einer Wiſſenſchaft, in welcher nach unſerer Überzeugung eine ſolche Methode zu nichts als zu einer ertödtenden Trockenheit führen muſs, von Neuem bis zum Ekel überhand zu nehmen ſcheint. Zugleich enthält dieſe Vorrede noch eine Vertheidigung der von Hn. *Lueder* früher geäuſserten Meinung über die wohlthätigen Wirkungen des Kriegs, welcher wir vollkommen beypflichten, über Kirchen und Schulen, und über das phyſiokratiſche Syſtem. Dieſen Äuſserungen hatten wir jedoch zuweilen einen etwas gemäſsigteren Ton gewünſcht.

Die Schrift ſelbſt, welche die mittelbaren Wirkungen der Induſtrie oder ihren Einfluſs auf die intellectuelle und ſittliche Cultur vorzüglich entwickeln ſoll, zerfällt in zwey Bücher, jedes Buch wiederum in mehrere Capitel. Das erſte Buch, welches die Überſchrift führt: Entſtehung der Induſtrie, ihre Fortſchritte und Entwickelung ihrer unmittelbaren Wirkungen, enthält im erſten Capitel eine Einleitung, welche die Frage unterſucht, auf welchem Wege überhaupt Induſtrie entſtand. Bedürfniſs und Verlangen nach immer höherem Wohlſeyn, Inſtinct und Vernunft, beide trieben gleichmäſsig den Menſchen zur Induſtrie und Thätigkeit. Mit dieſen entſtand auch bald Theilung der Arbeit — der Gegenſtand des zweyten Capitels. Hr. *Lueder* giebt hier eine gedrängte Darſtellung der *Smith*'ſchen Lehre. Arbeit wächſt nicht nur intenſiv durch Theilung, ſondern auch extenſiv durch Vermehrung der Arbeiten; daher handelt das dritte Capitel von der Bedingung beider, vom Capitale, vom Gelde, von Banken und den verſchiedenen Arten, ſein Capital anzulegen. Das vierte Capitel, welches Natur überſchrieben iſt, zeigt den Einfluſs, welchen dieſe auf die Induſtrie habe, wie ſie dieſelbe befördere und zurückhalte. Das zweyte Buch entwickelt auf dieſelbe Art die mittelbaren Folgen der Induſtrie, oder ihren Einfluſs auf die intellectuelle und ſittliche Bildung der Völker. Mit der Freyheit beſchäftigt ſich der Vf. im erſten Capitel. Es wird hier der ewig wahre Satz ausgeführt, nur wo ſie herrſche, werde Induſtrie blühen, ſo wie durch dieſe wiederum jene mit dem Wachsthume der Städte ſich zuerſt allgemeiner verbreitete. Gleich wohlthätig wirkt die Induſtrie auf die Cultur, wie im zweyten Capitel bewieſen wird. Armuth und Unwiſſenheit ſind unzertrennliche Gefährten; Wohlhabenheit dagegen, durch Induſtrie erzeugt, bringt nothwendig höhere Cultur hervor. Auch hier offenbare Wechſelwirkung. Das dritte Capitel, mit der Überſchrift: Tugend, ſoll den Satz weiter ausführen: Das Laſter iſt die beſtändige Gefährtin der Gedankenloſigkeit, Aufklärung dagegen die Mutter der Tugend. Denn der unwiſſende, rohe Menſch läſst ſich bey weitem leichter durch ſinnliche Eindrücke verführen, der gebildete dagegen wird durch Gründe in ſeinem Handeln beſtimmt. — Allerdings ſehr wahr, bis auf einen gewiſſen Punct; wohl aber hatte hier bemerkt zu werden verdient, daſs wir ſo oft hohe Cultur und Unſittlichkeit gepaart finden, daſs der Zeitpunct der höchſten Cultur und des blühendſten Wohlſtandes auch gewöhnlich der Punct war, wo der ſittliche Charakter der Nationen zu ſinken anfing. Viertes Capitel: Staatsverfaſſung. In den Zeiten der roheſten Barbarey iſt Prieſterherrſchaft. Sie ſteht und fällt mit der Meinung, und löſt ſich gewöhnlich in einen Zuſtand der Anarchie auf, wo die Gewalt zwiſchen dem Regenten und den einzelnen Mächtigen im Volke getheilt iſt. Erſt wenn der Kunſtfleiſs neuen Reichthum, eine neue Macht ſchafft, können ſich die Herrſcher mit Hülfe der Städte auf ihren Thronen ſichern, und es kann eine Alleinherrſchaft gegründet werden. Dieſs führt unſeren Vf. im fünften Capitel auf die Staatsverwaltung. Nur unter einem Volke, wo Induſtrie blüht, das durch ſie aus der Barbarey hervorging, kann eine geſetzlich geregelte Staatsverwaltung eingeführt, und der Menſch als vernünftiges Weſen

behandelt werden. Nur unter einem ſolchen Volke darf man auf beſtändige Ruhe und Gehorſam hoffen, welche aus der Überzeugung der Bürger hervorgehen, daſs dadurch ihr eigenes Beſtes befördert werde, eine Überzeugung, welche allein im Stande iſt, Gemeingeiſt unter einem ganzen Volke zu verbreiten. Eine gleiche Umwandlung wird alsdann auch mit den Geſetzen vorgehen, von welchen das 6te Capitel handelt. Auch ſie erhalten erſt ihre Ausbildung mit der Zunahme der Induſtrie und dem dadurch angehäuften Privatvermögen. Denn erſt dann ſind die vielſeitigen Berührungspuncte möglich, welche das Bedürfniſs der Geſetze recht fühlbar machen. 7tes Capitel: Richter. Die Trennung der geſetzgebenden und richterlichen Gewalt erfolgte erſt mit dem Aufblühen der Induſtrie. Gleich wichtig waren die Veränderungen, welche durch die Induſtrie in der bewaffneten Macht, von welcher das 8 Cap. handelt, hervorgebracht wurden. Eine nothwendige Folge iſt auch hier Einführung der Theilung der Arbeit, indem in einem Künſte und Gewerbe treibenden Volke nicht mehr, wie bey den Nomaden, ein Jeder im Nothfalle die Waffen ergreifen kann. Zugleich werden hier die groſsen Vorzüge der ſtehenden Heere — verſteht ſich, wenn ſie nicht über die Maſse vermehrt werden — entwickelt. Neuntes Capitel: Bildungsanſtalten. Auch hier gebührt der Induſtrie das Lob, daſs ſie die gelehrte Barbarey aus dieſen ſich vorher ganz in den Händen der Geiſtlichkeit befindenden Anſtalten vertrieb, und ſie ihrem Endzwecke entſprechend umwandelte. — Die letzten Capitel des Buchs betreffen einen ſehr wichtigen Gegenſtand — die Finanzen. — In dem 10 Cap. über das Staatseinkommen zeigt unſer Vf. die allmählige Entwickelung des heut zu Tage üblichen Finanzſyſtems, und geht zugleich die gewöhnlichſten Steuern, welche er mit *Ad. Smith* in Auflagen auf den Arbeitslohn, den Capitalgewinnſt und die Landrente eintheilt, einzeln durch. Einen Staatsſchatz verwirft der Vf. (11 Cap.), und ein Jeder wird ihm gewiſs vollkommen beypflichten, ſobald von einem Staate die Rede iſt, welcher einen blühenden Credit und wohlhabende Unterthanen beſitzt. Daſs aber die beſondere Lage einzelner Staaten auch hier die Regel in der Anwendung modificiren könne, wird man eben ſo wenig bezweifeln. Nachdem im 11 Cap. von den Staatsſchulden geſprochen, und die verſchiedenen Methoden, Schulden zu machen, angezeigt worden ſind, handelt endlich das 12 Capitel vom Staatsbankerotte. — Allerdings ein drohendes Ungewitter, welches beynahe unvermeidlich alle die Staaten endlich treffen zu müſſen ſcheint, welche, durch die Leichtigkeit des Schuldenmachens verführt, dieſe unbeſonnen zu ſehr anhäufen. Von den hin und wieder angelegten Tilgungsfonds verſpricht ſich unſer Vf. ſehr wenig; jedoch hätte die Einrichtung ſowohl des alten als neuen engliſchen Tilgungsfonds, das ſchönſte Denkmal des unſterblichen Pitt, hier als eine ruhmvolle Ausnahme wohl eine genauere Würdigung verdient.

Mit den Behauptungen des Vfs. ſind wir gröſstentheils einverſtanden; was aber die Sprache betrifft, ſo haben wir dieſe für ein Compendium, welches die gröſste Kürze und Beſtimmtheit des Ausdrucks erfodert, zuweilen zu wortreich, unbeſtimmt und blühend gefunden. P. d. G.

PHILOSOPHIE.

GIESSEN u. DARMSTADT, h. Heyer: *Lehrbuch für den erſten Unterricht in der Philoſophie* von *Fried. Wilh. Dan. Snell*, ord. Prof. der Philoſ. in Gieſsen. Erſter Theil. Erfahrungsſeelenlehre, Logik, Metaphyſik und Aſthetik. Zweyter Theil. Moral, Naturrecht, moraliſche Religionslehre. Vierte verbeſſerte Auflage. 1806. XX, 278 u. 136 S. 8. (20 Gr.)

Der auch durch dieſes Lehrbuch für den erſten Unterricht in der Philoſophie verdiente Vf. erklärt ſich über das Bedürfniſs, das er befriedigen wollte, ſchon in der Vorrede zur erſten Auflage auf folgende Art: „Daſs der ſyſtematiſche Vortrag der Philoſophie, wenn er zweckmäſsig eingerichtet iſt, nicht mehr zu ſchwer für Jünglinge aus den oberen Claſſen der Gymnaſien ſey, wird durch die Erfahrung beſtätigt. Durch dieſen Elementarunterricht werden ſie vorbereitet, den vollſtändigeren Unterricht über die einzelnen Theile der Philoſophie in akademiſchen Vorleſungen deſto beſſer faſſen und benutzen zu können; ſie werden zu dem letzteren mit weit gröſserem Intereſſe angezogen werden, wenn ſie von dem Ganzen der Wiſſenſchaft ſchon eine Überſicht haben, und auf die gelegten Gründe weiter fortbauen können. — Manche Jünglinge, welche ſich dem Handlungsſtande, den Kriegswiſſenſchaften u. dgl. widmen, haben mehrentheils keine weitere Gelegenheit, wenn ſie die Schule verlaſſen haben, einen mündlichen Unterricht über die Philoſophie zu benutzen. Dieſe werden ſich aber weit leichter durch Lectüre philoſophiſcher Schriften und mündliche Unterhaltungen darüber ausbilden, wenn ſie auf der Schule einen guten Grund dazu gelegt haben. Ohne dieſe Vorübungen werden ſie manche ſehr gewöhnliche Ausdrücke in Schriften und Geſprächen nicht verſtehen, gewöhnlich kein Intereſſe an Unterhaltungen über dieſe wichtigen Gegenſtände finden, von aller philoſophiſchen Lectüre zurückgeſchreckt werden, und ſich lieber mit tauſend nichtsbedeutenden Kleinigkeiten beſchäftigen, als daſs ſie zuweilen eine Stunde dem ernſtlichen Nachdenken über den Menſchen, ſeine Verhältniſſe gegen andere vernünftige Weſen, ſeine moraliſche Natur, über die Zweckmäſsigkeit und Ordnung des bewundernswürdigen Weltgebäudes und den erhabenen Urheber deſſelben widmen ſollten. Manche werden über alle dieſe Dinge ſehr oberflächlich und in einem abſprechenden Tone räſonniren, ohne die Hauptpuncte zu kennen, auf welche bey dieſen Unterſuchungen alles ankömmt; oder gewiſſe Modemeinungen ohne Prüfung annehmenn und leichtſinnig nachſprechen. Vor allen dieſen Fehlern bewahrt eine frühe Bekanntſchaft mit der Philoſophie am beſten.“ Die vier Auflagen des Buchs beweiſen ſeine Nützlichkeit. Originelle Aufklärungen wird Niemand von einem Lehr-

Digitized by Google

buch erwarten, das zum Leitfaden für den erſten Unterricht in der Philoſophie beſtimmt iſt. Daher würde auch eine Beurtheilung des Inhalts, der Ordnung, in der die Wiſſenſchaften auf einander folgen, und der Methode, nach welcher der Vf. die einzelnen Wiſſenſchaften vorträgt, hier zweckwidrig ſeyn. Dafs die Äſthetik von dem Bruder des Vfs., dem Hn. Rector *Snell* zu Idſtein, entworfen worden, mufs hier noch bemerkt werden. Za.

Hof, b. Grau: *Grundriſs der reinen allgemeinen Logik zum Gebrauch für Vorleſungen auf Gymnaſien und gelehrten Schulen*, herausgegeben von *L. H. Wagner*, ord. Lehrer der Philoſ. am chriſtian-erneſtiniſchen Collegium und erſtem Bibliothekar der kön. Geſchäftsbibliothek zu Bayreuth. 1806. XII u. 212 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. hält es für ſchwer, die Grenzen genau zu beſtimmen, innerhalb welcher ſich der Vortrag der Logik auf Schulen halten ſoll, damit er weder in ermüdende Weitläuftigkeit, noch in unfruchtbare Kürze ausarte. Nach ſeinem Dafürhalten haben wir noch kein zweckmäfsiges Lehrbuch der Logik für Schulen. Er hat ſich daher entſchloſſen, dieſen Leitfaden für den logiſchen Unterricht, zu dem ihn ſeine Lehrſtelle verpflichtet, ſelbſt auszuarbeiten. Dafs ein geſchickter Lehrer ſich dieſes Lehrbuchs mit Nutzen bedienen könne, das bezweifelt Rec. nicht. Die Logik des Hn. *Kiefewetter* ſcheint der Vf. am meiſten benutzt zu haben. Eine ihm eigenthümliche Entwickelung und Beſtimmung logiſcher Begriffe hat zwar Rec. nicht angetroffen. Indeſſen hat doch der Vf. auf ſeine eigene Art klar das dargeſtellt, was er von Anderen entlehnte. Aber weder klar noch richtig iſt ſeine Beſtimmung der Begriffe von Anſchauung und Gedanke. Er unterſcheidet die Anſchauung im weiteren Sinne von der Anſchauung im engeren Sinne. Die erſte iſt nach ihm „jede Vorſtellung des Mannichfaltigen, in ſofern man nur die Mannichfaltigkeit, nicht aber die Einheit erwägt. In ſofern nun jede Vorſtellung ein Mannichfaltiges darbietet, kann man auch jede Vorſtellung eine Anſchauung nennen. Anſchauung im engeren eigentlichen Sinne iſt eine einzelne Vorſtellung, die ſich unmittelbar auf einen Gegenſtand bezieht, und wodurch dieſer gegeben wird; alſo die Vorſtellung eines Individuum z. B. *Wieland*, *Goethe*, *Virgil* u. ſ. w., oder wenn ich mich in die Hand ſchneide, Bier trinke, in allen dieſen Fällen ſind die Vorſtellungen unmittelbare oder Anſchauungen.“ Da würde dann wohl die Anſchauung im weiteſten Sinne und der Begriff eins und daſſelbe ſeyn. Die Vorſtellung von Individuen, z. B. von Virgil, nennen viele Logiker einen einzelnen Begriff. Wenn gleich dieſe Erklärung auch unrichtig iſt, indem ein Begriff ſtets das Bewufstſeyn einer bloſsen Regel im Verhältniſs zu Objecten, deren ſelbſt man ſich bewufst ſeyn oder nicht bewufst ſeyn mag, und folglich unendlich vieler Beſtimmungen fähig iſt, ſollten wir auch nur einen einzigen Gegenſtand unter dieſe Regel zu ſubſumiren haben: ſo iſt es doch noch unpaſſender, die Vorſtellung des Individui die Anſchauung im eigentlichen Sinne zu heiſsen. Selbſt dem gemeinen Sprachgebrauch widerſtreitet dieſe Auslegung. Denn Niemand wird von Anſchauungen reden, wenn er ſich nicht eines Gegenſtandes ſelbſt, unabhängig von jeder Regel, d. h. unmittelbar bewufst iſt.

Za.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Magdeburg*, in Comm. b. Heinrichshofen: *Billigkeitsgründe für die Vereinigung der Schulden aller weſtphäliſchen Departements zu einer geſammten Reichsſchuld.* Von *G. S. Rottger.* 1808. 60 S. kl. 8. (4 Gr.) Die gegenwärtige kleine Schrift iſt eine von denen, welche durch die reichsſtändiſchen Verhandlungen, die dem Geſetze vom 14 Julius 1808 vorangingen, veranlaſst wurden. In der Anzeige dee zweyten Theils des Geſetzbulletins des Königreichs Weſtphalen (No. 6. d. J. unſerer A. L. Z.) ſind der Gegenſtand dieſer merkwürdigen Geſetzee und die dringenden Motive deſſelben vollſtändig dargeſtellt worden. So dringend und einleuchtend dieſe nun auch waren, ſo fanden ſich doch Perſonen, die ſie ſowohl mündlich als ſchriftlich angriffen, und welche in der Vereinigung aller einzelnen Landesſchulden zu einer allgemeinen Reichsſchuld eine Ungerechtigkeit, wo nicht ſahen, doch zu ſehen vorgeben. Dieſes veranlaſste nun, dafs euch von der anderen Seite Schriftſteller auftraten, welche den Geſetz-Entwurf zu vertheidigen ſuchten, zu denen denn euch Hr. *R.* gehörte. Mit Recht iſt der Vf. der Meinung, dafs es bey der Entſcheidung dieſer Angelegenheit hauptſächlich auf eine richtige Darſtellung des *ſtatus cauſae et controverſiae*, und auf eine der Sache angemeſſene Feſtſetzung der davon abhangigen Fragen ankomme. Stellt man die Frage ſo: *Iſt es gerecht und billig, dafs eine Provinz die Schulden der anderen bezahle?* ſo iſt vorauszuſehen, daſs die Mehrheit der Stimmen *verneinend* ſeyn werde. Fragt man aber: *Darf die vollziehende Gewalt allgemeine Landeseinkünfte zur Unterſtützung einzelner Provinzen anwenden?* ſo wird ſich jeder wundern, wie eine ſolche Frage, deren Bejahung ſich ſogleich aufdringt, nur aufgeworfen werden konnte. Nimmt man nun ferner an, dafs die Bezahlung der Provincial-Schulden, da es keine Provinzen mehr giebt, eine Staatspflichtung iſt; nimmt man an, dafs König und Stände Contributionen zur Deckung allgemeiner Staatsbedürfniſſe auszuſchreiben berechtigt ſind, (und wer, der nur eine oberflächliche Idee von der Conſtitution hat, wird hieran zweifeln?): ſo ſind wir zur Löſung des Problems auf einem Wege gelangt, zu welchem es unmöglich ſchien, auf dem zuerſt angedeuteten jemals kommen zu können. Dieſe hier kurz dargeſtellte Anſicht der Sache entging aber euch den Reichsſtänden keineswegs, und Hr. *R.* hat lediglich das Verdienſt hier etwas zu ſagen, was während des Reichstages in dem Munde der geſammten Majorität war. Doch Hr. *R.* beſchränkt ſich nicht auf dieſen Grund allein, ſondern ſtellt vielmehr der Gründe noch mehrere auf. Da jedoch auch in der am 14 Jul. v. J. von dem Hn. Staatsrath *Malchus* in der Reichsverſammlung gehaltenen Rede (weſtph. Moniteur No. 6 1808) unendlich kraftvoller entwickelt ſind; da dieſe Sache jetzt zur Zufriedenheit aller längſt arrangirt iſt, und daher den größten Theil ihres Intereſſes verloren hat: ſo enthält ſich Rec. einer ferneren Darſtellung dieſer bekannten Sachen. — Die in der Schrift gewählte Darſtellungsmethode iſt im Ganzen keineswegs zweckmäfsig. In der Regel ſind die, gröſstentheils richtige Anſichten enthaltenden Gedanken in einen ſolchen Schwall von Worten gekleidet, dafs man ſich der Vorſtellung nicht erwehren kann, eine ſchlecht abgefaſete ſalbungsvolle Predigt zu leſen. Der weſentliche Inhalt der vier enggedruckten Bogen hätte füglich auf Einem Bogen dargeſtellt werden können. Doch die Abſicht des Vfs. war unſtreitig gut, wenn man ihm nicht ennehmen kann, dafs er vieles zur Verbreitung einer richtigeren Vorſtellung über den fraglichen Gegenſtand beygetragen habe. F.....b.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 JUNIUS, 1809.

KIRCHENGESCHICHTE.

PARIS, b. dem Paſtor Rabaut-Pomier, und MONTPELLIER, b. dem Vf.: *Annuaire ou repertoire ecclésiastique à l'usage des églises réformées et protestantes de l'empire français.* — Par *M. Rabaut* le jeune, Ex-législateur, membre de la légion d'honneur et Conseiller de préfecture au département de l'Herault. 1807. 506 S. gr. 8.

Dieſes Werk iſt nicht nur für diejenigen, welche es betrifft, beſonders für die reformirten und lutheriſchen Conſiſtorien in Frankreich, ſehr nützlich; es iſt auch für die kirchliche Geographie und Statiſtik, und für die neuere Geſchichte der Proteſtanten daſelbſt, ſehr wichtig, und ſchon die Erſcheinung deſſelben iſt eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit. Es iſt allen *reformirten* Chriſten des franzöſiſchen Reichs (warum nicht auch den *lutheriſchen*?) in einem Tone der Freude, der Dankbarkeit, des Triumphs gewidmet. Voran ſteht eine kurze *hiſtoriſche Notiz von der bürgerlichen und religioſen Lage der Reformirten in Frankreich, ſeit dem Edicte von* 1787 *bis zum J.* 1807. Darauf folgt ein ſyſtematiſches *Verzeichniſs der Kirchen, Bethäuſer, Conſiſtorien, der Paſtoren, der geiſtlichen Präſidenten und Inſpectoren, der Älteſten, der Örter, wo der Cultus gefeyert wird*, nach der Eintheilung der Departements, mit hiſtoriſchen und anderen Anmerkungen verſehen. Dieſs nimmt den gröſsten Theil des Werkes ein. Aufserdem aber findet man noch viele andere, meiſtentheils merkwürdige Stücke, beſonders die Berichte, Reden und Decrete, welche Beziehung auf die Reformirten und Lutheraner in Frankreich haben, und das ganze Syſtem der Kirchenzucht der reformirten Kirchen daſelbſt. Die Nachrichten über die Kirchen und ihre Verfaſſung ſind nicht überall gleich beſtimmt und befriedigend, weil der Vf. nicht überall von den Conſiſtorien und Kirchen nach Wunſch mit Nachrichten unterſtützt wurde. Er verſpricht übrigens, zwar nicht alle Jahre, jedoch von Zeit zu Zeit, Supplemente herauszugeben, in welchen die Mängel ergänzt und die inzwiſchen vorgegangenen Veränderungen angezeigt werden ſollen.

Bey einem Werke, wie das vorliegende, kann der ausländiſche Recenſent keine Unterſuchungen über die Richtigkeit der Angaben anſtellen, und kleine Fehler berichtigen. Wir ſchränken uns alſo darauf ein, einige allgemeinere und intereſſantere Anzeigen aus demſelben auszuziehen, und einige Reflexionen, die wir uns abſtrahirt haben, mitzutheilen. Vor der Widerrufung des Edicts von Nantes, waren die reformirten Kirchen in 16 kirchliche Provinzen, und 61 Colloquien organiſirt; jede Provinz bildete eine Provincialſynode. Nach der letzten Zählung der Kirchen, welche auf der Nationalſynode von *Alencon* im J. 1637 veranſtaltet wurde, gab es in Frankreich 800 reformirte Kirchen, welche nur von 641 Paſtoren bedient wurden: heut zu Tage ſind mehrere dieſer Provinzen, wo ſonſt zahlreiche und blühende Kirchen waren, derſelben beraubt; ſie wurden durch erzwungene Auswanderungen oder Bekehrungen aufgehoben. Nach der neuen Organiſation giebt es im alten Frankreich 78 reformirte Conſiſtorialkirchen und 7 Bethäuſer; in den vereinigten Departements 49 reformirte Conſiſtorialkirchen und 12 Bethäuſer: in Allem 127 Conſiſt. Kirchen und 19 Bethäuſer. Die 78 Kirchen des alten Frankreichs werden von 171 Paſtoren bedient; 50 ſind vacant. Die 49 Kirchen in den vereinigten Departements werden von ohngefähr 430 Paſtoren bedient. Die Zahl der Conſiſtorialkirchen augſpurgiſcher Confeſſion ſteigt auf 63, welche von 521 Paſtoren bedient werden. Der Grund, warum die Kirchen in den vereinigten Departements, welche doch eine kleinere Anzahl, als die im alten Frankreich ausmachen, doch eine weit gröſsere Anzahl von Paſtoren haben, liegt darin, weil von jenen, obgleich in Conſiſtorialkirchen vereinigt, doch jede ihren Paſtor und Tempel erhalten hat, hingegen im alten Frankreich eine Conſiſtorialkirche oft nur zwey oder drey Paſtoren hat, indem ſie vor der neuen Organiſation 6 und oft 8 gehabt haben würde. In den Kirchen der vereinigten Departements bedient ein Paſtor 2 oder 3 Communen, zuweilen nur 1, im alten Frankreich oft 15 bis 20. Es giebt eine, deren Arrondiſſement 84 Communen in ſich faſst, welche nur von 4 Paſtoren verſehen werden. So groſs auch das Glück iſt, welches den Reformirten in Frankreich durch die neue Ordnung der Dinge zu Theil geworden: ſo kann doch ihr kirchlicher Zuſtand im Ganzen nicht blühend und erwünſcht genannt werden. An vielen Orten müſſen ſie ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen noch unter freyem Himmel, und wie ehemals *in der Wüſte* halten S. 30, 64fg. 80. 97fg. 103. 150. 153. 155. Zu *Mareuil* und *Quincy* muſsten ſie ihre Kirchen den Katholiken abtreten, und ſind ohne Tempel, S. 23. In mehreren Gegenden halten ſie ihren Cultus in Scheuern S. 23, 35, 60, 65, 148, in Privathäuſern, 23, 61, 83, 148, in Ruinen, 60, in Caſernen und Remiſen, 198, 150. Zu *St.*

Quentin halten ſie gar keine gottesdienſtlichen Verſammlungen S. 23. Die Conſiſtorialkirche von Lamotte-Chalencon begreift 27 Communen: zu Lamotte verſammeln ſich die Reformirten in dem alten Kirchengebäude, welches ſie kürzlich neu haben bauen laſſen; zu Chalencon auf freyem Felde, an einem ſehr gefahrlichen Orte, weil zuweilen Stücke von dem Felſen, der den Ort beherrſcht, herunterſtürzen; zu Eſtablet in einer Scheuer, zu Ville-Perdrix in einem Hauſe, zu Poyol in einem Tempel, auch zu Oullon, in allen übrigen 21 Communen aber auf freyem Felde, ſonſt hatten ſie eine Kirche, *dieſe aber iſt ihnen ſeit einiger Zeit verſchloſſen worden*, 66. Hie und da ſind ihre Verſammlungsörter nur mit Schranken oder Planken eingefaſst, 79, 84. Übrigens haben ſie auch ſchon manche Kirchen gebaut und gekauft, 22, 79, 90, 118, 122, 280, 283; es ſind ihnen ſchon mehrere durch kaiſerliche Decrete zuerkannt, 63, 84, 90, 96; auch von anderen geſchenkt worden, 83, 94, 114, 243, 277. Man findet auch Beyſpiele, daſs ſie gemeinſchaftliche Kirchen mit den Katholiken haben, S. 60, 103. Die Paſtoren werden von der Regierung ſalariirt, 13, nur zu Genf nicht, weil die dortige Kirche, als ſie zu einer Conſiſtorialkirche organiſirt wurde, ihren *Status quo* erhalten durfte, ob ſie gleich dem Geſetze vom 1 Germinal J. 10, und der Diſciplin der franzöſiſchen reformirten Kirchen unterworfen wurde, 126. Von den Reformirten in den vereinigten oder eroberten Departements heiſst es S. 15: *Les églises de ces intéressantes contrées n'auraient rien à regretter de leur ancien état si elles n'étoient devenues plus pauvres par la perte de leurs biens et des sommes annuelles qu'elles recevoient de leurs souverains. Le decret du 13 Fructidor an 13 fixe le traitement des pasteurs des départements reunis ou conquis, qui étaient salariés por l'administration de Heidelberg ou dont les revenus ecclésiastiques ont été réunis au domaine, ce qui répare en partie leurs pertes.* Ebendaſelbſt heiſst es von den augſpurgiſchen Confeſſionsverwandten in den vereinigten Departements: *Ils ne s'apercevraient pas d'un changement dans leur état s'ils jouissaient encore des biens ecclésiastiques qui furent réunis au domaine lors de la réunion de ces départements à la France.* Von den *Waldenſern* lieſt man S. 207—209 eine Nachricht. *Napoleon* hat durch ein Decret vom 6 Thermidor J. 13 das Geſetz vom 18 Germ. J. 10 auf ſie angewandt, und ſie dadurch aus dem Zuſtande bloſser Duldung in das Verhältniſs der Rechtmäſsigkeit und der Protection verſetzt; ihre 15 Kirchen, welche von 13 Paſtoren bedient werden, und in dem Departement des Po, in den drey Thälern *Pelis*, *Cluson* und *Balsille* (ehemals *Lucerne*, *Pérouse* und *St. Martin*) verbreitet ſind, ſind kürzlich dem Geſetze gemaſs organiſirt worden, und bilden drey Conſiſtorialkirchen: *Lotour*, *Praruſtin* und *Ville-Seche*. Die reformirte Kirche zu Paris war ſeit dem Widerrufe des Edicts von Nantes zerſtreut und ohne eigenen Cultus; die Reformirten in dieſer Stadt hielten ſich wegen der Einſegnung ihrer Ehen und der Taufen ihrer Kinder an die Caplane der Geſandten reformirter Fürſten und Staaten, beſonders an den *holländiſchen*. *La Broue*, *Duvoisin* und *Marron* haben ihnen die wichtigſten Dienſte erwieſen. Nach den Stürmen der Revolution war zwar *Morron* nicht mehr Caplan der *holländiſchen* Geſandtſchaft, aber er benutzte die Geſetze, welche für die Freyheit der Gottesdienſte gegeben waren, um die zerſtreute Heerde zu ſammeln und ihr alle geiſtliche Hülfe zu leiſten. Das Geſetz vom 18 Germ. ſchenkte dieſer Kirche ihren alten Glanz wieder und befeſtigte ſie auf immer. Am 12 Frimaire J. 11 ſetzte der erſte Conſul eine Conſiſtorialkirche zu *Paris* für alle Reformirten im Departement der *Seine* ein, und beſtätigte *Marron* in dem Amte eines Geiſtlichen an derſelben. Zu gleicher Zeit räumte er ihnen drey Kirchen zu *Paris*, nämlich *St. Louis*, *Panthemont* und *St. Marie*, ein. Doch heiſst es S. 260: *Le gouvernement ayant eu besoin de l'église de Panthemont jusqu'à ce moment, le culte n'y a pas été encore célébré.* Die *Discipline des églises reformées de France*, welche man S. 363—414 findet, iſt alt, ſie iſt das Werk ihrer erſten Stifter; die 40 erſten Artikel wurden auf der erſten Nationalſynode zu *Paris* 1559 abgefaſst, die nachfolgenden Synoden haben das Werk beendiget. Es iſt ein Denkmal des religiöſen Eifers, der Strenge und der Sittenreinheit. Es iſt der Mühe werth, Hn. *Rabaut* ſelbſt über dieſes Stück reden zu laſſen. Wir ſind ſelbſt, ſagt er S. 415 f., Zeuge von der ſtrengen Ausführung der ſtrengſten Artikel geweſen: dieſer Kirchenzucht und ihrer pünctlichen Beobachtung danken die Reformirten die Reinheit ihrer moraliſchen Principien und dieſen ehrenvollen Ruf der Rechtſchaffenheit, welcher ihnen öffentliche Achtung und Zutrauen erworben hat. Sie wurde mitten unter brennenden Scheiterhaufen, unter aufgeſchlagenen Blutgerüſten, unter Proſcriptionen und Verfolgungen aller Art gemacht, und in eben dieſer Zeit der Drangſale wurde ſie am meiſten reſpectirt und beobachtet: heut zu Tage wird dieſe Strenge der Grundſatze, dieſer religiöſe Rigorismus wenigſtens übertrieben ſcheinen, und vielleicht von Vielen für Fanatismus ausgegeben werden. Wenn man aber die Zeiten, Gegenden und Umſtände, wo dieſe Regel eingeführt wurde, und die glücklichen Wirkungen, welche ſie hervorgebracht hat, in Betracht zieht: ſo wird man aufhören, eine Veranſtaltung zu tadeln, welche ſich vielleicht überlebt hat, und in mehreren Puncten jetzt unausführbar iſt, welche aber Verfolgte in dem Reſpecte für die Geſetze und den König, in der Unterwerfung und Reſignation unter die unveränderlichen Beſchlüſſe der Vorſehung erhalten hat; wir denken ſelbſt, daſs die Erſchlaffung, welche ſeit mehreren Jahren in die Frömmigkeit und Sitten eingedrungen iſt, ihren Urſprung in der Nichtausführung dieſer Regel genommen hat, welche noch ſehr nützlich für die reformirten Kirchen werden kann, wenn ſie der Zeit und den Umſtänden angepaſst, und mit dem organiſchen Geſetze vom 18 Germ. J. 10 in Harmonie gebracht wird. Dieſs Geſetz hat

virklich bedeutende Veränderungen in der Organisation dieser Kirchen hervorgebracht, Veränderungen, welche in mehreren Rücksichten ihre Verfassung verbessern, aber doch eine Revision der Kirchendisciplin erfodern, die sie mit dem Gesetze übereinstimmend macht, und das Werk der Vorväter, unter der Billigung des jetzigen grosen Protectors, vervollkommnet. Die Veränderungen, welche durch das neue Gesetz in der Organisation der Kirchen vorgingen, sind folgende. Die Reformirten kannten ehemals die *Consistorialkirchen* nicht, welche aus einer Bevölkerung von 6000 Seelen bestehen. Ehemals wurde der Umfang einer Kirche durch die Provincialsynode bestimmt, wie grosa auch ihre Bevölkerung seyn mochte. Man nahm nur auf die Entfernungen der Communen unter einander Rücksicht, und setzte eine Kirche aus denjenigen zusammen, welche sich die nächsten waren; oft war es hinlänglich, wenn eine Stadt oder ein Dorf sich verbindlich machte, einen Pastor zu besolden, diese Stadt oder dieses Dorf wurde eine Kirche ohne Rücksicht auf ihre Bevölkerung. Jetzt hat man, um die durch das Gesetz vorgeschriebene Bevölkerung zu erreichen, grosse Arrondissements bilden müssen, so dass eine Consistorialkirche aus Communen, welche sonst 5 bis 6 Kirchen bildeten, zusammengesetzt ist. Oft ist eine Consistorialkirche in mehrere Sectionen getheilt, von welchen jede ihren Pastor hat, der mehrere Communen bedient. Sonst war es nicht so; einige grosse Städte ausgenommen, welche mehr als Einen Pastor hatten, bediente in allen anderen Kirchen ein einiger Pastor eine Kirche; alle Kirchen waren, was heutzutage die Bethauser sind. Sonst hatten die Reformirten Consistorien, Colloquien, Provincial- und National-Synoden: jetzt haben sie nur noch Arrondissements-Consistorien- und Synoden. Jede von den alten Autoritaten hatte ihre Verrichtungen und Befugnisse; sie bildeten eine Hierarchie, sie hingen eine von der anderen ab, entschieden über die Streitigkeiten, die sich in den Gemeinen erhoben, und unterdrückten die Verbrechen. Seit dem neuen Gesetze besteht nur noch die untergeordnete Autorität der Consistorien; die Synoden sind noch nicht organisirt, und die Consistorien sind keiner höheren kirchlichen Autorität unterworfen. Die Provincialsynoden waren aus kirchlichen und Laien-Deputirten von allen Kirchen einer kirchlichen Provinz zusammengesetzt, und so entstand oft eine Versammlung von 30—40 Personen: jetzt werden 5 Consistorialkirchen eine Synode bilden; sie wird aus einem Pastor und einem Aeltesten von jeder Consistorialkirche, und einem Commissär der Regierung bestehen, welches nur eine Versammlung von 11 Personen ausmachen wird; ausserdem muss, wie vor dem Widerruf des Edicts von *Nantes*, die Regierung die Zusammenberufung einer Synode autorisiren, dem Minister des Cultus muss vorher von den Materien, welche auf der Synode vorkommen werden, Kenntnis gegeben werden; der Verbalproces ihrer Sitzungen muss der Regierung überfandt werden, und sie darf nicht länger als 6 Tage dauern. Die Synoden werden also in Zukunft nicht mehr Versammlungen einer zahlreichen Geistlichkeit seyn, die Regierung wird sowohl die Gegenstände als die Resultate ihrer Berathschlagungen kennen, und die Gegenwart des Präfecten oder Unterpräfecten macht die Vorsichtsmasregeln, welche der Gesetzgeber nehmen zu müssen glaubte, um die Missbräuche, welche sich in eine allzuzahlreiche kirchliche Versammlung hätten einschleichen können, zu verhüten, vollständig. Sonst bestanden die Consistorien aus einer unbestimmten Anzahl von Pastoren, Aeltesten und Diakonen; die Laienmitglieder wurden ohne Unterschied aus allen Gläubigen der Kirche gewählt, die Dauer ihrer Functionen war willkührlich, und durch ein besonderes Reglement bestimmt. Die Berufung der Pastoren war durch die Synode autorisirt, und der Pastor konnte ohne eine von ihr erhaltene Dimission nicht abtreten. Heutzutage will das Gesetz, dass das Consistorium wenigstens aus 6 und höchstens aus 12 Aeltesten bestehe, und dass diese aus den Personen genommen werden, welche am meisten contribuiren; es bestimmt die Art ihrer Erwählung, und verordnet, dass alle 2 Jahre die Aeltesten zur Halfte erneuert werden. Die von einem Consistorium an einen Pastor gerichtete Berufung ist gültig, wenn dieser sie annimmt, und der Kaiser sie bestätiget, die Zustimmung der Synode ist nicht nöthig; sie ist auch nicht erfoderlich, um einem Pastor die Dimission zu geben, oder ihn bey einer Kirche zurückzuhalten: der Pastor nimmt seinen Abschied selbst, indem er das Consistorium 6 Monate vorher benachrichtiget, das Consistorium kann ihm selbst erlauben, sich vor Verlauf dieser Zeit zurückzuziehen. Wenn das Consistorium die Zahl der Pastoren seiner Kirche vermehren will: so muss es die Autorisation bey der Regierung, nicht bey der Synode suchen. Der Präsident des Consistoriums war sonst der Pastor, und in den Kirchen, wo ihrer mehrere waren, wechselte das Präsidium unter ihnen: jetzt spricht das Gesetz dasselbe dem ältesten zu. Sonst wurden die schuldigen Pastoren von den Colloquien und Synoden suspendirt oder abgesetzt: jetzt ist es die Regierung, welche beides billiget oder verwirft. Sonst entschieden allein die kirchlichen Autoritäten über die Streitigkeiten, welche sich unter den Geistlichen erhoben: jetzt entscheidet der Staatsrath. Nach den Veränderungen, welche durch das Gesetz in den Verhältnissen und der Verfassung der reformirten Kirchen gemacht sind, müsste nun auch ihre *alte Kirchendisciplin*, welche das Gesetz übrigens keineswegs aufgehoben hat, revidirt werden. Dies ist noch nicht geschehen. Bis zu der Zeit, wo es geschehen wird, legt Hr. *Rabaut* seine Ideen über ein *provisorisches Reglement*, welches die Consistorien für die innere Administration ihrer Kirchen annehmen könnten, vor S. 419—432. Eines von den besonders merkwürdigen Stücken, welche man in diesem Buche findet, ist ein *Pastoral- und Consistorial-Mandement* des Consistoriums zu Biel, dessen Publication und Execution der Kaiser durch ein Decret aus dem Haupt-

Digitized by Google

quartier zu Warſchau vom 6 Jan. 1807 verordnet hat. Es athmet die Strenge der alten reformirten Kirchen. Wir wollen einige Stellen aus demſelben herſetzen: *Les pasteurs et anciens d'église sont fortement exhortés à veiller sur le troupeau de leur paroisse, à se munir de fermeté et de courage pour reprimer les discours impies et les moeurs scandaleuses, de quelque nature qu'elles soient, reprendre et corriger les délinquans avec prudence et avec autorité et à les rapporter au président ou au consistoire, de ne se laisser détourner de leurs devoirs par quelle considération que ce soit. — Nous conjurons tous les membres de cette église d'avoir pour les avertissements de leurs pasteurs et anciens tout le respect et de prévenir les voies de sévérité que l'on seroit obligé d'employer envers ceux qui s'opiniatreraient dans l'irreligion, dans la vie scandaleuse et dans la rénitence. — Nous enjoignons aux anciens de rapporter ceux qui au mépris de la parole de Dieu et des exercices de piété les négligeraient habituellement et d'une manière marquée, ou qui y assisteraient indécemment. — La profanation du jour du Seigneur étant sévérement défendue par les lois de Dieu et du Souverain, les anciens veilleront à ce qu'aucun jeu et aucune danse n'aient lieu les jours de communion et de jeune solennel, et pour ce qui est des dimanches ordinaires avant les quatre heures du soir et qu'alors il ne s'y commette aucun desordre ni scandale, qu'ils auront soin de reprimer dans le besoin et de rapporter les contrevenans. — Si, contre toute attente, il devait se trouver encore dans le sein de nos églises quelque pêcheur endurci qui, au mépris de l'évangile et de tout ordre, ne tint aucun compte du présent mandement, et voulut persister dans l'impiété, dans le vice et le scandale, nous leur déclarons de la part de Jesus Christ que la colère de Dieu demeure sur eux tant qu'ils croupissent dans cet état affreux et que nous sommes fermement résolus de nous servir de toutes les armes spirituelles que le Seigneur nous a remises pour la destruction du péché, pour purifier sa sainte maison de tout scándale et pour glorifier son saint nom: nous réservant même, si le cas l'exige, de denoncer les rénitens au gouvernement, comme troublant l'ordre de l'église et de la société, réfractaires envers leurs supérieurs légitimes, établis par l'autorité de Dieu et de notre auguste Monarque, auquel nous devons tous une soumission et fidélité inviolable.* Das Mandement iſt von *Gibolet*, Präſident des Conſiſtoriums, unterſchrieben. Wir ſetzen noch den Wunſch hinzu, daſs auch in anderen Ländern ſolche kirchliche Repertorien von Zeit zu Zeit erſcheinen möchten, wie in Frankreich die Katholiken ſchon ſeit langer Zeit und jetzt auch die Reformirten und Lutheraner haben. Sie können nicht nur einen wiſſenſchaftlichen Nutzen gewähren, nicht nur bey gewiſſen kirchlichen Geſchäften Vieles erleichtern, ſondern ſie können auch als Vehikel gebraucht werden, den kirchlichen Gemeingeiſt zu nähren, religiöſe Ideen unter den Gemeinen auszuſtreuen, und kirchliche Verbeſſerungen zu veranlaſſen.

C. F. S.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. 1) *Frankfurt* a. M., b. Wilmans: *Die Kunſt, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden.* Ein Handbuch für erwachſene Töchter, Gattinnen und Mutter von *Joh. Ludw. Ewald. Erſtes Bändchen.* Dritte verm. u. verbeſſ. Aufl. mit neuen Kupfern von Ramberg u. Ridlay und neuer Muſik von Franzl. 1804. XXIV u. 336 S. *Zweytes Bändchen.* VIII u. 263 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

2) *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Mädchenglück und Mädchenunglück*, zur Beherzigung für Deutſchlands edle Töchter, welchen Unſchuld, Ehre und Glück werth und theuer iſt. 1805. XX u. 340 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Es iſt in Wahrheit kein leichtes Unternehmen, das liebenswürdige Wirken des Weibes nach ſeinen kleinen Details und feineren Manieren ſo zu zeichnen, daſs in dieſer Zeichnung nicht ein unerreichbares Ideal, ſondern ein ſolches Bild aufgeſtellt werde, in welchem ſich die Beſſeren des ſchönen Geſchlechts wiederfinden. Rec. glaubt über die Schwierigkeiten, mit welchen dieſes Geſchäft verbunden iſt, aus eigner Erfahrung urtheilen zu können, da ſein Beruf es ihm zur Pflicht macht, auch jungen Frauenzimmern über ihre künftige Beſtimmung die nöthigſten Belehrungen zu ertheilen. Um deſto angenehmer iſt es ihm, die Anzeige von No. 1, für deſſen gute Aufnahme ſchon die wiederholten Auflagen ein günſtiges Vorurtheil erwecken, mit dem Wunſche begleiten zu können, daſs dieſe Schrift von keinem erwachſenen Frauenzimmer der gebildeteren Stände ungeleſen bleibe. Nachdem der Vf. die Hauptunterſchiede beider Geſchlechter, ſo weit es ſein Zweck zu erfodern ſchien, angegeben, und eine Vorleſung von der Herrſchaft über Phantaſie und Herz vorausgeſchickt hat, ertheilt er ſeinen Leſerinnen über die Wichtigkeit des weiblichen Berufs, der ihnen als Gattinnen, Müttern und Hausfrauen obliegt, die nöthigſten Belehrungen, die überall den aufmerkſamen Beobachter verrathen. Hr. *E.* hat bey der neuen Auflage die ihm von dem Rec. der erſten Auflage gemachten Bemerkungen benutzt, und dieſe Ausgabe durch zwey neue Abhandlungen über die Selbſtſtändigkeit des Weibes und über *Peſtalozzi's* Lehrmethode vermehrt. Es laſſen ſich allerdings noch eine Menge Gegenſtände anführen, über welche man eigena Abhandlungen in dieſem Handbuche zu finden wünſchen dürfte, z. B. über die Wahl eines Gatten, über weibliche Lectüre u. m. a. Inzwiſchen läſst ſich auch erwarten, daſs diejenigen Frauenzimmer, welche den Grad weiblicher Bildung beſitzen, zu welchem ihnen ſelbſt dieſe Schrift behülflich ſeyn ſoll, ſich hierüber ſelbſt zu rathen im Stande ſeyn werden. Die Form des Vortrags iſt faſslich und meiſtentheils anziehend; nur manche Anſpielungen auf wiſſenſchaftliche Gegenſtände, die doch nicht jedem Frauenzimmer, das ſich auch zu der gebildeten Claſſe zählt, bekannt ſeyn dürften, wünſchten wir weg.

Hat auch der ungenannte Vf. von No. 2, der, wie wir hören, Hr. Pred. *Fahrmann* ſeyn ſoll, bey den Vorarbeiten von *Sulzer, Compe, Ebert, Ewald* u. a., die er wirklich benutzt hat, in ſeiner Schrift, welche er für verheirathete Frauenzimmer, für Mütter und erwachſene Mädchen beſtimmt, nichts Neues geſagt: ſo wird ſein Buch darum doch nicht für ganz überflüſſig erklärt werden dürfen. Er macht zuerſt auf die Fehler aufmerkſam, welche von Seiten der Ältern und jungen Frauenzimmer ſelbſt begangen werden, Mädchenunglück zu befördern, und verbreitet ſich ſodann über das, was von Seiten der Ältern und jungen Mädchen zur Beförderung des Glücks des letzteren gethan werden müſſe. Dieſer Plan ſcheint uns darum nicht der beſte zu ſeyn, weil dabey mancherley Wiederholungen nöthig wurden, die bey einer anderen Anordnung vermieden werden konnten. Dieſe Wiederholungen abgerechnet und einzelne, nicht edel genug ausgedrückte Stellen, wie S. 137: die beiden gedrechſelten Halbkugeln werden ſchlapp und weis, gehört dieſe Schrift zu denjenigen Büchern, welche man jungen heirathsfähigen Frauenzimmern ohne Bedenken in die Hände geben kann.

Z—d.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JUNIUS, 1809.

GESCHICHTE.

Ulm, in der Stettinischen Buchhandlung: *Michael Ignaz Schmidt's*, k. k. wirkl. Hofraths, Directors des k. k. Hausarchivs und Beysitzers der Bücher-Censur-Commission, *Geschichte der Deutschen*. Fortgesetzt von *Joseph Milbiller*, der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit Doctor, kön. baierisch. wirkl. geistl. Rath und öffentl. ordentl. Professor an der königl. baierisch. Universität zu Landshut. *Ein und zwanzigster Theil* (oder nach dem zweyten Titel: der *Neueren Geschichte der Deutschen* 16 Band). *Kaiser Franz II. Vom Jahre* 1792 *bis* 1806. 1807. 414 S. *Zwey und zwanzigster und letzter Theil* (oder der *Neueren Geschichte der Deutschen* 17ter und letzter Band), enthaltend *Deutschlands Zustand vom J.* 1740 *bis* 1806 *und ein allgemeines Register über das ganze Werk*. 1808. 481 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Mit diesen Theilen erreicht ein bekanntes, für Deutschland immerhin nicht unwichtiges historisches Unternehmen, zur nämlichen Zeit, wie das Reich selbst, sein Ende. Die politische Geschichte der Deutschen von der Thronbesteigung Franz II bis zur Entstehung des rheinischen Bundes ist der Inhalt des 21 Theils; im 22 Theile folgen noch allgemeine Bemerkungen über die Staatsmerkwürdigkeiten in Hinsicht auf Industrie, Wissenschaften u. s. w., welche nebst einem allgemeinen Register über alle Bände den Beschluss des Werks ausmachen.

Rec. könnte sich nun bey der Anzeige der gegenwärtigen Theile um so kürzer fassen, da die Arbeiten von *Schmidt* und *Milbiller* längst ihr Publicum haben, das ihren Werth nach Verhältniss des Zwecks und Planes schon hinlänglich kennt. Allein, gerade weil wir hier am Schlusse des Werks sind, und weil dieser eine so wichtige Periode in sich fasst, bey welcher jeder Leser doppelt begierig seyn wird, *wie* diese Begebenheiten, die wir selbst erlebt haben, in die Annalen unserer Nation aufgezeichnet worden seyen, während sich schon zum Voraus und unwiderstehlich ein gewisses wehmüthiges Gefühl eines Jeden bemächtiget: so sind wir wohl schuldig, hier etwas mehr zu sagen. Rec. hat überdiess an den früheren Anzeigen von diesem Werke keinen Antheil; er wird daher nicht ganz umhin können, bey diesem Anlass auch die zwey Fragen von dem Verhältniss des Fortsetzers zu dem ersten Vf. und von dem Verdienste des Ganzen um die Nation einigermassen zu berühren.

Die Ausarbeitung der vorliegenden Periode hatte ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Begebenheiten von ausserordentlicher Wichtigkeit, die zum Theil ihrer Entstehung nach noch nicht im Klaren sind, deren Folgen sich noch nicht einmal ganz entwickelt haben; Begebenheiten, welche auf die Zeitgenossen selbst so verschiedene Eindrücke machen mussten, und die noch immer von ganz verschiedenen Seiten betrachtet werden können, unmittelbar nachdem sie geschehen sind, aus der lebendigen Wirklichkeit in das Gebiet der Geschichte überzutragen, ist zuverlässig keine leichte Aufgabe. Dem Vf. ist indessen hiebey zu Statten gekommen, dass er erst in einem Zeitpuncte Hand angelegt hat, wo nicht nur über die früheren Thatsachen bereits Untersuchungen angestellt waren, sondern wo sich auch schon bey dem zahlreicheren Theile der Beobachter ein ziemlich allgemeines und kaltblütiges Urtheil gebildet hatte, ein Urtheil, welches er, nach seinem eigenen Gefühl, mit Recht in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte, ohne dieses erst ausdrücklich bemerken zu müssen. Dass es sodann bey einem solchen Gegenstande, mehr als bey irgend einem anderen, Hauptgesetz sey, nur ausgemachte Thatsachen aus den zuverlässigsten Quellen aufzunehmen, und dass das Urtheil der Leser durch gesunde Kritik und ganz unbefangene Darstellung geleitet werden müsse, hat der Vf. zugleich durch die That anerkannt. Wir bemerken, dass er, je näher er zu den neuesten Ereignissen kommt, desto mehr an dieses Gesetz sich hält. Ein einfacher und deutlicher Vortrag (welchen Rec. immer als einen Vorzug des *schmidt*'schen Werks für das grösere Publicum betrachtet hat), gehört ebenfalls nothwendig hieher, und Rec. glaubt nach seinem Gefühl, dass Hr. *Milbiller* sich hierin hauptsächlich mit seinem Vorgänger identificirt habe, nur dass sein Styl, der Zeit gemäss, etwas mehr Bildung hat. Als offenen, wahrheitsliebenden und gemässigten Schriftsteller hat sich Hr. *M.* bereits bekannt gemacht. Hier zeigt er diejenige Freymüthigkeit, welche dem öffentlichen Lehrer der Geschichte zukommt, der, fern von allem Nebeninteresse, frey von Leidenschaft, sich nicht fürchtet, die Wahrheit zu sagen, weil die Heiligkeit der Sache seine Aegide ist, weil er sich erhaben fühlt über jene, deren Feder nur dem Interesse des Tages fröhnt. Wenn man *Schmidt's* Arbeit nur zu sehr ansieht, wo er schrieb: so findet man dagegen, dass Hr. *M.* in einem Lande

Digitized by Google

lebt, wo Denk- und Preſs-Freyheit mehr als jemals blühen.

Hieraus beſtimmt ſich ſchon im Allgemeinen der Werth des 21 Theils, den wir zuerſt ins Auge faſſen wollen. Aus den vielen Berichten und Acten-Sammlungen über die groſsen Begebenheiten unſerer Tage ſoll er dasjenige im Zuſammenhange ausheben, was Deutſchland eigentlich betroffen hat, um durch Zuſammenſtellung des Weſentlichſten einen ſo viel möglich treuen Eindruck von dieſer letzten Periode dem Gemüth des deutſchen Leſers zu geben. Manchen wird es eine anziehende Überſicht gewähren, wenn ſie hier eine Reihe von 14 thatenſchweren Jahren, vom Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig an bis auf den letzten Reichstag, durchlaufen. Denn wenn ſolche wichtige Begebenheiten Schlag auf Schlag nach einander folgen: ſo treten ſelbſt diejenigen in den Schatten, welche erſt vor wenigen Jahren geſchehen ſind. Indeſſen wird man leicht denken, daſs ſchon in Anſehung der Zeit, in welcher dieſer Theil erſchienen iſt, ſodann auch in Rückſicht des dabey befolgten Planes, noch nicht alle Foderungen erfüllt ſeyen, welche an den Geſchichtſchreiber der Deutſchen gemacht werden können, ſo wie dieſes auch mit dem ganzen Werke der Fall iſt. Rec. nimmt hievon noch zu einer näheren Zergliederung des vorliegenden Theils Anlaſs.

Unter den etlichen und zwanzig *Quellen*, welche der Vf. für die neueſte Geſchichte benutzt und angeführt hat, vermiſst Rec. noch einige, die nicht verdienten, übergangen zu werden. Die diplomatiſche Grundlage iſt mit Recht bey ihm: *Neus deutſche Staatscanzley* und das *Reichstags-Diarium*; neben dieſen werden die *europäiſchen Annalen* am häufigſten gebraucht. Um ſo mehr muſs man ſich wundern, vorzüglich für die ganze Kriegsgeſchichte, ausſchlieſslich das *hamburger polit. Journal* angeführt zu ſehen. Warum nicht die mit Recht ſogenannte *Allgemeine Zeitung?* Rec. erinnert ſich nicht, ſie auch nur einmal gefunden zu haben. Eben ſo ſieht Rec. keinen Grund, warum auf *Häberlin's Staatsarchiv* keine Rückſicht genommen wird, da doch deſſelben Anhang zur Geſchichte der Wahlcapitulation Leopolds II gebraucht iſt. Schon aus dieſer Urſache iſt mehreres mangelhaft, das leicht hätte weiter ergänzt werden können. Namentlich findet Rec. die Unterhandlungen zwiſchen dem wiener und münchner Hofe vor dem Ausbruche des letzten Kriegs und während deſſelben nicht ganz befriedigend dargeſtellt. Bekanntlich hat *Häberlin* die hieher gehörigen Actenſtücke am vollſtändigſten; Hr. *M.* citirt aber durchaus blos das polit. Journal. Wenn dieſes abſichtlich geſchah: ſo müſste Rec. das, was oben von der Unparteylichkeit des Vfs. geſagt worden iſt, für dieſen Fall einſchränken; wiewohl blos ſtillſchweigende Übergehung einzelner Umſtände noch keine Apologie genannt werden kann, da hingegen *Schmidt* in ſeinem Antheil ſo oft derſelben ſich unterzogen hat. Auch iſt der Übertritt von Wirtemberg und Baden zur Allianz mit Frankreich noch viel weniger befriedigend dargethan, eigentlich kaum berührt. Solche Lücken vermiſst man um ſo ungerner bey einem Geſchichtforſcher, der bey anderen, oft ſehr verwickelten Gegenſtänden den Leſern nach Möglichkeit Genüge zu leiſten weiſs. Wir verweiſen hier vorzüglich auf die gründliche Behandlung der Geſchichte des Geſandtenmordes S. 204 ff.

Eine kritiſche Beleuchtung der Quellen gehört zwar nicht in den Plan dieſer Geſchichte; wenn ſie aber je nöthig war: ſo iſt es bey dem gegenwärtigen Abſchnitte der Fall. In Anſehung der Anordnung iſt Hr. *M.* der *ſchmidt*'ſchen *Form* bis ans Ende getreu geblieben. Rec. hat aber dieſer immer am wenigſten Beyfall geben können, da, um es auf das kürzeſte zu ſagen, die höhere Einheit erſt geſucht werden muſs. In dem vorliegenden Theile ſind ebenfalls die Abſchnitte oder Capitelabtheilungen nicht ſowohl nach den Hauptepochen der Geſchichte, als vielmehr nach dem Umfange des Stoffs, als Portionen oder Ruhepuncte für den Leſer gemacht. Meiſtens ſind die glücklichen oder unglücklichen Wendungen des Revolutionskriegs der Anfang oder Schluſs eines Capitels. Manchmal muſs man das, was eigentlich deutſche Geſchichte iſt, aus der Geſchichte Öſterreichs und Preuſſens und des allgemeinen Revolutionskriegs erſt herausſuchen. Mag es immerhin ſeyn, daſs das Reich in dieſer ganzen Periode gröſstentheils leidend ſich verhalten, oft nur den Schauplatz für Andere hergegeben hat: den Geſchichtſchreiber hindert das nicht, ſeinen Mittelpunct herauszuheben. Eine nähere Einſicht der Inhaltsanzeige von den ſämmtlichen XVI Cap. dieſes XX Buchs (die wir des Raums wegen hier nicht abſchreiben wollen) wird dieſes unſer Urtheil rechtfertigen. Wie viel einfacher wäre es geweſen, die Theilnahme Deutſchlands an dem Revolutionskriege und ſeine dadurch bewirkte Auflöſung (was eigentlich der Gegenſtand dieſes Theils iſt) nach den drey Coalitionen, als eben ſo vielen Perioden, darzuſtellen! Die Regierung K. Franz II, welcher dieſes XX Buch gewidmet iſt, macht allerdings Epoche ſchon durch die Ereigniſſe, unter welchen er den Thron beſtieg. Aber wenn das ganze Werk nur der Regierung der *Kaiſer* folgt: ſo iſt es wenigſtens keine „Geſchichte der Deutſchen."

Rec. thut mit dieſen Bemerkungen dem Vf. um ſo weniger Unrecht, da er glauben darf, daſs Hr. *M.* ſich hierin blos nach der Form ſeines Vorgangers bequemt habe. Wir müſſen hinzuſetzen, daſs ihm deſſenungeachtet dasjenige, was wir eigentlich zum Gegenſtand der deutſchen Geſchichte zählen, durch die meiſten Capp. hindurch vor Augen geſchwebt habe, wenn er auch nur durch Nebenbemerkungen darauf hingewieſen haben ſollte. Wenn er im I Cap. (das zur Überſchrift hat: „Fortſetzung der Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und dem wiener Hofe u. ſ. w."), wiewohl erſt S. 11, ſagt: „Wer hätte damals (1792) geglaubt, daſs der Krieg ſo mächtige Fürſten, mit welchen ſich in kurzer Zeit beynahe alle übrigen Mächte Europens vereinigten, gegen ei-

Digitized by Google

nen durch die Greuel der abscheulichsten Anarchie zerrütteten Staat, — — auch die Ordnung der Dinge in Deutschland — mächtig erschüttern würde?" so erkennen wir hier die eigentliche Aufgabe des vorliegenden Theils. Wenn Hr. *M.* ganz nach eigenem Plane geschrieben hätte: so dürften wir wohl annehmen, dass er, statt im ersten Cap. blos das Verhältniss des wiener und berliner Hofes zu Frankreich, und den Anfang ihres Kriegs zu schildern, voraus eine nähere Übersicht von der ganzen Lage Deutschlands und seiner verschiedenen Provinzen, vornehmlich der Rheinländer, von der Stimmung der Einwohner, ihrer Bearbeitung, der Lage der Fürsten u. s. w. vor dem Ausbruch des Kriegs, gegeben hätte, um danach um so bestimmter zeigen zu können, wie sich dieses alles gewendet habe. — Wie der Reichstag während des Zwischenreichs eine bis dahin bestandene Lücke in der Reichsverfassung um eben dieselbe Zeit ausfüllte, da von einer anderen Seite her der Grund zu ihrer Zerstörung gelegt wurde, ist S. 18 sehr gut angezeigt. — Der Zeitpunct, von welchem an es bereits kein deutsches Vaterland mehr gab, ist im VI Cap. S. 107 genau bemerkt. Wenn in der Folge weiter entwickelt wird, unter welchen Einwirkungen *von aufsen* dieses hauptsachlich geschah: so mochte doch auch das *innere* Verhaltniss hin und wieder einer näheren Auseinandersetzung bedürfen. — Welch unerwartete Wendung es durch den Frieden von Campo Formio für das deutsche Reich genommen, ist S. 151 — 157 sehr freymüthig in Rücksicht des wiener Hofes dargethan. — Die sich durchkreuzenden Interessen beym Entschädigungsgeschäft unter den Reichsständen selbst; was die Würde des Reichs erfoderte, was die Lage nothwendig machte, findet man S. 283 ff. Beym Anfang der dritten Coalition sagt der Vf. wieder: „Wer hätte glauben sollen, dass ein Krieg, der wegen einer unfruchtbaren, nahe an Afrika gelegenen, Insel geführt wurde, das Ende des deutschen Reichs herbeyführen würde? Doch nicht Malta war der wahre oder eigentliche Grund, u. s. w." S. 325. Auf solche Weise wird hin und wieder auf den Hauptgesichtspunct hingeleitet. Rec. könnte fortfahren, noch manche, dem deutschen Patrioten besonders wichtige Stellen auszuzeichnen; es gehört dieses aber eigentlich nicht für unseren Zweck, und wird von den Lesern wohl selbst gefunden werden. Auch die Schlüsse und weiteren Betrachtungen über die Ursachen, welche die Auflosung des deutschen Reichs herbeygeführt, sind nahe genug gelegt.

Manches des bisher Gesagten wird sich auch auf die XX vorhergehenden Theile anwenden lassen. Wir glauben, dass das Urtheil über das *schmidt-millerische* Werk, im Ganzen genommen, ziemlich allgemein übereinstimmend seyn werde. Alle erkennen, dass diese Geschichte hauptsachlich zur Belehrung eines grosseren Publicums über vaterlandische Angelegenheiten bis daher sehr nützlich gewesen sey. Sie ist grösstentheils gründlich und anspruchslos, gewissermafsen wie der Deutsche selbst. Es wird aber wohl Niemand behaupten, dass sie keine Mängel habe, oder dass das Ideal einer Geschichte der deutschen Nation in ihr schon erreicht sey.

Dieses hier weiter aus einander zu setzen, gehört nicht zur Aufgabe der gegenwärtigen Recension; eher würde es noch *die* Frage seyn: wie das von Hn. *Milbiller* in seiner akademischen Antrittsrede (1800) aufgestellte Ideal hiezu tauge, und wie weit es von seinem Vorgänger und ihm selbst erreicht sey? Es ist aber noch einiges in Beziehung auf den vorliegenden 21 Theil hier anzumerken. Der Vf. schliesst, unmittelbar nach dem Auszug aus K. Franz II letzten Noten, mit folgenden Worten: „Hiemit nahm also das deutsche Reich ein Ende; das älteste der Kaiserthümer hörte auf; eine Verfassung, an deren Herstellung durch Jahrhunderte gearbeitet worden, deren Befestigung während eines dreyssigjahrigen Kriegs Ströme von Blut gekostet hatte, und durch deren Begründung die Stände des Reichs allein glücklich zu werden gehofft hatten, ist als zweckwidrig und unbrauchbar vernichtet. Eine traurige Empfindung muss jedes ächten Deutschen sich bemachtigen, wenn er auf seine Nation hinsieht, — sie, die einst, so kraftvoll und gross, die erste Rolle in der Welt spielte, und am Ende, sich ganz unähnlich, wie ein unbedeutender Schatten, verschwand!"

Rec. kann es einem Geschichtschreiber der Deutschen nicht verdenken, wenn ihm hier der Griffel entfällt. Allein der Vf. hatte selbst unmittelbar vor der Darlegung der beiden kaiserlichen Urkunden gesagt (S. 370): „Noch war das deutsche Reich (durch den pariser Tractat 12 Jul. 1806) nicht ganz aufgelöst. Im östlichen und nördlichen Deutschland bestand noch ein Theil desselben; die Fürsten dieser Länder hatten sich von dem gemeinsamen Bunde noch nicht losgerissen." Mit Recht konnte also der Leser erwarten, auch noch zu hören, wie es diesen ergangen; und in wiefern das furchtbare Ungewitter, das gleich darauf über jenen Theil von Deutschland ausbrach, mit dem vorhergehenden in Verbindung stand. Wenn der vorliegende Theil mit der Theilnahme Osterreichs und Preussens am Revolutionskrieg beginnt; wenn bald hernach gezeigt wird, was durch den Zurücktritt des letzteren Hofes von der ersten Coalition, dem zunächst auch Hessen-Cassel folgte, bewirkt wurde: sollte nicht auch das letzte Schicksal von Preussen und Hessen, auch das unglückliche Ende des Herzogs von Braunschweig, und eben so des Königs von Schweden Abzug von demselben Puncte Deutschlands, den sein grosser Ahnherr vor nicht 200 Jahren als Retter Deutschlands betreten hatte, — für die letzten Scenen des grossen Trauerspiels vorbehalten worden seyn, damit der Zuschauer erführe, wie, nach den Gesetzen des Drama, jeder Rolle ihre Entscheidung wurde? — Doch der Vf. mag seine Gründe gehabt haben, warum er hier abbrechen wollte.

Endlich ist noch eine Hauptfrage: Hat denn überhaupt die Geschichte der Deutschen mit der Geschichte der alten Reichsverfassung ein Ende? Wenn diese

verschwindet: verschwindet denn auch die Nation? — Hr. *M.* scheint sich beynahe in der Idee zu gefallen, „dass es wohl wenige Schriftsteller gegeben habe, welche, da sie die Geschichte ihrer Nation schrieben, auch das Ende des Reichs, dem sie angehörte, erlebten, und ihre Geschichtsbeschreibung zugleich mit demselben beschlossen." (Vorbericht.) Um so weniger scheint es überflüssig zu seyn, auch in Beziehung auf die oben angeführte Stelle die Worte zurückzurufen, welche bey der Auflösung des Reichstags durch den schwedischen Gesandten ausgesprochen wurden: „Wenn die heiligsten Verbindungen, welche mehr als tausend Jahre hindurch das deutsche Reich zusammenhielten, jetzt aufgelöst worden: so kann doch niemals die deutsche Nation vernichtet werden, und durch die Gnade des Allerhöchsten wird Deutschland, dereinst aufs neue vereint, zu Macht und Ansehen wieder hergestellt werden!"

Bey der jetzigen grosen Thätigkeit der Deutschen im Reden und Schreiben, (wie hauptsächlich diejenigen Staaten zeigen, welche zuletzt und am tiefsten gefallen sind,) ist die geringste Foderung an die Geschichte diese, dass wir ein solches Gemälde unseres Unglücks der Nachwelt überliefern, wodurch wir beweisen, dass es uns wenigstens an der Kenntniss unseres Zustandes nicht gefehlt habe. Wir hoffen, dass auch Deutschland einst seinen *Gibbon* finden werde. — C —

Der Anfang des 22sten Theiles ist der Schilderung des Zustandes, in welchem sich Deutschland seit 1740 befand, gewidmet. Zuerst von dem Fortgange der Wissenschaften. Unter diesen werden aber nur die alte Literatur, die Philosophie, die Rechtsgelahrtheit und die Theologie erwähnt. Von der Arzneywissenschaft, der Mathematik, der Naturgeschichte u. s. m. kömmt nichts vor. Als wenn die Deutschen in diesen Wissenschaften nicht so bedeutende Fortschritte gemacht hätten! Hierauf wird von der Ausbildung der deutschen Muttersprache gehandelt. Bey dem Verdienste, das sich Gottsched, Hagedorn, Gellert, um dieselbe erworben haben, hält sich der Vf. etwas länger auf; desto kürzer werden aber die neueren vorzüglichen Schriftsteller abgehandelt. Der Geschichte und Erdkunde wird die Ehre, aufgeführt zu werden, gar nicht zu Theil. Der Einfluss, den die Entfernung der Jesuiten von den Universitäten und anderen Schulanstalten auf den Unterricht in den katholischen Ländern äusserte, wird gut dargestellt. Der Vf. geht von da zu der ausserordentlichen Vermehrung der deutschen Schriftsteller und der Erweiterung des Buchhandels fort. Er zeigt, wie die Einschränkung der Pressfreyheit eine nothwendige Folge derselben gewesen ist. Von dem Zustande der deutschen Universitäten, von den Bemühungen der Deutschen, ihren Geschmack in den Künsten zu veredeln, wird nichts gesagt. Die Darstellung der Sittenverfeinerung hätte auch interessanter ausfallen können. Voltaire habe zur Aufklärung der Deutschen, aber auch zum Misbrauche dieser Aufklärung, sehr viel beygetragen. Aber von dem, was Lessing, was die berlinische deutsche Bibliothek wirkte, ist nichts erwähnt. Nur Lavaters Wunderglaube wird gerügt; die Exorcismus-Schwärmerey und Mesmer werden nicht vergessen. Die Fortschritte in der Landwirthschaft, in den Handwerken und Künsten, in Manufacturen, im Handel, werden hinlänglich dargestellt. Gern verweilt man bey dem, was über den Nationalreichthum der Deutschen gesagt ist; bey den Nachrichten von dem Zuwachse der Volksmenge, bey den Folgen, die die Aufklärung für die dem Wohle der Menschheit gewidmeten Anstalten, für die Verbesserung des Justizwesens, gehabt hat. Zum Schlusse noch: der politische Zustand des deutschen Reichs, die vergrösserte Macht einiger deutscher Fürstenhäuser, die Fehler der deutschen Verfassung und die veränderte Denkart über Gegenstände des geistlichen Staatsrechts. Hier ist der Vf. in seinem rechten Fache. Den Überrest dieses Theiles nimmt ein vollständiges Register über das ganze Werk und eine recht brauchbare Zeittafel über die deutsche Geschichte ein. Jg.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Feind: *Elementar-Unterricht für Mädchen.* Zweytes Lehr- und Lese-Buch. Von einer Lehrerin. Mit Tabellen. 1806. 448 S. 8. (1 Rthlr.) Diese Lehrerin hat sich bey ihrem Elementar-Unterricht den Zweck vorgesetzt: „Mütter, welche ihre Kinder selbst unterrichten wollen, dahin zu führen, diese selbst fragen zu können." Aber zu diesem Zwecke müsste das Buch eine ganz andere Gestalt haben. Die weitläuftige Fragmethode, wo viele andere Dinge mit eingemischt werden, die nicht zur Sache gehören, ist dabey ganz unnütz, und der eigentliche Unterricht, der hier auf 448 Seiten ausgedehnt ist, hätte füglich auf 50 Seiten ertheilt werden können. Soll aber vielleicht das Buch für Mütter zugleich ein Leitfaden seyn, wie sie diesen Unterricht in Rücksicht seiner *Form* ertheilen sollen: so sieht man nicht ein, wie dieser Zweck erreicht werden kann, da die Kinder beym wirklichen Unterricht ganz gewiss nicht die Antworten geben werden, welche die Kinder nur im Buche auf die Fragen der Mutter thun; denn des Verhältniss der Fragen und Antworten zu einander ist so unnatürlich, dass man nur zu deutlich sieht, dass beide von einer und ebenderselben Person herkommen. Selbst als ein Lesebuch, welches Unterhaltung und Belehrung vereinigen soll, erreicht es seinen Zweck nicht, indem bey aller Weitschweifigkeit doch zu wenig für die Unterhaltung gesorgt ist. Diese Lehrerin sollte daher, ehe sie einen dritten Band erscheinen lasst, sich den Zweck deutlich vorstellen, den sie erreichen will; ob sie für Mütter oder Töchter, oder für beide zugleich schreibt; sie sollte überlegen, ob ihr Buch als ein Leitfaden beym Unterricht selbst, oder als ein Vorbereitungsmittel zum Unterrichte, oder als ein Lesebuch zur Unterhaltung gebraucht werden soll. Das gegenwärtige ist zu keinem dieser Zwecke eingerichtet. Es hat drey Abtheilungen. Die erste Abtheilung hat keine Überschrift. Es ist auch schwer, durch eine Überschrift den Inhalt in dieser Abtheilung zu charakterisiren. Unter anderen werden darin das Rechnen und einige geometrische Begriffe abgehandelt. Die zweyte Abtheilung handelt von Steinen, Pflanzen und Thieren, und die letzte vom Menschen. Die zwey beygefügten Tabellen geben eine Übersicht über die Classificationen der Pflanzen. Q. m. p.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 JUNIUS, 1809.

MATHEMATIK.

Paris, in d. kaiserl. Druckerey: *Connaissance des Tems ou des mouvemens célestes.* A l'usage des Astronomes et des navigateurs; publiée par le Bureau des Longitudes. Pour l'an XV. 504 S. Pour 1808. 502 S. und 1809. 502 S. 8.

Wir sind unseren Lesern noch die Anzeige dreyer Jahrgänge dieser, den Astronomen und Seefahrern gleich schätzbaren Ephemeriden schuldig. Mit dem Jahre XV der Republik horten sie auf, diese Zeitrechnung zu befolgen, und nicht für XVI, sondern für 1808 erhielten wir den nächsten Band, der, ausser den Himmelserscheinungen für dieses Jahr, noch die zwischen dem Schlusse von XV und dem 1 Jan. 1808 verflossene Zeit enthält, und dadurch die zwischen beiden Zeitrechnungen existirende Lücke ausfüllt. Grösseres Format zeichnet diesen und den folgenden Band äusserlich vor seinen Vorgängern aus; auf einen wesentlichen Vorzug des Inhalts werden wir später zurückkommen.

Wir verweilen nicht bey den Ephemeriden, denen übrigens von XV an die neuen *bürgschen* Mondtafeln zum Grunde liegen; schon öfterer wurden sie in diesen Blättern erwähnt, und wir finden keine wesentliche Veränderung darin. Der Band für 1809 enthält die bekannte Tafel der geographischen Längen und Breiten in alphabetischer Ordnung, nach den neuesten Angaben von *Buache* vermehrt und verbessert. Diese Einrichtung, die das Auffinden der Orter erleichtert, hat Vorzüge vor der vorigen, wo die Positionen nach den Eintheilungen der politischen Geographie geordnet waren.

Der Jahrgang XV enthält in den Additions: Ein Memoire von *Lalande* über die Sonnenfinsterniss des 17 August 1803. Ausser einer Sammlung von Beobachtungen dieser Finsterniss, auch einige daraus gezogene Resultate, u. a. Madrid westlich von Paris 24′ 11″ in Zeit; *Triesnecker* hat aus vielen Beobachtungen 24′ 9″ gefunden. — Verzeichniss von 24 nördlichen Sternen, von *Vidal* beobachtet, und von *Flaugergues* reducirt. — Eine Tafel der Veränderung der jährlichen Präcession der Fixsterne von *Mougin*. Begreiflich wächst die Ascension und Declination eines Sterns nicht gleichförmig, oder die Reihe, die diesen Wachsthum ausdrückt, bricht nicht mit dem ersten, in die erste Potenz der Zeit multiplicirten Gliede ab. Oft hat man die jährliche Präcession für eine zu lange Zeit als unveränderlich angenommen, und ist dadurch in Fehler verfallen, deren Vermeidung man durch gegenwärtige Tafel erreichen kann. Rec. findet indess ihren Gebrauch nicht sehr bequem, da sie mit doppelten Eingängen ist, und, vorzüglich für Circumpolarsterne, eine mühsame Interpolation erfodert, die nicht immer zu einem sicheren Resultate führen wird. — Tafel der Zenithdistanzen, der Azimuthe und der parallactischen Winkel, für die Breite von Paris (48° 50′ 10″) von *Chompré*. Diese Tafel nimmt 42 Seiten ein, und geht von 49° nördlicher Declination bis zum Pole; sie macht die Fortsetzung der früher berechneten, alle Grade zwischen 28° südl. und 48° nördl. Declination enthaltenden Tafeln aus; ihr Nutzen erstreckt sich nur auf Paris und auf die Rechnungen, bey welchen man eine Genauigkeit von ein paar Secunden nicht verlangt. Rec. hat sich aus seiner eigenen Erfahrung den Satz abstrahirt, dass alle dergleichen Tafeln wenigen Vortheil gewähren, und dass die oft mühsamen Interpolationen, und die anderen von ihrem Gebrauche unzertrennlichen Unbequemlichkeiten, mehr Zeit zu rauben pflegen, als die directe Berechnung der darin enthaltenen Angaben. — Über die Theorie des Jupiter und Saturn von *Laplace*. Die glänzenden Entdeckungen, die *Laplace* über die vorher unerklärlichen Anomalieen in den Bewegungen dieser beiden Planeten machte, sind bekannt; sie setzten *Delambre* in den Stand, neue Tafeln zu construiren, die die Beobachtungen sehr gut darstellten, und selten über 30″ abirrten. *Bouvard*, der schon oft die Ideen des berühmten *Laplace* ausführte, unternahm auch jetzt, die Theorie dieser Planeten durch Anwendung der Gleichungen zu verbessern, die den Astronomen aus dem 3 Theile der *Mécanique céleste* bekannt sind; Indess revidirte *Laplace* diese Gleichungen mit der möglichsten Sorgfalt, und fand noch einige Verbesserungen, die er in einem Supplemente zu seiner Theorie der Planeten bekannt machte. Das Verfahren, das *Bouvard* anwandte, aus diesen Untersuchungen den möglichst grossen Nutzen zu ziehen, verdient das grösste Lob, und es liess den schönen Erfolg, den es hatte, zum Voraus erwarten. Die Oppositionen des Jupiters und Saturns von 1747 — 1803, grösstentheils von *Bradley* und *Maskelyne* beobachtet, gaben eine Menge von Conditionsgleichungen, aus welchen, ausser den Variationen der elliptischen Elemente der Bahnen, noch die Correctionen der vorausgesetzten Planetenmassen bestimmt werden konnten. — So findet *Bouvard* die Masse des ♄ = $\frac{1}{3\,3\,5\,4.\,3\,5\,7}$ der Sonnenmasse, welches Resultat offenbar dem vorzuziehen ist, welches man aus den bisher beobachteten Elongationen des 4ten (alten) Satelli-

Digitized by Google

ten hergeleitet hatte. Für Jupiter fand sich keine wesentliche Verbesserung, und die Masse, die *Newton* aus den Abänden der Trabanten folgerte, wurde durch diese auf ganz andere Gründe gebaute Untersuchung aufs vollkommenste bestätigt. Da die *grandes inégalités* der beiden Planeten, in dem Zeitraume, den die erwähnten Oppositionen umfassen, durch ihr Maximum gingen: so kann man sehr auf die mittlere Bewegung, die *Bouvard* bestimmte, rechnen; eben so auf die ellipsischen Elemente; und auch auf die von der Masse des Saturns abhängenden Ungleichheiten, weil *Laplace* versichert, dass *Flamsteeds* Beobachtungen den obigen Werth dieser Masse bestätigen. Indess werden in der Folge anzustellende Beobachtungen die *grandes inégalités* mit noch mehr Genauigkeit angeben, und die Zweifel heben, die man aus den etwas unvortheilhaften Umständen, unter welchen *Bouvard* diese Bestimmungen machen musste, vernehmen kann. — Geschichte der Astronomie fürs Jahr XI (1803) von *Jérôme Lalande*. Meistentheils Nachrichten, die unseren astronomischen Lesern schon bekannt seyn werden, und die wir deshalb schweigend übergehen. *Lalande* hat neue Venustafeln berechnet, mit Anbringung der Störungen nach *Laplace;* sie sind nach S. 317 bewundernswürdig genau, und irren für die unteren Conjunctionen von 1795 — 1801 nur einmal 2" von den Beobachtungen ab, 4 mal 4" und einmal 0". *Lalande* führt eine sehr sonderbare Beobachtung an, von *Vidal* in Mirepoix; er sah am 11ten October 1803, 4 und ♀ mit der Sonne zugleich im Felde des Mittagsfernrohres: Rec. wünscht sehr, dass Hr. *Vidal* sich über die Art erklären möge, wie er solche unbegreifliche Beobachtungen dem Himmel abgewinnt; schwerlich wird die grosse Reinheit der Luft im südlichen Frankreich allein hinreichen, die Möglichkeit davon zu erklären. Der geschickte Uhrmacher *Honoré Pons* hat ein neues völlig freyes Stosswerk für Pendeluhren erfunden, und die Beschreibung davon dem Institute vorgelegt. — Uber die ringförmige Sonnenfinsternis im Jahr 1781. *Delambre* hat die Beobachtungen dieser Finsternis unter *Lemonnier's* Papieren wieder aufgefunden, und *Lalande* benutzt sie hier, die Länge von Domingo, = 4ᵗ 47ᵐ 6ˢ westlich von Paris, daraus herzuleiten. Da man ausser der Observation, die zwey spanische Seeofficiere in Domingo anstellten, nur eine sehr unvollständige Beobachtung von *Lemonnier* besass: so konnte man aus dieser Sonnenfinsternis für die Bestimmung der Sonnen- und Mond-Durchmesser keinen Nutzen ziehen. — Über die Reduction der Distanzen des Mondes von der Sonne; eine Formel von *Lagrange*, nach welcher *Rochon* ein Instrument construiren liess, welches die Reduction ohne Rechnung giebt. — Über die *borda*'schen Reflexionskreise von *Burckhardt*. *Mendoza* hatte es diesem Instrumente zum Vorwurfe gemacht, dass es sehr schwierig und ermüdend sey, beide Bilder während der Bewegung des Schiffs ins Fernrohr zu bringen; indess zeigt *Burckhardt*, dass eine von *Troughton* beym *mendoza*'schen Kreise angebrachte Erfindung auch auf den *borda*'schen mit gleichem Nutzen angewandt werden kann. Die ganze Vorrichtung besteht in einem Halbkreise, den man an die Alhidade des kleineren Spiegels befestigen lässt, und den man so theilt, dass man den 0 Punct für die parallele Lage beider Spiegel ansetzt; die übrigen Theilstriche, die man nur von Grad zu Grad so stark aufträgt, dass man sie selbst bey nächtlichen Observationen ohne Mühe erkennen kann, geben dann, wie beym Sextanten, die halbe Distanz der beobachteten Gegenstände. Für eine Mondsobservation kann man daher aus einem astronomischen Kalender die zu beobachtende Distanz ungefähr entlehnen, und den grosen Spiegel auf den correspondirenden Punct des Halbkreises stellen; eine simple Bewegung der Ebne des Instruments wird dann beide Bilder ins Fernrohr bringen. — Beobachtung der Sonnenfinsternis den 17 Aug. 1803 und daraus gezogene Resultate von *Méchain*. Bey dieser Gelegenheit giebt *Méchain* die geographische Breite von Tortosa, wo er selbst beobachtete, = 40° 48′ 38″,2 an, und für das Portal der Domkirche 40° 48′ 45″.8. Die Meridianunterschiede von Paris, die er findet, sind folgende: Tortosa 7′ 10″,8; Valencia 10′ 59″,7; Madrid 24′ 19″,2; Tanger 33′ 9″,2 westlich, und Palma 40″,1 östlich von Paris. — Auszüge aus dem 2ten und 3ten Bande der *schröter*'schen Beyträge. — Formeln für die Parallaxe des Mondes von *Laplace*, auf die Form der Tafeln gebracht von *Burckhardt*. Eine angehängte Vergleichung mit *Mayer's* Parallaxe zeigt, wie klein die Unterschiede zwischen beiden sind; ihre Summe geht auf 7″: allein nie kann die aus beiden Tafeln berechnete Parallaxe so viel verschieden seyn, weil es unmöglich ist, dass alle Differenzen zugleich ihr Maximum erreichen. *Burckhardt*, der die Constante nicht aus Beobachtungen, sondern aus den Pendellängen = 56′ 59″,31 unterm Äquator herleitet, giebt eine Discussion der dabey noch möglichen Fehler, woraus er folgert, dass sein Resultat bis auf 2″ sicher seyn muss; *Bürg* stimmt in der That bis auf 1″7 hiemit überein, indem er 57′ 1″ findet. Die Differenz ist nicht von Bedeutung, und schwerlich möchte sich die Parallaxe fürs erste der Wahrheit noch näher bringen lassen. — Eine Interpolationstafel für den Mond von *Guérin* enthält die zweiten und dritten Differenzen, und ist für Interpolationen eingerichtet, die die Mondsörter für alle 12 Stunden, wie in der *Conn. des T.*, voraussetzen. — Uber die Interpolationen von *Burckhardt;* dieses kleine *Mémoire* wurde durch die eben angezeigten Tafeln veranlasst, und lehrt eine andere Methode, die höheren Differenzen in Rechnung zu bringen. Wenn man die Differenzen durch Δ′, Δ″, Δ‴ u. s. w. bezeichnet, und die Entfernung der Zeit, für welche man interpoliren will, vom Anfangspuncte durch n (die Intervalle = 1 angenommen): so muss man zum ersten Gliede

$$n\Delta' + \frac{n.n-1}{1.2}\Delta'' + \frac{n.n-1.n-2}{1.2.3}\Delta''' \text{ u. s. w. ad-}$$

diren; die Glieder dieser Reihe hat man in Tafeln gebracht, wie z. B. die angezeigten von *Guérin;* statt ihrer schlägt *Burckhardt* vor, die Differenzen successiv zu verbessern, und so die Reihe auf ihr erstes Glied

Digitized by Google

urückzuführen. Man ſieht leicht, daſs man hat

$$\text{corrigirtes } \Delta^{(m)} = \Delta^{(m)} + \frac{n-m}{m} \text{ Corrigirtes } \Delta^{(m+1)}$$

voraus denn die ſucceſſiven Verbeſſerungen unmittelbar folgen. Rec. kann nicht ſagen, daſs ihm dieſes Verfahren vor dem gewöhnlichen Vorzüge zu haben ſcheine, zumal wenn man ſich ein für allemal ein Täfelchen von den Coefficienten n, $\frac{1}{2}(n.n-1)$, $(n.n-1.n-2)$ formirt hat. — Beobachtungen des Kometen von 1804 von *Messier* in Paris und von Dr. *Olbers* in Bremen. *Messier's* Beobachtungen ſind zum Theil ſehr entſtellt, wahrſcheinlich durch eine irrige Annahme der verglichenen Sterne. — Tafel der ſternleeren Orter am Himmel, von rothen Sternen und von Sternen, die man für veränderlich hält, aus der *Histoire céleste* von *Lalande*, nebſt einigen Bemerkungen über den Inhalt dieſer Tafeln. Die rothen Sterne ſcheinen die Aufmerkſamkeit der Aſtronomen und Phyſiker ſehr zu verdienen, da man auch darin ſehr merkwürdige Veränderungen bemerkt hat; z. B. beym Sirius, der ſein ehemals ſehr rothes Licht in weiſses verwandelt hat. — Verſchiedene Beobachtungen von *Vidal* übergehen wir, weil ſie ſchon bey einer anderen Gelegenheit in dieſen Blättern erwähnt wurden. — Beobachtung der Mondfinſterniſs vom 26 Jan. 1804 von *Flaugergues*. — Über die Refractionen von *Méchain*. *Vidal* hatte die Refr. für 2° 15′ Höhe 1′ 11″ kleiner gefunden als nach *Bradley's* Tafel; zwey Beobachtungen des *γ Ursae maj.*, die *Méchain* in Carcaſſonne anſtellte, gaben für 3° 44½′ Höhe die *bradley*'ſche Refraction 11″ zu groſs. Indeſs kann man dieſen Beſtimmungen kein ſonderliches Gewicht beylegen, indem auf der Declination des Sterns noch ein Zweifel von einigen Secunden haftet. — Vierte Sammlung aſtronomiſcher Beobachtungen von *Messier* von 1765 — 1769; gröſstentheils Sternbedeckungen und Finſterniſſe, und noch manche andere aſtronomiſche Nachrichten. — Mémoire über die Bedeckungen der Spica vom Monde von *Lalande*. Eine anſehnliche Sammlung von Beobachtungen der beiden letzten Bedeckungen dieſes Sterns im Jahre 1801; zum Theil ſchon berechnet. — Beobachtete Zenithdiſtanzen des Polariterns auf der ſeeberger Sternwarte. — Oppoſition des Uranus 1802, von *Conti* in Rom. Fehler der *orianiſchen* Tafeln — 23″,5 in Länge und — 7″,4 in Breite. — Oppoſition des Uranus 1803 von *Flaugergues*; ſie ereignete ſich nach dieſen Beobachtungen den 30 März 14ᵘ 13′ 17″ M. Z. in Paris in 2ᵘ 9ᵐ 25′ 17″ der Länge, vom mittlern Nachtgleichenpuncte angerechnet. — Beobachtungen der Pallas vom Entdecker. — Sternbedeckungen von *Kaiser* in Amſterdam. — Ein von *Burckhardt* an das *bureau des longitudes* abgeſtatteter Bericht über ein Mémoire von *Duc la Chapelle*, welches einige in der Luftblaſe des Niveaus beobachtete, durch die Nähe eines erwärmten Körpers verurſachte Bewegungen betrifft. *Burckhardt* unterſuchte die Sache ſelbſt, mittelſt der beiden Niveaus des Mittagsfernrohrs der *école militaire*, fand aber die Erſcheinungen nicht durchaus beſtätigt. Dem Schluſſe, den er aus ſeinen Erfahrungen zieht, daſs man bey nöthiger Vorſicht keine aus dieſer Urſache entſpringenden Fehler zu fürchten habe, ſtimmt Rec. vollkommen bey. — Eine kleine Biographie des Aſtronomen *Bernier*, von ſeinem, nun auch verewigten, Lehrer *Lalande*. — Preisaufgaben des Inſtituts von Paris, der Akademie zu Turin und der zu Berlin. — Beobachtungen zu Viviers von *Flaugergues*; auch eine Formel, den Mercursdurchmeſſer aus ſeinen Vorübergängen vor der Sonne zu finden. — Fluthbeobachtungen aus einigen franzöſiſchen Häfen. Rec. hätte hievon mehr Detail zu erhalten gewünſcht, hofft aber, die Beobachtungen bald an einem anderen Orte bekannt gemacht zu ſehen. — Beobachtungen von *Vidal* in Mirepoix; ſie zeugen von dem auſserordentlichen Himmel in Mirepoix, und von der Geſchicklichkeit des Beobachters. — Über die Sonnenfinſterniſs des 16 Febr. 1804 von *Méchain*. Er ſelbſt beobachtete in Palma, und berechnete dieſe, nebſt noch einigen anderen ſpaniſchen Beobachtungen, und einer von *Ali Brik* in Fez: indeſs waren ihm noch nicht genug auswärtige Beobachtungen bekannt, weſshalb die Reſultate, die er findet, nur als vorläufige anzuſehen ſind. — Nutationstafeln nach *Laplace's* Conſtante = 10″,083, ſehr genau berechnet, aber durch weſentliche Druckfehler entſtellt; es müſſen z. E. in den Argumenten der erſten und zweyten Tafel drey Zeichen ſubtrahirt, nicht addirt, werden; auch muſs man die unteren Zeichen der dritten Tafel verwechſeln. — Analytiſche Methode, Finſterniſſe zu berechnen, von *Chabrol*. — Über die Phaſen des Saturnsringes im Jahr 1803, von *Flaugergues*. Aus ſeinen eigenen Beobachtungen folgert der Verfaſſer die Länge des Ringknotens 5ᵘ 17ᵐ 10ˢ 53″ und ſein jährliches ſyderiſches Zurückweichen etwa 37″. —

Mit dem Jahre 1808 geht eine neue Epoche für die *Connoissance des tems* an; *Delambre* übernahm ihre Redaction, indem die Schwächlichkeit des alten *Lalande* ihm nicht mehr erlaubte, dieſes ſo lange rühmlich geführte Geſchäft fortzuſetzen.

Ein ſehr wichtiger Artikel, der dieſen Band anfängt, und der in der Folge regelmäſsig fortgeſetzt werden ſoll, beſteht in den Beobachtungen auf der kaiſerlichen Sternwarte in Paris. Ein vortreffliches *ramsden*'ſches Mittagsfernrohr von 8 Fuſs, wie es ſcheint, ganz nach dem Muſter des ſeeberger gebaut, eine Pendeluhr von *Berthoud*, deren Gang dieſem Künſtler Ehre macht, und ein Mauerquadrant von *Bird*, bilden den Inſtrumentenvorrath; die Beobachtungen ſind ſo wie die greenwicher geordnet, und umfaſſen alle den Aſtronomen intereſſanten Himmelserſcheinungen. Rec. zweifelt keinen Augenblick daran, daſs dieſe Sammlung von Beobachtungen in der Folge einen eben ſo hohen Werth erlangen wird, als die von *Bradley* und *Maskelyne* herausgegebenen; jedoch geſteht er, daſs es ihm einigermaſsen befremdet, keine directen Beobachtungen zur Beſtimmung des Collimationsfehlers des Quadranten zu finden. Dadurch daſs man den Collimationsfehler durch Vergleichung mit anderen Sternkatalogen herleitet, verliert man den weſentlichen Vortheil der Unabhängig-

Digitized by Google

keit von Elementen, die fehlerhaft seyn können; die Beobachtungen haben nicht den Werth, den ihnen eine vollkommene Isolirung verschaffen würde, und in einigen Fällen können sie gar nichts beweisen. Rec. bezweifelt es nicht, dafs die pariser Astronomen diesem Mangel, der ihnen am ersten aufgefallen seyn mufs, bald begegnen werden, wozu ihnen die *borda*'schen Kreise, die sie besitzen, die besten Mittel darbieten. — Dann folgen astronomische Beobachtungen von *Flaugergues*, von *Vidal* in Toulouse, und von *Scarpelligi* in Rom. — Untere ó. der Venus in den Jahren 1802 und 1804 von *Lalande* — ohne Vergleichung mit den Tafeln. — Über die Sonnenfinsternifs den 11 Febr. 1804, von *Lalande*. — Tafel der eigenen Bewegung von 500 Sternen, von Demselben, aus einer Vergleichung der Kataloge von *Bradley*, *Mayer* und *Lacaille*, mit den neuern Positionen, hergeleitet. Nicht immer ist die Rechnung genau genug geführt, wovon u. a. der Polarstern einen augenfälligen Beweis giebt, indem seine eigene Bewegung in AR. bey weitem nicht so beträchtlich ist, als die Tafel angiebt. Bey so feinen Untersuchungen sollte der Rechner die unvermeidlichen Fehler nicht noch durch Vernachlässigungen in der Rechnung vermehren; beym Polarstern mufs man z. E. die Approximation bis zur 5ten Potenz der Zeit treiben, wenn man ein auf einzelne Secunden genaues Resultat haben will. Rec. hat hienach *Lalande's* Rechnung verbessert, und den mot. propr. = + 2″,5 gefunden, statt der in der Tafel enthaltenen — 34″,36; indefs scheint *Lacailles* Rectascension dieses Sterns, die als zweifelhaft angegeben wird, fast zwey Minuten zu klein zu seyn, so dafs wahrscheinlich die eigene Bewegung nur einige Decimalen einer Secunde beträgt. — Ein Aufsatz von *Prony*, über den Calcul der Längen und Breiten aus Abständen vom Meridian und Perpendikel, leidet keinen Auszug, und wir bemerken nur, dafs die Aufgabe von einem neuen Gesichtspuncte betrachtet, und mit Eleganz behandelt ist. — Tafeln, um die Configuration der Jupitersmonde zu finden, von *Delambre*. Man hat verschiedene Instrumente, durch deren Hülfe man die Stellung der Trabanten findet; die Berechner von astronomischen Ephemeriden bedienen sich ihrer, diese nützlichen Angaben, denen sie für jeden Monat eine Seite einräumen, zu erhalten. Ein langer Gebrauch dieser Hülfsmittel hat *Delambre* überzeugt, dafs das bequemste, genaueste, und am wenigsten zeitraubende Instrument der Calcul selbst ist, und dafs man folglich besser thun wird, den sonst gebräuchlichen Jovilabien diesen zu substituiren. Die Tafeln, die wir hier erhalten, vereinigen die Vortheile der möglichsten Bequemlichkeit mit einer Vollständigkeit, die nichts zu wünschen übrig läfst; und Rec. glaubt, dafs sie die Jovilabien bald verdrängen werden. Auf jeden Fall verdient Hr. *Delambre* unsern Dank für die Berechnung dieser Tafeln, die man als eine nicht unwesentliche Zugabe zu den wichtigen Untersuchungen dieses trefflichen Gelehrten über die Theorie der Trabanten ansehen kann. — Geschichte der Astronomie für 1804 — 1805. Das Jahr 1804 wurde hauptsächlich durch *Hardings* Entdeckung der Juno, mit welcher *Delambre* dieses *Mémoire* eröffnet, merkwürdig gemacht. Rec. findet hier einige Äufserungen, die die Vermuthung veranlassen könnten, dafs man in Frankreich die Entdeckungen der neuen Planeten nicht so zu würdigen scheint, als sie es verdienen. Von einem Astronomen, wie *Delambre*, sollte man z. E. die Äufserung: „*un embryon de Planète qui ne sera peut-être jamais qu'un objet de curiosité*" nicht erwarten. Er selbst hat so oft seine Talente und seinen Fleifs auf Untersuchungen verwandt, die, wenn man sie mit diesem Mafsstabe messen wollte, auch nur *objets de curiosité* seyn würden; dennoch hat sie Niemand kalt aufgenommen, weil sie unser Wissen vermehrten und dadurch ein Bedürfnifs befriedigten, welches die einzige Mutter aller wissenschaftlichen Cultur ist. Menschen, die Alles als Mittel zum Zwecke betrachten, die die Astronomie nur für eine Wegweiserin der Flotten halten, werden den Nutzen vieler neuer Entdeckungen nicht begreifen, für sie ist wenigstens die Hälfte aller Wissenschaften unnütz: allein Hr. *Delambre*, dessen Liebe zur Astronomie, als Wissenschaft betrachtet, selbst der Neid nicht anfechten kann, wird mit Leuten dieser Classe nie einstimmen, und deshalb ist uns die Kälte etwas aufgefallen, die hin und wieder durchblickt. Die Gründe, warum man bisher in Frankreich keine Planeten entdeckte, sind sehr genügend; andere Beschäftigungen liefsen den französischen Astronomen keine Zeit, den Himmel nach einem Plane zu durchmustern, der solche Entdeckungen zu befördern geeignet gewesen wäre. Eine Notiz, die *Delambre* hier über die von *Schröter* in Lilienthal beobachtete Unbeweglichkeit des Ringes des Saturns giebt, läfst uns hoffen, dafs *Herschel*, dadurch veranlafst, etwas zur Aufklärung der merkwürdigen zwischen ihm und *Schröter* Statt findenden Disharmonie über diesen Gegenstand, bekannt machen wird, so wie *dieser* seine Beobachtungen neuerlich in einem eigenen Werke mitgetheilt hat. Bey Gelegenheit der von *Piazzi* und *Calandrelli* beobachteten jährlichen Parallaxe einiger Fixsterne zeigt *Delambre*, dafs man die darüber obwaltenden Zweifel mit Vortheil durch die Beobachtungen der Rectascensionen entscheiden könne, indem für die meisten Fixsterne der Effect der Parallaxe in Rectascension weit gröfser ist, als in Declination. Rec., den eigene Untersuchungen überzeugt haben, dafs die Parallaxe weit kleiner ist, als sie *Piazzi* und *Calandrelli* angeben, ist der nicht unbegründeten Meinung, dafs die Rectascensionen sogar das einzige Mittel abgeben, die Parallaxe der Fixsterne, wenn sie nicht so klein ist, dafs sie unseren Sinnen ganz entgeht, zu erkennen; die Beobachtungen der Declination sind wenigstens jetzt noch nicht zu dem Grade der Vollkommenheit und Feinheit gediehen, der hier nöthig ist; man wird sie auch schwerlich so unabhängig von einander machen können, als die Beobachtungen der Rectascensionen, bey welchen jedes einzelne Resultat nur *zufälligen* Fehlern unterworfen ist. —

(*Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 JUNIUS, 1809.

MATHEMATIK.

Paris, in d. kaiserl. Druckerey: *Connoissance des Tems ou des mouvements célestes.* A l'usage des Astronomes et des navigateurs; publiée par le Bureau des Longitudes etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Eine Anzeige von einigen neuen astronomischen Formeln u. s. w. enthält unter anderen *Mendoza's* Methode, Mondsdistanzen zu reduciren, die *sehr* verdient, allen Seefahrern empfohlen zu werden. — Ein Aufsatz über die astronomischen Kenntnisse der Hindus von *Delambre* war uns sehr interessant; wir glauben, ihn auch unastronomischen Lesern empfehlen zu dürfen. Die Erklärung, die *Delambre* von der Sinustafel dieses alten Volks giebt, ist sinnreich und sehr treffend. — Die Sammlung einiger, zur Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders u. s. w. gehöriger Actenstücke ist hier sehr am rechten Orte; sie würden sonst nur Wenigen bekannt geworden seyn. — Ein kleiner Aufsatz von *Lalande* über die Sonnenfinsterniss des 16 Juny 1806, giebt u. a. die Länge von Berlin 44′ 4″; bey dieser Gelegenheit macht *Lalande* eine Bemerkung über die hiebey noch Statt findende Differenz, die er aber sicher viel zu hoch anschlägt.

Der Band für 1809 enthält Beobachtungen auf der kaiserl. Sternwarte in Paris vom 23 Sept. 1804 bis 27 Nov. 1805. *Bouvard* hat hiebey die Vorsicht angewandt, das Mittagsfernrohr bey jeder Observation nach der *Marque meridienne* zu berichtigen. So lobenswerth dieses Verfahren auch ist: so würde Rec. doch einer Prüfung durch den Polarstern, in den meisten Fällen, mehr Gewicht beylegen. Am zweckmässigsten wäre es wohl, keine dieser Methoden ganz zu vernachlässigen, indem eigentlich nur beide zusammen genommen alle Zweifel über die Aufstellung des Instruments zerstreuen können. — Eine fünfte Suite von astronomischen Beobachtungen von *Messier* geht von 1760 — 1764, und enthält viele Finsternisse der Jupiterstrabanten u. s. w. — *Flaugergues* theilt seine Beobachtungen im Jahre 1806 mit, und giebt eine Verbesserung seiner Formel, bey correspondirenden Sonnenhöhen die Veränderung der Refraction in Rechnung zu bringen. — Ein hier gegebenes Verfahren von *Burckhardt*, des Räderwerk von Uhren zu bestimmen, die die Bewegung der Planeten darstellen sollen, würden wir den Künstlern empfehlen, wenn wir ihnen empfehlen könnten, sich mit solchen undankbaren Arbeiten zu befassen. — *Burckhardt* schlägt vor, den Knoten der Mondsbahn durch Bedeckungen von Sternen zu bestimmen, deren Breite man nicht als bekannt vorauszusetzen braucht. Diese Methode gründet sich auf die Bewegung der Knoten, die den Mond sowohl, beym Auf- als Nieder-Steigen in seiner Bahn, dem Sterne nahe vorbeyführt; sie hat Ähnlichkeit mit der Methode der correspondirenden Höhen, und kann allerdings von Nutzen seyn. — Uber die Bewegung der Sonne und des Planetensystems giebt *Burckhardt* analytische Formeln, deren Veranlassung eine neuerlich von *Herschel* über diesen Gegenstand bekannt gemachte Abhandlung ist. Der Gesichtspunct, von welchem der Verfasser die Aufgabe betrachtet, scheint nicht sehr vortheilhaft gewählt zu seyn, und Rec. glaubt, dass man eigentlich etwas ganz anderes zum Zwecke der Untersuchung machen muss. Die beobachteten eigenen Bewegungen der Sterne geben ein Mittel an die Hand, mathematisch zu entscheiden, ob die Bewegung des Sonnensystems sehr *wahrscheinlich* ist, oder nicht; nur in jenem Falle wird man die Richtung der Bewegung aufsuchen dürfen, und auch da nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit verfahren müssen. Indess hat diese Untersuchung die reelle Schwierigkeit, dass wir die eigenen Bewegungen der Sterne noch nicht mit genug Sicherheit kennen; es existiren auch viele kleine Sterne, die wegen ihrer starken Bewegung mit zum Resultate gezogen zu werden verdienen. — Ein Manuscript vom P. *Gaubil*, welches in der Bibliothek der kaiserlichen Sternwarte in Paris deponirt ist, theilt *Delambre* hier im Auszuge mit; es enthält alte chinesische Beobachtungen der Solstitien und Äquinoctien, und ist nicht ohne astronomischen Werth, indem einige Solstitialschattenlängen sorgfältig beobachtet zu seyn scheinen. Das grosse Alter dieser Beobachtungen giebt ihnen Interesse, und wenn man auch auf sie kein völlig entscheidendes Urtheil gründen kann: so werden sie doch eine willkommene Bestätigung der auf anderen Wegen gefundenen Resultate geben. — Uber eine neue Art von Teleskopen von *Burckhardt*. Ein Vorschlag, beym *newton*'schen Teleskope den kleinen Planspiegel so zu stellen, dass er das Licht durch eine Offnung des grosen Spiegels wirft, wodurch das Teleskop auf die Hälfte seiner Länge reducirt wird. Einige Einwürfe, die Hn. *Burckhardt* gemacht wurden, beantwortet er hier, obgleich, wie es Rec. scheint, nicht immer genügend. Ein wesentlicher Vorzug ist es allerdings, dass das Teleskop so viel kürzer, und dadurch seine Aufstellung weniger kostbar wird: allein sehr schwer wird es seyn, einen so grosen Planspiegel mit der gehörigen Vollkommenheit zu schleifen. — *Delambre* giebt eine weitläuftige Abhandlung über einige Methoden, die Breite

zur See aus zwey Sonnenhöhen zu bestimmen. Den Schluss, dass die leichteste und sicherste dieser Methoden die directe analytische sey, unterschreibt Rec. gern, glaubt aber doch, dass den Seefahrern die Rechnung nach Näherungsformeln (z. B. der *douwes*'schen) leichter werden wird, als der Gebrauch der an sich kürzeren, aber eine schärfere Aufsuchung der Logarithmen voraussetzenden genauen Methode. — Untersuchung über die Länge von Quito von *Oltmanns*. Diese Abhandlung wurde schon bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern angezeigt. — *Delambre* giebt eine Übersetzung einer Stelle aus der Geographie des Ptolemäus, aus welcher man eine Bekanntschaft der Alten mit der *mercator*'schen Seecharten-projection hat schliessen wollen; er thut den Ungrund dieser Behauptung durch mehrere triftige Gründe dar. — Beobachtungen der neuen Planeten von *Poczobut* in Wilna. — Formeln für Längen- und Breiten-Parallaxen und die scheinbaren Durchmesser der Gestirne, von *Henry*. Diese Auflösung eines schon so oft und von allen Astronomen und Geometern behandelten Problems zeichnet sich durch eine grosse Einförmigkeit in den verschiedenen Formeln aus; der Weg, welchen *Henry* einschlägt, ist neu, und die Resultate, die er findet, sind ein schätzbarer Beytrag zu den verschiedenen Arten, wie man die Aufgabe behandelt hat. Dass die Formeln sehr bequem und den gewöhnlich gebrauchten vorzuziehen waren, kann Rec. nicht finden. — Über ein neues Mikrometer von *Prony*. Das gewöhnliche Schraubenmikrometer erfodert eine sehr feine Schraube, die schwer zu verfertigen ist und sich leicht abnutzt; deshalb der sinnreiche Vorschlag, auf eine Schraube zwey Gänge zu schneiden, die wenig von einander verschieden sind, und den beweglichen Faden nur durch *ihren Unterschied* verschieben. Man wird durch dieses Mittel eine äusserst langsame Bewegung erhalten können, ohne die Feinheit der Schraubengänge übertreiben zu dürfen. Von dieser Seite ist also ein wesentlicher Schritt zur Vervollkommnung eines Instruments gethan, welches noch in seiner Kindheit zu seyn scheint, und welches keineswegs die Vollendung besitzt, welche das vereinte Genie von Astronomen und Künstlern den anderen Messinstrumenten gegeben hat: indess bleibt noch vieles zu thun übrig, und es wäre sehr zu wünschen, dass ein Künstler, der Talent und mechanische Umsicht besitzt, sich ernstlich der Mikrometer annähme, und die Astronomen dadurch in den Stand setzte, auch kleine Winkel mit der gehörigen Genauigkeit zu messen. Bey dem jetzigen Zustande der Astronomie kann man manche aus Beobachtungen hergenommene Data auf eine Bogensecunde verbürgen; sehr kleine Winkel sollte man viel genauer messen können: allein es giebt schwerlich einen Planetendurchmesser, dessen Grösse man aus Mikrometerbeobachtungen so genau bestimmt hätte. — Sehr viele Aufmerksamkeit verdienen die von *Pond* in Westbury mit einem *troughton*'schen Kreise bestimmten Declinationen der *maskelyne*'schen Fundamentalsterne und die von *Delambre* dabey gemachten Bemerkungen; die vorzügliche Güte des gebrauchten Instruments, und die Sorgfalt, die der Beobachter angewandt zu haben scheint, lassen sehr gute Resultate erwarten, und dennoch weichen sie von *Piazzi*'s neuesten Bestimmungen merklich (einmal sogar 8″,4) ab. Diese für den heutigen Zustand der Instrumente viel zu grosse Differenz kann man wohl nicht auf Rechnung der Beobachter schreiben, und sie scheint den, aus mehreren anderen astronomischen Phänomenen gezogenen Schluss zu bestätigen, dass wir die zur Reduction von Zenithdistanzen erfoderlichen Elemente noch nicht hinlänglich kennen, und dass selbst die neuesten Untersuchungen über Refraction diesen Gegenstand bey weitem nicht erschöpft haben. — Ein Auszug aus den Ephemeriden von Coimbra handelt hauptsächlich von einer Methode des Vfs. *Monteiro*, alle Arten von Finsternissen analytisch zu behandeln. Sein Verfahren unterscheidet sich wesentlich von *Dusejour's* Methode durch die Ebne, auf welche die Coordinaten bezogen werden; *M.* nahm den Äquator, *D.* die Ekliptik. Durchgängig sind *Monteiro's* Ausdrücke viel kürzer, und sie besassen einige Fälle, di. *Dusejour* für unauflöslich hielt; allein einigemal sind sie etwas weniger direct. Für den wirklichen Gebrauch haben die trigonometrischen Formeln, deren die Astronomen sich zu bedienen pflegen, so reelle Vorzüge, dass man *Dusejour's* Auflösung vielleicht nie anwandte, ungeachtet des analytischen Werths, den sie wirklich hat. Das, was *Delambre* hier über *Monteiro's* Meinung über die Irradiation, die er bey Finsternissen nicht angewandt wissen will, erwähnt, ist sehr richtig und ganz dazu geeignet, die falschen Ideen, die man sich oft v. dieser Erscheinung und der Inflexion machte, zu vernichten; beide sind, in diesem Sinne genommen, nur Correctionen der durch die Tafeln angegebenen Sonnen- und Monds-Durchmesser, und sie hängen völlig von diesen ab. *Triesnecker* und nach ihm einige andere Astronomen, die sich viel mit der Berechnung von Finsternissen und Sternbedeckungen beschäftigen bringen weder Irradiation noch Inflexion an: allein sie nehmen Durchmesser, d. von den von *Dusejour* vorausgesetzten etwas verschieden sind. *Bürg* hat den Mondsdurchmesser durch Sternbedeckungen bestimmt; *Triesnecker* sowohl diesen als den Sonnendurchmesser durch Mikrometerbeobachtungen: beide Methoden gaben vollkommen harmonirende Resultate, welche ohne weitere Correction die Beobachtungen der Finsternisse genügend darstellen. Es scheint also, dass man die Durchmesser bey Finsternissen eben so gross annehmen muss, als sie sich uns sonst zeigen: allein es verlohnte vielleicht der Mühe, zu untersuchen, warum die von *Dusejour* berechneten Finsternisse und Durchgänge der Venus kleinere Durchmesser angaben, als man neuerlich gefunden hat; erst wenn man hievon einen genügenden Grund entdeckt, wird man ein bestimmtes Urtheil über die Existenz der durch den Namen Irradition und Inflexion bezeichneten Verbesserungen fällen können. — Die Geschichte der Astronomie für 1807 beschäftigt sich hauptsächlich mit der Entdeckung der Vesta, deren nähere, dem trefflichen *Olbers* so sehr zur Ehre gereichende Umstände unseren Lesern schon bekannt sind. Es folgt noch eine Tafel astronomischer Bestimmungen im mittelländischen Meere von *Don D Alcala Galiano*, die einen nicht unbedeutenden Beytrag zur Geographie dieser Küsten enthält; — endlich ein Auszug aus den meteorologi-

Digitized by Google

schen Journalen des Observatoriums in Paris, welcher zwar schon bisher jährlich erschien, aber in den beiden letzten Banden der *C. des T.* einen Zusatz von ein paar nicht uninteressanten Columnen erhielt: die eine giebt die Quantität des gefallenen Regens u. s. w.; die andere einige in den bekannten Kellern der pariser Sternwarte beobachtete Temperaturen. Für das Jahr 13 ist die Summe der in der ersten dieser Columnen enthaltenen Zahlen 0,57753 Mètres. LL. AL.

Dresden, b. Arnold: *Neue Untersuchungen über die Verhältnisse der Grofsen und Excentricitäten der Weltkörper*, durch Dr. *Gotthilf Heinr. Schubert*. 1808. 80 S. 8. Mit 2 Kupfert. (1 Thlr. 4 Gr.)

Die Erfindung der Quadratur des Cirkels beschäftigte im vorigen Jahrhundert eine unzahlbare Menge von Köpfen, — gröfstentheils solche, die keine Kenntnisse in der Mathematik besafsen und kaum wufsten, was sie so eifrig suchten; die Sucht, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, schien epidemisch zu seyn, und desto mehr um sich zu greifen, je mehr vorhergegangene Versuche fehlgeschlagen waren. Das Schicksal dieser Quadraturenerfinder, deren Namen die Geschichte nur aufbehalten hat, um Andere dadurch vor ihnen unbekannten Labyrinthen zu warnen, werden alle die theilen, die mathematische Gegenstände angreifen, ohne mathematischen Geist zu besitzen. — So scheint uns auch der Vf. der genannten Piece auf einen Weg gerathen zu seyn, dessen er nicht kundig ist: blindlings irrt er darauf umher, und wo er anstofst, glaubt er einen Wegweiser gefunden zu haben.

Hr. *S.* sucht aus der Vergleichung der Halbmesser der Planeten mit ihren Entfernungen von der Sonne, gewisse Verhältnisse abzuleiten. Auf eine ähnliche Weise ist man in der Astronomie und Physik sehr oft verfahren, und nicht selten hat man so regelmäfsige Fortschreitungen zwischen einer Reihe durch Beobachtung gegebener Grofsen entdeckt, die späterhin einen Leitfaden zur Erfindung allgemeiner Gesetze abgaben; öfterer hat man freylich wohl *nichts* gefunden: allein selten hat der Suchende, in der festen Überzeugung, er müsse etwas finden, dieses Nichts für das Gesuchte angesehen und als solches bekannt gemacht. Die Art, wie Hr. *S.* verfuhr, verdient also alles Lob: allein dieses können wir den, in dem vor uns liegenden Werkchen enthaltenen Resultaten nicht ertheilen.

Suchte man bisher auf einem empirischen Wege allgemeine Verhältnisse: so war eben die Allgemeinheit die erste Bedingung; der Sinn des Worts Verhältnisse erfoderte schon eine gewisse Regelmäfsigkeit, das einzige Kennzeichen des erreichten Zwecks. Hier finden wir weder das eine noch das andere dieser Erfoderniffe erfüllt. Denn das, was Hr. *S.* findet, sind ziemlich willkührliche Zusammensetzungen von Zahlen, denen sehr unverdienter Weise der Name Reihen gegeben wird; sie sind nichts weniger, als allgemein auf das ganze Planetensystem passend, und bestehen aus zwey abgesonderten Theilen, deren einer für die der Sonne näheren Planeten bestimmt ist, während der andere den entfernteren entsprechen soll. Um unsere Leser in den Stand zu setzen, sich von den *Schubertschen* Entdeckungen eine Idee zu machen, haben wir die Ausdrücke für die Halbmesser der Planeten der ersten Reihe in folgendes Tableau zusammengestellt; die Planetenzeichen bedeuten darin die grofsten Entfernungen der Bahnen von der Sonne, a eine Zahl = 78,27164, H den Halbmesser der Sonne.

Halbmesser des Mercur = H: 4 a

der Venus = $\frac{\varphi}{\varphi}$ H: $\left(\frac{\varphi}{H} + a\right)$

der Erde = $\frac{\delta}{\varphi}$ H: 2 a

des Mars = $\frac{\sigma}{\delta}$ H: 4 a

der Vesta = $\frac{\square}{\sigma}$ H: 64 a

der Juno = $\frac{I}{\delta}$ H: 16 a

Dieses — sollte man es wohl glauben? — nennt Hr. *S.* eine Reihe! — Die Halbmesser der übrigen Planeten von Ceres bis Uranus führen wir, Kürze halber, nicht an; die Ausdrücke, die sie darstellen, haben mit dieser Reihe nichts gemein als den unverdienten Namen, und wir finden keine Spur von der Analogie darin, die der Vf. S. 20 und an einigen anderen Stellen ankündigt. Etwas Ähnliches müssen wir von den Verhältnissen der Excentricitäten bemerken; wir würden es mit einem aus dem Buche hergenommenen Beyspiele belegen, wenn wir uns dadurch nicht in zu vieles Detail vertiefen müfsten.

Es lafst sich sogar die *Unmöglichkeit* aller angeblichen Verhältnisse erweisen, die die Halbmesser der Planeten durch Ausdrücke, in welchen die Eccentricität der Bahn vorkommt, angeben sollen. Diese wird durch die verschiedenen Attractionen des Planetensystems unaufhörlich geändert, und erhält nach einer langen Reihe von Jahren einen ganz anderen Werth; die Halbmesser der Sonne und der Planeten bleiben aber beständig, und können folglich einer Function der Excentricität nicht gleich seyn. Des Vfs. Angaben sind von dieser Art, denn sie hängen von der grofsten Entfernung der Bahnen von der Sonne ab, d. h. von der (unveränderlichen) halben grofsen Axe der Ellipse + der Excentricität. — Eine Reihe specieller Falle lafst sich immer in einen mathematischen Ausdruck bringen, wenn man ihm die Bedingung der Einfachheit erlafst; es lafst sich also voraussehen, dafs noch eine Menge von Zahlen-Combinationen den Zweck des Hn. *S.* erfüllen werden, auch wahrscheinlich manche die einfacher sind, als die angegebenen. Die Mathematik bietet Mittel dar, solche Ausdrücke zu finden, und Rec. glaubt, dafs es nicht schwer fallen wird, mehrere zu entdecken, zumal wenn man sich Willkührlichkeiten, wie z. B. die Eintheilung der Planeten in zwey Classen, erlaubt. — Auch über die Lage der Knotenlinien und Sonnenfernen der Planeten erstrecken sich die Speculationen des Vfs., und hierauf beziehen sich die beiden angehängten Kupfertafeln; — er geht in seiner Verirrung so weit, dafs er sogar die grofsen magnetischen Perioden der Planeten bestimmt. — *Laplace* sagt in der neuesten Ausgabe seiner *Exposition du système du monde* S. 269: „*Le savant isolé peut se livrer sans crainte à l'esprit*

Digitized by Google

de Système: il n'entend que de loin, la contradiction qu'il éprouve. Mais dans une société savante, le choc des opinions systématiques finit bientôt par se détruire, et le désir de se convaincre mutuellement, établit nécessairement entre les membres, la convention de n'admettre que les resultats de l'observation et du calcul." — Er spricht dort von dem Nutzen der gelehrten Gesellschaften, und hält es für einen ihrer grösten Verdienste, dass sie eine Menge von Systemen zertrümmert haben, die nur in der Phantasie der Erfinder existirten, aber der Prüfung einer gesunden Philosophie nicht widerstehen konnten. Möchten doch die Systemenerfinder von dem grösten Geometer unserer Zeit die güldenen Lehren annehmen, die er ihnen hier ertheilt! — Möchten sie das ganze angeführte Werk aufmerksam studiren! — Gewiss, dann würde die Astronomie nicht so oft über Eingriffe in ihr Gebiet zu klagen haben. LL. AL.

Berlin, h. Braunes: *Die Anfangslehren der Buchstabenrechnung und Algebra.* Nach einer einfachen Methode zum Selbstunterricht abgefasst von Dr. *Heinrich Rockstroh.* 1808. X und 355 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. giebt S. VI der Vorrede die Absicht seiner Schrift selbst an: „Mit dazu beyzutragen, dass erwähnte Schwierigkeit (der Anfangslehren der Algebra) zum Vortheil für die Wissenschaft so viel wie möglich beseitigt wird, und insonderheit solchen nützlich zu seyn, welche die Buchstabenrechnung und Algebra für sich selbst erlernen wollen, ist dann auch der Hauptzweck, den ich mit diesem Buche zu erreichen wünsche." Allerdings trägt diese Schrift Vieles zur Erreichung jener Absicht bey. Vorzüglich folgende Puncte zeichnen dieselbe vortheilhaft aus. Das Verständniss des Vortrags setzt gar keine gelehrte Bildung voraus, und ist für alle Stände und das zarteste Alter möglich; daher diese Schrift vorzüglich Kaufleuten und Geschäftsmännern überhaupt empfohlen werden kann, welche sich von blos mechanischer Fertigkeit in der Rechenkunst zu anschaulicher und wissenschaftlicher Einsicht erheben wollen. Die Methode ist der pestalozzischen sehr ähnlich, oder vielmehr ihrem Geiste nach dieselbe. Denn der Vf. geht vom Einfachsten stetig zum Zusammengesetzten, erschöpft jedes Mal alle beygeordnete Falle, und erhebt von einzelnen Beyspielen zur allgemeinen Anschauung. Besonders zu loben ist es, dass er die Anwendung der algebraischen Zeichen nach eben dieser Methode lehrt, und *alle* Falle in combinatorischer Uebersicht aufstellt. Wer sich die Mühe nimmt, diese Uebersicht anschaulich, und durch Beyspiele erläutert, durchzugehen: der wird sehr früh jene Sicherheit im Gebrauche algebraischer Zeichen erlangen, welche sich bey so wenig Anfängern bald einfindet. Über die Methode des Vortrags und die didaktischen Principien ist Rec. mit dem Vf. völlig einverstanden. Überhaupt werden es die nächsten Decennien lehren, wie viel der innere Ausbau der Wissenschaften, vorzüglich der Mathematik selbst, so wie die Kunst des Unterrichts, durch Anwendung der Combinationslehre gewinnen. Vorzüglich in dieser Hinsicht ist zu wünschen, dass der Vf. die Fortsetzung vorliegender Schrift bald möge erscheinen lassen; zumal da dieselbe erst dann ein nach ihrem Zwecke vollständiges Ganzes seyn wird. In Ansehung der inneren wissenschaftlichen Anlage des Werks, der meisten Grunderklärungen, und der Anordnung der Materien, ist Rec. mit dem Vf. weder in reinwissenschaftlicher noch in didaktischer Hinsicht einverstanden. Da es aber die Grenzen einer Recension überschreiten würde, die Gründe dieser abweichenden Überzeugungen darzulegen: so möge es genug seyn, nur einige Bemerkungen dieser Art mit einzustreuen. — Der erste Theil vorliegender Schrift heisst: „Erfoderliche Uebersicht der arithmetischen Grundwahrheiten. Das 1 Cap. handelt sehr lichtvoll die Grundanschauungen: Menge, Einheiten, Zahl, ab. Hier wird, wie gewöhnlich, nur auf unstetige Grösen Rücksicht genommen. Allein unter diese Begriffe gehören eben so gut auch stetige Grösen, mit Voraussetzung unendlicher Theilbarkeit. Eben daher erhält der Vortrag schon hier eine Beschränkung, die sich durch das ganze Werk erstreckt, und für einen Vortrag der Algebra, wo alle Sätze in strenger Allgemeinheit gelten, nicht zulässig ist. Die Lehre von den Brüchen, von den Verhältnissen, von der Multiplication und Division, werden in der Algebra, reinwissenschaftlich und in ihrer Anwendung, eben sowohl auf stetige, als auf discrete, auf rationale so wie auf irrationale Grösen angewandt. Daher würde der Vf. wohl gethan haben, seine Anschauungen nicht blos durch Puncte und Striche, sondern gleich von vorn herein, so wie immer, *zugleich* durch Linien als *stetige* Grösen zu erläutern. Dass dies auch in didaktischer Hinsicht, selbst für Kinder, eben so nöthig als ausführbar sey, dies haben den Rec. Grundsatze sowohl als eine lange Lehrerfahrung gelehrt. Es ist zu loben, dass hier alles schematisch, an *reellen* Zeichen erläutert wird, ehe die blos *formalen* Zeichen, die Ziffern, eintreten. Das 2 Cap. betrifft: Ganzes, Theile, Bruch; wo die Lehre von der Multiplication und Division zweckmasig und combinatorisch vollständig, von dieser Seite aus, vorbereitet wird. Drittes Capitel: Summe, Product, Potenz. Rec. ist überzeugt, dass diese Lehre sich nicht gründlich abhandeln lässt, ohne unendlich theilbare Grösen vorauszusetzen, und ohne, gleich von vorn herein, die Lehre vom geometrischen Verhältniss anschaulich gemacht zu haben. Multiplication als Addition, Division als Subtraction darzustellen, ist eben so der Natur dieser Dinge entgegen, als in didaktischer Hinsicht unnöthig. Dass bey einem *naturgemäßen* Unterrichte die Lehre vom Verhältniss gleich nach den Begriffen Grösse, Ganzes, Theil abgehandelt werden müsse, kann schon die einfache Betrachtung lehren, dass jede Zahl nur als Glied eines Verhältnisses, nämlich der gezählten Grösse zur angenommenen Einheit, anschaulich und verständlich ist. Viertes Capitel: Differenz, Quotient, Wurzel. Nun folgen, S. 205 die Anfangslehren der *Buchstabenrechnung und Algebra* selbst. Es ist zu loben, dass über jedem Capitel eine kurze Uebersicht der darin abgehandelten Aufgaben in combinatorischer Ordnung steht. Wir bemerken übrigens noch, dass S. 250 der Begriff *Grösse* sehr mangelhaft, wie gewöhnlich, definirt wird: als alles das, was sich vermehren oder vermindern lässt. Dies wundert Rec. um so mehr, da schon mehrere Handbücher der mathematischen Wissenschaften die Grundbegriffe, besonders den der *Grösse* wissenschaftlicher abhandeln. Kr—a

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JUNIUS, 1809.

HOMILETIK.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Über Declamation und Kanzelvortrag.* Skizzen und Ergüsse; auch zum Leitfaden akademischer Vorlesungen brauchbar. Von Dr. *Johann Ludwig Ewald*, Mitglied des grosherzoglich-badischen Oberkirchenraths und der Generalstudiencommission in Carlsruhe. 1809. 123 S. kl. 8. (14 Gr.)

Wenn gleich die Materie von der *äusserlichen Beredsamkeit des Kanzelredners* in den neueren homiletischen Lehrbüchern keineswegs übergangen ist: so war es doch allerdings zu wünschen, dafs sie einzeln und ausführlicher, als in diesen geschehen konnte, von einem dazu geeigneten Schriftsteller *con amore* behandelt werden möchte. Dieſs ist jetzt in der Schrift, die wir anzeigen, geschehen. Von Hn. *Ewald*, der eine beträchtliche Reihe von Jahren ein angesehener öffentlicher Kanzelredner gewesen ist, läfst es sich, selbst auch schon nach dem Charakter mehrerer seiner Schriften im homiletischen und in anderen Fächern, erwarten, dafs er nicht nur für die körperliche Beredsamkeit ein vorzügliches Talent besitze, sondern auch über das Technische derselben viel und reiflich nachgedacht habe. Eine Bearbeitung dieses Gegenstandes also mufste ihm zur Darlegung geprüfter Erfahrung und anwendbarer specieller Grundsätze und Regeln Gelegenheit geben. Seine Schrift empfiehlt sich aber auch noch dadurch, dafs sie nicht, wie manche andere, neuerdings erschienene theoretisch-homiletische Monographie, in einer scholastisch-philosophischen Form verfafst und mit abstrusen Definitionen und Expositionen angefüllt ist, sondern dafs in ihr eine klare, frische und lebendige Darstellung herrscht, die das Gemüth des Lesers sogleich ergreift, und deutliche Vorstellungen in demselben wirkt, ingleichen dafs in ihr ein edler religiöser Geist den Leser anspricht, ihn den erhabenen Zweck der öffentlichen Kanzelrede in seiner Wahrheit erkennen lafst, und zugleich auch das Manchem so unbedeutend scheinende Äufsere des Kanzelredners aus einem höheren und richtigeren Gesichtspuncte betrachten lehrt. Nur dafs das Werkchen auch zum *Leitfaden* akademischer Vorlesungen brauchbar sey, kann man schon darum bezweifeln, weil dasselbe nicht blofs *Skizzen*, sondern auch *Ergüsse* enthält, und manches, zwar nicht in einer breiten Manier, aber doch so ausführlich dargestellt ist, dafs es dabey des mündlichen Commentirens gar nicht bedarf. Allerdings aber werden akademische Lehrer in ihren homiletischen Vorlesungen einen nützlichen Gebrauch von dieser Schrift machen, und ihren Zuhörern sie zum eigenen Nachlesen empfehlen können. — Sie ist, obgleich hie und da das Herz und die Empfindung des Vfs. spricht, doch gar nicht unsystematisch geschrieben. Der Vf. geht von der Bemerkung aus, dafs die Wirkungskraft eines Menschen gröfser oder geringer ist, je nachdem er durch sein Äufseres mehr oder weniger auf das Innere anderer Menschen zu wirken vermag; stellt darauf den Begriff der *Beredsamkeit* auf, und zeigt, dafs aller Einfluſs derselben begründet sey in dem Einfluſs des Inneren (des Redners) auf das Äufsere (desselben) und in der Wirkung dieses Äufseren auf das Äufsere Anderer, und dadurch auf das Innere Anderer. Er giebt die Natur und Art der Wechselwirkung des bey Ausübung der Beredsamkeit activen und passiven Subjects, und darauf im Allgemeinen an, was ersteres thun könne, um den Einfluſs des Innern auf das Äufsere, und des Äufseren auf das Innere zu bewirken. Dann erörtert er die Erfoderniſse und die Wichtigkeit eines guten Vortrags des Religionslehrers, letztere besonders aus psychologischem Gesichtspuncte; zeigt die Nothwendigkeit, dafs künftige Religionslehrer sich zum guten Vortrage *bilden* müſsen, und entfernt sehr zweckmäſsig die Einwürfe, die man zuweilen dagegen erhoben hat. Mit dem §. 14 fängt die Abhandlung des Hauptgegenstandes an: *Wie man sich zu einem guten Vortrage bilde;* und da das, wodurch der Redner wirken kann, *Sprache*, *Stellung*, *Bewegung* und *Miene* ist: so wird von jedem dieser Stücke einzeln gehandelt, am ausführlichsten von dem ersteren, von *Sprache* und *Declamation*. In Ansehung der *Sprache* zeigt Hr. E., dafs der Redner *verständlich* seyn, *natürlich* bleiben, die *Aufmerksamkeit erhalten* und *den Sinn des Ausdrucks* gehörig *bezeichnen*, also *den Ton der Empfindung* gehörig *treffen* müſse. Bey Erörterung der Verständlichkeit der Sprache kommen sehr detaillirte Bemerkungen über die *reine Aussprache der Buchstaben*, über die *gehörige Stärke der Stimme*, über das *Verhältniſs der Bruſt- und Kopf-Stimme*, und über die *ökonomische Vertheilung der Stimme* vor. Bey dem dritten Punct, dafs die Sprache des Redners so seyn müſse, dafs die Aufmerksamkeit der Zuhörer rege erhalten werde, — welcher Punct aber eigentlich die drey übrigen, besonders den folgenden vierten, unter sich begreift — sind in Beziehung auf fünf Falle, in denen der Vortrag *eintönig* werden kann, treff-

liche ſpecielle Regeln (S. 64—74) entwickelt. Bey dem vierten Punct, von der Modulation der Stimme, wird von der *Declamation* insbeſondere gehandelt, und da liefert denn der Vf. manche feine Bemerkungen nicht nur über die Art, wie die *einzelnen Stücke der Kanzelrede* vorgetragen, ſondern auch wie *einzelne Empfindungen* ausgedrückt werden müſſen, und zeigt auch, wie der angehende Prediger ſich müſſe in die Empfindung zu verſetzen wiſſen, die er ausdrücken und in Anderen aufregen will. Bey §. 27 vermiſſen wir ſpecielle Bemerkungen über den *Vortrag der Verſe*, der manchem Redner ſo beſonders mislingt. Die §§. 28—32 handeln die übrigen drey Hauptrubriken, von der *Stellung*, *Miene* und *Bewegung* des Redners ab. In ihnen haben wir am wenigſten neue und eigenthümliche Bemerkungen des Vfs. gefunden; zweckmäſsig und aus Beobachtung und Erfahrung abſtrahirt iſt aber auch hier alles. S. 121 ſagt der Vf.: „der Redner weiſet mit dem *Finger* vor ſich hin, wenn er von einem Ziele redet, das erreicht werden ſoll." Die Hinweiſung mit dem Finger ſcheint uns nicht ſchicklich; ſie kann leicht eine kleinliche und lächerliche Idee erwecken: die Hinweiſung mit der offenen Hand iſt gewiſs natürlicher und anſtändiger. — In die von uns angegebenen, zu dem Haupt-Umriſs gehörenden Materien, ſind übrigens noch manche treffliche ſpecielle Bemerkungen und Rathſchläge eingemiſcht, z. B. S. 92. wie wichtig das Band edler Freundſchaft und reiner Liebe für den Jüngling werden könne, der ſich zu einem guten Vortrage bilden und den Ton der Empfindung richtig treffen will; S. 102 f. über die üble Wirkung, die es macht, wenn der Kanzelredner Eitelkeit und Stolz blicken läſst; S. 108 f., daſs der Prediger durchaus *keine Rolle zu ſpielen* habe, und S. 113 f. die herrliche Stelle über das *Beten* des Predigers vor ſeinem öffentlichen Auftritt. Zwey Stellen, die einen Gegenſtand betreffen, der mehrmals in öffentliche Erinnerung gebracht werden muſs, wollen wir herſetzen. S. 30: „Die Wahrheit würde bey dem vermiſchten Haufen (der Menſchen) all ihre Kraft verlieren, wenn ihr nicht durch guten Vortrag Eingang verſchafft würde. Auch hier ſind die Kinder dieſer Welt meiſt klüger für ihren Zweck, als die Kinder des Lichts. Zum ſinnlichen Genuſs wählt man Sänger und Sängerinnen, Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die den beſten Vortrag haben, die wahr und kräftig das ausdrücken *können*, was ſie ausdrücken *ſollen*. Warum braucht man nicht eben dieſe Klugheit für den höheren Zweck? „Warum ſoll der Teufel die ganze Sinnlichkeit in ſeinen Dienſt nehmen, und Gott nicht?" ſagt *Richter* irgendwo." S. 106: „*Die fremdartigen Sachen, Publicanda, Verordnungen* ſt. — wo dieſe *Unſitte, dieſs vorſätzliche Herabziehen vom Himmel auf die Erde, oft auf den gemeinſten Theil der Erde*, noch Sitte iſt — leſe der Prediger ruhig, ernſt und deutlich, declamire ſie aber nicht; man höre es an ihm, daſs er nicht aus ſich ſelbſt rede, ſondern blofs das Organ eines Anderen ſey." — Von verfehlten Gedanken und Wendungen, dergleichen die theologiſche Phantaſie des Vfs. in manchen ſeiner übrigen Schriften erzeugt hat, iſt uns in der gegenwärtigen nur *ein* Beyſpiel vorgekommen, nämlich S. 76: „*jeder Gott* muſs ſich im Fleiſch offenbaren, wenn Er von Menſchen empfunden werden will, und jedes Gefühl auch; oder es bleibt verborgen im Gemüthe." Mit dieſer Stelle hat jedoch noch eine andere (S. 14) Ähnlichkeit. RMD.

Leipzig, b. Barth: *Anleitung zur zweckmäſsigen Abfaſſung caſueller Kanzelvorträge*, herausgegeben von *M. G. Einert*. 1808. X u. 182 S. gr. 8. (16 Gr.)

Der Vf. dieſer Schrift (— Hr. *E.* iſt nicht blofs Herausgeber, ſondern auch Verfaſſer —) kündigt dieſelbe in der Vorrede folgendermaſsen an: Muſseſtunden, in denen ich mir ungeſtört durch anderweitige Geſchäfte über meine, früher im Berufsleben geſammelten Erfahrungen Rechenſchaft geben konnte — erſchufen dieſes Werkchen, das ich getroſt dem Publico zu übergeben wage — weil die Rückerinnerung an die erſten Jahre meiner Amtsführung mich nur zu oft noch daran mahnt, wie ſehr beym Beginnen dieſes ungewohnten Laufes eine, durchaus (?) auf eigene Amtserfahrung geſtützte, wenn gleich auch hie und da noch mangelhafte Anleitung zur zweckmäſsigen Abfaſſung meiner Kanzelvorträge für mich Bedürfniſs war." Er hat auch allerdings Recht, daſs es bis dahin an einem Werke fehlte, in welchem die Materie von *caſuellen* Kanzelvorträgen beſonders und ausführlich behandelt wird, und daſs ein ſolches für angehende und wirkliche Prediger wünſchenswerth ſey, nur daſs der Vf. deſſelben unſerem Bedünken nach nicht blofs eigene, ſondern auch fremde geprüfte Erfahrungen benutzen könnte. Hr. *E.* hat nun freylich in dieſem Verſuche, jene Lücke in der homiletiſchen Literatur auszufüllen, vielen guten Willen bewieſen, und auch manche Beobachtungen und Regeln mitgetheilt, die beſonders demjenigen, der über die Verhältniſſe und Pflichten des öffentlichen Religionslehrers wenig oder gar nicht nachgedacht hat, nützlich werden können; ſeine Schrift laſst aber doch vieles zu wünſchen übrig, und der Gegenſtand verdient, wie aus unſerer folgenden Anzeige erhellen wird, noch von irgend einem anderen Schriftſteller bearbeitet zu werden, welcher mit mehr philoſophiſchem Geiſte die Fähigkeit einer gedrängteren und correcteren Darſtellung verbindet, und bey Andeutung der für caſuelle Kanzelvorträge geeigneten Materien von mehr Urtheilskraft und Geſchmack geleitet wird. Hr. *E.* ſtellt zuvörderſt einen viel zu weiten und unbeſtimmten Begriff von *Caſualpredigten* auf; er ſagt S. 9: „ſie wären für Herz und Geiſt der Zuhörer gleich intereſſante, mit ſteter Berufung auf religiöſe Autorität ausgearbeitete Kanzelvorträge über Gegenſtände, die Mitgliedern kirchlicher und bürgerlicher Verbindungen um deſswillen *gleiche* (?) Theilnahme *abnöthigen* (!), weil *Ort* und *Zeit*, an und in denen ſie leben, *unwillkührlich* (?!) ihre Aufmerkſamkeit auf ſie hinlenken." Was zu Anfang dieſer Definition von der Einrichtung der Caſualpre

Digitized by Google

digten gesagt wird, gilt von jeder Art zweckmäfsiger Kanzelvorträge, gehört also eigentlich nicht in die Definition; die Gegenstände der Casualpredigten aber werden hier offenbar zu unkritisch und unsicher bezeichnet. Im Folgenden rechnet nun der Vf. zu den Casualpredigten nicht blofs die an jährlich oder noch öfter wiederkehrenden Zeitfesten zu haltenden Predigten (als Neujahrs- Weihnachts- Erndte- und Bufstags-Predigten), wie auch andere Homiletiker gethan haben, sondern sogar auch solche, welche auf einzelne, unter den Gemeindegliedern sichtbar gewordene Fehler und Verirrungen Beziehung haben. S. 77 sagt er, dafs es fast in jeder Gemeinde „treue und untreue Gatten, sorgsame und pflichtvergessene Altern, gutgerathene und mifsrathene Kinder, mifsvergnügte und zufriedene Unterthanen, pflichtvergessene und gute Obrigkeiten, Abendmahls- und Religions-Verehrer und Verächter, trunksüchtige und verschwenderische, und sparsame, haushälterische Familienglieder, hartherzige und weichherzige Herrschaften, treue und untreue Diener, mildthätige und grausame Reiche, diebische und unzufriedene, und ehrliche und geduldige Arme, um den Verlust der Ihrigen trauernde Freunde und Verwandte" gebe, und dafs solche Erfahrungen den Predigern alljährlich Stoff zu casuellen Vorträgen darböten. Allein nach dieser Ansicht könnte man *alle* Predigten casuelle Vorträge nennen, da in allen auf moralische und religiöse Bedürfnisse der Gemeindeglieder und daher auch auf Zeitbegebenheiten möglichst Rücksicht genommen und sichtbar werdenden Untugenden und Lastern in allgemeiner oder besonderer Beziehung entgegengewirkt werden mufs. Unserem Bedünken nach können Predigten, die nach einer schon längst bestehenden Anordnung, unter sich gleichbleibenden Umständen, an jährlich wiederkehrenden Festen und in ganz gewöhnlichen Beziehungen gehalten werden, nicht Casualpredigten heifsen, sondern dies sind nur solche, deren Inhalt durch *aufserordentliche*, locale und temporäre, auch wohl personelle zufällige Verhältnisse bestimmt wird, und deren Haltung danach entweder von der Obrigkeit angeordnet oder vom Prediger selbst willkührlich beschlossen wird. Und so würden wir denn nur Predigten, die auf Veranlassung ausgezeichneter öffentlicher Unglücks- oder Glücks-Fälle, oder einer bedeutenden Staats- und Regierungs-Veränderung, oder ungewöhnlicher im Kreise der Gemeinde vorgefallener öffentlicher Verbrechen und deren Bestrafung, oder einer merkwürdigen Veränderung des Verhältnisses zwischen der Gemeinde und dem Prediger selbst, oder endlich eines den örtlichen kirchlichen Cultus betreffenden wichtigen Umstandes gehalten werden, als Casualpredigten ansehen. — Auch das, was der Vf. im 2 Cap. S. 10 ff. über die von ihm angenommenen fünf *Zwecke* „aller und jeder Casualreden" (*„Casualrede"* sollte eigentlich nicht mit *„Casualpredigt"* synonym, sondern zur Bezeichnung der kleineren Gelegenheitsreden des Predigers gebraucht werden) sagt, erfodert manche Berichtigungen, die wir hier aber nicht alle mittheilen können. Als *ersten* Zweck giebt er an, „die Zuhörer *auf wichtige Ereignisse und Veränderungen*, die ihnen in näherer oder fernerer Zukunft bevorstehen, *vorzubereiten*, sie ihnen zu erzählen." Aus der nachher folgenden Entwicklung aber sieht man mit Verwunderung, dafs dies heifsen soll: die Zuhörer mit der ihnen unbekannten Geschichte der Zeitbegebenheit, welche die Veranlassung oder der Gegenstand des casuellen Vortrags ist, bekannt machen. Seltsam genug aber spricht der Vf. nachher mehrmals von Vorbereitungspredigten, z. B. auf öffentliche Buls- und Bet-Tage." Wozu es deren bedarf, sehen wir nicht ein, da der Prediger am Bufstage selbst seine Zuhörer an den Zweck des Tages mit Rücksicht auf Zeit- und Orts-Verhältnisse erinnern kann; mag er indefs auch schon in seiner Predigt am vorausgehenden Sonntage hierauf beyläufig hinweisen, eine casuelle Predigt wird diese dadurch nicht. — Am ausführlichsten handelt der Vf. im 3 Cap. S. 21—99 *von den Regeln für die Wahl schicklicher Thema's (sic!) zu casuellen Kanzelvorträgen.* Er stellt 7 Regeln auf, unter denen aber die *erste:* „Man forsche vor allen Dingen nach dem unmittelbaren *zeitlichen* oder *örtlichen Interesse*, das solche casuelle Ereignisse, über die man sprechen will, erwecken," und die *dritte:* „Man würdige *zeitliche* und *örtliche* Veränderungen nach ihrem unmittelbaren *Einflusse* auf die Zuhörer," so sehr zusammenfallen, dafs sie in der Entwickelung nothwendig hätten verbunden werden sollen. Die *zweyte* Regel: Man lasse bey der Wahl des Thema's sich durch den *Namen* der Begebenheiten selbst, die uns zum Reden auffodern, bestimmen," ist gar flach, da es sich von selbst versteht, dafs, wer den Gegenstand oder die Veranlassung eines casuellen Vortrags recht ins Auge fafst, auch den Namen des Gegenstandes, wenn derselbe richtig bezeichnet (bezeichnend) ist, nicht aus der Acht läfst; jene Regel ist aber als allgemeine Regel auch unpassend, da, zumal nach dem weiten Sinne, in welchem der Vf. casuelle Vorträge nimmt, diese sich nicht immer auf Begebenheiten, die einen Namen haben, beziehen. Die *vierte* Regel lautet so: „Man berücksichtige bey der Wahl des Thema's die *Verschiedenheit* sowohl *der Bedürfnisse*, als *der geistigen und sittlichen Bildung* seiner Zuhörer"; sie hätte aber doch wenigstens so gefafst werden müssen: — „Verschiedenheit *der geistigen und sittlichen Bildung und der davon abhängenden Bedürfnisse* s. Z."; körperliche Bedürfnisse können nicht hieher gehören. Übrigens kommt die Verschiedenheit der Bildung der Zuhörer noch mehr bey der Ausführung, als bey der Wahl eines Thema's in Anschlag; diese Regel hätte also *mutatis mutandis* auch in das folgende 4te Cap. gehört, hätte aber überhaupt weit kürzer erläutert werden können, da sie ja im Grunde eine Regel für *jede* Art von Kanzelvortragen ist. Im vierten Cap. S. 99—147 liefert er 7 Regeln für die *Behandlungsart* casueller Themata, und sucht sie gleichfalls ausführlich zu erläutern. Allein die *erste* Regel: „Man bemühe sich, seine Zuhörer auf dem kürzesten und natür-

Digitized by Google

lichſten Wege mit dem caſuellen und ſpeciellen Zwecke ſeines Vortrags bekannt zu machen" — bezieht ſich auf etwas, was in den Eingang der Predigt gehört, und alſo der Ankündigung des Thema's vorangehen muſs; ſie iſt hier daher gar nicht an der rechten Stelle. Die *vierte* Regel hätte eigentlich die *erſte* ſeyn müſſen; ſie gilt aber ſammt der 2ten, 6ten and 7ten für alle Arten von Kanzelvorträgen. Statt dieſer allgemeinen und daher bey dieſer ſpeciellen Materie höchſtens zu Anfange in der Kürze mitzunehmenden Regeln hätte der Vf. noch einige andere, im 3ten Cap. für die Wahl des Thema's aufgeſtellte Regeln auch hier auf eine angemeſſene Art abhandeln müſſen. Denn es iſt doch wohl gewiſs, daſs der Prediger ſowohl bey der Ausführung, als bey der Wahl eines Thema's für einen caſuellen Vortrag „auf den bibliſchen Text" und „auf ſein eigenes Verhältniſs zu ſeiner Gemeinde" Rückſicht zu nehmen hat. Am ſchicklichſten wäre es aber geweſen, wenn der Vf. die Regeln im 3ten und 4ten Cap. gar nicht von einander getrennt, oder bloſs Regeln für die *Materie* und für die *Form* der Caſualpredigten unterſchieden und dann das Allgemeine dieſer Regeln nur kurz angedeutet, ſie aber in ihrer Beziehung auf Caſualpredigten ausführlicher entwickelt hätte. — Das 5te Cap. S. 147 — 182 ſetzt „*die Vorbereitungs- und Vervollkommnungs-Mittel in der Kunſt, zweckmäſsige caſ. Kanzelvortr. zu liefern*", aus einander; es ſind dieſe Mittel aber auch wieder auf alle Arten von Predigten anwendbar. — Noch müſſen wir dreyerley an dieſer Schrift rügen. *Erſtlich:* die *breite Manier der Darſtellung*. Es würde Tadel verdienen, auch wenn der Vf. über einen aſcetiſchen Gegenſtand für wenig gebildete Laien in einer ſolchen Fülle der Ausdrücke und Wendungen in ſo vielen Tautologieen und in ſo langen Perioden ſchreiben wollte; noch mehr aber iſt dieſs bey Behandlung eines theoretiſchen, wiſſenſchaftlichen Gegenſtandes tadelnswerth. Das *Zweyte* iſt der *verwahrloſete incorrecte Styl ſelbſt und die falſche Interpunction*. Der Raum erlaubt uns nur wenige Beyſpiele davon herzuſetzen. S. 59. „Vicarirt man für *andere*, ſo muſs man ſich wo möglich nach dem Vorbilde *des* eigentlichen Lehrers *dieſer* Gemeinde, nach den in ihr herrſchenden Foderungen und Erwartungen an caſ. Vorträge bequemen, und hat ſich vorzüglich *für* harte beleidigende Strafthemata, *für* allzuſtrengen Tadel, [was ſoll hier das Komma?] *im Schooſse* dieſer Gemeinden eingeriſſener Fehler, *in ihrer Mitte* herrſchender Mängel, und *dafür* zu hüten, eine allzu genaue, die von dem eigentlichen Seelſorger derſelben mit Recht gefoderte Verſchwiegenheit, compromittirende Bekanntſchaft mit ihren Bedürfniſſen zur Schau zu *tragen*, um nicht Widerwillen und Abneigung ſtatt Erbauung und Beyfall zu bewirken, und davon zu *tragen*." S. 100. „Seine Zuhörer zur Erfüllung allgemeiner Menſchen- oder Chriſten-Pflichten — durch Erinnerung an ihre Würde, als vernünftig *ſittliche* Geſchöpfe ermuntern." S. 106. „Bey gemeinen ungebildeten Zuhörern — *würkt* das Intereſſe, das der erſte Satz der Rede *bewürkt*, die *Senſation*, *die der Auftritt des Kanzelredners in ihnen erregt*, unglaublich *auf die höhere oder mindere Aufmerkſamkeit fort*, mit der ſie den ganzen Vortrag anhören." Der Vf. hat ſchreiben wollen: Bey ungeb. Zuhörern hängt der Grad ihrer Aufmerkſamkeit — von dem Intereſſe des erſten Satzes der Rede ab." S. 109. „*Troſtpredigten* — durch treue *Schilderungen* gegenwärtiger *Leiden*, *die* das Bedürfniſs der Beruhigung gewiſs im Herzen aller Zuhörer erwecken und erhöhen, *vorbereitet*, werden gewiſs *mehr* Intereſſe *am Vortrage* erregen, *als* ſolche oder ähnliche abſtracte Hauptideen des Eingangs." Welche Wendung! S. 160 iſt von Lehrern die Rede, welche bey ihren Schülern die *thörigte Huldigung des Vorurtheils* unſerer Reichern — dadurch *niederzudrücken* ſuchen ſollten, daſs ſie *ihren* Schülern die unverkennbaren Vorzüge der anſpruchloſen *Denkempfindung* der minder gebildeten Menſchenclaſſen vor der verkrüppelten Menſchennatur in den höheren Regionen parteylos würdigen *lehren*." — *Drittens* rügen wir die Menge von *miſslungenen Hauptſätzen*, *die der Vf. für Caſualpredigten in Vorſchlag gebracht hat*. Z. B. S. 33. „Die ungewöhnlichen Anſtrengungen und Aufopferungen, unter denen der Landmann die dieſsjährige Erndte gewonnen, für uns, als Bewohner *groſser Städte*, wichtige Auffoderungen zur dankbaren und zweckmäſsigen Verwendung dieſer theuren Unterpfänder des vaterländiſchen Fleiſses." S. 82. „Die Verträglichkeit der Jünger Jeſu beym Beginnen ihres mühevollen Laufes *für uns* unter dem Drucke ſchwerer Zeiten ein ermunterungsreiches Vorbild zur bürgerlichen Eintracht." S. 87 das Thema einer am Neujahrstage 1807 in Leipzig gehaltenen Predigt: „Des allgeliebten Fürſten *Name* [Friedrich Auguſt] verbürgt die frohen Hoffnungen, unter denen wir dieſs neue Jahr beginnen können." — Auſser den angegebenen Unvollkommenheiten fallen hie und da noch manche ſchiefe, unrichtige Behauptungen des Vfs. auf; z. B. S. 8: „Geiſtliche Caſualpredigten unterſcheiden ſich vor anderen nicht allein durch den Ort, an dem ſie gehalten werden (?), ſondern auch durch die innigere religiöſe Beziehung f." S. 31. „Über abſtracte philoſophiſche Materien kann jeder, der Neuling ſo gut, als der alte erfahrne Seelſorger mit gleicher Befugniſs, ohne aufzufallen, predigen." *Ohe!*

RMD.

NEUE AUFLAGEN.

Nurnberg, b. Bieling: *Bibel für Kinder*. Auserleſene Sprüche aus den Büchern des A. und N. T. nebſt vielen theils katechetiſchen, theils naturhiſtoriſchen Tabellen herausgeg. v. Verfaſſ. der Bilder-Akademie. 2te verbeſſ. Aufl. 1808. 127 S. 8. (8 Gr.)

Ebendaſ.: *Auserleſenes Beicht- u. Communion-Buch für gläubige Chriſten mit einer Vorrede u. Unterricht vom rechten Gebrauch des h. Abendmahls* von D. *Joh. Georg Roſenmüller*. Nebſt einigen neuen Buſs-, Beicht- und Abendmahls-Liedern, in Beziehung auf die vorhergeh. Gebete u. beſonderen Andachten zur Privat- u. Kranken-Communion. Neue verb. Aufl. 1808. XIV u. 256 S. 8. (8 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 JUNIUS, 1809.

NATURGESCHICHTE.

WIEN und TRIEST, b. Geiſtinger: *Andreas Stütz*, k. k. Raths und Directors der k. k. Naturalienſammlung in Wien u. ſ. w., *mineralogiſches Taſchenbuch, enthaltend eine Oryktographie von Unteröſterreich zum Gebrauche reiſender Mineralogen.* Herausgegeben von *J. G. Megerle v. Mühlfeld.* Mit des Vfs. Porträt. 1807. 394 S. kl. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Seitdem ſich die Mineralogie über das bloſse Petrefactenſtudium erhoben hat, verſteht man unter *Oryktographie* eines Landes nicht mehr ein Verzeichniſs der in demſelben vorkommenden Verſteinerungen, ſondern ein ſyſtematiſches Verzeichniſs der darin ſich befindenden mineralogiſch-einfachen Foſſilien, und unterſcheidet davon die *mineralogiſche Geographie*, deren Zweck die geognoſtiſche Kenntniſs der Länder iſt. Vorliegendes Werk iſt nun nach jenem Begriffe nicht ſowohl eine Oryktographie von Unteröſterreich, als eine Verbindung der Oryktographie dieſes Landes mit der mineralogiſchen Geographie deſſelben. Es iſt dabey die geognoſtiſche Beſchreibung zum Grunde gelegt, und an dieſe die Aufzählung der einzelnen Foſſilien, beſonders auch der Petrefacten geknüpft. Auſserdem werden darin Nachrichten von Mineralienſammlungen und eine Menge Notizen aus der Geſchichte des unteröſterreichiſchen Bergbaues beygebracht. Wenn nun gleich die hier gelieferten geognoſtiſchen Nachrichten den darin enthaltenen oryktognoſtiſchen weit nachſtehen und zu beweiſen ſcheinen, daſs der würdige, ſeit 1806 verſtorbene Vf. nicht gleichmäſsig in den beiden Hauptzweigen der Mineralogie fortſchritt: ſo wird doch das Ganze ſeine Beſtimmung für reiſende Mineralogen nicht verfehlen, und auch nichtreiſende unſtreitig zur genaueren mineralogiſchen Kenntniſs von Unteröſterreich führen; wofür dem Vf. und dem Herausgeber um ſo mehr Dank gebührt, da es, bis auf den früheren, unvollkommneren, in den Abhandlungen einer Privatgeſellſchaft in Böhmen enthaltenen Verſuch des Vfs. und auf die von *Schultes* in den Ausflügen nach dem Schneeberge mitgetheilten Notizen, an Nachrichten über die Mineralgeſchichte von Unteröſterreich fehlte.

Das Taſchenbuch iſt in 5 Abſchnitte getheilt, deren erſter den Mineralienſammlungen Wiens allein gewidmet iſt, aber die unpaſſende Überſchrift: „*von der Stadt Wien*" führt. Den gröſseren Theil dieſer Abhandlung nimmt die Geſchichte der kaiſerlichen Mineralienſammlung ein, welche keines Auszuges fähig iſt. Wenn es gleich zu Anfange heiſst, die kaiſerliche Mineralienſammlung zu Wien ſtehe unter allen Sammlungen der Welt ungezweifelt oben an: ſo ſcheint dieſs Urtheil vom Patriotismus und von einer ſehr natürlichen Vorliebe des Vfs. für die Sammlung, die ſeiner Fürſorge ſo viel verdankte, herzurühren, und für jetzt wenigſtens noch einiger Einſchränkung zu bedürfen. Auch findet man daſſelbe nicht durch eine *Beſchreibung* der Sammlung gerechtfertigt, wie man ſie von dem Vf. hätte erwarten können, ſondern trifft nur hin und wieder gelegentliche Nachrichten von den darin enthaltenen gewiſs ſehr groſsen und wiſſenſchaftlich-merkwürdigen Schätzen an. Unter den übrigen vielen Mineralienſammlungen Wiens, wird die des Groſshändlers von der Null, die durch die *mooſiſche* Beſchreibung berühmt geworden iſt, nach Verdienſt beſonders ausgezeichnet. — II Abſchnitt. *Von dem Viertel* (richtiger: von den mineralogiſchen Merkwürdigkeiten des Viertels) *unter dem Wienerwalde.* Die näheren Gegenden um Wien, ſo wie ein groſser Theil dieſes Viertels, in welchem jüngeres Flötzgebirge und aufgeſchwemmtes Land herrſchen, enthalten, mit Ausnahme des groſsen Petrefactenreichthums, deſſen der Vf. mit beſonderer Ausführlichkeit gedenkt, wenige mineralogiſche Merkwürdigkeiten von Auszeichnung. Der *Schneeberg* und die Berge in ſeiner Nachbarſchaft beſtehen, nach dem Vf., aus dichtem Kalkſtein. Zu welcher Formation derſelbe gehöre, wird nicht angegeben; es läſst ſich aber daraus, daſs an der ſogenannten *Wand* Koraliten darin vorkommen ſollen, und nach einigen anderen Angaben ſchlieſsen, daſs es ein Übergangs-Kalkſtein iſt. Nach der unbeſtimmten Beſchreibung des Vfs. zu urtheilen, ſcheint an mehreren Orten Steinkohlengebirge unmittelbar an jenen Kalkſtein ſich zu lehnen. — Die Felſen um *Schottwien* beſtehen aus Gyps, der zuweilen von eingeſprengtem *Chlorit* grün erſcheint. — Bey *Schottwien* findet ſich mit Thon gemengtes *Reifsbley*, dem von *Haffnerzell* im Paſſauiſchen ähnlich. — Etwas unter *Maria Schutz* findet ein merkwürdiges Vorkommen von *Gyps* Statt, wenn anders die Beſchreibung des Vfs. richtig iſt. Der Gyps — weiſser dichter, oder auch grauer und weiſser feinſchuppiger — ſoll zum Theil auf grauem Quarze liegen, und von dieſem durch eine dünne Lage hellgrünen, gemeinen Chlorits getrennt ſeyn. Oft ſoll der Gyps auch zwiſchen zwey Salbändern von gelb-

lich grauem, dichtem Kalkſtein ſtecken; oder es ſoll der Quarz mit ſeinen zwey Chloritſalbändern eine Lage von 1—2 Zoll Mächtigkeit in dem Gypſe bilden. Die Beſchreibung des Vfs. iſt zu dunkel, als daſs man daraus mit Beſtimmtheit auf das Alter des dortigen Gypſes ſchlieſsen könnte. Vermuthlich iſt es *Urgyps*, der ein Lager im Glimmerſchiefer formirt, worauf wenigſtens der Quarz und Chlorit und das aus Quarz und Glimmer zuſammengeſetzte Geſtein, welches in der Nähe des Gypſes vorkommen ſoll, hinzudeuten ſcheinen. — Bey *Göſtritz* wird Bergbau auf Spath- und Braun-Eiſenſteln getrieben. Nach einer gleich darauf folgenden Angabe des Vfs. ſcheint der Eiſenſteln im Urthonſchiefer vorzukommen; ob aber als Gang oder als Lager, bleibt im Verborgenen. Man ſetzt auch dort den Spatheiſenſtein Jahre lang der Verwitterung aus, um ihn dadurch zum Verſchmelzen tauglicher zu machen. — Der *Wechſel*, ein ſehr langer, breiter Alpenrücken, beſteht aus Quarzſand, in welchem ungeheure Blöcke von weiſsem Quarze liegen. — Von S. 161 an folgen Nachrichten von den Bergen der Herrſchaften *Sumerein* und *Mannersdorf*, welche die groſse Wienerfläche in Oſten begrenzen. Sie beſtehen aus einem weiſsen, mit Kalkerde gebundenen, ſchneidbaren Sandſtein, oder aus einer Art Sandſteinbreccie, d. i. aus Sandſtein, in dem kleine Stücke eines weiſsen, dichten Kalkſteins eingeſtreuet ſind. In dem Sandſteine kommen die mannichfaltigſten Thierüberreſte vor: Madreporiten, Fungiten, Kombiten, Kochliten, Buſoniten, Gloſſopetren, Gammarolithen, unbeſtimmbare Knochenfragmente u. ſ. w. Nach der ganzen Beſchreibung zu urtheilen, iſt dieſs Flötzgebirge ganz analog den kalkigen Sand- und ſandigen Kalk-Flötzen in den Gegenden von *Aachen* und *Maaſtricht*, die Rec. zu unterſuchen Gelegenheit hatte, und die ihm zu den jüngſten Erzeugniſſen der neueſten Flötzkalkſteinformation, die unter dem Namen des Muſchelkalkſteins bekannt iſt, zu gehören ſcheinen. In obigem Sandſteine ſoll *natürlicher Schwefel* eingeſprengt vorkommen. — III Abſchnitt. *Das Viertel oder der Kreis unter dem Manhardsberge.* Keine ausgezeichnete oryktognoſtiſche oder geognoſtiſche Merkwürdigkeiten. Die Aufzählung der, wahrſcheinlich im Muſchelkalkſteine vorkommenden Verſteinerungen und die ermüdende Beſchreibung von Geſchieben, füllen den gröſseren Theil dieſes Abſchnittes aus. — IV Abſchnitt. *Das Viertel oder der Kreis ober dem Wienerwalde* (oberhalb oder jenſeits des Wienerwaldes). Zu *Thalern* an der Donau iſt ein ergiebiges Steinkohlenbergwerk. In der dortigen Schieferkohle ſollen ſelten dünne Schichten von *Braunkohle* vorkommen, welches dem Rec. doch unwahrſcheinlich zu ſeyn ſcheint. Den Steinkohlen zunächſt liegt, wie gewöhnlich, Brandſchiefer, und auf dieſen folgt, als Dach des Kohlenflötzes, ein reicher *Alaunſchiefer*, der zu *Thalern* verſotten wird, wobey man ſich der Steinkohlen zur Feuerung bedient. — Zwiſchen *Thalern* und *Furth* zeigt ſich ein weiſser, mit feinen *Kyanittheilen* gemengter Quarzſand. — Am *Gottweiher*-Berge ſteht eine, aus dichtem Feldſpath mit eingeſprengten kleinen Granaten beſtehende, ſchieferige Gebirgsart, *Juſti's Namieſterſtein* an, der mit *Werner's Weiſsſtein* identiſch zu ſeyn ſcheint; und höher hinauf gegen das Schloſs *Grabenhof* zu, Serpentin mit Granaten, die von Asbeſt rindenförmig eingeſchloſſen ſind. Rec. bemerkte ganz etwas Ähnliches in dem Serpentin von *Zöbliz*. — S. 249—257. Nachrichten von dem jetzt aufgelaſſenen *annaberger* Silberbergwerke und dem daſelbſt vorgekommenen, von *Juſti* ſogenannten *alkaliſchen Silbererze*, welches, wie ſchon *Klaproth* zeigte, in Kalkſtein eingeſprengtes *Hornerz* iſt. Zugleich kam dort auch *Gelbbleyerz* vor. — Bey *Gaming* iſt eine *Bergölquelle*, die in einem dunkelaſchgrauen, dichten Kalkſteine ihren Urſprung hat. Sollte dieſs vielleicht ein Übergangskalkſtein, und dieſs Vorkommen dem am *Osmundsberge* in Dalekarlien analog ſeyn? — In der Gegend von *Waidhofen* an der Ips werden aus einem mit Thon gebundenen Sandſtein Wetzſteine für Senſen u. dgl. verfertigt. — V Abſchn. *Das Viertel ober dem Manhardsberge* (oberhalb des Manhardsberges). In dem *Limberge* wechſeln 2—3 Zoll mächtige Lagen von *Namieſterſtein* mit Glimmerſchiefer ab. — Bey *Krems* iſt eine Alaunſiederey, deren rohes Material keines der bekannten Alaunerze, ſondern ein dem Glimmerſchiefer genäherter Gneus iſt, deſſen Glimmer zum Theil in eine dem Speckſtein ähnliche Subſtanz und deſſen Feldſpath hin und wieder in Porzellanerde umgewandelt iſt, und der wahrſcheinlich durch fein eingeſprengte Kieſe die Eigenſchaft erhält, nachdem er der Luft ausgeſetzt worden, auf Alaun benutzt werden zu können. — Bey *Droſs* kömmt eine *Bergſeife* vor, die zum Tuchwalken vortrefflich benutzt werden könnte. — In der Gegend zwiſchen *Langenlois* und *Schiltern* bricht in einen, aus weiſsem Feldſpath, gelblichem Quarz und wenig weiſsem Glimmer beſtehenden *Gneus* ſchöner himmelblauer *Kyanit* ein. — In der Gegend von *Langenfeld* kömmt, nach des Vfs. Angabe, *Asbeſt* in einem ſonſt für Hornſtein ausgegebenen, etwas ſplittrigen *Kieſelſchiefer* vor. Sollte dieſs Geſtein wirklich *Kieſelſchiefer*, und nicht vielleicht ein mit Quarz innig gemengter *dichter Grünſtein* ſeyn? Das Vorkommen von Quarz- und Hornblende-Lagen in jenem Geſteine, welches der Vf. bemerkt, ſo wie die Nachbarſchaft von Hornblende- und Grünſtein-Schiefer ſcheinen für jene Vermuthung zu reden. Beylaufig muſs Rec. hier bemerken, daſs der Vf. hin und wieder von *Syenit* und *Syenitſchiefer* redet, welches aber, nach den davon gegebenen Beſchreibungen zu urtheilen, überall in *Grünſtein* und *Grünſteinſchiefer* überſetzt werden muſs. — S. 299—303 theilt er eine ziemlich genaue Beſchreibung von dem merkwürdigen Opallager in dem ſog. *Höllengraben*, in der Gegend von *Prunersdorf*, mit. An den tiefſten Puncten, beynahe in einer Ebne mit der Waſſerhöhe der *Thaja*, ſteht Glimmerſchiefer an; darüber liegt Urkalk; dann folgt Hornblendeſchiefer und abermals Glimmerſchiefer und Urkalk, auf wel-

Digitized by Google

chem dann das Opallager liegt, welches von thonigem Eisenstein gedeckt wird. Unmittelbar auf dem Urkalke liegt Opalporphyr; darüber gemeiner Opal von mannichfaltigen Farben, und letzterer schliesst in der Mitte ein Fossil ein, welches der Vf. für derben Eisenkiesel hält. Zwischen *Primersdorf* und *Pfaffendorf* kömmt im Hornblendeschiefer ein *jüngerer* mit Schörl übermengter *Granit*, lager- und nesterweis vor. — An dem rechten Ufer des *Kampfflusses*, wenn man von der *Reutmühle* auf das verfallene Schloss *Schauenstein* zugeht, constituirt *Namiesterstein* ganze Berge. — Dem Taschenbuche ist ein alphabetisches Verzeichniss der darin beschriebenen Mineralien zugegeben worden, welches aber von grösserem Nutzen seyn würde, wenn es auf die Stellen im Buche, wo die Beschreibungen stehen, hinwiese. Den Beschluss des Ganzen machen Zusätze zu der ersten Abhandlung über die Mineraliensammlungen Wiens, von dem Verleger des Taschenbuchs. Sie sind grösstentheils wörtlich aus dem Aufsatze des geheimen Oberbergraths *Karsten* über die äussere und innere Beschaffenheit der wiener Mineraliensammlungen, in *v. Moll's* Ephemeriden der Berg- und Hütten-Kunde, entlehnt, und liefern zuletzt ein Verzeichniss der Ringsteine, welche in der Sammlung des Grosshändlers *von der Null* zu Wien sich befinden, welches aber ebenfalls schon aus dem Werke von *Mohs* über das *von der null*'sche Mineraliencabinet bekannt ist.

E. *a.*

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Unger: *Leben und Wissenschaft, Kunst und Religion.* In Briefen und Fragmenten, von *Franz Horn.* 1807. 230 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein wohlklingender Titel, der Manchen verführen möchte, hier etwas zu suchen, welches nicht zu finden ist, wenn nicht der Zusatz die Erwartung ein wenig herabspannte! Wir sind mit Fragmenten zu häufig heimgesucht, als dass wir die Gaste nicht schon kennen sollten bey der Anmeldung. Und doch haben sie etwas äusserst Anziehendes, sowohl für den Schriftsteller, als für das Publicum. Es sind goldene Worte:

Ein Jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout, es muss euch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht!

Wir wollen berichten, was Hr. *Horn* hier vorgelegt hat, damit ein Jeder sich etwas aussuchen möge. Unter I) *Leben* (geschrieben im Herbst 1806) giebt er uns drey Briefe, die auf die geschickteste Art von der Welt beginnen. Ein theurer Freund nämlich, der jedes Ereigniss im Leben, möge es auch noch so dunkel und verwirrt erscheinen, *dennoch* bald begreift, aber nichts *besonderes* Grosses daraus macht, weil es *allerdings* leicht ist, sich das zu unterwerfen, *was* wir *so ganz* begriffen haben, führt *dennoch* oft eine Klage über das Leben *selbst*, die *freylich* so alt ist als die Welt *selbst*, die Hr. *H.* aber *eben* nicht von ihm zu vernehmen fürchtete. Diesen Freund sucht Hr. *H.* in einem recht väterlichen Ton, und wohlgehaltenen Styl, (der Satz mag diess schon beweisen) Wahrheiten über das Leben mitzutheilen, welche jener gewiss noch nie vernommen hatte. Nachdem er im ersten Briefe beschrieben, wie das Kind in die Welt komme und zum Jüngling werde, wie es zugehe, dass sich des Jünglings Liebe in Hass verwandle, und wie das Leben eines solchen Jünglings aufhöre, Leben zu seyn, wird dem jammervollen Gemälde im zweyten Briefe ein Trost nachgeschickt, durch die Erinnerung, dass man das Leben nicht im Einzelnen betrachten müsse, ohne Beziehung auf sich selbst als Gesammtes, und ohne Beziehung auf das Überirdische und Unendliche. Bey der Gelegenheit werden unserem Zeitalter ganz ungewöhnliche Vorwürfe gemacht, z. B. dass es an genussloser Reflexion und Grübeley kranke, dass es sich mit der Natur überworfen habe. Auch erinnert sich Hr. *H.* eines kleinen Gedichts, welches er vor etwa sechstehalb Jahren an einen genussunfähigen Freund gerichtet:

„Was Dir das Leben soll? — Du sollst es muthig durchleben,
Und nicht fragen: Wozu? — "

Dann ruft er den Jünglingen ein fünffaches: Werdet einfach! zu, sagt dem Freunde manches Erbauliche über das Leben, was es ist und was es nicht ist, und ermahnt ihn, das Leben weder zu sehr zu lieben, noch zu verachten. So werden 20 Seiten voll; dann erhält der Freund einen dritten Brief, aber bey der Eröffnung findet er diessmal nur Fragmente. Hr. *H.* traut ihm jedoch zu, dass er den Punct, von welchem sie meistens ausgehen, mit leichter Mühe werde auffinden können; und das hoffen wir auch, wenn gleich nicht gerade dasselbe in ihnen steht, was in den früheren Briefen stand. Der Freund muss die Liebe des Hn. *H.* daran erkennen, dass er schon zum Voraus solche lehrreiche Sprüche für ihn verfasst hat; und die Mannichfaltigkeit im Tone kann ihm nur ergötzlich seyn. Rec. wenigstens hat die trockene Schalkhaftigkeit, die sich noch mehrfaltig im Buche offenbart, vergnügt. Der Gedanke, welcher „dem Freunde zuletzt recht nahe ans Herz gelegt wird, weil er dem Herzen so wohl thut," ist folgender: „Viele Fragen thut das Leben des Menschen an den Menschen — (welcher Mensch also verschieden vom Leben des Menschen zu seyn scheint) — aber er löset sie nicht, und das Leben — (welches bekanntlich fragt) — löset sie nicht. Der Tod allein hat Antwort für jede grosse Frage, und gewiss eine beruhigende, erfreuliche Antwort" — die uns leider nicht gegeben wird, und wohl nicht gegeben werden kann. Das ist Schade! — Was II) unter dem Titel *Wissenschaft* vorkommt, ist ein 11 Seiten langer Aufsatz *über die Moral und deren Vortrag auf Gymnasien und Schulen*, welchen Hr. *Horn* „in der Conferenz der Lehrer am berlinischen Gymnasium vorgelesen", und welcher das Glück gehabt hat, den Beyfall manches sehr verdienten und geschätzten Mannes zu erhalten." Und wegen dieses Glücks hat der Aufsatz nicht einmal von Glück zu sagen; denn er verdient den Beyfall,

Digitized by Google

beſonders in einem ſolchen Kreiſe. Er enthält gute, einfach vorgetragene Wahrheiten. Es ſcheint jedoch, als ſey es Hn. *H.* vorgekommen, daſs die Überſchrift: *Wiſſenſchaft*, etwas anderes, und vielleicht etwas mehr erwarten laſſe, als eine ſolche Abhandlung. Denn er entſchuldigt ſich faſt ein wenig in einer kleinen Nachſchrift darüber, daſs ſeine Anſicht von der Wichtigkeit des Unterrichts in der Moral in dieſem Buche einzeln daſtehe. Sie dürfe es, ſagt er keck hinterdrein, *denn ſie erſcheine ihm als die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften.* Im Übrigen war auch gar keine Entſchuldigung nöthig; denn wer das *Leben* glücklich überſtanden hat, der wird die *Wiſſenſchaft* mit einiger Reſignation anfangen. Deſtomehr aber wird er ſich III) über die Reichhaltigkeit der *Kunſt* wundern und freuen. Unter dieſer Kategorie theilt Hr. *H.* 1) *Bemerkungen über Jean Paul Richters Vorſchule der Äſthetik* mit, „in welchen er das Wichtigſte, was in dieſem Werke geleiſtet oder verfehlt worden iſt, hervorhebt und mit ſeiner eigenen Überzeugung begleitet.“ Wenn auch die Leſer dieſes Buches die Bemerkungen weniger belehrend finden ſollten, als ſie in der That ſind: ſo werden ſie doch geſtehen, daſs Hr. *H.* ſich ſchon durch eine Nebenſache groſses Verdienſt ſowohl um das Publicum erworben hat, als um die Vorſchule der Äſthetik. Denn dieſe wird von ihm „recht warm anempfohlen“; und das muſs ihr vortheilhaft ſeyn! Wie viele werden nicht jetzt nach der Äſthetik greifen, denen ſie ſonſt unbekannt geblieben wäre! Wer hat denn von Jean Paul gehört! — Auf die Ausſtellungen, welche Hr. *H.* an *J. P's.* Äſthetik macht, können wir uns hier nicht einlaſſen; ſeine Bemerkungen betreffen aber Puncte von der gröſsten Wichtigkeit in dieſer Wiſſenſchaft. Als Probe möge hier Folgendes ſtehen. Im 66§. über den Roman bemerkt *J. P.*, daſs die Poeſie allerdings lehre, und alſo auch der Roman, daſs es ihr aber nie um die Lehre zu thun ſey; dabey Hr. *Horn:* „daſs hier die Wahrheit nur angedeutet, nicht erſchöpft werde; überhaupt — (er ſcheue ſich nicht, dieſs geradezu zu erklären) — habe noch keine gedruckte Äſthetik (— es iſt ein tröſtlicher Gedanke, daſs es in ungedruckten Äſthetiken vielleicht geſchehen iſt —) den eigentlichen Charakter der Sittlichkeit, und ihre Einheit mit dem Schönen erklärt. Dieſe Erklarung würde etwa ſo lauten: Wenn der geſammte Menſch zu einer äuſseren Anſchauung übereinſtimmt: ſo entſteht die Anſchauung der Schönheit. Stimmt aber der ganze Menſch in der Selbſtanſchauung zuſammen (d. h. in ſeinem Wollen): ſo entſteht Sittlichkeit und Wahrheit. Schönheit, Sittlichkeit und Wahrheit ſind nur die dreyfaltigen Offenbarungen des Einen Unendlichen.“ Gewiſs iſt dieſe Erklärung der Einheit von Schönheit und Sittlichkeit eben ſo klar als überzeugend. — Beyläufig werde noch Eins gerühmt. Irgend ein Schriftſteller, wenn wir nicht irren, *Chamfort*, ſagt, daſs er, wenn in einem Buche ein Gedanke zweymal vorkomme, gerade eine ſolche Empfindung habe, als wenn Jemand, der eben weggegangen iſt, wiederkehrt, weil er ſeinen Hut vergeſſen hat. Wenn dieſer Schriftſteller Hn. *H's.* Buch läſe: ſo würde er dieſe Empfindung mehr als einmal haben. — Es folgen 2) *Andeutungen für Freunde der Kunſt, inſonderheit der Muſik und Poeſie.* Dieſe Andeutungen ſind groſsentheils ſchon 1802 geſchrieben: ſonach iſt das *nonum in annum* wenigſtens zur Hälfte bey ihnen beobachtet; zum Theil ſind ſie auch ſchon in der muſikal. Zeitung gedruckt geweſen. Dem denkenden Muſiker werden dieſe Fragmente am meiſten Vergnügen machen; freylich geht keine Kunſt leer aus, aber die Muſik iſt doch der Hauptpunct, um welchen ſie ſich drehen. Über die gröſsten Meiſter in dieſer Kunſt wird geredet; ſie mit einander, ihre Werke bald unter ſich, bald mit den Werken einer anderen Kunſt verglichen; freunde Meinungen, wie Rouſſeau's, geprüft, beſtritten u. ſ. w. Wie Hr. *H.* ſchon in einigen Urtheilen (z. B. über *Cherubini*) ſich geändert hat, ſo iſt möglich, daſs er ſich auch noch in anderen ändern mag, ehe ein halbes Decennium wieder abläuft. Eben ſo iſt möglich, daſs nicht Allen Alles zuſagt, welches er ausſpricht, auch nicht wie er es ausſpricht; aber wer je verſucht hat, über die zarteſte, beweglichſte Kunſt und ihre, wie die Zeit, raſch vorübereilenden Erſcheinungen zu reden, der wird Hn. *H.* nicht ungern zuhören. — 3) *Der verlorene Sohn, ein ungedrucktes altdeutſches Schauſpiel.* Weiter nichts als die Beſchreibung eines Puppenſpiels dieſes Namens, welches Hr. *H.* in Berlin aufführen geſehen hat. Die Erzählung iſt Jedem bekannt aus der heiligen Schrift. Wie vortrefflich ſie iſt, welchen tiefen Eindruck ſie macht auf jedes menſchliche Herz, weiſs ein Jeder, der ein menſchliches Herz in der Bruſt trägt. Ob dieſe Erzählung ſich aber ſo gut für die dramatiſche Bearbeitung eigne, wie Hr. *H.* will, dürften vielleicht Viele bezweifeln. Er findet faſt alles lobenswürdig an dieſem Puppenſpiel. — IV. *Religion.* (Geſchrieben am Schluſſe des Jahres 1806 und zu Anfange des J. 1807.) Jede Rubrik dieſes Buches iſt einer beſonderen Perſon gewidmet, einem Freunde, einem Bruder, die Religion der Gattin. Dieſe Pietät ſteht recht gut zu dem Tone, in welchem das Ganze, wie verſchieden er auch im Einzelnen ſeyn mag, gehalten iſt. Über die Religion, was ſie für ſolche Zeiten, wie die unſrigen, was beſonders die chriſtliche Religion (dieſe „Religion nicht des Lebens, ſondern des Todes“) — ſey, darüber wird hier geredet, und ſo, wie man es, nach den früheren Abſchnitten des Buchs, erwartet.

Bx.

Neue Auflagen.

Paris: Choix de Prières pour les Adorateurs en Esprit et en Verité. Traduites de l'Allemand et publiées par *Jean Pierre Prunner.* Seconde édition. 1809. 196 S. 12. (8 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JUNIUS, 1809.

BOTANIK.

GÖTTINGEN, in Comm. b. Dieterich: *Aphorismen aus der Phyſiologie der Pflanzen*, von Dr. *Kieſer*, Stadtphyſicus in Northeim. 1808. 150 S. 8. (16 Gr.)

Dieſa genialiſche Werk macht alle anderen Pflanzenphyſiologieen überflüſſig, und es iſt erhebend zu ſehen, wie viel man aus ſich ſelbſt produciren kann, wie man von der fixen Idee einer überall Statt findenden Trias beherrſcht, zu dem göttlichen Wahnſinn der Pythia gelangt, die Harmonie der Sphären vernimmt, und in der Myſtik der Zahlen ſchwelgt und verſinkt.

Mit Recht hat ein gelehrtes und geehrtes Blatt bereits dieſe Aphorismen als apodiktiſch an- und aufgenommen, ohne den Leſer durch Urtheile über die einzelnen Sätze in ſeinem Genuſa zu ſtören; auch Rec. nimmt dieſs wundervolle Buch als ſeine augsburgiſche Confeſſion an, und bereuet, daſs er ſo viele Jahre hindurch bloſs die Pflanzen beobachtete, und nicht in ſich ſelbſt die Botanik ſuchte. Doch nunmehr ſind ihm die Schuppen von den Augen gefallen, und bewundernd, doch neidlos folgt er den gigantiſchen Schritten des begeiſterten Vfs.

Die Pflanze grünt und blüht mit jungfräulicher Unbefangenheit und Unſchuld. Einfältig und klar iſt ihr Weſen, und einfaltig iſt ihre Organiſation — ſie kann nur von einem *einfältigen* Sinn begriffen werden. Magnetismus, Elektricismus, Chemismus bilden die heilige Trias der Qualitäten der *anorgiſchen* (ſo ſchreibt der Vf. nach der gewöhnlichen fehlerhaften Art) Natur. Dieſe Trias findet ihr Entſprechendes in allen Organiſationen. Die erſte hat ihr Symbol im Aphelion der Ellipſe, die zweyte im Perihelion und die dritte in der Indifferenz beider, oder in der Ellipſe ſelbſt. (Wen lachelt die hierin liegende Einfalt und Klarheit nicht an!)

Unter den auf dem Erdkörper vorhandenen Welten der Organismen bildet die Pflanzenwelt den Magnetismus, das Thier den Elektricismus, der Menſch den Chemismus. *Die Pflanze in ihrer Integrität iſt der organiſche Magnet.* (Wer hat hievon vorher nur eine Ahndung gehabt? Welcher Naturforſcher würde es errathen, wenn man ihn fragte, was ein organiſcher Magnet ſey? Aber wenn man es erſt weiſs, fühlt man in ſeinem eigenen Chemismus den magnetiſchen Pol anſprechen, und eine wunderbare Bewegung im Perihelium, neben dem Zwerchfell, oder nicht weit vom Sonnengeflecht, welches Rec. als das Perihelium der menſchlichen Ellipſe betrachtet, vielleicht eine nicht unwichtige Bemerkung.) Wie der Magnet den reinen Längeproceſs darſtellt, ſo auch die Pflanze. Wie der Magnet in einem Puncte indifferent, nach zwey entgegengeſetzten Richtungen differirt, ſo auch die Pflanze. Wurzel und Stamm ſind die beiden Pole des organiſchen Magneta, die im Mittelpunct, an der Erdoberflache vereint, unendlich nach entgegengeſetzten Richtungen ſich entfalten. (Zwar könnte Manchem ſcheinen, als ob die kugeligen Pilze, manche Kakten, die Hydnora, die blattrigen Lichenen u. ſ. w. keinen Langeproceſs darſtellen; da ſie aber doch nach unſerem Vf. Magneten ſind, muſs man ſich auf den trügeriſchen Schein nicht einlaſſen. Eben ſo könnte man eine Feder des Vogels, einen Röhrenknochen einen Magnet nennen, allein daran hindert auch nichts, das ſind die Pflanzen der Thiere.)

Die Kieſelerde wird in der Pflanze als Kohlenſtoff erzeugt. (Welch ein belehrender Wink für die Chemiker!) — Der Stamm der Pflanze iſt der poſitive Pol, die Wurzel der negative. Jener die Einheit in der Differenz, dieſer die Differenz in der Einheit darſtellend. *Daher* wie in jeder elliptiſchen Lebenshahn die irdiſche Tendenz der Zeit nach vorherrſcht: *ſo* wächſt auch das Roſtellum des Samenkorns früher und ſchneller als die Plumula. (Man könnte bey jenem *Daher* an den Schluſs denken: gleich wie der Löwe ein grimmiges Thier iſt, alſo ſollen wir Gott dem Herrn dienen; allein dieſs iſt die wahre Poeſie, durch die doch allein die Naturkunde bearbeitet werden kann.)

Den beiden Polen der Pflanze entſpricht Waſſer und Luft; das Waſſer iſt die Pflanze, die Luft iſt das Thier der anorgiſchen Erde. Das Waſſer entſpricht *daher* der Wurzel, die Luft entſpricht dem Stamme der Pflanzen. (Wie ſchön und unterrichtend, daſs das Waſſer die Pflanze und die Luft das Thier der anorgiſchen Erde iſt; die Erde ſelbſt iſt dem Vf. wahrſcheinlich der Menſch der anorgiſchen Natur, und die Mythen ſcheinen darauf hinzudeuten. Das *daher* wieder wie poetiſch!)

Die Sonne iſt das Gehirnbildende unter den erzeugenden Kräften; zum Gehirn iſt aber in der Pflanze immer nur die Annäherung vorhanden, mit der Erreichung iſt auch die Pflanze, als ſolche, abgeſtorben. (Daher iſt auch ſo leicht zu erklären, warum die Sonne ſo leicht das Gehirn verbrennt, wie ſie es, ehe das Licht der Naturphiloſophie zu leuchten begann, bey ſo manchem Schriftſteller gethan hat. Schade, daſs der Vf. das Gehirn der Pflanze, welches ſie zuletzt erreicht, nicht näher beſchrieben und abgebildet hat.)

Digitized by Google

Die erſte Trias in der Pflanze iſt Wurzel, Stengel, Blatt. Die Wurzel iſt die Indifferenz. Stengel und Blatt ſind die Differenzen. Der Stengel entſpricht der magnetiſchen Form, der der Linie, das Blatt repräſentirt den elektriſchen Proceſs und geſtaltet ſich in die Fläche. Die Wurzel endlich bildet die Indifferenz beider, Linie und Fläche in einander aufnehmend. (Wie ſchön, daſs im Magneten (den Pflanzen) wieder der elektriſche Proceſs repräſentirt wird, und daſs alſo die Wurzel, die den elektriſchen Proceſs (das Blatt) und den magnetiſchen (den Stengel) in ſich aufnimmt, den Chemismus oder den Menſchen der Pflanze bildet!)

Die Blume iſt das Thier in der vegetativen Welt. Das Ringen der Pflanze, das Thier zu erzeugen, welches ſtets wieder von der Pflanze verſchlungen wird, bringt nun die wechſelnde Expanſion und Contraction des Blatts und des Stengels hervor. (Der Vf. beſitzt gewiſs den Carfunkel, ohne ihn wäre das Thier in der Pflanze ſicher nicht erkannt.)

Der Vf. hat S. 29 entdeckt, daſs bey den Gräſern das Blatt gleiche Länge mit den Internodien hat; Rec. findet hievon freylich viel häufiger das Gegentheil, und das Blatt mehrentheils, oft ſehr viel länger: allein was will die Beobachtung ſagen, da der Vf. dieſs als ein Geſetz aufſtellt, das aus der Natur der Pflanze flieſst, mithin durch Beobachtungen nicht umgeſtoſsen werden kann. — Eben ſo unwiderleglich iſt daher die Beobachtung des Vfs., daſs nie ein oberes Blatt mit einem unteren in derſelben Linie ſteht (S. 45), und Rec. weiſs nicht, was die von ihm unterſuchten Pflanzen wollen, wo die Blätter nicht ſelten gegen dieſs Geſetz verſtoſsen.

Nur eine Stelle in dem ganzen Werk (S. 55) hat Rec. befremdet, und beynahe an dem Vf. irre gemacht. Er ſagt nämlich: „die Phyſiologie muſs hier ſchweigen über die Bedeutung der Organe (der Gefäſse), da die Anatomie noch nicht beſtimmt hat, ob ſie exiſtiren oder nicht. Rec. ſollte glauben, der Vf. hätte dieſe Gefäſse leicht conſtruiren können, wenn er die Trias beachtete. Die Anatomie wird den Vf. nicht belehren können, ſondern dieſs muſs die Idee thun.

Wenn der Vf. S. 68 ſagt, *der Irrthum ſey allgemein*, die um das allgemeine Receptaculum bey den Syngeneſiſten geſtellten Bracteen für den Kelch zu halten: ſo hat er gewiſs in ſo fern Recht, als *Ehrhart* und faſt alle übrigen neueren Schriftſteller dieſs nur zufolge ihrer Beobachtungen leugneten, unſer Vf. dieſs aber aus der Natur der Pflanze einſieht. — Vortrefflich iſt die Bemerkung des Vfs., daſs Calyx und Corolla immer zu unterſcheiden ſind, und Rec. wünſchte, der Vf. hätte die vielen ſtreitigen Fälle aufgeführt und ein für allemal entſchieden: ſo brauchten die Botaniker länger nicht herumzutappen, und da der Vf. aus dem höchſten Princip ausgeht, ſo fand keine Appellation Statt.

Rec. hat gehört, daſs ein ebenfalls ſehr geachteter Schriftſteller auf einer groſsen Univerſität am *Hyoſcyamus niger* die ganze Terminologie und Anatomie der Pflanzen demonſtrirt hat, welches für viele beſchämend iſt; eben ſo geht der Vf. auch von Wenigen zu Vielem, wenn er vom Bau der Geſchlechtstheile u. ſ. w. ſpricht. *Simplex veri ſigillum.* — Sehr ſchön werden die männlichen Organe das Feindliche der Pflanze genannt; eben ſo ſchön wird der Pollen mit Infuſionsthierchen verglichen. (Es lieſse ſich auch dieſs gewiſs leichter deriviren, als *lucus a non lucendo*, womit ein empiriſcher Spötter ſolche Vergleichungen und ähnliche Etymologieen verglich.)

Ging der Vf. im erſten Abſchnitt die organiſche Bildung der einzelnen Pflanze mit vielem Glück durch: ſo gebührt daſſelbe Lob dem zweyten Abſchnitt, in welchem die organiſche Bildung der ganzen Vegetation ausgeſprochen wird. Die Trias in der Pflanzenwelt bilden die Akotyledonen, Monokotyledonen und Dikotyledonen. Die Akotyledonen bilden die Wurzel der Pflanzenwelt, und die Indifferenz der Monokotyledonen und Dikotyledonen. (In dieſem Satz liegt ſo viel, daſs man mehrere Bogen darüber ſchreiben könnte.) Die Akotyledonen bilden keine Samen, mithin auch keine Kotyledonen. Wie ſehr haben ſich alſo die neueren Botaniker geirrt, die dieſe geſehen und abgebildet haben, und *Willdenow*, *Sprengel*, *Rudolphi* u. ſ. w. ſind nur dadurch zu entſchuldigen, daſs ſie unſeres Vfs. Ausſpruch nicht früher gekannt haben! Hätten ſie gewuſst, daſs die Akotyledonen, ſelbſt die Farrnkräuter, nur Wurzeln wären: ſo würden ſie nie dem Schein der Sinne getrauet haben. Aus der Wurzelnatur der Akotyledonen erklärt ſich auch der Mangel des Bedürfniſſes der atmoſphäriſchen Luft, und der Vf. ſchlieſst gewiſs mit Recht von ein paar unter der Erde lebenden Pilzen auf alle Mooſe, Farrnkräuter u. ſ. w. — In dem Reich der Akotyledonen iſt das triadiſche Verhältniſs der Vegetation durch die Familien der *Algen* (Stengelpflanzen), der *Farrnkräuter* (Wurzelpflanzen) und der *Pilze* (Blumenpflanzen) ausgedrückt. Welche Simplicität, und wie ſehr ſtechen dagegen die Eintheilungen von *Schreber* und *Willdenow* ab, die ſo viele Ordnungen der Kryptogamiſten annahmen! Der Vf. märzt ſogar die Mooſe und Lichenen aus. — Die Monokotyledonen ſind die Stengelpflanzen, die Dikotyledonen die Blumenpflanzen. — Das Schema der Monokotyledonen ſind die Gräſer. (und mit Recht, die Palmen und Lilien ſind nur Ausbildungen der Gräſer). Die Monokotyledonen haben auch nur eine kurze Lebensdauer (d. h. nach dem Schema; das Übrige iſt ja Nebenſache). — Die Wurzelpflanzen der Monokotyledonen ſind die Palmen, die Gräſer ſind die Stengelpflanzen und die Lilien die Blumenpflanzen. (Wohin mögen die nicht in dieſe drey Familien fallenden Monokotyledonen zu rechnen ſeyn?) — Bey den Dikotyledonen hat die Auffindung der Trias dem Vf. Mühe gemacht, allein er hat ſie doch entdeckt, und ſie iſt ein Meiſterſtück des Scharfſinns. Rec. möchte Hab und Gut gegen ein Exemplar des vorliegenden Werks verwetten, daſs weder *Linné*, noch *Juſſieu*, noch *Schreber*, noch *Vahl* u. ſ. w. ſie errathen hätten. Es ſind: die Atriplices (und ihnen verwandten Polygonen und Amaranthen) als Wurzelpflanzen; die Convolvuli und alle ſich windenden Pflanzen als Stengelpflanzen, und die

Digitized by Google

Syngeneſiſten als Blumenpflanzen aufgeſtellt. — Zum Schluſs erfährt man noch, daſs die Vegetation der Länder, die noch in der Kindheit ihres Lebens begriffen ſind, eine Menge Akotyledonen enthält. *So* erzeugt Amerika eine unendliche Menge Farrnkräuter von vorzüglicher Gröſse, wenn ſie in anderen Ländern faſt ganz untergegangen ſind. Weiterhin: daher nun auch die Menge der ſchönſten Blumen unter dem Aquator. Das ſcheint einander zu widerſprechen, denn Jamaika z. B. iſt reich an Farrnkräutern und ſchönblühenden Gewächſen, Sträuchern u. ſ. w. Allein Rec. muſs hierin die Triss noch nicht haben finden können, und der Vf. wird vielleicht anderswo die Kindheit des Lebens jener Gegenden beweiſen. Er geht vielleicht davon aus, daſs ſie die neue Welt genannt ſind, und dann iſt es vortrefflich. I. K.

GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Botaniſcher Kinderfreund* von *Georg Ernſt Wilhelm Crome*, der regensburgiſchen botaniſchen Geſellſchaft Ehrenmitgliede. Erſtes Bändchen. 1—3 Heft. Januar bis Juni 1807. IV u. 352 S. Zweytes Bändchen. 4—6 Heft. Juli bis December 1808. VI u. 415 S. Jedes Bändchen mit 12 Kupfertafeln. Taſchenformat in farbigem Umſchlage. (3 Rthlr. 12 Gr.)

Hr. *C.* hat ein nützliches mit unverkennbarem Fleiſse gefertigtes Werk geliefert, das nicht nur zur Belehrung der Kinder von 8 bis 12 Jahren, wie der Vf. in der Einleitung bemerkt, geeignet iſt, ſondern ſelbſt den Lehrern und Erziehern, die vorher keine Gelegenheit hatten, Botanik zu ſtudiren, gleichwohl aber ihren Zöglingen die erſten Principien dieſer Wiſſenſchaft bekannt machen wollen, mannichfaltige und belehrende Unterhaltung darbietet. Der Plan und die Abſicht des Vfs. geht hauptſachlich dahin, „der Jugend nur dasjenige aus der Botanik mitzutheilen, was ihnen dereinſt in jeder Lage nützlich, lehrreich und angenehm ſeyn könnte.“ Das ganze Werk zerfallt in 6 Hefte; 3 Hefte machen einen Band aus. Das erſte Heft lehrt die nöthigen Begriffe von natürlichen und künſtlichen Korpern, beſonders vom Pflanzenreiche, von dem Nutzen dieſes Studiums und dem Unterſchiede des Pflanzenreichs vom Thier- und Mineral-Reiche. Im zweyten Hefte iſt die Rede von der Eintheilung der Gewächſe in Phanerogamen und Kryptogamen, in Kräuter, Stauden, Strauche und Bäume, vom Sammeln und Trocknen der Pflanzen u. ſ. w. Das dritte Heft verbreitet ſich über Pflanzenphyſiologie. Im vierten Hefte giebt der Vf. eine kurze Überſicht über die künſtliche Eintheilung der Gewächſe, und erklart das linnéiſche Pflanzenſyſtem durch Beyſpiele. Das fünfte Heft beſchaftiget ſich mit den in Europa und Aſien einheimiſchen Pflanzen, und im ſechſten Hefte ſind die vorzüglichſten nutzbaren Pflanzen, welche in Afrika und Amerika wild wachſen, angezeigt.

Da dieſes Buch bloſs für die Jugend beſtimmt iſt: ſo hat der Vf. alles ſyſtematiſche Anordnen ſorgfältig vermieden, dagegen einen in Frage und Antwort geſtellten Vortrag gewahlt. Auf dieſe Weiſe hat das Ganze gewonnen, beſonders dadurch, daſs die Erzählungen und Unterhaltungen über Natur-, Länder- und Gewächs-Kunde, die aus alten und neuen Reiſebeſchreibungen zuſammengetragen ſind, auf eine angenehme Art abwechſeln, und daher den Kindern und Anfängern in der Botanik ſelbſt beym Durchleſen des Buches Intereſſe gewähren. Der Vf. fängt ſeine Erzählungen und Belehrungen im Januar an, und fahrt in allen Monaten des Jahres abwechſelnd damit fort; vom Frühlinge bis zum Herbſt führt er ſeine Zoglinge ins Freye und lehrt ſie zugleich die natürlichen Standörter der Pflanzen kennen. Die vorzüglichſten Giftpflanzen oder diejenigen Gewächſe, welche giftige Eigenſchaften beſitzen, und nach dem Genuſſe auf eine höchſt traurige Weiſe wirken, hat der Vf. vollſtändiger abgehandelt, und die Beſchreibung derſelben durch Abbildungen anſchaulicher zu machen geſucht.

Rec. hat dieſes Werk mit Vergnügen durchgeleſen; er glaubt aber auch einige Bemerkungen beybringen zu müſſen, von welchen bey einer neuen Ausgabe Gebrauch gemacht werden konnte. Im erſten Bande S. 56, wo von den verſchiedenen Früchten und Samen die Rede iſt, heiſst es: „Alle Früchte, die eine Schote haben, nennt man auch Hülſenfrüchte.“ — Die Schote unterſcheidet ſich aber von der Hülſe durch die Scheidewand (*Diſſepimentum*) und dieſes Unterſcheidungszeichen hätte allerdings den Leſern, für die Hr. *C.* ſein Buch beſtimmt hat, deutlich erklärt werden ſollen. S. 201 giebt der Vf. Anleitung, die Obſtbäume durch Pfropfen und Oculiren zu veredeln und fortzupflanzen. Die erſte Veredlungsmethode iſt ganz gut und belehrend, aber die zweyte, nämlich das Oculiren, undeutlich vorgetragen. Die Knospe oder das Auge, welches man auf den Wildling ſetzen will, ſoll, nach Angabe des Vfs., mit einem rundlichen Stückchen des Aſtes ausgeſchnitten werden. Hätte Hr. *C.* nur eine ſolche Operation von einem in dieſem Fache geübten Pomologen geſehen: ſo würde er bemerkt haben, wie ſchnell das Schildchen mit dem in der Knospe ſitzenden Keime durch einen Druck mit den Fingern von dem Aſte abgelöſt werden kann, und daſs keine harten Holzfaſern an demſelben hängen bleiben, noch weniger das Auge verletzt wird. Sodann iſt beym Oculiren weder Baumwachs noch Moos nöthig, ſondern nur ein Baſtfaden von gehöriger Breite und Länge, womit die Wunde, welche durch das Einſetzen der Knospe in der Rinde des Wildlings entſteht, bedeckt und geſchloſſen wird. Die Johannis- und Stachelbeer-Sträuche zählt Hr. *C.* mit Unrecht zu den Halbſträuchen. Den Trompetenbaum (*Bignonia catalpa*), welcher im zweyten Bande S. 325 ſogar unter den Giftpflanzen aufgeführt iſt, und *Rhus Toxicodendron* ſoll man häufig in unſeren Treibhäuſern antreffen!!; gleichwohl haben vieljährige Erfahrungen gelehrt, daſs dieſe beiden Holzarten in den meiſten Gegenden von Deutſchland die gewöhnlichen Winter im freyen Lande aushalten, und daher keineswegs der Treibhauswärme bedürfen. Was die auf 24 Kupfertafeln nach verjüngtem Maſsſtabe abgebildeten Pflanzen betrifft: ſo ſind die meiſten inſtructiv und der

Digitized by Google

Natur getreu dargeſtellt: nur der Waſſerſchierling (*Cicuta virosa*) iſt dem Künſtler nicht gut gerathen; auch die Farbe der Blume von *Atropa Belladonna* iſt nicht hinreichend aufgehöht. Ein deutſches und lateiniſches Regiſter, welches dem zweyten Bande beygefügt iſt, erleichtert das Aufſuchen der in beiden Bänden abgehandelten Pflanzen. D. D — h —

Frankfurt a. d. O., in der akad. Buchh.: *Märkiſches Küchengartenbuch.* Von *Johann Friedrich Heynatz*, Prof. zu Frankfurt a. d. O. und Rector der Oberſchule daſelbſt. 1808. VIII u. 447 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

In der Vorrede erklärt der Vf., daſs er ſeit vielen Jahren die meiſten Küchengewächſe in ſeinem Garten cultivirt und eigene Erfahrung über den Gemüsbau geſammelt habe, wodurch er ſich berufen fühle, ſeinen Landsleuten einige nützliche Anweiſungen über zweckmäſsige Behandlung eines Küchengartens mitzutheilen. Die gute Abſicht des Vfs. iſt unverkennbar; indeſſen wäre doch recht ſehr zu wünſchen, daſs er ſich im Vortrage einer gedrängten Kürze bedient, und nicht allgemein bekannte Sachen ſo weitläuftig abgehandelt hätte. Sodann finden ſich in dieſem Gartenbuche oft ſehr auffallende Widerſprüche, ſelbſt in der Vorrede, z. B. S. VII heiſst es: „Es wäre mir leicht geweſen, etwas von botaniſcher Gelehrſamkeit, die lateiniſchen Pflanzennamen, mit aufzunehmen; jetzt kann ich daran nicht denken. — Ich lerne in der Botanik noch mehr zurück als im Gartenbau." (!!) Doch wir wollen den Inhalt des Ganzen kürzlich anzeigen.

Der Vf. hat ſeine Materialien in 22 Hauptſtücke geſtellt. Die 5 erſten Hauptſtücke handeln von der Lage eines Gemüsgartens, von der Verbeſſerung deſſelben durch Düngmittel, und von den Vorſichtsregeln, welche man bey der Bearbeitung des Bodens zu berückſichtigen nöthig habe. Die Abhandlung über die Lage und Beſchaffenheit eines Gemüsgartens iſt ziemlich vollſtändig und belehrend. Was aber die Anlagen und Bepflanzungen der Gärten betrifft: ſo kann Rec. dem Vf. nicht beyſtimmen, wenn er S. 18 ſagt, daſs in einem Küchengarten keine Obſtbäume und keine Johannis- und Stachelbeer-Sträuche gepflanzt werden ſollen, und S. 20 hinzufügt: „um den Küchengarten nicht zu ſehr leiden zu laſſen, muſs der Beſitzer dann doch von Zeit zu Zeit ſich entſchlieſsen, Obſtbäume weghauen zu laſſen, wofern nicht einmal ein wohlthätiger, ſtrenger Winter ins Mittel tritt, und einen Theil der Obſtbäume zu Grunde richtet." (!!!) Einige Obſtbäume können ohne Nachtheil der Kohlpflanzen in Küchengarten gepflanzt werden. Sie wachſen in denſelben vortrefflich, und liefern reichlich Früchte; nur müſſen die Bäume, beſonders Apfel- und Birn-Bäume weit von einander entfernt ſtehen, und in Rückſicht ihres Wuchſes gehörig vertheilt ſeyn. Dann ſind auch einzeln ſtehende Obſtbäume in Gemüsgärten deſswegen nützlich, weil manche ſchattenliebende Pflanze, z. B. Löffelkraut, welches der Vf. zum Anbau empfiehlt, unter denſelben am beſten gedeihet. Vom 6 — 12 Hauptſtücke iſt die Rede vom Einkaufe und von der Auswahl verſchiedener Sämereyen, von der Keimungsdauer des Samens, nach *Reichards* Anleitung, von der Ausſaat, und endlich von dem Bepflanzen der Beete. In den übrigen Hauptſtücken ſind die zum Gemüsbau geeigneten Pflanzen abgehandelt. Richtig wird bemerkt, daſs der einjährige Peterſilienſame zur Ausſaat immer der beſte iſt, und daſs derſelbe, wenn er über 3 Jahre alt iſt, nicht gut aufgeht. Der Vf. unterſcheidet zwey Arten Peterſilie, nämlich die Kraut- und Wurzel-Peterſilie; gleichwohl ſagt er S. 188: „Im zweyten Jahre liefert die Krautpeterſilie Samen, welcher aber, wenn die Pflanzen aus Wurzelſamen gezogen waren, nie wieder Wurzeln geben wird." — Demnach wäre die groſswurzliche Peterſilie nichts anderes, als eine durch die Cultur entſtandene Abänderung, wofür ſie auch Rec. hält. Um auch im Winter Krautpeterſilie zu haben, ſoll man, nach Anleitung des Vfs., den Samen von der Wurzelpeterſilie in Blumentöpfe ausſaen. Allein dieſe Methode iſt viel zu weitläuftig und mühſam; man erreicht den vorgeſetzten Zweck vollkommen, wenn die Wurzeln im Herbſte aus der Erde gegraben, in Töpfe oder Kaſten gepflanzt, und dieſe an einen warmen Ort, z. B. in eine Küchenſtube u. ſ. w. geſtellt werden. Der knollige Kälberkropf (*Chaerophyllum bulboſum L.*), welcher S. 430 unter dem Namen Rübenkerbel als eine zur Speiſe dienende Pflanze empfohlen wird, iſt zuweilen gefleckt, und kann in dieſem Falle von denjenigen Perſonen, die keine botaniſchen Kenntniſſe haben, leicht mit dem gefleckten Schierlinge (*Conium maculatum L.*) verwechſelt werden. Deſshalb hätte der Vf. entweder die Kennzeichen des Rübenkerbels genau angeben, oder dieſes Gewächs aus der Reihe der Gemüspflanzen ausſtreichen ſollen. Ein Sachregiſter, das zum leichteren Aufſuchen der in dieſem Buche abgehandelten Materialien dient, macht den Beſchluſs. Druck und Papier empfiehlt ſich. D. D — h —

Berlin, b. Gädicke: *Vollſtändiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik, oder alphabetiſche Beſchreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländiſchen ökonomiſchen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächſe,* von Dr. *F. G. Dietrich* u. ſ. w. VIII Band. 1808. 685 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Je unbrauchbarer *Millers* Lexikon, ſeit dem ſo ſehr erweiterten Umfange der Botanik, ſchon längſt geworden iſt: deſto mehr müſſen wir uns freuen, daſs das *D*'ſche Werk, welches den Bedürfniſſen u. Wünſchen der Gartenfreunde vollkommen entſpricht, und zu welchem der thätige Vf. die meiſten Materialien aus eigenen Erfahrungen ſammelte, die er auf ſeinen Reiſen ſo ſehr zu erweitern und zu berichtigen Gelegenheit hatte, ſeiner Vollendung ſich nähert. Denn dieſer 8 Band faſst, wie auch auf dem Titel bemerkt iſt, *Quadrangularis* bis *Scleria* in ſich, und ſteht alſo den vorigen Bänden in Anſehung der Vollſtändigkeit nicht nach. Es läſst ſich von dem Vf. erwarten, daſs er den Gebrauch dieſes Werks, nach ſeiner Vollendung, durch ein vollſtändiges Regiſter über ſämmtliche Bände erleichtern werde. Den thätigen und einſichtsvollen Verleger entſchädige und belohne für den gemachten beträchtlichen Aufwand ein ſtarker Abſatz, und muntere ihn zu neuen nützlichen Unternehmungen auf!

— ſch —

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 JUNIUS, 1809.

BIOGRAPHIK.

ZÜRICH, b. Gefsner: *Dülons, des blinden Flötenspielers, Leben und Meinungen, von ihm selbst bearbeitet.* Herausgegeben von *C. M. Wieland.* 1 Theil. 1807. 28 Bog. 2 Theil. 1808. 28 Bog. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.).

Seitdem Hr. D. bekannt machte, er werde die Geschichte seines Lebens, mit seinen Meinungen und Urtheilen verwebt, herausgeben, und zwar, ohne Anderen wesentlichen Einfluss auf den Inhalt seines Buchs zu verstatten: sahen wir diesem mit nicht geringer und angenehmer Erwartung entgegen. Wir dachten nämlich so: D. ist des Gesichts beraubt, ist es seit den ersten Tagen seines Lebens, aber doch nur in dem Masse, dass ihm die Fähigkeit geblieben, wenn auch weder Gestalt noch Farben, doch Nacht und Finsterniss von Tag und Licht zu unterscheiden; D. ist ferner ein Mann von Talent, von rechtlichem Charakter, von frohem und geradem Sinn, von einiger Bildung auch ausser seiner Kunst; D. hat überdiess von seinen Kinderjahren an bis jetzt in sein männliches Alter fast immer auf Reisen, und oft unter sehr bedeutenden Menschen aller Art gelebt, hat vielen Hang zum Beobachten und über seine Beobachtungen zu reflectiren, hat auch durch öftern Umgang mit feiner Gesellschaft und viel Lectüre wohl einige Gewandtheit erlangt, seine Beobachtungen und Reflexionen Anderen mitzutheilen: so kann es ja gar nicht fehlen, sein Buch muss nicht etwa nur für die Unterhaltung anziehend, sondern auch ein Werk werden, das dem Psychologen, dem Physiologen, dem Arzte, dem Menschenbeobachter überhaupt, und nun noch besonders dem Kenner und Freunde der Tonkunst, so viel Eigenthümliches und Neues, ja so viel ganz Individuelles und Sonderbares darbietet, als kaum irgend eine Selbstbiographie eines Sehenden, wer er auch sey.

Aber es konnte doch fehlen, und hat auch wirklich gefehlt: das Buch enthält von jenem Erwarteten wenig, sehr wenig. Rec. hatte nämlich, vielleicht mit manchem Anderen, übersehen, dass, wenn z. B. *Dülon* in der ihm zurückgebliebenen Fähigkeit, Licht und Dunkel zu unterscheiden, zwar einen immer neuen Reiz und ein ausdauerndes Verwahrungsmittel gegen die abstumpfende Resignation vieler Blinden erhielt, ihn diese Fähigkeit doch auch immerfort antrieb, den *Sehenden* so ähnlich zu werden, als nur möglich; dass, wenn ihm seine häufigen Reisen, sein öfterer Umgang mit nicht unbedeutenden Menschen aller Art, sein vieles Lesen, eine Menge sehr verschiedenes Stoffs zum Denken darboten, eben diese Menge, eben diese Verschiedenheit, auf seinem, nicht vorzüglich durchdringenden, auch nicht vorzüglich kräftigen Geiste lasten, die Eigenthümlichkeiten seiner Ansichten und Urtheile verwischen, die ursprünglich wahrscheinlich scharfen, aber auch interessanten Ecken seines Charakters abschleifen, und sogar seine Darstellung dem, nicht ungesitteten, aber meistens flachen Geplauder gewöhnlicher gemischter Gesellschaften verähnlichen würden.

So ist es aber geworden, wie das Buch vom Anfang bis zu Ende beweiset. Die kleinen Ereignisse seines Lebens, die, bey weitem zum grössten Theile, sich auf da und dort gegebene Concerte, da und dort gemachte gute oder schlechte Einnahmen, da und dort empfangene freundschaftliche oder gleichgültige Aufnahme reduriren, hat D. mit oftmals beschwerlicher Ausführlichkeit erzählt; die Bemerkungen, Urtheile und Betrachtungen, sogar über Gegenstände der Tonkunst, fassen beynahe überall nur das Gangbarste auf, und behandeln es, wie es in gemischten Gesellschaften nicht unverständiger, aber ganz gewöhnlicher Menschen behandelt zu werden pflegt, was denn auch von der Form gilt, in welche das alles, weit weniger mit Absicht und Wahl gegossen, als ganz von selbst geflossen zu seyn scheint.

Demnach ist zwar zu erwarten, und wohl auch zu wünschen, dass Jedermann geneigt seyn werde, das Buch, so wie den geschickten Virtuosen selbst, kennen zu lernen; und versprechen lässt sich sogar, dass Jedermann etwas darin entdecken könne, was ihn mehr oder weniger anziehet: aber ein höheres, ein bedeutendes Interesse und einiges Genüge finden doch wohl nur zweyerley Leser daran: Musiker von Profession, besonders reisende; und nahe Bekannte *D's.*, denen auch das Gewöhnlichste, weil es ihn betroffen hat, oder von ihm bemerkt, von ihm gesagt ist, wichtig und theuer wird.

Dülon zeigt sich in seinem Buche als einen sehr gutmüthigen Mann, dem fast alles in der Welt recht ist, wenn es ihm selbst und Anderen nur nicht gar zu schlimm mitspielt, und vieles vortrefflich, was Andere kaum leidlich finden. Vielleicht scheint ihm unser Urtheil hart; D. zeigt sich in seinem Buche auch ziemlich reizbar, missfallt sich in seiner Autorschaft keinesweges, zieht sogar gegen etwanige Re-

Digitized by Google

censenten einigemal derb los: vielleicht kömmt ihm unser Urtheil sogar parteyisch vor. Es mag daher eine kurze, aber genaue Anzeige alles dessen, was Rec., nachdem er sogar jene höheren Erwartungen beseitiget, in dem ersten Bande des Buchs Bedeutendes und Anziehendes angetroffen hat, hier Platz finden, und den Leser in den Stand setzen, jenes Urtheil zu unterzeichnen oder zu verwerfen; wobey nur zweyerley im Voraus angemerkt werden muss: dass nämlich dieses Angeführte mit sehr vielem durchaus Unbedeutenden vermischt ist, und dass hier alles wegbleibt, was den Musiker allein interessiren, zum Theil vielleicht beträchtlich interessiren kann. Letzteres geschiehet, weil Rec. kein Musiker ist, und weil die Tonkunst in der *leipziger musikalischen Zeitung* ein eigenes, allgemein geachtetes Institut besitzt, welchem jener Theil des Buchs füglich überlassen werden kann.

Merkwürdig, und mit den Äusserungen mehrerer Blindgebornen oder früh gänzlich Erblindeten übereinstimmend, ist (S. 36 ff.) das Geständniss, *D.* wünsche die Wiederherstellung seines Gesichts zwar oft, doch sey dieser Wunsch nur vorübergehend, und beuge ihn nicht eben tief darnieder, wenigstens nicht anhaltend. Bey dem Blindgebornen oder früh gänzlich Erblindeten kann das kaum anders seyn; wohl aber bey einem Manne, dem noch ein Schein des Lichts geblieben ist, und der immerwährend in so vielfältigen, nahen und reizenden Verbindungen mit lauter Sehenden und ihrer Welt, vornehmlich auch mit ihren Freuden, lebt. Die leichte, heitere, gefügige Gleichmüthigkeit, welche überhaupt die Grundlage von *D's.* gesammtem innerem Wesen auszumachen scheint; seine Kunst, die ihm als immer bereit stehendes Hülfsmittel, sich zu beschäftigen, sich zu ergötzen, Aufmerksamkeit und Beyfall zu erlangen, dienet; und das viele Angenehme, das ihm fast überall, wegen dieser seiner Kunst, *verbunden mit seiner Blindheit*, dargeboten wird: dies zusammen genommen mag wohl jene, Andere eben so einnehmende, als ihn selbst beglückende Mässigung hervorbringen; mag das bey weitem mehr, als die im Buche angeführten Beruhigungsgründe, welche weit weniger durch sich selbst bemerkenswerth sind, als dadurch, dass er mit ihnen ausreicht.

Auch *D.* erklärt (S. 42 ff.) die bekannte Behauptung, es haben Blinde die Farben durch Gefühl unterschieden, für leere Einbildung und Selbsttäuscherey; ein Urtheil, das erst neuerlich *Baczko* (*Über mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden*) ebenfalls ausgesprochen hat. Überhaupt bedürfen wohl, ausser dieser, noch gar viele verwandte Behauptungen früherer, besonders französischer Schriftsteller über Blinde, Taubstumme u. s. w. einer strengeren, gründlichern Prüfung, als ihnen bisher noch zu Theil geworden ist. Es ist wahrlich selbst unter den Behauptungen der Besseren dieser Schriftsteller Vieles Selbsttäuschung eines besser gemeinten als begründeten Enthusiasmus, wie diesen lebhafte Phantasie und warmes Mitgefühl zwar leicht, aber auch zum Nachtheil der Wahrheit, und nicht selten selbst der zu behandelnden Blinden, Taubstummen u. s. w. erzeugen, wobey noch unerwähnt bleiben mag, dass nicht Weniges in den Schriften Anderer, die jedoch ebenfalls nicht ohne Einfluss geblieben sind, in der That nichts ist, als Product eines künstlichen Strebens, Aufsehen zu machen, einer eiteln Prahlerey, einer, allenfalls den Menschen selbst dransetzenden Experimentirsucht u. dgl. m.

Das erste Erwachen der Liebe zur Musik und besonders zum Flötenspiel, fällt in *D's* 8 Jahr; der erste Anlauf der Componirsucht, wie er sich selbst ausdrückt, in das folgende, wo sich *D.* auch zuerst öffentlich hören liess. Was er darüber sagt (S. 63 ff.), ist nicht uninteressant, obgleich es nicht tief in die Sache eingeht. Wahr und gut scheint uns die Bemerkung, dass junge Künstler anfänglich mehr nach alten, als nach neuen Meistern studiren sollten, wegen der Besonnenheit und Gründlichkeit der ersteren, und weil es ja überhaupt nur für den Zuhörer alte und neue, für den Künstler aber blos gute und schlechte, (ihm) nützliche und schädliche Musik gebe.

S. 104 ff. wird über *Kirnberger*, und dann in der Folge über alle bedeutenden Tonkünstler, deren Bekanntschaft *D.* macht, seine *Meinung* ausgesprochen, welche denn, *Clementi*, *Hoffmeister* und wenige andere ausgenommen, ganz mit dem übereinstimmt, was man im gewöhnlichen Gespräch, oder in Schriften, die solchen Gesprächen gleichen, zu vernehmen gewohnt ist. An dem ersten der hier ausgenommenen Künstler, an *Clementi*, kann *D.* wenig, ausser Künsteley und Bizarrerie, entdecken; die Compositionen für die Flöte von dem zweyten, von *Hoffmeister*, hält er hingegen für das Herrlichste und Preiswürdigste von allem, was für dies Instrument jemals geschrieben worden ist. Es dürften wohl aber die Kenner und gründlich belehrten Kunstfreunde aller für Musik gebildeten Nationen darüber einig seyn, dass *Clementi* einer der geist- und kunstreichsten Musiker neuerer Zeit; *Hoffmeistern* hingegen nichts zuzuschreiben sey, als ein subalternes Talent, durch alle Vortheile geltend gemacht, welche eine lange Übung und tüchtige Routine gewähren. Übrigens mag es Anderen überlassen bleiben, aus den angeführten Urtheilen *D's.* auf seinen Geschmack und seine Kunstansicht überhaupt zu schliessen. Es wird dies um so leichter geschehen können, da viele andere Stellen klar genug darlegen, die Musik erscheine ihm doch eigentlich nur, objectiv, als ein zweckmässiges Mittel, den Leuten die Zeit möglichst angenehm zu vertreiben; subjectiv, und auf den Virtuosen bezogen, als eine sichere und anständige Hülfe, sich durch die Welt zu bringen. Einige Tiraden an anderen Orten sind hingegen billiger Weise auch nicht zu übersehen; sie sagen zwar nichts bestimmt aus, als einen löblichen Enthusiasmus *D's* für Musik überhaupt: doch lässt ihre Lebhaftigkeit vermuthen, dass in seiner Seele wirklich eine reinere und höhere Idee, als jene von seiner Kunst lebt,

Digitized by Google

dafs es ihm aber nur nicht gelungen fey, ſich dieſelbe klar zu machen und ſie ſchriftlich herauszuſagen.

S. 133 ff. findet ſich ein Excurſus gegen die Gewohnheit, die Gerechtigkeit der Grofsen Gnade zu benennen, der, freylich ohne der Sache ſelbſt eine andere, als die gewöhnlichſte Anſicht abzugewinnen, doch, nebſt anderen verwandten Stellen, von *D's.* geradem Sinne und unbefangener Offenherzigkeit zeugt, um welcher willen man ihn ſchon achten und liebgewinnen könnte, wenn er auch der ausgezeichnete Virtuos nicht wäre, der er doch bekanntlich iſt. Der Schluſs dieſer Herzenserleichterung, wo *D.* die Gnade der Grofsen mit der göttlichen zuſammenſtellt, iſt eine der ſtärkſten Stellen des Buchs. Ich behaupte, ſagt *D.* unter anderem S. 139, dafs das höchſte Weſen uns nur in ſo fern gnädig iſt, als es uns aus dem Nichtſeyn hervorgerufen und zu einer ewig fortdauernden Glückſeligkeit beſtimmt hat; übrigens aber iſt es blofs gerecht. Die Regenten der Welt ſind Menſchen und können fehlen; es iſt daher billig, dafs ſie bisweilen dem Schwachen verzeihen, und Gnade für Recht ergehen laſſen. Der Regierer der Welten hingegen, welcher nie fehlen kann, braucht nicht beſonders gnädig und barmherzig zu ſeyn, indem beides ſchon in ſeiner Gerechtigkeit liegt u. ſ. w. Ähnlich iſt dieſer Stelle, in Anſicht und Darſtellung, die (S. 233 ff.) über Patriotismus, welchen *D.* weit mehr darein ſetzt, für das Vaterland thätig zu leben, als ſich für daſſelbe todtſchlagen zu laſſen, beſonders da es mit dem letzteren ohnehin in den meiſten Fällen ziemlich chimäriſch ausſehe; worüber er ſich denn artig genug weiter verbreitet.

Was *D.* S. 150 ff. über *Ph. Em. Bach* ſagt, enthält zwar im Weſentlichen daſſelbe, was ſchon früher Andere, die dieſen würdigen Künſtler kennen gelernt, bekannt gemacht haben; es iſt aber hier mehr an ſeinem Platze, als z. B. in einigen bekannten Reiſebeſchreibungen; iſt auch ſo treuherzig und lebhaft vorgetragen, dafs es Jedermann gefallen, und wirklich eine ſchöne Blume, von Ehrfurcht und Dankbarkeit auf des trefflichen Mannes Grab geſtreut, genannt werden kann. Wird es wohl Rec. erlaubt ſeyn, ein beſtätigendes Wort aus dem Munde eines der verehrteſten deutſchen Männer über denſelben Gegenſtand hier einzuſchalten? *Klopſtock*, der ſich gewifs auf Künſtlergröfse und Menſchenwerth gleich gut verſtand, redete einſt Rec., der Hamburg als Fremder beſuchte, an: Haben Sie unſere ausgezeichnetſten Männer ſchon kennen gelernt? „Bis jetzt nur Einen: Sie!" — „So müſſen Sie zu" ... *Bach* war der Dritte unter denen, die Klopſtock nannte. „Bach? Ich achte zwar die Tonkunſt und freue mich ihrer Erzeugniſſe: aber" ... „Beſuchen Sie Bach: Sie werden ſie ehren und lieben; *und ihn auch!*" —

Eine ähnliche Herzensergiefsung *D's.* über *K. Benda*, S. 194 ff., zeugt von der dankbaren Seele des redlichen Blinden eben ſo laut, und nimmt nicht wenig für ihn ein.

Merkwürdig und anziehend findet Rec., was *D.* S. 226 ff. von der Schärfe und Klarheit ſeines Geruchſinnes berichtet. *D.* vermag z. B. blofs durch ihn die Städte ſicher zu unterſcheiden und anzugeben, in welche er zurückkehrt, nachdem er ſie früher auf Reiſen nur einmal, mit Aufmerkſamkeit auf die Eindrücke, die ſie auf dieſen Sinn bey ihm gemacht, beſucht hat. Freylich iſt das nur möglich durch die ſo nahe und ſo *ſtetige* Verbindung der Sinneneindrücke mit einem vorzüglich guten Gedächtnifs, wie ſich dieſe Verbindung an Blinden gemeiniglich zeigt; und *D.* hätte, wo er jene Eigenheit zu erklären bemüht iſt, hierauf zuvörderſt achten ſollen. Geruch und Rede (den Sprachton ſcheint er vorzüglich zu meinen) ſind es auch, woran er ſich zunächſt Menſchen, die er kennen lernt, zu merken pflegt, und wodurch er ſie, ſelbſt nach langer Trennung, wieder zu erkennen im Stande iſt. Den Sprachton Anderer fand Rec. ſchon mehrere Blinde zu ſolch einem Hülfsmittel beobachten, und ihre Beobachtungen oft mit Erſtaunen erregendem Glück anwenden: einen ſo ſcharfen, feinen und ſicheren Geruchſinn hat er aber noch nirgends bemerkt. Überhaupt iſt es wohl wahr, und möge hier beyläufig erwähnt werden, dafs wir Neueren ſammtlich uns eben an dieſem Sinne, durch Vernachläſſigung ſeiner Ausbildung, mehr oder weniger verſündigen, und uns damit, beſondere Zwecke noch unerwähnt, eine reiche Quelle äuſserſt mannichfaltiger, angenehmer und belebender Genüſſe verſchlieſsen, welche bekanntlich die Alten ganz anders zu benutzen wufsten, ſo wie dieſs die Orientalen noch jetzt thun.

Bis zum Verwundern gemein und engherzig iſt (S. 260 ff.) *D's.* ganze Anſicht des Theaters, und ganz beſonders der Tragödie, die er gar nicht recht leiden mag, weil man ja ſchon im Leben ſelbſt ſich oft genug fürchten, oft genug Mitleid haben müſſe u. ſ. w. Der Genius, der über unſerem Virtuoſen, das Waſſer bewegend, immer ſchweben ſollte — der Genius der Kunſt, möge ihm dieſs vergeben: wir wollen es gern; aber anführen mufsten wir es auch, als etwas in der That Merkwürdiges und Charakteriſtiſches.

Als kleine, individuelle Züge mögen noch folgende ausgehoben werden. *D.* (S. 353 ff.) hat das Kartenſpiel erlernt, und übt es, nach einiger beſonderer Vorrichtung mit den Karten ſelbſt, worüber er aber weiter nichts ſagt, nicht ungern aus; er verſucht ſich gern im Verſemachen, oder vielmehr im Reimen; und er iſt (nach S. 378) von der Harmonika, bey der erſten Bekanntſchaft mit derſelben, zwar entzückt, hernach aber gar bald gegen ſie ziemlich gleichgültig geworden.

Dieſs iſt denn alles, was Rec. mit beſtem Willen in dem erſten Bande für Leſer hat intereſſant finden können, die weder eigentliche Muſiker, noch *D's.* nahe Bekannte ſind. Der zweyte Band dürfte ohngefähr eben ſo viel Ausbeute für ſie; für Muſiker, beſonders reiſende, wohl aber mehr, als der erſte, geben.

Für die Fortsetzung wünscht Rec. vornehmlich, dafs der Vf. kürzer sey; und ist diefs ihm selbst nicht möglich, dafs der verehrte Herausgeber sich seiner, auch in diesem Betracht, annehme. Wenigstens würden die immer wiederkehrenden Notizen, die nichts weiter aussagen, als: hie und da ward ich freundlich oder nicht freundlich aufgenommen, gab Concert oder keines, hatte viel oder wenig baaren Vortheil davon u. dgl., mit so kurzen Worten nur gleichsam tabellarisch registrirt, den reisenden Virtuosen, welchen allein diefs interessant seyn kann, vollkommen genügen; und die wunderlichen, oft ziemlich weit ausgesponnenen Entschuldigungen: lieber Leser, wirst du auch nicht böse seyn, wenn ich hier wieder über etwas, das dich eigentlich nichts angeht, recht weitläuftig geworden bin u. dgl., durch welche ja die Weitläuftigkeit erst recht sehr weitläuftig, und um so beschwerlicher wird, möchten wohl mit grofsem Vortheil geradezu wegzustreichen seyn.

Über den Antheil, den der Herausgeber an dem Ganzen dieser Schrift hat, findet sich keine Erklärung; wohl aber liest man manche einzelne, berichtigende oder sonst nachhelfende Anmerkung, mit *W.* unterzeichnet, unter dem Texte. Wie viele Bände noch folgen sollen, ist ebenfalls nicht angegeben: eine frühere Ankündigung versprach deren aber überhaupt drey. Diefs Versprechen zu halten wird jedoch dem Vf. ganz unmöglich seyn, wenn er sich, und der Herausgeber ihn, wie bisher, gehen lafst.

An.

Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir: *Dutens Lebensbeschreibung, oder Memoiren eines Reisenden, der ausruht.* Aus dem Französischen übersetzt von *Johann Friedrich von Meyer.* Erster Band. 408 S. Zweyter Band. 367 S. 1808. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Einer Übersetzung werth sind diese Memoiren gewifs, die, wenn gleich die Persönlichkeit des Vfs. nur ein mäfsiges Interesse erweckt, und der Nachrichten von seinem Leben selbst zu wenige und zu unfruchtbare sind, um eine wahre Biographie zu Stande zu bringen, an charakteristischen Anekdoten, Schilderungen merkwürdiger Personen, und historisch-politischen Aufschlüssen und Notizen einen solchen Reichthum enthalten, dafs sie eine nicht gewöhnliche und oft lehrreiche Unterhaltung gewähren. Sie wurden in den Jahren 1775—1805 geschrieben, während welcher Zeit ihr Vf. zweymal interimistisch die Stelle eines englischen Gesandten am turiner Hofe bekleidete, dreymal Italien durchreisete, sehr häufig in Paris sich aufhielt, in Berlin einige Wochen und in Wien ein Jahr verweilte, und so Gelegenheit hatte, die interessantesten Höfe und viele der ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit kennen zu lernen. Vorzüglich merkwürdig sind seine Schilderungen von Lord Bute, vom turiner Hofe, von Pitt, von der Kaiserin Theresia, vom Kaiser Joseph II, vom Fürsten Kaunitz, von Friedrich dem Grofsen, von Ludwig XV, vom Herzog und der Herzogin von Choiseul, vom Grafen Alfieri, und vom Lord Macartney; sehr befriedigend scheint der endliche Aufschlufs, den er über die viel besprochene eiserne Maske giebt. Es leidet keinen Zweifel, dafs Hr. *Dutens* in dem, was er wider die Encyklopädisten in seinem heiligen Eifer vorbringt, die Grenzen der Billigkeit überschreitet, und mit Recht macht ihm deshalb der Übersetzer in einer Note den Vorwurf der Parteylichkeit. Wenn er ihn aber bey dieser Gelegenheit mit Verachtung einen *speichellecherischen, hofschranzischen, erzfrommen* Diplomatiker nennt: so möchte auch er wohl durch dieses herabwürdigende Urtheil einer ähnlichen Unbilligkeit sich schuldig machen. — Übrigens liefet sich die Übersetzung ganz gut; nicht oft trifft man auf nachläfsige oder ungelenke Stellen. Einigemal wird man durch Gallicismen beleidigt, z. B. S. 9. B. II *so fanden sie sie nicht mehr die nämlichen Personen zu seyn* — für — so fanden sie in ihnen nicht mehr die nämlichen Personen. S. 61: *er nahm also diesen Augenblick wahr, ihn im Geiste des Königes zu stürzen* u. s. w. Zuweilen ist der richtige Ausdruck nicht getroffen. So wird z. B. *Gourmandise* durch *Esslust*, statt durch Völlerey, Leckerhaftigkeit — *Chevalier d'industrie* durch *Fleifsritter* (!) statt durch Glücksritter gegeben. Das häufig vorkommende *Rendez-vous* wird immer durch das campische *Stell dich ein* übersetzt, was sich sehr possierlich ausnimmt. So heifst es z. B. einmal: *Spaa ist ohne Ausnahme das angenehmste Stell dich ein der besten Gesellschaft von Europa.* — Zu den nachläfsigen Stellen gehört unter andern: *mir deucht, Sie sind abgethan! — il me semble que nous sommes quittes* — für — wir sind nun, denk ich, wett.

Ha. Ha.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Fleischer d. J.: *Neue praktische Singschule für Kinder nach einer leichten Lehrart bearbeitet und als ein Beytrag zur Vermehrung häuslicher Freuden für Eltern und Erzieher* herausgegeben von *M. C. G. Hering.* Zweytes Bändchen. 1808. XVI S. Einleit. u. Elementarunterricht u. 52 S. Lectionen mit beygefügten Anmerkungen. kl. 4. (20 Gr.) Des ersten Bandes dieser für Kinder sehr zweckmäfsig eingerichteten Singschule ist schon No. 273 des vierten Jahrganges dieser Blätter mit dem ihm gebührenden Lobe gedacht worden. In diesem zweyten Bändchen wird in dem Elementarunterrichte von der diatonischen und diatonisch-chromatischen Tonleiter, von den gewöhnlichsten Versetzungen der harten und weichen Tonart auf andere Grundtöne, vom Tacte und von den Vorschlägen und Trillern gehandelt. Zuletzt erklärt der Vf. die gewöhnlichsten italiänischen Kunstwörter, welche das Zeitmafs bestimmen. Die Singübungen beginnen mit einigen vierstimmigen Canons. Mit der 18ten Lection geht der Vf. zu den Übungen im Treffen der verschiedenen Intervallen über, und läfst sodann die kleinen Schüler sich in kurzen zwey- und drey-stimmigen sehr gut gewählten Liedern üben. Unbefriedigend war es für Rec., dafs der Vf. auch in diesem zweyten Bändchen unterlassen hat, seine Schüler in dem *Portamento di voce* zu üben, und ihnen zu zeigen, bey welchen Stellen am schicklichsten Athem geholt werden mufs, da doch bekanntlich dieses Gegenstände sind, mit welchen man bey dem Schüler nie zu zeitig anfangen kann.

— o —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JUNIUS, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

OLDENBURG, b. Schulze: Dr. *Anton Theodor Hartmanns Aufklärungen über Aſien für Bibelforſcher, Freunde der Culturgeſchichte und Verehrer der morgenländiſchen Literatur.* Erſter Band. 1806. XX u. 330 S. Zweyter Band. 1807. VIII und 571 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Der ganze erſte Band dieſes Werkes enthält nur Eine Abhandlung; eine Unterſuchung „über den Urſitz des Menſchengeſchlechts nach Angabe der hebräiſchen Urkunde, und aus der älteſten Völkergeſchichte erörtert." Veranlaſſung dazu gaben die von *Haſſe* (im J. 1801) und von *Buttmann* (im J. 1803) vorgetragenen Hypotheſen über denſelben Gegenſtand. (Von der letzten wird eine zufällig verſpätete Anzeige, die wir unten beybringen, jetzt, nach Erſcheinung des *hartmann*iſchen Werkes, mit gröſserem Intereſſe geleſen werden.) S. 6—19 liefert Hr. *H.* in gedrängtem Auszuge die Angaben von *Haſſe* und ſeine Beweiſe dafür; dann folgen die Gegenbemerkungen des Vfs., die in drey Claſſen getheilt ſind. A) „Weder die Völkertafel Geneſ. X, mit dem darauf folgenden Mythus Cap. XI, 1—9, noch alle die vorhergehenden Abſchnitte der Geneſis, haben Moſen zum Verfaſſer, ſondern ſind ein Product des babyloniſchen Exils." Man muſs geſtehen, Hr. *H.* hat auf ſeine Unterſuchungen viele Mühe, Geduld und Sorgfalt verwendet; da er aber nicht bloſs die Reſultate derſelben giebt, ſondern, um alles recht überzeugend und anſchaulich zu machen, die Forſchungen vor den Augen ſeiner Leſer anſtellt, und mit ihnen ſelbſt in die kleinſten Details einzugehen für nöthig hält: ſo wird dadurch die Lectüre ſeines Buches weniger anziehend, ja zuweilen läſtig. Rec. will es verſuchen, den Ideengang des Vfs., und die Reſultate ſeiner Forſchungen, in möglichſter Kürze vorzulegen, um dadurch den Leſern dieſer Zeitung die Überſicht des Ganzen zu erleichtern. Sollte es ihnen auch, wie dem Rec. bey mehreren vorgebrachten Argumenten, gehen, daſs ſie nicht ſo ganz nach Wunſch befriediget würden: ſo werden ſie doch gewiſs, wie er, der mühevollen Arbeit des Vfs. die ſchuldige Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Es iſt unbegreiflich, ſagt Hr. *H.*, wie man glauben konnte, Moſes ſey der Verfaſſer dieſes (Xten) Capitels; es in die vormoſaiſche Periode zu verlegen, verräth unbegreifliche Unkunde in der älteſten Geſchichte und völlige Unbekanntſchaft mit dem Geiſte ſo früher Zeiten. Abraham kannte die Welt nicht weiter als bis Babylon und Ägypten. In Ägypten konnte der Gedanke, eine Reihe von berühmten und unberühmten Völkern zu claſſificiren, keinem *geſunden Kopfe* (?) einfallen. Die Ägypter konnten nicht mehr geben, als ſie wuſsten; ſie kannten aber ſicher die Welt nicht, da ſie vor Pſammetich von Ausländern gar keine Notiz nahmen; ja *was das luſtigſte*, ſie ſollten Völker in Reih und Glied geordnet haben, die damals noch nicht exiſtirten? Der Zug durch die arabiſche Wüſte konnte die fehlenden Kenntniſſe auch nicht verſchaffen. Im heroiſchen Zeitalter konnte weder unſere Völker- und Länder-Karte entworfen, noch Materialien dazu geſammelt werden. [Der Vf. erkennt alſo dieſes für wirkliche Geſchichtsperioden.] Während der langen Periode, wo Könige herrſchten, ereigneten ſich zwey wichtige Begebenheiten, die alle die Materialien, welche in der gedachten geographiſch-ethnographiſchen Urkunde verarbeitet worden, vollſtändig geliefert zu haben *ſcheinen:* einmal die Freundſchaftsverbindung Salomo's mit dem Könige von Tyrus; ſodann die vielfachen Kriege der Aramäer mit den Königen Paläſtina's: allein ſie *ſcheinen* es nur. [Die Gründe, die der Vf. anführt, um zu beweiſen, daſs die Phönicier die Mittheilung dieſer Materialien an die Hebräer nicht gemacht haben, werden aber ſchwerlich die Leſer befriedigen, indem ſich das ganze Räſonnement S. 28 ff. kaum auf etwas mehr als eine bloſse Möglichkeit gründet. Kann nun aus dem Inhalte der Karte ſelbſt nicht gezeigt werden, daſs ein Entwurf derſelben damals noch unmöglich geweſen: ſo dürften manche Leſer gerade dieſe Periode für die günſtigſte in dieſer Hinſicht halten. Es iſt ja auch gar nicht nöthig anzunehmen, daſs gerade eine officielle Mittheilung ſolcher Nachrichten an die Hebräer geſchehen ſeyn müſſe; die Hebräer konnten ja durch gelehrte Neugierde, oder ſonſt durch einen Zufall, auf einem, uns freylich unbekannten Wege, in den Beſitz dieſer Notizen gekommen ſeyn. Würde aber auch ſelbſt eine officielle Mittheilung den Phöniciern, die den Charakter und die geringen Einſichten der Hebräer in die Schiffahrtskunde genau genug (vielleicht gerade ſo, wie der Vf. ſie ſelbſt ſchildert) kennen gelernt haben, nachtheilig geweſen ſeyn? Der Umſtand, daſs nirgends eine Spur von Handelsſpeculationen oder Land- und See-Reiſen vorkomme, beweiſt nicht nur nichts gegen die Möglichkeit, daſs die Hebräer damals im Beſitz der erwähnten geographiſchen Kenntniſſe geweſen; es könnte ſogar die-

ſes ſehr vortheilhaft gegen den Vf. benutzt werden. Ja, wäre davon die Rede, daſs die Phönicier ihnen — als einem ſehr unternehmenden Volke — Unterricht in nautiſchen Kenntniſſen verweigert oder verheimlicht haben ſollten: ſo würde es ſich weit leichter mit dem eiferſüchtigen Charakter derſelben vereinigen laſſen.] Um nun auch recht anſchaulich zeigen zu können, daſs auch die zweyte Begebenheit nur günſtig ſcheine, es aber nicht wirklich ſey, wird eine, in anderer Hinſicht ebenfalls ſehr inſtructive Unterſuchung und Prüfung der Stellen, in welchen der Name Aram vorkommt, nach verſchiedenen Perioden angeſtellt. — Die Periode, welche den Entſchluſs, eine Länder- und Völker-Tafel zu liefern, nicht nur einleiten, ſondern auch die Ausführung derſelben recht annehmlich machen konnte, iſt, nach Hn. *H.*, die, wo die Hebräer aufhörten, ein freyes, ſelbſtſtändiges Volk zu ſeyn. Dieſer Satz führt nun den Vf. zu Unterſuchungen, erſtlich über das aſſyriſche und ſodann über das chaldäiſche Reich, bey welcher Gelegenheit wieder mehrere intereſſante Bemerkungen vo kommen. Bey den Grenzen des letzteren Reiches bleibt er ſtehen, und bemerkt, daſs ſich dieſes nach Norden und Süden, Weſten und Oſten eben ſo weit ausgedehnt habe, als die hebräiſche geographiſch-ethnographiſche Tafel. Er bringt dann die darin zerſtreuten einzelnen Namen in beſtimmte Claſſen, und ſo findet man (heiſst es S. 63 f.) „I. Bewohner des caucaſiſchen Bergrückens zwiſchen dem ſchwarzen und caſpiſchen Meer, als da ſind Gomer, Magog, Vers 2 u. 3. II. Anwohner des ſchwarzen Meeres und Kleinaſiater überhaupt, V. 4, zum Theil auch in den beiden vorhergehenden Verſen. III. Diejenigen noch übrigen Provinzen und Völker Mittelaſiens, die Kleinaſien in Weſten, den Libanon und den perſiſchen Meerbuſen zur Südgrenze hatten, und in Oſten an Perſien ſtieſsen, z. B. Meder, Elamiter, Aſſyrer, Aramäer u. ſ. w., vgl. V. 8—11, 22, 23. IV. Südsſiater, und zwar a) alle diejenigen groſsen und kleinen Volkerſchaften, welche weſtwärts bis an das mittelländiſche und oſtwärts bis ans todte Meer oder die groſse Wüſte ſich erſtreckten, z. E. Sidonier, Jebuſiter u. ſ. w., V. 15, 19; b) alle arabiſchen Volker und Stämme nebſt mehreren der wichtigſten Provinzen und Städte, man ſehe V. 7 u. 24 — 30. V) Afrikaner, als Ägypter mit einigen ihrer Nachbarn, V. 7 u. 13 — 14." Die *eigentliche* Abfaſſung dieſes mit ſeinen Äſten ſo weit ſich verbreitenden Stammbaumes aber möchte Hr. *H.* gern in das Zeitalter der perſiſchen Herrſchaft ſetzen, die nach dem bald erfolgten Untergange der chaldäiſchen Weltmonarchie dauernd blieb, weil die unmittelbar vorhergehenden Abſchnitte der Geneſis untrügliche Spuren von einem beſtimmten Einfluſs perſiſcher und durch die Perſer verbreiteter Ideen auf die Hebräer enthalten, und weil durch Cyrus Siege eine genauere Kenntniſs von den einzelnen Provinzen Kleinaſiens ſo ſehr erleichtert ward. Die *äuſsere* Veranlaſſung zur Bearbeitung dieſer Völkertafel glaubt der Vf. in der überlieferten Erzählung von der noachiſchen Fluth und in dem Mythus von der Sprachverwirrung zu finden, die er ebenfalls für ein Product des babyloniſchen Exils hält. Dem Vf. iſt es nämlich wahrſcheinlich, daſs allen Erzählungen von der aſiatiſchen (noachiſchen, chaldäiſchen) ſowohl als deukaleoniſchen Fluth *ein* Factum, nur anders gebildet und angewendet, zum Grunde liege, und ſie alle eine gemeinſchaftliche Quelle haben, aus welcher auch Berofus geſchöpft hat, nämlich das heilige Archiv in dem Belus-Tempel zu Babylon. Denn früher haben die Hebr. keine ſo detaillirte Notiz davon haben oder erhalten können; auch führe darauf, was zur Einleitung der Erzählung von der Fluth in der Bibel ſteht, daſs nämlich ein aus Götter- und Menſchen-Blut entſproſſenes Heroengeſchlecht den Entſchluſs in Jehova erzeugt habe — — was auch zugleich an ein ausländiſches Religionsſyſtem erinnere, das der Iſraelit als einen Greuel verabſcheuen muſste. [Wenn auch die erſten Verſe des 6ten Cap. der Gen. wirklich Einleitung zu der Erzählung — oder vielmehr zu den Erzählungen — von der Fluth wären: müſsten ſie denn auch gerade ſo, wie der Vf. gethan, gefaſst werden? Läſst ſich auch gar keine Möglichkeit denken, daſs die Hebräer vor dem Exil in Erfahrung hätten bringen können, daſs auſser ihrer Sprache und den verwandten Dialekten noch andere Sprachen geſprochen würden? Können ferner die Phraſen: *Wir wollen — Laſſet uns* u. ſ. w., die ſich nicht nur in Capiteln finden, die andere Ausleger zur Urkunde Elohim, ſondern auch in ſolchen, die ſie zur Urkunde Jehova rechnen, nicht auch anders gefaſst werden?] — Von S. 107 an ſucht Hr. *H.* zu zeigen, daſs auch die vier erſten Capitel der Geneſis ein Product des babyloniſchen Exils ſeyen. Das Schöpfungsgemälde iſt nicht von Moſes; denn a) der wohlberechnete Plan, nach dem es angelegt iſt, und die ſchickliche Vertheilung der einzelnen Partheien verrathen mehr Bildung, als Moſes in ſo frühen Zeiten haben konnte. [Wirklich? alſo nur einem Dichter aus *ſo ſpäten* Zeiten war dieſs möglich?] b) Es laſſen ſich mehrere Spuren wahrnehmen, die von einer durch Erfahrung und Nachdenken erlangten Bildung zeugen, wie man ſie bey dem Nomadenvolke, welches Moſes nach Paläſtina führte, nicht erwarten darf. [War es alſo erſt im Exil möglich, dieſe Erfahrung zu machen und dieſes Nachdenken zu haben?] c) Die herrliche Sprache, die man eher noch im ſalomoniſchen Zeitalter erwarten dürfte, die aber wegen gewiſſer Eigenheiten derſelben in den Ideen erſt ins Exil gehört, vgl. V. 26, wo Jehova als perſiſcher Monarch (?) vorgeſtellt wird; V. 24, wo ſich ein Aramäismus findet [in der herrlichen Sprache?]. d) Der ſtärkſte (?) Beweis endlich ſey, daſs von derſelben Anſicht, die in den älteſten Betrachtungen über den Urſprung des Weltalls zum Grunde liegen, auch in der Geneſis die einzelnen Entwickelungen in der Schöpfung abgeleitet werden. Dieſs zu zeigen, führt nun der Vf. die ägyptiſchen und phöniciſchen Kosmogonieen aus Sanchuniaton und Diodor an, und verſucht aus dem Reſultat, worauf ſie führen, die

vermuthliche Entſtehung der, mit dieſen auffallend groſse Übereinſtimmung habenden hebräiſchen zu beſtimmen. Nicht früher, meint der Vf., als im Anfange der Weltmonarchie Nebucadnezars, wo ſich eine Menge Judäer nach Ägypten wendeten, haben Jehova's Prieſter mit den literariſchen Schätzen ihrer Amtsbrüder am Nil und der taautiſchen Kosmogonie bekannt werden können. Weiter iſt der Vf. nicht abgeneigt zu glauben und zu behaupten, die Hebräer haben den Stoff zum zweyten und dritten Capitel vorzüglich aus Zoroaſters weit verbreitetem religiöſem und philoſophiſchem Lehrgebäude genommen (!) Die Bemerkungen über Cap. IV f. ſind kurz und nicht ſo tief eingehend. Sie ſollen auch aus dem babyloniſchen Tempelarchiv entlehnt, aber mit Veränderungen und Verſchönerungen überarbeitet worden ſeyn. — Aus mehreren gelegenheitlich eingeſchalteten Bemerkungen macht Rec. auf einige aufmerkſam. S. 69 ff. wird unter Tarſchiſch *Tarſus* verſtanden, und bemerkt, daſs Tarſus ſtatt Cilicien überhaupt geſetzt ſey. — S. 79 ſollen unter Chittim die Nachbarn der Lycaonen im ſüdlichen Phrygien gemeint ſeyn. — Manchem Leſer aber wird es vielleicht auffallen, daſs S. 51 Jeſaias der ſcharfſehende Miniſter Hiskias genannt worden iſt. — Etwas gewagt könnte es ſcheinen, (S. 34) Armenien von Aram und Minni mit Beziehung auf Jerem. 51, 27 abzuleiten; vielleicht auch daſs Dan. 2, 4 ff. zum Beweis dienen ſoll, Nebucadnezar habe die aramaiſche Sprache geredet. Könnte dieſs nicht bloſs Einkleidung ſeyn? Könnte nicht daſſelbe auch von Cyrus Urkunde gelten? Noch muſs Rec. bemerken, daſs es ihm zuweilen vorgekommen, der Vf. habe bey Dichterſtellen nicht immer gehörig Rückſicht genommen auf das, was Geſchichte ſey, und was zur hiſtoriſch dichteriſchen Ausſchmückung gerechnet werden könne, vgl. z. B. S. 54 f. — B) Der zweyte Abſchnitt S. 149—181 iſt überſchrieben: „Die hebräiſchen Schriftſteller haben den Norden von Europa nicht gekannt." Der Vf. folgt hier ſeinem Gegner Schritt vor Schritt, widerlegt ihn mit ſtarken Gründen, und erläutert einige der geographiſchen Namen, die Gen. X, 2, 3 vorkommen, ohnſtreitig mit mehr Glück als *Haſſe*. C) Der dritte Abſchnitt enthält: „Beſondere Prüfung der aus einzelnen hebräiſchen Namen und alteren mythologiſchen Vorſtellungen genommenen Beweiſe für die Bernſteinküſte." (S. 181 — 205.) Auch hier werden die Ideen des verſtorbenen *Haſſe* einer genauen Prüfung unterworfen, und, wie kaum anders zu erwarten war, als unſtatthaft, gemiſsbilliget und verworfen.

Von S. 205-248 folgt die Prüfung der ungleich wichtigern, und in der That weit mehr befriedigenden Hypotheſe des Hn. *Buttmann*. Der daraus gemachte Auszug, geſchickt, einen Überblick derſelben zu geben, iſt mit einzelnen intereſſanten Bemerkungen begleitet. Die Einwendungen gegen ſie werden nach folgenden Ideen, die S. 214 ff. weiter ausgeführt werden, begründet: „ſie iſt auf die in die älteſten Zeiten hinauf reichende hohe Cultur von Indien, auf die Nachrichten von der noachiſchen Fluth und auf eine *ſcheinbare* Übereinſtimmung von mehreren geographiſchen Namen mit denen, welche die hebräiſche Urkunde nennt, und in eine ſinnreiche Verbindung mit den einzelnen Angaben der Geneſis gebracht worden iſt, gebauet; ſie drücken aber, theils weil ſie von unwahrſcheinlichen oder vielmehr unſtatthaften Vorausſetzungen ausgeht, theils weil ſie einen Haupttheil der geographiſchen Beſchreibung von der Lage des Paradieſes (die Quelle der vier Flüſſe) völlig unerklärt läſst, ſo groſse Schwierigkeiten, daſs ſie ebenfalls zu den miſslungenen Verſuchen im Felde der älteſten Erd- und Menſchen-Geſchichte zu rechnen ſeyn möchte."

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erinnerung. *Berlin*, in der Myliuſiſchen Buchhandlung: *Älteſte Erdkunde des Morgenlandes*. Ein bibliſch-philologiſcher Verſuch von *Philipp Buttmann*. 1809. X u. 68 S. gr. 8. Mit 2 Karten. (12 Gr.) Wenn ſich bis auf unſere Tage herab meiſt nur der Fleiſs des Sammlers an der althebräiſchen Geographie geübt hat, und wenn ſie in unſeren Tagen ganz vernachläſſiget zu werden ſchien: ſo muſs dieſe kleine Schrift eine um ſo erfreulichere Erſcheinung ſeyn, da ſie eine ausgebreitete Kenntniſs des orientaliſchen ſowohl als des occidentaliſchen Alterthumes zeigt, da ſie mit einem freyen und hellen Blick gearbeitet, und nur als Probe aus einer Reihe ſchon entworfener Unterſuchungen herausgehoben iſt. Sie hat zum Gegenſtand, die vier Flüſſe zu beſtimmen, die nach der moſaiſchen Sage von Eden ausfliefsen. Da war hierüber einzig und allein die paar Worte im zweyten Cap. der Geneſis haben, und, wie auch Hr. B. zugeſteht, alles hier nur auf Vermuthungen herum: ſo läſst ich auch bey der ſcharfſinnigſten und gründlichſten Unterſuchung keine allgemeine Einſtimmung erwarten. Der unbefangene Leſer wird indeſs mit Vergnügen dem Gange der Unterſuchung in dieſer Schrift folgen; er wird manche neue Bemerkung antreffen, ſollte er auch am Ende zu dem Urtheil gelangen: dieſe vier Flüſſe hiſtoriſch zu beſtimmen, gehöre wohl zu dem, was jetzt kein Forſcher mehr erreichen könne.

Wir geben kurz den Inhalt: „Die Juden ſetzten die Gegend, von welcher aus ihre Vorfahren nach der Küſte des Mittelmeeres gewandert oder durch eine groſse Fluth verdrängt worden waren, richtig gegen Oſten. Aus der älteſten mythiſchen Geographie dieſes öſtlichen Urvolks habe ſich die kurze Nachricht gerettet, daſs den glücklichen Wohnort der erſten Menſchen, den Garten Edens, ein Strom bewäſſere, welcher ſich *außerhalb* des Gartens (*miſchſcham*, von da aus) in vier groſse Ströme theile: dieſe flöſſen alſo offenbar als Arme eines einzigen Stromes von Einer Weltgegend her, und nach Einer Hauptrichtung hin. Solche vier Flüſſe aber, die keineswegs erdichtet wären, ſondern den dem öſtlichen Urvolk bekannteſten Hauptſtrömen entſprechen muſsten, ſeyen auf der ganzen alten Karte nicht zu finden, als in Sibirien und Indien. Man wähle! — Auf die nördlichen Gebirge Indiens, gegen Perſiens Grenze etwa, vielleicht nach Kaſchmir, verſetzte die Phantaſie des Südaſiaten den glücklichen Wohnort der erſten Menſchen; dorthin die unbekannten Quellen der vier gröſsten ihm bekannten Ströme, des *Piſchon* (bey Ptolemaus *Beſynga*, jetzt *Icabotti*); des *Gichon* (Ganges); des *Chiddekel* (Indus), und des *Phrat* (des vereinigten Euphrat und Tigris, des Schatu arab.) Oder vielleicht hat der ſpätere Weſtaſiate den ihm bekannteſten Fluſs Phrat erſt eingeſchoben, und *Chid* (*Chin*, *Chind*, *Sind*) und *Dekel*, urſprünglich zwey Namen, die den Indus und Tigris bezeichneten, aus Unkunde des öſtlichen Landes in

Einen zusammengezogen. — Der Pischon durchfliefst das goldreiche *Chavila* (das hintere Indien); der Gichon *Kusch* (das vordere Indien); und der Chid machte die Ostgrenze von *Aschur's* Aschur in der weiten Ausdehnung des alten assyrischen Reiches genommen, das gewifs bis gegen den Indus gereicht habe."

In dieser Untersuchung halten wir den Gedanken für richtig, dafs die Sage von Eden und den vier Flüssen aus der Mythologie der östlicher wohnenden Urvater der Abrahamiten ein Überrest sey, der sich unter den Westasiaten erhielt, von ihnen aber entweder gar nicht verstanden oder falsch gedeutet wurde. Denn die östliche Gegend jenseit des Tigris war den spateren Israeliten so gut als gar nicht bekannt; und die Völkerkunde im 10 Cap. der Genesis ist phönicischen Ursprungs, erst am Mittelmeer erworben und ausgebildet. Daher darf die geographische Sage von Eden aus den phönicischen Ländernamen dieses 10 Cap nicht erlautert werden. Hr. *B.* beobachtet diesen Grundsatz im Ganzen getreu, erinnert bey jenem alten vom Pischon umflossenen Chavila nicht an das *Chavila*, welches, wie aus 1 Mos. 25, 18; 1 Sam. 15, 7 erhellt, *westwarts vom persischen Busen* lag; verwirft mit Recht S. 30 das Zeugnifs des Buches Daniel, dafs Chiddekel der Tigris sey; und erklart S. 60 ganz richtig *Ararat* für die Gegend Armeniens, weil, wenn auch die grofse Fluth die Vorabrahamiten aus östlicheren Gegenden verdrangt hatte, dem Westasiaten doch Armeniens Gebirge die höchsten waren, deren Gipfel also bey der, wie man glaubte, allgemeinen Überschwemmung zuerst trocken werden mufsten. — Nur S. 42 verstöfst er gegen dieses Gesetz, und führt Jesaias Cap. 18 zum Beweise an, dafs *Kusch* Indien bedeute. Kusch bedeutet aber bey Jesaias nach der phönicischen Länderkunde nur das südliche Land über Ägypten (wahrscheinlich kannte Jesaias das wahre Indien gar nicht; erst die persischen Eroberungen unter Cyrus und seinen Nachfolgern eröffneten wieder die Kenntnifs desselben den Westasiaten). Dann aber ist die angeführte Stelle von Hn. *B.*, wie von allen Auslegern, falsch verstanden. Was bey Jes. geschildert wird, ist nicht Kusch, sondern *ein Land jenseit der Wasser von Kusch*: eine Asiatia, ein Land voll Wunder und Scheusale, das über die aufserste Grenze der südlichen Erde, noch über Kusch hinaus liegt, und ganz von Strömen umschwemmt, wahrscheinlich also eine Insel ist. So verheifst Jehovah beym Propheten Zephanja 3, 10: er wolle sich einst Verehrer sammeln, noch von jenseit der Wasser von Kusch.

Auch ein anderer Grundsatz ist sehr richtig, und kann den Forschern der alten Geographie nicht genug empfohlen werden, dafs keine der geographischen Sagen durchaus wirkliche historische Erdkunde enthalte; sondern, wie die Argonautenfahrt, fast immer Kenntnifs der dem Wohnort des Erzahlers nachsten Länder, rings ausgeschmückt mit Fabeln, die nach dem sinnlichen Schein oder nach roher Ähnlichkeit mit dem Bekannten gebildet sind. Gegen diesen Grundsatz aber scheint uns Hr. *B.* in seiner Untersuchung vorzüglich zu verstofsen, da er sie fast ganz auf den Schlufs gründet: So schildert die Sage; hier findet sich etwas scheinbar Entsprechendes in der Wirklichkeit; also hat dieis den Stoff zu jener Sage gegeben. — Dieser Schlufs ist in der altesten fabelhaften Erdkunde in der Regel ein Fehlschlufs, und verführt zu einem kleinlichen sklavischen Suchen, das die Freyheit des Untersuchers beschrankt. Denn wäre die Vermuthung gegründet: so ergabe sich für das Urvolk, das diese Sage dichtete, eine ganz eigenthümliche, dem sinnlichen Menschen, wie uns scheint, nicht natürliche Erdgestalt. Alle Völker vom östlichsten Asien bis zum westlichen Europe, deren mythische Geographie wir kennen oder ahnden, bilden die Erde wie eine Scheibe, ihr Land in der Mitte, und auf dem nachsten hervorragenden Berggipfel thront die Gottheit. So Zion, Olympus und wahrscheinlich der Brocken in der altsachsischen Mythologie; wie der siebenfach gewundene Götterberg in den alten indischen Sagen. — Nach der Vermuthung Hn. *B's.* aber hatten die Götter jenes Urvolks an dem aufsersten Nordrande der Erdscheibe gewohnt, und die Erde wie ein vorgelegtes Tischblatt übersehen. Dieis mag beym ersten Anblick vielleicht eine nicht unnatürliche Vorstellung für Indien scheinen, wo wir uns so leicht gegen die nördlichen tibetanischen Grenzgebirge das südliche Land wie eine Ebene denken. Allein wir täuschen uns. Einzelne hervorragende Bergspitzen, und auf diese nur versetzt die Phantasie ihre Götterwohnungen, scheinen nie am Rande der Erdscheibe zu liegen; ist man so nah, dafs man sie deutlich unterscheidet: so sieht man sie rings mit Luft umgeben, und erst hinter ihnen scheint sich das Himmelsgewölbe auf die Erdscheibe zu senken. Die beiden Halbinseln Indiens aber sind überall gebirgig, und man sieht keineswegs von Süden her die tibetanischen Gebirge als senkrechte Bergpfeiler aufsteigen. Auch die Griechen, auch die Israeliten kannten entferntere Gebirge: aber nicht auf den Rhipäen, dem Atlas; nicht auf dem Libanon, den Gebirgen Ararats wohnten ihre Götter. — Auf diese allgemeinen Vorstelluugen von Erdgestalt hat Hr. *B.* überhaupt zu wenig, oder eigentlich gar keine Rücksicht genommen. Denn wie wir bey den spateren Israeliten deutlich eine Erdscheibe, Jerusalem und Zion auf dem Nabel der Erde, und das Ganze von allmahlich in Nacht sich verlierendem Wasser umkreist sehen (Jes. 40, 21; Hiob 26, 10; Ezechiel 5, 5; *Joseph. de bello jud. III*, 3, 5); wie wir ähnliche Vorstellungen in den Sagen der Griechen, der Araber, der Indier, der Chinesen finden: so wird man uns erlauben, diese allgemein herrschenden Vorstellungen auch bey dem Urvolke der Israeliten so lange zu vermuthen, bis deutlichere Zeugnisse uns eines Anderen belehrt haben. Daher können wir auch die schon etymologisch unrichtige Erklärung: der Pischon *durchfliefst* Chavila, für umfliefst — denn סבב im Hebräischen heifst *circumdare*, umschliefsen — um so weniger billigen, weil wir noch immer glauben, dafs die Erklärung des Josephus, Antiqu. I, 1, 3: der Strom aus Eden *umfliefse* die ganze Erde im Kreise, ganz den Vorstellungen eines fabelnden Urvolks gemafs sey.

Noch fügen wir bey, dafs קדמה, ursprünglich *vorn*, an der vorderen Seite, im geographischen Sinne gewifs nie anders als für die Ostseite gebraucht worden ist, wie auch Hr. *B.* vermuthet. So steht es aufser Genes. 2, 14 u. 4, 16 — welches nicht, wie Hr. *B.* S. 45 anführt, die beiden einzigen Stellen in der ganzen Bibel sind, wo diese Form vorkommt — auch Ezech. 39, 11, und Ps. 129, 6 ist dieselbe Form, wenn gleich mit anderen, vielleicht blofs verschriebenen Puncten, und nicht in geographischer Bedeutung. — An der Ostgrenze Assyriens blofs aber dem spateren Westasiaten der Tigris; denn das Land jenseit des Tigris heifst in der phönicischen Länderkunde *Elam*, und *Aschur* reicht nicht einmal bis zum persischen Busen.

Wir wünschen, dafs Hr. *B.* in diesen Bemerkungen unsere Aufmerksamkeit auf seine Schrift erkennen möge. Denn wenn er mit mehrerer Rücksicht auf jene allgemeinen Vorstellungen von Erdgestalt seine folgenden Untersuchungen ausführt: so dürfen wir hoffen, durch ihn die mythische Geographie der alten Hebräer bald richtiger kennen zu lernen.

V. S. A.

Neue Auflagen.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Leben und Meinungen, auch seltsame Abentheuer Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus.* Vierte, durchgangig verbesserte, und mit Erläuterungen und Anmerkungen vermehrte Auflega. 1809. 1 Bd. mit 4 K. und dem Port. das Vf. 562 S. 2 Bd. mit 4 K. VIII u. 580 S. 8. (4 Thlr. 12 Gr.)

Duisburg und *Essen*, b. Bädecker und Kürzel: *Kleine Schulbibliothek.* Ein geordnetes Verzeichnifs auserlesener Schriften für Lehrer an Elemantar- und niederen Bürger-Schulen, mit beygefügten Beurtheilungen. Von *B. C. L. Natorp.* 3te, ganz umgearb. Aufl. 1809. 175 S. 8. (12 Gr.)

Nurnberg, b. Bieling: *Sammlung auserlesener Lieder zur häuslichen Erbauung bey den wichtigsten Umständen, Zeiten und Angelegenheiten dieses Lebens aus den besten und neuesten Liederdichtern zusammengetragen.* Auch als Anhang zu Herrn Pfarrer Ries vollstandigem Gebethuch. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1808. 272 S. 8. (6 Gr.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JUNIUS, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

OLDENBURG, b. Schulze: Dr. *Anton Theodor Hartmann's Aufklärungen über Aſien für Bibelforſcher, Freunde der Culturgeſchichte und Verehrer der morgenländiſchen Literatur* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

S. 249 ff. endlich trägt Hr. *H.* ſeine eigene Hypotheſe, wobey er ſeine Gedanken nach Claſſificationen ordnet, vor. *Erſte Claſſification.* „Erklärung der Namen Piſchon, Gihon, Chiddekel und Phrath, und der ihnen beygefellten geographiſchen Bezeichnungen.“ Da Indien ſelbſt noch eine geraume Zeit nach dem Exil (an deſſen Ende dieſe hebr. Urkunde erſt entſtanden ſeyn kann) eine völlig verſchloſſene Welt war, und das damals den Hebräern bekannter gewordene Kleinaſien nur Küſtenflüſſe hat: ſo können die vier genannten Flüſſe, nach der Meinung unſeres Vfs., keine anderen ſeyn, als die gröſsten des Theils von Aſien, das die Hebräer damals kannten, nämlich: Euphrat, Tiger, Oxus und Phaſis, die alle in dem Umkreiſe der perſiſchen Monarchie lagen. Sollte man wagen des Oxus im Zweifel ſeyn: ſo kann man dafür den Araxes nehmen. Das Land Chavila iſt ihm Kolchis, in welchem man wirklich die genannten 3 Koſtbarkeiten, Gold, Bdolach (Perlen oder Kryſtall) und den Schoham (irgend ein koſtbarer Edelſtein, deren der Kaukaſus, deſſen weſtlicher Seitenaſt zwiſchen Kolchis ſtraicht, mehrere enthält) findet. Cuſch (urſprünglich ein Land, deſſen Einwohner eine ſchwarzbraune Geſichtsfarbe haben) iſt hier Bactrien, die heutige Süd-Bucharey, oder das Land Balk. *Zweyte Claſſification*, „oder Beſtimmung des Landes Eden und des von ihm ausgefloſſenen Stroma.“ In Aſien, ſagt der Vf., müſſen wir die Wiege des Menſchengeſchlechts ſuchen, dann dahin führt uns ſowohl ſeine Lage zu den übrigen Erdtheilen, weil von hier aus die Bevölkerung über den ganzen Erdboden am leichteſten ſich verbreiten konnte, als auch ſeine phyſiſche Beſchaffenheit, welche ſeine Bewohner auf das mannichfaltigſte anrieb, ihre Kräfte vielſeitig zu nützen und auszubilden, ſodann die Denkmäler der älteſten Geſchichte, und endlich der ganze Gang der Cultur des Menſchengeſchlechts. Ob aber im Oſten oder Weſten, im Norden oder Süden? dieſs läſst ſich nur durch eine behutſame Anwendung bibliſcher Stellen mit Wahrſcheinlichkeit beſtimmen. Die Stelle, welche, nach unſerem Vf., dieſer Unterſuchung am günſtigſten ſeyn ſoll, iſt Gen. 3, 24, nach welcher, da die Cherubim (oder, wie er ſagt, die Graiſe) als Hüter *im Oſten* des Gartens ſtanden, die Menſchen nach *Weſten* haben wandern, alſo vor dem Ausbruche der Fluth öſtlich von Armenien (wozu das Gebirge Ararat gehört) gelebt haben müſſen. Das Land nun, deſſen phyſiſcher Zuſtand eine ehemalige groſse Verheerung durch Überſchwemmungen möglich machte, ſcheine der Strich zu ſeyn, der im Südoſten des caſpiſchen Meeres durch Hyrkanien ſich erſtreckt, und weiter nach Morgen hin fortläuft; folglich haben die Menſchen unmittelbar vor der Fluth im Südoſten des caſpiſchen Meeres gelebt; eine Reihe Jahrhunderte zurück mögen ſie ſich, da ſie von Oſten aus fortgewandert ſind, in Nordindien, in der Gegend des Paropamiſus, befunden haben. Hier nun iſt das Feenland Aſiens, *die entzückende Ebne von Kaſchmir.* „Da nun das Thal nicht nur von einem groſsen Fluſſe, dem Behud oder Behat, durchſtrömt wird, ſondern auch von einer Kette unerſteiglicher Schneegebirge eingeſchloſſen iſt, wo alle nördlichen Flüſſe, welche in den Oxus fallen, und alle ſüdlichen, welche den Indus ausmachen, ihren Urſprung haben: ſo konnte in die uralte Tradition, die ſich von hier aus verbreitet und mehrere Jahrhunderte fortgepflanzt haben mag, allmählich *der Zuſatz* ſich einſchleichen, daſs, ſtatt aus einem Gebirge, vielmehr aus einem hier befindlichen Strome mehrere Hauptflüſſe hervorgegangen ſeyen.“ S. 291 ff. [Sollte aber das Einſchleichen dieſes Zuſatzes alle Leſer befriedigen und eine ganz paſſende Erklärung von Gen. 2, 10 ſeyn können? Möchten ſie nicht auch vielmehr auf den Vf. anwenden, was er bey der *Buttmann*'ſchen Hypotheſe als hauptfehlerhaft ausſtellt? Wie wenn es nun gar zur Abſicht des Vfs. unſerer Urkunde gehört hätte, dieſen Hauptfluſs ungenannt zu laſſen? Rec. glaubt beynahe, daſs die meiſten ſeiner Leſer mit Hn. *Vater* übereinſtimmend denken werden, welcher (S. 24 ſeines Comment.) ſagt: „Jede Hypotheſe der Erklärung hat ihre Schwierigkeiten und ihr Annehmliches; bey jeder baut man auf einige Data von gewiſſer Wahrſcheinlichkeit Schlüſſe für das Übrige von weit ſchwacherem Schein. Man wird immer bloſs rathen, was unſeres Vfs. Vorſtellung von dieſem Paradieſe geweſen ſey, und nie wiſſen können, ob man ſie errathen habe, und ob ſie ſich überhaupt geographiſch auffinden laſſe.“ Wir geſtehen indeſs, daſs die Vermuthung des Vfs., *Kaſchmir* ſey das Paradies geweſen, ſehr viel Annehmliches hat, und ſeine weiteren Bemerkungen S. 296 ff. ſehr vieles zur Würdigung derſelben beytragen, und ſie, ſo

weit es möglich, beſtens empfehlen. Übrigens möge hier noch die Bemerkung Platz finden, die auch Hr. *H.* im Nachtrage zu dieſem erſten Bande nicht übergangen hat, daſs nämlich auch *Adelung* ſich für *Kaſchmir* als den Urſitz des Menſchengeſchlechts erklärt habe (in *Becker's* Erholungen Bd. III. 1804. S. 27 — 51.) Bekanntlich ſehen auch viele Mohammedaner Kaſchmir als das Vaterland von Adam an.]

Der zweyte Band dieſer Aufklärungen enthält 1) „*Verſuch eines Gemäldes von Arabien von den älteſten Zeiten bis auf Muhammed. Zur beſſeren Würdigung dieſes Propheten und ſeines Korans.*" Dieſe Abhandlung (S. 1 — 405) zeichnet ſich weniger durch eigenthümliche Forſchungen, als durch fleiſsiges Sammeln, und eine oft ſehr glückliche Auswahl des Vorzüglicheren aus dem, was bisher über Arabien bekannt geworden iſt, aus. Doch fehlt es auch, beſonders in der erſten Hälfte derſelben, nicht an Winken und Bemerkungen, die beherziget, und einer weiteren Prüfung unterworfen zu werden verdienen. Nur iſt auch ihre Lectüre, da es an Aufſchriften und den nöthigen Ruhepuncten fehlt, etwas ermüdend, und dem, der etwas nachſchlagen will, iſt das Auffinden gar ſehr erſchwert worden. Von S. 1 — 141 werden folgende Gegenſtände abgehandelt (die, wie geſagt, billig zu Aufſchriften, oder wenigſtens zu Columnentiteln hätten gemacht werden ſollen. 1) *Umfang* und *Eintheilung* des Landes, nach Griechen u. ſ. w. 2) *Namen.* Ableitung deſſelben (vorzüglich nach Gagnier und Pococke). 3) *Phyſiſche Beſchaffenheit des Landes.* 4) *Producte*, als Edelſteine, edle und unedle Metalle u. ſ. w. [An die Spitze aller Beweiſe, daſs die genannten Producte ſchon ſeit den älteſten Zeiten in Arabien gefunden worden, und daſs man bereits ſehr frühe die Kunſt, ſie ans Tageslicht zu fördern, beſeſſen und geübt habe, iſt Hiob (Cap. 28) geſtellt, weil der Vf. mit den ſtärkſten Gründen zu erhärten ſich getrauet, daſs dieſes Buch von einem in Arabien lebenden, und mit den Eigenheiten dieſes Landes auf das innigſte vertrauten Dichter ſein Daſeyn erhalten habe; ſodann folgen Beweiſe aus Abulfeda, Teifaſch, Strabo etc.], koſtbare Gewürze und Specereyen (1 Reg. X. Jeſ. LX. Jerem. VI f.), Balſam, Aloe u. ſ. w. Am Schluſſe dieſes Abſchnittes werden die Übertreibungen eines Diodor und Agatharchides gewürdiget. 5) *Bewohner*, ſind nach der Verſchiedenheit des Landes immer verſchieden geweſen. Seit den älteſten Zeiten bewohnten den weſtlichen und nördlichen Theil Beduinen, den ſüdlichen und öſtlichen Theil aber Ackerbau treibende Nationen und Kaufleute. Die Nomaden, deren die Bibel gedenkt, waren theils reine Beduinen, theils vermiſchte; und ſtammen alle, bis auf einige wenige entferntere, von Abraham und ſeinen Nachkommen, oder von ſeinem Seitenverwandten, Loth, ab; als Edomiter, Amalekiter, Midianiter u. ſ. w. Von der zweyten Gattung der Bewohner dieſer Halbinſel werden ſchon Geneſ. X, 7. 26 ff. eine Reihe Namen genannt, die ſich noch jetzt gröſstentheils, wenn nicht immer mit Gewiſsheit, doch mit einem hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit, in Jemen, nach ſeinem weiteſten Umfange, nachweiſen laſſen, wie z. E. Seba, Sabtha u. ſ. w. [Vorzüglich verdienen die Bemerkungen über *Ophir* S. 73 ff. der Aufmerkſamkeit der Forſcher empfohlen zu werden. Am Ende der Bemerkungen über die erwähnten Abſchnitte von Geneſ. X, wird noch hinzugefügt, der Verfaſſer dieſes Capitels könne ſeine Notizen nicht von einer unmittelbaren Handelsverbindung zwiſchen Paläſtina und der arabiſchen Halbinſel hergenommen haben, ſondern man müſſe ſie auf die Rechnung des zwiſchen dieſem Lande und Phönicien obwaltenden mannichfaltigen Verkehrs *allein* ſchreiben. Sich davon noch deutlicher zu überzeugen, und Arabien noch genauer kennen zu lernen, verweilt Hr. *H.* jetzt bey Ezech. 27. Der Inhalt eines Theils dieſer Capitel führt ihn zu Bemerkungen über den] 6) *Handel* von Arabien. Der Anfangs unbedeutend geweſene Handel zwiſchen Ägypten und Arabien erhielt nach Alexanders Eroberung dieſes Landes einen anſehnlich vergröſserten Umfang. 7) *Culturzuſtand* und wiſſenſchaftliche Beſchäftigung. Quelle iſt hier die Bibel; vgl. 1 Reg. X; 2 Chron. IX. und das Buch Hiob, aus welchem nach *Stuhlmanns* Überſetzung Proben gegeben werden, deren Reſultat etwa folgendes iſt: Die Araber haben ſchon ſehr früh das Studium der Naturgeſchichte und Phyſik, ſo wie der Sternkunde, mit Eifer getrieben, auch den Bergbau mit einer Geſchicklichkeit geführt, die von den Fortſchritten, welche ſie in ihren wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen gemacht haben, das glänzendſte Zeugniſs ablegt. [Doch aber ſoll dieſes von einem arabiſchen Emir oder bloſsen Nomaden entworfene Gedicht *gewiſs nicht* vor den Zeiten des babyloniſchen Exils gedichtet ſeyn (!) S. 108]. 8) *Woher hat Arabien ſeine Bevölkerung erhalten?* Aus Mangel an ſchriftlichen Denkmälern faſst der Vf. den Charakter der arabiſchen Sprache auf, und das Reſultat iſt die Vermuthung, daſs Arabien gröſstentheils von den, in den fruchtbaren Weidediſtricten jenſeits des Euphrats umherziehenden aramäiſchen Nomaden bevölkert worden, (denn die aramäiſche Sprache ſey die Mutter des Arabiſchen und Hebräiſchen); jedoch einen Theil ſeiner Bewohner, nämlich die an der Oſtküſte über dem perſiſchen Meerbuſen, aus Indien erhalten habe. [Dieſer Abſchnitt hat Rec. am wenigſten befriediget.] — — Von S. 141 an leiten den Vf. die Berichte einheimiſcher Schriftſteller in ſeinen Unterſuchungen, und ſeine Aufmerkſamkeit hiebey iſt mehr auf die Zeiten nach Chriſti Geburt gerichtet. 1) *Name*, nach Abulfeda, Safioddin u. ſ. w. 2) Einige merkwürdige Begebenheiten aus der vormohammedaniſchen Periode, wie z. B. Notizen von den Stämmen Ad, Thamud, Tasm, Dſchaddi, Dſchorham u. ſ. w., von den Homeriten; von der berühmten Fluth El-Arim in Jemen und ihren Folgen; von der Königin von Saba u. ſ. w. [Die Fabel muſs hier erſt noch beſſer von der Geſchichte geſchieden werden; bis jetzt iſt dieſs — auch hier nicht — geſche-

Digitized by Google

hen]. 4) *Dichtkunſt.* Man hat noch eine reiche Sammlung von Gedichten aus der früheren Periode. Dieſe Bemerkung führt unſeren Vf. zu der Unterſuchung über die Aufforderung zur Dichtkunſt von auſſen, und über den Inhalt der Lieder, was zugleich Veranlaſſung giebt, über die frühe Ausübung der Schreibkunſt auf dieſer Halbinſel Bemerkungen zu machen. Sein Urtheil über die arabiſche Dichtkunſt abſtrahirt er hauptſächlich aus Stücken aus der älteren Hamaſa, und aus den ſieben Moallakat, und giebt ausführliche Proben (die aus *Conz* morgenländiſchen Apologen, und ſeiner Überſetzung der ſieben Moallakat genommen ſind). Eine genauere Würdigung des Inhalts dieſer Gedichte führt ihn nun auf die Vergleichung deutſcher, homeriſcher, bibliſcher, und beſonders galiſcher Poeſieen. 5) *Religion*; die älteſte Religion vor Mohammed beſtand im Geſtirndienſt (wovon die älteſte Spur ſich Hiob XXXI, 27 finden ſoll); auſser ihnen verehrten die Araber auch noch andere Gottheiten, vorzüglich unter der Geſtalt viereckiger unförmlicher ſchwarzer Steine. Sehr natürlich führt dieſes den Vf. auf den ſchwarzen Stein in Mekka, auf den Urſprung der Kaaba und die religiöſe Verehrung daſelbſt. Hierauf folgen Bemerkungen über die vier heiligen Monate, über die bey einigen Stämmen herrſchende Gewohnheit, den Götzen zu Ehren Kinder zu ſchlachten u. ſ. w.; ſodann verbreitet er ſich über die religiöſen Gebräuche, als Waſchen, Beten, Faſten u. ſ. w. und andere mit religiöſen Vorſtellungen in Verbindung ſtehende Gewohnheiten, als Gelübde, Eidſchwüre u. ſ. w., und kommt endlich auf andere Religionen, die in Arabien erſchienen, vorzüglich auf die chriſtliche und jüdiſche zu ſprechen. So näherte er ſich der Epoche, die Mohammed in der Religion gemacht. Vorerſt ſuchte er nun zu zeigen, daſs Mohammed die zuletzt genannten beiden Hauptreligionen, und die chriſtlichen Secten, die Bibel, A. und N. T., die Apokryphen und den Talmud genau gekannt, und zur Aufführung ſeines Religionsgebäudes einen überaus groſsen Gebrauch von ihnen gemacht habe. Hierauf handelt er vom Koran und deſſen Hauptlehren. S. 383 dürfte wohl das Urtheil über den Koran etwas zu ſtark ausgedrückt ſeyn, und ſchwerlich durch die weitere Entwickelung ſeines Inhalts ganz gerechtfertiget werden können. Weit intereſſanter iſt, was S. 388 ff. über die Bekanntmachung des Korans etc. geſagt worden iſt. — Von S. 398 – 405 ſtehen Anmerkungen und Zuſätze zu dieſer Abhandlung. — 2) „*Über die Sprache der Liebe und der Galanterie in den Schriften der Aſiaten*", ein intereſſanter Aufſatz! Voraus geht eine Schilderung des weiblichen Geſchlechts im Orient, ihres Aufenthalts (nach Pouqueville), ihrer Gewohnheiten, ihrer Kleidung u. ſ. w.; ſodann folgen Excerpte aus hebräiſchen, perſiſchen, arabiſchen, indiſchen u. a. Dichtern, welche das über die benannten Gegenſtände Geſagte beurkunden. Daſs der Vf. hier ſehr ins Detail geht, wird vielen Leſern gar angenehm ſeyn, und den Genuſs, der aus der Vergleichung der von verſchiedenen Dichtern gebrauchten Bilder, Schilderungen u. ſ. w. entſteht, vollenden.

Σλρ.

Berlin, gedruckt b. Amelang: *Studien.* Herausgegeben durch *F. M. G. Schenk von Schenkendorf.* 1808. 122 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Dieſes Buch vermiſchten Inhalts, das noch einen zweyten Titel mit dem Zuſatze: *erſtes Heft*, und: *zur Unterſtützung der abgebrannten Stadt Heiligenbeil in Oſtpreuſſen*, ſo wie das Motto führt: *Silber und Gold habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich!* dürfte allerdings ſowohl wegen ſeiner wohlthätigen Abſicht, als wegen des beſcheidenen Titels bey der Kritik auf einige Schonung Anſpruch machen, wenn wir vor allem nicht dem leſenden Publicum ſchuldig wären, von dem, was hier zu erwarten, treuen Bericht abzuſtatten. Und dieſs mag denn jetzt nach der Folge der Aufſätze, die darin ſehr ungleich ſind, der Wahrheit oder wenigſtens unſerer Anſicht gemäſs geſchehen. 1) Fragment aus einem Romane: Theobald und Theone von Ferdinand v. Schrötter, S. 3 — 32. iſt ſehr geziert, geſchwätzig und träumeriſch geſchrieben. Zur Probe dieſe Stelle: „Ein wunderbar-göttliches Geſicht, das in meinen Geiſt hineingegangen iſt, muſs ich aus demſelben hervorrufen; aber freudig unterziehe ich mich dem: denn ſtelle ich jenen Himmel auch nicht vor dein Geſicht, Vater, ſo rufe ich ihn mir doch unaufhörlich aus der Tiefe meiner Seele zurück." Wer ſich jedoch die Mühe geben will, durch dieſen Nebel hindurchzuſchauen, wird darin manchen tiefgehenden Gedanken entdecken. 2) Gedichte des Herausgebers S. 33 — 62. Leichte, flieſsende Verſe, nicht ohne Stimmung und Gefühl, aber gröſstentheils matt, proſaiſch und zu wortreich. 3) P. M. über die Freymaurerey S. 63 — 73, von J. G. S. — ſagt viel Gutes darüber, giebt aber auch manchen belehrenden Wink in Abſicht der Miſsbräuche und der Gefahren des Irrthums. 4) Petrarca's 63ſtes Sonnet nach Laura's Tode von Fichte, S. 74 — iſt in einer ſteifen Überſetzerſprache, ungelenk und nicht mit Beobachtung der lebendigen Naivetät der Worte dem Original nachgedichtet. 5) Der Menſchheit veränderter Standpunct. Ein Crayon vom Herausgeber S. 75 — 80 — ſinnvolle Andeutungen, die viel Studium und Lectüre vorausſetzen, und wiederum viel Stoff zum Nachdenken und zur Betrachtung geben. Welche Richtung wird der Sinn und Geiſt der Menſchheit in ſeiner künftigen Geſtaltung nehmen? Dieſs iſt ungefähr das Hauptthema, das aber nicht deutlich genug ausgeſprochen iſt. 6) Über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit in Preuſſen, von Johann Georg Scheffner, S. 81 – 85. Ein Gedicht mit guten Gedanken, mittelmäſsigen Verſen, ohne Poeſie. 7) Das Alter, von demſelben. S. 86 — 90. Eben ſo. 8) Stimmen und Blätter, vom Herausgeber. S. 91 — 94. Hiſtoriſch-philoſophiſche Phantaſieen mit den neueren Anſichten von Chriſtenthum und Orientalismus, leſenswerth. Das nachfolgende Adventslied iſt in dem nämlichen Sinn und

Digitized by Google

halb im Tone des alten Gesangbuchs gedichtet. 9) Abendlied, S. 97—99, religiös, mit einigem Gefühl. Überraschend ist 10) ein Gedicht von *Schiller* zu finden, das er mit der Überschrift: am 2 Mai 1787 an eine Freundin gerichtet hat, und worin die feinen, sinnreichen Gegensätze und leichten Redewendungen von seiner gewöhnlichen Dichtungsweise sehr abweichen. Den Schluss machen noch einige Gedichte von verschiedenen Vffn., wovon sich keins besonders auszeichnet, wir müssten denn der Minnelieder erwähnen, die einigen alten Minnesängern nachgesungen sind, und von denen uns das erstere vorzüglich gefällt. — Der Inhalt dieses Heftes ist also weder sehr anziehend noch abschreckend, und mag bey denkenden Lesern immer ein paar Stunden ausfüllen. T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Iena*, in der Crökerschen Buchhandl.: *Der Marsch der Franzosen nach Indien.* Notizen zu Beurtheilung der neuprojectirten Landexpedition. 1808. 134 S. 8. (10 Gr.) „Wir begucken das Schachbret, sagt der Vf., und der Meister unseres Jahrhunderts stellt das Spiel auf." Rec. dagegen beobachtet den Vf., und zeigt an, wie derselbe geguckt habe. Den Anfang machen geographisch-statistische Notizen, besonders zur Kenntniss des englischen Ostindiens. Anschaulich und fruchtbar. Die natürliche Beschaffenheit dieses weit umfassenden Landes wird beschrieben, die Erzeugnisse desselben in allen 3 Reichen hergezehnet, eine Charakteristik der Einwohner gegeben, den Hindus, Seiks, Mahratten, Afganen und Dshaten ihre Stelle angewiesen, die Landesmunzen namhaft gemacht, und in Kurzem von den Provinzen und ausgezeichneten Städten und Festungen das Nöthige angegeben. Das Fort William, kaum einen Kanonenschuss weit von Calcutta südwärts entfernt, ist, nach Charpentier-Cossigny, der einzige Zufluchtsort, den die Engländer in den ungeheuer grossen, ihrer Herrschaft unterworfenen Ländern des südlichen Asiens besitzen. Sie überlassen sich der allergrössten Sicherheit, und setzen das vollste Vertrauen in dieses Fort, dessen Eroberung sie für schlechterdings unmöglich halten. Die Einkünfte der ostindischen Compagnie werden, nach *Rennel* 1786, nach *Dundas* 1788, und später fort, angegeben. Man kann weder diesen Angaben, noch anderen Supputationen sicher trauen. Aus den drey Präsidentschaften, ohne Bencoolen, betrugen im J. 1802 die Einkünfte 13,472,363 Pf. Sterl. Die Schulden der Compagnie in Ostindien und England waren im J. 1803 zu 25,642,000 Pf. Sterl. angelaufen. In demselben Jahre betrug die Kriegsmacht der Engländer 153,700 Mann, worunter nur 11000 Europaer waren. Die unermesslich gewähnten Reichthümer des Landes versiegen allmählich. „Die Engländer schicken jährlich durch den Handel ungeheure Summen nach China, Batavia, Bombay u. s. w., die schlechterdings nie mehr in den Bezirk ihrer Herrschaft zurückkehren können. Wenn kritische Umstände in Asien eintreten sollten, so würden sie sehr bald einen ganzlichen Mangel an Geld, der Seele des Krieges, leiden", sagt der oben gedachte *Charpentier*. Wenn die Franzosen nach Ostindien kamen: so würden sich gewiss die meisten Seapoys in englischen Diensten zu ihnen schlagen; nicht weil sie die Franzosen den Englandern vorziehen, sondern weil sie allen Europaern, die sich ihnen aufdrangen, den Untergang wünschen. Hienächst folgt eine kurze Geschichte der Unterwerfung Indiens unter die englische Oberherrschaft. Seit 1764, da der grosse Mogul, Schah Allum, bey den Engländern Hülfe suchte, und ihnen dafür Bengalen abtreten musste, haben sich die Eroberungen derselben furchterlich ausgebreitet, und die Bedruckungen der weichlichen Landesbewohner von Jahr zu Jahr schrecklich vermehrt. „Die Spannung der neuerdings Besiegten gegen die englische Regierung währt fort, und sie hat auf Vermehrung ihrer Macht von Europa her, mehr als sonst, Bedacht genommen. Ist irgendwo eine Revolution vorbereitet; so ist sie es in Indien." Dann giebt der Vf. eine kurze Übersicht der Wege, auf denen der Landhandel mit Ostindien getrieben wurde und noch getrieben wird. Es sind die Wege, über welche die Karawanen gehen. Beygefügt sind Reiserouten nach Tavernier, von Warschau durch Persien über Surate bis Agra. Jetzt folgen die Eroberungszüge Alexanders, Tamerlans und Nadir Schachs. Jeder hatte seine ganz eigenen Schwierigkeiten, die man in unseren Zeiten, durch die Nachrichten von jenen belehrt, leichter vermeiden kann. Wenn Russland und Persien, wie zu erwarten steht, hülfreiche Hand leistet: so sind sie schon mehr als halb aus dem Wege geraumt. Um die Expedition zu bewerkstelligen, nimmt der Vf. den russischen Theil der Armee zu 20000 Mann Infanterie und 10000 Kosaken, und die französischen Truppen eben so hoch an. Den Weg lasst er sie von Warschau oder von Dalmenen her antreten; zu welchem letzteren Zuge sie bis Astrachan nur 6 Wochen brauchen würden. Wir verfolgen den Gang der, zwar nicht originellen, doch ganz gut zusammenhangenden Schrift nicht weiter, die auch hier ihrem Ende zueilt. Das allgemeine Resultat ist, dass der Vf. versichert, Ostindien werde, sobald nur eine hinlangliche feindliche Macht von 60000, oder auch im Nothfall nur 40000 Mann erscheint, von den Englandern abfallen. Wenn aber auch ganz Ostindien in französische Hände geriethe: so wäre ein allgemeiner Friede noch keine nothwendige Folge dieser Eroberung. „Und Europa, setzt er am Schlusse hinzu, schmachtet nach Ruhe." Cht.

Berlin, b. Hayn: *Der kluge und vorsichtige Brautwerber. Ein Rathgeber für heirathslustige Junglinge und Jungfrauen, die ihre gegenseitigen körperlichen und moralischen Fehler und Tugenden zu entdecken wünschen, um durch eine gute Wahl das Gluck ihrer Ehe zu sichern.* 1809. 223 S. 8. (20 Gr.) Wenn der eheliche Wohlstand durch Schreiben wieder herzustellen ware: so hätten wir Deutsche vor Allen die erfreuliche Aussicht auf die Wiederkehr des goldenen Zeitalters der Ehen. Denn an Schreiben darob und darüber lassen wir es Gottlob! nicht fehlen. Fast jedes Jahr, ja fast jede Messe tritt wenigstens ein glücklicher oder unglücklicher Ehemann auf, und predigt entweder *ex professo*, oder auch nur im Vorbeygehn, über einige Fragen aus dem Ehestandskatechismus, auch wohl über den ganzen. Hier haben wir es mit einem Brautwerbee zu thun, der sich selbst als einen klugen und vorsichtigen ankundiget, und welcher der ehelustigen Jugend seinen guten Rath für eine Kleinigkeit von zwanzig Groschen anbietet. Seine Klugheit und Vorsichtigkeit aber, so weit manlich dieses auch Gelegenheit giebt, sie kennen zu lernen, erstreckt sich theils auf die Beantwortung einiger vorlaufiger Fragen: z. B.: Woher mag es kommen, dass so viele Heirathen aus Liebe misglücken, und manche ohne Liebe so gut gerathen? Wie muss man den Menschen beobachten, um ihn kennen zu lernen? theils auf die Angabe der Erfoderniffe der körperlichen sowohl als moralischen Ehestandsfahigkeit. Wir, d. h. der Recensent, den sein Beruf, und noch ein paar andere Ehemanner, welche die Neugierde mit diesem Brautwerber bekannt gemacht, versagen ihm das Zeugniss eines umsichtigen, klugen und Eheweseus erfahrenen Mannes keineswegs; können doch aber auch nicht bergen, dass wir seine Erfahrungen weder neu, noch seine Klugheit ungewöhnlich gefunden haben. Dabey hat es uns auch geschienen, als gebreche es ihm bisweilen an der Kunst, sich bestimmt und richtig auszudrücken, oder habe ihm wenigstens in der Zeit dazu gefehlt. Denn wenn man bald S. 11 liest: „Was soll der *Mann* thun, der diesen Mangel der herzlichen Zuneigung bey einem Madchen gewahr wird oder erfährt, die er aus Liebe und aus Werthschätzung ihrer übrigen guten Eigenschaften sich in redlicher Absicht zur Gattin wahlen möchte? Wenn er sich bey dieser Überzeugung mit einem Madchen dieser Art dennoch als *Gatte und Gattin* — (wie mag er das anfangen wollen?) — zu leben entschliesst: so erniedrigt er sich selbst, indem er an der Selbsterniedrigung des Madchens Theil nimmt," oder schon früher noch von einem *Entzweck* (man bemerke die Art zu schreiben) *der Menschheit* reden hört — so sind jene Vermuthungen wohl nicht eben aus der Luft gegriffen. Bey alle dem empfehlen wir aber dennoch das Buch denen, für welche es bestimmt ist: es enthalt manche nutzliche und beherzigungswerthe Wahrheit. F. H. L.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JUNIUS, 1809.

STATISTIK.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Statistique générale des provinces composant le Royaume de Westphalie dans l'ordre, où elles subsistaient au 1er Octobre 1807 avec l'Indication de la nouvelle division départementale*, par Mr. *C. J. Bail*, Inspecteur aux revues, cidevant Sécrétaire général du Ministère des Finances, rédigée sur les notes et renseignemens inédits fournis par les autorités administratives. 1809. XXXII, 195 u. (27) S. Mit 13 Tabellen. (3 Thlr. 8 Gr.)

Dem Verfasser dieses Werks, als General-Secretär beym westphälischen Ministerium der Finanzen, des Schatzes und des Handels, standen die Archive zu Gebot, welche die mannichfaltigsten, interessantesten und zuverlässigsten Notizen über diesen jungen Staat enthalten müssen: ein Vortheil, der nur in höchst seltenen Fällen statistischen Schriftstellern zu Theil wird. Unter so günstigen Verhältnissen bearbeitet, mufste dieses Werk den Rec. zu der Hoffnung berechtigen, darin einen Schatz von Aufklärungen über Westphalen zu finden, die an Neuheit, Reichhaltigkeit und Interesse alle bisher zur Kunde des Publicums gekommenen weit übertreffen, und wodurch der Leser in den Stand gesetzt würde, eine vollständige und klare Idee von diesem neuen Staate sich zu bilden. Aber leider bemerkte Rec. bey Durchlesung dieses Werks gar bald, dafs er sich in seiner Hoffnung getäuscht hatte, indem dasselbe, weit entfernt, wie der Titel verspricht, vom Königreiche Westphalen eine allgemeine Statistik zu liefern, nur eine Sammlung unvollständiger, schlecht geordneter, mitunter höchst fehlerhafter Notizen und Data enthält, die zwar zum Theil als Material zur künftigen Bearbeitung einer Statistik dieses Königreichs trefflich benutzt werden, zum Theil aber auch zu durchaus falschen Ansichten und zu Irrthümern Anlafs geben können.

Ein Hauptgrund der Mängel dieses Werks liegt ohne Zweifel in des Vfs. gänzlicher Unkunde der Sprache des Landes, wovon er eine Statistik zu liefern übernommen hat. Denn diese Unkunde setzte ihn nicht nur aufser Stand, die in den Archiven des Ganzministeriums vorhandenen *deutschen* Quellen zu seinem Zweck gehörig zu benutzen, sondern machte ihn auch unfähig, von den reichen und mannichfaltigen Hülfsmitteln, welche die deutsche Literatur in dieser Hinsicht darbietet, einen nützlichen Gebrauch zu machen. Hiezu kommt, dafs der Vf. zu der grofsen, leider gewöhnlichen Classe statistischer Schriftsteller gehört, die vom Zweck und Wesen der Wissenschaft, worüber sie schreiben, keine richtige Vorstellung haben, indem sie das, was blofs *Hülfsmittel* der Staatenkunde ist, zum Wesen derselben machen, und darüber das Höhere und Geistige dieser Wissenschaft aufser Acht lassen, die alles geleistet zu haben wähnen, wenn sie möglichst vollständige und genaue Tabellen über Flächeninhalt, Truppenzahl, Volksmenge, Producte und Einkünfte liefern, dagegen aber sich wenig bekümmern um den Geist der Gesetzgebung, um die Einrichtung des Geschäftsgangs im Inneren, um die wechselseitigen Verhältnisse der administrativen Behörden, so wie um die Art der Benutzung der Productivkräfte der Nation. Jene Tabellen mögen noch so genau und vollständig seyn: so geben sie doch in der That nichts weiter, als die blofsen Umrisse, gleichsam das Skelet des Staats, und sind eben so wenig im Stande, den Leser über den eigentlichen Zustand desselben gehörig aufzuklären, als die blofsen Angaben der Gesichtszüge, der Statur oder des Mafses der Arme und Beine eine richtige Vorstellung von einem Menschen geben können. Ist man nämlich auch, was sogar in den meisten Fällen durchaus unmöglich ist, vermittelst dieser politischen Rechnerey dahin gekommen, von den Kräften eines Landes das Materielle, das sich zählen und berechnen läfst, *vollkommen* zu erforschen: so hat man damit *allein* doch noch gar wenig gewonnen. Denn es kommt ja bey Beurtheilung der Staatskräfte nicht so sehr auf die Gröfse dieser materiellen Masse an, als vielmehr auf die Art ihrer Benutzung, auf den Geist, der dabey thätig ist, auf den Charakter und die Bildung der Nation: lauter Dinge, die sich, eben weil sie geistiger Natur sind, durch kein Zahlenverhältnifs ausdrücken lassen.

Immer aber bleiben die Umrisse, welche dergleichen Tabellen liefern, schätzbare Hülfsmittel, treffliche Materialien zur Statistik eines Landes, vorausgesetzt, dafs sie völlig zuverlässig sind, und, was die Hauptsache ist, den Zustand des Landes wie er *ist*, nicht wie er *war*, schildern. Liefern dieselben hingegen blofs Notizen von dem vormaligen Zustande eines Landes: so mögen sie wohl historischen Werth haben; allein für die Statistik bleiben sie nur von geringer Bedeutung. Zu dieser letzteren Gattung gehören die Tabellen, welche die gröfsere Hälfte der vorliegenden Schrift ausmachen. Es enthalten nämlich dieselben lauter Nachrichten von dem Zustan-

de, worin die das Königreich Weſtphalen jetzt bildenden Provinzen *vor* ihrer Vereinigung zu einem Ganzen ſich befanden: aber ſeit jener Epoche haben alle Zweige der Verwaltung in dieſen Ländern ſo bedeutende Veränderungen erlitten, ſind alle ihre bisherigen Verhältniſſe unter einander und zum Ausland ſo ſehr verrückt worden, daſs man in den meiſten Fällen in grobe Irrthümer verfallen, und durchaus falſche Reſultate erhalten würde, wenn man von dem damaligen Zuſtande derſelben auf ihren gegenwärtigen ſchlieſsen wollte. Überdieſs ſind die Nachrichten, welche dieſes Werk von jenem früheren Zuſtande der weſtphäliſchen Provinzen enthält, weder vollſtändig noch richtig. Zwar ſind die Quellen, woraus der Vf. ſeine Data geſchöpft hat, wie bereits erwähnt worden, gröſstentheils archiviſche Nachrichten, alſo die beſten, die man in der Statiſtik haben kann: aber in dem gegenwärtigen Fall will dieſs nicht viel ſagen. Denn, wenn man bedenkt, daſs alle dieſe Nachrichten von den vormaligen Regierungs- und Kammer-Collegien den franzöſiſchen Intendanten zu einer Zeit mitgetheilt worden ſind, da die weſtphäliſchen Provinzen noch als feindliche Länder behandelt wurden, und daſs bey Aufſtellung derſelben oft mit der gröſsten Eile und Schnelligkeit verfahren werden muſste: ſo darf man gegen die Zahlen, welche darin angegeben werden, ein gerechtes Mistrauen hegen, und es kann von ihnen nur mit der äuſserſten Vorſicht Gebrauch gemacht werden.

Was wir aber noch ganz vorzüglich in dieſem Werke vermiſst haben, iſt Ordnung und Syſtem. Der Vf beginnt mit einer hiſtoriſchen Abhandlung über Weſtphalen; alsdann liefert er eine Einleitung in die Statiſtik; hierauf folgt eine Beſchreibung des Harzes; dann kommen ſtatiſtiſche Tabellen über die einzelnen Provinzen Weſtphalens nach ihrer alten geographiſchen Eintheilung. Dieſe Provinzen werden in folgender Ordnung abgehandelt: 1) Heſſen, 2) Elchsfeld, 3) Hohenſtein, 4) Halberſtadt und Mansfeld, 5) Quedlinburg, 6) Magdeburg, 7) Altmark, 8) Braunſchweig-Wolfenbüttel, 9) Hildesheim und Goslar, 10) Göttingen und Grubenhagen, 11) Paderborn, 12) Corvei, 13) Kaunitz-Rittberg, 14) Minden und Ravensberg, 15) Osnabrück, 16) Schaumburg, 17) Wernigerode. Auf dieſe tabellariſche Statiſtik der einzelnen Länder folgt A) ein Namenverzeichniſs der vorzüglichſten Städte im Königreiche, nebſt Angabe der Häuſer- und Einwohner-Zahl. B) Eine Überſicht der Volksmenge und der Staatseinkünfte. C) General-Etats der Einnahme und Ausgabe im Jahre 1806. D) Nachricht über die öffentliche Schuld. E) Verzeichniſs der königlichen Gebäude und der Kron-Domainen. F) Namenverzeichniſs aller Lehranſtalten nebſt Angabe ihrer Fonds. G) Beſchreibung der vorzüglichſten geiſtlichen Stiftungen. H) Claſſificirung des Bodens in agronomiſcher Hinſicht. I) Ertrag ſämmtlicher Salinen im Königreiche. K) Überſicht der königlichen Activ-Capitalien. L) Darſtellung des jährlichen Ertrags der Erndten nach einem Durchſchnitt von 6 Jahren. M) Vergleichung der vorigen Gerichtsverfaſſung mit der jetzigen. N) Beſchreibung der Maſse und Gewichte in Weſtphalen. O) Reductionstabelle der Münzen. P) Vergleichung des vormaligen Verwaltungsſyſtems mit dem gegenwärtigen nebſt ſtaatswirthſchaftlichen Betrachtungen darüber. — Wer iſt im Stande, in dieſer Nebeneinanderſtellung der heterogenſten Gegenſtände Ordnung und Syſtem zu entdecken?

So viel im Allgemeinen! Wir gehen nun zur Prüfung der einzelnen Theile dieſes Werkes über, und wollen insbeſondere den Tabellen über die verſchiedenen Provinzen Weſtphalens unſere Aufmerkſamkeit widmen, da dieſe den Hauptinhalt der Schrift ausmachen, und die übrigen Abſchnitte gröſstentheils als Beylagen dazu betrachtet werden können. Die Einrichtung dieſer Tabellen iſt folgende: Jeder der 17 Provinzen, woraus das Königreich zuſammengeſetzt iſt, iſt eine beſondere Tabelle gewidmet; eine ſolche Tabelle nimmt ungefähr 5 Quartblätter ein, und hat 10 Hauptcolumnen; jede der Hauptcolumnen füllt der Regel nach eine Seite an, und enthält eine beſondere Rubrik; die Rubriken ſtehen in folgender Ordnung: 1) geographiſche Lage, 2) Bevölkerung, 3) Producte, 4) Induſtrie, Manufacturen und Handel, 5) Schiffahrt und Heerſtraſsen, 6) öffentliche Anſtalten, 7) Hoſpitäler und Gefängniſſe, 8) Verwaltungsſyſtem, 9) Militärſtand, 10) Einnahme und Ausgabe.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir es unternehmen wollten, alle Irrthümer zu berichtigen und alle Fehler anzuzeigen, die wir in dieſen Tabellen bemerkt haben, denn faſt jedes Blatt hat deren aufzuweiſen. Theils als Beyſpiel, theils um unſer Urtheil zu rechtfertigen, und die Unzuverläſſigkeit der hier mitgetheilten Notizen darzuthun, wird es daher hinreichen, blos einige Fehler der *erſten* dieſer Tabellen zu rügen, welche vom vormaligen Kurfürſtenthum Heſſen handelt.

Erwägt man zuvörderſt, daſs hier die ganze Statiſtik von Kurheſſen auf 5 Quartblättern abgehandelt iſt: ſo begreift man leicht, daſs in dieſem Werke keine *vollſtändige* Statiſtik jenes Landes, ſondern nur einzelne Bruchſtücke davon zu ſuchen ſind. Jedoch auch dergleichen bloſse Bruchſtücke ſind immer höchſt intereſſante und nützliche Beyträge zur Staatenkunde, wenn ſie neue und zuverläſſige Data enthalten: aber dieſs iſt es eben, was wir in dieſen Tabellen vermiſſen. Z. B. S. 3 behauptet der Vf., ſämmtliche Bergwerke im Schmalkaldenſchen würden *auf Rechnung der Regierung* betrieben: es findet gerade das Gegentheil Statt, alle dieſe Bergwerke ſind in den Händen von *Privat-Eigenthümern*, ſie werden gewerkſchaftlich betrieben, und das Gouvernement bezieht davon blos den Zehnten. — S. 4 wird unter der Rubrik: *Induſtrie, Manufactur und Handel* angeführt, in Caſſel befanden ſich Fabriken von ſeidenen Strümpfen, ſeidenen Bändern, Knöpfen, Bijouterie-Waaren u. ſ. w.: dieſs iſt ganz falſch, dergleichen Fabriken kennt man dort gar nicht; dagegen hat der Vf. einen Hauptzweig der Induſtrie in Caſſel ganz unerwähnt gelaſſen, nämlich die Hutmanufacturen. — Bey *Karlshafen* wird der Production des Eſſigs er-

Digitized by Google

wähnt, welche dort nur unbedeutend iſt; dagegen hat Hr. B. Wittenhaufen ganz übergangen, wo dieſes Product einen Hauptnahrungszweig der Einwohner ausmacht, und ein wichtiger Handelsartikel iſt. — In *Rauſchenberg* (welches unrichtig Rauſchemberg genannt wird) ſollen nach der Angabe des Vfs. Mützen- und Plüſch-Fabriken ſich befinden: dergleichen ſind an dieſem Orte gar nicht anzutreffen. — Bey *Hersfeld* (welches an vielen Stellen unrichtig Herzfeld genannt wird) geſchieht blofs einer Raſch-Manufactur Erwähnung: der Hauptnahrungszweig dieſer Stadt hingegen, die Manufactur wollener Tücher, wird gar nicht berührt. — In *Schmalkalden* ſollen mehrere Tabacks-Fabriken ſich befinden: es exiſtirt dort keine einzige. — S. 5 iſt bey Herzählung der Flüſſe in Heſſen die *Diemel* gänzlich ausgelaſſen, und die *Edder* fälſchlich *Ladder* genannt. — Die *Schwalm* fällt nicht, wie Hr. B. anführt, bey Gudensberg in die Fulda, ſondern bey Felsberg. Die Städte *Immenhauſen* und *Vacha* heifsen hier unrichtig *Inmenhauſen* und *Wach*. — S. 6. Unter der Rubrik: *Öffentlicher Unterricht*, wird geſagt, in Marburg ſey *un collège ou académie*, in Caſſel hingegen *deux collèges ou académies*. Es iſt ſchwer zu begreifen, was Hr. B. unter den Ausdrücken: *Collège* und *Académie* ſich gedacht hat. Bey Marburg ſcheint die Univerſität darunter verſtanden zu ſeyn, aber in Caſſel müfste es hienach *zwey* Univerſitäten geben, wo doch bekanntlich keine vorhanden iſt. Auf jeden Fall iſt dieſe Angabe unrichtig, und führt zu Irrthümern. — In *Marburg* ſoll ferner eine Akademie der Malerey, Bildhauerey und Baukunſt ſeyn: aber eine ſolche exiſtirt dort gar nicht und hat nie daſelbſt exiſtirt. Noch weniger befindet ſich daſelbſt, wie Hr. B. verſichert, eine Militärſchule für die Artillerie; auch giebt es an dieſem Orte nicht, wie der Vf. anführt, eine beſondere Forſt-Lehr-Anſtalt, man müfste denn das ſogenannte ſtaatswirthſchaftliche Inſtitut darunter verſtehen, deſſen Mitglieder bisweilen Lehrvorträge über Forſtwiſſenſchaft halten. — S. 8 will der Vf. einen Etat ſämmtlicher Staatsdiener im ehemaligen Kurheſſen liefern, aber ſeine Angaben ſind gröſstentheils falſch. So ſoll z. B. das Perſonal der Oberrentkammer, die Subalternen ungerechnet, aus einem Director und 16 Mitgliedern beſtanden haben: der erſte beſte kurheſſiſche Addreſskalender hätte den Vf., wäre er der deutſchen Sprache mächtig geweſen, belehren können, dafs dieſes Collegium kaum halb ſo viele Mitglieder zählte.

Aus der Probe, welche wir hier von den Fehlern Einer Tabelle geliefert haben, werden die Leſer leicht einen Schluſs auf die Mängel der anderen ziehen können. Wir wollen daher, ohne uns bey dieſen aufzuhalten, gleich zur Prüfung des übrigen Theils dieſes Werks ſchreiten.

Das Verzeichniſs der vorzüglichſten Städte Weſtphalens nebſt Angabe der Zahl ihrer Einwohner und Feuerſtellen iſt wörtlich aus *Haſſel's* ſtatiſtiſcher Darſtellung des Königreichs Weſtphalen abgeſchrieben. Die über die öffentliche Schuld mitgetheilten Nachrichten ſind gröſstentheils aus der über dieſen Gegenſtand in der Verſammlung der Reichsſtände zu Caſſel vom Staatsrath *Malchus* gehaltenen, im weſtphäliſchen Moniteur abgedruckten, Rede bekannt: Hr. B. aber giebt unrichtig den Zinsfufs der Capitalien, welche zur Bezahlung der an die franzöſiſche Regierung ſchuldigen Kriegsſteuer von 20 Mill. Franken hergeſchoſſen worden, zu 6—10 Procent an, dieſe Capitalien tragen kaum 4—6 procentige Zinſen. — Bey dem Verzeichniſs, welches Hr. B. von den Lehranſtalten liefert, finden wir Folgendes zu erinnern. Unrichtig äufsert der Vf., die Univerſität Marburg ſey faſt ohne Studenten (*l'université est presque déserte*). — Bey Caſſel wird ein *Collegium illustre* erwähnt: dieſs exiſtirt aber daſelbſt ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr. Über die weſtphäliſchen Univerſitäten überhaupt fällt Hr. B. folgendes ſehr einſeitige Urtheil: „*La plûpart des universités de la Weſtphalie comme presque toutes celles fondées et instituées sous la protection des papes avaient principalement pour objet de former des ecclésiastiques; l'étude des auteurs scholastiques et de la théologie consumèrent long-tems les heures précieuses des instituteurs et des élèves qui disputaient gravement et en mauvais latin sur les dogmes absurdes d'une controverse ignare, fanatique ou insidieuse. Les améliorations, que le progrès des lumières a pu occasionner dans le système d'enseignement, qui subsiste aujourd'hui, ne sont pas comme on pourrait le croire, l'ouvrage des universités, mais celle du tems, auquel tout doit enfin céder. On y enseigna longtems la philosophie des Grecs divisée en trois branches, les phénomènes de la nature, la morale et la logique; cette dernière n'avait guères produit moins de sophistes en Allemagne lors du schisme de Luther, qu'elle n'en produisit à Athènes au tems d'Aristipe. La logique quoique postérieure à la physique et à l'éthique était pourtant démontrée avant elles; on pensait avec raison, que le disciple devait commencer par se former le jugement, pour raisonner sur des objets d'une si haute importance. Cette division de la philosophie fut ensuite changée: au lieu de trois parties elle en eut cinq; ainsi l'on enseignait d'abord la logique, ensuite l'ontologie, la pneumatologie, puis la morale et la théologie, qui n'avaient formé long-tems qu'un seul corps de doctrine. — L'instruction publique en Weſtphalie réclame impérieusement une reconstitution plus conforme et plus analogue aux idées libérales du siècle, au système actuel du gouvernement.*" Wie ganz anders urtheilte noch vor Kurzem des Vfs. berühmter Landsmann, Hr. *Villers*, über die Univerſitäten in Weſtphalen!

Die Darſtellung, welche Hr. B. vom gegenwärtigen Verwaltungs-Syſtem in Weſtphalen in gedrängter Kürze mittheilt, iſt eben ſo mangelhaft, als es die Notizen ſind, welche er vom früheren Zuſtande dieſes Staats liefert. Hier nur von einigen Fehlern derſelben! Hr. B. führt (S. 9) an, die Miniſter wohnten zwar den Sitzungen des Staatsraths bey, hätten aber keine *berathende* Stimme. Dieſs iſt falſch, ſie haben allerdings eine *berathende*, aber keine *entſcheidende* Stimme im Staatsrathe. — Nach S. 11 ſoll bey einer jeden Unterpräfectur auch ein Unter-Präfecturrath ſich befinden: dieſs iſt durchaus irrig, blofs den Präfecten iſt ein Präfecturrath beygeord-

Digitized by Google

net. — Hr. B. behauptet (S. 11) unrichtig, die General-Departements-, Diſtricts- und Municipal-Räthe würden bloſs aus *Grund-Eigenthümern* gewählt: ſie können eben ſo gut aus der Claſſe der *unbegüterten* Gelehrten und Künſtler gewählt werden. — S. 12 ſagt der Vf., der Staatsrath als Caſſationshof habe die Reviſion der Proceſſe in letzter Inſtanz: dieſs iſt ein grober Irrthum, der Caſſationshof hat in keinem Rechtsſtreite die Reviſion, da ihm keine Entſcheidung der Proceſſe, ſondern bloſs die Aufhebung des Urtheils im Fall der Nichtigkeit zukommt. — Nach S. 12 kann der Caſſationshof ein Urtheil bloſs annulliren, wenn gegen die Form gefehlt iſt: dieſs iſt unrichtig, eine Annullirung findet auch Statt, wenn gegen offenbar klare Geſetze geſprochen worden. — Hr. B. ſagt (S. 12), die Advocaten des Staatsraths wären mit dem *examen des affaires, qui sont de nature à être portées en la cour de cassation*, beauftragt: dieſs kann zu einem Miſsverſtändniſs Anlaſs geben; es iſt nicht die Prüfung, ſondern vielmehr die Einführung dieſer Sachen, welche den Staatsraths-Advocaten obliegt. — Die (S. 13) mitgetheilte Notiz über die Verwaltung der Bergwerke, iſt durchaus fehlerhaft. Hr. B. ſagt: das Bergweſen werde durch drey General-Commiſſäre verwaltet, die unter einem General-Director ſtehen, ein Ingénieur en Chef verſehe das Amt des General-Secretärs. Es ſind aber nicht General-Commiſſäre, ſondern General-Inſpectoren, denen die General-Verwaltung des Bergweſens übertragen iſt, und einer derſelben, nicht ein Ingénieur en Chef, bekleidet zugleich die Stelle des General-Secretärs. — *Riechelsdorf*, der Sitz der Weſer-Diviſion der Bergwerke, wird (S. 13) unrichtig *Reigeilsdorff* genannt.

Den Schluſs dieſer Schrift macht eine Vergleichung des vorigen Verwaltungs-Syſtems in Weſtphalen mit dem gegenwärtigen. Wir haben aus dieſem Abſchnitte erſehen, daſs Hr. B. nicht ohne ſtaatswiſſenſchaftliche Kenntniſſe iſt, daſs er *Adam Smith* geleſen, und einige ſeiner Hauptſätze behalten hat. Dieſs konnte ihn jedoch unmöglich berechtigen, über die frühere Verwaltung eines Staats, deſſen eigentliche Verhältniſſe ihm, nach allem zu ſchlieſsen, nur höchſt unvollkommen bekannt waren, abſprechende Urtheile zu fällen, und in Anſehung ſeiner künftigen Adminiſtration mit Precioſität und der Miene des Sachkenners oberflächliche Rathſchläge zu ertheilen. Mehr als abgeſchmackt aber iſt es in der That, wenn er (S. 14) die neue Ordnung der Dinge auf Koſten der alten in folgenden Ausdrücken herauszuſtreichen ſich bemüht. *L'ignorance, la barbarie et les préjugés, voilà l'ancien état: la lumière, le droit et la justice, voilà la doctrine nouvelle.*" Welche irrige Vorſtellung muſs ſich hienach der Ununterrichtete, beſonders der Ausländer, vom ehemaligen Zuſtande dieſer Länder bilden! Muſs er nicht daraus ſchlieſsen, daſs dieſelben vor dem tilſiter Frieden auf der niedrigſten Stufe der Cultur geſtanden haben, daſs mit der neuen Ordnung der Dinge erſt Licht an die Stelle der Finſterniſs, und Aufklärung an die Stelle der Unwiſſenheit getreten ſey? Und welchen Vorwurf enthalten nicht zugleich dieſe Worte für alle deutſchen Staaten, die noch gegenwärtig auf eine ähnliche Art verwaltet werden, wie Weſtphalen vor dem tilſiter Frieden! — Es iſt nicht zu leugnen, daſs die vorigen Regierungen der weſtphäliſchen Provinzen Vieles zu wünſchen übrig lieſsen, daſs unter ihnen mehrere Zweige der Verwaltung höchſt fehlerhaft organiſirt waren, daſs unzählige Maſsregeln, welche man traf, den Principien einer geläuterten Politik geradezu widerſprachen, daſs Einheit und Harmonie, die Grundlagen einer guten Geſetzgebung, faſt überall vermiſst wurden, und daſs in den meiſten Fällen das neue Verwaltungsſyſtem bedeutende Vorzüge vor dem alten hat: aber man darf doch auch das viele Gute nicht verkennen, das unter den vorigen Regierungen in dieſen Ländern gewirkt worden; darf doch den Einfluſs nicht vergeſſen, den ſo manche treffliche Verordnung auf Nationalwohlſtand und Cultur gehabt hat; darf die Denkmäler nicht aus dem Auge verlieren, welche den Künſten und Wiſſenſchaften an ſo vielen Puncten des Reichs geſetzt worden ſind.

Wenn der Vf. in der Einleitung zu ſeinem Werke den Satz aufſtellt, der praktiſche Nutzen der Statiſtik zeige ſich bloſs in der Anwendung, welche die Staatswirthſchaft von ihr mache: ſo hat er vollkommen Recht, und wir wollen ihm darin gar nicht widerſprechen; wenn er aber hinzufügt, daſs die Staatenkunde darum von ſo geringem praktiſchem Nutzen in Deutſchland geweſen ſey, weil die Staatswirthſchaft in dieſem Reiche bisher im Zuſtande der Barbarey ſich befunden habe: ſo verfällt er in einen groben Irrthum. Es war in den meiſten Fällen nicht die Unbekanntſchaft der deutſchen Nation mit den beſſeren Principien der Staatswirthſchaft daran Schuld, daſs dieſelben bisher bey der öffentlichen Verwaltung ſo wenig befolgt wurden; es fehlte nicht an Sachkennern und guten Köpfen in Deutſchland, die das Unpolitiſche und Nachtheilige ſo mancher Geſetze, die gegeben wurden, vollkommen einſahen, und herzlich das Schickſal ihrer Mitbürger bedauerten, welche unter dem Drucke ſolcher Geſetze ſeufzten: ſondern es lag vielmehr die ganze Schuld von dieſem Übel darin, daſs gerade die Männer, welche an der Spitze ſtanden, bloſse Routiniers waren, denen jene beſſeren ſtaatswirthſchaftlichen Kenntniſſe mangelten, oder daſs die Regenten durchaus keinen Sinn für Neuerungen und Reformen hatten, und es am liebſten ſahen, wenn alles hübſch im alten Gleiſe blieb, und vom gewöhnlichen Schlendrian um kein Haar breit abgewichen wurde.

Wir hoffen durch dieſe Kritik unſere Leſer überzeugt zu haben, daſs es Hn. B. keineswegs gelungen iſt, dem Publicum eine *Statiſtik von Weſtphalen* zu liefern, wie ſie der Titel ſeines Werks verſpricht, und wie man ſie von den günſtigen Verhältniſſen, unter denen er ſchrieb, zu erwarten berechtiget war. Überhaupt ſcheint uns auch der gegenwärtige Zeitpunct zu einem ſolchen literariſchen Unternehmen durchaus nicht paſſend, da bis jetzt mehrere wichtige Zweige der Verwaltung dieſes Staats theils noch gar nicht, theils nur unvollſtändig organiſirt ſind. Höchſt wünſchenswerth indeſſen iſt es, daſs nach vollendeter Organiſation die Bearbeitung einer pragmatiſchen Statiſtik von Weſtphalen von Seiten der Regierung einem ſachkundigen, mit theoretiſchen, beſonders ſtaatswirthſchaftlichen Kenntniſſen gehörig ausgerüſteten Geſchäftsmanne übertragen werde, damit recht bald dieſe bedeutende Lücke in der Literatur der Staatenkunde ausgefüllt, und der in ſo mannichfaltiger Hinſicht höchſt intereſſante neu aufblühende Staat nach allen ſeinen Verhältniſſen dem Publicum dargeſtellt werde.

A — B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 JUNIUS, 1809.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Rein u. Comp.: *W. Wittmann's*, der Arzneykunde Dr's., *Reisen in der europäischen Türkey, Kleinasien, Syrien und Ägypten in den Jahren* 1799, 1800, 1801 *und* 1802. Nebst Bemerkungen über die Pest und andere in der Türkey herrschende Krankheiten, wie auch einem meteorologischen Tagebuche. Aus dem Englischen mit Anmerkungen und mit *Desgenette's, Larrey's, Pugnet's, Sotiras* und Anderer Untersuchungen über die Pest übersetzt von *J. A. Bergk*. Zweyter Band. Mit Kupfern. 1805. 347 S. 8. (2 Thlr.)

Die wichtige Begebenheit, worauf dieses Werk, dessen erster Theil von einem anderen Recensenten 1805. No. 192 beurtheilt worden, sich beziehet, ist von anderen, viel merkwürdigeren, uns näher angehenden, durch eben den grosen Helden, der die Hauptperson in jenen ist, so sehr in Schatten gestellt, dass eine ausführliche Recension gar füglich entbehrt werden kann. Der Vf. war als Arzt bey dem kleinen englischen Corps, oder, wie es in dem Buche genannt wird, der militärischen Gesandtschaft angestellt, die die türkische Armee des Grosveziers, welche über Syrien gegen die Franzosen in Agypten marschirte, begleitete. Er hat die Ereignisse eines jeden Tages, die unter seinen Augen vorfielen, und die ihm aufgestosenen Merkwürdigkeiten, von was für einer Art sie auch seyn mochten, genau und sorgfaltig niedergeschrieben. An Geschicklichkeit, das Wichtigere von dem minder Wichtigen auszuwählen, und an Treue und Ruhe bey Abfassung seiner Bemerkungen und Urtheile, zeichnet er sich auf eine vortheilhafte Art aus. Nirgends zeigt er feindselige Gesinnungen gegen die Feinde seines Vaterlandes. Wenn er die Meinungen französischer Gelehrten anführt: so geschieht es mit der ihren Verdiensten schuldigen Achtung. Er nimmt sich in Acht, über Dinge zu urtheilen, ja nicht einmal darüber zu referiren, wovon er nicht Augenzeuge gewesen war. Daher spricht er so selten von den Operationen der französischen und englischen Armeen, die während seines Aufenthalts in Agypten vorfielen. Was bey dem türkischen oder eigentlich bey dem mit dem türkischen vereinigten englischen Corps vorging, beschäftigte ihn so sehr, dass ihm keine Zeit zu Seitenblicken übrig blieb. Da es so selten ist, dass Europäer mit Türken ins Feld ziehen: so sind die Nachrichten von dem Lager der Türken, ihrem Marsche und übrigen Einrichtungen neu und anziehend. Aus den Verordnungen, die der Grosvezier bekannt machte, S. 30, erhellet, dass auf das ihm dienende englische Hülfscorps keine Rücksicht genommen, und dass es mit den Eingebornen denselben Beschwerlichkeiten und Entbehrungen unterworfen war. Über den gänzlichen Mangel an Mannszucht und Ordnung im Felde und im Lager, der den Türken auch auf diesem Zuge oft nachdrücklich vorgeworfen wurde, werden sehr bittere Klagen geführt, und aus der unterlassenen Aufmerksamkeit auf die gemachten Erinnerungen, dem Glücke der türkischen Waffen ein nachtheiliges Prognosticon gestellt, S. 67. Zu den guten Anordnungen in der türkischen Armee gehört die Anstellung eines aus den Janitscharen gewählten Corps, das den Auftrag hat, die Armee mit Wasser zu versorgen. Wie sehr aber contrastirt dagegen, dass die Türken keine Spitäler noch Spitalzelte bey ihren Armeen haben, und die gemeinen Soldaten, die auf dem Wege krank werden, hülflos zurückgelassen werden, S. 257. Über die Pest, die nicht allein in Kahira und anderen Städten 1801 grose Verheerungen anrichtete, sondern auch bey der türkischen, und aller Vorsichtsmasregeln ungeachtet, bey der englischen Armee viele Menschen hinwegraffte, sagt der Vf., welcher Pestkranke selbst behandelte, und von Ärzten, die mehr Erfahrung hatten, Erkundigung einzog, viel Belehrendes. Dass die Pest ansteckend sey, hält er für unbezweifelt gewis. Es gelang ihm aber nicht, dem Schiffschirurgen D. *White* seine Überzeugung mitzutheilen. Dieser impfte sich das Pestgift ein, u. starb daran. Die Sorglosigkeit der Türken zur Pestzeit, und ihre Unbedenklichkeit, von den Betten und Kleidungen der an der Pest Verstorbenen Gebrauch zu machen, lasst nicht erwarten, dass die Pest je unter ihnen werde ausgerottet werden. Nach dem, was der Vf. horte, wüthet die Pest am heftigsten in Ägypten, wenn sie aus Syrien kommt. Die Franzosen bemerken, wenn sie aus Oberägypten kommt, und daher hatte sie auch 1801 ihren Ursprung, wo sie übrigens nicht so haufig ist, als in Unterägypten. S. 266 u. f. — Die Nachrichten, die ein Priester aus Habesch, der von Kahira nach Jerusalem reisen wollte, von den Pflanzen, Thieren und Gewohnheiten seines Vaterlandes gab, kamen mit denen von *Bruce* so sehr überein, dass sie nicht wenig zur Bestätigung der Glaubwürdigkeit dieses Reisenden dienen. S. 110. — Von einem Arzt, der in Ägypten reiset, kann man wohl vermuthen, dass er den Pflanzen S. 125, dem den Reisenden so gefährlichen Winde Chamsin S. 34, dem Steigen des Nils S. 190, und von einem Welt-

Digitized by Google

bürger, dafs er dem Sklavenmarkt S. 130 seine Aufmerksamkeit schenken werde. Aber unser Vf. ist auch Literator, handelt von den Pyramiden S. 88, untersucht die Katakomben der Mumien S. 116, findet Spuren von dem alten Memphis zu Metterhenne S. 185, besucht die Alterthümer in der Nähe von Alexandrien S. 205 u. d. m. An diesem Orte schiffte er sich auf einer mit Griechen bemannten Corvette 1802 nach der Insel Rhodus ein, die ihm in Vergleichung mit Ägypten ein Paradies zu seyn schien. Auf der Fahrt nach Constantinopel berührt er verschiedene Inseln des Archipelagus, Stanco, Samos, Scio, wo der Mastixbaum einheimisch ist, der Terpentinbaum ein dem Mastix ähnliches Gummi giebt, viel Olivenöl zur Exportation, Wein zur einheimischen Consumtion gewonnen wird. In dem Hospital für Aussatzige, 2 engl. Meilen von der Stadt, waren 200 Personen beiderley Geschlechts. Aufser dieser Krankheit leiden die Einwohner an skrophulösen Geschwülsten, Schwindsucht, Hämoptysis u. s. w. Mytilene scheint arm und unfruchtbar zu seyn, wenn man von Scio kommt. Indefs sind auch da Getreidefelder, Olbäume, Weinstöcke u. s. w. Auf Tenedos ist Schöpsenfleisch und Wein wohlfeil, und Wein die Hauptausfuhr. Am 18 May kam der Vf. in Constantinopel an, reiste schon den 23 wieder ab über Wien nach England, wo er den 21 Jul. eintraf. Die Bemerkungen auf dieser Reise sind wegen ihres geringen Gehalts von dem Uebers. weggelassen. Hr. *Bergk* hat seiner, so viel wir ohne Vergleichung des Originals urtheilen können, wohlgerathenen Uebersetzung dadurch einen besonderen Vorzug gegeben, dafs er des Vfs. Nachrichten mit den von den französischen Gelehrten, die um dieselbe Zeit in Ägypten gewesen sind, bekannt gemachten sehr oft verglichen, und recht umständliche Excerpte aus ihren, so wie aus anderen Schriften glaubwürdiger Reisenden mitgetheilt hat. S. 89—99 hat Hr. *B.* einen Zusatz aus *Reynier* über den Zweck der Pyramiden, der diesem ein religiöser gewesen zu seyn scheint, welcher jedoch den, zum Denkmal oder Mausoleum gedient zu haben, nicht ausschliefset, in den Text eingerückt.

Die Kupfer fehlten bey dem Exemplar, das vor uns liegt. Sind sie etwa nicht herausgekommen?

— u —

Görlitz, b. dem Vf. und Leipzig, in Commission b. Kummer: *Nachricht von Surinam und seinen Einwohnern, sonderlich den Arawacken, Waraunen und Karaiben, von den nützlichsten Gewächsen und Thieren des Landes, den Geschäften der dortigen Missionarien der Brüderunität und der Sprache der Arawacken.* (Der Unterschrift unter der Vorrede nach, von *C. Quandt.*) 1808. XIV u. 316 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. dieses Werkes, der Sohn eines aus Erfurt gebürtigen, evangelisch-lutherischen Predigers auf einem Dorfe in Liefland, verlor seinen Vater in der zarten Jugend, und wurde der deutschen Brüdergemeine in der Lausitz zur Erziehung übergeben. Hier, vorzüglich im Brüder-Seminario zu Barby, erhielt er seine Bildung, die sich aber, nach allen Umständen zu urtheilen, nur auf den Zweck einschränkte, einen tauglichen Schulmeister abzugeben. Der Unterricht der Schuljugend war wenigstens vor seiner Mission sein eigentlicher Beruf. Schon in den J. 1735 und 1736 wurden von Holland aus Missionarien nach Surinam oder eigentlich nach der Kolonie Berbice geschickt. Diese Missionarien waren Glieder jener Brüdergemeine. Ihre Mission hatte einen so guten Fortgang, dafs sie im J. 1747 tiefer im Lande, am Bache Wironje, der in den Berbice-Strom fallt, eine eigene Niederlassung, *Pilgerhut* genannt, errichteten. Weil sich die Zahl der wilden Landeseingeborenen, die sich taufen liefsen, und zur Lehre des Christenthums bekannten, bis auf 400 vermehrte: so fanden sich die Missionarien bewogen, mehrere Niederlassungen im Lande zu errichten. Dies wurde im J. 1757 an zwey Orten ausgeführt, am Bache Kuiwi nämlich, der in den Korentin-Strom fallt, und am Saramaka-Strome. Jene erstere Niederlassung der Missionarien wurde *Ephraim*, die letztere *Saron* genannt.

Die Niederlassung in *Pilgerhut* wurde bey der im J. 1763 erfolgten Empörung der schwarzen Sklaven ganz verlassen. Ein gleiches Schicksal hatte aus eben diesem Grunde die Niederlassung *Ephraim*. Doch errichteten die Missionarien, nach der Dampfung der Empörung der schwarzen Sklaven, am Korentin-Strome eine neue Niederlassung, *Hoop* oder *die Hoffnung* genannt. Diese besteht noch jetzt. Die Niederlassung der Missionarien, *Saron* genannt, ist aber schon im J. 1779 ebenfalls ganz verlassen worden. Unser Vf. ging im J. 1768 als Missionär der Brüder-Gemeine nach Surinam. In den ersteren Jahren seiner Mission mufste er sich dieses Geschäfts bey der in der Niederlassung *Saron* angesiedelten Gemeine der Eingebornen unterziehen. In der Folge verwechselte er diese Mission mit der in der Niederlassung *Hoop* am Korentin-Strome. Im J. 1780 kehrte er nach Europa zurück. Die Zeit seiner Mission betrug also zwölf Jahre.

Bey dem Bestreben desselben, nützliche Nachrichten von dem von ihm besuchten Lande zu geben, mufs man oft bedauern, dafs er nicht ausgebreitetere gelehrte Kenntnisse besafs. Der Mangel daran ist fast auf jeder Seite dieses Werkchens sichtbar. Das Werk selbst ist in Briefen abgefasset. In den erstern zehen Briefen erzahlt der Vf., nur zu umständlich, seine eigenen Schicksale sowohl, während seiner Mission, als die Schicksale der Missionen der Brüdergemeine zu Saron am Saramaka-Strome, und zu Hoop am Korentin. In diese wortreiche Erzahlung mischt er oft naturhistorische Nachrichten, aber auch abergläubische Sagen, deren Nacherzahlung den Mangel an Bildung verräth.

Die folgenden Briefe enthalten Nachrichten von einigen in dieser Gegend des südl. Amerika's einheimischen Bäumen und Pflanzen. Der Vf. stimmt hier mit anderen Reisebeschreibern, z. B. mit *Hartsink*, *Fermin*, mit des Britten *Eduard Bankroft's* Naturgeschichte von Guiana, und mit *Ludwig's* neuesten Nachrichten von Surinam überein, ungeachtet ihm gewifs alle diese Schriftsteller ganz unbekannt waren. Er sagt z. B.

wenn man einen Ableger des *Piſangbaumes* (*Muſa Paradiſiaca*) pflanze, könne man in Jahr und Tag die Frucht davon genieſsen. So ſagt auch *Hartſink* S. 62, der Baum gelange in 9 Monaten zu ſeiner völligen Gröſse, und liefere bald hernach ſeine Früchte. Unſer Vf. vergleicht den Geſchmack der geröſteten Piſangfrucht dem Geſchmacke einer Faſtenbrezel. Von der Piſangfrucht unterſcheidet er eine ihr einigermaſsen ähnliche, hier auch einheimiſche Frucht, welche er die Bakuva nennt. Er ſagt, ehe dieſe blühe, unterſcheide man ſie von jener Gattung, welche die Banane genannt wird, nur an einem ſchmalen ſchwarzen Streifen, der die Blätter umgebe. Die Bakuva werde nur friſch als Obſt gegeſſen, und ſchmecke wie die ſchönſte *Birneblank* (*Beurré blanc* wollte er ſchreiben). *Hartſink* nennt die Baumart, auf welcher die letzterwähnte Frucht wächſt, Backofen oder Feigenbaum (*Muſa ſapientum Linn.*). Dieſe letztere iſt die Frucht, deren Erziehung in den europäiſchen Gewächshäuſern eine ſo groſse Sorgfalt erfodert, und deren Genuſs Friedrich der Einzige ſo ſehr liebte, daſs er auf die Pflege derſelben beträchtlich viel aufwendete. Der von unſerm Vf. erwähnten *Papaja-Frucht* und der *Mamaja-Frucht* gedenkt auch *Philipp Fermin* unter dem nämlichen Namen. Der Name iſt, wie unſer Vf. bemerkt, arawackiſch. Die erſterwähnte Gattung dieſer beiden Früchte tragenden Bäume ſolle *Carica Linn.*, die andere aber *Mammea Linn.* ſeyn. Unſer Vf. nennt die erſtere Gattung, die *Baum-Melone*, und ſagt: die männlichen Bäume dieſer Fruchtgattung trügen keine Frucht, aber viele Blüthen. — Der ohne Zweifel beſſer unterrichtete Dr. *Fermin*, in der Beſchreibung der Kolonie Surinam, I. S. 183 ſagt: die Frucht des weiblichen Baumes habe die Geſtalt einer Gurke, und die Gröſse einer Quitte; die Frucht des männlichen Baumes aber die Geſtalt und die Gröſse einer *Melone*. Der weibliche trage in jedem Jahre Früchte.

Wir könnten von dieſer Art mehr anführen. Unſere Abſicht aber war bloſs, auf eine ſolche Vergleichung diejenigen, welche die Nachrichten intereſſiren, aufmerkſam zu machen. — Die Schreibart des Vfs. iſt ſehr nachläſſig und fehlerhaft. 2 + 8.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Brſſeur: *Du droit public et des gens, ou principes d'association civile et politique ſuivis d'un projet de paix générale et perpétuelle* par *J. J. B. Gondon.* 1807. I Th. XVI u. 388 S. II Th. 322 S. III Th. 340 S. 8.

Der Titel des Buchs ſcheint zu der Erwartung zu berechtigen, daſs man hier Raſonnement über ſtaats- und völker-rechtliche Materien finden werde: dieſe Hoffnung wird aber nur ſehr unvollkommen durch das Leſen des Buches ſelbſt befriedigt. Gleich zu Anfang entſchuldigt ſich der Vf. in der Vorrede damit, daſs er in einem Dorfe im Dep. Vaucluse lebe, und an allen literariſchen Hülfsmitteln einen gänzlichen Mangel leide; erſt ſeit ein paar Monaten, wo er ſich zu Paris aufhalte, habe er einige politiſche Werke geleſen und benutzt, woraus man denn ſieht, daſs ihm mehrere der trefflichſten, vorzüglich neueren Werke gänzlich unbekannt geblieben ſind. Jedoch würden wir dieſs allein dem Vf. ganz und gar nicht als Vorwurf anrechnen, ſobald er nur ſeinen Gegenſtand mit eigenthümlichem Geiſte behandelt, uns neue Anſichten und Geſichtspuncte eröffnet hätte. Allein wir glauben, ohne ungerecht zu ſeyn, bekennen zu müſſen, daſs nach unſerer Einſicht dieſes Werk ohne allen Nachtheil für die Wiſſenſchaft gänzlich ungeſchrieben hätte bleiben können. Eine genauere Anzeige der einzelnen Theile des Buches, deſſen Vf. doch ein natürlich zuſammenhängendes Syſtem aufgeſtellt zu haben behauptet, wird unſer Urtheil am beſten rechtfertigen. Das ganze Werk zerfällt in 6 Bücher, jedes Buch wiederum in mehrere Capitel, unter welchen wir wenigſtens nicht den mindeſten Zuſammenhang haben entdecken können. Das erſte Buch führt die Überſchrift: *De la ſociété dans ſes rapports avec le bonheur du genre humain.* Hier ſpricht der Vf. in 8 Capiteln über die verſchiedenen Arten der Geſellſchaft, welche er in die *ſociété primitive, domeſtique, civile* und *politique* unterſcheidet, von dem *principe diſtinct des trois ſocietés*, von dem moraliſchen Objecte, und endlich von dem allgemeinen Reſultate derſelben. In allen dieſen verſchiedenen Capiteln haben wir ſelten mehr gefunden, als ein verworrenes, mit vielen Declamationen untermiſchtes Raſonnement, welches, ſtatt ſich ſtreng an die angegebenen Gegenſtände zu halten und dieſe zu erläutern, die heterogenſten Dinge unter einander miſcht und alle Begriffe verwirrt. In manchen anderen Wiſſenſchaften legt dabey der Vf. die gröbſte Unwiſſenheit an den Tag, wenn er z. B. als ausgemacht behauptet, die bey den Wilden noch gewöhnliche Vermiſchung von Menſchen und Thieren erzeuge die Ungeheuer, welche ſich in den Wüſten vorfänden. — Ganz unerwartet handelt nun das 2te Buch von den Truppen in ihrem Verhältniſſe zur Sicherheit jedes einzelnen Staats. Darin wird in 6 Capiteln über die Bildung und Beſtimmung der Armee und über die Gefahren eines zu zahlreichen Heeres geſprochen. Das Urtheil, das wir über das erſte Buch fällten, gilt auch hier vollkommen. In einem gleichen Geiſte handeln die 6 Capitel des 3ten Buchs von der inneren Organiſation des Heeres, von der Diſciplin, Subordination, von Verräthern, Überläufern, militäriſchen Strafen und Belohnungen. In den 17 Capiteln des 4ten Buchs, welches die Überſchrift führt: *De la guerre dans ſes rapports avec les différentes conditions de l'homme*, handelt unſer Vf. zum Theil ſehr verſchiedenartige Gegenſtände ab. Nicht nur von den verſchiedenen Arten des Kriegs, welcher hier in Duell, Bürgerkrieg und Krieg verſchiedener Nationen unter einander unterſchieden wird, ſondern auch von den nöthigen Eigenſchaften eines guten Generals, von den Kriegsliſten, von Negotiationen, Ambaſſaden und Allianzen, von groſsen Schlachten, Finanzen, öffentlichen Anleihen und von dem Nutzen und Urſprunge des Handels wird hier in eigenen Capiteln gehandelt.

Das 5te Buch endlich enthält das Project eines ewigen Friedens. In 5 Capp. ſpricht darin unſer Vf. ſehr weitläuftig über den Nutzen eines ewigen Friedens, über die Bedingungen deſſelben, vorzüglich Aufopferung des eigenen Intereſſe für das allgemeine Beſte (freylich eine böſe, ſchwere Bedingung, welche aber

Digitized by Google

unserem Vf. sehr leicht erscheint), über das Princip des ewigen Friedens, welches er in der Bestimmung und dem Zwecke einer jeden Gesellscheft findet, demjenigen, der sich in sie begiebt, den Frieden zu sichern, — in allen diesen finden sich häufige Wiederholungen, Durcheinandermischung der Materien und Einmischung vollkommen heterogener Dinge, Räsonnements so weitschweifig und seicht, dass auch die kürzeste Anzeige für sie zu lang wäre — endlich noch im 5. Cap. über die Bildung des Gesetzes des allgemeinen Friedens. Wir erwarteten hier endlich neue Ideen des Vfs. zu finden, senden eber statt ihrer die schon unzählige Male gehörte Foderung, alle Nationen müssen des Völkerrecht befolgen, ihr Civilrecht müsse ein besonderes seyn, ihr Völkerrecht ein allgemeines; so wie in Beziehung auf das erste eine jede Nation ihre eigene Constitution habe, so müssen sie in Rücksicht auf das zweyte alle durch eine Constitution verbunden seyn. — Diese Idee beschäftigt unseren Vf. endlich noch in dem dritten Theile seines Werks, welcher das sechste und letzte Buch desselben umfesst. Die Ideen des Vfs. sind hier kürzlich folgende: Das Interesse eller Nationen stimmt in gewissen Puncten überein — welches diese Puncte sind, wird nicht genauer angegeben — diese müssen das Band der Vereinigung zwischen den verschiedenen Nationen geben. Die einzelnen Regenten werden leicht ihre Einstimmung dazu geben (?), einen Theil ihres particulären Interesse aufzuopfern, da elle übrigen ein Gleiches thun zu ihrem wechselseitigen Vortheile. Eben so wenig werde die Verschiedenheit der Verfassung, der Sitten und des Charakters der Nationen eine solche ellgemeine Vereinigung unmöglich machen: denn die Verschiedenheit der in einem Staate vereint lebenden Individuen sey verhältnisamäfsig eben so grofs. Nun könne auf doppelte Weise der Welt der ewige Frieden gegeben werden, entweder durch gänzliche Isolirung der einzelnen Nationen von einander, oder da diese bey dem gegenwärtigen Zustende von Europe einmel nicht möglich sey: so bleibe nur die Vereinigung aller in einen grofsen politischen Körper übrig. Über die Orgenisellon dieses politischen Gouvernements, wie es unser Vf. nennt, wird im 2 Cap. gesprochen. Um es zu bilden, sollen drey beständige oberste Gewalten in Europa errichtet werden, ein Congress, welcher die oberaufsehende, ein Tribunal, welches die richterliche, und ein Protectorat, welches die executive Gewalt im engeren Sinne, in beständiger Übereinstimmung mit den beiden anderen zur Erbeltung des ewigen Friedens, üben soll. Zu diesen drey Gewelten, welche der Vf. *pouvoirs intrinsèques* nennt, schefft er elsdann noch eine vierte, nicht perpetuirliche, ein *pouv. extrinsèque*, welcher die gesetzgebende Gewelt zustehen soll. Nachdem so das politische Gebäude der europäischen Steatenverbindung im Allgemeinen eufgeführt worden ist, wird alsdann in den folgenden Capiteln von den einzelnen Gewalten selbst weitläuftiger gesprochen, und zwar im 3 Cap. von der legislativen Gewalt, dem *pouvoir extrinsèque*. Sie soll unmittelber von den europäischen Fürsten im Namen ihrer Völker geübt werden, indem sie sich von Zeit zu Zeit versammeln, theils um neue Gesetze zu geben, theils um die bestehenden zu revidiren, und die darüber entstendenen Zweifel zu lösen. Die Gesetze selbst soll das Tribunal entwerfen und den Fürsten zur Bestätigung vorlegen. Würden die Fürsten oder Gesetzgeber je ihre Macht misbrauchen: so sollen sie von dem *pouvoir intrinsèque* im Zaume gehelten werden. — Diefs besteht nun 1) eus dem Congresse, von welchem im 4 Cap. gesprochen wird; er soll perpetuirlich seyn, und in einer freyen Stadt seine Residenz nehmen. Jede Macht schickt eu fihn einen Represententen. 2) Aus dem Tribunele, welches en demselben Orte sitzen, und auf dieselbe Weise geformt seyn soll, wie der Congrefs, von dem die Sprüche d. Tribunels bestätigt werden müssen (Cap. 5). 3) Aus dem Protectorate (Cap. 6). Die eusübende Gewelt soll einem Einzigen untergeben seyn, welcher von dem Congresse eus denvon jeder Regierung vorgeschlagenen Candidaten, sammt seinen beiden Adjuncten, erwehlt wird, entweder auf Zeitlebens, oder doch wenigstens auf 10 Jehre. Eine Bundesarmee steht dem Protector zu Gebote, zusammengesetzt aus den verhältnismäfsig sterkeren oder schwächeren Contingenten der einzelnen Staaten und von ihnen unterhalten. Die Starke dieser Bundesermee soll durch die des Heers des mächtigsten europäischen Steats bestimmt werden, damit sich beide das Gleichgewicht helten können. Ein jeder Misbrauch, welchen der Protector von seiner ihm zu Gebote stehenden Macht machen wollte, würde durch die Truppen der einzelnen Staaten, und durch die Weigerung seiner eigenen Armee vereitelt werden. (Würde aber nicht euch der rechte Gebrauch seiner Macht alsdann eus gleiche Weise häufig verhindert werden können?) Auch darin findet endlich der Vf. ganz und gar keine Schwierigkeiten, einen der mechtigsten Regenten zum Protector zu ernennen! — Das 7 Cap., welches von den Truppen jedes Staats, und von dem Gleichgewichte von Europa dem Titel nach hendeln soll, enthält wenig oder nichts, was wirklich zur Sache gehörte, dagegen weitläuftige Tiraden über des in Sold geben der Truppen, und über die Mengel des bisherigen Systems des politischen Gleichgewichts. Sehr richtig und wahr urtheilt der Vf. über den Handel: es ist nicht nöthig, und nicht möglich, dafs alle Nationen darin gleichviel gewinnen; er sey nur frey, und wird denn gewifs auch für elle, wenn auch nicht im gleichen Mafse, vortheilhaft seyn. Zum Schlusse wird endlich noch die Frage untersucht (Cap. 8), ob das eufgestellte politische Gouvernement alle Völker der Erde umfessen könne? Diefs wird wegen der zu sehr verschiedenen Cultur und Verhältnisse der einzelnen Erdtheile geleugnet, und dagegen vorgeschlagen vier verschiedene Centralregierungen — denn von dem 5ten Welttheile wird gar keine Notiz genommen — zu errichten. Im Voraus protestirt zugleich unser Vf. sehr heftig gegen den Tadel derjenigen, welche sein ganzes Project für eine unausführbere Chimäre halten möchten. Ob wir nun gleich selbst unter diese Zahl gehören: so halten wir jedoch für überflüssig, die Unausführbarkeit des Plans weitläuftig darzuthun, da die Mängel und Gebrechen desselben zu deutlich und klar am Tage liegen, als dafs es einer förmlichen Widerlegung bedürfte.

P. d. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JUNIUS, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE

BERLIN, b. Braunes: *Sammlung deutſcher Volkslieder, mit einem Anhange flammländiſcher und franzöſiſcher, nebſt Melodieen.* Herausgegeben durch *Büſching* und *von der Hagen.* 1807. XX u. 432 S. 12. (Die Melodieen beſonders, in quer 8. broſch.) (1 Thlr. 16 Gr.)

Die Herausgeber des *Wunderhorns* (J. A. L. Z. 1806. No. 18, 19) hatten, wie es ſcheint, vorzüglich auf die Theilnahme ſolcher Leſer gerechnet, die unbefangen und uneigennützig *das Schöne* in jenen alten Liedern anerkennen würden, ohne die Befriedigung eines gelehrten oder kritiſchen Intereſſe hier zu erwarten. Da aber gegenwärtig die altdeutſche Kunſt als Gegenſtand eines hiſtoriſch-philologiſchen Studiums ſich auszubilden ſtrebt: ſo fanden die Herausgeber der vorliegenden Sammlung, bey ihrem Beruf und Eifer für dieſes Studium, in der Erſcheinung des Wunderhorns leicht eine Anregung, auch *auf ihre Weiſe* für die Aufbewahrung unſerer einheimiſchen Volkslieder mitzuwirken. Ohne ſich eigenmächtige Änderungen zu erlauben, ſuchten ſie durch treue Wiederholung der ihnen dargebotenen Texte und beſtimmte Angabe der Quellen, ſo wie der etwanigen Abweichungen bey verſchiedenen Exemplaren, hier eine Einrichtung zu treffen, welche dem Geiſt der Ordnung und Zweckmäſsigkeit des hiſtoriſchen und philologiſchen Studiums entſpricht. Mit Recht wundern wir uns daher, dafs auch hier die einzelnen Lieder ſo ſehr durch einander gemiſcht ſind, dafs nirgends eine gemeinſchaftliche Beziehung des ſo verſchiedenen Alters, des Inhalts oder der Dialekte ſich unmittelbar darbietet. Einen eigenthümlichen Vorzug gewinnt die Sammlung durch die Beyfügung mehrerer originaler Melodieen; im Verhältniſs zu der Menge der Lieder dieſer Art iſt jedoch dieſer Verſuch nur ein kleiner Anfang, dem wir fernere Fortſetzung oder Nachahmung wünſchen, die der *feine Almanach* (1776) nicht gefunden hat.

Was die Herausgeber zu mehrerer Kenntniſs des deutſchen Volksliedes beygetragen haben, wollen wir dankbar anerkennen; offenbar aber hat das Intereſſe *für die Gattung* überhaupt ſie mehr beſchäftigt, als das äſthetiſche Poſtulat, dafs einzelne Lieder der Art nur dann der Bekanntmachung werth ſind, wenn ſie durch inneren Gehalt und charakteriſtiſche Individualität auf eine ſolche Auszeichnung Anſpruch machen können. Es giebt in dieſem Felde vielfältigen *Miswachs;* neben den trefflichſten Liedern die gemeinſten oder doch höchſt mittelmäſsigen Reimereyen, von denen Keiner behaupten wird, „unſere beſten und gröfsten Dichter hätten ſich freundſchaftlich ihrer angenommen, ſie nachgebildet und ſich angeeignet.“ Die beyfallswürdigen Äuſserungen der Herausgeber in der Vorrede paſſen gar nicht auf manche hier vorkommende Stücke, welche die Provinzen, wo ſie in Umlauf ſind, leicht entbehren könnten, und die unter Leſern, die des Beſſeren gewohnt ſind, am wenigſten ihr Glück machen werden. So täuſcht uns oft die Idee, dafs wir die Wirklichkeit nicht in ihrer wahren Nähe erblicken. Indeſſen wäre es ſehr Unrecht, dieſerwegen den Werth mancher anderer Lieder der vorliegenden Sammlung zu verkennen, die eine ſolche Bekanntmachung unſtreitig verdienten; ſie leiden nur unbillig durch die Nachbarſchaft.

Ein anderer Fehler dieſer Sammlung iſt, dafs nicht wenige Gedichte ſich eingeſchlichen haben, die auf keine Weiſe unter der Rubrik des Volksliedes aufgeführt werden durften. — Am deutlichſten tritt der eigenthümliche Charakter unſeres Volksliedes in den *älteren* Gedichten des Wunderhorns hervor; jugendlich und heiter liebt es eine freye Bildung, ohne der mehr reflectirenden, regel- und kunſtmäſsigen Form nachzuſtreben, vor allen verſchmäht es jede überflüſſige poetiſche Ziererey. Die Einwendung wird uns nicht irren, dafs *jetzt* ſo Manches als Volksgeſang gehört werde, was durch Inhalt und Form mit den Werken unſerer modernen Poeſie ganz auf derſelben Linie ſteht; auf dieſe Art müſste der Name *Volkslied* zuletzt alle eigenthümliche Bedeutung verlieren. — Um gleich die Anwendung auf unſere Sammlung zu machen, ſo würden wir das Lied: „Ich wollt um meines Herren Haupt“ 46, mit Vergnügen unter den Gedichten eines Zeitgenoſſen *Hagedorn's* oder *Hölty's* leſen; aber *Volkslied* war es gewiſs nie, im Fall nicht auch die geiſtlichen Geſänge von *Paul Gerhard, Gellert, Fr. Spee* u. ſ. w. ſo heiſsen ſollen. (Dafs jenes Lied ſpäter, als 1690 verfertigt worden, iſt offenbar; ſein älteres Vorbild 1732 ſteht im Wunderhorn III, 177.) Dagegen iſt No. 106 eine barbariſche Reimerey, die keineswegs Volkslied, ſondern Machwerk eines Poeten des 17 Jahrh. iſt, der unendlich unter *Opitz, Dach* u. ſ. w. ſteht. Es wäre vergebens, ſich hiebey auf die Verſicherung des Verlegers S. 408 zu berufen: „allen ehrbaren jungen Geſellen und züchtigen Jungfrauen zu Gefallen“ das Lied gedruckt zu haben. Um den Abſtand zu fühlen, vergleiche man damit die herzlichen, volksmäſsigen Strophen 56, die doch auch *daktyliſch* ſind. Es kommt nur auf den angemeſſenen Vortrag an, um jene *Liebesklagen* völlig komiſch zu finden; den Gegenſatz zu der Anſicht:

Digitized by Google

„unſere Volkslieder umfaſſen alles, was in Liedern vom Herzen kommt, und deſshalb wieder zu demſelben geht, allgemein anſpricht und wiederklingt," (S. IV der Vorr.) fühlt Jeder dabey von ſelbſt. Ein Beyſpiel aus neuer Zeit iſt 52: „Ein armer Fiſcher bin ich zwar," in deſſen Phyſiognomie ebenfalls kein Zug zu finden, der den edlen Sinn des alten Volksgeſangs ahnden lieſs; es iſt bloſse Nachahmung des bekannten „der Vogelfänger," — den doch das Volk ſich weit mehr aneignete. — Man wende nicht ein, daſs ſo etwas in fliegenden Blättern curſirt. Soll denn etwa hier das Kriterion der Drucker gelten, die nach allem greifen, was ihnen unter die Hand kommt? Sie haben ſchon lange her ihr Werk ſo verpfuſcht, daſs man überall verderbte Texte und eine Menge Lieder antrifft, die gar nicht in dieſes Gebiet gehören. Und ſänge nun auch wirklich aller Orten der gemeine Mann „das waren mir ſelige Tage," „dein gedenk ich, und ein ſanft Entzücken" u. ſ. w.: ſo würde doch nie ſo etwas *Volkslied* zu nennen ſeyn; vielmehr wäre daraus zu ſchlieſsen, daſs der eigentliche Volksgeſang unter uns aufgehört habe.

Nach dieſer allgemeinen Anſicht wollen wir, in der Meinung, daſs eine ſolche Zuſammenſtellung *in dem gegenwärtigen Falle* die zweckmäſsigſte ſeyn dürfte, die ganze Sammlung *nach den Quellen* durchgehen. Sie ſind hier dieſelben, wie beym Wunderhorn. Etwa der vierte Theil iſt aus Zeitſchriften oder früheren Werken entlehnt, worin man ſeit 1770 einzelne Proben des deutſchen Volksliedes bekannt machte. Da dieſe an mehr als zwölf Orten zerſtreuet ſind: ſo wäre es kein übler Gedanke geweſen, ſie ſämmtlich (mit Ausſchluſs des Untauglichen) in eine Reihe zu vereinigen. Hiebey entſteht zunächſt die Frage, ob die aus *Stilling* auch hier wiederholten Romanzen wirkliche Volkslieder ſind? Die Gründe für ihre Ächtheit berührt die Sammlung S. 393. Die Nichtkenntniſs aller Übrigen macht ſie jedoch nicht wenig verdächtig, eben ſo im Texte Manches. Auf jeden Fall werden ſie doch vermuthlich überarbeitet ſeyn. — Unter den zuerſt hier vorkommenden wenigen Liedern aus der voropitziſchen Zeit verdienen einige Beyfall. Selbſt das ungelenke meiſterſingeriſche Hochzeitlied *Fiſchart's* 46. hat ſo viel *gut Gemüth*, daſs wir es ungern miſſen würden. Aber die erotiſchen Lieder, wie 105, haben den Fehler, daſs ſie ſtets den nämlichen Ton wiederholen; hier alſo muſs man bey der Auswahl deſto behutſamer ſeyn; viele der Art neben einander würden alles Intereſſe aufheben. Den Übergang zu *Opitz* bezeichnet 87; wie iſt das Lied ſo aus einander gezogen, zertheilt, ſchwankend und ohne gleichen Eindruck! — Aus der Zeit von *Opitz* bis auf *Gellert* ſtammen vermuthlich die vielen hier befindlichen Jäger- und Hirten-Lieder; die letzteren *kennt die frühere Zeit nicht*; ſie ſind ein wirklich verſchönernder Nachklang der beliebten Schäfermanier des 17 Jahrh. Sonſt ſehen wir hier ungern das ſchon erwähnte 106, eben ſo 77. „karadilla, ſchönſtes Bild;" dagegen ſteht 88. „Im Maien, im Maien —" hier ganz an ſeinem Platz, ingleichen 75 *Dach's* Anke von Tharau.

Ein anderer 4ter Theil — an dem das Mittelmäſsige den meiſten Antheil hat — iſt aus fliegenden Blättern jetziger Zeit entlehnt. Recht ſinnig und liebenswürdig ſcheint uns 5: „Liebesgruſs aus der Ferne;" wie gemein iſt dagegen das vorhergehende 3: „Meinen Jammer." — Keine Spur von dem Geiſt des Volksliedes iſt in 59: „Peter, der die Zitter ſpielt" zu finden; in dieſer Rückſicht iſt 35: „Oberlin ich muſs dich laſſen" unendlich ſchöner, eben ſo das vorhergehende 58, worin jedoch die letzten drey Strophen fremder Zuſatz ſeyn dürften. — Unter den *mündlichen* Liedern führen wir als charakteriſtiſch 123 (vergl. 15) und 125 an, die daher als integrirende Theile der geſammten Gattung der Aufnahme nicht unwerth waren. Aber wozu nur hier das unbedeutende Nachtwächterlied 16, das berliner Walzlied 124, welches auf uns, wenigſtens an dieſem Orte, einen ganz widerwärtigen Eindruck machte, oder das Leutnantslied 97? Wie viele welt beſſere Lieder der Art finden wir bey *Cronegk* und faſt allen übrigen deutſchen Dichtern des 18 Jahrh.! Der Ton in den plattdeutſchen Stücken 20 und 27 ſcheint uns zu geſucht komiſch; vielleicht rühren ſie von einem Landgeiſtlichen her; ſo wie man in katholiſchen Ländern den Geiſtlichen nicht wenige burleſke Lieder bibliſches Inhalts verdankt, die dort ohne Anſtoſs geſungen werden; wo aber Sitte und Rückſichten vorherrſchend ſind, findet man natürlich ſo etwas *freygeiſteriſch*. — Übrigens erhält die Sammlung durch die Lieder in provinciellen Mundarten, aus Schleſien, Thüringen, Henneberg u. ſ. w. ein eigenthümliches Intereſſe; dieſer Gattung iſt aufserdem ſeit einigen Jahren durch die im Wunderhorn II, III, und an einigen anderen Orten bekannt gemachten Volksſtimmen eine erwünſchte Aufmerkſamkeit zu Theil geworden. —

Hoffentlich werden die bisherigen Anführungen unſer anfängliches Urtheil zur Genüge beſtätigt haben. Die Grenzen dieſer Anzeige erlauben uns nicht, die Ächtheit und Reinheit einzelner Texte näher zu unterſuchen. Auffallende Beyſpiele *der gemiſchten Lieder* ſind 22, 86 und 103, 117, worin die gegenſeitigen Fragmente wirklich zum Vorſchein kommen. Auch in 6: „Es wollt ein Jager" ſcheinen disparate Theile ſich zu berühren. In 9 ſchlieſst mit Unrecht eine gewiſs ſehr alte Strophe die neuere Reimerey. S. 225 wäre die zweyte Strophe, die hier ganz fremdartig klingt, geradezu wegzuſtreichen geweſen. Unvollſtändig iſt der Meiſtergeſang von Muſcablut 50; die Frühlingsluſt iſt hier nur Vorbereitung zu den folgenden ernſteren Gedanken des Sängers. Kleinere Verſtoſse ſind folgende: S. 13 wird „daſs du nicht kömmſt in *Unfall* bald" unnöthig und accentwidrig in „d. d. n. kömmſt in *Verfall* bald" geändert. Der Unfall iſt ein bedeutendes Wort in den altdeutſchen Poeſieen; Pfinzing bildete im Theuerdank den *Unfalo* daraus. S. 123 wäre das unrichtige „Ihr Mündlein roth" leicht in *ihr Wänglein* zu verbeſſern geweſen. — In den flammländiſchen Liedern wird der Anfang 11. „*Sekeren deugeniet van n'en Wâel, Sprak ien weinig onſe tâel*" durch die Erklärungen *Wael*, Verbrecher (ſt. Walſcher, Ausländer) und *tael* Erzählung (ſt. Sprache) Niemand uns zu erklären im Stande ſeyn.

Den Anhang dieſer 11 flammländiſchen und 22 franzöſiſchen Lieder — wie dieſe um 1795 in Brüſſel Volksgeſang waren, — haben wir bisher noch nicht berührt. Die franzöſiſchen (worin durchgängig das Thema *de re lubrica* iſt) würden wir am leichteſten entbeh

ren, ob sie gleich ohne Vergleich mehr, als die spanischen und italiänischen Lieder, dem eigenen Charakter des deutschen Volksliedes verwandt sind, z. B. das hier befindliche „*Roſſignol verd du bocage*" 13, wovon aber nur die zwey ersten Strophen ächt zu seyn scheinen. Niederländische Lieder fehlen ganz in Herder's Stimmen der Volker, wiewohl doch glaublich eine kleine gutgewählte Sammlung von dorther zu erwarten wäre. Unter den hier befindlichen verweilten wir mit Vergnügen bey 5. 7, auch 10; aber 7 dürfte schwerlich anderswo, als „*den iene bierbank*" sich hören lassen.

Wir haben uns bemüht, unsere Anzeige dem Charakter der vorliegenden Sammlung gemäfs einzurichten. Da dieses ganze Feld noch so wenig *durchgearbeitet* ist — daher die getheilten Stimmen über den Werth solcher Sammlungen: — so schien es nicht rathsam, uns hier blofs mit allgemeinen Urtheilen über das von den Herausgebern Geleistete abzufinden. Sollte eine Fortsetzung erfolgen, wozu die Vorrede Hoffnung macht: so möchten wir von neuem an unseren obigen Wunsch erinnern: die einzelnen Lieder nach allgemeinen, leicht sich darbietenden Beziehungen *geordnet* zu sehen. E — Gll.

Berlin, b. Hitzig: *Sigurd, der Schlangentödter.* Ein Heldenspiel in 6 Abentheuern von *Friedr. Baron de la Motte Fouqué.* 1808. 166 S. 4. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ob wir gleich nicht der Meinung des preifswürdigen Herausgebers der Nibelungen sind, dafs unsere Vorzeit mit ihren Sagen und Heldengeschichten *eben so*, wie die der Griechen, zu einer Reihe von Dramen dienen könne: so glauben wir doch, dafs nicht alle Versuche darin vergebens und ganz ohne Erfolg seyn würden, und dafs jene fabelhafte Heldenzeit, die sich nahe an die nordischen Götter anschliefst, allerdings wohl Stoff zu schauerlichen Tragödieen, dramatischen Spielen und Heldengedichten geben könne. Dann aber müfste der Dichter auch die Kraft und das Vermögen besitzen, jene Riesengestalten in ihrer vollen Starke und schroff-einfachen Heldenwürde wieder in das Leben zurückzurufen, mit wenig, aber sprechenden Charakterzügen sie uns gegenüber zu stellen, und durch Ton und Sprache den alterthümlichen Geist der Vorwelt wieder heraufdammern zu lassen, wozu vorzüglich gehört, dafs er nach allen Seiten frey schaffend, bey der angenommenen Stimmung für das Ganze dennoch objectiv und mannichfaltig, und von aller Manier weit entfernt sey, weil sonst nur eine willkührliche Phantasterey oder eine völlige Modernisirung oder auch ein blofses tonhaltendes Nachleyern entstehen würde. Keinen von diesen drey Fehlern wollen wir dem vorliegenden Producte, das zuerst durch den Geist der Nibelungen geweckt, und dessen Inhalt aus der jüngeren Edda entlehnt ist, im vollen Mafse Schuld geben: aber es hat von allem etwas empfangen, und obgleich der Vf., der schon unter dem Namen *Pellegrin* bekannt ist, sich eine neue kraftvolle Heldensprache zu schaffen nicht: so kann er doch der Manier, die ihm einmal eigen ist, nicht entgehen. Aus diesem Sträuben gegen die Fesseln der Natur und aus diesem Hin- und Her-Streben ist, unseres Erachtens, ein ganz neues, seltsames Wortgehege entstanden, worin orientalische Geistigkeit, spanische Weichheit, griechischer Heldenpomp und altdeutscher Ausruf so durch und wider einander klingen, dafs wir vor lauter Erinnerungen und Anklängen gar nicht wissen, wo wir eigentlich zu Hause sind. Am meisten hebt der bilderhäufende Chorführer der griechischen Tragödie sein Haupt empor, und läfst durch das Ganze eine Erhabenheit ertönen, die, abgerechnet, dafs sie mehr steif, als stattlich und würdevoll ist, für eine Heldensprache wohl noch zu loben seyn würde, wenn nur nicht die deutsche Einfachheit, die jene Anhäufung von Beywörtern durchaus meidet und fliehet, zu sehr darunter litte. So mufs z. B. einer Frauen Mund sich zu diesen Worten bequemen:

> Jetzt aber heb' ich dir vom *reichen* Sims
> Des *weingefull-ten* Bechers *Glanz* herab,
> Und grüfs dich mit *geziemend weih'ndem* Spruch.

Man wird an griechischen Ausdruck erinnert, wenn Sigurd sagt:

> Gar kluge Worte *ſtrömen* dir vom Mund.

Und wieder spanisch wird einem zu Muthe, wenn es heifst:

> Was? Trägt das Erdrund Bilder solcher Art,
> Und zieht sie nicht der *lichte* Himmel *ſehnend*
> *Zu ſeinem Schein*, das Gleiche Gleiches, auf?

Halb nach dem Orient zieht es uns, wenn Sig. spricht:

> Nur schmiede Gramur, meines Vaters Schwerdt,
> Für meiner Thaten *Lichtglanz* mir zusammen.

Oder wenn eine edle Jungfrau sagt:

> Du meinſt der *Schenheit edlen Liebesgruſs*,
> *Das holde Blinden*, dessen günst'ge *Sonne*
> Siegreicher Waffen *reines Glanzen* ist.

Und eine Mischung aus allem diesen mit modernem Zusatz ist in den Worten enthalten, wo ein altes, erneutes Schwerdt genannt wird: Aus *kranken* Trümmern neu erstand'nes *Licht*. Dabey klingt der altdeutsche Ausruf: *Hei*, welch' ein hochgemuthes Heldenkind! öfters wie ein Peitschenschlag dazwischen, und Ausdrücke, wie: der *ungefüge* Morder, *Unbill*, und: ich bauch' *ob* den Kohlen — leisten ihm viel zu schwachen Beystand, als dafs damit schon die alte Weise der Väter wieder zu gewinnen wäre. — Wie nun die herrschenden Sprachmittel den rechten Ton verfehlen: so ist es auch mit den Charakteren, die sich alle dasselbe Joch der Wortfügungen müssen gefallen lassen. Gleich Anfangs läfst der Vf. seinen Helden, nach Anleitung der Edda, gewaltig bramarbasiren, das Schwerdt, da es noch glühend ist, ergreifen, und nachdem er es an einem Steine zerhauen, auf die Berge, welche nicht besser Erz hervorbringen, scheltend sagen:

> Was für verfluchte Berge das nur sind!
> Wohl recht geschäh so *eitler* Hügel Reihe,
> *Trat' man ſie zurnend nieder ganz und gar.*

worauf indefs seine Mutter ganz naiv erwiedert:

> Mein kecker Sohn, das geht nicht also leicht.

Das neue Schwerdt, das er aus dem alten seines Vaters erhält, versucht er dadurch, dafs er damit den Amboss in gleiche Hälften theilt. Und dieser nämliche Held mufs nachher, wenn es gerade die Gedanken oder die Worte mit sich bringen, spanisch, orientalisch, oder auch modern-empfindsam reden. Den andaren Charakteren geht es natürlich nicht besser: wir hören wohl,

dafs ſie verſchieden denken, aber im Ausdruck wechſeln ſie die Farben nach Gutdünken, und verwiſchen alle Augenblicke das Bild, das ſich der Leſer von ihnen macht. — In Abſicht der Geſchichte aber, die ſich durch dieſs Drama hinzieht, iſt nicht zu verkennen, dafs ſie manche poetiſche Schonheit, ſowohl in der Verknüpfung des Ganzen als in einzelnen Momenten enthält, wozu die Edda das Meiſte hergegeben hat; nur ſind die Prophezeihungen und Ahnungen gar zu reichlich ausgeſtreut, und einfacher würde das Spiel in ſeinen Beziehungen gewifs noch mehr feſſeln. Auch ſpürt man, dafs die Form des Drama's dem Stoffe nur aufgedrungen iſt, welcher geſchichtlich in einem Heldengedichte gröfser und glänzender ſich entfalten würde. Der Inhalt iſt folgender: Nachdem *Sigurd* im *Vorſpiele* mit dem umgeſchmiedeten Schwerdte ſeines Vaters ſich gerüſtet hat, erblicken wir ihn im *erſten Abenteuer* auf den Kampf ausziehend gegen den Drachen, dem er auch ohne Umſtände das Leben und den bewahrten Schatz raubt. *Reigen*, ſein Gefährte und Waffenſchmidt, giebt ſich aber gleich darauf (viel, dafs Sigurd ihm glaubt!) für den Bruder und Erben des Getödteten aus, und verlangt zur Sühne, dafs ihm Sigurd das verſtorbene Herz gebraten bringe, womit er deſſen Wunderkraft zu erlangen denkt. Da indeſs der Held zugleich ſelbſt vom Fette des Drachen koſtet: ſo bekommt er die Gabe, die ſingenden Vögel zu verſtehen, die ihn auf der Stelle vor ſeinem Gefährten warnen. Deſshalb tödtet er dieſen, der ſterbend ihm noch das Geheimnifs kund thut, dafs unter dem Schatz ſich ein Ring befinde, der verflucht ſey und Unglück bringe, woran ſich Sigurd aber nicht kehrt. — Im *zweyten Abenteuer* ſtürzt er durch Flammen in ein verzaubertes Schloſs, wo er ſich der Liebe mit der Brynhildis ergiebt, ob dieſe ihm gleich ſagt, dafs er der Gudruna angehören werde. Im *dritten Abenteuer* beſiegt er im Kampfſpiele die Söhne des Königs Giuke, deſſen Gemahlin ihn durch einen Trank zur Liebe gegen ihre Tochter Gudruna bezaubert, wodurch er ſeine vorige Geliebte aus dem Gedächtniſſe verliert. Dieſe mächtige Königin überredet ihn auch im *vierten Abenteuer*, mit ihren Söhnen die Brynhildis zur Braut für den älteſten Sohn aus dem umflammten Schloſſe zu holen, welches dadurch geſchieht, dafs Sigurd die Geſtalt des Bräutigams, Gunnar, annimmt, aber gelobt, ſich des Nachts durch ſein Schwerdt von ihr zu trennen, wobey er dieſes alſo anredet:

Ey, Gramur, ſchied'ſt ſo manchen Kämpfer ſchon
Von ſüſser Luſt des Lebens! — Heut auch mich
Wirſt ſcheiden von des Lebens ſüſs'ſter Luſt.

Als nachher Brynhildis mit Gunnar zum Schloſſe ſeines Vaters kommt, weicht von Sigurd die Kraft des Zaubertranks, und er erinnert ſich, dafs dieſe ſeine erſte Geliebte und Verlobte ſey, wobey ihm nichts Gutes ahnet. — Im *fünften Abenteuer* entſteht, wie in den Niebelungen, ein Streit zwiſchen den beiden Frauen, welcher Mann gröfser und vornehmer ſey, und Gudruna verräth, dafs ihr Gemahl Sigurd die Brynhildis für Gunnar gewonnen habe, wobey ſie den Ring, jenen fluchbelaſteten, vorzeigt. Dadurch gerathen nun ſämmtliche Verwandte in Hader und Zwietracht, und — im *ſechſten Abenteuer* muſs ein dritter Bruder Gunnars den Sigurd im Schoſse ſeiner Gemahlin tödten. Dieſe wird darüber wahnſinnig und läuft davon. Brynhildis verwundet ſich mit dem Schwerdte, und übergiebt ſich mit dem Leichname Sigurds einem brennenden Scheiterhaufen. Alle reden zuletzt wie in Fieberphantaſie, nur Högne ſagt zu ſeinem Bruder Gunnar, da er über den Verluſt ſeiner Frau klagt, ganz gelaſſen:

Wein' doch nicht ſo unmäſsig, Bruder mein,
Für eine Frau giebts tauſend in der Welt.

Um der Geſchichte willen wird dieſs Heldenſpiel Manchem, deſſen Phantaſie durch die harte Schaale bis zur Poeſie hindurchdringen kann, gewifs einiges Vergnügen und Genufs gewähren. L. W.

MARBURG: *Gedichte* von *Karl Wilhelm Juſti*. Mit einem Titelkupfer und drey Compoſitionen von *Viefling*. 1808. 308 S. 8.

Dieſe Gedichte, die mehr von Geſchmack, Geiſt und Bildung, als von einem hohen Dichtertalent, mehr von Rechtlichkeit und ſtiller Neigung zum Guten, als von einer allſeitig regen Begeiſterung, mehr von einer ſanften Theilnahme an nahen Gegenſtänden, als von einer tief empfundenen Herzensglut zeugen, werden denen, die gern der Betrachtung des Verſtandes und der Sinne folgen, und dabey die gelegentliche Bilderſprache der Phantaſie als Beyhülfe und Schmuck gebrauchen, gewifs nicht unwillkommen ſeyn, denen aber, die in der Poeſie die reiche, friſche Quelle des nah an der Gottheit entſprungenen idealen Lebens, überall, auch bey der gröfsten Eingeſchloſſenheit und leichteſten Mifsverſtändlichkeit der Dinge ſuchen, keine volle Genüge gewähren, weil ſie die Weſen und Erſcheinungen nicht tief genug, nicht bis zur Seele, ergründen und auffaſſen. Bey dieſer Mäſsigkeit und Nüchternheit iſt das Streben nach correcter Schreibart und leichten, wohlklingenden Verſen vorzüglich zu loben, und der auf die Aufsenſeite gerichteten Aufmerkſamkeit mehr als ſonſt unentbehrlich. Am meiſten iſt darin dem Vf. die Sprache des einfachen Liedes gelungen, wovon wir beſonders den *Maigeſang* S. 185 zum Beweiſe anführen können. Auch die *Heſperiden* fangen in einer angenehmen Gefangsweiſe mit einer lieblichen Malerey an, verlieren ſich aber nachher in Moral und Abſtraction mit Ausdrücken, wie: der *Güte* Sold, die Frucht des *ſittlich Guten*. In den Romanzen und Balladen herrſcht eine zu grofse Kälte, und häufig die Ausführlichkeit einer bloſsen Erzählung, die zuweilen auch noch durch Fragen und Betrachtungen, wie folgende, aufgehalten wird.

Ihr Starken nennt in eurem Sinn
Marie'n eine Schwärmerin?
Ihr mögt der Guten das verzeihn:
Süſs ſind der Liebe Schwermerei'n!

Die beſte unter den Romanzen iſt *die Königstochter*, wegen des darin herrſchenden Volkstons, der recht gut getroffen iſt. — Auch finden ſich hier viele Gelegenheitsgedichte, woran die Poeſie eben nicht viel gewinnt, die ſie aber dem Andenken guter Freunde wohl gönnen kann. T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JUNIUS, 1809.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreä'sch. Buchh.: *Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt* von *Joh. Jakob Wagner*, Prof. der Philos. zu Würzburg. 1808. (1807). 495 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Wir haben den Titel eines Buchs genannt, welches mit hohen Anfoderungen hervortritt, und nichts Geringeres zur Aufgabe hat, als in der Wissenschaft neue Bahn zu brechen. Werke dieser Art, auf die sich Epochen gründen oder gründen sollen, machen aber auch gerechten Anspruch auf eine genauere und vollständige Prüfung, auf unbefangenes Urtheil. Der Vf., durch seine früheren, zum Theil durch Schellings Philosophie angeregten, und namentlich in Hinsicht des sie belebenden Geistes, des unbedingten freyen Strebens zur Vollendung der Wissenschaft, schätzbaren Schriften, hinlänglich bekannt, nähert sich jetzt dem Studium der alten Religion und Mythologie, und liefert die Früchte davon schon in diesem Werke, das wir mit erhöhter Erwartung ergriffen, und über welches wir schon im Jahre 1807 (gleich nach dessen Erscheinung), mithin unabhängig von jedem fremden Urtheile, Folgendes niedergeschrieben.

An dem Schicksale und dem Fortgange der Philosophie nicht verzweifelnd, entdeckt Hr. *W.* nach *Kant*, *Fichte* und *Schelling* den Schluss einer ziemlich einseitigen Periode, und verkündet eine *neue*, wir wissen nicht, ob durch ihn oder durch die Philosophie selbst. Objective Anschauung und Mathematik, sagt er, werde zur Klarheit und Festigkeit der Erkenntniss noch vermisst, und es müsse die ganze Weltansicht zur Weltgeschichte und Naturgeschichte werden, und die Wissenschaft, welche unter Voraussetzung des Einen und Gleichartigen der Möglichkeit reiner Raum- und Zeit-Verhältnisse entwickelt, müsse jene beiden organisiren. Für die Weltgeschichte sey neue Bahn zu brechen, und ihr zeitliches Chaos müsse in eine planmäfsige Evolution, ihre fortlaufende Erzählung in organisirte Darstellung verwandelt werden. „Für diesen Zweck, fährt er fort, liefert gegenwärtige Schrift einen Beytrag, indem sie unternimmt, die Organisation des Keimes der Weltgeschichte, der Religion der alten Welt darzulegen. Diese Schrift ist *Untersuchung*, *nicht Darstellung*; sie liefert für eine künftige Darstellung blofs *Material* und *Beweise*." Hohe Aufgaben! nach unserer Meinung; grofse Anrüstungen zur neuen Lichtgeburt!

Wir haben hier nicht im Allgemeinen von den zu lösenden Foderungen an eine Mythologie der Alten, welche bis jetzt nur in der Idee gegeben war, zu sprechen, sondern unseren Blick allein auf des Vfs. Werk zu richten. In der Idee wurde der Entwurf einer Religionsgeschichte stets leichter erfasst, die Darstellung lag aber gemeiniglich noch weit zurück. Hier haben wir nach Voraussetzung der eigends gewählten Aufgabe nichts Geringeres zu erwarten, als eine tief eindringende Untersuchung in den Evolutionsproceſs, durch welchen die Religion der Alten ward, mithin des Alterthums selbst; damit der *nothwendige* Gang sichtbar werde, und das Zufällige und Bedingte ausgeschieden erscheine. Wir haben zu erwarten eine, den festen, aber von einer grofsen Schicht Trübsand verhüllten Grund berührende und besonnene Kritik in der Geschichte der Religionen selbst. Denn dafs die Untersuchung hier bald ins Besondere als Theil eines Ganzen übergehe, zeigt schon der Gegenstand der Wissenschaft als *Geschichte* an. Bevor nämlich die Geschichte der Volksreligionen nicht ins Licht gebracht worden ist, kann ohne alle Einschränkung keine allgemeine Geschichte der Religion entworfen werden; — ein für viele zu prosaischer, aber unumstöfslicher Satz. Der *Geist* ist ein universeller, aber seine *Erscheinung* stets individuell, und aus dieser ist jener erst herauszufinden. Es hat aber eine solche Kritik philosophisch einleitend eine Menge Fragen zu lösen, die in sich ein Ganzes bilden, und sie hat über das Früh und Spät, das durchaus nie vermengt werden darf, Licht zu verbreiten. Zu berücksichtigen ist da, dafs Begriffe den Sagen, diese den Mythen vorausgehen; zu untersuchen bleibt, ob Symbol oder Mythe älter sey. Dann wende sich die Kritik an den Stoff und die Materialien, und ein grofses, verworrenes, nur zum Theil bearbeitetes Feld liegt ihr vor. Es mufs die Natürlichkeit gewisser localer und temporeller Begriffe herausgefunden und das Original in allem Einzelnen entdeckt werden, damit man sich vor der übereilten Bindung eines Ganzen sichere. Welche Schwierigkeiten hier an den Quellen uns entgegenstehen, hat man in neuer und älterer Zeit längst eingesehn, und sich durch sie zurückschrecken lassen. Sagt doch schon der alte *Clericus* in s. *ars critica* P. II. S. 1. c. 13, 6: *Quivis scriptores solent opiniones eorum, de quibus loquuntur, et res gestas exprimere verbis et phrasibus scriptorum ipsorum aevo usitatis et apud gentem, cujus lingua utuntur, receptis, nulla saepe habita ratione sermonis eorum, de quibus scribunt.* Und doch ist Sprache und Meinung das ein-

zige Organ, durch welches uns die alte Welt gegeben ist. Der aus dem Licht in die Dunkelheit der Zeit Übergehende bringt sein eigenes Licht mit, und blendet sich selbst. Die alte sinnliche Sprache der Phantasie war leer von tiefen Ideen und mufste es seyn, und es lag ein Sinn in ihr, der *gegriffen*, d. i. sinnlich aufgefafst werden kann. Wie sorgsam müssen daher die Puncte aufgesucht, nicht aber erkünstelt werden, in denen das Heilige und Hohe mit dem Sinnlichen und Niederen, nach innerer Verwandtschaft, sich berührt.

Wir haben dem Studium der alten Mythologie Glück zu wünschen, dafs man nach einer ziemlich langen Zeit, in der die Philosophie noch kurzsichtig war, und wo man ohne diese Leiterin an vermeinten Materialiensammlungen einen Schatz gefunden zu haben glaubte, dafs man, langehin unbekümmert, *durch was* der Weg hindurchführe, und nur auf das *Wohin* blickend, endlich auf die Nothwendigkeit einer geistvollen Kritik des Stoffs und der Behandlungsweise zurückkehre, damit doch einmal Einheit in das Verworrene gebracht werde. Das Bemühen der philosophischen Behandlung aber scheint, in der Richtung, welche sie im Einzelnen jetzt genommen hat, nicht in die rechte Zeit gefallen zu seyn; denn unsere neueste Philosophie ist auf mancher Stelle schon wieder zu alt, auf mancher wieder zu jung, um hier die Lösung der schweren Aufgabe zu beginnen. Es wird in *neuer Zeit noch Vieles untergehen* müssen, damit die *alte* Zeit und Welt *fortlebe*. Eine neue Gestalt verspricht die Philosophie der alten Mythologie; das Kleid aber kann nicht passen, weil der Körper noch ein Krüppel ist. Wenn es die Achtheit und Güte betrifft: so ist der gereinigte Stoff immer noch sehr gering; ein rücksichtloses, unkritisches Zusammenraffen bringt keine Einheit hervor. An Auflösung der einzelnen Mythen und an Organisirung des harmonischen Ganzen ist nicht eher zu denken, als bis nach Voraussetzung der zu diesem Unternehmen nöthigen Subsidien, einer Totalkenntnifs der alten Welt, alle Quellen entdeckt, erschöpft und gelautert worden sind. Eine Welt (und was heifst dies im höheren, belebten Sinne!) soll umfafst, und ihre Einzelheiten, welche durch Zeit und Verhältnisse in einander greifen, und dennoch von der Nationalität bis zur Individualität in eigenthümlicher Gestaltung erscheinen, müssen herausgefunden werden. Wie die Mythologie in sich selbst Vieles voraussetzt, ehe sie zur ächten und begründeten Mytho—*logie* werden kann: so müssen viele Untersuchungen *über sie* denen *in ihr* noch vorausgeschickt werden. Dazu aber rüste man sich mit philologischer Kenntnifs und lese die Alten, nicht nach Citaten, nicht einzelne Schriftsteller, sondern in ihrer Gesammtmasse, und halte über die Selbstverleugnung, die wir Neuen, in Bewahrung des alten, uns fremden Nationalsinnes, so nöthig haben, da das Nationale bey den Alten eine ganz andere Bedeutung hatte, als bey uns. Eine durch neuere Philosophie gefoderte Zusammenleimung aufgerafter und ungeschiedener Thatsachen und Überlieferungen, eine vorschnelle Begründung durch allgemein philosophische Räsonnements führt zu keinem Ziele.

Dies alles sagten wir nicht sowohl in Beziehung auf die Foderungen an eine Mythologie überhaupt, als vielmehr nur in Rücksicht auf das uns vorliegende Werk, bey dem man uns nicht zumuthe, einen durchgeführten trocknen Auszug zu liefern. Wir haben den Geist desselben zu charakterisiren, und da gestehen wir sogleich ein, dafs sich hier ein lebendiger Geist dem Worte vertraut habe, dafs sich ein tieferes Denken in einer Beseeltheit ausspricht, welche überall Leben, nirgends Tod und Erstarrtheit sieht und findet, dafs der Vf. sich mit Ehrfurcht dem Heiligen der Menschheit genähert, und mit religiösem Sinn in die Anstrebungen der alten, oft auch kraftlosen Menschheit an das Göttliche Deutung zu bringen weifs. Und wenn es die Wahrheit gilt: so hat der Vf. für sein Werk selbst das Urtheil dadurch gesprochen, dafs er sagt: „Alle Wahrheit ist klar, und nur der Irrthum ist dunkel." Dies bewährt sich an den einzelnen Stellen. Blicken wir aber zugleich hier auf den Gegenstand seiner Behandlung selbst, und finden wir ihn in der empirischen Auffassung, als etwas historisch Gewisses oder Ungewisses: da läfst uns der Grundsatz, von dem der Vf. bestimmt wird, „*nicht die Würfel empirischer Beobachtung zu werfen*," schon im Voraus zagen. Ob er genug Kenntnisse besessen habe, um seinen Gegenstand oft in weitere Ferne zu setzen, oder wohl gar oft unberührt von sich zu stofsen; ob er, aufser mit philosophischem Geiste, auch mit genug Gelehrsamkeit gerüstet war, um das Alterthum als ein historisches Ganzes zu behandeln; ob seine Materialien, die er selbst gefunden zu haben behauptet, und nun für eine künftige Darstellung vorträgt, hinlänglich geordnet, vollständig und begründet seyen — dies sind nothwendige und erste Fragen. Es sinkt oder erhält sich aber auch dadurch die gröfste Hälfte von des Vfs. Werk.

Von wo der Vf. ausgeht, und was er in den drey ersten Abschnitten liefert, haben Andere eine allgemeine Religionsgeschichte, nach unserer Ansicht unzureichend, (was schon die Einschränkung, dafs der Gegenstand ein allgemeinerer sey, anzeigt), genannt. Was war die ursprüngliche Religion, und wie ward sie und ihre allgemeinen Hauptformen? Diese Fragen hält auch der Vf. mit Recht für den Anfang aller Mythologie. Dies aber drückt zugleich eine *innere* Geschichte aller Religionen aus, der Weltreligion auf verschiedenen Stufen. Und der Vf. schlägt den einzig richtigen Weg hier ein, durch eine Darstellung der inneren Entwickelung des Menschen in bestimmten Perioden; durch Bestimmung der Verhältnisse des Menschengeschlechts zur Natur, zu dem Einzelnen und Individuellen in ihr, zu dem Individuellen, das Instinct hat, und zu dem Geschlechte in der Menschheit selbst, endlich durch Andeutung der Art, wie die Geschlechter der Menschen sich aufserlich gestalten, (Zeitordnung, Schriftgebrauch, Stände, Gesetze).

Digitized by Google

Wo Berührung des Alls Statt findet, davon geht der Vf. aus, da ist Religion; diese aber ist erstes Selbstgefühl und das Ursprüngliche, aus dem sich alles Andere in der Seele entwickelt. So werden die Wissenschaften der Natur und des Ichs, die wieder wechselseitig vorauszusetzen sind, erst durch Religion gesetzt. Diese schaut alle Dinge in Gott, und dieß Schauen hält sich in der ersten Entwickelung aller Völker so lange fest, bis ihre Menschheit, an die physische Natur dahin gegeben, Thaten, oder Wissenschaft und Kunst entwickelte. [So wird Religion nicht als etwas Gewordenes, sondern ursprünglich Vorhandenes gedacht. Von der religiösen Anlage, welche an sich noch nicht Religion ausmacht, ist dabey nicht die Rede. Allein jene Annahme regt doch die Frage auf nach dem *Beweise* dieser Ursprünglichkeit, und ob, wie das Selbstgefühl die ursprüngliche Thätigkeit der Seele ist, dessen erste Äuserung *nothwendig* Religion sey. Die Berührung des Alls setzt schon ein Individuelles voraus, so wie ein Selbst, also ein Losgetrenntes. Diese Trennung aber ist ursprünglich und früher als die erst wiederholte Berührung dessen, von dem es sich getrennt hat.] Das Selbstgefühl entfaltet sich zuerst im Verlieren seiner Selbst an die Dinge, die Empfindung. Allein ehe sich das Leben an die einzelnen Gestalten des Seyns dahin giebt, ist es schon berührt von der Gewalt des gesammten Seyns, und zieht sich überwältigt in sich selbst zurück. Demüthigung ist daher die erste Religion, jene Allgewalt des allgemeinen Lebens die erste Theophanie. — Verehrung gemeiner und einzelner Dinge, Fetische. — In diesem ersten Seyn, verbunden mit der Thierheit, zeigt sich Sprache. [Wenn sich das Selbstgefühl durch die Empfindung zuerst entwickelt: so kann diese, mit der Berührung des gesammten Seyns und Lebens, aus welcher die Religion nach des Vfs. Ansicht hervorgeht, nicht dem Hingeben an die einzelne Gestalt des Seyns vorangehen; denn abgesehen davon, dass vor der ersten Entwickelung des Selbstgefühls durch Empfindung, jenes auch nicht von dem universellen Leben berührt werden kann, so kann das Selbst einzig auch nur die Beschränkug durch ein *Individuelles*, nicht durch die Gewalt des gesammten Seyns, das *für ihn noch nicht da ist*, erhalten. Die Unbestimmtheit in der Beschränkung giebt dem Beschränkenden noch nicht *Universalität*. Für das auf der ersten Stufe sich entwickelnde geistige Leben des Menschen ist noch gar keine Allgemeinheit vorhanden, und sie darf von uns nicht hinzugedacht werden. Nicht die Allgemeinheit des äußeren Lebens, sondern die Stärke, die sich in den *einzelnen* Gestalten gegen das Selbst anstemmt und es überwindet, producirt die erste Religion, die Anbetung der Fetische.] Auf der *zweyten* Stufe menschlicher Entwickelung bildet sich bey weiterer Trennung das Subjective zur Person aus, und fasst Denken und Anschauen in sich; das Objective entwickelt sich in zwey Formen, Zeit und Raum. Dieß giebt die Religion in der Ahndung des Göttlichen, geknüpft an die Entdeckung der Weisheit in dem Lauf der Gestirne und in der Zeitordnung, und an den Einfluss des Monds und der Sonne auf die Erde. Naturdienst. Die Sprache wird objectiv. [In dieser Untersuchung hätte der Vf. auf das *Nothwendige* in dieser Richtung menschlicher Entwickelung noch tiefer eingehen sollen. Auch ist die zweyte und dritte Stufe nicht genug gegenseitig begrenzt; denn schon auf der zweyten findet sich Reflexion, und waltet zum Theil schon vor.] *Dritte* Stufe. Das Charakteristische ist Reflexion, in der sich das Formale und das Materiale der Vorstellung trennt, und jenes isolirt verfolgt wird. Hier, als ein Product, die Schrifterfindung, d. i. die Zergliederung des Lauts der Brust in Elemente. [Den Übergang von Sprache zur Schrift hat der Vf. übersehen, und hätte diese Lücke ausfüllen sollen, die durch den Abstand entsteht.] Hier erscheint Wissenschaft und deren Eitelkeit [in deren Darstellung der Vf. sich zu gefallen scheint, wobey ihm auch seine lebenvolle Zeichnungsweise zu Hülfe kommt]. Religion ist hier Grübeley gegen alles Unerforschliche, messend das Grosse und Unendliche. — *Vierte* Stufe. Hier erscheint Rückkehr zur Ersten, nur dass sich der prägnanten Anschauung und Empfindung des Lebens in der Welt und im Menschen noch der Rückblick auf die durchlaufene Bahn verbindet. Dieß die Stufe, welche keine Nation erreicht, an deren Ende Geschichte liegt, und die auf der Religion im Bewusstseyn des Göttlichen klar und lebendig erscheint, wo Weisheit, d. i. der souveräne Rückblick der Seele auf die Welt eintritt, sich beugend vor dem Urquell der Weisheit.

Der zweyte Abschnitt spricht von den Verhältnissen des äußeren vollendeten Lebens zu dem inneren, und verfolgt das allgemeine Verhältnis: Leben zu Leben, weiter. Aus diesem entfaltet sich Wahrnehmung einer Abstufung des objectiven Lebens, vermittelst der verschiedenen Berührung der Objecte mit ihrer Empfindung. Darum entsteht die erste Unterscheidung: lebendig und todt, und das Todte wird dem ersten Menschen zum Räthsel. Wie das Lebendige todt werden kann, wird nicht begriffen und nicht geglaubt. *Doch die alten Geschlechter kannten nicht den Tod, und dieses todt, übergetragen auf das äußere Leben, nennt nur unsere Sprache.* [Wohl, dass Leben sich an Leben im ursprünglichen Verhältnisse anschließt, und dass der frühe Mensch noch nicht begreift, wie das Lebendige *sterbe*. Allein bald gilt ihm das Verschwinden des Lebens Etwas, darum ist er durch die Erscheinung gedrungen an den Tod zu *glauben*, und er *begräbt seine Todten*. Ohne zu glauben, dass das Lebendige sichtbar verschwinde, wird sich nie der Glaube und das Begreifen, dass das Lebendige lebe, entwickeln. Dieses setzt jenes voraus. Das Leben glaubt an den Tod darum, weil es an sich glaubt. Das Urtheil aber über Leben und Tod, welches der Vf. aus der Wahrnehmung der Abstufung des Lebens sich erheben lässt, leitet vielmehr die Wahrnehmung auf die Abstufung. In den Extremen weilt der Blick des jungen Menschen. Darum wird der spätere Ursprung des Glaubens an Unsterblichkeit richtig erst in die Wahrneh-

Digitized by Google

mung der Abſtufung des Lebens geſetzt, der eine Zeit vorausgeht, wo er noch nicht vorhanden iſt.] Die älteſte und einfachſte Geſtalt der Lehre von der Unſterblichkeit findet der Vf. richtig in der Metempſychoſe, der ſpäterhin erſt moraliſche Reflexion beygemiſcht werde. Die Zeitlichkeit im Wechſel der Geſtalten vermittelt die Idee von der Auferſtehung, welche ſimpler iſt, und bey Völkern herrſcht, bey denen die Energie des Subjectiven ſich vorzüglich pronunciirt. — Verhältniſs des Menſchen zur Pflanzen- und Thier-Welt [wahr und trefflich dargeſtellt]. Das letzte Verhältniſs iſt das Geſchlechtsverhältniſs. [Dieſes Verhältniſs zu ergründen, iſt nach unſerer Anſicht dem Vf. ſehr gelungen, und wir würden ihm unbedingt unſere Zuſtimmung ertheilen, wenn er die Beziehung der Reſultate noch genauer gefaſst, und berückſichtigt hätte, dafs ihn eine zu weit durchgeführte Darſtellung von den Hauptpuncten ablenken, und er Manches an unrechter Stelle einmiſchen würde.] Hierauf geht der Vf. über zu dem Verhältniſſe der Menſchheit zum Göttlichen, welches ſich im Cultus darſtellt. Hier vier Anſichten: Contemplative Gemüthsreligion, Monotheismus (ideeller Blick des Geiſtes auf die Welt, von dem Puncte aus, in welchem die Organiſation alles Geiſtigen wurzelt, der Einheit), Naturdienſt (Schauen des Göttlichen in dem wirkſamſten der lebendigen Dinge), Künſtlerreligion (Vereinzelung des allgemeinen Lebens in alle ſeine Geſtalten und Individualiſirung bis zur menſchlichen Göttergeſtalt). [Warum der Vf. dem Naturdienſte die dritte Stelle, der die Anſicht von der Einheit vorausgehe, einräumt, leuchtet nicht ein, ſobald der Blick ſich auf die Entwickelung des Menſchen hinwendet; eben ſo wenig kann der Grundcharakter der Religion der Griechen (vierte Anſicht) ſo gefaſst werden, als es der Vf. thut. Der plaſtiſche Inſtinct, den ihnen der Vf. ertheilt, konnte allein eine ſolche Religion nicht hervorbringen; die Befreundung des Reinmenſchlichen und Göttlichen war aus tiefer Bruſt hervorgegangen, die Anbetung des Schönen und Groſsen nicht inſtinctmäſsig. Um wie viel mehr muſs der Vf. den Griechen Unrecht thun, wenn er, nachdem er von dem Wunderglauben (wobey der Vf. ſich irrt, indem er meint, er habe eine neue Anſicht von dem Wunder als Theophanie aufgeſtellt, da die Grundlage dieſer Anſicht ſchon von Anderen hervorgezogen worden iſt) zur Wahrſagung übergeht, und dabey, wie überhaupt, den Griechen nur kalte Klugheit zuſchreibt, die ſich in dem ſtrengen Maſse ihrer Kunſtwerke eben ſowohl, wie in ihrer Dialektik und ihrem politiſchen Geiſte ausſpreche! Wir haben nicht nöthig, dieſs weitläuftig zu zeigen. Wir übergehen ferner, was der Vf. in dieſem Abſchnitt noch über Deutung der Zeichen und Magie ſagt.]

Im dritten Abſchnitt wird dargeſtellt, wie die Geſchlechter der Menſchen Anfangs ſich äuſserlich geſtalten und zwar nur darin, was aus religiöſen Anſichten hervorgeht: gemeinſchaftliche Zeitordnung, öffentlicher Schriftgebrauch, Stände und Geſetze. — In dieſem Abſchnitte ſchon nähert ſich der Vf. bisweilen einer vagen Allgemeinheit, der, wie immer, die Unbeſtimmtheit Hülfe leiſten muſs. Wenig aber frommt ein ſolches Verfahren, und tiefdringende, begründete Unterſuchung kann nicht durch vorausgeſtellte bodenloſe Machtſprüche erſetzt werden. Durch dieſe läuft man ſtets Gefahr, dafs die Meinung bald von einer anderen Meinung, gleiches Urſprungs, verdrängt und entkräftet werde. So vergleiche man S. 63 dieſer Schrift mit S. 580 von der Natur der Dinge; ſo S. 66 über das Alter der Hieroglyphen- und Buchſtaben-Schrift mit dem Journal für Wiſſ. u. Kunſt, Erſtes Heft, S. 35, wo der Vf. überhaupt ſchon Mehreres von dem hier Wiederholten vortrug. Es muſs jeder Leſer an Sätzen wie folgende, ſobald ihm der Vf. die hiſtoriſchen Beweiſe vorenthält, befremdet anſtoſsen: S. 65 „Faſst die Schrift das Wort des Mundes in Linien für das Auge auf: ſo iſt zwiſchen dem Schalle und der Linie kein phyſiſches Zeugungsvermögen, ſondern Willkühr muſs hier ſetzen und ſchaffen.“ — „Klar iſt, dafs Bilderſchrift und Buchſtabenſchrift nicht aus einer und derſelben Individualität hervorgehe, folglich auch nicht Erfindung eines und deſſelben Volkes ſeyn kann. Buchſtabenſchrift iſt Erfindung eines Volks von groſser Freyheit der Reflexion und Energie des Willens, Bilderſchrift gehört Völkern, über welche die Anſchauung Gewalt übt, und die Bilderſchrift ſelbſt iſt *für ſie eine Feſſel, die das Fortſchreiten ihrer Geiſteskraft auf ewig hemmt.*“ Wie kann, wie will der Vf. hier hiſtoriſchen Beweis, nach dem einzig gefragt werden kann, führen? — Von der Idee der Heroen glaubt der Vf. folgendes *Neues* zu ſagen (S. 72): „Oberflächlich werde Heros als vergötterter Held und Wohlthäter erklärt, und mit Halbgott überſetzt. Die älteſte Bedeutung ſey: *Könige, erſte Könige* geweſen. Dieſe *Götter* ſeyen Anfangspuncte der Stammesgeſchichte, und durch die Verſchmelzung der Stämme erſt zu *allgemeinen Göttern* erhoben worden. Die Anderen, die noch keine gleiche Würde gehabt, wären (darauf?) zur Götterwürde gleichfalls erhoben, und, als nicht geborene Götter, Halbgötter geworden.“ Sagt hiedurch Hr. *W.* etwas Neues und Beſſeres, als das Gewöhnliche war? Gilt es die Bezeichnung: ſo hatte er nach Zeiten zu unterſcheiden, da der Begriff Halbgott erſt nach Homeros und Heſiodos durch Heros bezeichnet ward, und der Heroendienſt ſpäter als dieſe beiden eintrat. Und von Griechen kann hier nur die Rede ſeyn. Bey Homeros aber werden nicht allein Könige ſo benannt, ſondern auch deren Begleiter, Herolde, Seher; erſt bey Pindaros herrſcht der Begriff: Halbgott vor, und der urſprüngliche iſt bey ihm zuerſt verdrängt. Wir brechen hier ab, um zu dem gröſseren zweyten Theil des Buches, zu der *Unterſuchung* über die einzelnen Religionen (indiſche, thibetaniſche Mythol., Sabäismus, griechiſch-römiſche Mythol., perſiſche und ſcandinaviſche Religion) übergehen zu können.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 JUNIUS, 1809.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

FRANKFURT a. M., in der Andreä'schen Buchhandl.: *Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt*, von *Joh. Jacob Wagner* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Hier mag es für das Werk kein gutes Zeichen seyn, dass wir in unserem Urtheile kurz seyn können, und nur wenige Worte zu sagen haben würden, sobald es des Beweises bedarf. Denn das ganze Buch ist von hier an ein einziger fortlaufender Beweis für unser Urtheil, das wir in zwey Sätze fassen. In der Herausfindung des allgemeinen Charakters der Religionen ganzer Völker, so wie einzelner Züge dieses Ganzen, hat des Vfs. philosophischer Scharfsinn sehr oft richtig getroffen, und es wird Manches erst durch Andere seine historische Begründung erhalten, was dem Vf. nur Ahndung gewesen zu seyn scheint. Wir achten hier des Vfs. Scharfsinn und die Kunst der Individualisirung sehr hoch, und fodern von jedem wahren Mythologen, dass er beides mit Lebendigkeit und Sicherheit nähre und anwende. Daher ist dieser Theil von des Vfs. Werk der beste. Kenntlich und wahr, um nur Eins zu gedenken, hat er den Charakter der indischen Religion aufgefasst, und glücklich herausgefunden, wie sich der Indier von dem Irdischen zurückzieht, und in sich, wie im All, das Göttliche findet, und wie so seine Wissenschaft und Religion allein in der subjectiven Sphäre liegt. Nicht so glücklich war der Vf. beym Charakter des Sabäismus. Von einer *Untersuchung* fodern wir aber noch mehr. Was der philosophirende Geist bald ahndend bald schliefsend findet, diese hat die hist. Forschung (und diese steht mit der Mythologie im gleichen Verhältnisse) aus der Masse des geschichtlichen Stoffs, nicht als Beweise für Voraussetzungen zusammenzulesen, sondern, unterstützt von philologischen Kenntnissen, durch sich selbst zu begründen, und mit der gewonnenen inneren Einheit der Darstellung zu übergeben. Das Wesen aller Historie ist Wahrheit; zu dieser aber führt eben nur Forschung und Kritik. Hr. *W.* will durchaus „nicht die Würfel empirischer Beobachtung werfen," und hält es für unnöthig, „die *Leser* mit einzelnen Citaten zu behelligen." S. 86. Wir aber möchten, von aller Pedanterey weit entfernt, behaupten, dass eine künftige ächte Mythologie zwar nicht mit Würfeln spielen, aber das Product langer Beobachtung und sorgsames Studiums seyn müsse, und dann keine Zeile ohne bestimmtes Citat lassen dürfe. Auf gut Glück und cavaliermässig lässt sich dies nicht betreiben. Bey Hn. *W.* vermissen wir leider! die vorzüglichsten Requisite. Einmal Studium und Benutzung der Quellen, dann Kritik der Zeugen nach Zeit und Verhältnissen, ferner Einsicht in das Verhältniss der Sage zur historischen Wahrheit, wie nicht minder in die Symbolik der Alten, endlich Selbstverleugnung, um nicht vorschnell zu dem Allgemeinen zu schreiten, und sich in Unbestimmtheiten und Paradoxieen zu verlieren. Und wo der Beweis für diesen scheinbaren Machtspruch? Das ganze Buch ist es, und wir müsaten ein neues Buch schreiben, um bey jedem Einzelnen es darzuthun. Um so kürzer können wir seyn, weil uns Grenzen gesteckt sind. Wir vermissen die Benutzung der Quellen durchaus. Aber wird wohl derjenige, welcher bey der indischen Religion nicht einmal die bedeutendsten Urkunden, beym thibetanischen Mythus nicht einmal die Schriften von *Pallas*, sondern blofs *Meiers* Lexikon, das nur bis zum Buchstaben I reicht, benutzt hat, welcher bey dem Sabäismus meistens nur den Citaten von *Jo. Vossius theol. gentil.*, *Kleukers Zendavesta* und wenigen Anderen folgt, selbst *Heyne's* Apollodoros vor sich hatte, aber nicht benutzte, so wie alle für diesen Abschnitt so wichtigen Monographieen übersehen hat, welcher bey den griechischen und römischen Mythen nur nach Citaten die Alten gelesen zu haben scheint, welcher bey der Darstellung der scandinavischen Mythologie nicht einmal die Edda vor Augen hatte, welcher ganze Seiten aus fremden Schriften (wie aus *Kanne*) aufnimmt: wird wohl dieser je eine *neue Untersuchung* liefern können, die in der Wissenschaft neues Licht verbreiten und neue Bahn brechen soll? Alle diese Dinge treten die Unmöglichkeit so sehr in die Augen, dass wir kaum nach dem Erweis am Einzelnen fragen. Die Form wollen wir als etwas Zufälligeres nicht weiter antasten, als nur in sofern, dass der Vf. sich auf den Wogen der Unsicherheit und Unbestimmtheit bey der Beglaubigung seiner Sätze und bey seinen Citaten fast unwillkührlich herumwerfen lässt, und die Leser daher oft glauben macht, das Buch müsse aus einer leichten Französena Werkstatt herübergekommen seyn, oder eine Reihe Collegienhefte zur Grundlage haben. Wo die Quellen vor Jedes Augen fliefsen können, wie bey der Griechen- und Römer-Welt, da erwarten wir von einer Untersuchung mehr als blofse Erzählung und Erklärung einzelner Mythen, die oft nur durch ein wenig philosophischen Leim verkittet sind; da kann doch nicht einerley Autorität haben,

was ein Servius und ein Pausanias erzählt, und da kann nicht in Eine Masse geworfen werden, was schon bey einem Strabo aus verschiedenen Quellen zusammengeführt worden ist. Wo historische Wahrheit oft die Basis für den Tummelplatz der spielenden Phantasie war; wo der Zeuge sich aus verwirrten Sagen und historischen Thatsachen nicht herausfinden konnte, ja wo er selbst eine Fabel ist: da hat doch die Kritik nöthig, tief einzudringen und nicht blos nach dem, was erzählt wird, sondern nach dem Wie und Wodurch zu fragen. Und wo noch nicht einmal ein Mannichfaltiges erkannt, sondern nur ein Chaos erblickt wird (wie noch auf vielen Stellen der Mythologie), da darf der Philosoph noch nicht an die Einheit denken, diese als ein Mögliches erzwingen und dadurch zu Paradoxieen seine Zuflucht nehmen. Um nur einige wenige Beyspiele anzuführen für unser Urtheil, das wir durch das ganze Buch zu erweisen uns getrauen, wählen wir ganz rücksichtslos einige Partieen des Buchs, wie sie der zufällige Griff hergiebt.

Bey der indischen Religion fehlt die Benutzung neuerer wichtiger Untersuchungen, und es musste dem vom Vf. Gesammelten um so mehr an Bindung gebrechen, oder durch eine oft erkünstelte Einheit gehalten werden. Es hat der Vf. keinen Zweifel dafür, dass die zu uns gekommenen Urkunden, wie Hindus Gesetzbuch, nicht ganz Eines Geistes und Einer Zeit sind, dass diese Schriften erst autorisirt werden müssen. So ahndet er auch z. B. nicht die Zweifel gegen das Alter des indischen Thierkreises. — Hätte der Verfasser gelesen und benutzt, was *Pallas* über den thibetanischen Mythus gesagt hat: so würde er die Darstellung nicht also begonnen haben: „Dem indischen Mythus *verwandt* — ist der thibetanische." Die Thibetaner selbst leiten ihre Religion aus dem Lande Enatkäk oder Hindostan her. *Pallas* hat erwiesen, dass dieser Mythus *ganz* aus dem indischen entnommen sey. M. s. Pallas S. 18—38. — Wie will aber der Vf. den von ihm aufgestellten Hauptsatz S. 185: „*die göttliche Subflanz theilte sich in ihrer Einheit, um die Natur der sichtbaren Dinge hervorzubringen*," historisch erweisen und rechtfertigen? Wie hatte er ganz anders urkundlich darthun müssen, was den Thibetanern eigenthümlich und nicht entlehnt war! — Leistet wohl ein Schriftsteller den Foderungen, die Hr. *W.* an sein Werk zu thun uns selbst heisst, Gnüge, wenn er bey dem assyrischen Cultus der Sonne, und bey den Mythen von der Aphrodite und Derceto, statt untersuchend tief und allseitig einzudringen, so verfährt, wie unser Vf.? Dieser sagt, dass Bel, woraus späterhin Apollon entstanden sey (was durchaus nicht zu erweisen ist), die Sonne bezeichne, beschreibt aus Diodoros den Thurm des Bel und das Bild darauf, und sagt, dass die Benennung des Gottes Bel auf die Könige von Babylon übergegangen sey; dann erzählt er die Mährchen von der Aphrodite und Derceto aus Diodoros, übersetzt die bekannte Stelle aus Lucianus auf 7 Seiten, und deutet das Einzelne in diesen Erzählungen. Dies ist das Ganze, und wir würden durch den Blick, den der Vf. richtig auf die Grundlage dieser Mythen wirft, befriedigt seyn, wenn er nicht unsere höchsten Foderungen selbst auf sich gezogen hätte. So aber liegt die Dürftigkeit und eine alle Untersuchung scheuende Leichtfertigkeit, die sich mit einer gehaltlosen Weitschweifigkeit paart, vor Augen. — Hätte irgend ein Mythus zu einer ruhigen und äufserst sorgsamen Forschung einladen sollen: so war es der Mythus von der Göttermutter und ihrem Attis, der um seiner Verworrenheit willen ein langes Studium verlangt. Schon Arnobius nannte die Fabel *mendaciis fallacibus interpolatam*, und ihre Lösung wird so lange unmöglich bleiben, so lange man nicht in ihr Vieles trennen, und auf die Grundzweige verschiedenen Ursprungs zurückführen wird. Dies ist hier durchaus nicht geschehen, die Quellen sind nicht geschieden, nichts nach Zeit und mythischer Wandlung gesondert, und so auch der alte Mythenstamm, der, in andere Gegenden versetzt, so verschiedenartige Zweige trieb, nicht aufgesucht worden. Nicht einmal Vollständigkeit der wichtigsten Data findet man, so wie nicht die leiseste Hindeutung auf die Zeugnisse in den alten Bildnissen von der Göttin. Der ganze 13 S. lange Abschnitt liefert eine Übersetzung des phrygischen und lybischen Mährchens aus Diodoros Lib. III (so citirt der Vf., wie: Arnobius aus dem Timotheus), eine Andeutung des zum Grunde liegenden Ideenganges (wie man schon bey anderen, älteren und neueren Mythologen findet), dann die übrigen Legenden aus Servius und Arnobius. Mit diesem Cultus, fährt der Vf. ohne alle genauere Unterscheidung fort, hängen auch die Kureten, Koryhanten und Kabiren zusammen. Uber diese wird Einiges excerpirt, und zu dies wenige Unbestimmte der samothrakische Mythus aus Diodoros angeschlossen. So ist Alles Legende geblieben, und wir wollten hier nicht einmal an neue Wege der Untersuchung denken, wenn nur das benutzt wäre, was *Heyne* und Andere hier geleistet haben. Worüber Pausanias, Strabo, Plutarchos, Hyginus, Macrobius und viele andere Alte im Einzelnen uns Aufschlüsse aufbehalten haben, das hat der Vf. nicht gekannt; er hat nicht geahndet, wie hier ein vierfacher Stoff getrennt werden muss, und wie die oft feinen Fäden, wodurch diese Mythen mit anderen zusammenhängen, zu entwickeln sind. Daher konnten auch unbestimmte Behauptungen nicht fehlen, wie S. 228: „Beide Mährchen sind local, aber durch den Mund der Griechen gegangen, und deswegen mit griechischen Namen erfüllt." Kann man wohl etwas Unkritischeres lesen, als S. 234: „Bey Vielen heisst sie, wie Hesychius (*Etymolog. magn.*) bezeugt, Rhea, welches, aus dem alten Worte ita entstanden, Erde bedeutet. Nach Proklus (in Platon Timae.) hiess sie auch Maja, und nach Eustathius (*ad Homeri Il.* 1) heisst Maja *genitrix* und *avia*." — Einen fortlaufenden Beweis für unser Urtheil giebt die Darstellung der ägyptischen Mythologie, und wir können uns jedes Auszugs überheben. — Will man

über längſt aufgehellte und durch die Unterſuchung Anderer ausgemachte Dinge noch ein Gemiſch von heterogenen Sätzen, eine Reihe zuſammengeraffter Data ohne Begründung und Einheit leſen: ſo wähle man ſich den Abſchnitt von den Myſterien. Wir wollen hier nur Einiges erwähnen. Von der Organiſation der Myſterien ſagt Hr. *W.* nichts, als daſs die kleinen Myſterien (nach Schol. Ariſtoph.) Vorbereitung geweſen ſeyen, und (nach Clemens Alex.) mit Reinigungsopfer angefangen haben; — nichts von dem, was Clemens Alex. noch an anderen Stellen I, p. 325, IV, 564, VII, 848 *Pott.* ſagt, nichts von den Feyerlichkeiten, durch welche nach der Abhörung der Fragen die Myſten auf einen Thron geſetzt wurden, nichts von dem, was Dio Chryſoſtom. 12, p. 203 (es mag dieſe Stelle auf die kleinen, oder richtiger auf die groſsen Myſterien gedeutet werden) ſagt, indem er den Eingeweihten mit einem vergleicht, den die Gottheit in der groſsen Weltſchöpfung unterrichte, nichts von dem Zeitverhältniſſe der groſsen und kleinen Myſterien. Der Vf. kennt nur die Quellen von Clemens und Cornutus, und dieſe nur mittelbar. Bey den Reinigungsſymbolen wird die Wanne nach einer Stelle des Servius zu Virgilius erwähnt und hinzugefügt: „Andere ſetzen das Sieb noch dazu." Damit iſt geſchloſſen, was Hr. *W.* hierüber zu ſagen hatte. So muſs aber Hr. *W.* nicht einmal *Meurſius* und *Sainte Croix* geleſen haben. — Daſs die kleinen Myſterien im Antheſterion *jährlich* gefeyert wurden, hat aus Stellen der Alten (Herod. 8, 65. Iſocr. paneg. c. 6. Pauſan. Cor. 14. Arcad. 15 u. a.) *Petavius* zum Themiſt. Orat. V. *Bullialdus* zu Theon p. 218 ausgemacht. Ausgemachte Dinge aber können nur zu ſichern Reſultaten führen, gegen die ſich Hn. *W's.* Worte („S. 342: Man glaubt, die kleinen Myſterien ſeyen alljährlich oder alle drey Jahre, die gröſseren alle fünf Jahre gefeyert worden") ſonderbar ausnehmen. — Um zu beweiſen, daſs in den uns verbliebenen orphiſchen Hymnen die Ideen des Sabäismus enthalten ſeyen, liefert der Vf. aus allen 87 Hymnen einen Auszug, der auf manchen Stellen ziemlich als trockenes Gerippe erſcheint, und des Raums von 28 Seiten nicht werth war. Dabey aber ſchwindet der Werth noch ganz, indem der Vf. abſprechend den Satz vorausſtellt: „die orphiſchen Hymnen ſeyen nun verfaſst und geſammelt, von wem und zu welcher Zeit ſie wollen." Und nun ſollen wir glauben. Wenn hier die Kritik keine Stimme haben ſoll, was ſoll denn die Unterſuchung leiten? Für Allgemeinheiten die ſpeciellen Beweiſe nach Willkühr und ohne Kenntniſs des Gegenſtandes dingen, und ſo den Entwurf mit etwas aufgeraffter Maſſe ausfüllen, kann doch wahrlich nicht eine Mythologie ausmachen. — Unſer Vf., der die Mythenwelt der Griechen in dem Plaſtiſchen findet, konnte es ſogar für unnöthig erachten, mit einem einzigen Blick auf die Denkmale der Kunſt zu ſchauen, und wir können ihn verſichern, daſs er mehrere ſeiner richtigen Sätze dadurch hätte einzig ſtützen können. So ahndete er nur ohne eigentliche Erkenntniſs. — Daſs es übrigens bey ſolchem Verfahren an Paradoxieen nicht fehlen konnte, läſst ſich ſchon im Voraus erwarten. M. ſ. S. 201: „Die Geſchichte hat einen zweyfachen Gang: 1) mit der Ekliptik von Norden nach Süden; 2) mit der Sonne von Oſten nach Weſten." S. 202 „Sabäismus, — der den heiligen Sinn für die gotterfüllte Welt zuerſt in Naturſinn umwandelt, und endlich den Naturſinn ins Wüſte einer ſich ſelbſt zerſtörenden Begierde umarbeitet, und ſo im eigentlichen Sinne des Worts mit der Natur Hurerey treibt."

Wir haben anerkannt, daſs das Streben des Vfs. ein ſehr lobenswerthes an ſich ſey, und in dem Kopfe eines ächten mythologiſchen Forſchers treffliche und reiche Früchte hervorbringen könne; wir haben unſere Schätzung der Ideenfülle des Vfs. ausgeſprochen; wir haben erwähnt, daſs auch in der Darſtellung Einzelnes neu und treffend ſey: wir muſsten aber dem Vf. die Einſicht abſprechen, mit welcher man ſich zur tieferen Mythenforſchung rüſten muſs, und durch welche man erſt die Gröſse der Aufgabe bezwingen kann, und wir hoffen, daſs nur dann der Vf. einſt für die Mythologie das leiſten wird, was er ſich ſelbſt vorſchrieb, wenn er das geſammte Studium nochmals von vorne herein beginnen, und ſeinen Ideenreichthum, einer beſonnenen und allſeitigen Aufſuchung des hiſtoriſchen Stoffs unterordnend, bezwingen wird. d — H.

Ansbach, b. Gaſſert: *Die Erziehungswiſſenſchaft nach den Grundſätzen der Griechen und Römer.* Hiſtoriſch-kritiſch bearbeitet von M. *Georg Friedr. Dan. Goefs*, Prof. der Geſchichte u. Philoſ. u. Bibliothekar. I Theil. 1808. VIII u. 144 S. 8. (16 Gr.)

Die Unterſuchungen über das Erziehungsweſen der Griechen und Römer können theils eine zuſammenhängende Darſtellung der in dieſer Rückſicht unter beiden Völkern getroffenen Anſtalten und Einrichtungen, theils eine genaue Entwickelung der dabey zum Grunde liegenden Vorſchriften der alten Geſetzgeber und Philoſophen beabſichtigen. Bisher iſt jene *hiſtoriſche* Anſicht die vorherrſchende geweſen, und von den Alterthumsforſchern bald mehr, bald minder vollſtändig dargelegt worden; während die *ſcientifiſche*, ungeachtet ihres Einfluſſes auf unſere jetzigen Erziehungstheorieen, einer gründlichen und getreuen Auseinanderſetzung, im Ganzen genommen enthehren muſste. Um ſo erfreulicher iſt die Erſcheinung des vorliegenden Werks, welches zum Zweck hat, durch eine möglichſt vollſtändige Sammlung und Zuſammenſtellung der *allgemeinen* Erziehungsvorſchriften der griechiſchen und römiſchen Pädagogen eine richtige Vorſtellung der alten Erziehung als *Wiſſenſchaft* zu begründen. Dabey ſoll eine Vergleichung jener Pädagogen unter einander und ihrer Grundſätze mit den unſrigen die Eigenthümlichkeiten eines Jeden und den Geiſt des Ganzen erkennbar machen, und die vollſtändige Anführung der vorzüglichſten Stellen

Digitized by Google

noch dazu dienen, Jeden besonders über solche Gegenstände in seiner eigenen Sprache vernehmen zu können.

Nach einer allgemeinen Einleitung über die griechische Pädagogik und deren Bearbeitung in den neueren Zeiten (S. 1—13) handelt der Vf. in zwey vorbereitenden Abschnitten (S. 14—64) über die Erziehungsgesetze des *Lykurg* und *Solon*, so wie über den Standpunct, aus welchem die nachfolgenden Erziehungstheoretiker betrachtet werden müssen. Mit Recht behauptet er, dass *Lykurg* den gegenwärtigen Übeln und Mängeln abhelfen, nicht aber der Zukunft vorarbeiten wollte, und unterwirft deshalb die gewöhnlich für lykurgisch gehaltenen Gesetze einer strengen Sichtung. Rec., der ganz damit einverstanden ist, weicht nur in der Deutung einzelner Gesetze ab, und versteht z. B. das *neunte* S. 24 von dem altdorischen Gewande mit doppeltem Gürtel (χιτὼν σχιστὸς), so wie das *achte* S. 28 von einem an die Stelle des Menschenopfers getretenen religiösen Institute (vgl. *Weiske* zu Xenoph. *de rep. Lac.* 2, 10); auch zweifelt er, dass die *Krypteia* (nach S. 47 Anmerk.) im Sinne Lykurgs nur die taktischen Übungen oder militärischen Manövers begriffen habe. — Unter den griechischen Erziehungstheoretikern weist der Vf. zuerst dem *Ocellus Lucanus*, wegen seiner treffenden Gedanken über die Erziehung vor der Geburt des Kindes, einen bedeutenden Platz an, und erklärt sich aus inneren Gründen für die Ächtheit der ihm beygelegten Schrift. Dagegen gestattet er, und gewiss mit allgemeiner Beystimmung, der unter *Plutarchs* Namen bekannten Abhandlung nur den Rang einer subsidiarischen Quelle. Hauptschriftsteller aber müssen für uns *Plato* und *Aristoteles* bleiben. Beide betrachteten die Erziehung allerdings als einen Theil der Politik, weshalb auch ihre Vorschriften zunächst nur für den Menschen als Staatsbürger berechnet sind; jedoch ist unleugbar, dass *Plato*, namentlich in seinem Werke von der Republik, sich auch zur *reinmenschlichen* Ansicht der Erziehung erhoben habe. Was der Vf. in dieser letzteren Beziehung, S. 51 f. vgl. mit S. 70 f., andeutet, ist aller Beherzigung werth, erregt aber auch um so mehr den Wunsch nach einer näheren Entwickelung, da gerade hierüber noch so manche verschiedene Meinungen herrschen. Unter den Römern konnte nur *Quintilian* benutzt werden, der, wiewohl durch den Zweck seines Buchs sehr beschränkt, über manche Puncte Belehrung ertheilt, die man vergeblich bey den Griechen sucht.

In den nun folgenden *fünf* Abschnitten (S. 65 bis 141) erhalten wir eine möglichst vollständige Übersicht von den Grundsätzen der gedachten Erziehungstheoretiker, und zwar so, dass *einer* derselben bey jedem einzelnen Abschnitte als Hauptführer betrachtet wird, nach dieser Anordnung: Allgemeine Ansicht von der Erziehung — *Plato*; Erziehung vor der Geburt — *Ocellus*; Erziehung nach der Geburt: 1) bis zum dritten Jahre — *Aristoteles*, *Quintilian*; 2) bis zum siebenten Jahre — *dieselben*; 3) bis zur Mannbarkeit — *Plato*, *Quintilian*. Die Eintheilung ist, wie man sieht, die bey den Alten überhaupt herrschende, und musste auch nach dem Zwecke des gegenwärtigen Werks beybehalten werden. Nach einer genauen Vergleichung und Prüfung der hiebey ausgehobenen Stellen kann Rec. mit voller Überzeugung dem Vf. das Zeugniss geben, dass er eben so viel Sorgfalt beym Sammeln, als Einsicht beym Zusammenordnen dieser pädagogischen Chrestomathie, bewiesen habe. Was er uns liefert, ist freylich kein vollständiges System der Pädagogik, denn dies lag ausser dem Zwecke jener alten Erziehungstheoretiker; aber es sind lichtvoll zusammengestellte Ansichten und Bemerkungen über die wichtigsten Gegenstände der Erziehung, unter welchen mehrere noch in unseren Tagen als eigentliche Belehrungen gelten können. Dahin gehören: Über den Zweck der Erziehung, S. 70; über die Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren, S. 94 f.; über den Elementarunterricht, S. 106 ff.; über die Anwendung der Fabeln und Erzählungen zur Seelenbildung, S. 111 f.; über den Unterricht in der Musik, S. 128 ff. u. a. m.

Doch sowohl hierüber, als über manche andere Puncte, verspricht uns der Vf. eine nähere Entwickelung in dem *zweyten* Theile dieses Werks; in diesem werden wir auch Vergleichungen der alten Erziehungstheoretiker unter einander und mit dem jetzigen Zustande der Erziehungswissenschaft, so wie Beurtheilungen einzelner Stellen des Textes erhalten. Möge er recht bald in den Stand gesetzt werden, dieses Versprechen zu erfüllen! L—s.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Carlsruhe*, b. Macklot: *Denkmale am Lebenswege.* Aus den Papieren eines Wanderers zum Thale. 1808. 282 S. 8. (1 Thlr.) „Diese moralischen Erzählungen bewahren einige Reminiscenzen aus den Annalen der Totalité eines Menschenlebens, wie geheiligte Palmenblätter die Kunden von den kühlenden Quellen im duftenden Baumgarten Sarons. Mögen sie auf dem Rücken des Zeitstroms dahingleiten, wie die Blicke der Hoffnung und der stillen Sehnsucht zum besseren Ufer nach Jenseits. Das Bewusstseyn des Reinen hält ihn schadlos für den Schimmer des Glänzenden, und sein Bemühen gilt ihm nur als Vorrede eines helleren Beginnens.“ So bevorwortet der Vf. 10 Aufsätze verschiedener Art, nicht blofs moralische Erzählungen, die zwar von viel Gefühl, aber von wenig Geschmack zeugen. Bis zum Überdruss verfolgt er seine Leser mit Bildern, und zwar formlosen, und zerrt und dehnt die Gedanken so sehr in die Länge, dass man sie fast nicht mehr erkennen kann. Wir wollen einige Zeilen als Belege unseres Urtheils und als Probe des ganzen Tones, in dem das Buch geschrieben ist, geben. S. 1. „Ich war damals in meinem sechzehnten Jahre, und das Leben begann allgemach für mich jene Farbenmischungen anzunehmen, die zwischen Hell und Dunkel durch Nebelwände und Alpenschlünde ein heiteres Land ahnen lassen, wo selige Liebe sich ihr friedliches Hüttchen baut.“ — S. 280. „Ach! gutes Mädchen! wenn einst unser *Abendroth* — *Todesnacht ergrimmt*, wenn deine verklärten Blicke nach mir herüberschwimmen — Ach, wer wird mir da den Friedenskuss geben — und welcher von uns beiden Wandelsternen [illegible] dem anderen nach übers Meer, nach jenem Lande, von wannen noch keine Kunde herüber kam?“ — Die Erinnerungen auf einer Reise durch Ägypten und Syrien, aus dem Tagebuche eines Freundes, von S. 194 an, enthalten manche interessante Nachricht, und würden sich recht angenehm lesen, wenn sie nicht auch von der affectirten Schwärmerey etwas verrathen wären. ☍.

Digitized by Google

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JUNIUS, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schladebach: *Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniss der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften, und der besten Ausgaben und Übersetzungen derselben.* Zum Gebrauch der Schullehrer, der Studirenden auf Gymnasien und Universitäten, und aller Freunde der classischen Literatur, von *Wilhelm David Fuhrmann*, evang. reform. Pred. in Marck bey Hamm (jetzt in Hamm in der Grafschaft Marck). Erster Band. 1804. LXXVIII u. 750 S. Zweyten Bandes erste Abtheilung. Halle, im Verlag der neuen Societäts-Buch- und Kunst-Handlung. 1807. XVI u. 645 S. Zweyten Bandes zweyte und letzte Abtheilung. Rudolstadt, im Verl. der Hof-Buch- und Kunst-Handlung. 1808. VIII u. 669 S. gr. 8. (6 Thlr. 4 Gr.)

(Auch unter dem Titel: *Handbuch der class. Lit. der Griechen*, oder *Anleitung zur Kenntniss der griechischen Schriftsteller u. s. w.* B. 1. u. s. w. B. 2. Abth. 1. u. s. w. B. 2. Abth. 2. u. s. w.)

Da Hr. *F.* mit des zweyten Bandes kürzlich erschienener zweyter Abtheilung die erste grosse Hälfte seines Handbuchs, die Notizen von den uns erhaltenen *griech.* Schriftstellern beendigt, und dadurch die erste allgemeine Übersicht möglich gemacht hat: so eilen wir, unseren Lesern eine Darstellung dieses Werks zu geben, das schon durch seinen Gegenstand, noch mehr durch seinen bedeutenden Umfang Erwartungen erregt. Denn so mühsam und gelehrt compilirte Ausgaben- und Übersetzungs-Verzeichnisse der alten Classiker durch deutsche Hände angefertigt sind: so durchaus gebricht es uns doch an einem Buch, das — mit kritischem Sinn und *eigener* Einsicht in die Überreste des Alterthums gearbeitet — nicht bey Jahrszahlen oder unzusammenhängenden Thatsachen und bey Büchertiteln stehen bleibt, sondern uns das innere Leben jener grosen Jahrhunderte in seinem organischen Zusammenhang auf *ächt* historischem Wege darstellt. Die einzige, in diesem würdigen Sinn begonnene Arbeit, *Friedr. Schlegels Geschichte der griech. und röm. Poesie*, (Berlin. b. Unger. 1798. Ersten Bandes erste Abth.) ist kaum über *Hesiodos* hinausgeführt, und gehört überdiess oft mehr *Bayles* als *Schlegels* an. Gleichwohl ist sie noch immer als Muster aufzustellen; und es erweckt ein böses Vorurtheil, dass sie Hn. *F.* sogar dem Titel nach unbekannt geblieben ist.

Hn. *Fs.* Handbuch beginnt mit einer langen Abhandlung *über den Werth der älteren classischen Schriftsteller, und über den Nutzen, welchen die Lectüre derselben gewährt*, diesem längst zu Tode gejagten Paradegaul aller derer, die in ihrem Leben einmal eine Schul- oder sonstige gelehrte Gelegenheits-Schrift zu machen haben. Deshalb rechnen wir es Hn. *F.* nicht sonderlich als Plagium an, wenn wir in der ganzen Abhandlung nicht Einen neuen, eigenen Gedanken, nur Phrasen aus bekannten Declamationen von *Morgenstern* u. a., nicht in bester Ordnung, an einander gereiht finden. Freylich dünken uns diese Umständlichkeiten zu unserer Zeit überall unnöthig: am unnöthigsten aber an der Spitze eines Buchs, das eben das Wesen jener ewigen Muster darstellen will, und im ruhigsten, ununterbrochen historischen Fortschreiten ein begründeteres, unverdächtigeres Lob derselben enthalten muss, als die prächtigsten Reden über diesen Gegenstand, zu denen sich überhaupt Niemand verstehen wird, der *lebendig* durchdrungen ist von der unaussprechlichen, nie zu verkennenden Herrlichkeit jener reinsten Naturen. Wenn wir der blossen geschichtlichen Darlegung der griechischen Literatur so grosse Kraft zuschreiben: so setzen wir freylich voraus, dass der Vf. einer solchen historischen Darstellung seinem Gegenstand auch gewachsen sey, dass er wenigstens eine Idee von seiner Behandlung habe. Demnach war es uns wenig erfreulich zu sehen, dass Hr. *F.* den erwähnten Prodromus nicht ersparen zu können gemeint hat. Ihm angehängt ist ein ziemlich vollständiges Verzeichniss der zum Studium der classischen Literatur erforderlichen Hülfsmittel, S. LXVI — LXXVIII.

Das Werk zerfällt in 12 Hauptabschnitte, die wir nach der Reihe durchgehen wollen. Der erste, T. 1. S. 3 — 537, begreift die griechischen Dichter, so ziemlich in chronologischer Aufeinanderfolge. Wenn Hr. *F.* in der Vorr. S. XIII erklärt, er habe die Abtheilung nach den verschiedenen Dichtungsarten hier verworfen, und nur am Ende des Bandes, S. 747 — 750, in einer blos tabellarischen Übersicht gegeben, — nach sulzerscher Eintheilung, wie sich von selbst versteht —; wenn er dies gethan zu haben versichert „*aus Rücksicht auf die Beschränkung des Raums und auf die Vermeidung der Wiederholungen*": so sind uns das eitel unverständliche Worte. Denn fürs Erste geräth Hr. *F.* dadurch mit sich selbst in Widerspruch;

weil wir in den folgenden Bänden gar viele Profaiker, als den *Plutarchos*, *Xenophon*, *Arrianos*, *Älianos*, *Ariſtoteles*, unter mehreren Rubriken verzeichnet finden; ja *Heſiodos* ſelbſt erſcheint noch einmal T. 3. S. 603 *unter den Profaikern* als Schriftſteller über die Landwirthſchaft wieder. Und dann zweifeln wir ſehr, dafs Ein Dichter unter verſchiedene Dichtungsarten zu rangiren ſeyn würde, wenn wir nur den Eintheilungsgrund aus dem Alterthum ſelbſt entwickeln, nicht willkührlich aus einer *Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften* aufgreifen wollen. Sicherlich wäre dann der Sänger der homeriſchen Hymnen nicht unter *die Lyriker* geſtellt; ſicherlich wäre *Tyrtäos* nicht vom *Solon*, beide nicht vom *Theognis* getrennt worden. Aber dafs wir es gerade heraus ſagen, nicht Einen griechiſchen Dichter hat Hr. *F.* mit dem Sinn geleſen, der einem jeden Leſer der Alten, der vor allen aber dem beywohnen ſollte, welcher ein zuſammenhängendes Syſtem ihrer Literatur aufzuſtellen unternimmt; und keine Ahndung von dem iſt ihm gegeben, was eine hiſtoriſche Darſtellung von rhapſodiſchen Notizen unterſcheidet. Das zeigt ſich zunächſt darin, dafs er das Bedürfnifs gar nicht fühlt, dieſe ungeheure Maſſe ſo mannichfaltiger und vielſeitiger poetiſcher Bildung durch beſtimmte Zeitabſchnitte in mehrere kleinere, dem Geiſte leichter zu überſchauende Theile zu zerfällen; und dafs er überhaupt das allgütige, im Wachsthum der helleniſchen Cultur am vernehmlichſten kundgegebene, gleiche Verhältnifs der politiſchen und der poetiſchen oder wiſſenſchaftlichen Höhe nie des kleinſten Hinblicks gewürdigt hat. Freylich gab ihm ſein *Fabricius* dazu keine Anleitung: aber ſein eigenes, ſo gern zum Preiſs der Griechen überſprudelndes Gemüth hätte billig die Stelle jedes fremden Rathgebers vertreten ſollen. Wir müſſen dagegen von Hn. *Schaaff* rühmen, dafs er — in ſeiner Encyklopädie der Alterthumskunde — zuerſt dieſen hiſtoriſchen Weg mit ununterbrochener Conſequenz verfolgt hat. Wenn wir vorher von Epochen in der Geſchichte der griechiſchen Dichtkunſt ſprachen, und deren fehlende Bezeichnung als einen weſentlichen Mangel des vor uns liegenden Handbuchs berührten: ſo meinten wir damit keine Abtheilungen nach der *Staaten*geſchichte Griechenlands, wie Hr. *Schaaff* ſie — vielleicht durch *Wolfs* Vorleſungen veranlaſst — gemacht hat. Denn wenn auch das Vorhergeſagte eben eine ſtete Wechſelwirkung zwiſchen dem realen und dem idealen Wachsthum einer Nation anerkennt: ſo ſcheint es uns doch unzweckmäſsig, zur Begrenzung Eines dieſer Gebiete den Maſsſtab aus dem anderen zu entlehnen; ſo wie man die *irdiſchen* Ländergrenzen nicht auch zur näheren Beſtimmung *des Himmels* anwendet, ſondern eher umgekehrt. Über die Epochen in der griechiſchen Poeſie liefs ſich nun freylich gar nichts compiliren: inzwiſchen würde doch derjenige, der überhaupt nicht durchaus ohne Begriff iſt von dem Allgemeinen, dem das Einzelne untergeordnet werden muſs, wenn wir die Ereigniſſe in der äuſseren Welt anders als mit dem bloſsen Gedächtniſs auffaſſen wollen, derjenige würde denn doch in *Friedrich Schlegels* vortrefflichem Aufſatz *über die Epochen der Dichtkunſt*, im *Athenäum* Th. 3. St. 1. S. 67, gar manche wichtige Andeutung wahrgenommen, und durch *eigene* Lectüre der helleniſchen Kunſtwerke jede Lücke unſchwer ausgefüllt haben. Beſonders in der erſten Epoche, *der epiſchen*, deren ſichtbarer Repräſentant der heroiſche Vers, der wir auch die Gnomiker mit dem verkleinerten epiſchen Sylbenmafs, *dem elegiſchen*, zuzählen — das Mittelglied zwiſchen den Homeriden und den ſententiöſen Diſtichen liegt in den Theogonieen und Kosmogenieen — In der epiſchen Epoche alſo hat *Hermann* in den *Orphicis* T. 2. p. 687 ſq. ſchon eine ſichere Bahn gebrochen, die ihm Hr. *F.* mit Bequemlichkeit hätte nachtreten können, wenn auch *Hermann*, ſeinem Zwecke gemafs, bey weitem nicht alle Beziehungen erſchöpft hat. Wollten wir hier darſtellen, wie organiſch ſich aus der Gnome *das ältere jambiſche Gedicht* entwickelte, und wie der Jambos, nach dem Begriff des Gegenſatzes, unmittelbar aus dem Hexameter hervorgehen *mufste;* wie die beiden entgegenkämpfenden Weſen ſich in der dritten Epoche, *der lyriſchen*, unmittelbar berührten; wie ſie in der vierten, *der dramatiſchen*, ruhig wachſend, zu Einer gediegenen, alle früheren Elemente — den *Homeros* und *Heſiodos*, den *Archilochos*, den *Pindaros* — umfaſſenden Geſtalt, zur höchſten, *nur in dialogiſcher Wechſelwirkung auszuſprechenden* Vollendung der Menſchheit gelangten; und wie ſie danach in Dithyramben, Sillen und Epigrammen ſchnell die übrig gebliebenen Nachklänge des höchſten Lebens ausſtürmten und aushauchten: dann würden wir ſelbſt geleiſtet haben, was Hr. *F.* hätte leiſten ſollen; wir hätten eine Geſchichte der griech. Lit. gegeben. Was hätte geſchehen *können* und *müſſen*, glauben wir hinlänglich angedeutet zu haben. Den Alexandrinern und den ſpäteren Dichtern bis auf *Nonnos* und *Tzetzes* herab iſt kein Platz in unſerer Überſicht angewieſen: ſie liegen alle aufserhalb des helleniſchen *Lebens*, und gehorchen keinem Naturgeſetz mehr. Sie alle zuſammen bilden die ſechſte grofse Epoche, *die der abſoluten Unpoeſie;* und da ſie nur in bibliographiſcher oder biographiſcher Rückſicht genannt werden können, ſo macht dieſe ſubjective Erwähnung alle Verſuche hiſtoriſcher Würdigung unnütz und vergeblich.

Will man nun ein Literaturwerk, wie das vor uns liegende zu ſeyn den Anſpruch macht, mit der Literatur *der Dichter* beginnen, was wahrſcheinlich das angemeſſenſte ſeyn würde: ſo wäre vor allem der Grund, die innere Nothwendigkeit dieſer Anordnung zu zeigen geweſen. Ehe man ſich danach an die Notizen über die älteſten bekannten, die homeriſchen Geſänge, begeben durfte: wäre noch gar gewaltig viel über die Entſtehung der Sprache und über dasjenige vorher zu erinnern geweſen, was nothwendig unſerer *Ilias* und *Odyſſee* vorangegangen ſeyn mufs; es wäre zu ſprechen geweſen von Griechenlands erſten politiſchen und bürgerlichen Verhältniſſen, von den Einwanderungen der erſten

Digitized by Google

cultivirten Fremdlinge von Osten her, von den alten Orakeln und Mysterien, und den wahrscheinlich mit den letzteren in Verbindung gestandenen Sängerschulen. Nach solchen Vorbereitungen konnte dann etwas Eingreifendes, Fruchtbares über die alten ionischen Rhapsoden und die ersten epischen Nationalgesange vorgetragen werden. Wo wir eine solche Einleitung vergessen finden, werden wir dem Literaturhistoriker kein Unrecht thun, wenn wir ihm die wahre, lebendige Einsicht, nicht nur von der homerischen, sondern von der griechischen Poesie überhaupt geradehin absprechen; und in dem betrübten Falle sind wird jetzt mit Hn. *F.* Denn nachdem er in dritthalb Zeilen bemerkt hat, die griech. Musen hätten in Thracien den ersten Sitz gehabt, beginnt er sogleich mit dem *Orpheus*, als dem ersten hellenischen „*Dichter*" (S. 4), dessen Ältern, Vaterland, Leben und Schriften ausführlich recensirt werden; eben so ergeht es dann dem *Musäos*, auf welchen endlich *Homer* folgt. In der von uns gefoderten, aber — wie gesagt — von Hn. *F.* unnöthig befundenen Einleitung wäre allerdings eine Erwähnung der mythischen Namen *Orpheus*, *Linos*, *Musäos*, *Eumolpos* u. a. zu erwarten gewesen. Wenn wir aber in Hn. *F's.* Vorrede S. X gelesen haben, dass er sein Handbuch darum an Brauchbarkeit über *Harles introd. in hist. ling. gr.* erhebt, dass er viele derjenigen Classiker, von denen nur geringe Fragmente auf uns gekommen, z. B. *Korinna*, *Epicharmos*, *Thespis* (? —) ganz ausgelassen hat: so ist es unbegreiflich, wie *Musäos* und *Orpheus*, von denen uns nicht nur nicht das kleinste Fragment erhalten ist, sondern die überhaupt nicht ohne lacherliche Modernisirung der Begriffe *Schriftsteller* genannt werden können, die Reihe der griech. *Dichter* eröffnen können. Wahrhaft unsinnig aber ist es, dasjenige, was wir unter dem Namen des *Orpheus* und *Musäos* besitzen, in einem Literaturwerke vor die homerischen Gesänge zu stellen. Zwar werden diese Gedichte, über deren Zeitalter man nicht erst seit gestern ziemlich einig ist, auch von Hn. *F.* für unacht erklärt. Aber aus allem sieht man, wie diese richtige Einsicht nur erlerntes Wesen ist, und des Literators ganzes Gemüth noch mit dem alten Schlendrian verwachsen ist. Besonders zeigt sich das in dem höchst weitschweifigen und verworrenen Artikel *Homer*, S. 23—129, wo die antiquirte Idee, der Homer habe *circa* 1000 Jahre vor Christus gelebt, mit den wunderlichen Hypothesen von *Bryant* und *Wood*, mit *Koppen's* seichtem Raisonnement über sonnenklare Dinge, und mit *Wolf's* gewaltiger Dialektik zusammengerührt ist. Es ist überhaupt schlimm für Hn. *F.*, wenn über einen Gegenstand mehrere, sich widersprechende Meinungen vorhanden sind. Er hat zu viel Belesenheit, um sie nicht zu seiner Quaal zu kennen; zu viel Gewissen — auch zu viel Wohlgefallen an strotzenden Citaten — um sie zu ignoriren: aber es fehlt ihm so total an eigenem Urtheil und an Judicium im Allgemeinen, dass es ordentlich kläglich anzusehen ist, wie er, mit *Persius* zu reden, *duplici in diversum scinditur homo*. Da es nun aber sein einziges Geschäft ist, zu excerpiren: so kann er auch hier nichts weiter thun, und darum sind die Urtheile über diejenigen Schriftsteller, über welche viel zu sagen und zu fragen wäre, allemal die unbrauchbarsten, und sie werden natürlich in dem Grade besser, in welchem man ihrer weniger bedarf. Wir wollen noch bemerken, welch' eine schreckliche Unkunde in dem Geiste der heroischen Epoche Hr. *F.* dadurch verräth, dass er sich schon vom alten thrakischen *Orpheus* und vom *Homer* durchweg der Benennung *Dichter* bedient, die gewiss nicht vor der lyrischen Periode Statt haben kann.

Von den Gedichten des *Hesiodos* werden *die Tage und die Werke* als ein didaktisches, die *Theogonie* als ein episches bezeichnet, wodurch der Gesichtspunct über diesen Sänger gänzlich verrückt ist. Bey ihm ist die Form allerdings noch ziemlich die homerische: aber, so wie ihn seine getrübte Lebensansicht überhaupt wesentlich von den louischen Barden sondert, so ist bey ihm auch schon die kindliche Lust am reinen *Darstellen* verschwunden, und die Theogonie ohne Zweifel ein didaskalisches Werk, aus dem nur noch einzelne wirklich epische Partieen, wie die Gigantomachie, erquickend hervortreten. Eben solche Darstellungen enthält auch das Gedicht *von den Tagen und Werken*, z. B. die berühmte Erzählung von der Pandora; und *das Schild des Herakles* ändert nichts an diesem allgemeinen Charakter der hesiodischen Poesie. Denn, gesetzt auch, alle Streitigkeiten über den Urheber desselben wären abgethan: so lasst sein fragmentarischer Zustand nichts über das Ganze schliessen, dem diese Episode angehörte; ja die besten alten Autoritäten rechnen diess Bruchstück zu einem Werk, das ganz von einerley Bedeutung mit der Theogonie war. Diess Episch-plattische aber, welches an seiner Stelle mitunter Tadel verdienen könnte, enthielt gleichwohl den Keim des reineren hellenischen Lebens, dem der unpoetische Missmuth des *Hesiodos* einen frühen Untergang drohte.

Wir glauben hinlänglich gezeigt zu haben, wie ohne Ahndung von etwas Höherem, als dem bloss Zufälligen, Hr. *F.* in dieser ersten Periode der griechischen Dichtkunst verfahren ist, und bitten unsere Leser, den Schluss auf das Folgende selbst zu machen, nachdem sie gesehen haben, auf wie kläglichem Grunde *hier* das stolze Gebäude ruht.

Je weniger wir das gehörige Studium an diesem Hauptgegenstand des Handbuchs wahrnahmen: desto mehr glaubten wir uns berechtigt, von *der vielen Mühe und dem Fleiss*, die Hr. *F.* laut Vorr. S. XVI, seinem Werk hat angedeihen lassen, wenigstens ein durchaus vollständiges Verzeichniss der griechischen Dichter fodern zu dürfen; aber auch darin finden wir uns getäuscht. Es ist schon bemerkt dass Hr. *F.* mit gutem Wissen und Vorbedacht einige in anderen Werken dieses Inhalts aufgeführte Dichter aus seinem Handbuch verwiesen hat, weil wir nur noch wenige Bruchstücke von ihnen besitzen; und

Digitized by Google

wir gestehen ihm gern zu, dafs sich im *Fabricius* Schaaren von Poëten finden, von denen wir nur den Namen noch kennen. Diese alle gehören nicht in ein solches Buch, wie Hr. *F.* geben wollte. Wenn wir aber auch nach den ehrwürdigen Namen *Archilochos, Alkman, Ibykos, Stesichoros, Korinna, Erinna, Peisander, Panyasis, Bakchylides, Melanippides, Arion, Hipponax, Mimnermos, Philetas, Hermesianax, Phanokles, Epicharmos, Eupolis*, und nach so manchen anderen vergebens suchen, von denen uns bedeutungsvolle, charakteristische Fragmente, oder sinnvolle, anregende Thatsachen aufbehalten sind; von denen wir wissen, wie mächtig sie auf ihr Zeitalter wirkten: dann sehen wir am deutlichsten die Armseligkeit des Compilators, für den nur das wirklich ist, was er mit fleischlichen Händen greifen kann. Besonders widrig dringt sich uns auch hier die Inconsequenz auf, die jene Namen verwerfen, und gleichwohl den *Alkäos, Menander, Philemon*, ja sogar den Verfasser *der goldnen Sprüche*, den *Antimachos* und den *Pseudo-Phokylides* erwähnen konnte. Noch auffallender wird diese Planlosigkeit, wenn wir bey Dichtern, von denen uns einzelne Arbeiten erhalten sind, auch diejenigen Werke alle hergezählt finden, von denen wir nichts als *den Namen* wissen. Und hätte Hr. *F.* nur Einen Scholiasten, nur Einen Lexikographen gelesen: so würde er etwas behutsamer mit dem Herrechnen der vielen Titel gewesen seyn, weil er dann wissen müfste, unter wie verschiedenen Aufschriften alle die Werke des Alterthums umliefen. So führt Hr. *F.* besonders bey den lyrischen und dramatischen Dichtern mehrmals Werke nach verschiedenen Titeln an, die gewifs nur Eines gewesen sind. Einer ganz vorzüglichen Nennung aber wären denn doch *Empedokles* und *Parmenides* würdig gewesen, mit denen wir durch *Sturzens* und *Fülleborns* verdienstliche Bemühungen so ziemlich bekannt geworden sind.

Ferner, da Hn. *F's.* Streben immer mehr nach Namen, als nach Sachen geht: so sind einige Collectionen von Gedichten, die im Alterthum ohne den Namen eines einzelnen Dichters berühmt waren, vernachlässigt, als die Kypria, die Naupaktika, die Kyklika und andere Epopöien, die Mimen des *Sophron*, die Sillen des *Xenophanes* und *Timon*, welche letztere sogar in *Bruncks Analekten* T. 2, p. 67 gesammelt, und auch der Zahl nach keineswegs unbedeutend sind.

Endlich aber fehlen auch einige Dichter, von denen wir ganze und unverstümmelte gröfsere Werke besitzen, als *Manethon*, dessen Theorie der Nativitätsstellerey (Ἀποτελέσματα) zum ersten und bis jetzt noch einzigen Mal, aus dem einzigen vorhandenen Manuscript zu Leyden, 1696, durch *Jac. Gronovius* edirt, und seitdem von *Dorville* zum *Chariton* mit viel Gelehrsamkeit, mit vorzüglicher Einsicht aber vom Dr. *Ziegler* in Rostock, im bremenschen Journal, behandelt ist. Ferner *Paulos Silentiarios*, dessen Ecphrasis Stae Sophiae durch *Jakobs* Prolegg. zur Anthologie und durch *Hermann* (*Addenda ad Orphica* T. I, p. XXVI sq.) neuerdings bekannter geworden ist. Dann der von *Janus Rutgersius* in seinen *Varr. lectt.* zum ersten Mal herausgegebene *Joannes von Gaza; Proklos*, dessen Hymnen in *Bruncks Anal.* T. 2, p. 441 zu finden sind, (beyläufig gedacht ist ihrer unter dem Art.: *Joannes von Stob.* T. 2, 1, p. 629) und endlich *Skymnos*, dessen Periegesis bey *Hudson* aufbewahrt ist.

Noch ist als abgeschmackt und inconsequent zu erwähnen, dafs wir den *Dionysios Periegetes* unter den Dichtern vergebens suchen, und ihn unter den — Geographen finden, so wie sich auch *Hesiodos* hat unter die Ökonomen fügen müssen. Eine totale Unfähigkeit, Poesie von Prosa zu unterscheiden, gestehen wir freylich dem Hn. *F.* willig zu: aber das können wir nicht begreifen, was ihn abgehalten hat, den *Aratos* unter die Mathematiker, den Nikander unter die Ärzte zu rangiren, oder auch das orphische Argonautengedicht, das *als eine poetische Reisebeschreibung* charakterisirt wird, den Geographen beyzugesellen. Freylich ist der berühmte Ästheiker, Hr. *Bouterwek*, mit dem Persiles und der Divina Comoedia nicht ästhetischer verfahren. — Das Einzelne nun sparen wir bis zum Schlufs der Rec. auf; da wir zuerst eine vollständige Uebersicht von der Planmäfsigkeit oder Planlosigkeit dieses Werkes geben wollten, weil uns davon alles Übrige abzuhängen scheint: so wie wir gar manchen Verstofs im Einzelnen willig übersehen würden, wenn wir nur eine consequente Anordnung wahrnähmen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Salzburg*, b. Mayr: *Maximen für Jünglinge, die in die grofse Welt treten.* Aus der Welt- und Menschen-Kenntnifs und guten Büchern geschöpft von *Friedrich Grafen Spaur*, Domherrn von Salzburg und Passau. 1809. 174 S. 8. (10 Gr.) So gewöhnlich es jetzt ist, die Tugend in Maximen zu predigen: so kann doch Rec. dieser Gewohnheit nicht seinen Beyfall geben. Die Tugend ist eine Totalität, die sich nicht in Bruchstücken in den Menschen bringen lafst, und es gehört schon weit mehr Klugheit dazu, als alle Maximen geben können, um eine Maxime klug anzuwenden. Soll und kann eine Maxime ja noch von Nutzen seyn: so mufs ihr Inhalt so umfassend, als möglich, und der Ausdruck so kurz und bündig, als möglich seyn. Daher sind und bleiben Sprichwörter immer die besten Maximen. — Die hier gegebenen Maximen verrathen zwar einen Mann von edlem, wohlwollendem Herzen, dessen Beyspiel vielleicht für Viele sehr bildend ist; aber sie selbst sind alle, was diese eine ist. „*Composition, das höchste Vergnügen des Geistes.* Willst du das höchste Vergnügen des Geistes geniefsen: so mufst du componiren, selbst erfinden, deine Gedanken ordnen, zur Mittheilung und zum Fromme für Andere niederschreiben. Unsere Begriffe werden dadurch bestimmt, unsere Schreibart wird vervollkommnet, und unserem Geiste die beste, und seinem Geiste würdigste Richtung gegeben. Diesem *standhaften Plane* eines nützlichen, unsterblichen Lebens weiche ich Allem vor, was die Menschen für angenehm und ergötzlich halten; — nicht nur dem rauschenden Vergnügen, sondern auch dem stilleren der Liebe; nicht nur der Schwelgerey, sondern auch dem Wohlleben; — Freundschaft und Wohlthätigkeit ist mein Alles; sie macht mir jeden Kampf leicht, und jede Enthaltsamkeit süfs. In der Einsamkeit, bey dem Aufgange der Sonne, bey dem sanften Glanze der Gestirne und des Mondes, erwacht in dem Geiste des Sterblichen der Funke des göttlichen Genius, der ihn zum Gesetzgeber und Lehrer der Zeiten und Völker erhöht."

k. G. Spl.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 JUNIUS, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Schladebach: *Handbuch der claſſiſchen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniſs der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, ihrer Schriften, und der beſten Ausgaben und Überſetzungen deſſelben. Zum Gebrauch der Schullehrer, der Studirenden auf Gymnaſien und Univerſitäten, und aller Freunde der claſſiſchen Literatur.* Von *Wilhelm David Fuhrmann* u. ſ. w.

(*Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.*)

Die eilf übrigen Hauptabſchnitte ſind den Proſaikern gewidmet, und nach den ſcientifiſchen Gegenſtänden der Schriftſteller überſchrieben, wie folgt: II Abſchnitt. *Mythographen.* III Abſchn. 1) *Redner unter den Griechen.* 2) *Epiſtolographen.* IV Abſchn. *Grammatiker und Rhetoren.* V Abſchn. *Philoſophen*, denen die Bearbeiter der Geſchichte der Philoſophie, *Diogenes von Laerte, Eunapios* und *Heſychios Illuſtris*, vorangehen. VI Abſchn. *Naturforſcher.* VII Abſchn. *Ärzte.* VIII Abſchn. *Geſchichtſchreiber.* IX Abſchn. *Geographen.* X Abſchn. 1) *Mathematiker*, 2) *Kriegsſchriftſteller.* XI Abſchn. *Ökonomen.* XII Abſchn. *Rechtsgelehrte.* Bey dieſer Claſſificirung ſpringt natürlich zuerſt in die Augen *die Folge*, in der die Bearbeitungen der verſchiedenen Wiſſenſchaften an einander gereiht ſind. Denn da die griechiſche Proſa ein eben ſo feſt verbundenes Ganzes ausmacht, als die griechiſche Poeſie: ſo darf auch hier in der Anordnung keine Willkühr herrſchen, ſondern nur der hiſtoriſche Organismus. Auf dieſe Weiſe allein kann das Aufblühen, Reifen und Abſterben der intellectuellen Bildung bey den Griechen anſchaulich gemacht werden. Wo man aber von Hn. F. dargeſtellt erwartet, wie ſich die helleniſche Proſa aus der früher gebildeten Poeſie entwickelte; wo man hofft, aufs dargethan werde, wie die erſten Anfänge der Proſa bey den Griechen ſich die Geſchichte des Landes zum Gegenſtand wählen muſsten; wo von den ἱστορίαις der erſten mythiſchen Hiſtoriker die Rede ſeyn, wo *Herodotos* als der älteſte aller helleniſchen Proſaiker auftreten, und ſein Styl, ſeine hiſtoriſche Behandlung danach gewürdigt werden ſollten: da werden wir ohne Weiteres unter die Mythographen geführt, von denen kein Einziger mehr den lebendigen griechiſchen Geiſt gekannt hat, und zum böſen Zeichen ſpringt uns als Chorführer der ganzen unwürdigen Schaar komiſch genug der zweydeutige *Paläphatos* entgegen! Hr. *F.* ſagt zwar, er laſſe die Mythographen darum zunächſt auf die Dichter folgen, weil dieſe nicht ohne jene verſtanden werden könnten: aber das Argument iſt zu abſurd, um ſeine Abſurdität beſonders ins Licht zu ſtellen. Auch iſt man dadurch bey der Aufeinanderfolge der zehn übrigen Claſſen in nichts gefördert.

Nächſtdem drängt ſich vor allem die Zweckmäſsigkeit oder Zweckloſigkeit der getroffenen Abtheilungen auf, und auch hierin dürfte vielfach gefehlt ſeyn. Wenn Hr. *F.* mehrere der Vorwürfe, die wir ihm hier und an anderen Stellen unſerer Beurtheilung machen, mit Hn. *Eſchenburg* theilt: ſo gereicht das ihm nicht zur Entſchuldigung. Alſo müſſen wir es höchſt ungereimt nennen, wenn *die Redner* und *die Epiſtolographen* einen Abſchnitt zuſammen ausmachen, da ſie weder durch Styl, noch Gegenſtand, noch in irgend einer äuſserlichen Rückſicht verwandt ſind. Und im Gegenſatz ſcheint es uns wenig zweckmäſsig, *die Geographen* von *den Hiſtorikern*, und *die Ärzte* von *den Naturforſchern* zu ſondern. Ganz — und mit groſsem Unrecht — vergeſſen ſind *die Aſtronomen.* Beſitzen wir doch von den *Kataſterismen* des *Eratoſthenes* noch ſehr bedeutende, von *Schaubach* mit gelehrtem Fleiſs zuſammengeſtellte Fragmente; ja ſogar noch ganze Schriften vom *Geminos* und *Kleomedes*, von welchen beiden der ohnlängſt in Dresden verſtorbene Conrector *Reiff*, der wackere Herausgeber des *Artemidoros*, durch bedeutende Collationen beſonders venetianiſcher Handſchriften unterſtützt, eine neue Ausgabe vorbereitete. Und *Idelers Geſchichte der Aſtronomie bey den Alten* iſt ja ein Werk, auf das die Nation ſtolz ſeyn kann.

Nun iſt noch zu unterſuchen, mit wie viel oder wie wenig Einſicht die einzelnen Autoren durch die verſchiedenen Claſſen diſtribuirt ſind; und ob dieſe vollſtändig heiſsen können. Was die erſte Frage betrifft: ſo wird es ſchwerlich allgemeinen Beyfall finden, daſs die philoſophirenden Schriften des *Annaeus Cornutus* und des *Salluſtios* über Gottheit und Welt unter *die Mythographen* geſchoben ſind, wenn ſie ſchon in des *Thomas Gale* Sammlung ſtehn. Eben ſo dürfte es billig ſeyn, das Violarium der *Eudocia* aus dieſer Claſſe hinaus, und unter *die Geſchichtſchreiber* zu rücken: wenn nicht überall eine neue, von Hn. *F.* nicht gemachte Abtheilung für die *Lexikographen* anzurathen wäre; denn auch *Suidas*, der ſo reich iſt an hiſtoriſchen Notizen, und der technologiſche *Julius Polydeukes*, ſind nur ſehr uneigentlich unter die Rhetoren und Grammatiker zu zählen,

welcher Rubrik sie durch Hn. F. untergeordnet sind. Wäre des *Frotianos* Lexikon über den *Hippokrates* nicht ganz vergessen worden: so würde auch das die vorgeschlagene Abtheilung für die Lexikographen als nothwendig gezeigt haben. Unter die *Redner* ferner gehören nicht *Herodes Atticus*, *Maximus Tyrius*, und alle die späteren Sophisten: so wenig als *Alkiphron* und *Aristänetos* unter die Epistolographen. Dem *Joannes von Stobi* widerfährt zu viel Ehre, wenn er unter die *Philosophen* gezählt wird: so gut als er hätte es auch *Photius* verdient. Und unter die *Historiker* gehören so wenig die beiden *Philostrate*, als *Tzetzes* mit seinem „historischen Gedicht." Bey Hn. F's Verkehrtheit wäre es nicht sehr zu verwundern, wenn die gesammten Epiker von den Homeriden an, (denn diese sind unstreitig um Vieles historischer, als der Spätling *Tzetzes*.) unter den Geschichtschreibern zum zweyten Mal aufgeführt wären. Dagegen wäre es rathsam gewesen, dass Hr. F. eine eigene Classe von *Sophisten* angenommen hätte: das Wort in keiner der älteren, sondern in der neuesten Bedeutung gebraucht, in der es jeden bezeichnet, der sich eines zierlichen Styls befleissigt, und ohne Bezug auf den Gegenstand ist. In die Classe gehören *Lukianos*, die *Philostrate*, *Alkiphron*, *Aristänetos*, *Herodes Atticus*, *Libanios*, *Maximus Tyrius*, *Himerios*, *Longos* und noch manche aus jenem Zeitalter, wo eigentlich der Begriff der *Gelehrsamkeit* entstand, und die Wissenschaft zum Gegensatz des Lebens wurde. Darum haben wir es gemisshilligt, dass die genannten Schriftsteller unter einerley Benennungen mit den alten, ächten Griechen gebracht sind: welches ein neuer Beweis ist von der wirrigen Unklarheit und Frivolität, die Hn. F. bey seinen Abtheilungen leiteten.

Was die Vollständigkeit im einzelnen Aufzählen der Autoren anlangt: so finden sich auch hier ungeheure Lücken, die wir nur andeuten, nicht ausfüllen wollen. Vor allem vermissen wir vier ganze Corpora, die keineswegs unbedeutend sind, *die Musiker*, die in der Ausgabe von *Meibom* vereinigt, und neuerdings durch den herkulanischen, von *Murr* bereits übersetzten *Philodemos* vermehrt sind; die von *Franz* vollständig gesammelten *Physiognomen*; die ganze Sammlung der *Byzantiner* von denen nur *Agathias* und *Zonaras* genannt sind, und endlich die griechischen *Kirchenväter*. Sollten die letztern mit Absicht aus unserm Handbuch verbannt seyn: so wäre davon in den Vorreden Nachricht zu ertheilen gewesen; doch würden wir mit Hn. F's Gründen schwerlich zufrieden gewesen seyn. Dass er die christlichen Schriftsteller nicht überhaupt hat ausschliessen wollen, das zeigt der Artikel *Chrysostomos* und noch andere. Nun sind aber unter den Kirchenvätern so manche, z. B. *Klemens von Alexandrien*, durch die Reinheit ihrer Gräcität, durch die oft erhauernden Beziehungen auf Gegenstände und Gebräuche des classischen Alterthums, endlich durch die schätzbaren Fragmente, die durch sie erhalten worden, von der grössten, wenn auch noch nicht allgemein erkannten, Wichtigkeit für das Studium der griech. Literatur, dass der lernende Freund des Alterthums durch ein Werk, wie das *fuhrmannsche* seyn will, ganz besonders auf den Werth dieser so unrecht vernachlässigten Männer sollte hingewiesen werden.

Einzelner Namen fehlt eine Unzahl, ohne dass ihre Unbedeutendheit zum Vorwande gemacht werden konnte, da bey weitem unbedeutendere aufgenommen sind. Denn sind die von Hn. F. verzeichneten Fragmente des *Pappos*, des *Ptolomäos Hephästionos*, der zweifelhafte Rest von *Demades* erwähnenswerther, als die grösstentheils unverstümmelten Werke des *Philo*, *Gemisthius Plethon*, *Joannes Lydos*, *Hierokles*, *Olympiodoros*, *Anthemios*, *Philoxenos*, *Geminos*, *Kleomedes*, *Aeneias von Gaza*, *Musonius Rufus*, von dem wichtige Bruchstücke vorhanden sind, *Kallistratos*, *Apollodoros*, des Mechanikers, der Kaiser *Hadrianus*, *Alexander Numenius*, *Apthonios*, *Heladios*, und noch unzähliger anderer, welche aufzuführen unnöthig ist, weil sie doch nicht mehr im Handbuche untergebracht werden können. Dass er nicht die Namen aller alten Historiker vor *Herodotos*, aller griech. Dramatiker, aller Redner, aller Byzantiner an den Fingern hergezählt hat, würden wir billigen, wenn er nur bemerkt hätte, diese oder jene Wissenschaft sey zu dieser oder jener Zeit besonders cultivirt worden; wenn er gesagt hätte, es seyen lange Verzeichnisse von Tragikern, Rednern u. s. w., die alle in Einer Periode gelebt hätten, auf uns gekommen: jetzt aber erkennen wir darin, dass dies nicht geschehen ist, den schon gerügten gemeinen Sinn wieder, den nur das kümmert, was er mit Händen greifen kann, und die Geistlosigkeit, die nur die Frage kennt, was noch da *ist*, nicht die andere, nöthigere, was *gewesen* ist. So wäre auch unentbehrlich gewesen eine Entwickelung von den Veränderungen, die in den verschiedenen Gebieten des Wissens vorgingen; von den Secten, die sich bildeten, besonders in der Philosophie und in der späteren Arzneykunde (das Letztere hätte aus *Sprengels* Geschichte der Medicin im Alterthum geschöpft werden können). Mit einem Worte, alles, was einigermafsen philosophischen Geist erfodert, allgemeine Ideen, Übersichten, planvolle Anlage, Consequenz; ferner eigenes Studium der griech. Classiker, wahre Gelehrsamkeit, lebendige Einsicht, alle diese ersten und höchsten Erfoderniss zu einem Werke, wie das gegenwärtige, mangeln Hn. F. bis auf die leiseste Spur von ihnen: ja wir möchten uns vermessen, unseren Autor aus seinem eigenen Buche zu examiniren; gewiss, dass er die Frage unzählige Male wird unbeantwortet lassen, so sehr riecht alles nach todter Compilation.

Bey dem Einzelnen können wir uns kürzer fassen: hier ist eines Theils so ziemlich alles gegeben, und der gehörige Fleiss demnach fast hinreichend; andern Theils ist das hieher zu Rechnende unverhältnissmäfsig weniger bedeutend. Doch werden wir leider auch hier alle die Fehler zu rügen haben, die irgend gemacht werden konnten. Die Notizen über einen jeden Schriftsteller zerfallen in drey Hauptabschnitte: der erste handelt vom Leben und von den

Digitized by Google

Perſon des Autors; der zweyte vom Inhalte und von dem Werthe ſeiner Schriften; der dritte von den Ausgaben, Überſetzungen und ſonſtigen Bearbeitungen derſelben.

Was nun den erſten dieſer jedesmaligen Abſchnitte betrifft: ſo geſtehn wir dem biographiſchen Theile des Handbuchs entſchiedenen Werth vor den übrigen Theilen deſſelben zu; müſſen aber leider zugleich erinnern, daſs es kein ſonderliches Verdienſt iſt, das hieher Gehörige, im *Fabricius* ſchon vollſtändig Geſammelte, ſo gut es eben gehen will, ins Deutſche zu übertragen. Was Hr. *F.* hiebey Eigenes hätte thun können und thun ſollen, das Hiſtoriſche möglichſt von Widerſprüchen und nichtsſagenden Anekdotchen reinigen, und das ſo als gediegen Befundene zweckmäſsig anordnen, und in würdiger Kürze erzählen, — das iſt nicht geſchehen. Denn es werden durchaus alle Erzählungen aufgetiſcht; auch ſo ungeſalzene, wie die vom *Homeros* und den Fiſcherknaben aus des *Pſeudo-Herodotos vita Hom.*, oder daſs der göttliche *Platon* alſo benannt ſey von ſeinen breiten Schultern: — und von dem Style und der Sprache am Ende der Recenſion noch einige Worte. Beſonders zu tadeln iſt die Unſtätigkeit, die in Hn. *F's.* Chronologie herrſcht; ſtatt ein für allemal nach Jahren vor und nach Chriſtus zu rechnen, wechſeln dieſe ſo bunt mit Olympiaden, Jahren der Welt ſogar, mit der julianiſchen Zeitrechnung und mit Jahren Roms ab, daſs z. B. im Leben des *Xenophon* die eine Begebenheit nach J. v. C. G., die zweyte nach Olympiaden beſtimmt wird. Wir möchten von Hn. *F.* nicht fodern, daſs er beide Zeitrechnungen auf der Stelle nach einander ausgleichen ſolle, und er verlangt ſo etwas von denen, die er belehren will? Oder ſchreibt er die Jahrezahlen nur ſo hin, weil es einmal Gebrauch iſt; unbekümmert übrigens, ob man ſich ſeiner Angaben mit Bequemlichkeit bedienen kann oder nicht?

Schlimmer ſieht es mit dem zweyten Theile aus. Zwar die Titel der verſchiedenen Werke eines jeden Schriftſtellers werden mit ziemlicher Genauigkeit aufgeführt: wenn gleich auch hier ſchon manches mangelt. Z. B. unter den Reden des *Lyſias* fehlt die erotiſche, welche *Platon* ſeinen *Phädros*, Cap. 11—22. recitiren läſst; unter den Schriften des *Aelius Herodianus* die von *Hermann de emend. graec. gramm. rat.* p. 300—318 als Fragm. aus einer augsburger Handſchrift zuerſt bekannt gemachte περὶ ἡμαρτημένων λέξεων, und unter denen des *Dionyſios* von Halikarnaſſos die περὶ τῆς λεκτικῆς Δημοσθένους δεινότητος, vom *Tyrtäos* aber exiſtiren nur 3 Elegieen, *wenn anders auch dieſe ächt ſind*, wovon jedoch das Gegentheil erweislich ſeyn möchte. — Trauriger aber um vieles ſieht es nun durchgängig mit der kritiſchen Würdigung aller der erhabenen Werke des Alterthums aus. Dieſer Hr. *F.*, der nicht eines von allen mit Sinn und Geiſt geleſen hat, der durchaus nachbetet, zwar unter guten Autoritäten (z. B. *Creuzern* beym *Herodotos* und *Thukydides*), der alſo nichts mit tiefer Überzeugung ausſprechen kann, tritt gleichwohl mit empörender Dreiſtigkeit hin, um über alle die erhabenen Geiſter von Hellas ſein Endurtheil zu verkünden. Dem alten *Andrea Orgagna*, der den Teufel gemalt hatte, war dieſer im Traum erſchienen, und hatte ihn mit gräſslichen Minen zur Rede geſetzt, woher er ſein Conterfey genommen habe; wir wollen dem Hn. *F.* keine ähnlichen Geſichte gönnen, wenn ihm ſchon ein ſolcher Beſuch eben ſo verdient käme, als dem Vf. einer gewiſſen deutſchen Alceſte der ergrimmte Herkules in einer mit Unrecht vergeſſenen Farce von *Goethe*. Denn es iſt empörend zu ſehen, mit welcher kalten Selbſtgenügſamkeit die Blöſsen des *Äſchylos* und des *Platon* aufgedeckt; mit wie ſeichtem Lobe hinwiederum der *Euripides* bedeckt wird. Es iſt etwas Abſcheuliches mit einem ſolchen willkührlichen Charakteriſiren, das von einer hergebrachten fixen Idee ausgeht, und dieſe nun in zahlloſen, nichtsſagenden Worten ſo gewaltig ausdehnt, daſs der blaue Dunſt am Ende gar die Farbe verliert und unſichtbar wird: denn Form hat er nie gehabt. — Und wenn nun dieſes fade Gewäſch wenigſtens ein *kurzes* Übel wäre! Aber mehr als die Hälfte des ganzen Buchs wird davon ausgefüllt. Etwas der Art ſchreiben zu *wollen*, zeigt genugſam an, daſs man gar nicht weiſs, worauf es dabey eigentlich ankomme.

Der bibliographiſche Theil des Handbuchs iſt eben ſo ſchlecht. Was die Ausg. anlangt: ſo wäre von jedem Schriftſteller nothwendig die *Editio princeps* zu bemerken geweſen, und danach hätten alle diejenigen folgen müſſen, die in der Kritik des Textes oder in der Erklärung Epoche machen; d. h. alle, die von einer eigenen Recenſion ausgehn, oder auch durch reichhaltige Commentare von vielfacher Brauchbarkeit ſind. In der Vorr. zum zweyten Bande iſt zwar zu leſen, es ſeyen dieſem die Nachweiſungen der erſten Ausg. beygefügt: aber das iſt eine Unwahrheit, indem ſie fortwährend bey einer groſsen Menge von Schriftſtellern fehlen, als beym *Dionyſios* von Halikarnaſſos, *Xenokrates*, *Apollonius* von Perga, den *Geoponicis* und vielen anderen. Eine ordentliche Geſchichte des Textes aber, einfach durch Aufzählung der Epoche machenden Ausgaben dargeſtellt, iſt — wie alle philologiſche Bearbeitung — etwas, wovon Hr. *F.* gar keine Idee hat. Dagegen erſpart er ſeinem Leſer keine der vielen erbärmlichen Editiönchen, die die Herren *Hülſemann*, *Teucher*, *Büchling* und Geiſtesgenoſſen in jeder Meſſe ans Licht treten laſſen, ob man ſchon deren Titel und Preiſe in allen Buchläden und Katalogen finden kann. Daſſelbe Urtheil iſt von den in groſser Vollſtändigkeit dem *Fabricius* nachcitirten einzelnen Erläuterungsſchriften über jeden Autor gültig. Dabey herrſcht in der Auswahl der literariſchen Nachweiſungen ein ſolcher Unverſtand, daſs z. B. beym *Homer* das vortreffliche Lexikon von *Damm*, die mythologiſchen Briefe von *Voſs* und die homeriſchen von *Wolf* vergeſſen ſind

vor *Berndtii Lex. Hom.* und den elenden Klätſchereyen des berüchtigten, nun zur Ruhe gebrachten *gothaer Correſpondenten* (ſiehe *Voſs* im Intelligenzblatt der A. L. Z. 1803. No. 121). Eben ſo beym *Muſäos* wird die Ausg. von *Schrader* nicht, wohl aber die von *Teucher* erwähnt, u. ſ. f. Eben ſo bey den Überſetzungen: hier fehlen beſonders bey den Dichtern diejenigen lateiniſchen, die poetiſchen Werth haben, als *Allegri's* von der Ilias, *Helius Eobanus Heſſus* von den Bukolikern und anderen, *le Sueurs* vom Pindaros, *Joſeph Scaligers* von den orphiſchen Hymnen und dem Lykophron, die zugleich Wunder von Gelehrſamkeit und vielfach merkwürdig ſind. Auch ſolche vermiſſen wir, die von kritiſchem Werth ſind, z. B. die des Sophokles von *Vitus Vinſemius*, und des orphiſchen Argonautengedichts von *Cribellus*. Eben ſo hätten auch Übertragungen in alle lebenden Sprachen aufgenommen ſeyn ſollen, wenn ſie ſonſt vortrefflich ſind, z. B. die engliſchen Überſetzungen der Tragiker von *Potter* und *Franklin*. Aus eben dieſem Grund hatte die gröſste Zahl der aufgeführten franzöſiſchen ganz wegbleiben ſollen. — Eben ſo erbärmlich als die Auswahl iſt auch die immer ſehr ausführliche Beurtheilung der ausgewählten Bücher, aus vielen Zeitſchriften zuſammengebettelt, und das nicht ohne Mühe. Es begreift ſich, daſs Hr. *F.* nicht alles Neue ſelbſt inſpiciren konnte, und fern von uns ſey es, ihm das vorwerfen zu wollen: nur nehme er nicht die Miene an, als kenne er alles aus eigener Anſicht. Bey *Boiſſonade's* Ausg. von *Philoſtr. Heroicis* iſt ihm ſogar der ſchlimme Streich geſpielt, daſs ſeine Feder, während ſie ſich im begeiſterten Loh dieſer mittelmaſsigen Arbeit ergoſs, ſich auch zu den vortrefflichen Indicibus der Ausgabe verloren, die ihr ſo ganz mangeln, daſs ſich *Boiſſonade* ſelbſt darüber in der Vorrede entſchuldigt. Seine Urtheile wieder zu beurtheilen, wäre eine undankbare Mühe; zur Probe verweiſen wir auf die Kritik von *Bothe's Euripides*, in der ſo ziemlich alle Lächerlichkeiten der *fuhrmann*ſchen Manier vereinigt ſind.

Wir könnten nun noch Beyſpiele anführen von vollkommenen Widerſprüchen, abgeſchmackten Meinungen, offenbarer Unkunde der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, wenn uns dieſes traurige Geſchäft nicht zum guten Glück ſchon durch einen gelehrten Rec. in der Leipz. L. Z. abgenommen wäre.

Hn. *F's.* Styl entbehrt gerade desjenigen, was hier am nöthigſten war, der Präciſion und der Beſtimmtheit. Es ſcheint ordentlich, als habe die Sprache ſeinem Streben in die Breite nicht genügen wollen, und als habe er den überall wiederkehrenden Gedankenſtrich zu Hülfe nehmen müſſen. Es würde nicht ſchwer fallen, Hn. *F's.* Phraſen allemal auf die Hälfte ihrer Länge zu reduciren, ohne einen Gedanken zu verwiſchen. Von der Incorrectheit und Unreinlichkeit ſeiner Diction würden wir Proben geben, wenn beide Eigenſchaften nicht ſo ſehr ins Groſse getrieben wären, daſs davor jede Einzelheit verſchwände. Den Schluſs des letzten Bandes macht ein doppelter Index, einer über die claſſiſchen Schriftſteller der Griechen ſelbſt, der andere über die erheblichſten Sachen, lit. Notizen, Schriften, Schriftſteller, Ausg. der Claſſiker u. ſ. w.: aber beide ſind ganz unvollſtändig, und enthalten eigentlich nichts, als was man auch ohne Index finden könnte. Zuſätze, Abänderungen und Verbeſſerungen will Hr. *F.* dem zweyten Theil ſeiner röm. Lit. — mit der er uns jetzt bedroht — anhängen. Aber damit kann nicht viel geheſſert werden.

Sollen wir nun noch etwas über die allgemeine Brauchbarkeit des Buches hinzufügen? Bey der Gemeinheit ſeiner Tendenz wäre es gefährlich, es dem lernenden Jüngling in die Hände zu geben; auch iſt der Preis für den allgemeinen Ankauf viel zu hoch. Will ſich der Anfänger nur obenhin mit der griechiſchen Literatur bekannt machen: ſo iſt *Fuhrmann* viel zu weitläuftig, und *Schaaff* oder *Rienäcker* ohne Vergleich vorzuziehen; dem nach genauerer Kenntniſs arbeitenden wird unſer Handbuch bald nicht genügen, und dieſer muſs allemal an des wackeren *Harles* mühevolles Werk verwieſen werden. Denn wer ſich dem Studium der alten Literatur widmen will, und nie in den Stand kommt, die groſsen Hauptwerke in ſeiner Wiſſenſchaft benutzen zu können, der bleibe ganz davon. Wer aber an einer allgemeinen Überſicht genug hat, der wird Hn. *F's.* Werk gar nicht gebrauchen können, weil gerade das Allgemeine, jedem Intereſſante fehlt. Auch hat Hr. *F.* kein einziges anderes Hülfsmittel entbehrlich gemacht, da man ihm nicht trauen kann, und er ſogar noch ſelbſt auf den *Fabricius* verweiſt, z. B. Th. 2, 2. S. 23 und öfter. — Wir bedauern alſo von Herzen, daſs ſich Hr. *F.* eine ſo unnütze Mühe nicht erſpart, daſs er ſich in ein Gebiet gewagt hat, in welchem er durchaus Fremdling iſt und bleiben wird: wir wollen ihm indeſs die beſte Abſicht dabey gern zugeſtehen. Nur Schade, daſs er ſo gänzlich unbekannt mit dem war, was ſeine Schultern tragen konnten. Denn bey der lobenswertheſten Geſinnung würde er gleichwohl das Studium der alten Literatur um Decennia zurückverſetzen, falls er mit ſeinem Handbuch Eingang fände. Haben wir durch das Geſagte gezeigt, welche Fehler unſer Mitbürger begangen, und was die Urſache davon; haben wir redlich betrachtet, ob er ſeine Sache weiter gebracht, oder was er anderen Mitbürgern noch zu thun gelaſſen, — und das glauben wir gethan zu haben: — ſo wäre geleiſtet, was *Herder* von einer Kritik verlangte, und wir ſetzen nur noch hinzu, daſs die Verlagshandlungen der zwey letzten Bände zwar für beſſere Typen geſorgt haben, daſs aber alle drey darin mit einander wetteifern, das Buch durch unerhörte Incorrectheit des Druckes — beſonders in den griechiſchen Stellen — noch unbrauchbarer zu machen, als es ſchon durch ſich iſt.

P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 JUNIUS, 1809.

PHYSIK.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Geschichte der Physik seit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten*, von *Johann Carl Fischer*, dar Philos. Prof. zu Jena, (jetzt zu Dortmund). I Band. Mit 5 Kupfertaf. 1801. XIV und 504 S. II Band. Mir 6 Kupfert. 1802. 616 S. III Band. Mit 4 Kupfertaf. 1802. 564 S. IV Band. Mit 6 Kufertaf. 1803. 842 S. V Band. Mit 2 Kupfert. 1804. 992 S. VI Band. Mit 6 Kupfert. 1805. 916 S. VII Band. Mit 3 Kupfertaf. 1806. 1076 S. VIII Band. Mit 1 Kupfertaf. 1808. XCIV u. 951 S. gr. 8. (24 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dam Titel:

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. Achte Abtheilung. *Geschichte der Naturwissenschaften.* I. *Geschichte der Naturlehre*, von u. s. w. I — VIII Band.

Wir machen mit diesem Werke den Anfang, von der grosen und vielumfassenden *Geschichte der Künste und Wissenschaften*, welche wir No. 48 u. 49 im Allgemeinen charakterisirt haben, die einzelnen Theile, sofern ihre Erscheinung in die Periode unseter A. L. Z. fällt, genauer zu beurtheilen. Wir freuen uns, dieses Werk als ein solches rühmen zu können, das nicht nur die Bahn der historischen Physik gebrochen, sondern auch die meisten Erfoderniße befriedigt hat, welche die Kritik an ein Werk dieser Art machen kann. Überall sieht man chronologischa Ordnung mit wissenschaftlicher Form verbunden, wodurch dem Zusammenhange eine zweckmäfsige Ründung, und dem scientifischen Fortrücken einzelner Theile der Naturlehre eine angemessene und deutliche Gestalt gegeben wird. Der Vf. hat seine *Geschichte* überhaupt in 2 Perioden abgetheilt. In der ersten wird die Naturlehre seit dem Zeitraume der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa bis auf *Newton*; in der zweyten von *Newton* bis auf die neuesten Zeiten, eigentlich bis auf den Anfang des 19 Jahrhunderts, vorgetragen. Jede dieser Perioden zerfallt hienächst in einzelne Epochen, wovon jede von einer gewissan merkwürdigen Veränderung entweder des Ganzen, oder eines einzelnen Theils der Physik ausgeht, und sich bis zu einer nächstfolgenden Veränderung erstreckt, mithin einen unbestimmten Zeitraum enthält. Eine jede Epoche aber begreift 2 Abschnitte, nämlich 1) die Geschichte der allgemeinen, 2) Geschichte der besondern Physik. Diese Epochenaintheilungen vertretan Abschnitta, wovon jeder in eigene Capitel zerfallt.

Hr. F. hat es sich besonders angelegen seyn lassen, die Naturerscheinungen, deren Geschichtschreiber er wird, nicht aus blosen Schlüssen *a priori* abzuleiten, sondern aus der Natur selbst herauszuheben, damit man auf diese alle Erfahrungen bauen, und gleichsam neue Gesetze der Theorie gründen könna. Uberdiefs hat der Vf. an dem gehörigen Orte die Gründe der *atomistischen* und *dynamischen Lehre* näher und deutlicher auseinander zu setzen gesucht, damit selbst Dilettanten, die bisher noch keine Physik vortragen hörten, sich von dem Unterschiede beider Lehrgabäude überzeugen und entscheidan möchten, welches von beiden das zweckmäfsigste für Theorie und Praxis der Naturlehre sey.

I Band. I Periode: *Geschichte der Physik bis zur Mitte des 17 Jahrhunderts nach Chr. Geburt.* Dia erste Epoche liefert die *Geschichte der Physik bis auf die Zeiten von Cartesius*, wobey im ersten Abschnitte ein historischer Uberblick der *allgemeinen Physik* vorangeht, welcher mit dar scholastischan Philosophie anfängt, wovon bekanntlich das Haupt der berühmte *Baco von Verulamio* war. Dieser Abschnitt begreift vier Cap. Das 1ste handelt von den so genannten ersten Neuerern gegen die bisherige aristotelische Naturlehre, wobey *Telesius*, ein Neapolitaner von Cazenza, obenan steht. Indem Hr. F. S. 5 — 12 *Telesius* Verdienste um dia Verbesserung dar aristotelischen Naturlehre gegen die Mitte des 15 Jahrhundarts entwickelt, und dabey die Haoptschrift desselben: *De rerum natura — Neap. 1586 fol.*, auch die weitere Ausführung des Neuerungssystems nach *Baco* anführt, hätten auch die Bemühungen der Anhänger dieses neapolitanischen Weltweisen angeführt werden sollen, die *Anton Persius*, *Sertorius Quattremani* und *Thomas Campanella* damals gegen die Widarsacher des gelehrten *Telesius* unternahmen, als der erste (*Persius*), nach dem Ableben des Neapolitaners (1588), aus dessen hinterlassenen Schriften noch *varios de naturalibus rebus libellos*, *Venet.* 1590, 4 herausgab, worüber, wie über den Warth der *telesischen* Revolution in der damaligen Physik, *Theis. Elog. des hommes savans. T. III. p. 450 ff N. C. Papadopolus Hist. Gymnas. Patav. T. II c. 32 §. 146, p. 248 seqq. J. G. Lotteri Vita et Philos. Bern. Telesii Dissertat. Lipf. 1733. 4. Morhof, Niceron, Brucker* u. a. ausführliche Nachrichten geben. Alles Übrige aus dem Zeitraume dieser, auf den Neapoli-

Digitized by Google

ner gefolgten Neuerer in der Naturlehre, ist hier richtig angegeben. Im 2 Cap. werden die Meinungen und Entdeckungen seit den Zeiten des *Bacon* vorgetragen, und zuvörderst die allgemeinen Eigenschaften der Körper betrachtet, wobey gezeigt wird, dass, ausser *Bacon*, alle übrigen physikalischen Schriftsteller bis zu den Zeiten des *Cartesius*, in der allgemeinen Naturlehre, untheilbare Atome und eine zerstreute Leere der Materie annehmen, ob sie gleich den Körpern selbst keine Geister, wie *Bacon*, zuschreiben. Dann folgt die Lehre von der Schwere, Gravitation und dem Falle der Körper, wie sie von den *Aristotelikern* und *Scholastikern* erklärt, nächst dem aber von *Copernicus*, *Bacon*, *Galilei*, *Kepler* u. a. früher und in den Zeiten, wovon hier die Rede ist, erklärt wurden. Von dem Zusammenhange oder der Cohäsion der materiellen Theile der verschiedenen, uns umgebenden Körper, deren Gröfse, Bewegung überhaupt, und der Pendelbewegung insbesondere. Ferner werden von der Wurfbewegung die Theorieen des *Tartaglia*, *Galilei* und *Schwenter* angeführt, und das Gleichgewicht fester Körper, nach der Lehre des *Pappus*, auf die 5 mechanischen Potenzen reducirt, die bis auf *Stevin* die allgemeinen Lehrsätze der damaligen Naturlehrer waren. S. 75 wird daher auf dieses holländischen Mathematikers *Beghins der Weghkonst*, Amst. 1596. 4 (ein sehr selten gewordenes Buch) Bezug genommen. (Ausführlicher, auch mit mehreren Theorieen und Erfahrungen begleitet, hat *Simon Stevin* diesen Gegenstand abgehandelt in seinen *Wisconstige Gedachteniſſen, Vierde Stuk (Deel). Van de Weeghkonst*, S. 1—219. Leyd. 1605. fol., oder in der lateinischen Ausgabe dieſes Werks, welche *Willebrod Snellius* unter dem Titel besorgte: *Hypomnemata mathematica*, Tom. IV. p. 1—196. L. B. 1605. fol. Uberdiefs hat der Sohn dieſes berühmten Mathematikers und Naturforschers, *Heinrich Stevin*, Herr von Alphen u. s. w., aus den hinterlassenen Handschriften seines Vaters manches hieher Gehörige spätterhin unter dem Titel bekannt gemacht: *Wisconstigh Filoſofisch Bedryf*, Leyd. 1667. 4, mit einem besonderen Bande Kupfertaf. und einem eigenen Titel: *Plaetboek enz.* Leyd. 1667. fol., wovon das 3te bis 6te Buch, auch 10te und 12te, jedes besonders paginirt, von verschiedenen Lehren der Statik handeln. Alle drey Werke sind äuſserst selten.) Über das Gleichgewicht und die Bewegung tropfbar flüſſiger Körper, wie über das Gleichgewicht und die Bewegung der Luft, der schwingenden Bewegungen schallender und klingender Körper, wird mit Gründlichkeit gehandelt (indessen wäre es doch schicklich gewesen, dass S. 99—101 bey der Ausführung vom Alter des Sprachrohrs, wobey sichtbar die treffliche Abhandlung in *Beckmann's Beytr. zur Gesch. der Erfind.*. 1ster Bd. 4tes St. S. 455, zum Grunde liegt, auch auf dieſes Buch wäre Bezug genommen worden). — 3 Cap. Von den Meinungen und Entdeckungen, welche das Weltgebäude überhaupt betreffen, werden die Meinungen der Gelehrten aus jener Epoche gesammelt, welche für und wider die aristotelische Schule waren. In dieſer Hinsicht findet man ihre Hypothesen von der Sonne, dem Monde, den Planeten, Kometen und Fixsternen im Wesentlichen vorgetragen. 4 Cap. Von den Meinungen und Entdeckungen, welche unſere Erde besonders betreffen. S. 135 ff. wird richtig bemerkt, dass *Willebr. Snellius* der erste gewesen, welcher eine trigonometrische Methode gezeigt habe, einen Bogen des Meridians durch unmittelbare Messungen zu finden (s. *Eratosthenes Batavus de terrae ambitus vera quantitate*, 1½ Bog. u. 263 S. L. B. 1617. 4.). Zuletzt heifst es: „*Snellius* selbst entdeckte Fehler in seiner Messung und Rechnung; alleln der Tod (im J. 1626) hinderte ihn, selbige zu verbessern.“ (Richtig; Schade, dass Hr. F. die von Hn. *Krayenhoff* vor etwa 2 Jahren in dem *Algemeenen Konst en Letterbode* angezeigten Fehler des *Snellius*, welche, wenn Rec. nicht irrt, auch von Hn. *von Zach* in der *monatl. Correspond.* übernommen worden sind, damals bey der Ausarbeitung dieſes Gegenstandes noch nicht berücksichtigen konnte.) Indem die Oberfläche der Erde für jenen Zeitpunct beschrieben wird, werden Nachrichten von den ältesten Landcharten gegeben, welche man *Sebast. Münster*, *Ortelius* und *Gerhard Mercator* verdankt. (Von *Sebast. Münster's Cosmographia* wird S. 138 die älteste lateinische Ausgabe, Bas. 1550 angeführt. Auch Rec. besitzt sie nicht, und hat sie nie gesehen; mithin kann er nicht urtheilen, ob die Charten darin nach Art derer, die *Abrah. Ortelius* und *Gerh. Mercator* später herausgaben, eingerichtet sind. In seinem Exemplar von *S. Münster's Cosmography*, deutsch, Basel 1578. gr. fol. sind sie schlecht, und bestehen in bloſsen Holzschnitten; die deutsche Zueignungsschrift an den König von Schweden ist aber vom 17 März 1550 datirt. — *Münster* starb zu Basel 1552 an der Pest, wie seine Grabschrift ausweist, in einem Alter von 63 Jahren (vgl. *Kästner's* Gesch. der Mathemat. 2ter Bd. S. 330. §. 29). Von *Abrah. Ortelius* ist in Ansehung der geographischen Chartenkunde sein *Thesaurus Geogr.* Antverp. 1587, auch 1596. fol. merkwürdig, und in *Gerhardi Mercatoris* Atlas, *sive cosmographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura*, sind die ältesten *in Kupfer gestochenen* Landcharten vorhanden, die bisher in der Literatur bekannt geworden. In der *fünften Ausgabe* dieſes selten gewordenen Werks, Amsterd. 1623. fol. Atlasformat, worin sich der Brief von *Reinhard Solenander* in Düsseldorf, d. d. July 1594, befindet, führt die erste *platte Erdkugelcharte* die gravirte Jahreszahl 1587, eine der ältesten Charten, die in den Niederlanden, und, so weit sich Rec. erinnert, von gestochenen Charten in Europa bekannt ist.) Uber die Atmosphäre der Erde, die Erdkugel, als Planet in unſerem Sonnensystem betrachtet, und die Meinungen über die Entstehung und Bildung der Erde werden viele historisch-scientifische Notizen nach *Vitruv*, *Cardan*, *Riccioli*, *Varenius* u. A. eingeschaltet, und im zweyten Abschnitt von den Entdeckungen und Meinungen in der besonderen Physik gehandelt. Dieſer Abschn. zerfällt in 7 Capit. Im ersten trägt der Vf. die Entdeckungen und Meinungen in der Lehre vom Lichte vor, wobey er zuvörderst die allgemeine Eigenschaft des Lichts, dann die optischen Entdeckungen, welche nicht die Fernröhre und Mikroskope betreffen, hierauf die Erfindung des Fernrohrs und des Mikroskops untersucht und die Meinungen über dieſe Gegenstän-

de aus jenen und früheren Zeiten vergleicht, wozu ihm die zerstreuten Materien, die er deſshalb ordnen muſste, Veranlaſſung darboten. (S. 180 wird richtig die Unwahrſcheinlichkeit behauptet, daſs der Mönch *Roger Bacon* das Fernrohr gekannt habe. Rec. iſt ebenfalls der Meinung, ungeachtet *Molineux in Dioptrica* Lib. II. Cap. 6 beweiſen will, *Bacon* habe ſie nicht nur gekannt, ſondern ſogar erfunden. Vgl. *Perſpect.* Part. III *diſcuſ. ult.* p. 167. Allein *Montucla hist. des mathémat.* Vol. II. p. 166, beſonders *Smith* in den Anmerkungen über das *erſte Buch* ſeines *vollſtänd. Lehrbegr. der Optik*, nach der *Käſtner*'ſchen Ausg. S. 378 u. 388 ff, erinnert, daſs *Bacon* auf das künſtlichere Fernrohr, nach der hievon a. a. O. auszugaweiſe gemachten Beſchreibung, gewiſs nicht habe kommen können; und *Klügel* verſichert in einer Anmerkung zu ſeiner Überſetzung von *Prieſtley's Geſch. der Optik* 1ſter Th. S. 19, *Bacon* habe Vieles aus eigener Einbildungskraft geſchrieben. Dahin kann man gewiſs auch die Stelle von *Roger Bacon Opus Majus, ad Clementem Quintum Pontific. Roman. Pars Quinta. De Scientia perſpectiva.* pag. 352. ed. *S. Jebb.* Lond. 1733. fol., rechnen, welche *Scheibel* in ſeiner *Einleit. in die mathemat. Bücherkenntn.* 1ſter Bd. Neue Aufl. 1781. 8. S. 291 gewiſſermaſsen erläutert. — *Sicherer*, ſagt *Käſtner* (a. a. O. II. S. 246), *ſcheint mir, daſs Porta das Fernrohr gekannt habe.* Hr. F., der auf alle dieſe Stellen nicht Rückſicht genommen zu haben ſcheint, ſondern bloſs *Porta's Magia naturalis* und *Keplern* gefolgt iſt, ſetzt S. 181 hinzu: „Wenn *Porta* etwas den Fernröhren Ähnliches entdeckt hätte: ſo würde er gewiſs bey der Eitelkeit, wovon ſeine Schriften Beweiſe genug geben, eine ſolche Erfindung mit den gröſsten Lobeserhebungen beſchrieben haben." — Inzwiſchen handelt der Jeſuit *Caſp. Schott* in ſeiner *Magia univerſalis naturae et artis*, Bamb. 1677. 4. Tom. I. Lib. X. Synt. I. Cap. 1. pag. 490—493, vom Urſprunge und dem Urheber des damals gewöhnlichen Fernrohrs, und führt S. 492 den Anfang des 11ten Cap. aus dem XVIIten Buche von *J. B. Portae Magia naturalis* an, worin er zwar geſteht, die Worte: *de induſtria transpoſita, ad myſterium occultandum*, wären dunkel, jedoch ſofort verſichert, P. *Athanaſius Kircher* habe damals, wie er ſich zu Rom aufgehalten, eine Handſchrift in italiäniſcher Sprache geliehen bekommen, deren Vf. *Porta* geweſen, worin ſich derſelbe die Erfindung des Fernrohrs zueigne, und dieſes Mſpt. als eine nähere Erläuterung des 10ten Cap. ſeiner *natürlichen Magie* ausgegeben habe. Vgl. *Caſp. Schotten Mag. optica*, d. i. *geheime, doch naturmäſs. Geſicht- und Augen-Lehr* u. ſ. w. S. 463 ff. Bamb. 1671. 4. Dieſer Umſtand hätte daher eine nähere Unterſuchung verdient. Übrigens iſt es irrig, wenn Hr. F. von *Porta's Magia naturalis etc.* Lib. XX. Neapol. 1558. fol. anführt. Nach *J. J. Bauer's Bibl. variar. univerſ.* 3ter Bd. S. 236 iſt dieſes allerdings die *erſte Ausgabe* von dieſem Buche; aber nur Lib. IV ſtatt Lib. XX. — Die erſte vermehrte Ausgabe, welche 20 Bücher enthält, iſt, wie *Bauer* a. a. O. ſagt, Neapel 1589. fol., und die, welche Rec. vor ſich hat, und den Titel führt: *Joan. Baptiſt. Portae Neapolitani Magia naturalis Libri viginti etc.* iſt von 1650. 8., woſelbſt *Porta* in der Vorrede Nachricht von dieſer vermehrten Ausgabe ertheilt, und worüber *Scheibel* eine, auf Berichtigung führende Bemerkung macht, ſ. *Einl. z. mathem. Bücherkenntniſs.* 2 Band. S. 294. Was übrigens von den Bemühungen der ehemals vereinigten Niederländer zur Erfindung des Fernrohrs S. 182—184 nach *Carteſius*, *Borellus* u. a. erzählt wird, hat auch *Montucla* a. a. O. vorgetragen, welcher es faſt wörtlich aus *Schott* l. c. entlehnte. Übrigens läſst unſer Vf. die Meinung des *Montucla*, die er zwar berührt, aber die Stelle davon nicht anführt, (ſ. *Hist. des mathématiq.* Vol. II. p. 174. ed. Paris 1758. gr. 4.) unentſchieden: daſs *Fontana* das Mikroſkop erfunden habe. Rec. hält mit *Prieſtley*, *Käſtner* und allen Neueren dafür, daſs das Mikroſkop, als eine Folge der Fernröhre, entdeckt worden ſey, und daſs *Fontana* keinen Antheil an dieſer Erfindung habe.) Die Regenbogen, Farben und andere optiſchen Erſcheinungen aus dieſer Epoche machen den Beſchluſs dieſes Capitels. — 2 Cap. Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von der Wärme. Zuerſt wird das Weſen der Wärme, dann das Thermometer, nebſt der freyen, fühlbaren oder thermometriſchen Wärme, ferner die Wirkung der Wärme auf die Körper, nach *Bacon* beſchrieben. — Das 3 Cap. enthält die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre vom Feuer; das 4te die vom Waſſer, und das 5te die von der Gährung. Der Vf. trägt im letzteren die Meinungen über ſolche Erſcheinungen vor, die von den von ſelbſt erfolgenden Miſchungsveränderungen organiſcher Körper abhängen, wobey *Bacon von Verulam*, nach der lateiniſchen Ausgabe deſſen ſämmtlicher Schriften (Francof. 1665. fol.), der Hauptführer iſt. — Die Lehre von der Elektricität beſchäftiget den Vf. im 6 Cap., worin zuvörderſt die Verſuche, die an elektriſchen Körpern vor mehr als 200 Jahren gemacht worden, dargeſtellt werden, und welche die frühe Elektricität, die die Alten nicht kannten, hinlänglich beweiſen. *Bacon* und *Gilbert* ſind die einzigen Führer für dieſen Zeitraum. — Im 7 Cap. werden endlich die Entdeckungen in der Lehre vom Magnetismus nach *Porta* und *Gilbert* erzählt, welches auf die Entdeckung der Magnetnadel und deren Abweichung führt, wovon S. 252—258 die hiſtoriſchen Data mit ziemlicher Genauigkeit angegeben und geordnet werden. Die Meinung Einiger, welche die Erfindung der Magnetnadel den Chineſen zuſchreiben, läſst der Vf. unentſchieden. (Wenn gleich Einige, ohne allen hiſtoriſchen Grund, dieſe Behauptung durchzuſetzen geſucht haben; ſ. *Vollbeding's Arch. nützl. Erfind.* S. 238: ſo haben doch *Tiraboſchi* und *Jagemann* ſchon früher erwieſen, daſs die Magnetnadel vielmehr einen europäiſchen Urſprung habe, und von den Abendländern zu den Aſiaten gekommen ſey. Sogar *Robertſon* verſichert mit Grund, daſs es in der arabiſchen, türkiſchen und perſiſchen Sprache kein eigenes Wort für den Compaſs gebe, wobey er zugleich nach *Chardin* beweiſet, daſs die Chineſen, wie alle Morgenländer, die Magnetnadel von den Europäern erhalten hätten, ſ. *Robertſon An historical disquisit. the ancients India*; p. 228—230. Auch *Berghaus* hat in ſeiner *Geſch. der Schiffahrtskunde bey den vornehmſten Völkern des Alterthums.* 1 Bd. S. 569 ff., ſo wie *Käſtner* im Anhange zu dieſem Werke. 3 Bd. S. 120 f. ausführlich dargethan, daſs die Chineſen, wie alle aſiatiſchen Völkerſchaften, die Magnetnadel von den

Digitized by Google

Abendländern erhalten hätten; vergl. *Niebuhr's* Reise nach Arabien, 2 Bd. S. 206 und *Riccioli Geograph. et Hydrograph. reformata, Lib. VIII. c. 12. p. 331. §. IX. ed Venet. 1672. fol.*, auch *Montucla hist. des mathematiq. Vol. I. p. 434—438.*)

Zweyte Epoche. *Geschichte der Physik von den Zeiten des Carteſius bis zu Ende der ersten Periode, oder bis auf Newton.* Der 1 Abschnitt enthält die Geschichte in Rücksicht der *allgemeinen Physik.* Zuvörderst werden die Meinungen der Schriftsteller aus diesem Zeitraume über die allgemeinen Eigenschaften der Körper, dann die späteren Versuche und die darauf gebaueten Theorieen über Schwere, Gravitation und freyen Fall der Körper erzählt. Der Vf. zeigt, dafs durch die beiden Systeme, die *Descartes* und *Gaſſendi* aufgestellt hätten, das aristotelische gänzlich verdrängt worden sey; und ungeachtet letzteres durch *du Hamel* sehr stark vertheidiget wurde: so finde man doch nicht (worin er ganz Recht hat), dafs dieser bey seinen Zeitgenossen, oder bey seinen Nachkommen, etwas damit ausgerichtet habe. — Die Versuche, welche *Riccioli, Dechales, Galilei* und andere angestellt haben, werden mit den Resultaten ihrer Beobachtungen und den daraus abgeleiteten Theorieen genau angegeben. (Was von *Dechales* angeführt wird, steht in dessen *Curſus ſeu Mundus Mathemat. Tom. I. p. 464. a. Lib. II. propoſ. 1. ed. Lugd. Paris.* 1674 fol. und in dessen zweyter verbesserter Ausgabe, die 11 Jahre nach seinem Tode zu Paris herauskam: Tom. II. p. 264. l. c. 1690. fol. — Da Hr. *F.* die Ausgabe nicht angiebt: so haben wir diese hier beyläufig ergänzt, um ihm zu zeigen, dafs wir ihm fast in jedem Puncte Schritt vor Schritt gefolgt sind. Übrigens ist S. 278. Z. 4 das Todesjahr von *Dechales* richtig auf 1678; S. 302. Z. 8 aber unrichtig auf das J. 1679 angesetzt.) Von der Cohasion, der Bewegung überhaupt und der Pendelbewegung besonders, wird viel Gründliches erzählt, auch S. 337 angeführt, dafs schon *Huygens* die gefundene Länge des Secunden-Pendels zum *allgemeinen Fufsmaſse* vorgeschlagen, aber noch nicht gewufst habe, dafs das Secunden-Pendel an verschiedenen Orten der Erde ungleich lang seyn müsse, wie man nachher gefunden. (Das ist richtig; aber sind die Grade des Meridians an allen Orten der Erde auch gleich grofs, um davon ein zuverlässiges *allgemeines Längenmafs* (*Mètre*) ableiten zu können, welches die französischen Mathematiker aus der Revolutionsperiode, gegen *Condamin, la Hire, Maupertui* u. a. geltend zu machen gewufst haben? Der Unterschied des Pendels, an verschiedenen Orten der Erde, durch Versuche bestätiget, ist bey weitem so grofs nicht, als der, welcher aus der Differenz der verschiedenen Meridianen entsteht, welche unsern der Linie bis nach Grönland oder im nördlichsten Norwegen gemessen werden. Dieſs weifs man jetzt in Paris recht gut zu erkennen; aber man kann die darauf verwandten grofsen Kosten nicht wieder zurücknehmen.) Über die Wurfbewegung, den Stofs der Körper, das Gleichgewicht der festen Körper, auch das Gleichgewicht und die Bewegung tropfbar flüssiger Körper, wird viel Lehrreiches angeführt, und im 1 Cap. sind die Entdeckungen in der Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung der Luft vorgetragen. Dahin gehören: die Schwere und das Gewicht der Luft, die man nach Barometerständen und deren Veränderungen damals nur noch unbestimmt zu finden wufste. Daher wird in der Erzählung S. 437 fgg. von Entdeckung der Luftpumpe und Elasticität der Luft auf die Erfahrungen des *Torricelli, Paſcal* u. a. Rücksicht genommen, und deren Verdienste um diesen Theil der Physik beschrieben. (Vgl. *Montucla hist. des mathém. Vol. II. p. 280.*) Zuletzt folgen einige Bemerkungen und Erklärungen über die Bewegung der Luft, wie sie von *Bacon, Descartes, Gaſſendi, Varenius* und *Kircher* anschaulich gemacht werden. — Im 2 Cap. werden die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von den schwingenden Bewegungen schallender und klingender Körper abgehandelt; die Lehre vom Schalle, von dem Klange und dem Tone, wird dargestellt nach *Merſenna, Otto von Guericke, Gaſſendi, Dominicus Caſſini, Huygens, Picard* und *Romer*, worauf die Versuche von der Zurückwerfung des Schalles im Echo nach *Kircher* erzählt werden. An diese reihet sich die Geschichte des Sprachrohrs und die der Sprachgewölbe oder der Sprachsäle, worin vorzüglich *Kircher* zum Führer dient. S. 478 wird das berühmte Echo oder das sogenannte *Ohr des Dionyſius* (des Tyrannen zu Syrakus) in Sicilien erwähnt, und auf *Kircher's* Nachrichten Bezug genommen. (Auch *Schott* hat dieſs beschrieben, und davon wunderliche Dinge erzählt: s. *Magia Phonocampt. p. 82.* Mehrere Stellen sind darüber gesammelt im *Univerſ. Lexikon;* 8 Bd. S. 124 ffg. vergl. *Voyage pittoresque de Naples et Sicilie par Mr. de Non;* ferner: *Münter's* Nachrichten von Neapel und Sicilien; — und *Fiſcher's* physikal. Wörterb. 1 Bd. Art. *Echo.*) 3 Cap. Von den Meinungen und Entdeckungen, welche das Weltgebäude selbst betreffen. S. 482 wird richtig bemerkt, dafs *Bullialdus* das copernicanische System vertheidiget habe; die Stelle dazu wird auf folgende Art citirt: *Philolaus. Lib. IV. Amstelod.* 1634. 4. (Rec. hat diese Ausgabe nicht, besitzt aber *Bouillaud's Astronomia Philolaica*, Paris 1645. gr. fol., woselbst Lib. V. C. 1. p. 219 seq. etwas davon vorkommt, und *Bouillaud* die Bemerkung macht, dafs *Copernicus* die rückwärts gehende Bewegung der Aquinocial- und Solstitial-Puncte schon beobachtet hatte. Das sagt auch *Joſeph Scaliger de emendat. temporum*, Lib. IV. p. 284, weswegen ihn *Petau* widerrechtlich tadelt, s. *De Doctrina temporum*, Lib. IV. C. 23. Tom. I. p. 187. Col. 1. edit. Antwerp. 1703. gr. Fol. vergl. *Jackſon's* chronolog. Alterthümer, a. d. Engl. übers. von *Chr. Ernſt v. Windheim*, S. 357. Nürnb. 1756 gr. 4. *Montucla* erwähnt davon nichts, s. *Hist. des mathématiq.* Vol. II. p. 253.) Übrigens werden die Hypothesen, welche die Gelehrten aus diesem Zeitraume von der physischen Beschaffenheit und der Bewegung der Weltkörper, als der Sonne, des Mondes, der Planeten, Kometen und Fixsterne aufgestellt haben, von Hn. *F.* beschrieben. Angehängt ist das Verzeichnifs der Naturforscher, die im ersten Theile vorkommen. —

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stück.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JUNIUS, 1809.

PHISIK.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Geschichte der Physik seit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten*, von *Johann Carl Fischer* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Den *II Band* eröffnet das 4 Cap., in welchem, nach dem Systeme der *allgemeinen Physik*, die Meinungen und Entdeckungen vorgetragen werden, die unsere Erde seit *Cartesius* bis auf *Newton* betreffen. *Descartes* Hypothese über die Bildung der Erde wird für das, was sie ist, für einen blossen Traum erklärt. — Der 2 Abschnitt enthält die Meinungen und Entdeckungen in der *besonderen Physik*, und zerfällt in 8 Cap. Das erste erstreckt sich über die Lehre vom Lichte: es wird das Wesen und die Brechung des Lichts untersucht, auch das Entstehen der Regenbogen nach *Cartesius* erklärt. Die historischen Bemerkungen über die Ursache und Wirkung des Sehens und der Zurückwerfung des Lichts haben uns, wie die Lehre von den Farben, besonders gefallen. In der Erzählung von Erfindung optischer Werkzeuge wird S. 85 flg. die Möglichkeit, dass Archimedes die Flotte des Marcellus, bey der Belagerung von Syrakus, durch Brennspiegel in Brand gesteckt habe, weder bejahend noch verneinend dargestellt. (*Kästner* erinnert dagegen: „In Zeiten, da man den Brennpunct im Mittelpuncte der Kugel annahm, machte man also gewiss keine Versuche mit mässig grossen Brennspiegeln. Das ist eine *mathematische Erinnerung* gegen die Erzählungen, dass mit Brennspiegeln feindliche Schiffe gezündet worden. Archimed und Proklus müssten bessere Theorieen von ihren Werkzeugen gehabt haben, die verloren gegangen wären. Die Erzählung von Archimeds Brennspiegeln ist freylich schon historisch so schwach, dass kaum nöthig ist, sie mathematisch zu entkräften.“ *Gesch. der Mathem.* 2 Bd. S. 242. vergl. *Montucla hist. des mathémat.* Vol. I. p. 250 und 328.) Was *Grimaldi* von der Beugung des Lichts, die Italiäner von dem Lichte leuchtender Körper, *Bartholin* von den Eigenschaften des isländischen Krystalls oder des Doppelspaths, *Descartes*, *Vossius* u. a. von den Höfen und Nebensonnen und anderen dahin gehörigen Erscheinungen gelehret haben, zeugt nicht minder, wie einige vermischte Bemerk. u. Entdeckungen über die mannichfaltigen Gebiete der besonderen Naturlehre, von des Vfs. Sachkenntniss. — Das 2 Cap. enthält die Lehre von der Wärme, wo die Meinungen über das Wesen derselben voran gehen. Über die Fortschritte zur Beobachtung der freyen, fühlbaren, thermometrischen Wärme, der Wirkung der Wärme auf die Körper, und der thierischen Wärme, wird viel Gutes gesagt. Das 3 Cap. handelt von den Entdeckungen in der Lehre von den Gasarten, so wie das 4te vom Feuer. In dem letzteren wird das Wesen des Feuers untersucht, und die verschiedenen Beobachtungen bey der Erregung dieses Elements und die Ursachen der Verbrennung der Körper werden mittelst historischer Quellen aus jenen Zeiten anschaulich gemacht. Im 5 Cap., das die Entdeckungen und Beobachtungen in der Lehre vom Wasser enthält, findet man Bemerkungen über die Natur des Wassers, des Eises, der Hygroskope und wässerichten Meteore vorgetragen, welche Aufmerksamkeit verdienen. Das 6 Cap., von der Gährung, ist das kleinste von allen in diesem ganzen Werke, indem die Entdeckungen solcher Erscheinungen, welche von den von selbst erfolgenden Mischungsveränderungen organisirter Körper abhangen, sich vorzüglich nur auf die Bemühungen des *van Helmont*, *Robert Boyle* und *Otto von Guericke* einschränken. Das 7 Cap. ist der Lehre von der Elektricität, und das 8te den Beobachtungen in der Lehre vom Magnetismus gewidmet. Man sieht offenbar, dass viele Behutsamkeit dazu gehört, die oft so genau verwandten Gegenstände, Zeiten und Epechen zu unterscheiden und von einander abzusondern, ohne sich im Wesentlichen zu wiederholen, oder in der einen oder anderen Hinsicht, der Verrückung des Hauptzwecks sich schuldig zu machen. Alle diese oft schwer vorkommenden Probleme hat Hr. *F.* rühmlich gelöset.

Zweyte Periode. *Geschichte der Physik von Newton bis auf* (die) *gegenwartige*(n) *Zeiten.* Erste Epoche. *Geschichte der Physik innerhalb Newton's Zeitraume.* 1 Abschn. *Geschichte der allgemeinen Physik.* In Rücksicht dieser wird zuvörderst von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, ihrer Schwere, Gravitation und ihrem Falle, der Cohasion, der Bewegung überhaupt, und der Central- und Pendel-Bewegung insbesondere gehandelt. Eben so wird der Widerstand gezeigt, den feste Körper erleiden, wenn sie in flüssigen bewegt werden. Ferner vom Stosse und Gleichgewichte der Körper, ihrer Friction, auch dem Gleichgewichte und der Bewegung tropfbar flüssiger Körper. Hierauf folgt das 2 Cap., in welchem die Entdeckungen in der Lehre von dem Gleichgewichte und der Bewegung der Luft, ihrer Elasticität, und andere hieher gehörige neuere Ent-

deckungen und Erfindungen geſchildert werden. Im 2 Cap. werden dagegen die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von den ſchwingenden Bewegungen ſchallender und klingender Körper; im 3ten die, welche das Weltgebäude überhaupt, und im 4ten unſere Erde beſonders betreffen, mit gründlicher Kürze erzählt. Bey dem Verzeichniſs der vorzüglichſten Naturforſcher, die im 2 Bande vorkommen, (S. 609—616) müſſen wir bemerken, daſs *Dechales* und *Kircher* keine Italianer, ſondern jener ein Franzoſe und dieſer ein Deutſcher war; dagegen *Dominicus Caſſini* und *Peter Gaſſendi* keine Franzoſen, ſondern, wie *Jac. Phil. Maraldi*, in Italien geboren und erzogen ſind. Anderer kleiner Abirrungen nicht zu gedenken.

Mit dem *dritten Bande* nimmt der II Abſchn. ſeinen Anfang. Es werden in 8 Cap. die Meinungen und Entdeckungen in der *beſonderen Naturlehre* vorgetragen: alſo die Lehre vom Lichte; von der Wärme; von der Luft, oder den Gasarten; vom Feuer; dem Waſſer; der Gährung; der Elektricität und dem Magnetismus.

Der *IV Band* fängt mit der zweyten Epoche an, in welcher die *Geſchichte der Phyſik, nach den Zeiten Newton's bis auf Prieſtley's Unterſuchungen über die verſchiedenen Gasarten* vorgetragen wird. Der Vf. behandelt dieſen Gegenſtand in eben der ſyſtematiſchen Form und Ordnung, wie in den vorigen Bänden. In dieſer Hinſicht werden zuvörderſt S. 1—169, nach den ſchon bekannten Unterabtheilungen, die Entdeckungen und Meinungen der Gelehrten aus dieſem Zeitraume in der *allgemeinen Phyſik* gezeigt, worauf in 4 Cap. die Entdeckungen in der Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung der Luft; desgleichen vom Schalle; dem Weltgebäude überhaupt, und unſerer Erde insbeſondere unterſucht werden. Dieſer Abſchnitt iſt für die hiſtoriſche Naturlehre in mehrerer Hinſicht wichtig: Einmal, weil der Gang der Wiſſenſchaft und ihre Fortſchritte, die ſie in dieſem Zeitraume gemacht hat, mit der vorgeſchriebenen Grenze ſo genau abgemeſſen ſind, daſs dieſe auch nicht entfernt überſchritten wird. Zum anderen kann mancher, mit dieſer genauen ſyſtematiſchen Ordnung weniger vertraute naturhiſtoriſche Schriftſteller aus jenem Abſchnitte lernen, was dazu erfodert wird, eine Wiſſenſchaft, wie die Phyſik, zu ſtudiren, die, ihrer verſchiedenen Unterabtheilungen ungeachtet, dennoch ſowohl im Allgemeinen als Beſonderen, ſo oft mit der reinen als angewandten Mathematik verwandt iſt, daſs es Vielen oft ſchwer hält, die Grenze der einen, wie der anderen, Wiſſenſchaft zu beſtimmen, ohne die eine mit der anderen in dieſer oder jener Hinſicht zu vermiſchen, oder wohl gar zu verwechſeln.

Von dem II Abſchnitte, der in den folgenden *fünften Band* übergeht, und der die Meinungen und Entdeckungen in der *beſonderen Naturlehre* erzählt, iſt am Schluſſe des *vierten Bandes* nur das 1 Cap., das die Lehre vom Lichte vorträgt, enthalten. Es iſt dagegen auch ſo vollſtändig auseinandergeſetzt, daſs es, nur weniges ausgenommen, faſt nichts mehr zu wünſchen übrig läſst.

Der *V Band*, der die Fortſetzung der Geſchichte der Phyſik von *Newton* bis auf *Prieſtley* enthält, handelt in der 2 Abtheilung die verſchiedenen Materien der *beſonderen Phyſik* ab, wovon hier das 2 Cap. die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von der Wärme vorträgt. Zuerſt wird das Weſen der Wärme nach *Newton*, *Nollet*, *Euler* und beſonders nach *Boerhave*, der das Elementarfeuer in 12 Eigenſchaften zergliedert, von mehreren Seiten unterſucht, und darauf die Theorie der Wärme, durch den Thermometer- und Pyrometer-Stand, nebſt der freyen, fühlbaren oder thermometriſchen Wärme angewandt. Hier kommen die verſchiedenen Arten der Thermometer vor, welche *Reaumur*, *Martine*, *Muſſchenbroek*, *Halley*, *de la Hire*, *de Luc* u. a. in dieſem Zeitalter erfanden. Das Hauptreſultat gehet dahin, daſs *de Luc*, durch ſehr mühſame Unterſuchungen, endlich eine genaue Vergleichung des wahren reaumurſchen Weingeiſtthermometers mit dem Queckſilberthermometer von Graden zu Graden zu Stande gebracht habe, wovon S. 10 eine Tabelle im Auszuge geliefert wird. Das 3 Cap. über die Beobachtungen und Entdeckungen in der Lehre von den Gasarten. 4 Cap. über die Entdeckungen und Beobachtungen bey der Lehre vom Feuer. Der Vf. geht ſodann zu den Beobachtungen fort, die über die Erzeugung des Feuers und das Verbrennen der Körper von den vorzüglichſten Gelehrten aus dieſer Periode angeſtellt worden. 5 Cap. über die Entdeckungen und Beobachtungen in der Lehre vom Waſſer, dabey Manches von Hygrometern, Atmometern und Hyetometern, desgl. von den wäſsrigen Meteoren. Das 6 Cap. iſt der Gährung oder den Entdeckungen ſolcher Erſcheinungen gewidmet, welche von den, von ſelbſt erfolgenden Miſchungsveränderungen organiſcher Körper abhängen. Das 7 Cap. enthält die Lehre von der Elektricität. Das 8te vom Magnetismus, womit dieſe Periode geſchloſſen wird.

Der *ſechſte Theil* fängt mit der dritten Epoche, oder der *Geſchichte der Phyſik ſeit Prieſtley's Entdeckungen der verſchiedenen Gasarten bis auf die neueſten Zeiten* an. Wir halten es, nachdem der Gang des Vfs. aus dem Vorigen klar genug erhellet, nicht für nöthig, auch in dieſer letzten Periode alle einzelnen Abſchnitte und Capitel der Reihe nach aufzuführen. Jeder, der das Werk zur Hand nimmt, kann dieſe ſummariſche Überſicht des Inhalts ſich ſelbſt aus den Überſchriften der Capitel leicht verſchaffen. Wir werden daher bloſs bey demjenigen verweilen, was uns zu eigenen Bemerkungen oder Zuſätzen Veranlaſſung giebt. Bey der Lehre von dem Falle der Schwere und Gravitation der Körper (S. 219—237) nennt Hr. *F.* unter anderen *Guilielmini's* Schrift, welche die auf dieſen Gegenſtand Bezug habenden Verſuche beſchreibt, die in dem Thurm *degli Aſinelli* in Bologna von *G.* angeſtellt wurden, *ſehr ſelten*. Das iſt ſie auch. Rec. glaubt, daſs in Deutſchland nicht über vier Exemplare davon aufzuweiſen ſind, wel-

Digitized by Google

ches wahrſcheinlich dem Miſsverhältniſs des italiäniſchen Buchhandels zum deutſchen zuzuſchreiben iſt. Rec. ſah ſie 1801 bey einem Freunde in Amſterdam. Der Titel iſt: *Joan. Baptiſtae Guglielmini, de diurno terrae motu, experimentis phyſico-mathematicis confirmato, opuſculum, Bononiae* 1792. Ex typographia S. Thomae Aquinatis. 90 S. 8. Mit 1 Kupf. Vgl. *Benzenberg's Verſuche über das Geſetz des Fall's* u. ſ. w. Not. S. 270 fg. Schade, dafs Hr. *F.* dieſes lehrreiche Buch ſelbſt nicht benutzen konnte! Was davon S. 220 fg. vorkömmt, ſcheint aus periodiſchen Schriften entlehnt zu ſeyn. Bey der hiſtoriſchen Darſtellung der Lehre vom Schalle S. 558 vermiſſen wir die lehrreiche Theorie von *de la Grange* in deſſen *analytiſcher Mechanik*, oder nach der deutſchen Überſetzung von *F. W. A. Murhard*, S. 362 ffg. Göttlng. 1797, gr. 4. wovon zwar die früheren Theorieen im Eingange dieſes Capitels berührt, aber die ſpäteren Entdeckungen dieſes berühmten Mathematikers nicht benutzt worden ſind.

Bey der hiſtoriſchen Darſtellung der Lehre vom Waſſer, VIII Bd. S. 85 — 261, bedauern wir, dafs der Vf. in dieſem Capitel nicht den hiſtoriſchen Gang über die neueren Entdeckungen in der Lehre von der Bewegung des Waſſers in Flüſſen und Kanälen mit aufgenommen hat, welches doch ein weſentlicher Theil der mathematiſchen Phyſik iſt, der, ohne uns auf frühere Unterſuchungen einzulaſſen, während der letzten 25 Jahre, mit trefflichen Theorieen, Beobachtungen und Erfahrungen von *Silberſchlag*, *Karſten*, *Käſtner*, *Hindenburg*, vorzüglich *Wiebeking*, *Woltmann*, *Eytelwein*, *Funke*, *Hennert*, *Brünings* d. ä., *Conrad*, *Blank* u. m. A., beſonders auch einigen Italiänern und Franzoſen bereichert worden iſt. Das letzte Cap. enthält wieder die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre vom Magnetismus. Voran Beobachtungen und Verſuche vieler berühmter Phyſiker; alsdann die von der Geſtalt und Beſchaffenheit der Magnetnadel, die *Coulomb* am beſten in pfeilförmiger Geſtalt zu finden glaubte. Die Erfahrung ſtimmt ganz für dieſe. Rec. hat zwey grofse Magnetnadeln zu ſeinem Gebrauche vor einigen Jahren in Holland verfertigen laſſen, deren Gestalt nach beiden Grenzen oder Horizontal-Polen völlig einem ſpitzigen Sector ähnlich iſt, deren man ſich zur Beklebung der äuſseren Fläche am Globus bedient. Dieſe Figur der Magnetnadel erhält am längſten ihre magnetiſche Kraft, und iſt weniger, wie die Liliengeſtalt, der Abweichung unterworfen. — Endlich S. 921 — 931 findet ſich das alphabetiſche Namenregiſter aller Gelehrten, die in ſämmtlichen Bänden vorkommen.

Das Äuſsere des Werkes gereicht der Verlagshandlung zur Ehre; nur wird Mancher mit uns beklagen, dafs zu den Kupferabdrücken nicht beſſeres Papier gewählt worden iſt. Bgs.

GOTHA, b. Becker: *Lehrbuch der Naturlehre für Anfänger, nebſt einer kurzen Einleitung in die Naturgeſchichte* von *Fr. Kries*, Prof. am Gymnaſ. zu Gotha. 1804. Zweyte Aufl. 1808. 163 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. beſorgt ſeit einigen Jahren im Landſchullehrerſeminarium den Unterricht in der Mathematik und Phyſik. Für erſteren hat er ein Rechenbuch für Bürger- und Land-Schulen entworfen, und für letzteren gegenwärtiges Lehrbuch. So viel Rec. beym Durchblättern geſehen, zeichnet ſich dieſes Lehrbuch vor ähnlichen weder im Styl, noch in der Behandlung des Gegenſtandes aus, und es würde daher überflüſſig ſeyn, eine nähere Anzeige davon zu machen. Doch hat Hr. *Kries* am Ende eines Paragraphen die abergläubiſchen Meinungen des Landmanns über manche Naturerſcheinung mit angeführt, ſo wie auch eine und die andere nützliche Bemerkung hinzugefügt. Die Naturgeſchichte iſt nach *Blumenbach* abgehandelt. Um das Buch nicht zu vertheuern, hat der Vf. keine Kupfer gegeben; die Figuren ſoll der Lehrer machen. Es iſt alſo blofs für dieſen, und nicht für die Schüler. Hiedurch und auch durch die Art des Vortrags ſcheint das Buch einen Theil ſeines Zwecks verfehlt zu haben. Der Vortrag iſt ſtreng ſyſtematiſch, wie in allen Compendien, und dieſer iſt, ſo viel Rec. die unteren Volksclaſſen kennt, unter allen der am wenigſten faſsliche, und folglich der ſchlechteſte. Hr. *K.* fängt gleich, wie gewöhnlich, mit den allgemeinen Eigenſchaften der Materie an, mit ihrer Undurchdringlichkeit, Theilbarkeit u. ſ. w., und dieſs iſt gerade dasjenige, was am wenigſten verſtanden wird, weil es von den im Leben gewohnten Begriffen am weiteſten entfernt iſt; auch ſind die Menſchen, wie die Geſchichte lehrt, gerade am ſpäteſten darauf gekommen. Der Menſch erkannte früher die Eigenſchaften des Bernſteins, als die allgemeinen Eigenſchaften der Materie. Rec. würde immer den hiſtoriſchen Vortrag vorziehen, weil er bey dieſem glaubt leichter verſtanden zu werden. Er weifs es aus eigener Erfahrung, wie wenig er in ſeinem erſten Curſus der Phyſik vom ſyſtematiſchen Vortrage des Profeſſors verſtand; und *Hauff* in Marburg las doch die Phyſik ſehr gut. Die Begriffe ſind dem Zuhörer neu, er iſt nicht gewohnt, ſie in ihrer Allgemeinheit zu faſſen und zu begreifen, und daher verſtanden ſelbſt in *Lichtenberg's* Hörſaale *Lichtenberg* Wenige. Im täglichen Leben hat man es nur mit Erſcheinungen zu thun, die hiſtoriſch ſind, und die nichts weniger als ſyſtematiſch zuſammenhängen. Wenn man in den Hörſaal tritt: ſo hört man auf einmal von den allgemeinen Eigenſchaften der Körper reden, von den Geſetzen ihrer Bewegung und ihres Falles, und faſst dieſes höchſtens, wenn's gut geht, mechaniſch auf, bekommt aber keine lebendige, anſchauende Idee davon, und begreift gar nicht, wie die Menſchen zu allen dieſen Kenntniſſen gekommen ſind, die auf einmal ſo vollendet und ſo imponirend vor uns treten. Der hiſtoriſche Vortrag, wo man z. B. das galiläiſche Geſetz nicht erklärt, ſondern die Geſchichte deſſelben nebſt den Verſuchen darüber erzählt, iſt dem ungeübten

Gemüthe leicht verſtändlich, und es ſieht, auf welchem Wege ſolche Wahrheiten entdeckt worden, mit welchen Irrthümern und Schwierigkeiten man zu kämpfen hatte, und wie ungewiſs und wie wenig vollendet alles im Anfange iſt. — Rec. verdankt *Lichtenberg's* Vorträgen die Einſicht, daſs die verſchiedenen Capitel der Phyſik lange nicht ſo vollendet ſind, wie er bis dahin geglaubt hatte. — Der hiſtoriſche Vortrag fördert dieſe Einſicht ſehr, und er giebt dem Gemüthe eine gröſsere Klarheit, als der abgezogene Begriff, und ein gröſseres Zutrauen zu ſich ſelbſt, die noch unvollendeten Lehren weiter zu führen. Die Worte werden ihm bekannt, die Begriffe geläufig, und er wird ſo vorbereitet, die verſchiedenen Theile der Wiſſenſchaft, die er einzeln kennt, als ein Ganzes durchzugehen und zu überſehen. — Nicht die Summe der Kenntniſſe giebt ihnen Werth, auch nicht die Vollſtändigkeit des Syſtems, — denn wie voll Lücken ſind nicht alle unſere Kenntniſſe, — ſondern die Klarheit und die Lebendigkeit, mit der ſie der Menſch und der Bürger hat, beſtimmen ihren Gehalt; weil hievon die vielſeitige Anwendung abhängt, die der Menſch davon im Leben machen kann. — Aber es geht ſo oft mit den Kenntniſſen, wie mit den Sparpfennigen, — ſie gehen ungebraucht aus einer Hand in die andere.

e* e* e.

SCHÖNE KÜNSTE.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Neue Amaranthen.* Vom Vf. der grauen Mappe. Erſte Sammlung. 1808. 380 S. (1 Thlr. 18 Gr.)

Der Vf. der *neuen* Amaranthen, der nur den Titel der alten wegen der neuen Verlagshandlung geändert hat, iſt bey einem Theile der Romanenleſer durch die Unterhaltungen, die er ihnen ſchon früher hat angedeihen laſſen, gewiſs noch in gutem Andenken, und wird deſshalb auch mit dieſer Lectüre Aufmerkſamkeit, wenn auch nicht den vollen Beyfall finden. Unter den drey Abſchnitten, die dieſe Sammlung ausmachen, verdient der erſte am wenigſten ſeinen Platz. Es iſt ein dramatiſches Familien-Gemälde in vier Aufzügen: *Sechs Launen!* betitelt, das einen wunderlichen Onkel, bey welchem immer beſtimmt eine Laune auf die andere folgt, zum Hauptgegenſtande macht, und das den mithandelnden Perſonen Gelegenheit giebt, ihren Herrn und Beſchützer gefliſſentlich nach ihrem Zweck gerade in diejenige Stimmung zu verſetzen, die eine andere, wie ſie ſie eben brauchen, herbeyführen muſs. Das Meiſte beruht darauf, daſs der Onkel ſich vorher austobt, ehe er ſich gegen Jemand gütig erweiſt. Die Idee iſt löblich, und auch aus der Natur geſchöpft: allein in der Ausführung nicht der Erwartung entſprechend. Die Launen äuſsern ſich nicht ſtark und deutlich genug; beſonders das Poltern des Onkels iſt zu ſchwach und zu vorübergehend, ſo daſs die Theilnahme und die Beſorgniſs des Leſers oder Zuſchauers nicht gehörig erregt wird. Auch hat die Wortfülle des Vfs., die in ſeinen Erzählungen den Perioden oft eine angenehme Rundung und rhythmiſchen Fall giebt, dem Dialog durch Verwäſſerung mitunter ſehr geſchadet, wozu noch die Lieblingsneigung kommt, etwas Gewöhnliches gern billich auszudrücken, was auſser der unnützen Verlängerung der Sätze auch die Charakterſprache der Perſonen öfters unterbricht, z. B. wenn das Kammermädchen zu ihrem Fräulein ſagt: Wie? noch immer die Bildſaule des verweinten Kummers über dem Grabmal eines abgeſtorbenen Glücks? Und weiterhin von ihrem Liebhaber: Der erſte verzehrende Schmerz, der ſtill und verzweiflungsvoll gegen ſein Inneres wüthete, machte bald dem, über alle *Ufer* austretenden *Strome* der Leidenſchaft Raum. So wie das Folgende: Es verſteht ſich ja wohl, daſs ich hier nur die Repetiruhr ſeiner eigenſten Worte bin. Aus dieſem Proben kann man zugleich das Fehlerhafte des Styls und die Art der Einkleidung des Vfs., der ſeine Bilder mehr äuſserlich zur Umhüllung als zur inneren Entwickelung der Sache gebraucht, kennen lernen. An die indirecte Darſtellungsart, die Erzählung, gewöhnt, hat er nicht Geiſtesgewandtheit genug, das Gedachte einmal dramatiſch, ſichtbar in wenigen Zügen, deutlich und gedrängt hervortreten zu laſſen. Es iſt ihm alſo zu rathen, lieber bey jener Auffaſſungs- und Mittheilungs-Weiſe zu bleiben, die ihm bey weitem beſſer gelingt als die Dramatiſirung. Dieſs bezeugen die folgenden Abſchnitte: *die beiden Freyer* und *der ſchwarze Peter*, in welchen ſich alles, der Form angemeſſener, vor der Phantaſie des Leſers entfaltet. Abgerechnet, daſs auch hier der Strom der Worte weniger ergiebig, die Deutſchheit weniger derb und unlieblich, und das Populäre des Ausdrucks geiſtreicher ſeyn ſollte, offenbart ſich in beiden Erzählungen Natur und Leben, und eine Zweckmäſsigkeit in der Verknüpfung der Umſtände und Verhältniſſe, wie ſie nur einem erfindungsreichen Kopfe eigen iſt. Am meiſten ergötzt der ſchwarze Peter, und zieht die Aufmerkſamkeit ohne Ermüdung mit ſich fort, weil hier der Stoff ſich drängt, und der Vf. darüber zu ſeinem Lieblingsfehler, das Geringfügige durch umſtändliche Einkleidung wichtig zu machen und zur Ausfüllung dazwiſchen zu bieten, nicht recht kommen kann. Wir dürfen nur wenig Worte des Wandernden, dem dieſs Abenteuer begegnet, aus dem Zuſammenhange herſetzen, um von der ſeltſamen Beſchaffenheit der hier vorkommenden Auftritte eine kleine Ahnung zu geben. „Ich befinde mich (ſprach jener zum Pfarrer) in einer Lage, die kaum ſonderbarer gedacht werden kann; in einen Trauermantel gehüllt, ohne die mindeſte Luſt zu trauren oder mich's Thränen koſten zu laſſen; als Führer von ein paar Maulthieren, die mir allen Gehorſam aufgeſagt haben und mir auch nicht angehören; mit einer Leiche, die ich im Leben nie geſehen habe, deren Stand und Namen ich nicht kenne, und von der ich noch weniger weiſs, wohin ſie gebracht werden ſoll.“ Die ganze Sache aber iſt ein Spitzbubenſtreich vom ſchwarzen Peter, der einen geraubten Schatz als Leiche aus der Stadt darum führt.

T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JUNIUS, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Darſtellungen aus der Mineralogie, Mathematik, Phyſik und Bergwerkskunde* von *Chriſtian Zimmermann*, Dr. d. Phil. und Privatdocent zu Heidelberg. Erſter Band. 1808. X u. 310 S. 8. Mit drey Kupfertafeln. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach der Vorrede ſoll der Zweck dieſer Schrift ſeyn: den genauen Zuſammenhang der techniſchen Lehren des Bergbaues mit den theoretiſchen der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften zu zeigen. In allgemeinen Abhandlungen will der Vf. die techniſchen Regeln der bergmänniſchen Arbeiten darzulegen ſuchen, und in ſpeciellen Unterſuchungen einzelne Zweige der Bergwerkskunde aufzuklären, und ihre wiſſenſchaftlichen Gründe aufzufinden ſich bemühen. Jene allgemeinen Abhandlungen liefert dieſer erſte Band; in den folgenden verſpricht der Vf. dasjenige, was hier oft nur angedeutet und encyklopädiſch enthalten ſey, in weiteren und ſpecielleren Unterſuchungen darzulegen. — Billig erwartet man nun in einer allgemeinen Einleitung eine Darſtellung der Beziehungen zu finden, in welchen die Bergbaukunde (— Rec. bedient ſich lieber dieſes Wortes ſtatt des vom Vf. gebrauchten Wortes *Bergwerkskunde*, womit man die Kunde der einzelnen Bergwerke ſchicklicher bezeichnet —) zu den mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften ſtehet, ſo wie eine genauere Überſicht des Plans, nach welchem der Vf. dieſe Beziehungen darzulegen denkt. Dagegen ſtößt man aber ſogleich auf eine Abhandlung, welche „*Claſſification und Beſchreibung der Gebirge*" überſchrieben iſt. Nach des Vfs. Ausſage in der Vorrede iſt dieſe zum Theil ſchon vor zwey Jahren abgedruckt worden, womit der Vf. ſelbſt den Mangel mancher neuer Entdeckung und manche ſonſtige Fehler entſchuldigt zu wiſſen wünſcht. In der That wird man auch den größten Theil dieſer Abhandlung herzlich gern dem Vf. zurückgeben, da ſie beynahe nichts enthält, was man nicht in der ſchon 1805 erſchienenen Geognoſie von *Reuſs* ungleich beſſer und vollſtändiger fände; dagegen aber mit manchen Unrichtigkeiten ausgeſtattet iſt, welche man in dieſem Werke vermiſst. Ob der Vf. ſelbſt unmittelbarer Schüler *Werners* iſt, ſagt er nicht. Auf keinen Fall wird er aber ſeinen S. 41 geäuſserten Wunſch in Erfüllung gehen ſehen: daſs die *werner*'ſche Geognoſie durch dieſe Abhandlung allgemeiner bekannt werden möge, indem der große Gründer jener Wiſſenſchaft dieſe Ausgeburt ſchwerlich als ſein Kind wird anerkennen mögen. — Übrigens ſoll in dieſer Abhandlung nur ein Abriſs der Gebirgskunde gegeben werden; man erwartet daher zwar Kürze, aber eine gedrängte und gleichförmige Kürze: dagegen ſtößt man häufig auf ganz unnütze Tiraden, und bald auf eine ganz encyklopädiſche, bald hingegen auf eine ausführliche Darſtellung. Dabey iſt die Abhandlung in einem unerträglich-ſchwülſtigen Style geſchrieben. Durch die Wahl des Ausdrucks und manche angebrachte Redensarten ſcheint ſich der Vf. das Anſehn geben zu wollen, als gehöre er einer bekannten philoſophiſchen Schule an. Rec. beſorgt aber, daſs der Vf. eben ſo wenig bey den Anhängern als bey den Gegnern dieſer Partey ſeinen Zweck erreichen werde. So heißt es gleich zu Anfange: „Viele Naturforſcher, die ſich mit der Bildung der Erde beſchäftigten, haben darüber mancherley, gröſstentheils falſche Sätze aufgeſtellt. Die meiſten unter ihnen wollten ihre Erfahrungen zuſammenſtellen, erfanden zu dem Ende eine Hypotheſe, mittelſt deren ſie, von der beſchränkten Gegenwart ausgehend, eine Geologie geſchaffen zu haben glaubten. Sie nehmen die Erde wie ſie jetzt iſt, nicht ahnend das innere Leben derſelben, und ihr Hervorgehen aus ſich ſelbſt; ihre wahrhafte Geſchichte, ihre Entwickelung in einer ununterbrochenen Thätigkeit im Ganzen und Groſsen, iſt ihnen unbegreiflich." — Der zweyte § beginnt folgendermaſsen: „Was wir jetzt gebildet und bildend auf unſerer Erde wahrnehmen, entwickelte ſich zu ſeiner Zeit aus dem Leben derſelben. Wie dieſe Bildungen geworden ſind, und ſich lebend und thätig beweiſen, muſs die Geologie darſtellen." — Zu den allgemeinen Mängeln der erſten Abhandlung gehört auch die beſtändige Vermengung der Lehren der *Gebgnoſie* mit denen der *Geogenie*, welche doch ſtreng von einander geſchieden werden ſollten, zumal in einem Werke, welches das Verhältniſs der *Bergbaukunde* zu ihren Hülfswiſſenſchaften lehren will, zu denen aber die *Geogenie* gewiſs in keiner Hinſicht gehört. — Gemeiniglich zeigt ſich der Vf. als Compilator, und nur an ein paar Stellen als Selbſtbeobachter; aber auch hier nicht einmal in einem ausgezeichnet vortheilhaften Lichte.

Auf eine allgemeine Einleitung (S. 1—8) folgt, als der erſte Theil der Abhandlung, eine *Betrachtung der Gebirge überhaupt*. Nach §. 32 ſoll man den *Flotzgrünſtein unter* dem *Baſalte* antreffen, welches den mehreſten allgemein und ſchon längſt bekannten Erfahrungen widerſpricht, nach denen der Grünſtein,

wenn er in Gesellschaft des Basaltes vorkömmt, gemeiniglich *auf* demselben zu liegen pflegt. *Werner* selbst hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, dass bey den Flötztrapplagen die krystallinische Textur mit dem Schwinden der Producte blos mechanischer Niederschläge, nach oben zu allmählich sich entwickelt, und in dem Grünstein seine höchste, wiewohl immer nur sehr unvollkommene Stufe erreicht. Wenn der Vf. im 34sten § sagt: die Flötzgebirge seyen in der Zusammensetzung der Schichten zwar sehr mannichfaltig, jedoch bestehe eine jede solche Schicht aus *einfachen Fossilienmassen*: so dachte er vermuthlich nicht an das *Conglomerat* und den *Sandstein*, von welchen man dies doch wohl in der Regel nicht mit Recht sagen kann. — Zum Belege, wie rasch der Vf. hin und wieder bey seinen Schlüssen verfahrt, möge der Anfang des 35sten § dienen, wo es heisst: „Die vulcanischen Gebirge sind Erzeugnisse des Feuers, zu ihrer Bildung musste also Brennstoff vorhanden seyn; dieser aber trat zuerst in den Flötzgebirgen deutlich hervor. Die Flotzgebirgsarten enthalten also die Bedingungen zur Entstehung der vulcanischen; jene müssen also älter seyn als diese." Was der Vf. hier unter *Brennstoff* verstehe, sagt er nicht; es ist daher auch nicht einzusehen, aus welchem Grunde er nur den Flötzgebirgsarten die Bedingungen zu Vulcanen zuschreibt. Daraus, dass mehrere der jetzigen Vulcane aus Flötzgebirgen hervorbrechen und durch Feuer mehr und weniger veränderte Theile derselben zu Tage fördern, ist noch nicht bewiesen, dass die Vulcane selbst, die man billig mit den Erdbränden nicht unter Einer Kategorie zusammenfassen sollte, im Flotzgebirge ihre Entstehung haben. Dies können nur diejenigen annehmen, welche auch die Entstehung von Vulcanen in brennenden Stein- oder Braun-Kohlenflötzen gefunden zu haben glauben. Vielleicht ist der Vf. dieser Hypothese zugethan, und versteht unter Brennstoff Steinkohlen und Braunkohlen. Nach den *Humboldt's* und *Buch's* Beobachtungen aber scheint es mehr wie wahrscheinlich zu seyn, dass die Ursache der Vulcane, selbst noch *unter* dem uns bekannten, sehr unschicklich sogenannten *Urgebirge* verborgen liege.

S. 42 — 146 folgt nun im *zweyten Theile* eine *Beschreibung und Classification der Gebirge*. Die Beschreibung des Granits soll, als die erste, etwas ausführlich seyn; nachher will sich der Vf. mehr der Kürze befleissigen. Dennoch steht diese Beschreibung des Granits in Ansehung der Vollständigkeit sehr weit zurück hinter den von *Reuss* und von *Haberle* gelieferten. Die übrigen Urgebirgsarten sind vollends höchst dürftig abgespeist. — Nicht *Montsaucon*, wie der Vf. angiebt, sondern *Tournefort* nannte den *Granit* zuerst. — Granit, der in sehr niedrigen Gegenden vorkommt, ist darum noch nicht für Granit *neuerer* Formation anzusprechen, wie der Vf. nach S. 48 anzunehmen scheint. — S. 63 tischt der Vf. noch die Meinung auf, dass der *werner*'sche *Syenit* mit dem Syenit des *Plinius* identisch sey, und widmet dieser doch schon seit langer Zeit durch *Wad* und *Blumenbach* widerlegten Hypothese — nach welchen beiden trefflichen Naturforschern der Syenit des *Plinius* zu den vollkommensten und deutlichsten Abanderungen unseres Granits gehört — eine halbe Seite, welches gegen die übrige Kürze sonderbar absticht. — Bey der Angabe der verschiedenen Hauptmassen des Porphyrs, S. 66, vermisst Rec. den dichten Feldspath und Quarz. — Nach S. 75 soll bey *Edelsdorf* in Schweden *Grünsteinschiefer* vorkommen, ob es gleich in ganz Schweden keinen Ort Namens *Edelsdorf* giebt. Vermuthlich ist damit *Adelfors* in Smaland gemeint, wo aber, so viel Rec. weiss, kein Grünsteinschiefer, sondern ein sehr innig gemengter Glimmerschiefer vorkommt, der bey den Schweden Hornberg genannt wird. — Bey Darmstadt soll, nach des Vfs. Angabe, ein mit schillernder Hornblende gemengter Serpentin gefunden werden, welcher, wie der von *Humboldt* entdeckte, Polarität zeigt. — S. 86 und an mehreren anderen Stellen lässt sich der Vf. eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen, dass er nämlich Berge, Felsen u. s. w. nennt, wo eine gewisse Gebirgsart vorkommen soll, ohne die Gegend anzugeben, wo jene Berge u. s. w. liegen. Aus dem Citate ersieht man, dass der *Sonnenberg*, die *rehberger Klippe* und der *Tiefenbach*, wovon der Vf. spricht, am Harze zu suchen sind.

Bey dem *Übergangsgebirge* ist der Vf. unverhältnissmässig ausführlich; liefert aber hin und wieder, besonders in Ansehung des Harzes, sehr falsche Nachrichten. So soll z. B., nach S. 91, die Erze des Rammelsberges bey Goslar ein viele Versteinerungen enthaltendes Kalklager decken, welches man dort vergebens suchen, statt dessen aber wohl, in einiger Entfernung über dem Erzlager, eine ziemlich mächtige Schicht eines glimmerigen, mit Conchylienabdrücken angefüllten Grauwackenschiefers — (schieferige Grauwacke, nicht Übergangsthonschiefer, den der Vf. nebst mehreren anderen Schriftstellern mit dem eigentlichen Grauwackenschiefer verwechselt) — antreffen wird. S. 93 und 95 verräth der Vf. eine gänzliche Unbekanntschaft mit mehreren neueren geognostischen Untersuchungen über den Harz, die den *Übergangskieselschiefer* am Harze an vielen Orten nachweisen, wozu aber keineswegs, wie der Vf. meint, der im andreasberg'schen Thonschiefer Lager bildende zu zählen ist, da der Thonschiefer der Gegend von Andreasberg, in welchem die dortigen reichen Erzgänge aufsetzen, selbst nicht zum Übergangsgebirge, sondern zu den jüngsten Erzeugnissen der Urthonschieferformation gehört. Nach S. 100 soll bey der *Ockerhütte* (vermuthlich doch bey der am Unterharz gelegenen?) ein *Übergangskalkstein* mit vielen Versteinerungen vorkommen, ob man diesen gleich in der ganzen Gegend vergebens sucht, dagegen in der Nachbarschaft der Ockerhütte einen an Petrefacten reichen Flötzkalkstein findet, der zur jüngsten Flötzkalksteinformation, zum sogenannten *Muschelkalkstein* gehört. Die sogenannte *Einhornshöhle* bey *Scharzfeld* am Harz verlegt der Vf. ebenfalls in den

Digitized by Google

Übergangskalkſtein, da ſie doch, wie ſchon längſt bekannt iſt, in einem, vielleicht zum *karſtenſchen* Jurakalkſtein gehörigen *Flötzkalkſtein* liegt. — Bey der unverhältnifsmäfsigen Ausführlichkeit, womit der Vf. das Übergangsgebirge behandelt, fehlt es dieſem Abſchnitte doch ſehr an Vollſtändigkeit. So findet man darin den Übergangsdach-, Alaun- und Wetz-Schiefer, den feinkornigen Übergangsſandſtein, den Übergangsporphyr an keiner Stelle erwähnt. — S. 113 — 141 handelt der Vf. ebenfalls mit etwas gröſserer Ausführlichkeit vom Flötzgebirge. Es ſcheint dieſer, ſo wie der vorhergehende Abſchnitt, ſpäter ausgearbeitet zu ſeyn, als derjenige, welcher das Urgebirge betrifft; und allerdings ſind ihm auch einige Vorzüge vor jenem nicht abzuſprechen. Der Vf. erklärt ſich für die Vulcanität des Traſſes und Bimſteines in der Rheingegend, und iſt geneigt, ihren Urſprung in die Gegend der Fiſtel zu ſetzen. — Den Rogenſtein ſieht der Vf. als ein Erzeugniſs heiſser Quellen der Vorzeit an, ohne andere Gründe, als die Analogie mit dem Erbſenſteine, vorzubringen. Es ſcheint gegen dieſe Hypotheſe doch die Art des Vorkommens, die regelmäſsige Schichtung mit Sandſteinſchiefer, zu ſprechen. S. 128 — 131 iſt eine gelungene Darſtellung der verſchiedenen Reihen der Flötzgebirgsformationen mit Rückſicht auf die früheren Bildungen im Übergangsgebirge enthalten. —

Die zweyte Hälfte des Buchs nimmt eine *Abhandlung von der Bergwerkskunde* ein. Sie handelt zuerſt von der Bergwerkskunde (Bergbaukunde) überhaupt und ihren Hülfswiſſenſchaften. Hier wird in der Einleitung Manches über die Verhältniſſe der Bergbaukunde zu den mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften nachgeholt, welches bey einer logiſchen Ordnung dem ganzen Werke hätte vorangehen ſollen. Dann redet der Vf., nach *Werner*, ausführlicher über Mineralogie, über die Theile dieſer Wiſſenſchaft, beſonders auch über Methode in der Oryktognoſie, und bringt endlich ſogar noch eine kurze und nichts weniger als pragmatiſche Geſchichte der Geognoſie bey; welches alles hier ſehr am unrechten Orte ſteht. Nach dieſem geht er zur Bergbaukunde ſelbſt, und zwar zunächſt zur Bergbaukunſt über. 1 Cap. *Von den Lagerſtätten nutzbarer Mineralien, ihrer Aufſuchung und den darauf zu veranſtaltenden Verſuchbauen.* Die Lehre von den *Lagerſtätten* gehört nun wohl, genau genommen, nicht zu den Lehren der *Bergbaukunſt*, ſondern es iſt der Theil der Gebirgskunde, welcher in der Bergbaukunde die meiſte Anwendung findet, und kann alſo da, wo blofs die letztere vorgetragen wird, als eine Vorbereitung mit beygebracht werden. Da nun aber der Vf. in dieſem Werke der Geognoſie, als Hülfswiſſenſchaft der Bergbaukunde, eine eigene Abhandlung gewidmet hat: ſo hätte man auch erwarten ſollen, dafs er gerade in dieſer die Lehre von den beſonderen Lagerſtätten der Foſſilien ausführlich abgehandelt haben würde. Wenn der Vf. S. 178 von den *Gängen* ſagt: „Sie erſcheinen als ehemals offene Spalten, welche ſich bey der Austrocknung des Gebirgs gebildet haben, und ehemals von oben herein ausgefüllt worden ſind" —: ſo drückt er ſich wohl mit zu groſser Beſtimmtheit und zu allgemein aus, da unſere Meinungen von Entſtehung der Gänge nur Hypotheſen ſeyn und bleiben können, und es überdieſs ſehr viele Erfahrungen höchſt wahrſcheinlich machen, dafs wenigſtens bey Weitem nicht alle Gänge von oben herein ausgefüllte Gebirgsſpalten ſind. 2 Cap. *Von den Hauerarbeiten.* So, wie das erſte, gröſstentheils Compilation aus bekannten Werken und Abhandlungen. S. 226 ſtellt der Vf. den Satz auf: dafs das Pulver nach der Richtung, von woher es angezündet werde, immer ſeine geringſte Wirkung äufsere, und führt zum Beweiſe einen von ihm angeſtellten Verſuch an. Er habe nämlich in einen Piſtolenlauf eine gewöhnliche Pulverladung gethan, einen Papierpfropf darauf geſetzt, darauf Aſche geſchüttet, und nun durch das Zündloch auf gewöhnliche Weiſe abgebrannt, wobey die ganze Beſetzung vollkommen herausgeworfen worden ſey. Nachher habe er aber das Zündloch vernagelt, ſo wie vorher, jedoch nur ſchwächer, geladen, und vermittelſt eines ſtarken Draths eine durch den Pfropf gehende Öffnung gemacht, und die Ladung mittelſt eines mit Pulverauflöſung getränkten Papierſpans angezündet, worauf der Lauf zerſprengt worden ſey. Es verdient dieſer Verſuch eine Wiederholung, ſo wie die Sache eine weitere Nachforſchung. — Weitläuftig handelt der Vf. nach den in *Gilberts* Annalen enthaltenen Aufſätzen von *Pictet* und Anderen von der Beſetzung mit Sand; und nach *Baader* und *Schroll* von der ſogenannten *Luftbeſetzung*. Der Vf. hält die Vortheile der Sandbeſetzung für hinlänglich praktiſch erwieſen; er glaubt, dafs dieſe Methode dem Bergbaue groſsen Nutzen werde ſchaffen können, und ſchlägt vor, die Luftbeſetzung mit der Sandbeſetzung in Verbindung anzuwenden. Man vermeide dabey die Hinderniſſe, welche einer vollkommenen Anwendung der Luftbeſetzung, wobey man ſich des Lettens zur Verkeilung bedient, entgegenſtehen, indem es hinreichend ſey, ein Scheibchen von Holz oder Pappendeckel bis in die gehörige Tiefe, ſo dafs es nicht auf dem Pulver unmittelbar aufſitze, in das Bohrloch hinabzuſtoſsen, und alsdann mit Sand das Bohrloch vollends anzufüllen. Abgeſehen von den Schwierigkeiten, die es bey dieſer Methode haben würde, das Schieſsröhrchen anzubringen: ſo verräth der Vf., indem er die Sandbeſetzung ohne Einſchränkung empfiehlt, Mangel an praktiſcher Einſicht, weil nämlich dieſe Methode bey *Forſtenlöchern* auf keine Weiſe anzuwenden iſt. Überdieſs iſt aber auch der gröſsere Effect, der mit der Sandbeſetzung im Vergleich zur Lettenbeſetzung verbunden ſeyn ſoll, noch nicht ſo ganz zuverläſſig erwieſen. In Schweden und Norwegen angeſtellte Verſuche ſprechen dawider; ſo wie auch neuerlich die von den kaiſerl. franz. *Ingénieur en chef des mines, Héron de Villefosse*, und dem Prof. *Gilbert* am Harz mit der Sandbeſetzung gemachten Verſuche kein beſonders günſtiges Reſultat geliefert haben ſollen. — Der Vf. trägt nach *Baader* die Theorie des gröſseren mit der Luftbeſe-

Digitized by Google

tzung gegen die gewöhnliche Schiefsmethode verbundenen Effectes vor, die aber dem Rec. etwas zu künstlich zu seyn scheint. Den Hauptnutzen, welchen ein Luftraum gewährt, den man über oder unter dem Pulver läfst, glaubt Rec. darein setzen zu müssen, dafs dadurch ein *schnelleres* Entzünden der *ganzen* Ladung bewirkt wird, die dadurch mehr in einem Augenblicke ihrer ganzen Masse nach wirken kann; da hingegen bey der gewöhnlichen Besetzungsmethode, aus Mangel an Luft, die Entzündung langsamer von Statten geht, und daher ein Theil desselben schon seine Wirkung äufsert, während ein anderer noch unwirksam bleibt. Die Erfahrung lehrt sogar, dafs bey der gewöhnlichen Besetzungsmethode ein Theil des Pulvers oft gar nicht abbrennt, welches nach Rec. Beobachtungen bey der Luftbesetzung nicht vorfallt. Wenn der Vf. der Meinung ist, dafs die Wirkung der Luftbesetzung vermindert werde, wenn man den Luftraum *unter* dem Pulver lasse: so spricht dagegen eine zu *Röraas* in Norwegen schon seit mehreren Jahren gemachte Erfahrung, wo man sich dieser Methode mit ausgezeichnetem Vortheile bedient. Man stöfst dort auf die Sohle des Lohs einen mehrere Zoll langen Pflock, dessen mit einigen Einschnitten am Rande versehener Kopf gleichen Durchmesser mit dem Bohrloche hat, nach unten aber spitz zuläuft, und bringt darauf das Pulver, woran man den vierten Theil gegen vormals, als man sich noch der gewöhnlichen Schiefsmethode bediente, erspart. Unbegreiflich ist es dem Rec., wie der Vf. da, wo er von der Luftbesetzung redet, zu wiederholten Malen, statt *Luftraum*, *luftleerer Raum* schreiben konnte! — Bey Gelegenheit des Abschiefsens der Löcher wird nur des Zündens vermittelst eines Schwefelfadens gedacht. In mehreren Bergwerksgegenden bedient man sich dazu mit Pulver eingeriebenes, spiralförmig gewundenes Papiers, oder mit Pulver eingeriebener Holzspäne. — Des *Feuersetzens* gedenkt der Vf. nur sehr kurz. Von dem Unterschiede des *Ort- und Forsten-Brennens* und den verschiedenen Verfahrungsarten dabey, sagt er kein Wort. Unter den Orten, wo diese Erzgewinnungsmethode im Gange ist, erwähnt er nur den *goslarschen Rammelsberg*, *Felsobanzöe*, *Altenberg*, *Ehrenfriedersdorf*, *Geyer* und *Kongsberg*, da sie doch bey den mehresten *norwegischen* Bergwerken und bekanntlich bey den *schwedischen* fast durchgängig üblich ist. Auch mufs Rec. erinnern, dafs man nicht überall, wo man Feuer setzt, sich eines Rostes bedient; namentlich nicht am Harz, in Norwegen und Schweden. — 3 Cap. *Von der Veranstaltung und dem Betriebe der Grubenbaue.* Bey der Lehre von Anlegung der Schachte vermifst Rec. die bey dem Gangbergbaue bekannte Unterscheidung der saigern, nicht auf dem Gange abgeteuften, sogenannten *Richtschachte* und der *donlägigen* auf dem Gange niedergebrachten, so wie die Angabe der Vortheile und Nachtheile, die in verschiedenen Fällen mit der einen oder anderen Art verknüpft seyn können; ein Gegenstand, der bey dem Gangbergbau oft zur Sprache kommt, und besonders berücksichtigt zu werden verdient. — Da, wo vom *Verschrämen* des Ganges die Rede ist, hätte noch mit angeführt werden müssen, dafs diese Methode besonders bey den Gängen mit Vortheil angewendet wird, die durch ein *Besteg* vom Nebengesteine abgelöst sind; da sie hingegen bey Gängen, die an das Nebengestein fest angewachsen sind, in den meisten Fällen nicht vortheilhaft seyn kann. — 4 Cap. *Von dem Grubenausbau.* Gröfstentheils aus *Dingelstedts* bekanntem Werke über Grubenzimmerung und Mauerung entlehnt. Die Grubenmauerung ist ganz unverhältnifsmäfsig kurz abgehandelt worden. Bey der Angabe der verschiedenen Arten von Mörtel hatte die bekannte, aber merkwürdige Methode erwähnt zu werden verdient, die in dem Rammelsberge bey Goslar üblich ist, wo man sich nämlich des sogenannten *Kupferrauchs*, eines im alten Manne vorkommenden, schmierigen Gemenges von Vitriolen und Schieferstückchen, welches in der Wärme erhärtet, mit grofsem Vortheile statt des gewöhnlichen Cäments bedient. — Den Beschlufs dieses Bandes macht eine kurze Abhandlung über das *mathematisch-bergmännische Orientiren.* Die angehängten 3 Kupfertafeln stellen Gebirgsprofile, bergmännische Werkzeuge, Theile vom Grubenausbau u. dgl. vor. Der Mangel an Originalität, welcher, mit wenigen Ausnahmen, sich durch den ganzen Band bemerklich macht, drückt sich auch auf diesen Kupfertafeln aus, deren Inhalt, gleich dem des Textes, gröfstentheils aus anderen bekannten Werken zusammengetragen ist.

Rec. überläfst es nun Anderen zur Beurtheilung, ob man sich von der Fortsetzung dieses Werks grofsen Nutzen für das bergmännische Studium wird versprechen dürfen. Wahre Erweiterung und Vervollkommnung dieses so nützlichen Zweiges der Technologie wird man billiger Weise nur von Männern erwarten dürfen, die auf eigene Erfahrungen gegründete, *praktische* Einsichten mit hinreichenden theoretischen Vorkenntnissen vereinigen: eine Verbindung, deren Erscheinung freylich zu den Seltenheiten gehört; woraus es sich aber leicht erklärt, dafs die bergmännische Literatur so äufserst arm an *classischen* Werken ist.

Schliefslich mufs Rec. noch die aufserordentliche Zahl von Druckfehlern rügen, welche das Werk entstellen, und von denen nur ein Theil angezeigt worden ist.

E. *a.*

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Chemnitz* u. *Leipzig*, in d. Schröterschen Buchhandlung: *Mahme freundlich.* Ein angenehm belehrendes Bilderbuch für fleifsige, gehorsame und fröhliche Knaben und Mädchen, von D. *Carl Lang*, Vf. des Tempels der Natur u. s. w. Mit vielen ausgemalten Kupferstichen. 1809. IV u. 146 S. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) Die Erzählungen, unter welchen auch einige poetische vorkommen, sind angenehm, unterhaltend und lehrreich; auch die Kupfer sind nett und ihrem Zweck entsprechend. Das Buch verdient Empfehlung: es wird seinen Zweck sicher erreichen. M. G.

Jena, gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf, 1809.

Digitized by Google

Monatsregiſter

vom

Junius 1809.

I. Verzeichniſs der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

Amarantben, neue. 6 Samml. 150. 592.
Aufhebung, die für nöthig befundene, der Steuerfreyheit der Rittergüter und Unterthansfröhne, unpartheyiſch geprüft 130. 425.

B.

Bail Statistique générale des provinces composant le Royaume de Westphalie 142. 521.
Bellermann der Theologe. 3. 4 Th. 127. 405.
Bibel für Kinder. 2 Aufl. 136. 479.
Brautwerber, der kluge und vorſichtige 141. 520.
Buttmann älteſte Erdkunde des Morgenländers 140. 509.

C.

Choix de Prières pour les Adorateurs en Esprit et en Vérité. Trad. de l'Allemand et publ. p. *Prunner.* 2 éd. 137. 487.
Connoissance des Tems. Pour l'an XV. 1808. 1809 134. 487.
Crome botaniſcher Kinderfreund. 1 Bdchen. 1—3 Heft. 2 Bdchen. 4—6 Heft 138. 493.

D.

Denkmale am Lebenswege 146. 559.
Dietrich vollſtändiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik. 8 Bd. 138. 496.
Dulons Leben und Meinungen, von ihm ſelbſt. Herausgeg. von *Wieland.* 1. 6 Th. 139. 497.
Dutens Lebensbeſchreibung, oder Memoiren eines Reiſenden, der ausruht. Aus dem Franz. überſ. von *v. Meyer.* 1. 2 Bd. 139. 505.

E.

Einert Anleitung zur zweckmäſsigen Abfaſſung caſueller Kanzelvorträge 136. 476.
Elementar-Unterricht für Mädchen 153. 455.
Ewald die Kunſt, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. 1 Bdchen. 3 Aufl. 2 Bdchen. 152. 447.
— — über Declamation und Kanzelvortrag 136. 475.

F.

Fiſcher Geſchichte der Phyſik ſeit der Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſcheften bis auf die neueſten Zeiten. 1—8 Bd. 149. 577.
Fuhrmann Handbuch der claſſiſchen Literatur. 2 Bd. 2 Bd. 1. 2 Abth. 147. 561.
— — — Handbuch der claſſ. Literatur der Griechen. 1 Bd. 2 Bd. 1. 2 Abth. 147. 561.

G.

Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften ſeit der Wiederherſtellung derſelben bis an das Ende des 18 Jahrh. 8 Abtheilung. 1. Geſchichte der Naturlehre. 1—8 Bd. 149. 577.
Goeſs die Erziehungswiſſenſchaft nach den Grundſätzen der Griechen und Römer. 1 Th. 146. 558.
Gondon du droit public et des gens. 1—3 Th. 143. 533.
Grüfe Angiectaſie 129. 417.

H.

Hartmann Aufklärungen über Aſien. 1. 2 Bd. 140. 505.
Hering neue praktiſche Singſchule für Kinder. 2 Bdchen. 139. 503.
Heynatz märkiſches Küchengartenbuch 158. 496.
Horn Leben und Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion 137. 485.

I.

a St. Joſepho orationes XXIII habitae in Archigymnaſio Romanae ſapientiae. ed. 6 129. 425.
Juſti Gedichte 144. 544.

K.

Kiefer Aphorismen aus der Phyſiologie der Pflanzen 138. 489.
Köhake nützliches und angenehmes Leſebuch für die mittlere u. wiſsbegierige Jugend. 2 Ausg. 129. 424.
Kries Lehrbuch der Naturlehre für Anfänger. 1. 6 Aufl. 150. 589.
Kuinoel Commentarius in libros N. T. hiſtoricos. Vol. I. II. 127. 401.
— — Evangelia Marci et Lucae illuſtr. 127. 401.
— — Evangelium Matthaei illuſtravit 127. 401.

L.

Lang Muhme freundlich 151. 594.
Leben und Meinungen, auch ſeltſame Abentheuer Erasmus Schleichers. 4 Aufl. 1. 2 Bd. 140. 512.
Leroy's Heilkunde für Mütter. Aus dem Franz. von *Fiſcher* 133. 419.
Lueder die Nationalinduſtrie und ihre Wirkungen 131. 436.

M.

Mädchenglück und Mädchenunglück 152. 447.
Marſch, der, der Franzoſen nach Indien 141. 519.
de la Motte Fouqué Sigurd, der Schlangentödter 144. 542.

N.

Naterp kleine Schulbibliothek. 3 Aufl. 140. 512.

P.

Pauli Apoſtoli Epiſtola ad Philippenſes graece illuſtr. 2 *Am Ende.* ed. 2 127. 407.

Q.

Quandt Nachricht von Surinam und seinen Einwohnern 143. 531.

R.

Rabaut l. j. Annuaire ou repertoire ecclesiastique à l'usage des églises réformées et protestante de l'Empire françois 132. 441.

Rese Darstellungen aus der Geschichte des 30jährigen Kriegs. 1 Bdchen. 130. 432.

Rockstroh die Anfangslehren der Buchstabenrechnung und Algebra 135. 471.

Rosenmüller auserlesenes Beicht- und Communion-Buch für gläubige Christen. Neue Aufl. 136. 479.

Röttger Billigkeitsgründe für die Vereinigung der Schulden aller westphälischen Departements zu einer gesammten Reichsschuld 131. 439.

S.

Sammlung auserlesener Lieder zur häuslichen Erbauung. 3 Aufl. 140. 512.

— — — deutscher Volkslieder. Herausgeg. durch *Büsching* und v. d. *Hagen* 144. 537.

Schenk v. Schenkendorf Studien 141. 521.

Schmidts Geschichte der Deutschen, fortgesetzt von *Milbiller*. 21. 22 Theil 133. 449.

— — neuere Geschichte der Deutschen, fortgesetzt von *Milbiller*. 16. 17 Bd. 133. 449.

Schubert neue Untersuchungen über die Verhältnisse der Grössen und Excentricitäten der Weltkörper 135. 469.

Snell Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. 1. 2 Th. 4 Aufl. 131. 458.

Spanr Maximen für Jünglinge, die in die grosse Welt treten 147. 567.

Stütz mineralogisches Taschenbuch. Herausgegeben von *Megerle von Mühlfeld* — 137. 481.

Supplément des codes Napoléon et de procédure civil, ou Recueil des Sénatus-consultes etc. publiés depuis l'an XI. Réunis et mis en ordre p. *Rondonneau* 128. 409.

W.

Wagner Grundriss der reinen allgemeinen Logik 131. 439.

— — Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt 145. 545.

Westermeier drey Umstände aus dem Leben des hingerichteten Verbrechers *Theodor Unger* 129. 428.

Wittmanns Reisen in der europäischen Türkey, Kleinasien, Syrien und Aegypten in den Jahren 1799—1802. Aus dem Engl. von *Bergk*. 2 Bd. 143. 529.

Z.

Zimmermanns Darstellungen aus der Mineralogie, Mathematik, Physik und Bergwerkskunde. 2 Bd. 151. 565.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchh. in Frankfurt an der Oder 138.

Amelang in Berlin 141.

Andreäische Buchh. in Frankfurt am Mayn 145.

Anonyme Verleger 137. 144.

Arnold in Dresden 135.

Bädecker und Kürsel in Duisburg und Essen 140.

Barth in Leipzig 127. 136.

Beckersche Buchh. in Gothe 150.

Bieling in Nürnberg 136 (2). 149.

Brasseur in Paris 145.

Braunes in Berlin 135. 144.

Crökersche Buchh. in Jena 141.

Dankwerts in Göttingen 138.

Dieterich in Göttingen 138. 142.

Druckerey, kaiserl., in Paris 134.

Feind in Leipzig 133.

Fleischer, Benj., in Leipzig 140.

Fleischer d. J. in Leipzig 139.

Gädicke in Berlin 138.

Geffert in Ansbach 146.

Geistinger in Wien und Triest 137.

Gessner in Zürich 139.

Grau in Hof 152.

Hahn, Gebr., in Hannover 132.

Heinisch W. in Hildburghausen 129.

Heyn in Berlin 142.

Heinrichshofen in Magdeburg 129. 130. 131. 150.

Hennings in Erfurt 127.

Heyer in Giessen und Darmstadt 135.

Hitzig in Berlin 144.

Hof- Buch- und Kunst-Handlung in Rudolstadt 147.

Köhler in Leipzig 129. 130.

Kummer in Leipzig 143.

Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam 139.

Macklot in Carlsruhe 146.

Mayr in Salzburg 147.

Mohr und Zimmer in Heidelberg 136. 152.

Mylius'sche Buchh. in Berlin 140.

Rabaut-Pommier in Paris 132.

Rein und Comp. in Leipzig 145.

Rondonneau und Collin in Paris 128.

Röwer in Göttingen 149.

Schladebach in Leipzig 147.

Schröterische Buchh. in Chemnitz und Leipzig 152.

Schulbuchhandlung in Braunschweig 131.

Schulze in Oldenburg 140.

Societäts-Kunst- und Buch-Handlung, neue, in Halle 147

Solbrig in Leipzig 129.

Stettin in Ulm 129. 133.

Unger in Berlin 137.

Wagner in Neustadt an der Orle 127.

Wilmans in Frankfurt am Mayn 132.

III. Intelligenzblatt des Junius.

Ankündigungen.

Albanus in Neuſtrelitz Verl. 40. 339.
Amelang in Berlin Verl. 42. 366.
Cnobloch in Leipzig Verl. 42. 363. 365.
Darnmann in Züllichau Verl. 42. 367.
Dunker und Humblot in Berlin Verl. 41. 358. 359.
Ernſt in Quedlinburg Verl. 46. 392.
Frommann in Jena Verl. 45. 392.
Gebauerſche Buchh. in Halle Verl. 45. 391.
Hammerich in Altona Verl. 41. 365.
Hartknoch in Dresden Verl. 42. 366.
Hemmerde und Schwetſchke in Halle Verl. 45. 389.
Hirt die Huldigung der Wiſſenſchaften n. d. Lat. des *Muret* 40. 341.
Joachim in Leipzig Verl. 44. 384.
Krüll in Landshut Verl. 44. 384.
Kunſt- und Buch-Handlung in Berlin, neue Landcharten 41. 359.
Kupferberg in Mayna Verl. 40. 342.
Lindauer in München Verl. 40. 342.
Realſchulbuchhandlung in Berlin Verl. 44. 381.
Röwer in Leipzig Verl. 42. 367.
Schöll in Paris Verl. 42. 368.
Schumann, Gebr., in Zwickau Verl. 41. 357. 42. 365.
v. Werneck Beyträge zur Phyſik und höheren Forſtwiſſenſchaft 40. 341.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Auguſti in Jena 44. 377.
Banks in England 44. 379.
de Baaustet in Paris 40. 338.
Barthalet in Frankreich 44. 379.
Blank in Würzburg 41. 354.
Bolt in Freyburg 40. 338.
v. Bourgoing in Dresden 40. 340.
Buttmann in Berlin 44. 379.
v. Carnea Staffaeo in Wien 41. 355.
v. Champagny in Paris 40. 340.
Choron in Italien 44. 379.
Creſcentini in Italien 41. 354.
Cuvier in Paris 40. 338.
Eichſtädt in Jena 44. 377.
Emery in Paris 40. 338.
Feſtetits in Ungarn 41. 355.
Gaſs in Berlin 44. 379.
Gruner in Berlin 41. 356.
v. Harsberg in Ulm 44. 378.
v Humboldt in Berlin 41. 356.
Jaquin in Oeſterreich 44. 379.
Jefferſon in Amerika 44. 379.
Joſephi in Parchim 44. 378.
de Juſſieu in Paris 40. 338.
Kirſten in Cranichfeld 44. 377.
Klein in Berlin 44. 379.
Laplace in Paris 44. 379.
Maurcitz in Fiume 41. 364.
v. Maret in Paris 40. 340.
Martens aus Eutin 41. 365.
Meſſow aus Calbe 41. 355.
Morgenſtern in Dorpat 40. 342.
Nael in Paris 40. 338.
Naugarède de Fayet in Paris 40. 338.
Oſolinski in Wien 41. 365.
Pallas in Rußland 44. 379.
Pertſch in Coburg 41. 345.
Plackert in Heldrungen 44. 379.
v. Ranzau in Kiel 41. 355.
Ribbeck in Berlin 44. 379.
v. Rode in Deſſau 40. 340.
Rothe in Holſtein 41. 355.
Rudtorfer in Wien 41. 354.
v. Sapieha, Prinz 40. 340.
Schmid in Hildburghauſen 40. 339.
Schmidt zu Cruſſow in der Uckermark 40. 339.
Schubert in Jena 44. 377.
Schneider in Berlin 44. 379.
Schott in Leipzig 44. 377.
v. Sonnenfels in Wien 44. 377.
Stark d. J. in Jena 44. 377.
Stegar in Hardersleben 44. 378.
Succow in Jena 44. 377.
That in Kaſchely 41. 354.
Tzſchirner in Wittenberg 44. 377.
Volta in Italien 44. 379.
Waidinger in Wien 41. 354.
Walther in Berlin 44. 379.
Wieland in Berlin 44. 377.
Wilkens in Schamnitz 41. 354.
Zahn in Dalitz 44. 378.
Zeckner in Wien 41. 364.

Nekrolog.

Beſſer in Zeiz 44. 379.
Biener in Zörbig 44. 379.
Franke in Bilenburg 44. 379.
Hagemann in Rom 44. 379.
Haid in Augsburg 44. 379.
Henke in Helmſtädt 44. 380.
Héron in Lyon 44. 380.
Mohr in Kiel 44. 379.
v. Müller in Caſſel 45. 385.
Pajou in Paris 44. 380.
Pfeffel in Colmar 44. 379.
v. Rottenkann in Böhmen 41. 355.
Sadewaſſer zu Gardelegen in der Altmark 44. 379.
Schloſſar in Würzburg 41. 355.
Tertina in Ungarn 41. 355.
Weiske in Meiſſen 44. 379.

Gelehrte Geſellſchaften und Preiſe.

Erfurt, Nachricht von der Akademie nützlicher Wiſſenſchaften 40. 340.

Digitized by Google

Gand, Preisaussetzung der Ackerbaugesellschaft 44, 381.
Niort, Preisertheilung der Akademie 42, 362.
— — Preisvertheilung und Preisaufgaben des Athenäums am 19 May 44, 380.
Paris, Sitzung der Société académique des sciences am 18 Dec. v. J. 40, 359.
— — Sitzung der Société de pharmacie am 15 May 41, 380.
Rostock, Arbeiten und jetziger Bestand der mecklenburgischen naturforschenden Gesellschaft 40, 363.
Toulouse, Sitzung und Preisvertheilung der Académie des jeux floraux am 3 May 42, 362.

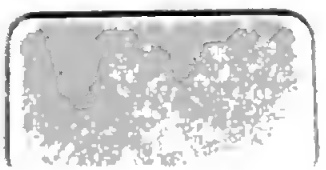
Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Breslau, die *johnsche* Erziehungsanstalt bekömmt den Namen *Louisen-Anstalt* 42, 362.
Erlangen, Promotionen und Festprogramme 45, 388.
Frankfurt am Mayn, Unterrichtsplan der neuen Karlsschule 46, 388.
Freyburg, Promotion und merkwürdige sponsio solemnis dabey 40, 358.
Jena, Promotionen und Pfingstprogramm 42, 361.
Kiel, Raden, Promotionen und Rectoratswechsel 46, 387.
Kopenhagen, Stiftungsfest des blagaardschen Schullehrerseminariums 42, 361.
Landshut, Disputationen und Preisfragen 41, 363.
Ohlsberg, die weibliche Erziehungsanstalt erhält Statuten 42, 361.
Paris, Auffoderung an die Lehrer der Universität, um die ihnen angemessenen Grade nachzusuchen — Verhältniss der Grade zu den Lehrämtern 40, 357.
— — Titularräthe und Vicerectoren der Facultäten der Akademie 40, 358.
— — Verhältniss der neuen Universitätsgrade gegen die älteren 45, 389.
Würzburg, Promotionen 45, 388.
Zeng, Errichtung einer Gymnasialschule 41, 354.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Antwerpen, Preisvertheilung in der Malerakademie am 10 May 44, 381.
Abramson in Berlin, Medaille auf die Rückkehr des Königs 44, 382.
Berlin, Censurangelegenheiten 41, 356.
Bücher-Auction in Helmstädt 46, 392.
— — — — in Zerbst 41, 360.
Canova in Rom hat die Statue der Princessin Pauline und eine Magdalena verfertigt 46, 390.
Erklärung des Rec. der Comoedia divina über die Bemerkung des Hn. Prof. *Böckh* in Heidelberg 45, 374.
Eschke, Empfehlung von *Dunkers* Lampen-Mikroskop 42, 368.
Friedländer in Paris schenkt dem berlinisch-cölnischen Gymnasium eine Mineraliensammlung 44, 382.
Kopenhagen, die Kunstakademie feyert ihren Stiftungstag 45, 390.
Musée françois, publié p. *Robillard-Peronville* et *Laurent*, 68 Lieferung 44, 382.
Nasium, Entdeckung neuer Alterthümer daselbst 41, 366.
Paris, neue Inspection der kaiserl. Druckerey 45, 390.
Piranesi in Rom übergiebt dem Vicekönig einen alten römischen Legionsadler 42, 364.
Rom, diesjährige Kunstausstellung 46, 390.
Schott und *Märker* in Leipzig Warnung vor einer literarischen Betrügerey 41, 360.
Vulpius in Weimar Verkaufs-Anzeigen von Kupferstichen 45, 369.
Wolff Bemerkungen über die Antwort des Rec. auf meine Antikritik nebst der Antwort des Rec. 40, 344.
Wort, ein, über die im 17 St. der Ergänzungsblätter zur hall. A. L. Z. befindliche Rec. des Hülfsbuchs zum griechischen Elementarwerke von *Jakobs* 42, 367.
Zürich, die *heideggersche* Sammlung aldinischer Ausgaben kommt nach Mayland 45, 390.

Digitized by Google



Digitized by Google